



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

RESEARCH LIBRARIES



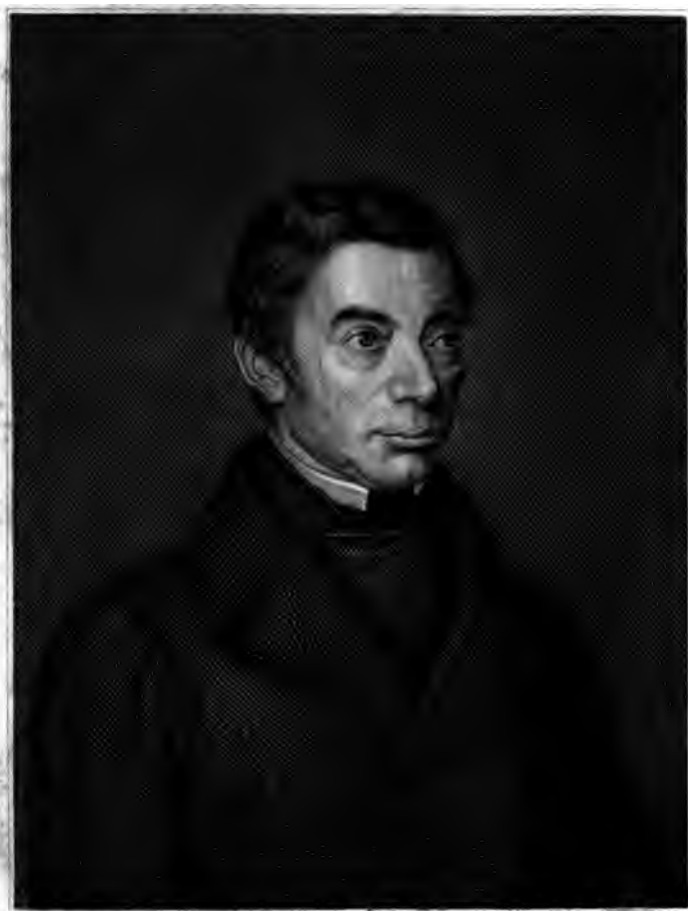
3 06829760 9



\_\_\_\_\_







Dr. J. C. Weith.

Eigenthum u. Verlag von G. J. Manz in Regensburg



**Ergänzungsbände**

YHAK H. G. 1850  
um  
GMA 1850

# Conversationslexicon

für das  
**katholische Deutschland.**

Ober:

**Encyklopädische Schilderung**

der neuesten Ereignisse und hervorragendsten Persönlichkeiten in Kirche,  
Staat, Wissenschaft, Kunst und Gewerbe,  
nebst zahlreichen Nachträgen und Verbesserungen  
**zum Hauptwerke.**

---

In Verbindung mit mehreren katholischen Gelehrten  
des In- und Auslandes

herausgegeben

von

Dr. Wilhelm Binder.

---

**Zweiter Band.**

S — 3.

Nachträge und neueste Einläufe.

---

Kegensburg, 1850.

Verlag von Georg Joseph Manz.

THE NEW YORK  
PUBLIC LIBRARY  
270669B  
LEONARD AND  
TERESA FOUNDATION  
1946



**Zaagaabaa**, *Glycine Apios*, *Apios tuberosa*, früher zum Theil unter dem Namen der amerikanischen Erdnuß bekannt, hat in der neuesten Zeit viele Aufmerksamkeit auf sich gezogen, da mehre Naturforscher, namentlich Dr. Gesner, sie als Urtypus der Kartoffel zum Anbau anempfahlen haben. Die Pflanze war schon im 17. Jahrhundert bekannt u. wurde unter Anderen von Marison in dessen *historia antarum* beschrieben. Sie wächst in dem größten Theile von Nordamerika, von Canada bis Florida und westlich bis zum Staate Missouri, an feuchten und schattigen Orten wild und hält in den meisten Gegenden Deutschlands zur Winterszeit im Freien aus. Sie bildet unter der Erde einen Wurzelstock mit vielen Ausläufern, welcher hie und da unregelmäßige Knoten, von der Größe eines Welschnußes bis zu der eines Hühnereies, hat. Aus diesen Knoten treiben alljährlich artartige Stengel, welche an Stangen bis zu 12 Fuß Höhe gezogen werden können und dichtgebrängte Trauben fleischrother Schmetterlingsblüthen tragen. Die Wurzeln, die jedoch zur Reife ein wärmeres Klima, als das deutsche, verlangen, enthalten kleine, dunkelrothe, eßbare Bohnen. Man verwendet sie in Amerika, wegen der zahlreichen, gewundenen Stengel und der schönen Blüthen, zum Ueberdachen von Lauben und Bogengängen. Als Nahrungspflanze ist sie indessen nicht zu empfehlen, denn ihr Knollenertrag ist gering und die dicke Schale verursacht außerordentlich viele Abfälle. Von Wechselwirtschaft könnte bei ihrem Anbau kaum die Rede fern, denn es ist unmöglich, bei der Ernte alle Knollen aus der Erde zu ziehen: die zurückbleibenden, mit ihren zahlreichen Wurzelsfasern, treiben im nächsten Jahre und so entsteht ein Unkraut der schlimmsten Art.

**Zaarauer**, Friedrich Heinrich Wilhelm, geboren in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts zu Kiel, wurde in seiner Vaterstadt gebildet und wirkte auch auf der dortigen Universität die Rechtswissenschaft. In der Folge erhielt er eine Anstellung auf der schleswig'schen Insel Femern u. wahrscheinlich auch als schon den Titel eines dänischen Kammerrathes. 1819 wurde er Hardebrogt der Steurdorfharde des schleswig'schen Amtes Gottorf u. von hier kam er 1825 als Amtsvorwaller und Aktuar des schleswig'schen Amtes Hütten nach der Stadt Schleswig. Nachdem er dieses letzte Amt eine Reihe von Jahren verwaltet hatte, wurde er bei einer, im Auftrage des Landesherrn angestellten, Revision der ihm anvertrauten Gelder ein Kassendefekt, der inzwischen wohl nur hauptsächlich durch die Unachtsamkeit an Aufsicht über seine Unterbeamteten veranlaßt worden war. Allein S. wurde in Untersuchung gezogen und in Folge derselben am 2. November 1833 in Untersuchung gezogen u. endlich am 19. Februar 1834 nach der Festung

ort abgeführt. Nach ausgestandener Strafe scheint er Rendsburg zu seiner Wohnorte gewählt zu haben, wenigstens ist er dort am 15. April 1845 gestorben. Daß S. ein Mann von vielen Kenntnissen, sowohl in juristischer, historischer Hinsicht gewesen, erhellt deutlich aus den schriftstellerischen Arbeiten die er hinterlassen hat u. durch welche er sich erst in den letzten 16 Jahren seines Lebens bemerkbar machte. Es sind folgende: „Staatsrecht des Königreichs Dänemark und der Herzogthümer Schleswig-Holstein u. Lauenburg.“ Aus dem Deutschen des Conferenzzrathes Professor Schlegel, Commandeur des Danebrog, in Deutsche übersezt, Schleswig 1829; Versuch einer geschichtlichen Darstellung politischen Verhältnisses der Insel Femern bis zum Jahre 1829. In Falk's neuem staatsbürgerlichen Magazine, Bd. 2. (1832), Hft 1. u. Nachtrag dazu. Ebenda selbst Bd. 4. (1834), Hft. 2. — Prüfung der bisherigen Ansichten von ehelicher Gütergemeinschaft in den Herzogthümern Schleswig und Holstein, das. Bd. 6. (1836), Hft. 1. u. Bd. 7. (1837) Hft. 1. u. in dessen Archiv, Bd. 3., 3. und 4. Hft. Entwicklung der Rechtsgrundsätze, nach welchen die von Männern geleisteten Bürgschaften im Herzogthume Schleswig zu beurtheilen sind. In Falk's Mag. Bd. 7., Hft. 3. und 4. Geschichtliche Forschung über die Gültigkeit des römisch-justinianischen Rechtes im Herzogthume Schleswig, daselbst Bd. 8. (1838), Hft. 2.; Bd. 9. (1839), Hft. 2.; Bd. 10. (1840), Hft. 1., 3. und 4. und in Falk's Archiv, Bd. 1. (1841), Hft. 2. Auch ist das Ganze zu Kiel in einem besondern Abdrucke erschienen. — Blick auf die Staatsverfassungen des Alterthums, mit Rücksicht auf die Entwicklung der Monarchie und eines umfassenden Staatsorganismus, aus dem Dänischen des Professor J. N. Madwig. In Falk's Archiv, Bd. 1., Hft. 1. Ueber die Bewegung der dänischen Bevölkerung, vom Professor J. N. Hübertz, aus dem Dänischen. Das. Bd. 1., Hft 2. — Ueber Reichstage und Provinzialversammlungen, sowie über den Reichstag von Dänemark vom 13. Jahrhundert bis 1660, von Prof. J. E. Larsen, aus dem Dänischen übersezt, das. Bd. 2. (1843), Hft. 1. — Ueber die persönliche Theilnahme der dänischen Könige an der Rechtspflege, von J. E. Larsen, aus dem Dänischen übersezt, das. Bd. 2., Hft. 1.; Ueber die Ermordung des Grafen (Herzogs) Gerhardt des Großen, das. Bd. 2., Hft. 3.; Auszug aus dem schleswig-holsteinischen Staatskalender für 1772, das. Bd. 2., Hft. 3.; Historische Nachweisung, daß Rendsburg ganz zu Holstein gehört, das. Bd. 3., Hft. 2.; Erwiderung an Prof. Vaulsen, das. Bd. 3., Hft. 4.; Bemerkungen zu J. Brenner's Geschichte von Schleswig-Holstein, das. Bd. 4., Hft. 4.

Sabeler, Johann, berühmter Kupferstecher, Haupt und Lehrmeister der Künstlerfamilie S., wurde um 1550 in Brüssel geboren, machte verschiedene Reisen, kam 1589 an den Hof zu München, wo er mit 200 fl. jährlichem Gehalte angestellt wurde und bis zum Jahre 1595 blieb. Hierauf begab er sich nach Verona, Venedig und endlich nach Rom, um dem Papste Clemens VIII. seine schönsten Kupferstiche zu überreichen. Allein seine Kunstwerke fanden kalte Aufnahme, und hierüber mißvergnügt, verließ S. Rom und zog sich nach Venedig zurück, wo er im Jahre 1600 starb. Viele bedeutende Maler seiner Zeit bemühten sich, ihre Gemälde durch seinen Grabstichel bekannt zu machen. Sein schönstes Werk ist ein allegorisches Blatt in Großfolio, den damaligen Erbprinzen von Bayern, Maximilian, als Herkules auf dem Scheidewege darstellend. Egid u. Raphael S. Neffen und Schüler des Vorigen, zeichneten sich ebenfalls als Kupferstecher aus. Letzterer namentlich durch die meisterhaften Platten, welche er zu Rader's Bavaria Sancta geliefert.

Säckingen oder Seckingen, im Oberrheintreise Badens, Stadt u. Amtsstadt am Rhein, mit Mineralquellen und 1500 Einwohnern. Das ehemalige Frauenstift daselbst ist uralt und wurde schon im Jahre 495, unter dem fränkischen Könige Klodwig I., von dem heiligen Fridolin auf einer Insel im Rhein erbaut. In dieses Kloster wurden nur adelige Fräulein aufgenommen. Die Chorfrauen, welche auf die Kanonikate wirklich installiert waren, konnten sich nicht mehr verheirathen,

wohl der die Espectantinnen. Die Aebtissin war eine Fürstin des Reiches, welche Würde erst die Freiin Elisabeth von Dufnang im Jahre 1307 erlangte. Zu den ursprünglichen Stiftsgütern hatte auch Glarus in der Schweiz gehört, welches Ländchen die Herrn desselben, Urjo und Landulph, dem heiligen Fridolin schenkten, die Aebteissen später den Schirmvögten des Klosters, den Grafen von Habsburg, zu Lehen gaben. Es war vor Alters Gebrauch, daß die Landleute von Glarus jährlich eine Bottschaft gen S. schickten und durch diese der Aebtissin eine Ehrengabe überbringen ließen, wogegen die Aebtissin alle vier Jahre nach Glarus kommen mußte, um daselbst der Wahl der Obern im Rathe und Gerichte beizuwohnen. Als Glarus 1352 dem Bunde der Eidgenossen beitrug, hörten die früheren Verhältnisse auf. Am 7. Juli 1678 legten die Franzosen das alte Münster zu S. mit seinen zwei Thürmen in Asche; die Kirche wurde jedoch nach der Hand mit desto größerer Pracht wieder hergestellt. — Stumpf: Docum. manusc. in Archiv. Secking. Urstif. mD.

\* **Saint-Simon, St. Simonismus.** Wir haben es zunächst hier mit dem Erpösslinge des altberühmten französischen Geschlechtes St. Simon zu thun, welcher in unjrer Zeit sich als der Gründer einer nach ihm benannten socialistisch-politischen Religion einen Namen gemacht hat. Henri, Graf von St. S., ward zu Paris 1760 geboren. Reg- u. strebsamen Geistes, ging er 1779 nach Amerika u. diente mit im Befreiungskriege unter dem Grafen von Bouillé und Washington. Nach dem Frieden nach Frankreich zurückgekehrt, ward er zum Obristen ernannt. Er suchte aber kein Feld für seine Thätigkeit eröffnete, ging er 1785 nach Holland, u. an einem Kriesszuge der Franzosen und Holländer gegen die englischen Besatzungen in Indien Antheil zu nehmen, der aber nur Projekt blieb. 1786 kehrte daher nach Frankreich zurück und 1787 ging er nach Spanien, wo er einen Plan entwarf, Madrid durch Kanäle mit dem Meere zu verbinden. Ohne für den Plan Anklang zu finden, ging S. in die Heimath zurück, wo er an der Revolution keinen Antheil nahm, sondern sich mit Erwerbung der Geldmittel zur Führung einer großen Industralanstalt, welche die Lage der Menschheit verbessern sollte, beschäftigte. Zu diesem Zwecke begründete er mit dem preussischen Grafen v. Bern eine, „der Bliss“ genannte, Unternehmung von Diligencen. 1797 zog jedoch Bedern von dieser Unternehmung zurück und St. S. hatte nicht genug Geld gewonnen, um seinen großen Plan ins Werk setzen zu können. Er widmete drei Jahre dem Studium der Philosophie und Naturwissenschaften, um sich in der Wissenschaft den Weg zeigen zu lassen zur Realisirung seiner die Menschheit lückenden Unternehmung. Zu dem Zwecke bereiste er auch England u. Deutschland, doch ohne irgend befriedigende Erfahrungen zu machen; bei den Deutschen nentlich fand er die Wissenschaft noch in ihrer Kindheit, weil sie selbe noch auf aristische Grundsätze begründeten. Von diesen Reisen übrigens schrieb sich wohl ein Haß gegen die Aristokratie des Besitzes durch den Anblick der großen Territorienherrschäften in jenen beiden Ländern her. Von 1808 an begann er auf dem vortrichen Gebiete für die Verbreitung seiner Ideen zu wirken. Seine hauptsächlichsten Schriften sind: „Introduction aux travaux scientifiques du 19ième siècle“ (2. Aufl., Par. 1807), wo er schon den Grundsatz aufstellt, daß der Mensch Arbeit verpflichtet sei und daß die, welche von der Arbeit Anderer leben, eine Last der menschlichen Gesellschaft seien. „Prospectus d'une nouvelle encyclopédie“ (1810). „L'industrie ou discussions politiques, morales et philosophiques sur l'intérêt de tous les hommes livrés à des travaux utiles et independans“ (Bände 1817), worin er die Idee einer allgemeinen Bergesellschaftung der Menschen mittelst der Industrie aufstellte und selbe weiter entwickelte in dem „Organisateur“ (1819 u. f.), dem „Système industriel“ (1821) und im „Catochisme des industries“ (1835 u. f.). Seine Ideen u. Vorschläge fanden indes weder Anknüpfung, noch überhaupt Aufmerksamkeit u. er selbst versank in die äußerste Dürftigkeit, daß er den Versuch machte, sich zu erschießen. Nach seiner Wiederherstellung ge-  
 1 Gedanken, seine Ideen möchten mehr Anklang finden, wenigstens

größeres Aufsehen erregen, wenn er sie in das religiöse Gewand kleide; zu dem Zwecke schrieb er: „Opinions littéraires, philosophiques et industrielles“ und den „Nouveau Christianisme, dialogues entre un conservateur et un innovateur“ (1825), wo das „neue Christenthum“ als eine Vollenbung desselben dargestellt wurde, das Christenthum für einseitig: da es Gott, der doch Geist und Materie sei, bloß als Geist darstelle; da es das Materielle verachte, während doch dessen Cultivirung des Menschen Aufgabe sei; da es nur eine geistige Gemeinschaft des Menschen bewirken wolle und nicht auch eine materielle des Eigenthums und der Betriebsamkeit; da es den Vorzug der königlichen Geschlechter in dem bekannten Aussprüche: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist“ und dadurch die Ausbeutung des Menschen durch Menschen heilige. Nun habe aber Jesus selber gesagt (Joh. XVI., 12, 13), daß seine Lehre noch nicht vollkommen sei, sondern dieses erst in der Zukunft werden solle: diese Vorhersagung gehe nun in ihm, St. S., in Erfüllung. Die praktische Ausführung dieser Lehre mußte der neue Messias übrigen seinen Jüngern überlassen, denn er starb am 19. Mai 1825, indem er den sein Lobbett umgebenden, Schülern die Fortsetzung seines Werkes mit den Worten anempfahl: „Die Frucht ist reif, ihr werdet sie pflücken.“ Anfangs suchten die Schüler, unter denen sich Bazard, Enfantin und Olinde Rodrigues, ein jüdischer Banquier, aus Portugal stammend, St. S.'s vertrautester Freund, besonders hervorthaten, mehr in literarischer Beziehung zu wirken, besonders durch Lechevalier's Zeitschrift: „Le Globe“, von 1831 an den Nebentitel führend: „Journal de St. Simon“. Erst im März 1830 fingen sie an, Predigten zu halten; nach der Julirevolution traten sie entschieden hervor, hielten jeden Mittwoch in ihrem VersammlungsSaale, in der Straße Tailbout, öffentliche, vielbesuchte Reden, sendeten Missionäre in die vornehmsten französischen Städte aus und machten auch einen, obgleich erfolglosen, Versuch mit öffentlichen Vorträgen in den bedeutendsten belgischen Städten. In Frankreich machten sie bedeutendes Glück, wie auch ganz natürlich, denn jene Zeit war noch nicht übersättigt mit socialistischen Planen u. Träumen und der von den St. Simonisten in den Vordergrund gestellte Gedanke, den Zustand der Lohnarbeiter zu verbessern und die Nutzung des Menschen durch Menschen aufzuheben, mußte die große Menge der gedrückten und unzufriedenen Arbeiter und solcher, „die arbeiten könnten, wenn sie wollten“, für sie gewinnen. Sie erklärten, eine ganz neue Gesellschaft gründen zu wollen, die allen Menschen gestatte, ungehört ihren Sympathien nachzuleben, in welcher sich materieller und geistiger Reichtum vermehre, indem ein Jeder, seinen Fähigkeiten gemäß, arbeite und nach seiner Arbeit belohnt werde. Daher das neue Weltgesetz: „Für alle Menschen ohne Ausnahme, aber für jeden nach seinen Fähigkeiten und seinen Werken: „Erziehung, Geschäft und Erholung“. Aus diesem Dogma folgt die Abschaffung jedes Vorrechtes der Geburt und der damit verbundenen Vererbung des Vermögens, denn kein gesellschaftlicher Vortheil dürfe vom Zufalle abhängig sein und die ganze Gesellschaft müsse das Eigenthum eines Jeden erben; auch das Aufhören des „Exploitirens des Weibes durch den Mann“ und deren Ausschließung von Aemtern und Gewerben ergibt sich aus dem Grunddogma. „Das gesellschaftliche Individuum, das bisher der Mann allein war, wird nun der Mann u. das Weib. Jede Funktion wird von einem Paar verrichtet; die Ordnung u. die Ehe sind identisch“. Zur Pflege der Wissenschaften und Künste sollte jedoch der St. Simonistische Staat, ausser den Arbeitern, noch zwei andere gesellschaftliche Classen enthalten, die Gelehrten und die Künstler; die ersteren sollen die Theorien weiter ausbilden oder lehren, die letzteren die Künste üben nach den drei Hauptformen: Poesie, Gesang, Musik; Predigt (Rede), Schauspiel und Ritus; Malerei, Baukunst und Bildhauerkunst. Durch die Künstler zunächst wirken die Regierenden, die Priester, von denen alle gesellschaftliche Thätigkeit ausgeht, also auch die Vertheilung der Arbeit und des Lohnes nach Fähigkeit und Verdienst; ihnen liegt auch die Erziehung, welche durch das ganze Leben fort dauert, ob; an ihrer Spitze steht der Papst der neuen Kirche, „le père suprême“, der mit den Priestern die

gesetzende, wie vollziehende Gewalt und zwar zunächst durch fortgesetzte Erziehung ihr und dessen Wille Gesetz ist. Diese Theokraten ergänzen sich selbst aus den anderen Ordnungen, da sie, als die Befähigsten und Liebreichsten, auch nur allein die Fähigkeit besitzen können, eine gute Wahl zu treffen. Die allgemeine Erziehung hat zum Zwecke: allen Menschen ohne Unterschied, indem sie das ihnen Gemeinsame zur Grundlage nimmt, die Gesinnungen, Kenntnisse und politische Ansehung zu geben, die es ihnen möglich machen, in der (Simonistischen) Gesellschaft zu leben. In diesem Sinne wirken die Priester theils durch den Unterricht in ganzen Versammlungen: die Simonistische Predigt; theils durch Belehrung und Ermahnung der Einzelnen: die Simonistische Beichte; theils wieder durch die häuslichen Versammlungen, wo durch Rede, Gesang, Musik, Ritus und schöne Formen die Theilnehmenden auf den priesterlichen Standpunkt der Liebe und des Schmerzes gehoben werden sollen: die Simonistische Communion. Die spezielle Erziehung hat selbstredend zum Zweck: die Einzelnen theoretisch und praktisch für den Beruf, wozu sie befähigt sind, auszubilden. Diese neue „Kirche“, die, wie man lebt, mit einer Kirche nicht entfernt Etwas gemein hat, sollte das ausgebildete Christenthum seyn. Es war aber nichts Anderes, als eine unreife, wissenschaftlicher und philosophischer Anschauung entsprossene, Verherrlichung der materialistischen Philosophie. „Gott ist das unendliche, allgemeine Wesen, Alles was ist; Alles ist in ihm, Alles ist durch ihn, Alles ist er.“ Wie die Gesetze des Weltalls der Ausdruck seiner Gedanken, die Bewegungen im Weltall seine Thaten seien, so sei der Mensch die endliche Offenbarung Gottes, die begränzte Erscheinung des Alllebens, bestimmt, in Kunst, Wissenschaft und Industrie fortzuschreiten, d. i. ohne Aufhören in Gott fortzuwachen, wobei alles Ueblee bloß etwas Subjectives, nicht Objectives sei. Eine solche Auffassung der geistigen und körperlichen Thätigkeit des Menschen müßte die Wissenschaft als Dogma, die Industrie als Kultus erscheinen lassen, da jede Arbeit Gottesverehrung sei. Gott oder Glaube an die Unsterblichkeit der Seele konnte in diesem Systeme, dem seine gesellschaftliche Ordnung die Hierarchie, sein Staat das Reich und die Kirche Gottes war, natürlich nicht Raum finden. Das Negative, das Irreligiöse müßte das Verkennen der Ordnung, der Harmonie u. Ganzheit im Weltall u. dem menschlichen Sein, die größte Sünde der Müßiggang seyn. — Ein solches sociales System kann unmöglich jemals in der Welt, da es der Weltordnung widerspricht, eine Wahrheit werden, auch würde es nicht zur Freiheit, zur freien und gemäßen Entfaltung jeder individuellen Existenz, sondern zur geistigen und materiellen Sklaverei, zur unbedingten Herrschaft einiger Wenigen über die Gesammtheit führen. Der St. Simonismus raubt dem Menschen sein Edelstes, seinen Himmel und seine Hoffnung und gibt ihm dafür nicht einmal das materielle Glück. — Während die St. Simonisten unter der dreifachen Priesterschaft der Religion (Enfantin), des Dogma's oder der Wissenschaft (Bazard), des Kultus oder der Industrie (Rodriguez) ihren Staat in's Werk zu setzen begannen, bereiteten innere Streitigkeiten und die unausbleiblichen Geldverlegenheiten dem Unternehmen bereits den Untergang. Enfantin, ein Mann so fühner, als ehrgeiziger Mann, der sein imponirendes Aeußere und eine große Ueberlegenheit wohl dazu zu benutzen verstand, Herrschaft über die Gemüther zu gewinnen, strebte nach dem Oberpriestertum. Zunächst aber führte seine streche Lehre über die Ehe zum Verfall mit seinen Mitpriestern, die nicht darauf vorbereitet waren, das System bis zu der Aufhebung der Familie in's praktische Leben einzuführen. Es sei falsch, lehrte Enfantin, den Geschlechtsgenuss nur in der Ehe zu erlauben und diese für unauflösbar zu erklären. Es gebe zwei Gattungen von Menschen: solche mit tiefen unbeweglichen Neigungen, welche das einmal Geliebte nie aufhören zu lieben, und solche mit lebendigen beweglichen Neigungen, deren Gemüth des Wechsels und der Mannigfaltigkeit bedürfe. Für jene nun passe die unauflösliche Ehe, für diese aber nur eine zeitweilige, vorübergehende. ~~\_\_\_\_\_~~  
 egestatteten, Personen sei die unauflösliche Ehe ein  
 üthbart aber müsse Scheidung

Gatten von beweglichen Reigungen sei umgekehrt der Wechsel Gesetz ihrer Natur. Selen nun Ungleichartige vereinigt, so müsse der simonistische Priester vermitteln, der als Priester beide Gemütharten in sich vereinige; die Priester und Priesterinnen müßten die Geschlechtsvereinigungen mit den Personen der unteren Classen einführen; der Priester gleiche bei den Frauen, die Priesterin bei den Männern aus. Dieses sei „Vergöttlichung des alten Herrenrechtes, für den Untergebenen ein Mittel, dem Obem seine Hulldigung zu bezeugen und von diesem eingeführt zu werden in eine höhere Liebe, als die von Seinesgleichen.“ Der simonistische Priester sei gekommen, den vom Christenthume ausgesprochenen Fluch des Fleisches aufzuheben; sein apostolisches Werk bestehe in der Wiedereinsetzung des Fleisches; seine Mission sei, die intellectuellen und fleischlichen Begierden gleichmäßig zu entwickeln. Dieses sei die einzig zulässige Priestermoralität.“ Nicht bloß eine geistige Gemeinschaft, wie in der katholischen Kirche, müsse zwischen Weibwath und Weichkind stattfinden, sondern auch eine fleischliche. Wie gesagt, widersetzten sich Bazard und Rodrigues dieser Lehre und endlich kam der Streit am 19. November 1831 in einer Sitzung zum offenen Ausbruch. In der Sitzung vom 27. November 1831 proklamirte sich Enfantin als père suprême. Neben ihm stand ein leerer Sessel für das „freie Weib“, das man als mère suprême noch erwartete. Bis jetzt, sagte Enfantin, hätten sie nur gelehrt, nun aber wollten sie anfangen, die Gesellschaft nach der Lehre einzurichten. Das simonistische Apostolat könne vorerst nur von Männern ausgeübt werden; das freie Weib habe sich noch nicht geoffenbart. Nun forderte Rodrigues (Bazard hatte das Priestertum des Dogma's niedergelegt) die Anwesenden auf, ihr Eigenthum an die simonistische Kasse abzuliefern, die ein großes Anleihen machen wolle. Alle erklärten sich dazu bereit. Erziehungshäuser für die Kinder der Simonisten, Anstalten der Industrie und Landwirthschaft sollten errichtet werden vom Vorsteher der Industrie unter den Eingebungen (inspirations) des obersten Vaters. Nun aber trat Bazard mit mehren Mitgliedern auf, protestirte gegen Enfantin's Erhebung, wie gegen dessen Lehren und Finanzpläne und trat mit seinen Anhängern von der Gesellschaft zurück. Auch Rodrigues, der bereits die neue Lehre Enfantin's über die Ehe nicht anerkannt hatte, gerieth nun auch wegen der Geldverwaltung mit ihm in Zerwürfniß. Enfantin verschwendete rücksichtslos die beschränkten Fonds der Gemeinschaft für Gesellschaften, Välle zweideutiger Art und dergleichen, so daß endlich Rodrigues, um nicht für einen Bankerott verantwortlich gemacht zu werden, sich an das Gericht wandte und sich ermächtigen ließ, die Siegel an das Lokal und die Bibliothek der Gemeinschaft zu legen. Enfantin und Genossen verklagten ihn nun deshalb, während er hinwieder verlangte, die Gesellschaft solle für aufgelöst erklärt und zur Liquidation gebracht werden. Solches geschah auch am 6. April 1832. Schon früher hatte die Behörde dem Treiben der Simonisten, deren Priester Befreiung vom Nationalgardedienst verlangt hatten, aber abgewiesen worden waren, ihre Aufmerksamkeit zugelenkt, besonders seit den Unruhen in Lyon, wo der Kriegsminister (am 24. November 1831) die Offiziere der Armee vor dem St. Simonismus warnte. Am 22. Januar 1832 wurden die öffentlichen Versammlungen verboten und der Sitzungsaal geschlossen. Rodrigues machte allen Simonisten bekannt, daß er verlangt habe, jedes simonistische Kind solle seinen Vater kennen und daß er sich nur für die Ehescheidung und die zweite Heirath erklären könne, Enfantin aber die Mutter über die Vaterschaft entscheiden lassen und eine „religiöse Vermischung“ (promiscuité religieuse) gestatten wolle, daß er sich daher von Enfantin lossage und daß die Simonisten nun ihn als ihr Oberhaupt anzusehen hätten. Unbekümmert darum, fuhr Enfantin fort, den mystischen Messias zu spielen, wobei ihm die Verehrung eines blinden Hausens, die in ihm sogar den père de l'humanité erkannte, nicht entging. Er zog sich mit seinen Anhängern nach Ménilmontaut bei Paris zurück, wo sie sich, indem sie darben, durch Neusserlichkeiten auszuzeichnen suchten. Als sie ihren verforderten Priester Talabot am 18. Juni 1832 feierlich nach dem Kirchhose Père Lachaise brachten,



erschienen sie mit langen Bärten, den Kopf und die Brust entblößt, eine weiße, vorn offene, auf dem Rücken zugeknöpfte Weste (das Symbol der Verbrüderung, weil man sie nicht ohne Hülfe anziehen kann), weiße Beinkleider und eine kurze, kleine Tunica. Die Folge des am 6. April 1832 begonnenen Prozesses war indes, daß am 28. August 1832 Enfantin, Lechevallier und Duveprier, jeder zu einem Jahre Gefängniß und zu einer Geldbusse von 100 Francs, Rodrigues und Barnault bloß zu dieser Geldbusse verurtheilt und die Auflösung der Verbindung angeordnet wurde. Seitdem hat sich die Lächerlichkeit des, noch immer nach dem „freien Weibe“ suchenden, St. Simonismus bemächtigt und Enfantin — er ist kürzlich gestorben — u. seine Anhänger, trotzdem, daß sie das Apostolat für ihre Lehre nicht aufgaben, geriethen in völlige Vergessenheit. In Konstantinopel, wo einige derselben das freie Weib suchten, mußte der Sultan, um ihr Leben vor der Exekution des Volkes zu schützen, sie eiligst fortzuschaffen lassen. — Wir haben noch mehrere ausgezeichnete Mitglieder aus der Familie der St. S., die von Karl dem Großen abstammen behaupteten, zu erwähnen. 1) Louis de Rouvroy, Herzog von St. S., Pair von Frankreich, geboren zu Paris 1675, Militär, dann Diplomat; als Staatsmann unter Ludwig XIV. und dem Regenten berühmt und als Mensch achtungswerth, hinterließ Mémoires (von 1693 u. f.) über die Zeit Ludwigs XIV., die zu den schätzbarsten historischen Denkwürdigkeiten gehören. Erst unter Karl X. jedoch (denn um 1740 hatte die Regierung das Originalmanuskript, von dem daher nur Bruchstücke zum Druck gelangten), konnte Bautelet die Denkwürdigkeiten vollständig herausgeben (20 Bde. 1829 u. f. f.), da der König das Manuskript der Familie hatte zustellen lassen. — 2) Claude Anne, Marschall, seit 1815 Herzog von St. S., geboren zu La Faye 1740, einer der tapfersten Offiziere des Regiments Auvergne, ging 1780 nach Spanien und führte ein Corps von 3000 Mann nach Nordamerika, wo er sich sehr auszeichnete. 1789 wählte ihn der französische Adel zum Abgeordneten bei den Reichsständen; er protestirte gegen die Beschlüsse der Mehrheit in der Nationalversammlung und wanderte nach Spanien aus. Hier befehligte er die aus Emigranten bestehende Legion als Generallieutenant. Karl IV. ernannte den tapfern St. S. zum Generalcapitän von Alcastilla und vertraute ihm 1801 den Heerbefehl gegen Portugal. 1803 ward er Grande von Spanien; 1808 wurde er bei der Einnahme von Madrid gefangen und vom Kriegsgerichte, weil er als Franzose die Waffen gegen Frankreich getragen, zum Tode verurtheilt. Auf die Fürbitte seiner Tochter hin begnadigte ihn jedoch Napoleon, der ihn nach der Citadelle von Besançon bringen ließ. Erst die Restauration gab ihm die Freiheit wieder, worauf er nach Spanien zurückkehrte, wo ihn Ferdinand VII. zum Herzog und Generalcapitän der spanischen Armeen erhob. — Den Abend seines Lebens verbrachte er in der Stille des Privatlebens und starb 1827.

**Salem** oder **Salmansweiler**, im Seekreise Badens, an der Aach, in der Nähe von Ueberlingen, ehemalige Reichsabtei Cisterzienser-Ordens, jetzt großherzogliches Schloß, mit prächtigem Saale, der „Kaisersaal“ geheißen, einem Naturalienkabinete und einer sehenswerthen gothischen Kirche, worin eine schöne Orgel. Das Kloster wurde im Jahre 1134 von dem Freiherrn Guntram von Adelsbreuth gestiftet. mD.

**Salm**, Franz Xaver, Fürst von, Cardinal der römischen Kirche, geboren zu Wien 1749, war der Sohn des Altgrafen Anton von S. und dessen Gemahlin, der Prinzessin Karoline von Liechtenstein. Seine Erziehung erhielt er in dem, damals an ausgezeichneten Lehrern reichen Theresianum, insonderheit den Unterricht in der Geschichte aus dem beredten Munde eines, ihm bis in den Tod verbliebenen Freundes, des nachherigen Fürsten-Erzbischofs, Sigmund Grafen Hohenwart. Früh fühlte er schon zum Lehrstande, zum geistlichen Stande, Beruf und Vorliebe. Er trat deshalb seinem Bruder Karl durch förmlichen Hausvertrag seine <sup>Erbschaft</sup> und ging im Todesjahre seines Vaters (1769) auf Reisen <sup>in</sup> *Italien, Frankreich und die britischen Inseln.* Nach seiner

Rückkehr wurde er als Domgraf in die Deutschlands erlauchtesten Geschlechtern geweihten, Kapitel von Köln und Straßburg, dann als Kapitular in jene von Salzburg u. Dimüz eingeführt, um sich zu den hohen Kirchenwürden vorzubereiten, die späterhin sein Haupt zierten. Noch während dieser Zeit ernannte die große Theresia den Altgrafen Fayer S. zum Auditor rotas am heil. Stuhle zu Rom, wo er, oft in sehr verwickelten Lagen, den österreichischen Unterthanen die größten Dienste leistete und sich zugleich solche Achtung und Liebe erwarb, das Pius VI. es sich selbst vorbehielt, ihm (26. Februar 1775) mit größter Feierlichkeit u. unter dem Zustromen einer ungeheuern Volksmenge in der Peterskirche zuerst die minderen Weihen und darauf die Priesterweihe zu erteilen. Auditor rotas blieb er, bis (1784) der Gurker Fürstbischof, Graf Joseph Auersperg, auf den Sitz von Passau erwählt wurde. Dieser ernannte den Grafen S. aus eigenem Antriebe zu seinem Nachfolger; Pius III. investirte, der Metropolit der Salzburger Mutterkirche und Primas von Deutschland, Erzbischof Hieronymus Colloredo, konsekrirte ihn und 1785 wurden ihm durch den Gouverneur von Steyermark und Kärnthen, Grafen Phevenhüller, die Temporalien übergeben und er als Fürstbischof von Gurk feierlich inskallirt. Ununterbrochen war nun sein Augenmerk auf Aufnahme seines Hochsitzes u. Kapitels durch volle 38 Jahre, bis zu seinem Tode, gerichtet. In der damaligen Epoche, wo es an der Tagesordnung war, das sogenannte jus circa sacra durch jedes weltliche Mittel auszudehnen und sich dem rex idem hominum Phoebique sacerdos möglich anzunähern, trat S. häufig bei Joseph II. als gern angehörter Rathgeber und als redlicher Vermittler auf zwischen dem Landesherren, zwischen dem heiligen Stuhle und zwischen jener uralten und ehrwürdigen Metropole von Salzburg, welcher die Gegenden an der Traun, Enns, Mur, Raab und Drau Christianisirung und Cultur verdanken. Bekanntlich waren die Suffraganbisthümer von Gurk, Seckau, Lavant und Chiemsee von Salzburger Erzbischöfen aus dem Sprengel und Besitzthum ihrer Erzkirche gegründet und Bestandtheile desselben. Die Streitigkeiten waren weit geblieben und gehässig geworden. S. erhielt, daß, nach dem Antrage des Salzburger Erzbischofes, der damalige Fürstbischof zu Seckau als Salzburgischer Suffragan und Generalvikar fortan walte, nicht, nach des Kaisers Joseph ursprünglichem Plane, Metropolit von Innerösterreich, sondern der, ehelin schon dem päpstlichen Stuhl unmittelbar unterworfen, Bischof von Laibach zum Erzbischofe erhoben wurde. S. bewirkte auch durch seine Bitte bei Kaiser Joseph, daß dieser sein Kapitel aus dem bisherigen Stande regulärer Geistlichen zur Würde wirklicher Domherren erhob, selben, statt der noch übrigen Denkmale lateranensischer Chorherren, ein stiftmäßiges Kapitelzeichen verlieh, auch dasselbe von dem entlegenen, ursprünglichen Sitze zu Gurk nach Klagenfurt übertrug. Wegen der sehr vergrößerten Diözese mußte auch das Personal des Consistoriums vergrößert und hiedurch sämtliche Lasten vermehrt werden. Durch S.s unausgesetztes Bestreben wurde das Alumnatsstift wieder nach Klagenfurt übersezt und im Priesterhause die zweckmäßigsten Einrichtungen getroffen, sowohl zur Vermehrung der Individuen, als auch zu ihrer bessern Versorgung und Unterkunft. Vorzügliche Sorgfalt und Liebe widmete er für die, mit irgend einem entschienenen Talent, aber ohne die nöthigen Mittel dazu, sich den Wissenschaften oder der Kunst widmende Jugend. Rühmliche Erwähnung verdient auch des Fürstbischofes reger Eifer für die Philologie der Classiker und insbesondere für Wiedererweckung und Ausbreitung einer reinen und kräftvollen Latinität, worin er selbst mit eigenem Beispiel voranleuchtete, wie seine, zahlreich von ihm vorhandenen, meisterhaften Inschriften und Aufsätze geschichtlichen und controversen Inhalts zur Genüge bezeugen. Neben den Werken seiner, auch die gespannteste Erwartung übersteigenden, Wohlthätigkeit walte in ihm auch ein Eifer in allen und jeden Berrichtungen seines Oberhirtenamtes, der durch seine Unbilden der Jahreszeit und Witterung, durch keinerlei Hindernisse einer wankenden Gesundheit gemindert werden konnte. In seiner Jugend, zu Rom, hatte er als ausgezeichnete Redner in lateinischer und italienischer Sprache gegolten und in S.

Peters Dem nicht geringen Zulauf gehabt. Aber noch in späten Jahren fuhr er fort, in der Fastenzeit, in der Charwoche und bei Visitationen, oft in entlegenen Pfarzorten, als geistlicher Redner aufzutreten, dem Volke die h. Sacramente zu spenden und in den Gottesdienst allerwärts jene Andacht und hohe Feier zu legen, die dem verdorren Zeitalter vor anderen Noth that. — So bebrängte Zeiten seine nahezu 40jährige Verwaltung in sich begriff, worunter 27 (1788—1815) im Gewittersturm beispielloser Kriege verfloßen, die, mit einem widrigen Zusammenflusse anderer Unfälle vereint, seine letzte Zeit trübten, dankte ihm das Bisthum gleichwohl bedeutende und kostspielige Einrichtungen in Temporalgegenständen zum Gebrauche der Oekonomie und insbesondere des Berg- und Hüttenwesens. So errichtete er 1796 beim Rad- und Hammerwerke von St. Salvator eine ungeheure Hölzschwemme, um das, seit Jahrhunderten in den Alpenwäldern nutzlos modernende, Korbholz zum Gebrauche zu bringen. Ebenso wurde er der Urheber der italienischen Kohlungsmannipulation, statt der ehemaligen, kostbaren und unvortheilhaften, karmen Weise. Auch zum Behufe des Bergbaues schickte er mehre Beamte mit bedeutenden Kosten in's Ausland und nach Schmölnitz in Ungarn, um allbort die verbesserte Grubenbau- und Erzgewinnungsmannipulation zu erlernen und keine neue Entdeckung ihres wichtigen Faches unbenützt zu lassen. Schmelz-, Hammer- und Wassergebäude wurden überhaupt in trefflichen Zustand gesetzt, beide Hochöfen, zu Hirt u. zu St. Salvator, ganz neu umgebaut und zu einer vortheilhaften Obahrung in Schmelzung der Erze und in der Kohlenersparung hergerichtet. — Nicht nur Klagenfurt verdankt dem Fürsten viele und bedeutende Verschönerungen; auch die Burg und das Städtchen Straßburg, der Gurker Fürstbischöfe 700jähriger Sitz. — Sowie der Fürstbischöf keinen der Freudentage des Vaterlandes ohne Betheiligung ließ, so ausgezeichnet war auch sein Benehmen in jeder allgemeinen Noth und Gefahr, zumal in jenem unvergesslichen, wahrhaft nationalen Kampfe von 1809, wo er ungemein thätig war bei Errichtung der Landwehr, in der Fürstliche für Ausrüstung und Bekleidung und für die zurückgelassenen Weiber und Kinder. Die Villacher und Klagenfurter Landwehr, welche nach Tirol zog, befehligte er und war stets, oft zu Fuß, unter ihnen. S. blieb so lange bei seiner Landwehr, bis Tirol, schon mit Anfangs Mai, einer von allen Seiten umzingelten Festung glich und noch höhere Pflichten ihn in seine unmittelbar bedrohte Diözese riefen. In dem blutigen Treffen bei Bolano (24. April 1809) that der Fürstbischöf mit Jugendkraft Feldkaplandienste beim kärnthnerischen Regimente Hebenlohe-Bartenstein und bei den vielen Verwundeten von Lussignan, mit vieler Großmuth und Menschenfreundlichkeit auch in den Feldspitälern von Trient Trost und Hülfe spendend. — Schon in der Mitte Mai war der Feind in Villach und Klagenfurt, der Fürst seines Patriotismus wegen sehr übel angeschrieben. Die Lage Klagenfurts war um so bebrängter, als der Feind es zum Waffenplatz und zur Festung umgestaltet hatte, als bis zum Zuahme Waffenstillstand die Weste Sachsenburg, mit ganz Oberkärnten u. auch Villach, in den Händen der Oesterreicher und zum Theile bis zum Frieden in denen der Tiroler war. So blieb die ganze Gegend unter einem beständigen Martialgesetze. In diesem großen Unglücke schenkte S. kein Opfer, keine Selbstverläugnung, keine Demüthigung, um die allgemeinen Leiden zu mildern und überaus vieles Unglück abzuwenden. — Da er sich schon all' seines disponibeln Eigenthums für den Staat und seine Heerde entblößt hatte, opferte er in dieser großen Noth Pretiosen und Kunstwerke, schöne Wagen und treffliche Reitpferde, Lieblingsgemälde und mechanische Musikkästen, um einige feindliche Anführer zur Rettung oder Schonung zu gewinnen. — Die, in Folge des Wiener Friedens eingetretene, Zerreißung seiner Diözese und andere nachtheilige Folgen des Krieges drückten schwer auf das, von den großen Erschütterungen der Zeit ohnehin hart mitgenommene Hochstift und verringerten nicht wenig die Früchte seiner Wirksamkeit. — Als Fürst S. (im März 1800) zu Venedig und Pius VII. bewohnte, wurde er vom heiligen Vater zum assisinen- und Hausprälaten am päpstlichen Stuhle und 1816, mit dem

müher Erzbischofe, Grafen Thaddäus Trautmannsdorf, mit besonderem Lobe seine frühern Laufbahn, zum Kroncardinal ernannt, welchen beiden Kroncardinalen der Kaiser das Varet aufsezte. In den folgenden Jahren fühlte Cardinal S. mehr und mehr die Spuren des zunehmenden Alters und der unmittelbar vorhergegangenen trüben Jahre. Bei seinem Aufenthalte in Wien, im Februar 1820, von einem leichten Schlagflusse berührt, empfing er die h. Sterbsakramente, verrichtete aber dennoch nach wenigen Wochen, mit scheinbar wiedergekehrter Kraft, in der Char- und Ofterwoche die bischöflichen Funktionen. Im Herbst 1821 zeigte er eine ganz besondere Sehnsucht, noch einmal die Burg seiner mütterlichen Ahnen, Raiz in Mähren, zu besuchen und in dem nahen Sclau, an der Gruft seiner Eltern, als Cardinal zu pontifiziren. Sonntags den 30. September 1821 ging dieser sein letzter Wunsch in Erfüllung; nicht so seine damalige Hoffnung öfterer Wiederkehr. Wenige Tage, nachdem er in der Charwoche und am Ofterfeste 1822 noch einmal und zwar ohne fühlbaren Anstoß sein Oberhirtenamt verwaltet, nöthigte ihn am 17. April eine wiederholte Anwendung von Schlagfluß, eilends von seiner Spazierfahrt umzukehren. Er ließ sich in das Prieſterhaus bringen, das er stets mit besonderer Vorliebe umfaßte, machte alle Vorkehrungen zur letzten Reise und, immer schwächer, aber immer sich gegenwärtig, verschied er ohne Krankheitsleiden am 19. April 1822. Häufige Thränen flossen an seinem Sterbelager und die zahlreiche Begleitung seiner Leiche, von Klagenfurt, den langen Weg, wo in St. Veit die Bürgerſchaft um Mitternacht den Sarg hob, eine Stunde weit gegen Straßburg, die Gruft der Gurker Bischöfe, trug und dort das Volk mit lautem Schmerz den Sarg aufriß, um den todtten Oberhirten noch einmal zu küſſen, zeigten am besten, daß ein menschenfreundlicher und wohlthätiger Mann und ein frommer Prieſter von hinnen geschieden sei.

\* Salzburg ist in neuester Zeit einerseits mit Linz und Wien, anderseits mit Innsbruck, Bogen und Bregenz durch einen elektro-magnetischen Telegraphen verbunden worden. mD.

Salzburg, Saalburg oder Selz, im bayerischen Regierungsbezirke Unterfranken, Landgerichts Neustadt an der Saale, uralter kaiserlicher Palaß auf einem Berge, noch ziemlich wohl erhalten und neuerlich zum Theil in bewohnbaren Stand gesetzt. Hier hielten sich Pipin, Karl der Große, Ludwig der Fromme u. auch später die römischen Könige mehrmals auf und pflegten dann im angränzenden Salzforste mit der Jagd sich zu belustigen. Im Jahre 741 wurde hier der heilige Burkard vom heiligen Bonifazius zum Bischofe geweiht; 742 versammelte sich auf der S. das zweite Concilium in Deutschland, welchem Carlmann und andere Fürsten beiwohnten; 803 empfing daselbst Karl der Große die Gesandten des orientalischen Kaisers Nicephorus und schloß Frieden mit den Sachsen; im nächstfolgenden Jahre entwarfen die vom Kaiser nach S. berufenen geistlichen und weltlichen Herren die bekannten Kapitulare und Ludwig, der Fromme, sowie sein Sohn Ludwig der Deutsche hielten Reichsversammlungen daselbst. Otto III. schenkte im J. 1000 die S. mit dem größten Theile des Saalgaues dem Hochstifte Würzburg. Die Bischöfe setzten Burgmänner dahin, welche sich mit der Zeit von der Beste schrieben. — Vergl. des Freiherrn August Voit von Salzburg Schrift: Die uralte Kaiserburg S., Bayr. 1832, und Desterreicher's Bemerkungen darüber im Untermainfk. Arch. I.

\* Samos. Auf dieser Insel brach im September 1849 ein Aufstand aus, der bald einen ernstern Charakter annahm. Sichere Nachrichten über das Wesen dieser Revolte fehlen zur Zeit noch, doch scheint sie durch die schlechte Verwaltung des unter der Oberhoheit der Pforte stehenden Fürsten von Samos, Bogoribes, und seiner Unterbeamten hervorgerufen. Bekanntlich wurde nach einem unter dem Schutze der drei Großmächte abgeschlossenen Traktate, gleichsam als Nachtrag zur Regelung der griechischen Angelegenheiten, den Samioten administrative Selbstständigkeit unter einem Fürsten griechischer Geburt zugesichert (welche den Mittel Samos im Hauptverle). An die Pforte sollten sie jährlich einen Tribut von

400,000 Piaſtern entrichten. Der Stellvertreter des zu Konſtantinopel lebenden Fürſten von Samos trieb aber bereits ſeit mehreren Jahren viel höhere Summen ein, und der Ueberſchuß ſcheint in die etwas geräumige Privatkaſſe des Fürſten gefloſſen zu ſeyn. Dies dürfte am wahrſcheinlichſten der Anlaß zu dem erwähnten Aufstande ſeyn. Die Samioten fürmten den Palaſt des Gouverneurs, welcher ſich weigerte, riſſen die türkiſche Flagge ab und hiſten dafür die von Samos auf. Sonſt wurde kein Exceß begangen und Handel und Wandel nicht im Geringſten geſtört. Die Türken ſetzten einige hundert Mann an's Land, welche aber von den Inſurgenten auf die Schiffe zurüdgetrieben wurden. Später wurde eine Eskadre unter den Befehlen des Kapudan Bey, Muſtafa Paſcha, nach S. abgeordnet und die Inſel laut einer Kundmachung der Pforte am 27. Oktober in den Blokadezuſtand erklärt. Glaublich werden die Türken dieſe Gelegenheit benützen, um die administrative Selbſtändigkeit der Inſel wieder aufzuheben. Die Samioten für ihren Theil werden wenig dabei gewinnen, ob Bogorides' Kreaturen ſie ſelbſtändig bedrücken, oder ob ihnen das Glück zu Theil wird, unter die direkte Verwaltung türkiſcher Effenb's gezogen zu werden. mD.

**San Lorenzo e Bruno** oder **San Lorenzo di Padula**, berühmte Karthauſe in der neapolitanischen Provinz Baſilicata, unfern der Stadt Padula. Sie überragt durch die Großartigkeit ihres Baues, durch die in Schutt und Trümmer dahinfallende Pracht. Das Kloſter iſt eines der weiltäufigſten in Italien u. umfaßt mit den Gärten mehr als 70 Hufen Landes. Das Hauptgebäude hat 83 Schritte Länge und iſt mit 70 Säulen geziert, deren Kapitäl er Michael Angelo mit den mannigfaltigſten Relieſen aus der Leidensgeſchichte Chriſti und dem Märtyrertume der Heiligen verſah, ſowie er auch die Zeichnungen zu den zwei herrlichen Fontänen geliefert hat. Rings um das Hauptgebäude ſtehen abgeſondert die Zellen der Mönche, jede ein Gärtchen neben ſich. Der Prior hat eine größere und reicher verzierte Wohnung inne. Außerdem beſtehen Fremdenwohnungen, Stallräume, ein Hoſpital und eine Apotheke. Obſchon während des franzöſiſchen Krieges die koſtbarſten Gemälde aus der Karthauſe nach Paris und in die weite Welt wanderten, und eine raubluſtige Soldateſca an den Statuen, Altären und Kirchengedrächten vieles zerſtörte, iſt doch noch mancher ſehenswerthe Kunſtſchatz übrig geblieben. Dahin gehören vier kolofſale Statuen der Heiligen Lorenzo, Pietro, Bruno und Paolo, der Altar der Kirche, eine Marmorſtatue der Magdalene, ein Ecce-Homo, ein herrliches Kreuzſitz aus Eiſenbein, Gemälde von Giordano, Forelli u. ſ. w. Die große Kloſterbibliothek iſt bis auf wenige Pergamente und Chronikbücher entleert, das Muſeum gänzlich geplündert. Die Franzoſen haben hier arg gehauſt und die werthvollſten Alterthümer fortgeſchleppt. Erwähnenswerth iſt noch der Kirchhof der Karthäuſer, welchen eine marmorne Baluſtrade umgibt und koſtbare Grabmonumente von Cosmus Fanſogo ſchmücken. — Das Kloſter wurde im 13. Jahrhunderte erbaut. Der Fürſt Thomas Sanſerino iſt als Gründer deſſelben zu betrachten. Er erhielt von dem Generalvorſteher zu Grenoble alle Vollmachten und zugleich zwei Karthäuſer zur Inſtallation. Spätere Fürſten und Könige trugen zur Vergrößerung des Glanzes und Reichthums viel bei, bis unter Ferdinand I. der Verfall eintrat. mD.

\* **San Marino**. Auch dieſes kleine Land — cet échantillon de république, wie Bonaparte ſich ausdrückte — iſt von dem revolutionären Schwindel ergriffen worden, welcher in unſeren Tagen der das Freſtättlein umſchließenden päpſtlichen Romagna den Kopf verdrehte. Ein neuer Deſſico, welcher die Fortſetzung der Geſchichte dieſes Gemeinweſens zu ſchreiben haben wird, kann aus den neueſten Ereigniſſen den betrübenden Schluß ziehen, daß auch die alte Gewöhnung der Freiheit nicht vor Unſinn und Mißbrauch ſchütze. Die Nationalverſammlung dieſes Staates von kaum 8000 Seelen hat feierlich beſtätigt, daß der alte Kalender vom 1. Jänner 1849 an für immer abgeſchafft, der republikaniſche franzöſiſche Kalender eingeführt und Neujahr der 11. Nivoſe des 1558ſten Jahres ſeyn ſoll. Allen großen Männern, welche namentlich in d.

samkeit Roms die italienische Unabhängigkeit in's Leben riefen, ward nöthigenfalls ein Asyl angeboten, Pius IX. der Souveränität des Kirchenstaats entsezt erklärt ein Bürger nach Rom gesandt, die Republik beim dortigen ersten Klub zu republicantiren, eine Schaar von 200 Bewaffneten als „Titanische Kohorte“ den Römern zur Disposition gestellt und mehreren Bürgern eine Belobung ertheilt, weil sie den Meineide der Wenigen entgegengewirkt, „welche, um ihre Habsucht zu verbergen eine verhasste Aristokratie zu bilden gesucht“. Und welchen Namen liest man an der diese verhassten Aristokraten proscribirenden Liste. Den Namen Bartolomeo Borghesi's, des ersten Alterthumsforschers des heutigen Italiens, des Mannes, welcher S. M. ebenso vielen Ruhm verleiht, wie seine gepriesene fünfzehnhundertjährige Freiheit. Dasselbe Decret, welches nebst anderen die obenstehenden weisen Verordnungen enthält, verkündet auch, daß dem „Bartolomeo Borghesi, Münzsammler“ das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten abgenommen worden sei, weil er „ein heimlicher Störer der öffentlichen Ruhe und geschwornener Feind des socialen Fortschrittes“ — ein neuer Beitrag zur Charakterisierung der Behandlung, welche das junge Italien seinen großen und verdienten Männern angedeihen läßt. — Allgem. Zig. 1849. mD.

**San Paulo**, eine Küstenprovinz Brasiliens, mit starker Rindvieh- u. Maul- u. Feselsucht u. 350,000 Einwohnern. Die Hauptstadt gleichen Namens mit 30,000 Einwohnern ist der Sitz eines Bischofes und der Mittelpunkt der brasilianischen Bergwerke; auch besitzt sie in der 1827 gegründeten Akademie der Rechtswunde ober, wie sie oft genannt wird, der Universität von S. P., die bedeutendste aller literarischen Institutionen des Reiches. Das Gebäude für den Corso Juridico war ursprünglich ein Franziskanerkloster und umschließt große Hör- u. Versammlungssäle, sowie eine Bibliothek von 7000 Bänden. Auch die Hauptelementarschule von S. P. ist entschieden die beste in Brasilien. Ferner hat die Stadt eine Kathedrale und sieben andere Kirchen, fünf Klöster, einen ansehnlichen bischöflichen Palast, zwei Spitäler, ein Theater, eine Goldschmelze, Woll- und Baumwollweberei, eine kaiserliche Gewehrfabrik und nicht unbeträchtlichen Handel. Der Seehafen von S. P. ist Santos, wohin eine schöne Kunststraße führt. Diese Stadt zählt 7000 Einwohner und zeichnet sich mehr durch ihren Handelsverkehr, als durch Eleganz der Bauart und Schönheit der Lage aus. Nach portugiesischer Weise bilden die düsteren Steinhäuser enge und schmutzige Straßen. Die Klostergebäude gehören zu den ältesten im Lande; das Jesuitenkollegium hat seit Vertreibung des Ordens bald als Sammelplatz der Truppen, bald als Residenz des Provinzial-Präsidenten gedient. Es besteht hier eine große Zuckerraffinerie, die einzige in Brasilien. Die nur sechs Meilen entfernte ehemalige Haupt- und Hafenstadt der Provinz, San Vincente, ist jetzt bis auf eine Kirche und wenige Häuser nicht viel mehr als ein Trümmerhaufen. Sie wurde im Jahre 1591 durch den englischen Seeräuber Cavendish zerstört. mD.

**Sanct Andrä**, im Herzogthume Kärnthn, an der Lavant, reizend auf einer Anhöhe gelegene Stadt und seit 1223 der Sitz des Bischofes von Lavant (s. d.), mit 1000 Einwohnern, einer Domkirche, einer theologischen Lehranstalt und einem Alumnate. mD.

**Sanct Antonius-Kloster**, das, in Oberägypten, ist deshalb bemerkenswerth, weil von hier die koptischen Patriarchen von Cairo und Abyssinien ausgehen. Es ist von einer 40' hohen und 5' dicken bastionförmigen Mauer umgeben, die keine Thore noch sonst äußere Oeffnungen hat, wie die Mauern aller Klöster dieser Wüste — eine nothwendige Vorsicht gegen den Angriff der Araber. Das Innere gleicht einem kleinen Dorfe, mit engen Straßen, die an verschiedenen Punkten mit massiven eisernen Thoren geschlossen sind und eben so viele Abtheilungen bilden. Man zählt etwa 30 ein- und zweistöckige Häuser, und das Kloster könnte 200 Personen fassen, ist aber nur von 25 Mönchen bewohnt. Diese leben ärmlich und sind sehr unwissend. Ihre Bibliothek besteht aus einer großen Menge kop-

tischer Manuscripte und wird in einem einzeln stehenden, viereckigen Thurme aufbewahrt, aber nicht gezeigt und nicht benützt. — *Revue de l'Orient.* mD.

**Sanct Georgen**, im Seekreise Badens, ehemalige Reichsabtei Benediktinerordens, welche bereits im 8. Jahrhunderte gegründet worden seyn soll und später von ihrem ursprünglichen Stifungsplatze auf dem Schwarzwalde nach Billingen verlegt wurde. Sie unterhielt bis zu ihrer Auflösung im Jahre 1806 in der genannten Stadt ein Exceum und ein Gymnasium. — J. B. Schönstein: *Kurze Geschichte des Stiftes St. Georgen, Einsiedeln* 1824. mD.

**Sanct Johann unter dem Felsen**, im Beraunerkreise Böhmens, äußerst interessant in dem romantischen Thale des Lodenitzer Baches liegend, ehemalige Benediktinerabtei, welche zu Ehren des heiligen Einsiedlers Johann (Jwan) erbaut wurde. Er war ein Sohn des chrowatischen Herzogs Gestimul und lebte hier um 867 in einer Höhle, die noch heute nahe an der Kirche gezeigt wird. Einige Stellen derselben betrachtet der fromme Glaube mit besonderer Verehrung, namentlich den Stein, auf welchem St. Johann knieend betete. Die Kirche ist im neuern Stile ausgeführt und wohl erhalten. Die Ueberreste des Heiligen ruhen auf einem von der Kaiserin Anna errichteten Altare und werden an seinem Gedächtnistage (25. Juni) unter großem Zulaufe öffentlich ausgesetzt. mD.

**Sanct Just** — *San Juste* — ehemaliges Hieronymiterkloster bei der Stadt Pazaron in der spanischen Provinz Estremadura, hat durch den Aufenthalt und den Tod Kaiser Karl's V. eine welthistorische Berühmtheit erlangt. Es wurde im Jahre 1404 zu Ehren einer Anzahl gothischer Bischöfe gegründet, die hier von den Maurern erschlagen wurden. Am 9. August 1809 erstiegen zweihundert von Soult's Karodeuren die Mauern des Klosters, plünderten und verbrannten es, und ließen nichts als rauchende Trümmer zurück. Damals wurden auch die kostbaren Archive von den Flammen verzehrt. Die festen Mauern der von Granit erbauten Kapelle widerstanden dem Feuer der Eroberer nur dazu, um später von den Konstitutionellen zerstört zu werden. Die Sequestrirungen neuerer Zeit haben auch dasjenige vernichtet, was die Mönche mühsam wieder hergestellt hatten. Aus der Kirche führte eine Thüre zur Rechten des Altars nach dem Zimmer Karl's, von wo aus er dem Gottesdienste beimohnte; seine Schlafkammer, in der er die letzten Seufzer aushauchte, war mit einem Fenster versehen, durch welches er die Erhebung der Hostie ablesen konnte. Der Kaiser kam den 3. Februar 1557 in St. J. an und starb am 24. September des folgenden Jahres. Die Anekdote, daß er noch bei seinen letzten den Todtendienst über sich halten ließ, ist ungegründet. Bei den Mönchen von St. J. findet sich wenigstens keine Ueberlieferung und Andeutung eines solchen Vorfalles. mD.

**Sanct Lambrecht**, im Judenburger Kreise des Herzogthums Steiermark, unweit der Gränze gegen Kärnthen im Tajagraben gelegen, Benediktinerkloster, welches um 1060 gestiftet, 1786 aufgehoben und 1802 wieder hergestellt wurde. Der anliegende Marktflecken gleichen Namens hat 800 Einwohner, zwei Spitäler und ein Armeninstitut. In der Umgegend Flachsbau, Eisenwerke und ein Marmorbruch. mD.

**Sanct Louis**, im Staate Missouri, am rechten Ufer des Mississippi, bedeutender Handelsplatz und bestimmt, die größte Binnenstadt Nordamerikas zu werden, ist der Sitz eines katholischen Bischofes und der Missouri-Pelzhandels-Gesellschaft, und hat 40,000 Einwohner, zur Hälfte Deutsche, eine Akademie, ein Museum, mehrere Banken, ein deutsches Theater, starke Dampfschiffahrt und lebhaften Handel mit Neworleans, Cincinnati, Pittsburg, Karavanenhandel nach Sta. Fé in Neworleans. — Die Stadt wurde am 17. Mai 1849 größtentheils vom Feuer zerstört. An der Spitze des Landungsplatzes war ein Dampfboot in Brand gerathen, und die Flammen ergriffen bald weitere 26 Dampfboote, dann die Waarenmagazine an den Kalen und über 400 Gebäude im reichsten Theile der Stadt. Viele Menschen verloren das Leben, und der materielle Schaden wird zu 5—6 Millionen

**Sanct Marimin**, ehemalige Benediktinerabtei bei Trier, eine der ältesten Deutschlands. Sie besaß neben ihren beträchtlichen Gütern im Kurfürstenthum Trier auch noch die unmittelbare Reichsherrschaft und das Burggrafenthum Freudenberg an der Saar. In der Bibliothek wurden mehre hundert alte Handschriften aufbewahrt, darunter ein kostbares Evangelium aus dem 8. Jahrhunderte, in goldenen Buchstaben, welches Karl des Großen Schwester Uda hieher geschenkt. Noch wichtiger war das Archiv, mit seinen vielen fränkischen Urkunden. Als Trier im Jahre 1522 durch Franz von Sickingen belagert wurde, stellte sich der Feind hinter den Mauern der Abtei S. M. auf und beschloß von da aus die Stadt. 1674 wurden die Klostergebäude von den Franzosen eingedöhert, aber prächtiger wieder aufgebaut. Nach der Aufhebung des Stiftes im Jahre 1802 benützte man sie als Kaserne, und bei dieser Umwandlung wurden die beiden stattlichen Thürme, welche die Kirche schmückten, bis zum Dache abgebrochen. mD.

**Sanct Nikola**, in Niederbayern, am Inn, dicht vor den Mauern der Stadt Passau gelegen, ehemaliges ansehnliches Stift regulirter Chorherren, vom Bischof Altmann zu Passau 1074 gegründet. Die stattlichen Klostergebäude sind jetzt in eine Kaserne, der Garten in einen geräumigen Exercierplatz umgewandelt. Den Thurm der altdeutschen Klosterkirche krönte vordem eine vierthürig durchbrochene Steinspyramide, aber sie wurde nach der Aufhebung des Stiftes ohne Rücksicht auf ihren Kunstwerth herabgeworfen und zerstört, ein Loos, welches damals viele ehrwürdige Ueberreste der Vorzeit traf. 1809, als die Franzosen Passau mit ungeheuern Festungswerken umgaben, demolirten sie den das Kloster umgebenden Flecken bis auf wenige Häuser. Nach dem Sturze der Fremdherrschaft aber erhob sich der Ort neu aus dem Schutte und zählt jetzt 850 Einwohner. mD.

**Sanct Oswald**, in Niederbayern, Landgerichts Grafenau, ehemals eine Benediktinerpropstei und stark besuchter Wallfahrtsort. Die Klostergebäude stehen von aller Welt abgeschieden am Fusse des Lusen, 2500' über dem Meere. Die Kirche, 1727 neu erbaut, ist sehr freundlich, und unter ihrem Hauptaltare quillt das St. Oswaldsbrünnlein hervor, dessen Wasser von außerordentlicher Reinheit und Frische ist. Das Kloster wurde im Jahre 1389 von dem Landgrafen Johann von Leuchtenberg gestiftet und erst Ordensbrüdern von der Regel des heil. Paulus, dann den regulirten Chorherren, endlich den Benediktinern von Niederaltreich als Propstei übergeben. Die Herzoge von Bayern kamen vor Zeiten öfters in diese Gegend, um sich mit der Bärenjagd zu erlustigen. — Adalbert Müller: Der bayerische Wald 1846. mD.

**Sanct Paul**, im Herzogthume Kärnthen, auf einem Hügel am Einflusse des Granigbaches in die Lavant liegend, Benediktinerabtei mit Gymnasium, theologischer und philosophischer Lehranstalt. Das Kloster wurde 1300 gestiftet, 1786 aufgehoben und 1809 wieder errichtet und mit Geistlichen aus der gestifteten Benediktinerabtei St. Blasien im Schwarzwalde (s. d.) besetzt. Dieselben nahmen auch die Gebeine der ersten Habsburger mit sich hieher, welche 1771 Probst Gerbert aus Basel und Königsfelden nach St. Blasien gebracht. — Leopold Scheichenberger: Die Grufte der Habsburger zu St. Paul, Hornay's Archiv 1818. mD.

**Sanct Peter**, im Oberheinkreise Badens, ehemalige ansehnliche Benediktinerabtei, im 11. Jahrhunderte von den Herzogen von Zähringen gestiftet, die in der Kirche daselbst ihre Grabstätte haben. Nachdem Baden 1806 vom Preussen Besitz genommen, wurde das Kloster aufgehoben, worauf man Gebäude und Acker unter den damaligen ungünstigen Zeitverhältnissen, ähnlich wie in Bayern, um Spottpreise veräußerte. Hätte man die Klöster bestehen lassen, sie wären ihrer Selbsterhaltung wegen zu bedeutenden jährlichen Geldopfern bereit gewesen, und so konnten die Regierungen ihren Vortheil mit der Gerechtigkeit vereinigen; es ist nicht geschehen. mD.

**Sanct Pölten** (St. Hippolit), in einer Ebene am linken Ufer der Traisen, Hauptstadt des niederösterreichischen Kreises ober dem Wienerwald und St.



**Bischof**, ist wohlgebaut, zum Theil mit doppelten Mauern umgeben und drei Thore, vier Bierel und 5000 Einwohner. Auf dem Hauptplatze steht 63 Fuß hohe Dreifaltigkeitssäule. Die Domkirche ist ein großer Bau mit Gemälden von Altomonte. Man findet hier ein Alumnat mit theologischer **Institut**, eine Hauptschule, ein englisches Fräuleinstift mit einer das „**Marla-** Institut“ genannten Mädchenerziehungsanstalt, ein Militärerziehungshaus, Bürgerhospital, ein Siechenhaus, eine Schießstätte, ein Theater mit Reboute. Industrie ist bedeutend; es bestehen eine Baumwollspinnerei und Druckerei, große Papierfabrik, eine Zündhölzchen- und eine Favencefabrik, zwei Gyps- u. eine Ziegelbrennerei. Rings um die Stadt führen Alleen von Maulbeern und Linden. Vor dem Krenserthore ist der „**kleine Prater**“, vor dem Thore der Kalvarienberg.

**Sanct Urban**, ehemalige Cisterzienserabtei im Kanton Luzern, am Flüßchen wurde im Jahre 1148 von den Freiherren von Langenstein gegründet, erst später die Reichsunmittelbarkeit, begab sich aber 1416 unter den Schutz der Luzern. Nachdem in unseren Tagen nach Beendigung des Sonderbundes die radikale Partei zu Luzern an's Ruder gekommen, beantragte man zur Abwendung der durch die Okkupationskosten dem Kanton aufgebürdeten Schulden die Klöster herzunehmen. St. U. suchte diesen Sturm durch bedeutende Vorarbeiten an den Staat zu beschwichtigen, wurde aber in der Folge dennoch aufgelöst (vergl. An der Matt's Schweiz, S. 223). Die Klosterkirche, zu Anfang des 13. Jahrhunderts neu erbaut, ist sehr reich ausgeschmückt. Das Stift besaß eine auserlesene Bibliothek, ein Naturalienkabinet und eine Sammlung römischer Münzen.

**Sanct Veit**, in Oberbayern, Landgerichts Neumarkt, an der Rott, ehemalige Cisterzienserabtei, welche von dem Grafen Ditmar von Leonberg, Dornberg und zu um 1130 ursprünglich zu Eisenbach gestiftet und durch den Erzbischof Alwin von Salzburg auf den Berg des heil. Veit bei Wolfsberg (jetzt Neumarkt) übertragen wurde. Die Klosterkirche ist noch heute das Pfarrgotteshaus von Neumarkt. Monumenta San-Vitana, Mon. Boic. V.

**Sandizell** (vor Alters Sandigenzell), ein durch seinen feinen uralten Adel und aus seinem Schooße hervorgegangene, berühmte Männer berühmtes, gräfliches Geschlecht, das seinen Stammsitz im Dorfe Sandizell in Oberbayern im Landgerichte Ebersbachhausen hat. Die S. hatten ihr altes Stift zu Scheyern, wo sie u. die Rorbacher ebenfalls in einer besondern Kapelle mit der Ueberschrift: „**Hie liegen die von Sandizell**.“ Sie werden in den ältesten Urkunden schon erwähnt und besonders sind sie im Turnierbuche genannt; z. B. im Jahre 948 war Wolfhild, die Wittin Jakobs von S., im Turnier zu Costniz zur Helmschau verordnet. Die ältesten sich, außer den Lintachern und Sattlbergern, von denen ihre Abstammung von den S. nicht erwiesen ist, in vier Linien: a) zu S., b) zu Großhausen, c) zu Wittelsbach und d) zu Edelzhausen, von denen jedoch die drei ersteren bis zum Jahre 1500 erloschen waren, so daß Artolf von S. zu Edelzhausen, im Jahre 1514, alleiniger Besitzer der S.'schen Güter wurde. Seine Söhne jedoch behielten dieselben wieder, so daß Hans von S. die Edelzhausen'schen und Hochzhausen'schen Güter erhielt; erstere Linie jedoch erlosch schon 1810 wieder, die Hochzhausen'schen Güter wieder an S. fiel. Unter Hochbrandt's Sohn, Artolf, erlosch die beiden Schläffer zu S. und zu Edelzhausen von den Schweden ganz. (Höf. 1632). — Besonders hervorragende Männer sind: 1) Moriz von S. zu Edelzhausen, zum Bischofe von Freising erwählt 1559, gestorben 1564. Auch erlosch noch mehre außer diesem dem geistlichen Stande; so war Christoph von S. Domherr zu Freising; Ambrosius als P. Stephanus in Scheyern und andere aus diesem Geschlechte waren Klosterfrauen zu Schönenfeld, Seligenstadt. — 2) Maximilian Emanuel, Reichsfreiherr von S., erbaute das jetztige Schloß und die prächtige Pfarrkirche, eine der schönsten Landkirchen in Bayern, die Cavalerie, Statthalter zu Ingolstadt u. — 3) F.

**Petrus**, Graf von S. zu S., vermählt mit Elisabetha Augusta, Gräfin von Lörring-Gutenzell, Comthutur des St. Georgen-Ordens, Inhaber mehrerer anderer Orden, erblicher Reichsrath, Obersthofmeister Sr. Maj. des Königs von Bayern. Sein einziger männlicher Nachkomme ist: 4) Maximilian Joseph Ortoloff Graf von und zu S., Kammerherr, S. Georgen-Ordens Ritter, Oberlieutenant im Kürassier-Regiment Prinz Karl von Bayern.

A. Christl.

**Santer**, Jakob Philipp, Architect, geboren zu Bruned den 26. April 1756, bildete sich zu Innsbruck, Augsburg und Stuttgart. Im Jahre 1783 ging er nach Paris, blieb dort zwei Jahre, bereiste hierauf das sübliche Deutschland und kehrte 1788 in seine Vaterstadt zurück, wo er die schöne Pfarrkirche mit ihren zwei unteren Seitenaltären und den Orgelkasten baute. Sein Werk sind auch die Pfarrkirche u. Altäre zu Antholz und der Hochaltar zu St. Jakob in Altra. Besonders Kunstwerth haben die zwei Grabmonumente des Fürstbischofs Joseph von Spaur zu Brixen und des Freiherrn Joseph von Spergß zu Innsbruck. S. war nebenbei ein guter Mathematiker und Geometer. Sein Tod erfolgte zu Bruned am 8. October 1809.

C. M.

**Sasbach**, im Mittelrheintreife Badens, Amtsbezirks Achern, Pfarrdorf mit 1400 Einwohnern, geschichtlich merkwürdig durch den Tod, den Turenne am 27. Juli 1675 beim Refognosjiren hier fand. An der Stelle, einige hundert Schritte südostwärts vom Orte, wo der berühmte Heerführer, von einer Kanonentugel im Unterleibe getroffen, vom Pferde sank, ist ein Denkmal errichtet.

mD.

**Saß**, russischer Reitergeneral, gegenwärtig nahe an den Fünfzigern stehend, stammt aus einer alten, nicht eben reichen Familie Kurlands. Seine Stellung am Kaukasus hat ihn zum gefürchtetsten Feinde der Bergvölker gemacht, dessen Name noch heute, obschon er seit sechs Jahren von daher zurückgekehrt ist, in den Gefängen der Abighen fortlebt und selbst im russischen Heere zu einer Art von mythischer Popularität gelangte. Er ist der vollendetste Reiteroffizier, und sein Talent war eben im Kaukasus am geeignetsten Platze, wo er, was keinem seiner Vorgänger gelang, die wirkliche Unterwerfung der gesammten Steppe bis an die Berge der Laba hinein und die dauernde Neutralität großer, von den russischen Streitkräften direkt unbeherrschbarer Stämme erreichte. Trotzdem wurde S. ein Opfer der Intriquen seiner Gegner und in der zweiten Hälfte des Jahres 1842 urplötzlich von Protshny-Dkop vor das Kriegsministerium nach Petersburg berufen. Man beschuldigte ihn, den Befehlen seiner Obergenerale öfters gar nicht oder nicht rechtzeitig nachgekommen zu seyn, aber im Publikum wußte man sehr wohl, daß verletzte Eitelkeit und militärische Eifersucht bei den Anklagen gegen ihn im Spiele waren. Die Untersuchung hatte auch kein erhebliches Resultat, indes blieb S. vor der Hand außer Thätigkeit und ging nach Kurland. Kaum war er in seiner Heimath angelangt, tauchten zu Petersburg neue Verdächtigungen gegen ihn auf. Ein Pamphlet, dessen Erscheinen die sonst so strenge Censur nicht verhindert hatte, legte ihm schauerhafte Grausamkeiten zur Last, welche er im Kaukasus begangen haben sollte, u. ihrer Bewahrheitung hätte nothwendig die schimpflichste Absezung folgen müssen. S. eilte sofort nach Petersburg zurück u. widerlegte sieghaft alle Anklagen. Gleichwohl blieben die obersten Staatsmächte gegen ihn eingenommen, und erst nachdem das Jahr 1848 gekommen war und der Czar seine Völker zum Kampfe aufgerufen hatte, erblickten wir den Kaukasuskämpfer wieder im Heere. Rußland konnte gerade bei dem ungarischen Interventionskriege den Gegnern keinen gefährlicheren Feind entgegen senden, als den General Saß. An seinen Namen knüpfte sich das Vertrauen der Truppen. Der Kriegsschauplatz in Ungarn mit seinen Gebirgen und Sümpfen bot ihm nur längst bekannte Terrainschwierigkeiten dar, und selbst die Kampfweise der Magyaren bei ihrer Ähnlichkeit mit jener der kaukasischen Bergvölker war ihm nichts Fremdes. Blitzschnelle Benutzung des augenblicklichen Vortheiles gilt hier mehr als streng formgerechte Operationen im Großen, und der frische, feste, gewandte Reiterführer war hier ganz in seinem Elemente.

mD.

Schäffer, Jakob Christian, Superintendent zu Regensburg und einer der verdienstlichen Naturforscher seiner Zeit, wurde in Querfurt am 31. Mai 1718 geboren. Sein Vater, der Archidiaconus S., starb frühzeitig, ohne Vermögen zu hinterlassen, und der Sohn mußte demnach seine Jünglingsjahre sehr kümmerlich zubringen. Dies hatte jedoch für ihn den Nutzen, daß er Zeit und Kräfte allein auf das Studiren verwendete. Nachdem er auf der Universität Halle die theologischen Collegien besucht, kam er 1738 nach Regensburg als Hofmeister in ein angesehenes Haus und wurde daselbst 1741 als Extraordinarius in das Predigtamt berufen. Bei pünktlicher und gewissenhafter Erfüllung der Pflichten seines geistlichen Standes widmete er nun seine Nebenstunden unausgesetzt wissenschaftlichen Beschäftigungen, namentlich der Naturgeschichte. Vom Sammeln naturhistorischer Gegenstände gelangte er zum Beobachten und dadurch zu der Würde eines Naturforschers im wahren Sinne des Wortes. Vom Jahre 1752 an begann er als Schriftsteller mit mehreren naturhistorischen Abhandlungen, z. B. über die Raupe von Bombyx dispar, den fischförmigen Tiefenfuß, den Asterschwarzfuß, die seltene Samenfliege, die Egelschnecke, die Polypen in den Süßwassern, den krebsartigen Farnfuß, das fliegende Uferkraut u. a. m. aufzutreten und wurde nach dem Erscheinen dieser Schriften von Linné und Réaumur mit aufmunternden Briefen erwidert. Den einzelnen kleinen Abhandlungen folgten größere Werke über die Insekten, als die „Elementa entomologica“ und die „Icones insectorum circa Ratisbonam indigenorum“, mit vielen kolorirten Kupfertafeln. Bald nach dem Erscheinen seiner entomologischen Hauptwerke hatte S. den Plan gefaßt, die von ihm zur Vervollkommnung der Insektenkunde angewendete Methode auch in einem andern Zweige der Naturgeschichte, in der Ornithologie, zur Ausführung zu bringen, und diesem Plane verdanken wir zwei Prachtwerke, die „Elementa ornithologica“ u. das „Museum ornithologicum“. Aus dem Gebiete der Botanik haben wir von ihm, außer mehreren kleineren Schriften, die „Fungorum Bavariae et Palatinatus, qui circa Ratisbonam nascuntur, icones nativis coloribus expressae“, in durch Eleganz und Genauigkeit gleich ausgezeichnetes Werk, welches noch heutigen Tages allgemein als klassisch anerkannt wird. Nicht minder hat S. auch in die praktische Seite der Botanik, um die Verwendung der Pflanzenprodukte zu dem menschlichen Leben, sich wesentliches Verdienste durch seine berühmten Pflanzenerfahrungen gemacht. Diese erschienen gesammelt 1772 in sechs Theilen mit 81 Papierproben aus den verschiedensten Pflanzenstoffen. Im Jahre 1779 wurde S. Pastor und Superintendent der protestantischen Gemeinde zu Regensburg u. schrieb von da an nur wenig mehr, indem die Pflichten seiner geistlichen Würde seine Thätigkeit ganz in Anspruch nahmen. Nachdem er sich in den letzten Jahren seines Lebens auch um das Armen- und Schulwesen verdient gemacht, starb er am 5. Jänner 1790 am Gedärmbrenne. Die Verdienste S. um die Förderung der Wissenschaften fanden noch bei seinen Lebzeiten die ehrenvollste Anerkennung nicht nur von Seite der Gelehrten, sondern auch der Großen. König Christian von Dänemark ernannte ihn zu seinem Rathe, und Maria Theresia, Kaiser Joseph und Kaiserin Katharina von Rußland widmeten seinen Arbeiten ihre Aufmerksamkeit und unterstützten ihn Deßhalb der Herausgabe derselben durch Geschenke. Die Akademien der Wissenschaften und die vornehmsten der damals bestehenden naturhistorischen u. ökonomischen Gesellschaften zollten ihm durch Uebersendung ihrer Diplome den Tribut der Achtung.

Schäffer, f. f. österreichischer Oberstleutnant (nicht Oberst, wie es im Hauptwerke heißt), starb den 8. Oktober 1847.

Schermer, Franz Joseph, ein eifriger Verbreiter der südl. portugiesischen, theologischen Literatur, wurde geboren 1804 zu Herlheim in Franken und erhielt seine wissenschaftliche Bildung an dem Gymnasium u. der Hochschule zu Würzburg. Zum Priester geweiht, widmete er sich außer den theologischen Wissenschaften mit aller Liebe der Philosophie. Im Jahre 1833 ward er zum Professor der Philosophie zu Theil (Godofredus Torquatus Tassil &

*Lusiades Ludovici Camonii comparati, dissertatio inauguralis*). Im J. 1836 wurde derselbe mit der Stelle eines Bibliothekars und Reichratters des Prinzen Ferdinand, Herzogs von Oporto (des jetzigen Königs von Portugal), betraut. Staatliche Verhältnisse bestimmten S., bereichert mit den Schätzen der portugiesischen u. spanischen Literatur, aus Portugal wieder in das Vaterland zurückzuführen. Dasselbst begann er die höchst gelungene Uebersetzung der Predigten des größten portugiesischen Kanzelredners, des Antonio Vieira (s. d.), die bis zum fünften Bande vorgeschritten (Regensb. 1840—49). Außerdem übertrug er die Fabeln predigten des geistreichen Macedo Pereira Vasconcellos aus dem Portugiesischen (Regensb. 1843), und die Lebensgeschichte des großen italienischen Kanzelredners Paolo Segneri (s. d.) (Regensb. 1838). Vielen Anklang fanden seine gemüthvollen „Gedichte“ (Bamberg 1835). Bleibende Verdienste erwarb er sich endlich als unermüdeten Mitarbeiter der „neuen Predigtbibliothek des Auslandes“ (Würzb. 1.—5. Jahrgang) und der „Realencyclopädie für das katholische Deutschland“. Derselbe beschäftigt sich gegenwärtig mit der Uebersetzung der Werke eines der größten spanischen Theologen.

**Schiltberger**, Johann, ein, trotz seiner seltsamen Schicksale wenig bekannter Reisender. In München geboren, begleitete er seinen Herrn, Lienhard Reicherlinger, in dem Zuge, den König Sigmund von Ungarn 1394 gegen die Türken unternahm. In der unglücklichen Schlacht bei Nikopolis gefangen genommen, rettete ihn allein seine Jugend, da er kaum 16 Jahre zählte. S. diente nun Bajazet in seinen Zügen und Kriegen im Felde und am Hofe zwölf Jahre als Läufer u. Reiter. Ein Versuch, der unterdessen veranstaltet wurde, mit 60 anderen Christen zu entfliehen, mißlang und hatte neunmonatliche Kerkerstrafe nach sich, während welcher Zeit zwölf starben. Als Bajazet von Tamerlan geschlagen wurde, ward S. gefangen und diente nun dem Mongolen abermals sechs Jahre, zog mit ihm weit umher bis nach Indien und Nordchina (Kathay), trat dann nach Tamerlan's Tode in die Dienste seiner Söhne Sarock und Miranschlach, dann, nach vier Jahren, in die eines seiner Enkel, Abubachir, „der mit einem Bogen das stärkste Bret durchschloß, das das Eisen durchführ, und dreijährige Ochsen mit einem Streiche entzwei hieb“; dann half er dem tatarischen Prinzen Jeger seinen Thron wieder gewinnen und kam so in ein Land, „wo die Leute den Glauben der heiligen drei Könige haben und die Hunde Wagen und Schlitten ziehen“, sah dort auch eine bewaffnete Amazonenschaar. Nach mancherlei Hin- und Herzügen machte er sich endlich mit fünf anderen Christen frei u. kam an das schwarze Meer, wo er durch Feuerzeichen von einem Kauffahrtschiffe aufgenommen wurde. Unterdessen wurde er durch Sturm nochmal nach Sinope ver schlagen und kam endlich krank, nach vielem Ungemach, nach Konstantinopel. Von dort ging es rasch durch die Balachei nach Krakau u. Sachsen über Eger nach Regensburg u. München (1427) zurück, mit Dank gegen Gott, der ihn nach 33 Jahren wieder zu Christenmenschen geführt hatte. Von seinem übrigen Leben ist uns Nichts mehr aufbehalten, als daß (wahrscheinlich) er selbst seine Reise beschrieb. Da führt er uns denn durch alle, von ihm durchwanderten, Länder und Städte mit ihren seltsamen Bewohnern und Sitten und berichtet nebenbei oft die unerhörtesten Dinge. So von einer ungeheuern Schlacht, die Schlangen und Nattern mit einander geschlagen; den Tod Tamerlan's wegen unglücklicher Liebe, seine prachtvolle Bestattung und wie seine abgeschiedene Seele ein Jahr lang nach dem Tode im Grabe geheult habe, bis endlich alle Gefangenen freigelassen waren; so beschreibt er die einzelnen Städte Persiens, Klein-Indien und die große Tatarei mit allen dazu gehörigen Ländern, Arabien mit den Bristauben; das Grab der heil. Katharina mit seinen Wundern, den dürren Baum im Thale Mamreh bei Ebron; dann die Geschichte der Sperberburg mit seiner feenhaften Bewohnerin u. manches Andere hat er ziemlich mit Monterilla (s. d.) und Anderen gemein; dann erzählt er uns von Jerusalem und nebenbei vom Paradiese, von Alexandrien und einem großen Perspective und einem ungeheuern Riesen, der für 12,000 Baddfen

olz in einem Tage herbeitrug und von dem eine Rippe noch als Brückenbogen müßt rede, von den verschiedenen Religionen im Orient nebst Muhammed's Geschichte, von den türkischen Kasten und Oskertagen, von den Griechen u. ihrem Handel und den Hochzeitsgebräuchen der Gorgenien und Treffen. S. hat für historische und geographische Untersuchungen genug Stoff geboten und wir sind ihm deshalb zu größerem Danke verpflichtet, als wir bis jetzt anerkannt haben. Deswegen hätte er auch einen bessern Herausgeber, als Benzler mit ihm verfuhr, verdient (München 1813), der noch dazu das einzige, in Nürnberg früher befindliche Manuscript verloren hat. Die älteste Ausgabe in Folio ist ohne Drucktitel und Seitenzahl mit schauerhaften Holzschnitten, dann später zu Nürnberg u. Frankfurt 1549, 4. u. a., ein Beweis, daß seine Geschichte und Abenteuer zum Stoffe geworden waren. — Arntin kennt S.'s Geschichte und erwähnt sie im Bd. seiner Annalen. \* \* \*

**Schlägel** (Maria Schlag), ansehnliches Prämonstratenserkloster im Mühlthale Oberösterreichs, unfern der böhmischen Gränze. Es wurde um 1200 von Ulrich von Falkenstein gestiftet, zu einer Zeit, da die Gegend noch eine öde, unwirthbare Waldwüste war, und anfänglich von Grauen Brüdern besetzt, die es aber schon 1210 den Prämonstratensern überließen. Erster Abt war Ulrich, vordem Prior zu Osterhofen. — Das Kloster hat eine schöne Kirche, eine Bibliothek von 12,500 Bänden und ausgedehnte Obstbaumschulen. mD.

**Schlau**, alte Stadt und Hauptort des Raconitzerkreises Böhmens, hat vollständig erhaltene Ringmauern, Thürme und Gräben, drei Thore, einen großen, regelmäßigen Marktplatz, eine durch alte Bauformen und ein zinnernes Taufbecken im 1400 sehr werthvolle Pfarrkirche, ein Präbiterienkollegium mit Gymnasium und Lateinschule, ein Franziskanerkloster, eine Rübenzuckerfabrik, Tuchweberei und Leinwandweberei, Steinkohlengruben und 4000 Einwohner. — Die Stadt erhielt ihren Namen von einer salzhaltigen Quelle (Slany), welche am Fusse des Barchitzberges Slany Bruch entspringt. Sie wurde von den Saazern bei einem Ueberzuge zerstört. mD.

**Schlehdorf**, in Oberbayern, Landgerichts Weilheim, unweit der Einmündung der Loisach in den Kochelsee, ehemalige Propstei regulirter Chorherren, wurde ursprünglich mit Benediktinern, Wessobrunn und mehreren anderen alten Klöstern in den bairischen Alpen um die Mitte des achten Jahrhunderts gestiftet u. ursprünglich mit Benediktinern besetzt. Nachdem es die Ungarn zu Anfang des 10. Jahrhunderts zerstört, stellte es Bischof Otto von Freising 1140 wieder her und übertrug es den Augustinern. Die schöne Kirche mit zwei gleichen Kuppelthürmen enthält viele werthvolle Kunstschätze. In der Nähe von S. ist ein Marmorbruch. - Monumenta Schlehdorfensia, Mon. Boic. IX. mD.

**Schlegel**, Friedrich, letzter Conventuale der ehemaligen Reichsabtei Weissenau und Pfarrer zu St. Christina, Dekanats Ravensburg in Württemberg, geboren zu Burheim im königl. bayrischen Landgerichte Memmingen. Der Sohn eines Bauersleute, erhielt er von seinen Eltern eine ächtreligiöse Erziehung und legte schon frühe ein Streben nach höherem Wissen, verbunden mit inniger Frömmigkeit, an den Tag, worin den Eltern der Verus des Knaben zum geistlichen Stande sich kundgab. Im 10. Jahre nahm S. Unterricht in den alten Sprachen bei den Kreuzherren in Memmingen. Rühmliche Fortschritte und ausgetübnete Sitten verschafften ihm nach zwei Jahren Aufnahme in die berühmte Lateinschule des alten Prämonstratenserklosters Münchroth. Hier entsprach er den von ihm gehegten Hoffnungen. Er war einer der stilllichsten u. frömmsten unter seinen Mitschülern, machte in allen Unterrichtsgegenständen die besten Fortschritte, entwickelte ein schönes Talent zur Musik, gewann das Klosterleben lieb und mit zuvorkommender Bereitwilligkeit wurde der treffliche, kenntnißreiche Jüngling als Novize in das Kloster Weissenau aufgenommen, in welches er am 12. November 1778 eintrat. Am 15. August 1790 legte S. die Ordensgelübde ab und erhielt den Klosternamen Friedrich. Durch die vier folgenden

Jahre strebte er mit aller Kraft des Geistes durch Gebet, Studium u. Uebung der Selbstverläugnung sich auf den heiligen Priesterberuf vorzubereiten. Am 2. Sept. 1794 empfing er zu Konstanz die heil. Priesterweihe. Beim Eintritt das Priesterthum bis zu seinem Tode war sein Eifer, Christo Seelen zu gewinnen, glühend. Vater Friedrich wurde daher auch alsbald zur Seelsorge verwendet und ihm schon im Jahre 1799 die dem Kloster inorporirte Pfarrei Oberaisenda übertragen, nachdem er als Vikar in Thalborf und Pfarrverweser in Badne hinreichende Uebung und Fertigkeit in der Pfarramtssührung erlangt hatte. Im Jahre 1803 trat jener Moment ein, der der schmerzlichste seines ganzen Lebens war. Durch den Reichsdeputationschluß von 1803 wurde die Abtei Weiffenau aufgehoben und nebst der Abtei Schuffenried mit allen Besitzungen dem Grafen von Sternberg, Wanderscheid als reichsunmittelbare Grafschaft zur Entschädigung überlassen. Im Jahre 1804 mußte der Convent das Kloster verlassen. Die meisten Geistlichen kamen auf Pfarreien, welche früher dem Kloster inorporirt waren. Vater Friedrich wurde am 1. Januar 1806 Pfarrer in St. Christina. Viel thesend Mal sah der fromme Mann von seinem Zimmer Thränenfeuchten Augen hi ab auf das herrliche, nun verödete Weiffenau u. viele Thränen flossen an der Sel des letzten Abtes Bonaventura, dem Wohnung gelassen wurde im Kloster bis zu seinem Tode, den er oft besuchte u. wie ein Kind seinen Vater bis in den Tod ehrte u. dur aufrichtigste Theilnahme dessen herben Schmerz über das Geschick des Klosters erlebte. 37 Jahre 4½ Monate war Friedrich S. Pfarrer in St. Christina. Mit an ehlen u. geistesverwandten Männern hatte derselbe das innigste Freundschaftsverhältnis angeknüpft, nämlich mit Joseph Franz von Barotti, ehemaligem Mitgließe der ehrwürdigen Gesellschaft Jesu und Pfarrer in Hoskirch und Isfried Winkler, dem dem Capitular in Weiffenau, Pfarrer in Eschach. Beide waren gelehrte u. fromme Männer. Diese drei Männer hatten eine Art Gütergemeinschaft unter sich errichtet. Pfarrer S. überlebte und erbte sie. Isfried Winkler starb im Jahre 1833 den 26. Juli als Kaplan in Ravensburg, J. F. v. Baratti den 31. Dezember 1834 als emeritirter Pfarrer in Liebenau, auf seinem Eigenthume. Das Andern dieser zwei Männer ist und bleibt tief verehrt in den Orten, wo sie fromm u. segensreich lebten und wirkten. Beinabe um neun Jahre überlebte sie Pfarrer S. welcher den 15. Mai 1843, Abends sieben Uhr, in's bessere Leben hinüberging. S. war ein Mensch, Christ, Priester und Seelsorger, wie ihn Jesus und sehr heilige Kirche wollte und wünschte. In seinem männlichen Antlitze und Wesen strahlte Jedem entgegen die lauteste Unschuld, liebliche Freundlichkeit, tiefe Demuth, ungeheuchelte Frömmigkeit, sanfter Ernst, beharrliche Festigkeit, strenge Selbstverläugnung. Die Pfarrgemeinde St. Christina verdankt S. ihre Schul- ihre Kirche, ihren Bestand und ihren weithin genannten Namen. Als er dahin kam, traf er keine Pfarrschule an. Er sann sogleich auf Abhülfe des dringenden Bedürfnisses. Es fehlte aber aller Fond, das Lokal, das Lehrpersonal. In einem Hause errichtete er die Schule, war Lehrer, unterrichtete und verköstigt größtentheils den Gehülfen. Im Jahre 1810 wurde auf seinen Betrieb und zum Theil auf seine Kosten in der Wessnerwohnung ein wackeres Schullokal gebaut mit allen Requiriten versehen und sofort die regelmässige Elementarschule feierlich eröffnet. Diese Schule war stets seine größte Freude. Friedrich S. war ein aus gezeichnet fleißiger u. gewandter Katechete, der durch seinen väterlich-liebvollen Ernst seine hohe Frömmigkeit u. katechetische Geschicklichkeit die Kinderherzen ganz einzunehmen mußte und sein Unterricht war auch bei dem größern Theile sehr nachhaltig. Sein Grundsatz bei Auswahl des Unterrichtsmaterials war: Non multa, sed multum. Seinem Unterrichte legte er bis auf die neuesten Zeiten den Katechismus von Peter Canisius zu Grunde. Ein Jahr vor seinem Tode führte er noch Henschers Katechismus in die Schule ein. Außerordentlich wirkte auf die Jugend das glänzende Beispiel seiner eigenen Gläubigkeit und Frömmigkeit. Gleich in den ersten Jahren seiner Amtssührung in St. Christina ließ S. eine Emporkirche bauen, schaffte eine Orgel herbei, unterrichtete Sanger und förderte hiedurch die

kheit des Gottesdienstes. Als in den Jahren 1830 die Nothwendigkeit  
 großer Kirchenreparation sich immer mehr herausstellte, die Kirchenpflege  
 keine Mittel zur Bestreitung des Bauwesens hatte, da ging man mit dem  
 um, die Pfarrei aufzuheben, die Parochianen Ravensburg zuzutheilen u.  
 niederzureißen. Es gab in jener Gegend wie überall gewisse Wähler, denen  
 diese Lust macht, katholische Kirchen niederzureißen zu sehen. Sie sahen schon  
 alten Mauern dieser Kirche fallen und einen reichen Herrn als Besitzer des  
 und Bewohner des die prachtvollste Aussicht bietenden Pfarrhauses.  
 S. gab sich alle Mühe, dieses zu hintertreiben, was ihm auch wirklich  
 . 1838 wurde die Kirche äußerlich gründlich reparirt u. das Innere durch  
 Beiträge seiner Pfarrkinder und Auswärtiger und die große Liberalität  
 verhältniß sehr schön und würdig decorirt und mit einer guten und größeren  
 versehen. Der Wirkungskreis eines Pfarrers in St. Christian war nicht  
 Die Pfarrei zählte nur 370 Seelen. S. wußte sich bald einen größern  
 kreis zu verschaffen. Er nahm sich liebevoll Allen an, die gepreßten Her-  
 waren. Sein Haus stand Allen offen, die in geistlichen und leiblichen An-  
 heiten Rath und That bei ihm suchten. Die ganze Umgegend auf viele  
 umher besuchte seinen Beichtstuhl. Vielen tausend beschwerten Herzen  
 jährlich als Beichtvater u. Seelenleiter Hülfe, Trost, Rettung. Unbegrenzt  
 ist Zutrauen, das er genoß. Dst wurde er stundenweit an ein Krankenbett  
 . Unermüdblich und unveränderlich bis in die letzten Tage seines Lebens  
 in heiliger Seeleneifer. Seine religiösen Vorträge, auf die er sich durch  
 u. Studium gewissenhaft vorbereitete, waren ausgezeichnet, klar, logisch-richt-  
 und erbaulich. Mit tiefem Gefühle, ruhigem Ernste, sonorer, heller, starker  
 ie trug er langsam vor. Sein Gottesdienst war daher viel von Fremden  
 . S. war ein Klostergeistlicher, der tüchtige philologische und theologische  
 iße befaß. Der lateinischen Sprache war er vollkommen mächtig, besonders  
 las er die lateinischen Dichter aus dem christlichen Zeitalter. Jakob Balde  
 in Liebling, dessen herrliche Oden er zur Unterhaltung in deutsche Verse  
 g. Das Griechische las er ohne große Schwierigkeiten. In allen theo-  
 n Disziplinen war er wohl zu Hause und immer vermehrte er seine Kennt-  
 reich fleißiges Studium der älteren, wie der neuesten besten Schriften. Er  
 ine sehr ansehnliche Bibliothek, die er alljährlich mit den besten Werken be-  
 . Zudem standen ihm die schätzbaren Büchersammlungen seiner zwei Freunde  
 ote. Er ging sehr sparsam mit der Zeit um. Obgleich er viel in der  
 war, täglich das Offizium betete, täglich die Asceitiker in der Hand hatte,  
 rankenbesuche machte, so studirte und las er doch noch sehr Vieles, aber  
 ichtiges, Bedlegenes. Allein nie sah man ihn in Zelt, Geld und Ansehen  
 en Gesellschaften, nie an Vergnügungsplätzen, nie an Spieltischen, nie bei  
 en Fekten irgend einer Art. Als S. in den Jahren 1812—23 Landkapitel-  
 er war, bewies er viel praktischen Takt und Geschicklichkeit, doch war ihm  
 dige Amt stets eine drückende Last und eine widrige Störung seines geist-  
 Strebens. Zu größeren literarischen Arbeiten konnte sich der Selbige nie  
 ren. Als literarische Produkte werden ihm zugeschrieben: „Denksprüche  
 nder über die fünf Hauptstücke der christkatholischen Religionslehre“ und  
 die Piese zur Vertheidigung des Cölibats gegen den Ehinger-Verein, die  
 seinen Namen erhielten. Es wurde an ihn das Ansehen gestellt, durch  
 wählte von Weissenau diesem Kloster ein Denkmal zu setzen; er versprach  
 . 1845 zur 700jährigen Errichtungsfester ein kurzes pro memoria zu  
 er Verbliebene war der eifrigste, aufrichtigste Anhänger der heiligen  
 en Kirche und des heiligen Stuhls. Er war mit dem Kirchen-  
 Pflichten gegen die Kirche sehr wohl vertraut. Man kann sich den-  
 Mann innerhalb 40 Jahren zu leiden hatte, da er all' das  
 gegen die Kirche, alle die Mißhandlungen der Kirche, alle die  
 en erleben mußte. Sein Auge war zu klar, sein Geist zu hell,

als daß er nicht sehen sollte, worauf es mit dem Allem abgesehen war. (besserte auch in seiner Kirche, aber im Geiste und nach den Canonen der: er wurde daher nicht, wie so viele seiner Amtsbrüder, von jedem Winde de logie zc. hin- und hergetrieben. Einen schweren Standpunkt bekam Pfar als im Jahre 1838 die neue Gottesdienstordnung eingeführt werden mußte im katholischen Volke noch katholisches Bewußtseyn lebte, da wurde er tief und in Oberschwaben war dieses Gefühl der Verletzung bekanntlich allgeme geworden. Auf Geißliche, die farbige Kleider, Kappen, Watermörder, trugen, die mit großen Hunden täglich in der Schenkstube am Spieltische Gebet und Studium verachteten zc., sah das Volk nicht, diesen sah die dienstordnung ganz gleich und wurde als ihr Fabrikat angesehen. S. r Gehorsam gegen seine geistlichen Oberen durch so langes Leben nach sein lübbe zur andern Natur geworden. Er brachte daher beinahe das allgemei trauen dem Gehorsame mit schwerstem Herzen zum Opfer. Ihn konnten t len Phrasen von „reiner Gottesdienstordnung“, — von „Begründung d im apostolischen Zeitalter“, — von „Einheit des Cultus in der ganzen A — von „Entfernung des Pappendienstes“ — ihn konnten alle Verwahrungen nicht täuschen: er sah diese Gottesdienstordnung, die von flachem, schlecht tem Indifferentismus und serviler Allweltgefälligkeit inspirirt ist, für ein Unglück an, das über die Diözese gekommen und er konnte nicht glauben, l Ordinariat deren Verfasser sei, sondern hielt dasselbe nur für das traurige zeug, dieselbe einzuführen, wovon man auch jetzt vollkommen überzeugt ist sägliche Freude weckte in S. die Wahrnehmung eines bessern Geistes und bens unter der jüngern Geistlichkeit. Wie ihn diejenigen derselben, die i Nähe kamen, als Vater und Vorbild ehrten, so fühlte er sich auch innig z hingezogen. Mit Liebe und Freude sprach er von Mähler und seinen 2 von Hirscher, Mac, Kuhn, Hefele, Welte, deren Schriften er fleißig | Die Wolken über seiner Diözese zertheilen sich allmählig, meinte er, und de vermischte, hellere Tag werde bald erscheinen, wenn es so fortgehe. Diese G ung erheiterte die letzten Lebenstage des edlen Greises, der seiner Gemeinde, Kirche, den Armen, seinen vielen Freunden, nah und fern, seinen sechs Gesck noch allzufrüh und ganz und unvermuthet entrisen wurde. Zwar hatte der schon früher manche Frankheiten erstanden, dennoch schien er die Last seines Alters noch nicht zu fühlen. Er war noch im letzten Winter und Anfar Frühjahres ein rüstiger, thätiger, froher Mann. Die Osterzeit hatte ihn hart mitgenommen. Auffallend ermüdete ihn die Markusprozession nach eschach. Am 4. Mai las er, schon krank, die heilige Messe und legte sich zu Bette. Nach 11 Tagen war er eine Leiche. Auch auf seinem kurzen kenlager war der Selige das schönste Beispiel des Glaubens, des Vertraue Gottergebenheit und der Nächstenliebe. Ueber seine Verlassenschaft hatte der Priester schon früher gewissenhaft disponirt. Seinen großen Bücherschatz u Besitzthum in Liebenau soll er den ehrwürdigen Vätern der Gesellschaft : Freiburg vermacht haben. Geld hinterließ er nicht. Er wurde nach seinem 2 neben seinem seligen Vater am westlichen Eingange des Friedhofes zu St stina beerdigt. Ein schöner, einfacher Stein ziert sein Grab.

\* Schleswig-Holstein. — Als die Unterhandlungen über den definitive densabschluss in London neu aufgenommen wurden, hatte sich in Schleswi eine Partei gebildet, die sich Dänemark entschieden zuneigte und dieses selbst die hohe Bedingung, daß Schleswig, mit Dänemark vereinigt, provinzielle ständigkeit behalte, daß ein Provisorium errichtet werde, während dessen Sd durch eine vom Könige von Dänemark zu errichtende Regierung, von dō Truppen unterstützt, administriert werde. Ueber die Grundlage, Incorp Schleswigs mit Beibehaltung provinzieller Selbstständigkeit, waren die Unt ler einig, die Differenzen bezogen sich auf Nebenpunkte, in denen Dänem säßste Hartnäckigkeit an den Tag legte, Preußen aber nicht nachgeben



weil der Schein bewahrt werden mußte. Damals behauptete noch Frankfurt sein Ansehen bei der Nation und noch eben hatten beide preussische Kammern ihre Erwünschung ausgesprochen, daß nur ein solcher Friede abgeschlossen werde, der Dänemarks Ehre wahre. Dänemark unterstützte seine Verhandlungen mit Drohungen. Eine Note des Grafen von Nolte vom 23. Febr. kündigte den Waffenstillstand; ein späterer Erlass versügte, vom 27. März anfangend, die Blokade für die Herzogthümer, ausgenommen die Inseln Alsen und Arrde. Die Feindseligkeiten sollten am 3. April beginnen, doch wollte sich Dänemark an diesen Termin nicht halten, falls früher „fremde“ (d. i. deutsche) Truppen in die Herzogthümer einrückten. Die russische Vermittelung, für die man in Berlin eine besondere Empfänglichkeit voraussetzte, steigerte die dänischen Ansprüche um so mehr, als der König von Preußen seinen Widerwillen gegen die Erneuerung des Krieges nicht mehr verhehlte. Dänemark stellte nunmehr die unannehmbaren Forderungen; daß seine Truppen Rendsburg besetzten; daß Preußen, unter vollkommener Umgehung der Reichscentralgewalt, mitwirke, die Ruhe in den Herzogthümern herzustellen. Von Frankfurt aus war Fürsorge getroffen worden, daß Deutschland den Krieg mit Ehren eröffnen könne. Schon am 3. März wurde der Befehl erlassen, drei Divisionen des Reichsheeres mobil zu machen und drei andere Divisionen für denselben Zweck in Bereitschaft zu setzen. Sobald es klar wurde, was Dänemark beabsichtige, wurden jene drei Divisionen in Bewegung gesetzt und am 26. März standen bereits 30 Bataillone u. 100 Geschütze kampfbereit in den Herzogthümern, die bald darauf bis auf 45,000 Mann und 150 Geschütze vermehrt wurden. Den Oberbefehl über sämtliche Truppen führte der preussische Generallieutenant von Wittow. Die bürgerlichen Angelegenheiten des Landes leiteten, nachdem die provisorische Regierung an dem Tage des Ablaufs des Ralmöer Waffenstillstands ihr Amt niedergelegt hatte, die Statthalter Graf Reventlow-Preez und Beseler. Schlechter war es mit den Streitkräften bestellt. Drei Dampffregatten, sechs Dampfkorvetten und eine Segelkorvette waren angekauft, 86 Kanonenböte in Bau genommen; aber, abgesehen davon, daß manche dieser Schiffe keine Kriegstüchtigkeit besaßen, fehlte es an Offizieren und Mannschaften, die so viel Erfahrung besaßen, um mit Aussicht auf Erfolg verwendet werden zu können. Zur See waren die Dänen weit überlegen. Jedes ihrer Geschwader hatte eine solche Stärke, daß es einzeln der gesammten deutschen Marine Troß bieten konnte. Das Landheer hatten angestrengte Rüstungen auf ungefähr 36,000 Mann gebracht. An Zahl kräftiger, als das deutsche Heer, hatte es vor diesem den großen Vorzug voraus, daß es sich auf der Flotte bald auf diesen, bald auf jenen Punkt werfen konnte. Am Vortheilhaftesten für Dänemark würde gewesen seyn, wenn sich das Landheer nie auf ein größeres Gefecht eingelassen, sondern einen, den Feind ermüdenden, Guerillakrieg geführt hätte. So war der Plan, den der französische General Fabier in Kopenhagen vorschlug; allein der dänische Nationalstolz wollte davon Nichts wissen und träumte von großen Erfolgen. Am 3. April, an demselben Tage, mit dem der Waffenstillstand abließ, begannen dänischerseits die Feindseligkeiten auf zwei Seiten. Von Alsen aus gingen fünf Bataillone über die Schiffsrüde bei Sonderburg und drangen über Düppel nach Gravenstein vor. Die gegenüberstehenden zwei schleswig-holsteinischen Bataillone schlugen sich vier Stunden lang mit dem doppelt starken Feinde und zogen sich dann befohlenermaßen sechtend zurück. Zugleich drangen die Dänen über die jütländische Gränzlinie herüber und nahmen Nachmittags Hadersleben nach einem mehrstündigen Gefecht, welches zum Theile in der Stadt geführt wurde. Auf beiden Punkten zogen sie sich zurück, sobald die Reichstruppen heranrückten. Der dänischen Marine war vom Marineminister Adriansen die Aufgabe gestellt worden, die „aufrührerischen“ Hafenstädte der Herzogthümer nach einander unter die königliche Autorität zurückzuführen. Eckernförde sollte zuerst gedemüthigt werden, weil aus einer dortigen Batterie acht Tage lang ein zu nahe kommendes dänisches Schiff geschossen worden war (siehe *Eckernförde*). — Am 19. April verlegte General Bonin sein Haupt-

quartier nach Christiansfeld, zwei Meilen von der jütländischen Gränze, in dessen Nähe, längs der Königsau, 12,000 Mann schleswig-holsteinischer Truppen sich aufstellten. Zwei preussische, ein sächsisches und ein bayerisches leichtes Reiterregiment wurden ihm zur Verwendung in Jütland zur Verfügung gestellt, wozu noch zehn Schwadronen schleswig-holsteinische Dragoner kamen. Am 20. April überschritten die Reichstruppen die jütländische Gränze, gegen Mittag erfolgte ein Angriff auf Kolding. Die Dänen hatten die Stadt mit zwei Bataillonen Fußvolk und einem Jägercorps besetzt, auch mehrere Schwadronen Reiterei und Artillerie aufgestellt. Nach mehrstündigem Gefecht nahmen die Schleswig-Holsteiner die hartnäckig vertheidigte, mit Pallisaden und Barricaden versehene Stadt, wobei ihr Verlust an Todten u. Verwundeten etwa 40 betrug. Nachmittags standen die deutschen Vorposten auf den Höhen nördlich von Kolding (s. d.), der Feind zog sich auf Fridericia (s. d.) und Weile zurück. Der Sieg über Kolding ist der wichtigste und blutigste, der bis dahin über die Dänen erkämpft wurde und um deswillen besonders werthvoll, weil es nur Schleswig-Holsteiner waren, die den Dänen entgegenstanden. Die Dänen hatten immer geprahlt, wenn sie Mann gegen Mann mit den Auführern kämpften, würden sie der Sache rasch ein Ende machen: ihr Wunsch war nun erfüllt und sie der geschlagene Theil. Ihr Verlust war sehr bedeutend, an Todten, Verwundeten und Gefangenen 800 Mann. Der größte Theil ihrer Gefallenen blieb auf dem Schlachtfelde zurück. Auch der Verlust der Schleswig-Holsteiner war bedeutend, hauptsächlich in Folge des mörderischen Straßenkampfes. Am meisten litten das 4. und 9. Bataillon; vom zweiten Jägercorps fehlten beim Appell 61 Mann. An Todten, Verwundeten und Vermissten betrug der Verlust deutscherseits 400, worunter viele Freiwillige aus den besten Familien des Landes. Das Benehmen des Oberbefehlshabers vor und nach der Schlacht ist unerklärlich. Welche strategischen Gründe sprachen dafür, daß Brittwitz die, im Sundewitt und nördlich und westlich von Flensburg aufgehäuften, Truppenmassen unbeweglich stehen ließ? Die Reiterei, deren spätes Eintreffen früher als Entschuldigung für das Nichtvorrücken gebraucht wurde, war jetzt da. Um von Alsen her einen feindlichen Angriff abzuhalten, war nach der Einnahme u. Verschanzung der Düppeler Höhen ein Drittel der vorhandenen Truppen genügend. Bonin stand mit der schleswig-holsteinischen Truppenabtheilung an der Gränze und war acht Meilen von den Reichstruppen entfernt, einem überlegenen Feinde gegenüber. In dieser Lage blieb das Corps auch nach dem Siege von Kolding über acht Tage lange. Natürlich wurde diese sonderbare Unthätigkeit auf die verschiedenste Weise ausgelegt. Daß Rußland mit einem Kriege drohe, falls die preussischen Truppen die jütländische Gränze überschritten; daß man in Berlin keinen Sieg ersechten wolle; daß die Unterhandlungen mit Dänemark dem Abschluß nahe, zu einem unehrenvollen Frieden führen würden: alle diese Gerüchte tauchten auf und fanden Glauben. Am 6. Mai endlich rückten die Reichstruppen den Schleswig-Holsteinern auf jütländischen Boden nach und besetzten eine Linie von fast zwei Meilen Ausdehnung in dem Dreieck von Kolding, Jorbrup und Bildrup. Die Hauptmacht der Dänen hatte eine Stellung vor Fridericia eingenommen, von wo sie sich im Fall einer Schlappe auf ihre Schiffe flüchten u. nach Fühnen überschiffen konnten. In der Umgegend von Weile lagerte die gesammte Reiterei der Dänen, 16 Schwadronen stark, u. ein Theil ihrer Jägercorps. Bonin sollte mit den schleswig-holsteinischen Truppen nach Fridericia vorgehen u. diese Festung einschließen; General von Hirschfeld mit der preussischen Division Weile besetzen. Die bayerische Brigade rückte an dem Tage in Kolding ein u. die kurhessische Brigade folgte derselben in die Gegend zwischen Christiansfeld u. Kolding. General v. Bonin langte noch an demselben Tage nach dem Gefechte von Gudsoe vor Fridericia an, General von Hirschfeld warf nach einem hitzigen Gefechte bei Bluf u. Dons die Dänen auf Weile zurück, verfolgte sie auf Befehl des Generals von Brittwitz aber nicht, um den, durch einen langen Marsch ermüdeten, Truppen Ruhe zu gönnen. Am Tage darauf, den 8. Mai, griffen die Preußen den General Rye in seiner Position hinter Weile an u. nöthigten ihn nach einem

kurzen Besichte, seinen Rückzug anzutreten. Anstatt nun das schwache Corps des Generals Rye zu verfolgen und dasselbe entweder aufzureiben, oder gefangen zu nehmen, machte der General von Brittnitz in Belle Hatt und der General Rye erst in vollkommener Zeit, sich aus seiner schwierigen Lage zu ziehen und sein Corps zu räumen. Erst am 22. Mai setzte sich der deutsche General in Bewegung, um die Dänen in ihrer Stellung bei Skanderborg anzugreifen. Was unter diesen Umständen Jeder voraussehen konnte, war inzwischen geschehen. Die Dänen hatten Skanderborg verlassen und sich auf Aarhus zurückgezogen, woselbst sie nördlich von der Stadt eine Stellung inne hatten, die es ihnen möglich machte, sich entweder nach Randers, oder nach der Halbinsel Helgenæs zurückzuziehen. Aarhus hatten sie mit einer schwachen Arrieregarde besetzt. Abermals machte der General von Brittnitz vor Aarhus Halt u. erst in der Mitte des Junius wurde die Stadt von den deutschen Truppen besetzt. Diese merkwürdige Kriegsführung machte sich empfindlich. Am 31. Mai rückte eine Colonne Preußen von Horsens auf Aarhus vor. Der Vortrab unter dem Commando des Prinzen Salm-Salm, aus einer Abtheilung Jäger, einigen Bataillonen Infanterie und einigen Schwadronen Husaren nebst Artillerie bestehend, fand die Stadt unbesetzt u. ging, in der Meinung, daß die Dänen, wie gewöhnlich, das Feld geräumt hätten, über die Stadt hinaus, während das Gros der Preußen noch eine Meile dießseits Aarhus stand. Auf den Höhen hinter der Stadt waren Dragoner zu sehen: auf diese ging es nun los. Die Dragoner zogen sich aber vor der Uebermacht zurück und der Prinz verfolgte sie bloß mit einigen Schwadronen Husaren und einer Jägerabtheilung. Aber kaum war er eine Viertelstunde weiter vorgedrungen, so wurde er plötzlich von den Dänen in überlegener Zahl angegriffen, die ganze Jägerabtheilung gerieth in Gefahr, abgeschnitten zu werden und wurde nur durch einen kühnen Angriff der preussischen Husaren gerettet, welche ihrerseits nicht ohne Verlust davon kamen. Der Prinz Salm wurde schwer verwundet und gerieth in dänische Gefangenschaft, eine bedeutende Anzahl Jäger wurde abgeschnitten. Ein weiterer Unfall traf die Kurhessen in der Nacht vom 8. auf den 9. Juni. In dieser Nacht wurde, so zu sagen im Rücken der deutschen Armee, sechs Stunden von Horsens, im Dorfe Körre-Seebe, eine halbe Schwadron kurhessischer Husaren mit dem Rittmeister, zwei Lieutenants u. einem Arzte, zusammen einige 70 Pferde, so überfallen und gefangen genommen, daß nur zwei Husaren zu Fuß entrannten. Inzwischen waren die Schleswig-Holsteiner gegen Fridericia vorgerückt und lagerten am Abende des 7. Mai vor dieser kleinen besetzten Stadt. (Vergl. den Art. Fridericia.) Die Schlappe, welche die Dänen hier am 6. Juli, freilich nicht ohne eigenen bedeutenden Verlust, ihren Feinden beibrachten, war das letzte Besiecht dieses Feldzuges. — Noch während vor Fridericia gekämpft wurde, hatte bereits der Abschluß eines Waffenstillstandes zwischen von Bülow und von Needy stattgefunden, der in 14 Artikeln folgende Bestimmungen enthält: Art. I. Vom Tage der Auswechslung der Ratifikationen der gegenwärtigen Convention an gerechnet, sollen die Feindseligkeiten zu Land und zur See vollständig eingestellt werden während eines Zeitraumes von 6 Monaten und über denselben hinaus noch während 6 Wochen nach Aufkündigung des Waffenstillstandes von der einen oder der andern Seite. Wenn der gegenwärtige Waffenstillstand aufgekündigt würde, so sollen die preussischen und deutschen Truppen das Festland des Herzogthums Schleswig besetzen können, welches in diesem Falle von den neutralen Truppen, welche nach Art. 5. sich etwa noch daselbst befinden dürften, geräumt werden würde. Art. II. Se. Maj. der König von Preußen wird dem Oberbefehlshaber der in Jütland und in den Herzogthümern Schleswig und Holstein vereinigten, preussischen und deutschen, Heeresmacht den Befehl zu gehen lassen, Jütland zu räumen und während des Zeitraumes von 25 Tagen die, in den Artikeln 3 und 5 bezeichneten, Stellungen einzunehmen. Art. III. Die Oberbefehlshaber der preussischen und deutschen, so wie der dänischen Truppen werden preussische und dänische Truppen, welche Behufs der Abaranzung der, beziehungsweise

preussischen und neutralen Truppen zu besetzenden, Gebietsstrecken auf einer Particelle eine Demarkationslinie ziehen und bestimmen werden, welche sich von einem Punkte an der Küste in der Nähe und im Süd-Ost der Stadt Flensburg bis zu einem Punkte an der Küste nordwestlich von der Stadt Løndern erstreckt und die erstere Stadt, so wie die jütländischen Enklaven nordwärts, die Stadt Løndern dagegen südwärts der vorgenannten Demarkationslinie liegen läßt. Art. IV. Se. Maj. der König von Preußen soll während der Dauer des Waffenstillstandes im Herzogthum Schleswig und im Süden der vorbesagten Demarkationslinie ein Armee Corps belassen können, dessen Stärke die Zahl von 6000 Mann nicht überschreiten wird. S. M. der König von Dänemark wird fortfahren, die Inseln Alsen u. Arrøe militärisch besetzt zu halten. Art. V. Diese dänischen und preussischen Truppen werden die einzigen Streitkräfte seyn, welche in dem Herzogthume Schleswig während der Dauer des Waffenstillstandes verbleiben, mit Ausnahme eines Corps neutraler Truppen, dessen Stärke 2000 Mann nicht überschreiten darf u. welches den, nordwärts der Demarkationslinie belegenen, Theil des Festlandes vom Herzogthume Schleswig besetzt wird. Der Unterhalt und die Besoldung der besagten neutralen Truppen fallen Sr. kön. dänischen Majestät zur Last. Die hohen contrahirenden Theile werden Se. Maj. den König von Schweden u. Norwegen ersuchen, dieses neutrale Truppencorps stellen zu wollen. Während der Dauer des Waffenstillstandes wird in die jütländischen Enklaven innerhalb des Herzogthums Schleswig eine Garnison weder von der einen, noch von der andern Seite gelegt werden. Art. VI. Gleichzeitig mit der Einnahme der im Art. 3. bezeichneten Stellungen von Seite des, die vereinigte preussische und deutsche Heeresmacht commandirenden, Oberbefehlshabers wird Se. Maj. der König von Dänemark die Aufhebung der, durch ihre Seemacht ausgeführten, Blockaden der preussischen und deutschen Häfen anordnen. Die zur Vollziehung der vorstehenden Artikel erforderlichen Befehle werden an einem und demselben Tage an die Befehlshaber der resp. Land- u. Seemacht ausgefertigt werden. Art. VII. Alle, seit dem Beginne der Feindseligkeiten von der einen, oder der andern Seite aufgebracht, Handelsschiffe werden sammt deren Ladungen unmittelbar nach der Aufhebung der Blockade freigegeben. Sollten Schiffe und Ladungen verkauft worden seyn, so wird deren Werth erstattet. Dagegen verbürgt sich Se. Maj. der König von Preußen, alle Contributionen in barem Geld, welche von den preussischen und deutschen Truppen in Jütland erhoben worden sind, zu erstatten und erstatten zu lassen, desgleichen den Werth der, zum Gebrauche der preussischen und deutschen Truppen requirirten Pferde, welche ihren rechtmäßigen Eigenthümern seitdem nicht zurückgestellt worden sind. Die Verpflegungs- und Einquartierungskosten für die gedachten Truppen, sowie die Unkosten für die ihnen gelieferte Fournage, fallen dem Lande zur Last. Behufs der Regulirung dieses Liquidationsgeschäftes wird Se. Maj. der König von Preußen und Se. Maj. der König von Dänemark je einen Commissär ernennen, welche beide Commissäre sich sechs Wochen nach Auswechslung der Ratifikation der gegenwärtigen Convention an Ort und Stelle vereinigen werden. Diese Commissäre werden dies Geschäft während eines Zeitraumes von 4 Wochen abschließen. Sollten nach Ablauf dieser Frist noch etwa streitige Forderungen vorhanden seyn, über welche es ihnen nicht gelungen wäre sich zu einigen, so würden diese Forderungen der Entscheidung eines Schiedsmannes unterworfen werden, zu dessen Ernennung die hohen contrahirenden Theile die Regierung S. k. großbritannischen Maj. einladen würden. Die Erstattung des Betrags der verschiedenen Ersatzsummen soll spätestens in 6 Monaten, vom Tage der Auswechslung der Ratifikationen der gegenwärtigen Convention an gerechnet, erfolgen. Art. VIII. Sämmtliche Kriegs- und politische Gefangene sollen von beiden Theilen, ohne Ausnahme, in Freiheit gesetzt werden; die Auswechslung der Gefangenen wird in Flensburg spätestens in 25 Tagen nach Auswechslung der Ratifikationen der gegenwärtigen Uebereinkunft bewirkt werden. Art. IX. Se. Maj. der König von Preußen wird sämmtliche Regierungen, welche einen thätigen Antheil an dem bermaligen Kriege gegen Dänemark genommen haben, einladen, baldmög-

nicht ihren Beitritt zur gegenwärtigen Convention zu erklären, deren Bestimmungen  
 dadurch für dieselben eben so verbindlich werden, als solche hinsichtlich Ihrer zu  
 voller Anwendung kommen. Art. X. Es wird für das ganze Herzogthum Schles-  
 wig eine Verwaltungscommission (Landesverwaltung) errichtet werden, welche wäh-  
 rend der Dauer des Waffenstillstandes dieses Land im Namen Sr. Maj. des  
 Königs von Dänemark regieren wird. Sie soll aus zwei Mitgliedern bestehen,  
 wovon das eine von Sr. Maj. dem König von Preußen, das andere hingegen von  
 Sr. Maj. dem König von Dänemark gewählt u. denen ein Commissarius beige-  
 setzt werden wird, zu dessen Ernennung S. Maj. die Königin von Großbritan-  
 nien eingeladen werden soll, um in der Eigenschaft eines Schiedsrichters, bei etwa  
 vorkommenden Meinungsverschiedenheiten zwischen den beiden anderen Mitgliedern,  
 Entscheidung zu treffen. Die Funktionen dieser Commission werden darin bestehen,  
 das Herzogthum Schleswig in Gemäßheit der bestehenden Gesetze zu verwalten  
 und in demselben die Ordnung und Ruhe ausrecht zu erhalten. Zu diesem Zwecke  
 soll dieselbe mit der nöthigen vollen Autorität bekleidet werden, jedoch mit Aus-  
 nahme der gesetzgebenden Gewalt, welche während der Dauer des Waffenstillstandes  
 inaktiv bleiben soll. Hinsichtlich aller Gesetze, Verfügungen und Verwaltungs-  
 maßregeln, die seit dem 17. März 1848 für das Herzogthum Schleswig erlassen  
 worden sind, soll die besagte Commission befugt seyn zu prüfen und zu entscheiden,  
 welche von jenen Gesetzen, Verfügungen und Verwaltungsmaßregeln im wohlver-  
 standenen Interesse des Landes etwa wieder aufzuheben, oder beizubehalten seyn dürf-  
 ten. Art. XI. Die zur Erhaltung der Ordnung nöthigen Streitkräfte werden der  
 Verwaltungscommission auf deren Requisition zur Verfügung gestellt werden, je-  
 nach den Distrikten, in welchen diese Truppen stationirt sind, also im südlichen  
 Theile des Herzogthums Schleswigs durch den Oberbefehlshaber der preussischen  
 Truppen, für die Inseln Alsen u. Arröe durch den Oberbefehlshaber der dänischen  
 Truppen und für den Theil des Festlandes des Herzogthums Schleswig, welcher  
 nördlich von der Demarkationslinie gelegen, durch den Oberbefehlshaber der neu-  
 tralen Truppen. Art. XII. Die Verwaltungscommission des Herzogthums Schles-  
 wig wird sich mit der dänischen Regierung über eine Interimsflagge verständigen,  
 deren die schleswig'schen (holstein'schen) Schiffe sich während der Dauer des  
 Waffenstillstandes bedienen können und unter welcher sie dieselben Vortheile, wie  
 die dänischen Schiffe, genießen können. Art. XIII. Der Postenlauf u. die sonstigen  
 inneren Verbindungsmittel werden in regelmäßiger Weise wieder hergestellt werden,  
 der freie Verkehr der Posten durch das Herzogthum Holstein, sowie der Fortbestand  
 der Postbehörde zu Hamburg werden ausdrücklich vorbehalten. Art. XIV. Die  
 gegenwärtige Convention wird ratifizirt werden und die Auswechselung der Rati-  
 fikation binnen 8 Tagen, oder wo möglich früher, von dem Tage der Unterzeich-  
 nung an gerechnet, zu Berlin Statt finden. Hinzugefügt sind folgende Friedens-  
 präliminarien. Art. 1) Das Herzogthum Schleswig soll, was seine gesetzgebende  
 Gewalt und seine innere Verwaltung betrifft, eine abgesonderte Verwaltung er-  
 halten, ohne mit dem Herzogthume Holstein vereinigt zu seyn und unbeschadet der  
 politischen Verbindung, welche das Herzogthum Schleswig an die Krone Dänemark  
 knüpft. Art. 2) Die definitive Organisation des Herzogthums Schleswig, welche aus  
 jener Grundlage hervorgeht, wird den Gegenstand weiterer Unterhandlungen bilden,  
 woran Großbritannien als vermittelnde Macht Theil zu nehmen von den hohen  
 contrahirenden Theilen eingeladen wird. Art. 3) Die Herzogthümer Holstein u.  
 Lauenburg werden fortfahren, Mitglieder des deutschen Bundes zu seyn. Die defi-  
 nitiv Regulirung der Stellung, welche diese Herzogthümer in dem obengenannten  
 politischen Körper in Folge der Veränderungen einnehmen werden, welche der Ver-  
 fassung Deutschlands bevorstehen, ist einer fernern Verständigung unter den hohen  
 contrahirenden Theilen vorbehalten. Eine der Aufgaben dieser Verständigung wird seyn,  
 in wie weit es mit dem, im Art. 1) der gegenwärtigen Uebereinkunft festgestellten, Bestehen  
 und der zukünftigen Stellung des Herzogthums zu den anderen deutschen  
 , die nichtpolitischen Bande der materiellen Interessen aufrecht  
 zu erhalten, welche zwischen den Herzogthümern Holstein u. Schleswig bestanden.

Der König von Dänemark, Herzog von Holstein, wird diesem Herzogthume in der kürzesten Frist eine Repräsentativverfassung ertheilen. Art. 4) Man ist übereingekommen, daß die in den vorstehenden Artikeln enthaltenen Bestimmungen in keiner Weise der Frage wegen der Erbfolge in den, unter dem Scepter des Königs von Dänemark vereinigten Staaten, noch den eventuellen Rechten dritter Personen präjudiziren sollen. Zur Beseitigung der Verwickelungen, welche aus den, hinsichtlich der Erbfolge erhobenen, Zweifeln hervorgehen könnten, wird der König von Dänemark sogleich nach erfolgtem Friedensschlusse die Initiative zu Vorschlägen ergreifen, welche zum Zwecke haben, im gemeinsamen Einverständnisse mit den Großmächten diese Erbfolgefrage zu ordnen. Art. 5) Die hohen contrahirenden Theile kommen dahin überein, die Garantie der Großmächte für die genaue Ausführung des definitiven Friedens in Betreff des Herzogthums Schleswig in Anspruch zu nehmen. — Wir sehen hieraus, daß die Ansprüche Dänemarks so ziemlich ihre vollständige Bestätigung gefunden haben und deshalb also wurde ein Krieg geführt, in dem Tausende von Deutschen das Leben oder die Gesundheit verloren haben! Das Benehmen der Dänen nach dem Abschlusse des Waffenstillstandes beweiset, daß sie sich für die Sieger halten. So günstig die Bedingungen für sie ausgefallen sind, so zögern sie doch nicht allein mit der Erfüllung des Vertrages, sondern thun auch alles Mögliche, ihre Zugeständnisse rückgängig zu machen. Die Lage der Herzogthümer, vor Allem Schlesiens, ist die traurigste. Nach einem solchen Kriege, der den Stammeshass aufs Höchste gereizt hat, ist keine versöhnliche Politik Dänemarks möglich.

Schla, Franz, Graf von, k. k. Geheimrath und Feldmarschalllieutenant, als Mensch und Krieger gleich ausgezeichnet, wurde im Jahre 1789 zu Prag geboren, kurz nachdem seine Mutter auf der Ueberfahrt von Kopenhagen Schiffbruch gelitten hatte. Sein Vater war längere Zeit österreichischer Gesandter in Dänemark, brachte aber während der Kindheit unseres Helden seine Zeit in Frankfurt und Mainz zu. Früh schon erwachte in dem jungen S. die Neigung zum militärischen Berufe, aber sein Vater widmete ihn den Rechtsstudien, die er auch noch nach dem Tode desselben aus kindlicher Pietät fortsetzte und nicht ohne Auszeichnung absolvirte. Endlich im Jahre 1808 ging sein längst gehegter Wunsch in Erfüllung, indem er zum Chef der auf seinen Gütern errichteten Landwehrkompagnien ernannt wurde. 1809 trat er als Lieutenant in dem damaligen Kürassierregimente Albrecht ein. Feldmarschalllieutenant Graf Bubna, der an dem talentvollen jungen Mann Gefallen fand, wählte ihn zu seinem Adjutanten. Zum ersten Male im Feuer war S. bei Passau, dann folgte die Schlacht von Aspern, nach welcher er zum Oberleutenant bei Schwarzenberg Uhlanen, dann zum Rittmeister bei Radeßky Husaren befördert wurde. Diese Stelle legte er aber nieder, als der ausbrechende Feldzug 1812 Oesterreich als Verbündeten der Franzosen fand. Die Zeit, bis die Denkwürdigkeit unsers Helden ihn wieder erlaubte, die Waffen zu ergreifen, verlebte er auf seinen bedeutenden Gütern in Böhmen, als großmüthiger Helfer und Beschützer seiner unter den Kriegslasten schwer seufzenden Unterthanen. Der Feldzug 1813 rief S. wieder auf den Kampfplatz, und wir finden ihn als Rittmeister bei Plenau Chevaurlagers und Ordonnanzoffizier des Kaisers Franz. Er machte die Schlacht bei Dresden und mehre Gefechte mit, und bei Watzkau sehen wir ihn an der Spitze der russischen Dragoner zweimal die französische Kavallerie zurückwerfen, wofür er den Vladimirorden erhielt. Bei diesem Angriffe war es auch, wo er die gefährliche Kopfwunde bekam, die ihm sein rechtes Auge raubte. Während des Kongresses zu Wien war S., inzwischen zum Major vorgerückt, dem Kaiser Alexander von Rußland als Dienstoffizier zugetheilt. Als die Kunde von Napoleons Rückkehr von Elba erscholl und die Diplomaten wie ein Donnerkeil auseinander stäubte, setzten sich die Heere der Verbündeten neuerdings gegen Frankreich in Bewegung, und S. marschirte an der Spitze einer Beliten-Division dort ein. Während der langen Friedenszeit, welche diesem kurzen Feldzuge folgte, stieg S. vom Major von Stufe zu Stufe bis zum Feldmarschalllieu-

tenant und Regimentsinhaber. Die Wiener Revolution führte ihn wieder auf die Reichsbühne. Er wurde Gouverneur in Krafau, welche Stelle er jedoch zum Leidweilen der Einwohner bald mit dem Kommando des Armeekorps vertauschte, das über Duxla nach Ungarn zur Bekämpfung des Aufstandes einzumarschiren beordert war. Wie sehr die Wahl, welche dieses wichtige Kommando in seine Hände legte, den rechten Mann getroffen, weiß jeder, der an der Zeitgeschichte Theil genommen und die meisterhaften Operationen kennt, wodurch S. seine kleine Macht zu verdreifachen und den vielfach überlegenen Feind bei jeder Gelegenheit zu schlagen wußte. Was er in diesem ungemein schwierigen Winterfeldzuge leistete, ist allein schon hinreichend, ihm einen bleibenden Namen zu sichern. Als der Krieg für die von dem Fürsten Windischgrätz befehligte österreichische Heeresmacht die bekannte unglückliche Wendung nahm, sah sich auch S. zum Rückzuge gezwungen, den er in imposanter Haltung vollzog. Er folgte der Hauptarmee gegen Pesth, und hier sehen wir ihn im Vereine mit dem Ban viermal den andrängenden Feind zurückwerfen und die Ehre der österreichischen Waffen siegreich wahren. Bei dem neuen Feldzuge, der unter dem Oberbefehle des Feldzeugmeisters von Hainau in den letzten Tagen des Juni 1849 begann, war es S., der bei Raab den blutigen Reigen eröffnete, die Stadt angriff, den Feind aus seinen Verschanzungen verjagte und im Vereine mit dem Reservekorps den glänzenden Sieg errang, welcher dem Feldzuge gleich Anfangs eine so bedeutungsvolle Wendung gab. Auch an den Schlachten von Acs und Komorn nahm S. rühmlichen Antheil. Den Angriff des von den Russen verfolgten Görgey, welcher bei Arab sich durchschlugen und seine Vereinigung mit Dembinski erzwingen wollte, wies er so kräftig ab, daß der Gegner seine Absicht aufgeben und sich zurückziehen mußte, um bald darauf vor den Russen die Waffen zu strecken. So war es also S., der bei Raab den Feldzug eröffnet und bei Arab ihn glücklich geschlossen hatte. — S. vereinigt mit seinem strategischen Talente wissenschaftliche Bildung, mit seiner Herzensgüte Festigkeit und Gerechtigkeit. Durch seine stete Fürsorge für die Bedürfnisse seiner Untergebenen, durch seine Theilnahme an ihren Freuden und Leiden, ist er das Idol der Truppen. Sein Name hat die größte Popularität bei der österreichischen Armee, und selbst seine Feinde zollen ihm bereitwillig Achtung. — Allgemeine Ztg. 1849. mD.

**Schliersee**, auch **Schliers** genannt, in Oberbayern, Landgerichts Miesbach, ehemaliges Kloster regulirter Chorherren, in einer wildromantischen Gegend am E. Ursprünglich für Benediktiner gegründet, wurde das Stift später den Augustinern eingeräumt und im Jahre 1495 durch den Herzog Albrecht IV. nach U. L. Frauen in München verlegt. — Obernberg v.: Abhandlung von dem uralten Benediktiner Kloster und nachmaligen Chorstifte Schliers in Oberbayern, Abhandl. der bayern. A. d. Wissenschaften, 1804; Derselbe: Zur Geschichte der Kirchen und Clösterlichen Bisthümer und Schliersee, Oberbayer. Archiv II. mD.

**Schlomsched**, Anton, Fürstbischöf von Lavant, geboren zu Pontifl in Steyermark (Kreis Gills) den 26. Nov. 1800. Schon als Studirender der Theologie machte er sich um die Verbreitung der slavischen Sprachkenntniß und um die Ausbildung im homiletischen Vortrage unter seinen Mitschülern verdient. Im Jahre 1824 erhielt er die Priesterweihe und ward bis 1829 in der Seelsorge verwendet. Später wirkte er als Spiritual in dem Gurker-Lavantner Priesterhause zu Klagenfurt, als Pfarrer zu Salbenhofen, als Kanonikus von St. Andrä und als Abt und Stadtpfarrer von Gills mit rühmlichster Auszeichnung. Am 30. Mai 1846 ernannte ihn der Cardinal, Fürst Schwarzenberg, kraft des, dem Salzburger Metropolitzen zustehenden Rechtes, zum Fürstbischöfe von Lavant; am 2. Juli desselben Jahres fand in Salzburg seine feierliche Confirmation und am 5. die Consecration statt. C. M.

**Schlotthauer**, Joseph, Historienmaler und Professor an der Akademie der bildenden Künste zu München, kann wohl am meisten unter den jetzt lebenden ein Autobiaste genannt werden. Als der Jüngste unter 6

am 14. März 1789 in München geb., bestimmten ihn die dürftigen Umstände seines Vaters, der Theaterdiener war, trotz seiner großen Neigung zur Kunst, das Schreinerhandwerk zu erlernen. Als Lehrling übte er sich in freien Stunden im Zeichnen und fand bald Gelegenheit, durch den Unterricht in der Feiertagschule sich mit den Gesetzen der Chemie, Physik und Mechanik tüchtig vertraut zu machen: ein Umstand, der für sein ganzes Leben von entschiedener Wirkung blieb. Doch, sein Hang zur Malerei folgte ihm, nachdem er als Geselle auf die Wanderung gegangen, in die Ferne, geleitete ihn ins Vaterhaus zurück u. lehrte ihn endlich die Möglichkeit auffinden, seinem innern Drange Genüge zu leisten. Schon hatte er sich durch Selbstübung so weit vorbereitet, daß er in die Akademie aufgenommen werden konnte, als (noch in demselben Jahre 1809), nur nach wenigen Monaten Unterricht, der Insurrektions-Krieg in Tirol ausbrach und ihm von Neuem seine Aussichten sperrte. S. war an der Conscriptionspflichtigkeit und mußte fürchten, wenn er jene abwartete, dem Heere auf eine volle Dienstzeit eingereiht zu werden. Um diesem auszuweichen, wählte er, in der Hoffnung, daß er bald wieder seiner Kunst leben dürfe, den kürzern Weg und trat auf Kriegsbauer dem so eben errichteten Corps freiwilliger Jäger bei, in deren Mitte er den Feldzug bestand und sich öfters, besonders bei Erstürmung der Echarnis, wo er einer der Ersten war, die die Mauern dieses Bollwerkes überschritten, so auszeichnete, daß er eine Offiziersstelle im stehenden Heere erhalten hätte. Doch S., nur für die Kunst glühend, lehnte die militärische Anstellung ab und verfolgte mit neuem Muthe die vorige Bahn. Die deutsche Kunst aber hatte damals angefangen, auf das Größere und in ihrer Bedeutung Tiefere zurückzukehren und somit jene Richtung genommen, aus der sie durch die jüngstvergangenen Jahrhunderte gedrängt worden war. Koch tritt das Alte mit dem Neuen. S., ein eifriger Anhänger dieses letztern, glaubte ihm in stiller Zurückgezogenheit am besten folgen zu können u. versuchte sich selbst auszubilden. In dieser Abgeschlossenheit von manchen Leiden und schweren Mühseligkeiten gedrückt, malte er fast ausschließlich religiöse Darstellungen mit seltener Innigkeit und Tiefe des Ausdruckes, was ihm im hohen Grade gelang. Von jenen Bildern ist besonders ein Christus mit der Dornenkrone durch Schreiner's Lithographie bekannt. Das dauerte nun bis 1819, wo Cornelius nach München kam, um die Säle der Glyptothek mit Fresken auszustücken. Von diesem aufgefordert, Theil an seinen Arbeiten zu nehmen, beschäftigte er sich nun bis zur Vollendung der Glyptothek zehn Jahre lange mit Freskomalen, wobei ihm seine früheren chemischen und physikalischen Studien wesentliche Dienste leisteten und Manches im Technischen bedeutend verbessern halfen. Hier malte er nun selbstständig ungefähr 12 kleinere und größere Deckenbilder u. führte dann die großen Wandgemälde: das Reich des Neptun, den Olymp, dann die Anteroest (wo besonders die im Halbbunfel gemalte Gestalt des Eurydice, die als eine der vorzüglichsten Leistungen in Fresko genannt zu werden verdient, von S.'s Hand ist); ferner den Prometheus in der kleinen Vorhalle, endlich im Trojaner-Saale den Zorn des Achilleus, den Kampf um die Leiche des Patroklos und die Zerstörung Troja's mit Cornelius und Zimmermann rühmlichst aus. Hierauf reiste er 1830 nach Italien, um in Rom durch das Studium der alten und neuen Schöpfungen seine Erfahrungen zu erweitern. Nach seiner Rückkehr wurde ihm bald (im Februar 1831) die Professur der Malerei an der Akademie übertragen. Nun trug er nach Kräften zur Ausbreitung eines edlen Kunstgeschmackes bei und widmete sich fast ausschließlich der Heranbildung junger Talente, unter denen wir besonders die Gebrüder Schraudolph, dann Fischer (von dem die genialen Compositionen zu den drei Kölner Domsfenstern sind), Halbreiter (der so eben uns mit der reichen Ausbeute seiner Reisen in den Orient bekannt machte), Moralt, Holzmaier, Hailer u. Gudenberger nennen, von denen sich jedoch die meisten unter Hef und Cornelius weiter ausbildeten. Auch um die leidende Menschheit hat sich S. große Verdienste erworben. Seine Kenntniß der Anatomie und sein Talent zur Mechanik führten ihn zur Erfindung einer Maschine, durch welche die Verkrümmung des Rückgrates



n werden kann. Sein Verfahren ward durch glänzende Erfolge belohnt, so in allen Seiten her Kranke in S.'s Anstalt kamen und die berühmtesten, unter diesen auch Ringseis, ihn häufig zu Rathe zogen. Mangel an Zeit in ihn endlich, die Leitung dieser Anstalt aufzugeben, da er doch seinen Ob-  
 siten als akademischer Lehrer genügen mußte. — Man hatte gar viel von  
 zerstorbarkeit der antiken Wandmalereien gefabelt, welche dem Zahn der Zeit  
 mehr als zwei Jahrtausende getrotzt, allein diese Unzerstorbarkeit ist nur  
 u. Nebenumständen zuzuschreiben, unter denen sich jedes Freskobild so lange  
 haben würde. S. war ein Mitglied jener Commission, die König Lud-  
 sch Pompeji sendete, um die dortigen Malereien zu untersuchen. In Ver-  
 mit dem Oberbergrath Dr. Fuchs (der später, wohl mit Unrecht, die Er-  
 für sich allein in Anspruch nahm) kam nun S. auf eine neue Technik,  
 o r o m i e (s. d.) genannt, welche die unlängbaren Verdienste der Freskomalerei  
 vereiniigt, für alle Fälle ausbreicht u. vor aller elementaren Zerstörung sichert.  
 Haltbarkeit zu erproben, wurde die Stereochromie den schwersten Prüf-  
 n Feuer und Wasser, Sommer und Winter, unterworfen, die sie sämmtliche  
 n hat. Die Stereochromie besitzt die hellen, leuchtenden Töne der Farbenscala,  
 ver größere Kraft u. Tiefe, welche dem Fresko fehlen; dabei kann man bei  
 ührung inne halten u. fortfahren, ohne die, an einem Tage unvollendeten,  
 abschlagen zu müssen, da der Grund jetzt im Ganzen aufgetragen wird. —  
 rofeffor S. verdanken wir auch eine treffliche Copie von Holbein's Todten-  
 Steindruck, München 1832; auch 1843 mit französischem Text. — Schrei-  
 egraphirte das bekannte Bild der heil. Familie, ein anderes Bild lithogra-  
 Zellmuth. \* \* \*

**Schlüsselau**, im bayerischen Regierungsbezirke Oberfranken, Landgerichts Bam-  
 , ein ehemaliges Cisterzienser Nonnenkloster und noch jetzt stark besucht  
 orts, in dem anmuthigen, fruchtbaren Thalgelände der reichen Oberrh.

Die Kirche hat sich größtentheils noch in ihrem reinen deutschen Spitz-  
 ele erhalten. In der Mitte des Hochaltars befindet sich das altdeutsche  
 bild, die hl. Dreifaltigkeit darstellend. Das Kloster wurde im J. 1260  
 Reichsherrn Eberhard II. von Schlüsselberg auf dem Grunde und Boden  
 des Seppendorf für adelige Jungfrauen gestiftet, und dessen Neffe Gottfried  
 1269 die jetzige Kirche auf. Das Geschlecht der Schlüsselberge hatte früher  
 ganze sogenannte fränkische Schweiz im Besitze, stand durch ganz Deutsch-  
 hohem Ansehen und war mit den vornehmsten Familien in engem Ver-  
 Es erlosch mit Konrad III., welcher in einer Fehde zwischen ihm und dem  
 aien von Nürnberg, den Bischöfen von Würzburg u. Bamberg auf seinem  
 e Reideck am 8. Mai 1347 durch eine Wurfmaschine getödtet wurde. Klo-  
 wurde 1525 von den Bauern in Brand gesteckt, bald darauf von dem  
 asen Albrecht neuerdings verheert, worauf es die Abtiffin, unvermögend es  
 herzustellen, im J. 1554 gegen sichern Lebensunterhalt an den Fürstbischöf  
 amberg übergab. Nur die Kirche wurde 1599 wieder aufgebaut und dane-  
 r Haus für die Wallfahrtspriester. mD.

**Schmerling**, Anton, Ritter von, geboren zu Wien zu Anfang dieses Jahr-  
 is, studirte die Rechte mit solcher Auszeichnung, daß er wenige Jahre nach  
 Abgange von der Hochschule schon zu den Arbeiten der Gesetzgebungscom-  
 gezogen und zum niederösterreichischen Landrathe ernannt wurde. Er soll  
 sich gegen den herrschenden bureaukratischen Schlenbrian mit Energie aus-  
 haben u. konnte dies mit dem gehörigen Nachdrucke thun, als die nie-  
 derösterreichischen Stände, nach langem Schweigen, zum ersten Male sich gegen die  
 der Beamten erhoben. Es war dies zu jener Zeit der einzige gesetz-  
 liche, Opposition zu machen und S. war einer der Führer derselben. —  
 Opposition war aber nicht in dem Geiste der, in den Ständen vorzugsweise  
 der niederen Classe, sondern sie nahm sich der, allen Ständen zustehenden, Be-  
 theiligung an dem Staatsleben gleichmäßig zu betheiligen. Die Aufheb-

ung der auf dem Bauernstande haftenden Lasten, die Vertretung des Bürgerstandes bei den ständischen Verhandlungen, die Gründung einer Kreditanstalt, um die Ablösung aller Roboten und Zehnten zu erleichtern, Erzielung größerer Selbstständigkeit der Gemeinden, Erleichterung von den Censurstrafen: dies waren die Hauptgegenstände seines Strebens. — Nachdem S. im J. 1846, in Anbetracht seiner Thätigkeit in den Geschäften, zum Appellationsrath ernannt worden war, erwählte ihn ein Jahr später die Stände zum Abgeordneten des Ritterstandes. Um hier unabhängig zu wirken, ließ er die glänzende Perspektive, welche man ihm für den fernern Staatsdienst eröffnete, unbeachtet und zog sich aus demselben zurück. Mit größerer Entschiedenheit trat er nun als Führer der Opposition auf, besonders bei den Vorbereitungen zu dem, im Frühjahr 1848 abzuhaltenden Landtage, wo er sich gänzlich den Männern des weitesten Fortschrittes anschloß. Er war es, von dem die energische Denkschrift gegen die Censur und für die Einführung der Pressefreiheit herrührte. Die Ereignisse des 13. März, die mit der Eröffnung des Landtages zusammenfielen, sind bekannt. S. trat, einer der Ersten, unerschrocken in der Kaiserburg als Vertreter des Volkes auf und zwar, als ein solcher Schritt noch die persönliche Freiheit gefährden konnte. Er war einer der Wenigen, die an dem Abende jenes Tages in Metternich drangen, seine Stelle niederzulegen und dann Zeuge dieses Aktes waren. Dies mag zur Widerlegung der Angabe dienen, daß S. im Einverständniß mit dem Metternich'schen Systeme handelte. Wenige Tage nach dem 13. März ernannte ihn das allgemeine Vertrauen zum Generaladjutanten des Obercommandanten der Wiener Nationalgarde. Seinem Eifer verdankte dieselbe ihre schnelle Organisation und die Abwendung manches, von den Gegnern der neuen Zeit gegen dieses Institut gerichteten, Versuches. Zu Anfang Aprils wurde S. als Vertrauensmann und zweiter Bundestagsgesandter dem Siebzhener-Ausschuß beigegeben. — Da Graf Colloredo seine Stelle als Präsidialgesandter beim Bundestage niederlegte, wurde S. sein Nachfolger und hier gelang es ihm, in der schwierigsten Stellung, der allgemeinen Aufregung und Mißstimmung gegen das Institut gleichsam zum Troste, diesem eine Wirksamkeit noch in den letzten Tagen seines Bestehens zu retten, deren Erfolge Deutschland vor dem Verfall seiner staatlichen Zustände bewahrt haben würden, wenn sie nur um wenige Jahre früher eingetreten wären. Die letzten Tage des Bundestages belebte noch ein Ansehen, das ihm längst schon abhanden gekommen war. Nächst dem Vertrauen, welches der Präsidialgesandte sich hieburch zu erwerben gewußt, war es nicht minder sein Auftreten als Abgeordneter zur deutschen Reichsversammlung bei Gelegenheit der Mainzer Angelegenheit und besonders in der schleswig-holsteinischen Sache, die jenes Vertrauen noch bei jedem Einsichtsvollen und Wohlbedenkenden in den vaterländischen Dingen erhöhen mußte. — Nach der Auflösung des Bundestages ernannte der Erzherzog-Reichsverweser S. zum Reichsminister des Innern und der auswärtigen Angelegenheiten, enthob ihn jedoch, nach seinem Wunsche, mittelst Drets vom 9. August 1848 von der fernern Leitung der letzteren wieder. — In Folge des von der deutschen Nationalversammlung am 5. September 1848 gefaßten Beschlusses: die, zur Ausführung des am 6. August 1848 zu Walmö abgeschlossenen siebenmonatlichen Waffenstillstandes nöthigen, militärischen und anderen Maßregeln zu sistiren, legten der Präsident des Reichsministerraths, sämtliche Reichsminister (also auch S.) und Unterstaatssekretäre ihre Posten in die Hände des Erzherzogs-Reichsverwesers zurück, welcher ihnen die dadurch angeforderte Entlassung gab.

**Schmid**, Franz Seraphicus, infulirter Domcantor bei St. Stephan in Wien, Ritter des österr. kais. Leopoldordens, Hausprälat des Papstes und fürsterzbischöflicher Confissorialrath, geboren zu Wien den 23. Juli 1764, trat den 17. September 1779 in den Franziskaner-Orden, verließ diesen aber 1783 wieder auf Anrathen seiner Oberen, die damals den Bestand ihrer Klöster für unsicher hielten, wider die Stimmung seines Herzens, um sich für den Weltpriesterstand vorzubereiten. Den 9. November 1788 wurde er zum Priester geweiht und als

Cooperator in Landpfarreien verwendet. Doch wurde er bald wieder nach Wien zurückberufen und an der erzbischöflichen Curie angestellt. Im J. 1794 übertrug ihm der Cardinal Fürsterzbischof Migazzi das wichtige Amt eines Spirituals im Prieferseminar. Der demüthige Mann folgte dem Rufe mit großer Furcht, nachdem er durch dreitägige Exercitien Gott um Erleuchtung angefleht u. zum Voraus seinen Gehalt eines Spirituals zum Besten der Alumnen verzichtet hatte. — In seines Vorbild priesterlichen Wirkens, belehrte er die geistlichen Jünglinge im Hofe des Herrn nicht bloß durch seine Vorträge in Worten zarter Liebe und sanfter Ermahnung, sondern vorzüglich durch seine ungeheuchelte Frömmigkeit, seine süßliche Reinheit und Würde. Sein Anblick und sein ganzes Betragen war eine lebendige Predigt. Zwölf volle Jahre lange widmete er sich diesem so schwierigen, als verantwortlichen Amte, so wie durch Ein Jahr jenem eines Alumnenleiters, mit priesterlicher Treue in unablässiger Arbeit und innerer Andacht. Ebenso, wie er mit geistlichen Uebungen seine Amtsthätigkeit begonnen, so beschloß er sie mit denselben, um Gott wegen begangener Fehler um Verzeihung zu bitten und für des Gute, was Gott sich durch ihn zu bewirken gewürdigt haben mochte, ehrenschuldig zu danken. — Nun beginnt die segensreiche Periode seiner stillen Seelenernte: als Beichtvater, als unermüdblicher Missionär der Armen, Kranken und Geringeren und Verfasser zahlreicher Erbauungsschriften. Der Beichtstuhl war nun seine Kanzel, wo er unermüdet bis an's Ende seines Lebens in der Liebe Jesu Christi wirkte. Wie er hier im Geiste der Liebe, Sanftmuth und Geduld nach dem Beispiele des hl. Franz von Sales, den er in Wort und That nachzuahmen bemüht war, Allen Alles zu werden strebte, bezeugt das allgemeine Vertrauen, das er bei den Reichen und Armen, Vornehmen und Geringen in den untersten und obersten Kreisen genoß. Er war ein gemeinsamer Vater Aller, welche sich seiner liebevollen Leitung vertrauten. Viele der Hohen und Höchsten wählten sich in frommen Diener Gottes zu ihrem Beichtvater, Geistliche erkoren sich ihn zu ihrem Gewissenrath, Regulare und Klosterfrauen verehrten ihn als ihren geistlichen Führer. Gefangene und zum Tode Verurtheilte fanden an ihm einen tröstenden und lehrenden Boten des Heils, der ihnen das Wort der Versöhnung mit Gott erkündete. Voll heiliger Liebe ging er, den Armen und Kranken das Evangelium zu verkünden, in ihre Privatwohnung, in die öffentlichen Anstalten u. Spitäler, selbst mit Gefahr seines Lebens zur Zeit des französischen Einfalls, und erwarb sich den ehrenvollen Namen des wandelnden Apostels der Armen. Durch viele Jahre hindurch ging er an jedem Sonntage in die Gefängnisse, wozu ihm die besondere Erlaubniß gegeben war, um den in Finsterniß Sitzenden das freundliche Licht Jesu Christi leuchten zu lassen. Selbst auf dem schweren Gange zur Gerichtsstätte sah man den frommen Priester dem vor den Augen der Welt Geringsten hülfreiche Hand zur Erwerbung des Heiles bieten. Kaum hörte er von einem großen Verbrecher, der dem irdischen Strafgerichte anheimgefallen war, so drängte ihn schon die Liebe, demselben zur Rettung seiner Seele geistliche Hülfe zu leisten. Nie betrat er das Gefängniß, ohne vorher in der nahe gelegenen Kirche gebetet zu haben: für sich, damit ihm Gott das rechte Wort auf die Zunge lege, für den Sünder, damit er sich mit Gott ausöhne. — Da die Schwäche der Brust den frommen Priester unfähig machte, das Wort des Herrn als Prediger zu verkünden, so suchte er durch Verbreitung guter Erbauungsbücher dafür einen Ersatz zu leisten. Er verfaßte 30 geistliche Bücher und vor dem Beginne eines jeden bat er von Gott um Erleuchtung und Beistand, damit er Nichts, was die Reinheit der katholischen Wahrheit verletzen würde, schreibe und Alles zu seinem und der Gläubigen Heil gedeihe. Er wallfahrte deshalb am Anfange, in der Mitte und am Ende der Arbeit in eine Kirche der Vorstadt, eingedenk der Worte des Herrn: „Eine gute Pflanzung, die mein Vater nicht gepflanzt hat, wird verdorren“, Matth. 15, 13. — Diese Erbauungsschriften verschenkte er mit übergroßer Freigebigkeit. Während die Art und Weise, wie er besonders sein „Soldatenbüchlein“ verbreitete. Er

liefert Freundschaft, welche selbst die Herzen der Rauester

ein sinniges Gespräch an; er flocht mild und vorsichtig Ermahnungen und Lehren ein; er theilte endlich, gleichsam zum Danke für die erhaltene Aufnahme, seine mitgebrachten Bücher aus und kehrte mit herzlichster Freude heim, Gott mit kindlichem Vertrauen bittend, daß er den ausgestreuten Samen durch seiner Gnade segreiche Kraft zur Frucht des Lebens möge aufsprossen lassen. — Als der fromme Vater S., wie ihn das Volk nannte, 1825 zum Domherrn an der Metropolitan-Kirche zu Wien und 16 Monate später zum insulirten Domcantor ernannt wurde, so blieb der insulirte Prälat nach wie vor der „fromme Vater“ S. Früh stand er auf, verrichtete knieend sein Morgengebet und auf dieselbe Weise sein Abendgebet, las täglich die hl. Messe in der Kirche, nur in den letzten zwei Jahren in seinem zur Kapelle eingerichteten Zimmer. Das hl. Sakrament der Buße empfing er oft und nicht aus Aengstlichkeit, sondern aus Zartheit seines Gewissens, das auch die kleinsten Flecken durch dieses hl. Sakrament zu tilgen wünschte, um der göttlichen Gnade in reichlicherem Maße theilhaftig zu werden und heilig das Heilige zu verwalten. Liebe war der Grundton seiner Seele, Demuth der goldene Faden, mit dem er Alle an sich zog. Rechtfertigen, Entschuldigen, Schweigen war die goldene Regel, welche er bei Neben über Andere befolgte. Er vermied nicht allein jedes Wort des Tadelns, wenn es nicht die Pflicht gebot, sondern auch das des Lobes, wenn es mit seinem Gewissen nicht übereinstimmte. Seine Freigebigkeit war fast grenzenlos. Wer sich ihm nahte, fand bei ihm nicht bloß ein offenes Ohr und offenes Herz, sondern auch eine offene Hand. Er schenkte jährlich den neugeweihten Alumnen eine ansehnliche Zahl seiner Bücher und sicherte ihnen die Anschaffung mehrer, für die Seelsorge nützlicher, Werke durch eine Stiftung. Er setzte endlich dieselben zum Erben seines Vermögens ein, mit der Bestimmung, daß die davon jährlich entfallenden Interessen unter die neugeweihten Priester vor dem Antritte ihrer Seelsorgestation, nach Maßgabe ihrer Dürftigkeit, sollten vertheilt werden. — Was aber sein Leben erst wahrhaft verklärte, war die tiefe Demuth, welche in Allem, was er sprach und that, offen hervortrat und sein ganzes Seyn und Wirken so vollkommen durchdrang, daß er selbst seiner Demuth sich nie bewußt war. Am 9. November 1838 erfüllte der gottselige Greis das 50. Jahr seines Priestertums. Dieser Tag galt ihm als ein heiliger. Er vermied jedoch jede prunkende Feierlichkeit, um ungehörter der Andacht sich weihen zu können und las nur eine stille hl. Messe im Kloster der Ursulinerinnen in der Stadt. Kaiser Ferdinand I. übergab dem Jubelpriester für seine vielen Verdienste eigenhändig die Insignien des Ritterkreuzes des Leopoldordens und Gregor XVI. erhob ihn zur Würde eines Hausprälaten des päpstlichen Stuhles. Er lebte noch vier Jahre, in welchen er unermüdet u. rastlos im Dienste des Herrn noch thätig war. In dieser Zeit verfaßte er das Büchlein „Denksprüche und Jugendbeispiele“ und das Trostbuch für Katholiken mit dem Titel seines Lebenspruches: „Herr, dein Wille geschehe!“ Allmählig nahmen die Kräfte seines Leibes ab, körperliche Gebrechen führten ihn 1841 an den Rand des Grabes und er empfing die heil. Sterbsakramente. Indessen lebte er noch länger als ein Jahr; aber seine Kräfte sanken immer mehr und mehr. Trotz seiner Schwäche aber, welche ihm in den letzten Wochen kaum aufrecht zu stehen vergönnte, las er die hl. Messe in seinem Zimmer, bis drei Tage vor seinem Tode, von hülfreichen Händen unterstützt. Sein Benehmen während seiner Krankheit und sein Tod waren das Abbild seines Lebens. Er starb den 10. Januar 1843 im 79. Lebensjahre.

Schönhals, Carl von, 1788 zu Braunfels in Preußen geboren, trat im Novbr. 1807 als Cadet in das Jägerregiment No. 64, kam, nach der Auflösung desselben in 9 selbstständige Jägerdivisionen, zur zweiten Division, avancirte dasselbst zum Unterleutnant, machte als solcher den Feldzug vom J. 1809 mit, wo er bei Alpern schwer verwundet wurde, ward 1813 zum Oberleutnant und im Februar 1814 zum Hauptmann in das italienische Freicorps unter Baron Schneider befördert. Bei der Schlacht von Dresden wurde der Oberleutnant S. schwer verwundet. Nach Beendigung der Feldzüge von 1813 und 1814 war er bei dem 6. Jäger-

bataillon eingetheilt, kam im J. 1821 in gleicher Eigenschaft zum 3. Jägerbataillon, mit welchem er dem Feldzuge gegen die neapolitanischen Insurgenten beizugewandte und ward im Anfange des Jahres 1829 zum Major bei dem Infanterieregiment Prinz Hohenlohe No. 17. u. zum Generalcommando-Adjutanten in Verona ernannt. Im September 1830 ward S. zum Oberstlieutenant u. Generaladjutanten des Generals der Cavalerie, Baron Frimont, ernannt; kam hierauf in derselben Eigenschaft zum Feldmarschall Radetzky, ward 1832 zum Obersten befördert und erhielt das Comthurkreuz des herzoglich-parmas'schen Konstantin-St. Georgs und des päpstlichen St. Gregor-Ordens. Am 15. Juni 1838 zum Generalmajor ernannt, war S. als solcher mit der Leitung der Geschäfte des Generaladjutanten kommitirt u. demselben, in Anerkennung seiner bisher geleisteten trefflichen Dienste, das Ritterkreuz des österreichischen Leopoldordens verliehen. Auch von anderen fremden Mächten war er mehrfach ausgezeichnet worden. So erhielt er 1839 das Ritterkreuz des päpstlichen Christusordens, 1846 den kais. russischen Stanislaus- und den Lucca'schen Militär-St. Georgs-Orden erster Classe. Mit dem 12. April 1846 ward S. zum Feldmarschalllieutenant in seiner Anstellung ernannt. Bei der Katastrophe in Mailand, im März 1848, so wie in den ewig denkwürdigen Feldzügen von 1848 u. 1849 gegen die, mit den italienischen Insurgenten vereinigten, Piemontesen war der General-Adjutant, Feldmarschalllieutenant S., stets an der Seite des Feldmarschalls Radetzky; er erhielt für seine Leistungen in jener ersten Zeit neue Auszeichnungen.

**Schönthal**, 1) im bayerischen Regierungsbezirke Oberpfalz Landgerichts Waldmünchen, in sehr anmuthiger Gegend an der Schwarzach, ehemaliges ansehnliches Augustinerkloster. Ursprünglich wohnten hier Eremiten vom Orden des heil. Wilhelm, wahrscheinlich in einzelnen Hütten und Klausen, und der Bau eines eigentlichen Klosters begann erst in der Mitte des 13. Jahrhunderts. 1263 unterwarfen sich die Wilhelmiten in Bayern der Regel und dem Provinzial der Augustiner, und von dieser Zeit an fand das Kloster S. zahlreiche Gönner und Wohlthäter, welche es mit Privilegien und Gütern bereicherten. So nahm es an Glanz zu, bis die grimmbigen Hussiten aus dem nahen Böhmen herausfielen und es kurz nach einander (1427 und 1428) zweimal niederbrannten. Der Prior Konrad Murach, durch Abkunft, Gelehrsamkeit und Frömmigkeit gleich angesehen, stellte die Gebäude wieder her und umgab sie, gleich einer Burg, mit Mauern und Thürmen. Den neuen Flor störte die Reformation; die Lutheraner bemächtigten sich 1559 des Klosters und seiner Einkünfte, mußten aber im Besitze bald den Calvinisten weichen. Erst 1669, unter dem Kurfürsten Ferdinand Maria, erhielten die Augustiner ihr Eigenthum wieder zurück, und das den Einsturz drohende Kloster wurde vom Grunde aus neu hergestellt. Nach der allgemeinen Säkularisation in Bayern wurden die Grundbesitzungen und Gebäude der Stiftung Privateigenthum; letztere litten 1833 durch einen verheerenden Brand. — Monumenta monasterii Schönthal, Mon. Boic. XXVI.; Fr. F. Reithofer: Geschichte des ehemaligen Augustinerklosters S., München 1816; Dr. Aug. Fischer: Geschichte des ehemaligen Augustinerklosters S., Mindelheim 1836. — 2) S., im Jarikreise des Königreichs Württemberg, Oberamtes Künzelsau, an der Part, ehemalige reichsunmittelbare Cisterzienserabtei, welche um 1158 von Wolfram von Bebenburg gestiftet, 1525 durch die aufrührerischen Bauern hart beschädigt und 1803 an Württemberg zugetheilt wurde. In der Klosterkirche wird das Grabmal des Hög von Verlichingen gezeigt. Die Konventgebäude beherbergen jetzt ein protestantisches Schullehrerseminar.

**Schopenhauer**, A d e l e, Tochter der berühmten Johanna S. (f. d.), ist nicht nur durch den Namen ihrer Mutter in der ganzen gebildeten Welt bekannt, sie selbst hatte durch ihren Geist, ihre Kenntnisse u. vielfachen Talente sich unabhängig eine feste und schöne Stellung gegründet. In Weimar's Glanztagen zu den Zeiten Goethe's und in dessen nächster Nähe aufgewachsen, mußte ihr schon damals, als dem Mädchen, Bedeutung zugethan werden. Als Schriftkellnerin

die begabte Frau erst nach dem Tode ihrer Mutter, also erst in den letzten Tagen ihres Lebens, öffentlich auf, und gleich das Erscheinen der zauberhaft anmuthigen „Feld-, Wald- und Hausmärchen“ erweckte die lebhafteste Sympathie. Den Freunden des Hauses war übrigens Adele schon lange als eifrige Gehülfin ihrer Mutter bekannt. Mancher geistvolle Roman wurde von Johanna S. in seiner Eifelerung und charakteristischen Ausarbeitung dem Publikum übergeben, dessen Entwurf von der Tochter Adele herrührte. Ein längerer Aufenthalt in Italien erzeugte in ihr eine große Vorliebe für die bildenden Künste, wie sich denn auch ihr beschreibendes Talent am schönsten in der Darstellung von Kunstwerken ausspricht. Unter ihren übrigen literarischen Arbeiten hat sich besonders ihr Memoiren-Roman „Anna“ beliebt gemacht. — Ein langwieriges Uebel, das allen Rettungsversuchen trogte, endete Adele's Leben zu Bonn am 25. Aug. 1849. mD.

**Schuffenried**, im Donaukreise des Königreiches Württemberg, ehemalige Reichsabtei Prämonstratenserordens, gegründet von den Brüdern Beringer und Konrad, welche im J. 1188 ihre Burg S. in ein Kloster verwandelten. 1376 nahm K. Karl IV. daselbe in des Reiches besondern Schutz und Schirm auf und befreite es von aller Gewalt der Landvogtei. 1803 wurde das Stift aufgehoben und dem Grafen Sternberg-Manderscheid für seine im Luneviller Frieden abgetretenen Güter an der Gifel zugetheilt. mD.

**Schwab**, Johann Jakob, 1767 zu Prattelen im Kanton Basel geboren, betrat, mit trefflichen Kenntnissen in der Mathematik, der theoretischen und praktischen Landwirthschaft ausgestattet, zuerst in Folge der schweizerischen Revolution von 1798 die öffentliche Laufbahn. Er ward Mitglied der baslerischen Rationalversammlung u. verdankte später dem Zutrauen seiner Mitbürger u. der Achtung, die er sich durch seine Einsicht bei Allen, die ihn kennen lernten, erwarb, auch seine Berufung in den helvetischen Senat. Während der Mediationszeit u. später auch, während der sogenannten Restauration, bekleidete er in seinem Heimatkanton verschiedene Kantonalstellen, ward Mitglied des großen Rathes, des Appellationsgerichtes und wurde später in den kleinen Rath (Regierungsrath) gewählt, in welcher Stellung er sich besonders als Mitglied des Landcollegiums für die innere Landesverwaltung nützlich machte. Er war einer der Stifter und Haupttheilnehmer der landwirthschaftlichen Gesellschaft des Kantons Basel und leistete auch als Mitglied der Wasserschädencommission nach dem verheerenden Wolkenbruche von 1830 gute Dienste. In den unglücklichen Wirren der Jahre 1830 — 33 that er sein Möglichstes, die, durch die Leidenschaften Einzelner und von aussen angefachte, politische Bewegung durch Mäßigung und Vorstellungen zu beschwichtigen. Er half die neue Verfassung von 1831, die seiner innersten Ueberzeugung nach dem Recht und den wahren Interessen der Landschaft entsprach, bearbeiten und wurde nach deren Annahme neuerdings in die Regierung gewählt; zog sich aber, als seine und anderer gleichgesinnter Freunde Bemühungen für das Wohl und den Frieden des Landes gescheitert waren und die Trennung zwischen Stadt und Land vollzogen wurde, in die Stille des Privatlebens zurück, wo er sich mit der Leitung seines kleinen Hauswesens und der Lektüre guter Schriften, meist historischen Inhalts, beschäftigte und sich mit dem Bewußtseyn, das Beste seines Landes und seiner Mitbürger stets redlich angestrebt und befördert zu haben, über den Unbath und die Verunglimpfungen tröstete, die ihm in seinem Alter vielfach zu Theil wurden. Er starb zu Basel den 20. Juni 1845.

\* **Schwantaler**, Ludwig Michael, geboren zu Nies im Innviertel (nicht, wie es im Hauptwerke heißt, zu München) 26. August 1802, starb zu München den 14. November 1848. Sein letztes Werk war die, am 17. August 1849 zu Koburg feierlich enthüllte Statue des Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha. — Von früheren Werken S.'s sind noch anzuführen: eine Nymphe und die Gruppe von Ceres und Proserpina, die sich im Besitze des Grafen von Arn zu Berlin befinden.

**Schwarz**, 1) Christoph, 1550 zu Ingolstadt geboren, widmete sich der

Raleck und studirte zu Venedig nach Litzan. Er schwang sich als Del- und Freskmaler zu einem der größten Künstler seiner Zeit empor und wurde als Hofmaler nach München berufen. Seine Färbung ist kräftig, seine Composition reich, ohne Verschwendung, seine Zeichnung richtig und seine Behandlung geistreich und leicht. Er starb zu München im J. 1597. mD. — 2) S., Johann Baptist Maria, geboren zu Augsburg 1789, wurde den 5. April 1812 zum Priester geweiht und als Professor an dem Gymnasium seiner Vaterstadt angestellt. Von da wurde er in gleicher Eigenschaft an das alte Gymnasium nach München versetzt, Kreis-Scholarch und den 2. Febr. 1839 als Kanonikus an der St. Kajetanskirche zu München installirt. Am 11. März 1849, kurz nachdem S. von Verurtheilung des heil. Mesopfers nach Hause zurückgekehrt war, wurde er von Raubmördern in seinem Arbeitszimmer überfallen und auf's Grausamste ums Leben gebracht. Der Ordens-Superior der barmherzigen Schwestern in Bayern, Domkapitular J. Stadler, hat am 13. März eine Erklärung erlassen, wonach alle, auf die schändlichste Weise gegen den sittlichen Wandel des vorigen Beichtvaters und der ehemaligen Hausoberin im allgemeinen Krankenhause verbreiteten, Gerüchte verläumdertlich, gänzlich unwahr und grundlos sind. Er beruft sich auf das Zeugniß der Krankenhausdirektion und versichert, durch seine geistliche Oberbehörde ermächtigt, amtlich, daß der Grund der Aenderung in der Person des Beichtvaters durchaus nicht in irgend einem persönlichen Vergehen des letztern liege, da vielmehr dessen persönlicher Charakter ohne Tadel u. daß Aenderungen in den Hausämtern der Klöster stets vorkommen, ohne daß hiebei irgendwie Ursachen von Unmoralität obwalten.

**Schwefelregen.** Desters wird der gelbe Blütenstaub mancher Gewächse, namentlich der Tannen, vom Winde fortgeführt und durch den Regen wieder zu Boden getragen, so daß es dann den Anschein hat, als habe es seinen Schwefel herabgeregnet, was zu der Sage vom S. Veranlassung gab. So wurde z. B. eine solche Erscheinung vom 24. Mai 1804 bei Kopenhagen beobachtet. Während eines Gewitters fiel ein gelber Staub, von dem sich hernach erwies, daß es ein Blütenstaub sei, welchen ein Sturmwind von der 8 Meilen entfernten Insel Amah entführt hatte. Auch in der Gegend von Bordeaux fiel am 19. April 1761 ein Regen, welcher mit vielem gelben Pulver vermischt und gefärbt war, das die Pariser Akademie, der man Proben übersendete, als Blütenstaub der Tannen (Kothtanne, *Abies excelsa* Richardi) erklärte. Außerdem kommen Erzählungen von derlei Erscheinungen, namentlich in der neuern Zeit, ziemlich häufig vor. Man will aber auch das Regnen wirklichen Schwefels bemerkt haben und zwar am 24. Mai 1801 in der Gegend von Rastatt. Dort fiel Hagel und Regen, wornach man in einem Gefäße auf dem gesammelten Regenwasser Schwefel schwimmend fand, der an einem Hölzchen brannte; ob aber hiebei auch der erstickende Geruch nach der schwefeligen Säure, die sich beim Verbrennen des Schwefels unter Luftzutritt jedesmal bildet, wahrgenommen wurde, möchte fast zu bezweifeln seyn. Wahrscheinlicher ist, daß es Keimkörner vom gemeinen Bärlapp (*Lycopodium clavatum*, Lin.) waren, welche ihrem Aeußern nach mit gepulvertem Schwefel einige Aehnlichkeit (daher der Name Pflanzen- oder Erdschwefel, häufiger Herenmehl, Streupulver etc.) haben und auf glühenden Kohlen langsam verbrennen und veraschen.

C. Arendts.

\* **Schweiz.** Bei jeder Gelegenheit, unsere Ansichten über die politische Zukunft der S. schriftlich darzulegen, haben wir stets den Bestrebungen Gerechtigkeit widerfahren lassen, welche auf die Herstellung und Begründung einer starken, einheitlichen, staattlich wohlorganisirten S. hinzielten; wir haben nur oft die Mittel mißbilligt, die bei diesem Streben zur Anwendung kamen. Daß unser Standpunkt der richtige war, beweist der geringe Erfolg einer mehr denn 15jährigen Arbeit. Nach so vielen Anstrengungen und Opfern ist die staattliche Entwicklung der S. durch die neue Bundesverfassung weit hinter jenen Erwartungen zurückgeblieben, die Männer von Intelligenz und Patriotismus im Süden, wie an der

Aar, am Lemau, wie am Züricher See an der Zukunft der S. gearbeitet hatten. Ein Berner Correspondent der „Deutschen Zeitung“ schrieb unter'm 13. August 1849 folgende, ziemlich richtige, Bemerkungen über die neue Bundesverfassung und was die S. davon zu hoffen habe: „Die neuesten Ereignisse haben deutlich gezeigt, daß die dem Bundesrathe durch die Bundesverfassung übertragenen, Competenzen durchaus ungenügend sind, um unter so schwierigen Umständen, wie die gegenwärtigen, energisch und mit Erfolg zu handeln. Insbesondere hat sich bei Anlaß des Ausweisungsbefchlusses gegen die Häupter des badischen Aufstandes, obschon dieser, seiner Natur nach lediglich als eine, unzweifelhaft in der Befugniß des Bundesraths liegende, Vollziehungsmaßregel zu betrachten war, klar herausgestellt, wie wenig der Bundesrath im Stande sei, seinen Beschlüssen bei vorhandener Widerseßlichkeit der Kantone Nachdruck und Vollziehung zu geben, ja, man darf sogar behaupten, daß die neugeschaffene Centralgewalt in dieser Beziehung über weniger Mittel zu gebieten hat, als zur Zeit des Fünftehnerbundes dem jeweiligen Vororte zur Verfügung standen!!! Denn dieser letztere konnte doch wenigstens im Nothfalle über seine eigenen Geldmittel und Truppen gebieten und war somit nicht in dem Grade vom guten Willen der anderen Kantone abhängig, wie der Bundesrath, welchem zwar ein Heer von Beamten und Schreibern und sogar eine Staatsbuchdruckerei zur Verfügung stehen, der aber keinen einzigen Mann direkt von sich aus und ohne Zuthun der betreffenden Kantone aufbieten kann. Diejenigen hatten somit nicht ganz Unrecht, welche behaupteten, daß eine kräftige Centralgewalt mit dem föderalistischen Prinzip in die Länge nicht vereinbar sei und der Bundesrath und die Kantonalregierungen beim ersten besten Anlaß einander in die Haare gerathen würden. Man darf daher auch den Mangel an Kraft und Energie, welcher dem Bundesrathe mit Recht vorgeworfen wird, nicht sowohl den Personen, diesen wenigstens nicht ausschließlich, sondern weit mehr der gegenwärtigen Bundesverfassung beimessen, welche bekanntlich weder auf dem rein föderalistischen, noch auf dem Einheitsprinzip beruht, sondern ein Zwitterding ist, mit welchem sich schwer regieren läßt. Der Bundesrath selbst fühlte dies am meisten und er ist wahrlich nicht auf Rosen gebettet. Ungeachtet sein Benehmen in der jüngsten, verhängnißvollen, Zeit von den beiden Räten mit bedeutender Mehrheit im Wesentlichen gebilligt worden ist, wird er stets von der radikalen Presse aufs Heftigste angefeindet, ja verhöhnt, selbst Carrikaturen muß er sich gefallen lassen, Studenten und Berner Regierungsräthe, Flüchtlinge und andere Gleichgesinnte schimpfen u. drohen öffentlich in den Caffeehäusern und Wirthschaften; die unteren Classen werden systematisch aufgereizt und der Zügellosigkeit aller mögliche Vorkub geleistet. Diesem Treiben gegenüber steht der Bundesrath soviel als machtlos da. Ja, Bern besitzt nicht einmal eine Garnison, welche ihn gegen einen möglichen Handstreich sicherte; ohnehin könnte er sich auf Berner Truppen nicht verlassen.“ — Wir sehen in der neuen Bundesverfassung einen Schritt, der nothwendig zu einem weitem Schritt führt, nämlich zu jenem Endresultat einer einheitlichen, starken und dabei freien und angesehenen S. Wie wenig die gegenwärtige Bundesregierung diesen Anforderungen entsprach, geht aus dem Obigen und ihrem Verhältnisse zu der jetzigen Zeit klar hervor. Prahlend und coquettirend mit den liberalen Ideen des Auslandes ist man ausgetreten und hat bald darauf den schweizerischen Namen in Italien bei derselben Partei beschimpft und misachtet gesehen! In nicht besserer Achtung stehen die gegenwärtigen Machthaber bei jener Partei Deutschlands, auf deren Sympathien sie gepocht hatten! — Aus Allem diesem geht aber hervor, daß von Egoisten und selbstsüchtigen, bloß von Leidenschaften geleiteten, Staatsmännern nichts Großes und Edles für das Vaterland zu erwarten ist und daß das Volk unter einer solchen Regierung sich früher oder später getäuscht sehen wird. Die in vielen Beziehungen schlechten und unfähigen Regierungen, welche mit der Restauration von 1815 zur Herrschaft in den einzelnen Kantonen der S. gelangten, wurden im Jahre 1830 von den zum Ausbruche gelangten Elementen der Unzufriedenheit gestürzt. Die begonnene Bewegung zeigte aber ihren revolutionären



Charakter recht klar, indem sie beinahe in allen Kantonen durch Presse, Erziehung und Verdrängung der katholischen Kirche das Christenthum als geoffenbarte Religion zu verdrängen suchte. Der verwegenste Streich gegen das positive Christenthum wurde in Zürich durch die bekannte Berufung des Dr. Strauß (s. d.) gewagt, welche jedoch durch die Septemberrevolution 1839 verhindert und abgewehrt wurde. Diese Revolution, oder vielmehr die aus derselben hervorgegangene konservative Regierung, hatte nicht unwichtigen Einfluß auf die folgenden Ereignisse im Kanton Aargau. Hier hatte die Regierung beim Beginne des Jahres 1841 mit genauer Noth eine Verfassung durchgesetzt, in welcher die billigsten u. gerechtesten Wünsche einer beinahe gleich starken Minderheit von Katholiken gar keine Berücksichtigung gefunden hatten. Die Regierung schien jedoch die unbefriedigte Partei zu fürchten, dachte sie zu unterdrücken und provocirte einen Aufstand, welcher der Regierung Aargau's den längst erwünschten und ersehnten Vorwand gab, die reichen Klöster aufzuheben und deren Vermögen einzusteden. Allein diese Aufhebung der Klöster war dem eidgenössischen Bundesvertrage von 1815 zuwider. Die Urkantone, zu denen auch das durch J. L. u. (s. d.) regenerirte Luzern hinzutrat, drangen auf Aufrechterhaltung des eidgenössischen Bundes und folglich auf Wiederherstellung der durch denselben garantirten Klöster. Die Tagsatzung, welche diesen Forderungen immer weniger zu entsprechen vermochte, lieferte den traurigen Beweis, wie sehr der thatkräftige Sinn für Recht und Billigkeit in den meisten Kantonen der S. verschwunden war. Angesichts dieser Zeiterscheinungen hielt es die Regierung des Kantons Luzern für ihre Pflicht, den Radikalismus wenigstens auf ihrem eigenen Gebiete zu bekämpfen und erachtete die Berufung der Jesuiten an die theologische Lehranstalt Luzerns für zweckmäßig, den christlichen Glauben zu befestigen und den religiösen Sinn überhaupt zu heben und zu stärken. Als dann auch der Kanton Wallis durch die tapferen und entschlossenen Oberwalliser aus der Anarchie des unterwallisischen Radikalismus gerettet wurde (1844) und nun sieben katholische Kantone vereint ihre Stimme gegen den Kanton Aargau erhoben, damit dieser den bundeswidrigen Klosteraufhebungsbeschluß zurücknehme, alsdann begann die radikale Regierung Aargau's mit dem gesammten Radikalismus der S. einen Kampf der Verzweiflung, der gegen die Regierung Luzerns und gegen den lästigen Bundesvertrag von 1815 gerichtet wurde. Unter dem Vorwande, die Regierung Luzerns habe durch die Jesuitenberufung die Verfassung verletzt, wurde eine Empeörung in Luzern angezettelt, die aber durch die Regierungstruppen vollständig unterdrückt wurde (8. September 1844). Die Flüchtlinge fanden Aufnahme in den benachbarten Kantonen; es wurde nun, ungeachtet der Tagsatzung, ein großer Freischaaarenzug gegen Luzern in den Kantonen Aargau, Bern, Solothurn, Baselland organisiert. Durch diese Freischaaarenwerbung und durch das wüthende Gebell gegen die Jesuitenberufung bezweckte man: einerseits die Tagsatzung zu Beschlüssen gegen Luzern zu zwingen und einzuschüchtern, andererseits aber auf eigene Faust den Kanton Luzern mit Krieg zu überziehen, wenn sich die Tagsatzung nicht als Werkzeug der radikalen Pläne hergäbe. Zwar gelang es, manchen Kanton in den verheerenden Strom hineinzureißen; namentlich wurde die, allgemein für liberal gehaltene, Regierung des Waadlandes durch einen wohlangelegten Handstreich der Radikalen gestürzt, weil sie sich nicht zu einem rechts- u. bundeswidrigen Beschlusse gegen Luzern und dessen anerkanntes Recht in der Jesuitenfrage hergeben wollte. Dessenungeachtet brachte man auf der Tagsatzung noch keine Mehrheit gegen Luzern zu Stande; was man aber mit dem Schein der Legalität nicht vollführen konnte, das wollte man auf anderem Wege vollbringen. In der Nacht auf den 31. März 1845 rückten gegen 8000 Mann aus Hutwyl und Zofingen unter Anführung des bekannten Ulrich Ochsenbein in den Kanton Luzern ein, wurden aber bei der Emmenbrücke, bei Walters und am Güttsch (vor Luzern) von den Luzerner Truppen und den zu Hülfe gerufenen Regierungstruppen der Urkantone und Zug geschlagen und zum Theile gefangen genommen. Während dieser eidgenössischen

ung trat die conservative Regierung Zürichs aus Verzweiflung ab und

machte den Radikalen Platz. In Bern aber sannnen die Freischärler wegen ihrer Niederlage auf Rache gegen Luzern, indem sie beabsichtigten, nunmehr mit disciplinirten Bataillonen gegen die verschröene Luzerner Regierung zu Felde zu ziehen. Berns Regierung aber, Neuhaus an der Spitze, wollte sich zu einer solchen Handlungsweise nicht verstehen und machte sogar Miene, einige Freischärler ihrer Stellen und Aemter zu entsetzen; da begann eine gewaltige Agitation gegen sie, indem man Verfassungs-Änderung (respektive Verletzung) verlangte und dem Volke täuschende Versprechungen machte. Im September des Jahres 1846 ward das einst mächtige, radikale Neuhaus'sche Regiment gestürzt und der ehemalige Freischaarenanführer Ochsenbein saß schon als Gesandter von Bern in der Tagsatzung. Luzern, dessen Führer Leu dem brutalen Radikalismus ein besonderer Dorn im Auge und endlich sogar durch die Meuchlerhand des Freischärlers Jakob Müller gefallen war, sah die ihm drohende Gefahr wohl voraus und traf daher mit den benachbarten katholischen Kantonen und mit Wallis und Freiburg die nähere Bestimmung, wie ein Kanton dem andern nach Artikel IV. des Bundesvertrages von 1815 Hülfe zu leisten habe, wenn einer oder mehrere, wie es z. B. durch die Freischaaren geschah, in ihren kantonalen Rechten angegriffen oder verletzt würden. Dieser Schutzvertrag, obwohl ihn eine weise Politik nicht billigen konnte, war gegen keine der allgemeinen Bundesbestimmungen gerichtet, ja, die Contrahenten des Schutzvertrages waren vielmehr die eifrigen Anhänger und Vertheidiger des eidgenössischen Bundesvertrages; vor dem Forum des Rechts läßt sich Nichts gegen den Schutzvertrag der katholischen Kantone einwenden. Daher haben in dem freien England, wo man im Allgemeinen gewiß eine unparteiische Stellung zu der politischen Bewegung in der S. einnahm, sich die meisten öffentlichen Stimmen für das Recht der katholischen Kantone ausgesprochen. Dessenungeachtet benützte der Radikalismus den Schutzvertrag der katholischen Kantone, um gegen dieselben, als einen Sonderbund, ein Jetergeschrei zu erheben. Da die Jesuitenfrage bei der Tagsatzung durchgefallen war, galt der Sonderbund als neues passendes Agitations-Aufreizungsmittel, welches auch in der That besseren Erfolg versprach. In Genf wurde die Regierung nach einem mehrstündigen Kampfe (7. Oktober 1846) gestürzt; in Freiburg wurde gegen die konservative Regierung ein Aufstand organisiert, welchen aber diese niederzuhalten vermochte und auch in der Stadt Basel suchte man eine günstige Staatsumwälzung herbeizuführen. Als endlich am 2. Mai 1847 die Großratswahlen in St. Gallen, in Folge der verwerflichsten radikalen Umtriebe, zu Gunsten der revolutionären Partei ausgefallen waren, da war das Signal gegeben zu einer Mehrheit von 12 Stimmen auf der Tagsatzung und folglich zu einem neuen Kriegszuge gegen Luzern. In der That erklärte dann die Tagsatzung vom 20. Juli 1847 den sogenannten Sonderbund für aufgelöst. Die sieben katholischen Kantone protestirten. Am 4. November beschloßen die bekannten 12 Stimmen die bewaffnete Exekution gegen den Sonderbund. Das Volk der sieben Kantone zeigte große Begeisterung für die Behauptung seiner Rechte, aber den meisten seiner militärischen Führer mangelte Alles, was zur Durchführung einer so furchtbaren Krisis von Männern gefordert werden muß. Obwohl die Truppen der sieben Kantone im Tessin, im Entlibuch und selbst bei Gislikon (23. November) Proben von Muth und Tapferkeit ablegten, war die Vertheidigung des Sonderbundes, wegen der herrschenden Unordnung, eine sehr geringe, so daß der eidgenössische General Dufour, dem mehr als 100,000 Mann zu Gebot standen, ohne große Hindernisse u. Schwierigkeiten seine Aufgabe zu lösen vermochte. Unterdessen hatte Frankreich (Guizot) die Vermittlerrolle in der Schweiz spielen wollen. Palmerston aber, welcher unter der Hand die revolutionäre Partei zum raschen Handeln aufforderte, wußte die Vermittelung Frankreichs so lange zu verzögern, daß die Vermittlungsnote von Guizot erst in der S. ankam, als schon Alles vorbei war. Uebrigens wird jeder Schweizer, welcher Partei er immer angehören mag, sich u. seinem Vaterlande Glück wünschen, daß derartige Vermittlungsprojekte und Einmischungen durch die Macht der Verhältnisse selbst zurückgewiesen wurden. Die

Niederlage des Sonderbundes war eine Niederlage Guizots selbst. Die Februarrevolution in Paris hatte aber wieder unmittelbaren Einfluss auf den Kanton Neuchâtel, wo die republikanische Partei Anfangs März die Regierung des Fürsten von Neuchâtel (resp. Königs von Preußen) verdrängte. Die meisten Kantone waren nun in radikalem Sinne umgestaltet und in dieser Eintracht setzten sie sich an die Tagessatzung des Jahres 1848 an's Werk, eine Bundesverfassung zu erlassen, welche dem Volke zur Annahme vorgelegt u. am 12. Sept. desselben Jahres feierlich promulgirt wurde. Daß die Fortschritte, welche durch diese neue Bundesverfassung erlangt wurden, in keinem Verhältniß mit den ungeheueren mehrwöchigen Anstrengungen stehen und daß sie die Freunde eines starken, einheitlichen und wohlgeordneten Staates durchaus nicht befriedigen kann, darüber haben sich viele Stimmen erklärt, welche mit Geist und seltenem Patriotismus seit Jahrzehnten eine Regeneration der S. anstrebten. Wir werden am Schlusse unsers Artikels eine solche Stimme anzuführen Gelegenheit haben. Die seitherigen Zustände in der S. schildert die „N. Schweiz“ in einem ihrer Artikel in so interessanter Weise, daß wir Einiges daraus hier anführen müssen. Während im Jahre 1847 Jeder etwas vorgegeben wurde: „Sonderbund u. Jesuitenfrage sind eine innere Sache,“ reklamierte die schweizerische Revolutionspresse sie selbst als den ersten Ring in der Revolutionskette Europa's; europäische Umwälzung, Sturz aller europäischen Regierungen galt identisch mit der Befiegung des Sonderbundes in der S.; sofort war sie die Umsturzpartei in der S. verschlungen mit allen Elementen derselben in den benachbarten Staaten; das Gelingen dortiger Revolutionen war deklarirt als der Wunsch für die schweizerische Bewegungspartei. Sie nahm faktisch Partei dafür durch ungehinderte Duldung aller Fremden, die von schweizerischen Konzessionen und auch anderen Punkten aus durch Presse und Sendungen und Proletariat-Werbungen einen unerbittlichen Vertilgungskrieg gegen die bestehende Ordnung in allen umgebenden Staaten führten: — durch ausdrückliche Pläne und Vorträge zu kriegerischer Allianz mit auswärtigen revolutionirten Staaten oder Staatenpartei; durch massenhafte, öffentlich und vor den Augen der schweizerischen Kantons- und Bundesbehörden betriebene, militärische Werbungen; durch Anwerbung von ganzen bewaffneten Freischärlercorps; durch massenhafte Waffensendungen in die insurgirten Länder der Umgebung; durch übereilte, dienstbeflissen zusammenkommende, diplomatische Repräsentation bei provisorischen Regierungen, deren Erfahrung und Lage Alles eher, als irgend welchen Bestand, voraussetzen ließen, wobei mit beleidigender Ostentation jede Rücksicht auf jene Regierungen außer Acht gelassen wurde, die nach Verträgen, Völker- und Staatsrecht besetzt waren, als ob die allein rechtmäßigen anzusehen. Inmitten all dieser propagandafreundlichen Rührigkeit vergaß man nicht, selbst zu offenem Vertragsbruche gegenüber dem Fürsten zu schreiten, welcher sein gutes Recht und das Glück seiner Staaten nicht feig der Umsturzpartei hinopfern wollte, das Wohlwollen seiner Regierung mit maßlosem Schimpf und Hohn erwidern, der an und für sich in der gelehrten Welt als Ausdruck der feindseligsten Gesinnung erscheint. Die italienische Kränze blieb lange Zeit hindurch der Schauplatz aller möglichen Schikanen, von welchem aus der, die S. mit größter Langmuth schonende, Nachbar so zu sagen täglich mit bewaffneter und unbewaffneter Irruption bedroht war und erst, nachdem ein siegender greiser Feldherrn die Geduld ausging und er sich ernstlich die Geduld solcher halben Kriegszustandes verbat, trat unter süßsaurem Gebahren welche Abhülfe ein. Eine Hauptpflicht der Neutralität indes, die nämlich, von den Kriegführenden keine bewaffneten Corps auf schweizerischen Boden eintreten zu lassen, war und blieb unerfüllt; ein Theil der italienischen Insurrektionsarmee fand Einlaß und Aufnahme mit Geschütz und Sach und Pack. Als dann später mit schrecklichem Meuchelmorde eine neue Revolutionsära in Rom begann, fand ein sogenannter römischer Gesandter faktische (wenn auch nicht förmlich diplomatische) Aufnahme und Anerkennung in der Bundesstadt, während auch nicht ein päpstlicher neutraler Staat eine ähnliche Abordnung bei sich dul-

man ließ es sogar geschehen, daß jener „Gesandte“ amtliche Publikationen belagerte, welche nur einem, mit diplomatischer Sendung betrauten und in dieser voll-  
 ferrechtlich anerkannten, Repräsentanten zustehen konnten. Gegenüber Deutsch-  
 land ließ man es auf ähnliche Weise zum Aeuffersten kommen. Jene, welche  
 erst Pressbrandfackeln hinausgeworfen hatten, blieben in der günstigen Lage, die  
 Nacht Lokal zu wechseln und auf deutschem Boden terroristisch die rothe Revol-  
 tionsfahne aufzupflanzen, nach Gelüsten zu brandschlagen und Schaaren von nar-  
 rückenden Freischärlern aus dem längst hiezu eingelernten fremden Proletariat in  
 der S. her an sich zu ziehen, mit Inbegriff jener revolutionären Condottieri, welche  
 ihre Häuptlingsrolle von Land zu Land hinüberspielten und nicht ermangelte  
 auf dem Wege durch die S. an der Hand der wohlangelegten Propaganda-  
 fäden ihre völkerverderblichen Unternehmungen fortzusetzen und zum Aus-  
 Durchbruch zu bringen. Als dann auch dieser Versuch in sich zusammenbrach  
 wurde das alte Spiel wiederholt und es mochte ferner Alles, wie früher, ge-  
 schehen, unter der einzigen erschwerenden (?) Bedingung, daß die Unternehmer  
 wenigstens sechs Stunden weit einwärts von der äussern Gränze hinweg zu  
 geben hätten. Selbst bundesrätzlich Weggewiesene, wie Heinzen, fanden den  
 Schutz politischer Hehlerei und gefälligen Aufenthalt da und dort. Wenige Wo-  
 chen später befand sich die gesammte Bevatterschaft auf den Trümmern des von  
 zu Grunde gerichteten babilonischen Staates. Damit die Verbindung mit der schweize-  
 ischen „Neutralität“ recht handgreiflich werde, sandten Jene große Geldsummen in  
 Emmissionen für Werbungen in die S. und Oberlieutenant Buser schickte sich zu  
 bewaffnetem Zuzug an, der lawinenmäßig angeschwollen wäre, hätten die deutsche  
 Insurgenten den Neckar flegreich überschritten, die Pfalz behauptet, Darmstadt in  
 Frankfurt genommen, Württemberg u. s. w. revolutionirt. Aber auch das He-  
 annahen der preussisch-hessischen Armee mit dem Ordnerberuf gegen die schweize-  
 ische Gränze herauf brachte noch nicht zur Bestimmung. Wie man die guten  
 Freunde hinausgelassen hatte, so gedachte man sie wieder hereinzulassen, als ob  
 die S. wirklich ein Schlupfwinkel sei zum Versteckenspielen der Revolution und der  
 Aufruhrs. Die Gränze blieb so gut als ungedeckt u. eine fremde Armee, die in die  
 Schweiz Nichts zu suchen hatte, betrat, nicht ohne etwelche militärische Ehren, den  
 Schweizerboden! Wir glauben nicht nur an die Restauration faktischer Ordnung  
 und geselliger Ganges in den europäischen Staaten, sondern auch an die Re-  
 stauracion der Grundsätze. Die letztere ist die Hauptsache. Der Wahn  
 wird aus den Köpfen getrieben werden: daß die Autorität ein Mißbrauch, die  
 Geltendmachung ein Unrecht, die Handhabung des Gesetzes ein Frevel an der bür-  
 gerlichen Freiheit, jeder Auführer ein Retter des Menschengeschlechtes, jeder frey-  
 Geselle ein großer und verehrungswürdiger Mann, jeder nach Recht und Gesez  
 Berurtheilte ein unschuldiger Märtyrer sei. Wir haben aber Eingang gezeigt  
 daß die ganze äussere Politik der S. auf diesen freiwilligen Irrthum, auf die  
 falschen Vorderfäße gebaut sei. — Freiwillig oder gezwungen: die S. will  
 umkehren müssen! Wir erheben neuerdings unsere Warnerstimme. Denn, tri-  
 einmal Gewalt gegen die S. ein, so ist das schwerste Unglück nicht mehr zu ver-  
 hüten.“ Jedenfalls hofft das Volk die besseren Zustände von einer andern Gen-  
 ration und diese dürfte wohl in allen Gauen der S. aus jenen jungen Männern  
 bestehen, deren wissenschaftliche Bildung sich die neuen Zustände klar vergegenwärt-  
 igt, deren Thatkraft gegen unstatthafes Altes auftritt und deren reinere und  
 edlere Gesinnung für die Menschheit zum festen Bollwerke gegen Ungerechtigkei-  
 ten wird.

An der Matt.

Scopoli, Johann Anton, geboren im Jahre 1723 zu Cavalese im Tha-  
 Kleins, studierte zu Hall und Innsbruck und widmete sich der Arzeneikunde. Die  
 Schriften von Boerhaave, Hofmann und Sydenham waren seine Lieblingslektür.  
 Schon im 20. Jahre seines Alters erhielt er das Doctorat. Von Jugend an  
 hatte er eine angeborene Vorliebe für die Botanik, worin er denn auch in der  
 Folge Außerordentliches leistete. Als Proto-Physikus zu Udine, wohin ihn die

ung gesendet hatte, schrieb S. seine berühmte „Flora Carniolica“ und bald seine „Entomologia Carniolica“, ein Werk, das Entomologen vom Fache aus zu Tage bewundern und viel benützen; Linné schrieb ihm darüber: er einen Abdruck davon nach vielen vergeblichen Versuchen endlich über Holz für drei Dukaten Frachtkosten erhalten, aber daraus ein Vergnügen geschöpft, ein hundert Dukaten nicht gewährt hätten. Zu Udria verlegte S. sich auch seinem Fleiße auf die Mineralogie, Metallurgie und Chemie und schrieb hierin „Tentamina physico-chemico-medica“ und in deutscher Sprache „Ein- zur Kenntniß u. zum Gebrauche der Fossilien.“ In den späteren Jahren tete er, als Professor u. des berühmten Jacquet's Nachfolger zu Schemnitz, „Cristallographia hungarica Fundamenta mineralogica et metallurgica“, sowie „Introductio ad universam historiam naturalem“. Im Jahre 1776 er die Lehrkanzel der Chemie und Botanik zu Pavia; sein Werk ist der botanische Garten. Macquer's Dictionnaire der Chemie übersezte er als Beschäftigung und bereicherte es so mit Anmerkungen, daß es von zwei auf starke Bände anwuchs. Die Vorlesebücher: „Fundamenta botanica“ und „Praxi chemica“ haben ihn zum Verfasser. Im Jahre 1787 entriß der Tod vermüthlichen Gelehrten den Wissenschaften. S. war Mitglied einer Menge von Gesellschaften und unterhielt mit den namhaftesten Gelehrten seiner Zeit Briefwechsel: er war das botanische und chemische Orakel.

**Seben** oder **Säben** (Neustift), Schloß und alter Bischofssitz, bei Klausen ob, auf einem mächtigen, 109 Klafter über die Gisaß senkrecht erhabenen liegend, der eine der schönsten Ausichten im Lande darbietet. Die Reste in den Zeiten der Römer eine Zwingsburg für den Schwergelugten Trotz der jenen Ureinwohner (Sabiona). Nach dem Sturme der Völkerverwanderung wurde Sitz von Bischöfen und blieb es, bis der heil. Albin im Jahr 992 mit Chorherren nach Brixen übersiedelte. Links von der alten Burg, die, seitdem ein Blisstrahl eingestürzt, verlassen ist, steht das von dem Domherrn erbauete Kloster Neustift, welches im Jahre 1685 von Benediktinerinnen in Salzburg bezogen wurde, die es, nach manchen Stürmen der Zeit, jetzt wieder bewohnen.

**Lederholm**, Karl, protestantischer Prediger zu Moskau, geboren in Finnland 1789, verdient als der einzige schriftstellerische Vertreter der Philosophie in Nord und als der erste Schwede, der sich ganz in der deutschen Literatur einsetzt hat, bemerkt zu werden. Seine Vorliebe für das deutsche Volk, welches er das Volk Gottes der neuern Geschichte“ nennt und für die Literatur desselben sich von seiner Universitätszeit her und hat seinem Leben eine entschiedene Richtung gegeben. 1810 kam er nach Wiburg und wurde hier als Lehrer ange- nommen. Hier hatte damals die deutsche Sprache und Literatur an den jungen Gelehrten, die an dem dortigen Gymnasium angestellt waren, welches damals in einer seltenen Blüthe stand, würdige Vertreter und in diesem Kreise S. praktisch die deutsche Sprache, die er sich bald ganz aneignete und zu Muttersprache machte. 1811 wurde er Prediger und wirkte als solcher im Nord von Rußland, in Charkow und seit 1820 in Moskau, von wo aus er als Hauptprediger das um die Hauptstadt stehende Militär protestantischen Bekenntnis und die kleinen Gemeinden in den Gouvernements um Moskau herum — Sprengel von einem Durchmesser von 90 geographischen Meilen — bereist hat er jährlich an die 500 Meilen zu machen hat. — Von seinen Schriften die wenigsten und zwar nur folgende in den deutschen Buchhandel gekommen: „Die Erlösung“, eine Messias, Berlin 1833; „Studien in der Theologie“, Berlin 1833; „Die Weltansicht“, Leipzig 1836, und „Die ewigen That- sachen“, Leipzig 1845, letztere seine Hauptarbeit.

**P. Joseph**, Erzbischof von Manila, den 3. Okt. 1773 in den Philippinen von zwar nicht reichen, aber angesehenen Eltern

trat schon in seinem 14. Lebensjahre in den Augustinerorden und zeichnete durch Talent und Wissensdurst so aus, daß, obgleich er nicht zu einem Orden hörte, welche die wissenschaftliche Laufbahn verfolgen, späterhin seine Kenntnisse in hohem Grade bemerkenswerth waren. Er hatte mehre Sprachen vollkommen inne und insbesondere die verschiedenen Dialekte von Oceanien und von China. Mit 16 Jahren kam er nach Manila. Sowohl seine große Tugend u. sein Verehrer eifer, als auch das Wohlwollen und die Liebe, die er bei Allen genoss, empfahl ihn seinen Vorgesetzten und bewirkten, daß er bald mit mehreren wichtigen Geschäften des Ordens und insbesondere auch mit der gefährvollen Mission in China betraut wurde. Weder die unendlichen Anstrengungen, noch die Gefahren und jählosen erbitterten Verfolgungen, welche er auszustehen hatte, vermochten den Bestrebungen seines apostolischen Eifers und der Verrichtung seiner evangelischen Arbeiten Einhalt zu thun. Mehr als 30,000 Neophyten empfingen von seiner Hand das heil. Sacrament der Taufe. Und indem er sein Leben bei der Ausübung seiner Funktion in Gefahr setzte, hörte er doch nicht auf, vor jenen blinden Heiden, sowohl im Beichtstuhl, als auch beim mündlichen Unterrichte der Gläubigen, die reinen Keime der hohen und trostreichen Wahrheit des Christenthums auszustreuen. Mit erstaunlicher Schnelligkeit wuchs sein Ruf als Missionär und bald galt er allgemein für den würdigsten u. achtbarsten unter allen Glaubensboten. Seine eigenen Vorgesetzten betrachteten ihn mit Respekt und Bewunderung und überhäufeten ihn mit den augenscheinlichsten Beweisen ihrer Liebe. Unter diesen zeichnete sich insbesondere der damalige Erzbischof von Manila, P. Juan Antonio Zulaibar, aus, der ihn außerordentlich liebte und vorzog, ihm das größte Vertrauen schenkte und ihm wiederholt höchst schwierige Aufträge nach China gab, welche S. stets mit großer Klugheit u. zur Zufriedenheit seiner Oberen ausrichtete. Als der Erzbischof Zulaibar gestorben war, wurde P. Hilarton Diez, ein in Tugenden hellstrahlender Mann, bisher Prälat der beschuhten Augustiner der philippinischen Inseln, zu dessen Nachfolger ernannt. Dieser neue Prälat liebte S. aus innigster Seele und zog ihn an seine Seite, als den Mann seines ganzen Vertrauens. Jetzt sahen ihn die Einwohner von Manila mit Bewunderung die Ausbreitung der Religion und nützlicher Kenntnisse mit unermüdblichem Eifer fördern; sahen ihn beständig in den Provinzen herumreisen, bald in Begleitung des Bischofs, bald allein; er ermunterte die Pfarrer mit seinen Rathschlägen, den Gottesdienst mit allem Glanz und Pomp zu begeben; er erreichte durch diese Mittel, daß sich das Land, welches die Indianer mit der spanischen Nation vereinigt, immer mehr befestigte und daß sie als gehorsame Unterthanen und aufrichtige Christen in Friede, Glück und Ueberfluß leben. Er drang, mit Bezugnahme auf die Anlage der Eingeborenen zum Schreibenlernen, in die Pfarrer, Schulen zu errichten und während er solcher Gestalt zu ihrer geistigen Entwicklung mittheilte ihrer Verstandesbildung beitrug, vergaß er ihre zeitlichen Bedürfnisse nicht u. zur Förderung derselben verschaffte er ihnen Mittel, um Straßen zu eröffnen. Durch seine Bemühungen und durch Alles, was ihm zu Gebote stand, das sittliche und physische Wohl dieser unglücklichen Eingeborenen zu fördern bedacht machte ihn seine christliche Liebe und Wohlthätigkeit auf allen Inseln dieses immensen Archipels berühmt. Die Einwohner beteten ihn an, weil sie einen lieblichen Vater in ihm fanden, der sich mit der ihm eigenthümlichen Milde und Liebendwürdigkeit in der Landessprache mit ihnen unterhielt, sie in ihren Trübsalen tröstete, ihnen Gottes Wort verkündete und ihre Fehler mit Güte rügte. — Diese zahlreichen und fortwährenden apostolischen Arbeiten trugen bei, daß S. 1830 zum Nachfolger des P. Hilarton Diez ernannt wurde. Als solcher erwarb er sich durch sein ausgezeichnetes Wirken die Achtung von ganz Oceanien. Die Souveräne von Europa zeichneten ihn besonders aus, indem sie in wichtigen Dingen, zumal in Allem, was auf die Förderung der asiatischen Missionen Bezug hatte, seiner Rath verlangten. So sah man auch den berühmten und achtbaren Gelehrten La Blace ihm zu Manila die größte Achtung und Bewunderung bezeigen und viele

zu Lands und Admirale der Flotten der großen Seemächte kamen öfters, u. aktn, um ihn zu sehen, nach Manila, während sein eigenes Vaterland von andern bemerkenswerthen Auszeichnungen mit dem Kreuze des Ordens der Katholischen beehrte. Unbeugsam auf die Prærogative seiner apostolischen Würde haltend, wobei er sich auf das, was seine Pflicht ihm gegen Gott u. Menschen gebot, stützte, hatte er einige Male große Verdrüßlichkeiten mit sich, als diese es für angemessen erachteten, die Diener des Herrn oder der Befugniß zu berauben, von sich aus gewisse Züchtigungen zu vertheilen, obgleich von keinem großen Belang, mit Klugheit angewendet, doch viel beitrugen, ihre Herrschaft und folglich, gemäß der Eigenthümlichkeit des Zustande jenes Landes, die des Souverains zu befestigen. Diese und Maßregeln, womit man das durchaus nöthige Ansehen der Pfarrer herabzusetzen unter Umständen, wo es bei dem Mangel an Religiosen nöthig schien, die Liebe und den Eifer der noch übrigen zu steigern, verbunden mit anderen Eigenschaften und Unannehmlichkeiten, sein vorgerücktes Alter und gebrochene Gesundheit untergruben allmählig sein Leben. Er starb den 4. Juli 1844. Ein Vater aller Einwohner, ein liebevoller Vormund und besorgter Meister aller Völker, welche seiner Hirtenpflege anvertraut waren, wurde S. auch wie ein Vater beweint. Er starb, arm an irdischen Gütern, aber reich an himmlischen Tugenden und sein Name wird unter den Philippinern und von Charakter, welche sich hier niedergelassen, stets mit Achtung gedenken.

**Seitenketten**, in Niederösterreich, Kreis ober dem Wienerwalde, am Treßlingersrieden und ansehnliche Benediktinerabtei. Das Kloster liegt auf einem Hügel und ist ein freundliches Gebäude. Es hat einen schönen Springbrunnen und eine imposante Säulenhalle. Die Kirche ist geräumig; die Fenster der Stützpfeiler wurden neuerlich mit Glasmalereien geschmückt. Bibliothek mit 10 Bänden, sehr bedeutende Mineraliensammlung, Gemäldegallerie, zahlreich Monumente, Gymnasium, theologisches Hausstudium, Hauptschule. Begründet wurde die Abtei durch Adalshalk von Stille und Hößl im J. 12. mD.

**Seitz**, oder Seiz, bei Sonowitz im Marburger Kreise Steiermarks, älteste Deutschlands. Vom Markgrafen Ottokar IV. im Jahre 1160 gestiftet, von 1391—1410 der Sitz des Ordensgenerals. Die Gebäude des Klosters jetzt in Ruinen, die einen sehr malerischen Anblick darbieten. mD.

**Seitz**, Georg Sigmund, ein berühmter Rechtsgelehrter, bayerischer Rathlicher Kanzler, wurde zu Augsburg im Jahre 1516 geboren. Raimund der des Knaben ausgezeichnete Talente bemerkt hatte, schickte ihn mit seinen 1531 auf die hohe Schule zu Ingolstadt und später nach Italien, um anderen Wissenschaften vorzüglich auf die Erlernung der Rechte sich zu widmen. Er ging er mit den jungen Fuggern nach Frankreich und, nach einem Auf- und Abgange von zwei Jahren, wieder nach Italien und nahm in Padua die Doktorwürde in der Rechtslehre an, worauf er, reich mit Kenntnissen ausgestattet, endlich in sein Vaterland zurückkehrte. Er war ausser seinem eigentlichen Fache auch in der Geschichte, Alterthumskunde, Mathematik, Geometrie, den alten und neuen Sprachen trefflich bewandert, nebstdem ein ausgezeichneter Musiker, wie er denn nahe bei Lauten meisterhaft spielte. Er bekleidete erst die Stelle eines Advokaten am Reichskammergerichte in Speier und wurde dann Rath des Fürstbischofs von Mainz, dessen Diensten er in gleicher Eigenschaft in die des Herzogs von Bayern übertrat. Inzwischen verbreitete sich sein Ruf immer weiter, so daß Kaiser Karl V. den hervorragenden Mann in seinem Rathe haben wollte und ihn zum Reichsvizekanzler ernannte. In diesem Amte gingen die wichtigsten Staatsangelegenheiten durch S.s Hand, u. er hatte auf alle Staatsangelegenheiten jener Zeit großen Einfluß. Auch unter dem Nachfolger Karl's, Ferdinand I., befehligte er ihn endlich 1564 bewilliget wurde, sich in die Ruhe zurückzuziehen.

Er ging nun auf seine Güter in Bayern, wurde aber nach dem Tode Ferdinands abermals an den kaiserlichen Hof berufen, der seinen Rath in wichtigen Staatsgeschäften dringend verlangte. S. reiste auf die schriftlichen Ermahnungen Königs Philipp von Spanien und des Herzogs Albrecht von Bayern nach Wien ohne zu ahnen, welch unglückliches Ende ihm dort bevorstand. Als er nämlich am 26. Mai 1565 von einem Lustschlosse des Kaisers nach der Stadt zurück wollte, gingen die Pferde mit dem Wagen durch, und S., der sich durch Sprung retten wollte, fiel gegen einen Stein und zerschmetterte sich die Hirnschädelknochen. — Unter seinen hinterlassenen Schriften befinden sich viele höchst wichtige Consilia.

**Seligenstadt**, in der Provinz Starkenburg des Großherzogthums Hessen Main, Stadt mit mehreren Fabriken und Manufakturen, Torfgräbereien, lebhafter Flußschiffahrt und 3300 Einwohnern. In unmittelbarer Nähe ist die ehemals gleichnamige Benediktinerabtei, welche von Eginhard, dem Geheimen-Schreiber des Großen gegründet wurde. Derselbe hatte noch zu den Lebzeiten seiner Gemahlin Emma die priesterlichen Weihen empfangen und in Obermühlheim eine schöne Kirche und Zellen für Mönche erbaut. In dieses Kloster, dem er in den letzten Jahren als Abt vorstand und wo er an Emma's Seite begraben liegt, er die Gebeine der Heiligen Peter und Marcellin, welche er sich von Rom beschaffen gewußt, unter großem Zulaufe des gläubigen Volkes beisetzen. Er berichtet in der Geschichte ihrer Uebersiedelung von den zahllosen Wundern, durch sie gewirkt wurden. Diesen Reliquien scheint Obermühlheim, das selbige Seligenstadt geheißen wurde, seinen Namen wie seinen Reichthum zu verdanken.

**Senne** nennt man jene sandige Ebene, welche sich an der nördlichen Grenze des Fürstenthums Paderborn am Fuße des Teutoburger Waldes durch einen Theil des Landes Paderborn, des Fürstenthums Lippe, der Grafschaften Ravensberg, Rietberg hindehnt und sich bis in die Diözese Münster und Osnaabrück erstreckt durch verschiedene fischreiche Flüsse und vorzüglich durch die Quellen der Ems, Lippe bewässert. Die, den anderen Halbegegenden Westphalens eigenthümliche, Kiefernfloronomie findet man auch hier wieder. Die Häuser liegen in weiten Zwischenräumen über die ununterbrochene Fläche zerstreuet; ihre Nähe wird durch Baumgruppen, meist Nadelholz und Eichen, angekündigt. Unmittelbar neben den Baumgruppen breitet sich das mit Wall und Graben umzogene Gehöfte der Besitzer und schließt das Gehölz, die Wiesen und das urbare Land ein. Wo das Gehölz aufhört, fängt das spärliche und matte Grün der einförmigen Halbe an, selten mit Sandsteppen untermischt, worauf alle Vegetation erstickt. Den eigentlichen Kern der S. bildet die sog. Stuckenbrocker S. — Stuckenbrock kam in der ersten Zeit geschichtlicher Kunde schon als ein Zubehör der Paderborn'schen Kirche unter dem Namen Brechmen oder Brethmen vor. Die Bevölkerung der St. betrug bis gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts nur 355 Seelen, wiewohl die Einwohnerzahl jetzt auf 1800 gestiegen ist. Zu Anfang des genannten Jahrhunderts bildete St. noch keine eigene Pfarrgemeinde, sondern es gehörte ein Theil der Einsassen zu der Kirche in Stapelage und ein anderer zu der Kirche in Linghausen im Fürstenthume Lippe. Es war daher unausbleiblich, daß in der Reformationszeit die neue Lehre, welche im Fürstenthume Lippe vollständige Aufnahme fand, sich von dort auch über diese Gegend verbreitete. Der Paderborn'sche Fürstbischhof, Dietrich von Fürstenberg, ließ sich, um die Stuckenbrocker zu dem katholischen Glauben zurückzuführen, zuerst anlegen sehn, sie von aller kirchlichen Verbindung mit dem Lippe'schen Lande loszureißen, indem er für die Gegend um das J. 1614 eine eigene Kapelle erbaute und den Grund zur Anstellung der Unterhaltung eines Seelsorgers bei derselben legte. Die Kapelle wurde zu Ehren des heil. Johannes des Täufers, als Schutzpatrons, eingeweiht u. später, durch des Zuwachses der Bevölkerung, 1683 vom Fürstbischhof Ferdinand erweitert. Paderborn'sche Fürst war Grund- und Gutsherr von der ganzen Stuckenbrocker S.; ihm gehörte ursprünglich all der Grund und Boden, worauf die verschied-



erhoben. Jeder von den Anwohnern war der fürstlichen Kammer in jedem Jahre zu einer gewissen Anzahl von Hand- und Spannen verpflichtet; bei Besitzveränderungen mußte an dieselbe ein Weinkauf und ein Meiers der Sterbefall entrichtet werden, beides jedoch in einer mäßigen Geldsumme. Die Eichenanpflanzungen auf den Höfen sowohl im Gemeindegörden, galten für ein Eigenthum des Fürsten, ohne dessen Erlaubniß kein Eichbaum geästet oder gefällt werden durfte. Hinsichtlich der Verhältnisse waren die Einwohner der St.-S. dem fürstlichen Amte insofern einverleibt und zur Untersuchung und Schlichtung geringfügiger Rechtsfälle hatte der Fürst einen Vogt über sie gesetzt, welcher zugleich die Polizey handhabte und die weniger bedeutenden Vergehen bestrafte. Die Güter an dem jetzigen Melchios'schen Gute, der Thornwestenhof genannt, früher der Hof im Stückenbrock hieß und wovon die ganze Gemeinde ihren Namen erhalten hat. Dieses Gut war ein Freihof, von Diensten der Römer unter Varus, mit der einzigen Schenk- u. Krug-Gemeinde beliehen und zu freiem Gemahl in der Mühle privilegiert. und einige andere Vorrechte mußte der jedesmalige Besitzer und Vogt seinen Leuten bei Tag und Nacht ein offenes Haus halten und sein Gefolge bei jedem Besuche auf das Gastfreundliche bewirten. Der noch lebende, fürstliche Vogt war Johann Heinrich Ferdinand von 1797 — 1806. Die S. ist geschichtlich noch merkwürdig durch die Nähe der Römer unter Varus — in der Nähe der S. ragt das sogenannte als Ebene im Teutoburger Walde selbst hervor. Hier soll die Entscheidung geschlagen (Wintfeld, von gewinnen) seyn. Dieser Ort ist nicht dem Lippe'schen Städtchen Horn, in dessen Nähe die Eggesteine. In der S. selbst ward den 16. Oktober 1640, bei einer außerordentlichen Verlage der Schweden, ihr Führer Erlange von dem kaiserlichen Feldherrn der Nähe der Lippequellen auf's Haupt geschlagen.

Sintfeld, auch Sintfeld, wird häufig verwechselt mit der Senne (s. d.). Es ist ein Getreidefeld in der Diözese Baderborn, welches sich zwischen der Senne und dem Kloster Dalheim, zwischen der Stadt Wünnenberg und dem Bielefeld ausdehnt und einen großen Theil der Herrschaft Buren, der jetzigen Dynastie und die ganze Präfektur Wünnenberg umfaßt. Es erstreckt sich in weiten und fruchtbaren Gefilden bis Marsberg und hat Ueberfluß.

Johann Nepomuk, geboren den 17. August 1816 zu Tölz in Bayern, machte daselbst u. zu München seine ersten Studien, um sich nach seiner natürlichen Neigung der Theologie zu widmen. Seine Minderjährigkeit, die ihn den Eintritt in den Priesterstand verhinderte und mancherlei, in ihrem Ursprunge heilsame Intriguen, hervorgegangen aus dem Mißtrauen einiger in das selbstständige Aufstreben seines jugendlichen Geistes, veranlaßten ihn das Klerikalseminar nach Jahresfrist wieder zu verlassen, um noch länger schafften an der Hochschule obzuliegen. Wenn in früheren Jahrhunderten die besten Jünglinge oft in weite Länder einem berühmten Lehrer zum Studium mit beharrlicher Ausdauer ein tieferes Studium selber zu ihrem Berufe machten, so war es jetzt dem Altbayer näher gelegt, mit der ganzen Kraft seines Gemüthes sich 10 Jahre lange an einen Meister, jenen mittelalterlichen, anzuschließen, um an dessen Geiste sich selber aufzurichten und die Bildung und Weltanschauung sich zu erheben u. dieser großartige Unterrichtes. Ganz Deutschland wiederhallte damals von dem Rufe des Meisters, wodurch Dr. Strauß die Basis des Christenthums in den Evangelien verneinte und mancher denkende Mann ward dadurch angeregt, die aufgeworfenen und nunmehr summarisch vorgelegten Zweifel sich zu lösen. Auch S. fühlte sich von jugendlichem Erkenntnißschmerz gespornt, jene kritischen Bedenken vorerst sich selber

Genugthuung zu lösen, nachdem er kaum zuvor 1837 zum ersten Male wissenschaftlichen Kräfte an einem historischen Preisthema der Münchener F. versucht hatte. Bald aber führten seine Untersuchungen ihn zu den reich gebrühten. Nachdem er, gelegentlich einer Umschau an den übrigen deutschen Verfassungen, persönlich die Bekanntheit jenes Kritikers gemacht und ihm als Gegner offen den Entschluß angedeutet hatte, im gemeinschaftlichen Interesse Wahrheit sein Mythenbuch planmäßig widerlegen zu wollen, erschien ein Frucht 7jähriger angestrengtester Arbeit das Leben Christi in 7 Bänden (1. Vorrede von Görres, Regensburg bei Manz 1842—1846) durch dessen V. der Verfasser sich mit seinem Namen zuerst unter den Gelehrten einbürgerte. Er hat noch ein Autor von gleicher Jugend ein so wissenschaftlich umfassend für die christliche Welt so bedeutendes Werk geschrieben, wie dieses Leben, indem in diesen Büchern die Schriften der vorangegangenen Rationalisten theilhaftig sammt und sonder bewältigt und eine durch die andere in meisterlicher Form überwunden werden. Auch verfehlten ebensowenig die protestantischen katholischen Literaturblätter, dem Verfasser alle Anerkennung und Würde zu zollen. Ueber die eigenthümliche Auffassung des Matthäus-Evangeliums in Bande entspann sich indes eine lebhafteste Discussion in den historisch-philologischen Blättern. S. hat gewiß darin recht, daß man Fragen von solcher Schwierigkeit nicht umgehen dürfe, sondern aus dem Totalgesichtspunkte lösen müsse. U. zu erwartenden zweiten Auflage seinem Werke noch mehr Präcision und Lichtheit zu verleihen, unternahm derselbe, nach wiederholten Exkursen nach Italien selbst eine Reise in den Orient, wo er unter vielen Beschwerden und reichhaltigen Forschungen pflegte, deren Resultate zum Theil in den letztgenannten Blättern niedergelegt, aber in nicht ferner Frist, mit Halbereiters Zeichnungen versehen, in einem vollständigen Reisebuch über Palästina zur Veröffentlichung werden. S. hatte sich bereits vor seiner größern Reise an der philosophischen Fakultät habilitirt. Nach seiner Rückkehr las er Geschichte mit einem, an der chener Hochschule schwerlich erhörten, Beifalle. Der größte Hörsaal genügt für seine Zuhörer kaum mehr und am Schlusse des Sommersemesters 1847 der begeisterte Dank derselben, der rauschende Beifallsturm fast kein Ende. Er hatte nebenbei in den Sommermonaten unter seinen talentvolleren Schülern einen anschaulichen Dichterkreis gewonnen, der zu den schönsten H. berechnete u. noch unter dem Namen „Zafelrunde“ fortbesteht. Doch, die Anhänglichkeit der Studirenden an den freimüthigen Lehrer erschreckte einem ganz andern Geiste befohlte Koluministerium. Er wurde zuerst zu eigenen Commissär in seinen durchaus freien Vorträgen überwacht; als er nicht anders als günstigen Bericht an das Cabinet zu erstatten vermocht gleich Lassaux, Döllinger und Philippi u. s. w., mit Gewalt vom Lehrstuhle gestossen, ja sogar aus der Hauptstadt verbannt. S. wirkte wesentlich auf die sittliche Haltung der Studirenden in ihrer endlichen Reaktion gegen das verhasste damalige Regiment. Nach dem Ausbruch der Februarrevolution in Paris reiste S. dorthin, um ihre Erscheinungen u. s. w. der Nähe zu studiren. Von dort zurückgekehrt, beehrte ihn das Bayerische Oberländer mit der Erwählung für das Parlament in Frankfurt, dem ist noch die Schrift: „J. von Görres eine Skizze seines Lebens,“ 2. Regensburg bei Manz 1848 und eine politische Broschüre, „die Lage des Reiches“, München, bei Kaiser 1848, aus seiner Feder erschienen.

\* Seres, Sandschak und Stadt im türkischen Gajet Rumili, liegt an dem Strymon, in einer herrlichen, fruchtbaren Ebene, die sich nördlich an ziemlich hohe und steile Berge lehnt und mit 300 Dörfern übersät ist, welche, von einem hohen Standpunkte herab betrachtet, eine einzige große Stadt zu seyn scheinen. Die Einwohner von S., deren Zahl auf 30,000 angeschlagen wird, besteht aus Griechen, Bulgaren, Juden, Spaniern, Zigeunern und Türken. Letztere sind zahlreicher als irgendwo und obwohl bedeutend in der Minorität, beschlimmen

beeinträchtigen sie die Christen unaufhörlich und überall. Die Häuser der Stadt sind von Holz und nichts weniger als massiv, die Straßen eng u. bieten deshalb nicht Annehmliches dar. Auf der Nordseite stand einst eine Burg mit einer Ringmauer. Hier und da noch sichtbare Trümmer die Dauerhaftigkeit der Bauart der Stadt beweisen. Man findet in S. viele Moscheen, griechische Kirchen, darunter die Kathedrale des hier residirenden Bischofes, Bäder und Wohlthätigkeitsanstalten. Die Industrie ist lebhaft und beschäftigt eine Menge Wollens-, Baumwollenswebereien und Rattundruckereien. Der Handel erstreckt sich vornehmlich auf Getreide, Tabak und Baumwolle. Von letzterer wird im Bezirke von S. allein für 3½ Mill. Thaler jährlich gebaut. — Man ist befugt, die Stadt S., welche vermuthlich Siris hieß, für die älteste Macedoniens zu halten, was auch zwei in der Kathedrale aufbewahrte griechische Inschriften mittelbar darthun. Man vermuthet, daß dieses Gotteshaus im Alterthume ein Tempel des Jupiter Ammon gewesen. „Ursprünglich war Siris die Hauptstadt der aus Thracien eingewanderten Thracianer, jedoch nach der Eroberung durch Philipp, Alexander's des Großen Vater, der auch ihren König Polles tödtete, kam es in Verfall.“ So schreibt Thucydides: Herodot aber erwähnt derselben als einer durch die bedeutenden Erzbergwerke im Gebirge Pangaios mächtigen Stadt, die jedoch sammt Amphipolis unter der Herrschaft der Athener verarmt sei. Unter der Regierung der Basilogen kam S. unter die Botmäßigkeit der zur Zeit in Macedonien mächtigen bulgarischen Könige, was die bedeutende Zunahme der bulgarischen Bevölkerung dieses Landes zur Folge hatte. Am 10. Juli 1849 verzehrte ein furchtbarer Brand eine große Zahl von Häusern, Moscheen, Kirchen, Magazine und Waarenlagern. Man schätzte den Schaden auf 30 Millionen. — Magaz. f. d. Liter. des Auslandes 1846. mD.

\* **Cerro de Frio.** Dieser berühmte Diamantenbezirk Brasiliens ist ungefähr 20 Stunden lang und 9 breit, der Boden unfruchtbar, aber von zahllosen Bächen durchschnitten. Er wurde bald nach der Gründung von Villa do Principe von einigen Bergleuten entdeckt. Als diese in den Bächen Gold wuschen, fanden sie einige Kiesel von geometrischen Formen und ganz eigenem Glanze, die sie mehrere Jahre hindurch ihren Kindern zum Spielzeuge gaben oder als Marken bei ihren Lieblingspielen „Boltarete“ brauchten. Endlich kam ein Offizier, der einige Jahre zu Goa in Ostindien gewesen, in die Commarca und überzeugte sich, daß die Steine Diamanten waren. Man kann leicht denken, daß die sonst so gering schätzten Marken fortan sehr gesuchte Gegenstände wurden, und die portugiesische Regierung erließ nun einen Beschluß, der alle Diamanten als ein Monopol der Regierung erklärte. Lange glaubte man, daß es nur im Distrikte S. d. F. Diamanten gebe; allein dies ist irrig, denn man findet sie in jedem Theile Brasiliens und besonders in den entlegenen Provinzen Goyazes und Matto Grosso. Der jährliche Ertrag der Diamantengruben von S. d. F. wird seit ihrer Entdeckung auf 25—30,000 Karat geschätzt und die Gewinnungskosten auf 20—25,000 Pf. l.: allein man rechnet, daß bei drei Millionen Pf. St. Werthes von Schmuggeln ausgeführt wurden, deren verbotenen Handel die Regierung nicht zu hindern mochte, ungeachtet der Prohibitionsgeetze, welche der berühmte Minister Pombal 175 ganz im Geiste des orientalischen Despotismus eigenhändig entwarf. Die in der Mitte des Distriktes liegende Hauptstadt Tejuco zählt ungefähr 5000 Einwohner, aber der Boden in ihrer Nachbarschaft ist so unfruchtbar, daß alle Lebensbedürfnisse aus bedeutender Entfernung zugeführt werden müssen. mD.

**Cerro oder Cerro de Pasco,** Bergstadt in der Republik Peru, 14,278' über dem Meere, mit 16,000 Einwohnern, die sich zumeist vom Bergbaue nähren, die reichsten Silberminen sind die reichsten des Landes. Ihre Ausbeutung reicht bis zu den ersten Zeiten der Besetzung Amerikas durch die Spanier hinauf, und selbst in den neuesten Zeiten sind die Arbeiten trotz der Unruhen, welche Peru durch so lange Zeit erlitten hat, nie unterbrochen worden. Der Ertrag beläuft sich noch immer auf 10 Millionen des Jahres. Die verschiedenen Minen, über 900 an Zahl

welche bearbeitet worden oder es gegenwärtig werden, gehören kleinen Kompagnien von 3, 5 bis 10 Personen, die ihr Geld und ihren Fleiß vereinen und bei ihrem Gesäfte 10 bis 50 vom Hundert gewinnen. Auch die Arbeiter erwerben sich ansehnlichen Verdienst. Aber ungeachtet dieses Reichthumes ist S. d. B. nichts weniger als ein angenehmer Aufenthaltsort. Sehr kaltes, eifiges Klima, die Luft so dünn, daß man nur mit Mühe athmet, höchste Unwirthbarkeit ringsum, so daß Alles, von den Köhlen und dem Holze an bis zu dem Brode und selbst dem Stroh für das Vieh, aus weiter Ferne herbeigeschafft werden muß. Dazu kommt noch die Wildheit der Bevölkerung, welche aus Abenteurern aller Art und sogar Verbrechern zusammengesetzt ist, und in Spiel, Ausschweifungen und Gewaltthaten sich gefällt. Zwischen den Bergleuten und den „Guayllaripa's“ (Metalldieben), welche die Sonntagsnächte, wo Alles in den Wirthshäusern schlemmt, benützen, um in die Minen zu kommen, fallen häufig die blutigsten Messerkämpfe vor, und man zieht fast jeden Montag Leichen aus den Schächten und kleinen Seen heraus, welche die Stadt umgeben.

**Shakers**, eine, nicht sehr zahlreiche, religiöse Sekte in Nordamerika, mit äußerst sonderbaren Gebräuchen. Die S. leben in großen klosterartigen Gebäuden zusammen, ehelos und in Gütergemeinschaft. Die Kirche der Genossenschaft liegt auf dem höchsten Punkte der Colonie. Auf der einen Seite ist die Thüre für die Männer, auf der andern für die Frauen. Der Gottesdienst beginnt mit dem Gesänge einiger Psalmen. Auf ein gegebenes Zeichen werden die Bänke entfernt u. Männer und Frauen stellen sich in Reihen auf. Nun beginnt ein merkwürdiger Tanz, bei dem alle möglichen Bewegungen und Verdrehungen des Körpers vorkommen. Die gewöhnlichste Uebung besteht in Drehung des Körpers um sich selbst, worin namentlich die Frauen eine große Virtuosität entwickeln. Nach dem Tanze wird eine Predigt gehalten, der ein Thema aus der Moral zu Grunde liegt und dann folgt wieder ein Tanz, wilder, als der erste. Die Etablissements der S. sind nicht zahlreich. Sie bestehen bloß in Massachusetts, wo der Hauptort New-Libanon liegt; Connecticut, New-Hampshire und Maine. Die einzelne Gesellschaft besteht immer aus 3—500 Mitgliedern. Die Felder der S. sind stets im besten Zustande; die Werkstätten, in denen Frauen und Männer absondert arbeiten, trefflich geordnet. Die äussere Erscheinung der Etablissements läßt auf einen gewissen Reichthum schließen, so einfach die Lebensgewohnheiten der S. auch sind. Da die Ehe, wie überhaupt jede Vereinigung von Mann und Frau, verboten ist, so können sich die S. nicht aus sich selbst ergänzen. Ihr Zuwachs kommt von Aussen: durch Frauen, die in der Ehe kein Glück gefunden haben; durch Männer, die von dem sichern Lebensunterhalte angezogen werden. Von ihren Glaubenssätzen weiß man wenig, da sie gegen Fremde, von denen sie meist verhöhnt werden, sehr zurückhaltend sind. Sie denken sich Gott in zwei Naturen, einer weiblichen und männlichen. Er hat sich den Menschen in beiden Naturen gezeigt, ein Mal in Jesus, das zweite Mal in Anna Lee. Diese ist die Gründerin der S. Mit einem, dem Trunke ergebenen, Schmied verheirathet, Mutter von acht Kindern, die sie eines nach dem andern verlor, wurde sie tief sinnig, hatte Visionen und predigte gegen die Ehe. 1774 verließ sie ihren Wohnort Manchester u. schiffte sich mit einigen Anhängern nach Nordamerika ein, wo sie im Staate New-York, in der Nähe von Albany, Waterliet baute. Sie übernahm die Leitung als Mutter in Jesus Christus und gesellte sich 7 Aelteste zu. Die ersten Gesetze, die sie erließ, führten Gütergemeinschaft und Trennung der beiden Geschlechter ein. Nach Anna Lee ist die Ehe der einzige Grund, daß die Vorschriften des Erlösers so selten befolgt werden und die öffentliche Moral im Sinken begriffen ist. Mit dem Erscheinen Anna Lee's hat das tausendjährige Reich begonnen, so daß sich die Zeit des jüngsten Tages bis auf die Stunde berechnen läßt.

\* **Siebenbürgen** (Geschichte). S. gehörte in ältester Zeit zu Dacien. Nachdem Kaiser Trajan den dacischen König Decebalus überwunden hatte, wurde das Land in eine römische Provinz und die Hauptstadt Sarmizegethusa in die

Römer Ulpia Trajani umgestaltet. Als in den Stürmen des 3. Jahrhunderts n. Chr. Aurelianus das alte Dacien aufgab, scheinen noch viele Daco-Römer zurückgeblieben zu seyn, welche auch die barbarischen Völker nicht ganz vertilgen konnten, die durch S. nach dem westlichen Europa zogen. Im 9. Jahrhunderte setzten sich zuerst die Szekler, der Tradition nach Abkömmlinge der Soldaten Attila's, wahrscheinlich aber nur ein besonderer Zweig des ungarischen Stammes, erobernd im Lande fest, dann die Ungarn selbst. König Stephan der Heilige brachte um 1000 S. unter seine Oberhoheit, gab ihm kirchliche Einrichtungen u. Gesetze, und ließ es durch Voivoden regieren. Geysa II. berief in der Mitte des 12. Jahrhunderts die ersten deutschen Kolonisten und Andreas die deutschen Ritter, welche Kreuzburg, Marienburg und Lözsburg erbauten. Andreas II., geschwächt durch die Uebermacht der Magnaten, sah sich genöthiget, den Ungarn eine Verfassung zu geben, welche bis zu der Revolution von 1848 — 49 die königliche Macht zu Gunsten einer privilegierten Klasse beschränkte und dem Adel große Vorrechte zugesand. Unter seiner Regierung dehnte der Komthur des deutschen Ordens, Hermann, die Gewalt der Ritter in der Walachei über das damalige Rumänien aus, und nachdem 1223 der Orden sich der geistlichen Jurisdiction des Bischofes von S. entzogen hatte, wollte er sich auch von der königlichen Macht ganz unabhängig machen und keinen Herrn über sich erkennen, als den Papst, welchem er in recognitionem Domini einen jährlichen Kanon von einer Mark Goldes versprach. König Andreas ließ sich dies aber nicht gefallen, sondern nahm im J. 1224 den deutschen Ritters ihr Land ab und theilte es, ungeachtet der Verwendungen des Papstes, den Sachsen zu. Mit den deutschen Ritters war nämlich viel Volk, besonders vom Niederrhein und Westphalen, nach S. eingewandert; es hatte Städte gegründet u. mit deutschem Fleiße namentlich das Thal von Fragonach angebaut. Andreas sah wohl ein, daß ihm die deutschen Bürger treuer seyn würden, als die deutschen Ritter. Er gab ihnen daher den berühmten Freibrief, welcher die noch jetzt geltenden Rechte der sächsischen Nation in S. feststellt und sie von aller Feudalherrschaft befreit. Stets sind die Sachsen der Krone ergeben geblieben. Die deutschen Einwanderer erstarkten schnell u. errichteten sieben Stühle oder Gerichtsstellen, wovon S. seinen deutschen Namen hat. Nach dem Tode Andreas III., des letzten Königs aus dem Arpadischen Stamme, im J. 1301 wurde Ungarn ein Wahlreich und adoptirte damit die an eine solche Staatseinrichtung unvermeidlich geknüpften Parteiungen und Bürgerkriege. Von da an sank auch seine Macht allmählig, daß es aufhörte, die Vormauer der Christenheit gegen die Türken zu seyn, welche immer weiter nach Westen sich ausdehnten und durch die 1374 vollendete Eroberung des walachisch-bulgarischen Reiches bereits Nachbarn von S. wurden. 1396 verlor König Sigismund gegen Bajazet die große Schlacht bei Nikopoli, und 1444 fiel Wladislaw bei Varna, worauf 1453 Mohamed II. als Sieger in Konstantinopel einzog. Unterdeß blühten die deutschen Kolonien in S. herrlich auf u. schlossen mit den andern beiden Nationen im Lande 1437 eine förmliche Einigung, welche Union im J. 1549 wiederholt wurde, jedoch nie einen andern als bloß äußerlichen Verband bewerkstelligen konnte. Die Ungarn warfen sich 1526 nach der unglücklichen Schlacht bei Mohacs, welche ihrem Könige Ludwig II. das Leben kostete, Ferdinand von Oesterreich in die Arme. Nur die Siebenbürger wagten es, sich für unabhängig zu erklären, und der Voivode Johann Zapolya, genöthiget, seine Absichten auf die Krone Ungarn's aufzugeben, wurde 1535 Herr dieses Landes, indem er die Hülfe der Türken durch einen Tribut erkaufte, welchem die Fürsten der Moldau und Walachei sich schon längst unterworfen hatten. Seitdem war auch S. ein Wahlreich, allein unter wechselndem Einfluß von Oesterreich oder der Hoforte, so daß es an Wahlumtrieben nicht fehlte. Jeder Edelmann durfte eben so gut Fürst seyn können, als der Gewählte, und so regierte mancher Fürst nur ein Jahr, mancher noch kürzere Zeit, einer nur einen Tag, ja bisweilen hatte das Land zwei Fürsten zu gleicher Zeit, der eine von einem

↳ der andere von Oesterreich unterstützt. Obwohl in einem J.

von anderthalb Jahrhunderten 24 Fürsten in S. herrschten, aus den Familien der Apaffi, Bathori, Bethlen, Banfi, Bartschaj, Reday, Kemmeny, Rakoczy u. a., so hat doch eigentlich nur Bethlen Gabor durch seine Theilnahme am 30jährigen Kriege eine europäische Berühmtheit erlangt. Noch sind von der Familie Bethlen viele Zweige in S. vorhanden, die mit Recht auf ihren Ahnherrn Gabriel oder Gabor stolz sind. Indes war weder er noch sonst einer der siebenbürgischen Fürsten im Stande, eine innerliche Vereinigung u. Durchbringung der mannigfachen Elemente der Bevölkerung herbeizuführen, alle diese fremdartigen und feindlichen Stämme zu Einer Nation umzuschmelzen u. in ihnen das wahre Vaterlandsbewusstsein zu erregen. Die Völkerschaften, welche diesen kleinen Winkel der Erde bewohnen, sind zu viele, die Sprachen, die da geredet werden, zu verschiedenartige, die Sagen und Sitten zu abweichende. Die Klust erweiterte sich noch, als um 1520 die Reformation im Lande Eingang fand. Gleiche Religion und gemeinsamer Kultus bilden in der That die engsten und festesten Bande unter den Menschen, oft wo alle andern Annäherungen und Verknüpfungen fehlen. Die Völker S. s. welche sich auf Erden in vielen Beziehungen so schroff gegenüberstehen; wurden durch die Glaubensverschiedenheit nun auch noch bis zum Himmel hinauf getrennt. Ueberdies spalteten sich die Befenner des neuen Dogma bald selbst wieder unter einander; ein Theil blieb der Augsburgischen Konfession treu, welche im J. 1550 die Sachsen u. eine große Anzahl Ungarn angenommen hatten, der andere ging zu den Lehren Calvin's über, während eine dritte Partei dem Socinianismus oder der antitrinitarischen Lehre beifiel. Diese verbreitete sich durch einen Geistlichen, Namens Franz David, welchen die Protestanten vergebens an sich zu ziehen suchten. Nichts glich dem Feuer seines apostolischen Eifers; er wanderte zu Fuß von Dorf zu Dorf, predigte gegen die Dreieinigkeit u. stellte sie als eine die Majestät des einen u. einzigen Gottes beleidigende aus dem Heidenthume noch übrig gebliebene Fabel dar. Dabei theilte er derb gemalte Bilder aus, wo sie unter der Gestalt des Cerberus mit den drei Köpfen dargestellt war. Diese Pösterungen gegen den christlichen Glauben erregten keineswegs den Unwillen der Leute, da sie bereits seit einem halben Jahrhunderte jeden Tag alle Grundzüge des alten Glaubens bekämpfen und verspotten hörten. Man berief eine außerordentliche Versammlung der Geistlichen und Socinianer nach Klausenburg, um da öffentlich über die Dreieinigkeit zu disputiren. Die Gemüther waren für die Neuerungen, die socinianiſchen Prediger sprachen besser als die andern, und die ganze Stadt Klausenburg ging zu den Antitrinitariern über. Man baute daselbst einen Tempel mit der Ueberschrift: Uni Deo. Etwa um dieselbe Zeit (1562) trat der Reichstag in Torba zusammen, erklärte, um diese traurigen Spaltungen rasch abubrechen, Alles, was bis dahin geschehen war, für gültig und proklamirte die vier christlichen Bekenntnisse der Katholiken, Lutheraner, Calvinisten und Socinianer, oder wie sie sich selbst nannten, Unitarier für Staatsreligionen, jede weitere Neuerung in Glaubenssachen bei Todesstrafe untersagend. Die übrigen im Fürstenthume noch existirenden Konfessionen ließ man als „geduldet“ zu. Die Dekrete von Torba bildeten bis zu unsern Tagen die religiöse Charta von S. Unterdes war Ofen der Sitz eines türkischen Pascha geworden, der sich 145 Jahre lang dort behauptete, u. 1683 drangen die Osmanen sogar zum zweiten Male bis nach Wien vor, so daß erst nach dem letzten Entsatze dieser Stadt durch den ritterlichen König Johann Sobieski von Polen die Uebermacht der Pforte gebrochen u. Oesterreich emporgehoben ward. Dies bereitete die Untermennung S. s. unter Oesterreich vor, welche auch mit dem Karlowitzer Frieden von 1699 erfolgte und die alte Verbindung mit Ungarn endlich wieder herstellte, nachdem der letzte Fürst S. s., Apaffi, gezwungen dem Throne entsagt hatte. Der Kaiser sicherte durch das Diploma Leopoldinum dem Lande die Erhaltung seiner Verfassung zu. Die Monarchen haben seitdem dieses Diplom beschworen. Dem Rechte, ihre Fürsten zu wählen, entsagten die Stände im J. 1722 freiwillig, indem sie die pragmatische Sanktion annahmen, wodurch sogar weiblichen Nachkommen des Hauses Habsburg zur Erbfolge berufen wurden.

Nach der Hand manche Eingriffe gegen das Diplom gemacht wurden, so  
 k. S. demselben dennoch seine religiösen und bürgerlichen Freiheiten; allein  
 mit der Zeit nicht fortging, kamen die aristokratischen Grundsätze, welche  
 Kunde zu Grunde liegen, oft mit den Fortschritten des Jahrhunderts in  
 u. Maria Theresia fand, als sie 1740 den Thron bestieg, in S. dieselbe  
 und dieselbe Begeisterung, wie in Ungarn. Wichtige Einrichtungen schrei-  
 aus den ersten Jahren ihrer Regierung her. Die Militärgränzen erhielt  
 erzpriestliche Organisation, die sie noch heute haben, die Gesetzgebung über  
 gewerke wurde in vielen Hinsichten ergänzt und verbessert, endlich berief die  
 die jungen Männer aus den bessern Familien S. in die ungarische Ho-  
 und ließ arme adelige Fräulein zu Wien auf ihre Kosten erziehen. In  
 en Zeit wollte sie aber keinen Landtag mehr berufen. Das politische Sy-  
 welches von den Zeiten dieser Fürstin an die österreichische Regierung in  
 auf S. besorgte, gründete sich auf die Verhältnisse des Landes, deren Vunt-  
 d Verfahrenheit wir oben angedeutet haben. Nirgends kam der Grundsatz  
 nützlichen Wiener Kabinete, Divido et impora, leichter zur Anwendung  
 Die Regierung hat jedoch die Vortheile, welche ihr eine derartige Lage  
 ge an die Hand gab, mit Klugheit und in guter, auf Veruhigung und  
 lung gerichteter Absicht benutzt. Ungarische Publizisten sprechen es unver-  
 us, daß S. erst seit seiner Vereinigung mit dem Kaiserstaate aufathmete  
 Wohlthaten des Friedens u. des Rechtes kennen lernte. In glänzenden  
 ngen haben die Regenten Oesterreich's niemals ihren Ruhm gesucht, mit  
 me Joseph's II. Man kennt die Regierungsweise dieses systematischen und  
 ichtigen Geistes hinlänglich. Er schaffte 1782 die siebenbürgische Kanzlei  
 vereinigte sie mit der ungarischen, säkularisirte das Jahr darauf die reich-  
 öfter und zog ihre Güter ein, gab dem Lande eine neue Eintheilung, wobei  
 rritorium der drei Nationen so zerstückelt wurde, daß von der frühern Ein-  
 keine Spur übrig blieb. Die Reformen dieses Fürsten brachten Alles in  
 ung und Aufregung und riefen sogar, von den Grundholden des Adels  
 anden, einen furchtbaren Bauernkrieg hervor, in welchem das walachische  
 k unter der Anführung eines gewissen Horjah 264 Schlösser niederbrannte  
 darmherzig alle Edelleute erschlug, die in seine Gewalt fielen. Der Zorn  
 ir nicht geringer als der Ungarn's, und nöthigte den Kaiser, noch vor sei-  
 be alle Verordnungen aufzuheben, welche in so kurzer Zeit und ohne Zu-  
 ig des nationalen Willens tabula rasa machen und das Land umgestalten  
 Die siebenbürgische Verfassung wurde wieder hergestellt. Die Abgeordne-  
 Landtages von 1791 forderten von Joseph's Nachfolger, Leopold II., mit  
 die Bestätigung aller Rechte und Garantien, welche man ihnen hatte  
 wollen. Das Diplom Leopold's, welches allmählich außer Gebrauch ge-  
 war, erhielt eine feierliche Weihe. So durch gegenseitige Schwüre ver-  
 wurde die Verfassung bis zum folgenden Jahre gehalten, der Landtag im  
 re 1792 regelrecht zusammenberufen. Allein die Kriege, in welche Oester-  
 mals mit Frankreich verwickelt wurde, wendeten die Bewegung und Auf-  
 der Gemüther für lange Zeit nach einem andern Punkte hin. Während  
 ngen Dauer wurde der Landtag ein einziges Mal im J. 1811 zusammen-  
 Selbst nach Wiederherstellung des allgemeinen Friedens fuhr man fort,  
 Ordnungen zu regieren. Die Konstitution schien vergessen zu seyn.  
 r Provinz eingefetzter Generalgouverneur verließ — provisorisch, wie es  
 le erledigten Aemter. In diesem Zustande erhielten sich die Dinge fast  
 malter hindurch, und der Landtag, welcher nach der Verfassung alljähr-  
 kommen sollte, blieb von 1811 bis 1834 geschlossen, bis endlich das  
 ätternnden Ereignisse des Jahres 1830 neu erweckte politische Leben  
 der Wiederherstellung der vertriebenen Rechte des Landes hinab-  
 eshelenyi war der feurige und beredte Agitator für die Einberu-  
 fand an den Siebenbürgern ein aufmerksames, enthuß

Publikum, und namentlich bei den Szeklern erreichte die Begeisterung den höchsten Gipfel. Das Wiener Cabinet gewährte diese mit der Schnelligkeit der Fluth wachsende Bewegung mit Unruhe. Es begriff, daß dem aufgeregten Volke zu tropen, mit Gefahr verbunden sei, und die Komitate wurden 1834 aufgefordert, Deputirte auf den Landtag zu schicken. Um jedoch dieser Maßregel den Anschein einer Konzession zu nehmen, ernannte die österreichische Regierung gleichzeitig den Erzherzog Ferdinand von Este, Bruder des Herzogs von Modena, zum Kommissär beim Landtage, einen Fürsten von wohlwollendem, geradem Charakter, der jedoch mit dem konstitutionellen Wesen unbekannt und nur gewohnt war, Soldaten zu befehligen. Die Wahlen fielen, wie zu erwarten stand, höchst liberal aus. Gleich die ersten Sitzungen zeigten die Lust, welche die Regierung von dem Landtage trennte. Jede Frage erregte einen Sturm; je weniger die Regierung sich zum Nachgeben neigte, desto heftiger wurde die allgemeine Aufregung. Bald erkannten beide Parteien, daß, indem sie stets in entgegengesetzter Richtung fortgegangen waren, beide die letzten Schranken überschritten hatten. Dieser Augenblick wurde von der Regierung zur Ausführung eines großen Staatsstreiches ergriffen. Plötzlich wurde im Namen des Königs verkündet, daß der Landtag aufgelöst, die Verfassung suspendirt und Erzherzog Ferdinand zum unumschränkten Statthalter des ganzen Landes ernannt sei. Dies Alles geschah wenige Tage vor dem Tode des Kaisers Franz II. (1835). Doch sollte Oesterreich nicht den Sieg behalten. Erzherzog Ferdinand stieß auf unverhofften Widerstand. Seine Befehle an die Komitate wies man als verfassungswidrig zurück; die angestellten Edelleute nahmen ihre Entlassung, so daß die Verwaltungsmaschine von selbst still stand. Eine so unerwartete Entschlossenheit brachte den Wiener Hof auf mächtigere Gedanken. Er setzte den Landtag wieder in seine Rechte ein und bestimmte, nach dem Vorbilde Ungarn's, die Versammlung desselben für jedes dritte Jahr. Auch die Liberalen begriffen, daß sie nur dann auf Erfolg hoffen könnten, wenn sie auf gesetzlichem Boden blieben. Die nächstfolgenden Landtage 1838 und 1841 erwiesen, daß auf beiden Seiten die gemachten Erfahrungen Früchte getragen hatten. Einige Jahre hindurch war die Verwaltung weise und gemäßigt, und es bildete sich in S. wie in Ungarn eine große Partei, welche die Freiheit mit dem dem Könige schuldigen Gehorsame in Einklang zu bringen trachtete; allein die letzten siebenbürgischen Landtage folgten, vielleicht nur etwas langsamer, der ultraliberalen Bewegung des ungarischen Reichstages. Die Antipathien der verschiedenen, hier ganz schroff neben einander gestellten Volksstämme — die einen als souverän, die andern als unterworfen, alle als gegenseitige Feinde — traten wieder scharf hervor. Die Wiener Revolution im März 1848 zerriß das einzige Band, welches die Völker Ungarn's und Oesterreich's zusammenknüpfte und die Erhebung der gegen einander empörten Nationalitäten niederhielt. Die Bewegung, welche mit der Revolution ausbrach, überschritt sehr schnell die gewöhnlichen Gränzen der alten Empörungen. Sie hatte auch einen andern Charakter, denn der Haß ging weniger gegen den gemeinschaftlichen Herrn, als er vielmehr unter den verschiedenen Völkerschaften selbst stattfand, welche mehr um die Erlangung der Oberhoheit, als um die Vertheidigung der Freiheit stritten. In S. hatte sich die periodische Presse während der letzten Jahre in die nationalen Zänkereien des Landtages gemischt. Es gab dort deutsche, ungarische, walachische Zeitungen; sie spielten, jede für ihre Nation, die Rolle der Herausforderer und Aufwiegler. Niemals war die Feindschaft der Stämme lebendiger. Die Ungarn und die Szekler wandten sich mit Leidenschaft zu ihren Brüdern in Pesth. Der siebenbürgische Landtag, welcher ganz unter ihrem Einflusse stand, sprach im Juni 1848 die Vereinigung mit Ungarn aus. — Die Sachsen waren entschieden dagegen und sendeten durch eine Deputation eine ziemlich emphatische Adresse an die konstituierende Versammlung in Frankfurt, welche die Erklärung enthielt, daß das deutsche Vaterland sich aller Orten hin erstrecke, wo man die deutsche Sprache rede. Die Rumänen oder Walachen ihrerseits sahen *schon ungern ihre alten Herren unter einander in Zwist und den Dreibund, unter*



dessen Joch sie so lange geseufzet, in der Auflösung begriffen. Sie hatten auf den letzten Landtagen Ansprüche auf Emanzipation und auf Eintritt in die souveräne Union erhoben, aber alle ihre Klagen und Vorstellungen waren vergeblich geblieben. Die sonst so uneinigen drei Nationen stimmten stets zusammen, wenn es sich darum handelte, die Bitten der Walachen um Aenderung ihrer Lage zurückzuweisen. Jetzt im Augenblicke der Crisis beschloffen die Häupter der Walachen sich Dem hinzugeben, der ihnen die Freiheit sichern würde. Sie stellten das Erbiten, die Revolution entschlossen anzunehmen und in den Reihen der Ungarn zu dienen, wenn man ihre Emanzipation ausspräche. Die Magyaren in ihrem Hochmuth begingen hier denselben Fehler, welcher in Ungarn die Opposition und den Krieg der Kroaten gegen sie hervorrief; sie wollten von einer Gleichheit der Rechte nichts wissen, sie vernarfen solche Anmassungen mit stolzer Verachtung. Nunmehr führten sich die Walachen mit Wuth auf die kaiserliche Seite und verbanden sich mit den Sachsen, welche, trotz der Appellation an die Versammlung in Frankfurt, Oesterreich treu geblieben waren. S. theilte sich in zwei feindliche Lager. Die Regierung Kossuth's hatte eiligst außerordentliche Bevollmächtigte in das Fürstenthum geschickt. — Gereizt durch den Widerstand, den sie fanden, ergriffen sie die gewaltsamsten Maßregeln gegen die Walachen. Ganze Truppen von Sektlern wurden zu ihrer Verfolgung aufgeboden, und man umjingelte sie in den Wäldern und in den Gebirgen, wie Hochwild. Ueberall herrschte der Schrecken. Die Walachen und die Sachsen organisirten einen Vertheidigungsausschuß. Letztere insbesondere traten mit beispiellosem Muthem für ein einiges Oesterreich, den sichersten Hort ihrer alten germanischen Freiheit, in die Schranken. Ihre besten Söhne, den Kern des nachwachsenden Geschlechtes, stellten sie gerüstet dem Vaterlande zu Gebote. Bürger und Bauern ergriffen die Waffen und ertrugen mit Begeisterung alle Lasten des Krieges. Hätten die so zahlreichen Walachen ähnliche Kraftäußerung entwickelt, so wäre das spätere Unheil dem Lande erspart geblieben. Zwei Deputirte der sächsischen Städte, und von Seiten der Walachen der griechische Bischof Schaguna und der reiche Kaufmann Argibau, bildeten unter dem Vorstize des kammmandirenden österreichischen Generals, Feldzeugmeister Buchner, eine Regierungsjunta. So gelangte man an das Ende des Jahres 1848, welches in seinen letzten Tagen mit der Hobbpost erschreckte, daß Bem gegen das Sachsenland heranzöge und am 25. Dezember das von den Oesterreichern geräumte Klausenburg besetzt habe. Er hatte an der Spitze eines starken Korps, bestehend aus 15,000 Mann Polen, Sektlern und Kossuth-Husaren mit 40 Kanonen, reisend schnell das ganze Land okkupirt. Die österreichischen Truppen in S. durch den massenhaften Aufstand der Magyaren gänzlich von der Hauptarmee in Ungarn, sowie von aller Verbindung mit der Regierung in Olmütz abgeschnitten und für sich allein zu schwach, um dem Feinde wirksam entgegenzutreten zu können, mußten sich auf die Deckung Hermannstadt's beschränken. Von allen Seiten langten Flüchtlinge in dieser Stadt an. Von der Höhe der Citadelle aus sah man im Blachfelde den Rauch und den rothen Flammenschein der angezündeten Dörfer. Das ganze Land war ein Trümmerhaufe, wie ehemals in den Zeiten der Tataren, u. Augenzeugen schildern das Benehmen der Sieger mit den schwärzesten Farben. Am 17. Jan. 1849 standen sich bei Medwisch Buchner und Bem zum ersten Male im Angesichte. Der österreichische General hatte dem weit überlegenen Feinde nur 3000 Mann und 13 Geschütze — meist Dreipfünder — entgegenzustellen. Eine furchtbare Kanonade begann und brachte den Oesterreichern große Verluste bei. Sie verließen in eiliger Flucht den Kampfplatz und zogen sich hinter die Mauern Hermannstadt's zurück. Schon am 20. Januar Abends stand Bem in den nächsten Dörfern. Er verlangte vom Magistrate die Uebergabe der Stadt, sonst werde er sie schleifen lassen. Die Uebergabe wurde verworfen. Oberstlieutenant Rosenau war mit 1000 Mann zu den Oesterreichern gestossen, und die sächsische Bürgerwehr von Hermannstadt, Medwisch, Heltau — nahe an 3000 Mann — verlangte Militär vor den Feind geführt zu werden. Am frühen M

21. Jan. näherte sich der Feind in drei Kolonnen auf Kanonenschußweite der Stadt. Buchner ließ ihn mit dem Bajonette angreifen. Nach einem siebenstündigen mörderischen Kampfe wichen die Magyaren zurück, indes war die Sicherheit der Stadt durch diesen Sieg doch immer nicht gewährleistet. Dem verschanzte sich mit seiner ganzen Macht in dem nur zwei Stunden entfernten Stolzenburg. Dem eint mit Feldmarschalllieutenant Gebeon, der einen Tag nach der Schlacht bei Hermannstadt eingetroffen war, unternahm Buchner am 25. Jan. einen Angriff auf Stolzenburg, überzeugte sich aber bald, daß die Einnahme der festen Stellung Dem's nur mit dem größten Verluste geschehen könne, und kehrte unverrichteter Dinge nach Hermannstadt zurück. Die Dem'schen Schaaren brandschagten in zwischen die Umgegend von Stolzenburg und den ganzen Nedwischer Stuhl und zogen immer mehr Verstärkung an sich, indem die Szekler, durch Agitatoren und Proklamationen bearbeitet und von der Hoffnung auf reiche Beute im Sachsenlande verlockt, in Masse herbeiströmten. In dieser mißlichen Lage blieb nichts anders übrig, als sich nach fremdem Beistande umzusehen, da die eigene Kraft nicht mehr ausreichte. Die Sachsen waren schon lange vor dem Angriffe Dem's in großer Besorgniß gewesen wegen ihrer Isolirung und wegen der geringen Zahl der ihnen zu Gebote stehenden kaiserlichen Truppen. Sie hatten sich Angesichts der Ermordung ihrer Landesleute u. der Plünderung ihrer Städte an den kommandirenden General der russischen Armee in den Donaufürstenthümern, v. Lüders, gewendet, um Schutz und Hülfe von ihm zu erlangen. Sie baten um eine rein lokale Intervention. Damals war noch nicht über die Schicklichkeit einer allgemeinen Intervention Rußlands entschieden. Die österreichische Regierung, mit Recht stolz auf die Erfolge ihrer Armee in Italien, hoffte mit Ungarn ohne fremden Beistand fertig zu werden. In St. Petersburg hatte man den Hülfserus der Sachsen mit großer Zufriedenheit aufgenommen, und die Vollmacht, ein Korps zu ihrer Unterstützung in S. einrücken zu lassen, war fast in demselben Augenblicke an den General Lüders gelangt, als Dem vor Hermannstadt sich lagerte. Buchner, vom Ministerium ohne alle Instruktion gelassen, hatte sich fortwährend geweigert, die Verantwortlichkeit für die Herbeiziehung der Russen auf sich zu nehmen, bis endlich ein großer Kriegsrath am 1. Februar sich definitiv für den momentanen Einmarsch derselben entschied. Somit überschritten 10,000 M. Russen unter dem Befehle des Generals Engelhardt und des Obersten Skariatia die Gränze, besetzten am 1. u. 2. Februar Kronstadt und schlugen die auf dem Stadtgebiete lagernden Szekler zurück, während 4000 M. gleichzeitig in Hermannstadt einrückten. Auf dieses zog sich Dem nach Zurücklassung einer Besatzung in Stolzenburg mit seiner Hauptmacht in das von Hermannstadt gleich weit entfernte Salzburg, wo ihn Buchner am 4. Februar mit Tagesanbruch unvermuthet überfiel. Die Schlacht war ungemein blutig und schwante einige Zeit, zuletzt aber gab der Bajonettangriff des ganzen österreichischen Heeres auch hier die Entscheidung. Dem verlor 16 Kanonen, die Kriegskasse, seine Equipage u. seine wichtigen, über die Wiener Oktoberrevolution merkwürdige Aufschlüsse gebenden Briefschaften. — Noch mehre andere Gefechte bestanden die Oesterreicher nicht ohne Glück, aber gänzlich ohne Sukkurs gelassen, waren sie nicht im Stande, die Dem entriessenen sächsischen Gebiete besetzt zu halten und zugleich dem übermächtigen Gegner im Felde zu stehen. Die Szekler nahmen Neß u. das strategisch wichtige Schäßburg ein, während Buchner am 4. März wieder in den Besitz von Nedwisch gelangte. Von hier aus rückte er zur Eroberung von Schäßburg vor, aber inzwischen umging der kriegsgewandte Dem durch eine kühne Bewegung die linke Flanke der Oesterreicher und erschien am 11. März früh nach einem Marsche von 28 Stunden vor Hermannstadt. Die russische Besatzung schlug sich vom Morgen bis zum Abende, in der Hoffnung, Buchner würde zum Ersatze herbeieilen; da jedoch keine Hülfe kam u. die Häuser vom Feinde in Brand gesteckt waren, verließen die Russen die Stadt u. gaben sie Dem's rachedürftigen Scharen Preis. Zugleich verließen sie auch Kronstadt, sich beklagend, daß sie in zu geringer Anzahl geschickt und von

bedrückten schlecht unterstützt worden seien. Das unglückliche Hermannsches sich einen Augenblick gerettet glaubte, sah sich nun mit einem Male, und die frühere Standhaftigkeit wich der höchsten Verzweiflung. Ein Theil der Bevölkerung wanderte mit den Russen aus, die ihren Weg durch den Thurgau in die Walachei nahmen. Tags darauf zog Dem in Hermanns ein, Kronstadt wurde am 20. März besetzt. Die Festung Karlsburg und einzige Platz in S., welcher den Kaiserlichen blieb. Diese Ereignisse in Ungarn und auswärts einen großen Eindruck; sie erregten enthusiastischen Vertrauen auf den Reichstag zu Debreczin. Dem zeigte sich gegen die Einwirkungen, welche in Hermannstadt zurückgeblieben waren, ohne alles Mitleid. Die Unterdrückung der raubenden und mordenden Soldaten kannte keine Gränzen. Unter den Tödteten befand sich auch der Redakteur des „Siebenbürger Boten“, des ersten Vorkämpfers des Deutschthums gegen die magyarische Propaganda. — Das sächsische Haus blieb verschont, ja, trotz des Standrechtes, welches am 17. März gegen die Plünderung verkündet wurde, währten die „forcirten Besuche“ in den Wohnungen, Werkstätten u. Kaufmannsläden noch Tage lang, dauerte das Verbleiben der Keller noch am 23. fort. Am wildesten hausten die Szekler, ganz ungezügelter Väter, der Hunnen, würdig. Diesen Barbaren war nicht ein einziges Kirchlein heilig. Vierzehn Tage lang konnte in der protestantischen Pfarre Gottesdienst gehalten werden, denn so lange durchwühlten die Tempelschänder, die Schätze suchend, die Gräfte. Die Proklamation, welche Dem am 12. an Hermannstädter erlies, war eine große Lüge, denn die Thatfachen standen mit dem ertheilten Zusagen im schreiendsten Widerspruche. Der General brach über zur Verfolgung der österreichischen Armee nach Kronstadt auf. Statt dessen erschien am 23. der von Kossuth entsendete Csanyi in Hermannstadt. Dieser hat das ganze Sachsenland in Belagerungsstand, nahm alle öffentlichen Kassen in Beschlag, stellte das Vermögen der Flüchtigen unter Sequestration, verlegte die Klammern nach Kronstadt, bürdete dem ohnedies schwer genug heimgekehrten Mann, diesem „Neste der Reaktion“, eine Brandschatzung von 400,000 fl. auf. Csanyi begab sich nach einiger Zeit an den Sitz der neuen Regierung in Klausenburg. An seiner Stelle wütheten nun in Hermannstadt die von dem gesegneten kleinen Tyrannen. Tag für Tag wurde ein neues Bluturtheil gesprochen. Voran ging ein Autodafé, am Charfreitage ohne Umstände an dem lachen im Dorfe Kornegel vollzogen. Um dieselbe Zeit wurde das walachische Dorf Briza durch Feuer zerstört. Das Standgericht in Maros-Ujvar befürchtete acht Tagen einen zum Galgen, vier zu Pulver und Blei. In Dunesdorf wurden man 40 Männer ohne Untersuchung. Am 11. Mai wurde auch der sächsische Pfarrer Stephan Ludwig Roth in Klausenburg hingerichtet. Daß er einer der ersten unter seinem Volke gewesen und dem Magyarismus in seinen verschiedenen Folgen mit Entschiedenheit entgegen getreten, war seine Schuld. Den prominenten Binder und Pfarrer Wellmann entzog gleichem Schicksale nur die zufällige Anwesenheit Dem's. Man muß es diesem zur Ehre nachsagen, daß er die Schlächtereien sich sehr entrüstet äußerte. Unter dem merkwürdigen Vorwand, die magyarische Regierung wolle die sächsischen von den Ausgeburten der Despotie und des Nepotismus befreien, wurde der Nationalverband aufgelöst, die Selbstständigkeit des Volkes zu Grabe getragen, das Sachsenland zerstückt und in magyarische Komitate eingetheilt. An der Tagesordnung waren Refrutierung, die Lieferungen für die Armeen, Equipirung u. Montirung der zwölf Szeklerregimente durch das Sachsenland allein, Dezimirung in den sächsischen u. walachischen Kreisen. Und doch hatten zu Beginn der Revolution gerade in Hermannstadt die von den Walachen verfolgten Ungarn die meistensfreundlichsten Unterstüzungen gefunden, konnte man den Sachsen in Wahrheit keine Grausamkeit gegen ihre politischen Feinde vorwerfen, während die Ungarn, was Barbareien betrifft, hinter den Sachsen und Deutschen waren. Die Erbitterung der Magyaren hatte ihren

sächlichsten Grund in dem Umstande, daß die Sachsen ihrer deutschen Nationalität unerschütterlich treu geblieben waren. Die in Deutschland fast schon populär gewordene Sache der ungarischen Insurrektion verlor durch die Gewaltthaten in Ungarn bedeutend in der öffentlichen Meinung. Man strebte diese Eindrücke zu bekämpfen, ja man veröffentlichte sogar Zeugnisse, welche von Hermannstädter Bürgern und geschrieben waren. Die Zukunft wird uns lehren, was hiervon zu halten! — Dem war nun allein Herr des Landes, denn auch Buchner hatte sich zurückgezogen und kam mit den Ueberresten seines Corps erst in der Moldau wieder zum Vorschein. Dem S. aus konnte Dem das Banat besetzen und in Verbindung mit General Perczel gegen die Kroaten Jellachich's operiren. Die Sache der Magyaren nahm eine so günstige Wendung, daß sie Pesth wieder in ihre Hände bekamen, Kommandirten und selbst die Hauptstadt des Kaiserreiches bedrohten. In dieser drängten Lage mußte die österreichische Regierung der Nothwendigkeit gehorchen und die russische Intervention im Allgemeinen und Großen ansprechen. Diese begann faktisch mit der Konzentrirung der Truppen in Galizien und der Walachei. Dem S. rückte General Lüders von der Walachei, General Grotenhelm von Bukowina aus an. Dem beschäftigte sich damals mit der Organisation des Nationalheers, wo er auch zahlreiche Rekruten aus hob und die Belagerung von Temeswar fortsetzte. Auch in Serbien schritt die Rekrutirung rasch vorwärts. In Kronstadt gen 5000 Szekler, eben so viel in Hermannstadt, über 8000 in Klausenburg, es waren die Pässe nach der Moldau, Walachei und Bukowina besetzt und besetzt. General Dem war Mitte Juni aus dem Banat in Serbien eingetroffen, hat den Oberpolizeidirektor Dobofai und alle anderen von dem ungarischen Kommissar Csanyi eingesetzten Beamten entlassen, weil sie trotz des Schutzbriefes, den er der Pfarrer Roth erteilt, diesen hatten erschießen lassen, besichtigte die Pässe, ordnete die zur Vertheidigung nöthige Geschützaufstellung an und kehrte dann wieder nach dem Banat zurück. Am 18. Juni traf das fünfte russische Armeekorps unter dem General der Infanterie v. Lüders an der Gränze von Serbien ein, warf nach heftigen Kämpfen die Ungarn aus ihren Positionen und besetzte am 21. Kronstadt wo es fortan sein Hauptquartier nahm. Gleichzeitig mit Beginn der Operation im Südosten Serbiens hatten auch die im Osten aus der Bukowina ihren Anfang genommen, doch mit weniger Glück. Zwar hatte General Grotenhelm am 25. den Distrikt erstürmt, aber es wurde ihm schon Tags darauf durch den aus dem Banat herbei geeilten General Dem wieder abgenommen, und am 2. Juli waren die Russen bis an die Gränze, den Borgopas zurückgedrängt. Auch Lüders wurde Kronstadt und die nächste Umgebung beschränkt, und nachdem Dem in dieser Weise dem Feinde die Gränzen vorgezeichnet hatte, eilte er ins Banat, um die Operation gegen Jellachich zu leiten. Später kehrte er aber wieder nach Serbien zurück und fuhr am 23. Juli an der Spitze von 6000 M. in der Moldau ein, um die Sympathien dieses Landes für die Ungarn kennen zu lernen, und es wo möglich gegen die Russen zu insurgiren. Er erließ zwei Proklamationen, in denen er sagte, käme im Namen der Ungarn u. Türken, um den Bewohnern das Joch abzuschütten zu helfen, welches ihnen die Russen auferlegt. Er fand indes nicht den gehofften Anklang, indem die Moldauer sich wenig um die Ungarn zu kümmern schienen worauf er eilig den Rückweg antrat. Von da an zeigte sich in Serbien das Glück für die kaiserlichen Waffen entschieden günstig. General Hasford besetzte am 26. Juli Hermannstadt, und Lüders schlug Dem am 31. bei Schäßburg und am 6. August bei Großschauern. Die Magyaren mußten sich an die Maros zurückziehen, und ihr linker Flügel wurde fast gänzlich zersprengt. Nicht lange nachher beendigte die allbekannte Katastrophe bei Bilagos den Insurrektionskrieg u. dem warf mit Ungarn auch Serbien wieder seinem rechtmäßigen Herrn. — A. de Candolle: S. und seine Bewohner, Epz. 1848; E. v. Langsdorff: der Bürgerkrieg und die russische Intervention, im Magazin für die Literatur des Auslandes 1849; Grenzboten 1849; Allgem. Ztg. 1849. mD.

Siebert, Johann Blasius, geboren zu Fulda 1799, erhielt seine er

Erziehung von gar unvermögenden, aber frommen, christlichen Eltern, von welchen er einen frommen, gläubigen, im Leben u. Handeln ruhigen u. lebendigen, Sinn als erstes angekommenes Erbgut empfing. Um seine vortrefflichen geistigen Anlagen zu pflegen sandte ihm Gott einen Freund u. Gönner den Domkapitular und Domscholar Sibor Schleichert, der ein durch Wissenschaft u. Kunst nicht minder, als durch einen glühenden Feuereifer für die Ehre des Hauses Gottes ausgezeichneter Mann war. Dieser entschied des Knaben Bestimmung für die höheren Studien. Nach fleißiger, durch Privatstudien erlangter, Vorbereitung wurde S. in das ehemalige Lyceum zu Fulda aufgenommen und zeichnete sich durch seine Fortschritte in der Philosophie u. der Mathematik rühmlich aus. Seine theologische Ausbildung erhielt er in dem Fuldaer Priesterseminar, mit welchem glücklicher Weise bis auf diesen Tag die theologische Lehranstalt unter der unmittelbaren Aufsicht des Bischofs verbunden ist u. das von den, durch den Bischof bestellten, Professoren geleitet wird. An dieser kernkatholischen Lehranstalt im Priesterseminar zu Fulda wurde S. zum Theologen und zum katholischen Geistlichen gebildet und empfing die heilige Priesterweihe. Hierauf wurde er seinem Gönner, dem P. Sibor, als Schülze in der Seelsorge beigegeben. Hier versäumte S. es nicht, an der Seite eines solchen Mannes seine theologischen Kenntnisse zu erweitern und praktisch nutzbar zu machen; aber ganz besonders bildete er sich an der Hand seines ausgezeichneten Meisters in der Pädagogik u. in der Musik, vor Allem in dem kirchlichen Choral gründlich aus. Eine entschiedene Vorliebe hatte S. auch für das Elementarschulwesen. So wurde er 1826, als Nachfolger eines früh dahingegangenen würdigen Priesters, J. Adam Breitung, Schulinspektor und erster Lehrer an dem Schullehrerseminar zu Fulda. Drei Jahre später, bei der Reorganisation des kaiserlichen Bisthums, wurde er Compräbendat und erhielt den Auftrag, am kaiserlichen Priesterseminar den Choralgesang, die Pädagogik und die Philosophie, darüber auch das Kirchenrecht zu lehren. In allen diesen Stellen hat er seine reichen Kenntnisse, seine ausgebreitete Belesenheit und große Lehrfähigkeit bewährt und ungern sah ihn der Bischof als Lehrer von dem Priesterseminar abtreten, wollte ja aber nicht hindern, der ehrenvollen Ernennung zum Direktor des, durch landesherrliche Fürsorge zu einer Schullehrerbildungsanstalt für sämtliche katholische Volksschulen im Lande erhobenen, Seminars zu folgen, zumal er auch da segensreich für die Wohlfahrt der Kirche wirken konnte. Es ist landkundig, mit welcher Emsigkeit, mit welchem Geschick und mit welchem glänzenden Erfolge S. den Religionsunterricht erteilte. Auch seine, als Schulbuch eingeführte, biblische Geschichte gibt ein glänzendes Zeugniß von seinen Kenntnissen und seinem Geschick. Neben seinen Berufsgeschäften als Lehrer und Direktor bekleidete S. noch mit nichterlichem Eifer das Amt eines Präses der Bürgersodalität und war stets bereit, wie und wo es galt, in der Seelsorge auszuweichen. Eifrig beflissen, in Allem, was seines Amtes war, das möglichst Beste zu leisten, bescheiden und nicht im geringsten von seinem eigenen Verdienste eingenommen, glaubte er, wie und wo Gelegenheit geboten würde, lernen zu können und zu müssen. Darum reiste er, so oft es geschehen konnte, um andere Lehranstalten kennen zu lernen und aus denselben die Schätze fremder Erfahrung an seine Anstalt zu verpflanzen. Die vielfältige Vervollkommnung der, schon aus fürst-bischöflicher, besonders aus Fürstbischof von Vibra's Zeiten, musterhaften Fuldaer Volksschulen, Lehrmethode und Schulpläne geben Zeugniß von dem, was S. erstreben wollte und erstrebt hat. Er war gerade, offen und gerecht, ein Todesfeind aller Falschheit und Zweijüngigkeit, bescheiden und freundlichen Wesens, sonst ernst gegen seine Untergebenen, nicht im Urtheile über Andere. Seine Schüler und Untergebenen, alle Lehrer und Schülerinnen liebten ihn innigst, seine vorgelegte Regierung schätzte ihn hoch, sein Bischof ehrte ihn mit freundschaftlichem Vertrauen und sah ihn gern u. möglichst häufig an sich. S. war auch ein Mann von seinem äußerem Anstande, welt erfahren, in dieser, wiewohl untergeordneten, Beziehung vor den Weltlichen thätig, häufig zu verkehren hatte, irgend eine Blöße zu geben.

war er ein Priester von echt katholischer Gesinnung u. darum eben so weit entfernt, mit der unkirchlichen sogenannten Aufklärung, die sich zu einer Zeit in Pohlen breit machte und das große Wort führte, irgend wie zu liebäugeln. Er war ein treuer, liebender Sohn, voller Dank und Verehrung gegen seine alten Eltern. Die ihn sorgsam pflegende fromme Mutter ist ihm vor wenigen Jahren vorausgegangen, der hochbetagte Vater weinte noch am Grabe des vortrefflichen Sohnes. Mit ihm trauern zahlreiche Freunde und Bekannte, dankbare Schüler und Zöglinge geistlichen und weltlichen Standes. Er erkrankte mitten in der Blüthe seines thätigen Lebens u. erduldete, in stetem Hinblicke auf seinen gekreuzigten Heiland, ein fünf Wochen langes, schmerzliches Krankenlager. Am 3. Februar hatte er sein Ham geordnet und unterzeichnete an diesem seinem 46. Geburtstage seinen letzten Willen. Als bald empfing er die heiligen Sterbsakramente und gestärkt voll Vertrauen harrete er seiner Auflösung, welche den 20. März 1845, am Sonntage Lätare, durch einen Hirnschlag erfolgte.

**Siefzjenczewicz · Bohuß, Stanislaus**, Metropolit aller römisch-katholischen Kirchen in Rußland, Administrator der Diocese Wilna, Präsident des römisch-katholischen Collegiums der geistlichen Angelegenheiten, Mitglied der russischen Akademie etc. etc., geboren den 3. September 1731 von calvinischen Eltern aus Litthauen, auf dem Familiengute zu Zamok im Districte Troitzk (in dem jetzigen Gouvernement Wilna) wurde in der Confession von Genf erzogen. In seiner Jugend trat er als Husar in den Soldatenstand, erhielt in einem Treffen eine Wunde und verlor einen Finger an der linken Hand. Bald machte er die Bekanntschaft des ehrenwürdigen Massalki, Bischofs von Wilna und nahm, durch ihn bewogen, den Glauben der katholischen Kirche an. Die Kirche bot ihm nun die Aussicht auf Ruhm, Ehre und Glanz dar, die er in seiner frühern niedrigen Stellung nicht finden konnte und er trat in den geistlichen Stand. Er wußte sich so in die Günst seines großmüthigen Nöcen zu setzen, daß dieser ihn bald zum Priester weihte, zum Domherrn der Kathedrale von Wilna machte und ihn endlich gar zu seinem Weihbischofe wählte. — Ob schon Pole, kämpfte er stets gegen sein eigenes Vaterland und beförderte durch seine Intriquen, gemeinschaftlich mit dem elenden Poboski, Primas der Kirche Polens, die russischen Interessen. Katharina belohnte ihn dafür auf alle Weise, ernannte ihn zum Bischof des von ihm gegründeten Stuhles zu Mohilew in Weißrußland, bald zum Erzbischof desselben Stuhles und erhob ihn endlich zur Würde eines Primas und Metropolitens der gesammten katholischen Kirche lateinischen Ritus ihrer Staaten. Dieser Prälat besaß weder Religion, noch Gewissen; ein wahres Ungeheuer von Stolz und Habsucht und vom flüglisten Geize, opferte er alle, auch die heiligsten Rechte der Kirche auf, wenn er nur seinen Ehrgeiz u. seine Habsucht befriedigen konnte. Von seinen alten Irrthümern hatte er nur den Namen geändert und dachte u. handelte, wie früher, als heimlicher Calvinist. Gegen den römischen Stuhl hatte er eine tiefe Abneigung und hintertrieb und vereitelte stets dessen Bemühungen für die neue, kaum geborene und wiederhergestellte, Kirche beider Ritus dieser Staaten. Sein Ehrgeiz hatte keine Grenzen. Unterstützt durch die russische Regierung, wollte er seiner Herrschaft zugleich auch die griechisch-unirte Kirche unterwerfen, um sie, gemeinschaftlich mit der lateinischen Kirche, vom Mittelpunkte der Einheit, dem heiligen Stuhle, loszureißen und beide zum Spielball der weltlichen Gewalt zu machen. Er warf sich sogar zum alleinigen Metropolitens der katholischen Kirche beider Ritus auf, ließ sich in den öffentlichen Acten einen geborenen Legaten a Latere des heiligen Stuhles nennen und wollte durch Katharina II. und Paul I. den Cardinalshut in Rom erzogen; aber Pius VI. und Pius VII. haben sich standhaft seinen frechen Anmaßungen widersetzt. Die Gläubigen und Priester der griechisch-unirten Kirche nöthigte er zum Uebertritte zum lateinischen Ritus und dies auf eine Weise, daß sich die Katholiken beider Ritus empörten. So gingen auf sein Betreiben 24 Pfarreien sammt Priestern und 8000 Gläubigen in der Diocese Mohilew zum lateinischen Ritus über. Den Priestern, die nicht Latein verstanden, erlaubte er die Messe in slavo-

nischer Sprache, wie früher, zu lesen und nur die Consecrationsworte waren in lateinischer Sprache, aber mit polnischen Buchstaben, gedruckt und mit polnischer Uebersetzung versehen; sie bedienten sich ferner der lateinischen Hostie, statt der Opientrote. Der griechisch-unirte Erzbischof von Polock erhob dagegen bei S., der Kaiserin und endlich beim heiligen Stuhle die gerechte Klage über diesen gräulichen Anflug und schleuderte endlich, da selbst die ernstesten Ermahnungen Roms vergeblich waren, diese Priester zum griechisch-unirten Kultus zurückzurufen, die Excommunication gegen sie. Das Volk, auf's höchste über diesen Anflug empört, warf sich später in die Arme des Schisma. Nur die Priester blieben beim lateinischen Ritus und behielten zugleich ihre Frauen bei, zum größten Aerger der lateinischen Katholiken und zum nicht geringen Nachtheile der Sittlichkeit des lat. Klerus. Wenn war die erste Theilung Polens vollbracht, so entschloß sich Katharina, ein Bisthum des lat. Ritus zu gründen. In einem Ukas vom 12. (23.) Mai 1774 gab sie diesem zu errichtenden bischöflichen Sitz den Namen des Bisthums von Weißrussland, bestimmte die Gerichtsbarkeit dieses Bisthums und ernannte den Generalvikar des Bisthums Wilna und Bischof von Mollo in part. inf., S., für diesen Sitz. Durch Ukas vom 2. (13.) Januar 1780 befohl sie: „Alle in Rußland existirenden römisch-katholischen Klöster und Kirchen sollen dem Bischöfe von Weißrussland den gebührenden Gehorsam leisten.“ Von blinder Herrschsucht hingerissen, um alleiniger Gebieter des Klerus zu seyn, löste S. allen Verband, welcher die Religiosen mit ihren Oberen, Provinzialen und Generalen vereinte, auf und ließ sich solche durch kaiserliche Gesetze seiner unumschränkten und launenhaften Willkür unterwerfen. Er vergriff sich selbst an den Statuten der einzelnen Orden, warf ihre Verfassung um und nöthigte die Religiosen zur Annahme vieler Neuerungen, die mit dem Geiste ihrer Regeln u. Gewohnheiten nicht verträglich waren. Der heilige Stuhl hat ihm hierüber die bittersten Vorwürfe gemacht; doch alle Bemühungen, ihn in den Schranken seiner, ihm vermöge der Kanonen der Kirche zukommenden Gerichtsbarkeit zu halten, waren vergeblich. Die Kaiserin, erfreut, in S. den Mann gefunden zu haben, der alle ihre feindlichen Pläne gegen die katholische Kirche begünstigte und sie vollstrecken half, ließ sich Nichts so sehr am Herzen gelegen seyn, als, ihm eine unumschränkte und kolossale Gewalt zu ertheilen und ihn mit allen Ehren zu überhäufen. S. ließ seiner Seite Nichts unversucht, um die günstigen Bestimmungen, welche diese Herrscherin für ihn hatte, zur Verherrlichung seiner Macht zu benützen und brachte es in Kurzem dahin, daß sie ihn zum erzbischöflichen Würde erhob. Schon unterm 31. December 1780 ersuchte sie den Papst, diesem Prälaten die erzbischöfliche Würde zu ertheilen. Doch Pius VI., der das unwürdige und unkirchliche Verfahren dieses Prälaten schon oftmals geäußert hatte, weigerte sich, diesem Gesuche zu willfahren. Katharina erhob Nichts weniger durch Ukas vom 26. Januar 1782 den bischöflichen Stuhl von Mochilew zum Erzbisthum. Der neue Erzbischof bekam zugleich einen Suffraganbischöf, Namens Johann Denislawski, einen ehemaligen Jesuiten, Propst von Umaburg. Katharina setzte sofort den heil. Stuhl von diesen Verfügungen in Kenntniß und ersuchte Pius VI., den von ihr erwählten Erzbischof in dieser neuen Würde zu bestätigen. Pius VI. blieb standhaft in Verweigerung dieser Gesuche, schon die Kaiserin in einer offiziellen Note vom 4. November 1782 an den Grafen Sadowitz gedroht hatte, im Falle ihre Wünsche in Rom kein Gehör finden würden, der katholischen Kirche beider Ritus ihren Schutz ferner zu entziehen. Der Kaiser, der bisher den Prälaten S. nur in der einfachen Eigenschaft eines Bisthums von Weißrussland anerkannt und die Gründung des Bisthums Mochilew mit Stillschweigen übergangen hatte, that nun in einem Schreiben vom 11. Januar 1783 der Kaiserin dar, wie nicht allein ihrer Seite, sondern auch Seitens des Prälaten bei der Gründung des Bisthums und der Erhebung desselben zum Erzbisthum, gegen alle Kanonen der Kirche gehandelt worden sei und wie er sich selbst als nothgedrungen fühle, einer Angelegenheit von solcher Wichtigkeit seine Zustimmung zu versagen, es wäre denn, daß er solches

seinen Nuntius in Warschau in den gehörigen Rechtsformen verhandeln könne. — Kurz nachdem dieses Schreiben abgefaßt worden war, kam Ende Februar J. Denislawski in Rom an, um die Bestätigung des neu errichteten Erzbisthums und des ernannten Erzbischofs, sowie die seiner eigenen Ernennung zum Coadjutor und die Erhaltung der Gesellschaft Jesu in Rußland, persönlich zu betreiben. P. Denislawski überreichte dem Papst ein eigenes Handschreiben der Kaiserin, wurde aufs liebevollste aufgenommen. Pius VI. schickte sofort seinen Nuntius am polnischen Hofe, Archetti, Erzbischof von Chalcedo, als apostolischen Legaten nach Petersburg, ausgerüstet mit allen Vollmachten, die zur Abschließung eines so wichtigen Geschäftes nur immer erforderlich sind. Der päpstliche Nuntius hob nun durch ein Sendschreiben vom 8. (19.) Dezember 1783 die Stadt Mohilew zum Erzbisthum und den Bischof S. zum Erzbischof und Metropolit der Stadt S. auf, traf die nöthigen Einleitungen zur Gründung eines Metropolitanstuhls und Consistoriums und setzte die verschiedenen, zu einem Metropolitanat erforderlichen, kirchlichen Würden ein. Nachdem alle diese Einrichtungen getroffen worden waren, setzte der Nuntius den Erzbischof in den vollen Besitz seiner Jurisdiktionsrechte und Privilegien ein und beehrte ihn behufs dessen mit dem heiligen Pallium (7. Januar 1784). S. zeigte nach immer größerem Einflusse und wollte es beim Nuntius dahin zu bringen, daß er von ihm die Vollmacht erhielt, Ehescheidungen ohne Apell und ohne den sogenannten Vertheidiger der Ehescheiden zu können. — Durch die zweite Theilung Polens waren fünf bischöfliche Stühle der lat. Kirche an Rußland gekommen. 1795 hob die Kaiserin, trotz ihrer in beiden Theilungsstrataten feierlich gegebenen Gewährleistung, sämtliche Bisthümer, mit Ausnahme des von Liefland, auf, dafür errichtete sie in eigener Macht zwei Pseudo-Bisthümer. Wie sämtliche griechisch-unirte Kirchen unter die alleinige Jurisdiktion des griechisch-unirten Bischofs zu Ploos gesetzt worden waren, so befahl nun diese Herrscherin, daß alle katholischen Kirchen des lat. Ritus der Jurisdiktion des Erzbischofs von Mohilew unterworfen seyn sollten. S. besand sich nun am Ziele seiner Wünsche und konnte sich den alleinigen Ordinarius der lateinischen Kirche in Rußland nennen und das gesammte russische Reich seine Diözese heißen. Die Kaiserin und der Erzbischof beriefen sich hierbei auf das Translationsdekret des ehemaligen Nuntius Archetti. Kaiser Paul I. suchte die Ungerechtigkeiten, welche seine Mutter an der römisch-katholischen Kirche Rußlands verübt, nach Kräften wieder gut zu machen. Der apostolische Legat Litta, Erzbischof von Theben, verlangte im Namen des heiligen Vaters Pius VI., daß alle aufgehobenen Stühle wieder hergestellt würden. Mehrere dieser Diözesen gehörten früher unter die Jurisdiktion der Metropolen von Onesen und Lemberg. Der apostolische Legat trat nun mit diesen beiden Metropolen in Unterhandlung und erlangte von ihnen die Auflösung dieses Jurisdiktionsverbandes. Der Stuhl Mohilew war dem zu Folge zur Würde eines Metropolitanstuhles erhoben und S. zum Metropolit erklärt. Pius VI. bestätigte diese neue Diözesanorganisation durch die Bulle vom 15. Nov. 1798. S. benützte die Abberufung des apostolischen Legaten, um seine Macht immer mehr und mehr zu vergrößern. Er zeigte nach der unumschränkten Herrschaft über die gesammte katholische Kirche beider Ritus in Rußland und suchte die Gewalt seiner Diözesan-Bischöfe so viel möglich einzuschränken. Behufs dessen überreichte er dem Kaiser Paul I. den Plan zur Errichtung eines allgemeinen kirchlichen Gerichtshofes, der alle kirchlichen Angelegenheiten von Wichtigkeit der 6 lat. und 3 griech.-unirten Diözesen in höchster und letzter Instanz entscheiden sollte. Paul I. bestätigte die vorläufigen Statuten desselben. Kaiser Alexander I. gab dem Gerichtshofe mit Hülfe des Metropolitens eine neue Gestalt und bestätigte solche durch einen Ukas vom 13. (24.) November 1801. Den Vorßiß dieses Collegiums führt der jedesmalige Metropolit, der deshalb auch den Titel eines geborenen Präsidenten des römisch-katholischen Kirchen-Collegiums führt. Die Bischöfe der 5 Diözesen, sowie der neue apostolische Nuntius, Thomas Arrezzo, Erzbischof von Seleucien, suchten auf alle mögliche



Beide von Metropolitken von der Konstruosität dieses Gerichtshofes, den er selbst geschaffen zu überzeugen u. ihn dahin zu bewegen, daß er der Kirche ihre Freiheit u. Verfassung, die er vermöge dieses schmähhlichen Tribunals ganz zu Boden warf, belasse. Doch, Nichts vermochte ihn von seinem sakrilegischen Hochmuth abzubringen. Dieser gewissenlose Prälat ließ vielmehr Nichts unversucht, um mittelst dieses Gerichtshofes immer mehr und mehr seinen religiösen Despotismus zu befestigen. Er wählte zu Mitgliedern des Kirchen-Collegiums nur Männer, die weder Gewissen, noch Religion, noch endlich sittlichen Lebenswandel besaßen und entfernte Alle, welche nur ein wenig Interesse für die Kirche bewiesen. Schrecklich waren die Eingriffe, welche sich dieser Prälat in alle Zweige der Disciplin und Hierarchie der Kirche erlaubte. Den größten Unfug trieb er mit Ehescheidungen, die er ohne Ursache und ohne Vollmacht, nur allein aus schmutziger Gewinnsucht, für große Summen Geldes bewilligte. Feind aller religiösen Institute, ertheilte er eigenmächtig die Säkularisation Jedem, der sie nur verlangte und zwar den verwerflichsten Menschen, die er nachher zu den Werkzeugen seiner Intriguen machte und für ihre Verwundlichkeiten noch mit einträglichen Benefizien und Pfarreien besetzte. Ueberhaupt förderte er nur die schlechtesten Geistlichen zu Ehrenstellen und Aemtern. Sein Tod erfolgte den 13. Nov. 1826.

Simon, Heinrich, Mitglied der deutschen Nationalversammlung, wurde am 29. Otober 1805 in Breslau geboren, wo er zugleich seine Erziehung erhielt und die Hochschule besuchte. Von Natur heiter und lebhaft, erhielt sein Gemüth eine harte melancholische Stimmung durch ein Bistolenduell, in welchem er seinen Gegner erschoss. 1834 trat er in den Staatsdienst und arbeitete von da an bei den Berliner Kammergerichte und bei den Oberlandesgerichten zu Marburg, Striſchwalde, Frankfurt und Breslau. In der letzten Stadt rückte er zum Stadtgerichtsrathe auf. Die Achtung, die ihm in Breslau zu Theil wurde, erwarb und absieht er sich in weiteren Kreisen durch seine schriftstellerische Thätigkeit. In Gemeinschaft mit dem Kammergerichtsrath v. Römer unterzog er sich der Aufgabe, die vielfach verworrene Gesetzgebung des preussischen Staates Licht und Klarheit zu bringen und gab mit demselben gemeinschaftlich ein umfassendes Werk heraus: „Die Verfassung und Verwaltung des preussischen Staates.“ Die bisherigen hienenen elf Abtheilungen enthalten das preussische Staatsrecht, einen großen Theil der Rechtspflege, das Medicinalwesen, die Medicinalpolizei und die Bauerei. Auch über die „Verhältnisse der Juden“ schrieb er u. über die „Provinzialgesetzgebung der schlesischen Verfassung und Verwaltung“. Die Gesetze vom 29. März 1844 trieben ihn aus seiner Laufbahn. Er sah darin eine Gefährdung, wonach die Aufhebung, der Unabhängigkeit des preussischen Richterstandes und sprach eine Ueberzeugung in einer Schrift aus. Sein Werk: „Die preussischen Richter vor dem Gesetz vom 29. März 1844“ (Leipzig, Otto Wigand) fand den entschiedensten Beifall, wie die leidenschaftlichste Anfeindung und gab in den verschiedenen Provinzialständen zu lebhaften Debatten Veranlassung. In dem literarischen Kampfe, der darüber geführt wurde, trat S. noch mit zwei Nachträgen zu seiner Schrift auf: „Die ministerielle und sonstige Kritik“ u. s. w. und „Das Verhältniß des Gesetzes vom 16. Juli 1846 zu den Gesetzen vom 29. März 1844“. In letzterem Schrift führt er den Beweis, daß die Regierung die Macht des Richters über das Volk vergrößert, nachdem sie diesen von sich selbst abhängig gemacht. Schon früher hatte S. seine richterliche Stellung niedergelegt, weil er unter der Herrschaft des neuen Gesetzes nicht Richter bleiben mochte. Seine Motive veröffentlichte er öffentlich dar („Mein Austritt aus dem preussischen Staatsdienste“, Leipzig, Wigand). Er gehörte entschieden zu den mißliebigen Staatsbürgern, als die März-Verfassung in's Leben trat. S. beleuchtete diese Verfassung an mehreren Punkten des bestehenden Rechtes in seinem bekannten Buche: „Annehmen oder Ablehnen?“ Er verlangte, daß das preussische Volk eine so verführerische Verfassung ablehnen solle. Sein Wort fand man den gefährlichen Mann unschädlich zu machen!

auf einer Reise begriffen, hörte er bei seiner Rückkehr nach Breslau, daß Stedbriefe gegen ihn bereit lägen. Er stellte sich dem Gerichte, das die Anweisung erhalten hatte, ihn zur Haft zu bringen, aber in diesem Falle seine Unabhängigkeit behauptete und dem Minister nicht gehorsamte. Die Untersuchung zog sich langsam und schleppend hin, ein Resultat würde sie auch ohne die Märzrevolution nicht gehabt haben, in Folge deren S. Parlamentsmitglied wurde.

**Sinnacher**, Franz Anton, Consistorialrath, Professor der Theologie und Schriftsteller. Geboren den 3. Dezember 1772 zu Brixen, widmete er sich mit glänzendem Erfolge den Studien und dem geistlichen Stande. Der Fürstbischof Franz Karl Lodron weihte ihn 1795 zum Priester. Bis zum Jahre 1824 wirkte er an verschiedenen Orten der Diözese Brixen segensreich als Seelsorger, betrieb aber nebenbei seine historischen Forschungen mit regem Fleiße. Das Jahr 1820 berief ihn als Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechtes an die theologische Lehranstalt nach Brixen, wo er bis zu seinem Tode — den 9. Jänner 1836 — seinem Berufe und den literarischen Arbeiten lebte. Seine wichtigsten Druckschriften sind: „Kurzgefaßte Nachrichten von der Kirche Säben und Brixen, Brixen 1820; „Beiträge zur Geschichte der bischöflichen Kirche Säben u. Brixen in Tirol,“ 9 Bände, Brixen 1821—35; „Biographische Nachrichten von d. hochw. Fürstbischof Franz Karl Lodron,“ Brixen 1829; „Nekrolog des Hochw. Michael Feichter,“ Brixen 1832. C. M.

**Standinaventhum**, das. Die „skandinavische Idee,“ wie Norwegen, Schweden und Dänen ihr gemeinschaftliches Streben nennen, sich unter einander Schutz und Trutz zu einigen, hat ihre Wurzeln in der Vorgeschichte des Nordens. Die Völker germanischen Stammes, die seit den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung den skandinavischen Norden bewohnt haben, waren in den ältesten Zeiten durch Religion, Sprache und Dichtkunst, durch gemeinsame Heerzüge und die sogar durch gemeinsame Herrscher einheimischen Stammes sehr nahe mit einander verbunden. Im Mittelalter wurden diese Bande durch verschiedene Umstände lockert, das Bewußtseyn der gemeinsamen Nationalität bei den Völkern bedeutend geschwächt. Mit der Einführung des Christenthums bewältigten die Interessen der Kirche die altnationalen Sympathien. Mit dem Aufkommen der Königsmax begann die Unterdrückung der schwächern Volksthümlichkeit durch die stärkere. Am empfindlichsten fühlte Schweden den Druck der dänischen Herrschaft während der Zeit der sogenannten Calmarischen Union, welche die Vereinigung der drei skandinavischen Reiche Norwegen, Schweden und Dänemark unter einem gemeinschaftlichen Szepter bezweckte, aber nur vom Ende des 14. bis zum Anfange des 16. Jahrhunderts dauerte. Nachdem Schweden unter Gustav Wasa das fremde Joch abgeschüttelt hatte, nahm zwar die dänische Hegemonie ein Ende, aber nicht die Ansprüche darauf; vielmehr sahen sich fast alle Nachfolger des Befreiers genöthigt durch zwei Jahrhunderte die Ansprüche des Kopenhagener Hofes mit dem Schwert zu bestreiten. In den meisten dieser Kriege hatte Schweden gerechte Sache, indem es sich gegen Anmassungen und Rechtskränkungen vertheidigte; indessen geschah auch, daß seine Fürsten die augenblickliche Schwäche Dänemarks benützten, um ohne einen rechtlichen Grund anzugreifen. Dies war der Fall, als König Karl Gustav, der seinen Angriff gegen Dänemark nach eben abgeschlossnem Frieden erneuerte, jedoch ohne Erfolg, da die Bürger und Studenten Kopenhagens ihn tapfer zurückwiesen. Der erbitterteste und für Schweden verberblichste dieser Kriege war derjenige, den der Eisenkopf von Bender gegen Dänemark u. dessen Verbündeten Polen und Rußland, zu bestehen hatte. Im Ganzen war aber Schweden in den Kämpfen glücklich und erweiterte sein Gebiet auf Dänemarks Kosten. Der altzeit seit den Zeiten der Calmarischen Union bestehende, Groll wurde genährt und vergrößert. In der neuesten Zeit erlitt Dänemark den schwersten aller Verluste, als nach dem Sturze Napoleon's die Politik der Großmächte die Vereinigung Schweden und Norwegens herbeiführte, ohne Dänemark irgend einen genügenden Ersatz zu bieten. Während man den Schweden fälschlich verspiegelte, daß der neue Erwerb

eine Entschädigung für den nie zu verschmerzenden Verlust von Finnland sei, beging man gegen Dänemark dasselbe schreiende Unrecht, das Rußland kurz zuvor gegen Schweden sich erlaubt hatte. Allein der Verlust Dänemarks war viel unzweifelhafter, als der Gewinn Schwedens. Norwegen hörte auf, eine Provinz Dänemarks zu seyn, aber es wurde keine Provinz Schwedens, sondern ein unabhängiges, mit dem Nachbarlande nur durch dieselbe Dynastie verbundenes Königreich. Das Schweden dadurch gewonnen habe, ist vielfach bezweifelt worden; Norwegen beizutheilen sich offenbar im größten Vortheile. Von den Dänen bisher geknechtet, gewann es Freiheit und Unabhängigkeit — zufällig, muß man sagen, denn die norwegische Verfassung entstand durch einen letzten verzweifelten Versuch der Dänen, das ihnen entschlüpfende Reich festzuhalten und der neue schwedische Herrscher hielt es für zu gewagt, den Norwegern das, eben durch Schenkung erworbene, Gut wieder zu entreißen. Diese neueste Ordnung der scandinavischen Gebietsverhältnisse mußte natürlich den Volkshass steigern, am meisten von Seite Dänemarks, doch auch von den Schweden, in Folge der harten Beschuldigungen und Angriffe, deren Gegenstand sie wurden. Dennoch entstand in dieser Zeit des Hasses die Idee des Es und unter den getrennten verfeindeten Völkern wurde die Erinnerung an die Kalmarische Union mit merkwürdiger Kraft lebendig. Kunst und Wissenschaft haben die Brücke erbaut, auf der die scandinavischen Völker sich jetzt begegnen u. als Brüder begrüßen. Die Dichtkunst, die Alterthums- und Sprachforschung fördern die scandinavische Idee am meisten und selbst solche Bestrebungen wurden derselben wenigstens indirekt dienlich, die anscheinend Nichts mit ihr zu thun hatten. Die schwedische Literatur ist als die wichtigste zu bezeichnen. Den Anstoß zu einem nationalen Umschwunge, in der Poesie zunächst, dann in der Geschichtsschreibung, gab die aufblühende Literatur Deutschlands. Bis zum Anfang dieses Jahrhunderts war die französische classische Literatur in Schweden die vorherrschende; das sogenannte goldene Zeitalter Gustav's III. trägt mit seinen Tragödien in Alexandrinern, mit seinen Oden, Fabeln, Epigrammen, didaktischen Gedichten, ganz das Gepräge der Pariser Schule und auch die Besten der Zeit, Leopold, Kreuz, Drenstjerna, Kellgren, sind von Nachahmungssucht nicht frei zu sprechen; bloß der Dithyrambendichter Bellman und der scharfsinnige Schwärmer Thorsild machen rühmliche Ausnahmen. Mit dem Anfange des 19. Jahrhunderts brach sich die deutsche Literatur Bahn und erhielt die Oberhand, nachdem der tyrannische Gustav IV. Adolf, der allen literarischen Bewegungen ebenso, wie den politischen, abhold war und die Einfuhr fremder Bücher bei schweren Strafen verbot, durch die Revolution von 1809 beseitigt worden war. Eine romantische Schule, von ihrem Journale „Phosphoros“ die Phosphoristen genannt, mit Atterbom und Palmblad an der Spitze, bekämpfte die einseitige Richtung der beiden schwedischen Akademien und lockerte den Boden für nordische Poesie, Geschichte und Alterthumskunde auf. Die drei Koryphäen der schwedischen Literatur, Franzén, Geijer und Tegnér, hielten sich von diesem Streite im Ganzen fern, trugen aber durch ihre Werke zur Verbreitung der scandinavischen Idee nicht wenig bei. Tegnér tabelte an den Phosphoristen die unklare Gefühlsschwärmerei und verhielt sich Anfangs halb feindselig gegen die deutsche Literatur, der er später nicht bloß in Goethe's Person huldigte. Aus diesem literarischen Geiränke bildete sich auf beiden Seiten ein unabhängiges Streben aus: die Tegner, sich ganz auf vaterländischen Boden zu stellen und aus nationalen Elementen eine schöne Literatur zu bauen. Geijer bahnte diesen Weg zuerst an u. Tegnér folgte ihm darauf, nachdem in Dänemark Dehlenschläger bereits vorangegangen war. Der Vereinigungspunkt dieser Bestrebungen in Schweden wurde der sogenannte gothische Bund, hauptsächlich durch Geijer 1811 in Stockholm gestiftet, dessen ersten Mitgliedern Tegnér gehörte. Die Mitglieder dieses Bundes haben sich durch Erforschung des nordischen Alterthums u. der scandinavischen Mythologie, durch Sammeln und Herausgeben alter Volkslieder, überhaupt durch ~~Bekämpfung~~ der Gegenstände in Poesie und Prosa vielfache Verdienste er-

bische Literatur erworben. In dem Organe des Bundes „Iduna“ legte Geijer seine schönsten Lieder, Tegnér die ersten Gesänge seiner Frithjofsage nieder. Dieses herrliche Gedicht wirkte ungemein, vielleicht am meisten durch seine Fehler, durch die süßliche Pracht der Farben und die gleichsam moderne Weichheit der geschilderten Gefühle, die freilich zu dem Stoffe und dem altnordischen Charakter nicht passen wollen, aber den Leser das Gelesene bequemer in sich aufnehmen lassen. Ling, der Begründer der schwedischen Gymnastik, der ausschließlich Stoffe aus dem altnordischen Alterthume auf eine großartige Weise mit dem treuesten Eingehen in den Charakter der Zeit behandelt hat, wirkte eben wegen dieser Treue weniger auf das Publikum, als Tegnér, muß aber doch wegen des Einflusses, den er übte, unter den Vätern der skandinavischen Idee mit genannt werden. Der Dritte ist der schon genannte Geijer, der theils durch Gedichte, theils durch seine ausgezeichneten Geschichtswerke: „Svea Rikes Hålder“ (Schwedische Urgeschichte, erster Band 1825; eine Fortsetzung ist bis zu seinem Tode [23. April 1847] nicht erschienen) und „Svenska Folkets Historia“ (Geschichte des schwedischen Volkes, 3 Bde. 1832—36, in deutscher Bearbeitung in die Sammlung von Heeren und Ukert aufgenommen) auf den schwedischen Vaterlandssinn eingewirkt hat. Nicht so viele wissenschaftliche Beiträge, als Schweden, lieferte für das S. Dänemark ab, das in der politischen Ausbeutung der Idee voranging; zu erwähnen sind: als Dichter Dehlenschläger, als Alterthumsforscher Friedrich Münter, als Sprachforscher Petersen, der in drei Bänden eine „Geschichte der dänisch-norwegischen u. schwedischen Sprache in ihrer Entwicklung aus der Ursprache“ schrieb. Die wissenschaftlichen Beweise von der nahen Stammverwandtschaft der drei Völker blieben nicht lange Eigenthum der Gelehrten, sie drangen mit dem Allgemeinerwerden der Bildung zu dem Volke herab und wurden dort um so beliebter, als Künstler u. Dichter sich dieser Stoffe bemächtigten, dieselben mit dem Schmucke ihrer Phantasie verschönernten und so der Jugend lieb und werth machten. Die ältere Generation befreundete sich mit dem Gedanken eines skandinavischen Reiches weniger; die gegenseitige Sympathie, welche der materielle und persönliche Verkehr des Friedens steigerte, gewann indessen auch auf sie Einfluß. Auf den Hochschulen Schwedens und Dänemarks concentrirte sich die skandinavische Idee in ihrer größten Stärke. Häufige Zusammenkünfte der Studenten und Professoren aus den drei Reichen manifestirten eine Einigkeit der Gesinnung, welche die liberale Presse mit Begeisterung als schönstes Pfand der Zukunft begrüßte. In Upsala zeigten sich 1844, bedeutend genug, auch Studenten aus Finnland, den Ruf der losgerissenen Brüder an das freie Scandinavien überbringend. Das glänzendste Fest feierte das S. 1845 in Kopenhagen, wo am 23. Juni mehre hundert Studenten aus Lund, Upsala und Christiania eintrafen und mit ihren Kopenhagener Commilitonen gemeinschaftliche Berathungen hielten, denen die Führer der Opposition, Orla Lehmann u. A., beiwohnten. Die Kopenhagener Blätter nennen dieses Studentenfest kurzweg die große Woche; die Redner übertrieben in den Versammlungen die Bedeutung der Vereinigung so sehr, daß selbst ein Vergleich mit der französischen Berathung im Ballhause vorkam. Die Behörden gestatteten jede Begünstigung, die von ihnen gefordert wurde, doch konnte nicht vermieden werden, daß hinterdrein auf Requisition des russischen Gesandten eine Criminaluntersuchung gegen diejenigen Redner ange stellt werden mußte, welche die Wiedereroberung Finnlands allzudeutlich als Aufgabe des S. bezeichnet hatten. In demselben Jahre fanden gegenseitige Besuche der königlichen Familien von Dänemark und Schweden statt und es schützte sich das Bündniß, das in der jüngsten Zeit durch die, von Schweden und Norwegen den Dänen geleistete, Hülfe zu Tage gekommen ist. In seiner Entstehung war der skandinavische Bund ausschließlich gegen Rußland gerichtet u. diese Tendenz ist eine so natürliche, daß sie durch keine augenblickliche Verwirrung auf die Dauer beseitigt werden kann, vielmehr immer sich wieder geltend machen muß, wie ächte Farben zuletzt doch wieder durchblicken, wie oft man sie auch mit einem falschen Ueberwurfe bekleidet haben mag. Betrachtet man die Geschichte der

## Scandinavien.

**Entwicklung** Russlands im Norden, so ergibt sich als die Grundlage der r  
**Siege über die Schweden** nicht so sehr die Waffenmacht Ru-lands, als die  
**mong Scandinaviens** in zwei große, fortwährend in erbitterter Feindschaft  
**hängende Hälften.** Immer hat es sich gezeigt, daß, wenn es gelang, S  
in **Finnland** und den deutschen Ostseeprovinzen zu überwinden, seine Mad  
nach **Dänemark** gelähmt wurde, so daß die endliche Vereinerung Schwed  
Dänemarks **Kosten** durch den Erwerb von Norwegen eine Gerechtigkeit  
sich **genannt** werden muß. Selten hat der Russe einen Krieg gegen S  
allein geführt; meistens war Dänemark sein Bundesgenosse. Seit Peter dem  
der **Petersburg** auf schwedischem Grund und Boden erbaute, so, wie zum  
wüthiger **Feldherr** die Fahne mitten unter die Feinde wirft, ging die Po  
waren **unabänderlich** dahin, das Ostseegeflade weit und breit russisch zu  
Ein **Jahrhundert lang** dauerte, bald in offener Kriegsflamme, bald in gerä  
seiner **Arrodirung** am Ostseegeflade. Erst fielen Estland und Liefland, wo  
Kultur, aber **schwedische** Herrschaft waltete; Riga, unter dessen Namen  
Landkarte **Karl XII.** noch schreiben durfte: „Gott hat es mir gegeben i  
Zeufel soll es mit **wieder** nehmen!“ Kurland folgte, aber nur stückweise;  
den **Zelten** der tiefsten Besunkenheit Schwedens konnte es nicht gelingen  
hundertjährigen **Kampf** mit der Eroberung Finnlands zu schließen. Von  
einem **Vollwerk** für Schweden bestimmt und sie ist von einem Volke l  
das **unerschütterlich** treu an Schweden hing, bis es von diesem selbst i  
wurde. Von **Finnland** aus war Petersburg jeden Augenblick bedroht;  
überwindliche **Sveaborg**, das Gibraltar des Nordens, hielt Kronstadt für  
Schach, die **Schärenflottillen** bedrohten jeden einzelnen Punkt der Küste i  
beten im **Kriege** von 1788—90 oft nur wenige Meilen von Petersburg.  
sem **Kriege** rollte der Donner des schwedischen Geschüzes in den Stre  
nordischen **Hauptstadt**, so daß die Wagen des erschrockenen Hofes bereits  
standen. Dieses **Vollwerk** ist jetzt in den Händen Russlands, Stockholm  
sich **nur** in der Lage von Petersburg. Rußland hat durch Finnland ni  
strategisch, sondern auch **ökonomisch** gewonnen. Nach offiziellen Berichte  
die **Provinz** dem Staatschatz jährlich 1,300 000 Silberrubel, die russi  
jahr betrug im **Jahre** 1838 nahe an vier Millionen Rubel, die Ausfuhr 1,  
üeberdies ist der **materielle** Wohlstand Finnlands einer sehr bedeuten den  
ung **fähig.** Im Innern Finnlands vermoherten jährlich Tausende der  
Baumstämme, weil der **Transport** nach der Küste auf der Achse geschafft  
mußte; jetzt hat die **Regierung** genehmigt, die Binnenseen mittelst eines  
mit dem **finnischen** Meerbusen zu verbinden, wodurch der Holzhandel i  
salten **Regionen** einen gewaltigen Aufschwung nehmen muß. Große Wa  
harren nur der **Rodung**, um den lohnendsten Getreideertrag zu ergeben;  
Fische und **Wildpret** sind im Ueberfluß vorhanden, Eisen und Theer wirt  
führt. Unter der **schwedischen** Herrschaft erforderte Finnland einen jährli  
schuß, aber **nur** deshalb, weil Krieg und Kriegsrüstungen selten aufhörten  
borg erforderte einen **großen** Aufwand, viermal in einem Jahrhundert  
Finnland von dem **rohen** Feinde verwüstet. Dagegen lieferte es das Hol  
Eisenschmelzöfen **Schwedens**, wo sich das Brennmaterial allmählig vertheu  
zog auf seinen **Weiden** Schlachtvieh und Pferde, half mit Getreide aus  
mannte einen **großen** Theil der schwedischen Flotte. Vergleicht man den  
Zustand der **schwedischen** Marine mit früher, so sieht man deutlich  
Schweden durch **Finnland** verloren hat. Im J. 1790 zählte die Oelogs  
Zwanzigschiffe, 16 **Fregatten**, 2 Briggs, 3 Rutter und 10 kleinere Fahrzeuge  
von 21,000 **Mann**; die vom Admiral Ehrensward gegründete Sch  
19 **großen** Schiffen, 27 Galeeren, 8 anderen Fahrzeugen, 124  
it nahezu 2000 **Feuerschlingen** u. 23,000 Mann. **Heur**  
R 4

schwedische Marine aus 10 Linienschiffen, 8 Fregatten, 5 Korvetten, 195 Jollen, 111 Kanonierschaluppen, 129 kleineren Fahrzeugen und 2 Kriegsdampfschiffen, im Ganzen mit 1500 Feuereschlünden und einem Marinecorps, das auf dem Kriegsfuße 23,000 Mann zählt. Rußland hat jetzt 52 Linienschiffe, Schweden 10. Das schwedische Heer zählte 1760, ohne das pommer'sche Contingent, 49,563 Mann; jetzt besteht die Armee aus 32,814. Die Schweden haben nicht vergessen, was ihnen Finnland einst war; die Scandinaven lassen es sich angelegen seyn, die Unrechtmäßigkeit, womit Rußland verfuhr, ihren Landsleuten von Zeit zu Zeit nachdrücklich in das Gedächtniß zu rufen. Wie empfindlich sie in dieser Beziehung sind, beweist die Streitschriftenliteratur, die 1838 eine Schrift hervorrief, in welcher Israel Hwasser, Professor zu Upsala, den Beweis zu führen suchte, Schweden habe den Forderungen der Politik und Gerechtigkeit gehorcht, als es 1812 den Allianzvertrag mit Rußland eingegangen sei, ohne sich den Rückfall von Finnland auszubedingen. Es erschienen viele und meist heftige Antworten, aber merkwürdiger Weise wagte, außer Geijer, keiner der entrüsteten Patrioten, seinen Namen zu nennen, alle antworteten pseudonym: ein sicherer Beweis, daß die Verfasser entweder Finnländer waren, oder auf schwedischem Boden gegen Rußland zu schreiben sich scheueten, in beiden Fällen eine sehr bezeichnende Erscheinung. Diese antitrusische Tendenz des S. ist der eigentliche Lebensathem desselben; Abneigung und Argwohn gegen den nordischen Kolos riefen die Idee ursprünglich in das Leben. Die Stellung Bernadotte's zu Rußland, das Liebäugeln des dänischen Hofes mit Petersburg machten die Patrioten mit Recht besorgt, daß die drei Reiche von Rußland in das Schlepptau genommen werden sollten. Im weitern Verlaufe seiner Entwicklung hat das S. sich feindlich gegen Deutschland gekehrt. Der Streit wegen der Herzogthümer wird von den Dänen so dargestellt, als handele es sich dabei um das Festhalten einer skandinavischen Eroberung über Deutschland, als sei die Ehre des germanischen Nordens dabei theilhaftig, mit dem Schwerte zu behaupten, was das Schwert erworben habe. Diese Darstellung ist eine so einseitige und verkehrte, daß sie unmöglich sich behaupten kann. Schweden u. Norwegen haben sich von vornherein der dänischen Auffassung wenig günstig gezeigt. Auf einem der Upsalafeste war dänischer Seits von Schleswig viel die Rede, aber später verstummte der Kriegsruf, da er bei den Genossen gar zu wenig Anklang fand und, wenn die beiden Schwesterreiche gegenwärtig auch für Dänemark unter die Waffen treten, so geschieht es doch keineswegs mit dem freudigen Kriegsmuthe, welcher im Geleite einer gerechten Sache ist und mit Verwahrungen, die genugsam zeigen, daß es nicht Absicht ist, die dänischen Fahnen mit schwedischem und norwegischem Blute reichlich zu bespritzen. Der gegenwärtige Zustand ist ein zu unnatürlicher, um Dauer haben zu können: die nördlichen Reiche sind mit ihren natürlichen Feinden, Rußland und England, im Bunde gegen ihren natürlichen Verbündeten, Deutschland! Was Rußland betrifft, so ist klar, daß dieses Reich sich feindlich verhalten muß gegen eine Macht, die nicht bloß seine ferneren Uebergriffe an der Ostsee hindern, sondern auch den Fortbestand seiner früheren Erwerbungen in Frage stellen kann. Nicht minder hat England ein Interesse daran, daß keine skandinavische Einheit zu Stande kommt. Die drei Reiche besitzen vortreffliche Matrosen, tüchtige Schiffe, ausgezeichnete Seehäfen in Menge; vereinigten sie sich, so könnten sie England von der Ostsee um so leichter ausschließen, als sie im Besitze des Sundes und der Belte sind. Bei dem bekannten Zuge der englischen Flotte unter Parker und Nelson konnte der Sund nur deshalb ohne Verlust paßirt werden, weil die schwedische Küste nicht armirt war. Ein Zusammenhalten der drei Reiche kann die Ostsee zu einem schwedisch-dänischen Binnensee machen, denn die russische Flotte, obgleich numerisch sehr überlegen, würde den viel tüchtigeren skandinavischen Seelenten bald unterliegen. Das Gleichgewicht der Seemacht würde auf der Ostsee durch die gedachte Union gleich gestört werden. Dagegen ist Scandinavien der natürliche Verbündete Deutschlands, ja, es kann ein solches Bündniß nicht entbehren, wenn es nicht ohnmächtig bleiben will. Die

Nacht des Bundes ist keine bedeutende. Dänemark hat auf Fütland, den Inseln, auf Island, den Faröern, 2500 □ M. u. 1,360,000 Menschen; Norwegen zählt auf 5838 □ M. 1,250,000 Menschen; Schweden auf 8124 □ M. 3 Millionen. Die 5,610,000 Menschen, auf 16,462 □ M. zerstreut, genügen nicht, um ein kräftiges Reich zu bilden. An ein bedeutendes Wachsthum auf dem meist unfruchtbaren Boden ist nicht zu denken, an Gold und Silber aus den Colonien auch nicht, denn sie sind ganz unbedeutend, zählen keine halbe Million Einwohner. Schweden ist nicht blos zu Lande für Landtruppen zugänglich; das Eis der nördlichen See bildet oft so feste Brücken, daß geordnete Heere darüber hinziehen können, wie die schwedische Küste zu ihrem Schaden erfahren hat. Landtruppen gegen Landtruppen im Gefechte, wird der Bund gegen Rußlands kolossale Uebermacht stets im Nachtheile seyn und muß sich daher nach einem schützenden Verbündeten umsehen. Dieser ist Deutschland, es gibt für Scandinavien keinen andern. Polen liegt im Grabe, Frankreich ist zu fern, um als Verbündeter in Betracht zu kommen, Deutschland gränzt dagegen an Rußland, in dem es ebenso seinen Feind erkennt, als Scandinavien. Wir haben ganz dasselbe Interesse, wie das letztere, daß Rußland an allen weiteren Fortschritten gehindert werde. Wir bringen den Scandinaven, was ihnen fehlt: eine imponirende Landmacht; sie geben uns, was wir ohne sie nicht so gut würden erreichen können: eine Flotte. Ein deutsches Heer, von einer scandinavischen Flotte unterstützt, getragen von den Sympathien, die in den Ostprovinzen für Deutschland und Schweden herrschen, wäre für Rußland ein sehr gefährlicher Gegner, was auch die Nesselrode'schen Notizen u. kaiserlichen Ukase von der russischen Unangreifbarkeit fabeln mögen. Napoleon fehlte 1812 eine solche Flotte, deshalb mußte er seinen Angriff, wie Karl XII., gegen den stärksten Punkt des Feindes, gegen das unermessliche Binnenland, richten. — Die Erbitterung, in welche die Dänen sich hineingeredet haben, läßt für den Augenblick keine Rückkehr der Scandinaven zu einer vernünftigen Politik hoffen. Ehen wir ab von diesem vorübergehenden Nachtheile und wenden wir den Blick auf die gewisse Gestaltung der Zukunft, so müssen wir das augenblickliche Zerwürfniß zwischen Deutschland und Scandinavien in so fern als ein Glück betrachten, als die Scandinaven dadurch aufgefordert werden, ihren Bund enger zu schließen. Denn bisher war die scandinavische Idee nur eine Idee, ein Geist ohne Körper. Das größte Hinderniß lag in der Verfassung und den Sitten der drei Völker, die in Norwegen zu einer reinen Demokratie, in Schweden zu einer Adels-, in Dänemark zu einer Beamtenherrschaft führten. Norwegen schützte seine Selbstständigkeit mit der größten Eifersucht; auf materiellem Wege eine größere Einigung anzubahnen, einen Zollverein zu gründen, oder auch nur die letzten, der freien Schifffahrt im Wege stehenden, Hindernungen zu beseitigen, fiel Niemand ein. Das S. ist nun im Sturme und Orage eines ungerechten Krieges in das Leben getreten, es wird sich seinen friedlichen und vernünftigen Aufgaben zuwenden müssen, wenn es nicht schmachvoll untergehen will. Wollen die drei Reiche einmal erobern, so haben sie ein legitimes Ziel: Finnland.

Slonimsky, Selig, geboren im Jahre 1810 in Bialystok. Von seinen tüchtigen Eltern blos im Talmud unterrichtet, verheirathete er sich, nach der Sitte der polnischen Juden, sehr frühe, im 16. Jahre, mit einem Mädchen aus dem Flecken Sabludoff. Die Schwiegereltern versprachen ihm den Unterhalt für die ersten Jahre u. sorgten zugleich dafür, daß seine Erziehung vollendet werde. Ein solches Lehrbuch war wieder der Talmud. Die Fortschritte des jungen Schemannes waren so rasch, daß er seinen Lehrer bald entlassen und das Studium allein fortsetzen konnte. Die Lektüre, mit der philosophische Betrachtungen und scholastische Kränkereien sich verbanden, führte auch auf die Lehre von den Himmelskörnern nach dem jüdischen Kalender. Verfasser dieses Talmuds ist Raimonides, der im 12. Jahrhunderte lebte und unter dem Einflusse des fehlerhaften ptolemäischen Systems bei dem gänzlichen Mangel an mathematischen Vorkenntnissen fassen konnte, um so mehr drängte es ihn, Alles zu ver-

mit er auch diesen hochangesehenen Theil des Talmud's in sich aufnehmen könne. Zufällig fand er bei einem wandernden Bücherverkäufer das Werk des Raphael Hannover über Astronomie, kaufte es sich mit schweren Opfern u. studirte darin Tag und Nacht. Sein Wissensdurst wurde durch dieses Werk immer reger gemacht. Im Euklid, den er bei einem zweiten Bücherverkäufer fand, studirte er die Mathematik, in Euler's Anleitung die Algebra. Ohne alle Anleitung vervollkommnete er sich durch dieses Selbststudium so sehr, daß er bereits einzelne Bersehen u. Irrthümer mathematischer Werke verbessern konnte. Inzwischen war die Zeit verfloßen, während welcher der Schwiegervater ihn zu ernähren versprochen hatte u. er sollte nun selbst für seinen Unterhalt sorgen. Sehr wider seine Neigung trat er als Rechnungsführer in eine Glasfabrik, wo er mit der gekröbenden Arbeit vollauf zu thun hatte u. zu seinen Studien die Nächte verwenden mußte. Der Verkauf der Glasfabrik entriß ihn diesem Kreise. Von einem jüdischen Gelehrten aufgemuntert, reiste er nun nach Wilna, um einige Werke, die er ausgearbeitet hatte, auf Subscription erscheinen zu lassen. 1834 erschienen in hebräischer Sprache seine „Elemente der Weisheit“, ein Theil seines Systems der Mathematik; 1835 sein „Schweifstern“ ein Werk über den Hallen'schen Kometen, zu dem er tüchtige Vorarbeiten gemacht hatte. In dieser Zeit litt er die bitterste Noth. In Warschau, wohin er zur Förderung seiner literarischen Arbeiten gezogen war, mußte er sich vor der Polizei verstecken, da er das Kopfgeld von 20 polnischen Groschen, das man täglich von jedem, dort nicht ansässigen, Juden fordert, nicht erlegen konnte. Einmal fand ihn die Polizei und warf ihn in's Gefängniß, woraus er durch die Bemühungen des Professors der Sternwarte, Armjanski, mit Mühe befreit wurde. Unter solchen Drangsalen vollendete er seine „populäre Astronomie“, eine Zusammenstellung aller neueren Entdeckungen auf dem Gebiete dieser Wissenschaft. Er erhielt für dieses Werk den Beifall der Gelehrten, aber der Geldbetrag war so gering, daß die Noth ihn nach seinem heimatlichen Dorfe trieb, wo er einen Viktualienhandel anlegte. Nachts setzte er seine Studien, mit mechanischen Arbeiten verbunden, fort und erfand eine Rechenmaschine, welche Addition und Subtraktion in jeder beliebigen Ordnung besorgte und sich durch einen höchst einfachen Mechanismus auszeichnete. Die Scheidung von seiner Frau, die durch Verhältnisse unvermeidlich wurde, befreite ihn endlich aus seiner drückenden Lage. Er ging nun wieder nach Warschau und verband sich dort mit dem Mathematiker Stern, der ebensfalls seit längerer Zeit an einer Rechenmaschine arbeitete. Er verheirathete sich mit Stern's Tochter, bekam einen Posten an der jüdischen Gemeinde, der seinen Unterhalt deckte und konnte jetzt daran denken, seiner Rechenmaschine in weiteren Kreisen Anerkennung zu verschaffen. Zu diesem Zwecke reiste er nach Berlin, wo Alexander v. Humboldt seiner kräftigst sich annahm. Der Berliner Akademie erklärte er das Prinzip seiner neuen Rechenmaschine, wodurch ermöglicht wird, bei Anfertigung logarithmischer, trigonometrischer u. astronomischer Tafeln Unfehlbarkeit zu erreichen. In Königsberg ward er dem Könige vorgestellt, der ihm ein Geschenk von 50 Friedrichsd'or übergeben ließ, damit S. Warschau wieder erreichen könne. Von allen Seiten ermuntert und von Paßkewitsch u. A. mit Geld unterstützt, machte er sich von Warschau nach Petersburg auf, um seine Rechenmaschine der dortigen Akademie vorzulegen. Fast hätte er seine Reise nicht ausführen können, denn in Wilna verweigerte man ihm den Paß, da er sich nicht ausweisen konnte, daß er in Petersburg Handelsgeschäfte treibe. Sein Aufenthalt dauerte mehre Monate u. erst nach dieser Frist vermochte die Empfehlung einflußreicher Männer so viel, daß man ihn seines Weges ziehen ließ. In Petersburg wurde er für diese Unannehmlichkeit entschädigt, da die Akademie seiner Erfindung einen Preis von 2500 Bankrublel zuerkannte. Das Recheninstrument, das er vorlegte und im Prinzip genau erörterte, kann zur Multiplikation und Division ganzer Zahlen, wie zum Ausziehen von Quadratwurzeln, angewendet werden.

*Eullacert, Ferdinand Augustin, einer der bekanntesten Repräsentanten*



der vlämischen Bewegung und Derjenige, welcher die eigentlich wissenschaftliche Seite derselben am Meisten vertritt, ward am 21. Juli 1809 zu Kortryk (Courtrai) geboren und empfing seinen ersten Unterricht in der Probstei von Saint Lambert, bis er 1827 nach Utrecht ging, um die dortige Militär-Arzneischule zu besuchen. 1830 erhielt er eine Anstellung als Militärarzt bei dem 15. Infanterie-Regiment in Antwerpen. Die in dieser Zeit ausbrechende belgische Revolution kümmerte er zwar in so fern, als sie gegen den politischen Druck gerichtet war, aber er achtete zugleich, welche Gefahren aus derselben für die vlämische Nationalität herorgehen mußten. Deshalb blieb er in holländischen Diensten, machte die Schlachten von Hasselt und Löwen mit und lag dann bis 1834 zu Maastricht in Garnison. Inzwischen hatte die Revolution den diplomatischen Weg eingeschlagen, und man konnte sich leicht überzeugen, daß der Riß zwischen Holland u. Belgien nicht mehr zu heilen war. S. entschloß sich daher, seinen Abschied zu fordern u. künftig alle seine Kräfte der Erhaltung der flandrischen Nationalität zu widmen, die, von Holland losgerissen, durch die Revolution dem Franzosenthume preisgegeben, mit dem Untergange bedroht war. Er ging nach Gent, um auf's Neue dem Studium der Medizin obzuliegen, und machte dort die Bekanntschaft des schon damals berühmten vlämischen Dichters Renz. Mit diesem gründete er 1836 den Verein: *De taal is gansch het volk*, welcher jetzt durch ganz Belgien verbreitet und ohne Zweifel das Institut ist, welches am Meisten zur Hebung der flandrischen Literatur beigetragen hat. 1837 promovirte S. in Brüssel u. ließ sich sodann als praktischer Arzt in Gent nieder, wo er bald bedeutenden Ruf erlangte. Seine literarische Thätigkeit wurde durch seine eigentlichen Berufsgeschäfte nicht unterbrochen, und 1838 schrieb er seine berühmte: *Verdandeling over de Nederlandsche Dichtkunst in Belgie sedert hare eerste opkomst, tot aen de dood van Albert en Isabella*, ein sehr umfassendes, auf gründliche Studien basirtes Werk. In den Jahren 1840—43 gab S. das Kunst- u. letterblad unter Mitwirkung der bedeutendsten flandrischen Schriftsteller heraus. Diese Zeitung hat viel für die vlämische Bewegung gewirkt, sie war das eigentlich wissenschaftlich-kritische Organ derselben. Zugleich war er einer der thätigsten Mitarbeiter an dem von Willem S. (i. d.) redigirten *Belgisch Museum*. Nach Willem's Tode vollendete er die von jenem begonnene Sammlung alter vlämischer Lieder mit Melodien. 1847 schrieb er eine *Histoire de la littérature flamande*, und zwar in französischer Sprache, um den Reichthum der niederdeutschen Literatur auch den Franco-belgiern bekannt zu machen. Außer den bisher erwähnten Schriften hat S. noch kleinere Broschüren geschrieben und mehre alte Volksromane edirt. Auch sind viele seiner, bei verschiedenen Gelegenheiten gehaltenen Reden hervorzuheben, und unter seinen in den Journalen zerstreut erschienenen Gedichten namentlich das begeisterte Kriegeslied: *'s lands onafhanklykheid*. S.'s Verdienste als Gelehrter sind sehr groß, eben so glänzend sind seine Verdienste um die vlämische Bewegung überhaupt, für die er mit einer Ausdauer, einer Konsequenz zu wirken nie müde wurde, welche um so bewundernswürdiger ist, da die vlämische Literatur, weit entfernt, ihren Jüngern schuniäre Vortheile zu verschaffen, nicht selten namhafte Opfer von ihnen fordert. Er war einer Derjenigen, der die fast erkorbene Liebe zur nationalen Literatur im Volke am Kräftigsten wieder belebte. So eröffnete er im Anfange vorigen Jahres (1849) eine Reihe von Vorlesungen über niederländische Literatur, so war er einer der Hauptbeförderer des vlämisch-deutschen Sängerbundes und 1848 mit Scerure und Hermans der Hauptgründer der *Vlaemsch Genotschap*. Häufig vertrat er die vlämische Bewegung der das Franzosenthum bevorzugenden Regierung gegenüber, und als 1848 die Pariser Februarrevolution Europa erschütterte, so war S. einer Derjenigen, die am Meisten zur Erhaltung der Ruhe in Belgien beitrugen; denn wenn schon die Belgier keineswegs über politischen Druck zu klagen haben, und auch der König selbst bei den Blamändern persönlich sehr beliebt ist, so ist doch durch den politischen u. nationale Druck, mit welchem die Bureaukratie die Belgier belastet, Stoff genug zur Unzufriedenheit dar, die für

des Landes Alles fürchten ließ. — Dr. K. Mülbener im Nordischen Telegraphen 1849. mD.

**Solésmes**, im Sarthe-Departement Frankreichs, Benediktinerpriorat, welche nach der Julirevolution unter dem Ministerium des Protestanten Guizot aus ihren Trümmern wieder erstanden und, so viel wir wissen, das einzige Kloster dieses Ordens in dem neuern Frankreich ist. Sie liegt am rechten Ufer der Sarthe, die hier ein fruchtbares, romantisches Wiesenthal durchströmt. Die Stiftung geht bis in das J. 1010 hinauf, und S. war unter den früheren Verhältnissen nur eine Propstei, abhängig von dem reichen und mächtigen Kloster Saint Pierre de la Conture in Mans. Die Restauration fand den 11. Juli 1833 statt, an welchem Tage die Geistlichen feierlich installiert wurden. Die Kirche, aus dem 14. Jahrhundert stammend, hat eben nichts architektonisch Merkwürdiges, dagegen gehören die Bildwerke in den beiden Seitenkapellen zu den grandiosen Schöpfungen der französischen Skulptur. Sie stellen die Grablegung Christi und das Begräbniß Mariens dar, jene im edelsten gothischen Style ausgeführt, während man bei dieser den Kunststyl der französischen Renaissance in seiner höchsten Blüthe findet. In der Figur der Madonna ist das Schöne mit dem Tiefreligiösen in höchster Vollendung vereinigt. Die herrlichen Beiwerte und architektonischen Details, welche diese Meisterstücke des Meißels umgeben, sind kaum minder bewundernswerth. Die Tradition schreibt diese Skulpturen dem berühmten französischen Bildhauer Germain Wilson zu, der unter Franz I. lebte u. aus der Gegend von S. geboren war, aber sie sind augenscheinlich von verschiedenen Händen u. aus verschiedenen Zeiten. mD.

\* **Sonntag**, Henriette, ist zur künstlerischen Laufbahn zurückgekehrt, nachdem ihr Gemahl, Graf Rossi, durch die politischen Umwälzungen unserer Zeit Amt und Einkommen verloren. Sie trat am 7. Juli 1849 zum ersten Male wieder auf, und zwar im königlichen Opernhause zu London als Linda von Chamouny. Anmuth, Zartheit, Einfachheit, Färbung des Vortrages, Ausdruck u. Empfindung, Alles verrieth, daß die Künstlerin ihre frühere Meisterschaft bewahrt. Sie wurde unter Beifallsturm und Blumenregen zehn- bis zwölfmal hervorgerufen. Die Direktion der Oper hat mit ihr einen Jahresgehalt von 8000 Pfund Sterl. kontrahirt. mD.

**Spalt**, im bayerischen Regierungsbezirke Mittelfranken Landgerichts Weinsfeld, an der fränkischen Rezat, Stadt und Sitz eines Rentamtes, mit 1800 Einwohn., drei Kirchen und schon von alten Zeiten her berühmtem Hopfenbaue, dessen Ertragniß zu 3000 Ztr. jährlich angeschlagen wird. — S. hatte vordem ein Franziskanerkloster und zwei Kollegiatstifte: St. Emmeran und St. Nikolaus. Ersteres wurde im J. 1057 von der Kaiserin Adelheid, Gemahlin Konrad's II. gegründet, das andere von dem Burggrafen Friedrich IV. Der Ort ward 1296 an Eichstädt verkauft, das ein Kastenamt dahin setzte. Den Hopfenbau, jetzt die Quelle des Wohlstandes des früher ganz nahrungslosen Städtchens, lehrte ein böhmischer Brecist den Einwohnern. S. ist der Geburtsort des Theologen Georg Spalatin (Burdard). mD.

**Spaun**, Anton, Ritter von, geboren zu Linz 1790, erhielt seine Erziehung in seiner Vaterstadt und vollendete seine gesammten Studien, mit Inbegriff der Rechts- und politischen Wissenschaften, daselbst. Im J. 1810 wurde er Auscultant bei dem Landrechte zu Linz, 1817 Rechtsprotokollist, 1818 Sekretär, 1821 Stadt- und Landrath, wo er bis 1839 verblieb, wo er aus dem Staatsdienst trat, da er einstimmig zum ständischen Syndikus erwählt worden war. Als solcher wirkte er bis zum Jahre 1849. Wie sehr er seiner Pflicht als Staatsdiener nachkam, bezeugen alle die, welche sein Wirken hierin gekannt haben. Was er aber Edeles, Menschliches u. Hohes in seinen Beruf hineinbrachte, konnten nur Wenige der Vertrauteren wissen. Wie er sein Richteramt mit Gerechtigkeit u. Energie, aber auch zugleich mit Wohlwollen und möglichster Schonung ausübte, liegt in den Akten, u. wie er in dem Ständewesen der Provinz wirkte, davon kam wenig zur Kenntniß des Publikums und wurde vergessen. Im J. 1848 bewahrte er seine, auf

Näher beruhende Ueberzeugung: daß kein Heil von gewaltsamen Umstürzen  
 Entfesselung der Leidenschaften, sondern nur von geselligem Fortschritt zu er-  
 zu sei. Diese Ueberzeugung sprach er unter allen Stürmen u. in allen öffent-  
 lichen Verhandlungen aus. Was auf diesem Wege zur Freiheit führte, fand in  
 ihm einen Vorkämpfer. Schon im April 1848 hat er in der Versammlung der  
 Reichstheile in Wien den Verzicht der historischen Stände auf ihre erblichen  
 Privilegien als eine unerläßliche Bedingung einer freien, volksthümlichen  
 Verfassung erklärt. Aber auch jeder blinden Leidenschaft, jedem selbstsüchtigen  
 Vorurtheil, jeder unreifen Staatskenntniß trat er beharrlich entgegen. Oft war  
 er nur von Wenigen unterstützt, oft stand er allein. Sein schönstes und  
 wirksamstes Werk, nebst der erhebenden Lieblichkeit seines Umganges, war sein schrift-  
 stellerisches. Gedrückt von dem Zustande des Landes und nicht in der Lage, durch  
 seine Wirken abzuhelfen, wandten sich seine Augen auf die glanzvolle Geschichte  
 der Vorzeit, welche die Keime einer freieren Verfassung enthielt, als sie sich in  
 den Jahrhunderten entwickelt hat. Er wollte durch Darstellung des Glanzes  
 der Geschichte große Erinnerungen wecken, die Schattenseiten, aus denen das  
 Land geflossen war, erhellen, das Volksbewußtseyn erheben und auf das Treue,  
 häusliche und Altstättliche von Oesterreichs ländlicher Bevölkerung hinweisen.  
 In dem Sinn für Hebung der Menschen hauptsächlich beseelte, zeigte er schon in  
 Jünglingsjahren, wo er mit gleichgesinnten Freunden eine Zeitschrift für Bildung der  
 Jugend herausgab. Zwei Bände waren erschienen; als aber ein freisinniges,  
 deutsches Oppositionsblatt in Weimar das Erscheinen dieser Zeitschrift als eine  
 nöthige deutsche Gesinnung in Oesterreich begrüßte, wurde S. durch ernste  
 Anträge an der Fortsetzung gehindert und das Erschienene verschwand aus dem  
 Lande. Vorzüglich war sein Gemüth der Heldensage zugewendet. Schon  
 beschäftigte er sich mit ihr und schon damals, pflegte er zu sagen, habe er  
 die Liebe zu seiner Heimath, das schöne Oberösterreich, einen Antheil an ihrer  
 Geschichte. Voll Liebe zu diesem Lande, wie er war, und dadurch gekränkt, daß  
 das Ausland auf Oesterreichisch-Deutsch mit Geringschätzung blicke, ging  
 er mit Ahnung nach und forschte unermüßlich in dieser Richtung. Das erste  
 Resultat dieser Forschungen war die Schrift über Heinrich von Ofterdingen und  
 die Heldenlied. Sie wurde in Oesterreich größtentheils unbeachtet gelassen  
 und von norddeutschen Philologen verunglimpft. Schloffer in Heidelberg aber  
 ein umfassendes, sehr anerkennendes Urtheil darüber, in welchem er unter  
 andern sagt: daß in diesem kleinen Büchlein so viel Geschichte sei, nicht bloß  
 als einzelne Gedicht, sondern über den Kreis, wozu es gehört und über die  
 Zeit, aus welcher es hervorgegangen, als man in manchen Dingen  
 vergeblich suchen würde. Die k. dänische Gesellschaft für nordische Alter-  
 thumsforschung zu Kopenhagen trug ihm ein Diplom an, der alterthumsforschende  
 Verein in Sachsen-Meinungen ernannte ihn zum correspondirenden Mitglied u. der  
 sächsische Verein für Kärnthen, Krain u. Steiermark ernannte ihn zum Ehrenmitglied.  
 Am 4. Mai 1848 wurde er von der Akademie der Wissenschaften zu Wien zum  
 ordentlichen Mitglied ernannt. — Was auch die Meinung über den Endbe-  
 deutung der Schrift seyn kann; wenn S. auch irret, so ist doch der Werth derselben  
 sehr groß: ein Muster edler, gewissenhafter Forschung, ein reicher Quell von  
 Wissen und eine reine, edle Darstellung, was besonders Schloffer hervorhebt.  
 In der Zeit ist bei Heckenast wieder eine Schrift über die Heldensage „die Ni-  
 belungen“ erschienen, aber in die Revolution gefallen. S. bereitete ein Werk  
 über den ganzen zusammengehörenden Kreis jener Dichtungen vor, in welchem  
 die verschiedenen Abelsgeschlechter spielen; er hatte überraschende Thatsachen entdeckt,  
 die nicht hinderte das Vertheilen. Viele andere Schriften, die in einzelnen  
 Bänden, Sammelwerken zerstreut sind, zeigen alle das Bemühen, Liebe zu  
 der Vorzeit u. Nationalgefühl zu wecken. Im J. 1845 gab er die öster-  
 reichischen Lieder, mit ihren Singweisen, gesammelt heraus und ~~.....~~ sie  
 Die Darstellungsweise in seinen Schriften zeigt

Reifern an; sie ist rein, edel, würdevoll, tief, klar, fließend, aus dem Anschau einer großen Seele kommend u. zu dem innersten Herzen sprechend. Im Umg mit gleichgestimmten Menschen machte er den Eindruck eines weisen, rechtschaff klaren und bescheidenen Mannes. Er starb 1849.

**Speinshart**, im bayr. Regierungsbezirke Oberpfalz, Landgerichts Eschenb unweit der Kreußen, Pfarrdorf und Sitz eines Rentamtes. Die aufgelöste monstratenserabtei daselbst wurde um 1140 von Adelfolk von Speinshart gestiftet und im 13. Jahrhunderte von den Herren von Reifenberg durch neue Dotation bereichert. Der Speinsharter Forst bildete die Grenze des bayrischen Nordgau und des ostfränkischen Kadenzgaues. mD.

**Spergs**, Joseph, Baron von, Hofrath und Gelehrter. Sein Vater, Dominus Spergler, war oberösterreichischer Regierungsekretär und erhielt von Karl dem Abel. Der junge, kaum 24jährige Joseph wurde, nachdem er seine Studien glänzend vollendet hatte, 1748 Sekretär des landesfürstlichen Stadthauptmann von Trient, 1750 Aktuar bei der wichtigen Berichtigung der Gränzfreitigkeit zwischen Tirol und der Republik Venedig. Berühmt ist seine Gränzkarte, die bei dieser Gelegenheit verfertigte. Dadurch bahnte er sich den Weg von einem Ehrenposten zum andern, zum wirklichen Hofrath und Staatsoffizialen, mit der Verwendung zu den wichtigsten diplomatischen Geschäften. Mit kaiserl. Entschliessung vom 13. Sept. 1757 ward er in den Ritter-, im Jahre 1771 in den Freiherrnstand erhoben. Unter seinen vielen Schriften ist eine „Tirolische Bergwerksgeschichte“ als ein classisches Werk berühmt geworden. (Wien 1765). S. gehört auch zu jenen Edlen, die Wissenschaft und Kunst werthtätigst unterstützen. Er starb zu Wien den 26. Okt. 1791. C. M.

**Stablo**, in der belgischen Provinz Lüttich, ehemaliges gefürstetes Reichsstift Benediktinerordens, welches im 7. Jahrhunderte von dem heiligen Remaclus, Bischof zu Mastricht, zugleich mit dem benachbarten Kloster Malmedy gestiftet wurde und mit diesem unter Einem Abte stand. Beide Abteien kamen 1801 an Frankreich und wurden säkularisirt. 1815 wurde S. Belgien, Malmedey aber Preußen zu Theil. Die Stadt S. mit 3700 Einwohnern hat Tuchmanufakturen und wichtige Lederfabriken und Gerbereien, welche jährlich für 800,000 Thaler Leder liefern. mD.

**Stadion**, Franz, Graf von, zweiter Sohn des Ministers Johann Philipp, Grafen von Stadion, geboren 1806, begann, nachdem seine Erziehung von sorgfamer Hand vollendet worden war, seine Beamtenlaufbahn in Galizien und wurde später in den deutschen Orden aufgenommen. 1836 erhielt er durch den freiwilligen Rücktritt seines Bruders die Standesherrschaft und übernahm bald darauf die Statthalterei von Syrien. Seine Verwaltung des Küstenlandes wurde berühmt. Die Bestrebungen der intelligenten Kaufmannschaft erfreuten sich seines Schutzes; durch ihn geschah sehr viel für Industrie und Ackerbau, er entfernte mit geschickter Hand die mannigfachen Hindernisse, die dem Aufblühen des Handels im Oriente und ebenso in Wien entgegenstanden. Was er für die beiden großen Dampffahrtslinien des Ostens, für die ostindische Ueberlandpost, für das Lloyd, für Stadt und Hafen von Triest, für das ganze Küstenland überhaupt gethan hat, steht noch in bestem Andenken. Die Auszeichnung, mit der er diente, lenkte die Blicke des Ministeriums auf ihn, als nach dem Aufstande von 1846 die Statthalterei von Galizien neu besetzt werden sollte. S. schien ganz der Mann zu seyn, den die ungemein schwierigen Verhältnisse erforderten. Im April 1847 trat er sein Amt an. Die erste Maßregel, die er ergriff, war die Einführung von Polizeikommissariaten in den Kreisstädten, mit Zutheilung der ihnen untergeordneten, neuorganisirten Sicherheitswache. Sein unablässiges Streben ging dahin, Einheit und Uebereinstimmung in die Amtshandlungen und das Wirken der galizischen Kreisämter zu bringen u. ihnen die Richtung vorzuzeichnen, welche die geeignetste sei, das Band des Vertrauens zwischen Volk und Regierung fester zu knüpfen, die Wohlfahrt des Landes thatsächlich zu fördern. Seine Bemühungen gelangen

am Ende, wie sich kaum hoffen ließ. Die Mezeleien wiederholten sich nicht; er hätte sich wenigstens äußerlich wieder her; die Kreisämter, denen man seinen Bauernaufstand zur Last gelegt hatte, begannen unter S.'s Ver-  
 tung in einer Weise zu wirken, daß jeder bedrohte Edelmann zunächst bei ihnen  
 ) suchte. Vor der Revolution war er entschieden populär, selbst bei dem  
 er durch die glänzenden Feste, die S. in Lemberg ihm gab, bei denen er  
 bewundernswürdigen Wirth machte, sich in seinen aristokratischen Neigungen an-  
 berührt fühlte. In seiner strengen Pflichterfüllung scheute er auch Gefahren  
 übertrug persönlich, bis in die entferntesten Winkel des Landes, die un-  
 jenen Gebiete, die 1847 vom Typhus und von der Hungersnoth heimgeführt  
 . Im März 1848 stand er auf demjenigen Posten, der im ganzen Um-  
 r Monarchie der am wenigsten beneidenswerthe war. Sein Verhalten in  
 rücks hat ihn den leidenschaftlichsten Vorwürfen Seitens der Polen aus-  
 Sie warfen ihm vor, daß er Feindseligkeiten gegen die Nationalen geübt,  
 konstitutionellen Freiheiten Scheu gehegt, an der Aufrichtigkeit des Ver-  
 einer Constitution gezweifelt und dem Streben der Entwidlung eines  
 neuen Lebens Hindernisse in den Weg gelegt habe. Unterdessen betrieb  
 en die Aufhebung der Robot durch die Regierung, damit diese große Er-  
 z als ein Geschenk des Kaisers erschien und der Bauer mit neuen Ban-  
 dankbarkeit an das Haus Habsburg gekettet werde. Zur Zeit der März-  
 galt er für einen der freisinnigsten Beamten und eine starke Partei des  
 s forderte seinen Eintritt in das Ministerium. Zur Zeit der Raibewe-  
 e sich dies so geändert, daß er für einen Anhänger der alten Aristokratie  
 hing der Camarilla galt. Seine Berufung nach Innsbruck, wohin der  
 binand damals geflüchtet war, bekräftigte die öffentliche Meinung in ihrer  
 . Graf S. lehnte dort den Auftrag der Bildung eines Cabinets fest  
 wunden ab. In der That würde auch ein von ihm gebildetes Ministe-  
 : Lebensfähigkeit gehabt haben. Willersdorf war damals der einzige  
 e die Verwaltung fortführen und den Reichstag eröffnen konnte. Nach  
 andlung, der leicht geheime Verabredungen gefolgt seyn dürften, kehrte  
 auf kurze Zeit nach Lemberg zurück, um die Wahlen für den Reichstag  
 lassen. Auf dem konstituierenden Reichstage erschien er an der Spitze  
 thümlichen Phalanx ruthenischer Abgeordneten, die weder lesen, noch  
 onnten, die Finger zum Taschentuch machten und Nachts gemeinschaft-  
 em bescheidenen Lokale auf Stroh schliefen. Unter den glänzenden Red-  
 zerjammlung war S. nie zu bemerken; er war mit seinen Reden sogar  
 als von einem Manne seiner Bedeutung erwartet wurde und gehörte  
 en thätigsten und einflussreichsten Mitgliedern. Sein Einfluß auftrug  
 blos auf die ruthenischen Bauern, die er mit einem Winke seines Fin-  
 e; er wurde bei der ganzen Rechten bemerklich, die er an den seinen  
 er Politik zu lenken verstand. Die Gegner erkannten seine Bedeutsam-  
 st, daß auf ihn noch heftigere Angriffe geschahen, als auf die oft rathlosen  
 Man wollte ihn vernichten, für die Zukunft unmöglich machen. Den  
 Angriffen der Wiener Presse antwortete er nur einmal in der allgemei-  
 nlichischen Zeitschrift in einem Briefe, der die Darlegungen wiederholte,  
 seiner, auf seinen Wunsch veröffentlichten, Denkschrift vom 13. Mai 1848  
 Ministerium zu seiner Rechtfertigung gegeben hatte. Im Reichstage sah  
 gendthigt, mit seinen Gegnern zur Selbstvertheidigung eine Lanze zu  
 Absonnungslossten trat der Pole Hubizki gegen ihn auf und bei  
 t war es, daß Graf S. die Sichersezung einer, aus dem Schoofe  
 hervorgegangenen, Untersuchungskommission verlangte, die über seine  
 in Galizien berichten sollte. Hubizki wählte: Porrosch,  
 Krause und Barowski, der Angeklagte: Hader,  
 Doljak und Szaskiewicz. Die Oktober 1848 hielt die  
 ab. Graf S. gesellte sich den Abg- durch

ihr Verlassen des Reichstags gegen die neueste Wendung der österreichischen Gelegenheiten protestirten und unterzeichnete das Manifest der tschechischen Tagsgesamtheit. Nach dem Hoflager von Dimüs berufen, eilte er von dort Prag, um die Böhmen durch Unterhandlungen fester an die Hospolitiik zu binden und ging nach der Einnahme Wiens in besonderer Mission in das Hauptquartier des Fürsten Windischgrätz. In dem neuen Ministerium übernahm er das Aeußere. Diese seine neueste Thätigkeit läßt sich zur Zeit noch nicht weiter verfolgen.

**Stahl, Georg Anton**, Bischof von Würzburg, der Philosophie u. Theologie Dr., päpstlicher Hausprälat, Solio Pontificio Assistens, geboren zu Würzburg, einem Städtchen im unterfränkisch-Aschaffenburg'schen Kreise, am 29. März 1805 und Sohn frommer, schlichter Bürger- und Schifferseheleute. Der fromme Sinn, den Georg Anton von seinen Eltern ererbte und die vorzüglichen Geistesgaben, die er als Schulknabe entwickelte, lenkten die Aufmerksamkeit des damaligen Kaplans in Stadtprozelten, nunmehrigen Domkapitulars Schönbauer in Mainz, auf den jungen S.; er gab ihm Unterricht im Latein und bestärkte seine Eltern, ihn studiren zu lassen. Die sogenannten Vorbereitungs-, dann Gymnasial- und philosophischen Studien machte S. in Aschaffenburg und trat dann im Jahre 1825 in das Clerikalseminar zu Würzburg ein. Der damalige Subregens (jetzt Domdechant) Dr. Benkert erkannte bald die ausgezeichneten Eigenschaften des jungen Alumnus, machte den damaligen Bischof, Friedrich Freiherrn von Strobel darauf aufmerksam und gab dadurch Veranlassung, daß S. sich entschloß, in das Collegium germanicum in Rom einzutreten. Es ist merkwürdig, aber Thatsache, daß Dr. Benkert schon damals sagte: S. werde von Rom zurückkehren, um der einst der Diözese Würzburg als Bischof vorzustehen. Von Rom, wo S. im Mai 1827 ankam, kehrte er im September 1830 zurück, nachdem er dort bereits am 10. April desselben Jahres zum Priester geweiht worden war. Er wurde jetzt als Kaplan an der Stadtpfarrei St. Agatha zu Aschaffenburg in die Seelsorge eingewiesen u. versah diese Stelle bis zum Dezember 1833, wo er als Religionslehrer am Gymnasium angestellt wurde. Schon im nächsten Jahre wurde S. als Professor der Dogmatik und neutestamentlichen Exegese an die Universität nach Würzburg berufen, wo er sich, namentlich durch die Gründlichkeit seiner Vorträge in der ersten Wissenschaft, nicht nur die Liebe und das Vertrauen seiner Zuhörer, sondern auch einen ausgebreiteten Ruf erwarb. Eine, in diese Zeit fallende, ehrenvolle Berufung an die Universität zu Gießen schlug er auf den Wunsch seines Bischofes aus, nahm aber dagegen, geleitet von derselben Hingebung gegen seinen geistlichen Oberhirten, die Stelle als Subregens im Clerikalseminar zu Würzburg an. Letztere bekleidete er übrigens nur ein halbes Jahr lange, indem er zu Ostern 1829 zum Regens vordrückte und zu den Fächern, die er bisher an der Universität lehrte, auch noch die Lehrstelle der Religionsphilosophie übernahm, mit welcher letztern sich ihm ein besonderer segensreicher Wirkungskreis erschloß, da an den Vorträgen über jene Wissenschaft nicht bloß künftige Theologen, sondern auch Studirende, die zu anderen Fakultäten übergingen, Theil nahmen. Im Mai 1839 wurde S. zum Domkapitular ernannt, behielt aber seine Professur bei. Im Herbst desselben Jahres wählte ihn die Universität für das Studienjahr 1839 zum Rektor. Am 14. März 1840 starb der Bischof Freiherr von Strobel und am darauf folgenden 14. April wurde Domkapitular und Rektor S. von dem Könige Ludwig zum Bischofe von Würzburg ernannt und am 13. Juli von Er. päpstlichen Heiligkeit als solcher präkonisirt. Seit dem 4. Oktober 1840, wo er im Dom zu Würzburg die feierliche Konsekration empfing, verwaltet er sein bischöfliches Amt. Gründliche theologische Gelehrsamkeit zeichnet ihn ebenso sehr aus, wie Sanftmuth und Milde der Gesinnung, die den Grundton seines Charakters bilden.

**Stainz**, im Grazerkreise Steiermarks, ehemaliges großes Chorherrenstift, auf einer mäßigen, mit Fruchtbäumen bepflanzten Anhöhe liegend. Die Gebäude zeigen sich im Geschmacke des vorigen Jahrhunderts mit langen u. ununterbrochenen Fensterreihen und einer stattlichen zweithürmigen Kirche. Das Stift bestand vom

29 bis zum Jahre 1785. Nach dieser Zeit diente das Gebäude als Kapellensitz, umschließt es die Beamten- und Pfarrwohnung. Vor einigen Jahren wurde die Herrschaft S. von dem Erzherzoge Johann angekauft. Der beim Kloster S. wirkende S. stellt sich sehr anmuthig dar in seiner gartengleichen Umgebung. In zwei Stunden vom Markte aufwärts, im Winkel eines Fichtenwaldes, tritt aus dem Gestein zwei Mineralbörne hervor, ein Sauerling von bedeutender Mengehalte und eine Schwefelquelle von 12° R. — J. O. Seidel: *St. u. Steiermark*, VIII. Sektion des malerischen und romantischen Deutschlands, Bd. 1.

**Stams, Eiserzierserabtei in Tirol.** — Elisabeth, die Mutter des letzten, zu unvollständigen Hohenstaufen, Konrads, stiftete diese Abtei, mit Zustimmung des Bischofs, Meinhard II., Grafen von Görz, zur bleibenden frommen Erinnerung ihres Sohns. Im Jahre 1272 kamen 12 Ordenspriester und 5 Laienbrüder mit ihrem Abte Heinrich, aus Kaisersheim nach S. Der fromme Sinnliche Landesfürst bereicherte dasselbe durch zahlreiche Stiftungen und Einrichtung einträglicher Pfarreien, z. B. Mals bei Meran, Mals, Silz u. s. w. Maximilian I. wählte S., um im Jahre 1497 mit seinem ganzen Hofstaat mit der größten kaiserlichen Pracht den Gesandten des Sultans Bajazet zu empfangen, der um die Hand der Prinzessin Kunigunde, der Schwester des Kaisers, werben ließ. So glänzend damals die Verhältnisse des Stiftes waren, so trafen die Schläge des Schicksals trafen es in der Folge: Bauernaufstände, Pest, Ueberschwemmungen, Pest, Krieg, Heuschreckenheere u. zerstörten den Land des Klosters. Im Jahre 1807 löste es die bayerische Regierung auf, und Franz restaurirte es 1816. Seit 1717 sind die Aebte von S. kaiserliche Hofkapläne. Vergl. Dr. Staffler: *Tirol I.*, 349 u. ff. C. M. f. Joseph Ambros, Doktor der Theologie, Kanonikus zu Brixen, und Schriftsteller. Fides im Oberinntale ist sein Geburtsort (15. Aug. 1779), nachdem er seine Studien mit glänzendem Fortgange vollendet hatte, empfing die Priesterweihe und die Sendung in den Weinberg des Herrn. 1821 berief man ihn an das Lyceum nach Innsbruck als Professor der Philosophie u., als die theologische Fakultät zwei Jahre später nach Brixen wurde, wanderte auch S. dahin. 1827 veröffentlichte er, durch die Güte vieler Freunde, besonders Feichters (s. d.), dazu ermuntert, seine *„Moralis in compendium redacta“*, 4 Bände, Innsbruck bei Rauch. Die folgenden Auflagen des Werkes sprechen für dessen hohen Werth. Der Herausgeber selbst verfertigte Auszug ward mit kaiserlichem Dekrete vom 10. Nov. 1827 öffentliches Vorlesebuch an den gesammten theologischen Lehranstalten eingeführt. Selbst einzelne ausländische Anstalten benützten dies Werk, z. B. Würzburg, Breslau u. s. w. Im Jahre 1843 erschien von ihm *„Theologiae moralis“*, die 2. Auflage bei Wagner in Innsbruck. Seine Lehrgänge im Geiste der katholischen Kirche, Innsbruck, Wagner, 1832. *„Biblische Geschichte des alten und neuen Bundes zum Gebrauche der Priester in den k. k. österreichischen Staaten“*, Wien 1840, fanden großen Erfolg. Im Jahre 1840—1843 bearbeitete S. eine *„Moral in deutscher Sprache: Theologiae moralis“*, Innsbruck bei Wagner in 4 Bdn. Das bedeutende Werk verwendete er, wie bei den früheren Werken, zu werththätigen Zwecken. 1831. ernannte ihn der Fürstbischof zum Konsistorialrath; 7 Jahre später, im Jahre 1838, ernannte ihn Kaiser Ferdinand I. mit der großen goldenen Verdienstmedaille zum Hofkaplan. 1840 verlieh er ihm ein Kanonikat an der Kathedrale zu Brixen, das er 3 Jahre inne hatte, denn schon am 10. Jänner 1844 verschied er in Brixen.

**Stams, Benedikt**, geboren 1728 zu Rötzing im bayerischen Walde, gelehrt als Philosoph und Theolog gleich berühmt. Er war ein eifriger Anhänger der Aufklärung u. viele Jahre Professor der Philosophie u. Theologie an der Universität zu Bamberg. In der Darstellung der da- maligen Zeit bemerkte er gar

nach langen Arbeiten eine sehr verbesserte Philosophie heraus, welche Kant gar kannte. S. selbst sagt: „Wenn ich keine andere Philosophie kannte, als die W. u. Baumgarten'sche; ich würde sogleich mit Kant halten, der den Wolf zermalm. In der strengsten Consequenz trat er in 3 Bänden gegen Kant auf und gal her noch viele anti-kantische Schriften heraus (siehe eine kurze Darstellu Hauptinhalts der Geschichte der Philosophie mit kritischen Bemerkungen — in der Mayer'schen Hofbuchhandlung). Die Wiederlegung des Kant und di arbeitung der gründlichsten Philosophie würde ihm besser gelungen seyn, u die wahre Ideenlehre gefannt hätte, wie Philibert, Staudenmeyer, Ulrici, Sigwart u. A. In der Ethica universalis zeigte er wieder, daß n das beste Ziel des Menschen ist, daß nicht die Selbstliebe der erste Trieb ist. den Unterschied zwischen Rätthen und Gesezen philosphirte er so gründlich viele Redner, die hierüber so oberflächlich sprechen, gut thäten, wenn sie das ernste Studium dieses Werkes gäben. (Die Irrthümer, die darin vork j. B. über die fundamentale Güte, welche dem Geseze Gottes zu Grunde li hat Oberrauch und Philibert berichtet.) v. Sailer hat ihm in dem Ha der christlichen Moral mehre Denkmäler errichtet. Wahrlich, S. hat Viele denken gelehrt, hat in Vielen den Eifer für Wissenschaft und für den kath Glauben angefaßt. Ehre, dem Ehre gebührt! Nur schade, daß einige Bücher (die Demonstratio catholica und die Loci theologici) sich nicht frei von Sätzen, die, mißverstanden, leicht irre führen und eine Art des Rationalismus (durch die Methode besonders) befördern konnten, weshal (besonders die 3. sectio in der Demonstratio catholica) in den Index wurden.

Püllent

Steier, oder Steyer, in einer heitern, lachenden Gegend Oberöste am Einflusse der Steier in die Enns, Hauptstadt des Traunviertels und C Kreisamtes, eines Oberbergerichtes, einer Zolllegstätte und einer Haupt schaft, Oberfactorie, hat neun Vorkstädte, eine Hauptschule, vier Spitäl; Kaserne, ein Theater, zwei Schießstätten, 11,000 Einwohner. Die Strass meistens eng u. krumm, die Häuser aber wohlgebaut, doch geben ihnen die eisernen Gitter, Thüren- u. Fensterläden ein etwas düsteres Ansehen. Den mit zwei Springbrunnen gezierten Hauptplatz umgeben hübsche Gebäude. Pfarrkirche mit ihrem mächtigen Quaderthurme ist ein schöner altdeutsche von H. Purbaum 1443 nach dem Vorbilde des Stephansdomes in Wien führt. Sie enthält ein metallenes Taufbecken von 1569 mit Relifen, Gl reifen und eine gute Orgel von Christmann. Bemerkenswerth sind ferner sehnliche Michaelerkirche und die zwei Rathhäuser mit Alterthümern. Auf schroffen Felsen steht das Schloß des Fürsten Lamberg, an der Stelle de steierischen Grafenburg. Der Kirchhof ist einer der schönsten im Lande. als dieses Alles aber gibt der Stadt Bedeutung ihre schwunghafte Indusk ist der Hauptsiß der österreichischen Eisenwaarensabrikation und des Eisent so daß sie süglich das Birmingham des Kaiserstaates genannt werden kann. 200 Meister verarbeiten in zahlreichen Werkstätten in und auffer der Stal lich über 22,000 Jtr. Eisen zu Waffen, Ahlen, Feilen und Schneidewer aller Art, namentlich Messern und Sensen. In dem benachbarten Dorfe werden allein an 100,000 Maultrommeln verfertigt. Die hiesigen Eisen gehen nach Frankreich, der Schweiz, Rußland und der Levante und zeich sowohl durch Güte als durch niedrige Preise aus. Nebstdem liefert S. zeuge, Manchester, Strümpfe, Papier und hat sehr wichtige Getreidemärkt; Dichter Blumauer, der Tonsezer Süßmaier und der Arzt Schwediauer f geboren. Von den Umgebungen erwähnen wir: Christkindel an der mit einer Felsenkirche, den Damberg mit herrlicher Aussicht, das et Benediktinerstift Garsten. — S. war ehemals der Hauptort einer Graffsch gehörte zu Steiermark, von welchem es abgesondert und zum Lande ob de geschlagen wurde, als Ottokar von Steiermark sein Herzogthum seinem Ed



Leopold von Oesterreich, übergab. Die Märkte zu Steier gehörten im  
 zu den besuchtesten in Deutschland. — Willwiger: Topographie von  
 Steier, Steier 1826. mD.

Stein, Hainz von. — In der Nähe der oberbayerischen Stadt Troßberg be-  
 liegt das Dorf Stein mit dem uralten, unbezwinglichen, in Felsen gehauenen  
 Fels Oberhaus, in welchem Ritter Hainz der Wilde hauste u. dessen Name,  
 & allein schon der Schrecken der ganzen Gegend war, da er sich in den  
 das Faustrechts furchtbar machte. Man zeigt noch daselbst H. S. Bettstätte  
 und, auch den Dolch, mit dem ihn sein verstoffener Sohn ohne Wissen er-  
 töden soll. Aus dem alten Schlosse führt eine in Felsen gehauene Treppe  
 hundertfachte Tiefe hinab, wo sich Gänge, Zimmer, Gefängnisse, Burgver-  
 steimaten für Reifige und ein sehr tiefer, jetzt trodener, Brunnen befinden.  
 Die Gänge, welche 2 Stunden weit führten, setzten das Raubschloß mit  
 ft und Troßberg in Verbindung. Diese Gänge sind nun größtentheils  
 t, oder von so gefährlicher Art, daß sich Niemand mehr hineinwagt. Das  
 ne Schloß steht mit dem alten in keiner Verbindung und ist gegenwärtig  
 der Kaiserin Wittwe von Brasilien, die es von dem Banquier von  
 einen enormen Preis erkaufte. Vorher war es Eigenthum des Privatiers

namanger (Szombathely), Hauptstadt des ungarischen Komitats  
 u. Sitz eines Bischofs, mit schönem bischöflichen Residenzschlosse, prach-  
 tbedrale, drei Klöstern, philosophischer Lehranstalt, bischöflichem Seminar,  
 n Gymnasium, Hauptschule, Besserungs- u. Arbeitshaufe für Sträflinge,  
 öflichen Museum mit verschiedenen in der Umgegend gefundenen Alter-  
 en der römischen Kolonie Sabaria und 4200 Einw. mD.

Steiner, Johann Michael, geb. den 9. September 1746 zu Windel-  
 stein seine erste Bildung in den Gymnasialschulen seiner Vaterstadt, zog  
 Proben seiner Talente und seiner, in der Jugend schon anticipirten,  
 zeit die besondere Aufmerksamkeit seiner Lehrer auf sich, trat, 16 Jahre  
 n Orden der Jesuiten und nach Aufhebung desselben, im 28. Jahre  
 s, ward er zum Priester geweiht. Noch als Jesuit lehrte er die Humaniora  
 dt und Regensburg; nach Aufhebung der Gesellschaft 6 Jahre (1774 bis  
 München. Selbst das bildende Fach der Hausinformation lernte er  
 ung kennen. 1791 (am 22. März) ward ihm die wichtige Stelle der  
 über den deutschen Schulfonds: Bücher-Verlag anvertraut, der er bis  
 die Stelle wieder einging, mit der Treue des rechtschaffenen Gemüthes  
 r Einsicht des aufgehellten Kopfes vorstand. Diese Stelle gab ihm den  
 t Anlaß, bessere Schul- und Erbauungsschriften an die Stelle der vori-  
 n. Wo er ein auffliegendes oder reifes Talent im Lande oder auffer  
 ruckte, das setzte er in freundsliche Requisition. Dieser Thätigkeit ver-  
 unter anderen guten Schriften die „Sittenlehre für die Jugend“ u. die  
 „biblische Geschichte für die bayerischen Schulen“, die nun auch das  
 t seine Schulen und Kirchen einführt. Was er in seinem Selbstantrage  
 Amte gelobte, „einige im Schulfonde verlegte Werkchen umzuarbeiten,  
 thigkeit der Kinder angemessene, zu verfassen und dadurch die gründliche  
 r Jugend in und auffer den Schulen zu befördern,“ das hat er voll-  
 eistet. Das „Gebetbuch für die größere Jugend“ und viele andere  
 r Bildung der Jugend und des Volkes sind sein Werk. 1795 ward  
 Honorat der deutschen Schulen in München übertragen; 1798 kam er  
 der Feiertagschulcommission; 1799 wurde er als Schuldeputationsrath,  
 als beständiger Commissär des Bairischen Erziehungsinstitutes und  
 Schulhauses, 1802 als General-Schuldirektionsrath mit dem Referate  
 Schulangelegenheiten Oberbayern's, endlich am 6. Sept. 1805 als  
 Rath und Referent in deutschen Schulsachen Unterbayern's ange-  
 ehung der Landesdirektion, als k. b. t vollem Ver-

trauen des Studienchefs beehrt, dem er auch vollkommen entsprach, bis er am 7. Juli 1808 starb. Die Grundsätze, die ihm bei der Leitung und Bildung der Jugend, der er sich ganz widmete, heilig waren, sind folgende: 1) Religion, Tugend, Wissenschaft und Kunst sind die Eine Bildung des einzelnen Menschen in vielen beginnend, in einigen fortschreitend, in wenigen reisend, in den wenigsten vollendet; 2) „Religion und Tugend, Wissenschaft u. Kunst sind die vier Säulen zur Umgestaltung der Nation;“ 3) „Was in irgend einem Lande diese vier Säulen in Bewegung setzt, ist die eigentliche Erziehung, die Privat- und die öffentliche Erziehung;“ 4) „Die öffentliche Erziehung liegt zunächst in dem Kreise der Schule. Die Seele ist ein todter Buchstabe, ein todter Leib, wenn ihm die Seele fehlt. Die Seele der Schule kann nur der Lehrer, die Seele aller Schulen des Landes nur die höchste Schulaufsicht im Lande sein;“ 5) „Die höchste Schulaufsicht kann also nur jenen Individuen anvertraut werden, die schon selbst durch Religion, Tugend, Wissenschaft und Kunst eine vollendete Bildung erhalten haben und dem im Stande sind, den Gang der ganzen Bildung im ganzen Lande zu leiten.“ Im Geiste dieser Grundsätze handelnd, umfaßte S. mit besonderer Vorliebe die deutschen Schulen und, weil das Land die Mehrzahl in sich faßt, die Landschulen. Hier ging sein erstes Augenmerk dahin, den Landschulen taugliche Lehrer zu bilden, den gebildeten Lehrern ihren Gehalt zu verbessern u. dann Ordnung in die Landschulen einzuführen. Schon die letzte Krankheit im Leben, wohnte er noch der Prüfung eines Landschullehrers in dem Schulseminar bei und einen Tag vor seinem Tode wünschte er noch zur Prüfung Knaben- und Mädchenschule im Kloster Inderödorf, die seinen Wünschen entsprechen, reisen zu können. Für das Land besorgt, vergaß er die Stadt nicht. Davon sind alle Elementarschulen in und um München, besonders die männliche und weibliche Feiertags- und Industrieschule, die besten Zeugen, die noch der späten Nachwelt seine Verdienste um die Bildung der Jugend zählen werden. Unter diesen Zeugen wird die lithographische Anstalt, dazu Grund legte, oben anstehen. Seine Stimmung für diese Anstalt beruhte auf pädagogischen Grundsätzen, den er mit allen Erziehern gemein hatte, daß nämlich die Grundbildung gedeihen soll, Aug und Ohr freundlich zusammenwirken müssen. Deshalb war es eine seiner ersten Arbeiten, die sonn- und festlichen Evangelien u. Episteln für ganz Bayern in einer neuen fließenden Uebersetzung in schönen Kupferstichen, die die vornehmsten Gegenstände des Kirchenjahres abzubilden herauszugeben. Deshalb wandte er viel Mühe daran, durch Reime für Kupferstichen zugleich eine Vignette beige druckt werden sollte, den zarten Gemüthern festhalten religiöser Gegenstände zu erleichtern. Deshalb ließ er die sieben Hauptfragmente von Schön nach Poussin in Kupfer stechen, wozu einer seiner Freunde den Text liefern mußte. — Ernst war der Charakter des Mannes, ein Ernst, der ihn nie verließ, in seinem Arbeitszimmer so wenig, als auf öffentlicher Straße im Kreise der Gesellschaft so wenig, als in der Amtsstube. Dieser Ernst, verbunden mit Geistesruhe, die keine Leidenschaft störte, mit Lauterkeit des Zweckes, die kein Ereignis trübte und mit der seltensten Liebe zur Ordnung, der nur sein steter Fleiß gleichkommen konnte, brachte eine so auffallende Konsequenz in sein Leben, daß er immer als „derselbe“ erschien und theilte Allem, was er sagte, that, selbst seinem Schweigen eine solche Würde mit, die Achtung gebot. Was ihn als Mensch besonders auszeichnete, war seine Kultur und sein Geschmack. Von Allem was Pedanterie, Kleingeisterei, Mangel an Lebenskunde, Mangel an Sittensicherheit, Mangel an Kenntniß seiner Zeit heißen kann, war er gerade so frei, als von Anmaßung u. Renomisterei. Sein reines u. kräftiges Wohlwollen gegen Andern offenbarte er durch Uneigennützigkeit, Unbestechlichkeit, Pünktlichkeit u. Unermüdblichkeit in Führung der ihm anvertrauten Geschäfte. Als Christ schämte er sich seines Glaubens als Priester seines Standes nicht und wußte die Tugenden des Christen und des Geistlichen nicht nur mit jenen des Staatsbürgers und des Staatsdieners vereinigen; er wußte auch von der Fülle des christlichen Sinnes und der Weisheit

des Göttlichen Geiſt und Leben in die Erfüllung des Amtes, das ihm der Staat anvertraut, übertragen. Da S. alles Brunkleben haſte und ſich beſcheiden begnügte, mehr gethan zu haben, ſo ward ihm, beſonders in der ſpättern Epoche ſeines Lebens, wüthliche Aufmerkſamkeit, Achtung und Vertrauen zu Theil, welche Achtung ſich beſonders bei ſeinem Hinſcheiden recht lebhaft ausſprach.

Steingaden, in Oberbayern, Landgerichts Schonau, ehemalige Prämonſtratenſenabtei, welche im Jahre 1147 von Welf IV. gegründet u. durch den Biſchof von Freising eingeweiht wurde. Der Stifter ruht in der Kloſterkirche, neben ihm ſein Sohn. Auch die Herren von Schwangau und Hoheneck hatten dort ihr Erbgräbniß. Das Gotteshaus und die ſchöne Kloſterbibliothek wurden im dreißigjährigen Kriege ſchonungslos zerſtört. Die Kloſtergebäude ſind jetzt zu einem Militär-Hohlenhoſe eingerichtet. In dem anliegenden Pfarrdorfe findet man ein Gedenkmal und eine Gypsmühle. — Monumenta Steingadensia, Mon. boic. VI. mD.

Stephan, Erzherzog von Oeſterreich, einziger Sohn des Erzherzogs Joſeph, Palatin von Ungarn, aus deſſen zweiter Ehe, geboren den 14. Sept. 1817, erhielt eine mit der ausgeſuchteſten Sorgfalt geleitete Erziehung und gewann unter dem Rathe der erſahrenſten Männer die gediegenſten Kenntniſſe, denen die edeln Eigenſchaften ſeines Herzens und Geiſtes noch mehr zur Stütze dienten. Bei der ſchrecklichen Ueberſchwemmung, die im März des Jahres 1839 Weſth vermüſtend hereinbrach, machte er ſich den Herzen der Ungarn durch ſeinen Eifer für Rettung der Unglücklichen theuer. Gleich bei dem Einbruche der Fluthen überſchiffte er den hochſteigenden Strom, um den Bedrängten am gegenſeitigen Ufer Troſt zu bringen und für ihre Rettung zu ſorgen und, als die Ueberſchwemmung ihren höchſten u. gefährlichſten Grad erreicht hatte, wagte er ſich zurück bis über den überſchwemmten Schiffsandplatz. 1843 begab er ſich auf eine Reiſe, welche die Höfe, Städte u. Landſchaften Deutschlands umfaßte, die Denkmäler der Geſchichte und Kunſt, die vornehmſten Perſönlichkeiten, die merkwürdigſten Gegenſtände der Wiſſenſchaften und Künſte, des ökonomiſchen und induſtriellen Lebens. — Nichts entging ſeiner Aufmerkſamkeit. Gleich nach ſeiner Rückkehr verbreitete ſich das Gerücht, daß er in einer bedeutungsvollen Stellung an der Spitze einer der wichtigſten Provinzen des öſterreichiſchen Reiches beſetzt ſeyen. Am 9. December 1843 übertrug ihm ein kaiſerliches Handbillet die Leitung der Civilverwaltung des Königreichs Böhmen. Er blieb bis zum Jahre 1847 in dieſer Stelle, in der er ſich durch Hülfsleistung und Liebe der Böhmen gewann. Der Tod ſeines Vaters wies ihm einen andern Wirkungskreis an. Der Hof ernannte ihn zum Stellvertreter des Palatins und der präſumptive Thronfolger begab ſich ſelbſt nach Weſt, um ihn als Oberhaupt des Comitats feierlichſt zu installieren. Auf einer Rundreiſe durch das ganze Land machte er ſich mit allen Wünſchen und Bedürfniffen der Ungarn bekannt u. wurde der erſchiedene Liebling des Volkes. Am 11. Nov. wurde der Reichstag vom Kaiſer ſelbſt eröffnet, den die Kaiſerin, die Erzherzoge Franz Karl, Franz Joſeph, Stephan Albrecht, Leopold und Karl u. die hervorragendſten Perſönlichkeiten Ungarns begleiteten. Die Vorlagen machten den Erzherzog S., deſſen Anſehen auf ſie allgemein angenommen wurde, um ſo beliebter, als durch ſie manche Bedürfniſſe erledigt wurden. Als daher zur Wahl des Palatins geſchritten wurde, nannten alle Stimmen mit Enthuſiasmus ſeinen Namen. Der Kaiſer beſtätigte die Wahl noch an demſelben Tage. Die Märzbewegung machte S. S. zu der ſchönſten von der Welt. Er hatte bei wiederholten Anſprechungen erklärt, daß er vor allen Dingen ein ungarischer Patriot ſei u. an dieſe Erinnerung erinnerten ihn jetzt die Ungarn. Eine ſtarke Partei wollte ihn definitiv zum Reichspräſidenten ernennen. Die Verlockung drängte ſich an ihn, daß er die Krone von Ungarn aufwerfe. Dieſer Verrath an ſeiner Familie und am Vaterlande lag ihm ferne; er wählte ſich die undankbare Stelle des Reichspräſidenten. Bei der beſetzten Conferenz in Wien wurde er durch den Reichspräſidenten ſchwerlich u. den Magyaren getagt wurde, war S. 7

Hier aber war ihm das unerschütterliche Verharren des Hofes auf seinem Reichthum klar geworden, so daß er bei seiner Rückkehr nach Westh den Versuch machte, den Reichstag zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Man hörte ihn nicht; ja, es wurde ihm sogar das Recht abgesprochen, sein Ministerium abändern zu dürfen. Er ging nun zur Armee, um einen letzten Versuch mit Jellachich zu machen. Beide trafen sich am Plattensee. Der Erzherzog befand sich auf dem Dampfer *Risfaludy*, Jellachich stand am Ufer, aber Keinem gestattete die Umgebung, sich zu dem Andenk zu begeben, weil beide Parteien Verrath befürchteten. So von der völligen Unlosgigkeit seiner Bestrebungen überzeugt, ging der Erzherzog nach Stuhlweissenburg u. von da nach Wien, seine Entsagung als Kaiserin schriftlich zurücklassend. Der Hof schickte ihn in die Verbannung, seine politische Rolle ist daher vor der Hand als beendigt zu betrachten.

**Stephenson**, 1) George, der Urheber einer der größten Umwälzungen unserer, an Umwälzungen so reichen Zeit, der Begründer des jetzigen Eisenbahnsystems, wurde im April 1781 in dem Dorfe Wylam geboren, am Ufer des Tyne, etwa zwei Meilen westlich von der Stadt Newcastle in der Grafschaft Northumberland. Sein Vater war ein gewöhnlicher Kohlenarbeiter in dem dortigen Bergwerke, selbst mußte als Knabe zu seinem Lebensunterhalte die Grube besahren. Es gab damals schon Schienenwege, aber keine Dampfwagen und an einem dieser arbeitete der 15jährige S. Er war Bediener der Bremse, arbeitete gelegentlich wohl auf dem Ballastkai der Kohlenhändler Niron und Compagnie in Willington. Später kam er auf das Kohlenbergwerk Killingworth, welches dem Lord Ravensworth gehörte, verheirathete sich hier und hatte bald einen Sohn, den berühmten Baumeister Robert S. Für die Erziehung dieses Sohnes verwandte er 1817 sagte er bei Gelegenheit eines, ihm in Newcastle gegebenen Festes: „Ich sah bald ein, wie mangelhaft durch die Ungunst der äußeren Verhältnisse meine Erziehung geblieben und faßte den Entschluß, meinem Sohne sollte es in die Hinsicht besser werden. Ich ließ ihn eine gute Schule besuchen und ihm eine liberale Bildung geben. Aber damals war ich noch ein armer Mann. Bei meinem Tagewerk gethan war, besserte ich Nachts die Uhren meiner Nachbarn und so schaffte ich die Mittel zur Erziehung meines Sohnes. Er wurde mein hülfle und Compagnon. Er bekam eine Anstellung als Unteraufseher und Nacharbeiteten wir zusammen.“ Die Arbeit als Uhrmacher, von der er hier fortlebte, erwarb er sich dadurch, daß er in Killingworth seine acht Tage gehende Hausuhr selbst ausbesserte. Sein Ruf verbreitete sich und er wurde der Uhrmacher des Dorfes. Auf dem Kohlenbergwerke befand sich eine beschädigte große Pumpmaschine an der Mechaniker von Ruf vergebens sich versucht hatten. S. stellte sie nur her, er brachte auch mehre Verbesserungen an und wurde nun zum Ingenieur und Maschinenmeister befördert. Diese behagliche Stellung verschaffte ihm Mittel, sich weiter auszubilden. Die erste Erfindung, durch die sein Name bekannt wurde, ist ihm von mehren Seiten bestritten worden. Es ist die Sicherheitslampe eine merkwürdige u. doch so einfache Erfindung, die das Entzünden der sogenannten schlagenden Wetter in den Gruben verhindert. S. machte diese Erfindung 1818, aber Andere wollten sie schon früher gemacht haben, namentlich Humphry David, dessen Ansprüche hierauf die gelehrte Welt für die besseren hielt. Die Kohlenwerksbesitzer von Newcastle erkannten in S. den Erfinder und sprachen ihm eine Belohnung von 1000 Pfund Sterl. zu, die ihm 1818 bei einem öffentlichen Feste, zugleich mit einem schönen Silbergefäße, überreicht wurden. Von dieser Zeit an hielt S. seine ganze Aufmerksamkeit auf die Ausbildung der Lokomotive gerichtet. Seine erste Maschine hatte er schon 1814 für das Kohlenwerk Killingworth gebaut und alle Erwartungen weit übertroffen. Er selbst war der einzige Unbefriedigte, denn er sah, wie viel noch geschehen mußte, wenn er sein vorgezeichnetes Ziel erreichen wollte. Eine zweite Maschine fiel weit besser aus, ermuthigte ihn, 1824 in Newcastle seine Maschinenfabrik zu gründen, in der sein Sohn Robert, Pease und Longridge als Theilnehmer eintraten. In 1825

nach seinem Prinzip die erste Eisenbahn zur Beförderung von Personen in Stockton und Darlington angelegt. Er hatte jetzt die Bildungsfähigkeit kennen gelernt, hütete sich aber, seine Gedanken laut werden zu lassen, weil er, wie er selbst sagt, nicht als Träumer verschrien werden wollte. Er machte 4 Meilen als die höchste, in einer Stunde zurückzulegende Strecke, und er ist überzeugt war, daß sich 12 bis 24 Meilen in der Stunde zurückgehen. Die Erbauung der Liverpool-Manchester Eisenbahn im Jahre 1825 machte seinen Ruf für immer. Er gewann mit seiner Maschine „The Stockton“ den ersten Preis von 500 Pfund Sterling. Von da an leitete er den bedeutendsten Eisenbahnen in England, oder baute Maschinen für dieselben oder zu gleichem Zwecke nach Belgien, Holland, Frankreich, Deutschland, und Spanien berufen. Am 12. August 1848 starb er. S. war ein von einfachem und anspruchslosem Wesen, seine feinen und geschickten Züge aber einen scharfen Geist. Was ihn am meisten auszeichnete, war seine Zurechtfindung in die Richtigkeit seiner theoretischen Schlussfolgerungen, womit er ein gesundes praktisches Urtheil verband. Seinen Arbeitern, deren mehr als tausend hatte, war er beständig mit Rath und That zur Hand und raslos für ihr geistiges und zeitliches Wohlergehen. Sonst liebte er die Abgeschiedenheit des Landlebens und fühlte sich nirgends wohler, als auf seinem Hofe, von seinen Vögeln, Pferden, Kühen und Hunden umgeben. — 2) S., Sohn des Vorigen, geboren 1803, erhielt seine Ausbildung auf der Universität von Edinburgh. Er theilt den Ruhm seines Vaters, ist als Erbauer von Birminghamer, der East-Counties und vieler anderen Eisenbahnen und Verbesserungen an den Lokomotiven berühmt. Eine eigene Erfindung von ihm sind die sogenannten Tubularbrücken, eine geniale Fortbildung der Kettenbrücken, die gleichsam in der Luft schweben, jedoch so fest konstruirt sind, daß ein Erdbeben nicht zu befürchten ist. Eine Riesenbrücke dieser Gattung will man in der Renaiskanal bauen, welcher die Insel Anglesea von Wales trennt. S. ist Mitglied des Unterhauses, ein Hochtorn, richtiger Kirchenmann u. Protektor, aber nur durch seine Stimme, da er selten oder nie spricht.

**Stereochromie**, die, (aus *στέρος* und *χρώμα*) ist eine neue Erfindung von dem Mineralogen u. Chemiker Fuchs (s. d.) u. des Professors Schlothauer, die Frescomalerei eine schöne Zukunft verspricht. Das früher gebräuchliche Fresco fand in der Unzulänglichkeit des Materials und der Beschränktheit des Verfahrens Hemmungen, welche die besseren Künstler von dieser Art ablenkten und nach ablenken mußten. Die großen italienischen Maler, wie wir Fresken besitzen, griffen daher zu Hilfsmitteln, die allerdings für die Gesundheit den empfindlichsten Nachtheil ablenkten, aber für die Zukunft ihren Namen unverklich wurden. Leonardo da Vinci führte sein berühmtes Abendessen einer Art von Firnisamalerei aus, wodurch die frühzeitige Zerstörung dieses Frescos veranlaßt wurde; die Caracci und deren Schüler gebrauchten Leim- u. Ölfarben und schädeten so der Haltbarkeit ihrer Gemälde ebenfalls sehr. In gemäßigten Klimaten empfiehlt sich die Ausübung der alten Frescomalerei, vermöge ihrer von Regen und Frost, noch weit weniger. Hier tritt die S. vermittelnd ein.

Die Farben werden auf chemischem Wege bereitet und können sowohl auf Leinwand aufgetragen werden. Die Ausnahmeflächen werden auf folgende Weise vorbereitet: die Leinwand durch Sättigung mit einer chemischen Verbindung des Wand durch einen leichten Bewurf. Die aufgetragene Farbe wird durch einen Bewurf, mit dem sie sich unzerstrennbar verbindet, zu einem Kalksilikat fest so zu sagen. In Folge dieser festen Verschmelzung mit dem Grunde können die Farben nicht allein den Einflüssen des Wetters, sondern sogar dem mechanischen Berührungen erfolgreichen Widerstand. Man hat schon mit solchen Gemälden in München anstellte, lassen die Eisenbeiseel übrig. Man setzte stereochromatisch gemalte Tafeln von Regen und Sonne aus und fand sie na

ganz unverändert. Zwei andere Tafeln, die eine nach der alten Weise, die a-  
 stereochromatisch auf demselben Material gemalt, brachte man im Februar u. 1  
 1845 acht Wochen lange in das Freie, wo sie Frost und Schnee in einem k  
 lich verstärkten Masthabe zu erdulden hatten, da man sie bei der stärksten  
 noch mit Wasser begoß. Nach Verlaufs dieser Zeit brachte man beide in ei  
 wärntes Zimmer. Der Erfolg konnte für die neue Malerei nicht günstiger  
 fallen. Das Frescogemälde war beinahe vollständig zerstört, in den Fleischpa  
 unkenntlich; ganze Stücke fielen ab und der Mörtelgrund war so aufgelockert,  
 er sich vom Steine aller Orten trennte. Das, nach den Regeln der S. ausgef  
 Gemälde zeigte sich noch ganz so frisch, wie es aus der Hand des Malers g  
 men und der Mörtelgrund bildete mit dem Steine dieselbe untrennbare V  
 wie vor dem Versuche. Ueber andere Probetafeln fuhr man mit scharfen I  
 menten hin und schlug mit Hämmern daran, ohne daß die Farben verletzt w  
 wären. Um eine letzte Probe anzustellen, trug man Säuren auf, die blo  
 Hälfte mit Wasser verdünnt waren u. es zeigte sich dennoch keine Spur einer B  
 ung. Darnach ist gewiß, daß Gemälde dieser Art auch vom Regen nicht l  
 der häufig verdünnte Salpetersäure mit sich führt und bei öfterem Anschlag  
 gewöhnliches Frescogemälde zuletzt zerstört. In ästhetischer und technischer B  
 ung entfaltet die S. nicht minder erhebliche Vorzüge. Bei dem Fresco muß  
 Maler den Grund stückweise auftragen und das einmal angefangene Stüd  
 Laufe des Tages vollenden, oder, wenn ihm dieses nicht gelingt, wieder heru  
 schlagen. Bei der S. wird der Grund nicht stückweise, sondern im Ganzen  
 getragen und nach Bedürfnis angefeuchtet, so daß der Maler aufhören k  
 wann es ihm beliebt. Er kann sogar nach der Vollendung des ganzen Ge  
 des einzelne Partien nochmals übermalen und so die zarteste Verschmelzung  
 reichen. Von wesentlichem Vortheil ist ferner, daß die Farben gleichmäßig  
 ohne Glanz austrocknen, was dem Maler die so wünschenswerthe Befähigung  
 die künftige Wirkung des Gemäldes gleich während der Arbeit mit Sicherhei  
 berechnen. Das Licht und die hellen Töne der Farbenscala stellt die S. ebe  
 schön dar, wie die Frescomalerei und übertrifft diese durch größere Kraft u. I  
 da sie mehr Farben anwenden und dieselben mannigfaltiger mischen kann.  
 erste Anwendung, welche die S. im Großen fand, hatte bei dem pompejani  
 Hause des Königs von Bayern in der Nähe von Aistaffenburg stattgefunden.

Stiegitz, Heinrich, geboren zu Arolsen im Fürstenthum Waldeck 1  
 machte sein Vorkudium auf dem Gymnasium zu Gotha unter Jacobs (s. d.  
 bezog 1820 die Universität Göttingen, ohne sich für ein bestimmtes Fach zu  
 scheiden, indem seine Neigung ihn zur Dichtkunst hinführte. Die Verwickelun  
 demagogische Umtriebe nöthigte ihn, Göttingen mit Leipzig zu vertauschen, w  
 die Bekanntschaft der damals 16jährigen Charlotte Sophie Willhöst machte,  
 selbst für die Poesie sehr empfänglich, sich zu dem jungen S. hingezogen fü  
 Dieser machte jetzt geregelte Studien der Philologie, da Unglücksfälle, die in  
 Zwischenzeit seinen Vater getroffen hatten, ihm Rücksicht auf seinen künftigen  
 bendunterhalt aufnöthigten. Die Braut, von der Besorgniß gequält, daß S.  
 ihretwillen das Prodkudium zur Hauptsache machen werde, beschloß, den Geste  
 dieser profaischen Sorge durch Selbstmord zu entheben, aber eine heftige Kran  
 machte durch eine glückliche Krisis dieser Ueberspanntheit ein Ende. 1828 erl  
 S. in der preussischen Hauptstadt die Stelle eines Gymnasiallehrers und Gu  
 an der königlichen Bibliothek und führte seine Geliebte heim. Allein S. gefiel  
 weder als Dichter, noch als Beamter. Den Grund hiervon suchte er aber nich  
 sich, sondern außer sich. Daß er mechanische Geschäfte übernommen, peinlich  
 Ort und Stunde gebunden war, dünkte ihm unerträglich zu seyn. Die allgem  
 Stimmung der Zeit war seiner melancholischen Selbstquälerei willkommene N  
 ung. Nach dem Verunglücken der Julirevolution kam jene Periode des S  
 Schmerzes, auf die unsere junge Generation mit kopfschüttelnder Verwunderung hi  
 sieht. S. befand sich in Berlin in dem Brennpunkte, wo die schwarzen Stral

des poetischen Jammers zusammenkleben. Einmal entfloß er, nachdem die Freigebigkeit seines Heims, des eben so reichen, als modernen Banquiers Ludwig von S. in Petersburg ihm erlaubt hatte, seine beiden Stellen niederzulegen u. suchte auf einer Reise nach Petersburg, Moskau, Nischneinowgorod und Kasan Zerstreuung; dann es zog ihn wieder zurück nach den Kreisen, wo seine Leiden verstanden wurden. Seine Gattin nährte, ihrer sich unbewußt, seinen Trübsinn noch, indem sie seine dichterischen Fähigkeiten noch viel mehr überschätzte, als er, ihm in kritischen Tagen Anreizungen zu Produktionen gab und mit ihm klagte. Er seinerseits verdrückte sie durch seine Melancholie, die im Grunde so gut eine körperliche, als geistige Ursache hatte, da er an starken Blutwallungen litt. Im Sommer 1834 suchte er Erleichterung im Bade Rissingen u. kam so krank, wie immer, nach Berlin zurück. Nur eine Möglichkeit der Rettung stellte sich seiner Gattin dar: wenn ein großer, schneidender Schmerz, der mit Blitzesschnelligkeit in seine Seele fiele, ihn dem stumpfsinnigen Brüten entreiße. Am 29. December 1834 Abends, während S. in einem Concert neue Heiterkeit schöpfte, gab sie sich selbst den Tod. Für S. war der Tod seiner Gattin ein großes Unglück und nicht bloß wegen des Schmerzes, den ein solcher Opfertod ihm zufügen mußte. Der Blick der Nation richtete sich auf ihn; die Lobredner der Todten waren die ersten, die von ihm sprachen, daß er durch eine große dichterische That sich einer solchen Aufopferung würdig zeige. Aber er war nun einmal kein großer Dichter, diese Ueberzeugung muß sich ihm am Grabe seiner Gattin aufgedrungen haben. Gerade jetzt war er sich in die kalte Umarmung der Prosa. Seit dem Tode Charlottens hat er nichts Reminiscenzer mehr gedichtet. Er entzog sich der öffentlichen Aufmerksamkeit, verließ Berlin und streifte auf Reisen umher. Diese Reisen und Fußwanderungen, die frische Luft der Alpen, wurden seinem kranken Körper die Medizin, die er so lange gesucht hatte. Venedig wurde sein Aufenthaltsort. Von dort durchstrebte er bald Italien, bald das litorale Dalmatiens, am liebsten in der Gesellschaft literarischer Freunde, selten allein. In der „Allgemeinen Zeitung“ hat er viele seiner Beobachtungen niedergelegt; er ist zehn Jahre lange der Bearbeiter dieses ersten deutschen Blattes gewesen. Ein größeres Werk: „Italien & Dalmatien, Briefe und Erinnerungen von H. S.“ erschien 1845. Große Sensibilität läßt sich diesem Buche nicht zuerkennen, aber man erkennt den Dichtersinn aus demselben, als aus irgend einem seiner früheren Werke. Der Jubelsturm, der in Italien nach der Thronbesteigung Pius IX. ausbrach, fand in seiner Person ein Echo, die Erhebung von 1848 erweckte alle seine begrabenen Hoffnungen. In seiner Begeisterung für die europäische Freiheit, die sich ihm in reinem Gehalt zeigte, von aller Beimischung von nationaler Eifersucht u. Feindschaft richtete er einen „Ausruf“ an die deutsche Nation und ihre Vertreter, die Italiener als gleichberechtigte Brüder anzuerkennen. Er wollte an sie verschenkt wissen alles Land, wo Mandoline und Guitare klingt und traf so ganz mit den blutigen Ultras der „Meereswittve“, auch „Venetia la bella“ geheißen, zusammen, die den Brenner als Gränze forderten. Natürlich entging er einer scharfen Zurückweisung nicht und schrieb nun ein Werkchen: „Italien, Oesterreich und Deutschland“, in dem er die Italiener gegen ungerechte Bewürfe in Schutz nahm seine Ansichten von den Vortheilen, die ein unabhängiges Italien Deutschland gewähren würde, näher entwickelte. Wie vor ihm schon Andere, wollte er Deutschland Italiens und in Italien Deutschlands Schutzredner seyn. Das hat Oesterreichs zerschnitt seine Fäden, wenn es ihm überhaupt gelungen ist, anzuknüpfen. In der eng eingeschlossenen Stadt erlebte er alle Mühen u. Anstrengungen der langen Belagerung, nicht deren Ende. Während die Cholera wüthete, selbst Borboten der Krankheit empfand, badete er noch im Meere und ließ sich Diätfehler, als ob er habe sterben wollen. Am 24. August 1849 starb er an der asiatischen Seuche in ihrer intensivsten Form; sechs Stunden später wurde er beerdigt. — Das erste Werk, mit dem S. vor das Publikum trat, sind seine „Reisen“ mit Ernst Grose herausgegebenen. —

der Griechen“, denen 1829 ein „Berliner Musenalmanach“ mit mehreren gelungen lyrischen Beiträgen von ihm folgte. Seine schönste dichterische Zeit reicht 1831—33. obgleich gerade diese Periode die Tage seiner bittersten Leiden em. In diese Zeit fallen seine „Siber des Orients“ (4 Bde.), mit der sehr gelungen dramatischen Arbeit „Sultan Selim der Dritte“. Die „Stimmen der Zeit“ schloß sich diesen Produktionen würdig an. Das „Dionysfest“ ist eine, durch manch lungene Einzelheiten ausgezeichnete, im Ganzen verfehlte Dichtung. Seine teren Leistungen fallen in die Zeit nach dem Tode seiner Frau. Am zeichnen sich noch die „Berggriffe aus dem Salzburger, Tiroler und bayeri Gebirge“ aus; sonderbar und barock ist der „Gruß an Berlin“, eine in Verf brachte, humoristisch-satirische Schilderung der literarischen Zustände Berlins. seinem Aufenthalte in Venedig arbeitete er an einer Geschichte der Dogenstadt im Manuscripte vollendet seyn soll.

**Stirling**, Stadt in der schottischen Grafschaft Stirlingshire, in sehr rothlicher Lage am Forth, mit 9000 Einwohnern, Tartan- und Teppichweberei, sehnlichem Handel. Die auf hohen, steilen Felsen thronende Burg daselbst durch mehre Jahrhunderte die Wohnung der schottischen Könige. Sie behr die reizendste Gegend Schottlands; die Aussicht von ihren Zinnen ist 80 eng Meilen lang und 18 breit, und umfaßt zwölf Schlachtfelder, welche die Schotten für die Sache ihrer Herrscher mit ihrem Blute getränkt. Die stolze troste in der Ritterzeit allen Angriffen, und im Innern zeigen sich noch E der früheren königlichen Pracht. Die grotesken Figuren, welche in den Vor an den Wänden herum auf besondern Piedestalen ruhen, überraschen den E renden, der sich in die Höfe Alhambra's versetzt glaubt. Der schöne Fel'en dem die Damen den Turnieren zusahen, heißt noch heute der „Damensfelsern Man behauptet, daß der Schloßfels schon unter den Risten befestiget g sei. Die Römer hatten hier Lager errichtet und militärische Straßen durc ganzen Landstrich angelegt. Später wurde um den Besitz desselben in d Kämpfen zwischen den Schotten und den Sachsen von Northumberland gef. Alle Stuarthe hielten in S. Hof und die unglückliche Maria Stuart geba ihren verbängnißvollen Sohn, Jakob VI.

**Stöber**, Ehrenfried, ein, um die Aufrechthaltung deutschen Weser deutscher Sitte im Elsaß hochverdienter Mann, geboren zu Straßburg 1779, nete sich schon in der Schule durch wissenschaftliche Studien und seinen pol Eifer so sehr aus, daß ihm die Ehre zu Theil wurde, den Pariser Abge Denzel im Namen seiner Mitschüler zu bewillkommen. Bald darauf trat das Bataillon „des Enfants de la patrie“, aus lauter Knaben von 12—1 ren bestehend, die dort unter kriegerischem Pomp für die Grundsätze der und Gleichheit begeistert werden sollten. Um eben diese Zeit erschienen seit tischen Versuche, Hymnen auf das Vaterland, die Freiheit, die Freundschaft Religion. Ein anderes jugendliches Unternehmen hat bleibendere Früchte g: Es ist hier die „literarische Gesellschaft alsatischer Freunde“ gemeint, zu de sten Mitgliedern, auffer S., noch Rieder, der Biograph Pfeffel's, Arnold, de fasser eines elsässischen Lustspiels: „Der Pfingstmontag“ u. der Professor u. prebiger Redslob (gest. 1834) gehörten. Redslob führte den Vorß in de sammlungen, in denen die Mitglieder über die neuesten Erscheinungen im C der Theologie, Philosophie, Philologie, Aesthetik, Geschichte u. s. w. Veri statteten und sich in der Ausarbeitung wissenschaftlicher Aufsätze versuchten. Lieblingssthemata, das auch von S. und zwar am besten behandelt wurde, w: „Verhältniß der französischen Sprache zur deutschen im Elsaß“. In S. durch diesen Verein das Verlangen stärker, sich einer rein gelehrten Thätigkei zugeben. Doch gestatteten die Verhältnisse die Erfüllung dieses Lieblingswu nicht. Er mußte praktische Rechtswissenschaft studiren, um dereinst der Nach seines Vaters im Notariat zu werden. Straßburg, dessen Lehrstühle damals wichtigen Lehrern besetzt waren, wurde seine erste Hochschule, dann Erlangen.



Reise doch in wurde am 7. April 1801 angetreten und war für ihn eine Pilgerfahrt zu den Dichtern Deutschlands. Nach Art der Jugend gab er sich den Einbräuten, die er empfing, mit Begeisterung hin und schwärmte für Dichter dritten und vierten Ranges, die gegenwärtig vollkommen verschollen sind. Wilhelmine Müller, Reuffer, Gmelin, Haug, Matthison, empfingen von ihm Besuche, deren geringste Einzelheiten im Tagebuche mit einer Art von heiliger Ehrfurcht gezeichnet sind. Im J. 1802 kehrte S. von Erlangen zurück u. begab sich nach einem kurzen Aufenthalte im väterlichen Hause nach Paris. Unter den dortigen Gelehrten zog ihn am meisten Verreaux an, der seinerseits den strebenden Jüngling vor seinen anderen Schülern auszeichnete. Dem sinnlichen Treiben der Hauptstadt blieb er ganz fremd und fand neben seinen Studien bloß für die Pflege der deutschen Literatur Zeit. Die Dichter Stolberg und Seume, Helmine von Chezy, den nachmaligen Obermedizinalrath von Froberg u. A. sah er oft. Der letztere wurde sein genauer Freund und stand später noch Jahre lange mit ihm im Briefwechsel. Nach seiner Rückkehr in das Elfaß arbeitete er einige Zeit auf dem Bureau seines Vaters. 1806 vertheidigte er seine sehr gründlich geschriebene Abhandlung des Testaments après la législation du Code civil, wurde Notar und blieb es bis 1821, in welchem Jahre er in den Advokatenstand eintrat. Seine Freistunden wurden fortwährend dem Dienste der Musen geweiht. Die meisten seiner Gedichte sind in den verschiedenen Jahrgängen des elsässischen Taschenbuches enthalten, das er mit einigen Freunden, unter Mitwirkung des in Deutschland wenig bekannt gewordenen Schlichtenmalers Benjamin Zir, herausgab. Unter den Mitarbeitern fanden sich bekannte und berühmte Namen: Pfeffel, Hebel, Schweighäuser, Büchtemann, Arnold, Lamey u. s. w. Mit Pfeffel, dem er seine Gedichte vor der Veröffentlichung vorzulegen pflegte u. mit Hebel stand er in näheren Beziehungen. Seine Uebersetzung des Templiers von Raynouard, die er in dieser Zeit besorgte, ist Beifall gefunden. In Deutschland wurde man vorzüglich durch die Herausgabe seiner gesammelten Gedichte auf ihn aufmerksam. Im Elfaß waren zwei Ausgaben vergriffen, als Gotta 1821 eine dritte erscheinen ließ. Man freute sich, in S. eine so ächt deutsche Gemüthsrichtung zu begrüßen, doch fehlte es auch nicht an Stimmen, die ihm zum Vorwurf machten, daß er in der Politik französisch denke, statt sich zum Mittelpunkte einer deutschen Partei im Elfaß zu machen. Dieser Vorwurf war ungerecht. Man konnte ihm, dem Elsässer, nicht verdenken, wenn er für die politischen Garantien, die Frankreich seinen Bürgern gewährt, eine Sympathie empfand, die er dem großen Vaterlande jenseits des Rheines entgegen mußte. Namentlich damals, zu der Zeit der Karlsbader Beschlüsse, waren diese Zustände nicht so einladend, um bei einem deutschen Bürger ein Heimweh zu machen. Sein französischer Patriotismus hat übrigens stets einen starken Haß von Provinzialismus gehabt, eine, bei den Bewohnern des Elfaß häufige und natürliche Erscheinung. Unter der Restauration war S. ein eifriger Oppositionsmann und entschiedener Widersacher der systematischen politischen Reaktionsversuche im Elfaß. Wie sein neuester Biograph, Fr. Ditto, erzählt, verlegte ihn sein Freisinn zu verschiedenen Malen in mißliche politische Verhältnisse. Er ließ sich gleichwohl nicht irre machen und beharrte auf seinem Entschlusse, gegen Alles in die Schranken zu treten, was der Wohlfahrt des Elfaßes feindlich entgegenstand. Dünals wurden ihm von Seiten der oberen Beamten Anträge gemacht, für die Restauration zu erklären. Aber alle diese Bemühungen blieben fruchtlos. In jener Zeit hielt er in einer obern Kammer die Exemplare früherer oder neuer Freiheitslieder verborgen und unter diesen auch das häßliche Lied: „beim Tode der dreifarbigten Kofaube.“ Eines Tages kamen seine Knaben über dieselbe nichts Eiligeres zu thun, als sich einiger Päckete derselben zu bemächtigen u. die Nachbarkinder zu vertheilen, durch welche sie auch ältere Personen erhielten. Von dem Vaters Schrecken, als er beim Nachhausekommen die ganze Nachbarschaft seinen Liedern vor der Thüre fand. Die Sache war nicht abbar, die Kinder konnten nur mit großer Mühe u. durch Erklärung t... konnte

er der Strafe entgehen. 1816 begann S., im Vereine mit mehreren Freunden Zeitschrift „Alsa“, die Anfangs die günstigste Aufnahme fand, aber nur zu den feindseligsten Einflüssen erlag, die sich im Elsaß damals, wie später solchen Unternehmungen entgegenstellten. Die Theilnahme von Schweighäuser, J. A. Schreiber und Hebel gewann ihm die Achtung der Besseren, der große blieb gleichgültig und gab der leichtern französischen Kost den Vorzug. Da seiner Zeitung einen vorzugsweise elsässischen Charakter geben wollte, durch ländliche Sittenschilderungen und geschichtliche Darstellungen den Sinn für Heimath zu wecken vorhatte, schützte seine Zeitschrift nicht u. schädete ihr sogar Vieles. Die Vorliebe für französische Verfassung, Pressfreiheit, Rechtsgleich Geschwornengerichte ist es nicht, was uns im Elsaß am Meisten schadet, sondern jene leidige Gelehrts- und Bornehmthuerei, die mit der Kenntniß französischer Sprache und Sitte prahlt und sich verächtlich von Allem abwendet, was atemberaubende Heimath erinnert. Das Beste, was von S. in dieser früh eingelebten Zeitschrift stand, war seine Geschichte „Die Züricher in Strassburg,“ lebendiges und wahrheitsgetreues Gemälde mittelalterlicher Eliten. Einen solchen patriotischen Zweck, wie die Alsa, hatte seine deutsche Anthologie, an die seit 1808 gesammelt hatte und die er bei Levrault in drei Bänden erscheinen ließ. Der Zweck, Elsaß und das deutsch-redende Frankreich überhaupt mit der Literatur des Mutterlandes in lebendiger Verbindung zu erhalten, verdient Anerkennung, so mögen wir darüber hinwegsehen, daß seine Arbeit nicht allen den Anforderungen entsprach, die man an Werke solcher Art machen muß. Auch so sind die Charakteristiken einzelner Dichter gelungen zu nennen und mit ihrer Schlagenden für gewissen Kritikern als Muster zu empfehlen. Eine Kaskade im Volksdialekt „Daniel oder der Strassburger,“ die er um diese Zeit dichtete, bekundet sein großes Talent, Volksscenen zu malen und dem Spießbürgertum ergötzliche Seiten abzugewinnen. Das Stück machte in Strassburg, Mühlhausen und anderen elsässischen Städten entschiedenes Glück und einzelne Lieder desselben sind in den Mund des Volkes übergegangen. Ein Idyll im Strassburger Dialekt, „das Christfest,“ ist unvollendet geblieben, was sehr zu bedauern ist, da dieses Idyll so weit es bekannt geworden ist, zu den gelungensten Leistungen S.s zu gehören scheint. Das Idyll war ursprünglich zu einem Jugendschrittchen bestimmt, das unser Dichter im Jahre 1827 zur Förderung eines milden Zweckes herausgab, zu dem „Liederkränze für Kinder und ihre Freunde“, dessen Lieder größtentheils in ächt kindlichem Sinne gedichtet sind. Mehr, als seine Hymne auf die Reformation, sind seine Gricchenlieder Ergüsse seiner ächt-patriotischen Gesinnung, die unter dem Drucke der Restaurationspolitik einen um so höhern Ausschwing nahm. Daß er die Julirevolution mit jugendlichem Feuer begrüßte, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Der Titel der Zeitung, die er damals besorgte: „Gradaus!“ bezeichnet genugsam, in welchem Sinne er dieses gewaltige Ereigniß auffaßte und welche Folgerungen er daraus zog. Die Vorrede zu seiner Uebersetzung von Lamennais: „Paroles d'un croyant“ enthält sein politisches Glaubensbekenntniß. Daß seine Hoffnungen bitter getauscht wurden, war nicht der geringste Schmerz seiner letzten Lebensjahre. Aus einer früheren Periode müssen wir noch eine Arbeit erwähnen, mit der er dem geliebten Lehrer seiner Mutter einen Tribut der Pietät abtrug. Es ist dies sein: Vie de J. F. Oberlin, pasteur à Waldbach, das allen, über diesen Mann erschienenen, Lebensbeschreibungen zu Grunde liegt. Die Korrektheit seiner Sprache hat bei den französischen Literatoren Beifall gefunden, aber alles Andere ist verfehlt. Das Buch ist, von den deutschen Auszügen und sonstigen Penzungen abgesehen, wirkungslos geblieben. Die Franzosen kümmern sich um das Leben eines deutschen Pfarrers nicht; die Deutschen haben an der Sprache, die Elässer an dem Umfange des Buches Anstoß genommen. Ein Volksbuch, wie S. damals bewerkte, ist es am Wenigsten geworden. Er selbst fühlte dies so gut, daß er mit dem Gedanken umging, sein Werk in das Deutsche zu übersetzen, woran ihn vielleicht die, später in Stuttgart von anderer Hand besorgte, Uebersetzung hinderte. Im Jahre 1835,

seinen Lebensjahre, veranstaltete er eine Gesamtausgabe seiner Gedichte und prosaischen Aufsätze in drei Bänden, die sich einer ungetheilten Verwunderung zu erfreuen hatten. Den Inhalt bilden Romane, Balladen, poetische Erzählungen, Epische, lyrische und vermischte Gedichte, Epigramme, ein Liederkranz für Kinder, dramatische Gedichte, kleine prosaische Schriften, Biographien, Aphorismen u. s. w. Noch in den letzten Wochen hegte er mehre Entwürfe, wollte Kriese's Geschichte von Embsburg fortsetzen u. eine neue Monatschrift: „Elsaßsches Volksblatt“ herausgeben: da rief ihn der Tod ab, 28. December 1835.

• Strombeck, Friedrich Karl von, starb zu Braunschweig den 17. August 1848.

Sulz, im bayerischen Regierungsbezirke Mittelfranken, Landgerichts Feucht-  
wang, an den Quellen der Sulz, ehemaliges adeliches Frauenkloster Prämonstratenser-Ordens, dessen Stiftung aller Wahrscheinlichkeit nach in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts fällt. Alte Schriften geben die Herrn von Wahrberg, Lär, Beck und Reichenburg als die gemeinschaftlichen Gründer und Erbauer an. Im Bauernaufsture wurde das Kloster 1525 ausgeplündert und eingeäschert. 1556 ward es in Folge der Reformation aufgehoben. Die letzte Aebtissin, Barbara v. Eckardorf, hinterließ einen bedeutenden Schatz, welchen man nach ihrem Tode in einem verborgenen Gemölbe fand. Markgraf Georg Friedrich von Ansbach veränderte die Klostergebäude in ein Jagdschloß.

• Symbol. — Dieses Wort ist (wie das lat. Symbolum) das Echo des griechischen *συμβολον*, sollte daher auch alle die Bedeutungen haben, die dieses hat, es sind ihm aber nur einige davon eigenthümlich geblieben. Das griechische Wort bedeutet Zeichen, das deutsche auch. Das letztere bedeutet indeß nicht so viele Arten von Zeichen, wie das griechische (nicht: Marke, Merkmal, Devise, nicht jede biblische Figur). Das griechische Wort bedeutet ein Wiedererkennungszichen (Parole, Rufwort, Feldgeschrei, vergl. das lat. tessera); das deutsche nicht. Das griechische Wort bedeutet: Pfand, Handgeld, Draufgeld, das deutsche nicht. Das deutsche bedeutet unter anderen (wie das lateinische Symbolum in der frühlichen Latinität) die Formel des Glaubensbekenntnisses, sogar einen kurzen Bahlpruch (nicht jeden Sinnpruch). Wo es die Bedeutung von Zeichen hat, bedeutet es ein Zeichen für irgend eine Idee (sofern Idee verschieden ist von Begriff). Alle diese mehren Bedeutungen des griechischen und minder zahlreichen des deutschen Wortes entsprechen einer einzigen Grundbedeutung. Es fragt sich aber gleich: wie diese im Geymon des griechischen Wortes wurzeln? und wir müssen rüber wohl hier, bevor wir von den einzelnen Bedeutungen handeln, eine philosophische Erklärung geben. theils deßhalb, weil man die Grundbedeutung aus dem icklichen Wurzelwort (*συβαλλω*) fast nirgends richtig abgeleitet findet, theils, weil es dadurch möglich wird, den Umfang der anderen abgeleiteten Bedeutungen nau zu begränzen. Das griechische Zeitwort *συβαλλειν* bedeutet: a) zusammentragen und (wie das lat. conferre) beitragen (z. B. bei Sammlungen). jede Bedeutung hat man dem Worte „Symbol“ fälschlich zu Grunde gelegt, wenn man z. B. für das apostolische Glaubensbekenntniß den Namen Symbolum her entlehnt glaubte, weil jeder Apostel dazu einen Beitrag, der eine nimmlich theils, der andere jenes Wort gegeben habe. Man verwechselte hierbei *συμβολον* mit *symbolum* mit *συβολη* und *symbola* - collatio, Beitrag; oder, wenn die Josephischen Erklärer der philosophischen Bedeutung des Wortes „Symbol“ zu Grunde legten, das S. sei etwas, das Ueberflüssiges „zusammenbringt, verknüpft, vereint.“ Das griechische Wort *συβαλλειν* wird im lateinischen ausgedrückt durch *co. jivere*. Man sieht dies im lateinischen auch nachahmen, vermuthen, (flüchtiges Equivocum), so meint man gewöhnlich, daß aus diesem Begriffe die Bedeutung Zeichen abgeleitet habe. Diese Erklärung hat aber die grammatische Form des Wortes nicht; denn *συβολον* müßte sonach, wie das lat. *conjectura*, anzeigen: das Vermuthete, das Vermuthete. Das bedeutet aber das Wort *conjectura* und nicht *symbolum*, wenn dem Worte diese Bedeutung zutame, das *conjectura* ruff:

„Zeichen“ entspringen. Das Wahre ist Kolaendes. Es liegt dem Worte  $\sigma\upsilon\lambda\lambda\omicron\upsilon$  die Medialform des Verbums  $\sigma\upsilon\mu\beta\acute{\alpha}\lambda\lambda\omega$ , also die Form  $\sigma\upsilon\mu\beta\acute{\alpha}\lambda\lambda\omicron\mu\alpha$  Grunde, d. h. ich komme mit Jemanden überein, ich verabrede mich, mache über Etwas mit Jemand einverstanden.  $\Sigma\upsilon\mu\beta\omicron\lambda\omicron\nu$  also ist 1) Das, worüber sich mit Jemand ins Einverständnis gesetzt hat, ein verabredetes Zeichen. Hier entspringen nun folgende Bedeutungen des griechischen Wortes: Marke zur wechselseitigen Anerkennung (wie z. B. Gastfreunde, Ordensbrüder, Zunftgenossen sie eintragen), Parole, Lösungswort (im Kriege), Angelb, Unterpfand (bei Pächtern, Accorden und Gerichtshandeln). Ein Zeichen der Wiedererkennung enthält gleich auch den Begriff eines Unterscheidungszeichens in Beziehung auf die, die der Corporation, für welche jenes Zeichen das Zeichen der Wiedererkennung nicht gehören, ebenso aber auch den Begriff eines Selbstverpflichtungszeichens. Hierin liegt der Grund, warum die Christen die Benennung S. auf ihr christliches Glaubensbekenntnis übertragen haben. Es war dieses Bekenntnis ein die Christen verpflichtendes, sie von den Nichtchristen unterscheidendes Zeichen (das Zeichen, worüber die Christen sich erkannten, worüber sie sich mit sich selbst und den Brüdern verabredet hatten); Wer ein Christ sein will, der muß sprechen: „Ich glaube Das u. Das.“ Aus diesem Grundbegriffe entspringt ferner die Bedeutung: Wahlspruch (ein Spruch, den man sich zur Regel nimmt und den man zu halten sich selbst versprochen hat). Wie kommt es nun aber, daß S. 2) das Zeichen ist vorzugsweise für eine Idee, für Etwas, das der Ideenwelt angehört? ein Sinnbild? Das hat zum Theil einen geschichtlichen Grund, einen Grund, den man in den alten griechischen Mysterien zu suchen hat. Die Mysterien waren Orte, wo Geheimnisse (Lehren aus der Naturwissenschaft geschöpft) gelehrt wurden. Diese Lehren wurden nur denen mitgetheilt, die in den Schülerkreis (als Glieder der geheimen Gesellschaft) aufgenommen waren und vor Anderen (den Nichteingeweihten, Profanen) verborgen gehalten. Die Lehrer dieser Weisheit waren in Bilder gekleidet, welche Bilder sonach nothwendig mythische (etwas Unfinnlisches, Ueberfinnlisches abbildende) Zeichen waren und diese Zeichen waren zugleich die S.e, woran die Genossen des geheimen Vereins sich erkannten. So heftete sich denn hier dem Worte S. der Begriff des Mythischen an und dieser Begriff machte dann für das Wort die Bedeutung prädominirend, daß unter S. ein Phantasiebild gedacht wird, womit etwas Geistiges, Ueberfinnlisches abgebildet wird. Alle Völker, welche Religion und religiöse Ideen hatten, schufen sich solche Bilder (S.e); das abbildende Bild fand entweder Gestalten oder Worte. Die griechische Kunst bildete Göttergestalten, indem sie zugleich die Attribute der einzelnen Götter durch Bilder (z. B. Pfeil, Bogen und Gestalten der Thiere, deren Eigenschaften etwas, der darzustellenden Eigenschaft der bestimmten Gottheit Aehnliches hatten) anschaulich machten. So erschienen also die Göttergestalten mit ihren Attributen (die eine Eigenschaft darstellenden symbolischen Gestalten, z. B. Jupiter mit dem Adler). Die Gestalt der Gottheit mit dem Attribute ist demnach ein S. So waren denn auch gewisse Thiergestalten, z. B. bei den Hebräern die Taube, das Lamm, die Cherubim, (Ezech. 1, 16.) u. a. S.e. Das S. muß eben nicht stets Göttliches darstellen. Es lassen sich auch Personifikationen anderer Art, z. B. für Naturkräfte, Naturwirkungen, Naturerscheinungen denken, die mithin ebenfalls den Stoff und Gegenstand zu S.en darbieten können. So ist z. B. bei den Griechen ein Genius mit umgewandter Fackel, bei den Christen ein menschliches Knochengeriippe mit der Sense, S. des Todes. So sind viele mythologische Erzählungen, wie z. B. von Uranos, der seine Kinder verschlang, von Pan, von Ceres u. Personifikationen, entstanden, um gewisse Naturwirkungen tiefer zu symbolisiren. Das S. ist entweder einfach oder zusammengesetzt. Man muß auch einen gewissen Unterschied machen zwischen S. und symbolischer Darstellung. Eine symbolische Darstellung kann auch Fakta zum Gegenstande haben und diese durch mehre S.e darstellen. Das S. und die symbolische Darstellung veranschaulicht, wie das Bild u. das Gemälde, aber doch muß man zwischen Bild (Gemälde) u. S. unterscheiden.

Das Bild ist Abbildung eines sinnlichen Gegenstandes (z. B. das Bild eines Baumes, eines Thieres u. s. w.): wer möchte das S. nennen? Auch eine, durch die Phantasie des Malers geschaffene Zeichnung, wie z. B. die der Nacht, kann man nicht eine symbolische nennen, denn sie ist Nachzeichnung des Wirklichen; noch weniger darf man das Wort S. und symbolisch in der (allgemeinsten) Bedeutung von Zeichen überhaupt nehmen, wonach z. B. schon jedes Wort u. jedes Schriftzeichen ein S. seyn würde; eher kann man Bilder, welche Buchstaben oder Wern betrauten, wie die Hieroglyphen und die Pilder der chinesischen Schrift, S. nennen. Für die symbolische Darstellung ist das Bild oder die Gestalt, die sie gebraucht, repräsentirend. Diese Gestalt repräsentirt durch ihre Eigenschaft ein anderes Gestalt Loses, dem dieselbe Eigenschaft im eminenten Sinne zukommt. Das Unanschaulbare, das gleichwohl als vorhanden gedacht und mit gewissen Bestimmungen, Prädikaten, Attributen, Beschaffenheiten gedacht wird, kann vorstellbar, z. B. der Phantasie gegenwärtig nur dadurch gemacht werden, daß es mit dem Anschaulbaren verglichen wird, d. h., daß zur Vergegenwärtigung des Gestaltlosen etwas aus der Einmenwelt genommen wird, das analoge Wirkungen vollzieht. Der Philoſoph (z. B. Kant) sagt: Alle unsere Erkenntniß Gottes ist symbolisch. Richtiger vielleicht wird gesagt: Das (positive) Vorstellen der göttlichen Eigenschaften und des Ueberſinnlichen überhaupt ist symbolisch. Die Naturphilosophen reden (schwachen) viel davon, daß die Natur das S. des Geistes und des Geistes sey; die Natur, sagen sie, sei die bedeutungsvolle Hieroglyphe, in welcher der tiefere Sinn des Höhern eingeschlossen ruhe, eine große, sinnvolle Buchstabenschrift des Ewigen. Wenn damit das gemeint wird, daß die Natur ebenso eine Expansions- und Contraktionskraft, wie das Ich, oder der Geist, äußere und daß ihr aus sich Heraus- und wieder in sich Hineingehen von niederen Stufen sich zu höheren emporarbeitete, wo es sich in höherer Potenz wiederhole, so daß also die Natur gleichsam der erloschene Geist und der Geist die zum Selbstbewußtseyn erwachte Natur sei — so kann man so wenig sagen, die Natur sei S. des Geistes, als man sagen kann, das Kind sei S. des Mannes. Das S. ist nicht das Gegenbild des Andern (so wenig das abgedruckte Siegel, des Reitschafis Gegenbild, S. der dem Reitschafis aufgeprägten Figur ist). Ueberhaupt kann ein Existirendes, als solches, nicht S. eines andern Existirenden seyn (so wenig, als sich eine symbolische Geschichte denken ließe); man kann nur sagen: es kann (vom Künstler) zum Symbol eines andern gemacht werden. — Auch Handlungen können symbolisch seyn, d. h. mit Absicht so eingerichtet werden, daß sie symbolische Bedeutung haben. Wir müssen aber auch hierbei wieder die symbolischen Handlungen von den das Wirkliche nachbildenden (vergleichen z. B. diejenigen sind, wodurch Stumme sich verständlich machen) unterscheiden. So war es eine symbolische Handlung, worin Christus, um seinen Jüngern die Lehre zu geben, daß, wer den geringsten Christusbekenner huldvoll aufnehme, ihn selbst aufnehme, ein Kind mitten unter die Jünger stellte, und nun sagte: wer dieses Kind darum, weil es zum Jüngerkreise (zum Vereine seiner Anhänger) gehöre, aufnehme, der nehme ihn selbst auf. — Das Kind repräsentirt hier (den Geringsten); der Apostelkreis repräsentirt (den Christenverein); das Kind in der Mitte des Apostelkreises repräsentirt (den Geringsten unter den Christen). — Durch symbolische Handlungen Andeutungen zu geben war bekanntlich Sitte der jüdischen Propheten. — Ueber symbolische Rede bemerken wir Folgendes: Es lassen sich, wie bereits oben angebeutet wurde: a) symbolische Dichtungen denken, sofern z. B. symbolische Gestalten oder Personifikate in Handlung gesetzt werden, um eine Idee, oder eine Naturregel, oder ein Faktum darzustellen. Werden diese symbolischen Darstellungen für Geschichte genommen und so als Geschichte erzählt und nachgezählt, so entsteht ein Mythos. (Viele Mythen sind aus mißverstandenen S. en entstanden.) Bekanntlich hat eine gewisse Partei von Christenklärern auch in den Schriftten des neuen Testaments symbolische Dichtungen finden wollen (z. B. die Herabkunft des Geistes in Taubengestalt auf Jesum Christum z. B. die Herabkunft des

dan, die Erzählung von der Versuchung Christi, die von der Ausgießung des Heiliges am Pfingstfeste u. a.). Die andere, orthodoxe Partei verwirft aber die Voraussetzung, daß hier symbolische Dichtung gegeben sei und nimmt die Erzählung dogmatisch für geschichtliche Wahrheit, — aus dem Grunde, weil nicht dargethan werden könne, daß die fraglichen Erzählungen keine wirkliche Geschichte enthalten. Sodann können in der Rede b) einzelne symbolische Redensarten vorkommen (wie besonders in den heiligen Schriften des Alten u. Neuen Testaments) und diese sind dann von den bloß metaphorischen zu unterscheiden. Die Metaphor hält sich im Gebiete des Sinnlichen auf und vergleicht hier Ähnliches mit Ähnlichem, um das vorstellig zu Machende zu beleben und zu verschönern, aber das Symbolische läßt die Vorstellung übrig, oder vielmehr regt die Vorstellung an, daß das Bild hinter dem, was es bilden sollte, weit zurück bleibe. In der religiösen Sprache des Alten und Neuen Testaments rechnen wir hieher: die Anthropomorphismen, wodurch die Vorstellung göttlicher Attribute erleichtert wird (z. B. das Angesicht, die Augen, die Hand des Herrn und viele andere solche Redensarten); Ausdrücke in der Zeichensprache des Evang. Johannis, wenn Jesus Christus z. B. das Brod des Lebens, den Weg, das Leben ic. nennt, sofern mit solchen Benennungen angedeutet wird, daß er (dynamisch) dasselbe leiste, was die Dinge, denen jene Benennungen eigentlich zukommen (das Sinnliche ist hier zum Ausdruck gewählt, nicht seiner Gestalt selber, sondern um eines ihm Inhärenten willen und dieses ihm Inhärentende soll das Bild seyn dessen, was in eminentem Art und in sublimier Weise dasselbe ist). So enthält denn der symbolische Ausdruck das, was er symbolisirt, zugleich dem Reim nach mit in sich und das ist's, was ihn von der Allegorie unterscheidet. Unter Allegorie versteht man ein bildlich dargestelltes Subjekt, verbunden mit mehreren bildlichen Prädikaten. Quintilian führt als Beispiel die allegorische Rede aus Heraclit an: *O navis, reserent in mare te novi fluctus, o quid agis? sortiter occupa portum!* (o Schiff, sollen neue Fluthen dich ins Meer zurückbringen? nimm herzhaft den Hafen ein. Was ist unter dem Schiffe gemeint? Der Staat — die neuen Fluthen sind Bürgerkriege. Das Einlaufen in den Hafen ist die Erhaltung der Ruhe. — Wäre hier, statt des bildlichen Subjektes Schiff, das eigentliche Subjekt Staat gesetzt, so wäre hier keine Allegorie vorhanden. Allegorische Figuren oder Gemälde lassen sich nicht anders denken, als so gefertigt, daß über das bildliche Subjekt zugleich eine Aufklärung gegeben ist. Ist nicht angedeutet, was das bildliche Subjekt bedeutet — wer will an dem Gemälde eine Allegorie erkennen? — Zu vergleichen mit den S.en als mythischen Zeichen sind 3) in der Religion der Christen die heil. Sakramente, als welche von den Griechen ebenfalls *σμβολα* genannt werden. Die christliche Kirche betrachtet sie als sinnliche Zeichen, mit denen eine geistige Gabe gleichsam verlegt ist, so daß sie mit jenen Zeichen zugleich gegeben und empfangen wird. So sind denn im kirchlichen Sprachgebrauche S.e von S.en verschieden, je nachdem das Wort in einem versch. lebenden Sinne genommen wird. Die Sakramente sind S.e: das Zeichen des Kreuzes ist ein (Wiedererkennung) S., aber kein Sakrament — da, wie oben bemerkt, S.e auch die Glaubensbekenntnisse sind (wie das *symbolum apostolicum*, das Nicäische, das Nicäische-Constantinopolitanische *Symbolum*); so nennt man auch symbolische Schriften, symbolische Bücher diejenigen Schriften, worin gewisse Glaubensparteien ihr Glaubensbekenntniß ausgesprochen haben. 1) Bei den Katholiken haben symbolisches Ansehen (d. h. das Ansehen, den gemeinsamen Glauben aller Katholiken auszudrücken): a) die Beschlüsse der vier ersten Concilien (u. diese nahmen auch die Protestanten an): b) die Beschlüsse des Concils von Trident (das angefangen wurde 1545 unter Papp Paul III und 1563 unter Pius IV. beendet) „*Canones et decreta oecumenici et generalis concilii Tridentini*“ u. als das eigentliche *Symbolum* der Auszug aus jenen Beschlüssen die „*Forma professionis fidei catholicae*“ herausgegeben auf Befehl des Papp Pius IV. 1564 — 1567. Hierzu kam noch c) *Catechismus ex decreto concilii Tridentini ad Parochos*. 1566. Allein dieser Catechismus hat, da er vom Tride-

Concil zwar verfertigt, noch bestätigt worden ist, kein symbollisches Ansehen. (Das Concil hatte nicht Zeit, einen Katechismus auszuarbeiten. Der Papst übertrug die Arbeit dem Bischof von Modena, Egidio Foscarari und dem portugiesischen Dominikaner, Francisc. Beigegeben wurden diesen noch drei Cardinäle u. der Pöbelog Paulus Ranutius.) Den Jesuiten, die diesem Katechismus das kirchliche Ansehen absprachen, ist nicht widersprochen worden. (S. Möhler's Symbolik.) 2) Die symbolischen Schriften der Lutheraner u. Reformirten (Zwingliana, Calvinisten) sind schon unter den Artikeln Protestantismus u. Reformation, *Articulate*, namhaft gemacht worden. Als diese Schriften verfertigt wurden, hielt man noch mit den Katholiken an dem Glauben fest, daß in den heiligen Schriften Gottes Wort enthalten sei. Da dieser Annahme heut zu Tage von dem größten Theile der protestantischen Partei nicht mehr Raum gegeben wird (indem man die Vernunft allein für die Quelle der Wahrheit hält), so sind die Protestanten, wenn sie ihre alten Confessionschriften außer Geltung gesetzt haben, heut zu Tage nicht mehr im Stande, neue Confessionsformeln zu machen, welche für alle Mitglieder der Partei Gültigkeit hätten. Denn, wenn nicht mehr mit dem göttlichen Worte eine Autorität vorhanden ist, wo soll denn für die Protestanten eine andere irdische Autorität herkommen? — Symbolik. 1) Nach der mystischen Bedeutung des Wortes S. (s. unter S. 2) hat man darunter zu verstehen: a) die Kunde von den S.en und symbolischen Darstellungen, die in der vorchristlichen Zeit bei verschiedenen heidnischen Völkern (Persern, Aegyptern, Griechen, Römern u. a.) üblich waren. b) Die Kunst, religiöse Ideen in entsprechenden S.en (seien diese nun der Maler- und Bildhauerkunst, oder Worte) darzustellen. 2) Nach der Bedeutung „Glaubensbekenntniß“: die Kunde von den Glaubenssymbolen und den symbolischen Schriften der christlichen Glaubensparteien, sofern unter dieser Kunde die Belehrung gedacht wird darüber: a) welche Geschichte diese Schriften haben; in welchem Aehnlichkeits- oder Gegenverhältnisse die Lehren dieser Parteien zu einander stehen (comparative Darstellung desselben); c) in welcher Weise ihnen Wahrheit zukomme (in Rücksicht auf Offenbarung und Vernunft). Schriften dieser Art, die über den Titel Symbolik verfaßt werden (wie dergleichen den Katholiken unbekannt ist Möhler's Symbolik), haben gemeinlich den Fehler, daß sie die Glaubensschriften der Parteien nicht vollständig genug darstellen. Dr. W.

**Symphonikon**, das. Ueber das von dem Musikdirektor Karl Eitlin in Stockholm neuerlich erfundene S. (Ton-Temperaturgabel von Stahl, mit graduirter Scala u. beweglichen Trücker) und den gleichfalls von ihm erfundenen Stimmschlüssel für das Pianoforte theilen wir folgendes aus einem Berichte des „Norrischen Telegraphen“ von 1849 mit: Das S. umfaßt die chromatische Scala von A bis A u. gibt mit vollständiger Genauigkeit sammtliche Töne innerhalb dieser Temperamentsan. Es kann, obschon im Orchestertone konstruirt, 1/4 Ton höher oder niedriger, nach Belieben, gestellt werden. Der erwähnte Stimmschlüssel kann zufolge seiner Mechanik mit derselben Genauigkeit den Ton des Pianoforte erhöhen oder niedriger, so daß mit Hilfe dieser beiden Erfindungen das Instrument ganz rein stimmen selbst vornehmen können. Besonders werden die Instrumentmacher bei der genauen Justirung ihrer musikalischen Instrumente mit dem S. und dem Stimmschlüssel eine nie geahnte Reinheit des Tones erlangen können. mD.

**Szatmar-Remet**, im Szatmarer Komitate Ungarns, königliche Freistadt Sitz eines Bischofs. Der Fluß Szamos scheidet die beiden Theile, Szatmar und Remethi, aus welchen die Stadt besteht, von einander. Man findet ein bischöfliches Lyceum, ein theologisches Seminar, ein katholisches und reformirtes Gymnasium, eine Lehranstalt der unirten Griechen, zwei Mädchenerziehungsanstalten. Die 18,000 Einw. nähren sich von Leinweberei, ~~Handel~~, Wein- u. d. mD.

Szatmar, königliche Freistadt in Ungarn, Festung u. d. mD.

Szatmar

grader Komitats, an der Theiß, der Marosmündung und Neu-Szegedin gegenüber, wohin eine Schiffbrücke führt, hat ein altes, von den Türken zu Anfang des 16. Jahrhunderts erbautes Schloß, das Kasernen u. ein Zuchthaus umschließt, eine schöne griechische Kirche, sechs katholische Kirchen, worunter die gothische Franziskanerkirche, ein Piaristenkollegium mit philosophischer Lehranstalt, eine Industrie- und Handelsschule, ein ungarisches Nationaltheater, ein großes Salzmagazin, Tabaks- und Sodafabriken, bedeutende Seifenfabereien, Tuchmanufakturen, Schiffbau, lebhaften Handel, wichtige Jahr-, namentlich Viehmärkte u. 35,000 Einwohner. Die Stadt besitzt ein Gebiet von 10½ □ M., welches den ganzen südwestlichen Theil des Komitats einnimmt. — Ungewitter's neueste Erdbeschreib. und Staatenkunde. mD.

## Z.

Talayero, Joseph, Bischof von Albarracin, geboren den 15. Februar 1775 zu Villaluengo im Erzbisthum Saragossa, aus dem Hause der Talayeros u. Royos, kam mit 10 Jahren nach Saragossa, wo er bei den Piaristen Grammatik und Humaniora studirte und durch Talente und Fleiß unter seinen Mitschülern emporragte. Nachdem er sehr bedeutende Fortschritte in der Rhetorik, Poesie, Geographie zc. gemacht hatte, fing er an, an der dortigen Universität Philosophie zu studiren, trat aber, einem innerlichen Rufe folgend, alsbald in den Dominikanerorden, wo er durch seine Tugenden und guten Anlagen für das Studium der höheren Wissenschaften seine Vorgesetzten veranlaßte, ihn in das St. Vinzenz-Kollegium zu thun, wo er mit rühmlichstem Fleiße und wissenschaftlichem und geistigem Fortschritte Philosophie und Theologie hörte. Nachdem er die Priesterweihe erhalten und in sein Kloster zurückgekommen war, fing er an, sich im Weinberge des Herrn als eifrigen Arbeiter durch Verkündigung des Wortes Gottes zu zeigen. Dabei zeichnete er sich durch Demuth, Sammlung des Gemüths und Schweigsamkeit aus. Bescheiden dem Rufe zum Lehrstuhle von Seite derjenigen, die seine Talente kannten, folgend, wurde er mit der besten Note zum Lektor der Philosophie ernannt, als welcher er nicht bloß durch Belehrung, sondern auch durch seine Tugendübungen segensreich auf seine Schüler wirkte. — 1807 wurde er als Lektor der Theologie ins Kloster zu Jaca geschickt. Als die spanischen Religiosen durch die Franzosen aus ihren Klöstern vertrieben wurden, zog er sich auf die Einladung des Bischofs Maquero in das dortige Seminar zurück. Er erfüllte die Pflichten eines Religiosen in der Stille des Klosters, die eines tugendhaften Weltpriesters, als er in der Welt erschien, eines eifervollen Seelsorgers als Pfarrer seiner Gemeinde und eines unterwürfigen Staatsbürgers. Das wollene Hemde seines Ordens legte er nie ab und nie brach er die seinem Orden eigenen Fasten. Man sah ihn häufig auf dem Predigt- u. Beichtstuhl; er lehrte Philosophie und Theologie zu gleicher Zeit und versah dabei noch im Auftrage des Bischofs die Stadtpfarrei, die vakant geworden war. So lebte er während der französischen Zeit zu Jaca, viel arbeitend, immer beschäftigt, Allen Alles geworden, geachtet selbst von den französischen Behörden, geliebt von allen Bewohnern der Stadt. Der Prälat und das Kapitel zeichneten ihn durch ihre Freundschaft und ihr Vertrauen aus. Der erstere pflegte ihn in allen schwierigen Geschäften der Verwaltung des Bisthums zu Rathe zu ziehen. Er war sein Theolog und Synodaleraminator der Diöcese und Maquero bezeichnete ihn zum Episkopate. Als die französische Zeit vorüber war, fand Z. sein Kloster gänzlich ruinirt. Er baute es mit unsäglichlicher Mühe u. Anstrengung wieder auf, wozu er von seinen guten Freunden 60000 Realen *Vorschuß* erhielt. Inzwischen setzte er seine Vorträge als Lehrer der Theologie



fort. Seine Laufbahn als Prälat begann er im Kloster zu Jaca, kam dann an die Spitze des großen Convents zu Saragossa und wurde zuletzt zum Prior in dem von St. Ildesfonso ernannt; allein der Gehorsam hielt ihn mit dem Rektorate der Studien des erwähnten Convents zurück. Er erlangte den Grad eines Magisters, ohne das irgend eine Auszeichnung seine Demuth aufblies, noch seine Thätigkeit im Jüngern ermattete; er hielt die Fastenpredigten in St. Paul und der Seo u. war gewöhnlicher und außerordentlicher Beichtvater in verschiedenen Frauenklöstern. Geachtet und geachtet von allen Religiosen, ward er von seinem Ordensgeneral am 20. Januar 1829 dem Könige zum Bischof von Albarracin vorgeschlagen, wozu er am 9. August in der Dominikanerkirche zu Saragossa gewählt wurde. Am 5. Sept. hielt er seinen Einzug in Albarracin und von da an war im Thun und Lassen ganz so, wie der Apostel es von einem guten Prälaten verlangt. Die Verkündigung des Wortes Gottes u. die Verrichtung der bischöflichen Funktionen war der Mittelpunkt seiner Lust. Uneigennützig, wie irgend Einer u. leblich wie keiner, war er voll Vergnügen, so oft er etwas Gutes that. Er baute die Pfarrkirche in Frias wieder auf u. sammelte die Bilder der Bischöfe, welche Albarracin zählte. Er stiftete die Bruderschaft der Bischöfe Spaniens, welche den Friede hat, sich gegenseitig, jeder mit dem Opfer von hundert Messen, nach dem Ableben eines von ihnen zu unterstützen. Ein pünktlicher Priester, celebrirte er jeden Tag mit Erbauung; ein strenger Religios, gab er die Uebung seiner Regel nie auf, kurz: er war ein großer Bischof, ohne aufzuhören, ein vortrefflicher Religios zu seyn. Die Bürden seines Vaterlandes in den traurigen Umständen der dreißiger Jahre gingen ihm sehr zu Herzen u. die Drangsale der Kirche ängstigten seine Seele über alle Massen. Als verehrter Vater seines Volkes bemühte er sich, ihren Leiden zu mildern, indem er es mit seiner Protection deckte u. als Prälat auch er eine Stimme ehrfurchtsvoll und war kein kummer Hund. Sein Lob erwarb seinem tugendhaften Leben; er starb am 7. Decbr. 1839.

Lann, Ludwig von der, k. bayerischer Oberstlieutenant, geb. 1815. Als das Volk von Schleswig-Holstein sich erhob, seine Rechte gegen die Eingriffe des dänischen Herrschers mit gewaffneter Hand geltend zu machen, da erwachte die Sympathie, welche schon lange in ganz Deutschland für den nordischen Bruderkrieg glühte, zu heller Flamme. Nicht bei Worten allein blieb die Begeisterung, sie riss auch zu thätiger Hülfe hin. Zum ersten Male organisirten sich in soartigem Maße Freischaaren — eine Erscheinung, welche in dieser Weise im Vaterlande noch niemals aufgetreten war und seither eine ganz eigenthümliche historische Bedeutung gewonnen hat. Das Gleiche thaten auf das Geheiß der Fürsten verschiedene Heeresabtheilungen im Auftrage des Bundestages, und außerdem betheiligte sich ganz Deutschland durch Spenden und Unterstützung aller Art an einer Sache, die längst zur allgemein Deutschen geworden war. Unter den Fürsten interessirte sich besonders König Ludwig von Bayern für dieselbe. Unter wesentlichen Gaben an Geld und Kriegsbedarf sandte er nach Schleswig-Holstein tüchtige, kriegserfahrene Offiziere. Es waren deren sieben, und unter allen Fremdlingen, welche als Offiziere Dienste genommen hatten, waren die Bayern bald die bekanntesten und beliebtesten. Jedermann rühmte ihren kühnverregenen Muth, ihre Deutselligkeit. Allen voran aber nannte man den Major v. d. L., der zum Führer der vierten großen Freischaar erwählt worden war. Mit Energie und großer Umsicht gelang es diesem Manne schnell, das Anfangs verstreute Freischaaarenwesen zu ordnen und demselben einen neuen Geist einzuprägen. Sein Korps vereinigte nach und nach die Besten aller übrigen, er organisirte dasselbe auf eine treffliche Weise, ohne dabei in die Pedanterie des militärischen Wesens von ehemals zu gerathen. Noch in gutem Gedächtnisse stehen die herrlichen Thaten, die er mit dieser Truppe, welcher Mitglieder aus allen deutschen Ländern angehörten, verrichtet hat. Namentlich ist es das glänzende Gefecht bei Schleswig sind es die Tage der Vertheidigung von Apenrade, die der Verfertigung des Schiffes „Gertha“ im kleinen Belt bei Arosund gewesen, welche v. d. L.

zum Manne des Volkes, zum Helden der Lieder und Winter-Erzählungen in Schleswig-Holstein gemacht haben. Auf's Neue richteten sich die Augen auf ihn, als er nach Ablauf des Waffenstillstandes 1849 zum zweiten Male als Oberlieutenant und Chef des Generalstabes nach Schleswig-Holstein zog. Die Erstürmung der Düppeler Schanzen, auf welchen er der Erste war, hat ihm ein unvergängliches Denkmal gesetzt. — B. d. T., einem alten bayrisch-fränkischen Edelgeschlechte entsprossen, ist ein noch junger Mann, und kann eine schöne Heldengestalt genannt werden. Sein Aeußeres verkündet einen vollkommen abgeschlossenen, festen Charakter. Mit seiner kriegerischen Tugend vereinigt er hohe Bildung. Es ist allgemein bekannt, daß er einer der kenntnißreichsten Offiziere der bayerischen Armee, namentlich im Ingenieur- u. Artilleriewesen sehr bewandert ist. Viel werth war ihm in Bezug auf seine wissenschaftlichen Studien ein längerer Aufenthalt in Griechenland, welches er mit dem jetzigen Könige Maximilian, damals Kronprinz, bereist hat. Er ist zugleich ein trefflicher Redner, welcher zwar nicht begeistert, aber überzeugt. In ihm liegen alle Elemente eines tüchtigen Feldherrn. — Grenzbote 1849. mD.

**Tarnow**, Kreisstadt in Galizien und Sitz eines katholischen Bischofes, unweit der Einmündung der Biala, über die hier eine schöne Brücke führt, in den Dunajec. Die schöne Kollegiatkirche enthält sehenswerthe Grabmäler. Ferner hat die Stadt ein Franziskanerkloster, ein theologisches Seminar, ein Gymnasium, eine Synagoge, ein jüdisches Krankenhaus, Lein- und Damastweberei, Gerbereien, Handel und 6500 Einwohner. mD.

**Tartarotti**, Hieronymus, geboren den 2. Januar 1706 zu Roveredo in Tirol, ein gründlicher Gelehrter, eleganter Lateiner, glücklicher Dichter, tiefer Historiker und scharfsichtender Kritiker. Kaum hatte er seine Studien vollendet, so begann er seine Laufbahn als Schriftsteller. 1728 veröffentlichte er eine kleine Schrift über lyrische Poesie: „Ragionamento intorno alla Poesia lirica“, Roveredo 1728. Eine große Anzahl von größeren und kleineren Schriften verfaßte er über und gegen die scholastische Philosophie und verwickelte sich dadurch in einen unerquicklichen Streit mit den Schülern und Freunden des Duns Scotus (s. d.). T. trug aber den Sieg davon. Auch auf historischem Felde beleuchtete T. mit der Fackel der Kritik manches Dunkel, rief aber wieder eine Menge Streitschriften dadurch hervor, wie er denn überhaupt fast immer in literarischen Feinden lag. In einem 1754 herausgegebenen, Werklein bestritt er das Märterthum des tridentinischen Bischofs Malaberti und sagte dadurch die Tridenter Theologen (Bonelli, Reidel und Nisari) in Harnisch. Selbst der alte Dr. Resb in Viren machte darauf das beißende Distichon: „Sanctificare Stygum colloque detrudere Sanctos Nonnisi Tartareum nititur ing-nium.“ Ein großes Verdienst erwarb sich T. durch sein Werk über die Hexen: „Del congresso notturno delle lamie“, libri 3, 1749, Venedig (Roveredo), worin er mit Erfolg gegen Unfuge dieser Art auftrat. — T. starb den 15. Mai 1761; seine dankbaren Mitbürger setzten ihm ein Monument, während der Scharfrichter des souveränen Fürstbischofs von Trient T.'s Werke öffentlich verbrannte. C. M.

\* **Temesvar** hat in dem letzten ungarischen Insurrektionskriege eine der härtesten Belagerungen ausgehalten. Kaum hatte Bem Hermannstadt genommen u. Buchner geschlagen, als das Korps des Grafen Leiningen, welches diesem tapfern, aber unglücklichen General zu Hülfe eilen wollte, nun den weitem Weg geiperrt fand und sich rasch nach T. zurückzog. Nach der zweitägigen Schlacht bei Kapolna trafen die kaiserliche Armee mehre harte Schläge und erhöhten die Begeisterung der Ungarn im Süden, so daß sie endlich am 25. April 1849 Wien machten, T. zu nehmen und es auch eng einschlossen. Die Garnison, Leiningen's Korps inbegriffen, bestand aus 8659 Mann, zur Hälfte Rekruten, und war von dem achtzigjährigen Rukavina befehligt. 1500 Magnaren u. 600 Eskel, welche sich unter der Besatzung befanden, benahmen sich, obwohl für ihr Vaterland im „schönen Grade fanatisirt, mit musterhafter Treue. Die erste Unternehmung des

war gegen die Wasserleitung gerichtet, welche vernichtet wurde, so daß die fortan auf die Ziehbrunnen sich beschränken mußte. Auch fehlte es an gleichen Zahl von Ingenieuren, Artilleristen und Kanonen. Ueberdies Garnison nicht das Geringste von dem, was in der Aussenwelt vor- lebte in der peinlichsten Ungewissheit. Am 12. Mai ließ Kufavina Ausfall machen, der aber gänzlich mißlang, weil die Magyaren durch er in der Festung darauf vorbereitet worden waren. Sie beschossen die ununterbrochen bis zum 16. Juni, wo das Bombardement plötzlich Inzwischen waren die Spitäler überfüllt, die Lebensmittel begannen ab- aber die durch einen Spion hereingebrachte Nachricht von der russischen on bestärkte die Belagerten in dem Entschlusse, auszuhalten. Am 3. an die Beschiesung neuerdings und zwar so heftig, daß man oft 13 bis n gleichzeitig durch die Luft fliegen sah. In der Stadt herrschte pan- reden; was von den Bürgerfamilien nicht schon früher ausgewandert ließ die Häuser und flüchtete sich in die Keller und Kasematten. Die erwiderte mit großer Ausdauer die feindliche Kanonade und hatte überdies spritzen vollaus zu thun, um die häufig ausbrechenden Brände zu löschen. rischen Batterien rückten immer näher, und die Laufgräben waren bereits en Linien, aus welchen Prinz Eugen bei der Belagerung von 1716 die dlich erobert hatte. Ein neuer Ausfall wurde unternommen, welcher esser gelang, denn 7 Kanonen und 11 Mörser wurden vernagelt. Mitt- dar der Monat Juli zur Hälfte verstrichen und die Hitze nachgerade un- geworden. Man denke sich so viele Menschen bei einer Temperatur von n in dumpfen Kasematten eingesperrt! Der Dunstkreis war in diesen durch Mangel an frischer Luft so erstickend, daß viele Kinder in den Ar- Eltern starben. Getreide war noch in genügender Menge vorhanden, Fleisch trat großer Mangel ein. Man mußte sich an Pferdefleisch ge- Am 11. Juli erfolgte wieder ein Ausfall, der kein günstiges Resultat das Bombardement war um diese Zeit so anhaltend und heftig, daß die nstürzten und selbst die Keller keinen sichern Zufluchtsort mehr boten. nison, durch fortwährende Verluste und Krankheiten geschwächt, konnte Juli an sich nicht mehr abtheilungsweise im Dienste ablösen, sondern händig unter den Waffen bleiben. Am 25. war bereits der vierte Theil Fieber aufgerieben, ein eben so großer Theil lag im Spitale, ein anderer dienstunfähig, so daß nur noch ein Viertel der Besatzung die Vertheidig- egen konnte. In der Nacht des 30. brannte das bisher als Nothspital Kloster der barmherzigen Brüder ab. Die Ungarn glaubten mittlerweile, Garnison bereits erschöpft sei, und wollten einen Entsatz um jeden Preis n. Sie stürmten mit äußerster Tapferkeit beim Peterwardeiner Thore urden aber mit eben solcher Tapferkeit zurückgeschlagen. Zum Ueberflusse n auch die Cholera mit großer Heftigkeit in der Stadt aus, wodurch die noch mehr zusammenschmolz. An manchen Tagen zählte man 160 Lei- die Belagerten waren jetzt in einer sehr mißlichen Lage. Was aussen war ihnen gänzlich unbekannt, selbst daß Hainau bereits zum Entsage und schon Siegedin erreicht hatte. Am 5. August, gerade am hundert- ze der Belagerung, bot der Anführer der Magyaren, General Beckey, der den Abzug mit allen kriegerischen Ehren an, wie er sagte, in Verück- der so tapfern Vertheidigung. Dieser Antrag wurde geradezu abgeschla- der Gouverneur erklärte, daß er den Platz bis auf den letzten Mann be- ste. Am folgenden Tage bemerkten die Wachen, daß mehre feindliche verlassen fanden, auch hörte man das Rollen eines entfernten Kanonen- aus man mit Recht auf das Herannahen einer Erlösung schloß. Den ends zog Hainau nach dem Siege bei Berekere unter unendlichem So endete die denkwürdige Belagerung nach 101 Tagen. Von

der einst so starken Besatzung hatten sie aber nicht mehr als 1233 Mann Infanterie und 388 Reiter überdauert. — Lloyd 1849.

**Tepl** oder **Töpl**, Stadt im Bilsener Kreise Böhmens, an der Tepl, einer schönen Kirche, einem Spitale und 2000 Einwohnern, die sich von Weinbau, Getreidehandel, Linnen- und Wollweberei ernähren. Eine halbe Stunde südlich von der Stadt erheben sich die großartigen Gebäude des reichen Prämonstratenserstiftes Tepl mit der alten und prachtvollen Kirche Mariä Verkündigerin. Quadermauern noch von dem ersten Gründer des Klosters herrührenden Drangsalen, welche Stadt und Abtei von den Hussiten (1421) und von den Schweden (1631) erlitten, glücklich widerstanden. Sie wurde 1752 erweitert neu ausgeschmückt, insbesondere mit hierländischem Serpentin, und hat zwei Thürme, einen schönen Chor, Fresken von Dollhopf. Einen herrlichen Garten gewährt der große Teich am Kloster, in dessen Mitte ein beträchtlicher Felsen gleich einer Insel aufsteigt. Im Innern der Stiftsgebäude findet man eine Bibliothek, bedeutende Sammlungen von Mineralien und Münzen, ein physikalisches und zoologisches Cabinet, eine Hauptschule. — Der Landstrich um Tepl hörte im 12. Jahrh. dem Wladiken Hroznata aus dem Stamme Sezema, welcher 1193 hier ein Prämonstratenserloster stiftete. Die Herrschaft, 3 □ M., drei Städtchen (Tepl, Neumarkt, Einsiedel) und 64 Dörfer mit 16,000 Einwohnern umfassend, liegt auf einer waldbigen, ziemlich rauhen Bergplatte, deren höchste Spitze Bobhorn ist u. gehört in mineralogischer Beziehung zu den merkwürdigsten Gegenden Böhmens; denn abgesehen davon, daß sie Eisengruben, Serpentin-Mühlsteinbrüche hat, zählt sie nicht weniger als 73 Mineralquellen, worunter berühmte Marienbad (s. d.).

**Tetschen**, Stadt im Leitmeritzer Kreise Böhmens, der Glanzpunkt der Elbfahrt u. Beginn der sogenannten sächsischen Schweiz. Entrecht steigt ein steinerne Felsen 210 Fuß hoch aus der Elbe auf, welcher das imposante Schloß Grafen Thun trägt. 1674 vom Grafen Mar beendet, zeigt es sich als wahrhaft königlichen Bau. Die Auffahrt ist in Felsen gehauen, so auch ein steiler Berg. Auf dem Thurme wurde 1824 eine Signalkanone aufgestellt, welche, Bestimmung des wahren Mittags, durch die Strahlen der kulminirenden Sonne mittelst eines Brennglases sich von selbst entladet. Im Innern des Schlosses hat man einen ausnehmend tiefen Brunnen, eine schöne Kapelle mit einem Altarblatte von Bergler, eine Bibliothek von 20,000 Bänden, eine Gemäldesammlung, eine Münzkammer, eine Rüstkammer. Den herrlichen Park durchströmt die Elbe, über welche eine Kettenbrücke führt; er umfaßt ausgezeichnete Gewächshäuser und eines der größten Ananashäuser. Am Fusse des Schlosses liegt die Stadt Tepl mit einer stattlichen Dekanatskirche, einem Spitale, einer Maschinenfabrik für Baumwolle, einer großen Mühle von acht Gängen, einer Brettersäge, Druckwerk, welches das Wasser aus der Pulsnitz 70 Ellen hoch in das Elbthal treibt, starker Branntweinbrennerei, Rosoglio-Fabrikation, Handel mit Getreide, Obst, Holz, Steinen, und 1600 Einwohnern. — Tepl ist der Ausgangspunkt für die Elbfahrt und hat vier stark besuchte Jahrmärkte. Gegenwärtig liegt das Dörfchen Bodenbach, an der Mündung des Tulauer Baches, den Elbthafen bildet. Man findet hier ein Zollamt und eine Siderolithfabrik. Fast zusammenhängend damit ist Weiskirchen, mit der Elbfähre, u. Grund, wo das ziemlich besuchte Josephsbad ist. Rückwärts steigt die Elbe empor, welche eine reizende Aussicht gewährt. — Die Geschichte betreffend, so galt das dasige Schloß immer für den Schlüssel des Elbthaals. Hussitenkriege eroberten und zerstörten es 1444 die Prager; im Schwedenkriege hielten es die Sachsen mehre Jahre besetzt, bis sie es 1636 dem Obersten Hans übergaben, der es an die Kaiserlichen verlor, aber 1638 zum zweiten Male einnahm. Im siebenjährigen Kriege wurde es von den Preußen genor selbst noch im Jahre 1813 setzte man es in Vertheidigungsstand. — Wa

auf der Herrschaft L., Prag 1827; Dr. Klinger: Chemisch-medizinische Beschreibung des St. Josephsbades, Prag 1823. mD.

Tharandt hat in neuester Zeit zu seiner Akademie für Forst- und Landwirtschaft und seinem Mineralbade auch eine sehr gut eingerichtete Kaltwasserheilanstalt bekommen. mD.

**Theaterschulen.** Die Sorge für den Unterricht ist einer der schönsten Züge der Zeit. Die Reformen, die in diesem wichtigen Zweige der menschlichen Thätigkeit angefangen haben und noch fortwährend in Ausführung begriffen sind, gehen sowohl in die Breite, als in die Tiefe. Für die Bildung der Lehrer ist ungemein viel gethan, die Lehrmethode wesentlich verbessert und mit dieser Sorge um das Geistige geht Hand in Hand die Bemühung um materielle Ausbreitung des Unterrichts über alle Classen der Bevölkerung. In den Zeitverhältnissen liegt es, daß man sich mit einer gemeinsamen Ausbildung für Alle nicht mehr begnügt, sondern für jede liegend wichtige Beschäftigungsarten spezielle Unterrichtsanstalten gründet. Während dieses für alle andere Zweige des Wissens und der Kunst geschah, entbehrte die Schauspielkunst bis daher allein solcher, vom Staate unterhaltener, oder wenigstens beschützter Bildungsanstalten, was neben vielen anderen seinen Hauptgrund in den alten Vorurtheilen gegen das Theaterwesen und noch mehr gegen die Persönlichkeit der Schauspieler hatte. Auch nachdem die Bühne sich längst aus dem Schlamme gehoben, nachdem Lessing durch seine Dramaturgie die Aufmerksamkeit der Gebildeten auf ein Institut geleitet hatte, das schon zu den wirksamsten Bildungsmitteln zählte, nachdem die glänzenden Namen eines Eckhoff, Schröder, Pfand längst am Horizont der Kunst aufgetaucht waren, dauerte das Vorurtheil noch immer fort. Die Gebildeten nahmen einzelne Lieblinge von dem allgemeinen Tanne aus: im Ganzen galt die Regel, daß man die Bühne liebte, die darstellenden Künstler verachtete. Da bereitete sich, noch während des Kriegsgetümmels, ein fast plötzlicher Rückschlag vor, der in der Vergötterung Ludwig Devrient's seinen Höhepunkt erreichte. Die Bühne mit ihren Interessen trat mit einem Male wieder in den Vordergrund. Die öffentliche Verhandlung, wie das Privatgespräch, fanden in ihr den ergiebigsten und wichtigsten Gegenstand der Debatte; die Schauspieler, sonst gemieden, wurden nun die gesuchtesten Personen der Gesellschaft. Ja, die Vergötterung der Schauspieler hatte sogar eine übertriebene Werthschätzung des Genie's selbst herbeigeführt und selbst ihre entschiedenen Mängel wurden bewundert. Kein Wunder, daß die Schauspieler, anstatt sich aus Achtung vor dem Publikum immer mehr auszubilden, sich gleichgültig über dessen Urtheil erhoben und daß, als notwendige Folge hievon, seit einer Reihe von Jahren Klagen über den Verfall des Theaters an der Tagesordnung sind. Man schiebt die Schuld hieran aller Welt zu: den Regierungen, weil sie Hoftheater, wahre Invalidenhäuser für alternde Schauspieler, eingeführt haben und auf Ballet und Dekorationenpracht Alles verwenden; dem Publikum, weil ihm der rechte Sinn für die Kunst abgehe und jede Musikständelei allein bei ihm Beifall finde; den Dichtern, weil sie so wenig Gutes schaffen; den Schauspielern endlich, weil sie ebenfalls die Kunst vernachlässigen und übersättigte Zuschauer durch falsche Effekte zu fesseln suchen. Auf den letzten Vorwurf wird das meiste Gewicht gelegt und man pflegt alles Ernstes die Zeiten zurückzuwünschen, in denen Scheunen die Bühnen, verdorbene Studenten die Dramaturgen, Gefindel aller Art die Schauspieler und schnapsende Komödianten die Direktoren waren. Diesem Wunsche steht direkt diejenige Ansicht gegenüber, die von L. Abhilfe des jetzigen Nothstandes erwartet. Die unterschiedenen Merkmale beider Parteien lassen sich mit wenigen Worten angeben. Die Romantiker, die sich in die Vergangenheit flüchten möchten, verlangen Genie's für die Bühne; die Praktiker wünschen diese ebenfalls von ganzem Herzen, wollen sich aber vor der Hand mit ausgebildeten Talenten begnügen, welche ihnen die Theaterquelle liefern soll. Ist es nun wahr, was von der andern Seite behauptet wird, daß die Theaterschule das Genie unterdrücken und nur die Mittelmäßigkeit begünstigen werde? Gewiß nicht. Ein Genie, das sich durch die Schule von seiner

eigentlichen Bahn abdrängen und in eine fremde, unzusagende einzwängen ist keines. Eine gut geleitete Theaterschule wird auch dem Genie in viele ziehungen nützlich seyn, indem sie ihm das Material zubringt, aus dem es Schöpfungen aufbaut. Technische Ausbildung ist dem genialen Künstler — wie dem mittelmäßigen; ohne sie machen seine Darstellungen den Eindruck Ungeordneten und des Rohen. Bei anderen Künsten erkennt man diese Mangel allseitig an, wie denn noch Niemand behauptet hat, daß ein Lessing, ein Mann ihre großen Gemälde hätten schaffen können, ohne zuvor in der etwas Tüchtiges zu lernen. Man kann aber auch selbst zugeben, daß die Schule nur dem Talent förderlich seyn würde und darf dann noch immer die schiebende Nützlichkeit solcher Institute behaupten. Wenn die Schauspielsystematische Ausbildung erhalten haben werden, dann bekommen wir, was jetzt so sehr fehlt, ein harmonisches Ineinandergreifen aller Kräfte der Kunst. Dieser Punkt ist wichtiger, als Mancher glaubt. Allgemein wird gefordert die Theater sich mehr mit klassischen Stücken beschäftigen, daß sie uns Schaff Calberon, Goethe, Schiller mindestens beinahe so oft vorführen sollen, als E Dumas und die Birch-Pfeiffer. Der Versuch ist auch häufig genug gemacht worden, aber stets mißlungen. Wenn nicht einmal ein berühmter Gast die Teilnahme der Menge in Anspruch nimmt, erfolgen die Darstellungen der klassischen Stücke vor halbgefüllten Zuschauerräumen und bei den Erschienenen zeigt sich die freudige Aufmerksamkeit, mit der man zu Meisterwerken herantritt. Unter Umständen dieser, nicht gerade tröstlichen, Erscheinung nimmt die mangelnde Übung der gewöhnlichen Schauspieler eine der ersten Stellen ein. Das Bei der klassischen Stücke ist meistens ein großes und immer erfordert jede Rolle, die kleinste, einen denkenden Künstler. Da macht es nun den übelsten Eindruck, wenn sogenannte Nebenrollen in schlechte Hände gerathen und dies ist immer der Fall. Zwei, drei Hauptrollen sind wohl gut besetzt, drei bis vier nehmäßig, die übrigen schlecht. Natürlich wird das gebildete Publikum unangenehm berührt, wenn es Lieblingsstücke auf diese Weise verpfuscht sieht und der Ansehenswindet. Die Rückwirkung auf das Theater bleibt nicht aus. Nachdem Direktor seine Bemühungen bei einem „undankbaren Publikum“ mehrmals Erfolg gesehen hat, verfällt er in den alten Schlenkrian und greift wieder Scribe und Dumas. So hindert der Mangel einer Theaterschule allein das wir ein gebiegenes, für die Volksbildung erspriessliches, Repertoire erschaffen. Jenes fehlende Zusammenspiel macht sich aber auch in den gewöhnlichsten Stücken bemerkbar u. ermuntert eine zur Gewohnheit gewordene Unart der besseren Künstler. Man wird wohl auf allen Bühnen, auf den meisten gewiß, die Bemerkung machen daß die Hauptchauspieler bei der Durchführung ihrer Rollen nur sich allein berücksichtigen, unbekümmert um den Gesamteindruck des Stücks, wenn nur ihrer Erfolg gesichert ist. Die Mittelmäßigkeit der geringeren Schauspieler ermuntert sie dazu. Es entsteht dadurch eine gewisse Verachtung der geringeren Kräfte, man ist schon zufrieden, wenn diese dem Erfolg der besseren nicht fördernd im Wege treten. In der That bietet die Einübung eines nur irgend schwierigen Stücks Hindernisse dar, an denen der beste Wille erlahmen kann. Die Befürchtung vieler Schauspieler ist so kläglich beschaffen, daß der Regisseur bei den Worten den Sinn der einzelnen Scenen wiederholt erklären, den Vortrag der Verse Aussprache unaufhörlich verbessern, die Vorschriften über Gang, Körperhaltung Gruppierung von Minute zu Minute wiederholen muß. Da ermattet denn der so vielfach in Anspruch genommene Mann und das Stück geht in die Länge, wenn es erst halb eingeübt ist. Man darf nur den Bildungsengang verfolgen, jetzt bei den Schauspielern üblich ist, um zu der Einsicht zu gelangen, wie wir wünschen übrig bleibt. Auch dürfen die moralischen Folgen des jetzigen Zustandes nicht außer Acht gelassen werden und doch sind gerade diese weitläufig die schmerzhaftesten. Die meisten jungen Schauspieler, die auf untergeordneten Bühnen beschäftigt sind, bringen von dort eine Zügellosigkeit der Sitten mit, die bis zu

hohes Alter ihre Rückwirkungen ausübt. Und wie bedenklich ist die Stellung der  
 angesehenen Schauspielerinnen! Die unzweifelhafte Wirkung der T. würde die  
 fern, in geringer Begabten in Einklang mit den Talentvolleren zu setzen. Erzeugte  
 sie auch die Reinheit und Harmonie der Formen, so wäre auch das schon sehr  
 viel. Das Falsche und Verkehrte, was uns jetzt auf den Bühnen so häufig be-  
 gegnet, würde ebenfalls mehr und mehr verschwinden, denn jedes gründliche Stu-  
 dium weist notwendig auf die Wahrheit hin. Auch auf andere Vortheile mag  
 hier hingewiesen werden. Es ist allgemein bekannt, daß eines der wichtigsten  
 Rollenfelder, jenes der jugendlichen Liebhaber, in der Regel ungenügend besetzt ist,  
 namentlich fehlt es an jugendlichen Schauspielern für dieses Fach, die doch aus  
 nachfolgenden Gründen so sehr zu wünschenswerthen sind u. dies liegt an der mangelnden  
 Ausbildung. Der Schauspieler altert, ehe er die vielen Schwierigkeiten seines  
 Berufs überwunden hat. Wie häufig es ferner vorkommt, daß selbst hochbegabte  
 Schauspieler über ihren wahren Beruf sich täuschen und an unzufriedenen Rollen-  
 spielen Jahre lang sich abmühen, ist bekannt genug. Als ein Beispiel für hün-  
 det mag hier angeführt werden, der in Braunschweig und Hannover lange Zeit  
 als Liebhaber in sehr untergeordneter Stellung lebte, bis ein glücklicher Zufall ihm  
 die Rolle des Oesler zuführte, durch die er den ersten Grund zu seinem spätern Ruf  
 legte. — Ueber die Einrichtung der Schulen sind verschiedene Ansichten laut gewor-  
 den, unter denen jene Devrient's den Vorzug verdienen möchte. Nach seinem Vor-  
 schlage soll die Theaterschule Jünglinge und Mädchen aufnehmen, erstere vom 16.,  
 letztere vom 14. Jahre an. Bedingungen der Aufnahme sind körperliche Wohlge-  
 heit und normale Sprachorgane, hinreichende Schulbildung, wohlgeprüfte Anlage  
 zum Schauspielstande und sittliches Verhalten. Der Unterricht beginnt zunächst  
 mit der Redekunst, wobei auf Regulirung der Aussprache einzelner Laute und  
 Sätze, auf richtiges Athemholen beim Lesen, gehöriges Moduliren der Stimme  
 u. s. w. gehalten wird. Zu diesem Zwecke muß zuerst völlig leidenschaftslose Lek-  
 tur gewählt werden, dann folgen Erzählungen, in denen die Personen redend auf-  
 treten, weiter Romane in leidenschaftlicherer Sprache und endlich dramatische Ge-  
 dichte. Damit verbinden sich Leseübungen in Gedichten, von den einfachsten Ver-  
 suchen zu den zusammengesetztesten übergehend. Alle diese Uebungen werden, so  
 weit als möglich, auswendig gelernt. Dies stufenweise Fortschreiten sichert am  
 besten gegen Unnatur im Vortrage. Bei den, für die Oper bestimmten, Jünglingen  
 muß natürlich der Gesangunterricht eine wichtige Rolle einnehmen. Auch die  
 Schauspiel-Gelesen werden darin unterrichtet, weil das Gefühl für Rhythmus und  
 die Modulation der Rede dadurch sehr ausgebildet wird. Ueberdies bedingt das  
 Melodrama Musikkenntniß des darin auftretenden Schauspielers; Uebung im mehr-  
 stimmigen Singen gewöhnt die Schauspiel-Gelesen, sich an Andere anzuschmiegen.  
 Die beste Einleitung für den Unterricht, wie der Körper getragen werden muß,  
 kann die gewöhnlichen körperlichen Uebungen des Reitens, Fechtens, Tanzens,  
 Kränzens u. s. w. Haben die Jünglinge die erste Anleitung in der Gebärden-  
 sprache erhalten, so gehen sie zu der höhern Klasse über und beginnen, zusammenge-  
 setzte Aufgaben durchzuführen. Zu dem wissenschaftlichen Bereich der Aus-  
 bildung gehört vor Allem der Sprachunterricht. Der Jüngling muß die möglichste  
 Genauigkeit in der Behandlung der Syntax erhalten u. in freien Vorträgen häufig  
 geübt werden. Die Beschäftigung mit der Sprache führt zu der Literatur, deren  
 Wichtigkeit in Verbindung mit der Geschichte des Theaters vorzutragen ist. Die  
 Darstellung der Weltgeschichte muß dem speziellen Zwecke entsprechen und daher,  
 statt einer Masse von Zahlen und trockenen Daten, wirkliche Gestalten vorführen  
 können, die dem Schauspieler den Stoff zu künftigen Charakterbildern liefern. Das  
 Studium des Unterrichts füllt die Darstellungskunst aus. Der Jüngling ist  
 so ausgebildet, daß er Rollen einstudiren, in einzelnen Szenen u. ganzen  
 Stücken wirken kann. Das Verfahren betreffend, beginne man mit Dar-  
 stellungen des täglichen Leben Naheliegenden, um eine natürliche Auffassung  
 zu fordern zu können. Erst, wenn das junge Talent auf diesem

Gebiete Fuß gefaßt hat, darf es sich an Zustände und Charaktere von stärkerem, idealem Ausdruck, von pathetischem Ton wagen, damit es nie den Boden der Wirklichkeit unter sich verliere, auf welchem auch die erhabensten u. phantastischsten Gebilde erwachsen müssen, sollen sie noch Sympathie erregen. Bei Befolgung dieser Methode wird das junge Talent am besten von jenen unnatürlichen und affektirten Manieren in Rede, Bewegung und Mienen bewahrt werden, welche man als ein so allgemeines Uebel auf unseren Bühnen rügt und die unstreitig durch den Mißgriff genährt werden, den Anfängern zu erlauben, sich behufs ihrer allerersten Versuche sogleich mit dem blinden Empfindungsdrange des ersten heißen Eifers auf die erhabensten, unserm Leben am fernsten liegenden Zustände u. Charaktere zu werfen, wobei sie alsdann glauben, das Beste zu thun, wenn sie dies auch in der Darstellung von Allem fern halten, was wir in der Wirklichkeit wahrnehmen. Bürgerliche Lustspiele und Schauspiele von Schröder, Iffland u. s. w. machen daher den Anfang, dann folgen Stücke von Lessing und Goethe in Prosa, endlich Dramen in Versen. Soll die Theaterschule ihre Zwecke erfüllen können so muß sie aus Staatsmitteln unterstützt werden. Alle bisherigen Versuche scheiterten an der Unzulänglichkeit der Mittel.

**Theophilus**, Presbyter und Mönch, im 10. oder 11. Jahrhunderte lebend und, wie angenommen wird, von Geburt ein Deutscher, Verfasser einer Anweisung für Künstler, welcher unter den wenigen technologischen Werken des Mittelalters, die bis auf uns gekommen sind, sowohl wegen ihres Umfanges als wegen ihrer Zuverlässigkeit die erste Stelle gebührt. T. war, wie sich aus seinem Buche ergibt, selbst ausübender Künstler und schrieb, von einem religiösen Pflichtgeföhle getrieben, die Ergebnisse seiner Erfahrungen für minder unterrichtete Künstler mit einer fast peinlichen Genauigkeit nieder. Die Vereinigung des Priesters u. Künstlers in einer Person darf uns nicht wundern, sie begegnet uns häufig genug im frühern Mittelalter, wo die Klöster und Domstifter die einzigen Kunstschulen waren und die schönen Künste fast ausschließlich mit dem Schmucke der Kirchen sich beschäftigten. T. hat in seinem äußerst schätzbaren Werke die Kunstgeheimnisse seiner Zeit vollständig gesammelt. Im ersten Buche desselben handelt er von der Malerei. Wir finden hier keine Anweisung zur kunstgerechten Zeichnung, Perspektive und Farbengebung, sondern eine lange Reihe genauer Recepte zur Bereitung und Anwendung der verschiedensten Farben u. des Firnisses, Belehrung über die Behandlung der Leinwand und anderer Stoffe u. dgl., woraus wir ersehen, daß die Delmalerei schon dem bescheidenen Mönche bekannt war, mithin durch Johann von Enk nicht erfunden, sondern nur vervollkommenet wurde. Das zweite Buch ist das wichtigste für die Gegenwart, denn es erläutert, von der Konstruktion der verschiedenen Defen beginnend, mit hinlänglicher Ausführlichkeit die Bereitung, Färbung und Verarbeitung des Glases und die Glasmalerei. Im dritten Buche endlich handelt T. von der Verarbeitung der Metalle und verbrettet sich besonders weitläufig über die Anfertigung der Kirchengefäße. Aus dem letzten Kapitel lernen wir, daß die ältesten Orgelpfeifen aus reinem Kupfer bestanden, welches so dünn getrieben wurde, daß man die Spuren eines Nageldruckes auf der andern Seite erkennen konnte. — Das Verdienst, den Presbyter T. an's Licht gezogen zu haben, gebührt unserm Lessing; er beschränkte sich aber nur auf einige Kapitel der alten Wolfenbütteler Handschrift. Die erste vollständige Ausgabe, von Leiste besorgt, erschien im Mai 1781, entbehrt aber leider aller Anmerkungen und Erläuterungen, welche zum Verständnisse des schwierigen Textes durchaus nothwendig sind. Diesem Uebelstande wird durch eine neue, nach fünf Handschriften besorgte Ausgabe des Grafen Charles de l'Escalopier abgeholfen (Paris 1843), welche durch eine beigegebene französische Uebersetzung, ein Glossar über die Kunstausdrücke und eine Einleitung von Guichard dem Bedürfnisse des Lesers zu Hilfe kommt.

**Theres**, im bayrischen Regierungsbezirke Unterfranken, Landgerichts **H.** am rechten Mainufer, ehemalige Benediktinerabtei. Der Ort, in den ältesten



**Einterishufen** genannt, wurde nach dem Tode seines unglücklichen Eigenthums, des Grafen Adelbert von Babenberg, zu den Reichsgütern geschlagen im Jahre 1010 von Kaiser Heinrich II. an das Fürstbisthum Bamberg gegeben. Bischof Euidger verwandelte ihn in ein Benediktinerkloster, welchem Graf 1094 seine Besitzungen in Reinsfeld, Spiesheim, Gochsheim, Garstadt, Seenschwabheim, Dechheim, Theilheim, Weigoltshausen, Tugendorf, Gnotstadt, Karfen, Sulthal, Schweinfurt, Euerdorf, Brach u. stellte. Der letzte Benedikt Nahlmeister, hat den Hof Eigersheim zu einem Spital bestimmt. Bei der Säkularisation wurde die Kirche niedergedrückt und die Konventgebäude in Privat Hände über. — Dr. Hohn's Atlas von Bayern. mD.

**Thierhaupten** oder **Thürhaupten**, in Oberbayern, Landgerichts Rain, auf Höhe an der Ach, ehemalige Benediktinerabtei, welche in der Mitte des 8. Jahrhunderts von dem Herzoge Thassilo II. gestiftet und im 10. Jahrhunderte in Ungarn zerstört wurde. Nach ihrer Wiederherstellung erlitt sie abermals verheerende und Beschädigungen im bayrischen Erbfolgekriege, im Schmalkalderkriege und im dreißigjährigen Kriege. — Monumenta Thierhauptana, Mon. mD.

**Thomann, Friedrich**, 1790 in dem ehemals Hurtrier'schen Dorfe Merscheid machte seine Gymnasialstudien bei einem Privatlehrer, dem ehemaligen Stephan Fleisch, studirte von 1811—12 in Trier Philosophie, 1812—15 Theologie. Den 11. März 1828 zum Priester geweiht, erhielt er sofort die Pfarrei Gufel, im jetzigen Rheinpreußen, damals unter der provisorischen Verwaltung von Kreuznach. Im April 1828 auf die Pfarrei Bliessenstett übernahm er zugleich das Amt eines Dekans und Schulinspektors des Kreises und der Schulinspektion Zweibrücken, wurde 1825 zur Ständeversammlung ernannt, der er in diesem und im Jahre 1827—28 in München beizuwohnen. Juni 1829 zum Domkapitular in Speyer durch den König Ludwig von Bayern ernannt, wurde er am 28. Oktober des nämlichen Jahres inaktiv. 1835 Rai wurde er auf seinen Wunsch in gleicher Eigenschaft nach Eichstädt ernannt, noch im Februar 1838, die Doms- u. Unterstadtspfarrrei, wurde er zum König auf die Wahl seiner Standesgenossen zum Mitgliede des Kreises für Mittelranken ernannt, welche Stelle er aber nur in den Jahren 1847 zu Ansbach einnahm, da er im Herbst 1847 seine Pfarrei niederlegte und damit die Eigenschaft eines Landrath's Mitgliedes nach dem damals in Geseze verloren hatte. Unter'm 30. Dezember 1847 ernannte ihn der König Georg von Dettl zum Direktor des geistlichen Rath's-Collegiums und am 1848 wählten ihn die Wahlmänner des Wahlbezirks Eichstädt mit absoluter Majorität zum Abgeordneten der Nationalversammlung in Frankfurt. Mit wissenschaftlichen Arbeiten, Artikel in Zeitungen und Zeitschriften ausgenommen, nicht beschäftigt.

**Thomann, Moriz**, Jesuit, der Medizin und Philosophie Doktor, Comes Eques auratae Militiae, Missionär in Asien und Afrika, geboren zu Bogenbrunn, war der Sohn protestantischer Eltern, die aber am Tage seiner Geburt zum April 1722, zur katholischen Religion übertraten. Er studirte zu Bogenbrunn und widmete sich der Medizin, konnte aber aus Geldnoth nicht fortarbeiten. Er wanderte 1747 nach Rom, trat 1750 in die Gesellschaft der Jesuiten ein, wurde Doktor der Medizin und Philosophie und zu Goa in Ostindien Priester. Unglaublich viel wirkte er als Missionär. 1759 zogen ihn portugiesische Offiziere gefänglich ein, weil die Jesuiten in Portugal dem Könige nachgesagt hätten und — schleppten ihn nebst 126 seiner Mitbrüder, wie ein Pack, nach Lissabon. Vier volle Monate brachten sie auf der See zu. Man brachte ihn in die, drei Stunden von Lissabon entlegene, Festung Sagres. Ein dumpfer, unterirdischer Kerker, mit 3½ Zoll breiter Ritze als einzige Lichtquelle, die das matte Dämmerlicht drang, war seine Wohnung durch 16 Monate. Er verhielt sich ruhig und verurtheilt worden zu seyn. Der Tod des Königs

Joseph Emanuel 1777 brachte ihm die Freiheit nach einer mehr als 18j. Gefangenschaft. Er verließ Portugal am 28. Juli desselben Jahres und sich nach Bohen, wo ihm die Kaiserin Maria Theresia einen anständigen Gehalt aussetzte, den er bis zu seinem Tode, 1805, genoss.

Thürigl, Joseph Kaspar, der berühmte Urbarmacher der Sierra rena, sah seine Lebenstage durch seltsame Schicksale bezeichnet. Geboren 31. Juli 1722 zu Gofferstorf im bayerischen Walde, im heutigen Landgerichtsb-Mitterfels, der Sohn eines Halbbauern, ward er im Knabenalter Amtschreiber. 18 Jahren freiwilliger Vaterlandsvertheidiger, bald darauf, in französische Di-tretend, Offizier, Aide de Camp des Marschalls Grafen von Sachsen, endlich achtzehnjähriger Dienstzeit, während welcher er in allen Feldzügen bis dahin genommen hatte, Oberlieutenant. 1760 quittierte er die französischen Dien-errichtete folgenden Jahres, in Gemeinschaft mit seinem Landsmanne Gschwan, Sachsen ein 1600 Mann starkes Freikorps für König Friedrich II. von Preuß ward Kommandeur dieser Truppen, jedoch des Staatsverrathes beschuldigt, bald verhaftet und nach der Festung Magdeburg abgeführt (20. August 1761). Nach einjähriger Gefangenschaft wieder befreit und für unschuldig erklärt, erhielt er 1763 ehrenvollen Abschied als preussischer Oberst, und nun trat er eine Reise nach Spanien an, um daselbst Anstellung in der Armee zu suchen. T. ward spanischer Oberst. War es ihm dort nicht vergönnt, auf dem Schlachtfelde Lorbeeren zu pflücken, so öffneten ihm dagegen die Muske des Friedens und der Drang nach Werththätigkeit Ausichten zu unsterblicherem Ruhme. Er legte dem spanischen Hofen kühnen Plan der Urbarmachung der Sierra Morena, jener andalusischen Wüste, vor, wozu der Stand, aus dem er geboren, und die ländlichen Beschäftigungen seiner Eltern ihm vielleicht den Fingerzeig gaben. Graf Davidés u. Aranda verwendeten ihren mächtigen Einfluß zur Förderung dieses Unternehmens. Graf eines mit der Krone abgeschlossenen Vertrages erhielt T. unumschränkte Vollmacht, seine Idee in's Leben zu setzen. Er kam über die Pyrenäen an den Rhein; von dort aus erging sein Aufruf an den deutschen Landmann, seine Ermunterung zur Einwanderung in die spanische Einöde zu freierem Daseyn und Eigenthume. Tausende folgten seiner Stimme, zumal aus Bayern. In den Jahren 1764 — 69 vollzog der geistvolle Mann mit geringen Mitteln das große Werk, 7321 Familien aus Deutschland zur neuen Kolonie einzuführen, wie er es selbst unter jenes Por-trät von ihm und seiner Gemahlin, einer Spanierin, bemerkt hat, das beim Land-gerichte Mitterfels als historische Merkwürdigkeit aufbewahrt wird. Während unter seiner Leitung so scither unwirthbare Thäler und Höhen fruchtreich gemacht und bevölkert wurden, entstanden in den Jahren 1767 — 76 die drei deutschen Kolonien Carolina — mit dem gleichnamigen Hauptorte der ganzen Ansiedelung — Carlota und Luistana. T. ward das Oberhaupt der Kolonien und von der Regierung zum Statthalter des entwilderten Landes ernannt, jedoch nur auf kurze Dauer. Habucht u. Neid entrißen ihm, nachdem das schöne Werk gebiechen war, die Frucht seines schöpferischen Geistes. Nach dem Falle seines mächtigen Gönners, des Grafen Davidés, beschloß T. seine letzten Lebenstage im Genuße eines königlichen Gnadengehaltes: aber noch heute bestehen die von ihm angelegten Pflanzungen. Der neueste Zuwachs, den sie erhielten, ist San Calixto, begründet im J. 1828. — Vaterländ. Magaz. 1837. mD.

\* Tilly. Das im Jahre 1846 von W. v. Maltzahn neu herausgegebenes „Gustav-Adolphs-Lied“, welches 1633 gedichtet wurde und dessen Verfasser unbekannt ist, führt den, von seiner Partei hoch gefeierten, Schwedenkönig in 81 ach-zeiligen Strophen selbstredend und erzählend ein. In der 63. Strophe erzählt Gustav Adolph den Tod des, in der Folge u. bis auf unsere Tage fanatischer Partei-sucht und Lüge so viel verläumdeten und verlästerten großen T., welcher bekanntlich am 5. April 1632 bei Rain am Lech tödtlich verwundet wurde und am 20. April zu Ingolstadt, also beiläufig sieben Monate vor Gustav Adolph's, Tode, unter den größten Lobpreisungen.

**Tizzani, Vincenz**, Doktor der Theologie, resignirter Bischof von Terni im Kirchenstaate, einer der ausgezeichnetsten Kirchenfürsten unserer Zeit. Geboren 1809 in Rom, erhielt er dort seine Bildung; Professor Graziosi (s. d.) nannte ihn den talentvollsten unter seinen unzähligen Schülern. Im J. 1832 trat er in den Orden der Rocchettini (Augustiner Chorherren) bei St. Peter in vinculis zu Rom. Kaum hatte er seine Studien an der Universität vollendet, als er schon um die Lehrkanzel der Kirchengeschichte an der Sapienza (Universität) zu Rom concurrente und den Sieg davon trug. Für seine Schüler bearbeitete und veröffentlichte er die Schrift seines Vorgängers und Freundes: D. Pauli Delsignore Institutiones hist. eccl., Rom 1837—42, 3 Bde. (der letzte Band erschien im J. 1846, Rom bei Salviucci): fast gleichzeitig gab er mit seinem Freunde, Dr. Bufiri, den trefflichen Thesaurus hist. ecclesiast. heraus, der nach dem 22. Hefte, durch Bufiri's Tod, leider nicht mehr fortgesetzt wurde. Es sind darin die wichtigsten, noch nicht ganz aufgeklärten, Momente der Kirchengeschichte durch treffliche Dissertationen der tüchtigsten Theologen aufgestellt. Bei Gelegenheit seiner Ernennung zum Mitgliede der Akademie der katholischen Religion in Rom, schrieb er eine historisch-kritische Abhandlung über den animalischen Magnetismus: Sul magnetismo animale etc., Rom bei Salviucci 1842, in demselben Jahre machte er eine Reise nach Tirol, die er in einer Broschüre „Reise nach Neustift“ beschrieb (s. Maria von Dörl). Umtriebe in Rom, wo er bei Hofe den größten Einfluß ausgeübt hatte, brachten es während seiner Abwesenheit dahin, daß man ihn bei seiner Rückkehr als Bischof nach Terni versetzte. Pius IX. war ihm schon als Cardinal sehr zugethan, mußte aber von dem scharfsehenden Manne bald nach seiner Thronbesteigung hören, daß der Enthusiasmus für den Papst ein ganz anderes Ziel verfolgte, als diesem lieb seyn könne. Das war für die Wähler hinreichend, den Bischof von Terni als einen Gregoriano (Anhänger des alten Systemes) zu verurtheilen. Das energische Auftreten L.'s gegen einen Advokaten, der eine geistliche Corporation um schwere Summen betrogen hatte, steigerte den Haß gegen ihn so sehr, daß er des Lebens kaum mehr sicher war. Er flüchtete nach Rom und resignirte in die Hände des Papstes. Ein ganzes Jahr weigerte sich Pius IX., ihm zu willfahren. Bis zur Proclamation der römischen Republik lebte er zurückgezogen in Rom, im März 1849 begab er sich in's Neapolitanische. Die Diözese Terni dankt ihm die Einrichtung der so nützlichen Nachschulen und die Errichtung eines geistlichen Seminars aus größtentheils eigenen Kosten. Für die zahlreichen, bei der großen Heerfabrik in Terni lebenden, Franzosen schrieb er das Buch: „Guido chrötien“, Terni 1845. C. M.

\* **Todesstrafe.** Ueber die Rechtmäßigkeit der T., mit der in allen älteren und neueren Staaten gewisse, besonders schwere Verbrechen geahndet wurden, ist, besonders seit Beccaria, sehr viel geschrieben worden und namentlich will man in neuester Zeit ziemlich allgemein dem Staate das Recht abstreiten, mit seiner Strafwalt bis zum Tode des Verbrechers vorzuschreiten. Die Rechtmäßigkeit der T. ist aber ganz einfach u. unwiderleglich aus dem rechtlichen Principe der Strafe, das ist der Ausgleichung ist. Die Strafe soll dem Verbrechen adäquat und von dem Kommen daher Verbrechen vor, die den Tod Anderer beabsichtigen u. zur Folge haben, so ist auch für diese die T. vollkommen gerecht und gerechtfertigt und es ist in der That eine höchst nutzlose Arbeit, die Rechtmäßigkeit der T. an sich weiter beweisen zu wollen. — Die zehn hauptsächlichsten, gegen die Rechtmäßigkeit der T. vorgebrachten, Einwendungen sind folgende: 1. die T. ist unchristlich. Da das alte Testament die T. kennt und ausdrücklich sagt, daß das Blut dessen, der vergossen, wieder vergossen werden solle, im neuen Testament aber die T. als an sich widerrechtlich erklärt ist, so steht die Rechtmäßigkeit der T. um so mehr christlich um so mehr fest, da die Kirche die T. allenthalben anerkennt, obwohl sie stets eifrig bemüht war, die T.n in concreto zu mindern, die unzulässigen Qualen u. dgl. zu beseitigen und durch ihre Lehre dahin zu wirken, überhaupt keine todeswürdigen Verbrechen begangen würden. 2. Die

T. ist inhuman. Gehört zur Humanität wesentlich auch Gerechtigkeit, so kann die T. nicht inhuman seyn, wo die Gerechtigkeit solche fordert. Die Gerechtigkeit fordert aber in ihrem strafenden Momente Ausgleichung des begangenen Unrechts. Besteht mithin das ausgleichende Unrecht in absichtlich begangener Tödtung, so kann die T. an sich nicht inhuman seyn. Daß übrigens gerade in der Jetztzeit die Humanität durch Abschaffung der T. arg bedroht wird, zeigt der Schluß dieser Abhandlung. 3. Der Mensch hat dem Menschen das Leben nicht gegeben, kann es ihm daher rechtlich auch nicht entziehen. Da der Mensch dem Menschen überhaupt Nichts gegeben hat, sondern Alles von Gott gegeben wird, so würde aus diesem Argumente folgen, daß unbedingt jede Strafe ungerecht sei; gegen welche, allerdings von Manchem aufgestellte, Behauptung zu streiten, die Würde dieses Werkes verbietet. 4. Der Mensch kann, mit dem Tode bestraft, den Zweck seines Erdenlebens nicht vollbringen. Der Zweck des Erdenlebens besteht in der Vorbereitung für den Himmel. Daher kann der zum Tode Verurtheilte, wenn er wahrhaft bußfertig das Schaffot bestiegt, den Zweck seines Erdenlebens sehr wohl erfüllen. Ja manchem mit dem Tode Bestraften mögen die Himmelspforten wieder geöffnet worden seyn, die ihm sonst ewig verschlossen geblieben wären. Wie Viele bekehren sich in Wahrheit noch kurz vor dem Henkerbeile, die, wenn sie der weltliche Arm nicht erreicht und so tragisch an den Tod erinnert hätte, wohl kaum je an Buße gedacht haben würden. 5. Die T. schließt die Besserung des Verbrechers aus. Erledigt sich von selbst aus dem eben Gesagten. 6. Das Leben ist ein unveräußerliches Recht. Der mit dem Tode Bestrafte entäußert sich nicht seines Rechts, sondern es wird ihm entzogen. 7. Der Staat beruht auf Vertrag, zur T. aber kann sich Niemand anheischig machen. Die Staaten beruhen keineswegs auf Vertrag der Staatsangehörigen, sondern sind historisch entstanden zur Realisirung der höchsten menschlichen Zwecke, die der Mensch in seiner Vereinzlung nicht zu erreichen vermag. 8. Die T. schreckt nicht ab, verfehlt also ihren Zweck. Die Strafe wird primario nicht zur Abschreckung verhängt, sondern, wie oben gereigt, zur Ausgleichung des verletzten Rechts. Die Abschreckung ist nur ein Accidens und untergeordnetes Moment der Strafe. Daß übrigens durch die T. wirklich Mancher abgeschreckt wird, wer wollte das läugnen? Würden nicht mehr Verbrechen vorkommen, wenn keine Strafgewalt bestünde? Kommen nicht eben jetzt mehr Verbrechen, denn sonst, vor, wo die Strafgewalt ihre Schrecken in vielen Ländern großentheils verloren hat! 9. Die T. ist nicht die härteste Strafe, mithin für die schwersten Verbrechen nicht adäquat. Ewiges Gefängniß ist härter. Dieser Satz streitet schnurstracks gegen die Erfahrung, nach welcher der Mensch das Leben als das höchste Gut, den Tod als die höchste Strafe ansieht. Die Kriminalisten bezeugen, daß die zum Tode Verurtheilten die Umwandlung der T. in lebenswieriges Gefängniß stets als eine Gnade und Strafmilderung anerkannt haben. 10. Die T. ist überflüssig, da durch Landesverweisung und ewiges Gefängniß die fernere Unschädlichkeit des Verbrechers erreicht wird. Mit Nichten! Der des Landes Verwiesene kann zurückkehren, der Inhaftirte ausbrechen, oder auf sonst eine Art befreit werden, z. B. durch Aufruhr, erzwungene Amnestie u. s. w. — Folgt also aus dem Begriff der Strafe die Rechtmäßigkeit der T. an sich und für den Mord, und sind alle dagegen vorgebrachten Einwendungen völlig gehalten, so fragt es sich nun weiter, ob es noch andere Verbrechen gibt, die mit dem Tode zu bestrafen sind. Und hier antworten die Kriminalpolitiker sehr richtig, daß die T. auch bei Hochverrath, d. h. bei demjenigen Verbrechen, das den Umsturz des Staates und des Rechtszustandes bezweckt, eintreten könne und müsse. Auch bei gewöhnlichem Aufruhr, der Leben und Eigenthum der ruhigen Bürger bedroht, ist die T. unter Umständen zulässig und höchst zweckmäßig (Verkündung des Standrechts). Denn jeder Staatsangehörige hat ein Recht, zu fordern, daß ihn die Staatsgewalt in seinem Leben und Eigenthume schütze. Wenn daher die Staatsgewalt erkannt hat, daß andere Mittel, als die Tödtung der Unruhestifter, nicht ausreichen, um die Ruhe zu erhalten, resp. wieder herzustellen, so ist auch

T. vollkommen gerechtfertiget. Nur darf die Vollziehung dieser Strafe t Qualen (Rädern von unten, lebendiges Verbrennen, Pfählen, Abhauen u. s. w.) verbunden seyn und nicht öffentlich vollstreckt werden. Denn qualifizirten T. erscheint der Staat mehr als Rache ühend, denn als Gerechtigkeit fordernd, die öffentlichen Hinrichtungen aber sind ein graufiges, dabelgsmäßig keinen ethischen Nutzen gewährendes Schauspiel, und dem Publikum die Gewißheit der wirklich vollzogenen T. auf andere Weise gegeben.

Die Guillotine und in Kriegs- und Aufruhrzeiten das Erschießen dürftwöchmäßigsten Arten der Execution seyn. — Schließlich ist noch kurz zu

n, weshalb sich gerade in der neuesten Zeit das Verlangen nach Abschaffung T. so laut und ungestüm hat vernehmen lassen, da doch der eigentliche Grund die bedeutende Mehrzahl des Volkes die Abschaffung der T. durchaus

U. Die Gegner dieser Strafe zerfallen in zwei Classen, die sich von ganz geeigneten Motiven bestimmen lassen. Die Einen, Pietisten, forcierte Schön-lucus a non lucendo), sentimentale Weiber, stubenverhockte Gelehrte, verschilosophenköpfe und sonstige, das praktische Leben nicht kennende, Personen kein Blut sehen, weil sie zu nervenschwach sind, oder wenigstens, als zum Zone gehörend, seyn wollen. Die Anderen, welche die T. bekämpfen, sind den Linken der Kammern ihr unholdes Wesen treibenden Demokraten. —

wollen die T. abgeschafft haben, nicht aus irgend einem pseudophilosophischen sondern lediglich, um sich selbst bei eventuellem Fehlschlagen ihrer teuflischen u salviren und um den Böbel, ihr stehendes Heer, vollständigst zu demo-

und zu jeder Schandthat muthig und geschickt zu machen. „Es wird ja a Kopf nicht kosten“, soll der frevelnde Böbel denken, „und sonst werden

ten Linken schon für uns sorgen.“ — Die Ersteren mögen die Staats- in ihrer philanthropischen Kannegießerei ruhig gewähren lassen, den Letzte-

er mit Energie entgentreten, die T. für Mord, Hochverrath und Aufruhr gt beibehalten und an jenen Feinden der menschlichen Gesellschaft, wo sie i Tode bedrohte, positive Gesetze verlegen, praktisch handhaben. Doch, dies

desideria in unserer Zeit der Gassenpolitik! Weil Ludwig XVI. kein Blut n wollte, wurde das seinige vergossen. Friedrich Wilhelm IV. mag dies

denken. Frhr. v. Berlepsch.

Todsünde heißt diejenige Sünde, welche wegen ihrer Schwere den Gnaden-

im Menschen aufhebt und die Strafe der ewigen Verdammnis verdient; so genannt, weil sie die Quelle des geistigen Lebens, die habituelle Gnade,

n läßt u. den geistigen Tod (Tod der Seele), herbeiführt. Ihr entgegen-

ist die läßliche Sünde d. h. diejenige Sünde, welche wegen ihrer Leicht-

en Gnadenzustand im Menschen nicht aufhebt, obwohl die Liebe in ihm t und deshalb eine temporelle Strafe verdienend, leicht erläßig ist. Zur

ört also vollkommene, selbstbewusste Abwendung von Gott und Opposition

Gott, den Mittelpunkt unseres Lebens. — Ein genaues Verzeichniß der n Fälle der T. läßt sich so wenig aufstellen, als in einem Rechtscode alle alle aufgezählt werden können; doch läßt sich in sehr vielen Fällen, wenn

icht immer mit absoluter, so doch mit relativer, zur Praxis genügenden, Ge-

erkennen, was T. ist. Wie der Richter aus den gegebenen Prinzipien zeln Rechtsfall zu entscheiden hat, so hat der Christ und Beichtvater die n vorliegenden Sünden unter die allgemeinen christlichen Prinzipien zu sub-

st. darnach zu entscheiden, ob Etwas T. sei oder nicht. Frhr. v. Berlepsch.

Tommasèo, N., 1803 in Dalmatien geboren und gegenwärtig der bedeu-

chriftsteller seines, an literarischen Erzeugnissen eben nicht reichen Vater-

hat zuerst 1826 mit einer Uebersetzung des Dionys von Halikarnas auf

erte sich besonders als Mitarbeiter an der Antologia di Firenze aus.

ung, die er in diesem Journal verfolgte, zog ihm große Unannehmlich-

ann er wurde wegen revolutionärer Umtriebe verfolgt, mußte flüchten

lange im Auslande eine Zuflucht suchen. In dieser Zeit der Ver-

bannung war er unausgesetzt thätig. Bald in Paris, bald in französischen Provinzialstädten, bald auf Corsika lebend und oft hart bedrängt, gab er eine Reihe von Werken heraus, theils poetische Ergüsse, theils wissenschaftliche Arbeiten, aus den Doctrinen der Philosophie, Kritik, Geschichte u. s. w. Wir nennen darunter: *Della educazione* (1834); *Dell' Italia*, bittere Betrachtungen über das Schicksal Italiens; *Memorie poetiche e poesie il duca d'Atene* (1836), ein klassisch geschriebener, wegen seiner politischen Anspielungen aber hart verpönter Roman; *Selecta e scriptoribus christianis* u. s. w. Ein italienisches synonymisches Lexikon, das er zu derselben Zeit vollendete, steht bei den Gelehrten in hoher Achtung. Dasselbe gilt von seinen *Studi filosofici* und *Studi critici*, die er nach der Rückkehr aus der Verbannung (1838) herausgab. Wir Deutsche müssen uns übrigens über diese Werke beklagen, denn in seinem Streben, Italien hochzufellen, begeht T. nicht selten schreiende Ungerechtigkeiten gegen mehr unserer berühmtesten Gelehrten, wie z. B. Niebuhr. Eine durchgängige Anerkennung verdient dagegen seine Sammlung toskanischer, korsischer, griechischer und illyrischer Volkslieder. Große Bedeutsamkeit ist ihm überhaupt nicht abzusprechen und die Jugend seines Vaterlandes schwärmt für ihn, wie er bei den verschiedensten Partelen Anerkennung findet. Dieses letztere erklärt sich hauptsächlich aus dem unbestimmten Gefühlswesen, das in allen seinen Werken sich ausdrückt.

**Tornielli** (Girolamo), geb. 1693 zu Cameti, trat 1709 in den Jesuitenorden und erntete bald als Kanzelredner in Venedig u. Bologna großen Beifall; und es schien, die Vorlesung habe ihn zum würdigen Nachfolger des gefeierten Paolo Segnero ausseroren. In seinen „Lobreden“ („Panegirici“) und seinen „Fastenpredigten“ („quaresimale“) finden wir eine hohe Vollendung der Darstellung ohne Künstelei, liebliche Harmonie bei steter Mannigfaltigkeit, lebendige Beschreibungen, gewählte Bilder und klare und kräftige Beweisführung. Einzig in ihrer Art sind T.'s liebliche Canzonen auf die hl. Jungfrau Maria („Canzoni marinesche in lode della sant. Vergine“). T. starb 1752, als er nach der vortrefflichen Predigt über die Liebe Gottes (sull' amor di Dio) den Segen gegeben hatte, an einem Blutsturz auf geweihter Stätte.

Dr. S.

**Tournefort**, Prosper de, Bischof von Limoges, geboren den 23. Dezbr. 1761 zu Billes, einem Flecken in der damals päpstlichen Grafschaft Venaisin, von achtbaren Eltern, wurde, nachdem er seine Vorbereitungsstudien vollendet hatte, nach Aix geschickt, um sich in der Rechtswissenschaft auszubilden, trat später als Anwalt auf und zeichnete sich unter seinen Collegen zu Aix durch seinen lebhaften Geist, seine angenehmen Manieren und durch seinen vortrefflichen Lebenswandel aus. Die ersten Unruhen der Revolution bewogen ihn, Aix zu verlassen u. nach seiner Heimath zurückzukehren. Kurz darauf ging T. auf Einladung eines Mitgliedes der konstituierenden Versammlung, D'André, nach Paris, um unter dessen Leitung zu arbeiten; allein, da des letztern Grundsätze sich mit den seinigen nicht vertrugen, so folgte er der Stimme seines Gewissens, auf die er stets hörte, sah u. entsagte schnell allen Vortheilen seiner glänzenden Stellung. Die damals in Frankreich herrschende Aufregung, welche späterhin den Sturz der alten Monarchie herbeiführte und ganz neue gesellschaftliche Verhältnisse begründete, theilte sich bald auch der Grafschaft Venaisin mit. Um den verderblichen Wirkungen vorzubeugen, berief der Papst in aller Eile eine Versammlung der Abgeordneten nach Carpentras. Der junge T. wurde Deputirter bei derselben und die Rolle, die er zu spielen hatte, war wichtig und schön. Der conservativen Partei angehörig, zeichnete er sich in derselben durch seine Beredsamkeit und Festigkeit aus. Er versocht nämlich die Souveränitätsrechte des Papstes, sowie diejenigen Doctrinen, welche einer neuen, der Erhaltung der Monarchie, des Eigenthums jeglicher Art u. der Rechte aller Stände des Staats günstigen, Regierungsform huldigten. Man nannte ihn nur den „Maury“ und „Cazales“ dieser kleinen Versammlung. Allein bald nahmen die Dinge zu Carpentras denselben Gang, wie zu Paris. Empörung und Aufruhr bemächtigten sich dieses kleinen, in die große Monarchie inclavirten Staates;

sammlung löste sich auf; Carpentras wurde von den Avignonesen und den  
 ihen Jakobinern angegriffen, mußte eine Belagerung aushalten u. endlich  
 geben. Der päpstliche Vice-Legat floh nach Savoyen, wohin ihm L. folgte.  
 derlei Ereignisse ward L. immer mehr dem weltlichen Treiben entfremdet  
 sich, sich dem geistlichen Stande zuzuwenden. Er kam zu Bologna  
 Nähe des verehrungswürdigen Courbon, der während einer Reihe von  
 die Diözese Lyon mit großer Weisheit verwaltet hatte und machte unter  
 leitung dieses Mannes Gottes reissende Fortschritte in der Vollkommenheit.  
 Genehmigung des Staatssekretärs Pierracchi ging L. nach Italien u. ward  
 vom Cardinal Archetti wie ein Sohn aufgenommen und als solcher drei  
 hindurch behandelt. Zu Rom überhäufte ihn Zelada, Antonelli und Ca-  
 mit Güte. Vom Cardinal Archetti nach Ascoli berufen, erhielt er nach dem  
 we, mit Erlaubniß Pius VII., vom Cardinal die hl. Weihen. Portalis, da-  
 Minister des Kultus, der seinen Freund L. im Geiste überall hinbegleitet  
 und an Mittel dachte, ihn nach Frankreich zurückzubringen, verlangte und er-  
 für ihn in Rom den Auftrag, dem Oheim des ersten Consuls, Fesch, der  
 zum Erzbischof von Lyon ernannt worden war, das Pallium zu überbrin-  
 Der neue Erzbischof ernannte L. sogleich zum Mitgliede seines Capitels u.  
 ward sich dieser allgemeine Liebe u. Achtung. Am 3. Januar 1803 wurde  
 Cardinal als Kanonikus von Lyon inkallirt. Der neue Kanonikus führte  
 auffallend regelmäßige Lebensweise, daß der Superior Buquet ihn im  
 ar als Muster aufstellte. Er predigte jeden Sonntag in den großen Kirchen  
 tadt, saß häufig zur Beicht und bekehrte eine Menge Sünder. Unbegrenzt  
 eine Liebe zu den Armen und eine genaue und umfassende Kenntniß der  
 machte seinen Rath in einer Menge von schwierigen Processen gesucht und  
 rich. Bewunderungswürdig war seine Verehrung für die hl. Maria, die  
 ; Anderen einzusüßen wußte und eine seiner Beichttöchter wurde in Folge  
 Delüßdes, das sie in der Messe des frommen Kanonikus am Maria-Him-  
 rtsfeste gemacht hatte, von einer fürchterlichen Krankheit befreit. Seine Pre-  
 waren voll Salbung und Ueberredungskraft; er suchte auf das Herz seiner  
 r zu wirken und die große Zahl der gegen die Religion Gleichgültigen zur  
 ung ihrer religiösen Pflichten zurückzubringen. Als L. vom Cardinal zum  
 ifus ernannt wurde, war er arm u. es ging ihm Alles ab. Der Cardinal  
 ihn zu sich, gab ihm Geld, damit er sich kleiden konnte und behielt ihn eine  
 nge im Palast. Anfänglich galt L. bei dem Cardinal sehr viel, später  
 wurde das Verhältniß sehr getrübt, weil er in Betreff der Verwaltung der  
 : eine andere Ansicht hatte. Als Jauffret, der damalige Generalvikar zu  
 Bischof von Metz wurde, berief er L. zu sich nach Metz und beehrte ihn  
 nem Vertrauen, welches er mit Dubois, dem nachherigen Bischof von Dijon,  
 Er wirkte zu Metz mit demselben Erfolge, wie zu Lyon und leistete hier  
 igliche Dienste. 1807 kam er nach Metz und blieb dort bis 1811. Er hatte  
 if eines Priesters voll Frömmigkeit, voll Glauben und wahrer Verdienste.  
 Interesse, das L. an den verbannten Cardinälen nahm, für die er Collecten  
 altete und viele Empfehlungsbriefe schrieb, machte ihn verdächtig, zog ihm  
 erlust seines Amtes zu und brachte ihn drei Monate in's Gefängniß La  
 Paris. Nachdem L. in Ungnade gefallen war, berief ihn Claufel, sein  
 Studengenosse, damals Generalvikar des Bischofs von Amiens und mit  
 Verwaltung des Departements d'Isere beauftragt, nach Beauvais. Ihm  
 L. auch seine Ernennung zum Dechant und Pfarrer von St. Jakob zu  
 (1813), nachdem er unter polizeilicher Aufsicht zwei Jahre zu Soissons  
 hatte. Bei seiner Ankunft zu Compiègne fand er die Kirche von Allem  
 ab mit einer Schuld von wenigstens 4000 Fr. belastet. Er wußte  
 den, diese Schuld abzutragen, beträchtliche Reparaturen an der Kir-  
 dieselbe nicht allein anständig, sondern sogar auf eine prächt-  
 iden. Er glaubte, den dringenden Aufforderungen seines

Collegen Dubois, der ihn zum Gehülfsen wünschte, nachgeben u. das Amt eines néralvikars bei ihm annehmen zu müssen. So kam er nach Dijon. Hier legte er auch seine Vorbereitungen zu den heiligen und schweren Pflichten Episkopats und erhielt im Septbr. 1824 die Nachricht von seiner Ernennung Bischof von Limoges. Sein mehrjähriges und würdiges Streben und Wirken Bischof gäbe reichen Stoff zur Betrachtung und Bewunderung; wir wollen bloß von seinem Verhalten nach dem Jahre 1830 sprechen. Wie vielleicht zeigt sich größer, als in dieser traurigen Zeit, wo einige Verblendete seine Würde seine Tugenden außer Augen setzten und droheten, seinen Palaß anzugreifen. In alle Furcht erhaben, glaubte er, nicht aus Schwachheit, sondern aus christl. Milde und Liebe zum Frieden, Forderungen, die man nicht zu machen berechtigt war, bewilligen zu müssen, obschon er sie hätte verweigern können. Seine Festigkeit und seine Willfährigkeit erregten die Bewunderung aller Achtbaren, welche muthig als seine Vertheidiger austraten. — Der Muth, mit dem er dieser Periode zum Besten der Religion von seinen Ansichten und Gesinnungen abzugehen mußte; seine Sorgfalt, über die Gränzen des Religiösen nicht hinauszugehen; die Freundlichkeit u. Güte, mit der er die Männer jeder Partei empfing; die Treue in Erfüllung aller seiner Berufspflichten zerstreuten allmählig jedes Urtheil gegen ihn und gewannen ihm die Herzen Aller. Seit einigen Jahren merkte man einen allmählichen Nachlaß seiner Kräfte, worüber er sich selbst beklagte, während der äußere Mensch der Auflösung entgegenging, erneuerte sich innere Mensch von Tage zu Tage. Die, welche den Bischof aufmerksam beobachteten, bewunderten die fühlbare Wirkung des hl. Geistes, der seinen Eifer recht erhielt, seine sanfte Höflichkeit stets neu belebte, die Reinheit seiner Ansicht und die Zartheit seines Gewissens steigerte und alle Dispositionen seiner Seele vervollkommnete. Sicher hatte er eine Ahnung von seinem baldigen Tode; 1842 wollte er, aus Besorgniß, seine Diözese nicht mehr zum zweiten Male verlassen zu können, die 1838 begonnene Generalvisitation beendigen. Er besuchte noch 105 Pfarreien u. war nicht zu bewegen, den Besuch eines Theiles derselben für's nächste Jahr aufzusparen. Standhaft ertrug er die Beschwerden der langen Umrise, die er nach Ostern unternahm, allein fast unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Limoges befiel ihn die Krankheit, die ihn in's Grab führte. Um auf seinen Tod vorzubereiten, zog er sich im Dezember in sein Seminar zurück, machte regelmäßig alle, zur Vorbereitung der jungen Seminaristen vorgeschriebenen Andachtsübungen mit. Aus dem Seminar ging er mit neuem Eifer her. Wenige Tage nach dem Austritte aus dem Seminar erfuhr er, daß geistliche Funktionen, die er im Centralgefängnisse angeordnet, glückliche Resultate versprachen, daß aber die Zahl der Beichtväter nicht ausreiche, deshalb schloß er sich an sie an, wodurch alle nicht wenig erbaut wurden. Trotz der Abnahme seiner Kräfte er sich doch noch schwer bewegen, seine Visitationsreisen, als er sie 1843 zu begeben im Begriffe war, aufzugeben. Im Juli wollte er, wie in den früheren Jahren den geistlichen Exerzitien des Alerius präsidiren. Sein Tod entsprach seinem Wunsche. Er starb 1844. In der Absicht, das belehrende und wohlthätige Licht des Evangeliums überall zu verbreiten, erließ er, nachdem er in einer großen Zahl von Briefen durch apostolisch gesinnte Männer die wichtigsten Wahrheiten hatte verfaßt, einen merkwürdigen Hirtenbrief „über die Nothwendigkeit der Unterweisung des Volkes.“ Durch eine, späterhin gedruckte, Verordnung erneuerte er die Befehle und Vorschriften; die seine Vorgänger erlassen hatten in Betreff des Catechismus und der Katechismuslehre; zu demselben Zwecke erinnerte er seine Pfarrer an ihre Pflicht, sich und die Gläubigen zu unterrichten und dehnte seine Besuche auf die kleinsten Pfarreien aus, indem er überall predigte und über die Kinder prüfte u. 1828 war er einer der Unterzeichner der Denkschrift, welche die Bischöfe in Betreff der Verordnungen über die geistlichen Schulen u. Seminare an den König richteten. 1832 schloß er sich an die Bischöfe an, welche die Vertheilung verschiedener, in dem Avenir, sowie in den B...



und dessen Schülern enthaltenen, Sätze aussprachen. 1841 verlangte er in einer an den König eingereichten Denkschrift, die aber nicht veröffentlicht wurde, für die Freiheit des Unterrichts und für die Bischöfe Beseitigung der, in der letzten Zeit eingeführten, Beschränkungen ihres Rechtes, das sie in Frankreich von jeher besaßen, mit unumschränkter Vollmacht geistliche Schulen zu errichten und zu verwalten und er sprach darin seine Ansicht über den Zustand der öffentlichen Erziehung und seine Besorgnisse über die Folgen einer solchen Erziehung aus. 1843 sprach er, gewissenhaft und frei, aber zugleich mit äußerster Mäßigung, seine Ansicht über die moralische und religiöse Erziehung, welche die Jugend in den Schulen der Universität erhält.

\* **Trappisten.** — Die Mitglieder dieses Ordens haben in Algier 2000 Hektaren Landes angewiesen bekommen und so werden denn mit nächstem Frankreichs afrikanische Besitzungen ebenfalls einen Theil jener bedeutenden Anstalten erhalten, welche das Mutterland diesem Orden verdankt. Die Behörden und namentlich das Kriegsministerium verdienen für diese Verfügung um so mehr Dank, als die Masse des Volkes und selbst ein Theil derjenigen, die sich berufen glauben, die öffentliche Meinung aufzuklären, sich einbilden, daß ein Mönch ein unnützes Mitglied der Gesellschaft sei, ein ganz passives, dumm der Enthaltensamkeit und dem Beten ergebenes Wesen. Dies ist sogar die mildeste Ansicht; denn, welche Meinung diejenigen hegen, welche das Mönchsleben in den Phantastiegemälden von Levis, oder den Obscönitäten Diderot's studirt haben, ist bekannt. Es liegt deshalb gleich viel Klugheit, wie Muth, in den Beschlüssen der Regierung: Klugheit, insofern sie ein Vorurtheil überwunden u. die Frage geprüft hat; Muth, indem sie, nach Prüfung der Frage, darauf einging. Wäre man nicht überzeugt, daß der Kriegsminister die ganze Bedeutung der Anordnung, in die er gewilligt hat, so vollständig kenne, wie irgend Jemand, so würde man ihm sagen, daß sein Beschluß den ersten Schritt zur Colonisation bildet, der seit der Eroberung geschehen ist. Seltsamer Weise hat Niemand, seitdem Frankreich in Algier kämpft, seinen Blick auf die Geschichte der früheren französischen Colonisationen geworfen. Da die französischen Soldaten auch bei jedem Schritt in Afrika auf uralte Spuren römischer Colonien treffen u., da die wenigen Colonisten, die Frankreich dahin verpflanzt, wieder verschwinden, so fragt man natürlich: welche Schritte that Rom für seine Colonien, schenkt aber dem, von unseren Vorfahren angenommenen, Verfahren geringe Aufmerksamkeit. Doch sollte man wohl ein System nicht so leichtfertig behandeln, wodurch Frankreich eine Zeit lange einen Theil des Continents von Amerika, den Archipel der Antillen, die ostindische Halbinsel und so manche andere Besitzungen erhielt, ein ruhmvolles Register, das wir vergessen haben, ohne dort vergessen zu sein. Vereine und Mönchsorden waren die beiden mächtigen Werkzeuge, die in Colbert's Hand einen Theil der transatlantischen Welt für Frankreich gewannen. Die Erörterungen, welche die Bildung des Senegalsvereins veranlaßt, zeigen hinreichend, welche Stellung ein Theil der Presse annehmen würde, wenn die Regierung diese beiden Mittel gemeinschaftlich anwenden wollte. Es war deshalb eine Wahl nöthig und diese ist mit Einsicht getroffen worden. Beginnt die Civilisation durch kriegerische Mittel, so schließt sie in der Regel mit religiösen, nicht mit der beschaulichen Religion, welche man gewöhnlich den Mönchsorden zuschreibt, sondern mit derjenigen, die Arbeit und Ausdauer zu einer Andacht macht. Die ersten industriellen Unternehmungen auf den Inseln Frankreichs gingen von Mönchen aus, die im Gefolge der Vereine als Missionäre oder Pflanzler dorthin gingen. Sie gewöhnten die Einwohner an unsere civilisirte Lebensweise, errichteten Forts gegen feindliche Angriffe und bauten unter ihrer Leitung jene Fabriken, deren Solidität noch jetzt den Erschütterungen Trotz bietet, denen der Boden ausgesetzt ist. Wir können versichern zu dürfen, daß der Beschluß des Kriegsministers in Folge von Nachforschungen gefaßt worden ist, die neuerdings auf seinen Befehl über die religiöse Colonisation Californiens angestellt worden sind. Wenige von uns haben kunden, welche die spanischen Missionäre der

Colloquium des Unabhängigkeitskampfes diese Corporationen neu zur Aufgabe zurückgebracht, so würden arme Botaniker, die Lösung einer Aufgabe gefunden zu ersehend suchen: nämlich, Colonisiren, ohne zu lernen haben, daß das Kreuz zuweilen mehr ohne dieses fertig werden kann.

Er einer der geachtetesten österreichischen Naturforscher, in-ang die Rechte, ging dann zur Arzneiwissenschaft über und studierte eine solche Vorliebe für die Botanik, daß er ihr widmete. Ein bedeutendes Vermögen, das ihm von väterlicher Hand war, gab ihm die Mittel, seinem Lieblingsfache die größte Aufmerksamkeit zu widmen. Er opferte der Botanik dieses Vermögen ganz, schon zu jener Zeit, als er in den kleineren Kreisen der gelehrten Naturfreunde Anerkennung auch von der Regierung nicht unbemerkt blieb. Von der letztern wurde er zum Custos der vereinigten k. k. Hofnaturalienkabinette ernannt, in welcher Stellung er bis zu dem Tode des Kaisers Franz I. blieb, worauf sein hohes Ansehen durch die Benennung u. Erhebung durch Professor Endlicher veranlaßt. In dieser Stellung wirkte er mit seiner oft bewährten Uneigennützigkeit, indem er unter anderem ein eigenes bedeutendes Herbarium dem Cabinet einverleibte. Eine gleich ansehnliche und gedeihliche Beschäftigung war ihm der Briefwechsel, den er 55 Jahre lang mit Notabilitäten der Naturforscher aller Nationen, mit einem N. von Linné, L. W. führte. Seine Häuslichkeit gestaltete sich bald glücklich, bald unbefriedigend. Einer ersten glücklichen Ehe folgte ein Bund, der ihm vielfache Schmerzen brachte, nur die eine dritte, im hohen Alter (1829) ihm angetraute, Gattin ihn wieder entschädigte. Seine schriftstellerische Thätigkeit erstreckt sich über den langen Zeitraum von 1790 bis 1843, in welchem Jahre er auch starb: gewiß eine lange Wirksamkeit, wie sie nur sehr Wenigen beschieden seyn dürfte. Sein erstes Werk war die: „Systematische Abhandlung der ganzen Naturwissenschaft,“ sein letztes die „Schule der blühenden Natur, oder ästhetisch-philosophische Abhandlungen für Gartenfreunde.“ Außerdem nennen wir: „Flora Austriaca sicca,“ „Thesaurus botanicus,“ „Genera nova plantarum iconibus observationibus-que illustrata,“ „Genera plantarum methodo naturali disposita,“ „Synodus botanica, omnes familias, genera etc., plantarum illustrans,“ und unter den deutsch geschriebenen Werken: „Die essbaren Schwämme der österreichischen Kaiserthums,“ in zwei Aufl. erschienen; „Literarisches Taschenbuch oder Conservatorium aller Resultate, Ideen und Ansichten aus dem ganzen Gebiete der Gewächskunde,“ „Neue Arten von Pelargonien deutschen Ursprungs“ (im Vereine mit Klier, 1824—1825 herausgegeben), 6 Bde. in 8., mit 264 col. Tafeln; „Versuche in der contemplativen Botanik, oder geistige und gemüthliche Untersuchungen in den Gebieten der blühenden Natur etc.“ L. hatte mehrmals die Freude, daß Naturforscher merkwürdigen Pflanzen seinen Namen beilegen, um das Andenken des bewährten Mannes auf die Nachwelt zu bringen. So nannte Willdenow eine neue Pflanze ihm zu Ehren *Trattinickia* und Persoon taufte eine, seinen eigenen Namen führende, Gattung nach L. um.

**Trausnik**, s. Landschut und Raabburg.

**Travnik**, Stadt in Bosnien, zu beiden Seiten der Lashva, in einem engen, mächtigen Kalkgebirge Wlaskich überragten Thale. Der Weste von Bosnien hier seinen Sitz und bewohnt ein ziemlich ärmliches Palais (Konak). Fort am Ende der Stadt ist im schlechten Zustande, desto ansehnlicher eine neue große Kaserne. Von den übrigen Gebäuden sind zu erwähnen: die Kasernen oder Woscheen, das Militärspital und die Bäder. L. zählt 1000 Einwohner. Nur einige hundert Schritte von der Stadt liegt am rechten Ufer das christliche Dorf Dolack, wo der katholische Generalvikar seinen Sitz aufgeschlagen hat. Da die Seelsorge von ganz Bosnien

in den Händen der drei Minoriten, Klöster des Landes sich befindet, mit deren Mitgliedern die Pfarreien besetzt werden, gehört er auch dem genannten Orden an. Die Reisenden geben dieser Geistlichkeit das Zeugniß, daß sie durch gründliche und vielseitige Bildung sich auszeichnen. Es verdient ihre humane Gesinnung in der That um so größere Aufmerksamkeit, als sie in Mitte eines rohen, von anderer Barbarei beherrschten Landes das Verdienst hat, die Elemente edler Bildung für die Tage einer bessern Zukunft zu retten. In der Nähe von T. ist auch das Dorf Elaniza, wo ehemals ein ergiebiges Goldbergwerk war, das von den Römern bearbeiteten. mD.

**Eredgold, Thomas**, Architekt und Schriftsteller, wurde am 22. August 1793 in dem Dörfchen Brandon bei Durham geboren. Der ganze Unterricht, den er in seinem Leben genoß, bestand in dem, was ihm der Lehrer der kleinen Dorfschule mittheilen konnte. In seinem 14. Jahre trat er in die Lehre bei einem Buchhändler und ergänzte nun seine Kenntniße durch das Lesen mathematischer Bücher, wozu er die Nacht und die Essensstunde verwenden mußte. Nachdem er seine Lehrzeit ausgehalten hatte, fing er im Jahre 1808 als Zimmergeselle an zu arbeiten, auch jetzt noch eifrig mit Studien beschäftigt. Der große Eifer, den er dabei an den Tag legte, untergrub seine Gesundheit und er legte in dieser Periode seines Lebens den Grund zu der Krankheit, die später seine Auflösung herbeigeführt hat. Es konnte kaum anders seyn, denn, ohnehin schwächlich, stand er früh auf, ging sehr spät zur Ruhe, als hastig zu Mittag und ließ den übrigen Theil des Tages unter anstrengenden Handarbeiten verfließen. Wenn er später von dieser Lebensweise sprach, pfliegte er sich damit zu rechtfertigen, daß er entweder auf diese Art seine Studien machen, oder seine Tage in roher Unwissenheit habe verleben müssen. Der gute Ruf, den T. sich erworben hatte, bestimmte den Architekten Atkinson, ihn im August 1818 in sein Bureau aufzunehmen. Hier fand er die Gelegenheit, zu den früher erlangten praktischen Kenntnissen in der Baukunst auch die Theorie derselben hinzuzufügen u. sich die Fertigkeit im Zeichnen zu erwerben, die ihm späterhin bei den Entwürfen und der Erläuterung seiner mannigfachen Werke so trefflich zu Statten kam. Auch konnte er hier, in Atkinson's und andern Bibliotheken, welche ihm zum Gebrauche offen standen, zur Kenntniß dessen gelangen, was von Seiten anderer Gelehrten über die Gegenstände seines Faches geschrieben wurde, zu welchem Zwecke er ohne Lehrmeister sich die Kenntniße fremder Sprachen anzueignen wußte, wodurch ihm die Werke eines Belidor, Prony, Kamelet, Menge, Bossut, Lesage, Navier, Desaguliers zugänglich wurden. Endlich vollendete der gesellschaftliche Umgang mit den Gelehrten seine Ausbildung, denn, unter Atkinson's Dache wohnend und seine Tafel theilend, kam er mit allen denen in Berührung, welche Atkinson's Haus besuchten und dazu gehörten die berühmtesten Gelehrten jener Zeit. Sein Studentenkursus umfaßte das ganze Gebiet der Architektur, mit allen, zu derselben in näherer oder entfernterer Berührung stehenden Hülfswissenschaften. Er widmete der Chemie, Geologie und Mineralogie eine vorzügliche Aufmerksamkeit und beschäftigte sich sehr viel mit der höhern Mathematik, namentlich mit der Differenzialrechnung. 1823 verließ er seine Stellung in Atkinson's Hause, weil seine inzwischen vermehrte Familie — er hatte sich 1819 mit Miß Sarah Burton verheirathet — ihn auf ein Einkommen bedacht zu seyn nöthigte. Von dieser Zeit an trat er selbstständig als Civilarchitekt und Ingenieur auf und wurde nach und nach der Rathgeber aller seiner praktisch thätigsten Fachgenossen. Zu den berühmtesten seiner eigenen Bauten gehört ein hübschförmiges, mit Glaskuppeln versehenes Gewächshaus, das er in Dretton-Hall ausführte und das in ganz England als der „Löwe des Nordens“ berühmt wurde. Dieses Bauwerk hatte ihren Durchmesser von 100 Fuß, eine Höhe von 60 Fuß und war durchgängig von Guß- und Schmiedeeisen zusammengesetzt. Die Kosten des Eisens allein betragen 4000 Pfd. Sterl. und das Ganze kostete 10000 Pfd. Jedermann zweifelte an der Haltbarkeit des Gebäudes, da es sich bis zum Gipfel erschütterte wurde; als aber die

Hätten nicht die Verwüstungen des Jahres 1799, die ihn von dem Dienste der Kirche um 20 Jahre in der Vollendung zurückbrachten, so hätte er als Schriftsteller aufzutreten können, um seinen dauernden Ruhm zu sichern. Er hat aber, nach der Regierung seiner Vaterstadt, die ihm die Ehre der Mitgliedschaft in der Academie der Wissenschaften zu Theil brachte, hauptsächlich in Tillach's Platonischen Akademie, in der Annalo of Philosophy. Aus der großen Zahl von Aufsätzen, welche er seine Erfahrungen und Forschungen über die Natur der Luft, die Eigenschaften der Metalle, die man auf das weite Feld seines Wissens anzuwenden vermag, als das Schwert, in der Naturgeschichte zu gebrauchen, denn man findet hier Aufsätze über die Eigenschaften der Luft, über die Ursachen und Gesetze der Schalle, über die Ursachen und Gesetze der Wärme, über die Gesetze der Turbulenzen, über die Eigenschaften der Instrumente, über Reibung, über die Grundgesetze der Bewegung u. s. w. Das erste größere Werk, welches er veröffentlichte, ist die „Grundgesetze der Zimmerwerkunst.“ Die einzelnen Theile dieses Werkes, die er in mehreren Bänden herausgab, sind: die Statik der Dachverbände, die Statik der Balkenwerke, die Construction der Balkenlagen, die Construction der Brücken. Die früheren Werke derselben Art enthielt er in dem „mechanischen Gesetzen der Zimmerwerkunst.“ Alles, was er bis dahin geschrieben war, beschränkte sich auf die Zusammenstellung wenig mehr als auf die Beschreibung der Stärke der Bauhölzer, welche meistens auf falschen Grundlagen beruhten, mithin unzuverlässlich waren. Der größere Theil jener Werke, die er nachher veröffentlichte, ist hauptsächlich mit der Projektionslehre oder der descriptiven Geometrie beschäftigt, welche es an einem Werke, wie das T.'sche, denn man wollte von dem T.'schen Werke die Grundgesetze, welche auf die Baukunst, namentlich in Beziehung auf die Festigkeit und Widerstand gegen den Druck, Einfluß haben, eine etwas größere Aufmerksamkeit zuwenden, als man durch die descriptive Geometrie erlangen kann. Er hat sich auch auf wissenschaftlichen Weg erlangt, welche jede Verfertigung nach ihrer Entwicklung eine Anwendung im praktischen Leben gestattete. Er hat die Ungewisse durch Gewißheit, das Unsichere durch Sicherheit ersetzt, was er es, was fehlte und diesen Mangel ersetzte T. auf die umfassendste Weise durch eine längere Abhandlung über die Tischlerkunst für Napier's Supplement der Encyclopaedia Britannica erschien sein zweites größeres Werk: „Praktischer Versuch über die Festigkeit des Gusseisens und anderer Metalle,“ welches hauptsächlich für Ingenieure, Eisenhüttenmänner, Architekten, Mühlenbauer, Metallgießer und andere, mit der Erbauung von Maschinen, Brücken u. Gebäuden beschäftigte, Mann abgefaßt war. Wie das vorige, enthält auch dieses Werk praktische Regeln, Tabellen und Beispiele, gegründet auf eine Reihe von Versuchen über die Festigkeit quadratischer Balken, über die Elastizität einrolliger Stäbe, das Gewicht und den Druck bei Pfeilern oder Säulen, über eiserne Balken für feuerfeste Fußböden über Zähne für Räderwerke und über die Abmessung der Zapfen und Achsen. Auf dieses Werk folgte: „Die Heizung und Ventilierung öffentlicher Gebäude, Wohnhäuser, Fabriken und Manufakturen, Krankenhäuser, Treibhäuser, Gesellschaftsräume, Unterrichtsanstalten und anderer Gebäude; die Construction der Feuerungsräume, Dampfapparate, Röste und Trodenhäuser.“ (Von Kühn in's Deutsche übersetzt.) In diesem Werke, das nach T.'s eigenen und Atkinson's Erfahrung bearbeitet war, sind namentlich die Grundgesetze der Dampf- und Wasserheizung, die gegenwärtig in den Gewächshäusern üblich ist, vortrefflich entwickelt. Die Schriften, die T. dann über Eisenbahnen und Dampfmaschinen, Dampfschiffahrt und Dampfkräften herausgab, sind gegenwärtig von keinem Interesse mehr, wenn man sich nur Zeit auf die Entwicklung jener großen Erfindungen mächtig einwirkte. Er hat sich der hydraulischen Wissenschaften erworben er sich durch die Besorgung älterer Werke Verdienste. Diese Werke sind: Emealon, Forschungen über die Kraft des Wassers und des Windes zur Bewegung anderer Maschinen. — Venturi, Versuche über die latente Wärme der Flüssigkeiten. — Young, Inbegriff der nützlichen Eigenschaften der Flüssigkeiten. Ferner ist von ihm erschienen eine neue und erweiterte

ausgabe von Barlow's Werk über die „Festigkeit und Kraft des Bauholzes.“ In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte er sich mit drei Encyclopädien: der Technik, des Civil-Ingenieurs und der höhern Philosophie und hatte die Vorarbeiten fast beendigt, als ihn der Tod überraschte (28. Januar 1839). Da sein Vermögen zur Ernährung seiner Kinder nicht hinreichte, eröffneten seine Londoner Freunde eine Subscription, deren Ertrag den Hinterlassenen ein bescheidenes Auskommen sicherte. — I. war von mittlerer Größe, hatte eine gebräunte Gesichtsfarbe, ein schlichtes, schwarzes Haar und einen sehr durchdringenden Blick. Sein Charakter war einfach, bescheiden und häuslich, er war ein Mann von wenigen Worten, aber freundlich und mittheilend.

**Trévern**, Johann Franz Maria le Pape de, Bischof von Straßburg, geboren zu Morlair den 22. Oktober 1754, stammte aus einer der angesehensten Familie der Nieder-Bretagne ab, machte seine ersten Studien im Collegium Quimper und kam hierauf in das Collegium Du Pleffis-Richelieu zu Paris, um sie zu vollenden. Er war immer der Erste in seiner Classe und besonders in der Poesie seinen Mitschülern entschieden überlegen. Auch bewahrte sein Geist immer einen Anstrich der classischen Studien und in einem Alter von 80 Jahren machte er die Conversation noch zu würzen, indem er gelegentlich und mit ermunterlicher Leichtigkeit die schönsten Stellen der lateinischen Dichter recitirte. 1775 trat er in das Seminar St. Magloire, wo er vier Jahre lange dem Studium der Theologie oblag und dann drei Jahre lange bei den theologischen Uebungen der Seminaristen als maitre des conférences präsidirte. Beim Austritte aus dem Seminar besuchte er noch die Vorlesungen in der Sorbonne und wurde 1784 zum Doctor der Theologie promovirt. In demselben Jahre empfing er die Priesterweihe und die Ernennung zum Generalvikar des damaligen Bischofs von Langres, de la Luzerne. Da er sich 1790 geweigert, den Eid auf die Civilkonstitution des Klerus abzulegen, mußte er sein Vaterland verlassen. Er suchte in England Zuflucht und erlangte hier mittelst seiner Talente und Liebenswürdigkeit bald, daß er unter allen seinen Schicksalgenossen hervorgezogen wurde. Das Haus des Lord Carlisle war der Sammelplatz der ganzen vornehmen Gesellschaft London's und hier kam I. mit den ausgezeichnetesten Personen England's in freundschaftlichen Verkehr. Um die Vorurtheile, welche seine Freunde gegen die katholische Religion hegten, zu zerstreuen, faßte er den Gedanken zu dem unsterblichen Werke, das er später unter dem Titel: „Discussion amicale,“ erscheinen ließ. Er hatte in kurzer Zeit alle Materialien, welche zur Ausarbeitung dieses Werkes dienen, zusammengebracht, als er England verließ, um sich nach Oesterreich zu begeben, wo ihn der Ruf des Fürsten Esterhazy folgte, der ihm die Erziehung seines Sohnes, des Fürsten Paul, nachmaligen Botschafters des Kaisers am brittischen Hofe, anvertraute. Trotz der zahlreichen Geschäfte, die ihm eine so wichtige Stelle auferlegte, mußte er seine Zeit doch so gut einzutheilen, daß er seine theologischen Arbeiten fortsetzen und seine Discussion amicale, welche er in England drucken ließ, vollenden konnte. Es ist dies unstreitig eines der besten Werke im Fache der Controverse. Der Styl desselben ist rein u. edel u. die verschiedenen, zwischen den Katholiken u. Protestanten streitigen, Fragen sind darin mit eben soviel Tiefe, als Scharfsinn behandelt. Die englische Kirche wurde dadurch lebhaft aufgeregt und Charles Faber, Rektor von Long-Newton (Durham) versuchte eine Erwiderung in dem Werke: „Difficulties of Romanism.“ I. entgegnete in einer gedrängten und lebhaften Schrift unter dem Titel: „Défense de la Discussion amicale.“ Dies ist eines der besten Werke, welche zur jetzigen Religionsbewegung in England beigetragen haben. — I. war im J. 1814 nach Frankreich zurückgekehrt, als der Rückkehr Napoleons von der Insel Elba sich näherte. Er ging neuerdings nach Oesterreich und kam erst 1818 wieder in sein Vaterland zurück. 1822 ging er nach Straßburg und hielt dort mit großem Erfolge Vorlesungen über die Wahrheit der katholischen Religion. Sie wurden später unter dem Titel: „Discussion amicale sur la crédulité et l'incrédulité de la révélation chrétienne,“ gedruckt und erschienen im Jahre 1827.

wurde T. zum Bischof von Aire ernannt u. 1827 nach Strassburg versetzt. 182 beehrte ihn Karl X., der eine ganz besondere Hochachtung für ihn hegte, mit de Titel eines „Staatsrathes“. Die priesterliche Erziehung war der erste Gegenstan der Sorge des neuen Bischofs von Strassburg. Die zwei geistlichen Studie anstalten von La Chapelle und Strassburg standen unter der Leitung von verdient vollen Professoren u. ließen betreffs der Studien wenig zu wünschen übrig, alle das erstere erlag unter den Schulden, die es hatte machen müssen, um sich Lokal zu verschaffen; das letztere hatte kein eigenes Gebäude und der Miethhir den es bezahlte, nahm alle Hülfquellen weg. T. legte sich selbst große pekuniä Opfer auf und erließ einen Aufruf an die Großmuth des Klerus und der Glän gen der Diözese, der williges Gehör fand. Die Studienanstalt zu La Chap ging ein und die zu Strassburg konnte sich ein Lokal ankaufen, welches in ein der gesundesten und luftigsten Quartiere der Stadt liegt. Das Priestersemin befand sich in einer glücklichen Lage und die theologischen Studien wurden die kurze Zeit, welche die Zöglinge darin zubrachten, tüchtig betrieben. Da Bischof sah, daß es nicht an Priestern fehlte, so verlängerte er den Aufenthalt Zöglinge im Seminar um ein Jahr und bestimmte, daß in Zukunft zur Priesterweihe zugelassen werden sollte, wenn er nicht vier Jahre Theologie hört hätte. Er gründete überdies auf seinem Landfise eine Schule für geistliche Studien und zog alle Jahre von 14 bis 18 der tüchtigsten jungen die ihre Lehrkurse im Seminar beendet hatten, dahin und unterhielt, die Uneigennützigkeit mit dem glühendsten Eifer für den Fortschritt der Studien bindend, beinahe alle diese Zöglinge auf eigene Kosten. Seine Freigebigkeit unerschöpflich. Außer den Unterstützungen jeder Art, welche er in die Wohnschichte, ließ T. zu Anfang eines jeden Monats reichliche Almosenvertheilunge Sekretariat des Bisthums veranstalten und alle Jahre beim Herannahen Winters kamen die Armen dahin, um das Holz zu holen, welches seine Thätigkeit zu ihrer Verfügung stellte. Er war einer der Ersten, der die unself Tendenz des politisch-religiösen Systems des La Menais bezeichnete u., später in seiner eigenen Diözese verderbliche Irrthümer austaukten, vertheidigte mit heroischer Festigkeit die katholische Lehre. Jedermann bewunderte seine eng gleiche Frömmigkeit, wenn er die heiligen Geheimmisse der Religion feierte. Seine umfassende wissenschaftliche Bildung, sein lebendiger Glaube, sein Eifer, seinen Schafe in den Schafstall zurückzuführen, seine Aufrichtigkeit und Liebenswürdigkeit machten ihn zu einem der ausgezeichnetsten Bischöfe, die den Stuhl von Strassburg geziert haben. T. starb den 27. August 1842, Mittags, in seiner Residenz, Marlenheim, in einem Alter von 88 Jahren. Sein Leichnam wurde einbalsamirt und in der bischöflichen Residenz zur Schau ausgestellt. Den 30. August wurd er nach Strassburg nach dem Schlosse in eine erleuchtete Kapelle gebracht, wo bis zum 1. Septbr. ausgelegt blieb, an welchem sein Leichenbegängniß mit groß Feierlichkeit vollzogen wurde.

Triefenstein, im bayrischen Regierungsbezirke Unterfranken, Gerichts- u. Polize behörde Kreuzwertheim, auf einer Anhöhe nahe am Main, aufgelöstes Augustin Chorherrenstift. Die Entstehung desselben veranlaßte die Vertreibung des Bischofs Adalbert aus Würzburg, indem der Dechant Gerung sich mit einigen Geistliche nach T. begab und den Grund zum Kloster legte, welches Bischof Einhard 110 nicht nur bestätigte, sondern auch mit verschiedenen Gütern beschenkte, worunter der dun seinen vortrefflichen Weinbau so berühmte „Kalmusberg.“ Die herrlichen Kloster gebäude dienen seit 1803 als Schloß des Fürsten Löwenstein-Weertheim-Kreuz denberg. mD.

Trifels, bei Annweiler im bayr. Regsbez. Pfalz, uralte Reichsveste, deren Name vermuthlich daher rührt, weil die mittlere Hauptburg und die beiden Nebenburgen auf drei Felsenspitzen eines nur durch kleine Thäler getrennten Bergs stehen. Wahrscheinlich ist sie 1028 von Konrad II., dem Salier, erbaut worden Im Jahre 1330 wurde T. von Ludwig dem Bayer an den Pfalzgrafen Ruprecht

... lag das Schloß öde und verlassen. — Von der Hauptburg Trifels  
man noch den aus Quadern erbauten Thurm, welcher durch mehre kühn ge-  
te Bögen mit dem Brunnenthurme zusammenhängt. Das Innere des Haupt-  
es zeigt noch zwei ziemlich erhaltene Gemächer, so wie zwei in verschiede-  
nen angelegte Treppen, die zu der im zweiten Stocke befindlichen Kapelle  
. In den unterirdischen Bauten zeigt man den Reisenden die Stelle des  
gniffes Richard's. Die zweite Burg, Anebos, ist fast bis zum Grunde  
m. Zur dritten Burg, in der Umgegend nur unter dem Namen die Münze  
t, führt eine in Felsen gehauene Treppe hinan. Hier ist ein sehr tiefer  
ien und ragt ein viereckiger, etwa 150 Fuß hoher Thurm unter den Trüm-  
mpor, von einem tiefen, theils in den Fels gehauenen, theils mit Qua-  
ngeführten Graben umgeben.

ripstrill (auch Treffentrill genannt), Hof im württembergischen Ober-  
bradenheim, im sogenannten Zabergau, sprichwörtlich merkwürdig, indem  
waben, wenn sie auf eine an sie gestellte Frage, „wohin sie gehen?“ den  
Ort nicht gerne nennen, die Antwort geben: „sie gehen nach T. in die  
hle.“ — Hier stand ehemals das Dorf T., Trephonis Trulla, welches seinen  
von dem römischen Hauptmann Trephon und dessen Gemahlin Trulla er-  
Trephon ließ den Ort 278 anlegen. Pfalzgraf Ruppert zerstörte ihn 1360.  
übste Markt, welcher ehemals hier gehalten wurde, ist bei dieser Gelegen-  
) Bönnigheim verlegt worden. Im Jahre 1798 fing man an, hier wie-  
ze Häuser zu erbauen und legte ihnen zum Gedächtniß der alten Venen-  
r Namen Treffentrill oder T. bei.

iger, Paul, Historienmaler, geboren zu Welsberg in Tirol 1696. Durch  
Italiener nahmen unsern Paul nebst seinem Bruder, mit Einwilligung  
n, nach Mailand mit, wo sich Paul in der Malerei bald so hervorthat,  
s Direktor der Maler- und Bildhauerkunst nach Wien berufen wurde.  
ichtigsten Arbeiten befinden sich: in Viren (der Dem al Fresco, das Al-  
it. Cassian vorstellend); in Salzburg, (die Sebastianskirche); in Welsberg,

**Tunkers**, eine religiöse Sekte in Nordamerika, welche durch Reformirte aus dem Herzogthume Glevic entstand, die mit Konrad Bessel 1719 nach Amerika auswanderten. Ihren Namen verdanken sie der Gewohnheit, die Taufe durch dreimaliges Eintauchen (Tunken) unter das Wasser zu vollziehen. Sie kauften sich in der Grafschaft Lancashire, 60 englische Meilen von Philadelphia entfernt, an u. gründeten dort die Colonie Ephrata. Das Etablissement bestand anfänglich aus 500 Hütten und 3 Kirchen, Berthania, Sharon und Sirah genannt. Die erste war für die Männer bestimmt, die zweite für die Frauen, in der dritten vereinigten sich beide Geschlechter ein Mal in der Woche. Jedes Geschlecht hatte einen gemeinschaftlichen Speisesaal und abgesonderte Wohnung. Das Gebot des Ehelichs wurde Anfangs sehr strenge gehalten. Um das Fleisch zu tödten, arbeiteten die T. früher bis zum Uebermaß, schliefen auf hölzernen Bänken u. aßen kein Fleisch, ausgenommen bei ihren Liebesfesten. Diese Strenge ist, seitdem sich Reichthum unter ihnen eingestellt hat, verschwunden und hat vielleicht auch der Betrachtung weichen müssen, daß die Ehelichkeit zuletzt das Aussterben des ganzen Ordens zur Folge haben würde. Die T. arbeiten gegenwärtig nicht mehr im Uebermaß, halten tüchtige Mahlzeiten und schlafen in weichen Betten. Die Ehe ist gestattet, doch müssen die verheiratheten Paare, obgleich sie der Gesellschaft noch wie vor angehören, außerhalb des Etablissements getrennte Wohnungen beziehen. Ihre Kleidung erinnert immer noch an ihre alten englischen Gewohnheiten. Die T. tragen einen großen Bart, lange wallende Kleider, im Winter von grauem Tuch, im Sommer von weißer Leinwand und einen lebernen Riemen als Gürtel. Sie leben in vollkommener Gütergemeinschaft; Ordnung, Sparsamkeit, Arbeitsamkeit herrschen in ihren Wohnungen. Die Männer verrichten die schwierigen Arbeiten, den Ackerbau; die Frauen stricken, weben und verfertigen künstliche Blumen, die sie an die Fremden verkaufen. Ihr Glaube ist der der Wiederkäufer.

**Tuttlingen**, Oberamtsstadt im Schwarzwaldkreise des Königreichs Württemberg, mit 5500 E., liegt an der Donau, in einer Ebene, die Raar genannt an der Landstraße nach der Schweiz. Durch letztern Umstand genießt die Stadt bedeutende Vortheile, denn der Fruchthandel ist hier sehr ansehnlich. Ausserdem treiben die Einwohner Leinwand- und etwas Seidenweberei; auch ist T. bekannt wegen seiner guten Messerschmied-Arbeiten, in denen sich die Gebrüder Stolz besonders auszeichnen. Die Stadtkirche war den Aposteln Peter und Paul geweiht. 1803 brannte sie beinahe ganz ab, wurde dann eingeweiht und 1813 wieder gebaut. Am Thurme stand die alte Jahreszahl 1016. — T. war ehemals ein Ort das denen von Wartenberg gehörte, deren Stammburg in der Nähe lag. J. 1372 war es jedoch schon eine Stadt, die Oswald von Wartenberg an Grafen Rudolph von Sulz verkaufte; 1376 wurde sie von den Reichsfürstern gebrannt. Wie sie an Württemberg gekommen, ist unbekannt; 1413 gehörte schon dazu. In Kriegzeiten hatte sie, als ein wichtiger Ort, meist viel zu leiden. 1632 wurden in der Gegend 6000 Kaiserliche von den Schweden niedergemacht. 1633 wurde die Stadt von den Kaiserlichen eingenommen und sehr feindlich behandelt; 1635 nahm sie ein Graf von Schlick in Besitz, mußte sie jedoch bald wieder abtreten; 1640 besetzten sie die Bayern, die 1642 von den Franzosen vertrieben wurden. Diese verloren im nächsten Jahre hier und in der Gegend 4 Regimenter durch Ueberfall, wobei über 100 Stabsoffiziere in Gefangenschaft kamen. Bei dieser Gelegenheit tauschten die Offiziere bisweilen einen Hund von englischer Rasse gegen 7 Franzosen ein. Ein großer Theil der Franzosen wurde jedoch niedergemacht. Die Bayern besetzten hierauf die Stadt abermals, hatten sie auch bis 1645 inne, mußten aber nun der Besatzung von Hohentwiel weichen. 1703 vereinigten sich hier die Franzosen und Bayern; 1799 fiel in der Schlacht ein Treffen zwischen den Franzosen und Kaiserlichen vor. Das härteste betraf aber die Stadt am 1. Nov. 1803, wo sie fast ganz mit 250 abbrannte; 500 Familien verloren bei diesem Unglück ihre ganze Habe.



Auf dem nahen Honberge lag das feste Schloß Honburg. — L. ist Geburtsort des Herzogs Wolfgang Kraft (1701), Professors der Mathematik, der sich im In- und Auslande großen Ruhm erwarb.

II.

**Ueberlandpost.** Bekanntlich hat die Entdeckung des Seeweges um das Cap die guten Hoffnung den Handel von den alten Wegen über das rothe und mittelländische Meer abgelenkt. Der große Werth, den man gegenwärtig auf Schnelligkeit der Verbindungen und Mittheilungen legt, ließ schon längst ein Aufgeben des neuen Handelsweges wünschen. Man sah ein, daß man die gewünschte Beschleunigung der Reisen durch die Dampfschiffahrt nicht erzielen könne. 1825 hatte man mit dieser einen Versuch gemacht und das Dampfschiff „Entreprise“ von London nach Kalkutta geschickt. Dieses Schiff machte die Reise in 113 Tagen, so daß gegen gewöhnliche Segelschiffe nur sieben Tage gewonnen wurden, denn diese müssen die Ueberfahrt durchschnittlich in 120—130 Tagen zu machen. Die unverhältnißmäßig größeren Kosten wegen dieses Zeitgewinn mehr, als auf u. man dachte nun auf einen kürzern Weg durch das mittelländische Meer. 1834 bewilligte das Parlament zu einem Versuche dieser Art die Summe von 20,000 Pfund Sterl. Es boten sich aber auf diesem Wege zwei Linien dar, die eine durch Syrien, den Euphrat und den persischen Meerbusen, die andere über Aegypten und das rothe Meer. Die erstere wurde für noch kürzer befunden, als die zweite und der Obrist Chesney erhielt den Auftrag, sie mittelst zweier Dampfboote zu erforschen. Um das Cap würde der kürzeste Weg, den ein Dampfschiff nach Bombay einschlagen könnte, wenigstens 10,700 Meilen (zu 1,608 Metres) betragen. Zieht man dagegen auf der Karte eine Linie von London nach Bombay, so geht diese ein wenig südlich von Konstantinopel, etwas nördlich von Aleppo und Bagdad, südlich von Schiras und nördlich von Ormus. Sie ist nur 5000 Meilen lang. Der Euphrat fällt mit ihr größtentheils zusammen. Nur bringen seine Krümmungen eine Vermehrung von etwa 300 Meilen zuwege. Andere 800 Meilen werden durch die Schiffahrt auf dem mittelländischen Meere, statt des Landweges über Konstantinopel, verurrsacht, so daß die ganze Linie 1100 Meilen größer ist, als der gerade Weg durch den europäischen Continent und die syrische Wüste; indessen ist sie immer noch um 200 Meilen kürzer, als der Weg über Aegypten und das rothe Meer. Die Expedition ging im Frühjahr 1835 von Malta aus am Bord des „George Canning“ unter Segel. Auf dem Schiffe befanden sich die Bestandtheile von zwei eisernen Dampfbooten, „Euphrat“ und „Tigris“ genannt, das erste von 25 Pferdekraft, das letztere von 100. Diese beiden Boote wurden von Syrien zu Lande nach dem Euphrate gebracht und dort wieder zusammengesetzt. Im März 1836 war man damit fertig und im Mai desselben Jahres begann man die Fahrt stromabwärts. Schon nach fünf Tagen traf die Expedition ein schwerer Unfall, indem bei einem heftigen Sturme der „Euphrat“ stark verletzt wurde und der „Tigris“ zu Grunde ging, wobei 20 Menschen um das Leben kamen. Dagegen das andere Dampfboot die Fahrt fortsetzen konnte, so war das Resultat doch keineswegs ein günstiges. Schon der Landweg von Syrien zum Euphrat bot große Schwierigkeiten dar, die Haupthindernisse lagen aber in der Seichtigkeit der Flüsse Euphrat und Tigris und in dem wilden Charakter der Völkerschaften, die am Ufer derselben umherschweiften. Man dachte einige Fahrzeuge zum Bau eines Kanals, der bei Bagdad von dem Tigris nach dem Euphrate führen sollte, der durch von Lemlue gezogen werden sollte, doch gin a Plane da man inzwischen die Vortheile der zweiten als rothe

Meer erkannt hatte. Im nächsten Jahre übernahm der jetzt so viel genannt Thomas Baghorn die Dampfschiffahrt nach Ostindien mit Schiffen der ostindischen Gesellschaft. Die Regierung schloß nun einen Vertrag mit Mehmed Ali ab, um die Beförderung der Depeschen, Briefe und Reisenden durch die Wüste zu sichern. 1839 benützte man eine Streitigkeit mit den Arabern von Aden, um diese wichtige Stadt zu stürmen und im Besitz zu behalten. Aden soll dereinst das Gibraltar des rothen Meeres werden und ist schon gegenwärtig für die ostindische Post sehr wichtig, indem die Schiffe dort gegen die Seeräuber und die Monsoons Schutz finden und frisches Wasser und Kohlen einnehmen können. 1840 bildete sich dann die Peninsular and Oriental Company, welche den Dienst von Southampton nach Alexandria und von Suez über Ceylon und Madras nach Kalkutta übernahm. Nach dem chinesischen Kriege wurde die Zweiglinie von Ceylon über Penang und Singapore nach Hongkong hinzugefügt, welche ebenfalls von der nämlichen Gesellschaft besorgt wird. Dieser Dienst zwischen China, Ostindien und Suez ist gegenwärtig, wie folgt, geregelt. Am 1. jeden Monats geht ein Dampfer von Bombay ab, der bei gutem Wetter und Nordostwind, welcher mit Ausnahme der Monate Juni, Juli, August und September fast beständig weht, in 10 Tagen in Aden und in 19 Tagen in Suez ankommt. Dieser Dampfer bringt auch die Nachrichten aus den anderen Theilen des britischen Ostindiens, welche mit der Landpost in 11 Tagen von Kalkutta, in 10 Tagen von Ceylon und in 7 Tagen von Madras nach Bombay gelangen. In Suez wartet der Dampfer auf die U. aus England und macht dann den gleichen Weg nach Bombay zurück, von wo mit der Landpost die Briefe nach Madras, Ceylon und Kalkutta befördert werden. Zwischen dem 4. und 10. jeden Monats geht ein Dampfer von Kalkutta ab, der in 5 Tagen in Madras, in 8 in Galles oder Kolombo auf Ceylon, in 19 in Aden und in 28 in Suez ankommt. Die Abfahrt von Kalkutta ist deshalb nicht auf einen bestimmten Tag gestellt, weil in Galles oder Kolombo die Ueberladung aus dem Dampfer erfolgt, der jeden Monat einige Tage früher oder später, je nachdem die Südwest- oder Nordost-Monsoons wehen, von Hongkong abfährt und über Singapore und Penang in 20 Tagen in Ceylon eintrifft. In Aden geschieht ferner die Ueberladung aus dem Dampfer, welcher am 15. jeden Monats, daher Bi-Monthly Steamer genannt, von Bombay dahin abgeht. Der Kalkutta-Dampfer nimmt in Suez die U. aus England ein, geht nach Aden, wo er an den Bi-Monthly-Bombay-Dampfer, dann nach Ceylon, wo er an den Chinadampfer die dahin gerichteten Posten abgibt und seine Rückreise über Madras u. Kalkutta fortsetzt. Die Holländer haben drei Dampfer, mit welchen sie die Verbindung zwischen ihren Besitzungen und von Batavia und Singapore in drei Tagen unterhalten, um auf diesem Wege mit dem China- und Kalkutta-Dampfer die Post von und nach Europa zu versenden. Die Spanier senden ihre Post von den Philippin mit eigenen Kriegsschiffen nach Hongkong. Die Portugiesen benutzen von Makao den China- und von Goa den Bombay-Dampfer. Die Franzosen und Dänen versenden ihre Post mit dem Kalkutta-Dampfer. Zwischen Kalkutta und Singapore fährt ein Dampfer ab und zu, ohne bestimmte Tage einzuhalten. Aus der Bombay-Linie wird der Dienst durch Dampfer der ostindischen Compagnie versehen, während auf der Kalkutta- und Chinalinie die Dampfer der Peninsular and Oriental Company gehören, welche auch die Linie von Southampton in 6 Tagen nach Gibraltar, in 11 nach Malta und in 15 nach Alexandria besorgt. Die Company empfängt für diesen Postdienst von der britischen Regierung und ostindischen Compagnie 44,000 Pfund Sterl. von Southampton nach Alexandria, 115,000 Pfund Sterl. von Suez nach Kalkutta und 45,000 Pfund Sterl. von Ceylon nach Hongkong, also über 2 Millionen Gulden C. M. jährlich und genießt außerdem den Ertrag der Reisenden und Güter jeder Art. Zur Abkürzung der Fahrt hatte man für die Depeschen zc. den Landweg über Marseille u. Paris gewählt. Es entstanden aber Klagen über Fahrlässigkeit von französischer Seite und Baghorn kam deshalb auf den Gedanken, den Weg über Triest zu versuchen

und sich zu diesem Zweck mit dem österreichischen Lloyd zu verbinden. Die ersten Fahrten, die im Anfang des Jahres 1847 unternommen wurden, lieferten ein von Vielen nicht erwartetes Resultat, denn die Briefschaften langten über Triest um einige Tage früher in London an, als über Marseille. Diese Erfolge bewogen die türkische Regierung, im Vereine mit der ostindischen Compagnie den Baghorn mit sechs Probefahrten über Triest zu beauftragen, welcher sich zur Vollziehung dieser schwierigen Aufgabe abermals an den österreichischen Lloyd wendete. Der von Baghorn gewählte neue Kriegsdampfer erlitt leider auf dem Wege nach Malta solche Beschädigungen, daß er zu den beabsichtigten Fahrten untauglich wurde, so daß Baghorn sich nothgedrungen mit einem andern Kriegsdampfer, „Ardent“, begnügen mußte, so wenig solcher auch für den Dienst tüchtig war, da ihm der Admiral in Malta kein besseres Boot zur Verfügung stellen konnte. Dagegen sendete die Peninsular and Oriental Company ihren schnellsten Dampfer, „Ariel“, auf die Linie zwischen Alexandria und Marseille. Das Ergebniß dieser Probefahrten hat den Beweis geliefert, daß die Routen durch Deutschland jetzt sowohl, als auch nach vollständiger Herstellung des Eisenbahnsystems, von beiden betreffenden Ländern wohlfeiler und kürzer sind, als die durch Frankreich. Die ersteren sind aber überdies auch die sichereren, denn im Falle eines Krieges schützt England durch seine Flotte in Malta und Corfu den Seeweg nach Triest, nicht aber den nach Marseille, oder durch das mittelländische Meer und den Ocean. — Wir könnten schon jetzt ein großartiges Bild aufrollen von dem, was an die U. Alles sich knüpft u. doch müssen wir noch von einem Unternehmen berichten, das ebenfalls auf sie Bezug hat. Wir meinen den Durchstich der Landenge von Suez. Die größte Schwierigkeit, die dem Plane bisher entgegenstand, lag in der gegenseitigen Eifersucht der Mächte. Man sagte, daß eine so wichtige Straße der Willkür irgend eines Staates nicht anheimgegeben werden dürfe, daß jede Macht, der Soldaten und Kanonen zur Verfügung ständen, zu dem Werke ungeeignet sei. Es entstand der Plan, zu rein friedlichen und kosmopolitischen Elementen seine Zuflucht zu nehmen, d. h. zu einer Gesellschaft, die aus Kapitalisten aller Länder bestehe und daher das Interesse habe, die Straßen fortwährend offen für die Flaggen aller Länder zu erhalten. Die Idee hat sich jetzt praktisch so weit realisiert, daß sich im Februar 1847 in Paris eine Société d'Etude bildete, die aus drei Gruppen, einer deutschen, englischen und französischen, besteht und ein Kapital von 150.000 Franken besitzt. Die englische Gruppe ist durch Stevenson vertreten, der die weiteren Erkundungen im rothen Meere übernommen hat; die französische durch Lalabet, der die eigentlichen Kanalarbeiten untersuchen lassen wird, und die deutsche durch Negrelli, welcher den schwierigsten Theil, nämlich die Hafenanlagen am Mittelmeere bei Suez, gewährt hat. Alle diese Studien sollen bis zum künftigen Herbst vollendet seyn, um welche Zeit zu diesem Zwecke die genannten drei Ingenieure in Aegypten zusammentreffen wollen, um die letzte Hand an den Plan in technischer Beziehung zu legen und die Verhandlungen mit dem Vicekönig zu beginnen. Kommt der Plan zu Stande, woran wohl kaum gezweifelt werden kann, so hat die U. Veranlassung gegeben zu dem großartigsten und wichtigsten Werke, von dem unser, mit Kanälen und Eisenbahnen so sehr gesegnetes, Zeitalter zu berichten weiß. Denn ein Kanal, durch die Landenge von Suez gezogen, wirkt nicht bloß auf den Zwischenhandel von Ostindien und Curpa ein, er öffnet zugleich neue Zugänge zu Asien und Afrika und bringt viele Vreschen in das Isolirungssystem des Orients. Die Kultur braucht zu ihren Eroberungen im Orient Nichts als Zugangswege u. ein solcher ist der Kanal von Suez im großartigsten Maßstabe. Er öffnet zugleich das Mittelmeer an dessen unbefuchtesten Stelle dem großen Verkehr und macht das Meer, das bisher so still war, zu einer Weltstraße. Arabien und das östliche Afrika treten in demselben Augenblicke, wenn jene Straße eröffnet wird, in den gemeinen Bälgerverband ein. Habesich ist schon gegen diesen Gegenstand eine Agitation für Franzosen und Engländer und auch die Flagge hat den unwirblichen Küsten gezeigt. Es ist nicht abzusehen, daß

daß von hier aus das innere Afrika erschlossen werden wird, was von der Westküste aus in Folge des mörderischen Klima's immer nicht gelingen wollte.

**Ueberlingen**, im Seckreise Badens, am nordwestlichen Busen des Bodensees, welcher daher auch Ueberlingersee genannt wird, ehemalige Reichsstadt, jetzt Sitz eines badischen Amtes, besteht aus drei Theilen, der untern Stadt; der obern Stadt und dem Gallenberg, wo guter Wein wächst, und hat Mauern, Thürnen, 16 Thürme, 5 Land- und 3 Wasserthore, 5 Kirchen (früher auch 3 Klöster), gute Schulen, ein reiches Spital, ein Mineralbad, einige Fabriken, Handel auf dem Bodensee mit Wein, Käse, Getreide und Salz, 2800 Einwohner. Unter den Gebäuden zeichnen sich aus das alte Münster, bis 1804 Kollegiatstiftskirche, mit einem 300 Fuß hohen Thurme, in welchem ein 177 Ctr. schwere Glocke hängt, das Rathhaus mit dem sogenannten Pfennigthurme, das Steinhaus mit Kapelle. Die Stadtbibliothek bewahrt unter verschiedenen historischen und anderen Manuscripten als literarische Merkwürdigkeit die Neutlinger'sche handschriftliche Chronik u. s. von 1474. Von den Thürmen der Stadt u. von den umliegenden Anhöhen öffnen sich herrliche Ausichten auf den See. — Der Stadt Ursprung reicht in die dunkelste Vorzeit zurück, und es wird dieses Ortes schon in der alten Sage vom Herzoge Gunzo gedacht. Später trat U. dem Städtebunde bei, erhielt von Konradin die Freiheit und kaufte sich 1397 vom Kaiser los, so daß es freie Reichsstadt wurde. Im dreißigjährigen Kriege litt sie sehr durch einen heftigen, wiewohl vergeblichen Angriff von Seite der Schweden und durch die Ueberfälle Wiederholb's.

**Nechtrig**, Friedrich Wigand von, geboren den 17. September 1787, stammte aus einer sächsischen Adelsfamilie. Der Vater war reich und hochgestellt, was auf die Erziehung des Knaben ungünstig einwirkte, denn man verhäthelte ihn von allen Seiten. Von seinen häufig wechselnden Hofmeistern war Semler, später Bibliothekar in Dresden, der einzige, von dem er wirklich Etwas lernte. — Nachdem diese erste Lebenszeit zurückgelegt war, trat U. als sogenannter Silberpage in das Dresdener Pagenhaus, wo leider eine beaufsichtigende Erziehung gänzlich fehlte, dagegen zu sinnlichen Ausschweifungen Gelegenheit in Fülle gegeben war. Im Tanzen und Fechten machten die Jöglinge allein Fortschritte, der übrige Unterricht war so jämmerlich bestellt, daß z. B. die Geographie sich auf den ergebirgischen Kreis Sachsens beschränkte. Erst kurze Zeit zuvor, ehe U. das Pagenhaus verließ, trat eine heilsame Reform ein, indem Böttiger als Studiendirektor an die Spitze trat. Mit dem Austritte aus dem Hofdienste trat in U. s. Schicksal eine entscheidende Wendung ein. In dieser Zeit starb sein Vater und es zeigte sich nun, daß die Vermögensverhältnisse gänzlich zerrüttet waren. Er trat nun als Fahnenjunker in das Fusregiment Säger ein, das in Ologau und Sorau garnisonirte und diese Orte kurz vor dem Kriege von 1806 mit Ehemnitz vertauschte. An diesem Krieg nahm U. keinen thätigen Antheil und hörte nur von fern den Geschützdonner, der die furchtbare Niederlage von Jena bezeichnete. Als die sächsischen Regimenter den Franzosen sich anschlossen, mußte auch er mitmarschiren. Er focht mit schwerem Herzen gegen seine deutschen Landsleute und diese Stimmung war keine vereinzelte. Auf dem Marsche nach Danzig kam es sogar zu einem Aufstande in dem Regimente, der aber bald gedämpft wurde. Als Napoleon später bei Marienburg Heerschau über die Sachsen hielt, empfingen ihn diese mit einem tiefen Schweigen, das er ihnen nie vergessen hat. Der Tagesbefehl nach der Schlacht bei Wagram, in welchem den Sachsen ungerechter Weise Mangel an Muth vorgeworfen wird, findet in dieser Stimmung des Kaisers, wie in seiner Abneigung gegen Bernabotte, seine Erklärung. Ehe U. e. an dem Felzuge gegen Oesterreich Theil nahm, vermählte er sich mit einer Tochter des Majors von Blücher auf Buderose bei Guben. Die Einkünfte des Lieutenants waren begreiflicherweise Weise klein, aber auch die Ansprüche jener Zeit waren nicht groß und ein Einkommen von 400 Thaler, wie er es hatte, galt schon für glänzend. Nach dem Kriege in Oesterreich 1809 wurde er dem Marschall Bernabotte als Ordonanz-

erbrigegeben. Dieser Krieg zeigte ihm die Franzosen, ihre Tapferkeit aus-  
 um, nicht von einer glänzenden Seite. Bei dem Gefechte von Linz sah er,  
 wie Verbündeten Wagen mit Verwundeten ihrer eigenen Partei in die Donau  
 a, um Raum zum Uebergange zu gewinnen. Als er von einem französischen  
 a Pferde gekauft hatte, erwies es sich später, daß die Thiere geköhlet waren  
 die Züge kamen mehr vor. Nach dem Frieden wurde er als Premierlieute-  
 nach Raumburg versetzt, wo er in den nächsten Jahren Muße genug hatte,  
 lende wissenschaftliche Ausbildung zu erlesen. Seine Schicksale im Feldzuge  
 ustand übergehen wir, da sie sich von denen von Tausenden seiner Leidens-  
 n nicht unterscheiden. Wie so viele sächsische Offiziere hatte auch er einen  
 Haß gegen die Franzosen gefaßt und benutzte daher 1813 die erste Gelegen-  
 seinen Abschied zu fordern und in den Reihen der Preußen gegen Napoleon  
 ten. Mehrere wichtige Dienste, die er in den Kriegsjahren leistete, beförderten  
 m Major, als welcher er 1821 nach Erfurt versetzt wurde. Hier wurde er  
 n Majoren Fehrenheil und Liänevski nahe befreundet und, als sich erwies,  
 ne beiden Männer in hochverrätherische Umtriebe verwickelt waren, fiel auch  
 n ein unverdienter Verdacht. 1830 finden wir ihn mit den Vorkehrungen  
 i Marsche der preussischen Truppen an den Rhein beschäftigt, 1832 erhielt  
 Befehl über das 26. Regiment in Dortmund, das er im Mai desselben  
 nach Magdeburg zurückführte. 1839 wurde er zum Generalmajor befördert,  
 zum Kommandanten der Festung Jülich ernannt, doch sah er sich schon im  
 n Jahre genöthigt, wegen seiner geschwächten Gesundheit um seinen Abschied  
 en, den er mit dem Range eines Generalleutnants erhielt. Er nahm selb-  
 ohnig nun in Guben, wo er am 11. Juni 1845 seinen zahlreichen Freunden  
 den Tod entrisen wurde.

Ungbvar, Hauptstadt des nach ihm benannten Komitates Ungarns und Sitz  
 ierwisa-uniten Bischofes von Munkacs, am Ungb. hat ein bischöfliches Se-  
 , ein katbol. Gymnasium, ein ehemaliges Jesuitenkollegium, Bierbrauereien,  
 zu und 6600 Einw. Der Bischof residirt mit seinen Domherren in dem  
 Bergschlosse ober der Stadt. mD.

Univerfalisten, eine religiöse Sekte in Nordamerika, die indessen kaum noch  
 nigem Rechte den Namen Christen verdient. Ihre Hauptlehre lautet: Da  
 is für alle Menschen gestorben ist, so müssen auch alle Menschen selig wer-  
 zünder und Gerechte, Ungläubige und Heiden. Den Anfang der Seligkeit  
 sich die beiden Parteien, in welche die U. zerfallen, verschieden. Nach der  
 ung der Einen, deren Hauptlehrer Hoseah Dollou war, tritt jeder Mensch  
 elbar nach seinem Tode in die Seligkeit ein. Da in diesem Leben jede  
 ung sofort ihren Lohn und ihre Strafe findet, die aber bald geheim, bald  
 ndig sich äußern, so ist mit dem Tode Alles gebüßt und der Mensch muß  
 eligkeit gelangen. Die andere Partei, deren Führer Chauncy, James Kelly,  
 Murray und Ehanan Winchester waren, theilt die Ewigkeit in zwei Be-  
 , deren erste von Erschaffung der Welt bis zum jüngsten Tage reicht, die  
 von da an bis in die Unendlichkeit. Der Gerechte wird gleich nach seinem  
 selig, aber der Sünder muß von da an bis zum jüngsten Tage eine Reihe  
 ationen durchleben, in denen er nach u. nach geläutert wird. Diese Partei  
 a wenigsten zahlreich und besitzt nur etwa 12 Kirchen. Die reinen U. ges-  
 n mit jedem Tage Boden. Sie haben 550 Versammlungsorte, 875 Gemein-  
 me Universität, vier höhere Schulen, 20 Journale. In Drford, in Massa-  
 s findet jährlich ein Generalkonvent statt, der von 6 Laien und 6 Geist-  
 besucht wird und den verschiedenen Congregationen eine gleichmäßige  
 gibt.

Unterberger, 1) Christoph, Maler, geboren zu Cavalese in Schon  
 von 11 Jahren machte er gelungene Porträts, lernte  
 ranz (s. d.) und Michael in Wien. Ein Bild, „mit  
 mit der Fischgalle heilt“, verschaffte ihm die Ei der

Akademie in Wien zu werden. Von da zog er nach Italien und bildete sich in Rom nach Domenichino und Peter von Cortona. Raphael Mengs verwendete ihn zur Ausführung der Grottesken im Vatikan; die Kaiserin von Rußland ließ sich durch U. die 13 vatikanischen Logen Raphaels in gleicher Größe mit dem Originale anfertigen, wofür er 45,000 fl. erhielt. Diese ganze Summe, nebst anderen Kapitalien, verlor er durch den Einfall der Franzosen und den dadurch verursachten Bankerott der Heiliggeistbank in Rom, wo er sie angelegt hatte. Er starb aus Gram am 25. Jänner 1798. Sein Vaterland Tyrol besitzt einige ausgezeichnete Bilder seines Pinsels; z. B. die Domkirche zu Trizen eine hl. Agnes; St. Marienstift einen seligen Hartmann und hl. Augustin u. a. m. — 2) Franz, Oheim des Vorigen, geboren 1706 im Fleimsferthale (Cavalese), ein Schüler Alberti's und Bittoni's zu Venedig. Sein Pinsel war leicht und kräftig und eine Menge Bestellungen die Frucht seiner Thätigkeit und Tüchtigkeit; er malte über 300 Altarblätter. — Ueber 40 Jahre hielt er sich in Trizen auf, weshalb man dort viele Produkte seiner Hand sieht. Er starb in seiner Heimath 1776. — 3) U., Ignaz, Bruder Christoph's und Neffe des Vorigen, geboren 1748. Er war ein Universalgenie, Maler, Kupferstecher, Mechaniker und Tonkünstler. Seine Bildung erhielt er in der Siebenhügelstadt. Alte Bilder wußte er in Erfindung und Farbe so nachzuahmen, daß sie selbst in Rom von Kennern und Malern für Originale gehalten wurden. Ein von ihm gemaltes Bild (die Mutterliebe) ward von dem Kunsthändler Lovera für 1200 Dukaten als ein Correggio an den Fürsten Esterhazy verkauft. (S. Morgenblatt No. 143, 1808, Beschreibung von Hirt.) Nach vieljährigem Aufenthalt in Rom ging U. nach Wien, wo er an dem Fürsten Kauniz einen Mäcenaten fand. Man ernannte ihn zum Mitglied der Akademie und beehrte ihn mit vielen Bestellungen. Sein berühmtestes Bild ist „Hebe“, wie sie in Gestalt eines Adlers dem Jupiter den Nektar reicht. Kaiser Franz kaufte es für 10,000 fl. U. starb zu Wien im J. 1801. C. M.

**Unterkircher, Kaspar**, Dr. der Theologie, Professor und Schriftsteller, geboren den 6. Januar 1775, starb als Professor des neuen Bundes an der theologischen Lehranstalt zu Trient am 14. Sept. 1836. Sehr brauchbar sind seine Schriften: „die ächten Schriften der apostolischen Väter“, Innsbruck 1817; eine „Hermenoutica biblica generalis“ und „Introductio in biblia nov. Test.“; J. v. Hofmann besorgte in neuester Zeit von den zwei ersteren eine neue Auflage. C. M.

**Unterrichter, Franz**, Freiherr von Rechenthal auf Saled, Landstand im Herzogthume Kärnten und in Tirol, geboren auf dem väterlichen Gute zu Saldern, Kreis des Vogen in Tirol, am 19. Dez. 1775, machte seine Vorstudien zu Innsbruck und besuchte dann die dortige Universität, wo er im Jahre 1798 den Doktorgrad in den Rechten erhielt und noch in demselben Jahre als Advokat für gemeldete Provinzialhauptstadt beeidet wurde. Von da an war er als Rechtsfreund thätig bis 1806 und versah zugleich unentgeltlich durch ein Jahr die Adjunktstelle bei dem Criminalgerichte in der Hauptstadt, durch zwei Jahre jene eines Fiskaladjunkten und eines Professors der Statistik und der politischen Wissenschaften (Polizei, Handel und Finanzen) an der Universität zu Innsbruck. Im August 1806 beförderte ihn die königl. bayerische Regierung zum Rathe bei der damaligen obersten Justizstelle in Ulm und in Folge der Organisation von 1808 zum Oberappellationsrathe nach München, von wo er 1814 zum Kreisdirektor nach Innsbruck bestimmt, von der, inzwischen nach Tirol wieder zurückgekehrten, k. k. österreichischen Regierung 1815 dort die Anstellung als Appellationsrath, aber schon das Jahr darauf als Hofrath bei dem venetianisch-lombardischen Senate der k. k. obersten Justizstelle in Verona erhielt. Das Jahr 1818 rief ihn als Präsident des Provinzialtribunals nach Belluno und jenes 1821 als Vicepräsidenten des venetianischen Appellationsgerichts nach Venedig, welchen Amtsitz er im J. 1828 mit jenem von Mailand, im Jahre 1834 aber mit jenem von Klagenfurt in gleicher Eigenschaft verwechseln mußte, wo ihm endlich im Jahre 1842 die

berung zum wirklichen geheimen Rath und Präsidenten des dortigen k. k. kationens- und Criminal-Obergerichts für die Provinzen Kärnten, Steiermark, und Krüstenland zu Theil ward. Seine Wahl zum Abgeordneten bei dem kunggebenden deutschen Reichstage geschah durch den Wahlbezirk Bogen in , wo er begütert ist. Außer einigen Kleinigkeiten erschien von ihm, München, 1803, ohne Namen des Verfassers: ein Gedicht in Herametern von 24 Ges, mit dem Titel: „Otto der Große“, das die Vereinigung aller deutschen me zum Siege auf dem Lechfelde behandelt.

**Ursberg**, im bayr. Reggsbez. Schwaben und Neuburg, Landgerichts Krum- am linken Ufer der kleinen Mindel, die sich hier mit der Kamlach vereinigt, liche Reichsabtei Prämonstratenserordens. Graf Werner von Schwabed und ausen wandelte im J. 1125 sein Schloß auf dem Ursberge in ein Kloster. Unter den Präbsten desselben zeichnete sich insbesondere der gelehrte Konrad sichtenau (1215—1240) aus, welcher die sogenannte U.er Chronik schrieb, dem Titel: *Chronicon a Nino Rege Assyriorum Magno usque ad Fride- II. Romanorum Imperatorem*. Abtei u. reichsunmittelbar wurde das Stift n J. 1349. Im Schwedenriege litt es sehr. mD.

**Ufungen**, Stadt mit 2000 Einwohnern im Herzogthum Nassau, an der Ufe, eines Hof- und Appellationsgerichtes und eines Justizamtes, sowie mehrerer Behörden; früher Othfingen, Ofsanga und Ofsingen genannt. Im Jahre überläßt der König Philipp alle Reichsgüter in Ufungen durch Tausch den n von Diez; im Jahre 1326, in dem die Burg gebaut ward, kommt U. an u. Von 1551—1558 ließ Graf Philipp III., welcher auch durch den ersten ischen Pfarrer Johann Opitio von 1529—1540 die Reformation einführte, te Burg verschönern und einen neuen Bau an ihr auführen. Die Stadt rft seit 1659 zu größerer Ausdehnung. Damals entstand die besondere au-U. sche Linie, die hier residirte. Unter dem Grafen Waltrab wurde auch tige Schloß mit theilweiser Beibehaltung und Benutzung des alten (Burg) f60—1662 aufgeführt. Im Jahre 1774 verlegte der Kurfürst Karl seine na von U. nach Wieblich und die Landescollegien nach Wiesbaden. Die im 1475 erbaute und dem hl. Laurentius geweihte Kirche, welche außer dem star noch 6 Altäre hatte, brannte 1635 ab. Erst im Anfange dieses Jahr- ts wanderten einzelne Katholiken wieder nach U., welche sich bis zum Jahre so vermehrten, daß Herzog Wilhelm von Nassau in dem Schlosse eine Ka- für die Katholiken herrichten ließ, in welcher der katholische Pfarrer von reim den sonn- und feiertägigen Gottesdienst abzuhalten hat. Diese Kapelle, gs ganz ärmlich ausgestattet, hat durch Wohlthäter 1844 eine Orgel und andere, werthvolle Gegenstände erhalten, so daß dieselbe gegenwärtig war doch schön und freundlich ausgestattet ist. — Vgl. Vogel: Beschreibung erzogthums Nassau, Wiesbaden, Beyerle. x.

### 3.

**Basda-Hunyad** (Hunyadopolis), im Hunyader Komitate des Groß- thums Siebenbürgen, am Zusammenflusse der Cserna und Zalasb, Markt- und Hauptstz des siebenbürgischen Eisenhandels, mit einem Franziskaner- chner k. Sensesfabrik und einem Eisenhammer. Neben dem Orte ragt die profartiaem Style erbaute Burg der Corviner, noch wohl verwahrt mit Rondellen und Zugbrücken. Der über 180 Fuß in den Felsen gebauene rdb als ein Meisterstück seiner Art betrachtet. Der größere Schloßes ist von dem berühmten Johann Hunyadi 145

Uebrige erst unter seinem Sohne Matthias Corvinus u. dem siebenbürgischen Fürsten Gabriel Bethlen aufgeführt worden. mD.

**Valley**, in Oberbayern, Landgerichts Riesbach, uraltes Bergschloß an der Mangfall, einst der Hauptort der Grafschaft gleichen Namens. Der erste Besitzer, Otto, Sohn des Grafen Arnold von Dachau und Enkel des Pfalzgrafen Otto I. von Echevern, machte sich einen Namen in der bayrischen Geschichte durch den tapfern Widerstand, den er und sein Sohn Konrad dem Herzoge Leopold von Oesterreich leisteten, als dieser Bayern in Besitz nehmen wollte und 1140 die Besse B. belagerte. Nach dem Erlöschen der Grafen im J. 1238 fiel ihr Territorium an die Herzoge von Bayern, welche 1408 die Burg B. dem Ritter Welt Aheimer lehenweise übertrugen. Nach den Aheimern wurden 1599 die Selboldsdorfer, dann die Herren von Maretrain, endlich der Graf von Kurz damit belehnt. Letzterer vertauschte die Herrschaft an den Kurfürsten Ferdinand Maria, welcher in seinem Testamente die Jesuiten in München zu Erben derselben einsetzte. Von diesen kam sie durch Kauf an die Grafen von Tattenbach und gegenwärtig ist sie Eigenthum der Grafen von Arco. Schloß und Brauerei sind im Jahre 1834 abgebrannt. — Römischer Meilenstein und Birgshanze bei B., Oberbayrisches Archiv III. mD.

**Valparaiso**, in der Republik Chili, an einer Bai des Großen Ozeans, Haupthandelsstadt des Landes und zugleich einer der wichtigsten Handelsplätze am Stillen Meere, mit einer Hauptkirche, zwei Klöstern, einem Hospital, einem Arsenal, Schiffswerften, einem durch drei Forts vertheidigten Hafen und 50,000 Einwohnern, worunter 5000 Fremde. Der erste Anblick des Ortes ist nicht sehr einladend; er liegt an einer schmalen, sandigen Küste, umschlossen von grauen, starren, mitunter senkrecht steilen Syenitwänden, an deren Felsen zahlreiche kleine Häuser hängen, den Vogelnestern vergleichbar. Nicht viel freundlicher stellt sich die Stadt selbst dar, ein Labyrinth enger, unregelmäßiger Gassen, ohne besonders hervorragende öffentliche Gebäude oder Thürme. Ungefähr 300 Schritte von ihr entfernt breitet sich die Vorstadt *Almendral* aus, dem Umfange nach weit größer als die eigentliche Stadt. Der gegen Norden offene Hafen ist nur im Sommer sicher und im Winter ereignen sich nicht selten bedeutende Unfälle, wenn die Nordwinde mit Sturmesgewalt eindringen. Gleichwohl ist B. der Mittelpunkt eines sehr lebhaften und großartigen Verkehrs, der an Zollertragnissen jährlich die Summe von 1,400,000 spanischen Piastrern abwirft. Engländer, Franzosen und Nordamerikaner sind es hauptsächlich, welche den hiesigen Handel betreiben. Die Nähe der Hauptstadt des Landes, die dichte Bevölkerung der Provinz Santjago, der jetzt allein als Handelsweg gebräuchliche Andenpaß von Santa Rosa und Los Ratos, endlich der Umstand, daß die einzige Kunststraße Chili's in dieser Richtung angelegt ist, entscheiden augenblicklich zu Gunsten B. als Haupthafen. mD.

**Beith**, Johann Emanuel, katholischer Kanzelredner, philosophisch-theologischer und in früherer Zeit medizinischer Schriftsteller, geboren zu Kuttenplan in Böhmen 1788, studirte zu Prag und Wien, wurde in letzterer Stadt zum Doktor der Medizin promovirt und verfaßte einige medizinische und botanische Werke, wurde Professor der Thierheilkunde an der Veterinärshule zu Wien, später seiner ausgezeichneten Kenntnisse wegen Direktor dieses berühmten Instituts, mit einem sehr namhaften Gehalte. Von israelitischen Eltern geboren, hatte er nach Vollendung seiner Studien in der vollsten Ueberzeugung von der katholischen Wahrheit die hl. Taufe empfangen. Er trat im Jahre 1818 in den Redemptoristenorden, verließ seine ehrenhafte und einträgliche Stelle und wurde, nachdem er an der Universität Theologie studirt, 1821 zum Priester geweiht. Als solcher wirkte er in der Seelsorge im steierischen Hochgebirge, zu Mautern und Frohnleiten, dann als Prediger zu Wien. Weil er auch als praktischer Arzt sich, schon vor seinem Eintritte in den Orden, vielen Ruhm erworben, suchte man ihn bei Consultationen durch vieles Bluten und Drängen zu gewinnen. Er förderte in Wien die Homöopathie, wich jedoch in der Bereitung der Heilmittel, wie in der Quantität der Gaben, bedeut.



n Hahnemann ab u. wurde selbst von bedeutenden Aerzten oft um Rath ge-  
 Rachdem er in Wien so vielfach in Anspruch genommen wurde, trat er  
 in den Weltpriesterstand u. wurde 1830 als Cooperator in der Stadt-  
 in den neun Engelshöfen am Hofe angestellt. Im Jahre 1832 wurde er  
 Richter u. hatte von nun an einen mächtigen Wirkungskreis auf der Kanzel —  
 von einem zahlreichen Auditorium (zumeist von Männern) umrungen war,  
 er selbe bestieg. Es scheint nicht überflüssig, hier anzuführen, daß ein Dom-  
 r zu Wien keineswegs eine pufumäre Stellung hat — die ihn nur für  
 sche Ausgaben zu decken im Stande wäre (420 fl. jährlich); es mag hier  
 ächtlich seyn, wie hoch man überhaupt in Wien das Predigtamt anschlägt.  
 tabtpfarrer zu Wien haben dagegen 1500 Gehalt und besteigen Jahr aus  
 in keine Kanzel. B. wirkte so lange es seine Gesundheit zuließ, unbeküm-  
 m das geringe Einkommen, bis zum Jahre 1845, wo er Kränklichkeitshalber  
 nstien nachsuchen mußte. Die Kanonikate an der Wiener Domkirche mußten  
 r Ansicht der bekannten Wiener geistlichen Behörden an Würdigere vergeben  
 , die im Kanzeidienste sich ausgezeichnet. Im Jahre 1847 ernannte der  
 l Fürstbischof Schwarzenberg B. zum Ehrendomherrn an seiner Kathedrale,  
 ire 1848 sandte ihm die Prager Universität das Diplom eines Doktors der  
 zie. B. lebt gegenwärtig in Wien und hält gewöhnlich die Fastenpredigten  
 r Pfarrkirche, an welcher er früher als Caplan angestellt gewesen. Die  
 welche er seit seinem Eintritte in den geistlichen Stand verfaßt, sind folg-  
 Denkbüchlein vom Leiden Christi; Ueber den Ablass; Die Leidenswerkzeuge;  
 bilder aus der Passionsgeschichte; Das Friedensopfer; Die heiligen Berge,  
 : Homiletische Vorträge, 5 Bde.; Homilienkranz, 5 Bde.; Erzählungen in  
 ersten, 3 Bde.; Die Worte der Feinde Christi; Lazarus; Die Samaritin;  
 lorente Sohn; Das Vater unser; Mater dolorosa; Der Blindgeborene;  
 isie; Festpredigten, 2 Bde.; Die Säulen der Kirche; Philosophische Bas-  
 edigten; Grundriß der allgemeinen Pathologie und Therapie, Wien 1814;  
 atische Beschreibung der vorzüglichsten, in Oesterreich wild wachsenden, oder in  
 gewöhnlichen Arzneigewächse, Wien 1815; Grundriß der allgemeinen Patholo-  
 angehende Aerzte, Wien 1816; Handbuch der Veterinärkunde in Beziehung  
 Seuchen, 2 Bde., Wien 1817, die 3. Aufl. ebendas. 1832; Balsaminen,  
 1823, 2. Ausg., Regensburg 1837; Handbuch der gesammten gerichtlichen  
 reneikunde, Wien 1826; Die Cholera im Lichte der Vorsehung, Wien  
 leid und Mitleid, Wien 1831; Etwas über die Mystik der Kirchenmusik,  
 1831.

**Benedig.** Die Belagerung dieser Stadt durch die Oesterreicher im Jahre  
 st in ihren Hauptzügen bereits Band I. der Supplemente, Artikel Italien  
 3—804 geschildert. Noch am 4. Mai hatten die Venetianer die ihnen ge-  
 Amnestie abgelehnt, als aber am 26. Malghera, das stärkste Vorwerk von  
 fallen war, rückten die Kaiserlichen vor und wiesen nun ihrerseits den An-  
 rück, Oesterreich als Schutzmacht zu erkennen, wenn B. Selbstständigkeit  
 t würde. Am 29. Juli Nachts 11  $\frac{1}{4}$  Uhr begann das Bombardement und  
 : von da an mit geringen Zwischenräumen fort. Das Geschütz erreichte fast  
 heile der Stadt und brachte manchem als Kunstwerk geschätzten Gebäude  
 Beschädigungen bei. Die Kirche S. Nicolo bei Tolentini wurde beinahe  
 h zu Grunde gerichtet, und viele Paläste bekamen bösen Besuch, davon die  
 n für alle Zeiten zu erkennen seyn werden. Nicht wenige Opfer fielen,  
 mer Straße und selbst in den Häusern von den Kugeln getroffen. Es  
 h nun eine allgemeine Auswanderung nach den entferntesten Enden der  
 und Tausende führten ein beinahe obdachloses Nomadenleben. Der Mangel  
 an Mitteln nahm mit jedem Tage zu, Cholera und Fieber rafften die Be-  
 h. Aber trotz dieser Gefahren und unsäglichen Entbehnungen verthei-  
 die Belagerten standhaft gegen die immer gewaltigeren Anstöße  
 während erwartend, daß kuffere Hülfen kommen und sie

bis die Nachrichten von den Niederlagen der Ungarn jede Hoffnung schmälern machten. Unterhandlungen wegen der Uebergabe hatten zwischen Manin und österreichischen Minister v. Bruck zwar schon früher begonnen, waren aber abgebrochen worden, nachdem die Venetianer die ihnen gestellten Bedingungen verworfen. Jetzt wurden sie wieder angeknüpft, und Manin erhielt am 6. August von der Versammlung der Repräsentanten den Auftrag hierzu. Er schrieb an Herrn v. Bruck in Mailand und stellte die Bitte, der Minister möge nützlich die Herren Joseph Calucci, Ludwig Pastri und Georg Foscolo empfangen um den Entwurf eines definitiven Uebereinkommens festzusetzen, welcher, sobald von den Volksvertretern genehmigt sei, einem blutigen Kriege ein Ende machen könnte, der durch eine immer bössartiger auftretende Seuche noch mörderischer worden. Hr. v. Bruck entgegnete darauf: „Es dränge sich in Betreff der Knüpfung neuer Unterhandlungen sogleich die wichtige Bemerkung auf, daß, wie die ursprünglichen Unterhandlungen von Seite Oesterreichs darauf gerichtet gewesen die Trübsale und unvermeidlichen Folgen des Krieges zu ersparen, jetzt, wo verlängerter, nicht zu rechtfertigender Widerstand die Uebel, die man damals hindern wollte, nur allzusehr vergrößert habe, nichts Anderes möglich seyn würde als eine unbedingte Uebergabe. Gleichwohl zum Beweise jener Humanität und Mäßigung, welche der einzige Beweggrund der früheren Unterhandlungen gewesen dürfte er von Seite des Feldmarschalls Grafen Radezky erklären, daß mit Uebellassung weiterer Unterhandlungen, woran nicht mehr zu denken, die einzige Bedingung, welche Se. Excellenz jetzt anbieten könne, die sei, daß der Herr Feldmarschall die bereits unterm 4. Mai gewährten und in der Proklamation vom 22. August wiederholten Zugeständnisse bestätige.“ Die in der erwähnten Proklamation enthaltenen Bedingungen waren: 1. Vollständige und absolute Unterwerfung. 2. Unmittelbare Uebergabe aller Forts, der Arsenale und der ganzen Stadt, welche von den österreichischen Truppen besetzt werden. Diefen sind auch alle Kriegsgeschosse, gleichviel in welcher Zeit sie gebaut seien, alle öffentlichen Anstalten, alles Artilleriematerial und alles Eigenthum des Staatsarsenals, wie es auch heißen mag, anzuvertrauen und zu liefern. 3. Konsignirung aller dem Staate oder den Privaten gehörigen Waffen. 4. Von Venedig auszuwandern ist allen Personen ohne Unterschied gestattet, wo sie die Stadt zu Land oder zur See verlassen wollen. 5. Ein Generalpardon wird verkündigt werden für alle gemeinen Soldaten und Unteroffiziere der Land- und Seetruppen. — Unter diesen, im Verhältnisse zu der Hartnäckigkeit des Widerstandes sehr milden Bedingungen fand am 22. August die Unterwerfung wirklich statt, und der Löwe von San Marco beugte sich aufs Neue dem österreichischen Dogen Melchior Cappello. Das Uebereinkommen wurde in der Villa Papadopoli abgeschlossen und enthielt noch die besondere Bestimmung, daß die vollständige Uebergabe binnen vier Tagen an eine Militärkommission erfolgen solle. Hinsichtlich des in Venedig unter dem Namen carta comunale damals in Masse umlaufenden Papiergeldes wurde verfügt, daß selbes auf die Hälfte seines Nennwerthes herabgesetzt und zu diesem verminderten Werthe in Venedig, Chioggia und anderen im Stadtgebiete begriffenen Orten so lange Zwangskurs haben solle, bis es im Einklange mit dem Gemeinderathe zurückgezogen und ersetzt seyn werde. Die Tilgung dieses Papiergeldes habe ganz aus Kosten Venedigs und des besagten Stadtgebietes zu erfolgen. In Betreff des sogenannten carta patriótica, die ganz aus dem Umlaufe zurückgezogen wurde, sowie über die anderen Theile der öffentlichen Schuld sollten späterhin geeignete Bestimmungen getroffen werden. Am 25. August besetzten die Oesterreicher den größten Theil der Forts und die Eisenbahnstation, den 27. die Stadt, das Arsenal und die Flotte, am 29. Chioggia und das Stadtgebiet, den 30. u. 31. die Forts S. Nicolò und Lido, während inzwischen die von Meneghetti befehligten lombardischen Bataillone, das Euganeische Korps, das Korps von Eile, das friaulische Korps und die Neapolitaner ihren Abzug bewerkstelligten, mit welchen auch die kaiserlichen Offiziere, welche die Waffen gegen ihren gesetzlichen Oberherrn geführt, und die schwer kompromittirten Civilpersonen die Stadt verließen. So schloß das

Drama des venetianischen Unabhängigkeitskampfes, in welchem sich, wie in ganz Italien, die nicht sehr tröstliche Erscheinung zeigte, daß nur einzelne Männer das vorgesezte Ziel begriffen und es mit energischer Kraft zu erreichen suchten, während die große Masse bewußtlos und blind folgte und die Freiheit nur in der Ungebundenheit des Willens und des Handelns fand. — Schwer dürfte es werden, von dem gegenwärtigen Zustande von V. sich eine Vorstellung zu machen. Wer je sich der heitern, lebensfrohen, im schönsten Aufblühen begriffenen gewesenen Stadt erinnert, in dem glücklichen Frieden, wie er auf ihren Lagunen heimisch ist, der kann nur mit Schauern auf die tiefen, schwer vernarbenden Wunden blicken, welche ihr die Revolution geschlagen hat. Die ungeheuren Geldopfer, die der wohlhabende Theil der Bevölkerung der republikanischen Regierung zur Aufrechthaltung des Staatswesens und des Vertheidigungsstandes bringen mußte, haben viele Familien dieser Klasse nahe an den Bettelstab gebracht, und man sieht jetzt häufig die herrschenden Paläste mit all' ihren Kunstschätzen, deren Erbauung und Einrichtung Millionen gekostet hat, um Spottpreise an die Reistbietenden versteigern. Die unteren Klassen leiden durch die Stodung aller Industrie und Arbeit, die auch nicht so schnell wieder in den frühern lebhaften Gang gebracht werden kann. Im empfindlichsten aber fällt V. die dekretirte Aufhebung des Freihafens, welche es der rivalin Triest gegenüber in großen Nachtheil bringt. Und doch sind diese Jahre, im Vergleiche zu der gänzlichen Zerrissenheit und Auflösung während des Regiments der Umsturzmänner, noch leidlich genug, zumal die Bestrebungen des ökonomischen Gouvernements sichere Bürgschaft geben zur Wiederkehr der Ordnung und Geseßlichkeit, der Veruhigung und des Vertrauens, womit dann auch die früheren Nahrungsquellen neuerdings in Fluß kommen werden. Möge Oesterreich sich nicht mit der Förderung der materiellen Interessen allein begnügen, sondern auch die wärmenden Strahlen einer freisinnigen Politik über die Lagunen ausgießen. Der Weg des Konstitutionalismus, den es gegenwärtig aufrechtzuerhalten zu wollen scheint, führt am gewissesten zur Verschmelzung der verschiedenen Landestheile, die Freiheit wird die Italiener enger an den Kaiserstaat fesseln, als der Absolutismus je zu thun vermochte. mD.

\* Venezuela. Nach dem Tode Bolivar's (s. d.), des Diktators der aus dem Bisthümreiche Neu-Granada entstandenen Republik Colombia, löste sich diese in die drei Republiken Neu-Granada, Venezuela (Carracas) u. Ecuador (Quito) auf. Das geschah im J. 1831, aber der Selbstständigkeitsklärung folgten, wie in allen andern ehemaligen Kolonien Spaniens, auch hier häufige u. blutige Bürgerkriege. Anfangs führte ein Eingeborner, General Jose Antonio Paez (s. d.) mit väterlicher Energie u. staatsmännischer Weisheit die Präsidentschaft über V. u. erhob das Land zu einer vorher nicht gekannten Blüthe. Nach Ablauf seiner Zeit wurde Vargas, der spanischen Bevölkerung angehörig, Präsident. Gegen diesen erhob sich ein anderer kastilischer Abkömmling, Jose Tadeo Monagas, weil die Kastilianer die der farbigen Rasse in der Konstitution gewährten politischen Rechte nicht wieder entziehen wollen. Paez stellte die Ruhe her und stand erst als Vizepräsident, dann als Präsident bis 1842 zum zweiten Male an der Spitze des Staats. Im J. 1842 berief die Wahl des Volkes Carlo Soublette zum Präsidenten. Die am 20. April 1843 bewirkte Reform der Verfassung wurde am 1. September desselben Jahres proklamirt. Spanien erkannte durch den Vertrag vom 30. März 1845 die Unabhängigkeit der Republik an. Als 1846 zwischen den Indianern (Indiener und Neger) und der europäischen Bevölkerung Krieg ausbrach, wurde Paez mit diktatorischer Gewalt bekleidet. Er dämpfte die Unruhen und schaffte in der Hoffnung, die kastilische Bevölkerung zu versöhnen, Monagas die Präsidentschaft (1847). Allein dieser verließ den Boden der Konstitution nicht, indem er sich im Anfang des Jahres 1848 völlig verfassungswidrig das Recht anmaßte, den in der Hauptstadt versammelten Kongress nach Valencia zu verlegen, und als dieser nicht weichen wollte, ihn am 24. Januar 1848 auseinander treiben ließ, bei welcher Gelegenheit fünf Dipu-

auf dem Plage blieben. Monagas, welcher nach nichts Beringerem als nach lebenslänglichen Gewalt strebt, riß die Diktatur an sich u. herrschte von da an einer Tyrannei, die das vor wenigen Jahren noch so glückliche, reiche Land fast verödete. Paez griff zu den Waffen, um Recht und Gesetz im Staate wiederherzustellen, aber seine Anstrengungen blieben fruchtlos. Diesen ungünstigen Erfolg hat er einestheils dem Bürgerthume zuzuschreiben, welches auch jenseit des Wassers gern für sich kämpfen läßt und die Früchte der Mühen Anderer, als selbstverköndig zufallend genießt, zu einer eigenen Aufopferung aber auch dort zu feig und jämmerlich ist, und anderstheils den unsichtbaren Interventionen lands. Während das Cabinet von St. James in Europa nach allen Seiten mit den konstitutionellen Regungen liebäugelt, begünstiget es auf der Halbkugel die gemeinsten Staatsstreiche des Absolutismus. Es erklärte Paez für die Aufrechthaltung der liberalen Verfassung seines Vaterlandes kämpften einen „Rebellen“ und befahl den englischen Konsuln in V. den freiheitlichen Monagas gegen die Angriffe seines Widersachers auf jede mögliche Weise zu schützen, weil es so — der Handelsvorteil mit sich bringt. Es war der glückliche Ausgang des Seetreffens bei Maracaybo, der den General Paez nach der holländischen Insel Curacao zu fliehen, um sich der Rache des siegenden Diktators zu entziehen. Die Revolution wurde damit als beendet angesehen. Monagas und sein Liebling, der Vicepräsident Guzmán, konnten in ihren Bestrebungen, die Ragen gegen einander aufzureizen u. die Fremden so sehr als möglich in ihren Handelsunternehmungen zu hemmen, wiederum ungehindert fahren. So entstanden im letzten Kongresse zu Carracas (vom 20. Januar Ende April 1849) neue Gesetze, welche diese Maximen auf das Deutlichste vortreten ließen. Wir führen nur das ley de espura an, ein Gesetz so nicht würdig, wie wohl nirgends eines in einem Staate existirt. Es betrifft das Verhältnis der Gläubiger zu ihren Schuldnern und stellt dieses frei, in ihrem Kreditur eine Zahlungsfrist von sechs Jahren ohne Zinsberechnung zu verlängern, nach deren Verlauf diese Frist, wenn der Schuldner nicht zahlen will oder will, noch auf zwei Jahre, ohne weitere Zustimmung des Gläubigers, verlängert werden muß. Und diesem schönen Gesetze wurde überdies rückwirkende Kraft auf alle bereits vor seiner Publikation abgeschlossenen Geschäfte beigegeben. Die schlimmen Folgen desselben treffen fast ausschließlich die Fremden, unter diesen zum Theil die Deutschen, welche den bei weitem größten Theil der fremden Kaufleute in V. ausmachen. Sie stehen völlig schutzlos da, während England seine dortigen Unterthanen durch seine Kriegsschiffe vor Schaden zu bewahren mag. Hiermit begnügte sich aber die venezuelanische Regierung noch nicht, sondern sie erhöhte auch den früher schon bedeutenden Eingangszoll für ausländische Waaren und legte auf die auszuführenden Landesprodukte eine ansehnliche Abgabe. Es wurde allenthalben eine Stockung der Geschäfte fühlbar, die Wucht des Druckes lastete Tag zu Tag schwerer. Paez machte jetzt zum zweiten Male den Versuch das von ihm wahrhaft geliebte Vaterland von den Fesseln zu befreien und Präsidenten Monagas zu stürzen. Er verließ Curacao und landete mit einer Anzahl von 60 Getreuen am 22. Juni in Puerto Velo, nahm am 2. Juli die S. Coro (sonst V.) in Besitz und schlug daselbst sein Hauptquartier auf, um seine Mannschafft zu verstärken. Allein er wurde von seiner Partei in V., die ihn dem nochmaligen Landungsversuche verleitet und ihre eifrigste Unterstützung nicht zugesichert hatte, im Stiche gelassen. Die Regierung hatte alle ihr zu Gebote stehenden Mittel angewendet, um unter den Oligarchen's, wie die Anhänger Paez genannt werden, Schrecken zu verbreiten und sie von dem Zuge abzuhalten — Kontributionen, Pressung unter das Militär, massenhafte Einkerkelung. S. dert der angesehensten Bürgersöhne, welche von Carracas ausgezogen waren, Paez in Catabojo Anhang zu verschaffen, wurden von 800 Mann venezuelanischer Truppen unter General Sotillo, einem Schwarzen, angegriffen und ergaben ihm auf Gnade und Ungnade. Sotillo ließ eine Anzahl davon niederhauen

die Köpfe abschneiden, die er, in Salz gelegt, nach Carracas zum Beweise  
 Sines kunte. Wegen Paes zog Monagas selbst zu Felde; jener unterlag  
 bald und wurde gefangen nach Valencia gebracht, seine Gefährten in die  
 nach La Guayra. Der Böbel in Carracas insultirte und mißhandelte  
 künftigen auf schreckliche Weise. Die Regierung erließ nach ihrem Siege  
 nachdieset, wonach Paes so lange festgehalten werden soll, bis die Ruhe  
 erlaubt, ihn nach Europa zu verbannen. Seine Gefährten sollen  
 theils lebenslanglich, theils für einen gewissen Zeitraum verbannt werden. —  
 der Alter Geschichte U. S. tragen wir nach, daß dieser Theil der Terra Firma  
 Fignum der berühmten Welser zu Augsburg war; er wurde ihnen von  
 V. für eine große Schuld, als ein Lehen der Krone Kastilien, erblich abge-  
 Sie nahmen 1528 davon Besitz, gaben diesen jedoch 1543 wieder auf,  
 Nater geschickten deutschen Soldaten ihrer Grausamkeit und Habgucht keine  
 ihm lehen. mD.

Beracruz. Die Stadt B. nebst dem Fort von St. Juan d'Ulloa öff-  
 en Generalen der Vereinigten Staaten, Scott und Worth, die im Anfange  
 März 1847 mit einem Corps von 12,000 Mann auf der Insel Sacrificios  
 et waren, ihre Thore. Die Beschießung zu Lande wie zur See hatte am  
 März begonnen, am 27. wurden die Grundlagen einer Uebereinkunft unter-  
 t, am 29. ergaben sich Stadt und Fort, und 4000 Mann, welche die Be-  
 bildeten, streckten in Gegenwart der feindlichen Truppen das Gewehr. Mit  
 Jubelschrei begrüßte die amerikanische Flotte und Armee die gesternte  
 , als sie, die merikanische Trifolore ersehend, von den eroberten Wällen her-  
 z. Die Einnahme dieses wichtigen Platzes war für den Ausgang des  
 entscheidend, indem sie den Operationen der Amerikaner gegen die Haupt-  
 krito's eine sichere Basis gab. mD.

Beres Pataf. Die Berge von B. P. sind die reichsten Siebenbürgens,  
 nicht gibt es in der ganzen alten Welt keinen Ort, wo man auf einem  
 n Raume eine so große Menge Goldes findet. Auf allen Seiten sind  
 , die sämmtlich Ausblute geben. Man sprengt nicht selten Goldklumpen  
 bedeutendem Gewichte ab. Wenn der Regen die Bäche des Gebirges aus-  
 lieren treten macht, so findet man das Gold in dem Straßentofte. Alle  
 : in B. P. sammeln Gold. Sobald sie die Mittel dazu besitzen, kaufen sie  
 d, und die Goldternte ist stets so reichlich, daß in diesem kleinen Winkel  
 bürgens Grund und Boden viel theurer ist, als in Frankreich. So wurde  
 eine mächtig große Wiese vor einigen Jahren für 1150 Dukaten gekauft.  
 n steht in B. P. ein staunenswerthes Denkmal römischer Ausdauer. Es  
 ist Beringeres als ein verzhöher Felsen, den die Römer ganz durchhöhlt  
 um das gediegene Gold zu gewinnen. Außen haben sie hohe Mauern  
 äßen, so daß man in den innern Hof einer Burg zu treten glaubt. Die  
 en nennen diese Felsen „die Festungen“ (castales). Zwei wirkliche Höfe  
 ob diese Riesenarbeit gebildet worden, welche in dem ungeheuren Felsen mit den  
 ommenen Werkzeugen jener Zeit Zoll für Zoll ausgeführt, ganz den Stempel des  
 m Charakters in seiner genialen Größe, Entschiedenheit und Unbeugsamkeit  
 Eigentlich ist es die Arbeit von Gefangenen. Die, welche wegen Staats-  
 ma verurtheilt oder des Christenthums angeklagt waren, wurden in diese  
 unter begraben. Ihre Frauen und ihre Kinder begleiteten sie bis an den  
 Abgrundes, dann verschwanden sie, um nie wieder das Tageslicht zu  
 man die Gefangenen nicht ausreichten, zwang man die Landesbewohner  
 Arbeit und Goldlieferungen. Die Anzahl der mit dieser Arbeit be-  
 Unglücklichen ist unermeslich. Polybius berichtet, daß allein die spani-  
 sche, deren Reichthum verhältnißmäßig nur gewöhnlich war, 40,000  
 in Anspruch nahmen. Danach kann man ermessen, wie viele in den  
 sich befanden, da die Ausbeute hier sich auf 208 ~~tausend~~ Gold  
 Die alten Bewohner Siebenbürgens, die Agathy

die von den Römern unterjochten Dacier, scheinen bereits die Bergwerke bel zu haben, oder wuschen wenigstens den Sand der Flüsse, denn schon Herodot wähnt der Reichthümer Daciens und des Goldes, welches man daselbst finde. De Gerando's Siebenbürgen. m

**Befprim**, im Befprimer Komitate Ungarn's, am Seb, Stadt u. Sitz e Bischofes, welcher in einem ansehnlichen, durch eine sehenswürdige Druckmaf mit Trinkwasser versorgten Bergschlosse wohnt. Zu erwähnen sind ferner die liche Domkirche, das Priaristenkollegium mit Gymnasium, das bischöfliche Alun die Versorgungsanstalt für dienstunfähige Pfarrer. Die Einwohner, 11,800 der Zahl, treiben Weinbau und starken Wein- und Getreidehandel. — B. m 1551 von den Türken belagert u. erobert, 1565 bemächtigten sich seiner die nsten, 1593 abermals die Türken und 1598 wiederum die Christen. 1655 es von den Türken vergeblich angegriffen, welche 1663 die Stadt plünderen anzündeten, dabei aber von der Besazung des Schlosses überfallen und gesch wurden. Seit 1702, wo die Festungswerke geschleift wurden, ist B. ein ner Ort. ■

**Vicari**, Hermann von, Erzbischof von Freiburg und Metropolit der rheinischen Kirchenprovinz, geboren zu Kulendorf in Oberschwaben, wo sein ngräflich königs-ögg'scher Oberamtmann war, machte seine ersten Studien r auf dem Lyceum in Constanz, wo er, noch in den Schulen des Lyceums freie Wahl der Kapitularen ein Kanonikat am Collegiatstift zu St. Johann er Zwei Jahre studirte er zu Augsburg im Collegium der Jesuiten Philosophie begab sich hierauf, nach dem ausdrücklichen Willen seines Vaters, nach Wien, dort dem Studium der Rechte zu obliegen. Von Wien im Jahre 1795 zurück kehrt, praktisirte er unter der Anleitung seines Vaters in amtlichen Geschäf Während dieses Praktikums wurden ihm mehre, eben so einträgliche, als ehrenre Beamtenstellen, angeboten, von denen er jedoch, da die in ihm ruhende Neigi zum geistlichen Stande sich immer stärker hervorbrängte, keine annahm. In di Zeit seiner praktischen Uebungsjahre unterzog er sich auf der Universität Dillin den rigorosen Prüfungen zur Erlangung der juridischen Doktorwürde, welche i auch aus beiden Rechten zu Theil wurde. Der bald darauf erfolgte Tod sei Vaters gab ihm die volle Freiheit, seiner Neigung zum geistlichen Stande Fi zu leisten; er widmete sich nun mit Eifer dem Studium der Theologie, wurde 1. Oktober des Jahres 1797 zum Priester geweiht und gleichzeitig auf sein Kanonikat zu St. Johann investirt. Im J. 1802 ernannte ihn der damalige Bis Karl Theodor von Dalberg zum Assessor bei dem bischöflichen Regierung Collegium und gleich darauf, als er seine Geschäftstüchtigkeit erkannt hatte, i Verlauf von wenigen Tagen schon, zum geistlichen Regierungsrathe. Im J. 1 betraute ihn der Fürstprimas noch mit dem Offizialate der bischöflichen Curie, welchen Eigenschaften B. bis zum J. 1827, dem Schlußjahre der bischöflich-stanz'schen Bisthums-Einrichtung, thätig war. Die vielseitige Geschäftskenn des B. war bekannt und verschaffte ihm im Lande einen Ruf, so, daß bei richtung der oberrheinischen Kirchenprovinz der Erzbischof Bernard sich bewei fand, ihn im J. 1827 als Generalvikar zum Domkapitel nach Freiburg zu beru und ihm zugleich die Ordinariats-Direktion zu übertragen. Mit dem Wegg des Dombekans J. B., im J. 1830 auf den Bischofsitz zu Mainz wurde B. dessen Stelle zum Dombekan ernannt und im J. 1832 den 8. April als Bis von Macra in partibus zum Weibbischof consecrirt und zum Vicarius in pon calibus et spiritualibus generalis des Erzbischofs von Freiburg aufgestellt. I sehr B. die Liebe durch seine Geschäftskennniß, das allgemeine Vertrauen der bischöflichen Regierungskapitulare sich erworben hatte, bezeugt am evidentesten, er nach dem Tode des Erzbischofs Bernard im J. 1836 zum Verweser des ( bisthums und darauf einstimmig zum Erzbischof und Metropolit der oberrhe schen Kirchenprovinz erwählt wurde, welche der Wahl zur erzbischoflichen Wi nicht annahm, und daß ihn eine gleiche Wahl des Domkapitels nach dem J

des Erzbischofs Ignaz abermals als Bischofsverweser zur Leitung der Erzbischofs-Verwaltung u. ihn den 15. Juni 1842, gleich nach dem ersten Scrutinium, abermals einstimmig zur Würde des Erzbischofs u. Metropolitens von Freiburg berief. Ueber seine Bekanntheit siehe den Art.: „Oberheinische Kirchenprovinz“.

\* **Vicenza.** Vor den Mauern dieser Stadt erfocht Feldmarschall Radetzky am 21. Juni 1848 einen wichtigen Sieg über die Italiener. Derselbe führte die Expedition des ganzen feindlichen, noch 15,000 Mann starken Corps herbei, das mitten im freien Felde in unmittelbarer Folge der sie einschließenden Manöver und eines Belages von 1800 Todten und Verwundeten gefangen wurde. Der Erfolg des Tages hing von der Erstürmung des Blockhauses von V. ab. Da waren es wieder die Helden von St. Lucia, das 10. Jägerbataillon unter seinem Oberst Royal, die dasselbe eroberten. Sie stürzten im Sturm laufe eine Viertelmeile weit unter einem dichten Kartätschen- und Kugelnregen herbei, und nahmen die entscheidende Position im ersten Andränge, dem der Feind nicht widerstehen konnte.

**Vico,** Franz de, geboren am 19. Mai 1805 zu Macerata, einer Stadt in Kirchenstaate, aus einer der angesehensten Familie dieser Provinz, genoss schon frühzeitig eine religiöse Erziehung und machte seine ersten Studien im Collegium der Jesuiten zu Urbino und zwar bis in die Rhetorik. Als er aber Neigung zeigte, in diese Gesellschaft selbst einzutreten, schickten ihn seine Eltern, welche damals waren, zu den Piaristen nach Siena, wo er den berühmten P. Inghivammi als Professor der Mathematik erhielt und das Gymnasium absolvirte. — Als die Zeit herbeikam, wo sich V. für einen Beruf entscheiden sollte, entschloß er sich, auf die nicht unbeträchtlichen elterlichen Güter zu Gunsten seines jüngeren Bruders zu verzichten und verlangte unmittelbar darauf seine Zulassung zur Gesellschaft Jesu. Sein Vater aber hatte, diesen Entschluß ahnend, bei seinem Tode in dem Vermunde seiner Söhne ausgetragen, ihn auf die stärksten Proben zu stellen; er hatte ausdrücklich angeordnet, daß man ihn am Ende seiner Studien eine Reise durch Italien machen lassen soll, um durch neue Eindrücke diesen in ihm festgesetzten Gedanken zu verwischen. Aber diese Prüfung befestigte ihn vielmehr in denselben und er trat, reich an Kenntnissen, den 23. Dez. 1823 zu Rom ins Noviziat zu St. Andreas. Während des Noviziates lehrte er im römischen Collegium die unteren Klassen und die Humaniora und fing um eben diese Zeit seine astronomischen Beobachtungen und Forschungen an, welche er auch während der letzten Jahre seiner theologischen Studien fortsetzte. Nach Vollendung dieser wurde er ausschließlich für die mathematischen und astronomischen Wissenschaften verordnet. Er wurde dem P. Dumouchel, einem französischen Jesuiten, der das Observatorium des römischen Collegiums leitete, beigegeben, welcher ihn mit den ausgezeichnetsten Astronomen von Europa in Verbindung brachte. Nach dem Tode Dumouchel's ward V. dessen Nachfolger und unter seiner Leitung erlangte das Observatorium des römischen Collegiums europäische Berühmtheit. Die Wissenschaft verdankt ihm viele und wichtige Entdeckungen, von welchen, nach chronologischer Ordnung, folgende die vorzüglichsten sind: Am 28. Nov. 1832 entdeckte er die Biala'schen Kometen auf seiner Rückkehr zur Sonnennähe und zwar in der Nacht, in welcher ihn Herschel zuerst in England bemerkte; am 5. Aug. 1835 entdeckte er den Hallen'schen Kometen, der an andern Orten erst 15 Jahre entdeckt wurde. Im Jahr 1838 fallen verschiedene Entdeckungen über die Trabanten des Saturn. In die Jahre 1838—1839 die Entdeckung der zwei Trabanten des Saturn, die vor ihm nur Herschel gesehen hatte. Diese Entdeckung geschah durch die Anwendung einer neuen Methode, die Arago eine kostbare Entdeckung nannte. In dem nämlichen Jahre bestimmte er die Zeit der periodischen Wiederkehr der 2 Trabanten des Saturnus. In den Jahren 1839 bis 1841 bestimmte die Bestimmung der Wendung der Venus um ihre Are. Auch hat ungeheures Aufsehen gemacht. In den J. 1841—42—43—44 hat große Anzahl neuer Beobachtungen gemacht. Am 23. August 1844 folgte die

Entdeckung eines neuen Kometen, genannt: „der Komet des römischen Collegium“. Am 4. u. 5. Februar 1845 entdeckte er einen anderen neuen Kometen von unbekannter Umlaufszeit. Am 9. Juli 1848 entdeckte er den Entschenen Kometen seiner Rückkehr zur Sonnennähe. Endlich hat V. die Zeit und den Trost gegeben, Schüler zu bilden, die seiner würdig sind. — Als er mit allen Jesuiten gegangen war, das römische Collegium zu verlassen, durchkreiste er Frankreich, um ins Collegium nach George's Town, in den vereinigten Staaten, zu begeben, seiner ein Observatorium harzte, das eben so reich war an Instrumenten, als was er eben verlassen hatte. Der damalige Minister Arago drang in ihn, daß in Paris bleibe. Auf seiner Reise nach London empfing er keine minder günstige Aufnahme bei den englischen Gelehrten. Aber nirgends erregte vielleicht so gegenwart mehr Sympathien, als in den vereinigten Staaten. Es gelangten ihm die dringendsten Einladungen, um ihn zur Niederlassung in Amerika zu ermahnen, ihn und alle italienischen Jesuiten, die es fassen könne. Zahlreiche Emigrationen organisirten sich aus freien Stücken, um die Ueberfahrt zu erleichtern und die Niederlassung zu unterstützen. Gerührt durch diesen Edelmut, fuhr er vergessend der Ermüdung, aufs Neue über den Ocean, um die Abreise ins Land der Freiheit zu beschleunigen. Eben hatte er in Liverpool die Einschiffung von 20 Emigranten geleitet und bereite schon wieder eine Kolonie vor, als er in Liverpool ergriffen wurde, der ihn am 15. Okt. in einem Alter von 43 Jahren 1848 zu London hinweggriffte. Die Kenntnisse des V. waren in allen Fächern ausgezeichnet. Ein ausgezeichnetes Musiker, dirigitte er an den Festtagen auf dem Chor des römischen Collegiums. Auch als Componist hat er einen berühmten Namen. Ebenso verehrten und schätzten an ihm seine Mitbrüder seine Bescheidenheit und Sanftmuth, seinen stets gleichen Humor, seine treue und beständige Beobachtung der Regel. In seinen Augen war der Unterricht ein Gebet und ein Verdienst.

Victor, Emanuel, König von Sardinien, ältester Sohn des Königs Karl Albert (s. d.), der, nach der unglücklichen Schlacht von Novara, dem Thron Gunsten dieses seines Erstgeborenen entsagte, geboren den 14. März 1820, ist 1842 mit der zweiten Tochter des Erzherzogs Rainer, Vicekönigs des lombard-venetianischen Königreichs, vermählt. Es stand zu hoffen, daß V., als Verwandter des Kaisers Franz Joseph, günstigere Friedensbedingungen von Oesterreich erhalten würde, als sein Vater und dann war er nicht durch Verpflichtungen gegen das italienische Volk gebunden, wie es Karl Albert, „das Schwert Italiens“, gewesen wäre. Den ersten Eindruck, welchen das öffentliche Auftreten des jungen Königs hervorbrachte, schilderte ein Augenzeuge in der allgemeinen Zeitung als einen sehr günstigen: „seine Herzlosigkeit und Geduldhaftigkeit, als er in Begleitung der reichlichen Offiziere über das Schlachtfeld von Novara ritt und, ungerührt von Leichenhaufen, nur seine Pferde bejammerte, die den Oesterreichern in die Hände gefallen waren, empörte unser Gefühl; wir können auch nicht sagen, daß seine spätere Handlungsweise uns besser gestimmt; denn wir fanden in derselben ganze Zweifelnhaftigkeit und Treulosigkeit seines Vorfahren wieder, die nur den einen Vortheil zum Zweck hat und dennoch mit großen Worten von Aufopferung und Vaterlandsliebe um sich wirft. So am 28. März, als die Abordnung der Deputirtenkammer von Turin kam, um dem König die Mittel anzubieten „große Werk seines Vaters fortzusetzen;“ er nahm bereitwilligst das Anerbieten den Unabhängigkeitstrog weiter zu führen, da er in dieser Beziehung gänzlich im Fußstapfen seines Vaters treten wollte und die Nation überzeugt seyn dürfte, ihm Nichts mehr am Herzen liege, als die Ehre seines Vaterlandes und wer wohl weniger daran gedacht, als V. das Schwert für die Freiheit zu ziehen, zehend sein wohlverstandener Vortheil erbeischt, mit Oesterreich Hand in Hand gehen?“ In der letzten Zeit war er heftig erkrankt und man zweifelte bereits an seinem Wiederaufkommen, indeß hat sich sein Gesundheitszustand wesentlich gebessert.



der Gefahr ist vorüber. Welche Hoffnungen Italien auf sein Leben setzen und die Zukunft lehren.

**Victoria regia**, eine ungeheure Wasserpflanze Südamerika's, in ihrer Heimath im Namen *Nupeca* (wörtlich Wasserteller) bekannt, findet sich zumeist in den (Alt-)wässern des Amazonenstromes und des Orinoko und ist ein wahrer Wunder der Pflanzenwelt. Ihre riesigen Blätter von 5—6 Fuß Durchmesser horizontal auf dem Wasser und vermögen ein schon ziemlich herangewachsenes Kind mit völliger Sicherheit zu tragen. Sie haben die Form eines Präsentirtellers und sind auf der Oberfläche hellgrün und von einem 3—5 Zoll hohen Saume umschlossen, der auf der innern Seite lichtgrün, auf der äußern dagegen dunkelroth ist. Die Rippen stehen bedeutend hervor, sind meistens einzeln und strahlen von einem gemeinsamen Centrum aus. Die üppigen Blüthen aus vielen hundert Blumenblättern bestehend, gehen vom reinsten Weiß in die schönsten Farben der Regenbogen über. Der lieblicher Geruch der Blüthen derselben noch mehr. Der Durchmesser des Kelches, auf dem die Blüthe ruht, beträgt 12—14 Zoll; die vier Blätter, welche den Kelch bilden, sind an der Basis stark, 7 Zoll lang, 3 breit, inwendig weiß, außen grün und flach. Der Blüthenstengel ist in der Nähe des Kelches einzeln und mit scharfen, elastischen Stacheln besetzt. Die vielzellige Frucht, fast wie ein Kinderkopf, enthält zahlreiche Samenkörner, welche mehlig sind und den Eingeborenen in Guiana geröstet und gegessen werden. Dieses Gewächs ist erst seit einigen Jahrzehenden bekannt, und nach Europa kamen die Samen im J. 1846. Im Warmhause der Gärten von Chatsworth sah ich Anfangs November 1849 in voller Blüthe.

**Georgen**, im Unterinntale Tyrol's, unfern von Schwaz, Benediktinerkloster und Kirche. Es stand ehemals auf dem gegenüberliegenden Berge und wurde erst im J. 1705 auf die jetzige Stelle verlegt. In der Nähe stehen die Ruinen des Schlosses Freundsberg (s. d.).

**Baden**, im Großherzogthum Baden's, an der Brigach und der Gränze des Großherzogthums, freundliche Stadt und Amtsstadt, mit der aufgelösten Benediktinerkirche St. Georgen (s. d.) und andern ehemaligen Klöstern, Leinwand- und Seidenwebereien, vorzüglichen Bierbrauereien, vielen Gerbereien, Eisenhämern, Bleicherei, starkem Getreidehandel u. 3900 Einwohnern. — Baden gehörte früher den Herzogen von Zähringen, dann den Grafen von Fürstenberg, dann dem Hause Oesterreich, welches es 1805 an Baden abtrat. Wegen der hohen Berge und engen Zugänge ein wohlverwahrter Ort, war es ehemals durch Kunst befestigt und diente den Oesterreichern lange Zeit als Depot für Lebensmittel, als auch für Kriegsbedürfnisse. Im 30jährigen Kriege wurde die Stadt 1633 und 1634 vergeblich belagert. 1688 eroberten sie die Stadt; als diese aber 1704 unter Tallard den Ort abermals nehmen wollten, den Paß durch den Schwarzwald zu sichern, mußten sie unverrichteter Sache abziehen, obwohl sie ein heftiges Feuer gegen die Mauern eröffneten.

**Binucfa**, Matthias, geboren 1779 in dem Städtchen Naila, Diözese Bamberg, ließ sich, nachdem er seine Studien an den Universitäten zu Alcala de Henares und Toledo rühmlich beendet hatte, an der zu Sigüenza zum Doktor der Rechte und erhielt 1803 die kleine Pfarrei Tamjon, Städtchen von 631 Seelen im Bisthum Duabalaraja, die er 10 Jahre lange versah. Nach der Rückkehr des Königs nach Valencia. Er war zum Erzdiakon von Tarazona und S. Agneta befördert. Im Januar 1821, zur Zeit, wo der Congreß von Cádiz stattfand, wo der Pfarrer Merino sich erhob und Abuelo bis vor den Thron trat, erschien eine Proklamation, die zum Aufstande aufforderte und viele aufrührerische Schriften. Die Polizei entdeckte bald die Buchdruckerei, die diese hervorging und kam so dem Verfasser derselben auf die Spur, den Königlichen Hofkaplan B. entdeckte. Am 29. Januar

zwei Keffen, Candidaten der Theologie, die bei ihm wohnten und dem Buche verhaftet. Bei der Beschlagnahme seiner Papiere fand man auſſer mehreren, ſtark kompromittirenden, Schriften auch einen Entwurf, wie die beſtehende Regie und Verfaſſung gekürzt werden ſollte. Das Zusammentreffen der Entdeckung politifchen Speculationen, womit der kgl. Hofkaplan ſich befaßte, mit anderen eigniffen, die für das herrſchende System viel bedenklicher waren, als B. s mereient u. Proklamationen, wurde ihm verderblich; die Anhänger der Conſtitution wollten ein Exemplar ſtatuirten wiſſen, das die Gegner derſelben ſchrecken verlangten daher geradezu den Tod des armen Prieſters und, als er am 3. nur zu 10jähriger Haft in einem der afrikanifchen Preſidios verurtheilt wurde, beſchloſſen einige Fanatiker, ſelbſt Gericht und Henkeramt an ihm zu üben. empörende Schandthat ſeiner Ermordung erfüllte Madrid mit Schrecken und ſetzten und, als ſie des andern Tages der Gegenſtand der Verhandlung in Cortes wurde, aufferte Martinez de la Roſa: „Es wurde Blut vergoſſen nicht durch die Autorität des Geſetzes, die Ehre der Nation u. die Achtung die Cortes erheiſchen, die Umſtände, unter denen es geſchah, an's Licht zu ſetzen Gewiß iſt, daß Namens der Freiheit, obgleich mit Beſchimpfung derſelben Individuum ermordet wurde, das ſich unter dem Schutze des Geſetzes und Militärgewalt befand; das iſt ein unſeliges Beiſpiel, ein Uebel, für welches kein Wort gibt.“ — Drei Jahre nach ſeiner Ermordung wurde B., der, wie offizieller Artikel in der Madrider Zeitung damals ſich ausdrückte, ohne weſentlichen Vergehen als ſeine entſchiedene Liebe zum König unſern Herrn und zur Religion in's Gefängniß geſchleppt worden war, als Märtyrer gefeiert. Der König beſetzte ſein Andenken mit prachtvollen Requien zu feiern. Nach Beendigung der Feierlichkeit blieb der Sarg noch ausgestellt bis 9 Uhr Nachts. Eine unglaubliche Zahl von Gläubigen drängte ſich in dieſer ganzen Zeit, um den Tugenden dieſes Märtyrers der Revolution die gebührende Verehrung darzubringen und Thränen der Schmerzes zu vergießen. Die Leiche wurde hierauf in der Kirche del Buen-Suceso beſtattet und ein Grabſtein mit der Inſchrift geſetzt:

Por mandado del Rey N. S. Don Fernando VII.

sus capellanes de honor

en 1824

colocaron aqui los huesos

del Dr. Don Matias Vinuesa,

Capellan de honor y predicador de S. M.

Arcediano de Tarazona,

asesinado en una carcel de Madrid

por los enemigos del altar y del trono

el dia 4 de mayo de 1821.

R. J. P.

Virgilius, der Heilige, Biſchof zu Salzburg, war in Irland geboren und kam von dort nach Frankreich, wo er ſich durch ſeinen reinen Lebenswandel und ſeine Gelehrſamkeit die Gunſt Pipin's, des Vaters Karl des Großen, in dem Maße erwarb, daß ſelber ihn dem Herzoge Uttilo von Bayern dringend empfahl, welcher ihn dem Kloſter St. Peter in Salzburg vorſetzte. Später, um das Jahr 756, wurde er Biſchof, und ſeine evangelifchen Arbeiten verbreiteten das Chriſtentum nach Kärnten und Steyermark. Im Jahre 772 wohnte er der großen Synode zu Neuching bei. Nach einem ſchönen und verdienſtvollen Leben ſtarb er den 27. November 784. Bekannt iſt ſein Streit mit dem hl. Bonifaz. Dieſer kam daher, daß ein ungelehrter Prieſter mit der Formel: in nomine Patria et Filia et Spiritua sancta taufte, welchen Taufakt Bonifaz verwarf, während ihn B. für gültig erklärte. Die Sache kam vor den Papſt Zacharias, welcher zu Gunſten B. ſchied. Ein anderer Streit entſpann ſich über die Antipoden, deren Daſeyn B. lehrte, indeß Bonifaz dieſe Meinung dahin ausdeutete, als ob es eine Welt gebe, die von Chriſtus nicht erlöst worden. — B. ſoll ein Gloſſar

und eine Abhandlung über die Antipoden geschrieben haben; auch verfaßte er ein Verzeichniß der Schenkungen, welche von den Zeiten des hl. Rupert an der Kirche Salzburg gemacht worden waren, wovon aber das Original nicht mehr vorhanden ist. Ein Leben hat ein Ungenannter geschrieben, und man findet es bei Canisius und Nabillon.

**Blach von Montelli**, Johann Nepomuk, Freiherr von, 1763 zu Castua in Dalmatien geboren, wurde schon frühzeitig der Sorge trefflicher Lehrer übergeben und, da er bald einen lebendigen Geist und Gründlichkeit in der Auffassung an den Tag legte, so sandte ihn sein Vater, um die Studien fortzusetzen, an das Gymnasium zu Fiume und dann an die Hochschulen zu Grätz und Wien. Nachdem der Jüngling eine, für sein Alter außerordentliche, Geseßkenntniß bewiesen, erhielt er an der Bestßer Universität die Doktorwürde und wurde alsogleich zur Ausübung der Advokatur zugelassen. Er zeigte in dieser Sphäre neben ausgebreiteter Gelehrsamkeit großen Fleiß und eine seltene Uneigennützigkeit und sein Gefühl für Rechtlichkeit fand in den verwickeltesten Rechtsachen und in Vertheidigung der Unschuld häufig Gelegenheit, sich in dem schönsten Lichte zu zeigen. Da sein Ruf immer wuchs, erhielt er 1796 von der Hofkommission in Geseßgebungssachen den ehrenvollen Auftrag, für Westgalizien die Uebersetzung des Strafgesezbuches in die lateinische Sprache zu übernehmen. In kurzer Zeit vollbrachte er dies schwierige Geschäft und, da er dabei die vollste Zufriedenheit der höchsten Behörden sich erworben, so wurde ihm der Antrag gestellt, in öffentliche Dienste zu treten — ein Ruf, dem er um so willfähriger folgte, als derselbe mit seiner eigenen Neigung vollkommen übereinstimmte. — Anfangs zum ersten Aktuar bei der Kammerprokurator in Krakau ernannt, ward B. schon im J. 1798 zum Fiskaladjunkt befördert und auch hier beurkundete er seltenen Scharfblick und Tüchtigkeit. Kaiser Franz beehrte sein edles Streben, indem er ihn im J. 1803 zum Rathe bei dem Krakauer Landrechte ernannte. Aber nur wenige Monate blieb er auf diesem Posten, denn schon im Januar des darauffolgenden Jahres wurde er als erster Fiskaladjunkt mit dem Titel eines k. k. Vicekammerprokurators nach Venedig versetzt. Auf diesem neuen Standpunkte kam B. gewohnter Weise auf das Gewissenhafteste seiner Pflicht nach, indem er eifrig bemüht war, die österreichischen Geseze mit den dort bestehenden Verhältnissen in Einklang zu bringen und darauf hinzuwirken, daß dieselben in der neuverworbenen Provinz feste Wurzel faßten. Als dann die Wirren entstanden u. Venedig unter neue Botmäßigkeit gekommen war, verließ ihn B., der neuen Regierung zu dienen, legte seine Stelle nieder u. ging nach Wien. Das lombardisch-venetianische Königreich kam indessen wieder zurück unter das Scepter des österreichischen Kaiserhauses u. B., welcher inzwischen zuerst bei dem Krakauer Landrechte, sodann bei dem Lemberger Appellationsgerichte als Referent verwendet worden, wurde im Dezember 1814 zum Appellationsrath in Venedig ernannt. Schon im Oktober 1815 wurde er aber in gleicher Eigenschaft nach Mailand versetzt, um, wie allerhöchste Entschliesung sich ausdrückte, seiner Einsicht u. Kenntnisse zur Organisirung der Gerichte in der Lombardei sich zu bedienen u. bald darauf, nämlich im Juni 1816, wurde er zum Hofrathe bei dem Senate des obersten Gerichtshofes ernannt, der in Verona gebildet worden war. In allen diesen Anstellungen und hauptsächlich als Mitglied jener Kommission, welche die, für das neue Königreich zweckmäßigsten, Geseze in Antrag zu bringen hatte, fand B. Gelegenheit, seinen Geist, seine Kenntnisse und seine ausgebreitete Erfahrung im vortheilhaftesten Lichte zu zeigen. So wurde er denn 1820 beauftragt, alle Gerichtsverfahren der ersten Instanz zu untersuchen und jene Reduktionen vorzuschlagen, welche er für geeignet hielt, — ein Auftrag, dessen er sich mit solchem Erfolge erledigte, daß die Hofkammer ihm durch den Senat der obersten Justizstelle in Venedig die vollste Anerkennung seiner Verdienste ausdrückte. Schon hatte B. auch die Untersuchung der lombardischen Gerichte begonnen, als der Wille des Monarchen auf den wichtigsten Posten berief, den er bis zu seinem Hinscheiden auf den des Präsidenten bei dem dalmatischen Appellationsgerichte wahr

gewiß versäumte er auch in dieser hohen und wichtigen Stellung Nichts, was bessern Gerechtigkeitspflege und zur Einführung eines festen, geordneten Ganges führte. In Würdigung aller dieser Verdienste bekleidete ihn der Ka am 30. November 1825 mit der Würde eines geheimen Rathes, erhob ihn einige Wochen darauf in den Ritterstand, verlieh im Mai 1839 ihm den Orden der eisernen Krone zweiter Klasse und erhob ihn endlich im Februar 1840 in Freiherrnstand mit dem Prädikate „von Montelli“. Die Ausdrücke, womit Landesfürst bei diesen Gelegenheiten V. s Verdienste gedachte, waren der schönste Lohn für den gelehrten und umsichtigen Staatsdiener; für den biedern, getreuen Unterthanen. Außer dieser Eigenschaft besaß V. noch viele andere, die sein Gedächtniß ehren und seinen Verlust denjenigen, die ihn näher kannten, um schmerzlicher machten. Jene Liebe zu den klassischen Schriftstellern des Alterthums, welche er in seiner frühen Jugend gefaßt, bewährte er auch im Drange des Geschäftes als Mann, als Greis. Aus ihnen u. vorzüglich aus den Geschichtsschreibern Livius, Sallustius, Cäsar und Tacitus, sowie überhaupt aus den Historiographen aller Zeiten und Völker schöpfte er einen Schatz von Kenntnissen, deren er in vorkommenden Fällen mit Geist Gebrauch zu machen verstand. In einem außerordentlichen Gedächtnisse begabt, das er trotz aller Unfälle sich ungeschwächt erhielt, erregte es wirklich Erstaunen, wenn er als 80jähriger Greis so lange Stellen aus seinen Lieblingsautoren citirte und, gleich einer Perlenkette, die Thatfachen alle zusammenreihete, welche dieses oder jenes Volk auf den Gipfel der Höhe hoben, oder seinen Ruin vorbereiteten. Hauptsächlich in der deutschen Literatur erfahren, blieben ihm auch die Meisterwerke der neueren französischen u. italienischen Schriftsteller nicht fremd. Ein Feind alles Gepränges, war er einfach und ungebunden in seiner Lebensweise, sein Betragen gegen Gleiche war edel, gegen Untergebene human und leutselig. Sein Herz war offen allen edlen Empfindungen, vorzüglich der Freundschaft. Nicht leicht schloß er sich an Jemand an, that er es aber einmal, so war er Freund im vollen Sinne des Wortes; blieb es in allen Wechselfällen des Lebens. Großmüthig im Verzeihen, mildthätig gegen Arme, suchte V. dieselbe nicht allein in öffentlichen Instituten — nein, suchte auch die Bedürftigen aufzufinden und zu unterstützen, welche das Schicksal abhiet, ihr Glend offen zu bekennen. Im Mannesalter vermählte sich mit Philippine Babel von Fronberg, einer Dame, geschmückt mit allen Tugenden ihres Geschlechts. Sie gebor ihm einen Sohn und eine Tochter, denen eine äußerst sorgfältige Erziehung gab. Seine Familie zärtlich liebend und in dieser in gleichem Maße geliebt, fühlte sich V. nur in ihrer Mitte glücklich, daß er auf alle anderen Vergnügungen und auf das rauschende Treiben der großen Welt leicht verzichtete. Die katholische Religion, in der er erzogen war, blieb merkwürdig seine Begleiterin und Trösterin; er war Christ von ganzer Seele u. unerschrocken aus Ueberzeugung ihrem Kultus. Als er sein Ende nahe fühlte, verlor er die heil. Sakramente und, nachdem er sie erhalten, hauchte er nach einer kurzen Krankheit am 20. März 1845 seine schöne Seele aus.

Bohburg, in Oberbayern, Landgerichts Ingolstadt, am rechten Ufer der Donau, über welche hier eine 612 Fuß lange Brücke führt, Marktleden mit 14 Vororte Baißen, einer Pfarre und zwei Nebenkirchen, einem Spital, einem Armenhause und 1300 Einwohnern, die sich vom Feldbaue und der Brauerei, theil auch vom Fischfange und Holzhandel nähren. Eine Eigenheit des Ortes ist der sogenannte „Jungfernpreis“, welcher alljährlich einem armen Mädchen ausgezeichnetem moralischen Lebenswandel zugetheilt wird. — Ein Felsbühl der Donau trägt die Ueberreste der berühmten Bohburg, auf welcher vor Alters eines der mächtigsten Dynastengeschlechter Deutschlands saß. Ausgebrannte Thürme und verfallene Wälle umgeben einen großen Hofraum, der die Pfarrkirche, das Marktes u. den sogenannten herzoglichen Kasten umschließt, das einzige der inneren Burggebäude, welches noch aufrecht steht. Die alten Grafen von B. kommen im 10. Jahrhunderte urkundlich vor; sie waren zugleich Grafen von G

und befehlbeten die markgräfliche Würde auf dem Nordgau. — 1204 starb die mächtige Familie aus, und ihre weitläufigen Besitzungen fielen an Bayern. Auf dem Schlosse B. ward 1246 die in jugendlicher Schöne prangende Tochter Otto's des Erlauchten dem römischen Könige Konrad IV. vermählt. In dieser Burg ließ Herzog Albrecht sich heimlich seine geliebte Agnes Bernauer antrauen u. verlebte mit ihr die Flitterwochen, bis er sie nach Straubing brachte, nicht ahnend, daß er sie dem Tode entgegenführe. Hier war es auch, wo derselbe Albrecht, der Schloß und Grafschaft B. aus dem Vermächtnisse seiner Mutter, Elisabeth von Mailand, inne hatte, eines Tages zum Fenster hinaus sah, als eben ein Bäuerlein in's Gemach trat, ihm ein Anliegen vorzubringen. Nachdem es seinen Spruch mehrmals gesagt, ohne von dem Fürsten beachtet zu werden, rief es endlich mit der dem Bayer eigenen herben Offenherzigkeit aus: „Guer Gnaden, das Luegen hilft mir nichts! So Ihr woltet ein rechter Herr seyn, müßt Ihr der armen Leute Klagen hören, auf daß sie nit ganz verderben“. Der Chronist fügt bei: „Vnd dy Rät lobte den pawrn, daß er dem Fürsten dy wahrheit hätt gesagt.“ Das waren doch noch gute Zeiten! — Die Zerkörung der Weste B. rührt von den Schweden her, welche damals fast alle Schlösser längs der Donau bis gegen Wien hinab brachen. — Um B. trifft man Biber in der Donau, jedoch nur selten. mD.

**Bolkhart**, Georg Wilhelm, geboren zu Herbede in Westphalen 1815, bezog zu seiner Vorbildung das Gymnasium zu Lüneburg, kam hier aber mit der Kunstakademie in nähere Berührung, wodurch seine Bestimmung plötzlich verändert wurde. Von Jugend auf von einer lebhaften Neigung für Zeichnen und Malen besetzt, konnte er der lockenden Nahe nicht widerstehen und siedelte vom Gymnasium auf die Akademie über. Nachdem er hier den üblichen Cursus durchgemacht hatte, stellte er von 1834 an selbst Gemälde aus. Sein erstes Werk war der heiligen Geschichte entnommen: „Christus als guter Hirt“, dann folgten Gegenstände romantischer Natur: „der Knabe Krithhof lehrt Ingeberg die Runenschrift“ u. „Lanfred und Erminia“, nach der bekannten schönen Episode in Tasso's besetztem Jerusalem. Nachdem dieses Bild vollendet war, erlitt die Laufbahn des Künstlers einige Unterbrechung, indem er nach den Gesetzen seines Landes genöthigt wurde, zu einjährigem Dienste in das Heer einzutreten. Seinem Berufe wiedergegeben, trat er mit drei Bildern hervor, die seinem Namen einen eben so verbreiteten, als begründeten Ruf, verschafften. Die Vorwürfe sind aus dem Leben der unglücklichen Maria Stuart genommen und enthalten die wichtigsten Wendepunkte in dem Leben der Königin. Das erste Bild stellt Rizzio's Ermordung dar, das zweite die erzwungene Thronentsagung der Königin auf dem Schlosse von Schloren, das dritte den Todesgang. Das letzte ist das gelungenste und glänzendste von allen. Es ist der Moment dargestellt, wo die Königin und ihre Begleiter zum ersten Male das Blutgerüst gewahren, das links im Hintergrunde durch ein Bogenthor sichtbar wird. Die Hauptgruppe in der Mitte bilden die Königin, die alte Kennedy, ein Hofräulein, und Melville. Die beiden ersten sind am festen gelungen. Maria Stuart blickt mit stüher Ergebung gen Himmel, ein Kreuz an die Brust drückend, die alte Anne, selbst dem Schmerze beinahe unterliegend, stützt sie und spricht ihr Trost zu. Das Hofräulein, vor Entsetzen bei dem Anblick des Blutgerüsts zurückbeugend und die Hände ringend, ist zu theatralisch gehalten und dasselbe möchte von Melville gelten, der sich vor der Königin verhäulten Angesichts auf die Knie geworfen hat. Die ausdrucksvollste Figur des Bildes ist der protestantische Deputat von Peterborough links. Die puritanische Strenge in dem Antlitze dieses Mannes, dessen geistlichen Beistand die Königin bekanntlich zurückwies, wird noch mehr gehoben durch den Ausdruck in den Zügen des, neben ihm knienden, Jünglings. Ein Lahmer, der aus bloßer Neugierde herbeigehinkt ist, und ein gut blickender Gefangenwärter vervollständigen diese Gruppe. Auf der rechten Seite des Gemäldes hat der Künstler im Vordergrunde die Diener der Königin im Hintergrunde die eigentlichen Henker der Unglücklichen, Kent: —

ny. Dieser Theil des Gemäldes ist wohl der schwächste. Kent, u

Hand die Dienerschaft zurückweisend, ist theatralisch, ebenso der greise Diener, der von der Herrin mit einem Winken der Hand Abschied nimmt und eine verweifelnde Dienerin in den Armen hält. Da auch diese, wie Melville, von der Rückseite dargestellt ist, so befinden sich im Vordergrunde des Gemäldes zwei Hauptfiguren, welche dem Beschauer den Rücken zugehren. Besitzer dieses Gemäldes ist der Graf Fürstenberg, den Rizzio hat der Graf Hagfeld angekauft, die Thronensagung ist Eigenthum des Königs von Dänemark. Neuere Bilder des Künstlers sind: „Leonardo und Blandine“, nach der Ballade von Bürger, und „der Tod des Admirals Coligny“, letzteres, wie die Rücksicht auf die Geschichte bedingte, Nachstück. Gegenwärtig befindet sich W. in Italien und es ist zu hoffen, daß das Studium der alten tüchtigen Meister seine Vorliebe für das Theatralische mildern wird. Er ist ein ebenso verständig, als energischer Künstler, in der Technik, die er bis auf die kleinsten Gegenstände ausdehnt, wohl erfahren. Von dem Lichte macht er einen richtigen Gebrauch, seine Gestalten sind ausdrucksvoll und edel. Auch als Porträtmaler hat er Würdiges geleistet.

### W.

Wach, Karl Wilhelm, kgl. preussischer Hofmaler und Professor an der Akademie der Künste zu Berlin, geboren daselbst 1787, zeigte schon sehr früh entschiedene Neigung für die Kunst und wurde daher, um diese weiter auszubilden, dem ausgezeichneten Maler Karl Krättschmar aus Braunschweig übergeben. Nun studirte der junge W. mit großer Lust und großem Fleiße unter Aufsicht dieses trefflichen Lehrers, dem er die Grundlage zu Allem verdankte, was er später geleistet. Er besuchte zugleich die Akademie, wo er zum Theil nach der Antike, zum Theil nach lebenden Modellen, studirte, daneben Hirt's Vorträge über Baukunst und Geschichte der Kunst, so wie Levezow's Lektionen über Mythologie und Archäologie frequentirte. Mathematik und Perspektive, welche er bei Haller von Hallerstein und Franz Catel hörte, machten ihm so großes Vergnügen, daß er die Perspektive bald darauf nach einem, zum Theil eigenen, Hefte in einem kleinen Zirkel seiner Freunde und vor einer gemischten größern Gesellschaft von Künstlern u. Dilettanten öffentlich vortrug (1807). Anatomie wurde mit mehreren Freunden „privatim“ nach Präparaten studirt, da die Akademie der Künste damals noch keine „anatomische Klasse“ enthielt. Das erste, eigentlich bedeutende Gemälde W.'s war ein Altarbild eigener Erfindung, das noch in's Jahr 1807 fällt. Es stellt Christus, Johannes und Matthäus in halben Figuren lebensgroß und Petrus und Paulus (letzterer von W. Schadow) in ganzen Figuren, in kleinerem Format, vor. Später vom Könige angekauft, kam er als königliches Geschenk in die kleine Kirche zu Paretz. 1811 malte W. auf Befehl des Königs das lebensgroße Bild der allgemein betraurten Königin Louise von Preußen. Dies Bildniß führte er unter den Augen des Königs, nach dessen und der königlichen Familie Angaben, sowie nach allen vorhandenen Büsten und Bildern der Königin, aus. In der Zeit der Erhebung Preußens trat W. (Mai 1813) als Offizier bei dem 4. kurmärkischen Landwehr-Infanterie-Regimente ein und, bald darauf Regimentsadjutant geworden, drang er mit der Armee bis nach Holland vor. Der Friede von Paris, der diesem Feldzuge ein Ende machte, führte ihn 1814 in Kantonnirungen am Niederrhein. W. benutzte diese Zeit zu einer Bereisung Hollands, um dort die reichen Galerien kennen zu lernen und kehrte dann mit der Armee, nach fast zweijähriger Abwesenheit, nach Berlin zurück. Die Guld des König führte ihn wieder der Kunst zu, indem W. von Wien aus, wo der König beim Congreß sich befand, den Auftrag empfing, die Wand des Heiligthums der griechischen Kapelle im

berliner Schlosse zu malen. Da diese Kapelle rüchlich der Vermählung des russischen Großfürsten Nikolaus u. der preussischen Prinzessin Charlotte eingerichtet war, die Sache aber noch geheim bleiben sollte, so mußte die Ausmalung bei verriegelten Thüren im kgl. Schlosse geschehen und der Künstler sah sich zu seiner großen Freude aus dem Geräusche der Waffen in die tiefste Einsamkeit versetzt. Des Napoleons zweites Auftreten forderte auf's Neue die Waffen der Verbündeten heraus und kaum war die Kapelle vollendet, als W. wieder zu seinem Regimente abgehen mußte. Durch kgl. Bestimmung wurde ihm nun seine Wirksamkeit im Generalstabe des Generals Grafen v. Tauenzien angewiesen, bei welchem er im Adjutantendienste kommandirt wurde. Siegreich zog das Heer in Paris ein und W. mit demselben, aus welchem er beurlaubt scheidet, um mit Erlaubniß seines Monarchen sich ganz den Kunststudien hinzugeben, die der Krieg fast drei volle Jahre unterbrochen hatte. Durch die persönlichen Empfehlungen des Königs gelangte er in die Schule David's, dann, nach dessen Verweisung nach den Niederlanden, in die des Baron Gros. Jetzt wurde alles noch Nachzuholende auf's Fleißigste nachgeholt. Studien nach dem Modell und der Antike in gedachtem Atelier, Copien aus der Galerie des Louvre für den König und den Prinzen Wilhelm, sowie zwei Bilder eigener Composition, von denen das eine (ein Christus am Kreuze) jetzt in der Garnisonkirche zu Berlin, das andere (ein Johannes Evangelista auf Patmos) im Besitze des Königs sich befindet, waren die Resultate eines Pariser Aufenthaltes, der vom Frieden des Jahres 1815 bis zum Mai 1817 dauerte. Mit kgl. Pension reiste W. jetzt durch die Schweiz nach Italien, bereiste die Lombardei, Toskana, Rom und Neapel und ging nach Rom zurück, um hier seine Studien von Neuem zu beginnen. Kartons und Studien beschäftigten ihn zu Rom, ohne daß er ein großes Bild ausgeführt hätte, denn nur zwei Jahre waren ihm zu seinem Aufenthalte in Italien bewilligt worden. Sein großer Karton war eine symbolische Darstellung des Christenthums in seinen Spaltungen: Maria auf dem Throne, mit dem Christkinde auf dem Schooße, welches das Kreuz auf die Weltkugel pflanzt, ist umgeben von den Repräsentanten der Kirche, Johannes Christofomus, St. Augustin und Luther, auf dessen Seite der Ritter Georg, den Drachen niedertretend, steht; unten drei stehende Engel, welche eine Gloria singen. — Diesen Karton führte er später für die Stadt Berlin aus, welche der Prinzessin Friedrich der Niederlande das Gemälde zum Präsent machte. Es wurde zu Brüssel im oranischen Palais und zwar im sogenannten berliner Zimmer aufgehangen. Von W.'s übrigen Arbeiten in Italien nennen wir: die ausgeführte Farbenskizze eines, für die Berliner Garnisonkirche bestimmten, „Abendmahls“, eine Reihe von Zeichnungen aus dem Leben der hl. Elisabeth für den Prinzen Wilhelm von Preußen, einige Porträts (darunter das eines italienischen Landmädchens darum merkwürdig bleibt, weil es im hohen Grade die Gunst des Publikums gewann und dadurch Veranlassung zu der Anzahl italienischer Baurinnen wurde, die seitdem an's Licht getreten sind; es befindet sich in der Sammlung des Grafen Eduard Raczyński zu Posen), eine Copie nach Tizian im Palaste Borghese und eine solche von der Vision des hl. Ezechiel nach Raffael im Palast Pitti zu Florenz. Im Juli 1819 trat W. seine Rückreise nach Berlin an, auf welcher er über Bologna reisend, Venedig sah. In Stuttgart fesselte ihn die Voisserée'sche Galerie, die damals zu den bedeutendsten altdeutschen Sammlungen gehörte und die, trotzdem, daß W. zeitlich im Anblicke der Italiener geschwelgt hatte, einen unvergesslichen Eindruck auf ihn machte. Bei seiner Ankunft in Berlin wurden ihm auf Königs Befehl im kgl. Lagerhause Ateliers eingerichtet, wie ähnliche auch für die Bildhauer Rauch und Friedrich Tieck daselbst eingerichtet bestanden. Der König beauftragte nun W. mit zwei Altarbildern für die Peterpaulskirche zu Berlin, deren Grundsteinlegung der Monarch beigewohnt hatte und die er mit kostbarer Altaranschmückung beschenken wollte. W. stellte im Hauptbilde die Kreuzigung vor. Das Gemälde erhielt zwölf Fuß Höhe und sechs Fuß Breite. Dessen brachte er das Abendmahl an, welches, unmittelbar auf d

sehend, die Brebella bildete. 1830 wurde das Bild nach Moskau gesandt. — Bei seiner Wiederankunft in Berlin übernahm W. 1820 die Ausmalung der Klafonds in dem neu erbauten Schauspielhause. In der Zeit zwischen 1820 und 24 gingen sodann noch Cartons und Farbenskizzen für die Glasfenster des großen Tempels im Schlosse der deutschen Herren zu Marienburg und eine Reihe von Porträts aus der Hand Meisters W.s hervor, darunter die Bildnisse des Generals von Thielmann u. des Grafen Raczyński, der Frau von Scharnhorst, der Gräfinnen Schwerin und Tauenzien bemerkenswerth sind. Zwischen 1824 — 26 fallen W.s Entwürfe für den Thronaal zu Coburg, welche nachher nicht ausgeführt wurden, und seine drei Jagdbilder für das Jagdschloß des Prinzen Radziwill zu Antonin; erstere wurden von Lüderig, letztere von Eichens gestochen. 1825 bestellte die Stadt Berlin bei W. ein Gemälde als Hochzeitsgeschenk für die Prinzessin Friedrich der Niederlande, welches (es ist einem Bilde von Schinkel, Kolbe und einer Landschaft von Gropius) ihr nach Brüssel gesandt wurde. W. wählte dazu einen, früher in Rom entworfenen, Karton der Maria auf dem Throne mit dem Christuskinde. Dies Bild war im Mai 1826 vollendet. In demselben Jahre ward W. an des verstorbenen Weitsch Stelle zum Hofmaler ernannt. Zu Anfang des Jahres 1827 malte er zwei größere Porträts (das der Gräfin Raczyńska und der Ermia Dohna), und begann ein Abendmahl für den Grafen Urbanasius Raczyński. Im Sommer dieses Jahres besuchte er, durch anhaltendes Arbeiten sehr geschwächt, die Seebäder der Insel Rügen. Gestärkt und völlig wiederhergestellt, kehrte er nach Berlin zu rück, vollendete 1828 das angefangene Abendmahl und begann die Cartons zu den Bildern, welche die Werber'sche, von Schinkel neu erbaut, Kirche zieren sollten. Die Vollendung dieser Arbeit fällt in's Jahr 1830. 1831, nach beendeter Aufstellung der Kunstwerke im kgl. Museum, wobei W. seit 1820 als Kommissions-Mitglied thätig gewesen, erhielt derselbe den rothen Adlerorden 3. Klasse und ward Mitglied des Senats der kgl. Akademie der Künste. In die Jahre 1830 — 31 fällt seine Darstellung des Amor und einer Nymphe und eine große hl. Familie, welche 1832 auf die Ausstellung kam. Zwischen 1832 — 33 fallen hauptsächlich Porträts. Von bedeutender Größe und bedeutendem Umfange ist das für die Stadt Amsterdam gemalte Bildniß der Frau Prinzessin Albrecht von Preußen, woneben noch das Porträt der Prinzen Anton Radziwill und das eines Baron Bovio in Erwähnung kommt. Im Jahre 1833 machte W. eine Reise durch Sachsen und Bayern nach dem Rhein, wo er in Düsseldorf einige Tage bei seinem Jugendgefährten, dem Akademiedirektor Wilhelm Schadow, zubrachte. Zu Köln, Frankfurt und Kassel ruhte er im Kreise seiner zahlreichen Freunde u. studirte u. genoß die vorhandenen Kunstschätze. Nach seiner Rückkehr, 1834 — 35, vollendete er mehre Porträts von Standespersonen und malte das Fräulein von Savigny im neu-griechischen Kostüme. Zwischen 1836 — 37 fällt seine „Judith mit dem Holofernes aupt und der Magd im Augenblick nach der That, wie sie aus dem Zelte tritt“, in scheinbar kolossaler Größe. Mehre prinzipliche Porträts, so wie eine Reihe von Zeichnungen u. Compositionen, füllten die letzte Zeit von 1837 aus. 1833 porträtirte er den preussischen Kronprinzen (jetzigen König) und dessen Gemahlin, den Grafen Henkel von Donnersmark und den Fürsten Adam Czartoriski. 1839 entstand die große Composition für Stettin: „Der hl. Otto von Bamberg segnet die ersten christlichen Kinder in Stettin“, in lebensgroßen Figuren. In demselben Jahre wurde W. zum Vize-Direktor der akademischen Künste gewählt. 1840 führte er die „Nymphe an der Quelle, die einem Knaben zu Trinken gibt, welcher scherzend sie mit Wasser bespritzt“, für den amerikanischen Consul in Königsberg lebensgroß aus und lieferte eine Federzeichnung: „die Apostel, welche die hl. Jungfrau begraben“. Vom J. 1841 datirt sein großes Porträt des Landes-Großmeisters Grafen Henkel von Donnersmark. Im folgenden Jahre beschäftigte ihn das Bild des hl. Otto ausschließlich; dabei ward er durch den rothen Adlerorden mit der Schleife überzucht. 1843 lieferte er für Königsberg ein großes Bildniß vom Staatsminister



von Schön. In diesem Jahre begann er auch die grandiose, 42 Figuren in Lebensgröße enthaltende, Composition, welche die „Aufindung des wahren Kreuzes durch die hl. Helena auf Golgatha“ zum Vorwurf hat. — W. bewegt sich am glücklichsten in jener dekorativ-klassischen Weise, in welcher z. B. seine Musen am Plafond des Berliner Schauspielhauses gehalten sind. Seine Compositionen sind mit einer gewissen Architectonik angelegt und tragen monumentales Charaktergepräge. Die Anordnung ist stets einfach und fast immer sehr glücklich. In der Darstellung herrscht entschiedene Charakteristik und Kostüm und Lokal wirken oft weitaus mehr. In der Behandlung seiner Bilder offenbart W. eine ganz eigenthümliche Grazie, die sich besonders in der edlen Linienführung kundgibt. Der Totaleindruck seiner Schöpfungen ist überaus harmonisch. Noch sind einige schriftliche Arbeiten von W. zu erwähnen. Man hat von ihm einen Aufsatz „Ueber Holzsulptur und Psephonomie der Skulptur der Alten“, einen andern „über Museen, vom geschichtlichen Standpunkte aus betrachtet“, ferner mehrere Vorträge und Gelegenheitsreden, die in den öffentlichen Sitzungen der kgl. Akademie der Künste zu Berlin gehalten und in den „Abhandlungen der Akademie“ abgedruckt wurden, darunter findet man z. B. Beurtheilung der Konkurrenzbilder des Jahres 1843 (Oedipus zu Kolonos) und seine Rede „über die Wichtigkeit des Studiums der Wissenschaften als der Grundlage des Studiums der Kunst.“

Bagner, Michael Johannes, Bischof von St. Pölten, geboren zu Linz 1788 legte seine Gymnasial- und philosophischen Studien mit glänzendem Erfolge in seiner Vaterstadt zurück und wurde 1807 in das dortige Priesterseminar aufgenommen. Sowohl sein großer Eifer und sein ausgezeichnete Fortgang in den theologischen Lehrgegenständen während des Quadrienniums, als auch seine rühmlichen seelsorglichen Leistungen bei der St. Matthiaskirche zu Linz, bei welcher er unmittelbar nach der, im J. 1811 erhaltenen, Priesterweihe als Cooperator angestellt worden war, bahnten ihm schnell den Weg zur Lehrkanzel der Pastoral an dem dortigen Exceum, welche durch die Beförderung Freindallers, des Herausgebers der Linzer Monatschrift, auf die Pfarre Wöcklabruck in Erhebung gekommen war. Aber in diesem Wirkungskreise sollte er nicht lange bleiben. Im J. 1816 war er, vom Hof- und Burgpfarrer Dr. Frint lange schon gehegte, Gedanke der Errichtung eines höhern theologischen Bildungsinstitutes für den, zum theologischen Lehramte oder zur Leitung der Seminarien bestimmten, Sekulär-Klerus des ganzen Kaiserreiches, durch welchen dann sowohl die kirchliche Wissenschaft, als auch das weltliche Leben in den einzelnen Diözesen gleichförmig regenerirt werden sollte, in die Wirklichkeit gesetzt worden. Der jeweilige Hof- und Burgpfarrer ward zum Oberleiter dieses Institutes bestellt, in die unmittelbare Leitung der wissenschaftlichen und ascetischen Bildung der, aus den verschiedensten Nationen des Kaiserreiches ausgewählten, jungen Priester sollten sich mehrere Hofkapläne theilen. Die unter Frint unterstehenden, Direktoren waren die Hofkapläne Plez und Johann Michael Leonhard; doch die Kräfte von nur zwei, noch dazu anderweitig auch beschäftigten, Männern reichten zu einem solchen Werke nicht hin. Da erging 1818 an W., den Frint durch Plez kennen gelernt u. wegen seiner trefflichen Eigenschaften lieb gewonnen hatte, der Ruf zu einer Hofkaplan- und Direktor-Stelle am Institute. Nicht ohne Bedenken und ungerne verließ er seine bisherige freundliche Stellung zu Linz. Als Institutsdirektor hatte er nicht nur die pastoralistischen, sondern auch die kirchenrechtlichen und kirchenhistorischen Studien der Präparanden zum theologischen Lehrfache zu leiten. Neben diesen und den, ihm außerdem als Hofkaplan obliegenden, Berrichtungen ward ihm 1823 noch die Ertheilung des Religionsunterrichts bei dem Herzoge von Reichstadt aufgetragen u. 1825 ersetzte er unter Beibehaltung der oben erwähnten Aemter, den berühmten Prediger Kühnel als Professor der Pastoraltheologie an der Universität. Fast zur selben Zeit ernannte ihn überdies Kaiser Franz zu seinem Reichsvater. Nur kurze Zeit versah er die Lehrkanzel der Pastoral an der Hochschule. Frint war 1827 auf den bischöflichen Stuhl zu St. Pölten befördert worden und der Stuhl zu

stehend, die Predella bildete. 1830 wurde das Bild nach Moskau bei seiner Wiederankunft in Berlin übernahm W. 1820 die Ausmalung des in dem neu erbauten Schauspielhause. In der Zeit zwischen gingen sodann noch Kartons und Farbenskizzen für die Glasfenster des Tempels im Schlosse der deutschen Herren zu Marienburg und eine Porträts aus der Hand Meister W. hervor, darunter die Bildnisse von Thielmann u. des Grafen Raczyński, der Frau von Scharnhorst, von Schwerin und Tauenzien bemerkenswerth sind. Zwischen 1824 - W. Entwürfe für den Thronsaal zu Koburg, welche nachher nicht wurden, und seine drei Jagdbilder für das Jagdschloß des Prinzen Antonin; erstere wurden von Luderig, letztere von Eichens gestochen. befohlen die Stadt Berlin bei W. ein Gemälde als Hochzeitsgeschenk für des Königs Friedrich der Niederlande, welches (in der Form einer Schilke und einer Landschaft von Gropius) ihr nach Brüssel gesandt wurde. dazu einen, früher in Rom entworfenen, Karton der Maria auf dem dem Christuskinde. Dies Bild war im Mai 1826 vollendet. Im Jahre ward W. an des verstorbenen Weisbach Stelle zum Hofmaler ernannt. Anfang des Jahres 1827 malte er zwei größere Porträts (das der Gräfin von Arnsta und der Gräfin von Dohna), und begann ein Abendmahl für Athanasius Raczyński. Im Sommer dieses Jahres besuchte er, durch Arbeiten sehr geschwächt, die Seebäder der Insel Rügen. Gestärkt wiederhergestellt, kehrte er nach Berlin zurück, vollendete 1828 das Abendmahl und begann die Kartons zu den Bildern, welche die Werkstätten der neuerbauten Kirche zieren sollten. Die Vollendung dieser Arbeiten im Jahre 1830. 1831, nach beendeter Aufstellung der Kunstwerke im Museum, wobei W. seit 1820 als Kommissionsmitglied thätig gewesen, erhielt er die Ehrenbürgerrechte der 3. Klasse und ward Mitglied des Senats der Künste. In die Jahre 1830—31 fällt seine Darstellung des Amalthea und eine große hl. Familie, welche 1832 auf die Ausstellung in Amsterdam gemalt wurde. Zwischen 1832—33 fallen hauptsächlich Porträts. Von bedeutendem bedeutendem Umfange ist das für die Stadt Amsterdam gemalte Bild der Prinzessin Albrecht von Preußen, woneben noch das Porträt der Prinzessin Radziwill und das eines Baron Bovic in Erwähnung kommt. Im Jahre machte W. eine Reise durch Sachsen und Bayern nach dem Rhein. Zu Düsseldorf einige Tage bei seinem Jugendgefährten, dem Akademiker Schadow, zubrachte. Zu Köln, Frankfurt und Kassel ruhte er in zahlreichen Kreisen u. studirte u. genoss die vorhandenen Kunstschätze. Rückkehr, 1834—35, vollendete er mehrere Porträts von Standespersonen, das Fräulein von Savigny im neugriechischen Kostüme. In diesem Jahre fällt seine „Judith mit dem Holofernes aupt und der Magd im der Thät, wie sie aus dem Zelte tritt“, in scheinbar kolossaler prägnanter Porträts, so wie eine Reihe von Zeichnungen u. Kompositionen, die letzte Zeit von 1837 aus. 1838 porträtirte er den Prinzen (jetzigen König) und dessen Gemahlin, den Grafen von Arnsta und den Fürsten Adam Czartorisky. 1839 entstand für Stettin: „Der hl. Otto von Bamberg segnet die erste Königin“, in lebensgroßen Figuren. In demselben Jahre wurde W. Direktor der akademischen Kunstschule gewählt. 1840 führte er die „Quelle, die einem Knaben Wasser gibt, welcher sie trinkt“, für den amerikanischen Consul in Königsberg, lieferte eine Federzeichnung für ein Porträt, welche dem Kaiser von Russland datirt sein soll. Im Jahre 1841 besuchte er die Provinz Preußen, um die Denkmäler der rothen Armee zu untersuchen.

der erste Eindruck, den er als Wahlbewerber machte, war ein ungünstiger. der Ruf, ein übereifriger Katholik, zu seyn, war für ihn in dem protestantischen Berlin nichts weniger, als empfehlend. Nur sein politisches Glaubensbekenntnis das ihn als Demokrat von reinsten Wasser bezeichnete, lenkte die Aufmerksamkeit der Wähler auf ihn. Die darauf gebauten Erwartungen rechtfertigte er in den Versammlungen vollständig. Er ward der Vorkämpfer für die Begründung einer Staatsform, welche so demokratisch ausgefallen wäre, daß für Monarchen kaum noch das bescheidenste Plätzchen übrig geblieben seyn würde. Man hatte vorausgesetzt, daß der Mann des Gesetzes bei seinen Vorträgen jederzeit den Rechtspunkt hervorheben und, den kalten Verstand zu überzeugen, bemüht, als fähig seyn werde; aber man täuschte sich gänzlich. W. wendete fast ausschließlich an das Gefühl seiner Zuhörer und wie er sich dabei selbst hingab, wußte er auch Andere in Flammen zu setzen. In solchen Augenblicken änderte sich sein ganzes Wesen, die Worte flossen wie ein Strom von seinen Lippen; er riß die Versammlung mit sich fort u. erntete oft selbst den Beifall derjenigen, die seine Meinungen bekämpften. Es ist hierbei nicht außer Acht zu lassen, daß einen Redner nicht bloß an sich, sondern in Beziehung auf die Versammlung theilen muß, zu der er spricht. W. hatte viele einfache Landleute u. Personen von geringer Bildung vor sich, denen er unverständlich geblieben wäre, wenn er die liegenden Fragen staatsmännisch und wissenschaftlich behandelt hätte. Er mußte sich zu ihnen herablassen; er mußte sich in ihr Wesen versenken; er mußte Saiten anschlagen, die in den Herzen der Hörer wiederklangen. Seine Freunde und Anhänger priesen ihn als den aufrichtigsten und unegoistischsten Beförderer von Freiheit und Volkswohl; seine Gegner behaupten, daß Ehrgeiz die alleinige Triebfeder seiner Handlungen, daß seine Menschenliebe eine Maske und daß nichts Anderes, als eine erneuerte Auflage Robespierre's sei. So lange nicht bestimmte Thatsachen für Lob oder Anklage sprechen, ist es schwer, ein entscheidendes Urtheil abzugeben. Dennoch sind einzelne Züge bekannt geworden, die allerdings auf ehrgeizige Pläne hindeuten. W. soll schon nach dem Rücktritt des Ministeriums Camphausen auf ein Portefeuille und zwar mit solcher Bestimmtheit gerechnet haben, daß man ihm nachsagt, er habe seinen Leuten die Weisung gegeben, ihn augenblicklich aus dem Sitzungssaale zu rufen, wenn ein Brief in blauem Umschlag — die königl. Cabinetschreiben haben blaue Umschläge — an ihn abgegeben würde. Er stimmte für jeden Antrag der Linken, obgleich sich kaum annehmen läßt, daß er von der Zweckmäßigkeit aller vorgeschlagenen Maßregeln überzeugt seyn konnte, es sei denn, daß er sich die Vernichtung der Monarchie als Ziel gesteckt hatte und zu jedem Schläge die Hand reichte, welcher gegen sie geführt wurde. W.'s Amtsgenossen wollten ihn nach Auflösung der Nationalversammlung nicht wieder in ihre Mitte aufnehmen und am 16. Mai 1849 wurde er plötzlich verhaftet. Seine Freunde hatten Nachricht bekommen, daß eine solche Maßregel gegen ihn bevorstehe und ihn aufgefordert, die Flucht zu ergreifen; W. aber blieb mit der Antwort, daß er sich keiner Schuld bewußt sei. So wurde er denn in das Staatsgefängniß abgeführt. Von der Untersuchung, die mit möglichster Heimlichkeit geführt wurde, gelangte Nichts in das Publikum; um so freigelegter waren die Blätter der Rechten mit ihren Mittheilungen. Es wurden von dieser Seite aus Gerüchte verbreitet, aus denen nichts Geringeres hervorging, als daß W. an der Spitze einer fürchterlichen Verschwörung gestanden habe, deren Ziel der gänzliche Untergang des preussischen Staats und des Königthums überhaupt gewesen sei. Die Kreuzzeitung behauptete, im Besiz sämtlicher Details der Verschwörung zu seyn u. die Sicherheit, mit der sie dies täglich, hier und da mit angeblichen Belegen, wiederholte, mußte zuletzt einen gewissen Eindruck auf das Publikum machen. Nach einer viermonatlichen Voruntersuchung erließ der Appellationsrat des königl. Appellationsgerichts zu Berlin einen Beschluß (vom 29. März 1849), daß W. in den Anklagestand versetzt und die Sache an das Obergericht in Berlin verwiesen werden solle. Die Anklage des Oberstaatsan-

walt's Erste wider 1) den Handlungsblener Joseph Ohm und 2) den Obertribunalrath Dr. Benedikt Fr. Leo Waldeck trägt das Datum des 31. Oktober 1849. In diesem voluminösen Aktenstück heißt es, daß der Aufruhr zu allen Volksbewegungen nach der Märzrevolution von den demokratischen Vereinen kam, daß diese in Berlin die Erstürmung des Zeughauses am 14. Juni, den Tumult vor dem Reichshotels am 16. Oktober herbeiführten, daß Sendboten derselben Vereine ganz Deutschland revolutionirten. Raut, Württemberg und Baden, Fröbel Oesterreich, Priege, das nördliche Deutschland und selbst in Paris mit einer réunion d'Allemands Verbindungen unterhielten. Ende Oktobers fand in Berlin ein zweiter Congreß der demokratischen Vereine statt — den ersten hatten sie in Frankfurt a. M. vom 14.—17. Juli abgehalten — der den Zweck hatte, die demokratische Republik zu gründen und durchzuführen und die Revolution nicht eher für beendet halten zu wollen, bis jenes Ziel erreicht sei. Die Beschlüsse gingen endlich dahin: 1) den Schwabsturz festzuhalten, daß nur in der demokratisch-sozialen Republik die Lösung der sozialen Frage möglich sei; 2) die von Robespierre verfaßte und mit wenigen Modifikationen von Oppenheim vorgelegte Erklärung der Menschenrechte zu empfehlen; den beschlossenen Organisationsplan zur Ausführung zu bringen. Dießem Plane gemäß wurde ein Centralausschuß eingesetzt, zu dessen Mitgliedern auch d'Estier gehörte. Mit der äußersten Linken der Berliner Nationalversammlung trat der Congreß in Verbindung im Interesse des Wiener Aufstandes. Das Ministerium Friedl trat ab, die Nationalversammlung wurde vertagt und nach Brandenburg berufen, allein ein großer Theil der Versammlung setzte die Beratungen fort und faßte Beschlüsse, welche die offen erklärte Absicht kund gaben, die Regierung zu stürzen, die Krone zu zwingen, sich der forttagenden Fraktion zu fügen und, um dies zu erreichen, das Land zum Aufstande zu provociren. In der Nacht vom 11. auf den 12. November versammelten sich die Majors und Hauptleute der Berliner Bürgerwehr, so wie Abgeordnete der demokratischen Vereine u. einige Mitglieder der äußersten Linken im Café de Savoie, um zu berathen, es man dem Militär Widerstand leisten wolle. Dies ist die sogenannte Majorsversammlung der W. beimohnte. Er meinte, daß die Vertagung u. Verlegung der Nationalversammlung ein hochverrätherisches Attentat und die Auflösung der Bürgerwehr eine Fortsetzung dieses Attentats sei, sprach aber im Uebrigen vorsichtig und äußerte, daß er kein Mann der Waffen, es aber Pflicht sei, sich den Maßregeln der Regierung zu widersetzen. Andere riefen zum aktiven Widerstand, die Reden der Abgeordneten machten den Eindruck, als wüßte man den Kampf und als wolle man dazu verleiten. Die Anklageakte unterstützte diese freilich nur oberflächliche Beweisführung noch durch verschiedene andere Thatfachen, wie z. B. durch einen Brief des Dr. Sander aus Dessau, worin die Hoffnung ausgesprochen wurde, daß es noch an demselben Abend losgehen solle, sowie durch verschiedene, bei einem Berliner Schuhmacher im März 1849 aufgesundene, Waffen, Handgranaten und Vereinsstatuten der revolutionären Partei. Auf diese Grundlagen baute die Anklage die eigentliche Beschuldigung auf. Diese ist gegen W. eine indirekte, gegen Ohm dagegen eine direkte. Bei Ohm nämlich, der ebenfalls am 16. Mai verhaftet wurde, hatte sich unter Anderem ein Brief gefunden, dessen Unterschrift war durchstrichen, aber noch lesbar war und den Namen d'Estier erkennen ließ. Obgleich Sachverständige erklärt hatten, daß die Handschrift des Briefes nicht mit der von d'Estier unzweifelhaft verfaßten Stücken übereinstimme, sondern bloß dem Namen unter einem Bildnisse des Letztern gleiche, so wurde der Brief doch von der Staatsanwaltschaft ernstlich dem Dr. d'Estier zugeschrieben und von demselben zu beweisen versucht, daß d'Estier der Mann sei, dem man das Verbrechen eines Hochverrathes allerdings zutrauen dürfe. W. aber, dessen Name in dem Briefe schwer compromittirt erscheint, wird der Mitwisserschaft eines hochverrätherischen Unternehmens beschuldigt, daß er nicht angezeigt habe, obgleich er nach dem Landesgesetze dazu verpflichtet war. Eine Kritik dieser Anklage, die den Indicienbeweis stützt, ist ebenso leicht, als einfach. D

nämlich von der politischen Voraussetzung aus, daß die Volksbewegungen der Jahre 1848 u. 49 das Resultat von Verschwörungen waren, an deren Spitze die Volksvertreter der demokratischen Partei standen. Diese Fiktion war der Anklage nöthig, um W. solidarisch für die Verbrechen Anderer haften zu lassen, indem er so der Theil eines Ganzen wurde, dessen Handlungen, wenn ihm auch keine Theilnahme an den einzelnen Aeußerungen nachgewiesen werden kann, ihm gleichwohl zur Last fallen. Ohne die Fiktion dagegen war der Angeklagte ein politischer Charakter, der mit Parteigenossen verschiedener Art zwar im Verkehr stand, aber nicht im Oerdingsten davon berührt wurde, wenn einzelne, oder ganze Gruppen der ihm näher stehenden Fraktion Verbrechen begingen, oder daran Theil nahmen. Dies zur Erklärung des leicht voraussehenden Resultates, nämlich der Freisprechung W.s durch das Schwurgericht, die am 3. Dezember erfolgte, nachdem dasselbe am 28. November Morgens 9 Uhr unter ungeheurem Zulaufe seine Verhandlungen begonnen hatte. — Unstreitig war dieser ganze Prozeß eine entschiedene Niederlage für die Regierung, wenn auch nicht in dem Sinne, wie es von einer gewissen Partei behauptet wurde. Wenn man nämlich der Regierung den Vorwurf macht, sie sei von W.s Unschuld zwar im Voraus überzeugt gewesen, habe aber gehofft, sich durch die, auf gefälschte Briefe gegründete, Beurtheilung eines lästigen Gegners zu entledigen, so spricht sich hierin offenbar eine überaus kindische Auffassung der Verhältnisse aus. Denn, mag das Ministerium auch von Anfang an von der Unächtheit des angeblich d'Estierischen Briefes überzeugt gewesen seyn, oder mag es gegen die Richtigkeit desselben früher oder später Argwohn gefaßt haben: jedenfalls war es davon überzeugt, daß W. in revolutionäre Untriebe verwickelt sei und glaubte, genügende Beweismittel für die Schuld desselben herbeischaffen zu können. Man wußte, daß die Linken der verschiedenen deutschen Kammern in einem gewissen Zusammenhange unter einander ständen. Männer von der Opposition hatten an dem Dresdner, bairischen u. pfälzischen Aufstande Theil genommen und man meinte, daß W. mit diesen Ereignissen in Verbindung stehe. Auf diese vorgefaßte Meinung hin hielt man ihn im Kerker und inquirirte hier: in Dresden und in Baden, um Beweismittel gegen ihn zu sammeln, aber alle Bemühungen liefen nur darauf hinaus, dem Angeklagten die Märtyrerkrone zu verschaffen. Es ist klar, ehrenvoll ist die Rolle nicht, welche das Ministerium bei diesem Prozesse gespielt hat, aber die infamirenden Beschuldigungen, mit denen man jetzt gegen dasselbe so freigebig ist, sind nicht zu begründen. Die Ergebnisse der gerichtlichen Untersuchung sind übrigens in doppelter Hinsicht von der allerhöchsten Bedeutung, — einmal ist durch dieselbe die moralische Luft von Berlin gereinigt und der Schleiер, der bisher das unlautere Treiben gewisser Menschen bedeckte, ein für allemal gelüftet, dann ist aber auch für alle Zukunft eine Verbindung W.s und seiner Parteigenossen mit der Straßendemokratie unmöglich gemacht. — Die Aufschlüsse, welche wir diesem Prozesse verdanken, sind jedenfalls höchst interessant u. die Trefflichkeit des öffentlichen Gerichtsverfahrens hat sich auch hier glänzend bekümmert.

Waldemar, Prinz von Preußen, Sohn des Prinzen Wilhelm, des Oheims des jetzt regierenden Königs, geboren den 2. August 1817, genoß einer sorgfältigen Erziehung, sowohl in Berlin, als in Köln, wo er sich mit seinen Eltern das Jahr 1831 hindurch aufhielt, zeichnete sich durch Herzengüte, Freundlichkeit und Verneiser aus, leistete in den körperlichen Übungen gleichfalls sehr viel und ward namentlich einer der kühnsten und gewandtesten Reiter. Nach der Sitte der preussischen Prinzen durchlief er die verschiedenen Stufen des Militärdienstes und war im Jahre 1844 bis zum Oberst aufgerückt, als ihn die Begierde, fremde Länder zu sehen und Abenteurer zu suchen, veranlaßte, eine große Reise nach Ostindien zu unternehmen. Wissenschaftlich auf's Beste vorbereitet — er war überdies ein sehr guter Zeichner — reiste er im Herbst 1844 mit zwei Adjutanten, den Grafen von der Gröben u. von Oriola u. einem geschickten Arzte u. Naturkunden, Dr. Hoffmeister, von Triest ab und ging über Griechenland und Aegypten

Aben, der Südspitze Arabiens. Sodann verweilte er eine Woche auf Ceylon, nahm an Tiger- und Elephantenjagden unerschrocken Antheil u. ter großen Muthseligkeiten den Adamspf. Der Prinz betrat darauf in den ostindischen Boden und drang durch Nepaul, das Kathmanduthal den altberühmten Tempel von Lebarnath, Berge übersteigend und enger schwanzend, bis nach Rauali-Danda vor, nur die Pferde mußten zurückverden. Jetzt begann die angreifendste Reise über die Felsenhöhen und irge der Himalayathäler in der Richtung nach den Quellen des Ganges 21. Juni bis 4. September 1845 mußte der Prinz mit seinem Geur unter nassen Zelten schlafen, über Berggerölle schreiten, wo jeder Tritt ar, bis an die Knie im eiskalten Wasser stehen, steile Abhänge u. Glätscher-ertern u., mit der Art in der Hand, Stufen in die Eismassen hauen, um hinabkönnen; dazu war ein zähes Bockfleisch u. ein harter Schiffszwieback mit such Branntwein die Kost. Die Festigkeit, mit der Prinz W. Alles erbei allen schlimmen Stellen voran war, sowie seine immer gute Laune besten Beweis für die Gesundheit seines Körpers und seines Geistes. ah, der englischen Gesundheitsstation am Fuße des Gebirges, empfing en wieder europäischer Lebensgenuß, Fests reichte sich an Fest, bis er im weiter nach Ludiana zog. In Pendschab drohte der Krieg der Engländer Sikhs u., da diese schneller, als man erwartet hatte, über den Subletsch brachen die Engländer unter Lord Hardinge gegen sie auf, denen sich so W. mit seinen Begleitern anschloß. So hatte er das unerwartete Glück, chen bei Mudki am 18. Dezember 1845 und dem zweitägigen blutigen el Heroszschah am 21. u. 22. Decbr. beizumohnen; man sah ihn mitten r Feuer u. die nach Europa gesendeten englischen Berichte rühmten einstimmig ütigkeit u. den Muth des Prinzen. Mit derselben Auszeichnung wohnte m 10. Febr. 1846 der Schlacht bei Sobraon mit seinen Begleitern bei, n, den treuen Arzt, er in der Schlacht bei Heroszschah hatte neben sich Pferde sinken sehen. Die Erinnerung an diesen schmerzlichen Verlust iebreiche Gemüths des Prinzen nie überwinden können. Um so tiefer emnun auch den am 13. April erfolgten Tod seiner edlen, frommen Mutr nicht mehr lebend antraf, so sehr er auch elkte, denn erst in der Mitte 1846 war es ihm möglich, wieder bei den Seinigen einzutreffen. Eine ) England, dessen Königin ihm den Bathorden zum Andenken an die in- Schlachten verliehen hatte, militärische Beschäftigungen im preussischen ) die Vorbereitungen zur Herausgabe seines Reiseverkes füllten die Zeit n unseligen Tagen des 18. u. 19. März 1848 aus. Die Revolution uch für den Prinzen viele und schöne Hoffnungen. Er begab sich als eur einer Cavaleriebrigade nach Münster u. erkrankte hier im Juli an einem rheumatischen Fieber, zu dem sich ein innerliches Geschwür geellte, über roh der jugendlichen Kraft des Prinzen, die Kunst der geschicktesten Aerzte egen vermochte. Denn nach einem siebenmonatlichen Krankenlager starb a ruhig und ergeben am 19. Februar in den Armen seines Waters u. ruders. Ueber seine Lebenswürdigkeit, Wohlthätigkeit, Pflichttreue und igkeit ist unter Allen, die ihn gekannt haben, nur eine Stimme; sein ke den Staat ein, unter jetzigen Umständen, schwer zu ersetzender, Verlust.

**Walderbach**, Pfarrdorf am Regen und Sitz eines k. Rentamtes, im bairischen Regierungsbezirke Oberpfalz und Regensburg. In alter Zeit bestand hier regulirter Chorherren, nach deren Abgang sich 1143 der Orden der Cistercienser. Stifter des neuen Klosters war Otto Graf von Riepenburg von Stephaning. Es stand durch Jahrhunderte in hoher Blüthe, wurde 1428 durch die Hussiten zerstört wurde und 1556, nachdem es wieder erstanden, den Stürmen der Reformation erlag. Es ist in Cisterziensern zurückgegeben worden, es aber bei der allgemeinen Reform in Bayern zu Anfang dieses Jahrhunderts neuerdings räumlich

mussten. — Die von Quabern erbaute Klosterkirche ist schön und geräth ihre denkwürdigsten Begräbnisse sind die des Stifters Otto, des berühmten Reimar von Brenneberg u. der Hofer von Lobenstein, deren Denkmal ein werk mittelalterlicher Bildhauerkunst ist. — Dr. A. C. Röhrer: Die Cistercienserabtei W., Regensb. 1843; Schuegraf's Geschichte von W. im 3ten Theile alterthümlichen u. Bayern.

**Waltenried**, im Herzogthume Braunschweig, Fürstenthum Blankenburg der Bieda, ehemalige kaiserlich freie Reichsabtei, welche 1127 von Abelmahlin des Grafen Volkmar von Klettenberg, gegründet und mit Cisterziensern besetzt wurde. 1546 führte der damalige Abt die protestantische Lehre ein. Im westfälischen Frieden 1648 wurde das Stift den Herzogen von Braunschweig-Lüneburg als ein Reichslehen zuerkannt. Herzog Ludwig Rudolf schlug Fürstenthume Blankenburg. Kirche und Kloster liegen jetzt in Ruinen.

\* **Walther**, Philipp Franz von, starb zu München den 29. October 1849.

**Wasseraisingen**, Marktsteden mit 1000 Einwohnern im Oberamte Aalen württembergischen Jartkreises, am Kocher u. an der Landstrasse von Stuttgart nach Nürnberg, mit einem Schlosse, welches denen von Aisingen gehörte u. da der Herrschaft gleiches Namens 1597 an Ellwangen gekommen ist. Sehenswerth sind hier die Eisenwerke, welche jährlich über 100,000 Centner Eisen erzeugen. Seit mehren Jahren ist auch eine Eisenbahn angebracht, die Arbeiten ausserordentlich erleichtert und befördert werden. Das hier befindliche Schmelzwerk ist die Hauptgießerei des Königreichs mit zwei Hochöfen und mehreren anderen Werkstätten. Bis zum Jahre 1811 war es eine bloße Gießerei, hat sich aber seitdem so ausserordentlich gehoben, daß es gegen den vorzüglichsten Werken seiner Art gehört. Es liefert nicht nur Ofen, und alle Arten von Kochgeschirr, neuerlich auch emailirtes Kochgeschirr, auf dem Werke selbst erfundene, Emaille sich eben so sehr durch Dauer, und völlige Unschädlichkeit auszeichnet, sondern auch wirkliche Kunstwerke von Vollkommenheit, als: Uhren, Gefässe, Bildnisse u. c. 1816 ging aus demselben ein Gussstück hervor, das unstreitig zu den werthvolleren Produktionen in dieser Kunst gehört. Es ist dies das kolossale württembergische Wappen, das in der Höhe, Anfangs für das Königsthür in Stuttgart bestimmt, nun weil für dieses zu schwer befunden, am Eingange zu dem innern Hofe des Schlosses daselbst aufgestellt.

**Wegscheider**, Julius August Ludwig, geboren 1771 zu Rölling, einem herzoglich-braunschweigischen Dorfe, wo sein Vater Prediger war, auf der Universität Helmstedt Theologie und schloß sich hier besonders an, durch den seine spätere rationalistische Richtung vorzüglich geweckt. Nach vollendeten Studien (1793) brachte er 10 Jahre als Privatlehrer in der reichen Hamburger Handelshaus zu und gewann durch mannigfaltige Reisen erweiterten praktischen Gesichtskreis. Dann ward er Privatdocent in Göttingen und 1806 ordentlicher Professor der Theologie und Philosophie in Rinteln, wo er nach Aufhebung dieser westfälisch gewordenen Universität in derselben Stadt 1810 an die Universität Halle überging. Auf dieser ward er bald der schiedenste Vertreter des evangelischen Rationalismus und hat durch seine, in mehreren Auflagen — zuletzt 1844 — erschienene, Dogmatik und durch sehr besuchte Vorlesungen einen weit verbreiteten Einfluß auf zahlreiche Schüler geübt. Er war ein rechtlicher, sittlich-strenger Mann und nie hat er sich dem vulgären Rationalismus zugewendet, oder den lästigen Bestrebungen angeschlossen, gar in frivolster Weise das Heiligste entweicht. Seinen Charakter haben die entschiedensten Widersacher seines Systems nie verdächtigen können und die Anerkennung, die er unter dem Ministerium Eichhorn erfahren hat, war eben so verdient, als das Mißtrauen, welches ihm das Ministerium Altenstein entgegensetzte. Mit dem Jahre 1830 nahm seine akademische Wirksamkeit vor dem

in Gesteine Tholud's ab und es sind nicht immer die besten Mittel an- worden, ihn und seinen Freund und Meinungsgeossen Gesenius um nische Popularität zu bringen. Bei großer körperlicher Rüstigkeit konnte Vorträge, wenn auch nicht mehr mit dem früheren Beifalle, bis an das s Lebens halten und 1846 sein 50jähriges Doctorjubiläum feiern. Sein ste am 26. Januar 1849.

**Stephan**, in Oberbayern, Landgerichts Freysing, an der Moosach, auf ausgebehnteste Rundsicht beherrschenden Anhöhe dicht vor der Stadt aufgelöste Benediktinerabtei, jetzt in ein königliches Schloß und Dekono- ngewandelt, das zu einer Musterwirthschaft dient und eine berühmte Ibschule besitzt. Auf dem Berge, der W. trägt, soll der Sage i grauer Vorzeit eine Burg gestanden haben, mit einer dem hl. Stephan Kapelle, bei welcher im 9. Jahrhunderte ein Chorherrenstift entstand. erste Bischof Egilbert 1020 nach St. Veit am Fusse des Berges, er W. den Benediktinern einräumte. — Monumenta Weihenstephanensia, ie. IX. mD.

**eil**, früher auch Weilerstadt und Weil die Stadt geheßen, im eise des Königreiches Württemberg, Oberamts Leonberg, an der Würm, je Reichsstadt, mit der massiv gebauten Kirche St. Peter, bei welcher in Kollegiatstift bestand, zwei aufgehobenen Klöstern (Augustiner und Ka- ), einem reichen Spital, Tabakfabrikation, Wollweberei, Schweinemärkten 00 Einwohnern. — In der Nähe der Stadt geschah 1388 das blutige , in welchem die Württenberger von den Städten geschlagen wurden und rich von Württemberg, die Grafen von Zollern, Löwenstein und Werden- i einer Menge von Abel auf dem Platze blieben. 1648 eroberten die n W. mit Sturm und richteten unter der Bevölkerung ein furchtbares an. mD.

**heim**, in Oberbayern, an der Ammer, freundliche Stadt und Sitz eines tes, mit der Vorstadt St. Pölten, einem schönen geräumigen Marktplatze, n, einem Schlosse, einem vermöglichen Spital, 1348 durch den Münch- : Ludwig Büttrich gestiftet, vielen Brauern und Rothgerbern und 2500 l. In der Pfarrkirche verdient vorzüglich Martin Knoller's Abnahme des vom Kreuze befehen zu werden, welches Gemälde für das Beste ers gehalten wird. In der Nähe der Stadt bricht roth und grün ge- rnor, einer der schönsten und besten Deutschlands. Der Volkswitz Weilheimern ähnliche Abenteuer an, wie den Schilbbürgern; auch gab legend, in welcher ehemede viele Klöster bestanden, den Namen „Pfaf- — Bei W. finden sich Spuren des früheren Aufenthaltes der Römer. 750 wurde der Ort, damals noch ein Dorf, vom Herzoge Thassilo II.

Polling geschenkt; 934 wurde er gegen die Einfälle der Ungarn mit ngeben. Das Geschlecht der Grafen und Herren von W. (Wileyhin), s auf dem Görgelberge stand, erlosch im 13. Jahrhunderte und seine n an Bayern. Verheerende Brände und Kriegsdrangsale nahmen die Bverlaufe der Zeit hart mit. mD.

**ngarten**. Die Wallfahrt zum heiligen Blute Christi nach W. findet am Freitage nach Himmelfahrt, als dem Feste des heiligen Blutes, Statt e besuchte in ganz Oberschwaben.

**eben** oder **Winderau**, im Donaufreise des Königreiches Württemberg, e **Wanenburg**, am Flusse Schuß, ehemalige Reichsabtei Prämonstraten- Sie war anfänglich eine Einsiedelei, wurde 990 in ein Kloster umge- 1145 von Sibizo von Weissenburg zu einer Probstei, 1257 endlich **haben**. Die Klostergebäude dienen jetzt als Schloß der Grafen von **Wunderscheid**.

**bach**, Karl Gustav Adelbert von, geboren 1797 zu **W** is geheimer Legationsrath angestellt war. Die Reizung



ters für Mineralogie und Bergkunde pflanzte sich in verstärktem Maasse auf 1 Sohn über. Die große, nach dem Werner'schen System geordnete Mineraliensammlung im elterlichen Hause gab dieser Neigung willkommene Nahrung. In vortrefflicher Privatunterricht erstreckte sich auch auf die Mathematik, in welcher der Knabe die überraschendsten Fortschritte machte, weil man ihm sagte, daß schwierige Wissenschaft für den Bergbau unentbehrlich sei. Er war in jeder Beziehung vollkommen vorbereitet, als er 1813, in dem für Sachsen so schweren Kriegsjahre, die Bergakademie in Freiberg bezog. Dort gehörte er bald zu Werner's Lieblingschülern und erwarb sich bei seinen Vorgesetzten ein solches Vertrauen, daß man ihn, als achthehnjährigen Studenten, mit geognostischen Untersuchungen in Sachsen und den Nachbarländern beauftragte. Eine dieser Aufgäbe führte ihn nach dem Thüringer Walde, den er zum größten Theil bereiste u geognostisch untersuchte. Im Herbst 1817 vertauschte er Freiberg mit Leipzig, dort die Rechtswissenschaft zu studiren. Mit diesem, für ihn ganz neuen, Gesäfte stande eifrig beschäftigt, fand er doch Zeit, den philosophischen und naturwissenschaftlichen Doktrinen eine fruchtbringende Aufmerksamkeit zu widmen und ein kleinern Kreise von Freunden Vorträge über Geognostik u. Drytognostik zu halten. Im Herbst begab er die juristische Prüfung glänzend und trat bald darauf Professor im Bergamte Freiberg ein, mit welcher Stelle sich die Beaufsichtigung dortigen bergakademischen Sammlungen verband. Er konnte auf diese Weise Praxis und Theorie mit einander verbinden, wissenschaftlich fortarbeiten und an d Gedeihen seines Lieblingsfachs durch bergmännische Ausführungen thätlich wirken. Man verdankt ihm eine Katalogisirung der mineralogischen Sammlungen, bei der er alle neueren Forschungen und namentlich die krytallographische Bestimmungen gewissenhaft benutzte. 1824 wurde er zum Bergmeister in S. hanngeorgenstadt ernannt, blieb jedoch nur kurze Zeit, da er von dem Oberberghauptmann von Herber zu dessen Begleiter auf einer technisch-wissenschaftlichen Reise durch einen Theil von Deutschland, die Niederlande und Frankreich ausgesendet wurde. Nach seiner Rückkehr erhielt er die Stelle eines Bergmeisters in Freiberg. Die zehn Jahre, die er in dieser Stelle bis 1836 verlebte, sind den sächsischen Bergbau folgenreich geworden. Unter den vielen Verbesserungen die er anregte, nennen wir den, jetzt in der Ausführung begriffenen tiefen Stollen bei Rothschönberg, zu dem der erste Plan von ihm ausging. Bitter empfand, daß körperliche Leiden ihn vielfach hemmten. Der Einfluß des rauhen Klimas und die Anstrengung seines mühevollen Berufs zogen ihm schon 1832 eine Brust- und Luftröhrenentzündung zu, deren tödtlichen Verlauf nur eine Veränderung d Wohnorts hemmen konnte. Auch diese gezwungene Ruhe wurde nutzbringend, denn er benutzte sie, um in Dresden eine Schrift: „Sachsens Bergbau, nationökonomisch betrachtet“, auszuarbeiten. In den nächsten Jahren kehrte sein Ueberdruß zurück und ein zweimaliger Gebrauch des Bades Kreuth bei Tegernsee stellte ihn nicht ganz wieder her. Er gab daher dem Rathe der Aerzte nach und suchte eine Anstellung in Dresden, die ihm vorläufig in der dritten Abtheilung des Ministeriums des Innern gegeben wurde. Man wies ihm dort die, in das Gebiet d Industrie, Nationalökonomie und politischen Rechnungswesen einschlagenden, Gegenstände zu. Später arbeitete er einige Zeit in der Kommission für Straf- u. Beroersorganismen, bis er 1840 definitiv als geheimer Regierungsrath in das Ministerium des Innern trat. Er bekam die Abtheilung für Handel und Gewerbe zugewiesen u. bethätigte eine solche richtige Auffassung seines schwierigen Wirkungskreises, daß die Industrie ihm sehr viel schuldet. Die technischen Lehranstalten waren ihm besonders anvertraut und was er hier that, wird die Zukunft zeigen. Die Regelung des Maß- und Gewichtsystems war in der letzten Zeit ganz in seine Hand gelegt u. er war es auch, der das neue Gesetz bei dem dreißigjährigen Landtage unter allseitiger Anerkennung beider Kammern vertrat. Die Thätigkeit sollte seine letzte seyn. Durch häuslichen Kummer tief gebeugt —

hatte im Februar den letzten von drei Söhnen verloren — wurde er von einem gefährlichen Fieber befallen und starb am 27. Juni 1846.

**Weiffenburg**, mit dem Beinamen im Nordgau oder am Sande, ehemalige Reichsstadt, in schöner fruchtbarer Gegend, unweit der schwäbischen Rezat, weiffhaut und mit Mauern und Thürmen umgeben, gehört jetzt zum bairischen Regierungsbezirk Mittelfranken, ist der Sitz eines Landgerichtes und Rentamtes und zählt 4300 Einwohner. Man findet hier Burgruinen, eine protestantische Pfarrkirche mit schönen altdeutschen Gemälden, ein ehemaliges Nonnenkloster, eine lateinische Schule, Brauereien und vielerlei Fabriken, die eine Menge Nadeln, Gold- und Silberwaaren, Borten, Treffen, Spigen, Tuch, Flanell, Pergament, Eingellack, Kerzen, Seife u. a. m. versetigen. In der Nähe ist eine Mineralquelle, das sogenannte Wildbad, und ein 5000 Morgen umfassender Eichenwald, von den Einwohnern „das Paradies“ geheissen. Er enthält viele römische Epuren und Denkmäler, wurde von Kaiser Ludwig dem Bayer der Stadt geschenkt und ist noch jetzt Gemeindegut. Eine halbe Stunde von W. liegt die Wülzburg (s. d.). — W. (Weiffenburg) kommt zuerst in einer Urkunde von 867 vor und erhielt bereits im 13. Jahrhunderte eine freie Verfassung. Ludwig der Strenger von Bayern eroberte und zerstörte 1262 die Stadt. Im dreißigjährigen Kriege ist sie bedeutend. 1801 kam sie an Bayern, 1803, mit dem Fürstenthume Ansbach vereinigt, an Preussen, 1806 aber wieder an Bayern. — Rednbacher: *Castrum bei Wildsburg, W. und Emegheim, Rezatr. Jahressb. IV.* mD.

**Weiffenohr**, im bairischen Regierungsbezirk Oberfranken, Landgerichts Gräfenberg, an der untern Schwabach, aufgelöste Benediktinerabtei, 1109 durch Erbo von Weiffenohr gestiftet. Nachdem sie 1554 in Folge der Reformation erloschen, wurde sie von dem Kurfürsten Ferdinand Maria wieder hergestellt und mit Geistlichen aus dem Kloster Prüfening besetzt.

**Weßler**, Karl, geb. am 29. März 1790 in dem Dorfe Wilden im Omtal in Oberhessen, Bruder des Philosophen Friedrich Gottlieb, empfing den ersten Unterricht von seinem Vater, der Pfarrer in Wilden war und auf das geistige Wohl seines Sohnes bis zu dessen 17. Jahr den größten Einfluß ausübte. W. bezog hierauf von 1807—1811 die Universitäten Gießen und Heidelberg. Er war einer von denen, die mit allem Eifer den alten Gebräuchen und Grundfäßen des alten Denkenthums entgegenstritten u. er gab sich mit Begeisterung der Idee hin, wie sie sich das neue Bürgerthum aus patriotischen Vereinen gestaltete. Seine erste literarische Schrift: „Die letzten Gründe von Recht, Staat und Strafe“ arbeitete er schon in Heidelberg aus und vollendete sie 1812. Sein Rednertalent u. seine politische Bedeutung brach sich durch die, in einer großen Versammlung zu Gießen 1814 gehaltenen, Rede: „Deutschlands Freiheit“ Bahn. Er zog sich durch diese Rede von den Beamten Hessens manche Anfeindung zu, empfing aber von vielen Staatsmännern ungeheuchelte Beweise ihres Beifalls. 1813 ließ er sich in Gießen nieder und ward 1814 außerordentlicher Professor. Bald darauf erhielt er einen Ruf nach Kiel und folgte ihm, nachdem ihm zuvor die Erlaubniß, mit dem hessischen Freikorps in's Feld zu ziehen, von der Regierung verweigert worden war. — In Kiel machte er sich besonders durch die „Kieler Blätter“, die er im Verein mit anderen tüchtigen Männern herausgab, bekannt. In den „Kieler Blättern“ nahm er vorzüglich die Verfassungsfrage Holsteins und Deutschlands zum Hauptweck, welcher Tendenz wegen er in Streitigkeiten mit den „Politischen Aristokraten“ verwickelt wurde, welche damals die Reaktion in Preussen vertrat. W. wurde deshalb vom König den Bevollmächtigten zur Uebernahme des Herzogthums Mecklenburg beigegeben und wohnte den Versammlungen der preussischen und holländischen Bevollmächtigten in Hamburg bei; ferner wurde er auch beauftragt, über den Rechtszustand des Herzogthums Vorschläge auszuarbeiten. Durch einen Ruf nach Heidelberg verließ er jedoch diese Arbeit und reiste nach Heidelberg. Hier wurde er nach Bonn berufen, wo sein Bruder ebenfalls angehalten wurde. — W. ist mit Mackeldey und Rittermaier die Juristenfakultät. Er

wieder und folgte einem Ruf nach Freiburg unter günstigen Bedingungen um lieber, da er in Heidelberg demagogischer Umtriebe verdächtig geworden und, diesem Zwecke seine Papiere untersucht worden waren. Er verteidigte sich gegen dieses Verfahren in seiner Schrift: „Altenmäßige Bertheidigung gegen die Verdächtigung der Theilnahme an demagogischen Umtrieben.“ In Freiburg beschäftigte er sich eifrig mit der Herausgabe des Werkes: „Das innere und äussere System der praktischen, natürlichen und römisch-christlich-germanischen Rechts-, Staats- und Gesetzgebungslehre“. — 1830 überreichte er dem Bundestage jene Petition, die viel Aufsehen machte: „Die vollkommene und ganze Pressfreiheit u.“ Er war zum Abgeordneten des Oberamtes Eitenheim auf den Landtag von 1831 erwählt auf welchem er immer als einer der Ersten für Freiheit und Recht kämpfte, wofür seine verschiedenen Reden zur Genüge bewiesen. Sein Hauptaugenmerk war besonders auf Verminderung der Steuern, verbesserte Administration, Einführung von Friedensgerichten, Verminderung der Besoldungen und Pensionen gerichtet. Für das Militär erkämpfte er eine Dienstpragmatik. Ungeschmälerte Pressfreiheit, wohlfeilere Wehrverfassung und Volksbewaffnung, sowie die Erfüllung der Bundesakte, besonders Artikel 13 über ständische Verfassungen, Einführung einer, an den Kammern gewählten, Rationalrepräsentation als Deputirtenkammer neben der Bundesversammlung und die organische Entwicklung des Bundes für deutsche Einheit brachte er in diesem Landtage besonders zur Sprache. Letzterer Antrag brachte den Landtag in Verwirrung, die Minister, unter ihnen besonders v. Thunheim, drohten, den Saal zu verlassen. W. aber machte das Recht der freien Rede geltend. Der Antrag wurde vertagt, Als 1832 das Pressegesetz erschien wurde W. mit Rotteck, da er in seinem Journale „der Freisinnige“ gegen die, am 28. Juni erschienenen, Bundesbeschlüsse geäußert hatte, in Ruhestand versetzt. Das Blatt „der Freisinnige“ ward unterdrückt, obgleich Rotteck und die übrigen Mitglieder der Redaktion erklärten, daß jener Aufsatz ohne ihr Mitwissen eingereicht worden wäre. Auf dem Landtage von 1833 bewies W. wiederum seine Energie und sprach mit gewohntem Eifer, obgleich die liberale Partei in der Minorität war. Auf dem Landtage von 1844 verlangte er völlige Unabsetzbarkeit der Richter und zugleich Rechenschaft über die geheime Wiener Konferenzbeschlüsse, worin wurde die letzte Forderung durch den Minister v. Dusch verweigert, so lange von der Regierung die Verfassung nicht verletzt würde. Zu Anfange des Jahres 1844 ward W. zum Bundestagsgesandten in Frankfurt ernannt, ein neuer Wirkungsfreis that sich ihm hier auf. W. schloß sich der konservativ-liberalen Partei an die in den Augen der Exaltirten reaktionär genannt wurde. Die Regierung hielt jetzt in ihm einen Freund, wie er früher immer in der Opposition gewesen war. Er widersprach hier ebenso dem aufbrausenden Sturm von unten, wie früher den Schritten der Regierung von oben entgegengetreten war. Viele Verdächtigungen sind W. in dieser Periode zu Theil geworden. Am Ende des Bundestages wurde er als Gesandter nach Lauenburg gesendet, um dessen Verhältnisse in Deutschland zu ordnen. Trotz aller Verdächtigungen ward er doch von Baden zum Abgeordneten zur Nationalversammlung in Frankfurt gewählt, wo er der Osgern'schen Partei angehörte. Als die provisorische Centralgewalt für Deutschland errichtet wurde, wurde er zum Bevollmächtigten der badischen Regierung ernannt. In der Sitzung der Reichsversammlung vom 12. März 1849 stellte W. den Antrag, dem Könige von Preußen die erbliche Kaiservürde zu übertragen. Dieser Antrag, darauf gerichtet, daß die Nationalversammlung in Einer Abstimmung die ganze Verfassung endgiltig annehmen und dem Könige von Preußen die erbliche Kaiservürde übertragen sollte, brachte große Verwirrung in die Parteien. In der Paulskirche kam Alles in Aufruhr. Man traute seinen Ohren kaum, als man einen solchen Antrag aus dem Munde eines Mannes vernahm, der einen eigenen Klubb gestiftet hatte, um dem kleindeutschen Erbkaisertum entgegenzuarbeiten und die großdeutsche Direktorialregierung durchzusetzen. Noch den Abend zuvor hatte W. in seinem Klubb auf's Eifrigste gegen das kleindeutsche Erbkaisertum ge-

sehen und am andern Morgen überraschte er seine Genossen mit diesem Antrage, ohne mit irgend einem derselben darüber Rücksprache genommen zu haben. Wahrscheinlich ist die Annahme, daß er in seiner Hefigkeit durch die unwillkürliche oftroyirte Verfassung zu diesem Schritte verleitet worden. Von Seiten der Erbkaiserlichen verursachte dieser Antrag einen großen Siegestumult. Vorher noch geschmäht, war W. nun mit Lobeserhebungen überhäuft. Nach dem lebhaften Debatten mit der Linken fiel W.'s Antrag am 21. März 1849 mit 252 gegen 283 Stimmen durch, worauf das gesammte Reichsministerium sein Amt niederlegte. Wie, auch in seinem Benehmen bei dem Aufstande in Baden, dessen Stillung er sich veranlaßt fand, im Juni 1849 sein Amt als badischer ordneter niederzulegen, hat sich die Biederkeit und Rechlichkeit in W.'s Charakter verläugnet, die selbst von seinen Feinden anerkannt werden. Seine Persönlichkeit ist empfehlend, seine Rede stark und ergreifend, besonders, wenn er sich auf höherem Boden bewegen kann.

**Weld, Thomas**, Cardinal der römischen Kirche, geboren zu London 1773 in einer Familie, die in den Stürmen der englischen Revolution sich durch ihre Anglichkeit an den alten Glauben ausgewicknet hatte, folgte, als der Älteste des Hauses, seinem, erst 1812 gestorbenen, Vater, im Besitze der Güter und der, was christliche Freigebigkeit und liebenswürdige Gastfreundschaft betrifft, in würdiger Nachfolger. Er hatte sich 1796 mit einer Tochter des Hauses York vermählt, aus welcher Ehe ihm jedoch nur eine Tochter, Maria Lucia, Leben blieb. 1815 verlor W. seine Gattin durch den Tod und einige Jahre später (1818) verheirathete sich seine Tochter mit ihrem Vetter Hugo Clifford, Baron von Chudleigh. — Der Sorgen um die Familie und den Hausstand nun z. faste W., ein Mann von 45 Jahren, den Gedanken, Priester zu werden sich dem Dienste der Kirche ganz zu widmen. Er begab sich in dieser Absicht nach Paris, wo er sich unter Leitung des, ihm von seinem Aufenthalte in England her befreundeten, Abtes Carron zum Empfange der hl. Weihen vorbereitete. Am 13. April 1821 empfing er von der Hand des Erzbischofs von Paris die Priesterweihe, u. kehrte nach England zurück, um sich den mühseligen Pflichten der Seelsorge zu widmen. Seine Bestuhungen trat er seinem jüngern Bruder über und behielt sich nur eine Jahresrente bevor, um leben und seinem Gange zur Thätigkeit genügen zu können. Seine Arbeiten im Weinberge des Herrn betrafte er zu Chelsea unter dem Abte Boyaur de Franoux. Die Seelsorge hat er großen Beschwerlichkeiten und für die im Schooße des Reichthums Ergozogenen der enge Verkehr mit so vielen, unter dem Drucke der Armuth in Schmutz und Unreinheit verkommenen, Familien von so abschreckender Widerlichkeit, daß sie nur durch die Wohlthat, oder ein Uebermaß christlicher Liebe, zu überwinden vermag. W. beehrte alle Pflichten seines Berufes mit Treue und gläubiger Hingabe. Dabei hatte er auch die Aufsicht über mehre wohlthätige Anstalten der Hauptstadt, wo ein Waisenhaus zu Sommertown, das von seinem hl. Lehrer errichtet worden, Gegenstand seiner besonderen Vorliebe wurde. So verfloßen ihm fünf Jahre segensreicher Wirksamkeit. Da drang Dr. Mac Donald, Bischof von Kingston in Ober-Canada, in ihn, sein Coadjutor und Nachfolger zu werden. Voll heiligen Eifers für das Wohl der Kirche, willigte W. in dieses Ansinnen; der hl. Stuhl erteilte die Genehmigung; am 6. Aug. 1826 wurde er zum Bischofe von Amoyles in Ostindien gesalbt und stand im Begriffe, nach seiner Bestimmung abzugehen, als seine Familie auf das Gutachten der Aerzte dagegen Einsprache erheben zu lassen glaubte. W. gab diesen Vorstellungen endlich Gehör, ohne den Gedanken, nach Canada zu gehen, aufzugeben u. zog sich vorläufig nach Hammersmith zurück, wo die geistliche Leitung eines dortigen Nonnenklosters übernahm. Die Vorsorge verfügte über seine Kräfte inzwischen in anderer Weise. Seine Tochter verlor geraumer Zeit leidend und die Aerzte rathen ihr, zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit nach Italien zu gehen. W. entschloß sich, sie dahin zu begleiten und die Stadt zu besuchen, um die Gräbern der hl. Apostel zu betra-

Papst Leo XII. empfing ihn mit all der Liebe, auf welche seine Verdienste und Kirche ihm Ansprüche gaben, und die lebenswürdigen Eigenschaften des frommen Prälaten erwarben ihm Freunde, wo er sich zeigte. Schon dieser Papst hatte sich mit ihm, welche in's Werk zu setzen, der Tod ihn verhinderte. Es war sein Nachfolger, Pius VIII., vorbehalten, dem Hause W. eine alte Schuld abzutragen. dem geheimen Confessorium vom 15. März 1830 wurde Thomas W. zum Cardinal der hl. römischen Kirche erhoben. „Th. W., sprach bei dieser Gelegenheit der Bischof von Amycles und Coadjutor des Bischofs von Ober-Canada, gehört Familie an, welche mit den ersten Familien Englands verwandt ist. Sein Vater nete sich, Anderes nicht zu erwähnen, durch die Großmuth aus, womit er die, durch unglücklichen Zeiten aus ihrem Vaterlande vertriebenen, Religiösen aufnahm ihren Unterhalt sorgte und ihnen neue, große Gebäude zum Geschenke machte jetzt der größte Theil der katholischen Jugend Englands zu religiösen und gesitteten Männern erzogen und in den Wissenschaften unterrichtet wird. freigebige Liebe dieses vortrefflichen Mannes war damit noch nicht zufrieden ließ den, aus Frankreich nach England vertriebenen, Trappisten und den Rest von der Heimsuchung Klöster bauen, wo zwei seiner Töchter noch in das Kloster der Andacht leben. Er beschenkte mehre Kirchen freinebig mit Allem, was ihrer Ausschmückung und zur schicklichen Feier des Gottesdienstes bedurften. so seltene und so löbliche Großmuth nachahmend, sparte der Bischof von Am nichts, wo es die Förderung, den Nutzen und die Ehre der Religion galt bildet den ersten Gegenstand seiner Sorgen. Auch hat er stets gleiche Willigkeit zur Unterstützung der Armen u. zur Tröstung der Unglücklichen bewilligt für diese und andere Dienste der Art haben Wir beschlossen, ihn in das h. Collegium aufzunehmen, um allen Katholiken des britischen Reiches, welche die unlängst erfolgte Verkündigung der ihnen günstigen Gesetze erfreuet sind (ein Ereigniß, wofür wir dem Urheber alles Guten danken), einen neuen Gegenstand der Freude zu gewähren.“ — Die Erhebung des allgemein geachteten Mannes zur Würde eines Cardinals wurde von seinen Landsleuten als ein Ereigniß betrachtet, das die ganze Nation berührte. Der Cardinal W. wurde gleichsam als der präsentant des katholischen Englands beim hl. Stuhle betrachtet. „In Stellung hat W.“, sagt ein Correspondent der allgemeinen Zeitung, „für die Kirche mit That und Rath rastlos gewirkt und sich die Achtung Aller, die er kannten, erworben. In den bebrängnißvollen Jahren 1831 und 1832 war er der päpstlichen Regierung eine mächtige Stütze. Er stellte einen großen Theil seines Vermögens zu ihrer Verfügung. Sein Haus war der Vereinigungspunkt der ausgezeichneten Engländer ohne Ausnahme; hier war die wahre Krönung heimisch; hier sah man das ächte Bild eines Priesters, dessen einziges Streben die Tugend war.“ Die Mauer, welche die Strafgesetze zwischen England und der katholischen Kirche aufgerichtet, ist gebrochen und, wenn diese zahlreiche und glänzende Eroberungen in den höheren Ständen Englands macht, so muß man die Siege zum Theil den eben so milden, als großsinnigen und zu allen Opfern geneigten Erscheinungen zuschreiben, wie wir sie in einem W. erblicken. Der Cardinal W. gehörte 7 Jahre lange zu den thätigsten Mitgliedern des hl. Collegiums; er fehlte in den Sitzungen der zahlreichen Congregationen, denen er angehörte, fast nie. Die religiösen Angelegenheiten Amerika's, Indien's u. Australiens beschäftigten ihn, als wären sie seine eigenen; er war für jene entfernten Kirchen der eifrigste u. beharrlichste Vermittler am hl. Stuhle. Alles, was zur Förderung der Religion diente, konnte auf seinen Schutz und seine Unterstützung rechnen. Er starb, wenn nicht reich an Jahren, doch an Verdiensten. Es war ihm noch vergönnt, an seinem Sterbebette, obgleich fern von seinem Heimathlande, seine Familie mit sich zu sehen und seinen theueren Enkeln vor seinem Hinscheiden noch den letzten Segen zu erteilen. Er starb am 10. April 1837, nicht bloß von seiner Familie beweint, sondern von Allen betrauert, welche seine Bescheidenheit

seine thätige Menschenliebe u. seinen milden Charakter kennen zu lernen, Gelegenheit vünden haben.

**Weltensburg**, in Niederbayern, Landgerichts Kelheim, uraltes Benediktiner-Kloster. dessen Gebäude auf einer kleinen Landzunge liegen, welche von der Donau auf drei Seiten umströmt und im Rücken durch hohe Felsmauern von der übrigen Welt abgeschlossen wird. Kaum irgend ein anderer Fleck Erde ist geeigneter zu einem Aufenthalte für Solche, die sich dem beschaulichen Leben in stiller Zurückgezogenheit widmen wollen. Es beginnt hier die bis gegen Kelheim hinab sich erstreckende, berühmte Donauklause, eine der erhabensten Stromgegenden der Erde. Senkrechte Bergwände, die nicht einmal einem Fußsteige Raum lassen, schließen zu beiden Seiten den Fluß ein. Sie hangen über das Wasser herein, bilden Höhlen oder jagen sich in phantastische Spitzen aus. Jedem der grotesken Steingebilde, welche längs des ganzen Durchbruchthales in seltsamer Mannigfaltigkeit sich dem Blicke zeigen, hat die rastlose Einbildungskraft des Volkes einen bezeichnenden Namen gegeben, an jedem haftet irgend eine romantische Sage. Je tiefer man in die Schlucht hineinkommt, desto feenartiger wird die Scenerie, welcher der Rhein nichts entgegenzusetzen hat, das auch nur entfernt mit ihr sich messen könnte. — W., im Bereiche dieser Naturwunder liegend, wird von den Bewohnern der Umgegend, namentlich den Regensburgern, häufig besucht. Das Kloster, stattlich im Bereiche erbaut, hat eine Kirche, deren Wände von Außen und Innen mit in der Höhe brechendem Marmor bekleidet sind. Aus demselben Materiale bestehen die Säulen, Galerien, Altäre und Beichtstühle. Die Kuppel, durch welche das Licht einfällt, schmüden Fresken von den Gebrüdern Adam. Schon die Römer haben sich auf diesem klassischen Boden niedergelassen. An der Stelle des heutigen W. stand das alte Valentia, auf dem nahen Arzberge Artobriga. Der heil. Rupert verwandelte den unter den Trümmern der Römerburg stehenden Tempel der Minerva in ein Frauenkirchlein, und Herzog Thassilo I. begründete daneben ein Kloster. Dies geschah zur Zeit des Ueberganges aus dem 6. in das 7. Jahrhundert. Bischof, vom Berge Cassino hieber berufen, war der erste Vorsteher. Die Ungarn zerstörten im 10. Jahrhunderte das Kloster, Bischof Wolfgang der Heilige von Regensburg stellte es wieder her. In den Zeiten des dreißigjährigen Krieges gerieth es in große Armuth und konnte lange nicht sich wieder erholen. 1803 erlag es vollends dem zerstörenden Zeitgeiste. König Ludwig rief 1842 die älteste Niederlassung der Benediktiner in Bayern, vorerst als Priorat, neu in's Leben. Monumenta Weltensurgensia. Monum. Boic. XIII.; Adalbert Müller: Kelheim die Dreieckshalle und W., Regensb. 1844. mD.

**Werden**, in der preussischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Düren, an der Ruhr, Stadt, mit der ehemaligen reichsfreien Benediktinerabtei gleichen Namens, deren Gebäude jetzt als Landeszuchtthaus dienen, Tuchfabriken, Schmalzfabrik, Alaunfiederei, Kupferhammer, Steinkohlenhandel und 5200 Einwohner. Das Kloster wurde 778 von dem heil. Ludger, erstem Bischofe von Münster, gestiftet, welcher auch in der Kirche begraben liegt. Unter der Abtei stand früher auch das von demselben Bischofe gegründete St. Ludger-Kloster in Helmstädt. mD.

**Wettingen**, im bayrischen Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg, Landgerichts Burgau, an der Rannlach, ehemalige reichsfreie Prälatur der Chorherren Augustinerordens, deren prächtige Gebäude jetzt der Sitz eines k. Rentamtes sind. In der Kirche liegen der letzte Markgraf von Burgau, Heinrich V., gestorben zu Anfang des 14. Jahrhunderts, und die Eltern von Rodt und Ellerbach begraben. Gestiftet wurde das Kloster um das Jahr 982 von den Grafen von Hohenstein. mD.

**Wettingen**, im schweizerischen Kanton Aargau, an der Limmat, ehemalige Augustinerabtei, die außer dem weitläufigen Hauptgebäude 22 Nebengebäude hatte. Das Stift wurde 1227 von dem Grafen Heinrich von Rapperswil gestiftet, in Folge eines Gelübdes, welches er während eines Sturmes auf

dem Meere that, worauf sogleich die Sterne wieder sichtbar wurden. Zu denken an dieses Ereigniß nannte er das Kloster Maris stella. 1529 nach damalige Abt Georg Müller mit seinem Konvente das reformirte Glaubenkenntniß an; aber nach der Schlacht bei Cappel ward er von den kath. Orten vertrieben, welche 1532 wieder einen Abt ihrer Konfession einsetzten. gelang es den Wühleren des Radikalismus die Aufhebung des Klosters wirken.

**Bevelsburg**, eine dem Versalle nahe Burg, 2 Meilen von Baderb Westfalen auf einem felsigen, steilen Hügel, hart an den Ufern der Alme. freundlichen bewaldeten Höhenzügen und anmuthigen Wiesenthälern umgeben ist sie einen der interessantesten Punkte in der Nähe Baderborns. Ihr Ursprung verliert sich in die graue Vorzeit; im 10. Jahrhunderte war sie ein Stützpunkt der Hunnen; welche zu der Zeit, unter dem Bischof Theoboric Bischof Baderborn schrecklich hauseten. Später wurde sie eine Besetzung gewissen Wevelo von Bären, welcher, mit Erlaubniß der Äbtissin zu P die erste Wohnung an diesem Orte errichtete und ihr den Namen W. gab kam demnächst in Versall, bis Friedrich, Graf von Arensberg, sie geg J. 1122 aufs Neue besetzte und zum Hauptpunkte machte, von wo ganze Umgegend durch seine Streifereien unaufhörlich beunruhigte und durch räuberische Raubereien und Brandstiftungen zur allgemeinen Landplage wurde. Er starb 1123 — indem er den frommen Bestrebungen seines Eidams, d. Godefried von Cappenberg höchst frevelhaft Widerstand leistete — bei der Lagerung seiner Burgfeste, in welcher er auch den h. Norbert, Bischof von Paderburg, eingeschlossen hielt. Die Burg blieb übrigens in der Gewalt der Grafen von Arensberg, kam in der Folge an die Grafen von Waldeck, von denen J. 1301 an die Baderborn'sche Kirche überging, der sie von da an bis zur Säkularisation geblieben ist; jedoch wurde die Hälfte derselben dem Bartholomäus Edelherrn von Bären als Beneficium verliehen. Diese Hälfte verkaufte der Edelherr von Bären, im J. 1391 an den Baderborn'schen Bischof Rupert, dem dieselbe bereits früher von den Brüdern des Bären'schen Edelherrn erworben, Bischof von Baderborn, verkauft worden. Letzterer verpfändete sie dem Ritter Friedrich von Brencken für 424 Mark reinen Silbers. Diese Schuld erlöschte, Bischof von Baderborn im Jahre 1513, getilgt, und W. an Bernhard Johann, Edelherrn von Bären, für 2936 rhein. Dukaten wieder verpfändet. Die Burg zerfiel indes mehr u. mehr in den Händen ihrer Pfandherren, bis Th. von Fürstenberg, Fürstbischof von Baderborn, sie im J. 1589 für 3536 Dukaten einlöste und W. seiner Kirche wieder erwarb. Im J. 1604 begann der Neubau der Burg und vollendete ihn im J. 1607 für einen Kostenaufwand aus seinem Eigenthume von 36,000 Reichsthalern. Er ließ sie in Form eines Dreiecks mit drei Thürmen prachtvoll aufführen und gab ihr eine, im Innern noch vorhandene, Inschrift. Während im Jahre 1646 das feindliche Heer der Schweden Baderborn belagerte und am 15. Mai eroberte, nahm es die Festung welche mit einer kaiserlichen Besatzung verstärkt war, gleichzeitig mit Sturm verheerte und verbrannte sie. In der Folge stellte sie Theodor Adolph von Fürstbischof von Baderborn, zum größten Theile wieder her; an der Vollendung jedoch hinderte ihn ein zu früher Tod. — Die Burg blieb bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts ziemlich wohl erhalten. Noch zur Zeit der westphälischen Heeresdienste sie als Amtshaus — zugleich auch wurde der östliche Flügel zur Wohnung für den Pfarrer des dabei liegenden Dorfes W. eingerichtet, welcher gegen noch als Erinnerung an die frühere kirchliche Besetzung dasteht. — Im J. den 15. Januar traf ein Blitzstrahl gleichzeitig den Domthurm zu Baderborn und den großen nördlichen Thurm der W. Das ganze Dach brannte ab; seitdem die Burg, namentlich der westliche und nördliche Flügel ihrem völligen Ruin entgegen. Das Innere des Gebäudes ist jetzt zum größten Theile wüst. Im Südwesten des westlichen Flügels befindet sich der gewaltige, 72 Schritt lange,

saal, von dessen eine herrliche Aussicht das Almethal hinauf bietet. Die Wandmalereien *à fresco*, womit er geschmückt war, sind zerstört. — Auch die Sage macht die B. denkwürdig. Im tiefsten Burgverließ, dem „Robertsloch“, ließ der wilde Landberger den hl. Mann schmachten, während über seinem Haupte in den oberen Bekhöfen Friedrich seine Humpen leert und schwelgt — bis er von Gottes Rachehand getroffen, mitten auseinanderbirgt und ein Auflauf des Landvolkes von hl. Dalder Robert befreit. Im nördlichen Flügel ist der Eingang zu diesem Besess u. den unterirdischen Gewölben, wo die Behme gehalten worden seyn soll. Noch wird das Blut der Hingerichteten an den Wänden gezeigt u. schwere eiserne Ketten und Ringe, Fuß- und Halsbänder sind in den 10 Fuß dicken Mauern eingeschramert. Durch ihre Räume schreiten die romanhaften Gestalten aus dem „Rath von Kyburg“ und der Schatten des „Freysen Markhalls“ Kurt von Eyspiel.

Beyern, in Oberbayern, Landgerichts Niesbach, an der Mangfall, aufgerichtete Propstei der Chorherren Augustinerordens, welche von Sigibot I., Grafen von Fallenstein, im J. 1130 gestiftet wurde. Die Klostergebäude sind jetzt größtentheils niedergelegt. In der Nähe die besuchte Wallfahrtskirche Weihenlinden mit einem Priesterhospitium. — *Monumenta Weyariensia*, Mon. Boic. VII. md.

• Wien. Nachtrag zu Band X., S. 815: Nach den neuesten, so eben bekannt gewordenen amtlichen Daten zählt W. sammt den Vorstädten und den zum Polizeibeirthe gehörigen Ortschaften ausserhalb der Linien 477,846 Bewohner. Davon sind der Heimath nach 460,888 Inländer und 16,958 Ausländer; der Religion nach 458,162 Katholiken, 8173 Protestanten, 10,670 Juden, 820 Griechen und 21 Muhammedaner. Diese Bevölkerung wohnt in 13,772 Häusern. Die Stadt und die Vorstädte zusammen haben eine Bevölkerung von 383,095 Individuen, nämlich 368,064 Inländer und 15,031 Ausländer; der Religion nach 365,927 Katholiken, 6734 Protestanten, 9627 Juden, 786 Griechen und 21 Muhammedaner. Im Vergleiche mit der unmittelbar vorausgegangenen Zählung vom Jahre 1846 zeigt sich eine Abnahme von 24,885 Individuen, welche in den politischen Ereignissen der Jahre 1848 und 1849, so wie in den Epidemien (Cholera und Typhus), welche in diesen beiden Jahren intensiver als sonst auftraten, ihren Grund hat. Die Bevölkerung der Residenz und ihrer Vorstädte bewohnt 8903 Häuser und besteht aus 97,605 sogenannten Haupt- und 99,878 Austerpartheien. Die Häuserzahl hat während der Periode 1845 — 49 um 147, während des Decenniums 1843 — 46 um 170 zugenommen. — Nachtrag zu S. 823: Das Theresianum besteht fort, dagegen ward festgesetzt, daß auch Nichtadelige darin aufgenommen und der damit verbundenen Stiftungen theilhaftig werden sollen. — In S. 826: Das Odeon in der Jägerzeile, mit einer der Hauptvehikel des gesellschaftlichen Lebens W., indem es zu den größten Sälen gehörte und 10,000 Menschen fassen konnte, ging bei der Erstürmung der Stadt am 28. October 1848 in Flammen auf. Dort wurden während der Revolutionszeit die Vorträge über den deutsch-katholischen gehalten (der späterhin von seinem Hauptverkündiger gerade als eine Verlarvung rein politischer Tendenzen bekannt worden ist), und zwar nicht in jener Weise, wie er vor drei, vier Jahren auftrat, mit einer gewissen Mäßigkeit und Besonnenheit, sondern in einem Geiste des Zelotismus, der Zerknirschung, der wildesten Wuth und Anfeindung, der gar kein Maß und keine Gränzen kannte, der bei allen Guten und Vernünftigen Abscheu erregte. Die nähere Darstellung der Schreckenstage im October 1848 folgt im nächsten unter dem Titel Wiener Katastrophe. — Schließlich hier der im nächsten versprochene Abschnitt XII. Literatur. — Freddy: *Descrizione della di Vienna*, 1800; Fr. J. Böckh: *Merkwürdigkeiten der Haupt- und Residenzstadt W. u. ihrer nächsten Umgebungen*, W. 1822—23; Fr. Schweidrich: *Wien und Sickingen: Darstellung der k. k. Haupt- und Residenzstadt W.*, Wien 1824; Johann Hehl: *Der Wegweiser in der Residenzstadt W.*, 1834; J. B. Reuß: *Merkwürdigkeiten*, W. 1834; C. A. Schimmer: *Neueste Gemälde*



dem Meere that, worauf sogleich die Sterne wieder sichtbar wurden. An dieses Ereigniß nannte er das Kloster Maris stella. 15— damalige Abt Georg Müller mit seinem Konvente das reformirte— kennntniß an; aber nach der Schlacht bei Cappel ward er von b— Orten vertrieben, welche 1532 wieder einen Abt ihrer Konfession ein— gelang es den Wühlereien des Rabikalismus die Aufhebung des S— wirken.

**Bevelsburg**, eine dem Verfalle nahe Burg, 2 Meilen von Westfalen auf einem felsigen, steilen Hügel, hart an den Ufern der freundlichen bewaldeten Höhenzügen und anmuthigen Wiesenthälern — bet sie einen der interessantesten Punkte in der Nähe Baderborns. — sprung verliert sich in die graue Vorzeit; im 10. Jahrhunderte war — schanzung der Hunnen; welche zu der Zeit, unter dem Bischof Et Bisthum Baderborn schrecklich hauseten. Später wurde sie eine B— gewissen Wewelo von Bären, welcher, mit Erlaubniß der Abtissin — die erste Wohnung an diesem Orte errichtete und ihr den Namen B— kam demnachst in Verfall, bis Friedrich, Graf von Arensburg, si J. 1122 auf's Neue besetzte und zum Haltpunkte machte, vor ganze Umgegend durch seine Streifereien unaufhörlich beunruhigte un fältige Räubereien und Brandstiftungen zur allgemeinen Landplage w rich starb 1123 — indem er den frommen Bestrebungen seines Eida Soderfried von Cappenberg höchst frevelhaft Widerstand leistete — lagerung seiner Burgsfeite, in welcher er auch den h. Norbert, Bischof burg, eingeschlossen hielt. Die Burg blieb übrigens in der Gewalt von Arensburg, kam in der Folge an die Grafen von Waldeck, von J. 1301 an die Baderborn'sche Kirche übergang, der sie von da an cularisation geblieben ist; jedoch wurde die Hälfte derselben dem B— Edelherren von Bären als Beneficium verliehen. Diese Hälfte verkauft Edelherr von Bären, im J. 1391 an den Baderborn'schen Bischof Ru dem dieselbe bereits früher von den Brüdern des Bären'schen Edelhe mon, Bischof von Baderborn, verkauft worden. Letzterer verpfänd Ritter Friedrich von Brenden für 424 Mark reinen Silbers. Diese Erich, Bischof von Baderborn im Jahre 1513, getilgt, und W. an B. Johann, Edelherren von Bären, für 2936 rhein. Dukaten wieder verpf Burg zerfiel indeß mehr u. mehr in den Händen ihrer Pfandherren, bi von Fürstenberg, Fürstbischof von Baderborn, sie im J. 1589 für Dukaten einlöste und W. seiner Kirche wieder erwarb. Im J. 1604 den Neubau der Burg und vollendete ihn im J. 1607 für einen Ro aus seinem Eigenthume von 36,000 Reichsthalern. Er ließ sie in Triangels mit drei Thürmen prachtvoll aufführen und gab ihr eine, noch vorhandene, Inschrift. Während im Jahre 1646 das feindlich Schweden Baderborn belagerte und am 15. Mai eroberte, nahm es di welche mit einer kaiserlichen Besatzung verstärkt war, gleichzeitig mit verbeerte und verbrannte sie. In der Folge stellte sie Theodor Wolp Fürstbischof von Baderborn, zum größten Theile wieder her; an der jedoch hinderte ihn ein zu früher Tod. — Die Burg blieb bis zu A Jahrhunderts ziemlich wohl erhalten. Noch zur Zeit der westphälische diente sie als Amtshaus — zugleich auch wurde der östliche Flügel zu für den Pfarrer des dabei liegenden Dorfes W. eingerichtet, welcher noch als Erinnerung an die frühere kirchliche Besizung besteht. — J den 15. Januar traf ein Blitzstrahl gleichzeitig den Domthurm zu Ba den großen nördlichen Thurm der W. Das ganze Dach brannte ab; die Burg, namentlich der westliche und nördliche Flügel ihrem völligen gegen. Das Innere des Gebäudes ist jetzt zum größten Theile w— Bischof des westlichen Flügels befindet sich der gewaltige, 72 St

von W., 1837; Schläger: Wiener Skizzen, 1835 — 39; Dr. Wilhelm Heffreit: Der Fremde in W. und der Wiener in der Heimath, 4. Auflage 1841; Fidelis: Vier Wochen in W., 2. Aufl. 1841; Johann Bessel: Beschreibung von W., verbessert und vermehrt von Franz Tschischka, 8. Auflage 1841; Fr. Göring: Der wohlunterrichtete Fremdenführer in W., 2. Auflage 1841; Dr. Adolph Schmidl: W., die Kaiserstadt und ihre nächsten Umgebungen, 4. Auflage 1843; Derselbe: W. und seine nächsten Umgebungen in malerischen Originalansichten u., 1847; Dr. Werthheim: Versuch einer medizinischen Geographie von W., 1810; Wachtel: Panorama vom Leopoldsberge, 4 Bl. Fol., W. 1832; Plan der Haupt- und Residenzstadt W., Fol., 1840 (Art. C. Schwab: Häuserschema von W. sammt allen Vorstädten und nahernschaften, 1843; Bergenstam: Geschichte der Vorstädte und Freigründe W. dem Stubenthore, 1812; Derselbe: Geschichte der Leopoldstadt, 1812; Weber: Die Leopoldstadt bei W., 1814; Ferd. Ritter von Mittis: Geschichte des Wiener Donaufanals, 1835; Ignaz Edler von Mittis: Die Sophienkirche in W., 1826; Derselbe: Die Karlsbrücke, 1829; Nobile: Das neue Bunn, 1823; F. Tschischka: Der St. Stephansdom und seine alten Denkmale 44 Kupfern, 1832; Fr. H. Böckh: Geschichte der Kirche Maria-Siegen in Wien, 1824; Epitaphien und Denkmäler in der k. k. Hof- und Familiengruft, W. 1810; Elmayer: Das Denkmal Joseph's II., W. 1807; Beschreibung des Theaters und dessen unterirdischer Halle, W. 1825; Ignaz Fr. v. Rosel: Geschichte der k. k. Hofbibliothek zu W., 1835; Chmel: Die Handschriften der k. k. Hofbibliothek, W. 1840; Aloys Primisser: Die k. k. Ambrasersammlung, W. 1846; Leber: W.s kaiserliches Zeughaus, 1846; J. Scheiger: Andeutungen der Geschichte und Beschreibung des bürgerlichen Zeughauses in W. 1833; Albr. Krafft: Verzeichniß der k. k. Gemälbegallerie im Belvedere zu W., 1837; Gesellschaft der Musikfreunde des österr. Kaiserstaates, W. 1831; J. J. Preyer: Jahrbücher des k. k. polytechnischen Instituts in W., seit 1819; Franz J. R. Das k. k. niederösterreichische Provinzial-Strafhaus in W., 1823; Dr. C. Hall: Das allgemeine Krankenhaus in W., 1834; Bergenstam: Geschichte des Klosters und Hospitals der barmherzigen Brüder in W., 1813; Hampel: Chron. Epigraphik der Friedhöfe W.s, 1833; Grunau: Geschichte der Cistercienser Erziehungs- und Unterrichtsanstalten in W., 1803; J. Novag: Das Hospital und das Versorgungshaus zu St. Marx in W., 1820; Castelli: 12 Lebensbilder, 2. Auflage 1835; J. Scheiger: Ausflüge im Viertel beim Wiener Walde, 1816; Fr. R. Weidmann: W.s Umgebungen, 10 Bde., 1824; Joh. Hehl: Der Wegweiser in den Umgebungen W.s, 1825; Joh. Seidl: W.s Umgebungen, 1825; Adolph Schmidl: W.s Umgebungen zwanzig Stunden im Umkreise, 3 Bde. 1835 — 37; Fried: Topographische Beschreibung der Umgebungen W.s, 1833; Umgebungen von W., vom Generalstabe herausgegeben, 1834; Beschreibung des kaiserl. Lustschlosses Schönbrunn, 4 Bde., 1805 — 7; Dr. Beck: Baden in Niederösterreich, 1822; Derselbe: Chron. Heilquellen von Baden, 1827 — 28; Joh. Ad. Kriegl: Baden und seine Umgebungen, 1832; Fr. R. Weidmann: Der Briel und seine Umgebungen, 1832; Adolph Schmidl: Der Schneeberg in Unterösterreich mit seinen Umgebungen, 1831; F. Freih. v. Hormayr: W., seine Geschichte und seine Denkwürdigkeiten, 9 Bde., 1823 — 24; Graf Mailath: Geschichte W.s, 1832; Der Chronik von W., herausgegeben und vermehrt von Tschischka, 1841; F. Tschischka: Geschichte der Stadt W., Cottaart 1846 — 47; Schickel: Wiener Skizzen aus dem Mittelalter, 5 Bde., 1835 — 46; Schneidman: Geschichte der Belagerungen W.s durch die Türken, Hamb. 1846.

**Wilberg**, Johann Friedrich, geboren den 5. November 1766 zu Jena, einer kleinen Stadt im Regierungsbezirke Magdeburg, wurde, da seine Eltern gebrüchlichen Umständen lebten, zu seinem Großvater geschickt, der in dem Dorfe Garow die Stellen eines Lehrers, Kantors und Küsters bekleidete. :

Mann brachte seinem Enkel die Elementarkenntnisse bei und erklärte nach den Bildern der großen Nürnberger Bibel die Geschichten und Sprüche der h. Schrift. Als der Vater nachher eine Anstellung an dem königl. Baukomptoir in Potsdam erhielt, lehrte der Sohn zu den Eltern zurück und besuchte die Stadtschule. Auch dieser dürftige Unterricht hörte auf, als der Vater 1778 beim Beginn des bayrischen Erbfolgekrieges eine Stelle bei dem Kriegskommissariat bekam und mit diesem nach Saalfeld ging. Da aber die karge Besoldung nur für den Mann allein ausreichte, so mußte W. unausgesetzt Kleider und Wäsche ausbessern, Hemden nähen u. dergleichen, von einem Schulbesuch war keine Rede mehr. Noch ehe der Krieg zu Ende ging, starb der Vater und W. wanderte nun zu seinem Dorfe zurück, wo er als dreizehnjähriger Knabe schon den Gehülfen des Schullehrers machte, nebenbei aber Handarbeit thun mußte. Durch den Umgang mit einer gebildeten Frau, einer Wittfrau von Bartensleben, die im Dorfe lebte, erweiterte er den Vorrath seiner Vorstellungen und Begriffe und wurde mit manchem nützlichen Buche bekannt. Ungünstige Verhältnisse nöthigten aber den Verlassenen zur Rückkehr nach Potsdam, wo die Mutter noch immer nicht im Stande war, ihm die, für sein Alter gebührende, Unterstützung zu verschaffen. In die bitterste Noth versetzt, mußte er bei einem Schneidermeister in die Lehre gehen. Hier setzte er neben seiner Arbeit seine Selbstbildung fort. Er hatte den Man, sich dem Predigerstande zu widmen und that deshalb mehrere Schritte bei Geistlichen und Beamten, doch immer vergebens. Auf den Rath des Professors Eberhard in Halle entschloß er sich, Schullehrer zu werden und begann sogleich mit der Praxis und ertheilte seinen Mitgelehren in freien Stunden Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen, mit Vorlesungen aus Salmann's Schriften abwechselnd. Bald aber wurde er dem Domherrn von Koshow (s. d.) in Refahn empfohlen und erhielt von diesem die Erlaubnis, die dortige Schule zu besuchen. Der tägliche Verkehr mit diesem Mann war für W. von dem wohlthätigsten Einflusse. Allein nur ein halbes Jahr durfte er hier verweilen, da er sich auf die gesetzliche Weise, durch den Besuch eines Seminars, für seinen Beruf vorbereiten mußte. Das Seminar in Berlin war so wichtig, daß W. es als eine hohe Günst ansah, daß man ihm bewilligte, ausser den Vorlesungen des Inspektors keine Lehrstunden besuchen zu dürfen. In seiner freien Zeit wirkte er an der Stadtschule, die er als musterhaft darstellte, später auch im Seminar selbst, indem der Inspektor ihn zuweilen für sich eintreten ließ. Als ihm eine Lehrerstelle angetragen wurde, bestand er eine Prüfung, die so gut ausfiel, daß sie ihm ein Geschenk von 30 Thalern einbrachte und nach vier Wochen erhielt er seinen Berufsschein als Lehrer zu Bochum bei Hamm in der Grafschaft Mark. Der Zustand des Unterrichts war 1789, zur Zeit, da W. seine Funktionen annahm, in Rheinland und Westphalen höchst kläglich. Der größte Theil der Lehrer war ohne alle Bildung und ertheilte den Unterricht meist mechanisch, denn es waren für diesen Stand keine Bildungsanstalten vorhanden. Wer sich dem Lehramte widmen wollte, blieb bis zur Confirmation in der Schule, sprang dann zum Lehrer in häuslichen Beschäftigungen bei, übte sich im Lesen der Bibel, legte sich eine deutliche Frakturschrift bei und wies sich in einer Prüfung über diese Qualifikationen aus. In diese Verhältnisse kam durch W. eine glückliche Aenderung. Er brachte an den Rhein die Methode der formalen Ausbildung mit, die von der Ueberzeugung ausging, daß die Masse der Kenntnisse ebenso wenig gewinnlich für den Geist sei, als die Masse der Speisen dem Körper nütze, daß Entwidlung und Erhöhung der Geisteskräfte Aufgabe der Volksschule sei; möchten denn später alle Kenntnisse verloren gehen, die das Kind in der Schule gesammelt habe, so bleibe doch die gewonnene Kraft. Dieser Ansicht huldigend, hielt W. Kenntnisse für Nebensache, Erhöhung der Denkkraft für Hauptsache, erstere für Mittel, letztere für Zweck. Von dem Lehrer verlangte er allerdings mehr, als formelle Bildung und es gab kaum einen größern Feind des leidigen Halbwissens, als ihn. Darüber in seinem „Lebrecht“ an mehreren Stellen ausgesprochen. *W. sah ihm große Hindernisse entgegen, die ihm nicht bloß durch die*

wissenheit der Bauern, sondern auch durch Geistliche und Lehrer in den Weg gelegt wurden. Es kam so weit, daß die Eltern ihre Kinder aus der Schule ziehen anfangen, weil bei dem Unterrichte, wie sie sagten, nicht von Rügen, Affen, Schweinen und anderen irdischen Sachen, sondern von himmlischen Dingen die Rede seyn solle. Der Graf von der Rede, K. S. Gutsheer und eifriger Gönner, mußte sich in's Mittel schlagen. Er that dies, indem er unter die Berspensigen einen gedruckten Bogen vertheilte, auf dem er ihnen durch Schriftstellen bewies, daß auch in der Bibel von Ochsen, Hunden, Katzen und andern Thieren viel und oft die Rede sei. Von diesen Anfechtungen wenig beunruhigt ging W. festen Schrittes seinen Weg weiter und brach seiner Unterrichtsmethode am Rhein nach und nach Bahn. Er trat mit den bedeutendsten Männern Grafschaft Mark in Verbindung, schrieb seinen „märkischen Kinderfreund“, stiftete eine Gesellschaft „der märkischen Kinderfreunde“ und verbreitete durch seine Schrift: „Wann muß die Erziehung zur Religiosität ihren Anfang nehmen und wie muß sie beschaffen seyn?“ über die Hauptfrage, die seine Gegner gegen ihn in Anregung brachten, ein neues und Vielen unwillkommenes Licht. Seine Wirksamkeit brachte ihn auch mit Schulfreunden aus dem Bergischen, namentlich aus dem Wuppertale, in Verbindung und durch diese wurde er 1802 nach Elberfeld gezogen. Man gab ihm das Amt eines Inspektors und Lehrers der allgemeinen Armenanstalt. Eine unmittelbare Verbindung mit dem Elementarschulwesen führte diese Anstellung nicht herbei. Es gab zwar zwei Sonntagsschulen für Arme, diese waren aber so beschaffen, daß sie Bildungsanstalten zur Erzeugung von Unsittlichkeiten genannt werden konnten und W. mußte es hier bald dahin zu bringen, daß sie eingingen. Er richtete dafür eine neue Sonntagsschule für Armenkinder ein, unterrichtete selbst darin und veranlaßte andere Lehrer, ihre Kräfte dieser Anstalt zu widmen. Auf diese Art wurde er mit den jüngeren Lehrern bekannt und stiftete auf deren Wunsch sogenannte Unterhaltungslehrerschulen, die allsonnabendlich gehalten wurden. Dazu gesellten sich die Leserkonferenzen, es entstanden Lesevereine und bald war an die Stelle der frühern Bewegungslosigkeit ein reges Leben getreten. Mitten in den Stürmen, die unser Vaterland verwüsteten, während ein Reich nach dem andern zusammenbrach, endlich das 1000jährige Reich der Deutschen selbst sich auflöste, entfalteten sich in Rhein die schönsten Keime der neuen Volksschule. Die Gerechtigkeit verlangt Geständniß, daß die Fremdherrschaft für das Schulwesen Manches that, was früheren einheimischen Herrscher versäumt hatten. Es wurden Schulkreise eingerichtet. Die Ernennung der Lehrer wurde Sache der Regierung, die Wandelhörten auf, das Gehalt hob sich so, daß der Schullehrer wenigstens nothwendig damit auskommen konnte. Die provisorische Regierung der Rheinprovinz ernannte W. 1814 zum Schulpfeger und gab ihm die Oberaufsicht über einen großen Theil der protestantischen u. viele katholische Schulen des Kreises Elberfeld. In den nächsten Jahre sandte ihn die Bürgerschaft nach Belgien, um den Opfern von Ligny und Waterloo Hülfe zu bringen und W. wurde so Zeuge mancher schönen Handlung, deren Andenken ihn bis zum Tode nicht verließ. Nach dem Frieden führte W. mehre Pläne aus, die er zum Theil schon früher entworfen hatte. Dahin gehörte namentlich die Errichtung einer Lehrerbibliothek u. die Stiftung einer Wittwenkasse für Elementarlehrer. Den ersten Stock der Büchersammlung bildeten die Bücher, die er selbst dazu hergab, jetzt beläuft sich die Zahl der Bände auf mehr als tausend. Die „Elberfelder Elementarlehrer-Wittwenkasse“ gründete er im Februar 1822 mit 323 Thalern. Es war dies der Erlös einer kleinen Schenkung, woraus ein Grundkapital entstand, das 1836 schon 6790 Thaler betrug und seitdem auf 12,000 Thaler gestiegen ist. Das Minimum der Unterstützung soll für eine Wittve 100, für eine Witwe 50 Thlr. seyn. In demselben Jahre, welches die Wittwenkasse entstehen sah, stiftete er in Verbindung mit einigen Bürgern eine Sonntagsschule für junge Handwerker und Handwerkerlehrlinge. Die Schule beginnt im Sommer von 6—9 Uhr Vormittags, im Winter von 1—4 Uhr Na-

mittags und sitzt gegenwärtig nahe an 100 Schüler. 1825 bekam Elberfeld eine **Secretschule**, mit der sich 1829 eine Realschule verband. Man legte nun auch **Hand an die Umänderung** des Elementarschulwesens, damit das gesammte Schul- und Erziehungs Wesen ein Ganzes bilde. Die Calamitäten, die in dem Winter von 1829 auf 30 über Elberfeld hereinbrachen, störten die neue Ordnung sehr. In der, durch Krankheiten und Mangel herbeigeführten Noth, fand die Schule keine **Thatsache** und es erhielten nun Diejenigen freies Spiel, die der Reform entgegen waren. Die trübe Zeit verlängerte sich bis 1832, um welche Zeit das Schulwesen Elberfelds erst wieder eine feste Basis gewann. W. persönlich sollte dieser **festen Begründung** nicht lange mehr froh seyn. Es kamen jene bekannten **Kämpfe** über das Schulwesen, bei denen eine starke Partei die Ertrungenschaft der Pädagogik in Frage stellte und Reformen anfeindete, die, wie sie meinte, nur dem veredlichen Zeitgeist in die Arme gearbeitet hätten. W. hatte an diesen Reformen **ernstlich und kräftig** mitgeholfen, um von den Angriffen verschont bleiben zu können. Er lebte er doch in Elberfeld, in jenem Wupperthale, wo der **Pietismus** so starke Wurzel geschlagen hat. In Folge dieser Verhältnisse legte er 1837 seine Stelle als Schulinspекtor nieder und ging nach Bonn, wo er seitdem **gelebt hat**, bis ihn am 18. Dezember 1846 der Tod abrief. W. hat außer vielen größeren und kleineren Aufsätzen für Zeitschriften folgende Werke geschrieben: „Der **mäßige Lehrer- und Kinderfreund**,“ Dortmund 1795—99; „Ein kleines **Erziehungsbüchlein für Bürger- und Bauersleute**,“ Dortm. 1798; „Blätter, der **Erziehung und dem Unterrichte gewidmet**,“ erstes Heft, Unna; „Lesebuch für Kinder in Stadt- und Landschulen,“ Elberfeld, 2 Theile: 1. Thl., 1. Aufl. 1806, 2. Aufl. 1810; 2. Th., 9. Aufl. 1832; „Lese- und Lehrbuch zum ersten **Unterrichte für Schulkinder**;“ „Wann muß die **Erziehung zur Religiosität ihren Anfang nehmen** u. wie muß sie beschaffen seyn?“ Unna 1811; „**Auszüge aus dem Tagebuche einer Schule nebst Aufsätzen pädagogischen Inhalts**,“ 2 Theile, Elberf. 1811; „Der **Schulmeister Lebrecht**, wie er über sein Amt dachte u. darin wirkte,“ Elberfeld 1810; „**Aufsätze über Unterricht u. Erziehung**,“ 2 Bde., Essen 1824; „**Lehr-, Denk-, Sprech- und Sprachübungen für Schulen**,“ Elberfeld, 2. Aufl. 1824; „**Über Schulen**, Ein Wort,“ 1830; „Der **niederrheinische Hausfreund**,“ Essen 1831; „**Uebungen für die Elementarschulen** nothwendigen u. genügenden, Uebungen u. Lehrgegenstände,“ Essen 1831; „**Ueber Armenwesen**,“ Elberfeld 1834; „**Unterrichten u. Lehren**,“ Essen 1834; „**Erinnerungen aus meinem Leben**,“ Essen 1836; „**Gedanken u. Ansichten des Vaters Christian über Leben u. Wirken im Mittelstande**,“ Essen 1843.

Wilhelm, Alexander Paul Friedrich Ludwig, geboren den 19. Febr. 1817, ältester Sohn des Königs Wilhelm II. der Niederlande (s. d.), bestieg nach dem Tode seines Vaters am 21. März 1849, demselben Tage, an welchem er von London in dem Haag angekommen war, als W. III. den niederländischen Thron. Sogleich nach seiner Ankunft stellte sich Prinz Friedrich seinem königl. Bruder vor und um 4 Uhr Nachmittags versammelte sich der Ministerrath in dem Palaste, um das Manifest zu verathen, welches der neue König bei seinem Regierungsantritte erließ und worin sich folgende denkwürdige Stellen finden: In **ihm** Vertrauen auf Gott und voll Zuversicht zu meinem Volke, welches meinem Hause so treu ergeben anhängt, nehme ich die Zügel der Regierung in meine Hände. Es ist meine erste Handlung, in meiner Residenzstadt diese feierliche Erklärung zu erlassen, wiewohl eine heilige und traurige Pflicht mich ohne Verzug anders wohin ruft. Wilhelm I. nahm die souveräne Gewalt an, welche nach **Uebergabe einer Verfassung** ausgeübt werden sollte. Wilhelm II. änderte in Uebereinstimmung mit den Nationalvertretern das Grundgesetz nach den Forderungen der Zeit. Es ist nun meine Aufgabe, in demselben Geiste dem Grundgesetze seine **Vollendung** zu geben. Zur Vollführung dieser Aufgabe verlasse ich mich vertrauensgen **Stellungen** alle Offiziere des Heeres und der Flotte und der **Offiziere**, welches immer ihr Rang oder Stand sei. **Männer der Niederlande**

selbst treu dem Wahlspruche Curer Altvordern: Einigkeit gibt Stärke, und Friede mit ihr nach der Freiheit durch Unterwerfung unter die Geseze. — Hierauf reiste der König nach Tilburg, wo sein königl. Vater sein Leben ausgehaucht hatte. Von dort kehrte er am Morgen des 23. zurück, am 24. empfing er die fremden Gesandten, welche ihm eine Beileids- und Glückwunschsadresse überreichten u. einer Botschaft der ersten Kammer, welche ebenfalls eine Adresse überbrachte, die sehr zujuldvoll beantwortet wurde. Seitdem hat der König ein Schreiben an die Regierung des Großherzogthums Luxemburg erlassen, in welchem er den Tod seines Vaters und seinen Regierungsantritt, sowie seine Bereitwilligkeit meldet, die erbliche constitutionelle Gewalt zu übernehmen und dagegen den verfassungsmäßigen Eid zu leisten, wie er auch die Erwartung ausspricht, daß die Regierung von Luxemburg sofort die Abgeordnetenkammer zusammenberufen werde, um dem Könige aufzuwarten und seinen Eid in Empfang zu nehmen. Dieses Rescript ist bereits im Großherzogthume veröffentlicht worden, auch sind bereits die Kammern zusammenberufen worden. — König W. ist seit 1839 mit der württembergischen Prinzessin Sophie, zweitältester Tochter des Königs Wilhelm, vermählt u. hat von derselben einen Sohn u. eine Tochter. Er galt eine Zeit lang für geisteskrank, auch wahrenhaft von einer Scheidung von seiner Gemahlin die Rede, die längere Zeit von ihm getrennt lebte, indessen haben sich diese beiden Gerüchte als ungegründet erwiesen.

**Wilhelm**, einer der frömmsten und gelehrtesten Ordensmänner des 11. Jahrhunderts, ist entweder zu Regensburg selbst oder in einem der umliegenden Dörfer geboren, widmete sich schon in seiner ersten Jugend dem Klosterstande und legte die Gelübde bei den Benediktinern zu St. Emmeran in Regensburg ab, in deren Mitte er bald durch ausgezeichnete Tugenden u. Kenntnisse hervorleuchtete. Von der Natur mit reichen Talenten begabt, eignete er sich die Philosophie, Mathematik, Sternkunde, Dichtkunst und Musik so vollkommen an, als es der damalige Standpunkt der Wissenschaften ermöglichte. 1068 wurde er zum Abte des berühmten Klosters Hirsau postulirt. Dasselbst stellte er die verfallene Disziplin wieder her und ordnete den zerrütteten Haushalt. Er starb im Rufe der Heiligkeit den 4. Juli 1091 im 65. Jahre seines Alters. Man hat von ihm Briefe und Schriften über das Mönchswesen, die Musik, die Sonnenuhren, über Philosophie und Astronomie u. a. Haymo, Prior von Hirsau, hat W.'s Leben geschrieben.

**Wiltan** oder **Wiltan**, Prämonstratenserstift in Tirol, welches, gleich der Vorstadt, durch eine Allee mit der Neustadt Innsbruck's verbunden ist. Die Gebäude bewahren stattliche Säle und Gemächer, schöne Malereien, merkwürdige Denkmäler. Die Kirche zeichnet sich durch prachtvolle Bauart aus. — Hier ist zu alter Zeit der Hauptort der römischen Anpflanzungen am Inn, das wilde **Velvidena**, dessen Existenz als Niederlassung ersten Ranges an dieser Stelle durch zergrabene Münzen, Meilenzeiler, Geräthschaften u. dgl. außer Zweifel gesetzt. Die Entstehung des Klosters schreibt die Sage dem bekannten Riesen Heimor, welcher, auf der Heimkehr von dem blutigen Zuge gegen Chriemhildens Rartarten, ob Innsbruck den Riesen Thyrsus (Schrudan) erlegte und dann, seiner nörderischen Handwerker müde, auf den Trümmern der Römerveste reumüthig ein Haus des Herrn zu bauen begann, das er nach Erlegung eines Drachen, weil ihm nächtlich die Arbeit des Tages zerförte, glücklich vollendete und 18 Jahre als Büsser bewohnte. Abalbert Thaveller schrieb mit großem Fleiße die Annalen des Klosters. Ueber das alte **Velvidena** s. Anton Roschmann: *Veldidena, antiquissima, Augusti colonia et totius Rhaetiae princeps*, Ulm 1744.

**Windberg**, in Niederbayern Landgerichts Bogen, auf einer freundlichen Höhe am Bogenbache, ehemalige Prämonstratenserabtei, gestiftet im Jahre 1125 (Eingeweiht 1140) durch den Grafen Albert I. von Bogen, welcher seine Reste des Klosters in Kloster umwandelte. Die Nachkommen des Gründers schenkten dem Kloster Güter in Bayern u. Oesterreich. Abt Gebhard von Debenburg (gest. 1278) von seinen Mönchen eine große Anzahl Bücher auf Pergament abgeschrieben.

welche bis zur Aufhebung des Klosters (1803) die Zierde der Bibliothek gewesen sind. Im Jahre 1634 hausten die Schweden übel in W., plünderten es reichlich an, zerstörten die Gräber der Stifter, in welchen sie Schätze suchten, und führte den Hr. Michael Fuchs, nachdem sie vor seinen Augen zwei Mönche ermordet hatten, gefangen mit sich fort. — Die ganz aus Granitquadern in Kreuzform errichtete Kirche, 1142 begonnen und 1167 vollendet, ist eines der schönsten und besterhaltenen Bauwerke der romanischen Periode in Bayern. Starke und prächtige abenteuerliche Gewölbe aus dem 15. Jahrhunderte zieren das Innere des Gotteshauses. Die Konventgebäude, jetzt Privateigenthum, sind licht und geräumig und waren einst sehr schön eingerichtet. — Monumenta Windbergensia, Mon mD.

**Windshelm**, im bayr. Regbez. Mittelfranken, an der Aisch, ehemalige freie Reichsstadt, jetzt Sitz eines k. Landgerichtes, mit 3600 Einw., einem hübschen Schlosse und Rathhause, einer lateinischen Schule, einem reichen Hospitale, Gold-, Silber-, Nadel- u. Robelfabriken, starker Bierbrauerei, Gerbereien, Woll-, Baumwoll- und Leinweberei, Getreide-, Hopfen- und Weinbau. — Der Ort kommt in einer Urkunde von 823 als königliche Villa vor. Später zur Reichsstadt erhoben wurde er von den Kaisern häufig verpfändet und durch die Bürger wieder einge löst. Viele Kreis-, Städte- und Rittertage wurden zu W. gehalten. Die Reformation ging hier im J. 1525 rasch und auf einmal von Statten. Seit 1810 ist W. bayrisch. — Von den Gerechtigen der Burggrafen von Würzburg in den vor maligen drei Reichsstädten Schweinfurt, Rotenburg an der Tauber und Windshelm, Untermaint. Arch. V.; Extrakt aus der Chronik der Stadt W., mitgetheilt von Engelhard, Mittelfränk. Jahresberichte XII.

**Wissen und Glauben.** Wer das Wort Wissen gebraucht und von sich behauptet, Das und Das zu wissen, der brüdt damit etwas allgemein Verstand liches aus, und doch dürfte Jeder in Verlegenheit kommen, wenn man von ihm eine bestimmte und deutliche Erklärung über das, was W. in realer Bedeutung ist, forderte.

Man möchte sich auch scheuen, darüber eine genaue Bestimmung zu geben, da man von Weisen, d. h. von Solchen, denen man Wissen zutrauen würde, hören muß, ein wirkliches Wissen gebe es gar nicht, und Einer, der etwas Rechtes weiß, sei unter den Menschen überall nicht zu finden, welche Behauptung so empörend ist, daß Niemand sich wird von ihrer Richtigkeit überzeugen wollen. Da darzu thun sucht, es gebe für den Menschen überall kein Wissen, der kommt in der Verdacht, den menschlichen Geist sich als das widerspruchsvollste Wesen zu bedenken und die Menschen, die seiner Meinung beipflichten, in die peinlichste Unge wissenheit mit sich selbst versehen zu wollen. Das wollen nun Viele von denen, die besten Stelle? läugnen, allerdings nicht. Was setzen sie zum Ersatz des Wissens an Wissen, als den „Glauben“ und das „Glauben.“ Entweder wollen sie das

Wissen, als ein bloß vermeintliches Wissen, für Glauben ausgeben, oder sie heißen uns zu Dem, was ihrer Meinung nach kein Wissen, wenn es auch Wissen seyn sollte, doch kein wahrheitsfassendes Erkennen ist, die befriedigende Ergänzung zu Glauben suchen. Was glauben sie, darüber sind sie nicht einerlei Meinung

Manchen ist der Glauben das Allergewisseste, das unmittelbarste Erkennen. Manche werden zum Glauben nur Demuth, die sich nicht einmal unterfange, zu fragen ob sie mit Grund glaube. Andere hingegen stellen das Glauben weit hinter das u. sprechen jenem den Werth ab, wenn er sich nicht in Wissen verläßt. Es ist von Interesse, diese Meinungen geprüft, gesichtet zu sehen und ledig lich um dieses Interesses willen behandeln wir hier diesen Artikel. Was ist als 1) Wissen? Wir unterscheiden zweierlei Bedeutungen des Wortes, die vulgäre (im gemeinen das Wort alle Minuten von Sprechenden gebraucht. Wir sagen (im gemeinen) ist, daß Das und Das geschehen, daß Der oder Jener Das und Das ge : ich weiß, wie Das und Das gemacht werden muß u. dgl. Objekt der man sonach für uns allerlei werden, was um uns herum ist u. geschich

125 (Beste

Wir können wissen, daß Etwas ist, wie es ist, wo es ist, warum es so ist; das Geringfügigste von dem, was geschieht, kann ein Gegenstand oder Inhalt unseres Wissens werden. — Der Handwerker hat ein W. von den Verrichtungen seines Handwerkers, der Sprachgelehrte von der Bedeutung der Wörter (philologisches Wissen) u. s. w. Sogleich leuchtet hierbei ein, daß b) zum Wissen ein Objekt des Gehörs, Etwas, das äussere Wirklichkeit hat — das z. B. wovon der Wissende sagt, ich weiß, daß es geschehen, oder nicht geschehen ist, muß auch wirklich geschehen, oder nicht geschehen seyn; das Wissen bezieht sich also auf die Wirklichkeit (auf ein ausser ihm Seiendes, Faktisches u. s. w.). Natürlich ist dabei bb) ein Subjektives u. zwar was für eins? Bloße Vorstellung ist es nicht, so wenig, als sein Objekt bloß ein Gegenstand, wie er etwa in den Gesichtssinn fällt, ist, da er vielmehr im Verhältniß ist (daß Etwas ist, wie Etwas ist, wo Etwas ist u. s. w.) Auch ist es nicht bloßes Urtheil, wiewohl es Subjekte mit Prädikaten in Urtheilsform verbindet. Wer z. B. sagt: Ich weiß, daß diese Masse Gold ist, der sagt mehr, als: Ich urtheile, daß sie Gold ist; er sagt: es ist mir gewiß, daß sie Gold ist und das heißt: es ist mir gewiß, daß mein Denken: die Masse ist Gold, der Wirklichkeit entspricht. Zugleich liegt in diesem Ausdruck dies: Ich brauche, um hierüber gewiß zu seyn, keine Auskunft, keine Belehrung. Wissen ist demnach in der gemeinen Bedeutung eine Kunde von etwas Wirklichem, die der Wirklichkeit desselben entspricht. Von selbst ergibt sich, daß das Wissen, wenn es ein wirkliches und nicht eingebildetes Wissen ist, nicht falsch seyn könne; ein falsches Wissen (das eine Wirklichkeit oder Fakticität setzt, die nicht ist), ist kein Wissen. Das Letzte also, was zum Wissen gehört, ist cc) die Uebereinstimmung der subjektiven Kunde mit der Wirklichkeit. Nun bleiben aber die drei Bestandtheile, in die wir hler den Begriff „Wissen“ zerlegt haben, auch beisammen b) in der philosophischen Bedeutung des Wortes; nur findet der Unterschied Statt, daß der Philosoph von einer andern Sphäre und von einem andern Objekte des W. spricht, als die Sphäre und Objekte des Alltagslebens sind. Der Philosoph macht das Daseyn überhaupt zum Gegenstand seiner Forschung; ihm ist es nicht genug, mit den vulgären Menschen zu sagen: „Das und Das ist geschehen, hat sich ereignet.“ sondern er will das Daseiende erkennen, erfüllen, begreifen. Er will Seyn, Erscheinung, Schein gehörig von einander unterscheiden. Die Geschichte der Philosophie (wenn uns das Alterthum eine treue, vollständige hinterlassen hätte) würde zeigen, welche Wege das menschliche Forschen seit der frühesten Zeit eingeschlagen habe, um für den Wissenstrieb Befriedigung zu finden. Aber nachdem seit mehr, als dreitausend Jahre ein Philosophem, ein philosophisches System das andere verdrängt hat; findet ein Philosoph, wenn er aus dem fernen Lande der Wahrheit neue Nachrichten ankündigt, wenig Zutrauen; der gemeine Mann schon antizipirt das Urtheil Aller mit der Versicherung, daß der neue Weltweise Nichts wisse und ein zweiter Haller wird sprechen: Ich sage das auch: in das Innere der Natur dringt kein geschaffener Geist. Es ist auch ganz klar, daß das menschliche Erkennen es ewig nur mit Neußerlichkeiten zu thun habe, „die Erde dreht sich in 365 Tagen, 6 Stunden und einigen Minuten um die Sonne“: Was ist die Ursache dieser Bewegung? Ihr nennt als solche die Kraft der Gravitation. Was ist eine Kraft? Jede Ursache ist eine Kraft. Wer hat Kräfte gesehen? Ihr saget: die Phänomene entstehen durch elektrische, magnetische, gravitirende Kräfte. Aber was sind das für Kräfte? Niemand weiß es. Ueber die Kräfte und Ursachen walten Gesetze. Aber was ist denn ein Gesetz? Ihr wisset es nicht. Unter dem Gesetz ist die wirkende Substanz. Ihr erkennet diese noch weniger. Ich habe hler einen Wassertropfen. Die Wissenschaft sagt mir: Das ist eine Zusammensetzung aus Sauerstoff (oxygen) und Wasserstoff (hydrogen). Aber was sind denn die Kräfte? Ihr werdet mir sagen: ein Element; aber was ist denn ein Element? Ihr wiederum nicht. So schließt ihr auf Ursachen, Gesetze, Substanzen, von diesen Dingen zu kennen. Ich könnte allerlei Anderes fragen, auf das ihr keine Antwort geben könntet. Etwas Anderes ist, wie ihr sehet, die



zueigen und das wiederum andere — getraue Sorge, die aus der Schule  
heren kamen, ihn haben allwissend machen wollen. Die Bemühung der  
Geist so überflüssig gewesen zu seyn, als das Forschungsergebnis der Leh-  
berlich. — Wir wollen hiezu keine ironischen Bemerkungen machen, denn  
k und bleibt das Philosophiren, auch wenn es keinen beträchtlichen Ertrag  
merfort lödlich: für's Zweite ist die Belehrung über den Punkt, wo für  
rblichen das Nichtwissen anhebt, demjenigen nützlich, der sich mit falschem  
röstet, oder auf falsches Wissen vertraut. Endlich möchten wir auch nicht  
ein haben, partiell gegen das Wissen dem Glauben das Prärogativ zu-  
. Den unter dem Präterite: Du kannst nicht wissen und mußt also  
werden öfters horrende Ansprüche an den menschlichen Verstand gemacht,  
e, vor denen der Verstand sich entsetzt. Unterrichten wir uns also, wo  
darüber genauer, wo das Wissen aufhört und das Glauben anfängt.  
hat Immanuel Kant Anspruch auf den Dank der Nachwelt, daß er  
en dieses Problem in seinen „Vernunftkritiken“ (Kritik der reinen theore-  
lernunft, Kritik der Urtheilskraft, Kritik der praktischen Vernunft) zum  
nde seiner Forschung gemacht hat. Um zeigen zu können a) wie weit das  
er Verstandeskenntnis sich erstreckt, b) welche und wie viele Ideen aus  
schlichen Vernunft entspringen, c) welches die Paralogismen und die Anti-  
seien, in welche die Vernunft gleichsam wider ihr Wissen gerathe und wie  
oben werden müssen, d) daß eine spekulative oder theoretische Erkenntnis  
Wesen der Welt und der menschlichen Seele und ein theoretischer Beweis  
Daseyn Gottes unmöglich sei — legt er sich die Frage vor: wie sind syn-  
Urtheile (d. h. solche Urtheile, die in der That einen, der Wirklichkeit  
enden) Gehalt haben u. reale Erkenntnisse sind, a priori (durch des Geistes  
Thätigkeit, die doch nur ein leeres Denken zu seyn scheint) möglich? Er  
die Antwort auf diese Fragen durch Untersuchungen vor, deren Resultate  
sind: a) was an unseren äußeren Anschauungen und Wahrnehmungen  
nd Ordnung ist, das haben wir nicht von Außen, sondern es ist das Ge-  
nferes Geistes; b) von Außen wird nur unser Empfinden afficirt. Affek-



(durch folgende Begriffe  $\alpha$ ) Substanz und Accidens,  $\beta$ ) Ursache und Wirkung,  $\gamma$ ) Wechselwirkung).  $\epsilon$ ) Während der Verstand unter Begleitung der Einbildungskraft Anschauungen auf einander bezieht, klärt sich dem Ich das Bewußtseyn der Zeit auf.  $\alpha$ ) Substanz und Accidens ist dem Ich Beharrliches und Wechselndes;  $\beta$ ) Ursache und Wirkung ist ihm ein Vorhergehendes u. Nachfolgendes;  $\gamma$ ) Wechselwirkung ist ihm Zugleichseyn. Die Begriffe des Verstandes haben auch lediglich die Bestimmung, dem Ich das Bewußtseyn der Zeit zu erhellen. Für Ueberfünftliches haben sie keine Bedeutung. —  $\delta$ ) Aus dieser Theorie ergibt sich nun Folgendes:  $\alpha$ ) Raum und Zeit sind nichts Aeufferliches (Objektives), sondern subjektive Formen unserer (produktiven) Einbildungskraft.  $\beta$ ) Wir erkennen die Dinge nicht, wie sie an sich sind, sondern nur so, wie sie uns (als Reflex der Formen unserer verständig-sinnlichen Erkenntnißweise) erscheinen. Die Welt, welche die Sphäre unserer Wahrnehmungen ausmacht, ist nur eine Erscheinungswelt, d. i. der Spiegel der, unserm Geiste eingepprägten, Erkenntniß- und Anschauungsformen. So wenig, als das Wesen der Gottheit, erkennen wir das Wesen unserer Seele und die Dinge an sich. Das Alles ist und bleibt für unser Erkennen ein Jenseitiges. — Mit dieser Theorie gab dann Kant seine transcendente (d. h. die Möglichkeit der Erfahrung erklärende) Erkenntnißlehre, die er an die Stelle der vormaligen Ontologie stellte. Alles, mit Ausnahme des Empfindungsstoffes, reduzirte er auf Subjektives. So begründete er einen Idealismus, von dem die deutsche Philosophie sich auch späterhin nicht hat losmachen können: der sie ganz in Zwiespalt mit der Erfahrung und dem gesunden Menschenverstande gesetzt und endlich in das Grab gestürzt hat. — Widerlegen, ausführlich widerlegen können wir hier Kant's Ansicht nicht. Doch müssen wir Folgendes bemerken:  $\alpha$ ) Es ist nicht an dem, daß Zeit u. Raum nicht objektiv, sondern nur ein Subjektives seien. Die Beweise, die Kant dafür vorbringt, beweisen Nichts, der Raum ist vielmehr eine objektive Form, die sich an den Dingen individualisirt. Eine Raumanschauung, bevor er Räume angeschaut, hat unser Geist nicht. Erst aus der Anschauung des äussern Raumverhältnisses (das die Thiere ebenfalls kennen) abstrahirt sich nach und nach (in der sich entwickelnden Kindesseele) die Einbildungskraft das Bild des Raumes. Allerdings abstrahirt die Einbildungskraft nicht, wie der Verstand, einen allgemeinen Begriff (z. B. Menschheit), und Recht hat Kant darin, daß der Raum kein abstrakter Begriff sei; aber sie abstrahirt sich ein Identisches, das man wohl eine Anschauung nennen kann, das man aber immer nur als ein Abstrahirtes, nicht aber als ein Apriorisches, zu betrachten hat. Ebenso ist es mit der Zeit. Wir können uns ihrer nur bewußt werden, indem wir unser Anschauen in der Gegenwart mit der, uns in Erinnerung gebliebenen, ehemaligen, Gegenwart vergleichen.  $\beta$ ) Es ist nicht wahr, daß die Verstandeskategorien nur die Bestimmung haben, uns das Bewußtseyn der Zeit aufzuklären. Was wir z. B. Substanz nennen, das ist nicht bloß ein Beharrendes: Kausalität ist etwas Anderes, als ein bloßes Vor und Nach, und daß die Natur ein Ganzes, ein System von Kräften ist, die mit einander in Wechselwirkung sind, davon liegt der Grund nicht darin, daß wir uns ein Zugleichseyn vorstellen sollen.  $\epsilon$ ) Unser Philosoph hat nicht erklärt und nicht erklären können, wie aus den — angeblich der Seele eingepprägten, Formen die besonders der empirischen Weltanschauung entspringen: warum wir gerade diese bestimmten, besonders begränzten Raumformen anschauen, warum wir diese und jene Erscheinung gerade mit dieser und keiner andern Ursache in Verbindung setzen müssen. — Seine allgemeinen Verstandesformen, die er apriorische nennt, sind erst abstrahirt. Freilich hat der Geist ein Abstractionsgesetz, und das hat auch vor Kant Niemand geleugnet.  $\delta$ ) Wie irrig Kant's Subjektivistischelehre sei, hat sich späterhin an der idealistischen Lehre (Joh. Gottlieb) Fichte's gezeigt, welche die systematische Ausbildung der Kant'schen Ansicht ist. Fichte schuf aus Kant's transcendentaler Erkenntnißlehre eine „Wissenschaftslehre“, in der er die Kant'schen Kategorien und reinen Anschauungsformen aus dem Ich herzuleitete und zeigte, daß diese Formen u. Kategorien der Ausdruck des Selbst

tseyns sein. Im Ich sagt er, ist ursprünglich (A) ein Streben, unendlich selbst zu seyn (Alles durch sich selbst zu bestimmen — Streben nach Abgeschlossenheit) und zugleich (a) ein Streben, sich in seiner Unendlichkeit (als Alles & selbst bestimmend) anzuschauen (also hier Zweierlei: absolute Realität hat — aber beides als Gegenstand des Strebens). Das erste Streben wird gehemmt (Ann. woher und wodurch gehemmt? Schon dies vermag nicht zu erklären; er setzt nur — ganz richtig — daß das Ich sich nicht zwingen könne). Aus der Hemmung des A entspringt für a das Selbst. Das (als A) gehemmte Ich producirt nun a (als ideales) ein dem A entgegengesetztes (das Bild eines unendlichen Widerstandes gegen A) ein B (hier ist das, was bei Kant productive Anschauung ist). So wahr a (das bei Unendlichkeit des A ist) vorhanden ist, muß durch selbiges (das sich des A besitzend) ein B producirt werden (als ein, nicht dem a, sondern dem A entgegen). a ist theils Ausdruck des gehemmten A, theils ist's ihm auch gleich. Freiheit, zwar nicht absolute (wie es A zu seyn verlangt), aber doch beschränkt. Dieser seiner Freiheit muß es sich an dem, was es sich entgegensezt, werden. Es setzt an und mit B ein (zufälliges) b (in der allgemeinen Anschauung eine besondere, die für jene allgemeine zufällig ist). a fühlt sich durch die Beschränkung des A. Es producirt in demselben Moment seiner inneren Einwirkung ein b (ein zufälliges) zufolge des gesetzten B. Das Denken setzt das b als zufällig für B (als eine Beschaffenheit des B), letzteres aber Substanz, jenes Accidens, in dem das Ich gleichsam zu sich selbst kommt, als a bin zwar gehemmt (im Nicht A), aber ich kann doch vorstellen die Simultaneität (und habe also noch etwas von A), und also auch hier a wie Accidens und Substanz mit einander in Beziehung, wie Freiheit und Beschränkung. — Es entstehen also, indem das Ich seine vorstellende Thätigkeit durch die Beschränktheit seines Wesens und zugleich als eine freie fühlt, für sein Denken zwei Substanzen, Ich und Welt (letzteres ein Raum, innerhalb dessen das Ich seine Unendlichkeit, ins Unendliche fort Anschauungen gestalten kann; die Sphäre ein Substantielles sei, wird bloß gedacht). So demnach ist die erste Kategorie, die der Substantialität, deducirt, aber nun muß das Ich das Zufällige als Bild des Nothwendigen (b als Bild des B), mithin als das Nothwendige bestimmt setzen. Dies thut es, indem es sein freies Bewußtsein auf B überträgt und sich B als Ursache von b denkt. Und hier entspringt Kant's zweite Kategorie, die der Causalität. Endlich wird dann nicht abgeleitet, daß innerhalb des B sich b, h, h, h, ic. im Nebeneinander liegen und ausschließen und zwar so, daß das vorstellende Ich die Freiheit habe, diese in umgekehrter Richtung zu durchlaufen. Dies müsse geschehen, damit Freiheit und Zwang auf einander beziehbar werden. Und dies wäre Kant's dritte Kategorie, die der Wechselwirkung. Also der Geist producirt nicht, weil er, in einer Beschränktheit befangen, sich seiner selbst bewußt werden und sich seiner nicht bewußt werden kann, wenn er nicht sich frei und beschränkt zugleich fühlt. Dieses Selbstbewußtseyn nun spiegelt sich in unserer Erscheinung ab. Die Welt ist a) ein materialisirender, undurchdringlicher, obgleich unendliche theilbarer Raum, eine Mannigfaltigkeit innerhalb eines unendlichen Raumes (d. h. das Ich bleibt in seiner Gehemtheit unendlich in der Thätigkeit); b) es sind darin wirkende Ursachen in einer endlosen Reihe, weil das Ich durch sein Handeln in's Unendliche fort schematisirt (d. h. in einem Reflex der Raum ist ein Nebeneinander, das Ich hat die Freiheit, ihn in allen Richtungen zu durchlaufen; c) der Raum wird durchlaufen in der Zeit (weil die Momente des Ich einander succediren). — Nichts merkte späterhin noch an, daß was hier als Ich und als Prinzip und Geist der Kant'schen Kategorien gemeint ist, das sei nicht etwa das individuelle Ich, sondern liege jenseits des Individuellen. — Nicht das individuelle Ich producirt den Raum und hat die absolute Kategorie, sondern das jenseitige — das empirische oder individuelle Ich

handelt im Geiste des jenseitigen und durchdrungen von ihm. — So viel von Fichte's Theorie. Fichte hat nun 1) das Verdienst, den Zusammenhang der Kant'schen Erkenntnißlehre in ein helles Licht gestellt zu haben, aber er scheint über Kant hinaus zu gehen. Das Ding an sich, lehrt er, ist jenseits des Producirens und Denkens im Gefühl. Die produktive Anschauung producirt gemäß dem Gefühle. Das als Substanz gesetzte Ding ist nicht ein Angeschautes, sondern ein Gedachtes — der Sinnenwelt, der räumlichen Masse liegt in Wahrheit gar kein Ding. Aber dasselbe hat Kant auch gelehrt. Denn auch er setzt vor die Thätigkeit des Anschauens und Denkens eine Affection des Gefühls, nur daß er dies aus der Außenwelt kommen läßt, Fichte aber der Außenwelt alle Selbstständigkeit abspricht, ohne angeben zu können, woher die Begrenztheit des Ich komme, die er doch gleichfalls voraussetzt. 2) Die Erkenntnißlehre ist sonach eine Bewußtseynslehre, die allgemeinen Formen der Welt (Kategorien) sind bloß der Reflex des Bewußtseyns. 3) Bloß das Ich hat Realität. 4) Das Erkennen, das Wissen kann keine Realität fassen, es ist nur Widerschein, leeres Bilden. 5) Die Realität (die Freiheit) u. wahre, absolute Wahrheit des Ich muß durch ein freies Handeln, durch ein Handeln, das nicht, wie das Wissen, nachbildend, sondern vorbildend ist, ergriffen werden — der Wille muß im Gegensatz gegen den sinnlichen Trieb das, durchs absolute Ich gegebene, Moralgesetz erfassen und ihm zufolge ein Ueberfinnliches, in die (vom Ich producirte?) Sinnenwelt hinein bilden und sich mit der Aufgabe, die es sich stellt gegen andere, ebenfalls sittliche Iche abgränzen. So zeigt sich das Ich in der Zeitlichkeit als Offenbarung u. Daseyn oder Schemm des Ueberfinnlichen (des Urich's, oder nach Fichte's späteren Darstellungen: Gottes „Was du siehest, bist ewig du selbst, was du handelst, das handelst in dir das Absolute“). — Welchen Werth hat diese Theorie? Richtig ist sie nicht, und man muß sehr mit sich selbst kämpfen, wenn man nicht das Ganze für Wahnsinn halten soll. 1) Gilt gegen diese Theorie ganz das, was oben in Bezug auf die Kant'sche, gegen die Idealität des Raumes u. der Zeit erinnert worden ist. 2) Fichte mißversteht sich selbst. Er setzt eine Begrenztheit des Ich, die nicht durch das Ich ist, voraus und will doch kein Begrenzendes außer dem Ich voraussetzen. 3) Er spricht von einem jenseitigen, vorempirischen Ich, u. schreibt diesem doch Gefühl, Empfindung und Reflexion zu! 4) Er will ableiten und deduciren, und setzt doch das zu Deducirende schon voraus! 5) Er kann höchstens nur Schatten (wesenlose Formen und Kategorien) deduciren (aber auch das kann er nicht), aber wie das Allgemeine, in der uns gegenüberstehenden wirklichen Welt sich besondert, das vermag er nicht zu erklären (er handelt, wie Kant, mit Abstraktionen). Er gesteht selbst ein, daß in der Sinnenwelt sich nur das Allgemeine, nicht die besondere Beschaffenheit (daß es z. B. hier Stoff für fünf Sinne gibt) deduciren lasse. 6) Es scheint Wahnsinn, zu behaupten, daß der Sinnenwelt gar keine Realität zum Grunde liege; daß die Welt, in der wir Erfahrungen erst machen, von der wir lernen, in der wir handeln sollen, erst durch das (jenseitige) Ich ihr Daseyn erhalte; daß die wirkliche Welt nur um der allgemeinen Formen willen da sei, die der Philosoph glaubt, aus dem Ich ableiten zu können. So wird zwar Daseyn geläugnet, aber nicht enthüllt, nicht erkannt u. begriffen. Fichte hat sein System dem Wesen nach unverändert behalten, wenn er auch in verschiedenen Expositionen dessen Sprache und Ausdruck änderte. — Schelling, der den Idealismus vervollkommen wollte, hat uns über das Wirkliche nicht besser belehrt, und das Räthsel, wie wir eine Vorstellung von äußern Dingen erhalten, eben so wenig gelöst, als Fichte. Er wollte zeigen: 1) der Idealismus, wie ihn Fichte dargestellt hat, ist richtig (nur behauptet er dreister, als Fichte, daß das Ich sich durch sich selbst begränze, was gar nicht denkbar ist). Aber dieses System stellt nur die eine Seite von der Selbstoffenbarung des Absoluten dar; man muß auch zeigen, daß die Natur Ichheit sei. Der Geist ist die lebendige Intelligenz, die Natur ist der erlöschene Geist. Wie im Ich eine doppelte Tendenz ist, eine, sich unendlich auszubreiten, und eine andere, sich zu contrahiren — so ist Er-

(Sinnkraft und Attractivkraft in der Natur. Wie im Geiste Ausbreitung und  
 Zusammenziehung (?!), so ist in der Natur Magnetismus, Electricität (analog  
 Empfindung) und Schwerkraft potenziert: Chemismus, durch den Chemismus  
 ist die Natur vor zum Organismus der Pflanzen, dann der Thiere, worin  
 durch Sensibilität, Irritabilität sich in ein Gleichgewicht zu setzen suchen.  
 übersteigt die Natur immer höhere Stufen der Gestaltung, bis sie im Menschen  
 Bewußtseyn hindurchbricht. — Wir müssen hier unsere Relation begränzen.  
 (gibt sich a) daß, wenn Schelling Geist und Natur identifiziren will, er  
 die Identitäten unrichtiger Weise den physikalischen Wirkungen analog macht.  
 b) im philosophischen Idealismus erwähnte Streben des Geistes nach Abso-  
 luthet ist nicht der Expansivkraft der Natur zu vergleichen (es ist das Streben absolut frei,  
 sich zu bestimmen — Streben nach absoluter Causalität) und die ideale  
 Identität ist nicht bloß eine zusammenziehende. Die Art, wie er die Tendenzen  
 der Natur und die Erscheinungen des Magnetismus, der Electricität zc. den geist-  
 lichen Identitäten analog macht, ist poetisches Allegorisiren, wodurch Nichts erklärt  
 wird. Und b) daß er seinen transcendentalen Idealismus immer noch Wahrheit  
 sagt, — schon daran können wir genug haben. Denn einen misrathenern Ver-  
 ständlichen den Schein von Wahrheit zu geben, kann das menschliche  
 Verstand kaum machen, als er mit diesem Idealismus gemacht ist. Endlich  
 c) diese ganze Identitätslehre auf Naturvergötterung hinaus u. wer uns diese  
 Weisheit anpreisen will, den müssen wir bitten, sich mit uns nicht zu bemühen  
 (heologie). So haben wir uns denn durch Irr- und Wirkwissen hindurch-  
 gearbeitet. Was ist nun Wissen? Die Antwort ist: Das, was uns über uns selbst,  
 die Sinnenwelt und aus derselben als Erweisbar gewiß ist. a) a priori  
 theoretisch Nichts gewiß, als die Grundsätze der Logik, d. i. a) der Satz des  
 Widerspruchs: a kann nicht zugleich Nicht a seyn. Unter Anwendung dieses  
 lernen wir an der Außenwelt Daselendes fassen und weiter bestimmen.  
 fühlen, trennen, unterscheiden, vergleichen nach diesem Satze Eines von dem  
 andern. b) Der Satz: Alles, was wahr seyn soll, muß sich erweisen lassen, wenn  
 es wahr erkannt werden soll. (Gewöhnlich nennt man dies den Satz des  
 Widerspruchs.) b) Wenn wir von Kind auf unter Beobachtung äußerer Verhältnisse  
 erstandes mächtig werden, machen wir uns sowohl mittelst des Verstandes  
 mittelst der Einbildungskraft Abstraktionen — Raum- und Zeitanschauung,  
 Kraft und verschaffen uns Einsicht in den Causalverlauf der Naturwirkungen. —  
 können wir Wirklichkeit aus Möglichkeit begreifen und vom Möglichen das  
 Wirkliche unterscheiden — Gesetze, Kräfte nach ihrer Selbstäußerung erkennen.  
 Wir so aus Natur und Leben kennen gelernt und uns in Räucher eingetheilt  
 das macht den Vorrath und Stoff unsers Wissens aus. Wir unterscheiden  
 in den Dingen und Wesen, deren Gestalt oder Wirkungen wir wahrnehmen,  
 das Äußere und Innere, und sehen ein, daß in dem Äußeren das Innere sich nicht  
 zu Tage legt und daß wir das Innere nicht erkennen, weshalb wir, wenn  
 wir die Wirkungen u. Phänomene aus Ursachen erklären, immer nur Äußerliches  
 auf einander beziehen. Der Idealist behauptet, daß dem Ich die Welt völ-  
 lig rechtseigentlich sei und daß es kein Ding an sich gebe, weil wir das nicht an-  
 sehen können, was wir damit meinen. Erstere Behauptung zeugt der Absurdität  
 Erfahrung und, was das Ding an sich anlangt, so stellt sich der Philosoph,  
 wie der Fuchs mit der Weintraube. Weil er das Ding an sich  
 nicht kennt, darum spricht er, es ist nicht da. Wir wissen recht gut, was wir  
 an den Dingen an sich meinen, ohne daß wir uns darüber von Philosophen die  
 Augen verwirkeln zu lassen brauchen. Wer eine reelle Welt glaubt, der glaubt  
 an Dinge an sich — lächerlich ist's, wenn von Philosophen (wie z. B. von  
 Hegel) behauptet wird, das Innere der Dinge sei Nichts Anderes, als was sich  
 Außen offenbare — ist die Natur ein Organismus, wie könnte ihre Kraft ganz  
 aufgehen? so wenig als unsers Geistes Kraft in dessen Denken und  
 Wir sehen ferner ein, daß wir nicht erkennen können, wie die äußeren

Dinge auf unsern Geist einwirken und in denselben Vorstellungen, die ihnen entsprechen, hervorbringen können. — Weiter bemerken wir, daß jeder individuellen Substanz für ihre Wirksamkeit Grenzen gesetzt und ein Maß der Kraft, eine Sphäre der Kraftäußerung bestimmt ist, und daß wir selbst mit unsern geistigen und physischen Kräften in Grenzen eingeschlossen, in Schranken eingeengt sind, wie alles Individuelle. Wir sehen endlich ein, daß es eine Sphäre des Wirklichen geben könne, in der das zum Daseyn Kommende sich nach ganz andern Regeln realisiere, als diejenigen sind, die in der uns bekannten Sphäre der Wirklichkeit gelten. — Wir wissen also und wissen auch nicht. — Gewisse Philosophen haben dem Geiste ein unmittelbares Wissen von Gott und göttlichen Dingen zuschreiben wollen (Jacobi). Allein welches Wissen der Geist als unmittelbares hat, das ist nur ein Wissen von sich selbst (Selbstbewußtseyn) und was er a priori als Wurzel der Erkenntniß in sich trägt, das sind nur die Axiome der Logik. Ein Wissen vom Uebersinnlichen muß erst vermittelt werden. „Aber wir sehnen uns doch nach einem Höhern, und ignoti nulla cupido?“ (Jacobi). Antwort: daraus, daß wir uns begrenzt fühlen, folgt noch lange nicht, daß wir vom Unbegrenzten Kenntniß haben. Wie Rancher hat Appetit nach etwas Anderm, kann aber nicht angeben, wornach! — 2) Glaube — was ist Glaube? a) Wortdefinition: der Glaube ist die Bereitwilligkeit des Menschen, irgend Etwas so für wahr zu halten, als ob er das Wahrfeyn wisse. b) Vorhandenseyn des Glaubens. Im empirischen Leben kann das Glauben auf gar verschiedene Objekte gehen und darauf können wir hier kein Rücksicht nehmen. Hier haben wir das Glauben in seiner Allgemeinheit, in seiner höchsten Potenz und nach seiner Nothwendigkeit zu fassen. Es fragt sich: sind wir als Intelligenzen und vermöge unserer intelligenten Natur genöthigt, Manches, wovon uns das Wissen versagt ist, zu glauben? Nach der verschiedenen Art seiner Objekte können wir uns den Glauben als verschiedenartig vorstellen. Wir können unterscheiden aa) den historischen Glauben, der sich auf Zeugnisse stützt und um dieser Zeugnisse willen das, was geschehen zu seyn versichert wird, für wirklich geschehen nimmt (Vertrauen auf Zeugnisse). Dieser Glaube muß immer an das Wissen angränzen, d. h. wir müssen uns dessen bewußt werden, ob wir aus reichenden Gründen dem Zeugnisse vertrauen können. — Die Zeugnisse müssen geprüft werden (Kritik). Es muß konstatiert werden, ob der Zeuge, oder der Berichtserkatter, die Wahrheit habe sagen können und wollen (War er Augenzeuge? War er richtig und vorurtheilsfrei beobachtet? war er unparteiisch? War er nicht Augenzeuge: aus welchen Quellen hat er seine Nachrichten geschöpft? — So übt sich in alten und neuen Geschichtsdokumenten und Geschichtsschreibern die historische Kritik, geradese, wie auch im gewöhnlichen Leben der Richter auf die Prüfung der Zeugnisse einzugehen hat). Wer in wichtigen Angelegenheiten dem Menschen zumuthet, Zeugnisse blind zu glauben, der legt, indem er Anderen Dummheit zumuthet, die eigene Dummheit zur Schau. bb) Naturglaube. Auch dieser muß an das Wissen angränzen, d. h. um dessen willen, was in der Wirklichkeit unlängbar vorhanden ist, setzen wir Anderes voraus, wovon wir kein unmittelbares Wissen haben. Auch hier kommt es darauf an, daß wir Voraussetzungen, die noch dem Zweifel unterliegen, nicht für gewiß halten, noch für gewiß ausgeben, sonst ist unser Glaube nur Vermuthung oder Selbstüberredung, Einbildung. Im Glauben, wenn er vernünftig seyn soll, muß der Mangel der Evidenz, die dem Gewußten und dem Wissen bewohnt, durch triftige Gründe ersetzt werden. Doch kann hier die Frage aufgeworfen werden: Ist uns, der Natur gegenüber, in Anschauung ihres Verhältnisses zu uns nicht Manches gewiß, dessen Gewißheit wir nicht zu beweisen im Stande sind? Die Antwort hierauf ist: Wir müssen, um bei Mangel des Wissens solch Gewisses für gewiß zu halten, immer durch Gründe genöthigt seyn, wenn auch diese Gründe keine logischen Sätze sind, noch im Form der Demonstration aus logischen Schlüssen dargelegt werden können. So glauben wir Alle das Daseyn und die objektive Realität der Außenwelt, glauben, daß die Dinge, ob wir gleich ihr Inneres nicht erkennen, dennoch wirklich so sind, wie sie in

**Frage.** Wenn der Philosoph sagt, wir haben hierüber keine objektive, sondern subjektive Bewisheit, und also sei die, uns in diesem Betreffe eingeprägte, Meinung nur Glaube. — Ich antworte hierauf: a) Die uns allen eigene Meinung von der Realität der Aussenwelt und davon, daß die Dinge an sich wie sie uns erscheinen, ist kein Beispiel davon, daß es einen Glauben seiner Vermittelung durch Gründe bedürfe. Dann b) die Ueberzeugung Realität der Aussenwelt und davon, daß die Dinge an sich so sind, wie scheinen, ist mehr als Glaube; sie ist Wissen — denn was sollte sonst gewiß seyn? Ist die Aussenwelt Schein, so ist nirgends Wahrheit und Ursprung. Daraus, daß der grübelnde Idealist dieses Wissen in Ungewisswandeln will, folgt nicht, daß derjenige, der es festhält, nur glaube. Also von einem Naturglauben die Rede ist, so muß unter dieses Rubrum es gesetzt werden, was mehr, als Glaube ist. Was man aber mit Recht glauben nennt, das wird immer ein (durch Gründe) Vermitteltes, nie ein malijhes) Unmittelbares seyn. cc) Der religiöse Glaube. Auch er ist wenn auch nicht durch logische Schlüsse, doch durch nützliche Gründe verster. Der Philosoph hat hier a) über das Objekt u. den Umfang dieses Glauben zu fragen. Was bin ich, vermöge meiner geistigen Natur und der Religion willen, zu glauben genöthigt? — Zerlegen wir die Begriffe; Was religiöser (zur Religion erforderlicher) Glaube? Unstreitig ein solcher, ohne eine Religion möglich ist. So wahr der Menscheng Geist durch seine Natur genöthigt ist, religiös zu seyn, so wahr muß er einen (religiösen) Glauben haben. Ist es denn nun, das ihn religiös zu seyn nöthigt? Soll diese Frage beantwortet werden, so wird es immer und ewig bei der Erklärung Kant's sein Verbleiben: — es ist das Normalgesetz in uns, was uns auf Religion dringt. Was wir glauben müssen, damit dieses Gesetz uns als gültig und der Natur gegen dasselbe uns als unerläßlich erscheine, das ist der notwendige, unsere Natur geforderte religiöse, Glaube; und dieser Glaube ist kein anderer, als Glaube an Gott und an Unsterblichkeit der Seele. (Der Glaube an unser Dasein durch Gott und an unser Bestehen durch Gott.) Anderes mag der Mensch leugnen oder läugnen; wer aber an Gott und an Unsterblichkeit in der That glaubte, dem könnten wir auch keine Gewissenhaftigkeit zutrauen, von dem wir uns wegmenden. — Sodann erhebt sich die Frage β) über den Ursprung dieses Glaubens: ist er ein vermittelter, oder unvermittelter? aa) Man sieht nicht, um das letztere (die Unmittelbarkeit) zu erweisen, auf die wilden Göttern, — es leicht wird, nach den Wolken zu blicken, vermuthend, daß dort der Herr, sei es allein, sei es von Dienern umgeben, wohnen müsse. Aber noch kein Glaube an Gott. ββ) Philosophen (Jacobi, Fries u. a.) der Glaube liege als Ergänzung unsers Wissens und unserer Verstandeskategorien als Begriff der, diesen entgegengesetzten, Ideen, in unserer Seele so gut, wie der Unvollkommenes, Unvollendetes fassende Kategorien — Glaube an eine Totalität, Freiheit, die sich im Gebiete des Sinnlichen nicht darstellen. Soziale der Glaube ruhend auf einem Sehnen nach einer vollendeten Erkenntnis. Diese Ansicht kann sich nicht rechtfertigen. Sie setzt voraus, daß der Mensch, seiner geistigen Natur mit seiner endlichen Erkenntnis nicht zufrieden seyn würde, da das Ich zur Erkenntnis äußerer Dinge sich hingetrieben fühlt und Vertrauen auf diese Erkenntnis auch Realität damit zu fassen glaubt, so ist ihm kein Widerstreben gegen dieses (sinnliche) Erkennen vorausgesetzt, was der Philosoph behauptet, ist idealistische Einbildung. Nicht die Möglichkeit unsers Erkennens, sondern das Leben — der Streit unsrer Pflichten mit unseren Pflichten bestimmt in uns den Glauben, daß das Moralgesetz gültig sei und daß es nicht einerlei seyn könne, ob wir der Pflicht gehorchen, oder nicht! — Der religiöse Glaube — er hat zur Basis unsere Natur. Bringt man diese dem Menschen zum Bewußtseyn, so wird er

auch glauben. — Was endlich den Offenbarungsglauben betrifft, so muß dieser aa) ein religiöser seyn. Er muß getragen werden vom Glauben an Gott und an Unsterblichkeit. Dieser Glaube ist das Medium und das Organ, wenn er gefaßt wird. ßß) Was an ihm außerdem Positives ist, das muß auf Grund gefügt und mit den Gesetzen, die das Fürwahrhalten bedingen, ermittelt werden. Wer im Namen Gottes infallibel seyn will, der muß beweisen, daß er infallibel sei. yy) Der Offenbarungsglaube darf dem Glauben nicht das Thun nach dem Glauben nachsetzen, denn ohne letzteres hat jenes keinen Werth. Er darf endlich dd) nichts Verdienstliches suchen wollen in einem blinden Autoritätsglauben.

Dr. Wilke.

**Wohltuecht, Dominis**, geboren am 19. November 1793 in Gröden, als demischer Professor in Nantes. In den öffentlichen Blättern wird er als einer der ersten Plastikler Frankreichs bezeichnet. Bei der Pariser Kunstausstellung im J. 1831 zierte ihn König Ludwig Philipp für seine allgemein bewunderte Aphrodite in Marmor mit einer goldenen Medaille (siehe D. Staffler: *Titel* u. L., S. 377).

**Wolf, Andreas**, ein ausgezeichnete Maler des 17. Jahrhunderts, wurde 1652 zu München geboren und erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater, der aber nur ein sehr mittelmäßiger Künstler war. Ihn hatte der Sohn bald weit überflügelt. W. ist einer der Künstler, welche der Natur auf die Spur kamen und ihr Talent durch Selbstbildung entwickelten. Er huldigte keiner Schule, sondern arbeitete nach seinem eigenen Style. Bewunderungswürdig ist der Reichtum seiner Erfindung. Wenn er ein Altarblatt zu malen hatte, zeichnete er das selbe zwei bis drei Mal, überlegte wohl, beobachtete die Wirkung und fing dann erst zu malen an. So kam es, daß bei ihm Alles wohl geordnet und der Effect richtig berechnet war, daß er nur ächte Werke der Kunst lieferte. W. starb zu München den 9. April 1716.

**Wolfgang Wilhelm**, Herzog von Neuburg, der Sohn Herzogs Philipp Ludwig, geboren den 20. November 1778, bildete die herrlichen Anlagen seines Geistes und Gemüthes frühzeitig aus und entsprach der schönen Hoffnung, welche seine allseitigen Anlagen erregt hatten. Er erwarb sich in kurzer Zeit einen Reichtum von Kenntnissen mannigfacher Art und wußte sich in sechs verschiedenen Sprachen mündlich u. schriftlich auszudrücken. Mit der so glücklichen Ausbildung seines Geistes u. Körpers hielt die religiöse Bildung gleichen Schritt. Sein hier ebenso sorgsamer Vater, selbst Protestant, ließ ihn durch ausgewählte Lehrer in den Grundsätzen der protestantischen Religionsconfession unterrichten und war für die religiöse Erziehung seines Sohnes in dieser Confession um so besorgter, als je eifrigerer Anhänger der neuen Lehre er selbst war. So mit den schönsten Kenntnissen bereichert, mit den Grundsätzen der Sittlichkeit u. Religion ausgerüstet u. an Jahren herangereift, um im öffentlichen Leben sicher u. mit Vortheil auftreten zu können, wurde er auf Reisen geschickt, um durch eigene Erfahrung und Beobachtung auch in der großen Schule des öffentlichen Lebens zu lernen. W. benützte auch diese Gelegenheit zur Befestigung, Berichtigung und Bereicherung seiner, bereits durch Unterricht und Erziehung erworbenen, Kenntnisse u. angeeigneter Grundsätze. Er besuchte deshalb auf dieser Reise die vorzüglichsten Fürstenthümer Europa's und kehrte mit reichem Gewinne an den Hof seines Vaters zurück und dieser ließ ihn, den erst 24 Jahre alten, aber an Kenntnissen und Erfahrungen reichen Prinzen von jetzt an an allen Regierungsgeschäften Theil nehmen — ja er hatte ihn sogar zum Mitregenten des Herzogthums aufgestellt. Nun vermählte sich W. mit Magdalena, der frommen Schwester Wilhelms des Frommen u. der würdigen Schwester Maximilians des Großen, Herzogs von Bayern. Diese Vermählung bildete bei W. den Gedanken, zur Religion seiner Ahnen wieder zurückzukehren, zur Entschlusse aus und brachte durch ihren wichtigen Einfluß diesen Entschlusse aus zur Ausführung. Der Umgang mit Männern von hoher Geburt und vorzügliche Bildung, welche bei dem großen Kampfe der mannigfaltigen Interessen, die durch



Die junge Reformation aufgeregt u. in ihr Spiel gezogen worden waren, der Lehre der katholischen Kirche getreu anhängen — die eigene tiefere Forschung, wozu ihn seine hohe Bildung auch im Gebiete der Religion fähig machte, hatten in ihm die Vorurtheile u. irrigen Ansichten entfernt, welche die Erziehung ihm gegen die katholische Kirche beigebracht hatte. — Er lernte die Wahrhaftigkeit und Götlichkeit der katholischen Religion in ihren Lehren und Anstalten durch gründliche Forschung und Selbstüberlegung kennen und faßte den festen Entschluß, zu dem Glauben der Kirche wieder zurückzukehren, in welchem seine Ahnen immer gelebt hatten. Von der festen, unerschütterlichen Ueberzeugung, daß in Sachen des Gewissens alle Rücksicht auf zeitliche Vor- und Nachtheile bei Seite gesetzt werden müsse, geleitet, legte W. am 25. Mai 1614, am Feste der heiligsten Dreifaltigkeit, in der Collegiatkirche zu Düsseldorf öffentlich das katholische Glaubensbekenntniß ab. Dieser Schritt war, sowie für ihn selbst, als auch wichtig und folgenreich für das ganze Herzogthum, besonders aber für Neuburg selbst; denn alle die Segnungen, deren es sich heute noch zu erfreuen hat; die Anstalten für Erziehung und Bildung der Jugend, die Anstalten für Pflege der Armen und Kranken verdankt diese Stadt W., welcher beim Antritte seiner Regierung nichts Wichtigeres kannte, als Stadt und Land zum verlassenem Glauben der Väter zurückzuführen. Zur Lösung dieser sowohl erhabenen, als schwierigen Aufgabe, richtete W. sein Augenmerk vor Allem auf die Jugend. Er errichtete in Neuburg im Jahre 1615 eine deutsche Schule, 1617 ein Gymnasium, mit welchem er später auch eine höhere Lehranstalt, ein *Lyceum*, verband und, um in Erreichung seines erhabenen Zweckes gesichert zu seyn, rief er Mitglieder aus der, damals so mächtig und wohlthätig in die Zeitverhältnisse eingreifenden u. besonders für Erziehung u. Bildung musterhaften, Gesellschaft Jesu nach Neuburg, gründete für sie ein eigenes Collegium, übergab ihrer sorgsam u. weisen Pflege den Unterricht u. die Leitung der Jugend, besonders der studierenden Jugend, errichtete zur Unterstützung armer, aber hoffnungsvoller Jünglinge ein eigenes Präbendenhaus, in welchem 22 Studirende unentgeltlich unterhalten wurden, denn er die Einkünfte des, durch die vorausgegangene Reformation aufgehobenen, Frauenklosters in Bergen mit edler Uneigennützigkeit zutheilte, — ein Präbendenhaus, von welchem das dormalige Erziehungs-Institut seinen Ursprung herleit. — Doch während W. die wichtigsten Angelegenheiten seines Herzogs und seiner Unterthanen besorgte, vergaß er dabei nicht, auch anderen Bedürfnissen derselben nach Kräften zu steuern, denn sowie seine Religiosität einen herrlichen Tempel zur Feier der göttlichen Geheimnisse einweihen ließ, so errichtete 1622 seine fürkennliche den Armen und Kranken seiner Stadt Neuburg eine Zufluchtsstätte, das Klostergebäude der barmherzigen Brüder, und wies diesem Orden die noch übrigen Güter des ehemaligen Klosters in Nonheim zur Selbsterhaltung u. Pflege der Armen und Kranken an. Noch so manche wohlthätige Anstalt würde W. in's Leben gerufen haben, hätte nicht der Ausbruch des unseligen dreißigjährigen Krieges auch bei ihm so manche Schöpfungen im Keime erstickt. Was er aber selbst in jener bedrängnißvollen Zeit dieses Krieges für seine Unterthanen und Bürger geleistet und gethan, dieses einzeln anzuführen, würde zu weit führen: kurz, seine, damals seinen Unterthanen bewiesene, Sorgfalt und Hülfe hat ihm in der Geschichte Neuburgs den Namen eines Vaters erworben. Ehe noch sein herrauswachsendes Ende seinem unermüdblichen Wirken für das Wohl seiner Unterthanen ein Ziel setzte, gedachte er, ferne von Neuburg, im Sterben auf eine rührende Weise mit Liebe seiner Residenzstadt und ihrer Bürger und der thätigen Lehrer der Jugend. Er starb am 20. März 1653. Sein Herz wurde nach Neuburg gebracht und ruht daselbst in der fürkennlichen Gruft.

**Wolfratshausen**, in Oberbayern, unweit der Vereinigung der Loisach mit der Isar, hübscher Marktflecken und Sitz eines Landgerichtes und Rentamtes, mit 1000 Einw., zwei Kirchen, einer Sodafabrik, Brauerei, starkem Holzhandel. — Die Ruinen oben auf dem Schloßberge bezeichnen den Sitz der alten *Ärztlichen* **Nach dem Tode des Bischofes Heinrich von Regensburg,**

dieses Hauses, fiel die Herrschaft im Jahre 1156 den stammverwandten Grafen von Andechs zu. Das Schloß ward 1734 durch einen Blitzstrahl, welcher die Pulverkammer getroffen hatte, gänzlich zerstört.

\* **Wolga.** Die Dampfschiffahrt auf der W. datirt sich bis in das Jahr 1818 zurück. Damals erhielt ein Herr Bird das ausschließliche Privilegium, und ein Astrachaner Kaufmann, dem es derselbe abtrat, baute mit Maschinen des Hrn. Bird fünf Dampfboote, theils zur Fahrt zwischen Astrachan und Nischnenowgorod, theils zum Dugstren von Lastschiffen. Diese Boote waren aber nach alter Art mit tiefgehendem scharfen Kiele versehen, so daß sie häufig auffuhren. Zwei davon gingen indeß doch bis 1834 fort. In diesem Jahre wurden zwei Dampfschiffe von 28 und 42 Pferdekraft für die Fahrt von Astrachan nach Nischnenowgorod gebaut und machten die Fahrt im Sommer, im Winter dagegen mußten sie meist liegen bleiben. Auch diese Boote noch hatten den Fehler, daß sie zu schwach waren und nicht mit schweren Ladungen gegen die Strömung fahren konnten; zudem gingen sie gleichfalls zu tief und rannten daher oft auf. Erst im Jahre 1842 wurde ein Dampfer nach amerikanischem Muster gebaut, und dieser legte den Weg in zehn Tagen zurück, mit Einschluß aller Aufenthaltszeit an den verschiedenen Städten. Seit dieser Zeit hat sich eine Gesellschaft in Perm gebildet, welche bei ihrer Unternehmung hauptsächlich auch den sibirischen Handel und dessen Verbindung mit Nischnenowgorod und Astrachan im Auge hat. So werden jetzt die W. und Kama von einer ziemlichen Anzahl Dampfboote befahren, die sich mit jedem Jahre zu mehren verspricht. — Nordische Blene 1848.

\* **Würzburg.** Versammlung der deutschen Erzbischöfe und Bischöfe daselbst. Eine der schönsten und erfreulichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neuesten Kirchengeschichte ist die Versammlung der deutschen Erzbischöfe und Bischöfe in W. im Jahre 1848. Sie ist wahrhaft Epoche machend. Ihre segensreichen Folgen liegen theilweise jetzt schon am Tage und werden sich, so Gott will, immer schöner und nachhaltiger entwickeln. *Divido et impera!* Herrsche durch Theilung! Dies war von jeher der Hauptgrundsatz, das Schwelch bei Feinde der Kirche vom Arianismus an bis zum Gallicanismus und Josephinismus, welcher fortdauert bis auf unsere Tage. Ganz besonders huldigte ihm der bureaukratische Vollzeistaat, dessen Hauptbestreben dahin ging, alle freie selbstständige Bewegung der Kirche zu hemmen, sie in allen Lebensfunktionen mit mißtrauischen Argusaugen zu bewachen und sie, wie eine Unmündige, am Gängelbände zu leiten und zu regieren. Nie wäre ihm dieses gelungen, wenn er nicht das Band, welches Klerus und Volk mit den Bischöfen und diese unter sich und mit dem heil. Stuhle verbindet, zu lockern und theilweise zu lösen gewußt hätte. Mangel an Einheit und Festigkeit war es, was der Kirche von jeher am meisten geschadet hat. Zur Zeit der Uneinigkeit und Spaltung rief der heil. Bernhard mit Wehmuth aus: „O möchte ich doch, ehe ich sterbe, die Kirche Gottes in der Verfassung schauen, wie in den Tagen der Vorzeit! — den Tagen, wo Einheit und Friede herrschte.“ Gewiß hat sich der Heilige im Himmel erfreut über den 23. Oktober im Jahre des Heiles 1848. Es ist dies ein Tag, welcher für die katholische Kirche in Deutschland ebenso denkwürdig ist, als der 18. Oktober 1813, der Tag der Völkerschlacht bei Leipzig, der Tag des Sieges und der Befreiung aus fremder Knechtschaft für Deutschland. Freundlich ging am 23. Oktober 1848 die Sonne über der, durch so viele geschichtliche Erinnerungen und Denkmale einer frommen Vorzeit altherwürdigen, Stadt W. auf u. begrüßte im hohen Dome eine Versammlung, wie sie Deutschland seit Jahrhunderten nicht mehr gesehen hatte. An diesem denkwürdigen Tage waren im Domchore 4 deutsche Erzbischöfe, 15 deutsche Bischöfe und drei bischöfliche Stellvertreter mit ihren Theologen versammelt, um den Segen und Beistand des Himmels für das Heil und die Wiedergeburt der katholischen Kirche in Deutschland zu erbitten. Der älteste Erzbischof, Bonifaz Urban von Bamberg, hielt das Pontificalamt. Aus seiner hochpriesterlichen Hand empfingen sämmtliche Erzbischöfe und Bischöfe den Kels des Herrn

igte feierlich und öffentlich das Glaubensbekenntniß nach der Vorschrift des allgemeinen Concils von Trient ab. Es war eine heilige, herzergreifende Sitzung, welche viele Anwesende bis zu Thränen rührte. Nach Beendigung Gottesdienstes und Anrufung des heiligen Geistes wurde die Versammlung Refektorium des bischöflichen Seminars durch Johannes von Geißel, Hof von Köln, als Präsidenten, feierlich eröffnet. Da alle Hoffnung dahin war, daß der Cardinal Fürst-Erbischof von Salzburg, Fürst von Arzberg die Versammlung mit seiner hohen Gegenwart beehren werde, so nahm der Erzbischof von Köln nur interimslich das Präsidium. Als Vice-Präsidenten waren ihm beigegeben Peter v. Rißarz, Bischof von Augsburg, und h. v. Lipp, Bischof von Rottenberg. In der ersten Sitzung waren, außer Präsidenten und den beiden Vicepräsidenten, anwesend: der Erzbischof Kaspar v. Urban von Bamberg; Herrmann v. Vicari, Erzbischof von Prag; Karl August, Graf von Reissach, Erzbischof von München-Freising; Anton Lüpke, Bischof von Anthebon, Weihbischof und fac. spec. apost. assistirender Generalvikar der Diözese Osnabrück; Anastasius Seblag, Bischof von Kulm; Georg Anton Stahl, Bischof von Würzburg; Valentin L., Bischof von Regensburg; Nikolaus Reich, Bischof von Speier; Jakob Christoph Wandt, Bischof von Hildesheim; Wilhelm Arnoldi, Bischof von Trier; Joseph Blum, Bischof von Limburg; Franz Drepper, Bischof von Bann; Johann Georg Müller, Bischof von Münster; Georg Deil, Bischof von Eichstädt; Joseph Dietrich, Bischof von Cornus, apostolischer Vicar im Königreich Sachsen. Später kamen hinzu: Friedrich, Cardinal, Fürst-Erbischof von Salzburg, Fürst von Schwarzenberg; Heinrich Hoffstetter, Bischof von Fulda; der neuerwählte Bischof von Fulda, Dekan Rött aus Kassel. Maximilian Joseph, Fürst-Erbischof von Olmütz, war vertreten durch A. Balthasar Ehrencanonicus und Erzpriester von Müglitz; Bernhard Salura, Fürstbischof von Brixen, durch Dr. J. Fesler, k. k. Confistorialrath und Professor der Theologie in Brixen; Joseph Ambrosius Geriz, Bischof von Ermeland, vertreten durch Franz Großmann, Bischof von Mezzo und Weihbischof von Ermeland; Melchior Diepenbrock, Fürstbischof von Breslau, durch Dr. Förster, Kapitular von Breslau, und Heyde, Ehrencanonicus in Ratibor; Peter Joseph Kall, Bischof von Mainz, durch den Domkapitular Lennig. Der Bischof von Wien und seine Suffraganen waren durch die politischen Unruhen nicht zu erscheinen. Als beratende Theologen waren beigegeben: von dem Erzbischof von Köln, dessen Generalvikar Vaudry und Offizial München; dem Erzbischof von Bamberg, der geistliche Rath, Regens Schmitt; dem Erzbischof von Freiburg, dessen Secretär Strehle; von dem Erzbischof von München, dessen Secretär Glink; von dem Bischof von Kulm, Kapitular Regens Herzog; von dem Bischof von Augsburg, Domkapitular Schele; von dem Bischof von Würzburg, Domkapitular Reihlmann; dem Bischof von Speier, Domkapitular Würschmitt; von dem Bischof von Hildesheim, Domkapitular Regens Dr. Alzog; von dem Bischof von Regensburg dessen Secretär Lipp; von dem Bischof von Trier, Dombekan Braun; dem Bischof von Münster, Domkapitular Krabbe; von dem Bischof von Würzburg, Stiftspropst Döllinger aus München und Domvicar Klein aus Würzburg, auch ein Laie, der edle, gelehrte Legationsrath Lieber; vom Bischof von Regensburg, Dekan Lonjner in Amrichshausen; vom Bischof von Eichstädt, Kapitular Regens Ernst und Secretär Weinzierl; vom Bischof von Bamberg, der geistliche Rath Freusberg. Zu Secretären wurden erwählt: der geistliche Rath Freusberg, als Protonotar; Hofkaplan Strehle und Glink, Klein und Weinzierl, Lipp und Spieler. Die Sitzungen — es wurden gehalten — dauerten täglich von Morgens 8½ Uhr bis Nachmittags 1½ Uhr, bis 8½ Uhr. Der Zweck dieser unerwartet, wie durch einen Zauberschlag zusammen, erlauchten Versammlung läßt sich wohl am besten aus dem

im Drucke erschienenen, Hirtenworten an Volk und Klerus und der Denkschrift ermitteln. Ein besonderes Verdienst um das Zustandekommen dieser Versammlung hat sich der schon rühmlich erwähnte energische Erzbischof von Köln, Johannes v. Geißel, erworben. Bei dem großartigen Dombaufeste in Köln wurde auch der großartige Gedanke der Versammlung der deutschen Bischöfe mit den Suffraganen von Köln in Anregung gebracht und besprochen. Nicht nur der Weiterbau des Symboles der deutschen Glaubenseinheit, des Domes von Köln, sondern auch der geistige Dombau, der Bau der Einheit und Festigkeit der ehemals so herrlichen und glanzvollen katholischen Kirche in Deutschland sollte wieder in Angriff genommen und zur schönen harmonischen Vollendung gebracht werden. Und wie Roth that dieses nicht, zumal in einer Zeit, wo der alte, ehrwürdige Bau von allen Seiten angestürmt und erschüttert wird? Die politischen Stürme, welche sich im Februar 1848 in Frankreich erhoben und den, von Menschenhänden und nicht durch Gottes Gnade errichteten, Julusthron umstürzten, verbreiteten sich mit Blitzesschnelle auch nach Deutschland. Auch hier wurde das, auf dem Wiener Congresse im Frühlinge 1815 errichtete, Standgebäude in seinen Grundfesten erschüttert. Da die Kirche mit dem Staate bisher in der innigsten Verbindung stand, an ihn gekettet und gefesselt war, so konnte sie bei diesen Stürmen nicht unberührt bleiben. Auch ihr drohte Gefahr. Darum war Wachsamkeit auf den Zinnen Jerusalems und Gebet und vereintes Wirken von Seiten des deutschen Episcopats dringend nothwendig. Bisher war die katholische Kirche in Deutschland in den engen Schnürleib des bureaukratischen Polizeistaates eingezwängt und, wie die protestantische Kirche, zur Territorialkirche, die Bischöfe zu Landesbischöfen gestempelt. Die Landesherrn und deren Organe, katholische wie protestantische, gebährten sich unter der Aegide des Schutzes und Aufsichtsrechtes als wahre Herren der Kirche. Diese, als hörwillige Vasallen, mußte sich selbst in ihren inneren Angelegenheiten dem Willen des omnipotenten Staates fügen. Wenn auch zur Wahrung der Rechte der Kirche und der kirchlichen Freiheit und Selbstständigkeit Concordate und Vereinbarungen mit dem heiligen Stuhle abgeschlossen waren, so wurden sie alsbald durch organische Artikel, durch polizeiliches Landrecht, durch landesherrliche Verordnungen, wie z. B. durch die berühmte Verordnung vom 30. Januar 1830, betreffend das Schul- und Aufsichtsrecht in der oberheinischen Kirchenprovinz wieder wirkungslos gemacht und aufgehoben. (S. den Art. Oberheinische Kirchenprovinz.) Was der heil. Vater Gregor XVI. in seinem ersten Sendschreiben an den † Bischof Johann Baptist von Rottenburg so tief beklagte, daß nämlich dessen, wobei die Staatsbehörde im Namen der Regierung eine Obergewalt sich angeeignet habe, soviel und von solchem Belange sei, daß in kirchlichen Angelegenheiten kaum noch Etwas übrig sei, worüber der Kirche frei nach ihrem Rechte zu verfügen gestattet sei — dies galt, mit geringer Ausnahme, mehr oder weniger von der katholischen Kirche in Deutschland im Allgemeinen. Es unterlege, bemerkte der heil. Vater, doch wohl keinem Zweifel, daß die heiligen Gebräuche — der Ritus, die Pastoralvisitation, die Disziplin, die Verleihung der Benefizien, besonders der Pfarreien, die Auswahl der Candidaten, welche die geistliche Weihe erhalten sollen und deren Erziehung zur gesunden Lehre und lebenskräftigen Tugend, die Katechismen und andere Religionsbücher, die Verkündigung des göttlichen Wortes, die religiöse Erziehung der Kinder, die freie Verwaltung des Kirchenvermögens zu den wesentlichen Rechten der Kirche gehören und doch sei Nichts der Art, worin sich die Staatskirchenbehörde mische. Am meisten zu leiden hatte aber die Kirche unter dem Bureaukratismus der Beamten. Und es ist nur zu wahr, was ein weiser Mann sagt, daß oft die servilsten Beamten gründlich liberal waren, sobald es die Kirche galt. So Mancher, welcher in aller Obscurität sein Schreiberleben in der Kanzlei zugebracht hätte, hat sich an der wehlosen Kirche seine Sporen verdient und ist zum Ritter geworden. Nachdem nun aber der Ruf nach Freiheit das allgemeine Lösungswort geworden, nachdem Klerus und Volk vor Allen nach gründlicher Befreiung von bureaukratischer Bevormundung

ung sich sehnte, nachdem von der deutschen Nationalversammlung aller neueren religiösen Gesellschaften Freiheit und Selbstständigkeit gewährt war, da mußte auch die katholische Kirche, als die alte, längst berechtigte, ihr Anrecht auf Freiheit und Selbstständigkeit, die Befreiung vom allgemein verhassten Bureaokratenregimente in Anspruch nehmen. Auch sie will ihre Würderrungenschaften haben. Sie hat hierauf um so mehr Anspruch, als sie in ihrer erhabenen, von Gott ihr zugesetzten, Mission, die Hüterin des Glaubens und der Tugend, Ordnung und guter Sitten zu seyn, durch den omnipotenten Staat zu dessen eigenem großem Nachtheil, vielfältig gehindert war. Daß sie der Freiheit und Selbstständigkeit nicht unwürdig sei, daß sie dieselbe nicht zum Nachtheil des Staates, des öffentlichen und bürgerlichen Lebens benützen werde und so ängstlich, wie geschehen und theilweise noch geschieht, bewacht werden müsse, dafür gibt ihr die Geschichte der Vergangenheit das rühmlichste Zeugniß. Achtzehn Jahrhunderte, sagen die in W. versammelten Bischöfe eben so wahr als schön, achtzehn Jahrhunderte bezeugen, daß die Kirche es gewesen, welche in sturmbelegten Zeiten, wo die Wogen entfesselter Leidenschaften in wilder Brandung tobten, Nationen gegen Nationen im Kampfe um Sein und Nichtseyn sich erhoben u. die Grundfesten aller bürgerlichen u. staatlichen Ordnung wankten, fest ruhend auf dem Felsen, den keiner Stürme Gewalt überwindet und im klaren Aufblicke zu dem, der ihr Haupt und Eckstein, ihr Führer und Erleuchter seyn will bis an's Ende der Zeiten, die Völker gesittigt und erzoget, Künste und Wissenschaften gepflegt und veredelt; alle Orten der öffentlichen und Privatnoth die nie versiegenden Quellen der christlichen Charitas in ihren mannigfaltigen, alle geistigen und leiblichen Werke der Barmherzigkeit umfassenden, Corporationen geöffnet, Fürsten und Völker in der Gerechtigkeit zu vereinbaren gesucht und so Ordnung und Freiheit in allen Verhältnissen des öffentlichen und bürgerlichen Lebens auf dem einzig wahren Fundamente des Glaubens zu gründen gewußt hat.“ Ausgehend von der Ueberzeugung, daß dieser Beruf der Kirche zu allen Zeiten derselbe sei, sind daher die Bischöfe Deutschlands zusammengetreten, um vereint die Stellung zu bezeichnen und auszusprechen, welche die Kirche nach ihrer uralten und überlieferten Verfassung auf der neuen Ordnung der Dinge im öffentlichen Leben gegenüber einzuhalten habe; und zwar die Grundzüge der Stellung der Kirche zum Staate und zu anderen Religionsgesellschaften u. die Grundlinien der Rechte der Kirche hinsichtlich der Ordnung ihrer Angelegenheiten, des Kirchenregimentes. Es wurde die Versammlung der deutschen Bischöfe in W. vielfältig als ein förmliches Nationalconcil betrachtet. Diese Ansicht ist eine richtige. Die Versammlung ist vielmehr als eine Synodalconferenz — als Vorbereitung auf ein Nationalconcil — als eine Art kirchlichen Vorparlamentes zu betrachten. Es wurden nur die Grundzüge zur künftigen einheitlichen Verfassung der katholischen Kirche in Deutschland gezeichnet (nur in ganz anderer Weise, als dies unseligen Andenkens 1818 von der Frankfurter Versammlung geschah); Wünsche ausgesprochen, Anträge gestellt, welche ihre definitive Erledigung erst bei einem noch zu erwartenden Nationalconcil, oder auf Provinzial- und Diöcesansynoden finden sollen. Allerdings mußte man auch hier schon von festen und sicheren Grundlätzen, wie sie in der göttlichen Grundverfassung der Kirche gegeben sind, ausgehen, um eine sichere Grundlage für die Neugestaltung der Kirchenverfassung zu erhalten — der alte Rechtsboden durfte nicht verlassen werden. Um allen, auch den entferntesten Schein, als ob die Versammlung in W. eine Art Emscher Congress, Synode von Bischofs oder weiland Frankfurter Versammlung sei, haben die Bischöfe laut und feierlich die *professio fidei a decreto concilii Tridentini* angelegt, sie haben ihren ersten Blick dahin gewendet, wo der Stuhl des heiligen Petrus ansgerichtet ist und wo, wie der heil. Irenäus sagt, wegen des höhern Ansehens dieser Kirche alle Kirchen, als in ihrem Mittelpunkt, zusammentreffen. Eine Ergebenheits-Adresse an den heil. Stuhl, die Gelöbniße der Treue und des Gehorsams gegen den vielgeliebten heiligen Vater Pius IX. war der Inhalt der Versammlung. Ihr erstes feierliches Lösungswort war: daß *letas*

## Würzburg.

Macht der Welt sie je erschüttern werde in der heiligen Treue, mit welcher Episcopat Deutschlands sich von jeher um den Statthalter Christi scharte. Durch die neuesten Zeiter eignisse, durch die politischen Stürme und Bewegungen, durch die constituirende deutsche Nationalversammlung in Frankfurt das Verhältnis der Kirche zum Staate ein ganz anderes geworden, so mußten die verammelten Bischöfe ihr Augenmerk zunächst nach Aussen — auf die neue staatliche Ordnung und auf das Verhältnis der Kirche zu derselben richten, sodann auf das Verhältnis zu anderen religiösen Gesellschaften, zum Protestantismus, zum sogenannten Deutschkatholizismus und den neuen vielföpfigen und vielgestaltigen Sekten. In Beziehung auf das Verhältnis der Kirche zum Staate wurde als leitender Grundsatz ausgesprochen, daß es nicht in dem Willen der Kirche liege, eine gänzliche Trennung der Kirche vom Staate herbeizuführen. Der Episcopat verkümmert es nicht, daß Staat und Kirche sich naturnothwendig in ihren Wirkungskreisen berühren, daß die Kirche die Aufgabe hat, die staatlichen Verhältnisse mit dem religiösen Sauertheile zu durchdringen, sie von dem Verderben zu bewahren, sie zu läutern, zu weihen und zu heiligen, um dadurch ihnen Bestand und Kraft zu geben. Wenn der Staat sich von ihr trennt, was bereits eine vollendete Thatsache ist, so läßt die Kirche, ohne es zu billigen, geschehen, was sie nicht hindern kann; die von ihr selbst geknüpften Zusammenhänge werden wird sie ihrerseits nicht trennen, wo nicht etwa die Pflicht der Selbsterhaltung es geböte. Dieser Fall dürfte aber bereits eingetreten seyn. Der Staat gewährt der Kirche fürderhin keinen andern Schutz, als einer jeden andern Corporation oder Gesellschaft im Staate — es gibt keine privilegierte Staatskirche mehr. Dies dürfte um so weniger zu beklagen seyn, als diese staatlichen Begünstigungen nur eine glänzende Hülle waren, den erniedrigenden bureaukratischen Druck zu beseitigen, mit dem eine, Alles umstrickende, politische Gesetzgebung jede selbstständigere Regung des kirchlichen Lebens, soviel als möglich, darnieder hielt, wie der Episcopat der Salzburger Kirchenprovinz mit Recht bemerkt. Der Religionsfriede von 1555, der westphälische Friede, die Religionsvergleiche, der Artikel XVI. der Wiener Congregation sind abrogirt — die Freiheit und Gleichheit aller Religionsgesellschaften und neuen Sekten ist ausgesprochen. Das jus circa sacra, das Schutz- und Aufsichtsrecht des Staates über die Kirche, als solches, ist somit auch aufgehoben. Es ist als deutsches Grundrecht ausgesprochen, daß eine jede Religionsgesellschaft ihre Angelegenheiten frei und selbstständig verwalte und nur den allgemeinen Staatsgesetzen unterworfen sei. Wenn nun den neu entstehenden Sekten, welche dem Staate noch keine Garantie geleistet, volle Freiheit und Selbstständigkeit eingeräumt ist, so muß sie auch der katholischen Kirche eingeräumt werden. Alle Präventivmaßregeln, alle sogenannten Staatskirchenräthe, alle bureaukratischen Polizeimaßregeln müssen wegfallen. Als weiterer leitender Grundsatz wurde in W. ausgesprochen: Wo das Verhältnis der freien Lebensäußerung der Kirche zu der öffentlichen Ordnung des Staates, durch Concordate oder ähnliche Verträge mit dem heil. Stuhle normirt und die unverkümmert getreue Erfüllung dieser Verträge gesichert sei, da werden die Bischöfe dieselbe heilig achten. Wo jedoch im Einzelnen und Besondern die Bestimmungen solcher Verträge sich als Hemmnisse des kirchlichen Lebens und der freien episcopalen Wirksamkeit bereits bewiesen haben, wie dies z. B. vielfach mit dem sogenannten Staatspatronatsrecht, mit der Placierung zu Kirchenämtern u. d. Fall ist, oder, wo eintretende Aenderung in der öffentlichen Ordnung der Dinge, Modifikationen, oder Abrufung der Verträge, bedingen, da werden die Bischöfe nicht säumen, die Weisheit des heil. Stuhles um seine Vermittelung zur Abwendung aller Hemmnisse anzufragen. Wo weder Verträge noch Bestimmungen des Kirchenrechts ein Präsentations- oder Befähigungsrecht zu Kirchenämtern das Wort reden (wie z. B. in Baden und Würtemberg, wo unter dem Titel des landesherrlichen Patronatsrechtes, mit Ausnahme Domkapitularstellen und Domstiftlichen Präbenden, alle Kirchenstellen von dem *besherren* vergeben werden), da fühlen sich die Bischöfe verpflichtet, die Freiheit

die Kirche zu behaupten. Schon vor der Würzburger Versammlung hat, diesen  
 unabweisbaren Grundsätzen zu Folge, der Episcopat von Salzburg in einer Adresse  
 an die Wiener Reichsversammlung folgende wesentliche Rechte der Kirche dem  
 Kaiser gegenüber in Anspruch genommen: a) Die Kirche ist ein lebendiger Or-  
 ganismus. Als dessen Mittelpunkt erscheint der Episcopat in seiner Verbindung  
 mit dem Oberhaupte der Kirche. Die naturgemäße Entwicklung dieser Organisa-  
 tion zu hindern, heißt sich am Leben der Kirche vergreifen. Darum kann es b) nur  
 den Bischöfen zustehen, über die Aufnahme und die erforderlichen Qualifikationen  
 der Priesterkandidaten zu entscheiden und die klericallische Bildung derselben  
 zu bestimmen, von der Kirche dazu angeordneten Seminarien, sowie deren Dauer zu be-  
 stimmen. In Betreff des öffentlichen Unterrichtes derselben aber muß dem Bischöfe  
 die Bestimmung der Lehrämter der katholischen Theologie ein entschei-  
 dendes Einfluß gewährt werden. c) Desgleichen liegt es in der Natur der  
 Kirche, daß die Einsetzung in geistliche Ämter und Stellen nur von dem  
 Bischöfe zu geschehen habe, wobei jedoch das Präsentationsrecht der Patrone,  
 solange es sich innerhalb der gesetzlichen Grenzen hält, unangetastet bleiben soll.  
 Die Befähigung der Candidaten zur selbstständigen Seelsorgsführung zu beur-  
 theilen und deren Grad zu ermitteln, kann nur Sache des Bischöfes seyn, zu  
 welchem Zwecke schon das Concil von Trident die Bormahme einer eigenen Prüf-  
 ung angeordnet hat. Wenn aber bisher der Staat diese kirchliche Anstalt der  
 sogenannten Pfarr-Concurs-Prüfung vorzugsweise zu der seinigen gemacht hat, so  
 läßt sich das nur aus dem Principe der Bevormundung von Seiten des Staates.  
 Frei sei der Bischof in seinen Mittheilungen an Clerus u. Volk — die Censur  
 von Seiten des Staates war eine hemmende, unwürdige Fessel, welche die freie  
 Entwicklung im kirchlichen Organismus unterbinden und das Leben der Kirche in  
 schleppenden Formen des Staatsmechanismus hinüberziehen sollte. f) Die  
 Kirche muß sich dagegen verwahren, daß Gegenstände kirchlicher Natur in die  
 Kompetenz der Staatsbehörden gezogen und von diesen gleichsam als bildeten sie  
 eine höhere Instanz im kirchlichen Organismus zur Präjudiz der betreffenden  
 kirchlichen Auktorität entschieden werden. g) Die Kirche nimmt zu ihrer segensreichen  
 Thätigkeit, Freiheit der Lehre, des Cultus und des Kirchenregiments in An-  
 spruch. h) Ein unveräußerlicher Theil der kirchlichen Lehrgewalt ist die Erziehung  
 der Jugend. Mit der Befugniß, in Volksschulen nur den Religionsunterricht zu  
 erteilen, darf sich die Kirche nicht begnügen, da mit der Unterweisung der Jugend  
 in den Religionswahrheiten die christliche Erziehung keineswegs vollendet ist und  
 die Religion nicht nur gelernt, sondern auch geübt werden muß. i) Frei muß die  
 Kirche seyn im Gebiete des Cultus. Es ist eine ungerechte Verkümmern der  
 Cultusfreiheit, wenn die Kirche sich erst von Staatsbehörden Ermächtigungen zur  
 Bekämpfung des Cultus erbitten soll. k) Geistige Vereine sind die Blüten des  
 kirchlichen Lebens — wo allen Staatsbürgern freies Associationsrecht eingeräumt  
 werden muß es auch der Kirche eingeräumt werden. l) Obgleich es der Kirche nicht  
 unbekannt ist, daß Ehebündnisse nicht außer den Sphären der Staatsgesetze stehen:  
 muß sie es als ein unveräußerliches, durch alle christlichen Jahrhunderte herab  
 überliefertes, Recht erklären, die Bedingungen des sacramentalischen Charakters der Ehe  
 zu bestimmen und über deren Vorhandenseyn zu entscheiden. m) Der Kirche steht  
 die kirchliche und Strafgewalt in kirchlichen Dingen und Vergehen zu. Unbean-  
 standet muß ihr das Recht bleiben, kanonische Strafen zu verhängen und von ihrer  
 Jurisdiction unwürdige Glieder auszuschließen. n) Die Kirche hat ihren eigenen  
 Rechtsgang — eine appellatio tanquam ab abusu an die Staatsbehörden ist  
 nicht zulässig. o) Die Kirche hat das Recht, Vermögen zu erwerben und hat, wie  
 eine natürliche Person, einen vollgültigen Anspruch auf den Schuß des Staates gegen Eingriffe.  
 Die Kirche mit Schmerz durch die einseitig verfügte Aufhebung der kirch-  
 lichen Ämter und Grundrechte einen beträchtlichen Theil ihrer Stiftungs- und  
 sonstigen mit großen Verlusten bedroht sieht, so muß sie um so mehr auf eine  
 Abhülfe dringen, als dasselbe kein fremdes Gut, sondern ein

hl. Verbindlichkeiten belastetes ist. Der Staat, als oberster Schutzherr der Rechte, ist verbunden, das Vermögen der Kirche, wie das jeden Staatsbürgers gegen widerrechtliche Eingriffe zu schützen; wollte der Staat sich selbst am Kirchengute vergreifen, so wäre das ein selbstmörderischer, weil alle Rechtsicherheit aufhebender, Akt. p) Die Kirche verlangt endlich freie Selbstverwaltung des Kirchen- und Stiftungsvermögens. Ganz dasselbe verlangen die in W. versammelten Bischöfe in ihren Grundzügen; eben so der mährische und böhmische Episcopat. Der Erzbischof von Wien mit seinen Suffraganen, würde, wenn er der Versammlung der Bischöfe in W. angewohnt hätte, seine Anforderungen an den Reichstag gewiß etwas anders gestellt haben. Im Ganzen aber gehen auch die Anforderungen dieses Episcopates auf dasselbe hinaus. Ähnliche Anträge stellten auch die Bischöfe Steiermarks (vergleiche Katholik 1849, W. 11, 12). Die neue Staatsverfassung, sagt der Episcopat von Böhmen, wird nur dann stark, segensvoll und heilbringend seyn, wenn sie Wahrheit und Gerechtigkeit zur Grundlage hat, wenn also das göttliche Gesetz, das oberste, das Grundgesetz der neuen Verfassung ist. Denn alles Menschliche an und für sich selbst ist schwach, hinfällig, gebrechlich. Wenn sich aber das Schwache mit dem Starken verbindet, so wird es in dieser Verbindung gleichfalls stark und mächtig. Das Menschliche wird dann stark und mächtig, wenn es sich stützt auf das Göttliche. Die Kirche will keine Vorrechte, sondern sie will nur ihre Rechte. Dies sind die oben gezeichneten, wie sie auch in dem Memorandum des mährischen Episcopates enthalten sind (vgl. Sion 1848. Dez. Nr. 145). Man muß sich daher freilich wundern u. es muß mit gerechtem Unwillen erfüllen, daß ein katholischer Abgeordneter, ein ehemaliger Professor der katholischen Theologie Dr. M. . . sich die Finger wund schreiben mag, um dem alten abgelebten Staatskirchenrathe in W. das Leben zu fristen und daß er als Kirchenmann (wie er sich nennt) in der Kammer der Abgeordneten ganz einzig in seiner Art, mit Leib und Seele als Apologet des Kirchenrathes aufzutreten u. gegen die Angriffe seiner Gegner mit der Aegide der in W. versammelten Bischöfe sich zu schützen versucht. Wahrlich ein eitles Gebahren! Ueber die neue Stellung der katholischen Kirche zum Protestantismus, dem fälschlich sogenannten Deutsch-Katholizismus, den Lichtfreunden und anderen Sekten gegenüber haben sich die Bischöfe nur im Allgemeinen dahin ausgesprochen: daß es unerlässliche Pflicht der Wächter auf den Zinnen Jerusalems sei, daß sie, wie es in der Schrift heißt, indem sie mit der einen Hand die Mauern der heiligen Stadt wieder herstellen, mit der andern den Feind abwehren u. im Andrang so vieler zerstörenden Gewalten Sorge treffen, daß die Irrenden gewarnt, die Gläubigen gestärkt, immer aber und überall die Würde und Rechte der Kirche gesichert werden. Die Kirche, die sorgliche Mutter aller ihrer Kinder, der getreuen, wie der ungetreuen, schließt Niemand von ihren Segnungen aus, der sich nicht selber, innerlich oder äußerlich, von ihr losragt. Am Allerwenigsten werde sie dem Vaterlande entziehen, was es an christlichen Bestandtheilen noch zu seiner Erhaltung — und will's Gott — zu seiner Wiedergeburt in Einheit, Macht und Größe besitzt und, immer bereit, den ganzen Segen ihrer Heilskraft da zu entfalten, wo sie in ihrer Wirksamkeit sich nicht behindert und gestört sieht. Es galt ja der Kirche, den Bekennern anderer Glaubenslehren gegenüber, stets als leitende Norm der Grundsatz, daß sie alle Menschen aller Zonen und Jungen, als nach dem Ebenbilde Gottes Erschaffene und der Erlösung Bedürftige mit gleicher Liebe umfaßt; daß sie für die Aus- und Durchführung ihrer, die Welt erlösenden, Mission nur die vollste Freiheit u. Selbstständigkeit in Anspruch nimmt und daß sie gegen die Personen Aller, die zu ihrer Lehre, Verfassung und Disziplin sich nicht bekennen und halten, allerwege jenes gleiche Recht der Liebe und Gerechtigkeit beobachtet, welches den bürgerlichen Frieden zwischen Anhängern verschiedener Glaubensbekenntnisse sichert, ohne übrigens einen, allen Bekenntnissen gleich verderblichen, Indifferentismus und eine, ihren *Sagungen* widerstrebende, *communicatio in sacris* zu begünstigen. Die Bischöfe *ennen und sprechen es aus*, daß sie an diesem Principe fest und in allen Be-



richtungen zu Andersgläubigen ihren, durch das Prinzip normirten, kirchlichen Standpunkt innehalten werden. Bei der besondern Gefährlichkeit der neu auftauchenden Sekten und schismatischen Bestrebungen scharfsten die v. B. dem Klerus besondere Wachsamkeit ein, I. Petr. 5, 8, 9, weil Geister von machtloser Hoffahrt sich ausbreiten, welche jede Art von Ansehen verwerfen und in wahnwitziger Schwergötterung Blick und Gefühl für Gott u. Ewigkeit verlieren; weil daraus jener schauerliche Unglaube erwächst, der nicht mehr gegen einzelne Wahrheiten des Christenthums, sondern gegen das Christenthum selbst seine verheerenden Waffen richtet; weil in seinem Gefolge jene entsetzliche Unsitlichkeit, die das Ebenbild Gottes im Menschen zerstört und den Geist von Neuem zur Knechtschaft des Fleisches herabwürdigt. Eine weitere traurige Folge hiervon ist das Schwinden der Wahrheit und Gerechtigkeit unter den Menschen, die wachsenden Gelüste nach fremdem Eigenthum. Der Episcopat beklagt es tief, daß es in einigen Gegenden des deutschen Vaterlandes sogar Diener des Altars gibt, die in unbegreiflicher Verblendung, gleichsam im Bunde mit den Feinden der Religion, die Fundamente der Kirche untergraben, die uralte, auf das Wort des Herrn gegründete, auf die Heiligkeit des Priesterstandes hinzuleitende Disziplin der Kirche zerstören; die sich ungeziemende Neuerungen erlauben, den Anordnungen der Bischöfe mit Hintansetzung des kanonischen Gehorsams hartnäckig entgegenzutreten und sogar in öffentlichen Versammlungen gegen die Freiheit der Kirche sich erheben und zur Unterdrückung ihrer Rechte mitwirken. Als Mittel nun, einerseits den Grundübeln unserer Zeit zu steuern, andererseits um das, was die Zeit ihren Fortschritt nennt, das Edle und Große, um das es sich bei dem Ringen und Kämpfen der Gegenwart handelt — um Wahrheit, Recht und Freiheit in bürgerlicher und kirchlicher Beziehung zu erzielen, zu wahren und dauernd zu besetzen, empfehlen die Bischöfe ihres Festhalten an den rechtmäßigen Fürsten und Obrigkeiten, deren gesetzliche Macht die stärkste Bürgschaft und das feste Bollwerk einer ächten, von Tyrannie und Anarchie gleich weit entfernten, Freiheit ist; Bedung, Belebung und Förderung treuer Anhänglichkeit an die Kirche und deren Oberhaupt, wodurch sich die deutsche Nation in der Zeit ihrer Blüthe und ihres Wohlstandes so rühmlich ausgezeichnet hat. Um der Selbstsucht und Sinnlichkeit zu steuern, ermuntern sie zu Gründung von Vereinen, Bruderschaften, religiösen Orden und Corporationen zur Pflege der Wissenschaften, zur Linderung des allgemeinen Nothstandes und Unterstützung der Armen, endlich anhaltendes, vereintes Gebet. Weil der Geist der Andacht und des Gebetes aus so vielen Herzen und Häusern und Gemeinden verschwunden ist, darum ist so viel Täuschung und so wenig Wahrheit, so viel Verlassenheit und so wenig Kraft, so viel Herzleid und so wenig Trost in der Welt. Nicht Menschenwohl und Menschenweicheit, nicht neue Gesetze und neue Verfassungen werden das Heil bringen, es kommt allein von dem Herrn und nur denen, die in Demuth darnach verlangen, wird es gegeben durch seine Kirche. Möchten doch unsere politischen Doktrinaire, geistlichen und weltlichen Standes, in und ausser den Kammern und Reichs- und National-Versammlung, dies tief zu Gemüthe führen! Die Kirche, wie sie einst am Schlusse einer großen weltgeschichtlichen Periode Europa gerettet hat aus den Gräueln der Barbarei und des Aberglaubens, so wird sie nun am Schlusse einer neuen weltgeschichtlichen Periode das Mittel seyn, durch welches die ewige Erbarmung Europa rettet aus den Gräueln der Ueberfeinerung u. eines, bis zu seiner höchsten Spitze getriebenen, Unglaubens. Es würde uns zu weit führen, wenn wir all die weisen Rathschläge, welche der v. B. versammelte deutsche Episcopat zur Beförderung der Ehre Gottes, des Ruhms der Kirche und des Gemeinwohles des deutschen Vaterlandes mit väterlich wohlwollendem Herzen gegeben hat, das Nähere hier anführen wollten. Wir verweisen an die gedruckten Hirtenworte an Volk und Klerus und die vortreffliche Schrift, in welcher die Hauptresultate der Beratungen niedergelegt sind und ein bleibendes Denkmal, ein bleibender Gewinn — ein *κρημα εις αι* für uns zu seyn werden. Was die inneren Angelegenheiten der katholischen

Kirche, die Herstellung der Kirchengewalt, die Belebung und Förderung des klerikalischen Geistes, die Hebung des Cultus und der Liturgie, die Spendung der hl. Sacramente, die äussere Stellung von Klerus und Volk zum Bischofe, der Bischöfe untereinander und zum hl. Stuhle, das Gewesen, die Grundzüge, wie die Katholiken im Einzelnen zu behandeln sind, betrifft, so sind die nöthigen Bestimmungen eines, in thätigster Thätigkeit abzuhaltenden, Nationalconcils und der Provincial- und Diöcesan-synoden, deren Nützlichkeit und Nothwendigkeit für die jetzige Zeit, nachdem die äusseren Hemmnisse und Bewegungen von Seiten der Staatsgewalt weggefallen sind, allgemein anerkannt wurden, vorbehalten. Bereits hat der Bischof von Culm eine Diöcesan-, der Erzbischof von Freiburg eine Provincial- und Diöcesan-Synode in nahe Aussicht gestellt. Alle diese Synoden werden aber nicht anders, als im Geiste und nach den Satzungen der Kirche abgehalten werden. Die kirchlichen Wähler und Neuerer und Schismatiker dürfen sich daher nicht der sanguinischen Hoffnung hingeben, daß sie auf Synoden zu ihrem verworfenen Ziele gelangen werden. Die Vorbereitung auf parlamentarische Reden und Interpellationen ist daher eine ganz zwecklose. Die letzte — 36. Sitzung wurde am 16. November abgehalten. Man muß sich füglich wundern, wie manche greise Oberhirten, schon im siebenzigsten bis achtzigsten Jahre stehend, eine so große Anstrengung bei so ungünstiger Witterung und Jahreszeit aushalten konnten; was sie stärkte, das war die Kraft des Glaubens und die Begeisterung für die hl. Sache der Kirche. Nach der letzten Sitzung hielt der wackere, muthige Kämpfer für Freiheit und Selbstständigkeit der Kirche, der eifrige, unermüdete Beförderer der religiösen Vereine, Hofrath Dr. Bus von Freiburg in der Wohnung des Bischofes von W., einen sehr beherzenderwerthen Vortrag über die Errichtung einer katholischen Universität in Deutschland. Möge seine schöne Idee bald realisiert werden! — Wir können unsern Artikel nicht schließen, ohne einiger schöner kirchlicher Feierlichkeiten zu erwähnen, welche während der Anwesenheit der Hochwürdigsten Erzbischöfe und Bischöfe in W. stattfanden. Am Feste Allerheiligen, früh um 6½ Uhr kamen der Cardinal, Fürsterzbischof von Salzburg, legatus natus des apostolischen Stuhles, Fürst von Schwarzenberg in W. an. Obwohl angegriffen und ermüdet von der Reise, erklärte er sich doch sogleich bereit, das Hochamt im hohen Dome zu halten. Allgemein war die Freude und Ueberraschung, als der erhabene Kirchenfürst in seiner schönen Cardinals-Kleidung, begleitet vom Bischofe und dem Domkapitel von W., segnend den Dom durchschreitend, in den Chor eintrat. Nach dem Hochamte wurde ihm in der bischöflichen Wohnung von sämmtlichen Anwesenden, Erzbischöfen und Bischöfen und Theologen der ehrfurchtsvollste Respekt bezeugt. Die liebevolle Freundlichkeit und Bescheidenheit des jugendlichen Kirchenfürsten machte den wohlthuendsten Eindruck auf alle Anwesenden. Am 5. November fand in W. das allgemeine Dankfest statt. In der Festrede, gehalten von Domkapitular Göb, forderte der Redner die Bewohner W. auf, den Ruhm einer frommen, christlich-gesinnten, wahrhaft katholischen Stadt, den es von jeher behauptet und der auch in unsern Tagen durch die Versammlung der Bischöfe Deutschlands anerkannt worden, zu bewahren, sich dieser Ehre, dieser Auszeichnung würdig zu machen durch strenges Festhalten an unsern heiligen, katholischen Glauben, in dem unsere Ahnen sich glücklich fühlten und das Heil erlangten. Der Fürst-Erzbischof trug bei Abhaltung der feierlichen Procession das Allerheiligste. Seit Jahrhunderten hat W. keine so herrliche und großartige Procession gesehen. Sämmtliche anwesende Erzbischöfe und Bischöfe mit ihren Theologen nahmen an derselben Antheil. Am 9. November fand nach abgehaltenem Gottesdienste in der schönen Marienkirche, welchem alle Bischöfe, das Domkapitel von W., der Stadt-Regiment anwohnte, im Theatersaale die Speisung von 300 Armen statt. Die Hochwürdigsten Bischöfe unterhielten sich auf's Freundlichste mit den Armen. Die arme Mädchen sprachen in rührender Weise ihren Dank gegen den Herrn und die Bischöfe aus. Der Cardinal erwiderte eben so herzlich

letzte Segen und Gnade auf die Stadt W. herab. Am 15. November fand  
 feierliche Schlussegottesdienst statt. Schon am frühen Morgen zogen zahlreiche  
 von den benachbarten Ortschaften unter Gebet und Gesang in den  
 ein. Der Erzbischof von München-Freyding hielt eine ansprech-  
 le, in welcher er unter Hinweisung auf die schwierigen Zeitverhält-  
 nachsamt und zum Gebete aufforderte. Das Hochamt hielt der älteste  
 Bonifaz von Bamberg. Am Schlusse wurde das Te Deum gesungen,  
 nie so vollkräftig, als an diesem Tage, wo viele Tausende mit Herz  
 Gott priesen. Am 16. November fand die letzte Sitzung statt. Tief  
 prach der fungirende Präsident der Erzbischof von Köln (Se. Emin.  
 Cardinal nahm nur das Ehrenpräsidium an), die Abschiedsworte. Nach-  
 ich gegenseitig verabschiedet und sich baldiges, frohes Wiedersehen ge-  
 atte, begab man sich in die Franziskanerkirche. Nach kurzem, stillen  
 theilte der Cardinal den Segen. Thränen der Rührung und des  
 längsten in vieler Augen und in Aller Herzen lebte die Ueberzeugung:  
 dies waren Tage, die der Herr gemacht! unvergeßliche, erquickliche, se-  
 z. Die innigsten und zartesten Bande der Freundschaft wurden geknüpft,  
 und Hoffnung geknüpft, die Liebe und Begeisterung für Gott und die  
 ntründet. Der Herr hat ein Feuer angezündet, daß es brenne zum Heile  
 che, zum Wohle des gesammten deutschen Vaterlandes. Für W. hatte die  
 anmlung der deutschen Bischöfe auch noch den Gewinn, daß sich daselbst ein  
 scher Verein gründete, um dessen Zustandekommen sich Hofrath Busch beson-  
 berdiene erworben. In einer Abendversammlung, nach Beendigung der bis-  
 chen Beratungen, machte er in einer kräftigen Anrede aufmerksam auf die  
 der deutschen Nation, so lange Einheit im Glauben herrschte. Welche  
 ang die 25 Millionen Katholiken einnehmen könnten, wenn sie einig seien!  
 Domkapitular Krabbe aus Münster, welchen seine Freunde, wegen seiner  
 en Haltung, die westphälische Eiche nannten, sprach bei dieser Gelegenheit  
 kräftige Worte. Vor ihrem Abgange stellten die Hochwürdigsten Bischöfe,  
 olz für die Armen anzuschaffen, ein Geschenk von 300 fl. zur Verfügung.  
 eane die katholische Kirche! den deutschen Episcopat! Gott segne W.! Kt.

**Wunder.** Wenn vor unseren Augen eine außerordentliche That geschieht,  
 die uns bekannnen und gewissen Naturgesetze übersteigt, oder ihnen entgegen  
 müssen wir die That als solche anerkennen; das Geheimniß aber in ihr,  
 den Gegensatz zur Natur lösen wir durch die unmittelbare Einwirkung

Das wahrhafte Wunder ist also der unmittelbare Einfluß göttlicher  
 auf die Natur, es ist die Manifestation Gottes in der Natur u. Geschichte.  
 ist also der Grundcharakter des Wunders, daß an die Stelle der natürlichen  
 tät die höhere tritt, das Lebendige und Lebendigmachende, die Gottheit.  
 m Charakter des Wunders folgt auch dessen Möglichkeit. Gott hat der  
 Gesetze vorgezeichnet und durch diese ihr auch eine Art Vollendung und  
 ändigkeit gegeben, so daß ihr Wirkungskreis ein bestimmter und zugleich  
 schränkter ist, aus dem sie nimmer heraustreten kann. Die Natur ist also  
 bsolut oder selbstständig in sich, sondern wie geschaffen durch das Wort des  
 ers, so getragen durch das Fortwirken des Erhalters, mit ihrer Vollendung  
 nt sich nicht des Rechtes und der Macht begeben, unmittelbar auf sie ein-  
 z; es ist und bleibt das allgemeinste Weltgesetz, daß Gott allein als ab-  
 Macht und Weisheit in seiner Schöpfung wirke. Gott einer absoluten Na-  
 überstellen, oder ihn mit derselben identifiziren, hieße, ihn durch seine Ge-  
 schränken und in einem Gefängnisse schwächen lassen, das er sich selbst  
 hte, oder ihn einer Entwicklung, einem Werden, zu unterwerfen. Wenn  
 , als die Quelle des Wunders, durch unmittelbaren Einfluß die Natur  
 t: u. in ihr Erscheinungen hervorbringt, welche über die sicher bekannnten  
 und: so werden durch diese göttliche Thätigkeit jene nicht aufgehoben,  
 urchdrungen und modifizirt, entweder nach der Zeit, oder nach der

Kraft, oder nach beiden zugleich. Wie etwa eine Stein, der vermöge  
 tur nach unten zieht, durch eine mächtigere Kraft festgehalten, oder  
 geschleudert wird, ohne daß dadurch die Schwerkraft in ihm zerstört  
 das Wunder von Seite Gottes nicht Wunder, es ist Natur und G  
 schön sagt der heil. Augustin: „Quae quidem contra naturam plerum  
 lantur, non quod naturae adversantur, sed quod naturae modum, q  
 usitatus, excedunt.“ „Deus creator et conditor naturarum omnium  
 naturam facit; id enim erit rei cuique naturale, quod ille fecerit,  
 omnis modus, numerus et ordo naturae.“ — Was nun die Erken  
 W. anbelangt, so muß bei dem W. die Thatsache von dem W. Char  
 unterschieden werden. Ueber erstere entscheiden gesunde Sinne oder taugl  
 denen es weder an Kenntniß, noch an redlichem Willen gebricht.  
 des W.-Charakters urtheilt der gesunde, vorurtheilsfreie Verstand. U  
 so leicht zu erkennen, wie jede andere Thatsache, der Gebildete sowohl,  
 gebildete, kann in den meisten Fällen Zeuge und Richter seyn, nur da  
 fehlen Demuth und Aufrichtigkeit. Und damit in Betreff des W.-Ch  
 gesunde Verstand nicht irre werde durch Hinweissung auf die Tiefe, Ur  
 Unerkennbarkeit der Natur, genügen zwei einfache Bemerkungen: 1)  
 auch nicht wissen, welches die positive Gränze der Naturkräfte sei, d.  
 sie reichen, so kennen wir doch mit Gewißheit die negative, d. h. i  
 nicht reichen. Wir wissen z. B. mit Gewißheit, daß ein Wort unhe  
 fen nicht die Gesundheit und wirklich Todten nicht das Leben geben  
 wissen mit Gewißheit, daß vor langer Zeit Verstorbene, denen wir un  
 empfehlen, aus natürlichen Kräften uns nicht helfen können u. s. w. -  
 Kenntniß der negativen Gränze ist so gewiß, daß unser Leben, unsere  
 unser Thun und Lassen, ja selbst moralische Pflichten darauf basirt sind  
 stüzet sich die Medizin, die Mechanik, die Gesetzgebung u. s. w. I  
 zeugung ist Ueberzeugung der Menschheit und deshalb vom höchsten G  
 Nach dem Bisherigen können wir es denn auch für nichts Anderes, al  
 traurigen Beweis bösen Willens und eines durch diesen verkehrten Be  
 ten, wenn man noch Einwürfe hört, wie folgende: „Ungemein viel i  
 Kraft des Vertrauens und der Phantasie: aus der festen Ueberzeugung  
 haltener oder zu erhaltender Gesundheit könne man leicht alle Heilung  
 die man W. nenne. Auch habe noch Niemand die Kraft des theriäc  
 tismus ergründet; verbinde sich mit der festen Ueberzeugung des Ma  
 auch das Zutrauen des Kranken, so seien die wunderbarlichsten Wirku  
 funke schlummerte, könnten zum Leben zurückgekehrt seyn“ u. dgl. I  
 darauf ist sicher und leicht. Wir anerkennen, daß Zutrauen und Pl  
 viel zur Heilung beitragen; nicht bloß Regnault, Des Veux und ül  
 Geistesverwandten unserer Gegner, auch der gelehrte Papst Benedikt I  
 nem Werke de Beat. et Can. Sanct. haben solche Beispiele gefar  
 kommt dies in congreg. rit. bei der Heiligsprechung zur Untersuchung  
 es zugegeben, daß die, bis jetzt noch nicht genug erforschte, Kraft des  
 mus Wirkungen hervorbringe, über die der Unkundige staunt; aber ab  
 allen weiteren Erörterungen, die wir unseren Gegnern entgegenhalten  
 nügen unsere Prämissen bis zum Ueberflusse, um dergleichen Irrthümer  
 legen. Wir erkennen leicht und wissen sicher die negative Gränze der  
 Niemals kann Vertrauen unheilbaren, im zerrütteten Körper, nicht in  
 taffe hastenden Krankheiten auch nur Heilung erwirken, um so n  
 augenblickliche, vollkommene Heilung; niemals kann dasselbe verstüm  
 fehlende Körperteile augenblicklich herstellen oder ergänzen. Auch der  
 mus würde darin umsonst sich versuchen. Wenn dieser in Schei  
 schlummernden Lebensfunken zu wecken vermag, so sei seiner Kraft Ane  
 Dank gezollt; nur müssen wir erinnern, daß solche Proben seiner K

: dufferst wenige kennt, von gar Vielen verdächtigt werden und daß er  
 die Macht weder ausdehnen wolle noch könne. Ich verwelke bei-  
 der auf Lazarus, der vier Tage lang im Grabe lag u. bereits den Geruch  
 verbreitete; ferner auf jene Todte, welche schon lange vorher ge-  
 beim Tode Jesu aus den Gräbern stiegen und in Jerusalem ihre Freunde  
 u. s. w. So weit hat man es bis jetzt in Ansehung der W. gebracht,  
 kommt eine Zeit, daß man auch aus geheimen Naturkräften zu erklären  
 , wie Jesus mit einigen Broden und Fischen mehre Tausende speiste und  
 . Doch genug davon, nimmer wird man mit Grund in Abrede stellen  
 daß die W. leicht und sicher erkennbar seien. Aus dem Gesagten ist klar,  
 durch göttliche Causalität bewirkt werden. Da aber der Vater im Him-  
 le er ist die unendliche Weisheit und Wahrhaftigkeit, weder betrügen noch  
 werden kann, so leuchtet ein, daß nur zur Bekräftigung der Weisheit,  
 e zur Einführung des Irrthums wahre W. geschehen können. Es ist dies  
 chauptung, die selbst der Unglaube nie in Abrede gestellt hat, und, weil  
 in angenommen, ein unverteilbares Urtheil der Menschheit. Nur die Mög-  
 und Erkennbarkeit der W. im Allgemeinen, oder doch der wahren, im Ge-  
 der falschen, hat man läugnen wollen. Da mußte also selbst Satan vom  
 able herauf und W. wirken, zum Beweise, daß, wenn es nun einmal W.  
 wisse, man doch die wahren von den falschen nicht unterscheiden könne.  
 gegeben, daß Satan, als höherer Geist, Wunderbares wirken könne: be-  
 wir ja schon im Naturmechanism, wie allenthalben die, in den niederen  
 jen geltenden, Gesetze durch die der höheren aufgehoben werden. Aber nim-  
 man die Macht des Satans so auf die Natur ausdehnen, daß er wahre  
 und in der Natur, wie im eigenen Hause, schalte und frei nach Belieben  
 ume. Das Geschöpf ändert nimmer das Gesetz des Schöpfers und wie  
 es der Güte und Weisheit Gottes, einem gefallenem, bösen Geiste so  
 it verließen zu haben, oder zu verleihen, daß dessen Blendwerke zur Ver-  
 er Menschen nicht zu unterscheiden wären vom W., welches da ist das  
 Sigill der Wahrheit? Fassen wir das Gesagte zusammen, so folgt, daß  
 W., weil durch unmittelbaren Einfluß Gottes gewirkt, der stärkste und,  
 und leicht von Allen erkennbar, auch der allgemeinste und sicherste Be-  
 ir eine Lehre, zu deren Bekräftigung es gewirkt wird. Innere Kriterien  
 ie Offenbarung höchst wahrscheinlich, fast gewiß; aber die äußeren W.  
 agungen geben derselben volle Gewißheit für Alle, Gebildete und Unge-  
 Diese Beweiskraft ist auch der Zweck des W. und so sehen wir in  
 rstrahlen Gottes Güte und Barmherzigkeit, die da will, daß Alle zur  
 der Wahrheit und zur Heiligkeit des Lebens gelangen; wir sehen im  
 wiederstrahlen Gottes Weisheit und Allmacht, welche, was er für Alle  
 auch für Alle sicher und leicht erreichbar gemacht hat; wir sehen end-  
 . die Natur ausgesöhnt mit der Menschheit und hinübergeführt in eine  
 nung, welcher folgend, sie unmittelbares Organ der göttlichen Wahrheit  
 eug wird zur Belehrung und Heiligung der Menschen. Noch mehr,  
 das W. auch als notwendig. Eine gewisse, vererbte Betrachtungs-  
 iöser Dinge fesselt den Menschen mit so mächtiger Kraft, daß jede we-  
 eränderung, d. h. der Uebergang von der Lüge zur Wahrheit, völlig un-  
 ed ohne äußere Dazwischenkunft Gottes, ohne W. Ohne W. wäre das  
 n wohl nie dem Christenthume gewichen. Deswegen treten im Leben  
 s und der Apostel die W. am Gewaltigsten und dicht an einander ge-  
 , weil die noch ganz in sich geschlossene Gewalt der alten Welt, des  
 b Heidenthums, eben erst zu sprengen war und die Erstlinge für das  
 4 frem Zauberkreise entriffen werden mußten. So begreifen wir die in-  
 4 Worte unsers Heilandes: „Die Werke, welche ich im Namen meines  
 4 geben Zeugniß von mir. Gehet hin und saget, was ihr gesehen  
 4 lnde sehen, Rahme gehen, Aussägige werden rein, Taube hören,

Lobte stehen auf.“ Und vor der Auferweckung des Lazarus sprach der Herr da er noch entfernt von Bethanien war, zu den Aposteln: „Lazarus ist gestorben und ich freue mich euret wegen, daß ich nicht früher hinging“ (ihn gesund machen), „daß ihr glaubet“ (wenn ich ihn erwecken werde). Und hinstretend zum Grabe, hob er die Augen zum Himmel und sprach: „Vater, ich danke dir, du mich erhört hast. Ich wußte zwar, daß du mich allezeit erhörst, aber des umstehenden Volkes willen habe ich es gesagt, damit sie glauben.“ Die katholische Kirche hat sich auch immerhin durch W. als die wahre sich erwiesen, Jesus, unser liebevoller Heiland, ist nicht nur vor 1800 Jahren auf Erden erschienen und herumgewandelt, so daß er seitdem der Erde ganz verschwunden er ist vielmehr in seiner Kirche immer lebendig und wirksam. Demäß seines sprechens, bei der Kirche zu seyn bis an's Ende der Welt, lebt er immerfort bleibender Lehrer in derselben, da er sie unfehlbar erhält; er lebt in ihr immerfort als Heiliger und Bollender durch die Gnade des heiligen Geistes in den Sacramenten; er lebt in ihr immerfort als Wunderthäter, wie besonders in seinen verkärten Freunden. „Wahrlich, wahrlich sage ich euch wer an mich glaubt, der wird die Werke auch thun, die ich thue und wird noch größere, als diese, thun; denn ich gehe zum Vater.“ Demnach dauerte in der Kirche Christi die Wunderkraft fort und jene Kirche wird die wahre seyn, die durch W. sich erweist. Nun wissen wir aber, wie Christus lebend und wirksam in seiner Kirche durch alle Jahrhunderte sich als Wunderthäter offenbarte und wie eben diese (die katholische) Kirche durch die in ihr fortwirkende Wunderkraft jederzeit sich selbst als die wahre bezeugte. Im Anfange der christlichen Kirchengeschichte fesselt besonders eine Begebenheit unsere Aufmerksamkeit nämlich die Bekehrung der Heiden zum Christenthume. Es bekehrten sich Könige, Fürsten und Ungebildete, Menschen jedes Alters und Standes: es handelte sich um die heiligsten Interesse der Menschheit: nicht nur um Festhaltung der religiösen Begriffe, sondern um die Umtauschung des Gewohntnen, so lange Festgehaltenen mit Etwas, was neu war: es handelte sich um den Uebertritt von völliger Heidenheit zur äußersten Selbstverläugnung, um die Annahme einer Religion, die die Sündenkreuzigt, den Einen zum Aergernisse, den Anderen das Ziel des niedrigsten Spottes war; deren Verkündiger, arme, ungebildete Fischer aus einem fremden, verachteten, geknechteten Lande stammten und deren Befenner nur Schmach, Elend oder der grausamste Tod erwartete. Und doch sehen wir schon im zweiten Jahrhunderte die Christen durch die meisten Länder der damals bekannten Welt zahlreich verbreitet. Umsonst hat man die Ursache im Gange der Begebenheiten oder in obwaltenden Umständen gesucht; es ist das W., welches fortdauernd in der Kirche aus Heiden Christen machte. Nur das W. bewog die Heiden, erregte die Christen, Bekenner und Martyrer zu werden, nur das W. bewirkte, daß, nach dem Zeugnisse des Tertullian, „immer mehr Christen sich zeigten, je mehr man hinschlachtete und daß Christenblut zum Samen der neuen Pflanzung wurde.“

Wurmlingen, katholisches Pfarrdorf im Oberamte Rottenburg des württemberg'schen Schwarzwaldkreises, mit 1100 Einwohnern und einer schönen, im Jahre 1820 neu erbauten Pfarrkirche. Derselben von dem Orte liegt der sogenannte Wurmlinger Berg, ein von allen Seiten freistehender, hoher Bergkegel, auf dessen Gipfel eine Kapelle emporragt, welche die Zierde der ganzen Umgegend weit und breit ist. Die Gemeinde von W. hat freiwillige Beiträge zur Erhaltung derselben zusammengelegt, denn eine sehr merkwürdige Erinnerung knüpft sich an Berg und Kapelle. Im J. 1050 errichtete nämlich ein Graf von Calw hier die Stiftung eines geistlichen Jahrestags, welcher, nach Angabe mehrerer Urkunden, am Dienstage nach Allerseelentag feierlich begangen werden soll. Die damit verbundenen Gebräuche bestanden und bestehen theilweise noch in Nachfolgendem. Am Vorabende des Festes hat sich der Kammerer mit seinem Weibe auf den Berg zu begeben und alle Dienstleute in Eid und Pflicht zu nehmen. Ein Wagen mit dürrem Holz und einem Saß mit Kohlen, einem Fuder Heu und oben drauf eine

eine Gans und ein dreijähriger Stier, auch ein drei-, ein zwei- und einjähriges Schwein sollen auf den Berg gebracht werden; auch dreierlei Wein man nicht drei-, zwei- und einjähriges Bier haben kann; ferner Brod. Die benachbarten Pfarrer sollen sich Morgens zu Fuß oder zu Pferd mit ihren Kuzenkappen mit ihren Mesnern auf den Berg begeben und, so ein ehrbarer Mann begegnet, sollen sie ihn mit zu Gast nehmen. Auf dem Berg sollen ihre Pferde an das Fuder Heu mit einem neuen Stricke gebunden werden und ein neuer Kübel mit einem Viertel Haber vorge stellt werden, welche die Mesner mit sich nach Hause nehmen mögen. So ein Pfarrer zu spät kommen würde, soll er um einen Scheffel Korn gebüßt werden. Die sämtlichen Pfarrer begeben sich dann in ihren Kuzenkappen, jedoch ohne Sporn, in die verordneten Vigil- u. Seelenmesse. Nach dem Libera geht der Dekan mit dem Chor, legt die beiden Enden derselben über die beiden ältesten Mitglieder der Kammerer verliest sodann die Stiftung, worauf er dem Dekan den Schlüssel der Schlüsselkammer ablegt und am Schluß alle Anwesenden zur Tafel einladet. Man bringt die Sunderstücken um die Stierhaut sitzen und gibt Befehl zum Essen der Speisen. Sobald sich die Herren niedergelassen, schneidet der Dekan in ein Weißbrod oben ein Loch, und geht mit demselben umher und legt einen Pfennig einzulegen; das Brod bringt er dann den Sunderstücken, die Stierhaut unten sitzen. Nun wird aufgetragen, zuerst die Schweinsfüße oder geröstet, dann die Kräglin und die Mäglin, dann versottene Stücke guten Stücken Fleisch, dann Sulzfißch mit gelber Brühe, ferner je eine gebratene Gans, in der Gans ein Huhn und in dem Huhn ein Tauben. Zuletzt gibt man Tauben, Braten, Ris, Obst u. s. w. Nach dem Essen der erwähnten Trachten wird immer frisch Brod und Wein aufgestellt, was nicht gegessen u. getrunken, wird jedesmal, so wie es abgetragen, den Armen gegeben. Wenn der Imbiß aus ist, so nimmt man, was übrig bleibt, Speck, Schmeer, Unschlitt, roh, oder gekocht, und gibt's den Armen wie sonst daher kommen. Die Speisung der armen Leute, über Obengesagtes soll seyn eine Pfefferbrühe und Fleisch und Jeglichem ein Brod und ein Glas Wein. Dem Bedellen gibt man Speck, Schmeer und Fleisch, ungeachtet. Auf die Nacht dem Hausgesinde, nachdem ihrer sind, ein Glas Fleisch, daß sie zu essen haben, item 10 Schillinge pro valet. „Wann man wisse, daß die Herren von dem Capitel alle, oder der Mehrere Theil davon von dem Dienst, des Ihnen nit beschehen oder gethan were, daß sie so soll der elteste Herr von Calw stehen uf seinem Ross in syner Steigbügel, soll ein güldne Pfennig schnellen gegen dem Gotteshaus, und sollen alle Gueter, die zu dem Seelengeräth gehören, ledig seyn, und soll dann der Herr von Calw, von dem Capitul diesen Dienst und Seelgeredt geben, als hievor benamt ist.“ — So weit die Ordensregel dieser alten Bruderschaft bis auf die neuesten Zeiten bestand. Nach der Reformation fanden auch angelikche Geistliche dabei ein, was aber zu manchen Irrungen Veranlassung; noch heut zu Tage wird durch die Pfarrer der Nachbarschaft dieses Festes mit Todtenvigil, Seelenämtern und Vesper am Dienstage nach der Kirchweihe im Oktober gehalten und Jeder erhält für die beschriebene Festes 8 Gulden.

**Bydenbrugg**, Oscar von, geb. 1815 zu Aschenhausen, einem Dörfchen im Oberland, wo damals sein, aus einer adeligen Familie Westphalens, Vater wohnte, erhielt den ersten Unterricht von Hauslehrern, im 15. Jahre in das Gymnasium zu Eisenach trat, wo er in 4 Jahren die besten Classen absolvirte. Seine Mitschüler rühmten von ihm, daß er durch die Klarheit des Urtheils, durch seine entschiedene Wahrheitsliebe und durch seinen edlen, acht noblen Sinn, ausgezeichnet. Ein edler Ehrgeiz, das Streben nach dem höchsten Geiste, spornete auch ihn an, es selbst in untergeordneten Classen zu versuchen. Aber eben dieser Ehrgeiz ließ ihn auch

den Ernst seiner Vorbereitungsstudien nicht vergessen, so daß er, mit den Censuren versehen, die Universität Jena beziehen konnte. Dort nahm er an den Verbindungen und Bestrebungen der Studentenwelt Antheil, gewann in derselben mehr durch sein klares, scharfes Urtheil, als durch die Rede, die sich merkwürdiger Weise erst später entfaltete, einen bedeutenden Ruf. Nach zweijährigem Verweilen in Jena ging er ein Jahr nach Berlin, und ungeföhrt in stiller Zurückgezogenheit sich seinen juristischen Studien zu und dann nach Heidelberg, wohin ihn das regere, politische Leben und die der Umgebung zogen. In seine Heimath zurückgekehrt, meldete er sich nach Frist zum Examen und erhielt die erste Note, was bald durch seine Anstellung als Advokat in der zweiten Stadt des Großherzogthums belohnt ward. Hier nun seinem Berufe mit Geschick und Talent ob und ward in kurzem Vielbeschäftigten seines Standes gezählt. Daneben aber gewann ihm seine einnehmende Persönlichkeit die Günst aller Stände, so daß man ihn nirgend mißte, während er selbst es vorzog, sich in näherem Umgange einem Kreis jugendlichen, aber strebsamen, Männern anzuschließen, wo er, durch keinerlei Pflicht beengt, sich frei und ganz seiner innersten Natur gemäß bewegen konnte. In der Achtung vor W. sollte sich bald in noch höherem Umfange bethätigen. Der herige Landtagsabgeordnete der Stadt Eisenach, dem man es nachrühmen darf, daß er trotz seiner Stellung als höherer Beamte mit Einsicht, Redlichkeit und praktischem Takte stets seinem Berufe zu genügen gestrebt, hatte erklärt, die Wahl fortan nicht annehmen werde und die Wahlmänner mußten da eine neue denken. Hierzu schien ihnen W. der Berufenste und erhielt da die Mehrheit der Stimmen. Der Landtag trat im Februar 1847 zusammen und besaß das Vertrauen alsobald die persönliche Erscheinung W.'s seinen Collegen ein bewies das seltene Beispiel, daß er, der zum ersten Male in die Ständeversammlung eingetreten, nach dem Kanzler von Müller, dem bisherigen zweiten Gehülften des Landtagsvorstandes, die meisten Stimmen zu diesem Ehrenamte erhielt. W. in der ersten Zeit wenig und zwar, wie er an seine Freunde schrieb, weil so recht das Herz dazu hatte; aber er ahnete es nicht, daß er durch seine Stimmgebungen schon die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Die nach und nach immer erhöht und steigerte sich endlich zu einem wahren Enthusiasmus. In den Märzstürmen des Jahres 1848 hob ihn die Günst des Volkes den Ministerseffel, der Großherzog ernannte ihn zum geheimen Staatsrath. Wochen darauf entsandte ihn der erste Wahlbezirk des Landes als Abgeordneter zum deutschen Parlament. Dort gehörte er neben Kirchgessner aus Württemberg, Zell aus Trier u. A. dem Klubb im Württembergischen Hofe an. Nach der Trennung der Nationalversammlung betheiligte sich v. W. an der Versammlung ehemaliger Reichstagsabgeordneter in Gotha.

## J.

**Janke.** Bekanntlich ist dies der Spitzname, mit welchem John Bull Bruder in Nordamerika beehrt. Nachdem die Etymologen verschiedene Hypothesen über die Ableitung dieses Namens aufgestellt, will man in neuerer Zeit haben, daß J. nichts Anderes ist, als die von den Indianern vererbte Sprache des Volksnamens der Engländer.

**Jeziden, die, oder Jesiden.** Ueber diese Völkerschaft oder Sekte das „Magazin für die Literatur des Auslandes“, Jahrgang 1849 nach Tiflis erscheinenden Journal Kaukas (der Kaukasus) interessante Notizen. Hat den J. fälschlich den Namen der Teufelsanbeter beigelegt, sie



der in der That Ueberbleibsel eines altchristlichen Volksstammes zu seyn. Ein Theil derselben hat sich vor den Verfolgungen der Türken nach dem russischen Armenien gerettet. Der Name „Bejide“ erweckte und erweckt noch jetzt Abscheu und Verachtung bei allen asiatischen Völkern, sogar bei den räuberischen Arabern, unter denen gleichfalls B. wohnen. Mit unerschütterlichem Muth hat diese Völkerschaft, dem Haße und allen Bedrückungen zum Troste, sich und ihren Glauben bis auf den heutigen Tag unverändert zu erhalten gewußt. In Kurdistan und Mesopotamien, sowie auf mehren Punkten Syriens, befreite sie sich mit den Waffen in der Hand vom Joch der Perser und Türken, u. es gelang ihr sogar, ganz unabhängige Fürstenthümer zu gründen, wie zu Adana (im alten Cilicien), wo sie sich im Jahr 1837 gegen die türkischen Stämme des Taurus ausgesendet wurde. Die Kurden konnte man nicht unterwerfen, die B. aber, die zugleich ihrer Religion entsagen und den Islam annehmen sollten, nur ausrotten. Von denen, die nicht im Kampfe geblieben, starb der bei weitem größte Theil den Märtyrertod für den Glauben seiner Väter. Nur eine geringe Anzahl rettete sich durch die Flucht. Nach den Angaben armenischer Geschichtschreiber zählten sich früher gegen 200,000 Familien zu dieser Sekte, wie viele davon noch übrig sind, läßt sich nicht bestimmen. — In den Religionsansichten der B. scheint sich durchaus Nichts zu finden, was auf eine Anbetung des höchsten Prinzips hindeuten und ihren angeblichen Zusammenhang mit dem Pantheismus bekräftigen könnte. Sie halten sich vielmehr für die besten u. reinsten Christen. Ihre religiösen Ceremonien weichen meistens nicht sehr von denen der armenischen Kirche ab. Sie nennen das höchste Wesen Allah und sehen an die Göttlichkeit, so wie an die Menschwerdung Christi, der in die Welt gekommen, um sie zu erlösen und sie an ihren göttlichen Ursprung zu erinnern. Alle Propheten, Apostel und Heiligen werden von den B. in Ehren gehalten, obgleich sie ihnen keine Feiertage widmen. Ueberhaupt beschränkt sich die Festlichkeit ihrer Feste auf diejenigen Tage, welche auch für die Armenier von besonderer Wichtigkeit sind. So feiern sie den Tag des heiligen Sertis (Sergius), den auch die Tataren unter dem Namen Edir-Nabi kennen, u. die beiden letzten Wochen vor Ostern. Um diese Zeit beobachten sie ein dreitägiges Fasten bei Wasser und Brod, und Viele von ihnen geben dann sogar dem Vieh weniger Futter. Der heilige Georg steht bei ihnen gleichfalls in hohen Ehren; überhaupt sind sie sehr gottesfürchtig, gehen oft in die Kirche und nehmen mit der größten Aufmerksamkeit an dem Abendmahl. Dessenungeachtet trifft man bei ihnen oft Spuren des Mahomedanismus, z. B. die Beschneidung; auch lassen sie, wenn gerade kein Priester in der Nähe ist, ihre Ehen durch einen Mulla schließen. Ihre Kinder werden nach christlicher Weise, wo es die Gefeßlichkeit erlaubt, und der heilige Tag ist ihnen ein ganz christliches Fest. Eine besondere Ehrfurcht bezeigen sie dem Weine, den sie „Anarffe-Joscha“, d. h. Christi Blut nennen. So oft sie Wein trinken, muß Einer die Worte „Egichi Joscha“ (aus Liebe zu Jesu) aussprechen, welche dann alle Anwesenden wiederholen. Sie trinken niemals, um sich berausigen oder zu betauschen, sondern genießen den Wein wie eine geheiligte Gabe, lassen keinen Tropfen im Becher zurück u. halten diesen beim Trinken mit beiden Händen, um ja nichts zu verschütten. Geschieht es dennoch, daß ihnen Tropfen auf die Kleider oder zur Erde fällt, so lecken sie ihn sorgfältig auf. Sie feiern übrigens statt des Sonntages den Donnerstag und unterscheiden sich in dieser Beziehung von Christen, Juden und Muhamedanern. Von allen Völkern der B. sind diejenigen am eigenthümlichsten, die bei ihren Beerdigungen stattfinden. Sie legen die Todten mit dem Gesichte nach Osten, schließend die Augen um und über seinen Kopf, damit dieser frei bleibe, und bedecken den Obertheil des Körpers mit Erde. Zuvor aber legen sie ein Stück Brod, eine kleine Leinwand, einen Stab und ein Stück glatter, schon gebrauchter Seife neben die Leiche, und sprechen dabei einige Worte ins Ohr raunen, welche auf den glücklichen Abgang des Verstorbenen in das Paradies Bezug haben. Alle übrigen Beerd-

igungs-Ceremonien, so wie die Lieder, welche sie dabei singen, verheimlichen J. auf's sorgfältigste. Werden sie darüber befragt, so schweigen sie über die große Unzufriedenheit. Einen bestimmten und bleibenden Begräbnisplatz hat Niemand bei den J. gesehen.

**Yrrsee**, im bayerischen Regierungsbezirke Schwaben und Neuburg, Laichts Kaufbeuren, vormalige, reichsunmittelbare Abtei Benediktiner-Ordens, u 1182 von Heinrich, Markgrafen von Ronsberg und seinen Söhnen gestiftet w Die Klostergebäude nebst dem Konventgarten sind seit 1832 der Kreisbirren zur unentgeltlichen Benützung überlassen.

**Jünnan**, die südwestlichste Provinz China's, von Hinterindien, Butan Tibet begränzt, ist sehr gebirgig — ein wahres Alpenland — und reich an ber, Gold, Kupfer, Quecksilber und Zinn. Auch Achate, Sapphire, Rubin, Bernstein, Jadestein, Lapislazuli und Koralle finden sich hier. Sodann liefert diese würdige Gebirgsprovinz kostbare Gummiarten, Baumfrüchte, Thee und heil Kräuter, Seide, Wachs, Moschus, Perlen, treffliche Pferde, Jagdthiere, Eleph Tapire. J. soll über 5 Mill. Einwohner haben; es zerfällt in 13 Departem Die Hauptstadt Jünnan wird gerühmt wegen ihrer lieblichen Lage am See, von welchem Kanäle in die Gassen geleitet sind. Sie hat Seidenweb Tapetenfabriken, wichtigen Handel und starke Pferdezucht in der Umgegend. In der Nähe ist ein Berg, welcher eine ganz besondere Art Thee erzeugt, der Kaiser nach Peking in Kugeln oder Tafeln als Extrakt gebracht wird. — J erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts unterjocht worden. Die große F barkeit der Provinz, ihr Selbstrag, ihr Metallreichthum haben China's B scher stets zu ihrer Behauptung angelockt, aber es kostete lange und se Kämpfe, indem die Gebirgsvölker J.s an Rüstigkeit und Muth die Chinesen übertreffen. In den zunächst an J. gränzenden Gebirgslandschaften hauser wollten Miaotzen, die jetzt noch wie vor Zeiten Streifsüge machen in die G von China. Ihre Hauptkraft besteht in Reiterei, deren Bergkletter unverw sind und die steilsten Abhänge hinauf und hinab galoppiren. Dem Vertilg kriege, mit welchem die Chinesen es seit Jahrhunderten überziehen, setzt diese eine bewundernswerthe Tapferkeit entgegen u. übt in der Vertheidigung seiner heit Heldenthaten aus, welche denen der Schweizer, Tyroler, Mainotten und berer europäischer Alpenvölker sich zur Seite stellen dürfen. — J. J. Da Notices of the Frontier of the Burmese and Chinese Empires.

### 3.

**Zacatecas**, Staat im Innern der merikanischen Union, 850 □ M. mit ungefähr 300,000 Einwohnern. Das Land ist Hochplateau, wenig bewo aber sehr reich an Waldungen und noch reicher an Bergwerken. Die Hau gleichem Namens, mit 33,000 Einwohnern, gewährt durch ihre Menge von R (darunter eine berühmte Wallfahrtskirche) und Klöstern einen schönen An überdies hat sie auch einzelne elegant gebaute Paläste und auf dem Mark ein geschäftiges Treiben zu bemerken. Man findet hier ein großes Münzgeb zwei schwunghaft betriebene Salpeterminerale u. in der Umgegend viele Silber Die merkwürdigste derselben ist die von Betagrande, welche jetzt eine br Bergwerksgesellschaft bearbeiten läßt.

**Jägerle**, Roman Sebastian, Fürstbischof, von Sedau, gebor Kircheng in der Diözese Augsburg, am 20. Jänner 1771, trat frühzeitig, 19. September 1788, zu Wiblingen in den Orden des hl. Benedikt. Dort st er die Theologie u. erhielt 1793 die Priesterweihe. Man verwendete ihn h

als Professor des alten und neuen Bundes; 1803 berief man ihn als nach Salzburg, dann nach Krakau, Prag und Wien; überall lehrte er Eiferung, durch die That sein Wort bekräftigend. Von 1822 — 24 er-  
 Metropolit von Salzburg, Augustin Gruber, unsern J. zum Bischofe  
 Am 31. Oktober 1824 nahm er von seiner Diözese Besitz; zugleich  
 die Administration der seit 1805 verwaisten Diözese übertragen. Durch  
 1 Jahre arbeitete nun J. als wahrhaft apostolischer Bischof und kämpfte  
 und unermüdet gegen den Josephinismus und die durch denselben in's  
 jenene Bureaucratie, was um so ehrenhafter ist, da er unter dem ge-  
 österreichischen Episkopate lange Zeit der Einzige war, der sich nicht  
 auch den Nachhabern zu mißfallen, wenn es die Ehre Gottes galt. „Uni-  
 romanus Episcopus in Austria“ (es gibt nur einen wahrhaft römisch-  
 Bischof in Oesterreich) sagte Papp Gregor XVI. über Roman J., als  
 J. 1844 (18. Juni) zu seinem Hausprälaten, Assistenten am päpstli-  
 chone und Comes romanus ernannte. Mit vollem Rechte konnte sein  
 h. Dr. A. Schlör, in der Wiener Kirchenzeitung (1849 Nr. 9.) von ihm  
 also oben anstellen: Vivit dominus, quia rectus es tu et bonus . . . sed  
 non places, l. Reg. 29. 6. Zu bemerken aber ist hierbei, daß ihm der  
 Hof, Kaiser Franz und Ferdinand, persönlich sehr zugethan waren, aber  
 ge System ihn in Fehden mit den Bureaucraten verwickelte. J. starb im  
 48.

C. M.

linger, von Thurn, 1) Franz, geboren zu Bogen den 14. Februar  
 wirkte zu Hall und Trient, trat 1760 in die Gesellschaft Jesu und ward  
 Stadtpfarrer. Seine Lieblingsfächer waren die Mathematik und  
 die er auch von 1777 — 1815 an der Innsbrucker Hochschule lehrte. Er  
 eine große Menge von ihm verfaßter Schriften — 18 größere und klei-  
 neren im Drucke, 108 blieben Manuscripte. Fast alle beziehen sich auf  
 die u. physikalische Gegenstände. Der Kaiser Franz decorirte ihn 1815  
 großen goldenen Verdienstmedaille sammt Kette. J. starb am 28. Sept.

2) J., Jakob Anton, Bruder des Vorigen, geboren 1735 zu Ober-  
 enfalls Jesuit. Als solcher lehrte er zu München und Dillingen, wo er  
 merk, Lehrbuch der Philosophie, nach Newton's Methode, dessen System  
 n Deutschland docirte, herausgab. Nach Aufhebung der Gesellschaft Jesu,  
 te er in seine Heimath zurück u. erhielt an der Hochschule zu Innsbruck  
 l der Physik 1776. Ein Jahr darauf folgte er dem Rufe als Professor  
 rechts nach Augsburg. Seine „Institutiones juris naturalis et ecclie-  
 sticæ“ in 5 Büchern 1784, die er hier verfaßte und dem Papste Pius VI.  
 wurden 1813 zu Utrecht, 1825 zu Paris und später, auf Geheiß des  
 o XII., zu Rom aufgelegt, wo sie noch als Vorlesebuch gebraucht werden.  
 ch 5 Bände nachfolgen, welche das kanonische Privatrecht behandeln.  
 ch wollte ihn nach Rom ziehen, jedoch der Plan scheiterte. 1807 verwies  
 verische Regierung nach Bogen, wo er am 16. Jänner 1813 starb. —  
 an Baptist, Bruder der beiden Vorigen und ebenfalls Jesuit, geboren  
 er lehrte zuerst Rhetorik und Philosophie zu Trient, dann letztere zu  
 (1767). Er schrieb Verschiedenes; besonders berühmt war zu ihrer  
 Abhandlung über die Verbesserung des Ackerbaues in Tirol, 1769, eine  
 wisschrift. Nach dem verhängnißvollen Jahre 1773 zog er sich nach  
 Hof und starb dort den 11. Juli 1785.

C. M.

3) J. B. von, bayerischer Staatsrath im außerordentlichen Dienste  
 Landeshauptmann, wurde am 3. August 1785 in dem bayerischen Land-  
 Dillingen an der Zusam geboren, wo sein Vater Kaufmann war. Seine  
 er auf dem damals mit hochgeachteten Lehrern besetzten bischöf-  
 lichen Dillingen u. vollendete sie auf der Universität Landshut. 1809,  
 nach dem Land Bayern durch die großen Kriegerkämpfe Oesterreichs schwer bedroht  
 den Waffen u. stand dem Aufstande der Vorarlberger gegenüber.

1810 trat er in die damals errichtete Nationalgarde und wurde als Ordnungsoffizier im Dienste der Kaiserin Maria Louise verwendet. Nach der Hand er er die Stelle eines Polizeikommissärs in Neu-Ulm, wo sein Eifer bei Wahrung der Interessen Bayerns ihn mit den württemberg'schen Beamten, welche sich Ulm her manche Uebergrieffe erlaubten, in ernste Konflikte verwickelte, so daß die Betretung des jenseitigen Gebietes bei Strafe sofortiger Abführung auf Hohenasperg verboten wurde. Diese Verdrießlichkeiten endeten mit der Berufung Z.'s nach Eichstädt im Sommer 1811. Beim Beginne des Befreiungskrieges J. 1813 nahm er wieder Kriegsdienste und erhielt ein Hauptmannspatent. ! dem Sturze Napoleons trat er in die Civillaufbahn zurück, wurde 1816 Regierungsrath in Speyer, 1826 kam er in gleicher Eigenschaft nach Augsburg, 1 nach München, 1832 endlich erhielt er die Beförderung zum Ministerialrath, nämlich Jahre wurde der Feldmarschall Fürst Wrede mit einem Armeekorps das aufgeregte Rheinbayern geschickt und erhielt Z. als Civilkommissär beigegeben. Als er seine dortige schwierige Aufgabe mit Umsicht und Humanität gelöst kam er als Regierungsdirektor nach Passau, wurde 1837 in den Ministerium nach München zurückberufen, 1846 aber zum Präsidenten der Regierung von Oberbayern in Landshut ernannt. Am 18. Februar 1847 erhob ihn König Ludwig zum Staatsrath im ordentlichen Dienste und übertrug ihm die Verwaltung des Ministeriums des Innern, welcher er sich aber schon am 29. November des Jahres wieder entzog, um mit dem Range eines Staatsrathes im außerordentlichen Dienste nach Landshut in seine vorige Stellung zurückzukehren. — sandte ihn das Vertrauen seiner Mitbürger nach Frankfurt als Abgeordneter der Nationalversammlung, und im Juli 1849 wurde er als Regierungspräsident in die Pfalz versetzt, die von Parteien zerrissen und von dem kaum erst gedachten Aufstuhre tief erschüttert zur Wiederaufrichtung des Gesetzes des Friedens ad dings eines so erfahrenen und zugleich gemäßigten und menschenfreundlichen Mannes bedarf, wie Z. ist.

Zenter, Jonathan Karl, Botaniker, geboren den 1. März 1799 Sundremda im Weimarischen, Sohn des dortigen Predigers, zeigte von Jugend auf Vorneigung für die Pflanzenwelt; er kam 1813 auf das Gymnasium Weimar, 1818 auf die Universität Jena, um sich der Theologie zu widmen, aber wendete er sich dem Studium der Naturwissenschaften und der Heilkunde kam 1823 als Begleiter eines jungen Hamburgers nach Dresden, woselbst er Vorträgen an der medicinisch-chirurgischen Akademie beiwohnte, kehrte 1825 Jena zurück und wurde daselbst zum Med. Dr. promovirt, nachdem er schon den philosophischen Doktorgrad erhalten hatte. 1826 trat er als Privatdocent wurde 1828 außerordentlicher Professor in der philosophischen Fakultät, 1836 dentlicher Professor in der medicinischen Fakultät und Hofrath und war im Jahre zweiter Geschäftsführer der Naturforscher-Versammlung in Jena, starb schon am 6. November 1837. — Seine wichtigeren Schriften sind: „Das thier Leben und seine Formen“, Jena 1828. — „Merkantilsche Waarenkunde, Naturgeschichte der wichtigsten Handelsartikel“, 2 Bände, Jena 1829 — 32, Kupfern. — „Die Pflanzen und ihr wissenschaftliches Studium“, Eisenach 1 „Plantae indicae“, 2 Tafeln, mit Kupfern, Jena 1835. „Historisch-topographisches Taschenbuch von Jena und seiner Umgebung“, Jena 1836. „Flora von Thüringen“, Jena 1836 u. 1837.

Zetterstedt, Johann Wilhelm, Professor der Botanik und Oekonomie der Universität Lund, geboren den 20. Mai 1785 auf einem Landgute in Provinz Dängehlund, Sohn eines Landmessers, zeigte von Jugend auf große Liebe für die Naturwissenschaften. Er besuchte das Gymnasium zu Linköping, 1805 auf die Universität Lund, wurde 1808 daselbst zum Philos. Dr. promovirt ward 1810 Docent und 1812 Demonstrator der Botanik, wendete sich später dem Studium der Entomologie zu, machte wiederholte naturwissenschaftliche Reisen durch Schweden, namentlich in die Gegenden des höchsten Nordens und in

1839 Professor der Botanik und Oekonomie, nachdem er mehre Jahre schon die Stelle eines Sekretärs der Universität versehen hatte. — Von 3.8 Schriften sind zu erwähnen: „Fauna insectorum lapponica“, Paris 1828; „Monographia scalophagarum Scandinaviae“, Paris 1835, mit Abbild; „Monographia dipterorum Scandinaviae“, 5 Bde., Lund 1843 — 46. E. Buchner.

Zeune, August, Professor an der Universität und Direktor der Blindenanstalt in Berlin, geboren den 12. Mai 1778 zu Wittenberg, Sohn eines Professors, besuchte das Gymnasium und die Universität seiner Vaterstadt, habilitirte sich 1802 daselbst als Privatdocent der Erdkunde, wurde aber schon 1803 als Lehrer an das graue Kloster in Berlin berufen, gründete und eröffnete 1806 die Blindenanstalt in Berlin und erhielt dieselbe während der Kriegsjahre durch eigene Ansehung. 1810 wurde er außerordentlicher Professor der Geographie an der Berliner Universität; 1813 befehligte er eine Abtheilung des Berliner Landsturms. Z hat sich besonders um den Blinden-Unterricht und zunächst um die Berliner Blindenanstalt große Verdienste erworben. 1814 stiftete er die Gesellschaft für deutsche Sprache und 1823 die Gesellschaft für Erdkunde. — 3.8 wichtigere Schriften sind: „Oea, oder Versuch einer wissenschaftlichen Erdbeschreibung“, Berlin 1809, 3. Aufl. 1830; „Bellisar, über den Unterricht der Blinden“, Berlin 1808, 4. Auflage 1834; „Ueber Blinde und Blindenanstalten“, Berlin 1817; „Ueber Schädelbildung zur festen Begründung der Menschenrassen“, Berlin 1846. E. Bu hner.

Ziegler, Jakob, ein berühmter Mathematiker, Erdbeschreiber, Gottesgelehrter und Dichter des 16. Jahrhunderts, war zu Landau in Niederbayern geboren. Er suchte in den Wissenschaften auszubilden, bereiste er fremde Länder, doch kennt man den Weg, welchen er eingeschlagen, nicht genau. Nur so viel weiß man gewiß, daß er eine Zeit lang auf den Gütern des Freiherrn Runa von Rhunstatt in Thüringen lebte, wo er sich viel mit den Waldensern beschäftigte und Schriften über ihre Lehre verfaßte (1510 — 1512). Im J. 1523 war er zu Rom, von wo er sich nach Wien begab, dort einige Jahre als öffentlicher Lehrer lebend, bis ihn die Schrecken der ersten Belagerung dieser Stadt durch die Türken vertrieb (1529). Er fand eine Zufluchtsstätte in Passau bei dem Bischofe Wolfgang aus dem Hause der Grafen von Salm, und dieser gelehrte Kirchenfürst schützte unsern Z. so hoch, daß er ihm nach seinem Tode — er starb im August 1549 — ein kleines Stadmal errichten ließ. — Z. ist von Einigen der Hinneigung zum Protestantismus beschuldigt worden, aus dem Grunde, weil mehre seiner Schriften auf ihn gesetzt wurden und weil er ein vertrauter Freund des Erasmus von Rotterdam war, für welchen er eine Lanze gegen die Verläumdungen des Jakob Cornia brach. Indes muß es mit seiner Häresie nicht so arg gewesen seyn, denn auch würde ihn Bischof Wolfgang, dessen Strenggläubigkeit bekannt war, nicht in seinem Schutze genommen haben. — Z. verfaßte einen Commentar zum Plinius, Beschreibungen Syriens, Arabiens, Palästinas, Skandinaviens und anderer Länder, eine Geschichte des Königs Christian II. von Dänemark, des Papstes Clemens VII. u. zahlreiche astronomische, mathematische, theologische u. Abhandlungen, Briefe und Reden. mD.

Zimmer, Patrius Benedictus, geboren den 22. Februar 1752 zu Wetzlar, vollendete in Ellwangen die Gymnasial- und philosophischen Studien, worauf er sich an der damaligen Universität Dillingen der Theologie und der Philosophie widmete. Im J. 1775 zum Priester geweiht, erhielt er 1777 die Stelle eines Repetitors des Kirchenrechts im Studienconvikt zu Dillingen und wurde 1781 Professor der Dogmatik. Im J. 1791 wurde ihm die Pfarrei zu Wetzlar verliehen, von welcher er 1799 als Professor der Dogmatik an die Universität Dillingen und 1800 nach Landshut berufen ward. Im J. 1806 in den Ruhestand versetzt, wurde er 1807 mit der Stelle eines Professors der Archäologie an der Universität Landshut betraut. Z. starb 1820. Die wichtigsten Schriften dieses kraftvollen und tief sinnigen Theologen sind: 1) Dessen Dogmatik: Genereller

Theil: *Veritas christianae religionis*, II. Tom., Augsburg 1789; specieller Theil: *Theologiae christ. special.*, IV. Tom., Landshut 1802 — 1806, ein Werk, das durch die originelle und kraftvolle Darstellung mächtig ergreift; „*Philosophische Religionslehre*“, Landshut 1825, ein Werk, das von ächter, tiefer Speculation zeugt; „*Philosophische Untersuchungen über den allgemeinen Verfall des menschlichen Geschlechtes*“, Landshut 1809; *Untersuchungen über den Begriff und die Gesetze der Geschichte*“, München 1817. Eine geistvolle, ausführliche Darstellung dieser wichtigen philosophischen Schriften besitzen wir von Widmer. Dieselbe ist der vortrefflichen Biographie 3.8 von J. M. Sailer (s. d.), worin dieser den Freunde ein bleibendes Denkmal setzte, einverleibt, Landshut 1822. Die klassisch-philosophischen Schriften 3.8, eines geistvollen Anhängers Schelling's, verdienen größere Beachtung, als ihnen bis jetzt zu Theil geworden. Dr. S.

Zimmermann, Janaz Franz, Fürstbischof von Lavant, geboren den 26. Juli 1777 zu Winbisch-Heistriz in Unterkiermark, Sohn eines Postmeisters daselbst, erhielt den Elementar-Unterricht in der Normalschule zu Pettau u., nachdem er unter Leitung eines würdigen Priesters den Beginn seiner Studien gemacht, kam er zu deren Fortsetzung 1787 nach Grätz. Ausgezeichnet durch Talent und Verwendung, war er auch der Liebling seiner Collegen und weihete in der Gesellschaft edler Freunde die freie Zeit dem Studium der Classiker und fremder Sprachen. Einsehend, daß er nach vollendeten Studien zum Empfange der heil. Weihen noch zu jung sein würde, unterdrückte er seinen Wunsch, Priester zu werden und begab sich als Hörer der Rechte an die Wiener Universität. Sobald aber der erwünschte Zeitpunkt zum Beginne der theologischen Laufbahn herangekommen war; begann er in eben dieser Stadt die theologischen Studien und wurde, nach dem er dieselben in Grätz mit Auszeichnung vollendet hatte, von dem Fürstbischof Vincenz Joseph Grafen von Schrattenbach am Dreifaltigkeits-Sonntage (8. Juni 1800 in der M. Lorettokirche zu St. Andrea zum Priester geweiht. Er brachte Gott sein erstes heil. Messopfer in seiner Vaterstadt dar und wurde allort in Oktober 1800 als Kaplan angestellt. Vom 9. Mai 1805 bis 20. Juli 1806 war er Pfarrprovisor in seiner Geburtsstadt und blieb nach Belegung der Stadtpfarr bis zum 29. Oktober 1807 abermals als Kaplan allort. In den Herzen seiner Gemeinde, wie ihrer Umgebung, hatte er durch seinen Wandel und sein Wirken sich ein unumstößliches Denkmal gebaut. Begleitet von den Egenwünschen seine Vaterstadt, ging er als Hauptpfarr- und Dekanatsadministrator am 30. Oktober 1807 nach Saldenhofen. Was er dort bis zum 5. November 1809 in der Seelsorge, im Schulsache und vor Allem in der Grundlegung und Erleichterung einer ordentlichen Pfarr- und Dekanats-Geschäftsführung geleistet, würdigten jene mit lauter, gerechter Anerkennung, die nach ihm dort zu wirken berufen wurden. An diesen rastlosen Eifer zu belohnen und demselben noch eine größere Wirkungssphäre anzuweisen, berief ihn der Fürstbischof Firmian als Consistorialrath und Diöcesan-Schulens-Oberaufseher nach St. Andrea. Unermüdete Thätigkeit, die strengste Ordnungsliebe, selbst in den kleinsten Dingen, ein fleckenloser, wahrhaft priesterliche Lebenswandel, verbunden mit einem liebenswürdigen, edle Gemüther bezaubernden Benehmen, erwarben ihm die ungetheilteste Hochachtung und waren Ursache, daß man seine Gesellschaft suchte, während er seine Erholung am liebsten in Büchern und einsamen Spaziergängen zwischen den Felsen seiner anmuthigen Heimat fand. Nur kurze Zeit war es ihm gegönnt, in Widem, wohin er im Jahre 1816 als Dechant sich versetzen ließ, die gesuchten Freuden seelsorglichen Wirkens zu genießen; er wurde im September desselben Jahres zum k. k. Subernalrathe und geistlichen Referenten bei dem Landesgubernium in Grätz ernannt und trat diese so einflußreichen Posten als Domherr von Seckau am 29. November 1816 an. In ungebeugelter Religiosität, stets eingedenk seiner Priesterpflichten, bot er all seine Kräfte auf, um die ihm gewordene schwere Aufgabe mit unverbrüchlicher Gewissenstreue zu lösen. Wie er sie gelöst, bezeugen folgende Worte des Präsidial-Erlasses vom 17. August 1824, mit welchem ihn sein tief blickender Chef, Graf

bei der Enthebung vom Referate beehrte. „Indem ich Ihnen, Hochzu der erlangten neuen Würde Glück wünsche, kann ich das Schmerz nicht unterdrücken, welches mir die Trennung von einem Mitgliedeiums verursacht, das ich unter die Zahl der ausgezeichnetsten, mir gekommenen, Geschäftsmänner u. zwar nicht bloß als Referenten in geistbehrgegenständen, sondern auch als Botanten über alle politischen Anri mit vollem Rechte zählte. Empfangen Sie die Versicherung, daß der Landesstelle Hochachtung Ihnen auch nach dem Austritte aus ihm, dessen Stolz und Zierde Sie waren, folgen werde.“ — Fürst-Augustin Gruber hatte, von der ausgezeichneten Prærogative desopolitanstuhles von Salzburg Gebrauch machend, ihn zum Bischofeit ernannt. Zugleich wurde ihm bekannt gemacht, daß durch den Kaiserfürstenwürde mit der bischöflichen verbunden bleibe. Am 26. Augustß 3., begleitet von den Segenswünschen Aller, die ihn kannten, Gräß, Wien nach Salzburg, wo am 11. September seine feierliche Consecration Tags darauf die Consecration erfolgte. Erst am 21. November konnte 3. feierlich Besitz von seiner Kathedrale nehmen. Von nun an war Jahre der treue Führer der ihm angewiesenen Herde, abgeneigt und jeder Transferrung auf einen besser dotirten Bischofsitz, da sein anCharakter u. seine Liebe zu stillem Wirken die, selbst in den österrichiten fast unbekannt, heimatische Diözese vor allen lieb gewonnen hatte. n die zeitlichen Aussichten des neuen Fürstbischofs. Zwar erfolgte am 1826 die feierliche Uebergabe der Temporalien, aber die bischöfliche war damit keineswegs gedeckt, die bischöflichen Gebäude ertheilten kostparaturen, die Anforderungen der Patronatsleistungen wurden häufigernder. Da erwirkte er von dem Kaiser 1834 die Rectificirung der Condie bisherigen Entbehrungen. Wie er diese Summe und die erhöhete verwendete, zeigen die von ihm hergestellten Gebäude, deren einige, frünn, jetzt die lieblichsten Wohnungen sind. Es war sein angelegentlichster, durch, auch hierin seine Verpflichtungen so zu erfüllen, daß nach seinem dadurch Friede seiner Asche bliebe. — Ueber der Sorge für das Zeitfürstbischof 3. das Geistliche wohl keineswegs vergessen. Fast jede, auch ist gelegene, Pfarre seiner Diözese konnte sich rühmen, ihren Oberhirten sehen zu haben und in den Stand gesetzt worden zu seyn, in den Kaen Beweise ihrer religiösen Kenntnisse abzulegen, ihm die Firmlinge vor ihre Beschwerden und Wünsche vorzutragen. Regelmäßig wurden bin Jahren alle Pfarreien der 20 Dekanate seines Sprengels von ihm visirer herzlichste Empfang ward ihm allenthalben bereitet. Von seinen amtsen nach Hause zurückgekehrt, bot er Alles auf, um geräuschlos, mit : Schonung der Fehlenden, den bemerkten Mängeln abzuhelpen, die ihm Wünsche ungestört zu prüfen und ihnen, wo er es für gut erkannte, zu : Er hatte einen kleinen Kreis von Råthen sich auserlesen, die ihm, wie m besten Vater, wie Freunde dem heißgeliebtesten Freunde, zugethan darum sich beeiferten, seine Wünsche, denn Befehle hörte man nie : Kunde, auszuführen. Wie er Berirrten zugesprochen, wie er den er und nach dem Empfange der h. Weihen an's Herz geredet, wissen Jungen davon waren und tief gerührt von ihm schieden. Er hatte den : Man darf an keines, auch des verworfensten Menschen, Besserung : Wer ihn je das heil. Messopfer celebriren sah; wer es wußte, daß : Nachster Treue sein tägliches Officium auch dann verrichtete, wenn : Nachsten bis zur Nacht dauerten, oder er von der Reise schwer ermüdet : seine Engelsgebild in der Krankheit zu beobachten und zu sehen Ge : wie streng er das Fastengebot auch da noch hielt und wer dages : Kenntnisse erwägt, in die seine Bildung fällt, wird jene Gerechtlung, die er Allen zukommen ließ, auch ihm nicht versagen.

freie Zeit, die er sich gönnte, war der Lesung der Zeitungen, Zeitschriften, englischer und französischer Werke in der Originalsprache gewidmet. Welcher Freizeit der Literatur er war, bezeugt seine ansehnliche Bibliothek, die er, nebst viel werthvollen Prelioson u. anderen Emolumenten, deren Abgang er beim Bisthum antritte schwer empfand, zur Vergrößerung des Stellungsinventars dem Bisthum testamentarisch legirte. Welchen Antheil er an dem Werke: „Reihe der Bischöfe v. Lavant“ (Klagenfurt 1810) hatte, bekennet der Verfasser, Professor Dr. Langl Lemberg, mit dem offenen Geständnisse, „daß ohne die, von der Hand des Fürbischofs auf 34 eng geschriebenen Bogen ihm gemachten, Mittheilungen das Werk nie zu Stande gekommen wäre.“ Er hatte der Fürstlichen Würde einen wahrnehmbaren, fürstlichen Sinn, der bischöflichen Dignität apostolische Demuth als Gegenpart entgegengebracht; darum waren Würde und Freundlichkeit die hervortretenden, Alles fesselnden Charakterzüge seines Umgangs. Seine Umgebung mußte seine Wünsche erlauschen und sich zu den nützlichsten Liebesdiensten auf ihn selbst aufdrängen, weil er in beispielloser Resignation nicht wollte, daß Jemand das unbedeutendste Opfer ihm bringe. Von jeher in seiner Lebensweise musterhaft geregelt und mäßig, wurde er dennoch in den besten Mannesjahren von der Gicht befallen. Ohne zu klagen, ertrug er ihre oft heftigen Schmerzen. Im Dezember 1810 führte sie, aufgeregt durch eine plötzliche Verkühlung, eine Lähmung herbei, deren äußere Folgen größtentheils nach einiger Zeit wieder verschwanden. Aber eine bedenkliche Nervenschwäche und Abspannung der Kräfte blieb zurück. Der Gebrauch des Wilddades Gastein im Jahre 1841 war nicht ohne vortheilhafte Wirkungen, so zwar, daß, wenn auch mit merklicher Anstrengung, der kärnthnerische Antheil der Diözese visitirt werden konnte. So wie er am 25. März 1842 seinem Nachbar-Fürbischofe Georg Mayr den letzten traurigen Liebesdienst in feierlicher Einsegnung erwiesen hatte, so wollte er auch bei dem Leichenbegängniß von dessen Nachfolger, Franz Anton Sindl, am 26. Oktober 1841 nicht fehlen. Unter heftigen Regengüssen begleitete er den Leichenzug, hielt noch Tags darauf das Seelenamt, wurde aber an demselben Tage, während er zu Tische saß, von einer Ohnmacht befallen, die das Aergste fürchten ließ. Sich stark fühlend, wollte er vor dem Eintritte der rauhen Jahreszeit dem Fürbischofe von Gurk, Adalbert Lidmanský, einen nachbarlichen Besuch erwidern. Auf dem Heimwege heiterer und lebhafter, als seit langer Zeit, kam er am 27. September, Abends sechs Uhr, nach Hause und erklärte selbst, daß er sich recht wohl befände. Während er das Brevier betete, befiel ihn plötzlich ein Unwohlsein; diesem folgte heftiges Erbrechen, dessen Folge eine Ohnmacht u. bald darauf Bewußtlosigkeit war. Ein sanfter Schlummer ließ nochmal Hoffnung fassen, aber nach 10 Uhr Nacht waren die deutlichen Spuren des eingetretenen Schleimschlages zu bemerken. Er starb den 28. September, Vormittags halb 11 Uhr.

**Zipferhaus** (Szepes-Bar), merkwürdiges altes Bergschloß, nach welchem das Zipfer Komitat Ungarns benannt wird und an das sich zahlreiche Erbenungen knüpfen. Die Ruinen thronen vier Meilen von Rádszék auf einem hohen Kalkfelsen. Ein benachbarter zweiter Berg trägt das von einer Mauer umschlossene Zipfer Kapitel. Es besteht dasselbe aus der uralten gotischen thebrale St. Martin, der bischöflichen Residenz, den schönen Wohnungen der Domherren und dem bischöflichen Seminar. — Auf dem See ist Johann Zapolya geboren. mD.

**Zombor**, i. Freistadt und Hauptort des Bacsk. Dobrogher Komitates Ungarns unweit des Franzenskanals und der Donau, mit einem prächtigen Komitatshaus, zwei griechischen Kirchen, einer griechisch-schulischen Präparandenschule (Schullehrerseminar), einer katholischen Hauptschule, einer Kürbiszuckerfabrik, starkem Handel mit Getreide, Vieh und Manufakturwaaren, etwas Seidenbau u. 22,500 Einw., wovon die Hälfte Rajzen sind. — Ungewitter's neueste Erdbeschreibung mD.

**Zwiefalten**, ehemalige Benediktiner-Reichsabtei, im Oberen Rünfing



rgischen Donaukreises, liegt in einem stillen Wiesenthal der Aach, hohen, zum Theil felsigen Balzgebirgen und hat seinen Namen von den beiden Flüsschen Aach, welche hier zusammenlaufen; es noch im vorigen Jahrhunderte Zwiefaltach geschrieben. Früher als zum Kloster gehörige Gebäude, seit dessen Aufhebung haben sich ere Familien daselbst angesiedelt. Hauptgebäude sind: die ansehnliche seit 1812 Pfarrkirche; das Kloster mit seinen verschiedenen Abtheil- 812 ein Irrenhaus; das daranstoßende Prälaturgebäude; die ehemals- rei und der Studentenbau, der eine Zeit lange als Kaserne diente. Inmitten bei der Großkellerlei ist ein römischer Denkstein eingemauert, inchrift eines dem Sonnengotte geweihten Tempels enthält. An die ist eine große Kapelle angebaut, in der ehemals die Kapitel gehalten ie später dem protestantischen Gottesdienste eingeräumt wurde. Die ur Mutter Gottes, auch Münster genannt, ward 1738 angefangen r Inschrift über dem Portal 1753 vollendet. Trotz ihrer Ueberlad- cathen, ist sie eine der schönsten Kirchen in Württemberg. Außer tar, den zwei Gemälde von Guibal schmücken, die Kreuzigung Petri gung Stephani vorstellend, hat sie 14 Nebenaltäre. Sie hatte von denen die größere seit 1811 in der Stiftskirche zu Stuttgart . Leider hat dieses Kunstwerk aber durch den Mangel an Raum viel eigenthümlichen Schönheit verloren. Eine Menge Reliquien, die sich noch dort befinden, wurden ehemals in der Kirche aufbewahrt. Das Stück von diesen war die Hand des hl. Stephanus, wegen der das Anfechtungen zu bestehen hatte. Die Wittwe des Herzogs Boleslaus die sie um ein großes Landgut an sich gebracht hatte, machte 1141 in Geschenk damit, worauf sie von Otto von Steurlingen in feier- ion abgeholt wurde. Bei einem Besuche, den der Erzherzog Rat- iger Kaiser, mit dem Herzog Friedrich von Württemberg 1596 im re, drang er so sehr in die geistlichen Herren, ihm wenigstens einen : Hand zu überlassen, daß diese nicht umhin konnten, dem Gesuche

Doch mußte der willfährige Abt diese Nachgibigkeit, so wie die r Kummelung mit dem Verluste seiner Abtei bezahlen. Auch die Ge- er des Klosters sind in der Kirche aufbewahrt. — So weit sich die lben angeben läßt, wurde es 1089 von den Brüdern Cuno und en von Achalm, gestiftet. An der Stelle des Klosters stand vorher n gehörige Dorf Z., das von Nieder-Z., jetzt Zwiefaltendorf ge- erterscheiden ist. Dieses hatte seine eigene Pfarrkirche, so wie ein elchem die Mutter der Stifter ihren Vetter, den Papst Leo IX., als rem Besuche nach Calw reiste, bewirthete. Zum Danke für diese urde sie von dem hl. Vater mit seinem Leibgürtel beschenkt. — An-

die beiden Stifter das Dorf Altenburg am Neckar, in der Nähe hies, zur Erbauung des Klosters auserlesen; wegen Mangel an- ßen sie jenen Ort aber wieder und wählten Z. Das Werk wurde ht, denn, um den neuen Ordensbrüdern Platz zu machen, mußten : des Ortes auswandern; die Häuser mußten sich in Zellen, die ine Klosterkirche verwandeln. Unter Anführung des Abtes, Wil- schau, der die Grafen hauptsächlich zu der Stiftung bewogen hatte, t demselben Jahre 17 Mönche aus Hirschau in dem neuen Kloster t Hand ihnen nur ein Propst vor: doch schon zwei Jahre später er- : Würde eines Abtes, unter dessen Anleitung nun auch ein eigent- sbau wurde. Bis jetzt waren die Grafen von Achalm noch Eigen- schaften Guts geblieben, 1092 übergaben sie dasselbe aber feierlich, ligen Sitte, durch die Hand eines Dritten an das Kloster, worauf in vorhandenen Original-Urkunde 1093 die päpstliche Best- den bedeutendsten Wohlthätern von Z. waren die Gra

Behringen und der Herzog Boleslaus von Polen, der eine Gräfin von Berg Gemahlin hatte. Mit den Besitzungen vergrößerte sich auch die Anstalt, es w fortwährend gebaut und schon 1138 zählte das Kloster 70 Mönche und 100 L brüder. Zu gleicher Zeit mit dem Mönchskloster entstand neben diesem auch Frauenkloster, in welchem 1101 die Gräfin Adelheid von Dillingen, Wittwe Grafen Ulrichs von Gamberdingen, das klösterliche Gelübde ablegte. Man jedoch die allzugroße Nähe der Nonnen (denn ihre Zellen standen um die A der Mönche herum) bald eben so anstößig, als zweckwidrig. Deshalb wurde Veranlassung der Gräfin Adelheid in einiger Entfernung ein neues FrauenK erbaut und auch 1138 bezogen. Wie dieses wieder aufgehoben worden ist, man nicht; in der Mitte des 13. Jahrhunderts verschwindet es und 1591 w die Ueberreste vollends abgetragen, der Platz aber zu einem Kirchhofe verw. Die Schirmvogtei über Z. war lange Zeit ein großer Stein des Anstoßes zw Württemberg und dem Kloster. So lange die Grafen von Achalm lebten, diese die natürlichen Schutzherrn; als aber Cuno 1092 gestorben und K sehr altersschwach war, wählten die schwäbischen Reichsfürsten, mit Einm des Klosters, den Herzog Welf IV. zum Schirmvogt. 80 Jahre lange blie die Schutzherrschaft bei dem Hause der Welfen; 1173 kam sie aber an die = von Hohenberg, von diesen an die von Emerkingen und von Stein. Im J wählte das Kloster, laut der ihm zustehenden Bewilligung, den Erzbischof F von Oesterreich, bei welchem sie auch blieb, bis sie 1365 dem Grafen G. von Württemberg auf eine bestimmte Anzahl von Jahren verliehen wurde. besonderes Ansuchen des Klosters rückte man der Lehenschaft ein weiteres Zei aber Württemberg, ohnedies schon im Besitze der meisten achalm'schen Güter, v umzugehen schien, die Freiheiten von Z. zu verringern, so stellte der Abt G sein Kloster neuerdings unter österreichischen Schutz und 1486 ließ der Erzhe Sigmund seine Fahne auf den Zinnen des Klosters aufpflanzen. Kaum vern dies der Graf von Württemberg, als er auch mit bewaffneter Macht herbeie des Erzherzogs Fahne herunterriß, sie mit Füßen trat u. die seinige an die S setzte. Bei den daraus folgenden Klagen und Untersuchungen wußte Württem für immer die Schirmvogtei, Anfangs zwar mit einigen Entsaugungen, in der J aber mit bedeutenden Einkünften zu erhalten. So blieb es auch bis 1750, welchem Jahre Z., gegen Abtretung von mehren Dörfern und einer bedeuete Entschädigungssumme an Württemberg, unmittelbare Reichsabtei wurde. ; seiner Wohlhabenheit hatte aber das Kloster manche ungünstige Schicksale. G in den ersten Jahren brannte es drei Mal ab; 1128 wurde es von seinem eig Schirmvogt, Welf V., verwüstet. Die Veranlassung dazu war dieselbe, w über die ganze Gegend so viel Unheil gebracht hatte, nämlich die Feindschaft Welfen und Gibellinen, entstanden durch die Wahl Lothar's zum römischen K. Um den mächtigen Gegner Lothar's, den Herzog Friedrich von Schwaben, dem Wege zu schaffen, lud der Welfe denselben zu einer friedlichen Zusamml nach Z. ein. Der arglose Friedrich erschien mit einem kleinen Gefolge; in Nacht aber erstürmte der Welfe das Haus, welches Friedrich zu seiner Ruhef erwählt und steckte dasselbe, da er Widerstand fand, in Brand. Friedrich sah genöthigt, in die Kirche und von dieser auf den Thurm zu flüchten. Mit brechendem Tage erschienen mehre Vasallen Friedrich's, die dem falschen Frei nicht traueten und der edelmüthige Herzog rief seinem Gegner vom Thurme h zu, daß er an seine Rettung denken solle, wenn er nicht das Opfer seiner Fa heit werden wolle. Erboßt über die vereitelten Hoffnungen, zog der Welfe nachdem er einen Theil der Klostersgüter mit Feuer und Schwert vernichtet h. Zehn Jahre später mußte das Kloster auf An'isten des Welfen, dem man ind die Schutzherrschaft abgenommen, gleiches Ungemach durch den Grafen Heit von Emerkingen erfahren. Eben so erging es ihm 1245 durch die Völker K Friedrich's II. und 1305 fielen die Niedlinger mit Brand und Plünderung i das Kloster her. Im Bauernkriege 1525 wurde es von 12,000 Bauern, die

auf dem Leutisbuch in der Nähe von Z. gelagert hatten, überfallen und so sehr beunruhigt, daß die Mönche auf die Burg Gumbelfingen flohen. Nach der Schlacht bei Raufen, 1535, setzte auch der Herzog Ulrich den Zwielfaltern hart zu und in den Währigen Kriege theilten sie das allgemeine Schicksal so vieler Orte Deutschlands, d. h., bald vom Freund, bald vom Feinde geplündert zu werden. Besonders hart mitgenommen, wurde Z., als Gustav Horn, 1633 von Altringer bei Neresheim geschlagen, über Z. floh. Bei diesen mancherlei Unfällen, besonders aber bei den Angriffen der Bauern, gingen viele sehr schätzbare Schriften und Manuscripte, so wie die Fahnen der Stifter des Klosters verloren. In den Jahren 1802 und 1803 kam Z. an Württemberg und der Kurfürst erhielt dabei eine besondere Stimme im Reichsfürstenrathe als Fürst von Z. Das Kloster wurde aufgehoben und die Capitularen mit einem Jahresgehalt entlassen. Im J. 1812 ward von Schwaburg in das ehemalige Klostergebäude die Irrenanstalt des Königreichs versetzt. Z. ist außer diesem noch der Sitz eines Kameralamtes, eines Forst- und Jagdamtes, so wie einer Revierförsterei.

## Nachträge.

### U.

• **Abendberg**, der, bei Interlaken im Kanton Bern, vor einem Jahrzehend noch ein nur in der nächsten Umgebung bekannter Name, behauptet gegenwärtig bereits einen ehrenvollen Platz in der Kulturgeschichte der Menschheit, in Folge der Heilanstalt für Blödsinnige, welche Dr. Guggenbühl auf seinen Höhen gegründet hat. Der Anblick eines vor einem Kreuze betenden Kretins in den Urkantonen der Schweiz gab dem Leben dieses Menschenfreundes die Richtung. Er wandte unter Schönlein die Naturwissenschaft, machte Reisen in die verschiedenen Ostseeländer, um die Ursachen dieser traurigen Krankheit und die Zahl der Betroffenen vorläufig zu ermitteln. Sein hohes Ziel war eine bleibende Stiftung für die am Kretinismus leidenden Kinder zu errichten, die denselben nach Leib und Seele Hülfe bringen und sich an die durch den religiösen Geist zu Stande gekommenen Werke des hl. Bernhard, des hl. Vincenz, des Abbé de l'Épée, Franke's u. a. anschließen sollte. Und Gott hat das Werk gesegnet. Unter 300 Pflanzlingen, welche in dem Alter von 1—9 Jahren in die Anstalt aufgenommen wurden, waren bereits ein Drittel vollkommen geheilt u. auf der Stufe der gewöhnlichen Lebensbildung angekommen; die übrigen sind gebessert und nur sechs gestorben. Guggenbühl unterscheidet nicht nur verschiedene Grade, sondern auch Formen der Krankheit. Der Lichtpunkt, auf welchen zunächst der Heilversuch kretinischer Kinder abzielt, ging von der Ueberzeugung aus, daß die unsterblichen Seelen in die gleiche Art, und die Verschiedenheiten, welche in ihren

ung erziehen, zum Theil behingt werden durch die Verschiedenheiten der Hüll-  
 Zuthände des Körpers, welcher hier durch Krankheit zerrütet ist. Und in der  
 That sich dieses Prinzip durch eine merkwürdige Erfahrung bestätigt. Die I-  
 nimalität, denen das Seelenleben wieder andämmert, begreifen zuerst das I-  
 Gottes und ihres Erlösers, und zwar leichter, als die Erkennung eines fin-  
 Gegenstandes, z. B. eines Liches — ein Beweis von dem der menschlichen  
 unerschlinglich imwohnenden Lichte von Gott! Bortilige Eingriffe in den Verei-  
 Seele führen jedoch nur neue Zerrüttung und Schwäche des Organismus!  
 Erst wenn die Entwicklung der Körperkraft auf einen gewissen Punkt ge-  
 ist; kommt die Zeit, um mit Erfolg die Ausführung von Ideen und Begriff-  
 beginnen. Bei allen Kindern zeigt sich eine strenghafte, eigenthümliche Ent-  
 ung, welche nur durch andauernde Beharrlichkeit gefördert werden kann und  
 Bekämpfung recht eigentlich als ein Werk des Glaubens u. der Liebe charakt.  
 Die Elemente der Naturwissenschaften sind nach Dr. Suggenbühl's Erfah-  
 die geeigneten Mittel, um die höheren Seelenkräfte zu wecken. Jedes be-  
 geschriebenen Kinder hat ein Stück Garten, welches es besorgt, um den  
 von Licht, Luft, Feuchtigkeit und Wärme auf das Wachsthum der Pflanz-  
 beobachten. Die meisten zeigen Freude an der Kenntniß der Natur, wo-  
 wundervolle Lage mitten im Kranze der Hochalpen, in der reinsten Luft und  
 gärtet von zwei Seen und dem schönen Thale von Interlaken so vielfach ein-  
 Der beständige Anblick in der Leib und Seele erhebenden und stärkenden  
 Luft, 3000 Fuß über dem Meere, ist nach Dr. Suggenbühl's Beobachtung  
 jeder Beziehung sehr hoch anzuschlagen. Es ist zu wünschen, daß die Theil-  
 welche in verschiedenen Ländern Europa's anfängt, sich dieser Sache zuneh-  
 in thätiger Hülfe sich bekunde, damit das so schön begonnene und mit Erfolg  
 fröhmliche Unternehmen immer mehr zu einem gottgefälligen Werke emporwachse  
 reichliche Früchte trage für eine zahlreiche Klasse von Unglücklichen, die der Mi-  
 heit bisher verloren waren. — Allgem. Jtg. 1850.

\* **Witzreiter**, Johann, auf Lettenweis, ein berühmter Rechtsge-  
 seiner Zeit und bayerischer Kanzler, wurde den 2. Februar 1596 zu Rosen  
 in Oberbayern als der Sohn bürgerlicher Eltern geboren. Er studirte bei  
 Jesuiten zu München und später auf der Hochschule Ingolstadt. Aber weil  
 die Mittel fehlten, sich auf der Universität länger zu erhalten, mußte er  
 Schreiberkelle bei dem Pfleggerichte Pfaffenhofen annehmen, bis er endlich  
 legendeit fand, bei dem damals hochangeesehenen Lehrer der Rechte, Kaspar D-  
 als Handschreiber oder sogenannter *Betell* unterzukommen. Fortan lag e  
 Rechtswissenschaft mit so glücklichem Erfolge ob, daß er 1622 einige St-  
*Juribus Fisci* öffentlich mit größtem Beifalle verteidigte und die *Licentiat*  
 hielt. Im folgenden Jahre wurde er zu Straubing als Regierungsdavolat  
 genommen, 1625 aber wegen seiner besondern Geschicklichkeit zum Hof-  
 rathe und 1628 zum Revisionsrathe in München befördert. Kurfürst Maximilian  
 der Talente und Geschäftsmänner zu suchen und zu würdigen verstand, ent-  
 ihm 1638 die Aufsicht über das landesfürstliche Archiv, zog ihn zu den geh-  
 Angelegenheiten bei und übertrug seiner gewandten Feder die Ausfertigung  
 Streitiges zwischen Bayern und Pfalz wegen der Kurwürde. 1643 erhielt A  
 Titel eines geheimen Rathes, 1649 wurde er Unterkanzler und 1650 wird  
 gehheimer Kanzler. Er starb zu München am 11. Mai 1662 im 66. Jahre  
 Alters. In der gelehrten Welt haben ihm besonders seine *Annales Boicæ*  
 einen Namen gemacht; indeß soll er diese Jahrbücher nicht eigentlich ver-  
 sondern dem Jesuiten Ferdour nur die Materialien dazu aus dem Archive a  
 Hand gegeben haben.

\* **Albersbach** ist in neuester Zeit (1849) der Sitz eines Kreis- und Sta-  
 richtes zweiter Klasse geworden.

**Albersbach** oder **Aldersbach**, in Niederbayern, Landgerichts Bilshofen  
 thönen und fruchtbaren Bilshofen, ehemalige Oesterreichische. Das L

im Otto dem Heiligen, Bischof von Bamberg, 1139 ursprünglich für re-  
 Anderen gestiftet und von den Brüdern Raddert u. Galolz, Grafen von  
 und, nämlich beschenkt. 1146 ward es auf Anrathen des Bischofs von  
 in Brüdern von Eisterz eingeräumt und erhielt von Erbach den ersten  
 Inhab. Unter den Gelehrten daselbst zeichnete sich der Abt Wolfgang  
 durch eine Chronik seines Stiftes und eine Geschichte der Bischöfe von  
 aus. Die schöne Bibliothek vermehrte Abt Otto durch den Ankauf einer  
 von ihm Sammlung mathematischer und physischer Schriften aus der Verlassens-  
 des Hofrathes und Professors Succow zu Erlangen. — Monumenta Alders-  
 1, Kon. Boic. V. mD.

Altomünster, in Oberbayern, Landgerichts Michach, wohlgebanter Markt-  
 mit 900 Einwohnern und einer uralten Klosterstiftung, die ihr Entstehen  
 in Zeiten des Königs Pipin zurüchdatirt. Dieser schenkte im Jahre 750  
 Alto, einem Schottländer, den Wald zwischen dem Lech und der Isar.  
 von ihm Gottesmann reutete einen Theil der Wildniß aus und erbaute auf  
 demselben ein Klosterlein. Die Benediktiner von Ammergau siedelten hieher  
 kamen sie aber nur bis in die Mitte des 11. Jahrhunderts, wo sie nach  
 für Weingarten in Schwaben auswanderten. An ihre Stelle kamen von  
 1047 Klosterfrauen des nämlichen Ordens, welche 1496 den vom Herzoge  
 von Reichem eingeführten Brigittinerinnen wichen. Das 1803 aufgehobene  
 Kloster wurde 1841 wieder hergestellt. mD.

Amann, Johann, ein im Fache der Kirchengeschichte mit Recht hochgeschätzter  
 Gelehrter. Bis 1844 Professor der Theologie am Seminar in Posen, wurde  
 im nächsten Jahre zum Domkapitular u. Professor an das Clerikalseminar in  
 Posen berufen, wo er seit dieser Zeit in ebengenannter Eigenschaft verweilt.  
 Man ist nur, daß es A. bisher nicht vergönnt war, sich an einer größern  
 Lehranstalt zu habilitiren u. seine kirchenhistorischen Kenntnisse zur höhern  
 Geltung zu bringen. Sein Lehrbuch der Kirchengeschichte erlebte in wenigen Jahren  
 vier Auflagen, wird sehr gerühmt und allen ähnlichen vorgezogen. Außer seinem  
 in der Kirchengeschichte hat A. noch viele Beiträge zu theolog. Zeitschriften  
 und Kirchenlexiken von Freiburg und Frankfurt a. M. geliefert. In  
 neuester Zeit hat A. mit den Herren D. D. Gams, Koch, Mattes und Müller  
 eine „historisch-kritische Monatschrift“ projektirt, die vom 1. Januar 1850 an erscheint.  
 Man wird nicht näher auf das Leben dieses Mannes, dem jedenfalls noch  
 sehr viel zu thun bleibt u. der zu den Notabilitäten katholisch-theologischer Wissen-  
 schaft, eingehen und über dasselbe keine genügenderen und vollständigeren  
 Angaben geben können, so liegt hievon lediglich die Ursache darin, daß A. in Süd-  
 deutschland wenig persönlich bekannt ist. J. Huber.

Amann, Andreas, geboren 1774 zu Bach, wurde im deutschen Collegium  
 gleichzeitig mit dem nachmaligen Erzbischof von Dunin (s. d.) und dem  
 Domdechanten Frhr. Bonifaz von Kempff zu Fulda, zum geistlichen  
 Stande und am 11. Mai 1797 zum Priester geweiht. Die so bare Aus-  
 bildung das Collegium Germanicum in Rom seinen jungen Clerikern in die  
 Hand gab, eine wahrhaft geistliche Bildung und eine in der innersten Tiefe  
 des Gemüths wurzelnde, katholische und kirchliche Gesinnung, diese brachte auch der  
 Amann. 21 Jahre gehörte er dem Bisthum Regensburg an als Kaplan  
 in verschiedenen Pfarren und zuletzt als Chorvikar an der Domkirche zu Regens-  
 burg, was er 9 Jahre lange Pfarrer zu Darshofen in der Oberpfalz u.  
 in der Reichsstadt bis zum Jahre 1827. Von hier zog ihn sein Freund und  
 Amann Joseph von Riccabona, Bischof von Passau, in seine Nähe und in  
 Passau folgte dessen Rufe und wurde am 17. Mai 1827 bischöflicher Sek-  
 retär der Hofe auch Domvikar, Ceremoniar und Katechet zu Passau. Er  
 blieb bei dem Bischofe von Riccabona bis zu dessen Tode am 25. Mai  
 1831. In seinen vielfältigen Beziehungen, im bürgerlichen und geistlichen  
 Leben der Kirche, erwies sich A. als frommer, von dem milden Geiste.

Christenthums ganz durchdrungener Mann, stets lebenswürdig und dienstegegen Jedermann, stets strebend nach der Liebe der Menschen, um dieselben sicherer zur Liebe Gottes zu führen. Alle seine äußeren Formen waren angeu. gebildet, aber er liebäugelte nie mit weltlicher Schönthuererei, die vom Bösen keinen Augenblick hat man ihn gesehen, ohne den ehrwürdigen Priester in A. u. That u. Haltung zu verehren. Mit rührend treuer Liebe hing er bis an Ende an seinen früheren Pfarrkindern zu Darshofen und an den Gemeinden - welche sich noch früher seine seelsorgliche Wirksamkeit erstreckt hatte. Besonders A. ein Kinderfreund nach dem Vorbilde Christi des Herrn. Er segnete die K. und flehte mit heißer, aber bangender Liebe, daß Gott ihre Unschuld erhalten zu Sein Fleiß und seine Arbeitsamkeit, auch inmitten jeweiliger körperlicher Le. und Beschwerden, setzten ihn in den Stand, mehre Gebet- und Erbauungsbräu auszuarbeiten, wobei er vorzüglich das Bedürfnis der Jugend im Auge hatte. Bereits im J. 1837 erschien von ihm ein sehr gutes, wohlgeschriebenes und n. ständiges Gebetbüchlein in französischer Sprache: *Recueil de prières et méditations*, Passau 1837. Diesem folgte ein durchaus empfehlungswürdiges lateinisch Gebetbuch: *Libellus precum in usum studiosorum aliorumque*, editio secunda auctior, Passivii sumptibus auctoris 1845, 12. Noch wenige Wochen vor seinem Tode war der fromme Mann eifrig damit beschäftigt, diese neue Auflage zu fange des Studienjahres an den Lehranstalten zu verbreiten. Denn es verblü bemerkt zu werden, daß der wohlwollende Mann sich der Herausgabe auf eig. Kosten und der damit für ihn verbundenen, sehr lästigen Mühe darum unterz. um, mit Berichtigung auf jeglichen zeitlichen Gewinn, sein Büchlein, für weld er selbst den Einband besorgte für einen möglichst wohlfeilen Preis in die H. der armer Studirender bringen zu können. Auch war die im J. 1843 erschien. Auflage dieses Gebetbuches bereits nach Jahresfrist vergriffen und - eine n. Auflage nöthig geworden. Bald erschien von ihm ein sehr schönes und erbl. liches Buch in deutscher Sprache: „Betrachtungen über das Leiden unsers L. landes Jesu Christi vom hl. Alphons Maria, übersetzt von Andreas A. Divisar in Passau; mit einem Anhang von Morgen-, Abend- u. Gebeten 1 einer Kreuzwegandacht“ u., Passau 1844. Diese Werke hat der fromme G. ausgeber seiner früheren Pfarrgemeinde gewidmet. Er beschloß sein, fast bis z. letzten Hauche für Gottes Ehre thätiges, Leben den 8. Dez. 1845.

\* **Anderlont, Pietro.** — Seine neuesten Arbeiten waren: „Das Urth. Salomo's“ nach Rafael; eine „Mabonna“ aus der Schule des Correggio, weld letztere Kunstwerk jedoch, wegen seiner fortschreitenden Krankheit, unvollendet gebl. ben ist. — A. starb auf seinem Landsitze Cabiato unweit Mailand, den 13. L. 1849, eben so achtungswerth als Mensch, wie als Künstler. (Allgem. Ztg. v. 19. November 1849.)

**Andreas**, ein regulirter Chorherr und berühmter Geschichtschreiber des 17. Jahrhunderts, wurde in Bayern geboren, ging zu Straubing in die Schule 1 legte sich sodann mit vielem Fleiße auf das Studium der höheren Wissenschaft. Er wurde 1405 zu Eichstädt zum Priester geweiht und trat 1410 in das Ch. herrenstift St. Mang zu Stadlamhof bei Regensburg ein. Hier verfaßte er f. *Chronicon de Ducibus Bavariae usque ad annum 1439* und andere historij. Werke, welche ihm einen ausgebreiteten Ruf erwarben. Sein Todesjahr unbekannt. mD.

\* **Arab.** Die heldenmüthige Vertheidigung dieser Festung durch den kais. F. M. Berger von der Pleiße bildet ein schönes Blatt zu dem Ehrenkranze, weld sich die österreichische Armee in den neuesten Kriegen erkämpft. In der Mitte t. Monats Juni 1849 erschienen die ungarischen Insurgenten unter Dem, 20.0 Mann stark, vor dem bisher nur locker cernirten A. und suchten es um jed. Preis zu nehmen. Die Belagerung begann am 18. Juni, und Tags dara. wurden die Außenwerke beschoffen, und zwar so heftig, daß die Besatzung f. hinter die Ringmauern der Stadt zurückzog. In dieser Stellung wurden v.

ie auf die Thürme der Festung zurückgeschlagen und die Belagerungsarbeiten die kaiserl. Truppen durch wiederholte Ausfälle immer wieder zerstört. Allein die Ueberzahl begünstigte den Gegner, während in der Stadt der Mangel an Nahrung und Schießbedarf fühlbar zu werden begann, eine Folge der langen Belagerung, welche der eigentlichen Belagerung vorangegangen. Schon waren die Besatzer im Besitze der Hälfte der Ringmauern, und noch immer wollte der Kommandant und seine Mannschaft von einer Kapitulation nichts hören. Als alle Vorräthe ausgingen, die Fieber furchtbar überhand nahmen und jede Hoffnung auf Entsatz geschwunden war, baten die einflussreichsten Bewohner der Stadt um eine Kapitulation. Sie wurde von den Magyaren augenblicklich angenommen. Die Besatzung zog am 1. Juli mit Kriegsehren aus und wurde, nach sich verpflichtet, sechs Monate gegen die Ungarn nicht mehr zu kämpfen, die Gränze geleitet. Die Magyaren hatten während der Belagerung gegen 100 Mann verloren. In der Stadt fanden sie 69 Kanonen, aber nicht mehr als ein Zentner Pulver und kaum auf einen Tag Proviant. mD.

Arigler, Altmann, Abt des Benediktinerstiftes Göttweih in Niederösterreich mit seinem Taufnamen Franz und war geboren in dem oberösterreichischen Kirchdorf 1768. Obgleich schon in früher Jugend aus seiner Heimath entfernt, weil ein Oheim von mütterlicher Seite, Adalbero, der Benediktiner in Österreich war, sich des Knaben wie ein Vater annahm, hing doch sein Herz zu spätstem Alter an jenem Lande und der gemüthlichen, frommen Art der Mutter derselben. Im Stifte Göttweih war er Sängerknabe u. wurde in den dortigen Schulen unterrichtet, während wohl keiner seiner Lehrer ahnete, daß sie in dem Stifte an dem unscheinbaren Knaben einen würdigen Abt heranzubilden. Die liebevolle Verwendung seines Oheims wurde ihm das fernere Studium der Theologie und Philosophie in Linz erleichtert, nach deren Vollendung dankbare Anerkennung ihn wieder 1788 in das Stift nach Göttweih zurückzog, um als Novize des Klosters seinen Beruf zum geistlichen Stande zu prüfen. Die Prüfung subirte er in Wien, theils im Generalseminarium, in welches er mit dem Jahre 1789 trat, theils, nach Aufhebung dieser Anstalt, ausser demselben. Am 1. November 1792 legte A. die feierlichen Gelübde ab und las 1793 den 31. die erste heilige Messe. Weil die Aussichten in seinem Stifte für den jungerwerbenden Priester damals minder günstig waren, setzte er sich in kurzer Zeit auf dem Klosterfleiß, dem er manche durchwachte Nacht zum Opfer brachte, in Anspruch, sich der Concurprüfung für die Lehrkanzel des Bibelftudiums beider Theile an der, eben 1793 wiederhergestellten, theologischen Lehranstalt des Lyceums in Linz zu unterziehen und soll durch sein Anstellungsdekret seine Vorgesetzten und Mitbrüder nicht wenig überrascht haben. 1800 übernahm er, gehorfolgend dem Willen seines Abtes, die Lehrstelle derselben Gegenstände an der theologischen Lehranstalt seines Stiftes und versah dieselbe bis in's Jahr 1806, wo er dem Kaiser als Professor des neuen Bundes an die Wiener Universität folgte. Durch seine tüchtigen Leistungen und seine gebiegene, im Drucke erschienene Rede: „*de utilitate studii biblici*“ ward ihm 1800 die theologische Doctorwürde mit der Zustimmung der theologischen Fakultätsessionen zu Theil. Als Professor A. in seinen Forderungen wohl mehr als gewöhnlich streng, wußte sich doch durch ein gemessenes, würdevolles Benehmen die Achtung und Liebe der Vorgesetzten und seiner Schülern zu gewinnen u. zu sichern. Zum Behufe seiner Vorarbeiten beauftragte er nun seine Hermeneutik, welche 1813 unter dem Titel: „*de utilitate biblica generalis*“ in zwei Bänden zu Wien erschien, welche in mehreren Städten als Vorlesebuch vorgeschrieben wurde und theilweise noch bei uns in Österreich höheren Kreisen bekannt geworden und mit dem besondern Befehle des Kaisers Franz I. beehrt, war es längst vorauszusetzen, daß bei der Wahl viele seiner Mitbrüder ihre Augen auf ihn richten würden und daß A. auch am 2. Sept. 1812 zum Abte erwählt und den 29. von dem St. Pösten insulirt. In dem nämlichen Jahre

Belohnung seiner Verdienste als Professor, mit der Würde eines k. k. Regierungrathes beehrt. Wohl machte ihm der erweiterte Wirkungskreis Freude, um mehr, weil er des Stiftes Stellen und Seelen von Jugend auf kannte und in der Lage war, sich gegen seine Wohlthäter dankbar zu bereisen. Aber in vielen Kriegsjahren, wo Göttweih, ausser den kaiserlichen Truppen, auch von Joseph, Würtembergern, Sachsen u. s. w., von Napoleon selbst, Soult und voust heimgesucht wurde, war sein Vermögensstand tief herabgekommen. Er nöthigte den Abt, strenge und genaue Haushaltung einzuführen, der er, ohne eigene Person auszunehmen, auch in der Folgezeit treu blieb. Von Allem, A. für sein Stift that, wollen wir hier nur das Benedictineum anführen, I mit bedeutenden Kosten verbundene Einrichtung sein Werk ist u. in welchem, der Bestimmung des Stifters, alle Cleriker des Benedictinerordens in Oesterob und unter der Enns in den theologischen Wissenschaften unterrichtet w sollten. Leider aber war das Bestehen dieser Anstalt nur von kurzer Dauer. fremden Jöglingen behagte Göttweih's abgesonderte Lage nicht besonders und I auch gegen Verpflegung und Lehrer keine gegründete Beschwerde vorgebracht den konnte: der schöne Verein, welcher für die Zukunft zu längst ersehnten Fröh hätte führen können, löste sich auf u. die Benedictinerstifte stehen jetzt isolirter, je zuvor. A. begleitete auch die wichtige Stelle eines Berordneten der ni österreichischen Landstände und beihätigte sich auch sonst gerne zum Besten des terlandes. Besondere Vorliebe hegte er für die theologischen Studien, bezieht b obgleich entgegengesetzte Meinungen laut wurden, seine Cleriker zur wissenslichen Ausbildung im Stifte, woran auch jene der mit Göttweih vereini Abtei Szalo-Apáthi in Ungarn, welche dem Hauptstifte sonst wenig Vortheil währt, Antheil nahmen. Leider hatte A. das Unglück, seit mehreren Ja gänzlich zu erblinden. Die ärztlichen Operationen führten wohl viele Schme jedoch keinen erwünschten Erfolg herbei und so ertrug der Greis die Schic Gottes mit vieler Geduld. Rührend war es zu sehen, wie er seine Dienst und Umgebung so zu bilden und zu verwenden wußte, daß sein Verlangen gediegener, wissenschaftlicher Lektüre befriedigt werden konnte; die Ereignisse Zeit, neue Erscheinungen in der Literatur entgingen auch jetzt seiner Aufmerk seit nicht und die Vorlesestunden waren zugleich bildend und anregend für Geistlichen. Ja, auch die Oekonomie und die Rechnungen wußte der blinde noch in der Hauptsache zu leiten, weil ein bis in die letzten Lebendtage leben Geist u. treues Gedächtniß ihn unterstützten. Ausser vielen seiner Mitbrüder ihm besonders freundlich ber. durch historische Aufsätze bekannte, P. Friedrich B berger als Kammerer und Archivar zur Seite. Im Jahre 1843 feierte A. Priesterjubiläum, ward Ritter des österreichischen Leopoldordens und es r eine schöne, mit seinem Bildnisse gezierter, Münze zur Erinnerung geprägt. den Tagen vor Pfingsten wohnte A. der bischöflichen Visitation einiger in Alpengebirge gelegenen Stiftpfarrten bei, wurde aber, nach Göttweih zurückge Samstag Morgens auf dem Boden seines Zimmers beruhtlos dahingesunken funden. Wohl war der Leidende bald wieder zur Besinnung gebracht u. mit heiligen Sterbsacramenten versehen; aber alle Pflege und vervielfachte ärz Hülfe vermochten kein neues Del in die erschöpft und rasch verglimmende Le lampe zu gießen. Am 5. Juni 1846 erfolgte seine Auflösung.

A. Sam, Kosmas Damian und Egid, jener zu Benedictbeuern, zu Tegernsee geboren, waren Brüder, die im Anfange des 18. Jahrhunderts I und viele Kirchen Bayerns mit ihren Kunstwerken schmückten. Kosmas' E bestand im Freskomaalen. Sein Pinsel war kräftig und lech. Harmonie der F. zeichnet sich in seinen Arbeiten besonders aus, seine Figuren sind gut gezei schön gruppiert, seine Erfindung ist geistreich. Daher sein großer Ruf im I Auslande. Egid widmete sich der Bildhauerkunst und Stukatur. Beide B studirten in Rom und ließen sich dann in München häuslich nieder. Das a fälligste Monument ihrer Kunst ist die Johanniskirche in der Sendlingergas



**Aischau**, die Egib A. auf seine Kosten von 1733—1746 erbaute. Beide Brüder wetteiferten, sich zu übertreffen, daher auch diese Kirche mit Verzierungen aller Art überladen ist. Leider gefiel sich der Geschmack jener Zeit in überreichen Vergoldungen u. Schnörkeleien, wie sie die launenhafte Mode in unsern Tagen, wenn auch nicht im Baustyle, doch aber bei den Verzierungen der Lurusgeräthe wieder eingeführt hat. Die ursprüngliche erhabende Einfachheit der Gotteshäuser ging unter diesen barocken Gepränge verloren, und manches ehrwürdige Münster wurde zum hässlichen Kokotempel verballhornt. mD.

**Asch**, 1) Herrschaft (bis 15. März 1848 böhmisches Kronlehen) im Elbogner Kreise in Böhmen, an der bayerisch-sächsischen Gränze, den gräflichen Familien von Jechow gehörig, 1 1/2 □ Meilen groß, mit 18.000 Bewohnern, worunter 1700 Katholiken; Baumwollen- und Schafwollenfabrikation, gegen 4000 Weber- und 100 Strumpfwirkerstühle, bedeutende Brauereien, Kunst- und Schönfärbereien, 17 Baumwollspinnereien. (Das bisher genossene Steuerrecht der Steuerfreiheit ist durch die neue Verfassung aufgehoben.) 2) Markt mit 7000 Einwohnern, unter 650 Katholiken, Amtsort, Sitz des protestantischen Consistoriums, protestantische und katholische Kirche, Gränzpost- und Commercialzollamt, Hauptstz des Kurfürstenthums in Baumwollen- und Schafwollwaaren.

**Aspach** oder **Asbach**, in Niederbayern, Landgerichts Rottthalmünster, am Ruffe des **Asbachs** in die Rott, ehemalige Benediktinerabtei, gestiftet 1127 der Wittwe des Grafen Herold von Frauenstein, Christiana, und von dem **Otto**, Bischofe von Bamberg, eingeweiht, dessen Hochstifte die **Aspach'schen** r lebenbar waren. Das Kloster wurde 1212 in der blutigen Fehde zwischen Grafen von Bogen und denen von Ortenburg ausgeplündert und niedergesetzt, und 1266, als **Ottokar** von Böhmen die bairischen Herzoge mit Krieg ergriff, erduldete es dasselbe Schicksal. In der schönen Kirche steht man mehre Monumente und einen Marmorstein aus der Römerzeit, mit Delphinen an 4 Seiten, welcher zum Weihwasser dient. — Monumenta Aspacensia, Mon. v. mD.

**Attl** oder **Attel**, in Oberbayern, Landgerichts Wasserburg, an der Mündung der **Attel** in den Inn, in sehr schöner Gegend — Pfarrdorf mit 470 Einwohnern. Denkmälern römischer Herrschaft und dem ausgeblösten Benediktinerstift gleichen Namens. Dasselbe war im 11. Jahrhunderte von dem Grafen **von** **Attl** und seiner Gemahlin **Gisela** gegründet, später aber durch den **Erben** des **Stifters** eines großen Theiles seiner Güter wieder beraubt, worauf es **Engelbert** III., Graf von Hall, Limburg und Wasserburg, von **Attl** errettete, indem er es mit reichen Schenkungen begabte. Um dem **Konvente** die klösterliche Ruhe und die institutgemäße Abgeschlossenheit im **Umgange** mit Weltleuten zu sichern, ließ er sogar seine Feste **Limburg** brechen und verlegte seinen Wohnstz in das Schloß **Wasserburg**. Dies im Jahre 1137. — Monumenta Atiliensia, Mon. Boic. I. mD.

**Au**, in Oberbayern, Landgerichts Haag am Inn, ehemaliges Augustinerstift, dessen schöne Gebäude freundlich ansprechen. Die Legende erzählt, die **Heilige Ursula**, der heil. Ursula nahe befreundet, sei auf der Rückkehr von Rom, die mit Reliquien bereichert verlassen hatte, in der damals öden und unbesetzten **Au** am Innstrome vom Hochwasser übertracht u. an der Fortsetzung der **Au** geraume Zeit verhindert worden. Während ihres Aufenthaltes in dieser **Au** habe sie im Angesichte der heil. Ursula gesprochen. Als Graf **Theobald**, welcher auf der nahen Höhe seine **Residenz** hatte, die Anwesenheit der frommen Gesellschaft erfahren, habe er in Eile für die Frauen und eine hölzerne Kapelle zur Unterbringung der Reliquien **lassen**, und damit den Grund zu einem Nonnenklosterlein gelegt. Dieses **von** der Hand wieder ein, und an seiner Stelle errichtete um das Jahr 1020 **Thome** **Theobald's**, Graf **Runo** von **Regling** und **Frontenhausen**, ein **regulirtes Chorherren**. mD.

Aviau, du Bois de Sanzai, Charles François d', Erzbischof von Bordeaux, geboren 1736 auf dem Schlosse le Bois de Sanzai in der Diözese Poitiers, aus einer der angesehensten Familien jener Gegend, studirte im Jesuitencollegium zu la Fleche und trat, nachdem er sich, obgleich der Erstgeborene, für den geistlichen Stand bestimmt hatte, in das Seminar zu Angers. Auf der Universität dieser Stadt erwarb er sich die theologische Doctorwürde. Nach seiner Rückkehr in die Heimath erhielt A. ein Kanonikat bei St. Hilarius zu Poitiers, einem reichen Collegiatstift, dessen Kapitel nahezu mit dem der Kathedrale rivalisirte. Der junge Kanonikus führte einen musterhaften Lebenswandel, zeichnete sich durch seine Frommtigkeit aus und trug namentlich viel zur Einführung der Andacht zum heil. Herzen Jesu in seiner Kirche bei. Seine Verdienste veranlaßten denn auch den Bischof Saint-Aulaire, ihn zu seinem Generalvikar zu ernennen u. A. rechtfertigte als solcher diese Wahl in jeder Beziehung. Als in der Kathedrale zu Poitiers der Trauergottesdienst für Ludwig XV. gehalten wurde, ward A. mit Haltung der Leichenpredigt beauftragt. An den Streitigkeiten, welche der Bischof mit seinem Domkapitel hatte und die das Episkopat St. Aulaire's lange beunruhigten, nahm A. keinen Antheil. Als Generalvikar trat er zum ersten Male bei Gelegenheit der Vertheidigung einer jansenistischen These durch den Abt Briquet auf. Im Uebrigen verband A. stets die Ausübung der Seelsorge mit der Dizesanverwaltung; er predigte und war im Reichstuhle thätig, leitete im Auftrage des Bischofs fast alle religiösen Gemeinschaften u. überwachte die Seminarien und Schulen. Ein Freund der Zurückgezogenheit und bloß seinen Pflichten obliegend, erfreute er sich in der ganzen Diözese mit Recht des Rufes eines verständigen und tugendhaften Priesters und darum geschah es auch, daß, als 1789 der Erzbischof de Pompignan von Vienne das Feuille des benefices bekam, dieser dem Könige A. als Nachfolger auf diesem Stuhle bezeichnete, obgleich bis dahin hiezu immer nur Prälaten waren erhoben worden, die bereits geringeren Ehrenstellen vorgestanden hatten. — Diese Wahl setzte Niemanden mehr in Erstaunen, als Den, auf welchen sie gefallen war. Erst auf wiederholte Befehle gehorchte er und reiste im Herbst 1789 nach Paris ab, wo er in der Kapelle des Seminars von St. Sulpice von dem päpstlichen Nuntius Dugnani die Weihen erhielt. — Als Erzbischof von Vienne war A. einer der Ersten, die ihre Dizesanen auf die ihnen drohenden Gefahren aufmerksam machten; sein Hirtenbrief vom 22. August 1790 ist mit eben so viel Klugheit, als Vorsicht abgefaßt. Gleich seinen Mitbischofen trat auch er der, von den bischöflichen Mitgliedern der Nationalversammlung entworfenen, Exposition des principes bei. Er verweigerte den vorgeschriebenen Eid und mußte deshalb seine Diözese verlassen, wo die Gährung der Gemuthen ihm nicht gestattet hatte, alle Früchte zu ernten, welche man von seinem Eifer und seiner Hingebung erwarten durfte. Der Wunsch, seiner Herde möglichst nahe zu seyn und seine Andacht zu dem h. Franz von Sales waren Ursache, daß A. die Stadt Anney in Savoyen zu seiner ersten Zufluchtsstätte wählte. Allein, als die Franzosen Ende 1792 sich Savoyens bemächtigten, nöthigten sie den Prälaten, weiter zu fliehen. Von Turin aus, wo A. mit sechs anderen französischen Bischöfen zusammentraf, richteten sie unterm 1. November 1792 gemeinschaftlich ein Schreiben an Pius VI., um ihm für seine edle Fürsorge für die verbannten Priester ihren Dank zu sagen. A. lebte hierauf einige Zeit in der Abtei St. Moriz in Wallis und in der Abtei Maria Einsiedeln, dem berühmten Wallfahrtsorte im Kanton Schwyz und gab überall das Beispiel der Demuth u. der Frommtigkeit. Aus der Abtei St. Moriz richtete er (am 13. Nov. 1792) einen Brief an die, um ihres Widerstandes gegen das Schisma willen verbannten u. zerstreuten, Geistlichen seiner Diözese. Bald darauf begab sich A. zu Fuße nach Rom, wo er sich fortwährend mit Allem beschäftigte, was das Wohl und die Bedürfnisse seiner verwaisten Diözese erheischten. Er legte dem heil. Stuhle eine ganze Reihe von Fragen über zweifelhafte Fälle vor und erwirkte von demselben verschiedene Indulte für jene Zeiten der Verfolgung. 1795 hatte er ausser

Vollmachten für die Administration der Diözesen Die und Viviers  
 a der Bischof der erstern gestorben war und der Titularbischof der letz-  
 tlassen hatte. Er befaß die Gewalt, seine Vollmacht zu übertragen u.  
 theilung von Ehe- und anderen Dispensen ermächtigt. Sein Eifer  
 Sehnsucht in ihm, wieder zu seiner Herde zu gelangen und bewog  
 zu wagen. Das Feuer der Verfolgung hatte ein wenig nachgelassen,  
 waren wieder aus ihren Kerkern hervorgetroffen und die öffentliche  
 der katholischen Religion war wieder, obgleich unter starken u. demüth-  
 schränkungen, gestattet; allein die Gesetze gegen die verbannten Priester  
 noch und ein Bischof vorzüglich setzte sich durch seine Rückkehr nach  
 unter solchen Umständen großen Gefahren aus. Dennoch machte sich A.  
 eg. Er machte auch diese Reise wieder zu Fuß, passirte den Simplon  
 n Monate Juli 1796 in Begleitung des Abbe de Lartonne, eines  
 us der Congregation von St. Sulpiz und Generalvikars des Prälaten  
 özese Die, nach Frankreich zurück. Nach einem sehr kurzen Aufenthalte  
 z A. sich nach Chaumerac im Vivarais führen, wo er Bernet fand,  
 zum Generalvikar von Viviers ernannt hatte. Von da wendete er  
 Tournon, wo ihn ein anderer seiner Generalvikare, Cartal, erwartete.  
 un der Erzbischof mit seinen drei Generalvikaren in dieser Stadt einige  
 racht, von dem Zustande der Diözesen sich Kunde verschafft und die noth-  
 Anordnungen getroffen hatte, begab er sich nach La Louvesc, dessen  
 kurzem wieder eröffnet worden war und wohin die irdischen Ueberreste  
 n Johannes Franciscus Regis einen großen Andrang der Gläubigen  
 zefähr drei Monate lange blieb er in dieser Gegend, sein Incognito be-  
 nd besuchte nur einige fromme Pfarrer, deren Eifer er ermutigte. Der  
 Direktoriums brachte der Kirche wieder einige Freiheit und A. verant-  
 t bald in Lyon, bald im Gebiete von Vivarais Ordinationen; junge  
 men aus benachbarten Diözesen und selbst aus fernen Gegenden, um  
 ie Auslegung der Hände zu einer Zeit zu empfangen, wo es in Frank-  
 ze Diöcese gab. Der Prälat ertheilte in Erziehungsanstalten die heilige  
 und besorgte einige Zeit hindurch die bischöflichen Funktionen in der  
 acon, wo er bei einer achtbaren Dame wohnte. Er machte alle seine  
 gen zu Fuße und war immer bereit, sich dahin zu begeben, wo die Hülfe  
 tes nothwendig seyn konnte. Als Bonaparte 1801 einige Tage in  
 ichte und bei dieser Gelegenheit ihm mehre Präfecten ihre Aufwartung  
 ief der Erzbischof von Wienne bei dem Präfecten des Departements be-  
 infragen, ob man Nichts dawider hätte, wenn er in dem zu seiner Diö-  
 gen Theile des Vivarais öffentlich die heilige Firmung ertheilte? Die  
 el günstig aus und nun ließ er die Pfarrer von seiner Ankunft benach-  
 nd verließ Lyon bei strenger Kälte. Er hatte große Mühe, über die,  
 hollen treibende, Rhone zu kommen; allein Nichts konnte ihn aufhalten.  
 e nun die heil. Firmung öffentlich in Serrieres, Annonay und in den  
 n Pfarreien, dann in Satilleu, la Louvesc u. s. w. Zu Anfang des  
 02 durchzog er auf gleiche Weise den im Delphinat gelegenen Theil  
 zese. Noch vor dem Concorbate empfingen wohl 25,000 Menschen von  
 nden die heilige Firmung. Er ertheilte sie den Kranken, welche nicht in  
 kommen konnten und seine Liebe achtete dabei weder Entfernung, noch  
 Bege, noch auch schlechtes Wetter, um ihnen diesen Dienst zu erweisen.  
 enen Organisation der katholischen Kirche Frankreichs wurde der bisher-  
 Hof von Wienne zum Erzbischofe von Bourdeaux ernannt; er wurde am  
 02 eingesetzt und leistete am 19. Juni den Eid. Bei seiner Ankunft  
 er beschäftigte er sich sogleich mit der Bildung eines Seminars und  
 diesem Ende Departementalfonds nach; allein Jahre vergingen,  
 verwirklichen konnte. Es wäre sein Wunsch gewesen, sein  
 n, mit welchen er in sehr innigen Beziehungen stand, w

zu können; allein, da das Seminar zu Bordeaux ehemals von einer andern Congregation geleitet worden war und Emery ausserdem auch sehr wenige Leute so war der Prälat genöthigt, seinen Plan zu vertagen. 1806 war sein Seminar im ehemaligen Kapuzinerkloster und zählte gegen 60 Anfänger. Der Prälat besuchte es oft und that Alles, um diese kleine Schaar zu mehren und setzte desto reichere Hilfsquellen zu bereiten. Er gründete in Bazas ein Knaben Seminar, allein diese Schule, welche niemals zahlreich war, wurde von Bonaparte geschlossen. Er berief aus der Diözese Saint-Flour Leute, welche er für die Bedürfnisse seiner Diözese erziehen ließ. Er ließ seine Kathedrale ausbessern, schaffte seiner Diözese „Brüder der Christlichen Schulen“ und ließ sie auf Kosten nach Bordeaux kommen; er stellte mehre frühere Communitäten wieder auf und begünstigte neue. Das Beispiel seines Eifers und seiner christlichen Ermahnungen und Vorwürfen widerstanden hatten, wichen zuletzt der Gerechtigkeit der Tugenden. Als Napoleon 1808 nach Spanien ging und durch Frankreich kam, erwies er dem Erzbischofe große Achtung und Wohlwollen, allein bald weniger Anlaß, mit unserm Oberhirten zufrieden zu seyn. Sein Streit gegen den Papst war für einen, der Religion und dem heil. Stuhle der Prälaten mit Recht ein Grund der Betrübniß. A. nahm an der Gefangennehmung des heil. Vaters lebhaften Antheil. „Der Papst betet und leidet für uns, er am 14. Sept. 1809, „wir müssen deshalb auch für ihn beten und um Verzeihung, zu leiden, wie er, wenn die Vorsehung uns dazu bestimmt. Wir haben bereits so viel von dem zu leiden, was ihm seine Leiden verursacht. Darauf sandte der Cultusminister an A. das Decret vom 25. Februar 1811, Betreff der vier Artikel. Der Erzbischof beeilte sich aber nicht mit seiner Antwort und erst, nachdem ihm der Minister neuerdings geschrieben hatte, antwortete am 23. Juni. Er betrieb sich auf den Vergleich von 1693, welchen, wie Ludwig XIV. während der 20 letzten Jahre seiner Regierung zu halten die Ehre gerechnet. Als er um eben dieselbe Zeit von den Generalvikaren von Saint-Flour über ihre Beziehungen zu dem ernannten Bischöfe befragt wurde, antwortete er, daß sie sich den Forderungen der Regierung nicht fügten. Anfangs im Jahre 1811, zur Zeit der Adresse des Pariser Kapitels nämlich und der Abreise der italienischen Bischöfe, drang man in ihn, diese Akten und Erklärungen der Diözese zu verbreiten; er lehnte es jedoch ab mit den Worten: „er für Ruhe, deren sich seine Geistlichkeit erfreue, zu stören.“ Dieses Betragen, diese wohlbekannten Gesinnungen hatten ihn der Polizei jener Zeit sehr verdächtig gemacht und er schrieb darüber einem seiner Freunde: er empfangen aus dem Ausland keine Briefe, die nicht auf der Post geöffnet worden wären. Ende Mai 1811 schickte A. nach Paris zum Concilium. Er war Mitglied der Commission, die beauftragt war, über einen vorliegenden Antrag ihre Meinung abzugeben und dagegen u. für die Incompetenz des Concils. Der Kaiser machte nun seine gegen drei Bischöfe Lust und es war nahe daran, daß auch A. arretirt wäre. Sein Ruf als gottesfürchtiger frommer Mann erregte ohne Zweifel die Aufmerksamkeit. Da beauftragte Bonaparte seinen Polizeiminister, ihm über den Inhalt einen Bericht zu erstatten. Der Minister verlangte nun Auskunft von dem Rathen Réal und dieser von dem Abbé Laurent, seinem Freunde und ehemaligen Pfarrer von St. Leu, der damals gerade zum Bischöfe von Metz ernannt war. Laurent, der im Grunde ein guter Mann war, schloß seine Worte mit den Worten, der Erzbischof sei zwar „ein Ignorant, aber kein Factionsmann“ war sicherlich weder das Eine, noch das Andere; allein dieses Wort machte denn Bonaparte wiederholte es öffentlich u. D'A. der festgesetzt zu werden wurde es nicht, stimmte und sprach aber besonnen bei der Wiederholung des Concils gegen einen, im Namen des Kaisers gestellten, Antrag. Die Beschlüsse des Prälaten, welche er während des Concils schrieb, zeigen, welchen Theil er an Allem nahm, was vorging. Er weigerte sich das Beglau-

schreiben der an den Papst Abgeordneten zu unterzeichnen, weil er es nicht billigen konnte, daß dem Papste darin der Tertz gelesen u. gedroht wurde. So behauptete er in dem so schwierigen Moment seinen Charakter bis an's Ende. Nach seiner Rückkehr in seine Diözese suchte D'A. über den Kummer, welchen ihm das Unglück der Reise verursachte, Trost in guten Werken. Er nahm sich der spanischen Gefangenen, welche häufig durch Bordeaux kamen, an, er übte seine christliche Liebe vorzüglich an den Priestern und Religiosen, welche nach Frankreich verbannt wurden. Als am 12. März 1814 die Stadt Bordeaux den Herzog von Angoulem unter allgemeinen Freundsbezeugungen empfing, hielt der Erzbischof eine Rede, die er mit einer offenen Erklärung seiner Gesinnungen für den legitimen König schloß. In eben diesem Jahre übergab er auch sein Seminar den Sulpizianern. Ende des Jahres 1816 kam Frayssinous auf seine Einladung nach Bordeaux und hielt 11 Conferenzen, die stark besucht und die Einleitung zu einer Mission waren, welche der Erzbischof in seiner Stadt veranstalten ließ. Er eröffnete sie mit einer Rede, die gedruckt ist. Die Mission dauerte 5 Wochen und hatte sehr trostreiche Ergebnisse zur Folge. Der Prälat hielt auch bei der Aufpflanzung des Kreuzes am Ende der Mission eine Rede, die gleichfalls gedruckt wurde. Auch in anderen Theilen der Diözese fanden durch die Fürsorge des Prälaten Missionen Statt. Sein Seminar war besonders Gegenstand seiner Fürsorge. Für die Leitung des Knabenseminars zu Bordeaux hatte er die Jesuiten berufen. Andere Schulen wurden zu Sablat u. Gardan gebildet; allein 1819 rief D'A. eine wichtigere Anstalt in's Leben, nämlich das Knabenseminar zu Bazas, welches bald großen Zulauf erhielt. Dieses Knabenseminar wurde 1827 nach Bordeaux in das Lokal übersiedelt, welches die Jesuiten schon ehedem inne hatten. Die Generalvikare von Paris erhoben sich 1817, als eben der erzbischöfliche Stuhl erledigt war, in ihrem Fassenbriefe gegen den Wiederabdruck der philosophischen Bücher und insbesondere gegen die neuen Ansichten von Voltaire u. Rousseau. D'A. war einer der Ersten, der ihrem Eifer seinen Beifall sollte u. wandte sich geradezu an den König, ihm die Gefahren „der Religion u. der Monarchie“ vorstellend. Da aber keine Maßregel gegen das Uebelmaß des Übels ergriffen wurde, that D'A. wenigstens, was er konnte, um dem Fortschritte desselben ein Gegengewicht zu setzen. Durch eine Verordnung vom 25. November 1820 autorisirte er nämlich einen „Verein für die Verbreitung guter Bücher“. Neue Verordnungen vom 25. März u. 1. Juni 1822 erweiterten dieses Werk, dessen Leitung einem sehr eifrigen Geistlichen, dem Abbé Barrault, anvertraut wurde. Am 4. August 1821 wurde D'A. zur Pairswürde erhoben; er ist jedoch in den Sitzungen der Kammer niemals erschienen. Sein Alter u. seine Unfähigkeit an seine Diözese machten, daß man ihn dispensirte, nach Paris zu kommen. Seine Diözese verbandte seiner Fürsorge, oder aber dem Eifer, den er durch sein Beispiel erweckte, mehre Anstalten, deren Früchte bald sichtbar wurden. Er kaufte in Bordeaux ein Haus u. setzte Missionäre für's Landvolk in dasselbe. Er kaufte die ehemalige Abtei Verdelaix zurück zu einer Zufluchtsstätte für alte und gebrechliche Priester. Er nahm die aus Spanien vertriebenen Trappisten auf und verschaffte ihnen zu Saint-Aubin ein Asyl. Das „Marien-Institut“, welches sich dem Unterrichte der Jugend widmet u. fromme Vereine leitet, hat in Bordeaux ein Noviziat u. zwei Anstalten. Die „Brüder der christlichen Schulen“ haben 6 Häuser in der Diözese, von denen 4 in Bordeaux, die anderen in Blaye u. Bazas sind. Die weiblichen Communitäten sind noch zahlreicher, man zählt in Bordeaux 3 Klöster von Ursulinerinnen, 3 von Schwestern der christlichen Wissenschaften, 3 von Frauen der Vereinigung, 6 von Maria-Theresa-Frauen, 1 Kloster von Carmelitininnen, 1 von Frauen vom hl. Herzen, 1 von Nonnen und v. U. L. (von der Dame), 1 von Maria-Löchtern, 13 Häuser von Töchtern der christlichen Wissenschaften, 5 der Schwestern von Nevers und mehre andere Häuser von barmherzigen Schwestern, wie z. B. die Frauen von der Barmherzigkeit, von der Vorsehung, von der Anna, Loreto u. s. w. Ferner gibt es in Bordeaux 5—6 freie fromme religiöse Vereine. Man darf sagen, daß der Erzbischof sehr

Werte fremd war; denn die einen waren unmittelbar sein Werk, die an dankte man seinem Antriebe u. seiner Ermunterung. D. A. hatte sein G erreicht, ohne an seinen körperlichen oder geistigen Kräften Etwas v haben. In der Nacht vom 8. zum 9. März 1826 wollte er im Det 5 Uhr Morgens, seine Lampe schüren, um nach der Uhr zu sehen; die fingen dabei Feuer und der Greis, welcher dasselbe löschen wollte, ohne verbrannte sich im Gesichte u. an verschiedenen Stellen des Leibes. Zu man Hilfe, allein er fühlte die Gefahr seiner Lage und empfing die l mente. Er überlebte unter unausgesetzter Vorbereitung auf den Tod die noch vier Monate. Sein Tod war das treue Abbild seines Lebens. Er 11. Juli 1826 reich an Verdiensten u. guten Werken. Sein Herz wurde na gebracht u. in der St. Hilariuskirche, wo er Canonikus gewesen war, be

### B.

**Battfyany, Ludwig Graf**, Präsident des ungarischen Ministerium aus einem der ältesten und angesehensten Geschlechter Ungarns. Sein zeichnete sich durch nichts aus. Früh zeigte er Anlagen für einen : Charakter; die Passionen der vornehmen Welt Ungarns waren das I darin. Ein sehr bedeutendes Vermögen unterstützte sie, und es wird das Grafen dargestellt als nicht frei von Schatten, die eine ernstere Richtu unterdrückten. Seine im höchsten Grade vernachlässigte Erziehung über Jugend dem verderblichen Einflusse schlechten Umgangs und der ungezüg walt der eigenen Triebe. Vieles hat daran des Grafen Mutter verschul der Vater, der als Rittmeister starb, konnte nicht lange die Erziehung So wie der bessere Theil, wurden dem Jünglinge durch die Prachtliebe i losigkeit der Mutter auch seine Erbgüter verkümmert und gefährdet. Dat auch das unkindliche Benehmen erklärt, mit dem er bei erreichter Gro gegen seine Mutter austrat, und welches derselben so viel Kummer bere soll, daß sie einem früheren Tode entgegen ging. B. vermählte sich Gräfin Karoly, die ihm eine Mitgift von 7 Millionen zusührte und m er mehre Kinder erzeugte. — Von seinen Eltern verlassen, hatte er ei ständigen Bildungsgang eingeschlagen, auf dem er seine Fähigkeiten so daß er in den öffentlichen Angelegenheiten Ungarns und in den Berh des Magnatenhauses, ohne hervorragendes Rebnertalent, seinen Ansichten trächtlichen Einfluß zu sichern wußte. Obgleich ein Feind österreichischer Wo er doch eine Zeitlang mit dem Erzherzoge Stephan in nahem Verkehr. sich aber zwischen Beiden kein festes Band geknüpft, wie überhaupt B Verhältnisse nicht leicht einging. Zu den Radikalen hatte er früher nid er schloß sich ihnen erst mit dem Jahre 1847 an. Als es sich damals die Wahl des Abgeordneten des Pesther Komitats zur Ständetafel zu machte die vormärzliche Regierung unerhörte Anstrengungen, um sie in ih zu lenken. Die Opposition hatte Kossuth als Kandidaten aufgestellt, un lich gelang es ihren Bemühungen ihn durchzusetzen. Man versichert, Gelingen dieser für Oesterreich so verhängnißvoll gewordenen Wahl n jetzt in der Türkei befindlichen Grafen Kasimir B., auch Ludwig I lich beigetragen habe. Als die Märzrevolution ausgebrochen war, beth Graf Ludwig B. bei der Deputation, welche die bekannten März-Kor von Wien holte. Unterrichtete behaupten, der Graf habe auf eine hö übergeordnete Person eben so sehr Einfluß zu üben gewußt, als Kossu ihr bei seinem ferneren Verhalten zu leiten verstand. Als der Kaiser

Stephan beinahe unbeschränkt, aber nur zeitweise übertragene Regier-  
 ung zurückgezogen hatte, traf in Wien eine massenhafte Deputation ein, an  
 der der Graf B. stand. Sie verlangte, daß der Kaiser mehren, auf dem  
 der Landtage ausgearbeiteten Gesetzentwürfen seine Genehmigung er-  
 besondere dem verhängnißvollen Kredit- und Rekrutengesetze. Im letzten  
 te des äußern Friedens zwischen Oesterreich und Ungarn, im ersten des  
 auf Leben und Tod, entsagte Graf B. der Ministerwürde, trat als ge-  
 soldat in ein Husarenregiment und nahm an den Maßregeln des Landes-  
 wehrausschusses keinen Theil. Nachdem Fürst Windischgrätz Befehl ge-  
 ging B., sich in völliger Sicherheit wählend, ungehindert durch die  
 Die Flucht wäre ihm damals eben so leicht gewesen, wie vielen seiner  
 sein Gewissen klagte ihn nicht an, er war ohne Besorgniß. Plötzlich  
 einem Abendzirkel seines Schwagers, des Grafen Karoly, von einem  
 Offizier verhaftet und zuerst nach Ofen, dann nach Raibach, nach  
 endlich nach Pesth zurückgebracht, wo er bis zum Richterspruche in

Sein Urtheil lautete auf Todesstrafe durch den Strang. Als Gründe  
 angegeben, daß er in seiner früheren Eigenschaft als Premierminister  
 solche Beschlüsse gefaßt und vollzogen habe, durch welche das in den  
 n gewährte, administrative Verhältniß Ungarns bei weitem überschritten,  
 e pragmatische Sanktion festgestellte gesetzliche Verband zwischen Ungarn  
 fellich-königlichen Erbstaaten gelockert und die bedrohlichsten Gefahren  
 unnen Umsturz der Staatsverfassung herbeigeführt wurden. An dem  
 es ward ihm keine Schuld beigemessen. Die letzten Augenblicke des  
 ern bitter und qualvoll. Ein Selbstmordversuch mißlang. Er hatte  
 ründigung des Urtheils mit einem kleinen Dolche mehre Halswunden

Nur deshalb wollte oder konnte man ihn nicht stranguliren; die  
 re in Erschießen umgewandelt und am 6. Oktober 1849 Abends auf  
 ge hinter dem Neugebäude zu Pesth durch ein Kommando Jäger voll-  
 r den Kugeln desselben hauchte B. sein Leben aus; er hatte ein Alter  
 zig Jahren erreicht. Sein großes Vermögen verfiel dem Fiskus, doch  
 ndern das noch immer sehr bedeutende der Mutter. — B.s Hinricht-  
 in ganz Europa große Sensation, am meisten natürlich in seinem

Dem Gesetze mag durch seinen Tod Genüge geschehen seyn, ob aber  
 tischen Klugheit, ist eine andere Frage. Das blutige Drama gab der  
 n Partei neue Gelegenheit zu wüthenden Deklamationen gegen die  
 sterreichs, und selbst die Presse des loyalen Englands stimmte mit ein  
 ubenden Chorus, vergessend der eisernen Justiz, die der brittische  
 mmiffär auf den jonischen Inseln um diese Zeit aus Anlaß einer im  
 ur ungarischen Revolution nur unbedeutenden Ernte mit unerbitt-  
 ausübte. Eine Stimme, welche das traurige Ende des Grafen gut  
 e, ward nicht vernommen, und auch die unstrige erhebt sich nicht für  
 nsicht, vielmehr glauben wir, daß der lebende, begnadigte, wenn auch  
 Oesterreich in der öffentlichen Meinung weit weniger geschadet hätte,  
 richtete. mD.

reg. in Oberbayern, Landgerichts Troßberg, aufgelöstes Stift der regu-  
 ren. Die ehemals ansehnlichen Gebäude desselben ruhen auf einem  
 bei dem wohlgebauten Flecken Altenmarkt an der Traun. In  
 mit zwei Thürmen prangenden Kloster, jezt Pfarrkirche sieht man  
 der Stifter und die Denkmale der Lörringer von Stein, der Tauf-  
 r anderen Eblen. Den Grund zum Kloster legte Adelsheid, eine  
 Grafen Runo von Regling und Enkelin des Pfalzgrafen Runo  
 dem Testamente ihres ersten Gemahls Marquard Grafen von  
 quardstein. Als sie 1144 starb, war der Bau noch nicht  
 s geschah erst 1156 durch Adelsheids dritten Gemahl Peter  
 welcher seiner Gattin die gänzliche Ausführung eblid

lobt hatte. Die Mönche hatten ehemals eine adelige Pflanzschule im Kloster. — Monumenta Baumburgensia, Mon. Boic. II., III.

Beaulieu, Johannes Claudius Lebanc de, geboren zu Paris: 29. Mai 1753, trat noch sehr jung in die Congregation der regulirten Chorherren von Genoveva, zu einer Zeit, wo der Geist des Jahrhunderts in mehren Abtheilungen eine Erschlaffung herbei zu führen bemüht war. Er lebte fromm, und seiner Ordensregel, lehrte in seinem Orden die Theologie und verfaß das Buch eines Novizen-Meisters. Man wundert sich vielleicht, einen Religiosen, der sich der Regel liebte, eine Revolution, welche alle Klöster vernichtete, Anfangs mit Wohlgefallen zu sehen; allein, abgesehen davon, daß man dieses Resultat nicht voraussehen muß man auch zugeben, daß B. durch ein anderes Motiv bestimmet werden konnte. In den Grundfragen der Appellanten erzogen, seufzte er über den Zustand der Kirche und sehnte sich nach einer andern Ordnung der Dinge. Die Civilconstitution des Clerus, von Männern verfaßt und belebt, mit denen er in Verbindung lebte, schien ihm eine Rückkehr zu den alten Regeln zu sein. Er leistete den Eid und wurde 1791 zum Pfarrer von St. Severin in Paris, an die Stelle Cantuelli's de Blémur, der den Eid zu leisten sich geweigert hatte, ernannt. Man muß von B. rühmen, daß er sich in dieser Stelle gegen die Unbequemlichkeiten mit Mäßigung benahm. Im Jahre 1793 gab Gobel, Metropolitan von Paris, ein großes Vergerniß, indem er den seit einem Jahre verheiratheten Aubert, Vikar von St. Margaretha, den der Wahlkörper zum Pfarrer der St. Augustin (der Minoriten) ernannt hatte, installirte. Der unglückliche B. wagte nicht, sich der Ernennung zu widersetzen. Aubert verrichtete sein Amt, behielt seine Frau bei. Alle Katholiken seufzten über diese Apostasie und 4 constitutionelle Pfarrer, darunter B., verfaßten eine energische Reklamation dagegen. Sie richteten sie an die constitutionellen Bischöfe, beriefen sich auf die Disziplin der Kirche über das Heirathen und protestirten gegen die Installation Aubert's. Diese Schrift wurde in den Annales de la Religion (den Constitutionellen) XVII., S. 292—308 von Neuem abgedruckt. Die Reklamation ist vom 1. Juli 1793, einer Zeit, wo die Tyrannei und die Gottlosigkeit bereits ihre Früchte über ganz Frankreich ausbreiteten. Die 4 Unterzeichner wurden auch in das Gefängniß geworfen und B. wurde nach der Abtei gebracht, wo er bis zum 1. August 1793 blieb. Die Bemühungen seiner Freunde befreieten ihn und seine Mitbrüder. Der Terrorismus nöthigte B. bald darauf, seine Pfarrei zu verlassen. Er nahm auch keinen Antheil an den skandalösen Schritten Gobel's und der Grandvikarien im November 1793; man glaubt sogar, daß er, so lange er in den Zeiten der höchsten Gefahr seine geistlichen Funktionen verrichtete, als die Kirchen wieder eröffnet wurden, verfaß er die von S. Etienne du Mans, welche die Constitutionellen inne hatten, als Pfarrer. In den Jahren 1798 und 1799 bemühten sich die constitutionellen Bischöfe, ihre Partei in Sizilien zu bringen, wo noch keine waren. Nach dem Tode des Bischofs des Departement's der Seine, Gratian (5. Juni 1799), fand am 3. Adventsontage 1799 eine Wahl statt, wo die Priester dieser Partei B. zur Metropolitankirche des Departement's des Cotes de la Manche beriefen. Der Erwählte wurde am 18. Januar 1800 zu Paris in der St. Stephanskirche von Rouen, Erzbischof von Paris, unter Aufsicht der constitutionellen Bischöfe der Departements des Landes und der Cher, consecrirt. B. begab sich sofort nach Rouen und nahm von sich den Stuhle Besitz. Er nahm nun die Visitation der Pfarreien vor und hielt am 27. Mai eine Synode zu Rouen, deren Akten in den Annales de la Religion gedruckt sind. Der Bischof bewies hier sehr viel Eifer für die Wiederherstellung der Disziplin. Die Akten des Metropolitan-Concils, das er im nämlichen Abtheil, sind gleichfalls in dem genannten Werke gedruckt. Als das Concorcordat im Jahre 1802 in Vollzug kam, wurde B. zum Bischofe von Soissons ernannt. Er wird in den gedruckten Briefen von Lecombes unter denen aufgeführt, die den Widerruf verweigert haben, den der päpstliche Legat von den constitutionellen Bischöfen verlangte.



verlangte. Die Verwaltung des Bischofes nach seiner Ankunft in Soissons und sehr verschieden von der seiner constitutionellen Collegen, die ei ebenso offenkundig, als unklug begünstigten. B. benahm sich mit Hingung und schien sich sogar allmählig dieser Partei zu entfremden; seine Eifer, sein Eifer und seine Liebe zur Kirche erlaubten ihm nicht, sich die Wirkungen der Spaltung des Klerus zu verhehlen. Da der Bischof nie gesehen, als die von Constitutionellen, gelesen hatte, so hegte er die Ansicht, on Papst Pius VI. in den Angelegenheiten Frankreichs erlassenen Breven der Manier des Abbé Royn u. seiner Freunde wären. Er war auch höchst als man ihm die Absurdität dieser Lüge bewies. Ueberdies gab seine ihm das Mittel an die Hand, sich von der Wahrheit zu überzeugen. ) unterm 29. Juni 1804 an den Papst, um seine Unterwürfigkeit und ie über das Vorgesallene zu erklären und ließ überhaupt keine Gelegen- egehen, seine Gesinnungen laut kund zu geben; er fing selber an, von Bittern zu sprechen u. zu erklären, daß er nicht nur die constitutionelle anzlich verlassen habe, sondern auch vollständig von seinen alten Vorur- u Gunsten des Jansenismus zurückgekommen sei. Sein großer Schmerz i er beigetragen hatte, einige Personen in den Irrthum zu verlocken. So : nicht eher, bis er einen Geistlichen zurückgebracht hatte. Seinen zahl- freunden in Paris theilte er seinen Schritt und die Motive, die ihn dazu en, in einer Schrift mit und erklärte, jedem Einwurfe Rede zu stehen; der damals, noch seither, hat man seine Memoiren widerlegt. Die Verwalt- ) zu Soissons betreffend, so visitirte er seine Diözese, errichtete ein Seminar hie über die Disziplin seines Klerus. Er war einer von den 19 Bischöfen, en Bericht von Pius VII. vom 25. März 1810 unterzeichneten, worin rdentliche Vollmachten zur Dispensation in Ehefachen verlangten. Da h Klagen, daß so viele bischöfliche Sitze unbefetzt wären, einmischte, so re- der Bischof von Soissons gegen diesen Zusatz und erklärte, daß er diesen r ungerne unterzeichne. Sein Benehmen auf dem Concillium von 1811 selbe Gesinnung; er sprach seine Anhänglichkeit an den Papst in der Berg rom 27. Juni laut aus und verweigerte dem Entwurfe des Dekrets, Kultusminister den Bischöfen vorlegte, seine Beistimmung. Welche Freude wdhafte Bischof 1814 über die Befreiung der Kirche und Frankreichs em- t hier zu schildern überflüssig. Indessen wurde sein Muth nochmal auf e gestellt. Nach Bonaparte's Zurückkunft erging ein Schreiben an die sich auf dem Marsfelde einzufinden. Der Bischof von Soissons besann sich ugenblick und schrieb dem Kultusminister einen kühnen Brief, worin er daß er keinen andern legitimen Souverain anerkenne, als Ludwig XVIII. erte sich geradezu, an einem Akte Theil zu nehmen, dessen Zweck sei, t eines Mannes zu befestigen, „den der wahre Wunsch der französischen jurückstoße.“ Er habe, fügte er hinzu, die Gefahren seines Schrittes gen und sei darauf vorbereitet. Wirklich verließ er nach Abgang dieses Soissons, lebte einige Zeit verborgen in Paris, fand darauf Mittel, sich gland zu begeben, wo er bis zur zweiten Rückkehr des Königs verweilte. los der Stimme seines Gewissens gefolgt und lebte, wie früher, jurück- in seiner Diözese und veranstaltete hier nützliche Einrichtungen. — 1817 i vom Könige zum Erzbischof von Arles ernannt und im Consistorium October als solcher präconisirt; allein es ist bekannt, auf welche Hinder- **B**olziehung des Concordats stieß. Das Erzbisthum Arles wurde nicht t und B. fuhr fort, die Diözese von Soissons zu verwalten. 1820 nahm **E**ntlassung und begab sich ins Seminar der auswärtigen Missionen. Der **h**te ihn zum Mitgliede des Kapitels von St. Denis. 1822 verzichtete **st** auf seinen Titel als Erzbischof von Arles, um die neuen Einrichtun- **st** möglich zu machen. Einzigh mit Werken der Frömmigkeit **st** **er** beschäftigt, erbaute er durch die Ausübung aller **st**

nahm Theil an Allem, was Gutes geschah. Eine kurze Krankheit entriß ihm 13. Juli 1825 diesen frommen Beschäftigungen.

\* **Belgien.** Die Gesamtbevölkerung des Königreiches beläuft sich dem am 18. April 1849 erstatteten Berichte der statistischen Centralkommission 4,337,196 Seelen, welche auf 2,945,593 Hektaren Flächenraum leben. Die Bevölkerung vertheilt sich auf die neun Provinzen, wie folgt: Antwerpen auf 283, Hektaren Landes 406,354 Seelen, Brabant 328,322 h. 691,357 S., Westflandern 323,149 h. 643,004 S., Ostflandern 299,787 h. 793,264 S., Hennegau 372,206 h. 714,708 S., Lüttich 289,319 h. 452,828 S., Limburg 241, h. 185,913 S., Luxemburg 441,704 h. 186,265 S., Namur 366,181 263,503 S. Es kommen also auf 100 Hektaren in der Provinz Antwerpen Seelen, in Brabant 211, in Westflandern 199, in Ostflandern 265, in Hennegau 192, in Lüttich 157, in Limburg 77, in Luxemburg 42, in Namur 72. Durchschnittlich leben im Königreiche drei Einwohner auf zwei Hektaren. Die Zahl bewohnten Häuser beträgt 170,455 in den Städten, 629,393 in den Landgemeinden, zusammen 799,848. Unbewohnte Häuser finden sich in den Städten 9 auf dem Lande 20,411, zusammen 29,713. Die Gesamtzahl der Häuser in Belgien ist 829,561, wovon 160,471 mit einem Kapitalbetrage von 1,093,030 Fr. gegen Feuergefahr versichert sind. Die Vertheilung der Gesamtbevölkerung des Landes unter die Städte und die Landgemeinden betreffend, zählen 1,092,507 Seelen, diese 3,244,689. In den Städten kommen auf je 100 Hektaren durchschnittlich 641, in den Landgemeinden 516 Bewohner. Betrachtet man die Vertheilung der Bevölkerung nach Haushaltungen, so kommen in Belgien durchschnittlich 459 Seelen auf 100 Haushaltungen in den Städten, 497 Seelen 100 Haushaltungen auf dem Lande; Städte und Landgemeinden zusammengenommen, ergibt sich die Durchschnittsziffer von 487 Seelen auf 100 Haushaltungen. Die Gesamtsumme der eingeschriebenen Armen in den Städten beträgt 192,964 € es kommen 100 solche Arme auf 566 Einwohner; die Landgemeinden haben Gesamtzahl eingeschriebener Armen von 507,177 S., so daß 100 auf 639 wohner kommen. Die Zahl der Kinder beider Geschlechter, die Elementar-, 1 lernen oder höheren Unterricht erhalten, beläuft sich auf 472,590, während die sammtzahl der Kinder 897,082 ist. Es erhalten also in B. nur die Hälfte Kinder Unterricht. Im Allgemeinen kann man sagen, daß auf neun Einwohner je ein Kind in die Schule geschickt wird. Ein weiterer Punkt ist das Verhältniß der Ziffer der männlichen Bevölkerung zu jener der weiblichen. In den Städten zählt das männliche Geschlecht 528,755, das weibliche 563,752 Individuen; kommen also durchschnittlich 94 Männer auf 100 Frauen. In den Landgemeinden zählt man 1,634,768 männliche auf 1,609,921 weibliche Individuen, so daß 102 männliche auf 100 weibliche kommen. Im ganzen Königreiche ist also männliche Bevölkerung fast genau eben so stark als die weibliche. Beachtenswerth ist auch, wie sich die Bevölkerung nach dem Civilstande der Personen vertheilt. Es kommen im Königreiche auf 1000 Männer 658 unverheirathete, 302 verheirathete, 40 Wittwer, auf 1000 Frauen 623 unverheirathete, 307 verheirathete Wittwen. Zwei Drittheile der Bevölkerung bestehen also aus Unverheiratheten (Kindern und unverheiratheten Erwachsenen). Ausländer leben 94,821 in Belgien, wovon 34,600 Franzosen, 20,568 Holländer, 12,859 Deutsche, 3828 Schweizer, 7703 aus Deutsch-Luxemburg, 10,639 aus dem abgetretenen Theile Limburg; die übrigen 4624 gehören verschiedenen Ländern an. Eines der verwürflichsten Unterscheidungszeichen der Bevölkerung ist die Sprache. Das Französische und das Französische mit ihren Dialekten sind nahezu die einzigen, in Belgien gesprochenen Sprachen. Das Flämische ist überwiegend über das Französische dem Verhältnisse von 570 zu 421, oder ungefähr 4 zu 3. Die beiden Flämischen Provinzen, Antwerpen, Limburg und Brabant sind diejenigen Provinzen, wo das Flämische besonders gesprochen wird. Die anderen Sprachen ausser dem Flämischen und Französischen werden in B. nur von Arbeitern gesprochen, welche der Handel

Interesse dahin gezogen hat, und den Fremden, die zeitweilig oder auf der Wanderung sich dort befinden. Eine Ausnahme hiervon macht das Deutsche, das in einem Theile des belgischen Luxemburg, so gut wie in Deutsch-Luxemburg Muttersprache ist. — Die Bevölkerung nach dem Glaubensbekenntnisse betrachtet ist Belgien ausschließlich katholisch. Unter 4,337,196 Einwohnern finden sich nur 0,323 von anderen Confassionen — 7,368 Protestanten oder Anglikaner, 1336 Juden, 1019 von anderen Kulturen, nebst weiteren 600, die gar keine bestimmte Religion als die ihrige angeben. Die Bevölkerung nach dem Alter vertheilt, ergeben sich vier Klassen, nämlich: 1) 505,052 Kinder bis zu 5 Jahren; 2) 897,082 Kinder von 5 bis 15 Jahren; 3) 2,901,774 Menschen von 15 bis 80 Jahren; 4) 1,288 von 80 Jahren und darüber. Zur Zeit der neuesten Volkszählung gab es in B. 8 Männer und 13 Frauen, die 100 Jahre zählten, zusammen also 21 Personen dieses seltenen Alters. — Die Eintheilung der Bevölkerung nach Erwerbszweigen und Ständen läßt zwei Hauptklassen unterscheiden, nämlich I. Handwerker mit Inbegriff der Ackerleute, II. sogenannte liberale Professionen mit Inbegriff aller nicht von Handarbeit sich nährenden Stände. Die Gesamtzahl der in die zweite Klasse fallenden Individuen einschließlich ihrer Familienangehörigen beträgt 1,262,122. Dazu kommen noch 158,935 Personen, die ohne alle bestimmte Beschäftigung sind. Der ganze übrige Großtheil der Bevölkerung gehört der ersten Klasse an und unter ihr ist die zahlreichste Kategorie (2,220,714 Personen) jene der Landbautreibenden, welchen sich in geringeren Ziffern die Handwerksmeister und Fabrikanten mit ihren Hilfsarbeitern und der Handelsstand anreihen. mD.

Bellefanti, P. Stephan, 1774 aus einer achtbaren Familie zu Trient geboren, fühlte schon frühe, da er ebenso der Frömmigkeit ergeben, als in den Studien ausgezeichnet war, den Beruf zum Klosterleben in sich und trat schon in seinem 18. Jahre in seiner Vaterstadt in den Augustinerorden der strengen Observanz. Seine Vorgesetzten schickten ihn alsbald in's Noviziat nach Bologna, von wo er ihn der Ordensgeneral in der Folge nach Rom berief. Als die Franzosen mit Waffengewalt die päpstlichen Staaten in Besitz nahmen und ein Gesetz allen Fremden befahl, Rom zu verlassen, ward er nach kurzem Aufenthalte daselbst gezwungen, in sein Vaterland zurückzukehren, wohin er jedoch das Andenken an jene heiligen Muster christlicher Vollkommenheit, die er in der Hauptstadt der katholischen Welt zu bewundern das Glück hatte, mit sich brachte. — In Trient zum Priester geweiht, begann er mit größtem Eifer die Ausübung seines erhabenen Amtes. Frühzeitig viel als Prediger verwendet, übte er diese heilige Priesterpflicht mit Fleiß u. evangelischer Treue bis an's Ende. Er predigte aber niemals sich selbst, sondern brach stets das Brod des Glaubens und der Sittenlehre, dem Bedürfnisse des Volkes gemäß. Ein glänzendes Beispiel seiner christlichen Nächstenliebe gab er im Jahre 1809, als die bayerische Regierung, unter welcher Tirol damals kam, ihm und einigen seiner Mitbrüder den Elementarunterricht in der Trienter Normalchule übertrug. B. erhielt die Klasse der kleinsten, größtentheils zerlumpten Knaben zugewiesen, denen er sich als ein liebevoller Vater dadurch erwies, daß er sie nicht nur mit unbeschreiblicher Geduld und Mühe in den ersten Elementen unterrichtete, ihrem zarten Herzen mit Wort und Beispiel Religion und Einnlichkeit einflößte, sondern auch, soviel in seinen Kräften stand, ihrer Armuth durch angemessenes Almosen zu Hülfe kam. So viel Eifer und Liebe konnten nicht ohne Erfolg bleiben; daher kam es, daß ihm später die Direktion der ganzen Anstalt übertragen wurde. Wie sich nun die Zahl der, seiner Obhut anvertrauten, Hülfsbedürftigen vermehrte, in eben dem Maße wuchs auch in seinem Herzen die Liebe. Während war es, ihn im Jahre 1816 während jener grausamen Hungersnot zu sehen, wie er jeden Morgen mit einem, mit Brod beladenen, Diener in die Speisekammer trat und eigenhändig dasselbe unter jene vertheilte, auf deren Angesicht sein liebevolles Auge Spuren des qualenden Hungers entdeckte. Um diese Nothwerke üben zu können, opferte er mit Freude nicht nur seinen ganzen Gehalt, sondern auch die Pension, die ihm als säkularisirten

priester vom Brevat angewiesen war. — Die in seinem Herzen nie ge  
 schluckte Lust zum Ordensleben bestimmte ihn endlich, im Jahre 1817 se  
 rverdi mit Rom zu vertauschen, wo er von den Augustinern freudig aufge  
 wurde. Zwei verlebte er einige Zeit, kam dann nach Perugia, von wo  
 die Ordensvorsteher in das Kloster von Genazzano versetzten, mit der  
 unung, daß er dort in der Eigenschaft eines Pfarrers arbeiten sollte. We  
 ner besonderen Tugenden und besonders wegen seiner menschlichen Lieb  
 P. Stephan von seiner Gemeinde beinahe wie ein Heiliger verehrt. Er w  
 u. besorgt für das geistige u. leibliche Wohl der ihm Anvertrauten, entzog si  
 auch das Nothwendigste, um Hülfbedürftige zu unterstützen; besonders  
 er den Kranken und Sterbenden, bei welchen er ganze Nächte hindurch  
 um Jesu Christi willen auch die niedrigsten Dienste, indem er so  
 ste krochte und auf seinen Schultern des Nachts Jenen das nöthige Holz  
 die sich damit selbst nicht versehen konnten. — Das zu Rom unter den  
 den Cardinals Franzoni erscheinende Journal „Avvenimenti edificanti“ v  
 lichte einen Brief des Priors von Genazzano, der mit folgenden Worten  
 leben P. Stephan verkündet: „Die Stütze der Leidenden, der Vater der  
 der Trübsal der Betrübten, der Augustiner und Pfarrer zu Genazzano, P.  
 N. von Trient ist an dem von ihm vorhergesagten Tage und Stunde der  
 duar 1840 um 2½ Uhr zur ewigen Ruhe übergegangen. Die allgemeine  
 erung seines Lebens und die Thränen der Armen über sein Hinscheiden  
 schönste Lobrede auf seine unbegrenzte Liebe. Wir haben viel verloren,  
 tröstet die Hoffnung, er werde vom Himmel herab uns noch kräftiger bes  
 Spätere Nachrichten verkünden, daß, als in Folge der, an seinem Grabe er  
 ausserordentlichen Gnaden, den 23. September, also 7 Monate und 21 T.  
 seinem Tode, die Leiche in Gegenwart des Cardinals Bedicini und Ande  
 gegraben wurde, man dieselbe ganz unverfehrt und biegsam, die Zunge  
 unentstellt gefunden hat. Nach diesem Befund wurde der Sarg versta  
 bald darauf der Beatiſicationsprozeß eingeleitet. Man hofft, dem P.  
 werde in Kürze der Titel „Venerabilis“ zu Theil werden.

\* Dem flüchtete sich nach der Katastrophe von Bilagos mit Kossuth  
 deren Häuptern des Aufstandes auf das türkische Gebiet. Dort schwor  
 Glauben seiner Väter ab, in der Hoffnung, wie so viele kriegslustige Re  
 unter dem Halbmonde zu Ehren und Würden aufzusteigen, die aber die  
 nie an einem Renegaten anerkannt hat.

\* Benedictiner. (Berichtigungen zu dem Artikel im Haupt  
 1) Zu Esater, eigentlich Esatár, gibt es seit drei Jahrhunderten keine Bened  
 Diese Abtei gehört unter die vielen (bei 150 an der Zahl) theils Bened  
 theils Cisterzienser- und anderer Abteien, welche die Tataren im 13. Jahr  
 oder die Türken später zerstört hatten. Nur von wenigen findet man n  
 Spur auf dem Plage, wo sie einst mochten gegläntzt haben: um  
 einer gänzlichen Vergessenheit zu entreißen, wird vor ihnen der Titel a  
 herrren u. andere weltliche Priester, welche der apostolische König einer  
 nung würdig findet, gegen mäßige Laxe vertheilt. Nur 13 sind unter ihn  
 blos titular, bei welchen nämlich mit dem Titel auch ein Theil der ch  
 Einkünfte verbunden ist. Diese werden Real-Abteien genannt. 2) Kazor  
 es in Ungarn nicht, sondern Kapornak, aus welchem es wohl bei etwas  
 licher Schrift entstanden ist. Aber auch Kapornak hat seine B. schon se  
 verloren, deren Güter unter dem Titel Abt zu h. Heiland von Kaporn  
 der Bischof von Steinamanger, Gabriel Balassa, aus besonderer Gnade der  
 1851. 3) Es gab vor Zeiten mehre B.-Abteien, von St. Jakob genar  
 besteht keine. Die berühmteste unter diesen war jene von Silifio, n  
 auch jetzt Einkünfte verbunden sind, die aber nicht auf B. verwen  
 4) In Neutra war nie ein B.-Kloster, sondern wohl nicht weit d  
 r, vom heil. Stephan, erstem Könige von Ungarn, gestiftet.

Komorn, Preßburg und Tyrnau bestanden sich zwar B., aber ohne da eine selbständige Corporation zu bilden, weil sie alle zu der Erzabtei St. Martin oder Martinsberg bei Raab gehören. Darum sind auch ihre örtlichen, unmittelbaren Äbte keine Aebte, sondern gemeine Ordens-Geistliche, welche, Superiores genannt, von dem Martinsberger Erzabte nach Belieben eingesetzt und zurückberufen werden. Aber 6) solche Erpöstituren, ausser den jetztgenannten, gibt es noch vier, nämlich: zu Raab, Debenburg, Güns und Papa, folglich im Ganzen acht, weil die im Jahre 1786 aufgehobene Erzabtei von Martinsberg im Jahre 1802 mit der Bedingung in alle ihre Rechte wieder eingesetzt wurde, daß sie aus eigenen Mitteln durch eigene Ordens-Individuen das Lehramt in sechs lateinischen Classen in zehn Städten Ungarns zu bestreiten habe. Die Bedingung wurde angenommen, weil aber nach 14 Jahren für erspriesslicher gefunden wurde, anstatt zwei von Martinsberg entfernter Gymnasien zwei philosophische Fakultäten, nämlich zu Raab und Preßburg zu übernehmen, so sind aus zehn seyn sollenden Erpöstituren nur acht geworden. 7) Die Erzabtei Martinsberg zählt nicht 60, sondern über 200 Mitglieder, den jüngern Clerus mitgerechnet. Laienbrüder werden keine gehalten. 8) Die in der Encyclopädie unter dem unrichtigen Namen Tihon aufgeführte Abtei Tihan ist nun Filial-Abtei zu der Erzabtei Martinsberg bei Raab, welche immer ihren Abt sammt dem übrigen Klosterpersonal von der Mutterabtei Martinsberg bekommt, weil sie nicht berechtigt ist, ein Noviziat für sich zu halten. 9) Ausser dieser Abtei von Tihan sind noch zwei andere, in der Encyclopädie nicht angeführte, Filialabteien, nämlich zum heil. Mauritius von Peel in einem Thale des unheimlichen Bakonyerwaldes, dann die der heil. Jungfrau Maria von Dömölk oder Weinzell in einer Ebene unter dem Berge Kemenyés in der Eisenburger Gespannschaft, welche beide in Betreff ihrer Abhängigkeit von der Erzabtei mit der obengenannten Abtei Tihan am Plattensee gleich beschaffen sind. 10) Ausser diesen sind noch zwei Filialabteien in Ungarn, nämlich: St. Stephani von Telsi und St. Adriani von Szalavár, welche in der Encyclopädie nicht vorkommen. Diese hat das B.-Stift Göttweih, jene das Schottenstift zu Wien an sich gebracht, als durch die Mitwirkung des Martinberger Erzabtes Gerardus Simonchich von Kaiser Leopold I. und seinen Nachfolgern eine Erlaubniß ertheilt wurde, der zu Folge ein jedes deutsche Stift Abteien seines Ordens in Ungarn sammt ihren Gütern gegen mäßige Entrichtung einer sogenannten Neo-acquisitischen Kriegsgeld unter der Bedingung übernehmen konnte, daß es die zerstörten Klöster und Kirchen wieder aufbaue u. mit tauglichen Ordensgeistlichen in einer, für den in Abteien gewöhnlichen, Gottesdienst hinlänglichen Zahl versehe. Seit der Zeit hatte die Abtei von Telsi wegen Mangel an hinreichenden Einkünften keinen eigenen Abt und jeder Abt von Schotten erhielt vom apostolischen Könige auch die Abtei von Telsi. Aber die Abtei von Szalavár hatte auch eigene Aebte, doch heut zu Tage verehrt sie ihren Abt in dem Abte von Göttweih. — Die ganze Berichtigung des fraglichen Artikels zusammen gefaßt, besteht darin, daß es in Ungarn und mit ihm vereinigten Nebenländern nur eine selbständige B.-Abtei gibt, nämlich die Erzabtei von St. Martin am Pannonienberge, oder Martinsberg, welche über 200 Ordensbrüder, drei Filialabteien mit eigenen Aebten, nämlich Tihan, Bakonybel und Dömölk oder Weinzell: dann acht Erpöstituren oder, wie man sie hier nennt, Residenzen zählt, als: Preßburg, Tyrnau, Raab, Komorn, Gran, Debenburg, Güns und Papa. Ferner, daß es ausser diesen noch zwei Filialabteien, ohne eigene Aebte, gibt, nämlich: Telsi bei Ofen und Szalavár in Zalader Gespannschaft.

**Benger, Elisabeth**, Verfasserin verschiedener, besonders biographischer und historischer Werke, 1778 zu Wells geboren, starb den 9. Januar 1827 zu London. Ihre Wißbegierde war so groß, daß sie, beim Mangel an Büchern, an den Buchhändlern aus den aufgeschlagenen Büchern Etwas zu lernen suchte. Mit 12 Jahren ging sie in eine Knabenschule, um Latein zu lernen und mit 15 Jahren ein Gedicht heraus, welches, so unvollkommen es auch war, doch von Wien geugte. Im Jahre 1802 zog sie mit ihrer Mutter nach London.

balb edle Freunde fand und einen glänzenden Kreis (Miss Wesley, Dr. Gregor, Elisabeth Hamilton, Frau Barbauld, C. Aikin) um sich versammelte. Da ihr die dramatischen Versuche nicht gelingen wollten, so versuchte sie andere Gattungen der Dichtkunst und gab ein Gedicht über die Aufhebung des Sklavenhandels und später zwei Novellen heraus. Hierauf widmete sie sich der Geschichte und es erschienen: „Memoirs of Mrs. Elisabeth Hamilton“; „Memoirs of John Tobin author of the Honcy-Moor, and notice of Klopstock and his friends, prefixed to a translation of their letters from the German“; „Memoirs of the life of Anne Boleyn, Queen of Henry VIII.“; „Memoirs of Mary, Queen of Scotland“; „Memoirs of Elisabeth Stuart, Queen of Bohemia, including sketches of the state of society in Holland and Germany in the 17th century“; „Memoirs of Henry IV. of France.“ Alle diese Schriften fanden großen Beifall. Uebrigens war sie liebenswürdig von Geist und Herzen.

**Bernried**, Pfarrdorf in Oberbayern, Landgerichts Weilheim, an der Westseite des Wurm- oder Starnbergersees. Die ehemalige Probstei regulirter Chorherren Augustinerordens daselbst verdankt ihr Entstehen dem Grafen Otto von Valley, welcher sein Schloß B. 1120 in ein Kloster verwandelte. Hier lebte die fromme Herculata in Gesellschaft mehrerer Jungfrauen und später der von Kaiser Heinrich IV. aus Regensburg vertriebene Chorherr Paul, welcher eine bairische Chronik und das Leben des Papstes Gregor VII. schrieb. In der schönen Kirche ruhen der Stifter mit seiner Gemahlin Adelheid, sein jüngerer Bruder Otto, die Schwester Mathilde und die selige Herculata. — Monumenta Bernriedensia, Mon. Boic. VIII. mD.

**Beromünster**, ehemaliges Stift in dem zum Kanton Luzern gehörenden Flecken Münster. Es entstand im 8. Jahrhunderte. Ein Graf von Lenzburg wurde, der Legende zufolge, daselbst von einem Bären zerrissen, worauf dessen Vater, um seinen Schmerz zu verewigen, auf der Unglücksstelle ein Kloster für Benediktiner gründete. Die Kirche besitzt vier Gemälde, welche diese Begebenheit darstellen. Später wurde B. das Kollegiatstift und die Probstei St. Michael genannt und kam mit der Grafschaft Lenzburg an das Haus Habsburg, wurde diesem aber 1385 von der Stadt Luzern weggenommen. In neuester Zeit theilte B. mit St. Urban (s. d.) das Loos der Aufhebung. mD.

**Besson**, Jakob Franz, 1756 zu Neugy im französischen Departement Ain aus einer angesehenen Familie geboren, machte seine Studien im St. Jrenäusseminar zu Lyon mit glänzendem Erfolge und erhielt zu Annecy die Priesterweihe. Da er die Stelle eines Rathes auf der geistlichen Bank des Parlaments zu Dijon zu erlangen wünschte, so widmete er sich dem Studium der Jurisprudenz und ließ sich in die Zahl der Advokaten aufnehmen. Er sollte eben (1789) in das Parlament eintreten, als einer seiner Verwandten Bischof von Genf (zu Annecy) wurde und ihn zu seinem Generalvikar ernannte. Zur Zeit der Eroberung Savoyens durch die französische Armee (1792) wurde B. auf Befehl Grégoire's, damaligen Volksrepräsentanten und konstitutionellen Bischofs des Loire- und Cherdepartements, verhaftet und nach Lyon gebracht. Nach einem zwölfständigen Verhör wurde der arme Priester in das Gefängniß zurückgeführt und erwartete hier den Tod in der Gesellschaft des Abbs von Thiollaz, nachherigen Bischofs zu Annecy. Da bot sich ihnen ein Mittel zur Flucht dar und sie ergriffen es. B. wurde bei einem schismatischen Priester gastfreundlich aufgenommen und zum Danke für diese Wohlthat, die ihm das Leben rettete, bekehrte er seinen Wirth. Hierauf begab er sich nach Constanz, dann nach Turin und endlich nach München, und verwaltete von diesen verschiedenen Plätzen aus die Diözese Genf. Nach dem Concordat von 1801 ernannte ihn der neue Bischof von Lyon und nachherige Cardinal Fesch zum Canonikus an seiner Kirche und 1805 zum Pfarrer von St. Nizier. Er hinterließ in dieser Pfarrei theuere Erinnerungen, ihm verdankt sie mehre der nützlichsten Anstalten, die sie besitzt. Er war das Muster eines Pfarrers im höchsten Sinne des Wortes. B. war mit bei der Deputation, welche Lyon

1814 an Ludwig XVIII. gesandt hat, um ihn zu bewillkommen. Er wurde 1817 zum Bischof von Marseille ernannt, schlug aber diese Würde aus. 1822 wurde er zu den Funktionen eines Generalvikars der Grandaumonerie berufen, führte aber niemals diesen Titel, weil er sich von der Pfarrei Nizier nicht trennen wollte. Er nahm lebhaften Antheil an der so merkwürdigen Auswahl der 1823 ernannten Bischöfe, wurde um diese Zeit Ehrencanonicus von St. Denis und Ritter des sardinischen Ordens vom heil. Mauritius und Lazarus. — Witten unter diesen wichtigen Interessen, die ihn in Paris in Anspruch nahmen, vergaß B. die Diözese Genf nicht, welche er in so schwierigen Zeiten verwaltet hatte. Da der Staatsrath von Genf am 21. Dezember 1821, mit Hintansetzung der Wiener Stipulationen, befohlen hatte, daß die Verfügungen des französischen Civilgesetzbuches in Bezug auf die Schließung u. Gültigkeit der Ehe in dem ganzen Canton allein gelten sollten, versuchte Bellot, Mitglied des Rathes, die Ungerechtigkeit gegen die Katholiken der sardinischen Gemeinden, die an die Genfer Republik abgetreten worden waren, durch eine Schrift zu rechtfertigen, worin er die katholische Kirche beschuldigte, die Jurisdiction über die Ehen ihrer Kinder, deren sie sich erfreut, auf die Autorität der falschen Dekretalen an sich gerissen zu haben. B. bewog den frommen und gelehrten Abbé Le Surre, Bellot's Schrift zu widerlegen u. einige Zeit nach dem Erscheinen des Buches: *De la jurisdiction de l'Eglise sur le contrat de mariage considéré comme sacrement* (1824) setzte der Staatsrath von Genf sein Gesetz vom 21. Dezember 1821 außer Vollzug. 9. September 1823 von dem Könige zum Bischof von Metz ernannt, sträubte sich B. umsonst gegen die Ehre des Episcopats. Ohne auf das Einzelne einzugehen, nahm er um diese Zeit an Allem, was geschah, lebhaften Antheil, um für die Lyoner Diözese eine würdevollere und unangefochtene Diözesanverwaltung herbeizuführen. Der neue Bischof, am 23. Februar 1824 in der Kirche von St. Nizier geweiht, nahm erst am 10. Juni von dem Stuhle zu Metz Besitz. Als Nachfolger Jauffret's ließ er es sich angelegen seyn, die Bahn, die der Eifer seines Vorgängers eingeschlagen hatte, zu wandeln und er vollendete, was der erstere begonnen hatte. Da ihm die Kirchendisciplin sehr am Herzen lag, so erließ er neue Statuten zu dem Zwecke, den Clerus immer mehr mit dem nöthigen Ansehen zu umgeben; er vervollständigte die Seminarstudien und errichtete mehrere neue Lehrstühle; durch ihn entstanden die Unterrichtsanstalten zu Siered und Bitch; er wachte mit Eifer u. Sorgfalt über die Leitung der Primärschulen, deren Aufsicht den Bischöfen damals anvertraut war. — Ungeachtet seines schon vorgerückten Alters, durchreiste B. jedes Jahr einen Theil seiner Diözese und kannte bald alle bedeutenden Orte aus eigener Anschauung. Er war stets beeifert, den Pfarreien den geistlichen Beistand zu leisten, denen sie benöthigt waren. Er ließ nach Metz, wo so viele junge Offiziere vom Geniecorps u. s. w. ihre Militärstudien machten, geistliche Redner von Ruf u. Ansehen kommen. Er ließ den religiösen Communitäten, die ihren Eifer bereits seinen Diözesanen widmeten, nicht bloß seinen hohen Schutz angeheihen, sondern bemühte sich auch, neue zu bilden u. unter seinem Episcopat entstanden die Frauen du sacre coeur u. die „vom guten Hirten“. Er genehmigte auch die Stiftung der „Schwestern der Barmherzigkeit“, indem er sie nach Peltre berief. Als edelmüthiger Wohlthäter der Seminaristen ließ der eifrige Prälat das kleinste von ihnen zum Theil auf seine eigenen Kosten bauen; er schenkte das schöne Landhaus la Vasse-Bévoise u. setzte diese Anstalten, auf denen die ganze Zukunft der Religion in der Diözese ruht, zu seinen Universalerben ein. Er stellte sich an die Spitze der Frauen der Gütigkeit u. nahm die Sorge für die Kosten des weiblichen Waisenhauses auf sich; er wurde als der Gründer der Anstalt für die Waisenkinder betrachtet, die er in seiner eigenen Wohnung aufnahm u. für die er immer so viel Interesse gehegt hat, er war die Stütze und der Halt aller Liebeswerke, die gegenwärtig den Ruhm der Diözese ausmachen. — In der Epoche der Revolution von 1830 wurde Alles, was man thun konnte, um ihn zum Verlassen des Bisthums zu vermögen; er blieb aber bis zum Tode treu und kämpfte zwei Jahre lange für die Zurückgabe seiner ta

Beschlag genommenen Seminarien. Auch in anderen Umständen, welche Klugheit und Festigkeit von seiner Seite verlangten, zeigte er sich immer des Ranges, dem ihn die Vorsehung erhoben hatte, würdig. — Aus Geschmack ein zurückgezogenes Leben führend, ging B. besonders seit 1830 wenig aus, wosfern ihn die bischöflichen Funktionen hinausriefen. Bei vertrautem Umgange mit ihm man gerührt von seiner Herzensgüte und seinem steten Bemühen, Niemande zu genießen. Seine Frömmigkeit war lebhaft und glühend, ein tiefer Geist Glaubens befeelte all sein Thun und Lassen, seine immer ernste Haltung fassen allen Denen, die ihn sahen, Respekt ein. — Gegen Ende des Jahres 1839 u. B. sich sorgfältig vorbereiten, Gott von seinem Daseyn auf Erden Rechenschaft abzulegen und machte in dieser Absicht geistliche Uebungen, an deren Schluß der Nacht vom 31. Dezember einen Schlaganfall bekam. Die Gefahr drohend, er empfing mit vieler Frömmigkeit die hl. Sterbsakramente und fiel in Delirium. Das Uebel verschlimmerte sich immer mehr; doch ging es nach vier Tagen wieder besser mit ihm, leider nur, damit er alle Arten von Gebrechen zu lernen sollte! Während der dritthalb Jahre, die er noch lebte, konnte er, kranken kreuzlahm geworden, fast nicht mehr außer Bette seyn. Gleich beschäftigte er stets mit der Verwaltung seiner Diözese und ließ sich von allem Wichtigem nicht erschatten. Indessen hatten mehre auf einander folgende Anfälle die Kräfte des Lebens in ihm ausgezehrt, eine neue Krisis trat Sonntags den 17. Juni 1842 ein und, da er fühlte, daß es die letzte sei, wollte er auf der Stelle die Heilsmittel der Religion empfangen. Er starb Samstag den 23. Juli 1842. — Außer seinen Verordnungen, die er erlassen, hat man von ihm: Instructions, exercices de piété, réglement pour la confrerie du Sacro-Coeur, érigée à St. Nizier Lyon (Lyon 1819); ferner: Observations de M. évêque de Metz sur la prévention de desobéissance aux lois du royaume, dans lesquels le roi au Roi du 8. janvier 1828, et les actes publiés en consequence placent les évêques aux yeux des peuples (Metz 1828).

\* Bettinelli, Saverio, geboren 1718 zu Mantua, gehörte einer Familie an, die auf seine Bildung hinreichende Mittel verwenden konnte. Bei den Vorfahren, erst in seiner Vaterstadt, dann im Collegium S. Zulgi zu Bologna er er den ersten Unterricht und trat 1736 in den Orden selbst ein. Zwei Jahre verbrachte er zur Probe, sehr zurückgezogen, in dem Noviziate von Ravellara ging von da erst zur Rhetorik nach Piacenza über, nach deren Vollendung gleich zur Lehrerstelle an der Jesuitenschule zu Brescia (1739) befördert wurde. Damals bildete der Cardinal Quirini, Graf Mazzucchelli, Graf Durante Durini mit den Studenten von Padua und den Schülern des Abate Lazzarini zusammen in Brescia eine Art von Akademie, in der B. bald einer der Thätigsten wurde. Nach fünfjährigem Aufenthalte daselbst ging B. erst nach Bologna, Theologie zu studiren, indem er fortwährend Repetentenstelle im Ludwigs-Collegium von Bologna war damals ein Mittelpunkt für Wissenschaft und Liebe zur Kunst. Das vom Grafen Marsigli gestiftete Institut war noch in frischer Thätigkeit und die Clementinische Zeichnungs-Akademie regte sich auch noch mit jugendlichen Kräften. Dieses Zusammenreffen war nicht ohne Gewinn für B., der durch seine Bemühungen beweisen zu müssen, daß er hinter der Anderen Regsamkeit nicht zurückbliebe. Dort schrieb er ein Trauerspiel „Jonathan“ und mehre andere poetische Proben. Durch den Orden ward er 1748 zur Professur der Rhetorik nach Venedig befördert wo er in einem Gedichte: „Il Parnasso Viniziano“ die Verdienste des Apo- Zeno, des Cardinals Quirini und des Dogen Marco Foscarini feierte. Die literarische Ausstattung, mit der es der gelehrte Bibliothekar der Marcianischen Abate Morelli, 1796 dem Druck übergab (er fügte eine treffliche Untersuchung „Della cultura della poesia presso li Veneziani, dalli più remoti tempi alli moderni“ hat dieses Gedicht eine Bedeutung gewonnen, die es seiner Aufmerksamkeit nach nicht hatte. B. sorgfame Oberen glaubten, daß er sich bei seinen Vorträgen sehr angegriffen habe und erlaubten ihm daher 1749, nach Vagnacavall gehen, bei der Leitung der dortigen Schule sich zu erholen; aber der Di-



scheint andrer Ansicht gewesen zu seyn, indem er in einer Bernesca an Cornaro  
 seinen Aufenthalt fast wie eine Verweisung darstellte. Auf bringendes Anliegen  
 wurde ihm dann auch die Rückkehr nach Venedig gestattet, wo er, unterstützt durch  
 einen Dienstdruber, der die Morgenstunden übernahm, die Vorträge fortsetzte.  
 Unterdessen war sein anderweitiges Probejahr herangekommen und Basseto, zwischen  
 Parma und Piacenza, wurde ihm als Noviziat angewiesen. Aber B. hatte zu  
 viel in der Welt gelebt, um dort sich zu gefallen, und schon im Juli 1751 zwang  
 ihn sein Befinden, sie zu verlassen und mit diesem Rückschritte in's Treiben der  
 Wissenschaft gab er auch die Lehrfanzeln, für die er früher bestimmt war, auf, um  
 ganz der schönen Literatur zu leben. Eine seiner Reizung völlig entsprechende  
 Anstellung fand er in Parma, wo er, unter dem Titel eines Akademikers, im Ok-  
 tober 1751 die Leitung der geschichtlichen und poetischen Studien im Collegio de  
 nobili, zugleich aber auch die Leitung des Theaters übernahm. Die Stelle war  
 nie für ihn gemacht und bot Annehmlichkeiten, die er zu schätzen wußte. Dabei  
 kam er in der vornehmen Gesellschaft, in näherer Beziehung zu Condillac  
 und zu den anderen vornehmen Franzosen, die damals den Hof von Parma beleb-  
 ten, fand er in seinem Verhältnisse die Veranlassung zu manchen gelehrten Arbeiten  
 und noch häufigere zu Versen, z. B. das Trauerspiel „Kerres Demetrius“ und  
 „Das gerietete Rom“, die er mit einer französischen Abhandlung über das italia-  
 nische Theater späterhin in den Druck gab. Nach mehrfachen kleinen Reisen, die  
 B. in Beschäftigen seines Ordens machte, mußte er 1755 zwei Grafen von Limburg-  
 Stryum nach Neapel begleiten. Dieser Ausflug bereicherte sein Taschenbuch mit  
 einem Schicht in reimlosen Versen (sciolti), die er dann unter dem Titel „Poesie  
 di viaggio“ zusammendrucken ließ. Sie erschienen (zusammen 12) in Mailand,  
 wo B. seiner Gesundheit wegen sich aufhielt. Die Bekanntschaft mit den Grafen  
 Stryum verschaffte ihm einen erwünschten Antrag, der ihm einen Theil von  
 Deutschland kennen lehrte. Der Fürst Hohenlohe, Onkel der Grafen von Stryum,  
 suchte ihn auf, zwei Söhne, die in Parma erzogen werden sollten, abzuholen u.  
 B. vernahmte nicht, auf der Reise, den Hof zu Luneville zu besuchen, der damals  
 von einem schönen Geiste umgangen wurde. Auf den Antrag der Infantin von  
 Parma begleitete B. den ältern der beiden jungen Prinzen von Hohenlohe nach  
 Paris, wo ihm im Gymnasium Ludwig des Großen ein Unterkommen angewiesen  
 war. Unterwegs, besonders in Turin, wo er längere Zeit verweilt hatte, schrieb  
 er „Lettere di Virgilio dagli Elis“, die er dem Buchhändler Cornaro nach Venedig  
 schickte, der noch Beiträge brauchte, um aus den reimlosen Gedichten B.'s und  
 seiner Freunde Frugoni und Algarotti ein Bändchen machen zu können. Es muß  
 nicht vergessen werden, daß Algarotti auf eine frühere Anfrage sich gegen den Ab-  
 druck seiner Gedichte entschieden erklärt hatte. B. beging also eine nicht zu ent-  
 schuldigende Anmaßlichkeit, als er über fremdes Eigenthum so rücksichtslos ver-  
 sprach. Der Unwille Algarotti's sprach sich daher beim Erscheinen dieser virgilischen  
 Briefe unverholen aus und B. hatte doppelt diese Entfremdung seines Freundes  
 zu beklagen, da ihm Leute von Algarotti's Gewandtheit gerade jetzt sehr noth  
 waren, wenn die Ausgabe dieser Briefe den Weltleuten plausibel gemacht werden  
 sollte. B. hatte es sich nämlich vorgenommen, unter der Maske Virgil's Dante  
 in seine Geschmacklosigkeiten zurechtzuweisen u. die Welt über den wahren Werth  
 der „Göttlichen Komödie“ zu belehren. Noch aber war so viel Einsicht u. vater-  
 ländisches Gefühl in den Italienern, daß diese Zurechtweisung Dante's allgemeine  
 Missbilligung bei allen Besseren erregte, Gozzi, den man immer antrifft, wo es  
 gilt, die Rechte des Genius zu vertheidigen, hielt es für Pflicht, den Schemen  
 Virgil's zu bekämpfen und B. fühlte diesem Gegner sich nicht gewachsen, zog sich  
 daher zurück. Paradiß suchte B.'s Angriff für einen Scherz zu erklären und die  
 spätere Zeit hat das richtigste Urtheil über ihn ausgesprochen: es hat ihn ver-  
 urtheilt. Doch machten die Briefe damals einiges Aufsehen, was darum gar nicht  
 merkwürdig ist, weil sie der Leichtfertigkeit jener Zeit zusagender waren, als das  
 in seinem Kerne. Nach mehren Nebenreisen in die Provinz verließ

endlich B., der sogar in Versailles Zutritt gehabt hatte, Paris ohne t Prinzen, der in guten Händen zurückblieb und erneuerte zuerst seine Verhältnisse in Lamoignon, wo Stanislaus für die Jesuiten stets ein offe hatte. Eben hatte damals Voltaire an den König geschrieben, daß er Millon für Grundeigenthum in Lothringen anzulegen gesonnen sei u wünsche, bei Mark Aurel zu sterben. Gegen den Vater de Menour he gleichzeitig geduffert, sein Alter und die religiösen Grundsätze machten e Herzenssache, nicht an dem Genfersee zu sterben. Man glaubte daher in wirklich an seine Absicht; war einsichtig genug, sein Geld dem Lande zu wollen, wünschte aber, ehe man ihn bestimmter an den Hof zog, si lichen Bestimmung gewiß zu seyn. Diese zu erforschen, schien B. der I unter dem Vorwande, daß er um seiner Gesundheit willen Tronchin in suchen solle, reiste er mit den Aufträgen des Grafen von Tressan und t de Menour an die Ufer des Genfersees. B. fand Voltaire zu Delic Landhause bei Genf. Der nähere Zweck von B.s Gegenwart war abe denn mit mancherlei Ausrufungen versicherte ihm Voltaire, daß er eben große Summe die Herrschaft Fernex erkaufte habe, um gleich fern von merci, wie von der Tyrannei, seine Tage hinzubringen. Von Lothri nicht mehr die Rede. B. hatte sich übrigens der Gunst des launenhaften zu erfreuen, von dem ihn eine gewisse Scheu, trotz aller Artigkeiten, Die ewigen Sticheleien auf Italien u. auf die Inquisition ließen B. nie ; Haglichkeit kommen, wodurch der Umgang mit einem großen Manne erf muß wird. Auch die ausgefuchtesten Artigkeiten u. die geistreichsten Schr wodurch Voltaire den Abate zu gewinnen suchte, vermehrten nur seine und, obgleich dieser Aufenthalt in Voltaire's Nähe stets ein Lichtpun Erinnerung blieb, so suchte er in der Wirklichkeit doch ihn möglichst . In Voltaire's damals noch kleiner, aber erwählten Bibliothek zeigte ihm ein Exemplar der „Versi sciolti“ unsers Abate, die er durch Al halten hatte. In einem Augenblicke, wo Voltaire sich entfernte, schrieb das Titeltupfer, das einen Dichterberg darstellte, eine Artigkeit in i Versen. Am folgenden Morgen fuhr ein Neffe Voltaire's bei B. vor, ihm, im Auftrage des Onkels, mehre Bände seiner schön gebundenen auch die Erwiderung des Couplets war nicht vergessen. Die Nachrie lange B. in Voltaire's Nähe aushielt, ohne von einem seiner Ausbrü zu werden, welchen unter einander ab, doch gehörte es bei Voltaire's zur Seltenheit, daß er in so langer Zeit seiner Laune zu gebieten im t wesen. Ueber Genua traf B. endlich im Frühjahr 1759 in Parma ein auf Befehl des Infanten, sein Platz im Collegium des Adels war worden; aber bald gab er ihn ganz auf, indem er dem Fürsten darge daß er für sein Befinden zu angreifend sei. Die Ordenshäuser von N nedig standen ihm offen. Zum bleibenden Aufenthalte wählte er endl (September 1759), wo ein neuer Versuch, sich der Kanzel zu widmen, ein seines Uebels herbeiführte. (Die Predigten sind unter dem Titel: „Lezic im ersten Bande seiner gesammelten Werke aufgenommen.) Freigesproche Lehrvorträgen aller Art, erhielt er eine Anstellung im Casino der geistl ungen, nahe bei Verona, das schon durch seine Lage ein Zustromen al der Gesellschaft veranlaßte. Witten in dieser reizenden Natur schrieb er die seinem Namen die meiste Dauer verschaffen möchten: „Dell' entusie bello arti“, (zuerst gedruckt zu Mail. 1769), ein Buch voll geistreicher das aber zuweilen mehr berauscht, als begeistert seine Aufgabe zu erfa und das, wenn auch sehr oberflächliche, doch durch eine Menge ein Bemerkungen immer anziehende, Werk: „Del risorgimento d'Italia.“ E der Forschung über die einzelnen Mittheilungen wird Niemand bei u fasser voraussetzen, der französischen Geist und französische Leichtigkeit al in seinen Werken beabsichtigte. — Als die geistlichen Übungshäuser di

Republik Venedig 1767 unterdrückt wurden, begab sich B. nach Mailand, in neuen Arbeiten aus seiner bisherigen Sphäre beschäftigt. Die, 1771 erschienenen, Trauerspiele sind beinahe der schwächste Theil seiner Als inzwischen zu Mailand Vater Granelli starb, wurde B., der sich die Lobrede des Verstorbenen noch mehr empfohlen hatte, mit dessen Lehrern vertraut; als aber 1773 der Orden aufgehoben wurde, verließ B. die Stadt der Beredsamkeit, welche ihm im Jahre vor diesem Ereignisse übergeben war, u. übernahm die Stelle eines Privatsekretärs des Herzogs von Modena im Ganzen stetigere Lebensweise trat nunmehr ein, der aber weder die Reife jugendlicher Jahre, noch die Erheiterung der Dichtkunst fehlte. Die Untersuchung über die wissenschaftliche und künstlerische Thätigkeit der Mantuaner ihn gleichsam in seiner Vaterstadt ein; er nahm lebhaften Antheil an den Zeitchriften und verfocht seine früheren Ansichten mit jugendlicher Lebhaftigkeit. Seine Lobrede auf Petrarca sollte seiner Ansicht über Dante auf's Neue die Theilnahme verschaffen; sie ging ihm von Herzen und, um Gelegenheiten, seine Ansicht noch deutlicher zu machen, schrieb er sie als ein Gedicht durch die, eben damals erschienenen, Arbeiten des Monti und einiger seiner Verwandten Dichter war die Liebe für Dante wieder neu angeregt. Da die Sammlung seiner Werke 1782 geschlossen wurde, so fand diese Lobrede, die in den Druck kam, sich noch nicht darin. Mit dem höhern Alter verlor B. die Gesundheit, die seinen jugendlicheren Jahren abgegangen war. Er war seine gewöhnliche Beschäftigung und seine lebenswürdigen Formen ihm zum Schoßkinde der Frauen. Ihre Günstigkeit zu erwidern, schrieb er über Blumen und Witzspiele, „Briefe an Lesbia Cibonia (die Gräfin Orismondi) über das Epigramm“ (Bergamo 1788); „Briefe über die Kunst“, (1790) u. m. a. Durch die unglückliche Belagerung Mantua's wurde B. durch einen Besuch bei seinem ehemaligen Ordensbruder, dem Grafen von Verona, entging, wurde das letztere Werk der allgemeinen Verbreitung. Ein Beweis der Achtung bestimmte ihn aber bald, nach den Schrecknissen der nach Mantua zurückzukehren, so wohl es ihm auch in Verona gegangen war. Ein falsches Gerücht von B.'s Tode hatten nämlich die Behörden gleich nach der Wiedereröffnung der Stadt wenigstens seine Asche zu wünschen. Dieser Beweis von Liebe blieb nicht unempfunden. Dankbar für die Mitte seiner Freunde lebensfroh zurück, feierte bei dem Feste zu Gilly's, das die Franzosen bestellten, die Ehre des Mantuaners durch die er starb, noch bis zum letzten Hauche nicht unempfindlich gegen Alles, was dem Menschen besseres Theil angeht, am 13. September 1808, im 90. Jahre, der Muse verlassen. Eine Ausgabe seiner Werke „Opere editae et ineditae“, in 24 Oktavbänden, war 1802 zu Venedig erschienen im J. 1828 gab die Società tipografica de' classici italiani in ihrem „di poemi didascalici e di poemetti varj scritti nel secolo XVIII.“, die „La raccolte“ und eine von seinen Episteln in versi sciolti heraus. **Beyharting** oder **Bayerberg**, Pfarrdorf in Oberbayern, Landgerichts Wolfersdorf an der Loisach, mit 500 Einwohnern und einer ehemaligen Probstei des Chorherren Augustinerordens, im J. 1121 von Otto von Eurasburg gegründet. B. wurde geboren und lebte in seinen Jugendjahren als Konventuale des Klosters der Erzbischof von Urban von Bamberg. Ein ehrliebender Mann, der Orten, wo er weilte, Denkmale seines wohlthätigen Sinnes hinterließ. Er auch seine Heimath mit der Gründung einer Hülfskasse bedacht, die die bedürftige Hausväter Darlehen gegen geringe Verzinsung und Rückzahlung für die nächsten Fristen erhalten. Seit 1846 bewohnen Salesianerinnen das Kloster. **Monumenta Beuerbergensia**, Mon. Boic. VI. mD.

**Beyharting**, in Oberbayern, Landgerichts Aibling, an der Braunau, ehemalige Chorherren, von einer reichen Matrone Judith und ihrem Bruder **Ulrich** ursprünglich für Nonnen gestiftet. Diese wurden aber später

versezt und mit päpstlicher Bewilligung die Augustiner hierher berufen. — *Monumenta Beyhartingensia, Mon Boic. VI.*

**Biger, Franz Maria**, Erzbischof von Chambery, geboren den 24. S. 1751 zu La Balme de Thuy, besuchte die Studienanstalten zu Evian und Thon und erlangte seine theologische Ausbildung im Seminar zu Anneci. Da der junge Priester Fleiß bewies u. Talent verrieth, so fand man gerathen, ihn zur weitern Ausbildung nach Paris zu schicken u. so kam er in das Seminar von St. Sulpice. Er bestand seine Prüfung mit Auszeichnung, erhielt den zweiten Platz und wurde am 30. April zum Doctor creirt. Da diejenigen, welche sich im Examen ausgezeichnet hatten, Pensionen zu erhalten pflegten, so wurde auch ihm eine zu Theil. Mehrere Bischöfe wollten ihn in Frankreich behalten, allein der Bischof von Genève ernannte ihn zum Kanonikus an seinem Kapitel. Als Bischof Biord 1785 Tod abging, wurde B., der bereits Generalvikar war, zu einem der Kapitelvikare ernannt u. hielt dem Hingegangenen die Trauerrede. Biord's Nachfolger Paget, ließ ihm den Titel eines Generalvikars. Als die Franzosen 1792 Savoyen einrückten, flüchtete der Bischof nach Piemont und B. nach Lausanne von wo aus er Verbindungen in Savoyen unterhielt. Obgleich er seinen Aufenthalt öfter wechseln mußte, so hörte er dennoch nicht auf, sich durch Briefe u. Schriften, die den Zeitumständen angemessen waren, nützlich zu machen, ja, leistete nicht bloß seiner Diözese, sondern auch der von Chambery und den Pflanzungen der benachbarten Lande erspriessliche Dienste. Sein Buch: *les Missions catholiques ou instructions familières sur la religion* (1796) fand viel Eingang und verbreitete sich auch in Frankreich. Die *Etrennes catholiques*, die er 12 Jahre lang herausgab, dienten in den Zeiten der Stürme zur Erbauung, zum Troste u. Unterricht der Gläubigen, bis Bonaparte 1810 deren Erscheinen verbot. — Durch Concordat von 1801 wurden die 4 Bisthümer von Savoyen aufgehoben und für das Bisthum Chambery für die beiden Departements vom Montblanc u. Lemane errichtet. Als de Merinville, ehemaliger Bischof von Dijon, Bischof von Chambery wurde und 1803 von seinem bischöflichen Stuhle Besitz nahm, den de Thiollaz und B. zu Generalvikaren ernannt. Sie behielten ihre Ämter auch unter Bischof Desfosses, obgleich gegen B. zu wiederholten Malen Beschwerden an Bonaparte gebracht wurden; seine Klugheit und sein Ruf beschützten ihn gegen jede Verfolgung. Er wußte das, was das Wohl der Kirche erheischte, mit Rücksicht auf die Umstände zu vereinigen und hatte an Allem, was Bisthum reiches in der Diözese geschah, Theil. Das Priesterseminar wurde wiederhergestellt, geistliche Schulen wurden errichtet und die geistlichen Conferenzen und Uebungen fanden in Savoyen bereits Statt zu einer Zeit, wo man diese Versammlungen nirgends zu halten wagte. Die weiblichen Communitäten entstanden wieder. Chambery war eine der Diözesen, wo die alte Disziplin mit der größten Genauigkeit beobachtet wurde. Als die Ereignisse von 1814 und 1815 Savoyen wieder dem alten Herrn wieder zurückgaben, gewann B. nur noch größere Freiheit, zu thun. Im J. 1817 berief ihn König Ludwig XVIII. von Frankreich zum Bisthum Aigre; allein der König von Sardinien ließ ihn nicht ziehen u. verließ ihm das Bisthum Bignerol. Am 23. November 1817 empfing er zu Turin die Weihen. In dem folgenden Jahre die Visitation seiner Diözese begann, erließ er einen Hirtenbrief, welcher wegen seiner liebevollen Worte, die er an die Protestanten mit Rücksicht auf das Aufsehen machte. Er wurde von den protestantischen Pastoren in 3 verschiedenen Briefen angegriffen, auf welche Angriffe er in seinem Fastenbriefe vom 19. Febr. 1819 antwortete. Seine Liebe zu den Protestanten ging so weit, daß er selbst nach Turin reiste, um die Begnadigung eines Waldensers, der als Falschmünzer zum Tode verurtheilt, aber katholisch geworden war, zu erlangen. Der Papst stellte in Bignerol die Synoden wieder her, errichtete ein Priesterseminar und eine geistliche Schule, visitirte seine Diözese und erließ solide Verordnungen und nützliche Schriften heraus. Als der Erzbischof von Chambery, Desfosses, 1824 gestorben war, resignirte, ernannte der König B. zu dessen Nachfolger.

Der neue Erzbischof schien seinen Eifer auf dem neuen Posten zu verdoppeln. Er erließ treffliche Anordnungen, visitirte seine Diözese und willigte in die Errichtung der Bisthümer Anagni, Tarentaise und Maurienne, ja, er übernahm in den beiden letztgenannten sogar den Vollzug der Bullen. Im Winter von 1826 auf 27 ritt er bei sehr kaltem Wetter nach Bourget, um dort den Schluß einer Mission vorzunehmen. Kurz darauf wurde er krank. Noch von seinem Krankenbette aus erließ er eine Fastenverordnung für 1817, welche voll von rührenden Worten ist. Diesen Akt seiner Hirtenpflege überlebte er nur noch wenige Tage; er starb am 19. April 1827.

**Bildhausen**, ehemalige reiche Cisterzienserabtei im bayrischen Rgshz. Unterfranken Landg. Münnerstadt, in einer getreid- und holzreichen Gegend, mit herrlichen Gebäuden. Gestiftet wurde das Kloster im Jahre 1156 vom Pfalzgrafen Hermann bei Rhein, einem Sohne des Grafen Goshwin von Höchstädt und Staleck, welcher in der Kirche begraben liegt. Bei B. hatte sich im Bauernaufstande ein Haufen Rebellen gelagert, deren Anführer Schnabel, Schaar und Schippel hießen. Von diesen fingt ein altes Volkslied: Schnabel, Schaar und Schippel brachten die Bauern aus gefütterten Röcken in leinene Kittel. — Ganz, wie unsere heutigen Volksbeglücker!

**Blasendorf** ober Balasfalva in Siebenbürgen, Land der Ungarn, Unter-Abenzer Comitat, am Zusammenflusse der großen und kleinen Kokel, Marktsteden und Sitz des griechisch-unirten Landesbischofes mit theologischer Lehranstalt, griechisch-mittem Gymnasium, einem Basilianerkloster und 4000 E. mD.

**Bologna**. Die Nationalgarde von B. hatte im August 1848 einige Vorteile über ein 4000 Mann starkes österreichisches Corps errungen, welches vor den Thoren der Stadt erschienen war. Die Erinnerung an diesen Erfolg machte das Volk ganz wahnsinnig vor Eitelkeit u. Stolz, als im Monat Mai 1849 General Graf Wimpffen beordert wurde, vorzurücken und B., Ancona und die Hauptpunkte des Reichstaates zu besetzen, als Seitenstück zur französischen Operation vor der ewigen Stadt. Der General zog mit 15,000 Mann vor B., und die Republikaner hoffte auf einen so leichten Sieg wie das vorigemal. Wimpffen ist nicht nur einer der ausgezeichnetsten Offiziere im österreichischen Heere, sondern auch ein Mann von der humansten Gesinnung. Er wußte, daß ein großer Theil der Einwohner für die Uebergabe sei und nur die gewaltthabende Partei selbe durch ihren Terrorismus verhindere. Deshalb behandelte er die Stadt so schonend als möglich u. begnügte sich die Nationalgardien, wenn sie sich auf den Wällen zeigten, durch das Feuer seines Geschüzes zu verschrecken und einige Granaten und Congreische Raketen auf die Mitte des Platzes zu werfen, eben nur um zu zeigen, daß er die nöthigen Angriffsmittel besitze. Inzwischen sandte er mehrmal Parla-mentäre in die Stadt, deren Vorschläge aber von den rothen Republikanern stets abgewiesen wurden. Dieser Stand der Dinge dauerte vom 4. bis 12. Mai, und der beiderseitige Verlust war unbeträchtlich. Endlich schickte Wimpffen, dieses Possespiels überdrüssig und entschlossen nach Ancona vorzugehen, eine letzte Botschaft an die Belagerten, der Municipalität erklärend: er wisse, daß die angesehensten u. vermögendsten Bürger bereit seien, die Oesterreicher als Freunde und Wiederhersteller der rechtmäßigen Regierung aufzunehmen, daß er aber, wenn sie sich dennoch durch die republikanische Faktion einschüchtern ließen, die Stadt ernstlich bombardiren werde. Die Municipalität antwortete, sie habe alle Autorität verloren, und verwies die Depesche an die Regierungsbehörde. Diese wies die Aufforderung Wimpffens mit insolenten Worten zurück. Nun ließ der General, einsehend daß es ungeheuerlich sei mit solchen Menschen zu unterhandeln, vier Bomben in die Stadt werfen, die in verschiedene Quartiere fielen. Sie verursachten die größte Bestürzung und brachten das Volk schnell auf andere Gedanken. Jetzt trat die Municipalität auf und bot zwei Scudi für jede Flinte, die binnen 24 Stunden im Rathgelleiefert werde. So gelang die vollständige Entwaffnung des Volkshauses und keiner der Tapfern es über sich gewinnen konnte, dieses freigebige An-

rbieten zu verschmähen. Der Erzbischof, der französische Consul und mehre der angesehensten Einwohner begaben sich am 14. in's Lager, die Stadt kapitulirte, und am folgenden Morgen rückten die Oesterreicher ein. Wimpffen zog dann weiter nach Ancona und ließ den General Borzjowski als Kommandanten mit ungefähr 4000 Mann zurück, welchen später Graf Thurn, der jetzige Gouverneur, ablöste. — Aus dieser faktischen Darstellung erhellt, wie wahrheitsgetreu die radicalen Blätter damals über diesen Vorgang berichteten, indem sie nicht Worte genug finden konnten, die Großthaten der heroischen Vertheidigung v. S. in die Welt auszusprechen. — Times 1849.

**Bonald, Louis Charles Maurice de**, Cardinal u. Erzbischof von Lyon, geboren zu Milhau in Guyenne 1787, trat, mit glänzenden Fähigkeiten begabt, nach einigen Studien im Collegium in das Seminar von St. Sulpice. Hier machte er sich durch seinen Ernst bei der Arbeit und durch die Aufrichtigkeit seines Fleißes einen Oberen und Führern bemerkbar. Er besaß im höchsten Grade die Geduld, welche zum Erfolge führt u. oft führte sie auch ihn dazu. Ein v. mußte vom Beginn seiner Laufbahn an, wenn er auch noch nichts anderes Empfehlendes hatte, als den berühmten Namen seines Hauses, den Blick der Staatsmänner auf sich ziehen. Bonaparte, der so gut, wie irgend einer, die Tradition geleisteter Dienste annte, hatte den jungen v. zum Geistlichen seiner Kapelle gemacht. Ludwig XVIII. hatte noch weit mehr Gründe, auf den Abbé von v. Acht zu geben. Kaum zum Priester geweiht, wurde derselbe zum Sekretär des Herrn Provisory, Erzbischofs von Besançon, ernannt und in der wichtigen Angelegenheit des Concordat-Abchlusses von 1817 nach Rom geschickt. Er konnte auf diesem delikaten und thätigen Posten jene höhere Diplomatie kennen lernen, welche immer den Ruhm der römischen Kirche ausgemacht hat. Im Jahre 1817 stellte von Latil, Bischof von Chartres, dem Abbé v. v. das Patent als Großvikar und den Titel Archidiacon u. Von den höheren Geschäften, mit denen er sich abgegeben, ließ er sich mit einem wunderbaren Pflichtgefühl, das alle Stellungen gleich achtet, zu den bescheideneren Einzelheiten der priesterlichen Verrichtungen herab. Er beschäftigte sich damals sehr thätig mit den Ordenshäusern, besuchte oft sein Archidiaconat, hörte Predigten und predigte mit unermüdblicher Hingebung; seine Vorträge während der Fastenzeit 1822 verschafften ihm, ohne daß er es darauf ab sah, einen Ruf als Prediger. Während er dieses kriegerische, allein in den Verrichtungen seines Standes so bewegende, Leben lebte, ernannte ihn eine königliche Verordnung vom 27. April 1823 zum Bischof von Puy. Er wurde in Paris von H. von Latil consecrirt. v. B. in seiner, damals neuhergestellten, Diözese eintraf, war das Erste, daß er mehrere dort eingeschlichene Mißbräuche mit aller Strenge abschaffte, was ihm zwar von Augenblick einige Geister entfremdete, allein, sobald die wohlthätigen Folgen eines Handelns zu Tage lagen, die öffentliche Meinung alsbald wieder mit ihm versöhnte. Im J. 1825 erließ der königliche Hof einen weitläufig motivirten Beschluß, welcher mit grober Verblendung dem ganzen französischen Klerus bezüchtigte, daß er ein Feind der gallicanischen Freiheiten. Der Bischof von Puy unterzeichnete als einer der Ersten die Protestation der Bischöfe. Allein von noch größerem Belang war sein, im J. 1828 erlassenes, Mandat über den Primär-Unterricht gegen die Ordonnanz Karls X., worüber sich der Hof sehr unzufrieden zeigte. Portalis, damals Minister, gab dem Herrn von Chantelauze Befehl, den Bischof von Puy zu verfolgen. Allein Chantelauze, ein Mann von gemäßigter u. sicherer Einsinnung, verweigerte, vor dem moralischen Einfluß zurückschreckend, den ein Prozeß in dem der jüngsten und ausgezeichneten Bischöfe verleißen würde, energisch seine Mitwirkung und brachte es dahin, daß man auf einen unpolitischen, gefährlichen Prozeß verzichtete. Dabei war es geblieben und v. B. beschäftigte sich ausschließlich mit der Verwaltung seiner Diözese, als das Jahr 1830 anbrach. Die Männer, welche auf den Schein gehen und nicht wissen, wie sehr der Sinn der großen Politik der römischen Kirche den ausgezeichneten Geist v. B. allseitig durchdrungen hatte, glaubten vielleicht, daß er gegen eine Regierung sich erheben w

ie und Primas von Gallien ernannte. Die so tief katholische Stadt Lyon  
ng von B. mit triumphirender Freude. Diese Freude erneuerte sich, als B.  
1841 seine Ernennung zum Cardinalpriester erhielt. Im Mai 1842 be-  
r sich nach Rom, um aus den Händen des Papstes den Cardinalsstuhl zu  
ngen. Inzwischen erhob sich eine Frage, welche alte unsterbliche Leidenschaften  
gen mußte: die Unterrichtsfrage. Der Klerus, der lange Zeit geschwiegen u.  
ldet hatte, begann sich gegen Lehren zu erheben, die er als verderblich für  
Bemunft und die Sitten erkannte und reklamirte im Namen einer für ihn  
ern Verpflichtung, als die Freiheit ist, seinen Antheil an der Erziehung der  
ter. Die Universität und das Episkopat begannen einen Kampf, der unter-  
hen werden konnte, aber doch fortdauern muß, um erst mit dem Triumphe der  
rechtigkeit zu enden. Wir haben ihn hier nicht zu entscheiden, nicht seine Ereign-  
se und Erscheinungen zu erzählen. Wir wollen einfach den entschiedenen Antheil  
nehmen, den v. B. an diesem Kampfe nahm. Er trat mit seinem berühmten  
wat gegen Dupin's Buch dazwischen, gegen jenes „Handbuch des öffentlichen  
öflichen Kirchenrechts“, dessen Irrthümer er mit einer so sichern und unver-  
lichen Orthodoxie aufdeckte. Man kann sagen, daß dieses Mandat durch die  
we, unter denen es erlassen ward und durch die mäßige, entschlossene Haltung  
wptereigniß seines Lebens ist. Keiner, dem die Religion theuer ist, hat die  
g des Mandats vergessen. Jene, welche für die Universität gegen die Kirche  
vollen damals glauben machen, es sei dies die isolirte Meinung eines Bi-  
allein der Episkopat antwortete damit, daß er sich dieser Meinung völlig  
Ueberdies sprach der hl. Stuhl wie B. Ein Breve, welches das „kö-  
Handbuch“ in den Index setzte, war gleichsam die glorreiche Sanction des  
s von 1844. Aber, was Rom besonders gefallen mußte, war weniger die  
des angerufenen Rechtes, die Unbestechlichkeit der Grundsätze, deren man  
sicher ist, wenn es sich um den französischen Klerus handelt, als die ruhige,  
ke Mäßigung, welche sich mitten unter diesen unbeugsamen Reklamationen  
er zeigte. Andere Prälaten von eben so reinem, aber heftigerem Eifer, haben  
er nicht ihre Stimmen erhoben. B. hat mit der Mäßigung seiner Sprache

virung der ursprünglichen Wilmnisse geben. Graf Werner IV. von Ordrinber in der Gegend, bei dem Dorfe Holzhausen, eine Burg besaß, ist der St. B. Er legte im J. 1113 den Grund zum Kloster und besetzte es mit Mön aus dem berühmten Stifte Hirsau. Der erste Abt war Drutwin, der zu Heinrich, ein gelehrter Mann, von dem uns Tritheim eine Reihe von Schr aufzählt. Gleich allen Klöstern hier zu Lande erlag auch B. der Reformat Es wurde im J. 1527 aufgehoben. Die Klosterkirche, im byzantinischen C aus geschliffenen Quadern aufgeführt und mit zwei Glockenthürmen geschm war ein großartiges Gebäude, zeigt sich aber jetzt gänzlich umgestaltet, indem E graf Wilhelm IV. 1579 sie in einen Fruchtspeicher verwandelte. ml

**Bromme**, genannt **Brommy**, Karl Rudolf, geboren 1804 zu Anger Leipzig, wo sein Vater Gutsbesitzer war, hatte schon von frühester Jugend an unüberwindliche Neigung zum Seewesen. Allen Widerstand bestiegend, ging 13 Jahre alt, nach Hamburg, wo er eine theoretisch-praktisch nautische Erziel durch den Unterricht guter Professoren und einige Reisen nach Westindien ge Seine so erworbenen Kenntnisse zu vermehren, ging er nach den vereini Staaten von Nordamerika. Dort diente er mehre Jahre ununterbrochen zur und machte Reisen nach Westindien, nach beiden Küsten von Südamerika, Asien und Afrika, wobei er sich besonders in den letzten Jahren dem militärl Theile der Nautik widmete. Die Ernennung des berühmten Lord Cochrane Admiral von Griechenland bewog ihn, seine bisherige Laufbahn zu verlassen unter dessen Befehl für ein Volk zu kämpfen, an das so große geschichtliche innerungen sich knüpften. Fast gleichzeitig mit Cochrane, kam er zu Anfang Jahres 1827 in Griechenland an und ward als erster Lieutenant auf der Fre Hellas von 64 Kanonen angestellt, in welcher Eigenschaft er verschiedenen Ge ten bewohnte, von denen die Beschießung des Klosters St. Spiridion im Pyr die Schlacht von Athen, die Expedition nach Alexandrien, Landungen an S asiens Küsten, ein Treffen mit einem türkischen Geschwader und die Wegne mehrer türkischer Fahrzeuge, namentlich auch einer Corvette von 28 Kanonen, wichtigsten waren. Als zweiter Commandant auf diese Corvette, Hydra, ver kreuzte er mit ihr im ägäischen Meere und an den Küsten von Morea, I nehmend an der Belagerung von Chios und der Blokade von Navarino. Zerstörung mehrer Piratenschooner und einiger kleinen türkischen Fahrzeuge w das Wichtigste dieses Zeitraumes. Nach dem Abgange Cochrane's ward B. Juni 1828, noch nicht 24 Jahre alt, zum Fregattenkapitän und Commandant großen Dampfschiffes „Unternehmung“ von acht 68Pfündern ernannt, mit wel er, in Verbindung mit dem Dampfschiff „Ausdauer“ von gleicher Stärke u. Flottille Kanonenboote, im September Prevesa beschos und den Kanonenbo dadurch das Einlaufen in den Golf von Artha erzwang und dann als Comr dant der Station Prevesa blockirte. Im Frühjahr 1829 ward er mit sei Schiffe dem Geschwader des Admirals Miaulis zugetheilt, wo er Anti-Rhion Lepanto beschießen half und dazu beitrug, daß beide Häfen fielen und Missolo sich ergeben mußte. Nachdem er einen türkischen Kriegsschooner im Golfe Talanti genommen und einige Piratenfahrzeuge zerstört hatte, erdete im Son 1829 der Krieg. Zum Flaggenkapitän des Admirals Miaulis ernannt, warl 1830 wieder auf die Fregatte Hellas versetzt, bis dieselbe gegen Ende des Ja entwaflnet ward, worauf er provisorisch das Commando der Corvette Ipsara 22 Kanonen erhielt u. mit ihr — unter Anderem — nach Candia gesandt w die dortigen christlichen Flüchtlinge nach Griechenland zu bringen. Im Anfi des Jahres 1831 ward er im Marineministerium verwandt und arbeitete die ganisation der Nationalmarine aus, bis zu der verhängnißvollen Katastrophe, w einen Theil der Flotte übergab u. den Bürgerkrieg herbeiführte, bei dessen De er sich aus dem öffentlichen Dienste zurückzog und eine wissenschaftliche Reise i Frankreich, England und Deutschland machte. In diese Zeit fallen mehre sch Keltische Arbeiten im nautischen und mathematischen, sowie im belletrist



... zu bekommen, zu deren Einwirkung D. von Stein einwirken mußte. —  
Revolution vom 3. bis 15. September 1843 gab ihm provisorisch das Com-  
mander der Schule, bis er in Folge jenes Ereignisses in Disponibilität versetzt  
wurde. Die dadurch gewonnene Ruhe benützte er zu wissenschaftlichen Studien  
christlicher Arbeiten, von denen wir namentlich die „Marine“, Berlin  
1847, anführen, welches Buch die Aufmerksamkeit der Marinecommission zu  
erlangen am Main auf sich zog und wohl die erste Veranlassung seiner Berufung  
ankunft ward. In der Zwischenzeit war er dem Marinegericht zugetheilt,  
dem er verblieb, bis er im Nov. 1848 vom deutschen Reichsministerium  
ankunft am Main berufen wurde, um an der Organisation der deutschen  
Marine mitzuwirken. Voll Eifer für die deutsche Sache u. für eine deutsche  
Marine, die er so oft ersehnt hatte, riß er sich aus seiner ehrenvollen, bisherigen  
Stellung los und folgte dem ehrenden Rufe, ohne irgend welche Bedingungen an-  
zunehmen zu knüpfen. Mitte Januars 1849 traf er in Frankfurt ein, ward  
der Marinecommission zugetheilt und gleichzeitig im Reichsministerium  
als Referent verwendet und begann sofort kräftig an der Organisation  
der Marine zu arbeiten. Im März ward er als Reichscommissarius nach Bremer-  
hafen entsandt, um daselbst die Leitung und Verwaltung der zu bildenden Marine  
Kommissionen und ein Seearsenal zu begründen, welches den Namen einer See-  
Kommission für die Nordseeküste erhielt. Er traf daselbst am 9. März in Be-  
sehung eines einzigen Sekretärs ein. Seine Instruktionen waren mannigfacher  
Art. Schiffe, Offiziere, Matrosen, Seesoldaten fehlten; Räume zur Unterbringung  
des Materials waren nicht vorhanden, das Material selbst mußte erst beschafft;  
alles mußte aus dem Nichts hervorgerufen werden, um den erhaltenen Instrukti-  
onen zu entsprechen. Erwägt man, daß dies Alles die Aufgabe eines Mannes  
war, daß Alles nicht in Jahren, sondern in wenigen Wochen und Monaten  
von einem Mann geschaffen und ausgeführt wurde: so muß man seinen  
Eifer, seine Beharrlichkeit und seine Thatkraft die allgemeinste Anerkennung  
zumal, wenn man weiß, welche Schwierigkeiten u. Hindernisse, die theilweise  
durch die politische Lage Deutschlands hatten, von allen Seiten sich ihm

und auf dem Geschwader eine ausgezeichnete Disziplin obwaltete, die es ihm möglich machte, bereits am 4. Juni, also nicht ganz 3 Monate nach seinem erstem Auftreten in Bremerhaven, mit seinem Geschwader, das damals aus den Dampfschiffen „Barbarossa“, „Hamburg“ und „Lübeck“ bestand, auszulaufen und die Schiffe, mit Rekruten bemannt, die nie eine Kanone abgefeuert, nie einen feindlichen Schuß gehört hatten, dem dänischen Blokadengeschwader von bedeutender Uebermacht — drei Fregatten, eine Corvette und ein Dampfschiff — bei Helgoland entgegenzuführen. Es entspann sich ein lebhaftes Gefecht, das ohne Zweifel mit der Wegnahme der dänischen Corvette „Balkyrien“ geendet haben würde, wenn nicht von Helgoland aus die Engländer mit einigen Kanonenschüssen die kämpfenden Schiffe daran erinnert hätten, daß sie auf neutralem Gebiete angelangt seien. So mußten nothgedrungen die deutschen Schiffe den, bereits für sie Siege sich wendenden, Kampf abbrechen, nachdem sie die dänische Corvette so zugerichtet hatten, daß diese zur Ausbesserung nach Kopenhagen gehen mußte. So überraschenden Erfolgen trug wesentlich auch der glückliche Takt bei, der ihm Untergebenen an den rechten Platz stellen und ihn Offiziere finden ließ, ihn begriffen und seine Befehle richtig auszuführen verstanden. Die Capitäne King aus England, Reichert aus Hamburg, Bougin aus Belgien, von der rine; der Hauptmann L. Weber aus Darmstadt, Chef der Marinetruppen und Artillerie-Departements, der Intendant Rudolph aus Preußen und Dr. Heins aus Göttingen, so wie der von Anfang an mit ihm gekommene Sekretär Schwagerus aus Königsberg, zeigten sich den ihnen anvertrauten gewachsen und waren bemüht, nach Kräften das große Werk zu fördern. — 19. August ward B. vom Reichsverweser zum Commodore ernannt, unter zeitiger Belassung seines Amtes als Seezeugmeister, so, daß ihm die vöbliche Leitung der Marine blieb. Die Umstände wurden aber immer schwieriger, je weiter die deutschen Verhältnisse sich gestalteten, namentlich war oft die finanzielle Lage der Flotte eine wahrhaft drückende, da mehrere deutsche Staaten, auch Sachsen, ihre Beiträge nicht einzahlten. Auch war die deutsche Flagge nur wenigen auswärtigen Mächten anerkannt. Trotz der dringenden Vorstellungen des Commodore war kein Hafen zum Winterlager für die Flotte hergerichtet, es endlich gelang, die oldenburgische Regierung zu vermindern, wie sie früher trodenes Bassin zur Ausbesserung des „Erzherzog Johann“ bei Brake angehatte, nun auch dort ein nothdürftiges Winterlager für die übrigen Schiffe richten zu lassen, was natürlich wiederum die Thätigkeit des Seezeugmeisters in vollem Maße in Anspruch nahm. Der Großherzog von Oldenburg verließ am 14. September, um seiner Verdienste für die Flotte willen, das Ehrenkreuz des oldenburgischen Verdienstordens. Mittlerweile ward die Lage der Flotte immer bedenklicher, da der Winter mit starken Schritten herannahte und das zur Unterhaltung und Sicherstellung der Flotte fehlte. Da traten Oldenburg später Hannover in's Mittel und unterstützten die Flotte unmittelbar mit den thigen Geldmitteln. Beide Staaten setzten sich mit dem Contreadmiral B. dazu hatte ihn der Reichsverweser am 21. November, unter Beibehaltung bisheriger Posten, ernannt — in Verbindung über die beste Art und Weise, Flotte beizutreten. Das plötzlich eingetretene Eis und das noch nicht fertige Winterlager in Brake erlaubten nur, die drei Corvetten „Hamburg“, „Bremer“ und „Lübeck“ dorthin zu legen; die übrigen Schiffe des Geschwaders, die Fregatten „Deutschland“, „Hansa“ und „Barbarossa“ und die Corvette 1. Classe „der königliche Ernst August“ mußten in die See bei Bremerhaven gestücht werden, sie den Winter zubringen sollen und wohin auch die beiden neuerbauten, noch in England befindlichen, Corvetten „Großherzog von Oldenburg“ und „Frankfurt“ kommen werden.

Brumauld de Beauregard, Johannes Karl, Bischof von Orleans, geboren zu Poitiers, den 2. November 1749 von vornehmen Eltern, erhielt in früher Jugend schon ein Kanonikat an der Kirche Notre-Dame seiner Vaterstadt.

antworten. V. nun war der erste römische Priester, der in einer englischen  
le wieder öffentlich einen katholischen Gottesdienst, die Leichenfeier der un-  
gen Marie Antoinette, halten durfte. Obwohl er in der neuen Heimath  
und ruhig hätte leben können, so entschloß er sich doch, als er vernahm, daß  
weßlichen Provinzen Frankreichs durch die Insurrektion der Vendéer die  
n wieder frei geworden und auch in der Diözese Luçon die Diener der  
n wieder wirken könnten, so schnell als möglich in sein Vaterland zurück-  
i, um sein Amt als Generalvikar wieder zu übernehmen, ohne Rücksicht  
Gefahr, mit welcher dieser Posten bei solchen Verhältnissen verbunden war.  
elben Zeit, als V. daran war, auf den blutrauchenden Boden Frankreichs  
kehren, wurde sein Bruder Andreas, ehemaliger Domherr von Luçon, auf  
arren aus dem Gefängniß zu Paris auf den Richtplatz geführt (27. Juli  
Eben so fand auch gleich darauf ein anderer Bruder V.s den Tod bei  
sen Unglück von Luiberon. Aber Nichts vermochte V. abzuschrecken, sei-  
ten wieder einzunehmen und mit bewunderungswürdigem Heldemuthe be-  
er denselben, nachdem er glücklich in seiner Diözese angekommen. Unab-  
irch wanderte er die Vendée, die Schwachen durch Wort und Beispiel er-  
ad, seines hl. Amtes waltend u. die hl. Mysterien in verwüsteten Kirchen u.  
er auf eben Plätzen feiernd, wo er von den Republikanern überfallen, ge-  
und mannigfach mißhandelt wurde, ohne daß er je gewankt hätte auf  
ge der Pflicht. Am 29. September 1797 wurde er zu Poitiers in einem  
nen Nonnenkloster eingesperrt. Als er sich dem Altare näherte, erblickte er  
sein Haare und als er den Kerkermeister fragte, woher diese kämen, erhielt  
Antwort, daß man denjenigen, welche zum Tode verurtheilt würden, die  
abschneide. Allein nicht der Tod, dem er muthig entgegen sah, sollte ihn  
sondern nach dreimonatlicher Gefangenschaft ward er zu der schrecklichen  
der Deportation verurtheilt. Mitten im Winter (im Januar 1798) ward  
einem Karren nach Rochefort geschleppt, in den untern Raum eines Schiffes  
t und nach Guyana gebracht, das die Deportirten aufreiben sollte und auch  
selben aufrieb. V. aber, bei seinem Verurtheilungsurtheile ein trübendes

ihn, „den Keltern der Bänder“ schmerzlich, aber er bewältigte seinen Sad um zu handeln, wie die Pflicht gebot. Er mahnte alsbald zur Unterwerfung die neue Ordnung der Dinge. Da unterdessen die Last des Hirtenamtes im Jahre dem edlen Bischof zu schwer wurde, sehnte er sich nach Ruhe, um sich Tode vorzubereiten. Nachdem seine Resignation vom Papste und der Regi angenommen worden, begab er sich in seine Vaterstadt, wo er aber schon wenigen Monaten, am 25. November 1841, starb, nachdem er mehr als Menschenalter hindurch das erhabene Beispiel eines treuen Dieners Christi, wahren Brieflers und lange Zeit das eines ächten Bischofs gegeben hatte.

### C.

**Caballero, Bernardo**, Erzbischof von Zaragoza, geboren den 14. D 1774 zu Madrid, empfing, da er frühzeitig den Veruf zum geistlichen Leben Deutlichste an den Tag legte, schon mit 16 Jahren die Tonsur und verzog ohne Schmerz auf all' den verführerischen Reiz eines großen Vermögens, alleiniger Erbe er war. Bei den geschickten Lehrern, denen er anvertraut u lernte er, auffer dem Latein, worin er gründliche Kenntnisse besaß, Griech Hebräisch u. Französisch. Nachdem er darauf bei den Dominikanern von St. mas zu Madrid seinen Kurs in der Philosophie und Theologie mit Auszeichnung durchgemacht hatte, erhielt er auf der Universität Alcalá die akademischen E der Theologie, die ihm einhellig ertheilt wurden. In dieser Zeit hatte er na nach die heil. Weihen empfangen und, kaum Diakon, widmete er sich bereits Predigtstuhle mit solchem Erfolg, daß er bald einer der ausgezeichnetsten Pr von Madrid wurde. Damit verband er auch die Gewissenleitung von R und den Beichtstuhl in seiner Pfarrei. Sein Ruf wuchs, insbesondere zur wo er an der Gruft von St. Cines Kaplan wurde. Diese ist speziell zur Verfl lung der Sünder bestimmt, welche zu Gott zurückkehren wollen, u. man sah ih diesen armen Seelen mit einem Eifer u. einer Liebe widmen, die über alles erhaben sind. Mitten unter diesen Beschäftigungen wurde er von König Ferdinand wider sein Erwarten und seinen Willen zum Bischof von Urgel in Catalonien ern und vom Cardinal Bourbon in der Kirche des Klosters Maria Heimsuchun 21. Dez. 1817 geweiht. Wenige Tage hierauf verließ er Madrid, um von si Stuhle Besitz zu nehmen. Er hatte es sich zum Gegenstande seines Str gemacht, den Geist der Milde, Demuth und Armuth des heil. Franz von C in sich zu reproduciren. Er kam in Seo du Urgel an und richtete sein sogleich nach den Grundsätzen jenes heiligen Prälaten ein. Seine Kleidung höchst einfach, sein Tisch der frugalste der ganzen Stadt und kaum daß er zu seinem Dienste und dem, was die Würde verlangte, nöthige Personal hielt. Die Sorge für sein Seminar war ihm stets das Erste. Er beschä sich sehr thätig damit u. ließ es nach der Vorschrift des hl. Conciliums von T verwalten; er erkundigte sich genau nach dem Betragen und dem Fleiße der N nen und erschien von Zeit zu Zeit in dem Hause, um zu examiniren und si quementiren zu lassen. Die ersten Jahre seines Episcopates waren sehr müß Der Stuhl von Urgel war lange der Anwesenheit seines Bischofs beraubt u. länger war sein Vorfahrer durch Kränklichkeit gehindert, seine Diözese zu vifi welche daher in den, durch den furchtbaren Krieg Napoleons veranlaßten, U nungen noch um so mehr litt. Diesen abzuhelfen, war die einzige Sorge C. welchem Ende er nicht bloß predigte und die besonderen bischöflichen Funkti verrichtete, sondern auch bestimmte Stunden für den Beichtstuhl hatte, w Alle ohne Unterschied, anhörte und bei seinen Kirchenvisitationen befannt

er und die Anordnungen und Rath, welche das Haupt zu erheben wußte  
seinen Predigten häufiger zu bekämpfen. Obwohl er dadurch den  
Strafbaren, der um so größer war, als er ihnen die Last abriß,  
sie sich zu decken für nothwendig hielten, auf sich brachte, so wollte er  
sich nur gut und als die Bewohner von Seo de Urgel, der vielen Kränk-  
lichen die auswärtigen National-Milizien im Verein mit einigen entarteten  
Leuten der Stadt, dem Prälaten und der Geistlichkeit zufügten, zuletzt  
sich erhoben, bewaffneten und in der Nähe des bischöflichen Palastes  
sammeln, säumte C. keinen Augenblick, um seinen Feinden das  
zu retten, ohne die Gefahr, welcher er sich dabei aussetzte, zu scheuen und  
te in einer Anrede trotz der Dunkelheit der Nacht, vom Fenster eines  
aus die aufgeregte Menge, ihren Feinden zu verzeihen und heimzu-  
worauf alsogleich die ganze Masse, wie ein folgemes Kind, gehorchte und  
wand. In noch hellerem Licht trat diese seine Großmuth hervor, als am 21.  
1822 die Royalisten die Festung Seo de Urgel mit Sturm nahmen und der  
General befahl, daß die gesammte National-Miliz, die sich in die Fest-  
schloß und sich auf Gnade und Ungnade ergeben hatte, über die Klinge  
zu stellen, wo der Bischof C. nicht nur die Gefahr des ersten Augenblicks da-  
zu wandte, daß er alles Militär in den Häusern der Kanoniker unterbringen  
lassen alsogleich den General aufsuchte und für die Unglücklichen um Gnade  
bat, er auch, trotz des anfänglich vielen Widerstandes, endlich doch erwirkte.  
Die eroberte Festung wurde die Residenz der Regentschaft des Reiches, die aus  
Joaquín de Mataflorida, dem Erzbischof von Tarragona und dem Baron de  
Oberbefehlshaber der royalistischen Truppen, bestand. Obwohl diese Männer  
oft in C. drangen, mit in die Regentschaft zu treten, lehnte er diesen  
von Vertrauen dennoch mit unerschütterlicher Festigkeit ab, nahm durchaus  
Theil an den Handlungen der Regentschaft, räumte aber den größten  
Theil des Palastes zu den Sesslonen derselben ein und zur Beherbergung des  
Königs von Tarragona, welcher mit seiner sämmtlichen Dienerschaft auf Kosten  
des Königs von Urgel unterhalten wurde, und lebte während dieses Zeitraumes

Pfarrkirche, wohin man ihm häufig durch den Schnee eine Bahn brechen mußte, erbauend und alle armen Emigranten mit unerschöpflicher Liebe unterstützend wohl durch seine eigenen Hülfquellen, als durch eine beträchtliche Summe Geld welche von wohlthätigen Frauen in Paris gesammelt und zu seiner Verfügung stellt worden, bis Ludwig XVIII. beschloß, unter den Befehlen des Herzogs Angouleme der königlichen Sache in Spanien ein beträchtliches Kriegsheer Hülfe zu senden. — Gleichzeitig wurde beschloffen, daß bei der Ausführung d wichtiger Geschäfte dem Bischof von Urgel der thätigste Antheil übertragen werden sollte. Eines Nachts, als er im tiefsten Schlafe lag, pochte ein Gendarm heftig an der Thüre und, als ihm geöffnet wurde, überreichte er ein Schreiben des Marschalls, Herzogs von Belluno, worin ihm zu wissen gethan wurde, daß eine Befreiungsarmee auf dem Punkte stehe, in Spanien einzurücken und daß er an provisorische Regierung Theil zu nehmen berufen sei, welche errichtet würde, König Ferdinand VII. in den vollen Genuß seiner Rechte wieder eingesetzt zu werden. Der Prälat las das Schreiben in seinem Bette und, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, antwortete er einige Tage darauf, daß er sich über das Einrücken der Franzosen freuen wegen des Guten, das der Religion daraus erwachsen würde, daß er aber mehr Würden und Ehren, als die seines Amtes, weder suche noch wünsche. — Sobald der Bischof die Möglichkeit sah, in einen Theil seiner Diözese zurückzukehren, so begab er sich nach Puigcerda und besuchte, ehe er noch seine Residenz zurückkehren konnte, einstweilen den, durch die Waffen des Krieges befreiten, Theil derselben. — Die Ruhe war wieder vollkommen hergestellt und Bischof von Urgel lebte ruhig in seiner Diözese, als er 1824 eine königliche Befehlung erhielt, durch welche er zum Erzbischof von Zaragoza ernannt wurde. Demuth kam durch diese neue Erhebung in's Gebränge, er fügte sich aber, trotz vergeblichem Widerstande, dennoch und empfing am Tage der unbesleckten Empfängnis Mariens aus den Händen des Bischofs von Solsona das Pallium und nahm im Januar des folgenden Jahres von seinem neuen Stuhle Besitz. dem erzbischöflichen Stuhle behielt er dieselbe Einfachheit u. denselben Eifer, den die Diözesanen an ihm bewundert hatten und war der Meinung, daß die Hauptstadt von Aragonien nicht mehr Glanz und Luxus von ihm verlange, als Urgel. Hatte er Gesellschaften in seinem Palaste, oder Besuche, ohne nützlichen Zweck seine Zeit und die kleine Anzahl von Kaplänen ward streng zu den Diözesanpflichten verwendet. Obgleich E. alle Sorgfalt anwendete, sich auf die strenge Erfüllung seiner Funktionen zu beschränken, so verlor Ferdinand ihn dennoch aus den Augen. 1827 wollte ihn der Monarch zum Mitgliede der Staatcommission machen, die er damals einsetzte; allein E. war nicht zu bewegen, die Ernennung anzunehmen. Ebenso vergeblich bot ihm der König das Großkreuz des heiligen Ordens Karls III. an. E. freute sich, für seine armen Diözesanen die großen Kosten erspart zu haben, welche diese Ehre ihm verurteilen würde. Als der König und die Königin 1828 eine Reise nach Zaragoza machten, benutzte er die Anwesenheit des Königs und bat um ein, an seiner Statt anstossendes, Terrain, wo vormalig die Tribunale Aragonens sich befanden, hier ein Seminar zu errichten. Er erhielt es, nachdem er viele Schwierigkeiten der Administration beseitigt hatte, unter der Bedingung, daß er das Gebäude auf Kosten baue. Er legte sogleich Hand an's Werk und das Gebäude war der Vollendung nahe, als die Unruhen ausbrachen, welche Spanien in Unordnung gebracht haben und das große Gebäude steht noch, als ein ewiges Denkmal des Eifers des Prälaten. Nach dem Tode Ferdinand's VII. befand sich die Krone Spaniens auf dem Haupte eines Kindes von drei Jahren, die Zügel des Staats in den Händen einer Frau, die höchsten Stellen hatten Männer inne, die, getrieben von revolutionären Ideen, die Diener Gottes der Verachtung des Böbels u. Heiligsten dem Spotte ausgesetzt ließen. Die spanische Regierung, die Irrthum Frankreichs nur zu getreu nachahmend, setzte eine Commission nieder, welche „Kirchen-Commission“ nannte und diese begann damit, daß sie von dem Bischof

liche Notizen über den Clerus und die Einkünfte ihrer Kirchen verlangte, säßliche Dokumente“, sagte der Minister, um für die Regulirung des Clerus Plan entwerfen zu können. Die Weigerung C.'s, diese Dokumente mitzugeben, wobei er versicherte, der Königin in Allem zu gehorchen, wosfern es nicht sein Gewissen gehe, war der erste Ursprung der Mißhandlung, welche er erthat. Die verlangten Dokumente wurden auf seine Kosten ausgefertigt und hin wurden auch seine Temporalien mit Beschlagnahme belegt. Der Aufbruch war an den Straßen und an der Spitze standen zwei Religiosen, deren einer sich die strenge des Prälaten durch seine Unwissenheit, der andere durch seine schlechte Ausführung zugezogen hatte. Der letztere war erst vor wenig Jahren Erzbischof zum Priester geweiht worden, allein sein ausschweifender Lebenswandel hatte öffentliches Aergerniß veranlaßt und die übrigen Religiosen befürchtete, daß die Bestrafung eines Menschen, dem alle Dolche der National-Miliz zur Verfügung standen, gefährliche Folgen für sie haben könnte. Er war als Rediger in dieses Corps getreten und brachte unter diesem Titel den größten Theil des Tages und der Nächte außer dem Kloster zu. Der Erzbischof, der dieses Bemühen, fand eine günstige Gelegenheit, ihm eine heilsame Lektion zu geben, nämlich die Lizenz zum Predigen und Beichtstuhl des bezeichneten Religiosen laufen und dieser die Frechheit hatte, um die Erneuerung derselben nachzugehen, versagte er sie ihm mit furchtloser Festigkeit u. bemerkte ihm, daß es bloß um seines skandalösen Lebens geschehe ihn versichernd, daß er, wenn er in die Lizenz wieder erhalten solle. Dieser Unglückliche hatte beim Weggehen die Barmherzigkeit, zu äußern, daß er diese Verurteilung beklage und daß sie in verderblichen Folgen seyn werde. Es währte nicht lange, so wurde sein Wort wahr. Der Erzbischof wollte in der Kapelle seines Palastes die niederen Weihen erteilen. Trotz der Warnungen, die ihm von allen Seiten zukamen, wollte er diese wichtige Funktion nicht bloß nicht verschieben, sondern erlaubte nicht einmal, daß die Thore des Palastes geschlossen wurden. Ein, von dem apostatischen Mönche angeführter, Mörder hatte sich eingebracht und hart neben den Prälaten gestellt, um ihm den Dolch, womit man ihn bewaffnet, desto leichter in's Herz stoßen zu können; allein er war noch nicht verhärtet genug, um das Attentat auszuführen, so sagte seinem Chef, er fühle nicht die Kraft in sich, einen Mann zu ermorden, so sein Amt mit solcher Andacht verrichte. Diese Berruchtheit war nur einem Augenblicke aufbehalten. Einen Haufen von bewaffneten Bösewichtern, wie er, um sich sammelnd, wandte der Mönch sich nach dem erzbischöflichen Palast und ermordete mit einem Pistolenschuß einen Buchhändler, der in der Nähe desselben wohnte. Der Schuß brachte den Palast in Alarm, der Pfortner schloß eiligst die Thore. Die Rebellen erschienen in demselben Moment, strengten sich vergebens an, sie zu durchbrechen und machten vergebliche Versuche, von der Flußseite her über die Mauer zu kommen. Da sie nicht in den Palast gelangen konnten, so schossen sie wiederholt nach dem Fenster des Saales, wo die heiligen Weihen erteilt wurden, und insbesondere nach der Stelle, wo, wie sie wußten, der Stuhl des Prälaten stand. Gott hat ihn sichtbar in Schutz genommen u. nicht die bewaffnete Gewalt, welche erst zwei Stunden später eintraf. Der Prälat setzte demohngeachtet die heilige Handlung fort und vollendete sie, ohne die mindeste Unruhe zu äußern. Aber der wildige Mönch wollte Blut vergießen und wählte das seiner Brüder. Nachdem er zwei Priester auf der Straße ermordet hatte, wandte der Schwarm sich nach dem Kloster, wo des vierzigstündigen Gebetes wegen das Allerheiligste aufbewahrt und die Religiosen im Chor waren. Die Bösewichter drangen in den Chor ein und brachten sechs Religiosen darin um. Endlich schienen sie gesättigt, Begünstigung der einbrechenden Nacht zerstreuten sie sich, in dem Augenblicke, als die Stadt mit Blut überschwemmt zu werden fürchten konnte. Im erzbischöflichen Palaste war die Sicherheit nicht viel größer, man wußte dort Alles, was vorging; es waren viele unbekannte Leute hier beisammen, die gekommen waren, um zu helfen beizuwohnen und nicht wieder hinaus geflohen hatten; man ver-

nahm den Vorbruch, welchen ein Milizbataillon ertönen ließ und das die Autorität endlich zum Schutze des Palastes abgeschickt hatte. Trotz all' dem behielt der Prälat seine volle Ruhe und wollte am folgenden Morgen, ungeachtet eines Tumultes, der fast so groß war, wie Tags zuvor, die heil. Handlung fortsetzen. Den 3. April 1835 erhielt der Erzbischof vom Generalkapitän ein Schreiben, worin er ersucht wurde, unverzüglich nach Barcelona abzureisen. Er machte sich, von einem einzigen Geistlichen und einem Bedienten begleitet, den 5. auf den Weg u. kam ohne Unfall bis Lerida. Eine Tagreise weiter erhielt er vom Kommandanten von Lerida ein Schreiben, nach welchem er auf Anordnung des General-Kapitäns von Catalonien umkehren und bis auf Weiteres in Lerida verbleiben sollte. Dasselbst lebte er ziemlich ruhig, diese Ruhe dauerte jedoch nicht lange. Am 11. August erließen die Behörden von Lerida, durch eine Volksbewegung gebrängt, den Befehl an ihn, sich nach Vosoß im Aranthal zu begeben, dessen Gouverneur sich vor den heranrückenden Karlisten nach Frankreich flüchtete und den Prälaten dahin mitnahm. Dieser sah sich, trotz des lebhaftesten Wunsches, so viel möglich in der Nähe seiner Diözese zu bleiben, gezwungen, sich nach Fon, dann nach Pau, endlich nach Toulouse zu begeben, bis ihm zuletzt Tours zu seinem Aufenthalt angewiesen wurde. Allein der Zustand seiner Gesundheit nöthigte ihn, in Bordeaux zu bleiben. Hier wohnte er bis zu seinem Tode im Priesterseminar, wo der Cardinal de Cheverus ihm ebelmüthige Gastfreundschaft gewährte; sie in seinem Palast anzunehmen, konnte der Cardinal den Prälaten nicht bewegen. Er hätte in diesem Asyl eine, seinen Wünschen ganz zusagende, Ruhe gefunden, wenn er nicht ungläublichen Belästigungen ausgesetzt gewesen wäre, wozu die Regierung sich hergeben zu müssen glaubte. Sie gingen bis zu persönlichen Demüthigungen, bei welchen die, seinem Alter u. seiner Würde gebührenden, Rücksichten mehr, als einmal, vergessen wurden. Er ertrug sie geduldig. Endlich sah man ein, wie gehässig und unnütz es sei, ihn auf diese Weise zu plagen und so genoß er etwas Ruhe; allein er blieb nicht müßig. Ein Gedanke beschäftigte ihn, seit er Zaragoza verlassen hatte, ganz und ausschließend, die Sorge um die Seelen, die er zurückgelassen und für deren Heil er thun wollte, was ihm möglich war. Als er seine Diözese verließ, betraute er mit der Verwaltung derselben einen Geistlichen, der seines Vertrauens würdig war, allein die Regierung verlangte gleichzeitig mit der Beschlagnahme der Temporalien vom Metropolitan-Kapitel die Erwählung eines Bisthums-Administrators. Der Prälat hatte diesen, allen Regeln der Kirche widersprechenden, Befehl u. die Verlegenheit, in welche er das Kapitel setzen mußte, vorausgesehen und schrieb von Toulouse aus an dasselbe, um dagegen zu protestiren und, indem er alle Verantwortlichkeit auf sich nahm, ermunterte er das Kapitel, der Regierung von seiner Protestation Kenntniß zu geben; dann, indem er nicht zweifelte, das Ministerium würde auf seinem Willen bestehen, griff er zu dem äußersten Mittel: er autorisirte das Kapitel, einen Vicar zu ernennen, welcher die Diözese Namens des Prälaten verwalten sollte. Die Canoniker zeigten erst eine lobenswerthe Festigkeit, in welcher sie leider nicht beharrten, und ließen sich, nachdem sie ohne genugsame Kenntniß der Indulgenz ihres Hirten zur ersten Wahl geschritten waren, welche den Beifall der Regierung nicht fand, herbei, eine zweite, der Autorität eben so zusagende, als dem Erzbischofe unangenehme, Wahl zu treffen. Der Gewählte war D. Manuel la Rica, der sogleich erklärte, daß er die Befugniß des Kapitels nicht in Zweifel ziehe: erwartete die Autorisation der Regierung, sein Amt anzutreten, ohne sich zu bekümmern, die des Prälaten zu erlangen und ohne ihm sonach eine Anzeige zu machen von dem, was vorgegangen war, weder amtlich, noch vertraulich und ebenso wenig das Domkapitel. La Rica that in seinen amtlichen Verfügungen des Erzbischofes gar keiner Erwähnung und nahm einige Zeit nachher er ein Siegel an, das weder das des Erzbischofes, noch das des Kapitels war. Als der Erzbischof bald Alles erfuhr u. die Akten von la Rica zu Gesicht bekam, verfaßte er unverzüglich 1836 einen Hirtenbrief, den er fast ganz auf dem Krankenlager schrieb. Diesem



fe folgten bei verschiedenen Anlässen noch weitere fünf. Anfangs über-  
 der Erzbischof, daß es noch möglich sei, sich, wenn auch nicht über die  
 3 fehlerhafte Weise, wie die Jurisdiction ausgeübt wurde, doch wenig-  
 die Rechtmäßigkeit der Verweser-Wahl, welche als Kraft seiner Voll-  
 eschehen, angesehen werden konnte, Illusionen zu machen. Daher sind  
 vier Hauptbriefe von diesem Gesichtspunkte aus abgefaßt. Allein die  
 iden Vorfälle bewiesen, daß eine solche Unterstellung unhaltbar sei. Da  
 : sich verpflichtet, seinem Volke und allen Kirchen Spaniens seine Noticia  
 rzulegen. Diese Schrift, die von amtlichen Dokumenten begleitet ist,  
 das kostbarste Denkmal eben so klugen, als standhaften Eifers in den  
 ten Umständen auf die Nachwelt kommen. Man sollte kaum glauben,  
 Prälat, dessen Gesundheit so gebrechlich war und den Krankheiten drei  
 Mal an den Rand des Grabes gebracht hatten, die Instruktionen habe  
 önnen, welche über 500 Seiten Quart füllen, zumal, wenn man eine Masse  
 fen und Jurisdictionen hinzunimmt, wodurch er die Nebel der Ein-  
 zu vermindert, viele Geistliche zu stärken, oder zu ihrer Pflicht zurück-  
 und endlich sich mit dem Papste zu verständigen suchte, einerseits um ihn  
 m Verfahren in Kenntniß zu setzen und es seinem Ausspruche zu unter-  
 mdererseits um die nöthigen Verhaltensregeln oder Fakultäten von ihm  
 n. Sein äußerst zartes Gewissen erhielt ihn in einer beständigen Angst,  
 icht alle seine Pflichten erfülle; nur die väterliche Stimme des Stellver-  
 esus Christi vermochte dieser, von der furchtbaren Verantwortlichkeit des  
 en Amtes so tief durchdrungenen, Seele etwas Ruhe zu verschaffen. Er  
 ich seit seiner Abreise von Zaragoza sieben Mal an den Papst, - immer  
 i Details, und die Antwort auf jeden Brief war nicht bloß eine Billi-  
 r seiner Handlungen, sondern erhielt auch die süßesten Trostesworte. Die  
 it seine Diöcese beschäftigte den Prälaten dennoch nicht so, daß er nicht  
 anbietende Gelegenheit gern benützt hätte, die bischöflichen Funktionen  
 ten. Es ist wahr, das Geseß, das er sich auferlegt und nie verläßt  
 Umfang des Seminars nicht zu verlassen, beschränkte nothwendiger Weise seine  
 t hierin, allein im Innern des Hauses weihte er Kelche, erteilte die  
 und die hl. Weihen und hielt bei solennen Festen oft Anreden an die  
 fiken in französischer Sprache. Seinen ganzen Tag hatte er nach einer  
 Regel geordnet, wie es ein guter Religios nicht anders gekonnt hätte.  
 e er konnte, feierte er das hl. Messopfer täglich und, als er es nur von  
 Zeit konnte, wünschte er sich Glück, diese Ehre gehabt zu haben. Jeden  
 man ihn zu denselben Stunden dem allerheiligsten Sacrament des Altars  
 esuche abstaten. Täglich fügte er zum Gebet des Breviers noch das  
 fñcium von der heiligsten Jungfrau Maria. Groß war die Andacht,  
 r zur Mutter Gottes trug und er hielt sich für sehr glücklich, daß seine  
 ihr insbesondere geheiligt und im Besitze des gefeiertesten Gnadenbildes  
 in ganz Spanien (N Sennora del Pilar) ist. Nach dem Beispiele des  
 3 von Sales, seines Vorbildes, äusserte er besondere Verehrung für den  
 nas von Aquin, den er häufig citirte und dessen Doctrinen er vollkomme-  
 te, den hl. Philipp Neri und die hl. Theresia, deren Werke und Leben er  
 26. Seit vielen Jahren konnte er das Fastengebot nicht mehr beobachten;  
 o oft die Verbindlichkeit dazu da war, recitirte er dafür die sieben Bus-  
 i: Nichts geschah heimlicher, als seine körperlichen Busübungen. Man hat  
 merachtet beobachtet, daß, wenn er sich um 11 Uhr Abends zurückgezogen  
 nicht ausgelöscht hatte, er sich erst um Mitternacht niederlegte und er  
 27. verhüten, daß man die Busgeiseln mehrmals in einem Winkel seines  
 b. erblickte. Alle diese Handlungen vervollkommnete und heiligte gleichsam  
 28. ein unbegrenzter Gehorsam gegen seinen Reichsvater, mit dem er  
 29. hatte. In allem, was die Sorge um seinen Körper betraf, un-  
 30. sähig den Kaplänen, die mit ihm lebten und, da sie ihn liebten,

hinzukommen, Leistung der Werke, die aus dem Buza-Gebirge eine unnehmbare Festung machten u. s. w. verdient. Nach der Herstellung des Friedens kehrte C. 1814 wieder auf seinen Lehrstuhl zurück. 1816 gab er auf Kosten der königl. Handelscommission sein herrliches Werk: „Astronomia nautica,“ (2 Bde., 4.) heraus. Vortreffliche Anlage und Anordnung der Materien, Klarheit, Methode und eine alle höchst interessante Beobachtungen zeichnen dieses Werk aus und machen es sehr geeignet, wissenschaftliche Piloten zu bilden. — Darauf arbeitete C. eine wichtige Verfasschrift über den Nutzen aus, den eine allgemeine Charte von Catalonien, mit allen Notizen über die physische Beschaffenheit, Naturgeschichte, Landwirthschaftlichen Situationen haben müßte und schlug vor, eine Commission von Gelehrten zur Herstellung derselben zu bilden. Um die Mitte des Jahres 1817 übernahm C., trotz der Abnahme seiner Gesundheit, die Prüfung der trigonometrischen Vermessungen und Nivelirungen, welche angeestellt wurden, um an dem Lobregat einen Punkt zu finden, von dem aus der Fluß zur Bewässerung der Ebene von Barcelona benützt werden könnte. Er verwandte dazu vier Wochen des Augustmonats und setzte sich der ungeheuern Hitze aus, welche in dieser Jahreszeit auf dem felsigen Terrain erdrückend war. Nachdem er die Wünsche der, mit der Ausführung dieses wohlthätigen Unternehmens Beauftragten, vollkommen erfüllt hatte, richtete er einen trefflichen Bericht über sein dabei beobachtetes Verfahren. Endlich gab er auch noch die Gedanken zu einem Instrumente an, welches er Precisivo benannte und welches dazu dient, geodätische und astronomische Beobachtungen mit größter Genauigkeit u. Feinheit zu messen, als es mit den bisherigen Repetitionsquadern geschehen konnte. Das Instrument wurde von D. Cajetano Faratt hergestellt u. ist in den „Memorias de agricultura y artes“ (Mai 1820) beschrieben. Eine Zahankheit, von welcher der vortreffliche Gelehrte schon seit längerer Zeit ergriffen war, machte seinem so nützlichen Leben schon am 10. April 1818 (zu Mella) ein Ende. Sein früherer Hingang wurde von allen Freunden der Wissenschaft und ihrer Fortschritte und insbesondere von allen seinen Schülern, die er immer mit der größten Herzlichkeit und Offenheit behandelt hatte, beklagt. Theilnehmend als Freund, thätig und eifrig als Staatsbürger, ein kenntnißreicher Lehrer und trefflicher Schriftsteller, war P. C. ein Muster für Alle, welche nach dem Ruhm verlangen, sich um die Wissenschaft und die Menschheit verdient zu machen.

Capfi, Johannes, König von Nilo, war seinem Stande nach ein Seemann und hatte, gleich vielen seiner Landsleute, durch die Dienste, die er fremden Schiffen als Pilot leistete, sowie durch glückliche Handels speculationen eine nicht unbedeutende Summe Geldes zusammen gebracht. Von Natur kühn, unverzag und unternehmend, hatte ein leichter Humor und eine zugleich gebieterische und einnehmende Leutseligkeit ihn unter seinen Landsleuten sehr beliebt gemacht. Türken gab es auf der Insel nicht, und sie wurde selbst durch gelegentliche Besuche derselben selten beunruhiget, seit die Wachsamkeit der Malteser Ritter die Expeditionen des Kapudan Pascha zu gefährlichen Unternehmungen machte. So von dem Vorkönig begünstiget faste C. den Entschluß, sein Vaterland von dem Sultan unabhängig zu machen, und ließ sich, nachdem er sich der Billigung des Volkes verschert hatte, zum Könige von Nilo ausrufen und durch den lateinischen Bischof Antonio Camilo krönen. Durch seine hohe Würde nicht im Geringsten in Verlegenheit gebracht, übernahm C. die Erfüllung seiner neuen Pflichten mit der weisesten Mäßigung. Er setzte bestimmte Tage zur Ausübung der Rechtspflege fest und wurde so zugleich der Gesetzgeber, Richter und Monarch von Nilo. Das Volk bewilligte ihm eine Rente aus den öffentlichen Steuern und eine Leibgarde von 50 Mann. Dieser Zustand der Dinge dauerte über drei Jahre, bis die Pforte, mehr durch die Klugheit als durch die Macht C.'s beunruhiget, fürchtete, daß sein Beispiel in größerem Umfange nachgeahmt werden möchte, und deshalb beschloß, ihn auf eine abschreckende Weise zu züchtigen. Sie sandte eine kleine Flotille nach Nilo, anscheinend nur zur Erhebung des jährlichen Tributs, und der türkische

Befehlshaber begab sich allein und ohne Bedeckung in den Palast C.s, sagte tausend Schmeicheleien und versicherte ihn, der Sultan nehme keinen Anstoß als Fürsten von Mito anzuerkennen, sobald er sich nur als treuer Vasa und den bisherigen Tribut zu zahlen fortfahre. C., durch seine Eitelkeit v ging in die Falle, bereitete sich vor, als der Türke auf sein Schiff zu gangen war, den Besuch zu erwidern, und wagte sich, von nicht mehr als Bewaffneten begleitet, unvorsichtig an Bord. Der verrätherische Osmar ihn sogleich in Eisen und ging ohne Verzug nach Konstantinopel unter wo der unglückliche C. im Jahre 1680 an einem Baume vor dem Tho Bagnio gehängt wurde. — Emerson: Lettres from the Aegean.

\* **Carlos, Don, Infant von Spanien.** — Viele Historiker hab traurige Ereigniß mit Don C., dem Sohne Philipp's II., sowie des Prinz beschrieben, keiner ohne einigen Mißmuth gegen den König und stets von ! gegen den unglücklichen Sohn eingenommen. Hören wir, was hierüber ein enlisches Manuscript sagt, das sechs Tage nach Don C. Gefangensetzung ( 26. Januar) von Madrid nach Rom abging und unter dessen Benützung Alexander Natalis in seiner Historia universalis lib. XIX. diesen Hergang ( Dasselbe ist auch in Bernin'o's „Storia di tutto l'eresie“, Tom. IV. abge! — „Was,“ heißt es dort, „die Ursache des mächtigen königlichen Unwillens den Prinzen Carlos war, ist nicht genugsam bekannt, möchte aber am si von der Irrlehre Calvin's herzuleiten seyn, welche der unglückliche Prinz se früher Jugend eingeschlagen hatte. Denn er wollte calvinische Katechismen, in spanischer Sprache in Frankreich drucken ließ, im Lande verbreiten, wurl daran durch die Minister verhindert, welche ganze Ballen dieser Druckschrij Lyon und Toulouse wegnehmen ließen. Andere meinen, des Prinzen wildbeugsamer Charakter habe den König so erzürnt, da C. immer nach dem ! strebte, — hätte es auch durch Vaternord geschehen müssen. So viel ist üt gewiß, daß Don C. den Herzog Alba immer gehaßt, die von der Kirche einigen Holländer dagegen jederzeit in Schutz genommen hat und auch dieses die erste Ansicht rechtfertigen, daß nämlich seine religiösen Gesinnungen, se nun entschieden calvinisch gewesen, oder auf dem Wege dazu, Ursache des von Seite des Vaters gegen den Prinzen waren. Blieb aber auch die Ursache geheim, so wurden doch die Erfolge öffentlich. — Es befahl nämlich der den Kammerbedienten des Prinzen, daß sie in der Nacht vom 20. auf d Januar die Thüre zu dessen Gemach offen lassen und D. C., wenn er sich gelegt hätte, durch Gespräche wach erhalten sollten, bis er selber käme. Ur ternacht kam Philipp wirklich, in größter Stille, begleitet von vier Staate und zwei Soldaten, welch letzere Kugel und einen Hammer trugen. Als f getreten waren, nahm der König den Dolch vom Kopfkissen seines Sohns dessen ans Bett angelehntes Schwert hinweg, ohne daß der Prinz es ! Sodann wendete der König sich zu seinen Begleitern und ging, mit ihnen ! an's andere Ende des Gemaches. Der Prinz, durch die Fußstritte aufmerks macht, ward auferst betroffen, als er zu dieser ungewöhnlichen Stunde Vater bei sich erblickte, der ihm mit den Waffen in der Hand furchtbar v Er richtete sich halb auf und auf die Frage, die er an seine Bedienten stellt sein Vater dort gekommen sei, ihn zu tödten?“ antwortete der König mit „! winkte mit einer Hand dem Prinzn, sich niederzulegen und gab mit der ! den Soldaten ein Zeichen, die Fenster zuzunageln. Nun aber sprang der vom Bette auf u. wollte sich in das Feuer stürzen, das auf dem Kamine br wurde aber von seinen Leuten abgehalten. Gleich darauf ergriff er einen ! Leuchter, um sich damit den Kopf einzuschlagen; die Soldaten nahmen ihm selben aus der Hand. Als nun C. sich jeder Möglichkeit, sich selber zu ! beraubt sah, bat er auf den Knieen den König, daß er ihn tödten möge. König sagte bloß zu ihm „Leg' dich zu Bette“ und gab vor seiner Entse noch dem Befehl, alle Schränke und sonstige Zimmergeräthschaften aus des P

Hinweg zu tragen. Nun übergab Philipp seinen Sohn den vier Staats- die mit ihm gekommen waren, in Verwahr und übertrug die Oberaufsicht an dem Herzog von Feria, dem er auch die Schlüssel zum Gemache über- das von jeher „Thurm“ genannt wurde, woraus Adriano, wegen des Gleich- er Worte, entnehmen wollte, als wäre C. von seinem Vater in dem unter- : Gefängnisse eines sehr hohen Thurmes eingesperrt worden. Mit Tages- rief der König die Staatsräthe zusammen und theilte ihnen die Gefangen- des Prinzen mit, ohne jedoch den Grund hievon anzugeben, den er als Geheimniß bei sich verwahrte. Auch trug er den Sekretären auf, daß sie zen Monarchie hievon Kunde geben sollten. Er aber schrieb eigenhändig Papp und eröffnete ihm, „daß ihn Gehorsam gegen Gott und die Sorge es Reiches Wohl zu diesem strengen Schritte veranlaßt hätten.“ — So viel das angeführte Manuskript, welches, wie gesagt, 6 Tage nach der Ge- sung des Prinzen geschrieben wurde, die vollständige Erzählung aber bis ob nicht entfalten kann; denn dieser erfolgte erst nach einem halben Jahre, der unglückliche Prinz alle Mittel ergriff, selben zu beschleunigen, bis er inen, auf gewöhnlichem Wege aufgelösten, Diamanten mit einer großen Wasser trank, was wenigstens mittelbar seinen Tod herbeiführte. Das tpulver, d. h. möglichst klein zerstoßener Diamant, ward von früherer Zeit ie unstrige als Giftmittel gebraucht. Früher nahm man an, der Diamant, toffen noch kantig, zer Schneide die Gedärme, wahrscheinlicher aber ist Newton's wonach der Diamant reiner Kohlenstoff und das Produkt der Verbrennung hure ist. Er starb ruhig, nachdem er zuvor auf sein Begehren die Sterb- te mit größter Andacht empfangen hatte. Die Leiche wurde mit könig- heyränge in der Kirche zu St. Jakob in Madrid beigesetzt. Ueber König II., C. Vater, der durch diesen Trauerfall nicht im Mindesten bewegt äuffert sich der geistvolle Natalis Alexander: „Patrem se esso oblitus regem probaret; naturalem pietatem extinxit, ut majestatem tuoretur.“

Carlsburg, oder Karlsburg, f. Freistadt und Festung im Unter-Albenfer- e und Sitz des katholischen Landesbischöfes für Siebenbürgen und eines tzeß, liegt an der Maros, auf einem Hügel, welchen eine schöne Ebene Man findet hier ein ansehnliches Schloß, eine schöne Kathedrale mit begräbnisse der Hunyaden, ein bischöfliches Klerikalseminar, ein Gymnasium, ngiskanerkloster, eine f. Münze mit sehenswerthen neuen Maschinen und und 12,000 Einwohner. In der Umgegend starker Weinbau. — C. war anem früheren Namen Weissenburg die Residenz der siebenbürgischen

Im Verlaufe der magyarischen Revolution in den Jahren 1848 u. 49 Festung C. der einzige Platz, aus welchem die Kaiserlichen nicht verdrängt konnten.

Meda, kleine anmuthige Stadt im lombard. venet. Königreiche, Gouverne- enedig, am Meschio, und Sitz eines Bischofes, mit 5000 Einwohnern, atlichen Kathedrale, einem bischöflichen Seminar, Gymnasium, Tuch-, , Leder-, Leinwandfabriken und Heilbädern. In der Nähe das Bergschloß Martino u. bei Serravalle die schönen Fälle des Meschio. — C. wurde im 50 von den Hunnen, nachher durch die Gothen zerstört u. gerieth dadurch Abnahme. Im Mittelalter wurde der Bischof Herr der Stadt und nannte n Fürsten von C. — Giorg. Graziani: Descrizione della città di Padova. 1813; Salvat. Mandruzzato: Illustrazioni ed annalisi delle Parali di Ceneda, Venez. 1833.

Meda, im Gouvernement Lublin, Stadt und Sitz eines Bischofes, welcher die Oberhaupt der unirten Griechen in Russisch-Polen ist. Die Kathedrale des heil. Mariens, nach dem Brande von 1802 im lateinischen Style erbaut, zeigt auf einer Anhöhe neben den Resten der alten Starostenburg. Sie enthält ein überthätiges Bild der Mutter Gottes, in griechischer Manier aufgemalt, welches Bladimir der Große der Kirche geschenkt hatte.

Ausser der Kathedrale findet man im Orte noch eine unierte Kirche, zwei kathi Kirchen, ein Seminar und ein Kloster. Die Zahl der Einwohner beträgt 13 wovon zwei Drittheile Juden sind. Einige Werke von Ch., im russischen Stolpa, steht ein merkwürdiger alter Thurm, vom Volke die Daniels säul nannt. Er ist 22 Ellen hoch, von aussen viereckig, inwendig aber rund, un vor dem russischen Eroberer des Lubliner Landes, Daniel, im 13. Jahrhunderte worden seyn. Der erste Bischof von Ch., Johann, lebte im Jahre 1070.

Cheverus, Johann Ludwig Lesbvre de, Cardinal der römischen 1768 zu Mayenne aus einer angesehenen Familie geboren, machte seine St zu Paris in dem Collegium Louis-le-Grand. Wegen seiner Herzensgüte w schon damals der Liebling der ganzen Classe. Er wählte den geistlichen Sta seinem Lebensberufe u. studirte die Theologie im Seminar St. Magloire, de Dratorianer vorstanden. Hier schloß er Freundschaft mit dem nachher als diger so berühmt gewordenen de Maccarthy. Noch nicht volle 20 Jahre alt, er den 18. Dezember 1790 zum Priester geweiht. Es war dies die letzte D tion, welche vor der Revolution in Paris stattgefunden hat. Er wurde Vikar bei seinem Onkel, Pfarrer zu Mayenne und, da dieser, gebrechlich un lähmt, seinen Amtsverrichtungen nur schwer nachkommen konnte, so fiel dem gen Priester sogleich ein großer Theil der Seelsorge zu. Der Bischof v Mans zeichnete ihn gleichzeitig durch den Titel eines Kanonicus seines Co aus. Er verweigerte den Eid auf die Civil-Constitution des Clerus und ha dieser Zeit harte Kämpfe zu bestehen. Der Bischof schätzte den noch nicht 2 rigen Priester so hoch und setzte solches Vertrauen in seine Klugheit, daß zu seinem Grandvicair ernannte. Im Frühjahr 1792 mußte C. Mayenn lassen und wurde, wie die anderen Geistlichen des Departements, welche de verweigert hatten, nach Laval consignirt und unter polizeiliche Aufsicht g Der Bischof von Dole, de Hercé, stand hier an ihrer Spitze. Eine Verord vom 26. August 1792 verfügte, daß alle Geistliche, welche den Eid verr hatten, Frankreich räumen sollten. C. ließ sich einen Paß nach England und reiste ab. Da er über Paris ging, so wurde er hier Zeuge der grau Auftritte, welche im September die Hauptstadt mit Blut besieckten; er mus einige Tage versteckt halten. Ohne die Landessprache zu verstehen, landete er der Küste Englands. Die englische Regierung gewährte den ausgewanderten jösischen Priestern damals zwar einige Geldunterstützung, C. wollte jedoch, ol 300 Fr. sein ganzes Vermögen waren, das er mitbrachte, davon keinen Gel machen und wirklich gelang es ihm bald, sich sein Brod zu verdienen; er Lehrer der Mathematik und der französischen Sprache in einem Institut, w ein anglikanischer Geistlicher hielt. Nach Verlauf eines Jahres konnte er l hinlänglich englisch, um den Dienst in einer katholischen Kapelle zu übern und englisch predigen zu können. 1795 lud ihn Matignon, gewesener Pr an der Sorbonne, der sich nach Nordamerika geflüchtet hatte, ein, ihm da folgen, wo sein Eifer und seine Tugenden ein weites Feld zur Entwi finden sollten. C. folgte u. nach seiner Ankunft in Boston trat er sein Ar damit an, daß er sich auf diejenigen Studien verlegte, auf welche dort der Werth gesetzt wurde. Er machte sich das Englische so zu eigen, daß die Schwierigkeiten dieser Sprache vollkommen Herr war; Niemand die Construction und Etymologie dieser Sprache besser, als er. Auch in de jösischen, griechischen und römischen Literatur war er sehr bewandert; er sein Gedächtniß jeden Tag durch die Lektüre der Classiker auf und man bet ihn hier nicht bloß als Gelehrten, sondern als einen Eiferer für die schöne tur. Der Bischof von Baltimore, Carroll, vernahm von seinen großen S den und Talenten und bot ihm die Pfarrei zu U. L. Frau in Philadelphie allein sein Herz konnte es nicht ertragen, seinen würdigen Freund Matignon ihn aus England herbeigerufen hatte und ihm ein geliebter Vater war, zu lassen. Er gab sich mit neuem Eifer seinen evangelischen Arbeiten hin, ind

joliken in der Umgegend von Boston, welche keinen Geistlichen hatten, be-  
 und sogar 2—3 Monate bei den Indianern von Passamaquoddy und Penob-  
 sachte. Hierauf kehrte er nach Boston zurück. Hier war das gelbe Fie-  
 gebrochen (1798) und hatte bereits zahlreiche Opfer gekostet. Man sah  
 sich drohenden Missionär trotz der Seuche trotz, sich vervielfältigen, um den  
 , Katholiken und Protestanten, Hülfe und Trost zu bringen; er verrichtete  
 mste eines Krankenhäufers bei ihnen, die wir selbst die niedrigsten nennen  
 wenn die Liebe nicht Alles abelte, was sie eingibt. Man stellte ihm vor,  
 sich nicht so aussetzen; allein er antwortete: „Es ist nicht nothwendig,  
 lebe, wohl aber, daß die Kranken gepflegt werden und die Sterbenden Besi-  
 nden.“ Es braucht nicht gesagt zu werden, daß ein so schönes Verhalten  
 e und Bewunderung der Einwohner von Boston im höchsten Grade auf-  
 . Ueberall, wo der Abbé C. erschien, fühlte man sich glücklich, ihm Ehre  
 isen. Bei Dinern, bei denen er Anstands halber erscheinen mußte u. wo  
 dreißig Geistliche von verschiedenen Sektien anwesend fand, war immer er  
 der Hausherr oder die Geistlichen selber, als den Würdigsten, einladen,  
 ich zu segnen und er verrichtete das gewöhnliche Gebet der katholischen  
 mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes. Die Zahl der Gläubigen nahm  
 ton zu, die Protestanten selber wünschten, die Predigten zu hören und den  
 enden Ceremonien der römischen Kirche beiwohnen zu können. C. eröffnete  
 eine Subscription, um eine Kirche zu bauen. Der erste, der unterzeichnete,  
 r Präsident der Vereinigten Staaten, John Adams: ein denkwürdiges Bei-  
 as der protestantische Chef eines fast ganz protestantischen Staates gab u.  
 hte man die ehrenwertheften Unterschriften, von Protestanten sowohl, als  
 ifen. C. führte die Mauern bis zu dem Betrage der bei ihm hinterlegten  
 en; allein, als diese Fonds erschöpft waren, ließ er alle Arbeiten einstellen  
 e wurden nur dann wieder fortgesetzt, wenn neue Hülfquellen es gestatte-  
 Nach dem Abschlusse des Concordats von 1801 brangen seine Familie und  
 de in Frankreich in ihn, in's Vaterland zurückzukehren. Einen Augenblick  
 er auf dem Punkte, ihren Wünschen nachzugeben; allein die Bedürfnisse der  
 ifen in Boston, ihre Anhänglichkeit an ihn und die Beweggründe, welche  
 of Carroll in einem Briefe vom 9. April 1803 ihm entwidelte, bestimmten  
 u bleiben. Am Sonntag nach Ostern eröffnete er seinen Pfarrkindern, daß  
 ihnen bleiben, Glück und Unglück mit ihnen theilen wolle und daß sie ihm  
 alle aller Verwandten und Freunde, die er in Frankreich habe, erlegten. —  
 bre 1808 trug Carroll auf die Errichtung von vier neuen bischöflichen Sizen  
 von der eine in Boston seyn sollte. Er hatte erst den Abbé Matignon zum  
 vor Geschlagen, der seines Alters und Rufes wegen ein Recht auf diesen  
 zu haben schien. Allein dieser lenkte, ohne seinen Freund, dessen Beschei-  
 r kannte, erst zu fragen, die ehrenvolle Wahl auf diesen. Am 8. April  
 ief Pius VII. das Breve, wodurch die vier neuen Stühle errichtet wur-  
 ner der neuen Bischöfe, P. Concanen, Bischof von New-York, sollte die  
 la Amerika bringen; allein, da er in Neapel mit Tod abgegangen war,  
 a diese erst 1810 an ihre Bestimmung. C. wurde am 1. November zu  
 re zum Bischof geweiht. Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß  
 östliche Würde weder in der lebenswürdigen Einfachheit seines Wesens,  
 seinem Leben voll Liebe u. Aufopferung Etwas änderte. Als Bischof fuhr  
 , wie er als Missionär gethan, die mühseligsten Funktionen seines Dienstes  
 , Beichte zu hören, zu katechisiren, Arme und Kranke zu besuchen und  
 , sein Bedenken, zu jeder Jahreszeit und zu jeder Stunde bei Tag u. Nacht  
 , seinen Almosen oft Stunden weit zu bringen. — Mitten unter seinen  
 , er mußte C. die Angriffe der Protestanten auf den katholischen Glauben,  
 , wogens durch seine Tugenden und sein bewunderungswürdiges Leben so  
 , zurückzuweisen. Er nahm hiebei bisweilen selbst zu den Zeitungen  
 t und gewiß waren die Journalisten stolz darauf, einen solchen

arbeiter und Collegen zu haben. Von Chateaubriand's Meisterwerke, „de des Christenthums“, war der Prälat so entzückt, daß er die schönsten Stellen aus übersezte und von der Kanzel vorlas; indessen verhinderte ihn seine Blindheit, sich selbst in der Schilderung der Wunder zu erkennen, welche die Mondare in den Wäldern der neuen Welt gewirkt haben. — Der 19. Sep. 1818 war für C. ein schmerzvoller Tag: er sah an demselben seinen theuer tignon die Augen schließen. Seine Arbeiten wurden immer mehr und sein fundheit fing zu wanken an. Die Kirche von Frankreich mußte die Vere Staaten um den Besitz eines ihrer Kinder, das ihr so viel Ehre machte in dem sie so nützliche Dienste erwarten konnte, beneiden. Der Minister S Neuville, welcher Zeuge von dem gewesen, was der Prälat that und welch sen leidenden Gesundheitszustand kannte, hatte Ludwig XVIII. veranlaßt, rückzurufen und ihn seinem Vaterlande wieder zu geben. Unterm 13. 1823 wurde C. zum Bischof von Montauban ernannt. Wir dürfen nicht schweigen, daß er damals, und zwar von sehr religiösen Leuten, getadelt weil er einen Posten verließ, wo er so viel Gutes gewirkt hatte u. wo sein noch so heilsam seyn konnte. Allein er war krank und die Aerzte erklärten einzige Mittel, sein Leben zu fristen, wäre, wenn er einen mildern Himmel aufsuchte; das rauhe Klima von Boston würde ihn in wenigen Jahren Grab bringen. Uebrigens war es nur der ausdrückliche Wille des Königs für ihn bei Annahme der angetragenen Stelle den Ausschlag gab. Am 1. 1823 schiffte er sich in New-York ein und am 28. Juli 1824 fand — nach Abwesenheit aus dem Vaterlande von mehr als 30 Jahren — seine fei Einzug in Montauban statt. Sogleich nach seiner Ankunft an seinem bisch Sige übernahm der sorgliche Oberhirte es, jeden Sonntag bei dem Pfarr dienste zu predigen und Jedermann, Protestanten wie Katholiken, Gelehr Angelehrte, drängte sich zu seiner Kanzel. Als 1825 der Farn aus seinen trat und die Vorkräfte von Montauban überschwemmte, hörte bald ganz reich durch die Organe der Oeffentlichkeit von der Hochherzigkeit des Prä der sich der Unglücklichen wie ein Vater annahm, Hunderte in seinem Palaß nahm und sie mit Speise u. allem Nothdürftigen versorgte. Während des läums 1826 verdoppelte er seine oberhirtlichen Anstrengungen. — Nach der d'Aviau's, Erzbischofs von Bordeaux (s. d.), 1826, wurde Niemand w befunden, dessen Nachfolger zu werden, als C. Am 14. Dezember 1826 er in Bordeaux an und kurz nachher ernannte ihn Karl X. auch zum Pa Frankreich. In einer wichtigen Angelegenheit schien der Erzbischof von Bc anderer Meinung zu seyn, als seine Collegen, nämlich in Betreff der Ordon vom 16. Juli 1828. Bekanntlich fanden beschworene Versammlungen und Bischöfen statt. C. billigte die Ordonnanzen nicht, war aber auch nicht d sicht, daß man sich bei der, vom Cardinal de Clermont-Tonnerre dem Königl 1 Namens des Episcopats eingereichten, Denkschrift betheiligen sollte; er scheint Ausdrücke dieser Schrift zu stark gefunden zu haben. In den Stürmen der 1830 war sein Ruf der Schutz seines Klerus in den Momenten der g Aufregung und seine Diözese empfand Nichts von jenen heftigen Erschütter welche die Kirche anderwärts betrübten und Prälaten und Pfarrer zu f zwangen. Die neue Regierung hatte anfänglich die Absicht, von den ange Geistlichen den Eid der Treue zu verlangen, wie von den Beamten. Eobd Erzbischof von Bordeaux davon hörte, schrieb er unverzüglich an einen e reichen Mann und zeigte ihm, daß diese Maßregel eben so unpolitisch, als v lich werden und eine Trennung unter dem Klerus, wie die zu Anfang der Revolution, zur Folge haben würde. Sein Brief verfehlte die Wirkung ni man dachte nicht weiter daran, den Eid zu verlangen. Während die Herzogi Berry in der Citadelle von Blaye gefangen saß, suchte der Erzbischof die C niß nach, ihr den Trost seines Amtes bringen zu dürfen, wobei er aus sein sinnungen für Karl X. gar kein Hehl machte. Uebrigens bestand zwisch

Behörden und ihm das beste Einvernehmen und alle Stände und alle Meinungen waren von den gleichen Gefühlen der Verehrung für den Prälaten beseelt. Nur er selbst schien es nicht zu wissen, daß seine Milde, seine Güte und sein offenes, herzlichtes Wesen ihm alle Herzen gewonnen. Als die Cholera ausbrach, stellte er den Kranken seinen Palast zur Verfügung und über das Thor desselben hestete man die glorreiche Aufschrift: „maison de secours“. Da unter dem Volke sich auch hier dunkle Gerüchte von Vergiftung verbreiteten, so wandten die Behörden sich an den Erzbischof, diesen absurden Gerüchten entgegenzutreten u. bald schämte man sich, daß man ihnen Gehör gegeben, oder sie wiederholt hatte. Er beschwichtigte auch einen Aufruhr im Bettlerdepot und einen andern im Fort du Sa. Im Jahre 1832 sollte E. den rothen Hut erhalten, allein die Besetzung von Ancona verzögerte die Sache. Unterm 1. Februar 1836 fand endlich seine Erhebung zum Cardinal wirklich statt. Am 9. März empfing er die Barrette. Da er den Moment für günstig hielt, so bat er um eine Gnade, die sein Herz lebhaft wünschte, um die Freilassung des Hrn. de Peyronnet, der seiner Diözese angehörte und um die seiner Unglücksgefährten. Der König versicherte ihn seines guten Willens und seiner geneigten Absichten; allein dabei blieb es für jetzt. Daß ihn die Cardinals-Würde nicht blendete, sein Benehmen nicht änderte, braucht wohl nicht erwähnt zu werden. Nachdem er Mayenne, seine Heimath, nochmals gesehen und einige Tage dort verweilt hatte, kehrte er nach Bordeaux zurück, wo man den neuen Cardinal auf das Glänzendste empfing. Allein er fing an, trüber gestimmt zu werden und hatte die Ahnung seiner nahen Auflösung. Indem er seinen Neffen, Herrn Georges, zu seinem Grand-Vicaire ernannte, sagte er ihm: „Mit mir geht es abwärts. Ich weiß, daß alte Leute sich leicht Illusionen machen; je mehr die Fähigkeiten schwinden, desto mehr täuscht man sich über seine Unmacht; man hält sich noch für fähig, wenn es schon auf platter Hand liegt, daß man's nicht mehr ist und doch leidet dabei Alles, die Religion nimmt ab und schwindet. Ich will nicht, daß meine Diözese dies Unglück trifft; ich werde meine Entlassung verlangen und mich zurückziehen an dem Tage, wo ich den Pflichten meines Amtes nicht mehr nachkommen kann. Ueber diesen Tag masse ich mir das Urtheil nicht selber an; allein, indem ich Sie zur Theilnahme an meiner Administration heruse, mache ich's Ihnen zur Gewissenspflicht (je charge votre conscience du devoir etc.), mir ihn zu bezeichnen. Wenn Sie's unterlassen, sind Sie vor Gott für alles Schlimme verantwortlich, das daraus folgen kann.“ Im Juli 1836 erkrankte der Cardinal. Er hatte an Nichts mehr, als sich zur letzten Reise vorzubereiten. Er fügte noch ein Cobicill zu seinem Testamente, beichtete am 13.; am 14. Morgens hatte er einen Schlaganfall, der ihm alles Bewußtsein benahm und am 19. entschlief er in dem Herrn. Bordeaux, welches wenige Monate früher, als er zum ersten Mal in den römischen Puypur gekleidet erschien, ihn mit den lebhaftesten Freudenbegrüßungen begrüßt hatte, sah jetzt seine Leiche durch die damals so heiteren Straßen gehen, mitten unter den Klageklängen der Kirche und dem tiefen Ausdrucke des allgemeinen Schmerzes.

Chiquintira, das Loretto Südamerika's, ist ein Städtchen in der Republik Columbia, zwei Tagereisen von Santo Fe de Bogota entlegen. Das Gnadenbild, die heilige Jungfrau vorstellend, befindet sich in der Kirche des Dominikanerklosters daselbst und hat als Gemälde nur mittelmäßigen Kunstwerth, desto kostbarer aber sind die Schätze von Gold, Edelsteinen und Perlen, mit welchen es gesammet ist. Der Ruhm dieses Bildes hat sich nah und fern verbreitet und es kommen Pilger aus den entlegensten Provinzen, selbst aus Peru und Mexiko um an der heiligen Stätte Gebet und Opfer darzubringen. Mit ganz besonderer Andacht und mit großem Glanze wird in E. das Frohnleichnamsfest gefeiert, und zu dieser Zeit ist ein Jubeljahre der Wallfahrer am stärksten.

Christgarten, ehemalige Karthause im bayrischen Regierungsbezirke Schwaben und Neuburg, Gerichts- und Polizeibehörde Wallerstein, unweit dem N...



dorfe Fohrheim, sehr anmuthig am Ende des Karthäuserthales und am Ursprung des Forellenbaches gelegen.

Christie, Wilhelm Frimann Koren, einer der thatkräftigsten und her vorragendsten Führer des norwegischen Volkes im Kampfe für seine Selbstständigkeit, verlebte seine Universitätsjahre und das erste Decennium nach diesen bis zum Jahre 1808 in Dänemark, wo er das Amt eines Chefs des Quarantänwesens bekleidete. Zum Glücke für Norwegen liebte er dieses sein Vaterland über Alle und kehrte, von der dänischen Regierung zum Landschreiber im Distrikte Nord hordland bei Bergen ernannt, dorthin zurück. Er gehörte damals noch der ultra selbstständigen Partei im Lande an, der nämlich, welche der Vereinigung Norwegens mit Schweden entgegen arbeitete u. es als einen eigenen europäischen Staat hingestellt wissen wollte. Am 17. Mai 1814 wirkte er daher mit aller Kraft für die Durchsetzung der Wahl des norwegischen Königs Christian Frederik und war später Mitglied der Deputation, welche der gewählte König nach London sandte um das dortige Cabinet für das neue Norwegen zu stimmen. Allein das freie Ob-England wollte so wenig von dem freien Young-Norwegen wissen, daß es die Gesandtschaft nicht nur nicht annahm, sondern förmlich aus dem Lande wies. Inzwischen war die Konvention zu Mosß im August 1814 geschlossen worden, und es trat ein außerordentlicher Reichstag zusammen, welcher laut jener Konvention über das endliche Schicksal Norwegens sich mit den schwedischen Kommissären benehmen sollte. Die norwegische Armee, in Eile gebildet, war bald genöthiget worden, sich vor den sieggewohnten Truppen Schwedens zurückzuziehen und ihnen die wenigen festen Plätze des Landes zu überlassen. Den freiheitsliebenden Männern blieb daher nur das Feld der Unterhandlungen offen. E., mit seinem ruhigen, klaren Blicke die Lage der Dinge richtig ermessend, warf die nun unpraktische Seite seiner Vaterlandsliebe und seines lebendigen Selbstständigkeitsgefühles über Bord und that, was unter den damaligen Umständen allein zu thun übrig blieb, — er suchte Norwegen neben seiner Vereinigung mit Schweden, die jetzt ein Gegebenes war und von der feindlichen Uebermacht gebieterisch erheischt wurde, seine Freiheit und Unabhängigkeit zu bewahren, und trug dafür Sorge, daß das Land, ungeachtet der Geschehenen, sich selbst regiere. In diesem Sinne wirkte er, vom Reichstage zum Präsidenten der Versammlung und zugleich zum Mitgliede des mit Schweden unterhandelnden Komitee's gewählt, mit eben so großer Charakterfestigkeit als Klugheit, Arbeitstüchtigkeit und Besonnenheit, und der Reichstag gelangte unter seine Leitung zu dem beispiellosen Erfolge, daß in den Unterhandlungen es gewöhnlich Norwegen, der schwächeren und entwaffnete Theil war, der dem stärkeren und kriegsgerüsteten Schweden Bedingungen vorschrieb. Ueberall, wo E. auftrat, imponirte er durch seinen Muth, durch die Reinheit seiner Sitten und die Gewandtheit seiner Rede, das Musterbild eines ächten Freisinnigen, eines wahren Volksfreundes, himmelweit verschieden von den Straßendemokraten, die in unsern Tagen mit plumper Hand in die Geschicke der Nationen eingreifen. Wie das Volk seiner Ehre Legate stiftete, die seinen Namen tragen, Bürgerfeste feierte und ihn Ehrenzeichen spendete, wie das Storthing ihn wiederholt bis zum Jahre 1818 als seinen Präsidenten wählte, so überhäufte auch König Karl Johann ihn mit Beweisen seiner Achtung, theils durch Ordensverleihungen, theils auch auf andere Weise. Fast gegen den Willen E.'s ernannte er ihn 1815 zum Stiftsamtmann von Bergen und im Jahre 1828 berief er ihn zum Eintritte in die Regierung als Staatsminister. E. glaubte aber diese hohe Stelle nicht annehmen zu dürfen weil er wegen seiner damals in hohem Grade leidenden Gesundheit befürchtete ihr nicht genügen zu können, um so mehr, als er bereits früher aus demselben Grunde aus seinem oben erwähnten Amte geschieden war. Später, als sein Gesundheitszustand sich wieder merklich gebessert hatte, wollte der gewissenhafte Bürger nicht länger die Pension eines Stiftsamtmannes beziehen, ohne dem Gemeinweese dafür Dienste zu leisten, und suchte um das Amt eines Zollinspektors in Bergen nach, welches man ihm natürlich nicht verweigerte. In welcher hohem Grade

Er in seinem spätern Alter noch das Vertrauen der Nation besaß, hierfür liefert ein Beweis, daß er 1836 neuerdings zum Repräsentanten auf das Storting gewählt wurde. In seinen letzten Jahren beschäftigte er sich neben seinen Amtspflichten besonders gern mit dem Museum zu Bergen, dessen Stiftung Norwegen ebenfalls der Vaterlandsliebe C. g. verdankt und welches von kleinen Anfängen im Jahr 1823 jetzt zu einer reichen Sammlung ethnographischer, antiquarischer, naturgeschichtlicher und künstlerischer Gegenstände herangewachsen ist. C. beschloß seinen ruhmvollen Lebenslauf zu Bergen am 10. Oktober 1849 in einem Alter von 71 Jahren.

**Colbaß**, einst reiches u. berühmtes Kloster in der preussischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stettin, an der Płone. Es wurde 1163 von Bratisko II. gestiftet und Anfangs mit Benediktinern besetzt, später aber den Cisterciensern eingeräumt. In der Kirche liegen mehre pommerische Herzoge begraben. In Reformationszeit wurde das Kloster aufgehoben, und aus seinen Gütern bildete man eine große Domäne, welche aber längst in Privathände übergegangen ist. Den See Rabü in der Nähe, berühmt durch seine trefflichen Muränen, ließt die preussische Regierung im J. 1770 zum Theil ablaufen, und auf dem dadurch gewonnenen Boden wurden sechs Kolonistendörfer angelegt.

**Corneliusmünster**, Marktleden an der Dente, in der preussischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Aachen, mit 800 Einwohnern, einer Tuch- u. Kasimirfabrik und einer Eisen- und Bleihütte, ansehnlichen Steinbrüchen, Galmes- und Leigruben in der Nähe. Die ehemalige reichsunmittelbare gefürstete Benediktinerabtei daselbst wurde schon zur Zeit der deutschen Karolinger gestiftet. Die Aachener Abtei 1310 das Kloster, mußten es aber auf Befehl Kaiser Heinrichs VII. u. des Erzbischofs von Köln wieder erbauen. Im Luneviller Frieden wurde es an Frankreich abgetreten, 1815 aber Preußen zugetheilt.

**Cousta**, Germana, 1579 in dem Dorfe Pibrac in der Diözese Toulouse von armen Eltern geboren, that von ihrer frühesten Jugend bis in ihr 22. Jahr Jürendienste. Sie hatte eine äußerst schwächliche Gesundheit, litt außerordentlich an der Strophel-Krankheit und trotzdem, daß sie dabei von einer Stiefmutter die beste Behandlung erdulden mußte, war sie dennoch ein wahres Muster aller Tugenden. Sie führte mehr das Leben eines Engels, als das eines Menschen und verdiente schon bei Lebzeiten den Namen einer Heiligen, den man ihr in unseren Tagen beilegt. Von dem großen Rufe ihrer Heiligkeit, den sie genießt, angezogen, versammelt sich an ihrem Grabe täglich eine sehr große Menge von Gläubigen, sowohl aus der Ferne, als aus der Nähe, welche herbeiströmen, um ihren Dank für die Hülfe darzubringen, die ihnen durch die Fürbitte der Seligen bereits zu Theil geworden ist, oder sie um neue Wohlthaten zu bitten. Die Einwohner von Pibrac, voll Erstaunen über die zahllosen Wunder, welche Gott täglich unter ihren Augen wirkt, um, seine fromme Dienerin zu verherrlichen, haben die nöthigen Schritte gethan, um, den Vorschriften gemäß, welche die hl. katholische Kirche dafür gegeben hat, die Seligs- und Heiligsprechung dieser gottseligen Jungfrau zu erwirken. Zu diesem Zwecke haben sie den Abbé Barthier in Toulouse, Vorsteher der Prieester vom hl. Herzen, durch legale Vollmacht als Postulator in dieser Angelegenheit abgeordnet. Dem Rathe des Herrn Erzbischofs zu folgen, wandte sich der Postulator zu Toulouse an den Abbé Rosatini, Advokaten bei der hl. Congregation der Ritus und Ehrenkanonikus an der Metropolitankirche zu Rheims, der die verschiedenen, zur Instruktion der Sache nöthigen Dokumente übergab. Der Advokat Rosatini hat sich mit größtem Eifer u. der lobenswerthesten Thätigkeit mehre Wochen lange mit der Durchforschung und Prüfung der Thatsachen beschäftigt, von welchen ihm die geschriebene und mündliche Ueberslieferung hat Kenntniß verschaffen können. Dadurch zur Ueberzeugung gelangt, daß Germana die höchsten Tugenden wirklich besessen habe, und daß zahlreiche Wunder ihr zugeschrieben werden mußten, stellte er eine Reihe von Artikeln zusammen, über welche Zeugen vernommen werden sollen. Nachdem er hierauf Herr

Erzbischöfe darüber seinen Bericht erstattet hatte, setzte der Prälat sogleich Specialcomissionen nieder, welche aus einem Generalvikar, zwei Kanonikern, einem Glaubensfiscal und einem öffentlichen geistlichen Notar bestand. Nachdem die Mitglieder dieser Commission ihre Bereitwilligkeit erklärt, diesen ehrenvollen Auftrag zu übernehmen, schworen sie auf das heil. Evangelium, die ihnen obliegenden Verpflichtungen getreu zu erfüllen und über Aussagen der Zeugen das tiefste Stillschweigen zu beachten. Die Umsicht und Weisheit, mit der die Wahl der Mitglieder dieses Gerichtshofes getroffen war, dann der große Ruf von der Geschicklichkeit und dem Eifer des Abtes F. tini, ließen den Postulator die wohlbegründete Hoffnung hegen, diese Angelegenheit bald im Gange und seine Bemühungen mit dem günstigsten Erfolge gelassen zu sehen.

Erzgnis, Dominicus Casetan de, geboren 1762 zu Augsburg aus einer angesehenen, noch jetzt weit verzweigten Familie, machte seine Studien über Theologie u. seine theologischen ins Besondere mit Auszeichnung. Er hatte unter dem, damals im Collegium St. Salvator in Augsburg lebenden, Erzfürsten vortrefflichen Lehrer und den Schüler ward ihrer würdig. Das Ziel seiner Wünsche erreichte er am 10. Juni 1786, an welchem Tage er Priester wurde. Im damaligen Priesterhause zu Pfaffenhäusern erhielt er seine Bildung durch Unterricht selbst weiter zu bilden, war er bis zum Tode bemüht. Im Verlaufe seines ferneren Lebens ward er Kanonikus in Wiesensteig, später bei St. Moritz in Augsburg; Auflösung des Stiftes pensionirt, privatisirte er eine Zeit lange in Augsburg hatte manche Gelegenheit, des Lebens Bitterkeit zu kosten. Er wurde in der That reactivirt, Pfarrer und Distrikts-Schul-Inspektor in Oraden u. Mit der Abnutzung seiner Kräfte suchte er sich wieder in's Privatleben zurückzuziehen, um, wie was noch in seinen Kräften war, Gott, seinem Seelenheile u. dem Wohle seiner Nebenmenschen treu zu widmen. Er besaß sehr schöne und gründliche Kenntnisse in der Theologie, worin er auch das Doktorat sich erworben hatte. Er las gern Schriften aus dem Gebiete der praktischen Religionswissenschaft und Jugendschriftsteller u. versuchte sich auch selbst in Aufsätzen dieser Art, welche sich durch logische Richtigkeit, Klarheit und Brauchbarkeit auszeichnen. Gleiches gilt von seinen Predigten und sonstigen Concepten. In die Fälle des menschlichen Lebens hatte der Selige große Einsicht. Sein Herz schlug voll Liebe gegen Gott und den Nächsten. Seine Priesterpflichten hat er stets mit hl. Gewissenhaftigkeit, Gebet, im Wandel, in der angemessensten Vornahme hl. Handlungen und seiner ganzen wohlbemessenen Lebensordnung allseitig erfüllt; auch war er in schöner Liebe bestrebt, in jungen Geistlichen den rechten Sinn für das Leben und Wirken der Kirche zu wecken u. zu fördern. An allen Schicksalen der katholischen Kirche nahm er innigsten Antheil. Der edle Mann und Priester war voll Ehrfurcht und Gehorsam gegen seine Oberen, voll dienstbarer, thätiger Freundschaft gegen seines Gleichen, voll Bescheidenheit und liebenswürdiger Artigkeit gegen Jedermann — namentlich vom herzlichsten Mitleid gegen die Armen. Bei Studirenden und Bedürftigen aller Art fanden an ihm ein fühlendes Herz und eine offene Hand zum Geben und Helfen. — Er starb sanft, geduldig und gottergeben wie er gelebt hatte — den 8. Juni 1847.

Eganad, an der Maros, im Eganader-Comitate des Königreichs Ungarn war vor Zeiten ansehnlich und wohl besetzt, gegenwärtig aber ist es nur ein offener Flecken mit 7000 Einwohnern, gibt aber immer noch sowohl der Gegend, als einem schon im J. 1036 errichteten Bisthume den Namen. Der Bischof residirt jedoch selten hier, sondern gewöhnlich in Rakos, einem Marktflecken an der Maros, mit 17,500 Einwohnern, worunter viele Juden, starker Viehzucht Weinbau, 14 Mühlen.

und weltliche Recht und erhielt nach seiner Rückkehr in die Heimath ein Amt an dem damaligen Collegiatstifte Dusbors zu Baderborn, da er sich, aus seiner sehr unabhängigen Stellung, für den geistlichen Beruf entschied. Er ließ sich zum Priester weihen und ward bald nachher, wegen seiner Auszeichnung als Jurist, von dem paderborn'schen Fürstbischofe, Friedrich Wilhelm von Salm, bei dem geistlichen Hof- u. Offizialat-Gerichte als Accessist ange stellt. Er wurde 1799 zum Direktor des Gerichtshofes. Dieses Amt, welchem er mit angeborenen Thätigkeitstriebe vorstand, bekleidete er bis zur Bestimmung des Baderborn durch die Preußen, wo, in Folge der neuen Organisations-Berfassung und der Verwaltung, das geistliche Gericht des Bischofs aufgehoben wurde. Seit dem Mai 1803 zum Generalvikar der Diözese Baderborn ernannt und dem nachfolgenden westphälischen Königthume zum Reichshofrath erhoben, beschäftigte er sich nicht bloß der geistlichen Angelegenheiten, sondern auch der Anstalten höherer und niederen Unterricht mit einer ausgezeichneten Sorgfalt an und namentlich auf die Bildung und Anstellung tüchtiger Volksschullehrer, so wie die Sittlichkeit u. Ordnung. Er arbeitete in diesem ausgedehnten Wirkungskreise selbstständig, unter sehr ungünstigen Zeitverhältnissen, auf die eigenen Kräfte hin und durch keine stützende Hülfe erleichtert. Nach der Restauration des preussischen Staates wurde ihm, in Anerkennung seiner Verdienste, die obere Leitung der öffentlichen Anstalten und milden Stiftungen der paderborn'schen Diözese übertragen. Durch die bedeutenden Fonds, die ihm der letzte Fürstbischof jährlich zur Verfügung stellte, gelang es ihm, die heilung an nothleidende Personen und hilflosbedürftige Institute zu erleichtern, zugleich Gelegenheit, die Segnungen und den Trost der werththätigen Liebe Gottes in die verborgensten Schlupfwinkel des menschlichen Elendes zu verbreiten. Am 1. April 1823 ernannte ihn der Papst zum apostolischen Vikar für einen Theil des Nordens und im folgenden Jahre, als das Domkapitel zu Baderborn reorganisiert wurde, stieg er zur Würde des Dompropstes und Weihbischofs mit dem Titel eines Bischofs von Libertas. Kein Jahr, selbst im höchsten Alter, unternahm er die Rundreise im Bereiche seiner Diözese, wo er die entferntesten Orte

am 14. Juli 1844 in allen Kirchen verlesen wurde, von der Didjese förmlichen Abschied. Er starb am 11. Oktober desselben Jahres.

**Dariken**, die. Was man aus der alten asiatischen Geschichte weiß, deutet darauf hin, daß die Ptolomäer in Aegypten und die Seleuciden in Syrien, sowie in Parthien, Baktrien und Indien zuerst eigentliche Münzen schlugen. Eben so bilden die geprägten Schekel's von Simon Maccabäus die erste Andeutung von jüdischer Münze. Es folgt daraus, daß, wenn die Gold- und Silber-D., deren Herobot und Xenophon erwähnen und von welchen sich noch mehre Exemplare zu Werthe von englischen Guineen und Schillingen erhalten haben, die Nationalmünze der Perser unter Cyrus und seinen Nachfolgern bildeten, dieser Umstand eine Abweichung von der allgemeinen Regel wäre. Daß aber eine solche Ausnahme nicht stattfand, scheint aus dem Umstande hervorzugehen, daß die D., obwohl das königl. persische Sinnbild der Bogenschützen tragen, doch nur in Ländern gefunden werden, welche bekanntermaßen schon vor ihrer Vereinigung mit dem persischen Reiche geprägtes Geld besaßen und dessen auch wegen ihrer mannigfachen Handelsverbindungen bedurften. So finden sich in Aegypten, wo es vorher keine Münzen gab, auch keine D., während in Kleinasien unter von Griechen stammenden oder verwandten Nationen, bei welchen griechische Kunst sich verbreitet hat, alle diese Münzen gefunden wurden. Uebrigens ist zwar das Sinnbild persisch, das Gewicht und der Werth aber entsprechen ganz genau den griechischen Münzen. Die persische Keilschrift findet sich nie darauf, und wo sich eine Inschrift findet, sind die Charaktere unwandelbar griechisch oder phönizisch, und ihr Inhalt ist lokal oder provincial. Die gewöhnliche Devise der Rehrseite, eine Galeere mit einem Fisch, weist auf Handelszwecke hin. Der einzig mögliche Schluß, welcher aus allem Diefen ziehen läßt, besteht darin, daß diese Münzen eine Umprägung der in den durch die Perser eroberten Provinzen früher vorhandenen Münzen waren. Das Zeitalter, in welches sie hinaufreichen, ist dasjenige, worin die Kleinasien durch die Eroberungen von Darius Medus u. Cyrus, etwa 650 v. Chr., mit Persien vereinigt wurden und die sprüchwörtlich gewordene Auctorität der Perser und Meder allmählich aufhörte. — Journal der numismatischen Gesellschaft von London.

\* **Dembinski**. Zum zweiten Male hat dieser geborene Krieger einen thatenreichen Schauplatz verlassen, und doch würde das Urtheil schwankend sein, wenn die Frage über seine Feldherrngröße gestellt würde. Die Talentprobe, welche der ungarische Krieg ihm zu geben gestattete, vermögen jetzt, da die Thätigkeit der ungarischen Generale in rein militärischer und administrativer Rücksicht noch nicht in ihrem ganzen Zusammenhange offen liegt, auch noch nicht gewürdigt zu werden. Für D. und seinen Freund Dem gilt vorerst noch derselbe Maßstab, welchen der polnische Insurrektionskrieg bei ihnen anzulegen berechtigte. Die beiden Helden von damals können und müssen mit den Helden von heute verglichen werden, im Ganzen haben für sie sich nur die Dimensionen verändert, ihre Anlagen, Fähigkeiten sind von der Weichsel an die Donau übertragen, ihre Antheile am Kampfe sind dieselben geblieben. Dies ist nichts Zufälliges; die Verhältnisse, unter welchen die polnischen Heerführer in den ungarischen Unabhängigkeitskämpfen gerufen wurden, waren so gestaltet, daß ein Vergleich mit denen Polens nach der Revolution von 1830 sich von selbst ausbringt. Es wäre leicht, diese Parallelen bis in ihre Einzelheiten durchzuführen. In Warschau, wie in Pesth ist es die Volksvertretung, welche den Kampf sanktionirt. Anfangs bei fast gleichen Streitkräften ist das Glück dauernd auf Seite der Insurgenten, sie ergreifen überall die Offensive. Die Invasion wird vorsichtig und zaudert, der Oberfeldherr misgünstig. Diesen Moment aber benützen die Insurgenten nicht, es ist inzwischen Parteilung im Rathe und in der Nation ausgebrochen. Die Invasion stellt ihnen einen neuen Oberfeldhern entgegen. Im Jahre 1831 und 1849 datirt vom Ausbrechen des Fürsten Paskewitsch die letzte Epoche der beiden großen Nationalkämpfe, welche seitdem den Continent erschüttert haben. — Von 1833 an, wo er aus Aegypten

wieder nach Paris zurückgekehrt war (vergl. Bd. III., S. 323) erfuhr man bis auf den ungarischen Krieg nichts über D. In der Stille seinen Studien obliegend, blieb er dem Parteigetriebe, das im Journalwesen seine Fehden führte, fremd. An die Spitze eines ungarischen Truppenkorps gerufen, setzte er seine Arbeit von 1831 fast in gleicher Richtung fort: er organisirte und insurgirte. Dies ist sein freilich der Natur der Sache nach wenig beleuchteter, weit weniger durch glänzende Erfolge hervorstechender Antheil am ungarischen Kriege. Sein Plan war, nicht blos die österreichischen Feldherren zu schlagen und Ungarn freimachen zu helfen, sondern die Insurrektion zu erweitern bis an die Gränzen Polens. Daß er im Dienste Polens kämpfen werde, betheuerte er im Beginne des Krieges in einer offenen Zuschrift an seine Landsleute. Ein begründetes Urtheil über die Operationen D.'s in Ungarn muß einer spätern Zeit vorbehalten bleiben. Aus der polnischen Revolution ist zur Genüge bekannt, mit welchen Anklagen die Generale sich überhäufte, wie Einer dem Andern die Schuld des unglücklichen Ausganges beimah. **Deutinger** zeigt sich hinsichtlich des ungarischen Feldzuges. Die magyarischen Generale wäfen D. sein Verhalten bei Lemesvar vor; seine Freunde verwünschten einen Befehl des Kriegsministers, der ihn gezwungen, Lemesvar zu verlassen, um Trub zu halten, durch diesen übereilten Rückzug sich 15,000 Mann an der Donau abzuschneiden zu lassen und durch den moralischen Eindruck dieses Rückzuges sein Corps um eben so viele Truppen zu vermindern, wie er entgegengesetzten Falles auf dem Punkte war, es zu erhöhen. Gegenwärtig weilt D. mit andern Häuptern des Aufstandes als Flüchtling in der Türkei, ohne aber, wie Dem, den **Blam** angenommen zu haben. — Magazin für die Literatur des Auslandes 1849. mD.

**Deutinger**, Martin, geboren 1815 zu Langen-Preising, empfing nach abgethanen Studien 1837 die Priesterweihe. Seit 1841 Dozent der Philosophie an Lyceum in Freysing, wurde er später außerordentlicher Professor daselbst. Hier begann er seine „Grundlinien einer positiven Philosophie“, die seitdem in sechs Bänden erschienen sind und die die ganze Philosophie auf christliche Prinzipien zurückzuführen suchen. D. berechtigt durch dieses Werk zu den größten Erwartungen und dürfte als einer der berufensten Bekämpfer jener ungläubigen pantheistischen Philosophie, die sich seit Jahrzehnten geltend macht, erscheinen. 1847 wurde Dr. D. auf die vacant gewordene Professur der Moralphilosophie an die Universität München berufen, wo seine Vorlesungen sich alsbald eines sehr ansehnlichen Zuspruchs erfreuen hatten. Aber, leider! kaum ein Vierteljahr in München als außerordentlicher Professor habilitirt, traf auch ihn der damals höchst tigen: denn auch D. war als Lehrer beliebt: Grund genug, ihn zu entfernen. Er wurde als außerordentlicher Professor an das Lyceum nach Dillingen wandern, wo er für 8 bis 10 Zuhörer liest. Die Zeit wäre da, das an D. begangene Unrecht wieder gut zu machen, aber daran scheint Niemand zu denken. D. hat in neuester Zeit einen Verein „für Wiederbelebung der innern Erkenntniß der christlichen Heilwahrheiten“ projektirt, welcher viele Theilnahme gefunden hat. Mit dem Benediktiner Huttler gibt er seit Neujahr 1850 eine neue philosophische Zeitschrift „Eiloh“ betitelt, im Kollmannschen Verlage zu Augsburg, heraus. Außer den „Grundlinien einer positiven Philosophie“ schrieb D. auch noch: „Bilder des Geistes aus freier Hand gezeichnet auf einer Pilgerfahrt nach Florenz u. an den Rhein,“ 2 Bändchen, Regensburg und Augsburg 1845 und 1849; sowie einen „Grundriß der Moralphilosophie,“ Augsburg 1847 und „Grundriß der Logik,“ ebend. 1848. Wir können diesem nur beifügen, daß wir glauben, D. habe ein Zukunft u. werde auf katholischem Gebiete bald einem Günther würdig an der Seite stehen. J. Huber.

• **Deutscher Orden.** Zu diesem Artikel ist im Hauptwerke zu berichtigen, nicht Erzherzog Friedrich, sondern dessen jüngerer Bruder, Erzherzog Wilhelm, Generaldirektor der Artillerie ad latus, in denselben trat.

• **Diakowar**, im Berdzer Komitate des Königreiches Slavonien, an der Duka, lebet und ist eines katholischen Bischofs, der sich Bischof von D.

nennt, und eines Domkapitels, mit 2200 E., schöner Kathedrale und einem bischöflichen Seminar. mD.

**Dissbodenberg**, uralte und einst hochberühmte Benediktinerabtei in der bayr Pfalz, Kanton Obermoschel, von deren Gebäuden man jetzt nur noch einige Rest auf einer einzeln stehenden steilen Höhe bei dem Städtchen Obernheim sieht. Grün der des Klosters war der heil. Dissibod, ein Irländer, welcher sich hier zu End des 7. Jahrhunderts niederließ und in seinem frommen Unternehmen von den umwohnenden Landherren reichlich unterstützt wurde. Durch die Kriegereignisse der nachfolgenden Jahrhunderte und die Gewaltthätigkeiten des Raubdabels in ihren Besitzungen beeinträchtigt, gerieth die Abtei in Verfall, bis der Erzbischof Willigut von Mainz 976 Kirche und Kloster neu erbaute. Er übergab das Stift aber nicht mehr den Benediktinern, sondern besetzte es mit 12 Chorherren. Unter dem Erzbischofe Eberhard ward D. den Cisterziensern eingeräumt. Abt Peter II. von Limbach erlebte die von der Reformation herbeigeführte gänzliche Auflösung des Konvents und half sie 1558 mit beschleunigen. 1620 gelangte der Benediktinerorden wieder in den Besitz von D., wurde aber nach wenigen Jahren von den Schweden vertrieben, und obwohl 1639 durch die Spanier neuerdings eingesetzt, konnte er sich doch nicht lange hier halten. Der Herzog von Zweibrücken eignete sich die Einkünfte der Abtei an, bis dieselben endlich 1768 durch den Hagenbacher Austauschvertrag an die kurpfälzische Hofkammer übergingen. — Der Abt Dodeckh von D. (1240) erwarb sich das Verdienst, die Chronik des Marian Scot von 1084 bis 1200 fortgesetzt zu haben. mD.

\* **Dniepr.** Es ist unnöthig, etwas über die Bedeutung der D. Schiffahrt für das ganze südliche u. westliche Russland zu sagen, besonders wenn man die Nachtheile und Schwierigkeiten der Landverbindungen erwägt. Nach der Wolga nimmt der D. unstreitig den ersten Rang unter den russischen Flüssen ein durch seine Lage seine Größe und seine engen Beziehungen zu dem auswärtigen Handel des südlichen Russlands. Nachdem er in seinem Oberlaufe die fruchtbarsten Gouvernements durchzogen, breitet er seine Gewässer weit aus über die fetten Kluren und großen Steppen Neurußlands, er verbindet so die waldigen, an mannichfachen Erzeugnisse reichen Provinzen des Westens mit den südlichen und eröffnet einen bequemen Weicht nur für den Absatz nach Innen, sondern auch nach Aussen. Wenn die Produkte durch die Limane des D. u. Bug Cherson erreicht haben, gelangen sie nach den Häfen des schwarzen Meeres, welche mit allen Seestädten des Mittelmeeres in ununterbrochenen Verbindungen stehen. Der russische Handel im schwarzen Meere versickert über Odessa Getreide, Fett, Wolle und andere Rohstoffe. Viel Art von Handel zeichnet sich durch Massenhaftigkeit aus. Im Laufe eines Jahres werden nicht Hunderttausende, sondern Millionen Eschetwerts und Hude diese Erzeugnisse in die Häfen des schwarzen Meeres verladen und nach den Seepfäßen von Europa und Asien versickert. Die ganze ungeheure Masse von Rohprodukte aber muß, ehe sie über die Grenze versendet werden kann, zuerst nach dem Hafe selbst geschafft werden u. dieser ist von einigen Erzeugungsorten über 1000 Werst entfernt. Natürlich sind die Kosten des Transportes in diesem Falle bedeutend und dem Landtransporte setzen sich oft noch Schwierigkeiten entgegen, die aus lokalen Ursachen geradezu unüberwindlich sind. Alles hängt bei diesem großartige Handelszuge von der bequemen Verbindung des schwarzen Meeres mit dem Innern von Russland ab. Der D. bietet zum Theil diese Bequemlichkeiten an könnte der vortheilhafteste und trefflichste Absatzweg für die reichen Erzeugnisse an seinem Laufe gelegenen Gouvernements sein, wenn er nicht einige natürlich Hindernisse darböte. Die hauptsächlichsten sind die Schwellen oder Steinbänke in Bette des Stromes, welche 12 Werste unter Jekaterinoslaw beginnen, auf der ganzen Strecke des Stromes zwischen den Dörfern Kamenska und Kuschkas hinlaufen und für alle den D. hinabfahrenden Schiffe und Flüsse gefährlich sind. Mehrere dieser Schwellen durchschneiden den Strom fast querüber von einem Ufer zum andern in Granitschichten. Auffer ihnen erschweren die Benutzung der

uch noch steil angehende, größtentheils mit Wald bewachsene Felsinseln, ferner menngen und die an verschiedenen Orten sich bildenden Untiefen. Aber trotz dieser Hindernisse hat die Schifffahrt in der letzten Zeit ungewöhnliche Fortschritte gemacht, was die Bedeutung dieser Wasserstraße klar darthut. Dazu tragen fahrenden D. -Bootsen, denen man beim Eintritte in die Region der Schwellen fe und Klöße anvertraut, hauptsächlich bei. Sie führen dieselben bei hohem erstande fast immer wohlbehalten hindurch, und Unglücksfälle, früher so häufig reigend, daß in den zehn Jahren von 1832 bis 1842 49 Schiffe und 107 scheiterten und 30 Menschen umkamen, werden immer seltener. Es gehen auf dem Strome sogenannte Bairaken, Halbbairaken, Lübeckische Barken, ussische Barken, Ruchwa's und Berlinen, außerdem auch zwei Dampfboote, iner Kompagnie gehören. Die Ladung der Schiffe beträgt 10,000 bis 14,000 : die weißrussischen, gewöhnlich mit Holz beladenen Barken laden noch . Während des oben bezeichneten Decenniums führen über die Schwel den D. hinab 2986 Schiffe und 4939 Klöße. Der ganze Werth der ng betrug 10 Millionen Silberrubel; dabei ist der Werth der Fracht nicht eingerechnet, welche zu Lande nach der letzten Schwelle gebracht wur-

Diese waren in manchen Jahren wegen Sinken des Wassers und spätern mges der Karavanen nach dem Hafen Kamenka sehr bedeutend. In neuester hat die Regierung Anstalten getroffen, daß die Fahrbahn von den Felsen bis iner Tiefe von 6 Fuß unter dem niedrigsten Wasserstande geräumt werde, und die Gefahr zu entfernen, womit der Wind Schiffe und Klöße bedroht, wird Eteindamm aufgeführt. Ist die Schifffahrt auf dem D. in solcher Weise von Hindernissen befreit, welche die Schwellen ihr entaeqensetzen, so wird sie zu Blüthe gelangen, welche die Verhältnisse u. Bedürfnisse des Landes erfordern, in der letzten Zeit in verschiedenen Beziehungen riesenhafte Fortschritte ge- be hat und mit jedem Jahre weiter sich entwickelt. mD.

**Drey, Johann Sebastian von**, Doktor und emeritirter Professor der ologie. Einer der hervorragendsten katholischen Theologen, nimmt er als solcher e Rangstufe neben Möhler, Klee, Döllinger, Riffel und den übrigen Notabilien dieses Faches ein. Seit dem Jahre 1814 als Professor der kath. Theologie ig, wirkte er bis in die neueste Zeit als solcher an der Tübinger theologischen ultät und machte sich nicht nur seinem engern Publikum vom Katheder herab mt, sondern ist auch als theologischer Schriftsteller im kath. Deutschland mit r hochgefeiert. D. ist einer der Träger der philosophisch-theologischen Richtung u. dieser Hinsicht mit Günther verwandt. Im Jahre 1846 entzog diesen verdienst- en Gelehrten, unter dem Vorwande „zunehmenden Alters und damit verbundener nklichkeit“, das protestantische Ministerium Schläver seiner Sphäre und D. de wider Willen, da er sich gerade damals einer kräftigern Gesundheit, als je, er- te, pensionirt. D. war nicht nur Senior, sondern auch erste Zierde der theo- schen Fakultät in Tübingen. Neben einer Reihe von Aufsätzen in der „Tübin- theologischen Quartalschrift“, deren Gründung ebenfalls ihm verdankt werden j u. mehren anderen theologischen Schriften, als: „Einleitung ins Studium der ologie, mit Rücksicht auf den wissenschaftlichen Standpunkt u. das kath. System,“ bingen 1819; eine „Untersuchung über die Constitutionen und Canones der phei,“ ebend. 1832; ist besonders dessen: „Apologetik, als wissenschaftliche Nach- sung der Göttlichkeit des Christenthums“ zu erwähnen, die seitdem in 3 Bän- r erschienen ist, von denen der erste schon wiederholte Auflagen erlebte. Möchte n diesen tüchtigen, in Ehren ergrauten, Theologen noch lange unter uns er- J. Huber.

**Dreyer, Johann Melchior**, Choregent und Organist an der Stiftskirche wangen im Jarckreise des Königreichs Württemberg, war der Sohn des nids Dreyer in Röttingen, früher gräflich Walderüschen Gerichts, nun berrants Ellwangen, geboren im Jahre 1746, studirte in Augsburg, : auch Unterricht in der Musik erhielt, wurde als Theologe im Kloster



Roggenburg aufgenommen, trat aber aus dem Koviziat, kam nach Ellwangen i wurde anfänglich Oberlehrer. Durch die Ehelichung der Lehrersochter Katharin Hazing widmete er sich vorzüglich auch der Musik und erhielt im Jahre 177 den Dienst als Organist und im Jahre 1790, in Ermangelung eines Aspiranten bei welchen Chorvikarien, den weitem Dienst als Chorregent bei dem Domstift daselbst bei welchen Dienstverrichtungen er seine kirchlichen Compositionen verfertigte, welche als besonders brauchbar, in der Lotter'schen Handlung in Augsburg aufgelegt un in ganz Deutschland verbreitet wurden. Das musikalische Conversations-Lexikon eine Encyclopädie der gesammten Musikwissenschaft, von A. Gathy, rühmt ihn al einen fruchtbaren Componisten, welcher um 1790 Kirchenstücke schrieb. Dur seine viele Nebeninstruktionen bildete er mehre Organisten und war stets ein thätiger Lehrer seiner sechs Chorknaben. Bis in sein höchstes Alter stand er seine Diensten mit Beihülfe seiner Söhne vor und starb im März 1824, in einem Alter von 77 Jahren und 9 Monaten.

Dumoulin, Karl Graf von, der am 15. October 1847 in Straßburg verstorbene k. franz. Generallieutenant, Großkreuz des Ordens der Ehrenlegion u. war noch einer der Generale der alten Armee und hatte eine sehr ehrenvoll Bahn durchlaufen. Er commandirte zuletzt in Straßburg, nahm wegen vorge rückten Alters seinen Rücktritt und lebte theils in Straßburg, theils auf seine Gütern in Bayern, dessen Adel er ebenfalls (unter den Namen „Graf von der Räßlen“) angehörte. Der verstorbene König von Schweden und er sind in einem Corps gestanden. Die hinterbliebene Wittve ist die einzige Tochter des verstorbenen geheimen Rathes, Generallieutenants, erblichen Reichsraths der Kron Bayern u. Karl Grafen von Eckart. Sie ist die Erbin der in Bayern gelegene zwei Familienmajorate Winklarn, Bertolsheim an der Donau, Fischbach, Leonber und Stodensfels.



\* Egger, Karl Borromäus, starb nach längeren Leiden zu Augsburg d 31. Dezember 1849.

\* Elliott, Ebenezer, geboren 1781 auf dem Eisenwerk in dem Dorfe Warborough bei Rothham, im Westriding von Yorkshire, auf welchem sein Vater Comptoir-Schreiber mit geringem Einkommen war und davon 8 Kinder zu ernähren hatte. Seine Geburt wurde nur in die Familiendibel eingetragen, sein Vater ein Dissenter und erbitterter Feind der Staatskirche war. Als Kind ward E. ziemlich vernachlässigt u. zwar darum, weil man ihn unfähig hielt, etwas Nützliches und Tüchtiges zu lernen; meist blieb er in den Jahren, die in der Regel den Charakter des künftigen Mannes bilden, ganz sich selbst überlassen. Er war in seinem Wesen träg und blöde, aber nachdenklich und gefühlvoll. In Glück verbrachte er seine müßige Zeit nicht ganz müßig und fruchtlos; sein Wanderungen durch Wälder und Felder legten den Grund zu seinem spätern Ruhm und Thomson's Jahreszeiten weckten seinen eigenen poetischen Geist. In er zu dem Alter gelangte, welches über das Lebensgeschick entscheidet, vermachte Landgeistlicher seinem elterlichen Hause eine werthvolle theologische Bibliothek. Von dieser neuen Quelle des Genußes und der Belehrung, sowie von den Ansprachen und dilettantischen Predigten seines Vaters, „eines alten Cameroniers“ geborenen Rebellen, dessen Religion von der herbsten Art war u. dessen schamliche Deklamationen anzu hören ihn sein Unstern verdammt, kann man den literarischen und politischen Charakter des nachmaligen „Kornesetzreimers“ ableiten. Die Aufmerksamkeit des Publikums ward auf diesen außerordentlichen und h.

Rann erst im Jahre 1831 hingelenkt. 1838 erschien die erste größere, seiner Gedichte in 3 Bänden. Mit einer Ausgabe letzter Hand, die schönsten, noch ungedruckten, Gaben seiner Muse enthalten sollte, war lgt; als der Tod störend dazwischen trat. Auch als populären Vorkämpfer er zeigte sich E. in einer „Vorlesung über das wahre Prinzip der Poesie den wahren Werth einiger englischen Dichter“. Man erkennt darin den swollenden u. warmfühlenden, sowie auch den besonnenen Mann, welche zenshaft in seinen politischen Reden, welche die englischen Journale mittheilten, hin und wieder vermischt wurde. — Sein äußeres Leben, so hatte E. als Arbeiter in der Eisengießerei zu Raborough begonnen, in gleicher Eigenschaft nach Sheffield, dem Hauptkapellplatze der eng- ahlfabrik und wurde hier, nach vielen Mühsalen und Entbehrungen, end- Blüd begünstigt, so daß er sich selbstständig als Eisenhändler etabliren ke erwarb ein nicht unbeträchtliches Vermögen; nachdem er aber in der lfts von 1837 mehre Tausende verloren, zog er sich aus dem Geschäfte erbaute sich eine schöne Villa in der Vorstadt Upper Thorpe, von wo Hochöfen des betriebamen Sheffield zu seinen Füßen rauchen sah. Hier so der „Burns der Fabrikstadt“, wie man ihn nannte, seine Muse mit l verschwiferte; er begann einen feuerigen, poetischen Kampf gegen das opol“, die „Brodtiere, welche die Arbeit ihres Lohnes beraubte und den in Hungernoth verkehrte.“ So ward er Cobden's einflussreicher Vor- ) Kampfgenosse. England erhob sich auf seinen Alarmruf: „Up bread- res!“ und raketete nicht, bis die Korngeetze vernichtet waren; ein Staats- Torypartei mußte zuletzt ihr Todesurtheil verkündigen! Vor einigen gann E.'s Gesundheit zu wanken u. er hatte wiederholte schwere Krank- befehen, aber die Energie und Selbsterkeit seines Geistes verließen ihn wenig, als die poetische Schöpferkraft. Sein Tod erfolgte am 1. Dezember rgilt-Hill, bei Barnsley, wo einer seiner Söhne als anglikanischer Geist- Auch ein zweiter Sohn gehört dem geistlichen Stande an; zwei andere ) Stahlgeschäft des Vaters fort.

nerig (Emmerich), Wolfgang Joseph, geboren zu Stadtkemnat verpsal; den 5. Januar 1772, absolvirte das Gymnasium zu Amberg u. die philosophischen u. theologischen Studien am Lyceum zu Regensburg. Juli 1796 zum Priester geweiht, wurde er gleichzeitig Präsekt im Sture des Stiftes St. Emmeram zu Regensburg, bis zu der im Jahre 1810 Aufhebung dieses Stiftes. Nach dessen Aufhebung wurde er im genann- nare Inspektor und Musikdirektor am Chore der Stadtpfarrkirche Sankt ; dann im Jahre 1834 Kanonikus an der alten Kapelle zu Regensburg dort den 13. Juni 1839. — Während seiner 38jährigen Leitung des, Auker-Institut bekannten, Seminars gingen viele gelehrte Männer aus halt hervor. — E. schrieb eine Anleitung zur lateinischen Vorkunst, ehrbuch sich als so praktisch bewiesen hat, daß dasselbe seit 30 Jahren heutigen Tage noch an den Gymnasien in ununterbrochener Uebung ist. — sind die von ihm herausgegebenen „Abschiedsworte eines Vaters an seinen lichen Hause in die Studien abgehenden Sohn“. Er pflegte dieselben tge jedes Studienjahres seinen Zöglingen mit wahrhaft väterlicher Liebe utragen u. zu commentiren. Seine Nebenstudien waren: Zoologie, Mi- und Botanik, in welchen er auch einige Zeit am Lyceum Vorlesungen le Früchte dieser Studien waren eine ausgezeichnete Schmetterlingssamm- che der gefühlvolle Gelehrte aus dem Grunde einstellte, weil ihm die, zu weide nothwendige, künstliche Lößtung der Schmetterlinge zu grausam u. erschien. — Seine mineralogische Sammlung war von classischem Sein Herbarium aber hatte den Ruf der Auszeichnung. Die seiner Leitung einen mächtigen Aufschwung. Er seiner und Violinspiele und sang einen lieblichen Daß. —

talischen Werke, welche so ganz ihrem Texte angepaßt sind und durch Gebiegenheit, Einfachheit und Lieblichkeit hervorrugen und classischen Werth besitzen, sind: 2 größere Messen, einige Messen für die Advent- und Fastenzeit; 3 größere und mehre kleinere Vespere; ein Requiem, 2 größere und 2 kleinere Litaneien, ein Miserere, ein Stabat Mater, die sieben großen Antiphonen im Advent; mehre Advent-Lieder; ein Salve Regina und ein Hymnus auf das Fest St. Wolfgang. — E. war sehr fromm, hatte einen äußerst theilnehmenden, liebevollen Charakter, entwickelte eine segensreiche Thätigkeit, war allgemein geschätzt und erfreute sich auch als Lehrer und Vorstand von allen seinen Schülern und Zöglingen einer fortwährenden dankbaren Anhänglichkeit. Bd.

**Erhard, Andreas**, Dr. und ordentlicher Professor der Philosophie an der Ludwigs-Marimilians-Universität, f. b. Hofrath, Ritter des kgl. griech. Erlöser-Ordens, Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften u., geboren zu Bogen, der Kreishauptstadt Südtirols im Jahre 1790, von armen Bauersleuten, welche er schon vor seinem 3. Lebensjahre verlor u. deshalb zu einer Bäuerin nach Farchant in den bayerischen Alpen in Verpflegung kam, studirte später auf Veranlassung und durch Unterstützung der Brüder seiner Mutter, die in verschiedenen Klöstern Bayerns und Tyrols Ordensbrüder waren, in den Klosterschulen zu Ettal und Wildenau bei Innsbruck u. wurde schließlich auf die Universität Landshut gesandt, um dort das Studium der Theologie zu absolviren. Als Klerikalseminarist entzweite er sich mit seinen Vorgesetzten wegen des Verbots classischer Studien und gab in Folge dessen die Theologie auf, um sich ausschließlich der Philosophie zu widmen. — Nächste Folge hievon war die gänzliche Entziehung aller Unterstützung von Seite seiner Oeime. Mit innerer Zuversicht ausgerüstet, ging er nach München und wurde hier bald Hofmeister der Kinder des damaligen Staatsministers von Zehntner, durch dessen Vermittelung er nicht lange nach glänzender Bestehung des philologischen Staatskonkurses eine Stelle als Studienlehrer und Präsekt am Knabenseminar zu München erhielt. Während dieser Zeit schrieb er das classische Trauerspiel „Heimeran“ und gewann damit den, von der Hoftheater-Intendanz München auf das beste vaterländische Trauerspiel ausgesetzten, Preis und die goldene Medaille, das auch bei der Wiedereröffnung des neuen Hof- u. Nationaltheaters, im Jahre 1824, zur Aufführung kam. — Hierher fällt auch sein Bekanntwerden mit Dompceyt Wagner in Eichstädt und dem verstorbenen Universitäts-Professor, ehemal. Gymnasial-Rektor Dr. Hocheber. Bald darauf schrieb er „Möron“, ein philosophisch-dialektisches Werk, und seine zweite Tragödie „Wallace“. — Hierauf als Lehrer an den Hof berufen, unterrichtete er 16 Jahre, 1826 — 1844, sämmtliche kgl. Hoheiten, Prinzen und Prinzessinnen; zugleich zum Professor am alten Gymnasium zu München befördert, blieb er in dieser Eigenschaft viele Jahre, bis ihn endlich die öffentliche Meinung und das Ministerium von Schenk als Professor der Philosophie an die Ludwigs-Marimilians-Universität zu München stellten. Hier war er großartigen Chikanen der entgegengesetzten Parteien ausgesetzt, mit denen er bis zu seinem Tode, der am 26. November 1846 in Folge langwieriger Lungenleiden erfolgte, zu kämpfen hatte; — seinen Sturz verhinderte nur das persönliche Wohlwollen des regierenden Hauses. — An der Universität lehrte er Logik, Metaphysik u. Moralphilosophie und schrieb auch über jede dieser Wissenschaften ein compendioses Handbuch. — Seine übrigen literarischen Arbeiten sind in verschiedenen Zeitschriften vertheilt. — Er hinterließ eine Wittwe u. acht Kinder, von denen zur Zeit seines Todes noch keines versorgt war. Bd.

\* **Esj, Leander van**, starb zu Affolterbach bei Darmstadt den 13. Octobr. 1847.

**Esterhazy**, prächtiges Stammhaus der Fürsten Esterhazy (f. b.) im Oedenburger Komitate Ungarns, nicht weit vom südlichen Ende des Neusiedler Sees. Das Schloß ist von überraschender Großartigkeit; die Gemächer sind mit Alabaster-Malereien, Tapeten, Porzellan und dgl. geziert. Auch steht man hier ein Opernhaus, ein Schauspielhaus und ein Marionettentheater, das 36 Mal ver-

er kann. Von ausgezeichnete Schönheit ist der Garten. Die Bibliothek und andere merkwürdige Sammlungen sind nach Eisenstadt (s. d.) gebracht u. — Ungewitter's Geographie. mD.

**Erzbe, Eugen Martin Franz**, 1807 im kais. Schlosse der Tuilerien in Paris geboren, wo sein Vater, Graf E., als Generalschatzmeister Napoleon's wohnte, verlebte seine ersten Jugendjahre im Schoosse der Familie, zugleich mit zwei älteren Brüdern und besuchte mit diesen eine Studienanstalt in Paris, die sich durch seine Frömmigkeit, Aufmerksamkeit und Fortschritte hervorthat. Auf die Zeit seines Eintritts in's Seminar war seine Zeit getheilt zwischen den strengsten Studien, welche den Mann für die verschiedenen Verrichtungen des geistlichen Lebens vorbereiten u. zwischen jenen Künsten der Ausstattung, welche, sagen, die Vervollständigung einer sorgfältigen Erziehung ausmachen. Damit er auch zur Erholung die Uebung der Werke der Barmherzigkeit, für welche er einen besondern Reiz in sich verspürte. Während seines Aufenthaltes im Seminar zu Issy, wohin er sich im Monat Oktober 1828 begab, bewunderte man an ihm das exemplarische Beobachten der Hausordnung, seine zuvorkommende Liebe, seine unveränderlichen Gleichmuth, überhaupt aber eine lebenswürdige Einfachheit und tiefe Demuth, welche Süffigkeit und Anmuth noch einnehmender machten. — Er wurde durch den Erzbischof von Luelen am 2. April 1831 zum Priester geweiht worden, wurde der Abbé E. als Hülfspriester bei der Pfarrei Saint Germain ange stellt und stand unter der Leitung des Matthieu, der damals diese Pfarrei inne hatte. Eine vollendete Pünktlichkeit in Verrichtung seiner Pflichten, eine Frömmigkeit gegen die hl. Jungfrau, die Hingabe an die niedrigsten Tugenden, die Verachtung der Welt, eine unüberwindliche Freundlichkeit und eine unerschöpfliche Liebe, die Nichts ermüden konnte: das waren die Tugenden, die ihn in diesem neuen Berufe auszeichneten. Am meisten lagen ihm die Armen am Herzen. Zu sagen, wie viele hl. Werkstätten er errichtete, um ihnen zu helfen, wie viele Unglückliche er durch seine Aufmunterungen, seine Gebete und seine Gebuld zur Uebung ihrer religiösen Pflichten zurückgeführt hat; wie viele gesunde Erwachsene er unterrichtet und auf die erste h. Communion vorbereitet wie viele Kranke und Sterbende er getröstet und unterstützt hat in ihrer letzten Stunde, wäre eine unmögliche Sache. Besonders während der Cholera ergriff er sich zu vielfältigen und war immer erhaben über Ermüdung und verdammende Abweisungen. So weit ging er in seinem Eifer, daß Matthieu sich öfter nicht trug, ihn die Nacht über bei sich zu behalten, um sich zu versichern, daß er einige Ruhe genieße. Unterdessen befriedigte dieses, ganz dem Heile der Armen geweihte, Leben noch nicht sein Verlangen, sich ganz und gar für Gott zu weihen. Um sich Gott ohne Rückhalt durch die Ablegung der hl. Gelübde hinzuwidmen, trat er in die Gesellschaft Jesu. — Anfänglich begab sich E. in die Provinz, von da wurde er nach Mailand geschickt, dann in die Provinz Faucigny in Frankreich, um die Uebungen des Noviziats fortzusetzen, die er im Monat Juni 1832 angefangen hatte. Hier, wie überall, waren seine Gefälligkeit, der Reiz u. die Anmuth seines Charakters, seine vollkommene Pünktlichkeit in Befolgung der Pflichten, der Eifer, mit welchem er die Uebung der religiösen Tugenden umfing, die Mühe, die er sich gab, die Brüder ein Gegenstand der Erbauung u. der Bewunderung selbst für sich zu werden. Die 4 Jahre, welche dem Noviziate E.'s folgten, verfloßen in der Uebung der beschriebenen und geringen Pflichten bei den Zöglingen des Pensionats zu Issy. Aber er wünschte mehr zu thun und zu leiden für die Liebe seines Bruders, um das Heil seiner Brüder. 1841 wurde er, gemäß seinem schon lange gehegten Wunsche, sich den auswärtigen Missionen zu widmen, mit zweien seiner Brüder für die Mission von China und, wenn die Umstände es erlaubten, für die Mission von Japan bestimmt. Die Provinz Nanking, in welcher sie das Evangelium predigen sollten, bildet eine ungeheure Diözese, deren Bevölkerung man auf 60 Millionen Einwohner schätzt. Unter der Regierung des Kaisers Kang-hi hatte die Provinz 9,000 Christen. 24 Kapellen, von denen mehre beinahe

Kirchen verdienten, erhoben sich inmitten der Städte und Dörfer. Aber die Verfolgungen und der Mangel an Priestern hatten die Zahl der Christen auf 60,000 vermindert und der größte Theil der Kapellen wurde zerstört, oder in Pagoden vermandelt. Dies war der Schauplatz, auf welchem der Eifer unsers Missionärs sich üben wollte. Allmählig belastet mit 50, später mit 68 mehr oder weniger ausgedehnten Christengemeinden, welche die Gegenwart von zahlreichen evangelischen Arbeitern erfordern hätten, betrachtete er sich nicht mehr als seinen eigenen Herrn, sondern als einen, der sich den geistlichen Vortheilen derjenigen hingab, die er zu retten gekommen war. Sein Sitz, wie der aller Missionäre in China, war in der Mitte einer bestimmten Anzahl von Städten und Ortschaften und, um seine amtlichen Berrichtungen zu erfüllen, war es nothwendig, daß er fast immer auf der Reise war, sei es nun auf einer Barke, oder auf einer Tragkutsche, manchmal auch zu Fuß. Sein Leben war eine fortwauernde Wanderschaft, eine ununterbrochene Reihe von Reisen und unaufhörlichen Ermüdungen; die ihm zwei schwere Krankheiten zuzogen und selbst sein Leben in Gefahr brachten. „Er arbeitete nach einander in mehren Distrikten“, schrieb sein Oberer, indem er von seinem Tode Nachricht gab „und durchgängig mit dem Rufe eines unermüdbaren Arbeiters eines Heiligen. . . Er war mit der Sorge von 12, 15 ja 20,000 Christen auf einmal beladen, die in einem Umkreise von 15 Meilen in die Länge, über 8 oder 10 in der Breite zerstreut wohnten. . . Wenn der Tag für den Eifer seiner Liebe nicht ausreichte, weichte er oft die Nacht zum Belchören oder zur Hülfeleistung für die Sterbenden. Es war nothwendig, daß der Gehorsam ihn oft einschränkte. . . Der Erste unter uns, machte er sich an die Bekehrung der Heiden. Er ermahnte die Christen, sie zu besuchen und zu unterrichten; er selbst ging, sie zu besuchen und ihnen zu predigen, bis in ihre Häuser; eine große Anzahl derselben taufte er. Er ist es auch, der in seinem unermesslichen Distrikte das Liebeswerk begonnen hat, die heidnischen Kinder zu taufen; es gelang ihm, eine große Anzahl derer zu retten, welche die Grausamkeit ihrer Eltern dem Tode bestimmt hatte. Es gibt heutzutage wenige Christengemeinden, wo man deren nicht einige aufhebt. Dieser theuere Vater war, wie unser Herr: ein Licht, welches leuchtete und ein Feuer, welches entzündete; er ist zu schnell dahingegangen, aber wenigstens, wie unser Erlöser, überall Gutes thugend. Inmitten dieser mühsamen Arbeiten und in der thätigen Uebung des Eifers endete E. sein hl. Leben. Er wurde, selbst schon krank, gerufen, die Hülfe der Religion einem vom Typhus ergriffenen Sterbenden zu bringen und erbt die Krankheit; nach drei leidensvollen Wochen verschied er als Märtyrer der Liebe, Samstags den 1. Juli 1848, gerade, als seine Mitbrüder, die durch einen ganz besondern Umstand alle versammelt waren, an seinem Todbette die Litanei derjenigen beteten, die er seine gute Mutter zu nennen beliebte. Er erreichte ein Alter von 41 Jahren und einigen Monaten.

**Ewiggeldrecht** (Ewiggilt). Eines der ältesten, jetzt noch gültigen Statutarrechte der königl. Haupt- und Residenzstadt München ist das Ewiggeld. Dieses, durch sein Alter ehrwürdige Institut, dem die Stadt München ihr Emporkommen, den größten Theil ihres Realkredits u. eine seltene Leichtigkeit des Verkehrs zu danken hat, hat seine besondere Ausbildung schon unter Herzog Rudolph im Jahre 1310, namentlich nach dem großen Brande v. J. 1327, erhalten. Durch die Sicherung derartiger Anlehen wurde zum Wiederaufbauen ermuntert und die Reicheren zur Unterstützung der Armeren instigirt. Diese Ewiggelber, welche man damals auf Häuser, Landgüter u. Gründe legte u. die der Besteuerung unterlagen, erzielten aber auch nicht selten eine heilige Bestimmung: ihre Eilten wurden dokumentenmäßig zu Messstiftungen benützt. Sie wurden aber in zwei Hauptklassen eingetheilt: in solche Ewiggelber, welche niemals ablösbar sind und in solche, welche der Ewiggeldschuldner vierteljährig auskünden und dann zurückbezahlen kann. — Aufgewachsen mit der Stadt, hat das E. sich in der Autonomie derselben ausgebildet und hängt mit deren innerm Leben aufs Engste zusammen. Die hohe Bedeutung dieses uralten Instituts ist von den jeweiligen bayerischen Regenten

kannt u. ebendeshwegen auch durch verschiedene Privilegien geschützt worden. Es ruzgelt dieses Recht in dem uralten Rechte des Rentenkaufes. In Streitigkeiten über Ewiggelber-Angelegenheiten entschied der Magistrat, der deswegenen auch ein eigenes Siegel hatte: „mit gemeiner statt München ewig Gellt Insiegel“. Jetzt ist das Ewiggelb-Recht bei dem königl. Kreis- und Stadtgerichte München in ununterbrochener Übung und hat seitdem durch die Prioritäts-Ordnung §. 6 eine neue Bestätigung erhalten. In der 33. Sitzung des 14. Landtages zu München, den 3. Dezember 1849, wurde eine Abänderung dahin versucht, daß dem Ministerium der Justiz eine „ordentliche, förmliche Gerichtsstelle“ substituirt werde, die statt derselben entscheidet, wenn ein Betheiligter glaubt, gegen einen Akt des inappellablen Ewiggelb-Richteramtes extra ordinem mittelst eines so betitelten Recurses Hilfe suchen zu müssen. Bisher war das Verfahren bei dem sogenannten Ewiggelbprozeße sehr einfach. Der Ewiggelbgläubiger stellt in seinem ersten Anrufen vor dem Stadtgerichte München nach vorgelegter Relation des gewöhnlichen Klageinstruments und unter Beilage des Ewiggelbbriefes, das Petitum auf Sperre und Zahlungsauftrag binnen 14 Tagen; erfolgt keine Zahlung der rückständigen Ewiggelb, so dringt das zweite Anrufen auf Spann- oder Wasenschnitt, oder auf beide zugleich; das dritte dringt endlich, nach wieder fruchtlos abgelaufener Zahlung, auf Ewiggelb-Sant, worauf der Richter ex officio verfährt, während er früher seine Mandate auf Antrag der Partei erließ. Der königl. Oberappellationsgerichtsrath v. Riebl hat das Ewiggelb-Recht in einem klassischen Werke umständlich dargestellt. — Auch Franz de Paula v. Auer (Fiscalats-Adjunkt und nachheriger Ministerialrath) hat dasselbe in seinem ebenfalls klassischen Werke „Ueber die Statuturrechte“ erläutert. Vergl. Monumenta Boica XVIII. pag. 133 No. 134. XIX. pag. 191 und 204 No. 181 und 192. Aehnlich bevorzugte Stadtrechte zur Sicherung der Gläubiger haben wir durch Kaiser Ludwig auch in anderen Städten, wie Straßburg, Wimpfen, Reutlingen.

### 8.

• **Feldkapläne.** Zu diesem Artikel theilt uns ein Freund aus Oesterreich nachfolgendes berichtend mit. „Noch nie war ein Abt zu den Schotten Feldbischof; auch der jetzige Abt Sigismund Schultheß ist es nicht, sondern vielmehr Dr. Michael Leonhard, Bischof von Diokletianopol in part., bekleidet diese Stelle, nicht aber nicht „Feldbischof“ titulirt, sondern, da pro idea der jeweilige regierende k. k. Bischof der k. k. Truppen ist, so führt Dr. Leonhard, wie alle Feldbischofe, den Titel „Apostolischer Vikar der k. k. Heere.“ — Unrichtig ist ferner, daß dieser Feldbischof Prälat des militärischen Marien-Theresien-Ordens ist. Der genannte Orden ist im engeren Sinne Militär-Orden und wird nie an Civilpersonen oder an den Klerus verliehen und hat auch keine Prälaten, sowie im Gegentheile der Leopold-Orden seine Prälaten hat, dessen Chef dermalen der Fürst-Erzbischof von Wien, Erzbischof von Wien ist. — Das Theresienkreuz wird nur dem Militär in strengster Ehre und war nur an Offiziere verliehen; der übrigen Mannschaft wird bei Auszeichnungen die goldene oder silberne Tapferkeitsmedaille sammt dazugehöriger Pension verabreicht. Es bekommen daher die Feldgeistlichen für ihre Verdienste auch nie das Theresienkreuz, selbst wenn sie Kriegsdienste im engeren Sinne leisten sollten, sondern sie werden, wenn sie sowohl dem Feld-, als Spital-Service vorgestanden, mit einem eigenen, von dem verstorbenen Kaiser Franz I. gestifteten Feldkapläne gekrönten, Kreuze decorirt, welches, je nach Verdienste, aus Gold oder Silber auf der Brust getragen wird und die Umschrift führt „pro merito.“ Mit diesem Verdienstkreuze sind jedoch keine zeitlichen Emolumente

verbunden, auch kann dasselbe nur in Feldzügen, oder zur Zeit eines Krieges erworben werden. Nach dem Tode des Inhabers wird dieses Kreuz wieder an d. k. k. Kriegsministerium abgeliefert.

\* Ferrara. Die Citadelle von F. ist sehr fest und bestreicht alle Zugänge aus der Stadt. Die Oesterreicher bilden etwa 1000 Mann stark die Besatzung halten die Einwohner durch ihre günstige Stellung in Respekt. Die fortwährende Anwesenheit einer fremden Garnison ist dem Nationalstolze der Bürger begreiflich ein Dorn im Auge, und das gespannte Verhältniß zwischen Stadt und Citadelle führte schon in den früheren ruhigen Zeiten öfters Konflikte herbei. Um so ruhiger fand während der letzten Revolution ein freundliches Einvernehmen statt. Eines Morgens zeigte sich eine Abtheilung Kroaten auf dem Markte, um in gewohnter Weise die Einkäufe frischer Lebensmittel für die Garnison zu besorgen. Der Böbel insultirte die Mannschaft, und da diese nicht geduldig genug war, die Beleidigungen ruhig hinzunehmen, so kam es zu einer Schlägerei, in welcher die Kroaten todt auf dem Plage blieben. Die Andern konnten sich nur mit Mühe in die Citadelle retten. Diesen Frevel zu rächen, erschien am 18. Februar 1848 General Haynau mit 6000 Mann Infanterie, einer Schwadron Cavallerie und 22 Geschützen plötzlich vor den Mauern F.s, verlangte die Uebergabe der Citadelle, die Ablieferung von sechs Geiseln, die Wiederherstellung der päpstlichen Wappen, endlich die sofortige Auszahlung einer Strassumme von 200,000 Scudi und weitere 6000 Scudi als Entschädigung für den österreichischen Consul, dessen Haus geplündert worden war. Die Stadt, von ihren republikanischen Leitern verlassen, welche ihre Personen in Sicherheit gebracht hatten, mußte sich diesen Anforderungen fügen und erlegte die ersten Raten der Kontribution. General Haynau, welcher wegen dieser Züchtigung so sehr verächtet wurde, berührte von dem Strafgebühren keinen Heller, weder für sich noch für seine Regierung, sondern sandte den Betrag an den Bankier des Papstes zu Triest. Pius schenkte der Stadt jedoch wohl die bereits erlegten als auch die noch ausstehenden Raten. mD.

Fidibus. Jedermann kennt den Zweck und Gebrauch der sogenannten (Rauchtabakanzünder), aber nur äußerst Wenige wissen den Ursprung dieser Bezeichnung. Vergeblich würde sich ein Philolog in muthmaßlichen Wort-Abstammungs-Sophistereien erschöpfen, während der Entstehung dieses Ausdrucks ein humoristischer Schwank zu Grunde liegt, worüber Ebert's moralisch satyrisches Wochenblatt vom 3. 1778 folgenden Aufschluß gibt. — Es gab nämlich eine Zeit, da die Studenten nicht rauchen sollten, aber doch wollten und darum zwar geheim jedoch ganz unschuldige Zusammenkünfte hielten, wobei geraucht wurde. — Der wöchentliche Hospes (in dieser Bedeutung ein Gastwirth aus Freundschaft oder Gefälligkeit, nicht für's Geld) ließ vorher eine in lateinischer Sprache geschriebene Einladung zirkuliren; jene Burschen (Studenten), welche sie annahmen, unterschrieben sie mit ihren Vereinsnamen, um ihre wahren Namen keiner Entdeckung auszuliefern. Diese Einladung lautete:

FID. IBUS.

S. D. (N. N.) H.

Hodie h. VII. a. i. m. m.

H. N. et c. a. v. s.

(Fidelibus fratribus Salutem dicit (N. N.) hospes hodie hora septima apparebitis in museo meo! Herba Nicotiana et cerevisia abunde vobis satisfaciant. Zu deutsch: Die fidele Brüder grüßt der Hospes N. Heute Abend um 9 U. erscheint in meinem Zimmer. Mit Tabak und Bier werde ich Euch reichlich zufriedustellen.) — Waren nun die fidele Brüder beisammen, so bildeten sie ein Kreis und zündeten den Tabak in ihren Pfeifen mit jenem Zettel an, den sie a. ein „Fid. ibus.“-Opfer betrachteten und so hat sich das wohlbekannte Wort „F.“ gebildet und bis auf unsere Zeiten erhalten. Es dürfte, selbst nach der Aussicht gestellten Reinigung der deutschen Sprache von allen undeutschen

zu übrigens auch „Tabak“ u. „Cigarren“ gehören, noch in der Umgangssprache zu erleben.

**Flores.** Seit seiner Flucht hat der Expräsident sich an verschiedene europäische Mächte gewendet, um Hilfe zu erbitten, bereit, alle möglichen Bedingungen anzunehmen, wenn er nur dadurch die Herrschaft über Ecuador wieder gewinnen könnte. Isabella von Spanien gab ihm Anfangs einige Hoffnungen; von englischen Handelshäusern wurde die Sache als eine Spekulation betrachtet, bei der die Eroberung von Ecuador mit dem Monopol des Kakao vereinigen ließ. Die Expedition fehlt; die angeworbenen Truppen wurden aufgelöst u. die Transportfahrzeuge auf Befehl Lord Palmerston's zurückgehalten. Es wird versichert, daß F. noch immer eine starke Partei in jener Republik habe, er keineswegs ohne Aussicht sei, einst wieder die Zügel der Gewalt in Ecuador zu bekommen.

**Fischer, Heinrich,** Domkapitular und Domprediger zu Breslau, einer der Kanzelredner des katholischen Deutschlands, geboren den 24. November 1802 in Groß-Glogau in Schlesien, studirte Theologie in Breslau und erlangte den Titel eines Doktors der Gottesgelehrtheit. Den 7. April 1825 wurde er zum ersten Mal öffentlich geweiht, war dann in der Seelsorge thätig und wurde am 11. Oktober 1826 Domkapitular in Breslau, neben welcher Würde er noch das Amt eines Syndikus des fürstbischöflichen Klerikalseminars, eines Prokurators des Hospitals Lazarus und die hochwichtige Stelle eines Dompredigers erhielt. In dieser Stellung hat F. besonders segensreich gewirkt. Als der nichtswürdige den schlesischen Katholiken ein so großes Vergehen gab, Zwietracht unter die eigenen Säcke und die Schwachen zum Abfalle vom Glauben u. zum Uebergeben der erbärmlichsten Sekte der Welt verleitete, da trat F., mit der ganzen Kraft eines Mannes, diesem Treiben gegenüber auf, seine Stimme schallte von den Mauern des alten ehrwürdigen Domes zu Breslau durch ganz Deutschland und durch die Schlafenden oder Halbwachenden. Anfeindungen durch die katholikenfeindlichen, geschehenen Störungen seiner Predigten, ja, persönliche Insulten eines wackern Manns in seinem Eifer zu fördern, aber sie vermochten es nicht. Im Jahre 1848 erschien F. in der Nationalversammlung zu Frankfurt, die ihn als einen der hervorragendsten Redner zählte: ruhige Klarheit und logische Darstellung waren die Eigenschaften dieses Parlamentsredners besonders aus. Auch bei der ersten allgemeinen Versammlung der katholischen Vereine Deutschlands, am 3., 4., 5. u. 6. Oktober 1848, war F. anwesend u. ergriff nach Döllinger aus München das Wort, um die trüben Zustände seiner schlesischen Heimath in ergreifendster Weise zu schildern. Ende Oktober und Anfangs November des Jahres 1848 weilte F. in Glogau, um dort seinen Oberhirten, den hochwürd. Fürstbischof von Breslau, den Freiherrn von Diepenbrock, welcher durch Kränklichkeit verhindert war, bei der Eröffnung des deutschen Episkopats zu vertreten. — F. ist einer der mutigsten und eifrigsten Vertreter der katholischen Sache; auch die äußere Persönlichkeit trägt zu dieser Eigenschaft als Volksredner, der Hohe und Niedere für die Sache des Glaubens und der Wahrheit zu begeistern versteht.

C. Pfaff.

**Forbes, Charles,** einer der edelsten Menschenfreunde, vordem mehr als ein halbes Jahrhundert lang Prinzipal des vornehmsten Bank- und Handelshauses in London, und Comp., dann nach seiner Rückkehr vieljähriges Unterhausmitglied, schottischer Abkunft und, was bei Schotten selten vorkommt, ein Tory im vollen Sinne des Wortes; aber niemals, sagt die Times, that sein Parteigewissen einen Augenblick für Recht und Unrecht Eintrag und sein männlicher Geist war bereit zu helfen, wo es sich um Arme, Unterdrückte oder Verfolgte handelte. Von früher Jugend an mit Indien verbunden, wandte er fortwährend seine Theilnahme auf die Wohlfahrt eines Landes, in welchem er seine letzten Jahre verlebte u. den größten Theil seines Vermögens auf das Wohl der Indianer wandte. Im Parliamente, wie im Direktorenhause der ostindischen Compagnie, er rastlos bestrebt, daß diesem seinem Adoptivvaterlande Gerechtigkeit



gesehen. Und die Eingeborenen Indiens erkannten auch dankbar seine aufopfernde Liebe. Von einem Ende Hindostans bis zum andern, vom Parsi, Hindu, Moslem wurde sein Name auf das Tiefste verehrt. Als er Indien verließ, schenkte ihm die Eingeborenen ein prächtiges Silberervice zum Andenken und 27 Jahre nach seiner Abreise wurden dafelbst 9000 Pf. Sterling unterzeichnet, um ihrem Freunde und Wohlthäter eine Statue zu errichten. Der Meißel Chantrey's hat die imposante Gestalt, die männlichen und wohlwollenden Gesichtszüge F.'s herrlich dargestellt, und zu den Füßen dieses Marmorbildes, welches im Stadthause zu Bombay neben denen von Mount Stuart, Cyprius und John Malcolm steht, legen die Indier oft Blumenkränze als Opfergaben nieder. F. starb zu London am 20. November 1849, 76 Jahre alt. Eine seiner letzten wohlthätigen Handlungen war die Anweisung einer sehr beträchtlichen Summe, zum Zwecke, den Einwohnern Bombay's reines Trinkwasser in allen Jahreszeiten zu verschaffen. mD.

**Fountains Abbey.** Wer in England reist, wird sich bald überzeugen, daß die gothische Architektur eine malerischere Ruine bildet, als die römische. Melrose, „das die Fee aus schlanken Zweigen zusammengetragen und durch Uebergießen aus heiliger Quelle in Stein verwandelt“; Roslyn, dieser Schmutz des schottischen Landes; Holyood Chapel, das sich so schutzbedürftig dem Schloßasyle des Unglückes, des Todes und der Verbannung in Edinburgh anschmiegt; das erhabene Vale Crucis im schönsten Thale von Wales; die erkaunenswerthe Netley Abbey bei Southampton, welche Heinrich VIII. zerstörte; die stolze Reynolds Priory und die in ihrer fast gänzlichen Auflösung noch so reizende Wyland Abbey; alle diese glänzenden Schöpfungen und erhabenen Ueberbleibsel gothischer Bauart verschwinden gegen die Linteen Abbey und gegen die aller Andere an Umfang, Pracht und Würde übertreffende F. A. in Yorkshire. Linteen Abbey ist die rührendste, F. A. die erhabenste Kirchenruine; jene ist die Idylle, diese das Epos der christlichen Baukunst. Mitten im Studley Park bei Rippon, wo Kunst und Natur die Hand bieten, umgeben von uralten amerikanischen Bäumen und Lorbeerhügeln, in einem lieblichen grünen Thale erhebt sich die F. A., in einer Ausdehnung und Großartigkeit, wie kein anderes Land Ähnliches aufzuweisen hat — die schönste Ruine der Christenheit. Die Kirche hat eine Länge von 351 Fuß. Wer sehen will, was Verstand und Geschmack aus solchen Denkmälern des Alterthumes machen kann, der gehe hierher. Ueberhaupt muß man den Engländern zum Ruhme nachsagen, daß sie die Reste ihrer Gotteshäuser mit Achtung pflegen und vor gänzlichem Verderben schützen. Ihre Ruinen sind so rein und schön gehalten, wie wirkliche Tempel. Fast ohne es zu bemerken, sind sie eingeschlossen, verwahrt und bewacht. Was hätte man aus unsern herrlicher Klöstern in Deutschland machen können, wenn die blinde Wuth des dreißigjährigen Krieges nicht so viel zerstört, oder wenn der noch blindere Säkularisationssturm nicht auf die unverantwortlichste Weise die schönsten Werke der Baukunst zertrümmert hätte, um Steine zu verkaufen! — Ueber das Entstehen von F. A. berichtet die Legende: Fromme Mönche, welche das üppige Leben in York nicht mehr dulden wollten, waren ausgezogen, um sich in tiefer Wildniß eine ruhige Stätte zu suchen. Noch zeigt man die sieben Bäume, unter denen sie eine Hütte gebaut und einen Winter verlebte, bis ihr Vorrath erschöpft war und sie nur noch zwei Laibe Brod besaßen. In dieser Zeit kam ein Fremder in ihre Niederlassung, bat sie um Unterkunft und sie theilten ihr letztes Brod mit ihm. Dies war aber ihr Glück, denn der Fremde erbaute ihnen das Kloster, dessen prachtvolle Ruinen noch jetzt eine Hauptzierde Englands sind. mD.

**Fountains.** Amandus Jakob Colestin, Superior der Congregation vom h. Geist, geboren den 31. August 1788 zu Tubersent (Dep. Pas de Calais) trat, nachdem er die Humaniora beendigt, zu Arras in's Seminar, wo er 1807 die Consur erhielt. Nachdem er seinen theologischen Cours rühmlich absolvirt, wurde er am 12. Juni 1813 zum Priester geweiht und trat in die Seelsorge ein. Von der Natur mit ungewöhnlichem Scharfsinne, mit Beobachtungsgabe und einem sichern Urtheile be-

Der junge Pfarrer von Tubersent Alles, was er nöthig hatte, um ausge alle jene Vortheile zu ziehen, welche sie zur Kenntniß der Menschen, eischäftsführung gewährt. Als 1815 im Priesterseminar zu Arras ein der Theologie vakant wurde, wurde F. dorthin berufen, um Theo- vircen. Er hatte dieses Amt zwei Jahre verwaltet, als sein Vetter und Bertout ihn nach Paris berief, damit er ihm bei der Wiederherstell- Seminars vom heil. Geiste behülflich seyn möchte. Am 17. Juli 1817 ertout u. F. ein Haus in der Straße Notre Dame des Champs, das sie hatten u. im November wurde ein Seminar u. ein Kursus der Theologie dessen DIRECTION Bertout als Superior, F. als Professor der Theologie nistrator des Zeitlichen führte. Zwei Jahre wurde das ehemalige Se- der Poststraße Namens der Congregation wieder angekauft und 1822 lige Landhaus zu Gentilly. 1823 wurde von der Congregation zum heil. Seminarium puerorum eröffnet und den französischen Colonien alljähr- die Ankunft frommer Missionäre Hülfe gesendet. Bei Allem, was von 1832 mit so unerwartetem Erfolge für das Seminar vom heil. Geiste dasselbe für die Colonien geschah, ist neben Bertout stets auch F. zu - Seit 1830 hatte das Seminar von der Regierung keine Unterstützung lten und 1832 war es in ein Spital für Cholera-Kranke verwandelt ie Militärverwaltung hatte alle Zimmer der Seminaristen eingeschlagen Absicht, das Lokal zu behalten; klar an den Tag gelegt. Unter diesen Umständen starb Bertout den 10. Dezember 1832 und F. ward den 15. desselben Jahres zum Superior gewählt. Er begann sogleich die Unter- n, deren Resultat 1834 die Zurückgabe des Seminars war; acht Monate angte er 10,000 Fr. Entschädigung zur Herstellung der Zimmer. Die valtung des neuen Superiors erwarb ihm das Wohlwollen der Regier- ze ihm die, seit 1830 eingehaltenen, Unterstützungsgelder wieder zuließen des heil. Stuhls, der ihn zum Zeichen besonderer Achtung mit dem Titel kolischen Protonotars auszeichnete. Sein Eifer für das Wohl des Se- nnte keine Gränzen; Alles, was zur Förderung seiner Zöglinge in der it beitragen konnte, war er bereit einzurichten. Seine, seit langer Zeit ngegriffene, Gesundheit hielt ihn nicht ab, bei allen Uebungen der Fröm- r Erste zu seyn; seine tägliche Correspondenz mit den verschiedenen Vid- Zöglinge zu erhalten und über die, welche man ihm schickte, sich Aus- verchaffen; mit der Propaganda, mit dem Ministerium, mit den Colonien ganz allein, ohne daß Etwas liegen blieb. Die hohe Achtung, in der n Marineministern stand und die Verehrung, welche ihm alle Priester onien zollten, beweiset für die große Klugheit, mit welcher er bei den , in welche verschiedene Autoritäten mit einander leicht gerathen, Festig- Nachgiebigkeit zu vereinigen mußte. Die Mittel, dem Mangel an apo- Arbeitern in den Colonien abzuhelpen, waren seit langer Zeit der Ge- des Nachdenkens und des Gebetes des eifrigen Superiors. Den Klerus ongregation zu vereinigen, deren Mitglieder, frei von allem Zeitlichen, ge für die Gegenwart und die Zukunft, kein anderes Interesse hätten, Seelen zu retten, schien ihm das wirksamste Mittel, um das Personal ual-Klerus zu vermehren und den Erfolg ihres Amtes zu sichern. Die tion vom heiligen Geiste vereinigte diese Bedingungen u. F. arbeitete, sie Colonien zu verbreiten und lenkte seine Zöglinge nach diesem Ziele r Opposition, auf welche seine Versuche 1836 stießen, konnte ihn da- abbringen und er verdoppelte seinen Eifer. 1844 schien der günstige gekommen zu seyn; allgemein fühlte man die Nothwendigkeit einer neuen von des Colonial-Klerus; mehre große Colonien waren ohne geistliches F. entwarf einen Organisationsplan, der dem Zwecke, den er sich vor- setzte, entsprach und legte ihn dem apostolischen Nuntius in den Händen vor und der Plan wurde gutgeheißen. In

zeit von der Kammeression von 1844 wollte der Minister diese Sache erwägen u. entscheiden; allein die politischen Ereignisse verhinderten das Ministerium, sich mit dieser Frage zu befassen u. F. starb am 5. Januar 1845.

**Franz Joseph I.**, Kaiser von Oesterreich u., ältester Sohn des Erzherzogs Franz Karl (Bruders Kaisers Ferdinand I.) und der Erzherzogin Sophie, geborenen königlichen Prinzessin von Bayern, wurde den 18. August 1830 geboren und erhielt, gleich allen Prinzen des kaiserlichen Hauses, eine treffliche, seinem erhabenen Berufe völlig angemessene, Erziehung und Bildung. — Zu den wichtigsten und überraschendsten Ereignissen des Jahres 1848 gehört die Abdankung Kaisers Ferdinand I. von Oesterreich, der, mit vollem Rechte „der Gütige“ genannt, sich gleichwohl in die unabwendbare Nothwendigkeit versezt sah, seine altgetreue Hauptstadt, in welcher seine Wiege gestanden, mit Sturm nehmen zu lassen, ohne ihr alle die Uebel ersparen zu können, die von der Erstürmung einer Stadt unzertrennlich sind. Gewiß, weit mehr in dieser traurigen Erfahrung, als in politischen Erwägungen allgemeiner Art, ist der Grund von Ferdinand's Rücktritt zu suchen; denn die Verheißungen eines Fürsten binden auch dessen Nachfolger und würden z. B. Ungarn gewiß auch unter diesem zu Gute kommen; hätte es nicht durch offenen Bruch und frevelhafte Lösung aller Bande der Verträge sich selbst in die Lage versezt, sich von seinen Siegern Gesetze vorschreiben zu lassen. — Der gleichzeitige Verzicht Franz Karl's auf die Thronfolge zu Gunsten seines Sohnes setzte nun die Krone am 1. Dezember 1848 auf das Haupt des, erst drei Monate vorher volljährig gewordenen, fürstlichen Jünglings, der, unter dem Eindrucke der französischen Julirevolution geboren, die Mitgabe erhalten zu haben scheint, die Revolutionen zu bändigen. Der neue Kaiser trat die Regierung in einem Alter an, in welchem die eingepprägten Gesinnungen noch nicht durch längere Uebung zu unablgbaren Gewohnheiten, und Abneigungen noch nicht zu Vorurtheilen geworden sind. Offenherzig, wie die Jugend zu seyn pflegt, kann F. J. sich mit voller Seele der Staatsform hingeben, die er heilig zu halten geschworen hat u. er wird nur einer kurzen Erfahrung bedürfen, um sich zu überzeugen, daß es ein beneidenswertheres Loos des Fürsten ist, sich der freien Liebe der Staatsbürger, als der erzwungenen Unterwürfigkeit: geknechteter Unterthanen rühmen zu können. (Ueber seine Regierung vgl. den Art. Oesterreich.)

**Fraunberger**, Hans der, vom Haag zu Brunn, ein berühmter bayerischer Ritter, altadeligem Geschlechte entsprossen, kämpfte unter den heldenmüthigen Scharen des Herzogs Stephan von Landshut drei Jahre (1365—68) wider die Oesterreicher und Tirol. Er hieß unter dem Volke der „freudige Fraunberger“, wegen seiner stattlichen Gestalt und kühnen Haltung, wie er sich denn auch in den Turnieren weit und breit durch die Kraft seines Armes viel Ruhm erworben. Ein Schwert, wie er eines trug, mag man in wenigen Rüstkammern finden. Der F. hatte es in 27 Schlachten geschwungen und so viele Feinde als Tage im Jahre damit auf den Sand gestreckt. Die Scheide des Schwertes war die Haut eines Franzosen, den Hans im Zweikampfe erschlug, weil jener dem deutschen Volke öffentlich Hohn gesprochen. Und eben so wie durch ritterliche Tugenden zeichnete er sich durch frommen, religiösen Sinn aus. Nicht lange nach dem Ende des Krieges, im J. 1372, stiftete er eine Frühmesse zu Brunn. Seine Gebeine bewahrt die Kirche von Brunn, wo ein stattliches, von Kunstnern als Meisterstück gerühmtes Grabmal von rothem Marmor das Jahr 1428 als sein Sterbjahr angibt. Der Held ist darauf in Lebensgröße abgebildet und trägt in der Linken die Fahne mit dem Familienwappen, der rechten Gurre im rothem Felde, während die Rechte den Griff des Schwertes gefaßt hält. Zu seinen Füßen liegt der Helm mit einem großen Reigerbusche.

**Friedrich Ferdinand Leopold**, Erzherzog von Oesterreich, Sohn des Erzherzogs Carl (s. d.) u. der Prinzessin Henriette von Nassau-Weilburg, ward den 14. März 1821 zu Wien geboren. 1836 für die k. k. Marine bestimmt, zum Fregatten-Capitän entsprechend seinem Range als Obersten des 16. Inf. Regiments — ernannt,

seinen Aufenthalt nach Venedig. In den folgenden vier Jahren machte er zehrent im Mittelmeere bis über die Meerenge von Gibraltar, erst auf der Carolina mit den k. k. Cadetten, dann auf der Fregatte Medea, Fregatte Guerriera und wurde später mit dem Oberbefehle über die Carolina betraut. 1840 zum Befehlshaber der Fregatte Guerriera ernannt, er sich bei dem Feldzuge der verbündeten Mächte in Syrien aus, bei Bel-Saida, wo er sich das Theresienkreuz verdiente, bei St. Jean d'Acree; im Jahre 1842 auf der Fregatte Bellona eine größere Uebungs- und Besuchsreise nach England, ward 1844 zum Oberbefehlshaber der gesammten Flotte ernannt und im Namen des Kaisers zur Bewillkommung der Königin nach England bei ihrer Reise nach Deutschland derselben nach Holland entsandt. 1846 vereinigte er die kaiserliche Flottille zu größeren Kriegsübungen in Gewässern der Insel Lissa und begab sich von da nach Neapel zum Besuche einer Schwester, der regierenden Königin, trat in den Johanniterorden u. s. w. im Jahre 1847, am 6. October, einer Krankheit von wenigen Tagen im 26. Lebensalters. So gestalten sich die Umriffe eines, in so wenigen Jahren aber ruhm- und ehrenvoll bewegten, eines sehr kurzen, aber nicht erfolglos verlebten Lebens. Denn darin liegt eben das hohe Vorrecht fürstlicher Stellungen, nur irgend in Anschlag zu bringende, Kraftäußerung zum Guten in jenen weiten Umfange, in den tiefer stehenden Lebensbahnen nachwirkt und die weitestgehende Wohlthätigkeit trägt. Das Vorbild Alexanders des Großen, Julius Cäsars nicht zur Ruhe kommen; die erlauchten Söhne des Erzherzogs haben in ihrem Leben den drängenden Antriebe zu herrlichen Thaten. Der wirklich selbstständiger, persönlicher, durch irgend Abnungen von möglichem Ruhme zur See bedingter, Entschlus des kaum 11jährigen Erzherzogs zu seyn, sich für den Dienst der k. k. Marine auszubilden und darin zu bestehen. Mit seinem 14. Jahre begann der eigentliche Unterricht durch einen vornehmen Offizier der k. k. Flotte, Marinowich, und bald darauf verließ er sein väterliches Haus, um unter der wachenden Obforge des Barons von Salm, in Venedig selbst ganz dem gewählten Berufe zu leben. Es begannen die ersten Uebungen der Einschiffung; der Prinz machte erst kleinere, dann immer größere Ausflüge zur See, eingeweiht nach und nach in alle Einzelheiten des Dienstes in den untergeordneten, wie in den höheren Stellungen, denen die volle Verantwortung der Staatsschiffe obliegt. Die Gesundheit des jungen Prinzen gedieh trefflich, wuchs schlank heran zu einer hohen Gestalt, als, damals schon, eine plötzliche Krankheit seine Lebensstage in Gefahr brachte und den erlauchten Vätern die herben Verluste des geliebten Sohnes bedrohte, der jedoch glücklich überlebte wurde. Die Ereignisse von Syrien kamen heran; der Prinz bewies die That, wie ihm sein Leben Nichts gelte im Vergleich zu dem Wunsche, ein heldenmüthiger Krieger zu bewähren; und es ist ebenso einfache Thatsache, daß ein so vornehm auszeichneter Kapitän eines der anwesenden englischen Kriegsschiffe von der erfolgten nächtlichen Räumung St. Jean d'Acree's früher kund gegeben wurde, die der Prinz, als er diessebe erhielt, zur alsogleichen Ausfühung benutzte, in allzu großer, jedenfalls weniger kühner Vorsicht, bloß für eine vorübergehende, daher vielmehr zu vermeidende, Kriegslist des Feindes hielt. Für die Marine war der Eintritt des Erzherzogs in dieselbe und die spätere Uebernahme des Oberbefehls der Beginn einer neuen Zeit, da diese höchst achtungswürdigste Waffe der k. k. Armee, ohne Kränkung älterer, wohlverworbener Rechte, dadurch dem ihr zukommenden Range entgegengeführt wurde; die Thaten des Prinzen aber galten auch dem zahlreichen begleitenden Offizierskorps eine glänzende Gelegenheit zu reichen Erfahrungen. Bis zu den letzten Tagen des Krieges der Ernst der Geschäfte sich immer mehr geltend machte, war es ein großes Schauspiel, den Erzherzog sich mit aller Unbefangeneit der Jugend der hingebenden Leichtigkeit des Benehmens, wie sie nur das Wohlwollen der Freiheit zu verleihen vermag, in den gewähltesten gesellschaftlichen

sen Benedigs, beim Gouverneur, den Gräffinnen Poliaastro, Soranzo, Thur Hause von Freygang bewegen u. ebenso sich der dargebotenen Vergnügungen er zu sehen, wie er selbst durch seine Gegenwart sie erhöhte. — Noch am 24. S. 1843 hatte der Erzherzog in Benedig, in der, schon im Jahre 1187 von den veltinern gestifteten, dann den Rhodisern, späteren Malteserrittern, zuges. Kirche Johannis des Täufers (in der Pfarre San Antonio) der hohen kirch Feier der, durch kaiserliche Großmuth hervorgerufenen, Wiederherstellung Priorates des militärischen Hierosolymitaner-Ordens beigewohnt; jetzt war gemeiner Wunsch, daß der Leichnam des diesem Orden angehörigen Prinzen auch befhattet werde und hier seine bleibende Ruhestätte finde — ein Wunsch der Kaiser genehmigte.

**Furrer, Jonas**, Schweizerischer Bundespräsident, geboren zu Anfang Jahrhunderts in Winterthur, ward nach vollendeten juristischen Studien Ra fürsprech in Zürich u. erhielt 1838 von der dortigen Universität seiner wissel lichen Leistungen wegen das Ehrendiplom eines Doktors der Rechte. Scher maß hatte er politische Bedeutsamkeit im Kanton Zürich, sie ward aber im Septemberstürme 1839, in Folge der Berufung des Dr. Strauß an die Hoch noch mehr gehoben. Seit dieser Zeit war F., da von den früheren Hüppte Radikalen in Zürich Hirzel und Usteri bald starben und Keller die Schwel lies, der Vorkämpfer dieser Partei im großen Rathe, später Regierungsrat 1845 Bürgermeister und Präsident der Tagsatzung. Um den geistreichen, schaftlich gebildeten Mann, der sich als trefflicher Redner und gewandter führer in eidgenössischen und kantonalen Berathungen und Commissionen that, sammelte sich bald eine zahlreiche Partei, die der Legal-Radikalen, i legalem Wege zu erreichen suchte. was die Freischaaaren-Partei mit ihren glückten Zügen vergeblich versucht hatte. Sie brachte die Tagsatzungs-W vom Oktober 1847 und den Exekutionsbeschuß zum Sonderbundsstrige zu und zu diesem Kriege u. seinen, eben nicht legalen, Folgen in den Sonder kantonen waren wenige eidgenössische Staatsmänner mit mehr Erfolg that F. und sein Freund Dr. Kern von Thurgau. Später präsidirte F. die G fton, welche die neue Schweizerische Bundesverfassung entwarf u. ward im No 1848 nach ihrer Annahme durch die Mehrheit des Schweizervolkes zuerst V des Schweizerischen Ständerathes und dann der erste Präsident des neuen R rathes. In dieser hohen und einflussreichen Stellung befhätigte F., ungeach herbsten Anfeindungen der Extrem-Radikalen, eine kluge Mäßigung und ruh wärtsschreitende Politik, die alle Anerkennung verdient und der die Schwel sach ihre glückliche Neutralität in den österreichisch-sardinischen Kriegen u achtungswerthe Stellung und Ruhe gegenüber dem Auslande zu verdankt F. ist jedenfalls einer der tüchtigsten Schweizerischen Staatsmänner der jegig, ein in seinen Beamtungen unermüdblich thätiger, in seinem Privatleben eh ther Mann, der sich durch seine rechtsgeschichtliche Schrift: „Das Erbr Stadt Winterthur,“ Wint. 1832, auch im literarischen Felde mit Glück hat. Wenn er sich ganz über das Parteigetriebe erheben könnte; wenn er und Gerechtigkeit auch der gedrückten katholischen Schweiz zu Theil werde so würde er gewiß zum Glücke seines Vaterlandes noch Vieles beitragen.

## G.

**Gaeta.** Diese Stadt hat in neuester Zeit als Zufluchtsort des Papstes **Pius IX.** einen weltgeschichtlichen Namen erlangt, und es dürfte demnach unsern Lesern willkommen seyn, wenn wir über sie und ihre Geschichte nachträglich einen umfassenderen Artikel geben, als jener im Hauptwerke Bd. IV., S. 537 ist. Der **Garigliano** trennt gegen Norden einen Komplex hoher und schön gesomter Berge, von westlich die pontinischen Sümpfe begrenzen, vom Hauptkamme der Apenninen und scheidet ihn als Ausläufer zwischen Tiri und Fondi in's Tyrrhenische Meer vor. Auf der äußersten Spitze liegt die Festung G., in einsamer, meerumspülter, felsiger und von Vegetation ziemlich entblößter Gegend. Zwei Hügel sind stark besetzt; auf der Landseite steigen starke Batterien terrassenweise in die Höhe, ein doppeltes und dreifaches Feuer gewährend; auf der höchsten Spitze thront der Thurm **Orlando**, und auf dem jenseitigen Abhange nach dem Meere bröckeln ein Paar mittelalterliche Schlösser zusammen. Die Stadt, welche der Sitz eines Bischofes ist, hat im Innern kein übles Ansehen, einige gut gepflasterte Gassen, eine Kathedrale und mehre andere Kirchen, Klöster und 12,000 Einwohner, welche ein wenig Handel, hauptsächlich aber Fischfang treiben. Eine Reihe Fischerhütten bilden eine Art Vorstadt. Im Kastell war das Grab des am 6. Mai 1527 bei der Einnahme Rom's gebliebenen Connetabels Karl von Bourbon. Er wurde, als im Kirchenbanne gestorben, in einem Glasschranke getrocknet aufbewahrt, bis die Franzosen diese sonderbare Reliquie zerstörten. Auch der Prinz von Hessen-Philippsthal, der tapfere Vertheidiger der Festung im J. 1806, liegt hier begraben. Vor der Stadt, auf dem Berge St. Trinita, steht man bei einer wunderbar gelegenen Wallfahrtskapelle einen ungeheuren Fessenspalt von 260 Palmen Tiefe, welcher der Volksfage nach bei der Kreuzigung Christi entstanden seyn soll. — Virgil erzählt, daß Aeneas zu G. seine Amme Cajeta begraben und dem Orte den Namen derselben gegeben habe. Daß der Ursprung der Stadt in ein tiefes, griechisches (tyrrhenisch-pelasgisches) Alterthum zurückreiche, leidet keinen Zweifel. Griechen und Römer rühmten die Sicherheit und Trefflichkeit ihres Hafens und die Schönheit des Sinus Cajetanus. Man trifft hier zahlreiche Ueberbleibsel aus der Römerzeit. Unter ihnen zeichnet sich der oben erwähnte Thurm, Torre di Orlando, besonders aus, ohne Zweifel das Mausoleum des L. Munatius Plancus, der hier auch seine Villa hatte. Diese Kotonde hat 80 Fuß Umfang und 16 Fuß Höhe, und ist höchst geschmackvoll und kunstgerecht aus Travertin gebaut und mit kriegerischen und anderen Insignien in Bildhauerarbeit geschmückt. In der Kathedrale bediente man sich früher als Taufbecken des herrlichen Marmorgefäßes, welches jetzt im Museo Borbonico zu Neapel aufbewahrt wird. Es stellt die Geburt des Bacchus dar. Nach dem Untergange des römischen Reiches ward G. ein eigener Staat mit republikanischer Verfassung, der unter den byzantinischen Kaisern stand. Später kam es unter päpstliche Hoheit, und Johann VIII. verlor es als Lehen an Pandolfo, Grafen von Capua. Darnach hatte es seine eigenen Herzoge, die zugleich den Titel „kaiserliche Konsuln“ führten. Im Jahre 871 war Docibilis Herzog, der, um sich von Capua's Einfluß zu befreien, die Byzantiner zu Hülfe rief. 880 wurde das Bisthum von Formia nach G. verlegt. 1481 nahm Alphons von Aragonien die Stadt ein und legte starke Werke, auch eine Citadelle an. Sie blieb nun bei Neapel. Am 30. September 1707 stürmte der österreichische General Daun nach dreimonatlicher Belagerung, 1734 wurde sie von den Spaniern und Sardiniern unter dem nachmaligen König von Neapel erobert. 1806 vertheidigte der Prinz von Hessen-Philippsthal die Stadt.

tapfer gegen die Franzosen, und die Festung ergab sich erst nach einer fast jährigen Belagerung, nachdem der Prinz schwer verwundet nach Sizilien überschwimmte war. In den Jahren 1815 und 1821 hielt es sich einige Zeit lang in der Oesterreich. Am 24. Novemb. 1848 flüchtete Pius IX. nach der Ermordung seines Ministers Roffi auf den Rath der zu Rom weilenden Diplomaten hin und Ferdinand von Neapel beschenkte die Stadt bei dieser Gelegenheit mit manchen Privilegien. — Ausland 1849.

**Sambrinus**, König von Brabant, welcher, der Volksfage gemäß, der Erfinder der Bierbräukunst ist. Obgleich es eine ausgemachte Sache ist, daß Name und Geschichte des S. eine Mythe ist, erdichtet, um dem Volke eine idealisirte Identifikation zur begeisterten Verehrung auszusetzen, beliebte es dennoch dem Kaiser und Bierbrauermeister Karl Stein in seinem Handbuche: „S., der vollkommene Bierbrauer“ 2c. (Heilbronn bei Landherr 1846, S. 3) mit vollem Ernste zu behaupten, „alte Kunstbücher, deren Autorität indessen ein wenig zweifelhaft dürfte, sprechen sogar von S., einem Könige von Brabant, welcher 1200 v. Chr. der Erfinder des Bieres gewesen seyn soll und den die Bierbräuer noch heute ihren Schuttpatron verehren. Er ist von den Päpsten unter die Heiligen angenommen worden. Um dem Gerstentrank die höchste menschliche Ehre zu erwirken, stiftete im 14. Jahrhunderte ein Herzog Johann von Burgund, zu Liebe Flandern und des niederländischen Bieres, den Orden des Hopfens mit der Devise: Schweige“. Diese Unrichtigkeiten liegen auf flacher Hand; S. wird von Bierbrauern nirgends als Schuttpatron verehrt, sondern in Bayern größtentheils der hl. Bonifazius (auch der hl. Florian); auch befindet sich der Name S. unter der Zahl der Heiligen, noch in der historischen Reihenfolge der Regenten von Flandern und Brabant und ist entweder erdichtet, oder aus einem andern Namen geformt. Unerwiesen ist die Angabe (im Pierer'schen Universal-Lexikon) daß ein Volk in Norddeutschland „Gambrivii“ (a. Geogr.) um Hamburg (Catharivum) gewohnt und seinen Namen von einem ganz unbekanntem und unerkennbarem Gotte „Gambrivus“ oder „Gambrinus“, dem angeblichen Erfinder des Bieres — erhalten haben soll. — Die „Itineraria“ und die „Beutings-Tafel“ schweigen von dem Volke Gambrivii, ebenso wenig erwähnen die Geographen der alten Welt von Nitsch, Mannert 2c. benanntes Volk „Gambrivii“; auch die Benennung „Gambrivium“ für „Hamburg“ unrichtig ist. Schwebend ist noch das Resultat des Versuches, das Wort „S.“ vom althebräischen Kämpfer (s. v. w. Kämpfer) abzuleiten. — Die Sage selbst scheint von Bierbräuern ausgegangen und durch mündliche Tradition erhalten worden zu sein, wozu die vorhandenen Abbildungen des S., welche gewöhnlich die Fronte eines Bräuhauses als fresco zierten, fortwährend Gelegenheit gaben, wobei S. als König mit Krone und Scepter, in der rechten Hand ein volles, überschäumendes Bier, neben sich auf beiden Seiten die Attribute des Bierbrauens: Gerstentrichter, Fässer, Maischkufen, Schöpfen, Schaufel, Besen, Zuber, Bierpitschen u. dergleichen dargestellt ist. Unter dem Bildnisse sind folgende Verse zu lesen:

„Im Leben Sambrinus war ich genannt,  
 „Ein König aus Flandern und Brabant,  
 „Hab' aus der Gersten Malz gemacht,  
 „Und das Bierbrauen erstens erdacht.  
 „Also die Bräuer dürfen sagen,  
 „Daß sie einen König zum Meister haben;  
 „Nun komm' ein and'res Handwerk her,  
 „Und zeig' dergleichen Meister mehr.“ —

Es wäre für einen Geschichtsforscher nicht unverdientlich, diesen Stoff zum Gegenstande seiner historischen Forschung zu wählen, da bisher nichts Weiteres hier ermittelt ist. I

\* **Ganges**. Merkwürdiger Weise besaß ein eingebornen Fürst, der König von Andh, das erste Dampfschiff in Indien; die Maschine war mit einem Dampfboote in Verbindung gebracht, welches den Gummil besuhr, den

in Oken, auf welchem ein Dampfboot zu sehen war. Die nächste Dampf-  
 kam von China her und wurde von dem Handelsstande in Calcutta für  
 ana" angekauft, welche auf dem Hughly, dem westlichen Gangesarme,  
 Später ward dieses Boot auf die dringenden Vorstellungen des Kapitän  
 t von der Regierung gekauft und im birmanischen Kriege auf dem Ira-  
 ehr vortheilhaft verwendet. Die „Diana“ hatte durch ihre Fahrten auf  
 ihlv bewiesen, daß die Dampfkraft die gefürchteten Strömungen u. Wirbel-  
 ben Flüsse überwinden könne. Dadurch ward die Regierung von Benga-  
 ch aufmerksam gemacht, und als Assam erobert war, ließ sie im J. 1827  
 psboote „Hughly“ und „Berhampooter“, jedes zu 50 Pferdekraft, zurüsten  
 vendete diese beiden Schiffe für die Strecke zwischen Calcutta und dem im  
 nkte Hindostans am O. gelegenen Allahabad. Die Entfernung der ge-  
 zwei Orte nach dem Flußlaufe ist ungefähr 800 englische Meilen und die  
 te sonst 82 Tage gedauert, aber so lange als manche Fahrt von Ports-  
 ach Calcutta, während jetzt die durchschnittliche Zeit für die Hinauffahrt  
 . ist. Gegenwärtig hat die Regierung zehn Dampfboote auf dem Strome  
 je, acht von 60 und zwei von 90 Pferdekraft. Das Unternehmen wird  
 oll betrieben und rentirt sich so gut, daß man bald den Preis der Fahr-  
 ie der Transportkosten bedeutend herabsetzen konnte.

md.  
 rnier, Antoine, Generalsuperior von St. Sulpice, geboren 1762 zu  
 en Blaine (Departement de Deux-Sèvres), machte seine ersten Studien  
 glum der Priester des Oratoriums zu Niort. Mit 20 Jahren kam er,  
 er seinen cursus der Philosophie beendigt hatte, nach Paris und erlangte  
 concours einen Freitisch in der kleinen Communität von St. Sulpice, die  
 er genannt. Nach dem Gebrauche dieses damals renommirten Hauses  
 zum zweiten Male Philosophie und begann dann die Theologie. Er hatte  
 dheit auf eine besondere Vorliebe für das Studium der Sprachen ver-  
 und man verschaffte ihm daher Gelegenheit, ausser dem Lateinischen und  
 ben auch das Hebräische zu erlernen, was bald sein Lieblingsstudium  
 Der Professor Lourdet am Collège de France hatte damals vom Klerus  
 trag erhalten, die armenische Version der Bibel zu übersehen. Da eine  
 aussehende Arbeit ihn befürchten ließ, daß er vom Tode überrascht werden  
 bevor er sie beendigt hätte, so wollte er sich einen Jögling beigefellen, der  
 äre, das vielleicht Unbeendigte nach ihm zu vollenden u. warf seine Blicke  
 der so eben die Priesterweihe erhalten hatte. Dies geschah 1788. O.  
 sich nun auf das Studium des Armenischen. Um aber dem Fleiße und  
 unklischen Leichtigkeit, womit O. lernte, zu genügen, arbeitete Lourdet so  
 itg, daß er sich eine gefährliche Krankheit zuzog. Da er nach seiner Wie-  
 ung seinen Schüler bereits fähig fand, ihn im Collège de France zu er-  
 räsentirte er ihn dem Erzbischof von Paris, de Juigné, bei dem sich gerade  
 er Bischöfe beisammen fanden, die der Versammlung des Klerus wegen  
 in Paris anwesend waren. Auf die Zeugnisse hin, die ihnen über die  
 ten O.s vorgelegt wurden, engagirten sie ihn, unter Lourdet zu arbeiten  
 ihn während der Lebzeiten seines Lehrers eine Pension und nach dessen  
 seinen Lehrstuhl hoffen. — O. hatte bereits 14 Kapitel des Pentateuch  
 Armenischen übersetzt, als er auf den Rath seines Arztes auf dieses  
 verzichten zu müssen glaubte, weil das anhaltende Lesen der armenischen  
 seine Augen beträchtlich geschwächt hatte. Er verließ demnach das Col-  
 France und trat in die Gesellschaft von St. Sulpice und, nachdem er zu  
 n Probejahr bestanden, erhielt er die Bestimmung im St. Jrendausseminar  
 Dogmatik zu dociren. Als er 1791 sich gezwungen sah, das Seminar  
 zu verlassen, weil er den Eid auf die Civil-Constitution abzulegen sich geweigert  
 hatte, kehrte er nach Paris zurück, worauf er nebst zwei anderen Geistlichen mit  
 M. Emery nach Amerika geschickt wurde, um in Baltimore ein Sem-

Die Ruße der Seefahrt, die damals 3 Monate dauerte, v



G., um englisch zu lernen. Kaum hatte Bischof Carroll die Tüchtigkeit die Mannes erprobt, so bezeugte er ihm alles Vertrauen u. wünschte sich Stück, ein solchen Priester in seiner Diözese zu besitzen. G. mußte, nachdem er einige Theologie docirt hatte, dem nachherigen Erzbischof, Marschal, Platz machen in die Verwaltung der Pfarrei von La Pointe übernehmen. Das Seminar hatte damals sehr wenige Zöglinge, weswegen sich G. die meiste Zeit über mit Seelsorge befassen zu müssen glaubte. Er besuchte mehre entfernte Missionen, machte bald den Prediger, bald den Katecheten. Zu drei verschiedenen Malen admittirte er Kranke, welche das gelbe Fieber hatten u. bei mehren Gelegenheiten gelang ihm die Vorurtheile, welche die große Masse der Protestanten gegen die katholische Religion hegten, zu zerstreuen. — Als Emery nach dem Verlaufe der Revolution an die Wiederherstellung der Gesellschaft von St. Sulpice ging, berief er G. nach Paris zurück, damit er die orientalischen Sprachen lehren sollte. Obwohl G. in Amerika sehr gefehlt, folgte er dennoch unverzüglich diesem Rufe und schiffte (22. Mai 1803) nach Frankreich ein. Seine Ankunft machte Emery um so größere Freude, da er wußte, wie gerne G. in Amerika gewesen war. Auch hörte er nie auf, diesem das zärtlichste Interesse zu bezeigen und von 1805 an durfte er an allen Geschäften der Gesellschaft von St. Sulpice Theil nehmen. Emery beauftragte G. das Hebräische und die Gregese zu lehren und, um in die Geheimnisse dieser Sprache tiefer eindringen zu können, wollte er, daß G. auch das Arabische lernen und dann lehren sollte. Der Eifer G.'s weckte im Seminar einen löblichen Wettstreit für das Studium der hl. Sprache und mehre Orientalisten der Hauptstadt wohnten regelmäßig und zu ihrer Zufriedenheit den öffentlichen Prüfungen bei, welche am Schlusse jedes Jahres stattfanden. G. lehrte für die Philosophen Studierenden auch noch Mathematik und Physik und supplirte in Nothfällen Professoren der Theologie. Er verfaßte eine große Anzahl Schriften, um die Schrift gegen die Angriffe der Naturalisten, zumal der deutschen, deren Werke sich gleich nach ihrem Erscheinen verschaffte, zu vertheidigen. Solcher Beschäftigung Seminar von St. Sulpice viel beschäftigt, mußte G. dieses gegen Ende des Jahr 1811 in Folge einer strengen Maßregel, durch welche die Gesellschaft von Neu zerstreut wurde, räumen. Er zog sich anfänglich mit Duclaur nach Issy zurück, bald aber kamen sie wieder nach Paris und G. fuhr fort, sich mit seinen Vorkursstudien zu beschäftigen. Er wurde von den Agenten der kaiserlichen Regierung mehrmals beunruhigt und mit ziemlicher Strenge behandelt wegen der Hingelassenheit Emery's, deren man sich bemächtigen wollte; allein er bot dem Kaiser die Stirne. Als Frankreich endlich wieder zur Ruhe gelangt war, eilte unverzüglich, 19. April 1814, in's Seminar zurück. Im September dieses Jahr wurde er von Duclaur, der zum Superior gewählt worden, zum ersten Director desselben ernannt. Er unterstützte diesen in der Verwaltung der Gesellschaft und vertrat ihn ganz und gar, als ihm Alter und Gebrechlichkeiten nicht länger erlaubten, den Geschäften vorzustehen. Als Duclaur 1826 abdankte, wurde G. dessen Nachfolger erwählt. Auch als Superior setzte er seine Vorlesungen über die hebräische Sprache fort und widmete dem Studium der hl. Schrift alle Zeit die er bei seinen Funktionen erübrigen konnte. Späterhin nahm er selbst seine Vorträge über die hl. Schrift wieder auf und setzte sie fort, bis er 82 Jahre alt war. — G. verband mit einem lebhaften und scharfsinnigen Geiste eine Einfachheit und Offenheit, die bei den Gelehrten nicht immer vereinigt gefunden werden. Seine Bescheidenheit ließ ihn beständig Alles vermeiden, was seinem Ruhm Glanz geben konnte. In den schwierigsten Geschäften traf er immer den rechten Punkt, von dem sie aufzufassen waren und zeigte einen Scharfsinn, den die Geschäften erfahrenen Männer öfters zu bewundern Gelegenheit fanden. Besonders zeichnete er sich in der Leitung des Seminars durch aufrichtige Frömmigkeit, unermüdete Hingebung an seine Gesellschaft, beharrlichen Eifer für die Erhaltung desselben, der Maximen und Gewohnheiten derselben, tiefe Verehrung für den Herrn und die ersten Priester des Seminars und väterliche Zärtlichkeit für a

ihre Kinder aus. In seinen letzten Lebensjahren wurde er durch lange und furchtbare Leiden heimgeführt. Er ertrug sie mit Geduld und Ergebung; er betete fast ohne Unterlaß u. wurde Allen, die ihm nahe kamen, durch die Lebendigkeit seines Glaubens und seine frommen Gespräche mit Gott ein Gegenstand der Erbauung. Er starb am 16. März 1845. Sein Ende war das treue Abbild seines Lebens.

**Geisensfeld**, in Oberbayern Landgerichts Pfaffenhofen, an der Ilm, hübscher Marktflecken und Sitz des Forstamtes Neustadt, mit einem ehemaligen Kloster der Benedictinerinnen, welches im Jahre 974 von dem Grafen von Semt u. Ebersberg gestiftet worden war, und 1150 Einw., die sich von Ackerbau, Viehzucht, bürgerlichen Gewerben und Holzhandel nähren. In der Nähe der große Feilenforst. Der Markt litt 1847 sehr durch Brand. — Schöllner: De Gebirga Geisensfeldae sepulta, ejusque parentibus ac progenitoribus disquisitio cum stemmatographia Comitum de Semta et Ebersberg, Abhandlungen der bayrischen Akademie der Wissenschaften 1792. mD.

\* **Gemse**. Ihre Länge beträgt 3' 2", ihre Höhe 2'. Sie ist im Frühjahr weißgrau, im Sommer rothbraun, im Herbst dunkelbraun u. im Winter schwarz. Die Nasenstellen, Stirne, untere Kinnlade u. das Innere der Ohren sind aber zu allen Jahreszeiten weißgelb; ebenso die Hinterbacken, das Innere der Beine, der Bauch und die Haare an den Hufen. Durch das Auge zieht sich ein brauner Streif. In Europa findet man noch Gemen auf den Alpen der Schweiz, Tyrols, Savoyens und den Pyrenäen; ihre Nahrung sind kräftige Alpenpflanzen. In ihrem Naturtriebe suchen sie die unzugänglichsten Orte auf, um sich vor Menschen und Raubthieren zu wahren. Im Sommer wagen sie sich nur Morgens u. Abends etwas tiefer hinab, um zu grasen. Am Tage verweilen sie in wilden, zerrissenen Klüften und Nachts haben sie ihren Aufenthalt in ausgehöhlten Felsen und unter Felentrümmern. Im Herbst, wenn die Alpenpflanzen absterben, gehen sie tiefer, nie aber bis zum Bereiche des Holzwuchses. Erst im Winter bergen sie sich in die dicksten Wälder, um hier vor den Lawinen gesichert zu seyn. — Die verwegene Kühnheit des Alpenjägers ist wohl nie schöner verbildlicht worden, als durch jene Worte unsers Schiller, die in dem Schauspiel „Wilhelm Tell“ von den Lippen des Schweizerischen Jägers Werni tönen. In der That, das Leben des Alpenjägers, welcher der flüchtigen Gemse nachstellt, besteht aus einer ununterbrochenen Kette der letzten Wagnisse. Die Gemen selbst sind so wachsame, feinsinnige Thiere, daß es schon darum schwer seyn muß, ihnen beizukommen. Sie leben in Rudeln, worin stets die eine von der andern aufmerksam gemacht und erhalten wird. In beständig witternder Regsamkeit nach allen Seiten Posten ausstellend, die vor nahender Gefahr zu warnen haben, werden sie höchst selten überrascht. Geschieht dies aber, so trägt sie eine ungeheuerere Schnelligkeit wie im Fluge davon: ihre Kraft u. Gewandtheit erlaubt ihnen Abgründe von 20 Fuß Weite zu überspringen, die steilsten Felsenwände empor zu klettern. Ihnen nach geht der tollkühne Schritt des Alpenjägers. Von früher Jugend gewöhnt an die Schrecknisse und Anstrengungen seines Berufes, setzt er nicht allein seinen Stolz in deren Ueberwindung — nein, sie werden ihm zum Genuße und die wildesten Gefahren reizen nur noch mehr seine Leidenschaft. Die 3. höchsten 4 Thaler, welche der glückliche Schuß nach tausend drohenden Hindernissen, tausend Entbehrungen und Beschwerden ihm eintragen kann, locken ihn am wenigsten. Es ist der eigenthümliche Reiz eines Lebens, das jeden Tag neu auf das Spiel gesetzt, an jedem Tage neu gewonnen wird. Bd.

**Gerstäcker**. Friedrich, Sohn des einst viel genannten Tenoristen G., verlebte den größten Theil seiner Jugend in Braunschweig und erlernte sodann auf einem großen Gute bei Grimma — Döben — die Oekonomie. Aber frühzeitig entwickelte sich in ihm auch der unwiderstehliche Reisebrang; er verließ Deutschland und schiffte nach Amerika, nur mit einer kleinen Baarschaft versehen, die er überhört durch einen Deutschen verlor, dem er sie in seinem vertrauensvollen Sinne zur Wahrung übergeben hatte. Die Noth, in die er in Folge dieses Verlustes gerieth, zwang ihn, kein Mittel unversucht zu lassen, das ihm Drost

geeignet schien u. er schämte sich keiner Arbeit. Er war so eine Zeit lange Heizer auf einem Dampfschiffe; er schnitt, bis an den Gürtel im Wasser stehend, Rohr, um durch dessen Verkauf sich Etwas zu verdienen; er trat mit einem andern Deutschen zusammen, der „Kaiserpillen“ machte, während G. die Schächtelchen dazu pappte. Endlich aber griff er zur Büchse und durchzog als Jäger die Vereinigten Staaten von einem Ende zum andern, die Kreuz und Quer, erlegte Hirsche, Bären ic. und erwarb sich durch Verkauf der Häute und Felle seinen Unterhalt. Am längsten hielt er sich in Arkansas auf. Seine Fahrten und Abenteuer während des 6jährigen Jägerlebens hat er selbst beschrieben, als er 1844 nach Deutschland zurückkam. Trotz vielfacher Mängel, die G. selbst jetzt recht wohl erkennt, machte er durch seine Frische Aussehen und wurde veranlaßt, dem Publikum mehr von seinen Erlebnissen zu erzählen und dieselben in Novellen zu verflechten. Er kam 1845 nach Leipzig und schrieb hier in wenigen Jahren eine lange Reihe von Büchern mit fast unglaublicher Schnelligkeit. Seinen besten Roman „die Regulatoren“, warf er in kaum zwei Monaten auf das Papier. Trotzdem aber, daß seine Schriften großen Beifall fanden, daß er in angenehmen Verhältnissen lebte u. sich verheirathet hatte, erwachte bald die alte Reiselust wieder in ihm, der er, je länger, je weniger widerstehen konnte. Anfänglich trieb ihn nur der Ueberdruß fort, immer amerikaniſche Verhältnisse beschreiben zu müssen; er wollte andere Gegenden, andere Menschen, andere Figuren für seine Arbeiten suchen, denn alle Helden seiner Erzählungen sind wirklich Menschen, die er selbst gekannt hat. Deshalb gedachte er zuerst nach Texas und Mexico zu gehen. Als das Nothjahr 1847 erschien, rührte ihn das Loos der Armen im Erzgebirge und, weil er gesehen, wie viel Raum noch in Amerika ist, interessirte er sich sehr für das Auswanderungswesen und mit seiner frühern Reiselust verband sich die Idee, Plätze in anderen Welttheilen zu suchen, wohin die Auswanderung am zweckmäßigsten zu leiten sei, so wie sich durch eigene Anschauung zu überzeugen, in welchem Zustande sich die deutschen Ansiedelungen befänden. Er that nun Schritte, sich Unterstützung zu seinem Unternehmen zu verschaffen, aber lange vergebens, bis es ihm endlich gelang, ein Uebereinkommen mit der Cotta'schen Buchhandlung abzuschließen, die ihm die Mittel gewährte, die Reise anzutreten. Auch ist rühmlich anzuerkennen, daß das Reichsministerium eine nicht unansehnliche Summe zuschoß, für welche G. sich verpflichtet hat, Berichte über den Zustand der deutschen Ansiedelungen zu geben. Im März 1849 verließ er Leipzig um zuerst nach Californien zu gehen und mit eigenen Augen zu sehen, was von den dorthier kommenden Berichten wahr oder erlogen sei. Zugleich erwartete er, dort unter den aus allen Gegenden zusammenströmenden Menschen Personen zu finden, wie sie ein Romandichter schwerlich erfinden kann. Bis jetzt hat er Briefe geliefert über seinen Aufenthalt in Rio Janeiro, in Buenos Ayres, über seinen Ritt durch die Pampas und seine gefährvolle Wanderung über die Cordilleren im Winter.

Gluriot, Karl Joseph, geboren den 13. September 1768 zu Pontarlier, (Dep. de Doubs) wurde, nachdem er in seiner Vaterstadt seine Anfangsstudien mit stets zunehmendem Fortgange vollendet hatte, nach Besançon geschickt, um dort den philosophischen Cursus zu durchgehen. In dieser neuen Laufbahn machte er reisende Fortschritte, in seinen theologischen Studien aber behauptete unter 500 Alumnen er stets einen der ersten Plätze. Seine Beförderung zum Subdiakon fiel gerade in die Zeit, wo man der Geistlichkeit die neue Constitution gab. Der Pfarrer von Pontarlier hatte die Leistung des Eides verweigert; zur Strafe für diese Weigerung wurde ein Anderer in seine Stelle eingeschoben. Es war dies für G. eine schöne Gelegenheit, seinen Eifer für die Vertheidigung der geheiligten Rechte der Kirche an den Tag zu legen und er gab gegen den schismatischen Geistlichen eine Schrift heraus, in welcher er die Scheingründe, womit die Schismatiker ihre Irrlehre zu vertheidigen bemüht waren, auf eine pikante und scharfsinnige Weise widerlegte. Diese verbreitete sich in mehreren Dörfern und schützte eine große Anzahl von Gläubigen gegen die unseligen Prinzipien, die zu jener Zeit

den Geist der Spaltung verbreiteten. Der Erzbischof von Besançon, v. Dufont, hatte sich indeß gezwungen gesehen, dem Sturme zu weichen und sich nach Freiburg in der Schweiz zurückgezogen. G. folgte ihm zu Ende des Jahres 1792 dahin. Hier erhielt er das Diakonat und im folgenden Jahre wurde er vom Bischofe von Lausanne und Administrator der Diözese Besançon zu Veizburg zum Priester geweiht. Die göttliche Gnade, die dem Priesterstande innewohnte, zeigte sich in dem jungen Geistlichen keineswegs unfruchtbar. Von frischem Eifer für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen durchglüht, faßte er den Gedanken, in den ausländischen Missionen für das Evangelium zu arbeiten; allein der traurige Zustand der Kirche in Frankreich schien ihm die Verpflichtung aufzulegen, zum Beistand der verlassenen Katholiken in der Heimath zu verbleiben. Da er jedoch durch seinen eigenen Willen sich nicht bestimmen lassen wollte, so theilte er dem Superior des Seminars zu Besançon, Hrn. Babey, seine Reigung und seine Bedenken mit und suchte auf den Rath dieses ehrwürdigen Geistlichen im Gebete und in der Betrachtung sich Licht in Betreff des göttlichen Willens zu verschaffen. Auch gab dieser sich ihm nicht lange darauf kund. Es hatte sich nämlich zu Augsburg ein Verein gottbeseelter Priester gebildet und den Namen „Congregation du Sacré-Coeur“ angenommen. Ihr Stifter, de Tournely, stand mit de Orivel, welchen die Anrufer nach Freiburg in der Schweiz verschlagen hatten, in innigem Freundschaftsverhältnisse; er schrieb an denselben, um ihn zu vermögen, daß er die Arbeiten und die Uebungen seiner, erst im Entstehen begriffenen, Communität theilen möchte. De Orivel zögerte keinen Augenblick; allein sein Entschluß sollte nach dem Plane der göttlichen Vorsehung auch den G. nach sich ziehen. Babey, dem de Orivel seinen Entschluß mitgetheilt, sagte diesem: Ich kenne einen jungen Geistlichen, der Sie gerne begleiten wird. Er meinte G. Der heilige Direktor des Seminars hatte sich nicht getäuscht, G. beeilte sich, in der Ueberzeugung, daß dies der Wille des Himmels sei, sich mit de Orivel und Cuénet, einem jungen Geistlichen aus der Franche-Comté, zu verbinden. Sie kamen im September 1794 zu Augsburg an u. nach geistlichen Uebungen, durch welche sie in das Dasein gewissermaßen initiirt werden sollten, wurden sie zur Theilnahme an den Exercitien der frommen Gemeinde, die unter der Leitung de Tournely's stand, zugelassen. In den ersten Tagen seines Noviziats mußte G. sehr harte Proben bestehen u. schmerzliche Opfer bringen; allein die göttliche Gnade ließ ihn das Widerstreben des natürlichen Menschen in sich besiegen, u. seinen Eifer, der ein thätigeres Leben zu verlangen schien, in den richtigen Schranken halten. Er benützte diese Zeit der Einsamkeit und Sammlung, um sich jene solide Tugend u. innern Ernst anzueignen, der apostolischen Männern unumgänglich nöthig ist. Dabei setzte er das Studium der theologischen Wissenschaften, denen er sich seit seinem Austritte aus dem Seminar gewidmet hatte, nicht hinten an. Durch die Betrachtung der hl. Schrift, durch das Lesen der Kirchenväter und Kirchengeschichte und durch Ergründung der schwierigsten Fragen der Theologie erwarb er sich jene umfassende Bildung und theologischen Kenntnisse, die in späterer Zeit die Bewunderung der Geistlichkeit Frankreichs erregten. — Während G. nebst seinen Gefährten sich solchergehalt mit anstrengenden Studien und Andachtsübungen beschäftigte, drang General Moreau an der Spitze der republikanischen Heere immer weiter in Deutschland vor und bedrohte Schwaben und Bayern demnächst mit einem Einfalle. Deshalb sah sich seine Gesellschaft vom hl. Herzen gezwungen, ihre Zufluchtsstätte zu Petershofen (bei Augsburg) zu verlassen u. sich nach Oesterreich zu wenden. Der Ort, wo sie sich zuerst wieder sammelten, war Passau. Die Patres vertheilten sich in verschiedene Abtheilungen und reiseten mit dem Saak auf dem Rücken und ihr Brod bettelnd. Sechs Wochen verweilte G. mit seinem Gefährten in Passau, ganz in der Nähe der berühmten Wallfahrtskirche, die fromme Christen durch die Ehren der hl. Jungfrau errichtet haben (Maria-Hilf). Während dieser Zeit versäumte er keinen Tag, dahin zu gehen, um das hl. Kreuz zu betrachten und den Schutz der Mutter aller Barmherzigkeit zu

u. die ganze Kirche anzusehen. Inzwischen wurden die kaiserlichen Heere von den französischen Truppen mehr und mehr zurückgedrängt; auch Passau mußte geräumt werden. Die Gesellschaft schiffte sich auf der Donau ein, gelangte nach Wien u. erhielt die Erlaubniß, sich zuerst in Oesterreichs Hauptstadt selbst, dann in Hagenbrunn, 3 Stunden von Wien, niederzulassen. Drei Jahre waren daselbst G. unter Studien und Gebet verfloßen, als sich ihm auf einmal ein mühsames und langes Feld apostolischer Arbeiten aufthat. Am 18. April 1799 vereinigten sich die Pères du Sacré-Coeur mit den Pères de la Foi und wurden zur Unterstützung der Interessen der Religion in verschiedene Gegenden gesandt; einige unter ihnen erhielten die Weisung, sich nach Aspern (an der Gränze von Mähren) zu begeben, um den unglücklichen Soldaten, welche die Lazareth überfüllten, Beistand zu leisten. Auch unserem P. G. ward diese gefahrvolle Mission und seine überfließende christliche Liebe ließ ihn mit einem unglaublichen Eifer die Gefahren und Beschwerden dieses neuen Dienstes übernehmen; allein leider erschöpfte er bald seine Kraft und eine schwere Krankheit brachte ihn an den Rand des Grabes. Kaum wieder hergestellt, erhielt er von seinen Oberen den Befehl zur Rückkehr nach Frankreich. Stets nur der Stimme des Gehorsams folgend, unternahm er, obgleich erst in der Genesung begriffen, diese lange Reise zu Fuß, blos von Almosen lebend. Er fühlte sich glücklich, für Jesus Christus zu leiden und hatte sein ganzes Vertrauen auf Gott gesetzt. — Er war kaum in Paris angekommen, als seine Vorgesetzten ihn nach Lyon beorderten, um den P. Roger und Lambert in ihren Arbeiten beizustehen. Hier, kann man sagen, machte er seine Lehrzeit für die apostolischen Berrichtungen, welche sein ganzes Leben ausfüllten. Seit langer Zeit war der ihn belebende Eifer unterdrückt und, so zu sagen, durch den Zwang der Umstände gesehelt; nun gewann er jenen Aufschwung, den blos die Pflicht des Gehorsams zu beschränken im Stande war. Predigen, Katechisiren, Privatgespräche, Armen- und Krankenbesuch: zu Allem trieb ihn seine christliche Liebe und weder Widerspruch, noch Mühen, noch Gefahren schreckten ihn zurück. Selbst sein Leben war bei mehr als einer Gelegenheit in der größten Gefahr. Im Jahre 1804 eröffnete sich für den glühenden Eifer des Missionärs und einiger seiner apostolischen Gefährten ein weiteres Feld der Wirksamkeit. Es wurden nach und nach Missionen zu Tours, Amiens, St. Balers und Aberville abgehalten; Missionen, welche ein großes Aufsehen erregten und reichliche Früchte trugen. Ueberall machte sich G. durch seine gründlichen Reden beliebt. Seine Verehamskeit, voll Seelenadel u. Salbung, siegte oft über den hartnäckigsten Widerstand u. wir könnten mehre schlagende Beispiele von Bekehrungen, die er durch seine Predigten bewirkt hat, namhaft machen. Die wunderbaren Erfolge, die diese Missionen hatten, brachten in den Reihn der Feinde der Religion lebhaftere Besorgnisse hervor. Tausend Beläumdungen wurden gegen diese evangelischen Arbeiter im Umlauf gesetzt; die Civilbehörde unterbrach die Mission zu Aberville plötzlich und die Missionäre mußten sich zerstreuen. G. kam nach Lyon zurück und erst zu Anfang des Jahres 1806 konnte er wieder gemeinschaftlich mit mehren anderen Pères sein Missionsgeschäft fortsetzen. Die Mission zu Grenoble dauerte drei Monate und der Erfolg derselben war um so umfangreicher und dauerhafter, als die Missionäre in Folge der Mission und auf das Verlangen der geistlichen Behörde, für den gesammten Klerus der Diözese ein Pastoral-Retraite veranstalteten. Der Erfolg, der diese neue Funktion, zu deren Besorgung G. in der Folge so oft berufen wurde, krönte, war vollständig. Von Grenoble ging er mit P. Lambert und P. Thomas nach Poitiers, nach Niort, nach Bordeaux und hier, wie überall, ward ihnen der Lohn zu Theil, den ihr Eifer verdient und wonach ihr Ehrgeiz strebte, wir meinen: die Bekehrung der Sünder; hier, wie allerwärts, erhob die Verfolgung ihr Haupt gegen sie; neues Geschrei, das so laut wurde, daß Bonaparte den „Vätern des Glaubens“ gebot, ein Jeder solle sich in seine Diözese zurückziehen, widrigenfalls sie nach Guyana transportirt werden würden. Sie gehorchten diesem Befehle; gleichwohl verweilte P. G. eine Zeit lange in der Diözese Bordeaux, um die Früchte

en Missionen dauerhafter zu begründen; ja, er betrieb, wenn auch, mehr ge-  
nd geräuschlos, seine apostolischen Arbeiten sogar noch fort. Der Befehl  
inisters Fouché nöthigte ihn endlich, sich nach Besançon zu verfügen, wo  
Jahre lange als Direktor des Priester-Seminars fungirte. — Zu diesem  
Amte brachte er denselben Eifer und dieselbe Hingebung mit, die man an  
Missionsprediger bewundert hatte. Die jungen Seminaristen hegten ein  
loses Vertrauen zu ihm, verehrten ihn wie einen Vater und wünschten sich  
durch ihn zu den Tugenden des Priesterstandes herangebildet zu werden.  
Ihne hielt der fromme und gelehrte Seminar-Direktor kirchliche Conferenzen,  
sie mit frommer Wissbegier bewohnten. Nach dem Plane der göttlichen  
mg sollten dieselben gleichsam den Vorbereitungsakt zu den geistlichen Ue-  
bilden, welche unter seiner Leitung von so wunderbarem Erfolge waren.  
Inselige Widersacher legten seinem Eifer Fesseln an; er sah sich in Folge der  
nisse, welche Le Coz, ein ehemals constitutioneller Bischof, der zur Zeit des  
rats zum Erzbisthum Besançon gelangt war, machte, sogar gezwungen, das  
re zu verlassen. Er zog sich nach Grenoble zurück und bekleidete dort bis  
en bescheldenen Posten eines Vikars an der Kathedrale. Zwei Jahre flossen  
dieser Stellung in Ausübung der glühendsten Liebe zu Gott und den Men-  
in, als der Orden der Jesuiten wieder in Frankreich auftauchte. Er eilte  
Paris, um sich mit seinen alten Mitbrüdern zu vereinigen. Kaum war er  
gekommen, so schickten ihn seine Oberen, auf bringendes Bitten des Bischofs  
iffons, Le Blanc de Beaulieu, in diese Stadt, um die Leitung des dortigen  
seminars zu übernehmen. Er rechtfertigte das Vertrauen des Bischofs voll-  
: und wußte sich durch seine Talente und Tugenden die Achtung und Liebe  
lieder des Klerus zu erwerben. Auch im folgenden Jahre, als er bestimmt  
den Jünglingen des kleinern Seminars dieselbe Sorgfalt zu widmen, ent-  
er der hohen Meinung, die man von seiner Einsicht und seinen Tugenden  
vollkommen; er widmete den ihm anvertrauten Knaben die zärtlichste Sorg-  
ich sie verehrten und liebten ihn wie einen Vater. Mit seiner Zeit geizend  
is unermüdblich in seiner Thätigkeit, verwandte er während der zwei Jahre,  
zu Soissons zubrachte, jeden, auch noch so kurzen, freien Augenblick auf  
ung religiöser Aufsätze, die zwar nicht öffentlich herausgegeben wurden, aber  
welche sie kennen lernten, sehr gefielen. Der Bischof Beaulieu, welcher  
der guten Früchte war, die der Eifer des P. G. trug, hätte ihn gerne  
in seiner Diözese behalten; allein das Missionsgeschäft verlangte zu drin-  
gigen apostolischen Arbeiter, als daß man ihn länger hätte zurückhalten  
konne. Als er das Seminar verlassen mußte, verehrte ihm der Bischof ein Bild  
ligen Herzens in prachtvoller Einrahmung, um das herum die Namen aller  
ge des Priesterseminars verzeichnet standen. Diesem Beweise der wohlwol-  
Aufmerksamkeit des hohen Prälaten war ein Schreiben beigelegt, in welchem  
diese Jünglinge dem guten Vater ihre lebhafteste Dankbarkeit und das aufsieh-  
ebauern über seine Entfernung aus ihrer Mitte auf das Rührendste aus-  
drückten. Seinem lieben Missionsberufe, zu welchem er eine so ausgesprochene  
ne begie, zurückgegeben, entsfaltete P. G. zehn volle Jahre den ausdauerndsten  
der stets vom glänzendsten Erfolge gekrönt wurde. Sein Muth beugte sich  
vor den größten Schwierigkeiten nicht und wußte alle Hindernisse, welche  
ungerechte Vorurtheile so oft in den Weg legten, zu überwinden. Man hat  
Grund, seine wahrhaft apostolische Unererschrockenheit, die er bei der Mission  
werk 1820, der von Chalons-sur-Saône, der von Autin u. s. w. bewährte,  
zu rühmen. Die von Orleans (im J. 1823) ist vor allen anderen einerseits  
den Widerspruch, den sie erfuhr, andererseits durch die schönen Resultate, die  
er hervorgingen, bemerkenswerth. Die P. Gallot und Thomas waren die  
nächstbesten Gefährten des P. G. Das Volk und selbst die Geistlichkeit  
: den verehrten, Thomas den guten und G. den sublimen Vater;  
: diesen Beinamen der Erhabenheit seiner Gedanken, der Tiefe se-

blicke und der stets drängendern Beweisführung. Deshalb hatte er auch gewöhnlich die Aufgabe, die Controversen, die Mysterien der Religion, die Gottheit Jesu Christi, die Nothwendigkeit des Glaubens, die Verpflichtung zum Gehorsam gegen die Kirche &c. zu behandeln. Er hatte das besondere Talent, alle wichtigen Fragen unserer Religion in klarer Aufeinanderfolge zu entwickeln und mit einer Kraft des Ausdrucks, welche zur Ueberzeugung hinreißt, vorzutragen. Ueberrascht wurde man von der glücklichen Anwendung, die er von der hl. Schrift und von den Kirchenvätern zu machen wußte. Diese Verebtsamkeit, durch den Geist des Gebetes belebt u. durch die beständige Ausübung der erhabensten Tugenden unterstützt, war wohl geeignet, Aller Herzen zu erschüttern. Allein mitten unter diesen Missionsgeschäften beschäftigte er sich noch mit Abhaltung von Geistesübungen für Geistliche, der er fast ausschließlich die letzten 12 oder 15 Jahre seines thatenreichen Lebens widmete. Er hielt solche nach u. nach in den meisten Diözesen von Frankreich. — So viele Fasten und Anstrengungen erschöpften endlich die Kräfte des Apostels u. machten ihn vor der Zeit alt. Er mußte den größten Theil seiner mühseligen Beschäftigungen aufgeben; schwere Krankheiten dienten zur Prüfung seiner Tugend, zur Läuterung seiner Seele und zur Vereinerung seiner Verdienste. Die vier letzten Lebensjahre brachte er in dem Novizenhause zu Avignon zu. Immer mit Gott vereinigt, opferte er ihm seine Leiden auf, er bot ihm sein ganzes Dasein an u. hatte bis zu seinem letzten Athemzuge den Sinn nur nach Jenseits gerichtet. Er starb den 18. Febr. 1844 in seinem 76. Lebensjahre. — Die Tugenden, welche bei P. G. mit besonderem Glanze strahlten und seinen Eifer mit dem edelsten Motive belebten, waren: lebendiger Glaube, glühende Liebe zu Jesus Christus und zur Mutter Gottes, unbegrenzte Hingebung an seine Kirche, besondere Andacht zu den heil. Märtyrern und kindliche Liebe für die Gesellschaft Jesu. Die Lebendigkeit seines Glaubens sprach sich in seinen Worten und in jenem Tone der Ueberzeugung aus, der sie besetzte. Seine unbedeutendsten Handlungen erhielten durch die Prinzipien des Glaubens ihre Richtschnur und höhere Weihe; er sah Alles in Gott und Gott in Allem; deshalb betrachtete er auch alle seine Lebensverhältnisse als eben so viele besondere Züge der göttlichen Vorsehung und voll lebhaften Dankgefühls feierte er jeden Jahrestag seiner Berufung zum Glauben, zum Priesterstande und zur Gesellschaft Jesu. Sein Glaube war stets eben so rein, als lebendig; allen Glaubensneuerungen abhold, adoptirte er nie eigenthümliche Ansichten und gewagte Systeme. Der Gedanke, der ihn vor allen beherrschte, sein täglicher Wunsch, war, Jesus Christus Beweise seiner innigen Liebe zu geben. Das hl. Herz Jesu war der Lieblingsgegenstand seiner Verehrung. G. hegte ferner das zärtlichste Vertrauen zu der hl. Jungfrau; sie rief er voll Liebe an, u. suchte dieselben Gefühle auch den Gläubigen auf alle mögliche Weise einzupflößen. In dieser Absicht entwarf er den Plan zu einem Werke zu Ehren der Mutter Gottes und führte ihn auch theilweise aus; es war eine Sammlung aller Gnadenort Maria's, nebst der Angabe ihrer Stiftung, ihrer Bestimmung u. der vorzüglichsten Wunder, welche dort geschahen. Jedem Artikel war eine entsprechende Betrachtung und Nuganwendung u. s. w. beigefügt. Seine Aufopferung für die Kirche Jesu Christi kannte keine Grenzen; der Wunsch, ihr nützlich zu seyn, haßte sich seiner ganzen Seele bemächtigt und einer seiner glühendsten Wünsche war, der, hinzugehen und den Ungläubigen das Evangelium zu verkünden und die verlassenen Völker in den Schoos der allein seligmachenden Kirche zurückzuführen. Als er noch in Deutschland war, stand er auf dem Punkte, nach Syrien zu gehen und er hatte schon seinen Reisepaß, als dieses sein Vorhaben an unübersteiglichen Hindernissen scheiterte. Sein Eintritt in die Gesellschaft du Sacré-Coeur, in die de la Foi und ebenso endlich in die Gesellschaft Jesu ging vorzüglich dem Motive hervor: die geheiligten Bande, die ihn mit der Kirche und deren Hirten vereinten, noch enger zu ziehen.

Götheim, Städtchen und Hauptort des gleichnamigen Kantons, in der fruchtbaren Ebene der bayer'schen Pfalz, mit 1700 Einwohnern und gute

haft. In der Nähe das Dorf Eisenberg mit den bedeutenden Eisenwerk-  
 Herrn von Sinanitz und römischen Alterthümern, dann das geschichtlich  
 irdige Königskreuz, ein feineres Denkmal, unter einer alten Ulme  
 , welches die Stelle bezeichnet, wo Adolph von Nassau am 2. Juli 1298  
 pfe gegen Albrecht von Oesterreich fiel. Adolph wurde Anfangs in dem  
 arten Cisterzienser-Konventloster Rosenthal (nun Ruine auf der östlichen  
 des Kantons), 15 Jahre später aber vom Kaiser Heinrich VII., zugleich  
 dem Segner Albrecht, zu Speyer in der Kaisergruft beigelegt. mD.

**Sörgey, Arthur**, General der ungarischen Insurgenten, der vor kurzem  
 e Habsburg'sche Dynastie auf's Tiefste zu erschüttern vermögend war, jetzt  
 facher, machtloser Privatmann, ein lebendes Beispiel, wie die Menschen u.  
 nie so vergänglich sind, als in revolutionärer Zeit — wurde im J. 1818  
 m der altadeligen Familie gehörenden Stammgute Lopporz in der Zipser  
 schaft geboren, der dritte von vier Söhnen seines Vaters Georg G. Die  
 zziehung erhielt der Knabe von seiner Mutter, welche den Ruf einer ge-  
 Frau hatte. Vielleicht in der Absicht, dem weichen, gemüthlichen Vater  
 großen Einfluß auf die Ausbildung der Söhne einzuräumen, verfolgte die  
 Frau ein Abhärtungssystem, wie es wohl selten in der civilisirten Welt  
 nt, das aber geeignet war, den Sohn für seinen kriegerischen Beruf vorzu-  
 . Sie starb im J. 1828, der Vater erst 1842. Die Schulbildung ge-  
 b. auf den Instituten zu Keszmarck und Leutschau; im 14. Jahre nahm  
 protestantische Kollegium zu Eperies als Rhetor auf. Allein das fried-  
 tudium daselbst genügte seinem Geiste nicht, den der Krieg und dessen Wis-  
 t mächtiger anzogen. Er trat in die Pionierschule zu Tulln, welche er  
 drei Jahren mit den rühmlichsten Zeugnissen seiner Lehrer verließ, die, sein  
 ndes Talent erkennend, ihn dem Hofkriegsrathe mit dem Bemerkem empfah-  
 das man einen Feldherrn in ihm zu gewärtigen habe." Unmittelbar von  
 Schule kam G. zur adeligen ungarischen Leibgarde in Wien. Auch in dieser  
 ig blieb sein Geist den Wissenschaften zugewendet; er besuchte die Universität  
 te Veterinärkunde. Fünf Jahre später trat er als Oberlieutenant bei den  
 nahusaren ein, aber als er nur noch wenige Schritte zum Rittmeister zu  
 t hatte, verließ er den Militärdienst ganz u. ging nach Prag zum Studium  
 emie, welchem er mit dem besten Erfolge oblag. Im dritten Hefte der  
 gsberrichte der k. k. Akademie der Wissenschaften von 1848 wird unter den  
 ungen auf dem Gebiete der organischen Chemie mit entschiedenem Beifalle  
 G. gedacht, der bei Kettenbacher in Prag die fetten Säuren des Kokosnuß-  
 bestimmt u. über die Caprin- oder Bichurimtalgsäure nähere Angaben gemacht  
 . Noch während seines Aufenthaltes in Prag heirathete er ein Fräulein aus  
 Eliaß, worauf er sich auf das Stammgut seiner Familie zurückzog. Erst die  
 überhebung der Magyaren rief G. in die Bahn des öffentlichen Lebens zurück.  
 ilte nach Budapesth und bot dem ungarischen Ministerium seine Dienste an.  
 y eine willkommene Aufnahme er hier fand, beweisen die wichtigen Posten  
 usträge, die man ihm anvertraute; denn kaum war er von seiner Sendung  
 offen nach Kütitz zurück, als man ihn zum Hauptmanne in der Raaber  
 machte, bald darauf als Major nach Szolnok schickte u. endlich auf der  
 pel dem Danus entgegenstellte. Hier präsidirte er in dem Kriegsgerichte,  
 unglücklichen Grafen Zichy zum Tode verurtheilte. Die unerbittliche  
 welche er bei dieser Gelegenheit zeigte, machte Kossuth aufmerksam auf  
 n Zuneigung er bald entschieden gewann. Niemand ahnte damals, daß  
 sich in dem Günstlinge den späteren Rivalen erzog. Moriz Perczel's  
 burg, der mit der Gefangenschaft des Roth'schen Armeekorps endete, leh-  
 lich G., wie später, zum Oberst avancirt, den Bau der Pesth-  
 te. Schon zum General en Chef designirt, überwachte er den Uch-  
 welchem Kossuth nicht recht traute, über die Leitza, übernahm



Kommando erst nach dem Siege des Banus bei Mannsdorff. Mit dem An-  
 nähern des Fürsten Windischgrätz begann G.'s berühmter Rückzug, welcher ihm  
 der Geschichte des ungarischen Feldzuges ein dauernderes Andenken sichert, als a  
 verlorenen und gewonnenen Schlachten. Er ging allmählich über Raab und Pe-  
 zurück und theilte hier sein schwaches Heer, unstrittig, um nicht den ganzen Pri-  
 mit einem Schlage beenden zu lassen. Perczel mit einem Corps wurde na  
 Szolnok dirigirt, während G. selbst nach Waizen marschirte. Hier erließ er  
 bekannte Proklamation, in welcher er aussprach, daß er für König Ferdinand  
 kämpfe, und bewerkstelligte von hier aus auch den schönen Rückzug über die Per-  
 städte. Nach der unglücklichen Schlacht bei Kaposna sank Dembinski, der seit de  
 14. Febr. 1849 den Oberbefehl geführt hatte, von seiner Höhe herab und wur  
 durch den Feldmarschall-Lieutenant Better ersetzt. Dieser erkrankte bald, und  
 begann, zum Generalissimus ernannt, den brillanten Aprielsfeldzug. Er drängte  
 zu schwachen österreichischen Streitkräfte bis auf den Raab vor Pesth zurück  
 siegte später in der Schlacht bei Ragy-Sarto vollständig und entsetzte die schw  
 bebrängte Festung Komorn. Hier war es, wo ihn mitten in seiner Siegeslau-  
 bahn der Befehl des Ministeriums, Ofen um jeden Preis zu nehmen, aufhiet  
 Mit dem schmerzlichen Worte: „Nun ist Ungarn verloren!“ leistete er dem Mi-  
 nisterialbefehle Folge und begann am 21. Mai, Morgens 2 Uhr, den Generalsk  
 (s. Ofen im Supplementbande I.). Nach der Einnahme der Stadt übernahm  
 das Portefeuille des Kriegsministeriums, verweigerte aber die Annahme des Tit  
 eines Feldmarschalllieutenants, wie des Militärverdienstordens erster Klasse, indem  
 Belbes für „republikanischen Unsinn“ erklärte. Nun begannen die Zerwürfnisse  
 Kossuth und Mißtrauen lähmte G.'s Schritte, während ein energischer Segn  
 Haynau, den neuen Feldzug eröffnete. G., über die Waag zurückgedrängt,  
 schwächt durch die Kämpfe bei Raab und Acs, selbst verwundet, warf sich in  
 Festungswerke von Komorn. Kossuth wollte seine Stelle durch zwei Befehlshab  
 Mezaros und Dembinski besetzen; die Armee verweigerte die Annahme derselb  
 G., das Bedenkliche seiner Stellung erkennend, bot durch den General Klapka d  
 Feinde eine Schlacht an, um so seinen eigenen Rückzug zu maskiren. Von d  
 Russen bei Waizen aufgehalten, suchte er sein altes Terrain in Nordungarn wie  
 zu gewinnen. Es war zu spät. Und obgleich auch dieser Rückzug ein weis  
 hafter zu nennen ist, mußte er doch, wie ein österreichisches Blatt sagt, fast ein  
 Monat lange Spießruthen laufen mit seinem Heere zwischen Kosatenpiken u  
 russischen Bajonetten. Einzelne glänzende Waffenthaten, wie G.'s hartnäckig  
 Widerstand am Sajo u. an der Hernath, vermochten nicht mehr das Unternehm  
 von seinem Sturze aufzuhalten. Ragy-Sandor's Ungehorsam vereitelte den lezt  
 Versuch, durch forcirte Märsche die Verettvo-Linie zu gewinnen, und hatte  
 Niederlage bei Debreczin zur Folge. Noch hoffte G. die Südarree zu erreich  
 allein sie war vernichtet durch Haynau bei Temesvar. Jetzt brach für Ung  
 ein 18. Brumaire an. G. zwang Kossuth zur Abdankung und übernahm  
 Militär- und Civilgewalt selbstständig, doch auch hier zu spät. An einem Dun  
 bruche von Arad aus durch Schlack verhindert, die russische Armee im Rück  
 durch General Lüders von Siebenbürgen abgeschnitten und von Temesvar her,  
 das Gros des österreichischen Heeres stand, mit offenem Angriffe bedroht, str  
 G. endlich am 13. August 1849 mit einer ganz erschöpften Armee bei Bilau  
 vor den Russen die Waffen. Nach dem Berichte des Fürsten Paskevitch hat  
 G. auf Gnade u. Ungnade ergeben, doch scheint er die geheime Zusicherung =  
 Amnestie erlangt zu haben, ein Versprechen, dessen Erfüllung der Fürst, wie  
 den gewechselten Notizen hervorgeht, mit einiger Mühe durchgesetzt hat. Franz  
 seph verwies ihn nach Klagenfurt. Wie lange die inländische Verbannung dar-  
 wird, ist ein Cabinetsgeheimniß, wie denn überhaupt kein Richterspruch vorl  
 sondern das Schicksal G.'s dem persönlichen Willen des Kaisers anheimgegeben  
 — Die Nachricht von G.'s Unterwerfung überraschte um so mehr, als die ruf  
 sen Blätter bis zum letzten Augenblicke die Insurgenten die glänzendsten E

gegnerischen Armeen erkämpfen ließen. Die heftigsten Anklagen erhoben den unglücklichen Feldherrn, den man nichts Beringeren, als des Verrathes beschuldigte. Uns liegen nur seine bedeutenden Geisteskräfte nicht aber sein Charakter klar vor, daher enthalten wir uns eigenen Urtheil schalten nur eine auf das Ereigniß bezügliche Stelle ein, welche einer ichei Theilnahme für die Sache der Magyaren geschriebenen „Geschichte zwischen Freiheitskampfes“ entnommen ist, deren Verfasser von seinem nkte aus G. sicher nicht geschont haben würde, wenn es mit seinem he eine so ganz ausgemachte Sache wäre. „Nach der Katastrophe von , heißt es dort, „glaubte die große Mehrzahl das Recht zu haben, G. rrräther nennen zu können, und dennoch verdient er diese Beschuldigung er eine andere, die man ihm mit größerem Rechte machen kann, ist die seitigen Charakters. G. ist einfacher Soldat, ausgerüstet mit Muth, Gewandt- allen ehrenhaften Eigenschaften seines Standes, aber kein Politiker; sein rriegsrühm, sein eigener Erfolg war stets sein vorzüglichstes Augenmerk, die it u. Freiheit seines Vaterlandes blieb ihm eine sekundäre Rücksicht, welche , Andern zu überlassen. Er hielt seine Armee zusammen, weil das An- Generals davon abhing; er zog sich zurück, gleichviel wohin, er gab auf, was, wenn er dabei nur nicht eine Kanone, eine Fahne einbüßte. Seinen General zu erhalten, galt ihm mehr, als den eines Patrioten zu verble- in berühmter letzter Marsch, der in der Kriegsgeschichte einst groß dastehen er mit der feinsten Kunst berechnet für das Ziel einer Uebergabe in Masse, selbst den Ruf eines noch unbefiegten Generals zu erhalten.“ — In seinem it G. still und zurückgezogen. Man sieht ihn selten. Im Museum will er wissenschaftliche Forschungen machen. In engeren Kreisen spricht er n seinen jüngsten Erlebnissen. Von seiner zahlreichen Umgebung ist dem t übermächtigen Feldherren nur ein junger Ungar geblieben, Remeny, ein auf der Geige, dessen geniale Spielweise Ohrenzeugen für eine außer- che Erscheinung auf musikalischem Gebiete erklären. Remeny begleitete G. rem ganzen jüngsten Feldzuge. Er folgte ihm stets in das tiefste Gewühl blachten, so daß ihn G. einmal fast mit Gewalt von seiner Seite führen mußte, indem er ihm zurief: „Fort, in Dir tödtet die Kugel ein Genie, nst noch die Welt entzücken soll!“ — Oesterreichische Blätter von 1849; zin für die Literatur des Auslandes 1849; Aug. Jg. 1850. mD.

Hörlich, der Tod der Gräfin von G. Die Corruption unter den höheren ren ist das Thema des Tages. Die französische Tagesgeschichte hat uns e, die Menschheit schändende Beispiele derselben vorgeführt, die Presse ist mit unablässig bemüht, von anderen den verhüllenden Schleier herabzuziehen u. eine bittere, aber treffende Ironie, daß unter den Pariser Proletariern der lag gemacht wurde, einen Verein zur sittlichen Besserung der höheren Stände nden. — Die scheußliche Ermordung der Herzogin von Praslin (s. d.) vor allen, welche die ganze civilisirte Welt mit Schauder und Entrüstung t. Der Mörder hat sich zwar aus den Händen der irdischen Gerechtigkeit t, aber, Dank sei es einer schnellen und energischen Justiz, über der Schuld t schwebt auch nicht mehr der leiseste Schatten der Ungewißheit. Die fran- Justiz hat in diesem Falle Alles gethan, was die Gerechtigkeit und Un- gheit nur verlangen konnte. — Sie ging rasch und sicher der Spur des hms nach; sie hat es schonungslos enthüllt und alle ihre Schritte und Re- in Doffentlichkeit übergeben. Dieses rühmliche Verfahren hat sich bei den so schrecklichen und entsetzlichen Ereigniß in Deutschland — dem be- hede der Gräfin von G. in Darmstadt — nicht bewiesen; es zel gheit lieber wieder einmal die ganze Trostlosigkeit und Kläglich- Verichtsverfahrens im traurigsten Lichte. — Der Graf von G. stam- den Laster zu fröhnen, welches näher zu bezeichnen der Anstam- s nassauischen Hofe Gesandter, wurde aber von dort abgerufen

sagt, auf ausdrückliches Verlangen des Herzogs, weil er durch unverkühlte Friedigung seines widernatürlichen Hanges öffentliches Aergerniß veranlaßt und in die Niederlande geschickt. Sein anrührender Ruf war seiner Frau bekannt; vielleicht war dieser, oder die Wahrheit, die ihm zu Grunde lag, Ursache des Unfriedens, in dem sie mit ihm lebte; denn notorisch ist, daß ganz zwischen sich verfallen waren. — Im Herbst 1847 fand man die C. Abends 9 Uhr vor ihrem Schreibpulte verbrannt; ausser einem Theil desselben kein sonstiges Meubel verbrannt. — Der Kopf, der Hals, ein Theil der waren ganz verkohlt. — Der Graf zeigte sich zwar zerknirscht. Die Leiche nicht einmal seziert, denn der Graf wollte es durchaus nicht zugeben; er auffallende Eile in der Erwirkung der Erlaubniß zur Beerdigung seiner Frau diese wurde auch, sobald es nur einigermaßen möglich war, vorgenommen. Antrag der Aerzte auf Untersuchung, weil der Fall medizinisch interessant lehnte er ab. — Das Hofgericht aber verweigerte die Einleitung einer Untersuchung! — bis der Graf selbst, der ewigen Verdächtigungen müde, dasselbe um Untersuchungseinleitung gegen sich (!) bat, jedoch erst nach Monaten, wo ein gelicher Augenschein nicht mehr möglich war. — Jener bringende und scharfe Verdacht, welcher sich immer unumwundener dahin aussprach, daß die Verbrer deshalb stattfand, um die Spuren einer vorherigen Erbrofflung zu vertilgen, durch eine schleunige und strenge Untersuchung bestätigt, oder widerlegt zu müssen. — Uebrigens ist es bei den nothwendig vorauszusetzenden Rechtsf eines bevollmächtigten Ministers lächerlich, um eine Untersuchung gegen si bitten. Denn, welcher Mensch hat noch um eine Untersuchung gegen sich beten? Welches Gericht ist auf eine solche Bitte eingegangen? Daß sich J einer Untersuchung gestellt, daß Jemand sich selbst denunziert hat, kam schon dertmal vor; aber, um zu bitten, daß ein Gericht Untersuchung gegen einen müßte man dem Gerichte zugleich Verdachtsgründe gegen sich an die Hand z — Wäre damals schon öffentliches Gerichtsverfahren geübt worden, so wär Genugthuung so glänzend ausgefallen, als die Beschimpfung. — Noch ist Schleier über diese Schandthat nicht gelüftet; aber er wird es noch werden! — nigstens findet sich dieses Material ad perpetuum rei memoriam in einer S betitelt: „Die Gräfin von G. in Darmstadt, ihr Tod und der Angelegenheit terer Verlauf“ in der Verlagshandlung der „Gerichtshalle“ Buchhändler G Dehler in Frankfurt a. M. 1847 enthalten, wenn auch die Betreffenden unelicher Weise verschwinden sollten. I

\* Görres, Johann Joseph, starb zu München den 29. Januar 184 Folge einer Grippe.

\* Goldast von Salmensfeld, Melchior, ist in gewisser Beziehung Begründer der deutschen Staatsrechtslehre anzusehen und die wichtigsten vielen Schriften haben sich, zum Theil durch neuere Auflagen, als unentbehrliche Hülfsmittel bis auf den heutigen Tag auf den Repositorien der Staatsrechts erhalten, wie denn der berühmte Pütter denselben, trotz ihren Mängeln, einer merkwürdigen Gebrauch prophezeit hat. G. hat bekanntlich, der erste unter ganzen Reihe gelehrter Antiquare — einer Gelehrtenclasse, deren Werth die zeit, jemehr jene ausstirbt, desto höher zu schätzen wissen sollte — die, da römische Reich deutscher Nation angehenden, öffentlichen Aktenstücke aus Aed und Privatbibliotheken zu sammeln und herauszugeben angefangen, wodurch e um die Wissenschaft des deutschen Rechts ein Verdienst erworben, welches nach Coering's Ausdruck, wäre er unter den alten Athenern geboren gewesen, zweifelhaft einen Platz im Prytaneum gesichert hätte. Seine äußerst zahlre Schriften sind aber zum Theil durch die beharrliche Ungunst des Schicksals, schon den Verfasser hart verfolgt hatte, so außerordentlich selten geworden, nicht leicht eine der öffentlichen Bibliotheken Deutschlands, dem er doch sein I in unermüdlcher Thätigkeit gewidmet, sich wird rühmen können, dieselben Iändig zu besitzen. Insbesondere sind aber G.'s zahllose Briefe an die berüf

an Gelehrten seiner Zeit und jener Zeitgenossen an ihn zum größten Theile nach den Binden zerstreut und, trotz ihrem hohen historischen und literarischen Interesse, öfter der gelehrten Welt vorenthalten worden — ein Umstand, den schon sein schwebender Biograph, der spätere Reichshofrath, Freiherr von Senckenberg, so kühn beklagte und so gerne gehoben hätte, weshalb derselbe seinen vor etwas mehr als 100 Jahren gefaßten Plan, G. s. Leben würdig, ausführlich zu schildern (s. *qua par est, viri summi vitam descriptam exstare amplitudine*), aufzugeben sich genöthigt sah.

\* Goldfuß, Georg August, starb den 2. Oktober 1848.

Graf, Johann Baptist, einer der vortrefflichsten Aerzte Bayerns, geboren in Reunaign bei Rabburg in der Oberpfalz, machte seine Studien an dem Gymnasium und Lyceum zu Amberg, dann an den Universitäten zu Erlangen und Innsbruck, an welcher letzterer er das Doctorat der Medicin erhielt, und begann seine Laufbahn als praktischer Arzt zu München unterm 31. Mai 1794. Im darauffolgenden Jahre wurde er zum Professor der Arzneimittellehre, Chemie u. Botanik an der kurfürstlichen Veterinärtschule daselbst ernannt. Am 23. April 1799 wurde er als Medicinalrath bei der kurfürstlichen General-Landesdirektion angestellt und unterm 12. Januar 1800 zum Professor an der chirurgischen Militärschule ernannt. Er wurde durch kurfürstliches Rescript vom 18. März 1801 die General-Lazareth-Inspektion über die gesammten bayerischen Militär-Kranken-Verpflegungs-Anstalten constituirt wurde, wurde Dr. G. auch zum Rath bei dieser Stelle ernannt. Bei Errichtung der landärztlichen Schule zu München, an der Stelle des vormaligen chirurgischen Institutes, wurde er unterm 29. Oktober 1809 als Professor der Pharmazie, Heilmittellehre und Diätetik an derselben angestellt. Am 16. Juli 1814 ernannte ihn der König zum Militär-Oberstabsarzt. Er endete sein thätiges Leben am 14. August 1819, an den Folgen der Gesichtskrose. — G., als heilschwender, liebevoller Arzt in seiner sehr ausgebreiteten Praxis allgemein geschätzt, erfreute sich auch als Lehrer von allen seinen Schülern einer fortwährenden unermesslichen Anhänglichkeit. Voll Eifers für Gemeinbestes, ermunterte und unterstützte er junge Talente, ohne Unterschied der Fakultäten, wo er nur konnte. In allen Kräften wirkte er ächt patriotisch zur Empfehlung, Emporbringung u. Verbesserung der Mineral-Badanstalten in Bayern. Mit unermüdetem Fleiße unternahm er in den Jahren 1803 und 1804 die sämmtlichen zahlreichen Mineralwässer in Bayern und der Oberpfalz einer getreuen chemischen Untersuchung und übergab die Folge derselben dem Publikum ein sehr schätzbares, umfassendes Werk in zwei ersten Oktavbänden unter dem Titel: „Versuch einer pragmatischen Geschichte der bayerischen und oberpfälzischen Mineralwässer, nebst chemischer Untersuchung derselben in 41 Tabellen, und der Bergnaphtha bei Tegernsee und einer Brunnenanalyse von J. B. G., Pharm. et Med. Dr., Medicinal- und General-Lazareth-Inspektor und Professor,“ München 1805. — Diese Schrift wurde mit ausnehmendem Beifalle aufgenommen, wie die Recensionen in den öffentlichen Blättern; z. B. in der medizinisch-chirurgischen Zeitung von Salzburg vom 31. Juli 1806, Nr. 61, Seite 145—160 und in der Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung vom 26. December 1805, Nr. 230, Seite 603—606 u. s. w. beurkundeten. Er erhielt darüber sehr schmeichelhafte Zuschriften: von dem damaligen Churherzog Karl Dalberg, von dem Staatsrathe Fourcroy zu Paris, von dem sächsischen Tromsdorf zu Erfurt, von dem berühmten Dr. Hufeland zu Berlin u. a. m. Er sprach sich aus, „daß Dr. G. sich ein bleibendes Verdienst um die Wissenschaft und um sein Vaterland erworben habe.“ — Uebrigens schrieb G., außer mehreren kleinen Laboraten, z. B. über das gelbe Fieber, über Entzündung und Heilung des chirurgischen Instituts zu München, dann chemisch-pharmazeutische Tabellen 1814 u. dgl., noch im Jahre 1817: „Oekonomisch-chemische Abhandlung über den Roggen von 1815—16 und die zweckmäßigen Mehlmischungen zu einem guten Brode; über den Laumelloch, das Mutterkorn, den Brand im Getreide u. dgl.; über die beste Verwendung der Erbsen zum Brode und

die sträflichen Beimischungen zum Mehle beim Brodbaden von Dr. J. B. München 1817, 8." G. zahlreiche Freunde und Verehrer errichteten ihm dem Wege der Subscription ein stattliches Monument auf seinem Grabe in allgemeinen Gottesacker zu München. — G. war verheirathet mit Maria Stod, kurfürstlichen Hofkellereimeisterstochter, seit dem 13. August 1797, als Wittwe den 3. August 1833 starb. Aus dieser Ehe hinterließ er vier: 1) Johann Baptist G., k. Kronanwalt und Ministerialrath zu München; 2) G., k. Medizinalrath und ehemals Leibarzt der verstorbenen Königin Wittroline von Bayern; 3) Ludwig G., k. Regierungs-Assessor zu Augsburg, v. geheimer Sekretär in königlich griechischen Diensten; 4) Maximilian G., in k. griechischen Militärdiensten zu Anepelari im November 1834 starb. eine Tochter, Magdalena G., verheirathet an den k. Rentbeamten v. Mich. Weilheim, bermal zu Wasserburg in Oberbayern.

Grafrath oder Wörth zu St. Rasso, an der Amper, bei Inning; weit Fürstfeldbruck, ein sehr beliebter, von Oberbayerns Landvolke und besond. auch von Anbächtigen aus der Haupt- und Residenzstadt zahlreich besuchter Fahrtsort. Die ursprüngliche Stiftung verdankt diese Wallfahrt dem Heiligen, dessen Verehrung sie gewidmet ist und von dem sie den Namen trägt, dem berühmten Kriegshelden Grafen Ratto oder Rasso (Razzo), Rapoto (Rathpoto), bold und Ratold genannt, Grafen von Andechs u. Dieffen, dem Sohne des namigen Stammvaters dieser Grafen. Er war geboren um das J. 900. — Von seinem Bruder Friedrich wird angegeben, daß er im heiligen Lande gestorben sei. Seine Schwester Hatto oder Beata, vermählt mit dem Grafen Heinrich zu Altdorff Schwaben, wird als die Mutter des heiligen Konrad, Bischofs von Konstantinopel genannt. — Zum edlen und tapfern Ritter gebildet, von riesiger Leibesgröße wandt in Ritterspielen und ausgezeichnet bei den größten Turnieren (namentlich bei dem im Jahre 936 zu Magdeburg, wo er den Siegerpreis gewann), unter Arnulf II., Berchtold I. und Heinrich I. Heerführer des Bayernvolkes lieferte im Jahr 948 die große Hunnenschlacht am Lechfelde. Zurückgekehrt von einer Reise über Rom in das gelobte Land, welche er im Jahre 949 mit seiner Gemahlin, der schönen und herzensguten Juditha (der Stifterin Niedermünster zu Regensburg), unternahm und von welchen beiden Orten er großen Schatz von Heiligthümern und Reliquien zurückbrachte, — legte er sein Schwert gänzlich ab und baute unweit des Ammersees, zu Wörth an der Amper, nahe an dem Berge, auf welchem sein Schloß Rathen- oder Razzen- (Rathburg) lag, eine Kirche, zu St. Salvador genannt und ein Kloster für 12 Bistinermonche, worinnen er seine gesammelten heiligen Schätze aufbewahrte. — dem er im Jahre 952 selbst das Ordenskleid in dem von ihm gestifteten Kloster genommen hatte, starb er am 19. Juni 954. Sein Leichnam wurde in der ihm erbauten Kirche beigesetzt; er selbst aber von dem Papste Innocenz II. seligsprochen. — Die Ungarn zerstörten im Jahre 955 Ratto's Burg, Kirche und Kloster. Glücklicherweise hatten die frommen Mönche vorher die Heiligthümer nach Andechs gerettet, von wo sie nicht wieder zurückkamen. Rasso's Grabstätte erlitt die Zerstörung. Ueber dieselbe ward später eine Kapelle (St. Grafrath) gebaut und dem Kloster zu Dieffen einverleibt. Im Jahre 1132 wurde eine neue Kirche gebaut, dieselbe im Jahre 1468 renovirt, im Jahre 1593 erweitert. Der thätige Probst Renatus Sonntag erbaute im J. 1678 ein kleines Kloster u. im Jahre 1689 den Grundstein zu einer neuen geräumigen Kirche. — Bei Aufhebung des Klosters Dieffen im Jahre 1803 verlassen vier Chorherren denselben den Wallfahrtsdienste zu G., hierauf aber wurden zwei Wallfahrtsdiener angestellt. Am 26. April 1836 wurde die Wallfahrt auf Sr. Maj. des Königs Ludwig I. Befehl dem Franziskanerorden übergeben. Nun bewohnen drei Mitglieder dieses Ordens, nebst zwei Laienbrüdern, das dortige Klosterlein als Hospitium, unter deren sorgfältiger Pflege die ehrwürdige Wallfahrtsstätte G. in ihrem vortän erhalten bleiben wird.

Grout de Beaufort, Heinrich Ernst, Chevalier, geboren 1798 zu Auberville bei Orillon im französischen Departement de l'Eure, der Sohn eines ehemaligen Capitäns im Regimente Dauphin, zeichnete sich von seiner Kindheit an durch seine Eigenschaften: unerschrockenen Muth, ein fühlendes, edles Herz und leidenschaftliche Liebe zu den Studien aus. 1812 kam er in die Marineschule zu Louisa; drei Jahre nachher machte er unter Riviere den Feldzug im Archipel mit und durchkreifte drei Jahre lange die Levante. Seine Reise nach Griechenland blieb ihm nicht ohne Früchte und trug mächtig bei, seinen natürlichen Beobachtungsgedeh zu entwickeln. In diesem Zeitpunkte widmete er sich eifrigst dem Studium der Naturwissenschaften, besonders der Struktur des Erdballs. Die gelehrte Anwendung der Mathematik war ihm nicht fremd, dem Probabilitätscalcul gab er sich mit Interesse hin, ohne sich durch diese Beschäftigung von den, dem Reisenden zu Bestimmung der örtlichen Lagen so nothwendigen, astronomischen Beobachtungen abhalten zu lassen. Er hatte jene Ortsbestimmungen so fleißig geübt, daß er, bei seiner ersten Reise als Schiffsführer in der königlichen Marine nach Senegal im Jahre 1819, darin vollkommen bewandert war. Jene erste Reise nach Afrika dauerte beinahe drei Jahre und trug Vieles bei, Beaufort an das Klima zu gewöhnen. Schon damals beseele des jungen Kouzee hingebender Eifer sein Verlangen, in das Innere von Afrika einzubringen; allein es gebrach ihm an vielen Erfordernissen, um eine so gefahrvolle Reise mit Erfolg zu unternehmen. Dies einsehend, lehrte er nach Frankreich zurück, um dort neue Kenntnisse zu erwerben, Instrumente und eine Sendung zu erlangen. Von 1821 — 23 verwendete er in Paris seine ganze Zeit auf botanische Studien, Zoologie, Mineralogie und auf das Lesen von Reisen nach Afrika; er studirte Chemie und Physik und widmete sich auch dem Arabischen. Den Tag über besuchte er die Collegien, Museen und Bibliotheken; die Nächte benützte er zu seinen Notizen. Seine ruhige Einfachheit und Bescheidenheit ließen das ihn belebende geheime Feuer nicht errathen. Der erste Plan, den er dem Ministerium vorlegte, schmeckte etwas nach seinem Enthusiasmus; er mußte auf sichere Schwanken — zurückgewiesen werden. Nicht ohne Ueberwindung gab er seine Lieblingsideen auf: er hatte anfänglich gehofft, sein Unternehmen großartig ausgeführt zu sehen, um, im Herzen seines Zielpunktes angelangt, den einen seiner Reisegefährten nach Benin, den andern nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung und einen dritten nach Madagascar senden zu können, während er sich selbst den obern Nil vorbehielt. Es war damals unmöglich, diesen gigantischen Ideen Gehör zu schenken; so erhielt denn Beaufort eine beschränkte Sendung mit allen Bedürfnissen einer Reise in das Innere übrigens wohl versehen: Instrumente, Lebensmittel, Waaren, Aufmunterungen jeder Art, — er erhielt Alles von der großmüthigen Theilnahme des Marineministers und besonders, was für ihn so vielen Werth hatte, die Achtung u. selbst Zuneigung des königlichen Befehlshabers im Senegal, Baron Roger. Am 4. November 1823 verließ Beaufort von Rochefort ab; bei seiner Ankunft ward er mit Herzlichkeit vom Statthalter empfangen, der seiner glühenden Ungebuld bald die Bahn eröffnete. Gegen Ende Januar 1824 brach er, mit den nützlichsten Instruktionen und wegen wohl versehen, nach dem Gambia auf. Er beobachtete auf dieser Reise mehr Breiten und Längen, kam bis Banancu unweit des Saleme und nach 120 Stunden von der Mündung des Gambia, besuchte die Mandingues, mehrere Erzeugnisse des Pflanzenreichs (den Butterbaum, das Palmendöl und einen merkwürdigen, von ihm für einen Pandanus gehaltenen Baum, der sich selbst entzündet und große Brände verursacht, so daß sogar dessen Holz bei sich selbst entzündet ist). G. sagt: Olfenpflanzen seien selten, dagegen die gemüseartigen und Malvaceen sehr gemein. Er nahm sorgsam die Barometerhöhen, die Hauptfelsen und ihre Neigung, die Insekten, verschiedenen Thierarten, die Witterungsprognomien. Am 26. Mai kehrte G. nach Safel zurück, wo er die wichtigsten Beobachtungen vervielfältigte, um durch eine Mittelhöhe die Landes festzustellen; er fand, nicht ohne Verwunderung, daß

von Obersenegal nur sehr wenig über die Meeresfläche erhaben, wodurch sich ihr das lange Stocken der Gewässer und die Beschaffenheit der Luft in der übeln Jahreszeit erklärte. Hierauf besuchte der Reisende Bondu, gelangte den Faleme weiter hinauf, als seine Vorgänger, und sammelte zu einer Chartre des Laufes diese Flusses genügende Elemente. Den Herbst des Jahres 1824 widmete O. der Untersuchung von Karta; er bestimmte die Lage von Olimane, der gegenwärtige Hauptstadt, und traf daselbst einen unternehmenden französischen Reisenden, kürzlich mit der Tochter des Königs verheiratet. Von da bedarf ein Fußgänger nur zehn Tage nach Sego, nämlich an dem, durch die Neueren „Niger“ genannten, großen Fluße. Für O. war der Augenblick, diese Strecke zurückzulegen, noch nicht gekommen, obgleich ein zuverlässiger Maure sich erboten hatte, ihn nach Sego, selbst nach Tombuctu zu geleiten; der Mann kam von dorthier und wollte auf demselben Wege zurückkehren. O. ward aber auf die schändlichste Weise unterwegs beraubt und glaubte, von Allem enttäuscht, eine solche Reise nicht fortsetzen zu können. So hinderte nur sein Mißgeschick den glücklichen Erfolg, dem er sich bereits so nahe sah. Nochmals zu Kafel angelangt, begab sich O. gegen den Februar 1825 nach dem Lande Casso und gelangte dann an die Katarakte von Felu und bis zu jener von Gowina. Endlich unternahm O. die Erforschung von Bambuk. Diesem wichtigsten Theil seiner Reise verdanken wir die Hauptortbestimmungen jenes interessanten Landes und die Materialien einer, die bis jetzt vorhandenen an Genauigkeit weit übertreffenden, Karte; die bestimmtere Angabe der so goldreichen Bergwerke von Bambuk, welche die Colonie in Senegal, deren Streben zu alle Zeiten darauf gerichtet war, mit jenem Königreiche nachbarliche und Handelsbeziehungen anzuknüpfen, interessirt, ist ein ferneres wichtiges Resultat, welches O. Reise lieferte. Vielleicht schwieriger, besonders aber weniger glänzend, als er Zug nach Tombuctu, gewährte dagegen diese Reise einen mehr unmittelbaren Nutzen; sie lag übrigens in O.'s Senbung und wurde mit einer Selbstverlängerung, einem Ruthe und einer Ausdauer, die nicht genug zu loben sind, unternommen und ausgeführt. Beaufort traf im August bei bester Gesundheit in der französischen Posten wieder ein. Er war noch unentschlossen, ob er nach Obersenegal zurückkehren, oder sich zu Saint-Louis von so großen Mühseligkeiten erholen sollte. Die Rückkehr der, alljährlich in dieser Epoche von Saint-Louis nach Kafel gehenden, Expedition bot ihm eine bequeme Gelegenheit dar; allein, die Lebensgefährlichkeit dieser Jahreszeit vergessend und vorzüglich entschlossen, die Berichte verschiedener, nach mehrern östlichen Punkten gesandten Leute erst abzuwarten, entschied er sich, im Posten zu bleiben und beschäftigte sich eifrig mit Ordnung seiner Papiere. Dieser so muthige als gefährliche Entschluß kostete ihm das Leben. Am 30. August befiel ihn ein Gehirnsieber, das ihn schon am fünften Tage seine Vaterlande und den Wissenschaften entriß. So endete dieser interessante, thätig junge Mann sein Leben, ohne nur Etwas von seinen Entwürfen und Erinnerungen mittheilen zu können, gerade da, wo seine Mühseligkeiten und Gefahren vorüber waren und ihm der Genuß verdienter Früchte seiner glücklichen Erfolge blühte.

**Grünhain**, Amtstadt im Kreisdirektionsbezirke Zwida des Königreichs Sachsen, mit 1550 Einwohnern, welche Blechwaaren und sehr feine Spitzen verfertigen. Vordem war hier ein ansehnliches Cisterzienserkloster, welches bei Gelegenheit der häufigen, zu der Kirche St. Nikola angelegten Wallfahrten entstand und dessen Abt Liborius den von dem Köhler Schmidt (Triller) im Fürstenthum Walde bei O. am 8. Juli 1455 gefangen genommenen Brünzenräuber Kunz von Kaufungen (s. d.) eine Nacht in Verwahrung behielt, bis er ihn nach Zwida abliefern konnte. Seit dem 8. Juli 1822 bezeichnet ein Denkmal die Stelle, wo der Prinz Albrecht gerettet wurde. — Vergl. Ungewitter's neueste Erbbeschreibung. mD.

**Gutenzell**, ehemalige reichsfreie Cisterzienser-Frauenabtei, im Donaukreise des Königreichs Württemberg, welche um 1240 von zwei Schwestern aus dem gräflichen Geschlechte von Schüsselberg gestiftet und 1803 den Grafen von Törrin *vergetheilt* wurde. mD.

## S.

Nikolaus, erzbischöflicher geistlicher Rath und Stadtpfarrer zu Bamberg, fleißiger Geschichtsforscher für die fränkische Spezialgeschichte, am 16. Juli 1779 in dem Landstädtchen Höchstadt an der Aisch, als Zimmermeisters, erhielt an den Studienanstalten zu Bamberg Bildung u. promovirte auf der dortigen Universität 1798 als Doktor z. Nach einem vierjährigen Aufenthalte im Würzburger Klerikalseminar 1803 in die Seelsorge als Kaplan zu Burzebrach bei Bamberg, 1812 an das Schullehrerseminar in Bamberg als zweiter Lehrer promovirt. Im März 1823 übernahm S. die Stadtpfarrei in Scheßlitz, hiesiger Schul-Inspektor und zum Dekanaten seines Ruralbezirks gewählt. Als einer seiner historischen Forschungen ernannte ihn die Akademie der Wissenschaften in München zu ihrem correspondirenden Mitgliede. Zweimal ward er zum Theil, von der Geislichkeit des Erzbisthums Bamberg zum Landdekanat gewählt zu werden, 1837 u. 1843, welchen Aufenthalt in der Provinz auch für seine geschichtlichen Studien, in Benützung des Reichsarchivs in Bamberg fruchtbar anzuwenden verstand. Leider aber schwächte auch das Alter die Kräfte der alten Urkunden und Handschriften sein Sehvermögen dergestalt, daß er in einigen Jahren des Augenlichtes beraubt, weder wissenschaftliche noch seine geistlichen Amtsfunktionen mehr verrichten kann. Seine literarische Thätigkeit zeigte er theils in Aufsätzen für historische Archive, theils in den verschiedenartigsten Werken, von denen hier nur die wichtigsten hervorgehoben werden können: Ueber die Geschichte des St. Ananiaslandes an der Aisch, Bamberg 1819—21, 2 Bde.; Religionslehre über das Laster der Unzucht überhaupt öffentlich gehalten, Bamberg 1816; Weltgeschichte für Anfänger, 3. Aufl., Bamberg 1820; Geschichte der Pfarrei St. Martin zu Bamberg und sammtlichen Pfarreien der Stadt, mit 3 Abbildungen u. 114 Urkunden, Bamberg 1825; ausgezeichnete Monographie fränkischer Geschichtsforschung, wodurch S. ein bleibendes Verdienst beharrlichen Fleißes und gründlichen Forschens erworben hat. Als ehemaliges Mitglied des historischen Vereins in Bamberg erstattete er 1834 den ersten Jahresbericht und lieferte zu dem Bayrischen Anzeiger folgende Abhandlungen: 1. B. Denkmäler in Stein u. Holz in der Pfarrei Scheßlitz; über die Befestigung der Stadt Bamberg vor dem Jahre 1000; über die Landfriedens, nebst Nachrichten von Behmgerichten; über die Grabstättenmoorwälder; über Peter Suchenwirth, Dichter in Oesterreich; über die Grabstätten bei Kirchheimbach; über Grabhügel bei Scheßlitz; Vorschlag zur Gründung einer in Franken einheimischen Volksagen und Volkslieder, dann auch eine Münzsammlung u. s. w.; Nachrichten vom St. Elisabethenspital in Scheßlitz, Bamberg 1834. Von seinen Gelegenheitsreden verdienen hervorgehoben zu werden: Predigt zur Jubelfeier K. Max Joseph, 1824; Trauerrede auf dessen Tod, Bamberg 1825; Zimmermannspruch bei der Aufrichtung des Dachstuhltes von St. Marien-Basilika, Bamberg 1835; Rede über die Fahnenweihe der Schiffen, Bamberg 1840; Trauerrede auf Königin Karoline von Bayern, 1841. C. M. Saab, Doctor der Philosophie, geboren 1804 zu Galtz, im Königreich Bayern, studirte protestantische Theologie und wurde, nachdem er 1825 als Vikar u. Pfarrverweser an verschiedenen Gemeinden gewirkt, 1828 nach Galtz, im Königreich Bayern, als Pfarrer und Untergründer bei Galtz. Von dieser Zeit an hat er sich dem Kampfe und seiner Hinneigung zur katholischen Kirche gewidmet. Seine geistlichen und weltlichen Pflichten waren ihm sehr theuer und der Selbstprüfung waren nothwendig, bis



rathung mit den Ständen in Kraft treten werde. Hier muß eines Zwischengedacht werden, der nicht ohne Folgen für die Reform war, nämlich der 11. zum 12. März singend nach Hause. Einer Aufforderung mehrerer, aus einander zu gehen, leisteten die Studenten keine Folge, worauf dieser Vorfall der schon längst verhaßte Polizeidirektor Heinsen. dieses traurigen Ereignisses sendeten die Studirenden 4 Professoren nach Hannover über den Vorfall Beschwerde führen, die sofortige Absetzung Heinsen's, Ader Stadtpolizeimacht in akademischen Angelegenheiten und neue Gesetze Studenten verlangen sollten. Auch die Bürgerschaft, welche unterdessen außer Thätigkeit gesetzt und die Funktionen derselben übernommen wurde eine Deputation nach der Hauptstadt. Beide Deputationen wurden beim Könige nicht vorgelassen, Minister von Welzel und Cabinetsrath von mit denen unterhandelt wurde, schlugen die Bewilligung der Forderungen sprachen indessen eine Regierungs-Commission zur Untersuchung des Vorfalls in Göttingen zu senden. Am 15. März trafen die Regierungs-Commissäre, Rath von Schele und Justizrath Sacmeister, in Göttingen ein. Da Vollmacht hatten, die Forderungen der Studenten zu erfüllen, so wurde die Einwirkung abgelehnt u. am 14. verließen die Professoren mit den gleich Professoren die Stadt und begaben sich nach einem benachbarten Städtchen. Tage nach dem Auszuge wurde Heinsen abgesetzt, die Macht der akademischen Angelegenheiten aufgehoben und für das nächste Semester die Einführung eines neuen Disciplinargesetzes den Studirenden versprochen, worauf fast sämmtliche zurückkehrten und von der Bürgerschaft feierlich, wie im Eingeholt wurden. — Kehren wir nun wieder in die Residenzstadt zurück, wo eine mit beinahe 2000 Unterschriften versehene Adresse der Bürgerschaft nebst Aufschrift dem Magistrat übergeben wurde. In letzterer Aufschrift wurde geführt, daß Magistrat und Bürger-Vorsteher-Collegium für sich allein gethan hätten, wovon die Bürgerschaft doch hätte benachrichtigt werden um in einer so wichtigen Sache mitwirken zu können. In Weiterem wurde Magistrat aufgefordert, die angeführte Bürgeradresse kräftig zu beantworten, Forderungen, welche die, in einer höchst energischen Sprache abgefaßte, Bürgerentfesselt, waren: Pressfreiheit, Associationsrecht, Schwurgerichte in peinlichen Vergehungen, Volkbewaffnung mit freier Wahl der Führer und energische Wirkung Seitens der Regierung für Vertretung des deutschen Volkes bei bester, ferner Oeffentlichkeit der Ständeverhandlungen und der Gemeindel sowie größere Selbstständigkeit der letzteren, Trennung der Verwaltung, Justiz und mündliches öffentliches Verfahren bei letzterer, Einführung von Volksgerichten, verfassungsmäßige Zurücknahme der Gewerbeordnung und Befugung einer freigewählten Commission von Sachverständigen zur Berathung Entwurfes eines verbesserten Gewerbegesetzes, Beschränkung der Polizeigewalt Uebertragung derselben an die Gemeindebehörden, Freiheit des religiösen Glaubens und gleiche politische Berechtigung für Alle, zuletzt noch Amnestie für alle wegen politischer Vergehen Verurtheilte. Am 17. begab sich Magistrat und Bürgervorstehercollegium, unter Begleitung einer zahlreicheren Menge, nach dem Schlosse, um dem Könige die Adresse zu überreichen und durch ihre Fürsprache zu unterstützen. Die Väter der Stadt erhielten nach förmlichem Warten die Antwort: „Der König sei krank, Cabinetsrath von Münchenhausen wolle aber die Adresse dem Könige überreichen u. zweifle nicht, daß die Wünsche gewährt werden könnten.“ Da rief das ganze versammelte Volk: „Wollen Antwort! Antwort auf unsere Forderungen!“ Die Deputation ging in das Schloß zurück und verkündigte zurückkehrend, es werde eine Antwort folgen. Nach langem Harren kam endlich von Münchenhausen, bestieg er einen Stuhl und machte die erfolgte Antwort bekannt. Diese

Aufhebung der Censur bis zum Erscheinen eines Pressgesetzes, Associa-  
 tionen innerhalb polizeilicher Grenzen, Amnestie u. Rehabilitation für politische  
 und Oeffentlichkeit der Stände Verhandlungen. Die Erfüllung der For-  
 derung Vertretung des deutschen Volkes beim Bundestage und der Volks-  
 versammlung wurde verweigert und waren dieser Verweigerung bei zwei Punkten  
 nachgegeben, alles Uebrige auf reifliche Erwägung und ständische Mit-  
 theilung vorbehalten. Das Volk sprach laut seine Unzufriedenheit mit dieser Ant-  
 wort und verlangte weitere Zugeständnisse. Vergebens suchte Münchhausen die  
 Unzufriedenheit zu beschwichtigen, seine Stimme wurde überdönt durch Aeußerungen des  
 Volkes; endlich gelang es dem Stadtdirektor Evers, die Volksmenge auf  
 Ruhe zu führen. Hier kam es zu keinem Verständnisse, es war ein wirres  
 Gerücht, während Militär, mit scharfen Patronen versehen, das Schloß um-  
 lagerte, die Antwort des Königs erschien nun gedruckt, ihre Abfassung aber ver-  
 mehrte die allgemeine Mißstimmung, weshalb eine große Anzahl Bürger  
 gegen die Aufrechthaltung der Ruhe und Sicherheit zu wachen. Am  
 selben Tages fanden unruhige Auftritte statt; dem Kabinetstath v. Falke,  
 er von der Wisch und einem mißliebigen Polizeischreiber wurden unter  
 Fenster eingeworfen, gegen Mitternacht wurde durch vereinte Bemühun-  
 gen der Soldaten und Bürger die Ruhe wieder hergestellt. Am 18. März  
 erließ der Magistrat ein königliches Schreiben zu, worin der Eifer, den S. S.  
 : am vergangenen Abende für Erhaltung der öffentlichen Ordnung ge-  
 lobt wurde. Die Aufregung blieb nach wie vor, weshalb am 20.  
 : die Landtagssammlung erschien, worin die gemachten Zusagen in den bestimmtesten  
 wiederholt wurden. Zugleich erklärte der König, daß er nicht mehr  
 bis die Stände versammelt seien, denen Anträge, die Abänderung der  
 Verfassung betreffend, die Verantwortlichkeit der Minister und Vereini-  
 gung der Landesparlamenten vorgelegt werden sollten. In einem Erlasse an  
 die Bürger und die Bürgervorsteher wurde dem Stadtdirektor, zur Anerkennung  
 der getreuen Verrichtung in den jüngsten Tagen bewiesenen Eifers zur Er-  
 gänzung der Ordnung, die Oberleitung der Polizei wieder übertragen.  
 Am 21. März erhielten vom Könige die nachgesuchte Entlassung und  
 ein neues Ministerium ins Leben; es bestand aus Graf Benning-  
 res und Borst in dem Ministerium; Dr. Stüve (bisher Oberbürger-  
 meister von Osnabrück, ein deutscher Ehrenmann), Inneres; Braun, Kultus u.  
 Lehren, Finanzen und Handel; von Düring, Justiz. Wenige  
 Tage trat die alte, vom Volke mit Mißtrauen betrachtete, Kammer wieder  
 ein. Am 6. April wurde das überaus harte, ja grausame Wildgesetz vom  
 : 1840 aufgehoben; am 11. April der §. 186 des Verfassungsgesetzes,  
 Umgestaltung desselben verhinderte u. es wurde nun, trotz des Wider-  
 standes der 1. Kammer, eine ernstliche Durchsicht dieses Gesetzes vorgenommen,  
 welche Abänderungen desselben zur Folge hatte. Am 3. Mai erschien  
 das Pressgesetz, wodurch die Censur für immer aufgehoben wurde. Am 22.  
 : wurde die Ständekammer die Durchsicht der Verfassung; am 8. Juli  
 auf unbestimmte Zeit vertagt, nachdem der König noch zuvor erklärt  
 er zwar die neue Centralgewalt anerkannt und die Wahl des Erzher-  
 zogs zum Reichsverweser genehmigt habe, sich aber vorbehalten, auf seine  
 Krone zu verzichten, wenn die neue Reichsverfassung seiner Ehre zu nahe  
 käme.  
 Diese Erklärung brachte eine große Verstimmung unter den Mitglieds-  
 chaften der 1. Kammer hervor, während die erste Kammer, mit Ausnahme eines  
 Theils, den Ansichten der Regierung beistimmte. Die Abgeordneten  
 der 2. Kammer bekannten sich am 12. Juni zu dem von der Na-  
 tur der Sache ausgesprochenen Grundsatz der Rechtsverbindlichkeit der von  
 der Versammlung ausgehenden Beschlüsse; die Volksversammlungen zu  
 (Hildesheim, Göttingen u. S. sprachen sich in gleichem Sinne aus. Durch  
 vom 22. Juli sprach das Staatsministerium seine Anerkennung

der Centralgewalt aus, die militärische Huldbildung für den Reichsverweser li Regierung aber nicht vollziehen: eine Bekanntmachung des Staatsministers vom 11. August sagte, daß der König sich dem Werke einer Einigung Deutschlands nicht entziehen werde, dasselbe bestehe aber nicht bloß in äußeren Fe Am 5. September wurde das neue Wahlgesetz bekannt gemacht, am 12. die Aufhebung des Schatzcollegiums und am 16. October wurde auf Befehl der Centralgewalt eine Truppenabtheilung von 5000 Mann in die sächsischen Erbtümer gegen die, dort immer mehr zunehmenden, anarchischen Bestrebungen sendet. Am 26. und 27. November fielen Unruhen zu Osnabrück über die Befreiung zweier Unteroffiziere vor, deren Wiederbefreiung versucht wurde, jedoch die Ruhe bald wieder hergestellt. Am 1. Februar 1849 erfolgte die Eröffnung der neugebildeten Kammern, sie wurden hauptsächlich beschäftigt mit der Frage der Annahme der Reichsverfassung der deutschen Grundrechte. In einer unerschrockenen Denkschrift legte die Regierung ihre Ansichten dar, von dem Grundsatz ausgehend, daß die Grundrechte erst mit der beendigten Reichsverfassung hätte bekannt gemacht werden sollen; dabei sprach sie sich gegen mehre sehr wesentliche Bestimmungen der Grundrechte, die auf die, in H. bestehenden, Verhältnisse nicht Anwendung finden konnten, nachdrücklich aus. Dessenungeachtet erkannte die Kammer die Grundrechte an und stellte am 11. Februar eine Eidesformel auf, während ein, von beiden Kammern ernannter, Ausschuss bei der Regierung fortige Publikation der Grundrechte und Vorlage der zu ihrer Einführung erforderlichen Gesetze beantragte, die Minister aber am 19. Februar ihren Rücktritt zeigten, nachdem kurz vorher der Staatsrath aufgehoben worden war. U Annahme des Rücktrittes der Minister bei dem Könige zu verhindern, wurde am 8. März, unter Vortritt des Advokaten Grotefend, ein Zug veranstaltet, u dem Könige ein schriftliches Gesuch um Beibehaltung der Minister überreichte. Die Theilnahme an dem Zuge war gering und die Theilnehmer an dem Erfahren sogar Beleidigungen. Durch ein Schreiben vom 11. März erklärte der König den Kammern: er wolle die bisherigen Minister beibehalten; da aber Verständigung zwischen den Ministern und den Kammern herbeigeführt werden konnte, so wurden die letzteren am 15. März bis zum 12. April und am 4. bis zum 3. Mai vertagt. Zu dem Reichsheere, welches im Frühjahr 1849 für Deutschland so trostlosen Feldzug in Schleswig-Holstein unternahm, stellte H. auf Befehl der Reichsgewalt ein ansehnliches Contingent u. schon am 6. bewährten die hannoverschen Truppen in dem Treffen bei Ulberup den alten ihrer Tapferkeit, wie sie überhaupt in dem vor- u. vorvorjährigen Feldzuge in den unseres Vaterlandes sich das Lob tüchtiger Soldaten erworben. U Stellung H.s zu dem übrigen Deutschland und der deutschen Frage in n Zeit betrifft, so hatte sein König sich der Annahme der Frankfurter kleinen Reichsverfassung entschieden widersetzt, trat aber nachher mit Sachsen u Dreikönigsbunde und ein hannoverscher Bevollmächtigter wurde zu dem V. tungsrathe des Spreebundes nach Berlin gesendet, der aber in den jüngsten wieder zurückgezogen worden ist, wonach H. aus jenem Bündnisse wieder scheiden entschlossen scheint. C. P

\* Faug, Johann Christoph Friedrich, geb. 9. März 1761 in dem sächsischen Marktsiedeln Niederstohingen, wo sein Vater, der nachmalige Professor Stiftprediger zu Stuttgart, Balthasar F., damals Pfarrer war, geboren, seine erste Bildung in dem Gymnasium zu Stuttgart und war Anfangs Studium der Theologie bestimmt. Im J. 1776 in die Karls-Akademie genommen, wandte er sich jedoch nach vollendetem philologischen und philosophischen Kurse zum Studium der Rechtswissenschaft und machte in derselben so gute Schritte, daß er durch vier, in verschiedenen Zweigen derselben erhaltene, Preisen vom Herzoge gestifteten akademischen Orden errang. Nach beendigtem Studium wurde er von dem Herzoge Karl 1783 als Sekretär in seinem geheimen Cabinet angestellt. Wie viele Huld und väterliche Rücksicht dieser Fürst dem J

gegeben ließ, dessen Dichtertalent sich damals schon entfaltet hatte, sich bereits laut zu äuffern begann u. der sich in ein strenges Dienst nicht immer recht zu schicken wußte, davon erzählte noch oft der Kreis leit, Nührung und innigem Dankgeföhle. Dem Regierungsnachfolger em Herzoge Ludwig Eugen, wurde er durch seine Stellung als zweiter freidr näher gerückt; unter Herzog Friedrich Eugen erhielt er die Stelle raths beim Geheimenrath, dem nachmaligen Staatsministerium — ein er 11 Jahre lange bekleidete, bis er im Juli 1816 vom verewigten edrich zum Bibliothekar an der königlichen öffentlichen Bibliothek mit iter eines Hofrathes ernannt wurde. So war es ihm nun vergönnt, 12 Jahre seines Lebens den Musen, welchen er die Erholungskunden ns widmete, auch im Amte zu dienen. Auf die Ausbildung seines ar in den akademischen Jahren sein Jugendfreund, der unserbliche nicht ohne Einfluß; der geistvolle und belebende Schubart zeichnete den aus in u. einem Briefe nannte er ihn einen „köstlichen“. — Unter den idgen des Verewigten war das Hervorstechendste und, man darf sagen, de, der Witz, und zwar jener wunderbare Wortwitz, der aus der t der Klänge mit Blitzesschnelle die überraschendsten Gedanken, die trefltheile, die scherzhaftesten Wendungen über Gegenstände aller Art hervor isste. Kein Wunder, daß unter den vielfachen Produktionen seiner er, neben Fabeln, Liedern, Balladen, das scherzende Gelegenheitsge iders aber das Epigramm, weit hervortragt und daß dieses letztere ihm ntschland einen gerechten u. gewiß unvergänglichen Ruf erworben hat. J. 1791 erschien eine ansehnliche Sammlung größtentheils vortrefflicher e von ihm; dieser folgten seitdem von Zeit zu Zeit, außer unzähligen, sten und Taschenbüchern ausgestreuten, einzelnen scherz- und ernsthaften andere Sammlungen, fliegende Blätter, in welchen oft ein Scherz mit iber Anmuth sich hundert neue Gestalten schuf und ein Witz immer andern zeugte; und noch in den letzten Jahren stellte er eine Auswahl was ihm das Beste unter seinen sämmtlichen Erzeugnissen dächte, in zusammen. Aber viele seiner trefflichen Einfälle, Impromptu's des ge ns, haben sich nur in der mündlichen Ueberlieferung erhalten und kön ihrer individuellen Veranlassungen und Anspielungen nur von einem ise gewürdigt werden. Uebrigens wurde die Spitze des Epigramms in ) nie zum verwundenden Stachel: die Persönlichkeit seines Witzes war ß der Betroffene von Herzen mitlachen mußte. Der Gegenstand seines ar nicht der tiefer liegende Fehler seines Nebenmenschen, nicht ein ver arakter, den er verabscheute, an den er ungern glaubte, sondern unigenheiten und Lächerlichkeiten, die am Tage lagen. Der Witz, der so ndet, machte ihn zu Jedermanns Freund; den verschiedensten Zirkeln , außs Vielfachste in Anspruch genommenes, Wohlwollen Ernst und dem Füllhorne seiner Muse mit; der Reim stand ihm jeden Augenblick u die bescheidene und absichtlich unscheinbare Art, mit der er seine n Besten zu geben wußte, machte ihn zum lebenswürdigsten Gesell im ernsten Leben war er eine Seele ohne Falsch, der beste Gatte und aufopferndste Freund, dienstkertig u. gefällig gegen alle Menschen; die eines Gemüthes hatte eine tiefe, religiöse Grundlage: dies offenbarte s bei dem schmerzlichen Verluste seiner innig geliebten Lebensgefährtin ngsten u. ältesten Tochter. Auch weiß man aus hinterlassenen Papieren, er fröhliche Mann sich die letzten 8 Jahre seines Lebens mit den ernstesten en beschäftigte. Dies störte jedoch den ruhig heitern Gang seines Lebens nke nach Berlin erweiterte noch im Jahre 1826 den zahlreichen Kreis de und stärkte sichtlich seine schon damals etwas wankende Gesundheit. er besten Genüsse seines letzten Lebensjahres war die einzig schöne ebr. 1828, mit welcher der 100jährige Geburtstag des erhabenen

Stifters der Hohen-Karlschule begangen wurde: eine Feier, zu der er vor selbst manchen entfernten Freund herzubeschied und die er durch muntere u. Dichtungen erhöhte. Im zu Ende gehenden 68. Lebensjahre, am 30. Jan. endete nach kurzem Krankenlager seine den Umlauf des Blutes störende S unerwartet schnell sein Leben, das ihm die Muse noch bis zu den letzten S erheiterte.

**Sedenstaller**, Joseph von, Direktor des Metropolitangerichts, der logie Doktor, des Civilverdienstordens der bayer. Krone Ritter, apostolischer notar, vormaliger Generalvikar in Freysing, Kanonikus des ehemal. Kollegia zu St. André daselbst, auch bischöflich Regensburg'scher geistlicher Rath. E den 15. Juli 1748 zu Regensburg, wo sein Vater Schneidermeister war, vo er in den Jesuiten-Schulen seiner Vaterstadt die niederen und höheren S und wurde von dem Weihbischöfe Adam Ernst Frhrn. v. Bernklau am 19. 1772 zum Priester geweiht. Nachdem ihn sein Fürstbischöf, Anton Ignaz Fugger, die Bibliothek des verstorbenen bischöflichen Kanzleidirektors Dillner suchen und mehre derartige Vertrauensgeschäfte vornehmen ließ, lieferte er lich äußerst verdienstliche Vorarbeiten für den bekannten Geschichtsforscher Roman Zirngibl von St. Emmeram. Im J. 1780 wurde S. Registratör und Expeditör bei dem bischöf. Konsistorium, 1787 Konsistorialsekretär wirkl. geistl. Rath, zu gleicher Zeit von der theologischen Fakultät in Freysing zum Doktor der Theologie creirt und ihm von Rom das Diplom eines röm. Prototonars erteilt. Vorzügliche Dienste leistete er dem Fürstbischöfe Frhrn. v. Schroffenberg, dessen ganzes Vertrauen er besaß und welcher ihn im J. 1788 als wirkl. Rath und Sekretär der geistl. Regierung nach Freysing berief. Hier ordnete er die gänzlich in Verfall gerathene Registratur, wirkte als Meßillid oder städtischer Baukommissär, legte auch in den Fächern der Waffkunde, Physik, Mathematik, Chemie, Geometrie, Musik und Malerei und selbst in der Arzneiwissenschaft erprobte Kenntnisse praktisch an den Tag, erwarb sich seine Commissions-Reisen, namentlich im J. 1796 mit dem Transporte der städtischen Archive nach dem ersten Einfalle der republikanischen Neufranken in Oesterreich gelegenen freysing'schen Herrschaften, so wie im J. 1800, bei der Annäherung der Franzosen, wo er dieselbe Flucht mit dem Stiftsgute wiederholte große Verdienste. Unter den geflüchteten Pretiosen befand sich ein Chrysolith seltener Größe, welcher ein Weihwassergefäß vorstellte, womit die Fürstbischöflichen Pontifikalfunktionen am Portale der Domkirche empfangen zu werden pflegten erhielt vom damaligen Statthalter zu Freysing, Frhrn. von Ströhl, den Auftrag diesen Chrysolith schätzen zu lassen und dessen Verkauf einzuleiten. Er zeigte dem k. k. Hofjuwelier Maas in Wien, welcher in eine endlose Verwundlung über die Möglichkeit einer solchen außerordentlichen Größe eines Chrysoliths brach und ihn auf Einmalhunderttausend Gulden wenigstens werthen zu glauben ließ. Auch dem russischen Gesandten, Grafen von Rasumovsky, wurde er vorgezeigt, jedoch von diesem nur 2000 Dukaten hiefür angeboten, welche der Verkauf unterblieb u. der Chrysolith mit dem übrigen Kirchenschatze nach Freysing zurückgebracht und bei dem Hochstifte bis zur Säkularisation desselben verblieb. S. hat oft erzählt, daß es ihm, aller angewandten Mühe ungeachtet, nie gelänge, zu erkunden, wohin dieser seltene Chrysolith nach erfolgter Säkularisation kommen sei. Eine Beschreibung nebst Abbildung dieses Chrysoliths findet sich in Meichelbeck's Historia Frisingensis Tom. 1. pag. 356, wonach derselbe im J. 1084 als ein Geschenk der Gemahlin des Kaisers Friedrich — Beatrix — geb. Gräfin von Burgund, an die Kathedralkirche von Freysing gekommen ist. S. über ein Jahr bauernben, Aufenthalt in Oesterreich benützte S. nicht nur, um mit den Institutionen des Landes, insbesondere mit dem österreichischen Kaiserhofe, in nähere Bekanntschaft zu setzen, sondern er spekulirte auch als Mann für das Interesse seines Hochstiftes, welches durch Contributionen Kriegelasten aller Art zu den dürftigsten Verhältnissen heruntergebracht u

sammtbetrage zu 30,000 fl. — Im J. 1829 hatte er noch mit ziemlicher Rüstigkeit zwei öffentliche Akte seiner Würde verrichtet, indem er am 18. März den geheimen geistlichen Rath und Domkapitular Lorenz von Westenrieder zur Erde bestattete. Es war ein rührender Anblick, zu sehen, wie der 80jährige Greis seinem gleichfalls 80jährigen Chorbruder die letzte Ehre erwies und an dessen Grabe noch mit heller, jedoch aus Behmuth zitternder, Stimme Worte der Erbauung sprach. Nur einen Monat später, nämlich am 22. April, mußte er denselben Trauerakt an dem zu frühe geschiedenen, nur 48jährigen, Domkapitular und Didzejanvisitator Johann Bapt. Klingler vollziehen, an dessen Grabe er ebenfalls eine kurze zweckmäßige Anrede gehalten hatte. Mit dem J. 1830 singen aber seine Kräfte an, allmählig zu sinken; er erblindete in seinem letzten Lebensjahre vollends und erlag am 7. November 1832 einer Wassersucht-Krankheit. Rührend waren seine letzten Momente. — Der erzbischöfl. geistl. Rath, Domkapitular (nachheriger Bischof von Regensburg) Franz Faver Schwäbl suchte H. S. Andenken durch eine eben so gefühlvolle, als umfassende Biographie zu verewigen. (Landsbut 1833, Verlag der Krüll'schen Universitäts-Buchhandlung, G. J. Manz.) Bd.

Heiligkruzthal, ehemaliges, 1803 aufgehobenes Cisterzienser-Frauenkloster, im Oberamte Riedlingen des württembergischen Donaufreises, jetzt Sitz eines kgl. Kameralamtes, ist mit starken Mauern umgeben; an diese gränzt der Klostergarten, welcher von einem anmuthigen, abermals mit einer Mauer umgebenen, Lannewälchen umschlossen ist. Die Kirche hat schöne Glasmalereien, einige Gemälde und einen durch seine Bilder merkwürdigen Kreuzgang. — Die eigentliche Stiftung fällt in das Jahr 1227; aber schon vor dieser Zeit bestand in dem benachbarten Dorfe Altheim eine klösterliche, aus einer Beguinen-Gesellschaft hervorgegangene Anstalt, deren Ursprung auf das Jahr 1140 gesetzt wird. Diese Gesellschaft, von ihrer Kleidung die „grauen Schwestern“ genannt, wandte sich an den Abt von Salem, der, ein treuer Pfleger dieser hirtlosen Schafe, ihnen das Gut Wasserschapfen auswirkte und dem neuen Stifte auch diesen Namen gab. Bald darauf beschenkte ein Graf von Gröningen-Landau das Kloster nicht nur mit neuen Gütern, sondern gab ihm auch in seiner Schwester, Hailwilgide, die erste Aebtissin und einen andern Namen. Er hatte sich nämlich auf dem Heiligenberge einen Splitter von dem Kreuz Christi verschafft u. denselben in's Kloster gestiftet: eine Reliquie, die noch bis auf den heutigen Tag daselbst aufbewahrt wird. Auch die beiden Grafen Eberhard und Ludwig von Württemberg gehören zu den ersten Wohlthätern des Klosters. Die Grafen von Werdenberg und Zollern führten längere Zeit die Schirmvogtei. — Im J. 1803 kam H. mit seinem ganzen Gebiete an Württemberg.

Heinrich, Herzog von Anhalt-Köthen (vergl. Hauptwerk, Bd. V., S. 222) starb den 23. Nov. 1847, worauf das Land an die Dessau'sche Linie überging.

Helene, Luise Elisabeth, Herzogin von Orleans, Tochter des verstorbenen Erbgroßherzogs Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin, wurde den 24. Jänner 1814 geboren und am 30. Mai 1837 mit dem Herzoge Ferdinand von Orleans, dem präsumtiven Erben des französischen Thrones vermählt. Der Bruder gab der scheidenden Braut ein böses Kassandravort zum Veleite über den Rhein: „Das Schaffot oder die Verbannung drohe ihr aus der Verbindung mit dem Sohne des Bürgerkönigs.“ Nachdem sie ihrem Gemahle zwei Prinzen geschenkt, Ludwig Philipp von Orleans, Graf von Paris (geb. 24. August 1838) und Robert Philipp von Orleans, Herzog von Chartres (geb. 9. November 1840), wurde ihr jener, wie allbekannt, durch jähen Tod entrißen (13. Juli 1842). Nur Jahre hatte die glückliche Ehe gedauert. Die Herzogin Wittwe zog sich mit beiden Söhnen aus dem geräuschvollen Hofleben zurück, um streng ihrer um den verlorenen Watten und ihren mütterlichen Pflichten zu leben. In Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft Trost und Zerstreuung suchend, e sich mit den hervorragenden Persönlichkeiten von Paris. Ihr Hofstaat

Orbten der Dichtung, der Staatskunst, der Wissenschaft. Ein neuer Schlag glückes führte diese ruhigen Verhältnisse. Die Februarrevolution von 1848 gebrochen und hatte den König Ludwig Philipp zur Abdankung genöthigt. In Thronen herabsteigende Monarch ernannte die Herzogin von Orleans zur Aderin des Kronprinzen, ihres Sohnes, und zur Regentin. S. begab sich in die Deputirtenkammer, um das Letzte für die Rechte ihres Kindes zu

Die Rolle einer zweiten Maria Theresia mochte ihr vorschweben. Die runden Scenen, welche nun folgten, brauchen wir hier nicht wieder zu indem eine Schilderung derselben diesem Artikel bereits vorhergegangen ist (Complementband I. S. 566). Während die glücklichere Oesterreicherin mit dem auf dem Arme die ungarischen Magnaten für sich zu begeistern vermochte, S. schön zurückgewiesen und rettete, nachdem die Republikaner die Deputirtenkammer gesprengt hatten, kaum das nackte Leben aus dem allgemeinen Wüthle. Der 24. Februar 1848 ist nächst dem Todestage ihres Gatten er schwerste im Leben der beklagenswerthen Fürstin gewesen. S. verließ dieser Katastrophe mit ihren Kindern Frankreich u. suchte sich eine Zuflucht in ihrer deutschen Heimath. Gegenwärtig weilt sie in dem freundlichen B., aber die Schicksale der hochherzigen Mutter und ihrer Söhne sind noch erschichtlich abgeschlossen.

**Seilerberg, Karl von**, geboren den 14. September 1772 zu Burghausen, eines kurfürstlichen Regierungssekretärs baselbst, erhielt seinen Unterricht am Gymnasium zu Burghausen und an der Universität zu Ingolstadt, wo er in der J. 1797 als außerordentlicher Professor der Rechte angestellt wurde. Im 1799 wurde er zum kurfürstl. General-Landes-Direktionsrath zu München ernannt, kehrte aber i. J. 1804 wieder zum Universitäts-Lehrante zurück, indem er Beibehaltung seines Ranges u. Titels, mit dem Hofrath und Professor der Jurisprudenz zu Landshut um die Stelle tauschte und in dessen Lehrfächer des bayerischen Staatsrechts, der bayerischen Geschichte u. der historischen Hilfswissenschaften. Er starb den 5. Juli 1819. S. hinterließ als Frucht vieljährigen Studiums das schätzbare Werk: „Auszug aus den Jahrbüchern des bayerischen Volkes, nealogischen Tafeln.“ Landshut 1812, 8.; zweite umgearbeitete Ausgabe, München 1817, 8. Außerdem schrieb er: „Ueber den Regierungsverzicht des kurfürstlichen Herzogs Sigismund,“ mit 12 noch ungedruckten Urkunden, Landshut 1797; „Ueber die Verhältnisse zwischen der Gerichtsbarkeit und den Verordnungen in Bayern, aus den Landesgesetzen und der Verfassung abgezogen,“ Landshut 1798; „Natürliches Mittel, die Scharwerken in Bayern aufzuheben,“ Landshut 1802; „Beiträge zur neuern Geschichte der Patrimonial-Gerichtsbarkeit in Bayern,“ München 1802; „Landschaftliche Bibliothek,“ München, 6 Hefte, 1800 — 1804; „Von dem Bojohemum der Alten,“ Landshut 1818; „Vermuthungen über den sogenannten Aufruhr der Bürger von Landshut,“ Landshut 1818.

**Sendel-Schütz, Henriette**, 1770 in dem sächsischen Städtchen Döbeln geboren, die Tochter eines herumziehenden Schauspielers (vergl. den Art. Schütz Hauptwerke), lebte schon von früher Jugend an auf dem Theater. Als ein solches Mädchen entzückte sie unter den Figurantinnen im Ballet; im Alter von 16 Jahren begann sie die Rollen jugendlicher Liebhaberinnen auf den kleinen Provinz-Theatern der Mark Brandenburg und Pommerns, bis sich Engel in Berlin bemerkte, sie unterrichtete und für das Theater bildete, auf dem sie bald zu den wichtigsten Schauspielerinnen gezählt ward. Mit ihrem ersten Manne Eunike lebte sie von 1789—1794 in Mainz, Amsterdam und Frankfurt unter großem Beifalle und kehrte 1796 nach Berlin zurück und war 10 Jahre lange unter dem Namen der Zierde des Theaters, sowohl in hochtragischen, als gemüthlichen Rollen, in der Gurli, der Margaretha in dem Hagestolzen, in der Jungfrau von Orléans, in der Desdemona, in der Medea, aber stets im stillen oder offenen Kreise der besten Nebenbuhlerinnen, der Bethmann und der Baranius. Von dem

trennte sie sich 1794, um sich 1802 mit dem praktischen Arzte Dr. Meyer in Berlin zu verheirathen, der aber ihrer Untreue und abwechselnden Zärtlichkeiten bald so überdrüssig ward, daß er seiner Seite 1805 die Scheidung betrieb. Die noch immer schöne Frau fand schnell einen dritten Mann in dem Dr. Hendel zu Stettin und verließ jetzt das Theater. Aber schon nach 7 Monaten verlor sie den Gatten durch den Tod und gerieth in eine schlimme Lage, zu deren Abhülfe sie ihre Zuflucht nach Halle zu ihrem Schwiegervater, dem alten Buchdrucker Hendel, nahm. Hier lernte sie Professor Schüz, den Sohn des berühmten Philologen, kennen. Beide hatten damals nicht viel, beide gefielen sich u. heiratheten im Jahre 1807. Jetzt begann die Schüz ihre mimischen Studien u. übte sich in Darstellungen, nach dem Vorbilde der englischen Lady Hamilton, zu der ihr schon 1794 der Maler Pfarr in Frankfurt die erste Veranlassung gegeben hatte. Durch genaues Studium der Antiken in Dresden, durch geniale Auffassung alles dessen, was zur Gruppierung und Drappirung gehört und durch eine ausgezeichnete Mimik erwarb sie sich, unterstützt durch edle Züge des Gesichts, einen schönen Hals, wohlgeformte Füße und Hände und eine nicht gewöhnliche Muskelkraft, schnell den Beifall der ersten Kenner. Ihre Niobe, Agrippina, Galathea, Hagar, Kleopatra, eine Sphinx und eine Reihe Madonnen waren ächte Kunstschöpfungen, die sie mit großem Erfolge und guter Einnahme in den Hauptstädten Deutschlands, Schwedens, Russlands, Dänemarks und in den Niederlanden zeigte. Erst 1817 kehrten beide Gatten nach Halle zurück. Aber die Stille des häuslichen Lebens war nicht für die Schüz gemacht. Mit ihrem liebenswürdigen Schwiegervater lebte sie zwar im besten Einverständnis, aber mit der Schwiegermutter gab es die heftigsten, kaum glaublichen Scenen häuslichen Zwistes; ihre eigene Ehe war durch gegenseitige Untreuen zwischen Krieg und Frieden getheilt, daher sie in Halle auch wenig Umgang fand, wie hoch sonst das Schüz'sche Haus im Aus- u. Inlande gefeiert war. Endlich 1824 verließ sie ihr Gatte heimlich und ging nach Hamburg, worauf sie dann 1830 die Scheidung durchsetzte und bald nachher Halle ganz verließ. Seitdem hat sie in großer Zurückgezogenheit in Köslin bei ihrer Tochter Sappho und deren Mann, dem Professor Bensemann, gelebt, bis sie am 4. März 1849 starb. Eine furchtbare Nemesis schien an der einst so berühmten Frau strafen zu wollen, was sie gegen den ehelichen Frieden gesündigt hatte, indem von ihren, in vier Ehen erzeugten, Kindern nur noch drei leben, vier derselben aber durch Selbstmord endigten.

**Herrenalb**, Marktsteden im Oberamte Neuenbürg des württembergischen Schwarzwaldkreises, am Flüsschen Alb und nahe an der großherzoglich baden'schen Gränze; dabei das ehemalige berühmte u., nach Maulbronn, reichste Kloster Württembergs. — Graf Berthold von Eberstein u. seine Gemahlin Utha stifteten dasselbe 1148 und widmeten es dem Orden der Cisterziensermönche. Die Grafen von Eberstein hatten auch zuerst die Schirmherrschaft darüber; auf kaiserlichen Befehl kam aber diese in der Mitte des 14. Jahrhunderts an das Haus Württemberg. Im Jahre 1525 plünderten es die Bauern beinahe gänzlich aus; 1535 wurde es aufgehoben u. protestantisirt. Im Jahre 1796 ward bei dem Rückzuge der österreichischen Armee eine Compagnie Slavonier vor dem Kloster aufgestellt; diese mußten sich zwar bei dem Annähern der Franzosen zurückziehen, erhielt aber Verstärkung und konnte daher die plündernden Franzosen wieder zurückdrängen. — Von dem Kloster ist wenig mehr zu sehen. In der Kirche stehen noch viele Monumente der Stifter und anderer Wohlthäter des Klosters.

**Herz**, Henrik, 1798 zu Kopenhagen von wohlhabenden israelitischen Eltern geboren und erst 1832 zum Christenthume übergetreten, verlor seinen Vater, erst Kaufmann, später Bäckermeister, schon in seiner frühen Kindheit und seine Zukunft erhielt ein noch trüberes Aussehen, als durch das Bombardement 1807 sowohl seiner Mutter, wie seines ältesten Bruders Haus und Eigenthum vernichtet wurde — *er u. seine Familie mit genauer Noth das Leben retteten. Sein Geist nahm sehr frühe eine poetische Richtung, welche durch die damals poetische Zeit u.*



re, durch die allgemeine Liebe zur Dichtkunst noch mehr begünstigt wurde. Er bereits als Jüngling mit Holberg, Ewald, Wessel u. der ganzen nordischen wohl bekannt. Die Gedichte und Dramen von Dehlschläger kannte H., bevor er Student wurde, so gut als auswendig, doch mußte Shakespeare u.

Staffelbt ihm im 16. oder 17. Jahre in die Hände fallen, um ihn desto u elektrifiren und in mehren seiner ersten Versuche fand man Spuren der mung, besonders von dem Letztern. Die Meinung, die erst so viel später zur chen Gewißheit wurde, daß ein Poet in ihm stecke, wurde von ihm selbst u. t schon von seinem 14. Jahre an getheilt und seine fruchtbarste Periode als tritt schon in seinem 17. u. 18. Jahre ein; allein von diesen Jünglingsarbeiten el wir wissen, Nichts gedruckt. Sein erstes gedrucktes Gedicht ist von 1818, ein einer Bellmann'schen Melodie in Semper Hilarius Studentenlieder 1819. — aber, wie oftmals andere Dichter sich genöthigt sehen, sich öffentlich vor aller zu entwickeln, bevor sie die Erkennung des eigenen u. des Wesens der Poesie haben, hatte H. das Glück, in ein Paar gleichgesinnten Freunden, die mit gleiche Studien trieben, ein ganz privates Publikum und eine wachende während seiner ersten poetischen Entwicklung zu haben. Einer von diesen r Metriker Dr. Thorsen, dessen Scharfsinn, Urtheilskraft und Vertrautheit en Classikern gewiß sehr fruchtbringend für H. und namentlich in Hinsicht ständigen und formellen Elemente der Poesie gewesen ist. — Aber im Ge: zu diesen, für einen werdenden Dichter sehr günstigen, Umständen zeigte ich, ausser unglücklichen privaten Verhältnissen, die wohlbekannte Lebensprosa Gestalt des Gramens. Nachdem er 1817 Student geworden war und die rsten akademischen Proben mit bestem Erfolge bestanden hatte, brachte nächsten 7 Jahre in einem Kampfe mit seiner natürlichen Neigung und dem ben Ziele seiner juristischen Amtsprüfung zu. Nach der Mutter Tod 1814 in dem Hause Rathanson's, des jetzigen Redakteurs der „Berling'schen Zeit: aufgenommen worden, dem er größtentheils seine Bildung zu verdanken hat. dieses Haus, das damals ein Sammelplog der Ausgezeichnetsten in Literatur anst war, gab mit seinen Zerstreungen kaum starke Antriebe zu einem be: en Gramenstudium ab. Er sah hier oftmals Daggesen, gehörte aber selbst hlenSchläger'schen Partei. Obwohl einzelne Theile des juristischen Studiums ereffirten, so peinigte ihn doch der Gedanke an das Examen und er setzte : stets länger und länger aus, indem er sich in heterogene Regionen, z. B. je Mythologie und persische Literatur und Mythengeschichte, vertiefte. In lrt Verzweiflung warf er sich 1824 über eine juristische Preisfrage — über chtsbegriff der Infamie — welche ihm die Goldmedaille der Universität ver:

Erst, als er ein Jahr später das Zeugniß mit dem besten Charakter be: nmte er mit Freiheit und erneuerter Lust der Poesie und Aesthetik sich hin:

Wohl hatte er in jener Zwischenzeit nicht einen jeden Besuch der Musen lesen; aus dieser Zeit stammen viele Gedichte und darunter verschiedene von ichneter Schönheit und Frische, mitgetheilt in der von seinem Bruder, Her H., 1829—30 herausgegebenen „Monatsschrift für Unterhaltung“. ihre 1828 gewann er durch Beantwortung der ästhetischen Aufgabe der ität — Ueber die Einwirkung der Nationen auf ihre Dichter u. dieser auf : wieder eine Preismedaille u. eröffnete in demselben Jahre seine Bahn als scher Dichter mit „Herr Burchard und seine Familie“, aufgeführt 1827. lsten 2 weitere Komödien von fünf Akten: „Der Umziehtag“, aufgeführt 1828 ma ober die heimliche Verlobung,“ 1831. Diese 3 Lustspiele kamen erst 1832 af heraus und die darin angegebene Richtung, die dänische Komödie als hkerel der Sitten des Mittelstandes unserer Tage zu erwecken, erreichte endung in „die Sparfasse“, aufgeführt 1836. Im Vaudeville war sein wenzler glücklich, allein 1836 hatte er, der nicht eher ein Gebiet verließ, Herr über dasselbe geworden, in „Die Debatte im Polizeifreunde“ ein : hervorgebracht, welches im Ganzen sich mit den besten Heibergs messen

kann, von welchen es sich doch durch eine stärkere Entwicklung der Charaktermomente unterscheidet. Seine Bekanntschaft mit der französischen Literatur war bisher auf Molière beschränkt; dieser u. Delavignés „l'école des vieillards“ blieben nicht ohne Einfluß auf die neue Richtung der dramatischen Poesie und dem Lustspiele in reinenden Versen, das er 1830 mit „Amor's Geniestreiche“ begann, welches sofort ungewöhnliches Glück machte und heute noch zum Schmuck der dänischen Bühne gehört. In dieser Richtung lieferte er noch zwei Stücke, 1831 und 1835, nämlich die hübsche Idylle „Ein Tag auf der Insel Alsen“ u. „der einzige Fehler“. Da Dehlenschläger's mächtiges Genie in einer langen Reihe von Jahren das poetische Bewußtseyn des ganzen Volkes verschlungen und da später Jngemann sich ein zahlreiches Publikum erworben hatte, verleitete des erstern außerordentlichen Stoffreichthum und des leztern romantisch-sentimentale Formlosigkeit im Drama und Epos die Menge dazu, diese Eigenschaften als das wahre Wesen der Poesie zu betrachten. Es entstand jetzt eine außerordentliche Schaar von Nachahmern, die am glücklichsten darin waren, die schwachen Seiten der großen Poeten nachzuahmen. Die Menge, welche nur diese äußere, zufällige Gleichheit mit dem, was sie früher begeistert und hingerissen hatte, bemerkte, nahm im Allgemeinen alles dieses für gute Waare. Dieses führte nach und nach eine bemerkliche Verberbung des ästhetischen Geschmacks in Dänemark herbei und Alles deutete auf eine vollständige Anarchie im Reiche des Geschmacks hin, wenn nicht eine kräftige Reaction eintreten würde. Heiberg hatte mit ästhetischem Muth und Talent eine solche begonnen; allein er stand so gut, wie allein, bis er in dem Verfasser „Der Brief eines Gespenstes“ einen mächtigen Allirten erhielt, der seine Zeit und seine Mission so wohl verstand, daß er dem Spießbürgerthum jede Möglichkeit zur Wechselung einer bestimmten Persönlichkeit mit der Sache abschchnitt und dergestalt einen vollständigen Sieg gewann. Indessen begann man hin und wieder in privaten Kreisen H. als „den großen Unbekannten“ zu nennen. 1832 fand er sich selbst veranlaßt, den Schleier für die Neugierigen zu heben und erntete jetzt in vollen Maße für sein anhaltendes Streben den schönen Lohn, Ehre und Ruhm, ein. Ein Jahr später trat er mit königlichen Stipendien eine Reise nach Deutschland, Italien, der Schweiz und Frankreich an. Seine ersten Arbeiten nach seiner Heimkehr waren eine Oper, „Die Corsaren,“ componirt von Hartmann, „Die Wege der Liebe,“ „Sammlung von dänischen Gesängen,“ 1836, und endlich 1837 das Meisterwerk seiner Muse, „Erend Doring's Haus,“ das durch die glückliche Verbindung der Heldenlieder — Kämpewiser — mit einer dramatischen Composition von hoher u. edler Schönheit, eine bisher unbekannte Wirkung auf der Bühne hervorbrachte. Dieses durchaus dänische Nationalstück verdient in Deutschland bekannt zu werden, eignet sich aber seines Nationalcharakters wegen nicht für deutsche Bühnen, wie sich dies auch hinlänglich auf der Berliner Bühne bekäftigt hat. Es muß überraschen, den muntern Lustspielsdichter, den lyrischen Satyrker plötzlich den Kothurn besteigen zu sehen und heftige, dämonische Leidenschaften, den höchsten Pathos der Gefühle in der Sprache stärksten und innerlichsten Tönen ausprechen zu hören. Eine Novelle, „Stimmungen und Zustände,“ welche er 1839 herausgab, erweckte fast noch mehr Aufsehen, aber es mangelte ihr an künstlerischer Einheit, indem die conservativ-politische Tendenz, die sich in verben Ausfällen gegen die deutschen Liberalen zeigte, sich nicht harmonisch in die sehr schön behandelte Erzählung hineinzufügen schien. Ein Vaudeville „Die Klucht nach Sprogø“, 1838 und ein historisches Drama, „Waldemar Atterdag“ (Morgen ist wieder ein Tag), lezteres erschien im Frühjahr 1842, machten kein Glück. Durch seine Iyrischen und dramatischen Gedichte, 1. Bp., 1840, machte man eigentlich erst Bekanntschaft mit H. als Lyriker. Man findet hier in den leichtesten und zierlichsten Versen eine Tiefe, Gemüthlichkeit und lyrische Melancholie, die man voraussetzen nicht be-rechtigt war, da die, bisher unter seinem Namen in verschiedenen Zeitschriften aufgenommnen, Gedichte Nichts in dem Grade Ausgezeichnetes enthielten. Als Lyriker ist er durch seltene Formfertigkeit und seinen musikalischen Instinkt, gleich heimlich

Lucius v., den sie in ihrem 10. Jahre geheiratet hatte, vereinigte mit seiner Schönheit hohe Geistesgaben, welche bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen u. sie den ausgezeichnetsten Männern u. Frauen ihrer Zeit befreundeten. Jahre 1817 reiste sie, nachdem sie schon früher zum protestantischen Christentum übergetreten war, zum zweiten Male nach Italien, wo sie sich schon früher einige Aufgehalten und mit den deutschen Künstlern Oberbeck, Schadow und Witt nengelebt hatte, woher auch wohl die eine Zeit lange geltende Meinung ent- r war, sie sei in Rom Katholikin geworden. Schon vor ihrer letzten Reise, er sie erst nach anderthalb Jahren zurückkehrte, als auch nach derselben lebte genauer Berührung mit allen ausgezeichneten Männern u. Frauen Deutsch- n. Ja, man darf sagen, daß es wohl nicht eine ausgezeichnete Persönlichkeit n wäre. Von Rammler und Mirabeau, denen sie in ihrer Jugend bekannt , bis zu den Philosophen und Dichtern unserer Tage reichten ihre persön- Beziehungen zu einem schönen Kreise, aus dem wir nur Goethe und Jean , Alexander und Wilhelm von Humboldt, Friedrich und A. W. Schlegel , Nicolovius, Schleiermacher, der ihr mit großer Freundschaft zugethan war, jagen v. Ense, Steffens ic. nennen u. von den Frauen Rahel, die Herzogin urkland und Ulse von der Recke. Mit vielen derselben pflegte sie einen aus- iten Briefwechsel, hat jedoch bereits vor einem Jahrzehent, um etwaigen rauch zu verhüten, alle in ihren Händen befindliche Briefe vernichten lassen. n Jahren 1812 und 1813 mit äußerer Noth kämpfend, schöpfte die sprach- je Frau, wie sie Wilhelm von Humboldt in einem Briefe aus dem Jahre charakterisirt hat, Trost und Hilfe in dem Schatze ihres reichen Wissens, s später, nach den Kriegsjahren, einem zahlreichen Kreise von Schülerinnen, denen viele als Lehrerinnen jetzt selbst ausgezeichnet sind, in hohem Grade r wurde. Von da an bis acht Jahre vor ihrem, am 22. Oktober 1847 zu i erfolgten Tode etwa, hatte sie den Unterricht junger Mädchen zu ihrem iberufe gemacht, theils unentgeltlich, theils, wenn sie von Begüterten Be- ig annahm, zur Unterstützung wohlthätiger Anstalten. Den Hauptgegenstand

quartiermeisterstabes, ist im Jahre 1788 zu Wien geboren, trat den 25. Dezember 1805 bei dem Infanterieregimente Giulay Nr. 60 als Fähnrich ein, war während des Friedens beim Generalstabe zugetheilt, 1806 bei der Aufnahme von Wien, 1807 und 1808 bei der trigonometrischen Aufnahme von Ungarn verwendet und wurde 1809 zum Oberlieutenant in dem Quartiermeisterstabe und noch im Laufe desselben Jahres zum Kapitänlieutenant beim Infanterieregimente Erzherzog Karl befördert, blieb jedoch dem Generalstabe zugetheilt. 1810 arbeitete er bei Verfassung des Kriegsjournals vom Feldzuge 1809 mit und im darauffolgenden Jahre an der Armeebislokation im Frieden, während er nebstbei Memoiren der Militärlandesbeschreibung verfasste. Am 1. April 1813 im Generalquartiermeisterstabe zum Hauptmanne befördert, machte H. die folgenden Feldzüge bei der Armee in Deutschland und Frankreich mit, erhielt wegen seiner ausgezeichneten Dienste mehre Orden, rückte 1815 zum Major, 1822 zum Oberlieutenant beim Infanterieregimente Graf Hieronymus Colloredo Nr. 33 vor und bekleidete bis 1823 die Stelle eines Militärtruppenkommissärs der Okkupationskorps in Turin. 1829 zum Obersten und Kommandanten des Infanterieregiments Kaiser Alexander Nr. 2 ernannt, ward H. das folgende Jahr in gleicher Eigenschaft in den Generalquartiermeisterstab versetzt und mit der Direktion der Generalstabsabtheilung bei dem mobilen Armeekorps in Oberitalien beauftragt. In dieser Stellung entwarf er nach den Andeutungen des Feldmarschalls Radetzky eine neue Feld- und Manövrinstruktion für die Infanterie, Kavallerie und Artillerie. Es wurden zu diesem Behufe die in Italien stationirten Truppen jährlich während der Sommerzeit in eigenen Uebungslagern konzentriert und bei den Feldmanövern einerseits tüchtige Trailleurs herangebildet und anderseits den Stabs- und Oberoffizieren Gelegenheit gegeben, ihre unterstehenden Truppenkörper im Geiste der neuen Instruktionen anzuführen. Im Herbst fand dann jährlich die große Zusammenziehung der ganzen italienischen Armee statt, welcher die ersten Militärnotabilitäten des Auslandes beiwohnten. Die siegreichen Erfolge der österreichischen Armee in Italien während des letzten Revolutionskrieges geben das glänzendste Zeugniß für die Vortrefflichkeit dieses Systems. 1834 wurde H. zum Generalmajor und Brigadier in Mähren ernannt, 1840 mit der Leitung des Generalquartiermeisterstabs beauftragt, 1842 zum Feldmarschalllieutenant befördert. Im Jahre 1844 überreichte er das Glückwünschungsschreiben des Kaisers Ferdinand I. zur Thronbesteigung in die Hände des neuen Sultans Abdül Medschid und im Mai 1848 ward er zum Chef des Quartiermeisterstabes bei der Armee in Italien ernannt. Während der Periode von 1834—48 überschütteten ihn die italienischen und deutschen Fürsten mit Orden u. der Großherr fügte noch ein türkisches Ehrenzeichen bei. — Bei seinem Eintreffen in Verona war es H., welcher nach Verstärkung der Armee durch das Korps des Grafen Nugent jenen kühnen Plan zu dem raschen Marsche nach Mantua, Curtatone und Vicenza entwarf. Abziehen der piemontesischen Armee von Verona war der eine, Umgehung ihrer Verschanzungen in der Linie des Mincio mittelst Durchbrechung der ersteren an ihrem äußersten rechten Flügel und dem schwächsten Punkte war der zweite, endlich Schlagen der feindlichen Armee, oder freies Spiel, um im entgegengesetzten Falle wieder nach rückwärts operiren zu können und sich so einen Vorsprung dazu errungen zu haben, bevor der Feind die österreichische Armee wieder erreichen konnte — mit anderen Worten — Ueberlistung desselben, wenn man ihn auch nicht schlagen konnte, war der dritte und Hauptzweck der Bewegung der Armee nach Mantua. Der Feldmarschall konnte in Folge dieses Planes nach Sprengung der feindlichen Linie am Curtatone zwar seinen Zweck, den Feind zu schlagen, aus höheren Gründen nicht vollführen, dagegen denselben über seinen darauf folgenden Rückmarsch täuschen, bei Mantua den Mincio, bei Legnano die Etsch, ungeföhrt vom Gegner, wieder überschreiten, hierauf nach Vicenza marschiren, diesen Platz nehmen, das Venetianische von den päpstlichen Truppen mittelst Konvention befreien und dann in Gewaltmärschen, ohne seinen Truppen zu gönnen, dennoch wieder an jenem Tage mit seiner Armee in Verona zu

nicht fern, an welchem der Feind seinen schon besiegten Allirten erst mittelst einer Bewegung gegen die Etsch und eines schwachen Versuches eines Ueberganges über diesen Fluß unterhalb Verona zu Hülfe eilen wollte, was aber auf die Nachricht von dem Wiedereerscheinen der österreichischen Armee in Verona, als zu spät, unerblich. — Bei den Kriegsbegebenheiten vom 13. Juni bis 9. August 1848 hatte J. im Auftrage des Feldmarschalls nach einer genauen Reconoscirung aller feindlichen Aufstellungen den großartigen Plan zu den rein offensten Bewegungen der österreichischen Armee entworfen, in Folge dessen das Feindes Centrum durchbrochen, die Piemontesen in einem dreitägigen Kampfe bei Custozza geschlagen und dann in rascher, unaufhörlicher Verfolgung bis über die Grenze des österreichischen Gebietes rückgeworfen wurden. Für diese Verdienste erhielt J. aus den Händen des Kaisers das Ritterkreuz des Maria-Theresienordens. Bei Kündigung des Waffenstillandes von Seite der Piemontesen im März 1849 entwarf J. den Plan zu jenem insüßigen Feldzuge, der in den Annalen der Kriegsgeschichte für immer ein außerordentliches genannt werden wird. Die eigenen Worte des Feldmarschalls lauten in seinem Berichte über diesen Feldzug: „In voller Anerkennung der gebiegenen Dienstleistung der wirkenden Glieder meines Hauptquartiers nenne ich von selbst vor Allen meinen Generalquartiermeister, Feldmarschalllieutenant v. J. Diesem — ich bezeuge es hiemit von ganzem Herzen — gebührt der bei weitem größte Antheil an den Erfolgen, den die Waffen des Kaisers in dem letzten Feldzuge errungen haben. Alle Verhältnisse mit klarem Blicke überschauend, den rechten Zeitpunkt schnell erkennend u. rasch benützend, stets den höchsten Zweck vor Augen, hatte er mein volles Vertrauen und ich führte, ihn an der Seite, die Armee zum Siege. — Oesterreich. Korresp. 1849. mD.

\* **Hessen-Darmstadt.** — Auch in diesem Lande brachte das Jahr 1848 gewaltige Veränderungen hervor; hier war es, wie in Baden, die zweite Kammer, welche in der Reformbewegung voranging. Die Abgeordneten Heinrich von Gagern, Bernher, Lehne und Frank stellten am 28. Februar nachstehenden Antrag: „Die Kammer möge die Regierung ersuchen, dahin zu wirken, daß zum Schutze der innern und äußern Sicherheit Deutschlands ein, der Nation und einem interimistischen Oberhaupte Deutschlands verantwortliches, Ministerium gebildet werde und gleichzeitig mit Ernennung des Bundeshauptes ein Volksrath berufen werde, welcher in Uebereinstimmung mit dem Fürstenrathe und dem Bundeshaupte Gesetzgebung und Besteuerung Deutschlands handhabe.“ In zahlreichen Adressen gelangten aus allen Theilen des Landes die gleichen Wünsche an die Kammer, worin der Deputirte, Hofgerichtsadvokat Reh aus Darmstadt, am 2. März in einem besondern Antrage sich sehr bestimmt über die Mängel des seitherigen Regierungssystems und die Forderung der neuern Zeit aussprach, während in Mainz und Gießen anstehende Personen Kagenmusiken gebracht wurden. Am 4. März machte der trankelnde Großherzog Ludwig auf die von der Kammer gestellten Anträge folgende Concessionen: Es sollte 1) ein Pressegesetz nach dem Vorbilde der in Baden bestehenden Pressegesetzgebung den Ständen vorgelegt, 2) demnächst eine Gesetzesvorlage über die Errichtung von Bürgergarden in den Städten gemacht, 3) öffentliches u. mündliches Verfahren in Criminalsachen, Anklageprozeß und Geschworenengerichte eingeführt werden. Die Mittheilung dieser Concessionen erregte in der zweiten Kammer vielen Beifall, aber die Abgeordneten Jiz, Lehne, Creischmar und von Gagern erklärten dieselben für ungenügend. Am 5. März nahm der Großherzog seinen Sohn, den Erbgroßherzog Ludwig, zum Mitregenten an, das Ministerium in Thil trat ab u. Heinrich von Gagern wurde zum Vorstande des Ministeriums ernannt. Die Ernennung traf ihn auf dem Wege nach Heidelberg, wo damals die deutsche Opposition ihre erste Zusammenkunft, gleichsam das kleine Parlament, hielt. Am Abend des 5. März kam es in Darmstadt zu Ruheunruhen; die Erminister du Thil u. Fürst Witgenstein (später Reichsminister) erhielten eine sehr unharmonische Nachtmusik, worauf Chevaux-geistiger Getränke aufgeregte, mit scharfen Waffen auf das Vo-

Den 6. März erschien eine Proklamation des Großherzogs, worin, auffer der Mitregentschaft, die Freiheit der Presse, sofortige Beeidigung des Militärs auf die Verfassung, vollständige Religions- und Gewissensfreiheit, Gesetzentwürfe über allgemeine Volksbewaffnung, Petitions- und Versammlungsrecht, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im Strafverfahren mit Schwurgerichten, Aufhebung der Patrimonialgerichte und Hinwirkung auf Vertretung des deutschen Volkes beim deutschen Bunde, sowie Zurücknahme des Polizeistrafgesetzes versprochen, der Provinz Rheinhessen aber ihre Institutionen und Gesetze bis zur Einführung einer allgemeinen deutschen Gesetzgebung gewährleistet wurden. Am Morgen des 7. März fand die Beeidigung des Militärs auf die Verfassung statt; an demselben Tage wurden in der zweiten Kammer die Gesetzentwürfe über Aufhebung des Polizeistrafgesetzes u. Gestattung des Petitionsrechtes verlesen, worauf der nunmehrige Minister v. Gagern sich über die vorzunehmenden Reformen aussprach und die Ernennung des Deputirten Eigenbrodt zum Ministerialrath im Ministerium des Innern bekannt machte. Trotz aller dieser Zugeständnisse nahm die Aufregung im Lande eher zu, als ab. In Oberhessen war die Universitätsstadt Gießen der Heerd unaufhörlicher Wählerereien. Professor Dr. Karl Vogt, der Stubiosus R. Fendt und A. Becker, Redakteur eines radikalen Winkelblattes, genannt „der jüngste Tag“, waren hier die Hauptheger. In Mainz kam es zu ernstlichen Ruhestörungen, zu höchst blutigen Austritten zwischen den Demokraten und dem preussischen Militär, ja, das Verlangen nach der Republik trat in der RheinStadt ganz offen hervor, jedoch sprach sich die große Mehrheit der Ständeversammlung offen gegen diese Staatsform aus. Unruhen der ernstlichsten Art, gegen die militärische Hilfe beansprucht werden mußte, brachen in den standesherrlichen Gebieten des Obenwaldes und Vogelsberges aus; besonders wurden die Besitzungen der Herren von Riebesel auf das Schrecklichste von den wüthenden Bauern verwüstet. Den 16. Juni starb der Großherzog Ludwig II. und der bisherige Erbgroßherzog-Mitregent folgte ihm als Ludwig III. in der Regierung, die er mit Reformen am Hofe begann, welche kluge Sparsamkeit gebot. Am 16. Juli übernahm für Gagern, der zum Präsidenten der deutschen Nationalversammlung erwählt worden war, Staatsrath Dr. Jaup den Vorsch im Ministerium; Eigenbrodt, bei Hofe mißliebig geworden, weil er einen Nachlaß der Civilliste zu bewirken strebte, ging als Bevollmächtigter bei der Centralgewalt nach Frankfurt. Eine am 16. Juli in Garbenteich (Oberhessen) abgehaltene republikanische Volksversammlung zog die schlimmsten Folgen nach sich, indem die von jener Versammlung Heimkehrenden von den Bauern des Dorfes Leihgestern angegriffen wurden, woraus eine so blutige Schlägerei hervorging, daß Tode und Verwundete auf dem Plage blieben. Auch das Städtchen Zwingenberg an der Bergstraße war am 24. Juli der Schauplatz von höchst bedenklichen, unruhigen Austritten. Die Kammern H. D. beschäftigten sich während ihres Zusammenseyns im Sommer 1848 mit Gesetzen über Einführung der Geschworenengerichte in den Provinzen Oberhessen und Starkenburg, Aufhebung der Jagd- und Fischereigerechtfame, der Handels- und Gewerbsmonopole, Organisation einer volksthümlichen Verwaltung und der standesherrlichen Verhältnisse. Am 8. August wurden die Kammern vertagt und die Regierung ließ nun die mit den Kammern vereinbarten Gesetze über Religions- und Gewissensfreiheit, Einführung der Civilehe und der Civilstandsregister diesseits des Rheines, die Verhältnisse der Standesherrn, Erblehen, Einquartierung, Verpflegung der Truppen u. verkünden. Am 21. November traten die Kammern wieder zusammen, am 29. Januar 1849 sprachen sie sich für das preussische Erbkaisertum aus, am 3. Februar gaben sie ihre Zustimmung zu dem Gesetze über Vermehrung des Heeres. Die Meinung der ersten und zweiten Kammer über das neue Wahlgesetz war getheilt; diese Verschiedenheit der Ansichten wurde jedoch am 24. Mai ausgeglichen, worauf die Auflösung der Kammern erfolgte. Als der badische Maiaufstand auch über H. D. sich zu ergießen drohte und fast in allen Gegenden des Landes bereits *rsuche zur Einführung der rothen Republik gemacht wurden, da hielt die Ener-*

gie des Ministeriums Jaup diese anarchischen Bestrebungen nieder, während die hessischen Truppen, im Vereine mit den tapferen Mecklenburgern, an der hessisch-badischen Gränze den Strom des Aufstandes zurückhielten und mit bewundernswerther Tapferkeit die Anarchie in dem unglücklichen Baden niederwerfen halfen.

\* **Hessen-Kassel.** Als die Februarrevolution in Paris das Zeichen zur Erhebung der Völker wurde, bekleidete die erste Ministerstelle Kurhessens Scheffer, ein Mann von eiserner Consequenz, dessen Regierungssystem im strengsten Niederhalten und Ueberwachen jeder Regung im Volke bestand. Scheffer verfolgte die Deutschkatholiken, während er andererseits die katholische Geistlichkeit mit Argusaugen überwachte und sie nur zu häufig durch Quälereien der kleinlichsten Art belästigte. Mit der Constitution von 1830 wurde ein freventliches Spiel getrieben; ihre Bestimmungen waren jeder Auslegung im Sinne des Despotismus fähig geworden; die Majorität der Kammer, aus Staatsdienern meist bestehend, stimmte im Sinne des Ministeriums, das Volk aber, mit einem Neze von geheimen und nicht geheimen Polizeispiionen umgarnt, mußte zusehen, wie man es verhöhnte, wie die Blutkreuzer aus seinem Säckel unaufhörlich zu militärischen Spielereien verwendet wurden, während für die Förderung seiner materiellen Interessen auch nicht das Geringste geschah. — So war die Lage der Dinge in Kurhessen, als die Ereignisse von Paris auch in diesem Lande bekannt wurden und ihre Wirkung nicht verfehlten. Die Bewegung ging hauptsächlich von Hanau aus, wo eine Hinnneigung zur Opposition in dem Charakter der Bevölkerung seit Jahren vorhanden war. Eine höchst energische Adresse der Bürger Hanau's, voll unverbüllter Wahrheiten, gelangte am 29. Februar an den Kurfürsten, ihr folgten bald Adressen gleichen Inhaltes aus anderen Städten. In der Hanauer Adresse wurde um Verabschiedung des Ministeriums, Auflösung der gegenwärtigen Ständekammer, Pressfreiheit, Amnestie für politische Vergehen, Religionsfreiheit zc. gebeten. Die Antwort des Kurfürsten auf jene Adresse war die Absendung einer mobilen Colonne. Indessen steigerte sich in Hanau die Aufregung zu einem höchst bedenklichen Grade. Am 6. März sandten die dortigen Staatsdiener eine Deputation nach Kassel, welche dem Kurfürsten ihre Beitrittserklärung zu der Bürgeradresse vom 29. Februar überbringen und die Gewährung der Petition bevorworten sollte. Am 8. März erließ der Stadtrath Hanau's eine Ansprache an die Bürger, worin er zur Ruhe und zum Abwarten des Resultates der geschenehen Schritte ermahnte. Aber schon an demselben Tage trafen zahlreiche Freischaaren von nah und fern in Hanau ein, die mit der Bürgergarde und den Turnern sich auf dem Marktplatze aufstellten. Durch Zurf wurde eine Commission von 24 Bürgern erwählt, welche über die ferner zu ergeifenden Maßregeln berathen und beschließen sollte. Die Militärbehörde wurde gefragt, wie sie sich zu verhalten gedächte, worauf die Erklärung erfolgte, „ganz wie die Bürgerschaft“. Endlich kehrten die Abgeordneten von Kassel zurück; sie brachten eine Antwort, welche der Kurfürst am 6. März dem bei ihm vortretenden Stadtrathe und einer Deputation des Bürgerausschusses seiner Residenz gegeben hatte. Diese ziemlich allgemein gehaltene Antwort, welche die Berufung anderer Minister verkündigte u. die Zusicherung gab, daß die Landstände alsbald ein Pressgesetz berathen sollten, während auch die ferneren Bitten ihnen vorgelegt würden, wurde von den Hanauern für ungenügend erklärt und die Commission der 24 entwarf nun jenes bekannte, in einer mehr als energifchen Sprache abgefaßte Ultimatum, dessen Verfasser Kuhl (jezt Oberbürgermeister) war. In diesem Ultimatum wurde mit Postrennung der Provinz Hanau gedroht und gefordert: 1) Besetzung aller Ministerstellen mit volksthümlichen Männern; 2) Auflösung der gegenwärtigen Ständekammer und Einberufung neu zu wählender Stände; 3) Pressfreiheit; 4) Amnestie für alle politische Vergehen seit 1830; 5) Freiheit der Religion und des Cultus; 6) Vertretung des deutschen Volkes in Bundesstage; 7) Associations- und Petitionsrecht; 8) bestimmte Zeitweits zugesicherten Besetzungswürfe der nächsten Ständekammer v.

den. Dem Kurfürsten war zur Entschliebung eine Frist von 3 Tagen gestellt. — Unterdeffen wurde in Hanau die Volksbewaffung organisirt, ein Sicherheitsaus- schuß erwählt und die Eingänge zur Stadt verbarrikadirt; bewaffneter Zuzug kam von allen Seiten, während Truppen aus Kassel und Hanau mit zahlreicher Ar- tillerie um die Stadt sich sammelten und dieselbe immer enger einschlossen, das 3. Regiment aber, welches in Hanau lag, die Stadt verließ u. in der Umgegend campirte. Vom Abende des 10. März bis zum Mittage des 11. verweilte die Hanauer Deputation, ohne Antwort zu erhalten, in Kassel, dessen Bürger in einer am 11. abgehaltenen, zahlreichen Versammlung eine Adresse an den Kurfürsten be- schlossen, worin er auf die drohenden Gefahren hingewiesen und ersucht wurde, die Hanauer Forderungen zu bewilligen. Da nicht alsbald Antwort auf diese Adresse erfolgte, so wuchs die Aufregung unter Kassel's Bevölkerung mit jeder Stunde, der Platz vor dem Residenzschlosse füllte sich mit tobenden Volkshaufen, bereits flogen einzelne Steine gegen die Fenster des Palais. Mit Mühe gelang es einigen Rednern, die Massen zu zügeln u. die Hanauer Deputirten, welche schon abreisen wollten, hievon abzuhalten. Da brachte um 6½ Uhr Abends der Polizeidirektor Morchutt, welcher an diesem verhängnißvollen Tage alle Ministergeschäfte ver- sah, den Hanauer Deputirten aus dem Schlosse die Nachricht: der Kurfürst habe Alles bewilligt, worauf endloser Jubel unter der versammelten Menge ausbrach. Die Hanauer Deputirten reisten aber nicht eher ab, als bis sie die Concessionen auch schriftlich zugesichert erhalten hatten, wozu noch die für sie er- freuliche Nachricht kam, daß Hanau's Oberbürgermeister, Eberhard, zum Staatsrathe und Vorstande des Ministeriums des Innern ernannt sei. Das Ju- stizministerium wurde dem Obergerichtsdirektor v. Baumbach in Kinteln, jenes des Krieges dem Oberlieutenant Weiß, das der Finanzen dem Oberbergrtdirektor Schwedeß übertragen. Später wurde Regierungspräsident von Schenk aus Sigmaringen, der dort mißliebig geworden war, berufen und ihm das Ministerium des Aeußern übertragen. Das geheime Cabinet des Kurfürsten wurde aufgelöst, seine Mitglieder nach allen Gegenden hin veretzt, während früher verfolgte Män- ner wieder zu Ehren und Würden kamen: so wurde Professor Dr. Jordan in Marburg Gesandter beim Bundestage, während Stadtschreiber Wippermann in Kassel, ein hervorragendes Mitglied der vormärzlichen Opposition, zum Regierungs- rath u. landesherrlichen Commissär bei der Ständekammer ernannt wurde. Mehrere, dem alten Systeme huldigende, Ständemitglieder schieben aus der Kammer und wurden durch neugewählte Deputirte liberaler Färbung ersetzt. Indessen fehlte es auch an Auswüchsen der Bewegung nicht: in Oberhessen agitirten Professor Dr. Bayrhoffer, einige hoffnungsvolle Rufensöhne aus Marburg und fremde Aben- teurer unter dem Landvolke für die Republik, scheiterten aber mit ihren kühnen Ideen auf tragikomische Weise. Arbeiterunruhen in Schmalkalden und die Juden- verfolgungen, welche besonders in Rotenburg einen furchtbaren Charakter annah- men, wurden durch Ankunft von Militär gedämpft. — Während aber die Stände- kammer mit der Einführung zeitgemäßer Reformen in der Verwaltung und Gesez- gebung des Landes rüstig voranschritt, konnte es zwischen dem Kurfürsten u. den neuen Ministern zu keinem guten Einverständnis kommen; bei jedem Schritte fast stießen die Minister auf Schwierigkeiten, man ließ sie bei Hofe nur zu deutlich fühlen, daß sie aufgedrungen seien und wiederholt verweigerte der Kurfürst seine Unterschrift. Am 10. April kam es in Kassel zwischen den Gardereitern und dem Volke zu höchst blutigen Auftritten; in Folge hiervon wurde die Garde du Corps, damals vielleicht das schönste Truppencorps in Deutschland, aufgelöst, ja, in der Ständekammer der Antrag gestellt, den Kurfürsten zu veranlassen, seine ganze Ge- walt auf die Minister zu übertragen, so, daß er sich sogar der Zustimmung zu den von ihnen gutgeheißenen Maßregeln begabe. Der Fünzigerausschuß zu Frankfurt sendete eine Commission zur Untersuchung jener blutigen Vorfälle und zur Unter- stützung des gefährdeten Ministeriums gegen den Eigenwillen des Kurfürsten nach Kassel; indessen hatte der Fürst schon vor Ankunft jener Commission allen Forde-



in der energisch auftretenden Landstände sich gefügt und das Zerwürfniß mit Ministern war für einige Zeit wenigstens wieder ausgeglichen. Rasch folgten die mit den Landständen berathenen Gesetze über vollständige Amnestie (April), Aufhebung der Jagdgerechtfame (11. April) und das ziemlich unpraktische über die Lehens- u. Majoratsverhältnisse. Auch die Frage die Rotenburger Quart, welche so lange ein Zankapfel zwischen Landesherren Ständen war, fand durch die Nachgiebigkeit des Kurfürsten ihre Erledigung. Ministerialerlaß über Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen hob die Regeln auf, womit die frühere Regierung in überaus harter und intoleranter Weise die Gewissen der Katholiken bedrückt hatte. Die öffentliche Ruhe u. Sicherheit der Residenzstadt wurde am 30. Juni und 1. Juli durch bedauerliche Aufstände, bei denen Bürgerblut floß, gestört, jedoch gelang es, ohne Einschreiten des Kaisers diese Excesse zu beseitigen. Der Frankfurter Nationalversammlung und ralgewalt gegenüber zeigte die Regierung die größte Bereitwilligkeit; pünktlich den die Matrikularbeiträge zur Reichskasse geleistet, das Militär bereitwilligst Centralgewalt zur Verfügung gestellt und wiederholt im Reichsdienste verwendet, am 6. Aug. aber von den Linientruppen und der Volkswehr die vom Kaiser efer angeordnete Huldivigungsparade abgehalten. In demselben Monate fand im en Lande eine großartige Agitation für ein neues Wahlgesetz statt und es e deshalb ein Congress von Abgeordneten der verschiedenen politischen Vereine hersfeld (26. und 27. August) abgehalten. Derselben Zeit gehören auch die ebungen der Einwohner des frühern Fürstenthums, nun kurhessischen Provinz da, ihren langjährigen gerechten Forderungen bei der Staatsregierung Geltung erschaffen, an. Diese Fuldaer Repealfrage können wir, da sie vielfach fentlichen Blättern besprochen worden ist, nicht übergehen. Als im J. 1816 isen an Kurhessen 8 fuldische Amtsbezirke, nebst der Hauptstadt des ehemall-Hochstiftes übergab, wurden den meist katholischen Bewohnern des neuen estheiles die feierlichsten Zusicherungen über die Sorgfalt gegeben, womit man neuen Unterthanen behandeln wolle. Leider bewies die Erfahrung nur zu bald ichtige dieser Versprechungen. Die Gewissensfreiheit der Fuldaer wurde ch beengt, besonders durch die wahrhaft barbarischen Gesetze über Erziehung Kinder aus Mischehen, die wohlthätigen Stiftungen des Ländchens wurden tzt, Denkmäler, welche an die Regierung der Fürstbischöfe erinnerten, vernicht- die Fuldaer im Staatsdienste vielfach hintangesezt, während für Förderung materiellen Interessen der neuen Provinz fast Nichts geschah, ja, dieselbe gleich- als Verbannungsort mißliebiger oder verschuldeter, althessischer Beamten (belsänger) angesehen wurde. Die rechtswidrige, trotz unzähliger Reklama- n bis zur Stunde nicht ausgeglichene, Verkürzung der Dotation des Fuldaer humes erwarb der hessischen Regierung auch keine Sympathieen. Als nun l so viele Hoffnungen wieder erwachten, da glaubten auch die Fuldaer, die sei gekommen, wo man ihre gerechten Beschwerden einmal berücksichtigen e. Der Fuldaer „Volksrath“, aus tüchtigen patriotischen Männern bestehend, te eine Reihe von Petitionen an Ständekammer und Ministerium, Abhülfe fuldaer Beschwerden verlangend, ja, er sendete sogar dem Parlamente in kfurt eine Adresse, worin die 30jährige unwürdige Behandlung des ehemaligen nthums geschildert war. Spott und Hohn war die Antwort, welche die icht der Ständekammer und die althessische Presse auf jene Beschwerden gab; er Deputirte Sunkel aus Hersfeld erlaubte sich sogar bei Berathung des Ge- über das neue Gerichtsverfahren, die Unparteilichkeit katholischer Geschworenen ichtigen. Dies rief im Fuldischen eine furchtbare Erbitterung hervor; in r herab abgefaßten Adresse wurde Genugthuung für jene, den Katholiken hantes widerfahrne, Beleidigung gefordert und man verhehlte der Regierung das man eine durch die Zeitereignisse vielleicht eintretende Vereinigung it Bayern oder Hessen-Darmstadt als ein frohes Ereigniß bezeichnen ds wirkte; Minister Oberhard, dessen Willigkeitsgefühl Anest-

bient, forderte den Magistrat zu Fulda auf, zwei Männer seines Vertrauens nach Kassel zu senden, um mit einer besondern Commission über die Mittel, jenen Beschwerden abzuhelfen, zu berathen. Zwei patriotisch gesinnte Männer, Kreisphysikus Dr. Wiegand und Hofrath Merz wurden von Fulda nach Kassel zur Berathung mit jener Commission entsendet. Ist bis jetzt auch nur dem geringsten Theile jener Beschwerden Abhülfe geworden, so hat doch andererseits die Regierung durch Besetzung der obersten Verwaltungsstelle des Bezirkes Fulda mit einem sehr tüchtigen Beamten (Bezirksdirektor Justus Rang), der als geborener Fuldaer die Verhältnisse seiner Heimath genau kennt, gezeigt, daß sie den guten Willen habe, die langjährige üble Behandlung eines früher selbstständigen Landestheils vergessen zu machen. Der Landtag von 1848 u. 49 entfaltete eine fruchtbringende Thätigkeit; Gesetze, betreffend die Vermehrung des Heeres, eine durchaus neue volksthümliche Organisation der Verwaltung mit Bezirksräthen, Umgestaltung des gerichtlichen Verfahrens und ein neues, auf sehr liberalen Grundsätzen beruhendes, Gesetz über die Wahlen zur Ständekammer wurden in rascher Reihenfolge berathen und von dem Kurfürsten sanctionirt. Die deutschen Grundrechte erhielten Gesetzeskraft, wie auch die Frankfurter erbkaisersliche Reichsverfassung, die, zu Deutschlands Heil, nur ein papierenes Nachwerk geblieben ist. Im Frühjahr 1849 mußte Kurheffen ein ansehnliches Truppenkorps nach Schleswig-Holstein und, als der Aufruhr in Baden wüthete, auch ein Contingent zur Main-Neckar-Armee senden. Im Juli ds. J. traten die auf Grund des neuen Wahlgesetzes erwählten Stände zusammen; die Majorität der Kammer entschied sich leider für Annahme der Berliner Reichsverfassung und den Beitritt S. zum Dreikönigsbunde; Obersteuerrath Pfeiffer wurde als Bevollmächtigter zu dem Verwaltungsrathe in Berlin gesendet. — H. leidet an einem chronischen Uebel: es sind die stets wiederkehrenden Ministerkrisen. Zwischen dem Kurfürsten und seinen ersten Rathgebern findet ein nichts weniger als freundliches Verhältniß statt, der Adel vermag sich auch nicht mit den Märzministern zu versöhnen und die pietistisch-protestantische Partei hilft auch an dem Sturze der jetzigen Minister arbeiten, besonders, seitdem das Ministerium auf nicht taktvolle Weise den bekannten Pantheisten und Hegelianer, Dr. Zeller in Bern, in die theologische Fakultät der Landesuniversität Marburg berief, was freilich durch Protestation die Marburger Fakultät sowohl, als durch Einwirken jener Partei bei dem Kurfürsten verhindert wurde, so, daß Zeller in die philosophische Fakultät jener Hochschule versetzt werden mußte. Diese Sache hat viel Erbitterung erzeugt und dem Ministerium Eberhard neue Gegner hervorgerufen, so, daß vielleicht in kürzester Zeit die Kunde von dem Falle der letzten Märzminister Deutschlands sich verbreiten dürfte.

C. Pfaff.

Hezel, Johann Wilhelm Friedrich, Professor der orientalischen Sprachen zu Dorpat und russischer Collegienrath, geboren den 16. Mai 1754 zu Königsberg in Franken, wo sein Vater zweiter Stadtpfarrer war, bezog 1772 die Universität Jena, wo der Theologe Danov und der Orientalist Faber den größten Einfluß auf seine gelehrte Grundanschauung übten. 1775 wurde er Hofmeister bei dem Landchaftsdirektor Febr. von Imhof zu Hohenstein bei Koburg und hielt zugleich mit dem Titel eines Schloßpredigers, jedoch ohne ordinet zu seyn, jeden Sonntag in der dortigen Schloßkapelle Predigten. Nach kurzer Zeit trat er in Jena als Privatdocent auf, wo er durch Walch's Verwendung unentgeltlich das Doktordiplom der Philosophie erhalten hatte. Um seine finanzielle Lage zu verbessern, faßte er den Entschluß, einen deutschen Commentar über die ganze Bibel herauszugeben; er brachte 1000 Subscribenten auf das Werk zusammen, zog sich nach Ilmenau und von da nach dem käuflich erworbenen Gute, dem sog. Gränzhammer, nahe bei Ilmenau, zurück und schrieb hier 7 Bände seines Bibelwerkes (Thl. 2—8). Nach 6, in glücklicher Abgeschiedenheit verlebten, Jahren folgte H. im Mai 1786 dem Rufe als Professor der orientatisch-biblischen Literatur nach Gießen, ward 1793 zum Definitor bei dem geistl. Consistorium und 1800 zum *Universitäts-Bibliothekar* ernannt. 1801 ging er mit einem Gehalte von 2000

Rubel und 1000 Rubel Reifegeld als kais. russischer Hofrath und Professor der biblischen Exegese nach Dorpat. 1821 ward er pensionirt, nachdem er früher den Titel eines Collegien-Rathes erhalten hatte und starb am 12. Juni 1824 auf dem sogen. Domberge in seinem Gartenhause zu Dorpat. Von seinen vielen Schriften seien hier nur der wichtigeren bemerkt: Gedanken über den babylonischen Stadt- und Thurmbau, 1774; Erleichterte arabische Grammatik mit Chrestomathie, 1776; Geschichte der hebräischen Sprache und Literatur, 1776; Ausführliche hebräische Sprachlehre, 1777; Neue Uebersetzung des hohen Liedes Salomonis, 1777; Erklärung des Sündenfalls, Cain's und Abel's Opfer und Henoch's Auszug aus der Welt, Jena 1777; Versuch einer biblischen Kritik d. A. T., 1780; Ueber die Quellen der mosaischen Urgeschichte, 1780; Die Bibel A. und N. Test. mit vollständig erklärenden Anmerkungen, 10 Thle., 1780—91; Biblisches Reallexikon, 3 Bde., 1783—5; Dialogen zur Erläuterung der Bibel für gebildete Laien, 1r Bd., 1785; Anweisung zum Chaldäischen, 1787; Kürzere hebräische Grammatik, 1787; Syrische Sprachlehre, 1788; Anleitung zur Bildung des Geschmacks für alle Gattungen der Poesie, 2 Thle., 1791; Der Schriftforscher, ein Sonntagsblatt, 2 Jahrgänge, 1791—93; Praktische Anleitung zur Erklärung des N. Testaments (Evang. Joh. enthaltend), 1792; Neuer Versuch über die Bücher der Hebräer in Kritiken über Morus Uebersetzung, 1795; Der Hauslehrer nach Ruffs Lehrart, herausgegeben von H., 3 Thle., 1797; Grammatische Aetiologie der französischen Sprache, 1798; Politischer Merkur oder neueste Zeitgeschichte, ein Lesebuch zur Übung für französisch Lernende, 4 Thle., 1799; Kürzere griechische Sprachlehre für Schulen, 1799; Englisches Elementarwerk, oder erleichterte praktische Sprachlehre für die, welche Englisch ohne mündlichen Unterricht erlernen wollen, 1804; Einleitung in die allgemeine Sprachlehre, 1805; Erläuterungen einiger Oden des Pindar, Riga 1805; Paläographische Fragmente über die Schrift der Hebräer u. Griechen, 1801; Allgemeine französl. Sprachlehre für Deutsche, 13 Hefte, Chemnitz 1801. Cm.

\* Sitzig, Julius Eduard, starb als Criminaldirektor zu Berlin den 27. November 1849.

Hocheder, Dr. Franz v. Paula Anton, geboren zu Rosshof bei Teisendorf in Oberbayern den 23. März 1783, wurde im Jahre 1811 Studienlehrer an der lateinischen Vorbereitungsschule zu München und zugleich Präsekt am k. Erziehungs-Institute für Studierende, dann Gymnasial-Professor am öffentlichen Gymnasium, hierauf im Jahre 1817 Gymnasial-Professor der Oberklasse des neuerrichteten Gymnasiums im k. Erziehungs-Institute, dann im Jahre 1819 Rektor und Professor am Gymnasium zu Würzburg, im Jahre 1824 Rektor u. Professor am neuen Gymnasium zu München und endlich am 25. Januar 1842 Professor der Philologie und Aesthetik an der Ludwigs-Maximilians-Universität zu München; zugleich ward er ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften. — Im Jahre 1835 verehelichte er sich; jedoch war diese äusserst glückliche Ehe von ganz kurzer Dauer, denn schon im darauffolgenden Jahre (Oktober 1836) ward seine Gattin eines der ersten Opfer der damals zu München wüthenden Cholera. Sein Schmerz und Gram war unbeschreiblich; er blieb auch Wittwer bis zu seinem am 3. Mai 1844 erfolgten Tod. Als philologische Leistungen verdienen namentlich seine Werke: „Horazens Briefe“, desselben „Episteln“, desselben „über Dichtkunst“, „Sophokles Oedipus auf Colonos“ und ein Gymnasial-Jahresbericht für das Jahr 1826—27 besondere Erwähnung. H. war geliebt und hochgeachtet von seinen Schülern. Unbegrenzte Herzensgüte, Sanftmuth, äusserst gefälliger Vortrag u. nie zu erschöpfende Geduld waren seine Hauptcharakterzüge; von seinen Freunden, an deren Spitze Professor Erhard (s. d.) stand, war er als Viedermann hochverehrt. N. N.

Böfler, Dr. Konstantin, einer der hervorragendsten Geschichtsforscher unserer Zeit u. ein eben so gelehrter, als unermüdblicher Vorkämpfer der katholischen Sache Deutschlands, ehemals Geschichts-Professor an der Universität München

hibar in Bamberg. Derselbe wurde am 26. März 1811 zu Memmingen in Schwaben geboren und kam, nachdem er seine niederen Studien vollendet hatte, 1827 auf das Lyceum nach Landshut, wo damals Philipp Fallmerayer Geschichts-Professor war, dessen Schüler S. sofort wurde. Beider Geistesrichtung ging aber später diametral auseinander u. während Fallmerayer gegen das conservative Prinzip in Kirche und Staat, zumal in neuester Zeit, feindselig aufgetreten, stand S. auf der Gegenpartei, trotz bitterer Erfahrungen treu seinem Könige, treu die Kirche gegen unbefugte Neuerer vertheidigend. Am 30. Juni 1830 promovirte S. zum Doctor der Philosophie, nachdem er seit 1829 an der Hochschule in München studirt hatte. 1832 zog er nach Göttingen und ging 1834 über Berlin nach Italien, wo er bis zum September 1836 blieb. In sein Vaterland zurückgekehrt, wurde er zum außerordentlichen Geschichts-Professor vorgeschlagen, konnte aber unter dem damaligen Ministerium Wallerstein nicht zur Anstellung gelangen. Am 13. Januar 1838 endlich trat er in München als Privatdocent der Geschichte auf und wurde 1839 zum außerordentlichen Professor, 1842 zum ordentlichen Professor ernannt. Bis zum 26. März 1847 wirkte S. vom Lehrstuhle in dieser Eigenschaft und erfreute sich stets eines zahlreichen Auditoriums, als plötzlich auch über ihn die Proscription verhängt und er von seiner Professur entfernt und nach Bamberg als Archivar an die Stelle des verstorbenen Jäck versetzt wurde, dort hat er das Archiv zur Bedeutung gebracht und gibt jetzt die Quellsammlung für fränkische Geschichte heraus. Seine vorzüglicheren Schriften sind: „Die deutschen Päpste (Gregor V., Clemens II., Damasus II., Leo IX., Victor II., Stephan IX., Nikolaus II.) nach handschriftlichen und anderen Quellen,“ 2 Abtheilungen, Regensburg 1839, ein Werk, wodurch S. schätzenswerthe Beiträge zur Geschichte des Mittelalters geliefert und welches überall große Anerkennung gefunden hat. „Kaiser Friedrich II., ein Beitrag zur Berichtigung der Ansichten über den Sturz der Hohenstaufen,“ München 1844; „Albert von Behme und die Regesten Papsts Innocenz IV.,“ Stuttgart 1844; „Concordat und Constitutionen etc. in Bayern, historisch-politische Denkschrift,“ Augsburg 1846. In allerneuester Zeit gab er: „Ritter Ludwig's von Eyb Denkwürdigkeiten brandenburgischer (hohenzollern'scher) Fürsten, mit einem, aus Archivalien der ehemals brandenburgischen geheimen Haus- und Staatsarchive verfaßten, historischen Commentare“ zu Bayreuth heraus, weshalb er von Sr. Majestät dem König von Preußen mit einem Orden decorirt wurde; dann: „Das kaiserliche Buch des Markgrafen Albrecht Achilles, vorkurfürstliche Periode 1410—70; aus dem ehemals hohenzollern'schen Archive der Pfalzsenburg,“ Bayreuth 1850. Außerdem bevorwortete er eine Uebersetzung von Garzetti's Römischer Geschichte und von Mazas' Revolutionsgeschichte, verfaßte ein Lehrbuch der allgemeinen Geschichte und trat in seinen „Erläuterungen und Zusätzen zur Rede des Fürsten von Dettingen-Wallerstein über Quarte u. Klöster“ demselben entgegen. Seine neueste Schrift hat den Titel: „Bayern, sein Recht und seine Geschichte,“ Regensburg 1850. S. ist auch Mitarbeiter der historisch-politischen Blätter, so wie mehrerer kirchlicher und politischer Zeitschriften und des Freiburger Kirchenlexikons und überhaupt einer der produktivsten Schriftsteller unserer Zeit. Die königliche Akademie der Wissenschaften in München hat ihn zum ordentlichen Mitgliede ernannt, dergleichen auch die katholische Akademie des h. Karl Borromäus in Luzern.

Hoffmann, Johann Gottfried, königlich preussischer wirklicher geheimer Oberregierungsrath und früherer Professor der Staatswissenschaften, geboren zu Breslau 1765, erhielt seine Jugendbildung zuerst in dem Hause seines Großvaters zu Rawicz, von wo er auf das Gymnasium nach Breslau kam. Hier galt er für einen vorzüglichen Schüler und trieb viel Mathematik für sich, sonst aber mußte er sich sehr behelfen und lebte, der Wohlfeilheit wegen, meistens unter geringen Handwerkern, bis er 1781 nach Halle abging, um die Rechte zu studiren. Schon nach einem halben Jahre waren seine Mittel zu Ende und nur die Verleiheung eines Stipendiums für schlesische Juristen, die in der Mathematik geübt waren,

te ihm in Leipzig bis 1786 seinen Unterhalt, worauf er 1788 eine Hausstelle in Remel bei dem reichen Kaufmann Lord annahm. Hier lernte er rtigere Handelsgeschäfte kennen und wurde mit denselben so vertraut, daß ihm nachdem er einige Zeit wieder in Königsberg Unterricht in der Mathematik hatte, die Administration eines großen Mühlenwerks auf der Pinnau über- wurde. Als er diese 1793 aufgab, befand er sich in Königsberg in großer räsidenten von Auerswalb bekannt und auf dessen Betrieb 1803 als Bau- bei der Kammer angestellt. Von da an nahm H. an allen den wichtigen eiten zur Gesetzgebung von 1808 Antheil; er lehrte an der Königsberger iat Staatswissenschaften, ward 1808 Staatsrath im Ministerium des In- r die Angelegenheiten des Handels, der Fabrikation und der Gewerbe, be- ible Stellungen seit 1809 in Berlin bei und verband damit seit 1809 die n des von ihm eingerichteten statistischen Bureau, welches für Europa eine mskalt geworden ist. Im besondern Vertrauen des Staatskanzlers Harden- ar H. bei allen Gesetzworschlägen für die innere Verwaltung in den Jahren nd 1812, namentlich über die neuen Verbrauchssteuern, thätig, ward 1814 iener Congreß vielfach bei den Territorialabgränzungen verwendet u. 1817 b des Staatsrathes. Für das neue Finanzgesetz waren H. und Raassen ten und kämpften für freie Entwicklung der Kräfte, Aufhebung aller Ver- les Zwanges und für niedrige Zölle, gegen die Schutzzölle und Prohibitiv- in. Das Steuergesetz vom 26. Mai 1818 ist zum großen Theil von H. en, der sich auch bei den übrigen, damals geregelten, Abgabenverhältnissen flusreich erwiesen hat. Mit diesen amtlichen Arbeiten verband H. auch ristikellerische Thätigkeit. Außer seinen akademischen Abhandlungen, den 19 fortgesetzten Uebersichten der statistischen Zählungen in Preußen, den ren Abhandlungen über politische u. publizistische Gegenstände in der preuß- Staatszeitung, waren besonders ausgezeichnet seine „Lehre vom Geld“, die nisse zum Gewerbebetriebe“, die „Lehre von den Steuern“ und die Schrift as Verhältniß der Staatsgewalt zu den Vorstellungen ihrer Untergebenen“. ahm er seinen Abschied aus dem Staatsdienste, sammelte noch 1847 seine zerstreuten Schriften und bereicherte dieselben durch zwei sehr durchdachte . Sein Tod erfolgte den 12. Nov. 1847.

ohenberg, ein zerstörtes Bergschloß unweit Rottweil (s. d.) im Schwarz- ise des Königreichs Württemberg, von dem die ehemalige Grafschaft H. men führte, deren einstige Dynasten von den Herzogen von Elsaß abstam- len. Schon in der Hunnenschlacht 933 und bei dem darauf gehaltenen e zu Magdeburg kommt ein Georg von H. vor. Genauere Nachrichten a H. schen Geschlechte hat man seit Ende des 11. Jahrhunderts. Burkhard und seine, 1201 verstorbene, Gemahlin Luitgardis, eine geborene Pfalz- von Tübingen, stifteten das Kloster Neuthin bei Willberg. Burkhard's e Tochter Gertrude wurde, kaum 16 Jahre alt, im Schlosse zu Rottenburg ar mit dem damals 22jährigen Grafen Rudolf von Habsburg, nachmal- rfer, vermählt. Bei ihrer Thronbesteigung nahm sie den Namen Anna wurde als solche die Stammutter der meisten deutschen Fürstenthümer. i vergangenen Jahrhunderte erlosch mit der geistreichen Kaiserin Maria The- s Geschlecht der Habsburger. Nicht minder ausgezeichnet, als Anna unter men, war ihr Bruder Albrecht unter den Männern. Er begleitete den Rudolf auf seinen meisten Heereszügen und wurde von diesem den übrigen in seinem Nachfolger auf dem Throne vorgeschlagen. Hierin liegt auch glich der Grund des Hasses, mit welchem ihn der neue Kaiser, Abolsh ehan, verfolgte. Albrecht schlug sich daher auf die Seite des Sohnes H., machte vielfache Reisen für denselben und starb endlich bei Sulz hen Tod des Heiden. Er wollte nämlich dem Herzog Otto von ~~\_\_\_\_\_~~ klude seines Herrn, entgegenziehen, wurde aber unterwegs d

verrathen und von dem größten Theile seiner Leute verlassen. Mit einem Haufen treu gebliebener Diener sank er ruhmvoll in's Grab, dem Feinde dem Freunde gerechte Wehmuth entlockend. Nach ihm schwand die Bl. H. schen Hauses immer mehr. Im Jahre 1389 starb der letzte eigentl. von H. und 1585 erlosch der männliche Stamm mit Siegmund von H. Württemberg und Schweden hatten später die Grafschaft einige Male i. Oesterreich mußte dieselbe jedoch immer wieder an sich zu bringen, bis sie burger Frieden 1805 Württemberg förmlich einverleibt wurde.

\* **Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst**, Alexander Leo, Fürst von, Großprobst von Großwardein u., ist seit dem Erscheinen der biogr. Skizze in diesem Werke (Band V., S. 434) in's bessere Leben eingegangen. Der ungarischen Revolution aus Großwardein verschweigt, begab er sich nach Brau, dann nach Wien, endlich nach Baden bei Wien, wo er den Winter wolle. Er war bereits sehr leidend, und im Gefühle des nahenden Todes suchte er die Stätte auf, wo seine Mutter begraben liegt, neben welcher Erde ruhen wollte. Die Gruft, wo jene schläft, befindet sich in Wörsch, eine Meile von Baden. Der Fürst war kaum hier angekommen, so verfiel er in einen Zustand sichthl. Die Krankheit wurde für eine Brustwassersucht. Von seinem Lebensbaume fiel Blatt für Blatt mit jedem Athemzuge. 14. November 1849, Morgens 1 Uhr, begann das letzte Tobesringen. Viertelstunde darnach war er verschieden. — Sein echt priesterliches, eifriger Verkündiger des Wortes Gottes, als Vorbild des Vertrauens auf das Gebetes, als Vater der Armen — ist bereits in dem oben angezogenen Artikel dargethan. Wir wollen hier, um den Abriß seines geistigen Wesens ganz, nur noch beifügen, daß es ihm auch nicht an klaren Ansichten über die irdische Dinge fehlte. In einem Tagbuche, das er vor ungefähr fünf Jahren die Vorgänge in Ungarn geschrieben, finden sich so sichere Zeichnungen der Zukunft, wie sie nur ein begabter Mensch zu entwerfen fähig ist. Man hätte eingetroffen, hätte man zu jener Zeit in Ungarn für Phantastereien. Solche Gedanken entwickelte er auch in den Briefen an seine Freunde. Ein Schreiben über ungarische Zustände aus Großwardein vom 5. Dezemb. heißt es: „Die Lumperei als Vortrab höllischer Gewalt gewinnt bei uns mehr Boden. Die Blindheit von Oben ist in bedauerlichem Zunehmen. Ich wünsche es gewiß nicht, was ich kommen sehe, aber es kommt. Ungarn wird eine furchtbare Blutsühnung, ein rechtes Blutbad durchmachen müssen, und wer weiß, ob es auch dann nicht so wird!“

**Hohenlohe**, Felix, Prinz von, geboren 1818, ist der Sohn des Friedrich August Karl von Hohenlohe-Dehringen und dessen Gemahlin geborne Prinzessin von Württemberg. Seine erste wissenschaftliche, der milit. Laufbahn vorarbeitende, Erziehung erhielt derselbe in Ludwigsburg, theils dortigen Militärschule, theils durch Privatunterricht. Im Jahre 1835 trat Prinz in württembergische und zwei Jahre darauf in preussische Militärdienst. 1830 nahm er aus dem preussischen Gardebüchsenregimente seinen Abschied als Rittmeister wieder in die württembergische Armee zu treten. Im Herbst 1831 faßte Prinz Felix den Entschluß, zu wissenschaftlichen Zwecken eine mehrjährige Reise nach dem Oriente anzutreten u. nahm deshalb auf unbestimmte Zeit aber schon im Beginn der Reise erreichte ihn in Wien die Nachricht vom Ausbruche der französischen Revolution, die ihn zur Rückkehr in sein Vaterland bewog, wo er sich für den Fall einer militärischen Operation der Kaiserl. Armee zur Verfügung stellte und bis zum Monat Juni an dem Zuge in Italien nahm. Hierauf beehrte er seinen Abschied, um sich nach Frankfurt a. M. zu begeben. Hier war es, wo der Prinz, die Fruchtlosigkeit der Verhandlungen mit der Paulskirche ahnend, den außerhalb derselben an den Tag tretenden friedl. Bestrebungen, die deutsche Einheit auf dem Boden der materiellen Interessen

ne Aufmerksamkeit schenkte und von der, als allgemeiner deutscher Verein der vaterländischen Arbeit sich konstituierenden, Versammlung zum Präses ernannt wurde. Prinz Felix nahm diese Wahl, welche auch in der zweiten Generalversammlung einstimmig wieder auf ihn fiel, an u. vertauschte in stiller glanzloses Wirken das beneidete Leben im Schmutz der Waffen, mer des Thrones. Man hat es als ein Zeichen der fortgeschrittenen Oben gerühmt, daß Könige von sich sagen: „sie arbeiten.“ Ist es nicht Ruhm, wenn die, denen die Geschichte des Regierens Last genommen, die Spitze der arbeitenden Nation zu stellen beginnen? Das ist der Weg Thron in den Herzen des Volkes, zu dieser heiligen Stelle, an die man nur durch den Besitz der Tugenden, welche auf bekronen Thronen leider selten sind: durch uneigennütige Nächstenliebe u. Begeisterung für alles Große, durch thätiges Mitleid mit der Noth und Armuth der Menschen und eigen für das Vaterland, für dessen Größe, Einheit und Freiheit warm Herz. Diesen Weg hat Prinz Felix betreten und dadurch bei Allen, die jungen, ritterlichen Fürsten kennen, die Hoffnung erregt, daß es besonders durch seinen Einfluß, seiner Energie und seiner Hingabe an die Sache des Nationalen gelingen werde, ihr diejenigen Dienste zu leisten, welche ihr kräftigen u. gedeihlichen Emporblühen Noth thun.

Sommer, Joseph Maria, geboren zu Tuderstadt 1817, Sohn des dortigen, genoss schon in früher Jugend den Unterricht seines Vaters. 1 Jahre alt, spielte er Seb. Bach's „wohl temporirtes Klavier“ und las die Lieder zu den, in der katholischen Kirche an hohen Festen aufzuführenden, Messen mit Sicherheit, indem er den Generalbass dazu auf der Orgel konnte. Für den Priesterstand bestimmt und dazu auf den Gymnasien in Heiligenstadt und Hildesheim vorbereitet, übte er sich nebenbei in Orgelspiel, überzeugte sich jedoch am Schlusse seiner Studienzeit, die vom Himmel verliehenen Gaben lediglich in der Musik dem Lebensdienlichen lassen würden. Unter des Vaters sinniger Leitung widmete er sich mit allem Ernst u. Beharrlichkeit dem höhern Studium der Musik. An- wogte er sich am liebsten im Concert- und Theaterstyl, doch bald entschied er sich für das großartige Kircheninstrument — die Orgel — auf welchem ihm nach langem mühevollen Streben die Anerkennung der Meisterschaft zu Theil ward. Die Wahl des Berufes war sonach eine gesegnete, um so mehr, da das Talent von der Richtung seines religiösen Charakters, der sich an der Spitze der Kirche dienenden Vaters, in der frühzeitigen Mitwirkung zur Kirchenmusik, die in der Bestimmung zum geistlichen Stande, im Umgange mit ihm, wie aus dem eigenen Inneren geistig und gemüthvoll, warm, sogar für die Musik schwärmend entwickelte, reichlich unterstützt wurde. Hier finden wir die Orgel, weshalb H. s. Orgelspiel den Zuhörer unwillkürlich zur Andacht stimmt, zumal er seine musikalischen Gaben und Ergießungen als Tonsetzer u. In- terpret der ergreifenden Andachtsmusik zuwendet. Seine angenehme Persönlich- keit und Geberden läßt sofort auf seine geistige und religiöse Ausbil- dung schließen und diesem einnehmenden Wesen verdankt er zum großen Theil die Aufnahme, die er überall findet. Gewiß der seiner Person eigenthümlichen Fähigkeit, überläßt H. oft die ganze Einnahme seiner Concerte den Armen u. Stifungen u. es gewährt ihm eine große Freude, durch sein bald ernstes, weltliches Pianofortespiel, unterstützt von einem geschmackvollen Gesang- Ensemble, die Zirkel zu unterhalten und zu erheitern. — H. hatte früher nur kleine Concerte gegeben, oder in kleineren Städten auf der Orgel gespielt; zum erstenmal (1841) gab er, von Mendelssohn und Spohr empfohlen, ein großes Concert zu Braunschweig in der Burgkirche. Ein günstiger Erfolg machte Muth, auch in anderen großen Städten hören zu lassen. Darauf spielte er in Bremen u. mehreren Städten Hannovers, ging dann nach Leipzig u. Dresden. In Leipzig fand, verweilte dann ein halbes Jahr zu Köthen, wo er

Choralmelodienbuch schrieb, bereiste ferner Westphalen, den Rhein und Bayern freundliche Anerkennung in Berlin, München, in ganz Bayern und wandte sich durch Tyrol nach Italien. Als ihn zu Modena der Herzog von Lucca hörte, lud dieser ihn nach seiner Residenz ein, wo er während eines mehrmonatlichen Aufenthaltes zum Kapellmeister ernannt wurde. Von höchstehenden Personen empfohlen, wurde ihm die Ehre zu Theil, von Papst Gregor XVI. in eigener Audienz huldvoll empfangen zu werden. Neben dieser ehrenvollen Anzeichnung empfing er die Erlaubniß, in einer der ersten Kirche der Hauptstadt der katholischen Welt vor dem Papste, den Cardinälen und einem gewählten Zuhörerkreise, wie auch zum Gottesdienste zu spielen. Neapel u. Siciliens große Städte nochmals Rom, Venedig und Triest haben H. zu verschiedenen Malen gehört. Dann wandte er sich nach Deutschland zurück, wo er an Höfen u. in öffentlichen Concerten auf beiden Instrumenten sich hören ließ. Württemberg, die deutsche u. französische Schweiz rühmen sein Orgelspiel; auch in den protestantischen Kirchen mußte er zu gefallen durch eine phantastereiche Begleitung des „Eine feste Burg ist unser Gott“ und alle Berichte versichern, daß die von H. vorgetragene kirchlichen Kirchenstücke vorzugsweise geeignet seyen, die Andacht zu heben. Fertigkeit und Genauigkeit im Orgelspiel tragen das Ihrige zu den glänzenden Erfolgen bei, am meisten aber der seelenvolle Ausdruck, den er in sein Spiel zu legen vermag. Im südlichen Frankreich, zuletzt in Lyon, Besançon, Nancy und Straßburg erwarb sich H. großen Beifall. Seine am meisten ansprechenden Sachen sind: Sinfonia spir. für volle Orgel, von ihm selbst componirt; Adagio religioso Haydn; große Fuge von Sebastian Bach in sol minor; Salvo regina für Singstimme mit Orgel in lydischer Tonart — Tonus quintus — nach der Reimerschrift von ihm bearbeitet; Fuge aus Mozart's Requiem: Christo oleya die beiden Hymnen: Pange lingua und Adoro te devote, beide vom Künstler gearbeitet und von Gregor XVI. approbirt; schließlich eine Composition des Meisters: „das jüngste Gericht“, Phantastegemälde für Orgel mit abwechselnden Tonalitäten. Die alten kirchlichen Tonstücke des Pango lingua, welches H. mit großartigsten Orgelbegleitung und den treffendsten, jedoch stets wechselnden, instrumentirten Zwischenpielen singt, so wie das „Adoro te“ mußte er häufig zum weltlichen Male vortragen. Die Ausführung war Gebet und Lobgesang, der Eindruck lebend. Wahrhaft großartig ist das „jüngste Gericht.“ Man glaubt, die Pforten des Weltgerichts zu hören, die Gräber sich öffnen, die Todten sich erheben zu sehen; strahlende Töne lassen die Majestät und Herrlichkeit des Menschensohns erscheinen, die Chöre der Engel ertönen. Furchtbar schön donnern die Orgelstimmen den Richterpruch in stets leiser wiederkehrendem Widerhall u. nachdem der göttliche mächtige Siegesjubel der zum Leben Eingehenden, nicht ohne den Gegensatz d. grauenhaften Töne der zur ewigen Strafe Fahrenden, verhallt sind, schließt die großartige Fuge, sinnbildlich die Ewigkeit, das Ganze. — Nach H.'s Urtheil folgen die ihm bekannten Orgeln erster Classe in folgender Ordnung: Lateran in Rom Kathedrale in Lyon, gr. St. Michael in Hamburg, Benedictinerabtei zu Welgarten am Bodensee, Maria maggiore zu Trient, Dom St. Peter zu Bremen Dom in Münster, Dorotheen bei München, St. Paul zu Frankfurt a. M. Stiftskirche zu Stuttgart, St. Nikolau zu Freiburg in der Schweiz, St. Cornelius zu Duderstadt, St. Thomas in Leipzig, endlich die Hofkirche in Dresden Wien, Berlin und München haben keine ausgezeichneten Orgeln.

Huffein, Erbey von Algier, geboren 1764 in Bourla (Katalien), erzogen in Konstantinopel, diente dort unter den Topchi's (Kanonieren), kam dann nach Algier und schwang sich zu der Würde eines Dey empor. Nach der Eroberung Algier's durch die Franzosen schlug ihm ein im französischen Heere freiwillig dienender Engländer, Hauptmann Mausell, nebst dem englischen Consul vor, nach England oder Malta zu gehen. H. begab sich mit seinem Harem und einem sehr zahlreichen Gefolge nach Livorno, wo er einige Zeit sich aufhielt. Im Aug. 1831 kam er, nur von einigen Dienern begleitet, nach Paris und wurde a



dem König Ludwig Philipp vorgestellt. H. gefiel den Parisern durch t, eine ungewöhnliche Bildung und ein einnehmendes Betragen. Im 31 verließ er die Hauptstadt Frankreichs und lebte von da an wieder rüdgezogenheit in Italien, wo er auch gestorben ist. C. Pfaff.



a l s B o t a l.

f, Maximus, Ritter von, Professor und Akademiker zu München, n 26. Juli 1758 in dem Markte Reissbach im Bilsthale, war der ier Eltern, die ihren Liebling 1770 auf die lateinische Schule zu schickten. Hier wurde unser Max Singnabe bei den Dominika hatte so freien Unterhalt. Während seiner zehn Studienjahre war er den ersten in der Classe und zeichnete sich ganz besonders in der Philo- Theologie aus. 1780 wurde er in den Augustinerorden aufgenommen in Jahr nachher in dem Kloster dieses Ordens zu München die feier- ensgelübde ab. Am 21. September 1782 wurde er Priester und feierte ober dieses Jahres, zur größten Freude seiner Eltern, in Reissbach zum le das Opfer des neuen Bundes. 1786 wurde er Lehrer der Philosophie Kloster und leistete in dieser Stellung bei seinem außerordentlichen Fleiße man erwarten konnte u. machte sich besonders auch durch seine Abhand- eoria electricitatis recentioribus experimentis stabilita etc.“, München Gelehrtenwelt bekannt. Diese Abhandlung bewirkte auch ein Jahr nach- aufnahme als ordentliches Mitglied der philosophischen Classe der kur- Akademie der Wissenschaften zu München. 1790 wurde J. das Lehr- heologie im Kloster übertragen und er füllte auch hier seinen Platz voll- is. Am 15. November 1791 erhielt er auf ausdrücklichen Befehl Karl Kurfürsten von Bayern, die ordentliche Professur der Physik, höhern t und Oekonomie am Schulhause zu München und eröffnete in dem- re auf Veranlassung der Akademie der Wissenschaften die öffentlichen n über Experimentalphysik für Zuhörer aus allen Ständen. Am 20. 1794 erwählte ihn das Provinzialkapitel seines Ordens zum Sekretär or der bayerischen Provinz des Augustinerordens. 1798 wurde er Prior inerconvents zu München und erhielt bald darauf von seinem Landes- April 1799) die Ernennung als Mitglied der Büchercensur-Spezial-Com- 00 erhielt er den Auftrag, dem damaligen Kurprinzen, nachmaligen König a Bayern, so wie dessen Geschwistern die Physik u. Chemie vorzutragen, er im März d. J. von der Akademie der Wissenschaften zum Direktor lischen Classe erwählt und als solcher drei Jahre nach einander befristigt. die Hofbibliothek mit der Akademie der Wissenschaften vereinigt wurde, das Amt eines Aufsehers bei dieser Bibliothek. Nachdem in diesem Aufhebung der Klöster in Bayern entschieden ausgesprochen war, trat t. Oktober 1802 mit Bewilligung Sr. päpstlichen Heiligkeit aus dem lden, um das von dem Kurfürsten ihm zugesicherte Kanonikat bei dem zu u. L. Frau in München anzutreten, wo er am 13. Januar 1803 tularis wurde. 1806 erhielt. die Münchener Akademie der Wissen- neue Verfassung und J. wurde ordentliches frequentirendes Mitglied dem Range eines wirklichen Rathes und zugleich Conferentiar des kaiserlich-königlichen kaiserlichen Cabinetes, welches er ganz allein ordnete 19. Mai 1808 ernannte ihn der König Maximilian Willverdienstordens der bayerischen Krone, eine hohe f

für den wadern Gelehrten. Die Anstrengungen eines vierundzwanzigjährigen Amtes hatten die Gesundheit J.'s sehr geschwächt, so daß er 1810 seinen Lehramt herrn bringend um Enthebung vom Lehramte bat, die er auch, mit Beibehaltung seines ganzen Gehaltes, erhielt. — Die Achtung und Verehrung aller Irtingianer Religion, wie der Wissenschaft genießend, schied J. am 11. April 1817 aus dem Leben, in dem er so segensreich gewirkt hatte. Seine bemerkenswertheſten Werke außer der bereits angeführten Dissertation, sind: *Epitome institutionum physicae et mathematicae applicatae*, München 1792; *Ueber die Verbesserung des physikalischen Klima Bayerns durch eine allgemeine Landeskultur*, München 1792; *Ordnung der öffentlichen Vorlesungen über Experimental-Naturlehre*, 2 Theile mit Kupfern 1794—95; *Anfangsgründe der Chemie zum Gebrauche für öffentliche Vorlesungen an der kurfürstlichen Akademie der Wissenschaften*, München 1802. C. Ph.

\* **Iudersdorf**, im Landgerichte Dachau Oberbayerns, ehemaliges regium Chorherrnstift mit sehr schöner Kirche, im Jahre 1120 vom Pfalzgrafen Otto von Bayern gestiftet. Dasselbe erweiterte sich bald durch namhafte Schenkungen von Otto Iudersdorf, Otto's Sohne Ludwig und den Pfalzgrafen Friedrich und dessen Erben schenkte dem Kloster den nahen ganzen Hofmarkt J. Das Stift ward im Jahre 1783 nach München gezogen und das Kloster in ein weibliches Erläuterungsinstitut der Salesianer-Nonnen verwandelt, welches jedoch im Jahre 1836 die Diözese verlegt wurde, weil von Seiten der Regierung die Benützung großartigen Gebäulichkeiten des J. er Klosters zur Einrichtung einer Kreis-Irren-Anstalt beschloffen wurde. An Räumlichkeiten, großartigen Gärten, schönen Anlagen und anmuthiger Gegend fehlte es nicht, jedoch das ärztliche Verordnen der eigenthümliche feuchte Luft des Clonithals weder für den Gemüths-, noch Gesundheitszustand der Irrennigen zuträglich, weshalb die bereits zwei Jahre lang getroffenen Vorarbeiten wieder eingestellt wurden. Bis gegenwärtig konnte noch anderer Platz für diese Anstalt ausgemittelt werden. Für Oberbayern besteht hier nur die höchst mittelmäßige Irren-Anstalt Giesing, für Mittelfranken Langen, für Oberfranken Bayreuth, für Unterfranken Würzburg. N.

**Irvingianer.** Da, wo die unfehlbare Autorität der Kirche verworfen, die menschliche Vernunft als die oberste Schiedsrichterin in Sache der christlichen Offenbarungswahrheit anerkannt wird, ist eine Zersplitterung in verschiedenen Sichten und demgemäß in verschiedene Bekenntnisse unvermeidlich. Eine Vorgeschichte liefert uns die Geschichte der Reformation von ihrem Anfang auf den Tag der Gegenwart herab. Als die große Trennung von der katholischen Kirche, durch Luther ins Leben des deutschen Volkes eingeführt, rasch waltender Strom über Deutschland und die benachbarten Länder sich wälzte bald unter den aus der Kirche Ausgeschiedenen eine Theilung in Ansehung was fortan als Glaube festzuhalten sei, bemerklich. Neben den größeren der Lutheraner u. Reformirten tauchten kleinere Sekten auf, und die Anzahl ward durch das allmälige Hinzukommen wieder neuer im Verlaufe der Zeit mehret, und es ist nicht anzunehmen, daß irgend einmal in Ansehung dieser Sektionen innerhalb des Protestantismus ein Stillstand eintreten werde. Jetzt erhebt sich auch in Deutschland wieder eine neue Sekte, welche unsere Ansehung in Anspruch nimmt; es ist die Sekte der J. Dieselbe führt ihren Ursprung von ihrem Eiferer, einem protestantischen Prediger, Edward Irving (s. d. boren 1792 zu Annam in der schottischen Grafschaft Dumfriesshire, gestorben in Schottland hatte bisher die von ihm gegründete Sekte ihren Hauptsitz, soll dort zu einem ansehnlichen Umfange sich bereits erweitert haben. Sie hat dieselbe auch in Berlin Aufnahme gefunden und macht dort nach dem Verlaufe protestantischer Blätter günstige Fortschritte. Die genannte Sekte geht von der Annahme aus, daß die wahre Kirche Christi nur in dem apostolischen Zeitalter da gewesen sei, — in jenem Zeitalter, Charismen d. h. die außerordentlichen Gaben des heiligen Geistes, als die in verschiedenen Zungen zu reden, unreine Geister auszutreiben u. s. w. den

chen waren. Von den gegenwärtigen christlichen Bekenntnissen enthielten mehr, die andern weniger des Wahren; die Wahrheit in ihrem vollen, r Glanze sei einer zukünftigen Periode vorbehalten. Diese werde dann r verherrlichten und unbefleckten Kirche seyn; in ihr werde die Gnaden- iligen Geistes durch Wiedererleuchtung der in der apostolischen Zeit vor- esenen Charismen sich wieder sichtbar thätig erweisen. Die J. glauben i Wiedererscheinens Christi, welchem die Herstellung der Kirche in voller hiernieden aufbehalten bleibe, und reihen sich dadurch, sei es auch in r Weise, den Chiliasten an, welche in der ersten Zeit der christlichen üglich unter en Judenchristen eine so große Rolle spielten. Uebrigens sser Stande, jetzt schon über die einzelnen Glaubenssätze dieser neuen ommenen Bericht zu erstatten. Daß manche der katholischen Kirche jene Lehre von den J.n, im Widerspruche mit den Protestanten, rech- liegt außer allem Zweifel. Der ehemalige Professor der protestantischen an der Universität zu Marburg, Dr. Heinrich Thiersch, welcher diesen stuhl aufgab, um sich dem Irvingianismus anzuschließen, läßt uns in rlesungen über Katholicismus und Protestantismus“ bereits einen Bild lung thun, welche der Irvingianismus zur katholischen Kirche und zum smus eingenommen hat. \*) Jedoch begnügen wir uns, hier dasjenige , was die protestantische Berliner Allgemeine Kirchenzeitung Nr. 78 September 1849 über die mehrerwähnte Sekte veröffentlicht hat. „Der t der J., so schreibt die genannte protestantische Zeitschrift, hat zwar me mehr Reiz, als der einfach würdevolle Kultus der Evangelischen. Gepränge von Gewändern bei dem Konventikelgottesdienste, das aller- manches Gemüth wirken kann, wie es beim Katholicismus der Fall ist, der Irvingianerlehre ist aber ein seltsames Gemisch von katholischen u. hen Grundsätzen, wie man deutlich aus ihrer im Druck erschienenen Li- r kann, und enthält außerdem noch Bestandtheile, von denen schwer zu woher sie sind und was sie wollen. Nicht uninteressant ist in dieser e Einleitung zu gedachter Liturgie, worin über die rechte Weise des des in der „Christlichen Kirche“ gehandelt wird. Necht rationalistisch n Aussage der Gedanke, Gott habe Christum zur Belohnung für seine von den Lobten erweckt. Am merkwürdigsten aber sind die Stufen der g ober „Vollendung“, wie es dort heißt, die dem Erlöser beigelegt In Beziehung auf die Auferstehung wird gesagt: „Da erst erschien Er vollkommene Werkzeug für den Willen des Vaters“ — als ob er auf kein vollkommenes Werkzeug gewesen wäre. „Jedoch nur in Hinsicht

erlesungen über Katholicismus und Protestantismus von Dr. Heinrich Thiersch sind bei pter in Erlangen 1848 in zweiter Auflage erschienen. In der Vorrede zu dieser Auf- kennt nun der Verfasser offen, daß er viele von den in seinem Buche niedergelegten ten, u. zwar das Beste der Lectüre einer Schrift verdanke, welche er im Jahre 1842 von einem igen aus Schottland mitgetheilt erhalten habe. Die dort gegebenen Aufschlüsse über die . ihren jetzigen Zustand und ihre Bestimmung seien zum Mittelpunkte seiner theologi- Denkart und seiner Hoffnung für die Kirche geworden. Wie diese seine Denkart mit rvingianismus consentire, dafür möge folgendes wörtliche Citat aus besagter Vorrede e. „Bereits regt sich, so schreibt er, in furchtbarem Bunde mit pantheistischer Vergötter- Weltgeistes jener öde, seelenlose, des Vaterlandes spottende, aller Ueberlieferung wende und damit den Lebensfeim aller Cultur vernichtende verzerrte Kosmopolitis- . wird, wenn er erst kühner auftreten kann, die christliche Kirche in allen ihren Ge- in Gegenstand einer systematischen und auf Vernichtung abzielenden Befehdung seyn. . sehen wir in diesem Augenblick schon eine unverkennbare Erschelungsform jener . welche nicht ruhen wird, bis sich auf den Trümmern aller überlieferten Institutionen der . widerchristliche Bau eines Reiches erheben wird, mit welchem die Kirche Christi . im Kampf anzunehmen muß, bis durch die Wiedererscheinung ihres . tters das antichristliche Prinzip vernichtet und das vollendete Gottesrei- . ist wird.“

auf seinen Dienst in der Kirche. Hiernach ist es mehr als wahrscheinlich, daß Sekte den Begriff der Kirche zum Mittelpunkte ihres Wollens u. Strebens ma und man könnte Luthers Wort, dem dasselbe Verufen der Römer auf ihre Kt bis zum Ubel verhaßt war: „sie toben, rufen, schreien nicht anders denn: Kir- Kirche!“ auf die J. anwenden. „Was Seinen Dienst für die Welt betrifft wartet Er noch Seiner Vollendung. Diese wird erst dann geschehen, wenn S Kirche in Ihm die Herrlichkeit erlangt haben wird, welche Er gegenwärtig be- Durch die Vollendung der Kirche bei der Wiederkehr ihres bereits vollend- Hauptes wird das Werkzeug für die Vollbringung des Wohlgefallens Gottes der Welt vollendet werden.“ Christus soll also vollendet u. auch nicht volle seyn; an sich soll er es seyn; da er es aber vollständig erst durch das Wohl fallen Gottes an der Welt ist, so ist er es in der That nicht. Der Gesichtspu Christum nach Stufen der Vollendung zu betrachten, ist ein durchaus heidnisch alle christlichen Parteien müssen das Anathema darüber sprechen, so sehr sich die J. damit brüsten, die einzige wahre, christliche und katholische Kirche zu sei Höchst bezeichnend ist in demselben Aufsatze die Abendmahlslehre der Sekte, we der katholischen Kirche in so fern entlehnt ist, als sie auch eine Wandlung Elemente annimmt. Es heißt in dem Aufsatze wörtlich: „Die erste Handlung hochgelobten Herrn war also, daß er Brod und Wein nahm, nicht gewöhnlich sondern bereits zu einem heiligen Gebrauch geweihtes Brod u. eben solchen W Indem er beides in seine heilige Hand nahm, welche die Hand Gottes und der Kraft des heiligen Geistes angethan war, so war schon diese Handlung Weihe und wirksame Consecration des Brodes und Weines, und machte, ohne Natur der Elemente zu zerstoren, dieselben zu Christi Leib und Blut. Denn wofür Gott die Creatur nimmt, ist sie eben dadurch, und wenn Er spricht, fr schleht's.“ Wie nun gegenwärtig u. ob jetzt noch diese Wandlung vor sich darüber sagt der Aufsatz: „damit sie (die Elemente) der Leib u. das Blut G seien, müssen sie mit dem Segen Christi consecrirt werden, durch Wort u. Sa lung Seines Dieners und durch Wirkung des heiligen Geistes, der auf die k sche Gabe herabgesleht wird.“ Diesen Punkt, die so angethane Nachtmahl steht die Sekte als den Mittelpunkt, die Hauptsache alles Gottesdienstes an, den sie Alles in der Kirche beziehen müsse. — Ueber die Kleidung beim Got dienste wird gesagt, daß sie allegorisch seyn müsse. So kann man wenigstens i Hauptgewänder unterscheiden, für Werktagsgottesdienst ein weißes, zum Fei daß der Dienst rein sei, Stola und andere. Sie sollen sehr prunkvoll seyn, I man sagen. Bei der Verteilung des Nachtmahls findet eine Rangordnung in weit statt, als der „Älteste und Evangelist“ bei Ausspendung des Brodes, „Prophet und der Hirte“ bei der des Kelches den Vorzug haben. Die Ueber sollen sorgfältig „bei Seite gelegt werden.“ „Findet keine Nachmittagscommuni statt, so werden die Ueberreste, in so fern sie nicht für Kranke bestimmt sind, i den anwesenden Priestern mit Ehrfurcht verzehrt.“ Im zweiten Theile der Li gie, „Gelegentliche Handlungen und Gebete“ steht auch ein „Gebet für eine geschiedene Seele.“ Es heißt vollständig: „O Herr! wir bitten dich, verlei diesem abgeschiedenen Bruder Freude und Ruhe; laß dein Licht auf ihn leucht erwecke ihn am jüngsten Tage und schenke ihm das ewige Leben. Du getre Herr und Heiland, leite und führe diese Seele, die du mit deinem Blute erl hast aus diesem Jammerthale in die Herrlichkeit Gottes und die Gemeinschaft a heiligen Patriarchen, Propheten, Apostel und Märtyrer und aller Gläubigen zur Ehre Deines großen Namens, der Du mit dem Vater u. dem heiligen G Ein Gott bist in Ewigkeit.“ Die Gemeinde antwortet: „Amen.“ In so fern Abgeschiedene nicht sofort nach dem Tode das verdiente Loos erlangt hat, ist me eines Fegefeuers unabweislich und die J. haben, nur nicht ausgedri mischen Kirche auch diese Lehre entnommen. Nach dem Schließi mhlatte rufen sie in ihren Gebeten auch die gebenedeite Jungfrau Maria r die Allgemeine Berliner Kirchenzeitung. Wir bedauern nur, die gebra

Liturgie, von welcher in diesem Berichte die Rede ist, noch nicht zu Gesicht bekommen zu haben. Daß die in vorstehender Korrespondenz eingestreuten kritischen Bemerkungen über die Liturgie der J. ja nur als subjectives Urtheil eines dort wohnenden Protestanten von unsern Lesern hingenommen werden möchten, keineswegs aber so, als wenn dieses Urtheil auch das unsrige sei; darauf aufmerksam zu machen, ist wohl überflüssig. Die erwähnte Zeitung referirt über den Stand des Irvingianismus in Berlin, daß die Sekte hier einen recht eigentlichen Fortschritt gemacht habe. Verschiedene Zeitungen haben gemeldet, daß viele namhafte und gelehrte Männer, hohe Militärs, Beamte, Geistliche sich bereits dort der Sekte angeschlossen haben. Warten wir denn die Dinge ab, die da aus dieser Erscheinung anser Zeit hervorgehen werden. Ob vielleicht aus dieser Neuerung am Ende eine Bewegung der katholischen Kirche zu gestalten werde, wie sie sich aus dem Unitarismus in England gebildet hat; wir wissen es nicht, nur der Herr weiß es. Wir so viel glauben wir mit Bestimmtheit sagen zu dürfen, die J. sind ein Zeichen der Zeit, welches großer Beachtung werth ist.

Isidor (vgl. den Art. Pseudoisidorische Dekretalensammlung im Hauptwerke). — Fast kein Zweig des Kirchenrechts ist bis auf die neuesten Zeiten so viel bearbeitet u. in Untersuchung gezogen worden, als die sogenannten pseudoisidorischen Dekretalen. Auch die protestantischen Gelehrten haben sich vielfach mit ihnen beschäftigt, nicht so fast um der Wissenschaft willen, als um, wie sie meinten, der römischen Kirche neue Schmach anzuthun. Man schildert sie als päpstliche Erfindungen, um die päpstliche Gewalt selbst zu verdächtigen, zu verunglimpfen und zu schwächen. Das führte denn die Katholiken zur eifrigsten Auffuchung des Ursprungs oder Entstehungsortes der Dekretalen, deren Ergebnis die nun unläugbare Thatsache ist, daß sie nicht in Rom, nicht einmal in Italien, sondern im fränkischen Reiche entstanden sind, ja, daß die Päpste lange Zeit von ihnen nicht einmal Kunde nahmen, viel weniger sich ihrer bedienten, ihre Herrschaft zu erweitern. Schon früher waren falsche Dokumente in Privatsammlungen kirchensächlicher Bestimmungen aufgenommen worden und die sogenannte isidorische Sammlung zeichnete sich nur dadurch besonders aus, daß sie noch viele andere falsche Dokumente enthielt. Die neuesten Untersuchungen darüber hat Kossirt angestellt in den kirchenrechtlichen Quellen des ersten Jahrtausends und zu den pseudoisidorischen Dekretalen,“ Heidelberg 1849. Nach seiner Meinung sind sie keineswegs eine gewöhnliche Erdichtung, sondern eine Uebearbeitung, Excerpte aus wirklichen päpstlichen Briefen, denen der Sammler oder Uebearbeiter hier und da größere Wichtigkeit und Vollständigkeit zu geben suchte. Die alte protestantische Verläumdung, daß die Päpste die falschen Dekretalen verfaßt hätten, oder wenigstens verfaßt ließen, um ihr Ansehen zu vergrößern ist, neben anderen von Kunstmann ebenfalls widerlegt worden. Er hat bewiesen, daß die Päpste bis nach Nikolaus I. in dieser Sammlung keine Kenntniß hatten. Der letztgenannte Papst hatte die Dekretale aus den Ansührungen der fränkischen Bischöfe in ihren Verhandlungen mit dem Kaiser theilweise kennen gelernt, nämlich nur die Citate, nicht die ganze Sammlung. Er hat er sich niemals, wiewohl er dazu oft Veranlassung gehabt, auf dieselben berufen. Erst im 11. Jahrhunderte, wo Niemand mehr die Aechtheit der falschen Dekretalen bezweifelte, führen sie die Päpste häufig an. Man muß indessen die Aechtheit der Sammlung trennen von der Frage über die Gültigkeit und Verbindlichkeit der darin enthaltenen Bestimmungen. In letzterer Hinsicht hat schon Nikolaus I. entschieden) ist Hauptregel: die Anerkennung der Kirche. Die kanonische Wahrheit kann bleiben, wenn die historische auch bezweifelt wird. Die Erschleichung eines Rechtes, wenn demselben auch die öffentliche Anerkennung zu Theil werden sollte, kann nie auf wirklichen Rechtstitel Anspruch machen. Diese letztere läßt sich aber bei den pseudoisidorischen Dekretalen nicht behaupten. Der Sammler und Uebearbeiter hatte dabei die Absicht, die Meinung und die Aechtheit zu betrogen. Er sagt es selbst, daß Einiges weiter

facta est disciplina ecclesiasticis ordinis atque di

(in unum  
is damals

bei Allen als schriftlicher Nachlaß der Päpste und Väter gegolten, zusammengehabt. So konnte Rosshirt in dem angeführten Werke wohl den Beweis nehmen, daß der Inhalt der einzelnen Canonen wahr sei und daß der Sammel den Namen eines Betrügers, im Geiste seiner Zeit, nicht verdiene. Hinsichtlich des Ursprunges der pseudoisidorischen Dekretalen hat auch Rosshirt, nach eig. u. gewissenhaften Forschungen, gefunden, daß ihr Urheber, der sog. Pseudo-Isidor, unmöglich ein Spanier war. Die Sammlung geht bis auf Gregor III. und Charlas; damals war Spanien größtentheils unter sarazenischer Herrschaft. Niemand konnte um diese Zeit daran denken, dort eine kirchenrechtliche Sammlung zu veranstalten, wo die Kirche fast verschwunden war. 80 Bischöfe, von denen der Pseudo-Isidor spricht, wären damals in Spanien nicht aufzubringen gewesen. Dazu kommt, daß die Handschriften, die wir von der pseudoisidorischen Sammlung haben, im westfränkischen Reiche aufgefunden wurden, keine einzige in Spanien, wie Walter bemerkt, stets die ächte Sammlung des ältern Isidor gebräuchlich war. Rosshirt bringt auch gegen die Vermuthung, die falschen Dekretalen seien in Rom entstanden, neue Beweise auf. Hatte Walter darauf aufmerksam gemacht, daß die zu Rom im 8. u. 9. Jahrhundert gebräuchliche Sammlung nur die vermeintliche Dionysische war, sich auch in den andern italischen Sammlungen keine Spur davon vorfindet, endlich in den falschen Dekretalen ganze Stücke aus westgotischen Gesetzen und Gesezbearbeitungen genommen seien, während in Rom fortwährend Sammlungen Justinian's benützt wurden, so gibt Rosshirt's Schrift noch zu denken, daß die pseudoisidorische Sammlung von italischen Concilien fast ganz enthalte, und daß die Aera Caesaris in Beziehung auf die christliche Zeitrechnung 38 Jahre vorausgehe. Die Entdeckung der Unächtheit gebührt zum Theil Wilkliff. Eine ehrliche Kritik brachte zuerst der Cardinal von Cusa und Heideking auf den Verdacht der Unächtheit. Auch Johann von Turrettin stimmte bei. Dasselbe behauptete Georg Cassander, der darauf hinwies, selbst die Päpste die angeblichen Briefe von Clemens, Anaklet, Coelestinus, Alexander, Telesphorus u. s. w. für apokryph erklärt hätten. Eben so Dumoulin und Le Conte. Die Magdeburger Centuriatoren, die unter dem Titel „Historia ecclesiae et gottesfürchtiger Männer“ eine Kirchengeschichte voll Gift und Schmeichelei gegen die Katholiken schrieben, kamen also schon lange zu spät. Auch nachher waren es vorzugsweise katholische Gelehrte, die mit der größten Offenbarkeit die Falschheit der pseudoisidorischen Sammlung darthaten, was sie auch mit größter Unparteilichkeit vermochten, da sie nicht, wie die meisten protestantischen Schriftsteller, von dem Vorurtheil ausgingen, die Päpste hätten zur Begründung u. Verbreitung ihrer Macht die Fälschung selbst vollziehen lassen. Dahin gehören: Ballerini, Blasius (alle drei in der vortrefflichen Sammlung des Landus) und in neuester Zeit Walter, Kuntzmann, Rosshirt. Der letztere hat in Bamberg eine Handschrift gefunden, welche die meisten der pseudoisidorischen Dekretalen enthält, sich aber nicht auf diese, sondern auf griechische Chronikbücher beruft: ein Fund, der hinsichtlich der Entstehung der Dekretalen nicht ohne Wichtigkeit ist. Es liegt in der That der Schluss sehr nahe, daß zur Zeit, in welcher Pseudo-Isidor seine Sammlung veranstaltete, noch mehrere solche Schriften, wie aufgefunden, vorhanden waren und daß er somit aus diesen geschöpft habe. Ein aufgefundenes Manuscript enthält Briefe von Päpsten aus uralter Zeit, die Pseudo-Isidor nicht erdichtet haben konnte: von Papst Marcellinus (um 296), Fabianus (um 236), Sixtus (um 257). Sie beziehen sich sämmtliche auf das Verhören gegen Priester und Bischöfe. Auch von Papst Alexander I. ist ein Brief im Manuscripte enthalten. Die Ordination des P. Formosus wird weitläufig besprochen. Von diesen und anderen Briefen sind Proben abgedruckt worden. Das Hauptergebnis auch dieser neuesten Forschung ist die von Walter ausgesprochene Wahrheit: „Die Meinung, als ob durch die falschen Dekretalen etwas Neues ausgesprochen und in den Gang gebracht worden sei, ist völlig grundlos.“

**breit Sage:** Keine Synode darf ohne Wissen und Willen des römischen Stuhl

werden; jeder Bischof hat ein unbeschränktes Appellationsrecht nach Rom allen *causis majoribus* und *negotiiis episcoporum* gebührt die Entscheidung slich dem Papste, waren schon aus anderen Quellen bekannt. Ausser denen, ter nachhaft gemacht hat, hat Koshirt in der genannten Handschrift weiter der Päpste Alexander, Sixtus, Calixtus, Anterus, Fabianus, Marcellinus, Liberius, Anastasius, Leo, u. zwar dieselben Stellen gefunden, die auch bei J. vorkommen, und zwar aus griechischen Chroniken. — Ehe wir diesen schließen, müssen wir noch auf die Anwendung, die Blescius von den dorischen Decretalen zur Erklärung der bekannten Fabel von der Päpstin gemacht hat, aufmerksam machen. Er bezieht sich zuerst auf Martinus, welcher zum Jahre 854 jene saubere Geschichte vorträgt und erklärt sie für eine Allegorie. Gerade in jener Zeit, also zwischen Leo IV. und Bel., sei die Sammlung des Pseudo-J. entstanden, wahrscheinlich zu Mainz, heiße es, die angebliche Päpstin sei zu Mainz geboren und sie werde als gegeben, um ihre Unächtheit darzuthun. Man habe, fährt er zur Be- g fort, auch von Johannes Erikena gesagt, daß, weil er griechisch ver- in Athen studirt habe. Auch Strörer hat einen solchen Erklärungsversuch Nachdem er zuerst die Falschheit der Geschichte aus einer Menge von dargezogen u. zuletzt beigefügt hat, die Fabel selbst sei allzu dum, als daß : Männer an sie denken könnten, fährt er fort: „Ich will versuchen, zu wie dies Märchen entstanden seyn mag. Meines Erachtens besteht die : der Fabel in den beiden Punkten: daß die Dirne aus Mainz stamme ste von Griechenland (Athen) kommend, den päpstlichen Stuhl eingenom- e. In dem ersten sehe ich eine verbammende oder satyrische Hinweisung Mainzer Kindelein Pseudo-J.; in dem zweiten einen Tadel des Bundes, IV. mit den Byzantinern abschließen wollte und den sein Nachfolger, Be- L., wirklich abgeschlossen hat.“ Auch Koshirt ist geneigt, eine solche Er- zuzulassen, besonders, da seine Entdeckung neuerdings auf griechische Quellen . Kurz vor dem Schlusse der Beschreibung derselben gibt dieser Gelehrte fol- is seine Ueberzeugung an: 1) daß überall (d. h. in der ganzen Sammlung) ng im Geiste jener Zeit nicht walte; 2) daß dem Pseudo-J. verschiedene or Augen lagen; 3) daß er namentlich mehr Briefe vor sich hatte, als a bis jetzt zugestekt; 4) daß folglich nicht ein Einzelnr es war, der den veranlaßt hat, sondern daß mehre, überhaupt die geschichtliche Construction it, an der Sache Theil hatten, wenn es auch ein einzelner Mann gewe- die letzte Uebersetzung vornahm.

### 300.

1797, Heinrich Karl, geboren den 28. September 1781 zu Gießen, wo er Geheimrath und Vicekanzler war, studirte von 1798 — 1801 Rechts- wiss auf der Gießener Hochschule, besuchte eine Zeit lange Regensburg und wurde dort promovirt 1803 zu Gießen und habilitirte sich als Privatdocent. 1804 wurde er außerordentlicher, 1806 ordentlicher Professor der Rechte, 1815 aber ge- wählter im Staatsministerium zu Darmstadt, nachdem er sehr glänzende Anträge an holländischen Hochschulen wiederholt abgelehnt hatte. 1821 wurde er ge- wählt im Ministerium des Aeußern, zugleich auch Mitglied des neu- gebildeten Staatsrathes; 1824 übernahm er den Vorsitz bei der Gesandtschafts- vertauschung aber 1828 diese Stelle mit dem Präsidium der holländischen Gesandtschaft in Darmstadt. Zugleich war er Mitglied des Senats der holländischen Regierung und nahm an den Geschäften dieser Behörde Theil, wozu er auch bei der Unterstützung der Polen sehr theilnahm.

von der Stadt Friedberg zum Landtagsabgeordneten gewählt und trat nach den meisten darmstädtischen Landtagen als Deputirter auf. In der Kammer hörte er zu der liberalen Partei, weshalb er in höheren Kreisen mißliebig; ja, dort sogar als Demokrat galt, während er in früheren Jahren ein leidenschaftlicher Anhänger Napoleons war. Fleißig betheiligte er sich an den in den Jahren abgehaltenen Germanistenversammlungen und war Mitglied des *Balaments*, auch wurde er in die Nationalversammlung zu Frankfurt gewählt. Sommer 1848 wurde er an Heinrich von Gagern's Stelle Ministerpräsident Darmstadt; in dieser Stellung entwickelte J. sehr viele Energie gegen die anarchischen Bestrebungen einer zahlreichen wählerischen Partei, deshalb zog aber auch die heftigsten Angriffe Seitens der demokratischen Partei zu und von denen, welche ihn sonst als zu ihrer Partei gehörig betrachteten und vor auf das Aergste als „Reaktionär“ geschmäht u. gelästert. J. gab mit Cro Zeitschrift „Germania“, 5 Bde., Gießen 1808—11 heraus, außerdem den „*Electoren*“, 1826 u. 27. C. P.

Jeffrey, Francis, geboren zu Edinburgh den 23. Oktober 1773, wälteste Sohn von George J., einem untergeordneten Sekretär bei dem schottischen Court of Session. Nachdem er seine wissenschaftliche Vorbildung in seiner Vaterstadt genossen, bezog er 1787 die Universität Glasgow, blieb da bis 1792 wurde dann in das Queen's College in Oxford aufgenommen. Im Laufe seiner Schul- und Universitätsbildung erregten sein Fleiß und seine Talente die Aufmerksamkeit und noch selten ist ein junger Mann mit höherem Ruf oder zehrenderen Aussichten in das Leben getreten. Schon im Jahre 1794 ward er Advokat in den schottischen Bar (Barreau) aufgenommen und vierzig Jahre arbeitete er in diesem Berufe, Anfangs mit geringerem Glück, bis er endl. Würde des Lord Advocate (Generalfiskals, entsprechend dem Attorney-General England u. Irland) emporstieg u. als Richter auf der Bank des obersten schottischen Gerichtshofs niedersaß. Sehr bald nachdem er seine Wohnung in Edinburgh geschlagen, entwickelten sich seine politischen Vorneigungen für die Volkssache. J. war ein entschiedener Whig, u. blieb es sein Leben lange. In den „debating societies“, die sich damals, wie in anderen britischen Städten, so auch in der Hauptstadt von Schottland gebildet, wurden die politischen Probleme, um deren Lösung es sich in der französischen Revolution handelte, mit einem Ernst und Eifer durchgesprochen, wovon die Nachwirkung die schottische Bewegung von 1848 auf England nur ein schwaches Abbild ist. In der „Speculative Society“ und der „Select Society“, an denen Henry Ham und Francis Horner thätigen Antheil nahmen, machten auch J. seine Talente ihre frühesten Versuche. In den Sprechübungen dieser Vereine seine Reden fast ebenso ausgezeichnet durch glänzende Imagination und glänzenden Ausdruck, wie selbst die besser durchdachten und fleißiger ausgearbeiteten Reden seines männlichen Alters. Viele seiner damaligen Zeitgenossen besaßen Schwerkraft und Energie, ja, möglicherweise mehr logische Anlage des Geistes in der blitzschnellen und scharfsinnigen Ausdeutung der Trugschlüsse und Schwächen seiner Gegner, sowie in dialektischer Kampfrüstigkeit und Gewandtheit, kaum seines Gleichen; jedenfalls seit dem Tode des Sir James Mackintosh er der große Meister des Dialogs (the colloquial champion) von Großbritannien. Aber das größte, Francis J. ganz eigenthümliche, Verdienst ist, daß er längere Zeit ein Vierteljahrhundert die Leitung der „Edinburgh Review“ besorgte. Von 1807 bis 1828 war er der genannte und verantwortliche Herausgeber dieser berühmten Vierteljahrsschrift. Zu seinen frühesten literarischen Bekanntschaften gehörten Ham, Murray und Sydney Smith. Bald nach Gründung der Quartalschrift Smith von der Redaction zurück und legte sie in die kräftigeren Hände von Broughams. Auch letzterer siedelte, wie Smith, bald nach London über und übernahm die alleinige Verantwortlichkeit der Review auf J. Die blau-gelbe Edinburgherin ist auch jetzt noch eine von den tüchtigsten Zeitschriften, aber gegen



jüngerer Zeit Georg's III. und während der ganzen Regentschaft war sie, in  
 namlich wenigstens, eine Macht für sich. J. indessen betheiligte sich mehr  
 literarischen, als dem politischen Theil der Zeitschrift, mehr an ihrer Phi-  
 ; Metaphysik, Belletristik und Kritik, als an jenen wichtigen Staatsfragen,  
 Mackintosh, Smith und Brougham in ihren früheren Jahren, Macaulay,  
 Brown und Mayfair in späterer Zeit das Gewicht ihrer Gelehrsamkeit  
 reifsamkeit zuwenden. Doch vermißt man in den letzten Jahrgängen der  
 mit Bedauern jene unendliche Mannichfaltigkeit, den kritischen Scharfsinn  
 funkelnden Stolz des gelehrten Herausgebers, dessen versattem Geiste kaum  
 in Feld menschlichen Wissens unzugänglich schien. Ungeachtet des fast  
 sen Erfolges, dessen die Edinburgh Review in der literarischen Welt sich  
 kam sie doch nicht ganz unversehrt davon. Die schlimmen Prophezeiungen  
 ausgebers über Lord Byron's poetische Zukunft gingen keineswegs in Er-  
 sein Streithandel mit Thomas Moore erhöhte, wie die meisten literarischen  
 weder die Würde der Hauptkämpfer, noch ihrer Sekundanten und seine  
 lung der Seeschule trug zur Vermehrung seines Rufes oder Ansehens  
 ig bei. Indessen er fuhr fort die Edinburgh Review herauszugeben bis  
 bre 1828, wo er sie in jüngere Hände überantwortete und seine noch  
 Jahre dem einträglichen Berufe widmete, wodurch er sich endlich einen  
 freiposten und ein unabhängiges Vermögen sicherte. Schon 1821 ward  
 lord Rector der Universität Glasgow gewählt; 1828 ward er Dekan der  
 n „Advokaten-Fakultät“. Im Jahre 1830 wurde J. ins Parlament ge-  
 ert als Mitglied für den Wahlbezirk Forfar, Perth, Dundee, Cupar und  
 rew u., als diese Wahl bald darauf ungültig erklärt worden, für Malton.  
 Jahre aber, die er im Hause der Gemeinen saß, dienten eher zur Minder-  
 zur Mehrung seines Rufes. Zwar in der Londoner Gesellschaft erregte  
 inem Witz und seinem Conversationstalent nicht weniger Bewunderung  
 m in Edinburgh, aber für das Noviziat im Parlament war er zu alt  
 usser demselben erworbener, Ruhm stand ihm hier mehr hindernd im Wege,  
 er ihn förderte. Es ist zum Sprichwort geworden: das Parlament duldet  
 nklänge, als die es selbst erzoget, und J. machte keine Ausnahme von  
 gel. Sein etwas professorenhafter Ton und seine metaphysische Art zu  
 m fanden in einer so vollklich constituirten Versammlung, wie es das Haus  
 inen in England ist, wenig Anklang; und wiewohl man ihn mit einer  
 Geduld anhörte, so erfüllte er doch nicht die Erwartung derer, die da  
 der vormalige Herausgeber der Edinburgh Review müsse im Parlament  
 ig eine solche Autorität ausüben, wie Burke, oder andere große literarische  
 die sich an der Politik des Landes betheiliget. Im Sommer 1834 starb  
 te Jurist Lord Craigie und J. ward auf die dadurch erledigte Richter-  
 court of Session befördert, womit, nach einem dreihundertjährigen Brauch  
 land, das Prädikat Lord verbunden ist — jedoch in diesem Falle ein bloß  
 er Amtstitel, wie bei Lord Mayor und ähnlichen Bezeichnungen. Er  
 Richter den Ruf eines ebenso scharfsinnigen, als fleißigen und redlichen  
 u. von seinem ungeheuern Altengedächtniß circulirt in Edinburgh manche  
 e Anekdote. J.'s Ruhm im schottischen Barreau ist nur verdunkelt durch  
 arischen Ruf als Mitgründer u. Herausgeber der „Edinburgh Review.“  
 tzt, Heinrich Freiherr von, General en Chef und Generaladjutant  
 s von Russland, Ritter des St. Wladimir-Ordens 1. Klasse, des St. Alexan-  
 d.-Ordens und St. Anna-Ordens 1. Klasse, des königl. bayetischen und  
 m Militärverdienstordens, Offizier der französischen Ehrenlegion ic. wurde  
 litz 1779 zu Bayerne in dem Canton Wabt geboren, wo sein Vater  
 die ersten Magistratsperson bekleidete. Durch eigenen Beruf u. den Willen  
 t zu dem Waffenhandwerk erzogen, entfernten ihn die blutigen Ereignisse  
 die Revolution auf einige Zeit vom Schauplatz, auf welchem er sich  
 Tapferkeit u. Talent auszeichnete und zu der Zeit, wo der Sieg

aber sie ward ihm im vollem Maße, als die große Armee, nachdem sie alles eines in den Annalen der Kriegsgeschichte aller Zeiten beispiellosen Rückzuges zu tragen haete, in der Mitte Novembers aufgelöst und ohne Ordnung die Gränze zu erreichen strebte. J. gab dem Kaiser die Rückzugslinie über Wesselau und Gembin nach Koloschchno an, welche weniger schwierig und kürzer, als die, welche der Kaiser sich entschieden hatte und die bereits von Tschitschakoff besetzt war. Nachdem sein Vorschlag genehmigt worden, erhielt er den Auftrag, im Verständniß mit Eblé, an den angezeigten Punkten die Brücken über die Ostina schlagen zu lassen u. trotz eines heftigen Brustübels, von welchem er befallen war, entledigte er sich des Auftrages mit dem besten Erfolge. Als Belohnung für diese Dienste berief ihn Napoleon nach Paris, um bei der Reorganisation der Armee mitzuwirken. Erschöpft von einer langwierigen Krankheit kam er im Monat Januar 1813 hier an und elkte 3 Monate später mit dem Kaiser nach Sachsen, wo er, nachdem der Stabschef des Key'schen Corps bei Pirna gefallen war, abermals zu dieser für ihn so gefährlichen Stellung berufen wurde, indessen jetzt noch um so wichtiger war, als der Marschall 4 Corps unter seine Befehle vereinigt hatte. Ney hatte die Ordre erhalten, das Corps des General Ristron nach Hoyerswerda zu detachiren, mit den 3 anderen aber auf der Straße nach Berlin vorzurücken. J., der diese excentrische Bewegung nicht begriff, nahm dem Marschall von der Ausführung derselben ab, indem er ihm bewies, daß vollkommen hinreichend wäre, eine Colonnenspitze nach Dahme vorzuschieben, 7000 Mann nach Bautzen, wo sich die feindlichen Kräfte concentrirten, ditzig zu können. Ney ging in einen Theil des Vorschlages ein, doch blieb er in der Richtung nach Lübben. Nachdem er aber aus einem aufgefangenen Briefe erfahren hatte, daß Barclay mit 15,000 Mann nach Bautzen elkte, änderte er auf sein Gefahr hin seinen Marsch und erreichte Bautzen noch zu rechter Zeit, um bei der Entscheidung des wichtigen Sieges mitwirken zu können. Die großen Verdienste die der General J. in dieser Schlacht geleistet hatte, verdienten eine glänzende Belohnung. Ney erbat für ihn eine Ranagerhöhung; doch, noch einmal sollte die unverföhnliche Haß Berthier's dazwischen treten. J. erhielt die so wohl verdienen Beförderung nicht nur nicht, sondern wurde mit Arrest bestraft u. im Armeebefehle als seine Pflichten schlecht erfüllend aufgeführt, unter dem Vorwande, daß er 1 Karten, auf welchen die Situationen der einzelnen Regimentter verzeichnet waren nicht zu rechter Zeit eingekendet habe! Eine so empörende Ungerechtigfeit war zu viel; außer sich vor Zorn und Unwillen, benützte J. den Waffenstillstand von Barchwitz und begab sich in das Hauptquartier der Verbündeten. Kaiser Alera der hatte seine großmüthigen Gesinnungen für ihn in Nichts verändert und sah J. sich endlich am Ziele seiner Wünsche, an deren Erfüllung ihn nur die diplomatische Gewalt Napoleons vor 3 Jahren verhindert hatte. Er wurde von seinem neuen Monarchen zum Generalleutenant und Generaladjutanten ernannt u. ditz ihm, wie es seine Pflicht erheischte, d. h. mit demselben Eifer, mit derselben Treue und Hingebung, die ihn in den französischen Reihen bei Ulm, Jena und Bautzen so ausgezeichnet hatten. Bei der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten hatten die Verbündeten den ebenso ungeheuern, wie unklugen Plan gefaßt, 300,000 Mann in die Ebenen von Leipzig zusammen zu ziehen, um Napoleon von dem Rhein abzuschneiden. Doch hatten sie vergessen, daß Napoleon mit gleichen Kräften eine centrale Operationslinie mit vielen Festungen und Brückenköpfen an der Elbe besetzt hielt, daher es ihm wenig Mühe gekostet haben würde, eine jede der verbündeten Armeen einzeln anzugreifen und zu vernichten, sobald sie sich nach Leipzig hinbewegte; ja, daß, wenn er die Bertheidigung der Elbe den Besatzungen von Wittenberg, Torgau und Dresden anvertraut, er sich sogar mit noch 250,000 Mann nach Böhmen hätte werfen u. auf diese Weise die Verbündeten zwischen der Nordseite der besetzten Elbe und der ehernen Mauer seiner Armee zurückdrängen könnte. J. erkannte mit dem ihm eigenen Scharfblick sogleich das Gefährliche eines solchen Planes und es gelang seinen Beweisgründen, die Verbündeten zu dem Entschlu

ingen, bevor sie nicht Dresden hätten, auf das Unternehmen Verzicht zu  
 In Folge seiner Pläne marschirten die Verbündeten nach Dresden, wo  
 die Verschlossenheit, Mangel an Energie und schlechtes Zusammenwirken einen  
 dem Sieg in offenbare Niederlage verwandelten und, wie einst in den fran-  
 zösischen Reihen, so verfannten auch jetzt wieder Eifersucht und Neid die wichtigsten  
 des General J. Seiner Operation wollte man den schlechten Erfolg vor  
 aufbürden; ja, der englische General Stuart, später Lord Londonderry,  
 sich nicht, in einem von ihm über den Feldzug von 1815 herausgege-  
 nten Gerabezu zu erklären, daß die Anwesenheit des General J. im Haupt-  
 des Fürsten Schwarzenberg Alles verwirrt und gehemmt habe. In den  
 bei Kulm und Leipzig leisteten seine Rathschläge den Verbündeten große  
 und trugen nicht wenig zum Unglücke der französischen Waffen bei. Der  
 Frankreich und seine Folgen sind bekannt. J., der ihn übrigens nicht  
 nahm keinen thätigen Antheil an den Kriegsoperationen. Wie er einst  
 in Rußland kämpfen wollte, so verboten ihm jetzt dieselben Rücksichten,  
 gegen Frankreich zu ziehen und seine ganze Mitwirkung beschränkte  
 auf einzelne Fingerzeige und Rathschläge und zwar in solchen Augen-  
 wo die Generale der verbündeten Heere Alles schon für verloren hielten.  
 Dem Kaiser Alexander bis nach Troves, um für die Interessen der Schweiz  
 zu; von hier aus kehrte er in sein Vaterland zurück, wo er bis zum Wiener  
 blieb. 1815, nach dem Friedensschlusse, kehrte er nach Paris zurück und  
 vernahm, daß Ney angeklagt und verurtheilt sei, übernahm er mit Wärme  
 die Vertheidigung seines ehemaligen Chefs und, ohne auch nur  
 hingsten daran zu denken, daß er sein eigenes Schicksal dadurch gefährden  
 ließ er kein Mittel unversucht, um das Leben Ney's zu retten. In den  
 1818 und 1823 wohnte er den Congressen zu Aachen und Verona bei;  
 indirekten Antheil er an den Verhandlungen nahm, können wir nicht  
 noch ist es bekannt, daß er die Expedition nach Spanien vom Jahre 1823  
 indem er voraussagte, daß das absolutistische Princip, dessen Wiederherstel-  
 len beabsichtigte, keine 10 Jahre währen u. viele gefährlichere Revolutionen  
 ihren Würde, als diejenigen, deren Bewegungen man jetzt noch leiten und  
 zu könne. — Bis zum Ausbruche des türkischen Krieges benützte J. die  
 ruhige Ruhe des Friedens, um im Gebiete der Wissenschaften zu wirken u.  
 Epoche veröffentlichte er seine höchst merkwürdige Biographie Napoleon's.  
 Im Jahr 1828 rief den General J. zu neuer Thätigkeit. Er war dem Kaiser  
 vor Barna gefolgt und leistete hier, wie bei dem Plane des Feldzugs  
 J., wichtige Dienste. Nicht minder machte er sich um die Einrichtungen  
 der Militärakademien verdient. Dies nun ist J. Sein Talent als  
 der gewann ihm die einstimmige Bewunderung aller Männer von Geist  
 die Werke genießen mit vollem Rechte eines europäischen Rufes, denn sie  
 höchlich dazu beigetragen, das Gebiet der Kriegskunst zu erweitern. Dem  
 ihren Verdienste eines ausgezeichneten Taktikers, eines gewissenhaften Ge-  
 schreibers, wußte er das eines geschickten Schriftstellers hinzuzufügen. Sein  
 er Styl verleiht dem trockensten Gegenstande einen eigenthümlichen Reiz u.  
 in Verfassern militärischer Schriften ist er vielleicht der einzige, dem es  
 sich auch von solchen, die der Kriegswissenschaft ganz fremd sind, mit  
 Lesen zu lassen.



Kaiser, Petrus Leopold, Bischof von Mainz, geboren den 3. Novem-  
 1788 zu Rühlheim am Rhein von wohlhabenden Eltern, wurde, nach rühmli-  
 chem Vollendung seiner Studien in Aschaffenburg, noch nicht 24 Jahre alt, bereits  
 2. April 1812 zum Priester geweiht und sogleich als Kaplan zu Alzenau, in  
 der Diözese Würzburg gehörig, angestellt. Nachdem er noch die Hilfspriester-  
 Stelle zu Miltenberg, jetzt gleichfalls in der Diözese Würzburg u. zu Biblis im  
 Bisthume Mainz bekleidet, übernahm er die Verwaltung der neugegründeten,  
 dürftigen, katholischen Pfarrei zu Gießen. Dort bearbeitete er zum Besten  
 gottesdienstlichen Einrichtung einen Band von Predigten auf die Sonn- u. Fe-  
 iertage, welche durchgängig in einer kraftvollen, ehrwürdigen, von aller gezier-  
 ten Weise freien Sprache gehalten sind. Als ihm zur Belohnung seines uneigenmä-  
 ßigen Eifers am 15. September 1823 die Pfarrei Gernsheim am Rhein gewor-  
 den war, konnte er nicht umhin, in einer Abschiedsrede seinen Empfindungen,  
 denen er sich zu jener Gemeinde hingezogen fühlte, Worte zu leihen und um-  
 wunden seine innige Theilnahme an dem Schicksale dieser Herde, seine Achtung  
 gegen dieselbe und seine dauernde Anhänglichkeit an sie zu bekennen. In der  
 Rede ist es auch nur seinen Bemühungen zu verdanken, daß seit den vierziger Jahren  
 in Gießen eine herrliche, mit allem Nöthigen ausgestattete, Pfarrkirche zu  
 dem Heiligen Erzbischof Bonifazius und Apostel Petrus prangt. Sogar in der  
 herausgegebenen Antrittsrede zu Gernsheim verfehlte er keineswegs seine  
 Verehrung gegen seine vorige Gemeinde und gewiß waren es seine redlichen u.  
 gebiengenen Aeußerungen über sein früheres Verhältniß, welche ihm die ungetheil-  
 te Zuneigung der neuen Herde schon von vorneherein erworben haben. Kaum füh-  
 re er sich in Gernsheim heimisch, so ward er auf die starke Pfarrei Heppenheim  
 in der Bergstraße am 3. August 1826 berufen, von wo er schon wieder, am 30.  
 Januar 1830, als Pfarrdekan und großherzoglich hessischer Kirchen- und Schulrathe  
 nach Darmstadt wandern mußte. Hier fand er Nichts, als eine völlig verfallene  
 und dadurch ganz verarmte Kirche. Sein Werk ist die Regelung des Gehalts  
 der dortigen Geistlichen, der Ankauf eines geräumigen Hauses zur Wohnung  
 für sie und die katholischen Lehrer und zu drei Schulhäusern, wie auch die Einrichtung  
 katholischer Schulen. Was er aber für die Aufbesserung des sogenannten Volk-  
 schulwesens u. für die Erhaltung der Confectionschulen dem religionslosen u. in  
 alle mögliche Weise Communalsschulen anstrebenden Regierungsrathe Hesse ge-  
 than hat, wird ebenso wenig vergessen werden, als sein ernster Widerspruch geg-  
 gen das Gebahren eines großen Theiles der alten, unvernünftigen Schulmeister  
 Mainz und der jungen, glaubens- und sittenlosen auf dem Lande. Bei solch  
 Verdiensten war es fast natürlich, daß ihn das Mainzer Domkapitel am 6. Okt.  
 ber 1834 als den würdigsten Nachfolger auf dem erledigten Mainzer Bischofsstuhle  
 wählte, worauf er nach der Präkonisation durch Gregor XVI. am 6. April 1835  
 der Kathedrale zu Mainz durch den hochwürdigsten Bischof Dr. Johann Wilhelm  
 Baumbach von Limburg am 30. Juni 1835 konsekriert und inthronisiert wurde. Ob  
 seiner, Jahr aus Jahr ein abgehaltenen, Firmungs- und Rundreisen zu gedenken  
 und ohne seine schriftlichen und mündlichen Ermahnungen zum Fasten, Selbst-  
 käuf und Heilighalten der in der Mainzer Diözese auf eine wahrhaft gottver-  
 ehrende Weise entwürdigten Sonn- und Feiertage, zum Besuche des öffentlichen  
 Bußstuhles, zum öftern Empfange des heil. Sakramentes der Buße, zum i-  
 gendigen Gebete u. s. w. zu erwähnen, bemerken wir nur, daß der Verstorbe-  
 ne die zeitgemäßen Gegenstände in einer bündigen und klar

Sprache gründlich und allseitig erörterte. Bekannt ist, daß er rückfichtlich der gemißten Ehen und eines entschiedenen Katechismus, wie keiner seiner Mitbischöfe, zu kämpfen hatte, wenn ihm gleich die Palme des Martyrertums versagt war, weil dort sich mehr die Verkommenheit der Untertanen, als das Herrschgelingen der Beamten geltend machte. Sehr schön entgegnete er auf die, gegen Jesuiten und Missionäre gerichteten, Angriffe des radikalen Abgeordneten Brunk in seiner Motion wegen Verlegung der katholisch-theologischen Fakultät von Gießen nach Mainz in der Landständekammer im Jahre 1839: „Wer Großes und Ungewöhnliches in der Welt leistet — und das thaten die Jesuiten — der darf nicht sein, daß er sehr verschieden beurtheilt wird, je nachdem der Standpunkt ist, auf dem der Beurtheiler sichts, und der Maßstab angelegt wird, den er zur Hand nimmt... Unter Missionären versteht man aber im eigentlichen Sinne Priester, welche den Ungläubigen das Evangelium verkündigen und im eigentlichen Sinne Buxprediger, wie im vorigen Jahrhunderte hin und wieder den Pfarrern zur Aushülfe auf der Kanzel und im Beichtstuhle zugesandt worden sind, was mitunter in Frankreich noch geschieht, in Deutschland aber meistens daraus außer Uebung gekommen ist, weil es allenthalben an den dazu disponibeln Priestern mangelt.“ Nirgendwo hatte indessen der Kongressandal mehr Bewunderer gewonnen, als im Großherzogthum Hessen und kein Prälat mehr Verdächtigungen erlitten, als der Bischof des alterwürdigen Stuhles von Mainz; allein auch kein Oberhirt hat mehr dagegen durch seine Liebe und Geduld, durch seine Mäßigung und Menschenkenntniß, durch seine Umsicht und Klugheit geleistet, als er. Wer kennt nicht seine Unterredungen mit den neuen Heiden und seine Predigten an ihren Versammlungsorten? Wenn seine Emsigkeit übrigens nicht überall den gewünschten Erfolg hatte, so ist es einzig dem Vorschub beizumessen, welche gewöhnlich die, in ihrer Jugend auf den Gymnasien und auf der Hochschule um ihren ersten Glauben gekommenen, Beamten dem Getriebe gewährten, das durch seinen dignösen Deckmantel die Weisen dieser Welt zu Schanden machte. Ja, bei einigen dieser Herren verstieg sich die Thorheit so weit, daß sie da, wo ihr sonderbares Postulat keinen Eingang gefunden hatte, in Mainz, 1847 die, von ihnen, wahrheitlich aus Dankbarkeit gegen ihren Fürsten gehätschelten, Demokraten zur Aufhebung jener katholischen Pfarrer ermutigten, die, wie vordem dem Despotismus und Bureaucraten, so nun dem Terrorismus der Rothrepublikaner die Hörner zu tragen bereit waren. Daher kann mit Recht gesagt werden, daß die Unbilden, welche das Jahr 1848 über den Klerus der Mainzer Diözese im vollen Maße abgoß und zu deren geduldiger Ertragung nur das glänzende Beispiel und der ermüthliche Zuspruch des Bischofs die niedere Geistlichkeit stählte, ihn aufgerieben haben, was alle Pfarrer und Kaplane, obgleich sie aus den verschiedensten Bildungsanstalten hervorgegangen sind, gleich sehr befürchteten. Wirklich schwächte ihn die Domfeierlichkeit in Köln im Jahre 1848, wohin er sich zur Erwirkung des römischen Nationalconcils nach den anstrengendsten Arbeiten begeben hatte, so, daß er demselben nicht mehr beizuwohnen vermochte. Dessen ungeachtet arbeitete er immer noch, wie an der Erhaltung, so an der Ausbreitung der Kirche bis zu einem Tode, der am 30. Dezember 1848 erfolgte.

**Kaiserheim**, frühere Eisterziensercabtei im bayerischen Herzogthume Neuburg, jetzt Donauwörth, welche durch einen langwierigen Prozeß u. einen, 1656 endlich erfolgten Vertrag die, bei ihrer ersten Foundation erlangte, Reichsunmittelbarkeit gegen das Herzogthum Neuburg behauptet hat. Sie hatte Besitzungen von sechs Hundertmeilen Umfang u. 80,000 Gulden Einkünfte. Am 14. Juni 1757 wurde die Abtei, obgleich nicht ohne Protest des bayerischen Kreises, dem schwäbischen Reichsleibte; 1803 wurde sie säkularisirt und ihre Einkünfte fielen der Krone Bayern zu.

C. Pfaff.

**Kalthoff**, Johann Heinrich, geboren zu Warendorf im Münsterlande den 1. Januar 1803, besuchte das Gymnasium zu Münster, widmete sich dann drei lange dem Studium der Philologie auf der rheinischen Hochschule

mit besonderer Vorliebe für die orientalischen Sprachen und wurde im Herbst 1828 zum Doktor der Philosophie promovirt. Hierauf ging er nach Paris und bildete sich hier besonders unter Sylvestre de Sacy in den orientalischen Sprachen noch weiter aus. Im Herbst 1830 kehrte er nach Münster zurück und wurde dort Privatdocent für orientalische Sprachen und Alterthumskunde bei der theologisch-philosophischen Akademie, wie auch Lehrer des Französischen am Gymnasium. Am 17. Januar 1837 verheirathete er sich, aus welcher Ehe ihm ein Sohn geboren wurde, der seine Freude war. Am 11. Januar 1839 entriß der Tod dem wackern Forscher auf dem Gebiete morgenländischer Sprachkunde dieser Welt. Wissenschaft verlor an K. einen zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden Jünger, auf den sein Heimatland, die rothe Erde, mit größter Freude blickte; die katholische Kirche aber verlor einen treuen Sohn, den irdische Weisheit dem Weltlichen nicht zu entfremden vermochte. K. verfaßte: „Ueber das Eherecht alten Indier, verglichen mit dem Eherechte der Hebräer“ (Inauguraldissertation Bonn 1829; „Hebräische Grammatik“, I. Theil, Regensburg 1837. Handschriftlich hinterließ er ein vollständig ausgearbeitetes Lehrbuch der hebräischen Sprache, welches 1840 bei Theising in Münster gedruckt erschien. C. Ph.

\* **Karmel.** — Die liebevolle Gastfreundschaft, welche dem Reisenden u. durch das neue Gebäude der Karmeliten in Asien, auf der Straffe gelegen, von nach Jerusalem und Aegypten führt, zu Theil wird, ist Allen bekannt. Drei hindurch werden sie daselbst liebevoll aufgenommen und gepflegt, auch im Falle einer Krankheit, und dem armen Pilger reicht man überdies bei der Abreise für drei Tage Lebensunterhalt, um die Reise aufs Neue fortsetzen zu können. Der Gründer dieses Klosters, F. Johann Baptist, barfüßiger Karmelit, errichtete zugleich ein Pilgerhaus und sorgte für die Anlegung hinreichender Einkünfte. Da aber nach der Vermehrung der Dampfschiffahrt die Zahl der Reisenden ungewöhnlich vermehrte, reichten weder das Lokal, noch die Einkünfte aus, weshalb sich genannter Mönch genöthigt sah, neue Bauten vorzunehmen, um den Reisenden, welche sonst den Räubern u. wilden Thieren ausgesetzt gewesen wären, einen Zufluchtsort gewähren zu können. Wiewohl nun F. Joh. Baptist mit den, in eigener Person in Europa, Asien und Afrika gesammelten, Almosen die Anstalt bedeutend vergrößert hat, ist sie doch noch nicht hinreichend, die Menge von Fremden aufzunehmen. Daher richtete er am 1. Juli 1847 von Neuem an Jedermann die Bitte: Zur Vollenbung eines Werkes, welches zur Ehre Gottes und zum Wohle der Mitmenschen gereicht, nach Kräften beizutragen und das, was die Liebe darzureichen beschließt, in jenes Buch zu verzeichnen, welches er zur Unterschrift vorlegen wird, um so Anderen zur Unterstützung der Gastfreundschaft im hl. Lande mit gutem Beispiel voranzugehen. Die Namen der Wohlthäter werden in K. angeheftet und machen sich des guten Werkes theilhaftig, das da an diesem hl. Orte ausgeübt wird. — Das Fest Maria vom Berge K., oder das Skapulierfest, am 2. Juli oder am folgenden Sonntage des Jahres gefeiert, welches für den Karmeliterorden vom Papste Sixtus V. im J. 1587 gutgeheißen, für die ganze Kirche aber von Benedikt XIII. im J. 1726 angeordnet worden ist, trägt den ersten Namen, weil die Christlichen Einsiedler, welche auf dem, zwischen Judäa und Syrien gelegenen und durch den Propheten Elias berühmt gewordenen, Berge K. wohnten, eine vorzügliche Andacht zu der göttlichen Mutter Maria trugen, sie zu ihrer Schutzfrau erwählten, sich ihre Diener nannten und dort, wie man sagt, ihr zu Ehren eine Kapelle erbauten, um darin zur Abfingung ihres Lobes täglich zusammen zu kommen. Sie erhielten im J. 1205 eine Ordensregel und den Namen Karmeliten und verbreiteten sich auch im Abendlande. Ein General derselben, ein Engländer, Namens Simon Stoc, ein überaus frommer Mann, hatte eine Erscheinung, in der ihm das Tragen eines Schulterkleides (Skapulier) als ein diesen Orden auszeichnendes Kleid, als besondern Schutz im Leben und Sterben denen, die es würdig tragen, verleihend verheißen wurde.

**Kapenmuffl.** Die K.en, deren goldenes Zeitalter die Jahre 1848 und 49

waren, sind keine Erfindung unserer sonst so erfindungsreichen Zeit, sondern sie sind uralt: sie sind in Deutschland, Frankreich, Spanien, England u. Italien: überall, nur unter verschiedenen Namen, aufgeführt worden u., in welcher Weise, zeigt ein Statut der Kirche zu Avignon vom Jahre 1733. Hier heißt es: „Mit Schmerzen und noch neuerdings haben wir vernommen, daß in der Stadt und Diözese Avignon ein verwerflicher, verderblicher und höchst verbrecherischer Mißbrauch bis zu einem solchen Grade herangewachsen ist, daß die Ehebündnisse, welche die Günstlichen genießen sollten, nicht ohne Tumult, Aergerniß und Gefahren in den Kirchen gefeiert werden können. Denn, während in der Kirche die Ehebündnisse der Gläubigen und die Einsegnung der sich Verheirathenden gefeiert werden, stoßen verbrecherische Menschen gegen Braut und Bräutigam und gegen die Umstehenden ein Geschrei aus, zerbrechen die Stangen und Lampen, bringen schändliche und unanständige Worte vor, tadeln und verachten die Kirche und ihre Diener, indem sie abscheuliche und verwerfliche Spöttereien sich erlauben und in obgedachter Weise über dieses Sakrament vieler Gläubigen sich auslassen. Denn, indem sie zu dem Früheren noch Uebleres hinzusetzen, nehmen sie, nachdem die Knechte nach ihrer Wohnung zurückkehren, nach Art der Räuber mit Gewalt Sachen aus ihrem Hause und erpressen dafür Lösegelder, welche sie zu unanständigen Schmänten und Trinkgelagen, die sie nach ihrer Redeweise „Malproffice“ nennen, verwenden. Wenn es sich aber ereignet, daß Männer und Frauen zum zweiten Male sich verloben und sich miteinander ehelich verbinden, dann treiben jene schändliche Spiele, welche sie Charivari nennen. (Faciant ludos obnoxios, quos nominant chalarvicum.) Hieraus entsteht oft Streit und Haß, ja, bisweilen auch oft Vermundungen und Tödtungen die Folgen davon.“ Aus verschiedenen Quellen erfahren wir, daß die Theilnehmer am Charivari verummt erschienen u. einen gewaltigen Lärm, pfeifend und zischend, erhoben. In Spanien hieß eine solche K. Concerrada, in England Marrowbones and Cleavers, in Deutschland hatte sie verschiedene Namen; so hieß sie in Bayern „einen in's Haberfeld treiben“. Die Kirche war sehr streng dagegen, der Bann war auf Theilnahme einer K. gelegt und, je weiter wir im Alterthume hinausgehen, um so strenger werden die Verbote. Woher kommt dieß? Die K.en stammten aus dem altheidnischen Heidenthume, und darum war die Kirche so streng dagegen, daß die Theilnahme daran zu den dem Bischöfe reservirten Fällen der Losprechung gehörte. Die alten Deutschen glaubten an die Umzüge Wuotans; der Gott läßt sich zu den Menschen herab und diese erweisen sich dankbar durch Opfer; der Mensch nimmt Theil an der Freude der Götter und labt sich, wie sie, an Speise und Trank; halten die Götter ihre festlichen Umzüge, so stellen auch hierin die Menschen das Leben der Götter durch ihre feierlichen Umgänge dar, bei denen sie sich in dem Lobe jener höheren Wesen, den Elfen nachahmend, mit Gesang und Tanz ergözen. In den K.en wurde der Zug Wuotans und der Lärm seines Heeres nachgemacht; man zog verummt von Haus zu Haus, führte einen korybantischen Reigen auf und lud zur Theilnahme ein. Dieses Umherziehen und Lärmen und Toben gefiel und wurde erhalten, auch nachdem das Christenthum das Heidenthum überwunden hatte, nur veränderte sich die Bedeutung der ganzen Sache, die heidnischen Anschauungen erloschen im Bewußtseyn der Menge nach und nach u. es blieb nur das neidende Element. Nach der Anschauung der alten Deutschen und der strengeren Christen hätte man nur einmal heirathen; deswegen richteten sich die K.en gegen die zweite Ehe. Auch diese Anschauung erlosch nach und nach und in neuerer Zeit ist es bloß Rederei oder Mißfallens-Äußerung wegen politischer Ansichten und anderer Anlässe. Eine wissenschaftliche Abhandlung über K.en ist neuestens von Professor Philipps (Freiburg i. Br., 1849) erschienen.

**Kaufungen**, ehemaliges Benediktiner-Nonnenstift in Kurhessen, zwei Stunden südlich von Kassel am Ausgange des schönen Loffenthales, auf einem Dorfe, welches Kaufungen überragenden Hügel liegend. Von den alten Kaufungen) außer der in Kreuzform aufgeführten Kirche nur noch einig

übrig. K. war zuerst ein Güterhof der Grafen von Luxemburg und eine derjenigen Besitzungen, welche die Kaiserin Kunigunde, Tochter des Grafen Siegfried I. von Luxemburg, zu ihrer Wittigst erhalten hatte. Die freundliche Lage von K. hatte ihr den Ort vorzüglich lieb gemacht; sie besuchte denselben öfters, und als sie daselbst einst von einer schweren Krankheit befallen wurde, that sie das Gelübde, hier ein Jungfrauenkloster zur Ehre des hl. Kreuzes zu gründen. Im J. 1015 ertheilte Heinrich II., Kunigunden's Gemahl, die feierliche Bestätigung der Stiftung, und das Kloster wurde nicht nur mit Gütern u. mit großen Freiheiten, wie der unmittelbaren kaiserlichen Schirmvogtei, sondern auch mit kostbaren Reliquien, mit herrlichen Kleinodien, goldenen und silbernen Gefäßen und prächtigen Gewändern auf das Reichlichste beschenkt. Nachdem Heinrich am 13. Juli 1024 in der kaiserl. Pfalz zu Grohude verschieden war, trat Kunigunde eine Wallfahrt nach Rom an und erklärte nach der Rückkehr ihren Entschluß, als Nonne zu K. ihr Leben beschließen zu wollen. Es war am Jahrestage des Todes ihres Gemahls, am 13. Juli 1025, als sie, umgeben von vielen Erzbischöfen und Bischöfen, in ihrem kaiserl. Ornat vor den Altar der Kirche zu K. trat und, ein Stück des hl. Kreuzes haltend, niederkniete. Während der Lesung der Messe legte sie ihren Schmuck ab, vertauschte denselben mit einem einfachen, von ihr selbst gefertigten Nonnengewande und wurde dann, nach Opyerung ihres Haupthaars, auf das Feierlichste als Nonne eingesegnet. Fünfzehn Jahre verlebte sie im klösterlichen Gewande zu K. und starb daselbst am 3. März 1040. Ihr Leichnam fand neben dem ihres Gemahls im Dome zu Bamberg seine Ruhestätte. Nach dem Tode Kunigunden's endete schnell die Glanzperiode des Klosters. Schon im J. 1086 raubte ihm Kaiser Heinrich IV. sogar seine Freiheit, indem er es dem Hochstifte Speyer schenkte. Später kam K. unter die Hoheit der hessischen Landgrafen und wurde endlich durch die Reformation aufgehoben. Die Einkünfte des Klosters bestimmte Landgraf Philipp 1532 im Einvernehmen mit den Ständen zur Ausstattung der Töchter der hessischen Ritterschaft. — G. Landau: Malerische Ansichten von Hessen. mD.

Kempff von Angreth, Friedrich, Bonifaz, Freiherr von, Domdechant und Generalvikar zu Fulda, einem elsässischen Adelsgeschlechte entstammt, wurde geboren 30. März 1773, machte seine theologischen Studien im Collegium Germanicum zu Rom, wurde daselbst am 19. Dezember 1795 Priester u. trat, nach Deutschland zurückgekehrt, in das uralte Benediktinerstift ad St. Salvatorem zu Fulda, worin er den 4. November 1798 Profeß that. Schon am 28. September 1800 wurde er Mitglied des hochadeligen Fuldaer Kapitels. Durch die Säcularisation (1802) wurde das Fuldaer Domkapitel aufgelöst und seine Mitglieder pensionirt. Nach dem Tode des Generalvikars Heinrich von Warnsdorf (1817) war K. Nachfolger in dieser Würde und leitete, unter überaus ungünstigen Zeitverhältnissen, mit kräftiger Hand die Angelegenheiten der Fuldaischen Kirche. Bei Wiederherstellung des Bisthums Fulda lehnte der eben so verdienstvolle, als anspruchslose Mann die ihm angebotene bischöfliche Würde ab, wurde aber Domdechant bei dem neu errichteten Domkapitel. Wenngleich in Jahren weit vorgerückt, ist dieser würdige Priestergeis noch immer in seinem Berufe thätig und erfreut sich körperlich, wie geistig, einer hohen Rüstigkeit. Dem Klerus, wie den Laien des Bisthums Fulda ist K. ein Gegenstand der innigsten Verehrung; sein Landesherr, der Kurprinz-Mitregent, nun Kurfürst Friedrich Wilhelm I., zeichnete ihn durch Verleihung des Hausordens vom goldenen Löwen (19. Juni 1836) aus; die Armen und Nothleidenden der Stadt Fulda haben an ihm einen Vater und alles Gute fand zu jeder Zeit an ihm einen eifrigen und großherzigen Förderer. Wöchentlich dem Jubelpriester, dem die Geschichte der Fuldaischen Kirche ein unauslöschliches Andenken bewahrt, noch viele Tage einer segensreichen Wirkksamkeit beschieden seyn.

C. Pfaff.

Kirchheim unter Teck, Stadt im Donaufreise des Königreichs Württemberg, Sitz eines Oberamtes und mehrerer anderer Bezirksstellen, liegt am Zusammenflusse



ter und Lindach, in einer eben so fruchtbaren, als reizenden Gegend, hat Schloß, (gegenwärtig Wittwenitz der Herzogin Ludwig von Württemberg), 1560 von Herzog Friedrich I. gestiftetes Spital, über 5000 Einw., Bleichen, Baumwollen-Fabriken, viele Gewerbe, besonders in Holz- und raren, ausgebreitete Obst- u. Viehzucht und Handel mit den einschlägigen betreiben, so wie den größten Wollmarkt im ganzen Königreiche. — Der 3 der Stadt wird von einer Kirche hergeleitet, deren Ueberreste noch vor Jahrhunderte in der obern Vorstadt zu sehen waren. Nach und nach ent-r aus ein Dorf und 1270 wurde es von Herzog Konrad II. von Teck mit u. in der Folge mit Bastien und Wassergräben versehen. Im 14. Jahr- kam K. unter der Regierung des Grafen Eberhard VII. an Württemberg. 1235 stiftete Herzog Konrad II. von Teck das ehemalige, in der Vorstadt Frauentloster, dessen Bewohnerinnen aber bald in einen nicht feinen Ruf indem es Thatsache ist, daß im J. 1476 der junge Graf Eberhard von berg mit den dortigen Nonnen einen Ball hielt, bei dem noch andere, ht sehr erbauliche, Scenen sich ereigneten. K. zeichnete sich auch in den mit dem Schwäbischen Bunde durch vorzügliche Treue zu dem Herzog Ul- ;; dennoch nahm es 1525 Theil an dem Bauernaufspruch und half den den das Schloß Teck zerstören. Nach Ulrich's Rückkehr wirkte es kräftig der Eroberung seines Landes, besonders bei der Belagerung von Eßlingen. ich aber zum zweiten Male sein Land verlassen mußte, plünderten die völker unter mehren anderen Städtchen auch K. Im J. 1538 ließ Herzog is Schloß erbauen und die Stadt befestigen. Spanische Besatzungen zer- aber in demselben Jahrhunderte noch wieder einen großen Theil davon. 1626 herrschte daselbst eine große Theuerung und Hungersnoth. Am ember 1642 war hier und in der Umgegend ein heftiges Erdbeben, bei Belegenheit, wie eine alte Chronik erzählt, Feuer vom Himmel gefallen seyn Der wackere Vertheidiger Hohentwiel's (s. d.), der tapfere Wiederhold, hier den Abend seines Lebens. Er starb den 13. Januar 1667, nachdem wohlthätige Stiftungen gegründet hatte. Am 3. August 1690 verheerte ein er Brand die ganze Stadt, mit Ausnahme des fürstlichen Schlosses und nischen Schule. Auch die mit schönen Gemälden verzierte Kirche ver- und nur ein Gemälde, das mitten in den Flammen unverseht geblieben , fand man unter ihren Trümmern. Auch am 8. Februar 1735 wurden ude ein Raub der Flammen. — Die erste und die letzte regierende Her- n Württemberg liegen hier begraben. K. ist auch Geburtsort mehrer in ichte Württembergs hervorragender Männer.

**Alapka**, Georg, geboren zu Temesvar 1820, ist der Sohn des dortigen en, um diese Stadt hochverdienten, Bürgermeisters Joseph K.; seine Mutter, rher, war aus Wersehez im Banate gebürtig. K. vollendete seine philo- a Studien in Szegebin, erhielt dann in Karansebes Unterricht in der Ma- und kam später zur Artillerie nach Wien. Nach einem Jahre wurde er Bombardiercorps aufgenommen und absolvirte in dritthalb Jahren den cours. Von hier ging er zur adeligen ungarischen Leibgarde, verweilte und legte dann die Prüfung in den Geniecorps-Wissenschaften so glän- , daß ihm Kaiser Ferdinand ein eigenes schmeichelhaftes Handschreiben zu stellen ließ. Im J. 1844 erhielt er einen Ruf als Artillerie-General ore, doch wurde sein deshalb eingereichtes Abschiedsgesuch nicht angenom- er zum Oberleutenant bei dem deutsch-banater Gränzinfanterie-Regiment Im Nachmärz avancirte K. zum Hauptmann in der Besprimer Hon- machte als solcher alle Stürme auf das unbezwingliche Bollwerk Szent mit. Später wurde er mit Hajnik von dem Ministerium nach Sieben- schickt, um den Szejler Landsturm aufzubieten und zu organisiren. Hier- z mit Rajstheny nach Komorn, um diese Festung von dem k. Feld- mant Merz zu übernehmen und in Vertheidigungsg

worauf er zum Major im ungarischen Generalstabe befördert wurde. Als Generalcommandirte er mit Glück bei Turczul und Tokai gegen den kühnen F. R. Grafen Schlik, der sich jedoch später bei Raab glänzend an seinem Gegner rdd K. befehligte hierauf das erste Armeecorps unter Görgey, nahm an dem Aufzuge glänzend Antheil, wurde zwar bei Tapio-Dicske von dem k. k. General Rastić geschlagen, sammelte jedoch seine Leute bei Ragn-Kata und schlug, seinerseits, von Damjanic unterstützt, die feindliche Brigade. Bei dem Entf von Komorn — am 26. April 1849 — verrichtete er Wunder der Tapferkeit; erklärte bei Anbruch des Tages D-Szöny mit gefälligem Bajonnet. Nach di Affaire begab sich K. nach Debreczin und übernahm provisorisch das Portefes des Kriegsministers, unterstützte aber Görgey bereits wieder bei der Belager von Ofen und zeichnete sich dabei namentlich durch seine zweckmäßige Anleitu bei Errichtung einer Brechbatterie aus. Görgey trat nach der Einnahme di Festung wirklich an die Spitze des Kriegsministeriums, während K. zum Di commandanten der Festung Komorn und der daselbst befindlichen Truppen ern wurde. Das unglückliche Gefecht bei Raab, der zweifelhafte Kampf bei Kom am 11. Juli — Görgey war verwundet und K. commandirte en chef — wa die Schattenstellen; sein glänzender Ausfall vom 3. August und die ehrenh Capitulation Komorn's am 27. September liefern die letzten Lichtpunkte sei kurzen, aber ruhmvollen militärischen Laufbahn. — Gegenwärtig lebt er England und scheint den Gedanken, nach Amerika auszuwandern, aufgege zu haben.

**Königsbrunn**, ehemaliges Cisterzienser-Mannskloster im Oberamte Heil heim des württembergischen Jartkreises, in einer, in früherer Zeit den Grafen Helfenstein gehörigen Gegend, deren dortige Besitzthümer 1302 durch Kauf an deutschen König Albrecht I. kamen. Dieser stiftete 1303 hier ein Kloster, den den Namen K. gab. 1351 erhielten die Grafen von Helfenstein von Kc Karl IV. die Schirmvogtei über letzteres; später jedoch übten die Erzherzoge Oesterreich dieses Recht selbst aus, traten es aber 1426 wieder an die Hel steiner ab, von denen das Schutzrecht 1504 an das Haus Württemberg übergi 1552 wurde das Kloster von dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg nie gebrannt: die jetzt noch stehenden, mit Mauern umgebenen, Gebäude sind na Ursprunges. In der Reformation wurde K. säkularisirt. — In dem dabei lieg den Marktleden gleiches Namens befinden sich jetzt bedeutende Schmelz- u. S merwerke, die aus einem Hochofen, fünf Groß- und zwei Kleinfuern bestel Der Schmelzofen liefert meistens Gusarbeiten größerer Art und hat, sammt Eisenhämmern, in neuerer Zeit bedeutende Fortschritte gemacht.

**Rübed**, Karl Friedrich, Freiherr von, österreichischer Bundeskommissär Frankfurt, wurde am 28. März 1789 zu Jglau in Mähren geboren. Seine E dien begann er zu Znaim und vollendete sie an der Wiener Universität. Laufbahn im Staatsdienste begann er am 13. Oktober 1800 bei dem Olan Kreisamte. Im Jahre 1841 wurde er zum Präsidenten der k. k. Hofkammer nannt. — Nachdem er bald zum Präsidenten des Generalrechnungsdirektori emporgestiegen war, begann seine eigentliche politische Wirksamkeit. In d Stellung gewann er schnell das Vertrauen des Publikums, welches bedeut Reformen im Finanzwesen erwartete. Seine Wirksamkeit begann er damit, unermesslichen Kredit, welchen bis dahin einige Bankiers bei der Nationall genossen, wohlthätig zu beschränken. Nach dem Tode des Fürsten Lobkowitz w K. auch zum Vorstande der Hofkammer im Münz- und Bergwesen ernannt. März 1848 zog er sich freiwillig von den Staatsgeschäften zurück; man weiß n ob aus Erkenntnis der ungeheuern Schwierigkeit der Lage, oder aus and Gründen. Man sprach damals, Herr v. K. habe seinem Posten aus Ges heitsrückfichten entsagt und nannte ein Herzübel als die Quelle seiner Lei doch schon im Herbst fand er sich wieder geneigt, die Wahl zum Abgeordn für den Kremsfelder Reichstag anzunehmen. Jetzt hat ihn die österreichische

gierung als Bundeskommissär nach Frankfurt a. M. gesandt. — Deutsche Allgemeine Zeitung 1849.

Ruhn, Johann, Dr. und Professor der Theologie an der katholisch-theologischen Fakultät in Tübingen, wurde 1806 in Wärschenbeuern unweit Schwäbisch-Gmünd geboren u. trat 1831 in den Priesterstand. Seinem strebsamen Geiste u. seiner Belehrsamkeit gelang es bald, sich als Professor der katholischen Theologie in Tübingen zu habilitiren. Hier gehört er zu den Zierden der Fakultät und hat nicht nur seinem Schülerkreise, sondern dem ganzen Deutschland glänzende Beweise seiner theologischen Wissenschaftlichkeit, namentlich auf dem Gebiete der Dogmatik, abgelegt. Seine „katholische Dogmatik“, wovon der erste Band (1846) bereits erschienen und die auf drei Bände berechnet ist, steht würdig allen ähnlichen Werken von Klee, Staudenmayer u. zur Seite. Im Jahre 1848 erwählte ihn die Stadt Ellwangen zu ihrem Abgeordneten zum württembergischen Landtage u. 1849 abermals zu dem die Verfassung revidirenden Landtage. Außer seinen Artikeln in der „Tübinger theologischen Quartalschrift“, deren Mitherausgeber er ist, und seiner Dogmatik schrieb R. noch: „Friedrich Jacobi und die Philosophie seiner Zeit,“ Mainz 1834; „Das Leben Jesu, wissenschaftlich bearbeitet,“ Mainz 1838. Bis jetzt ist von diesem Werke, das zunächst gegen Strauß' „Leben Jesu“ gerichtet ist, nur der erste Band erschienen. „Ueber Wissen und Glauben mit Rücksicht auf extreme Ansichten und Richtungen der Gegenwart,“ Tübingen 1839. J. Huber.



\* Lamb, Lady Carolina, war die einzige Tochter des Grafen von Blessington u. den 13. November 1785 geboren. Ihr Charakter entwickelte sich frühzeitig in Entschlüssen, der Beschränkung feind, hochherzig, wohlwollend und selbstständig und diese Züge blieben ihr bis zum letzten Moment ihres Lebens. Im Jahre 1805 vermählte sich Lady Carolina sich mit William L., jetzt dem ältesten lebenden Sohne des Lord Melbourne. Bei ihrem ersten Eintritte in die Welt machte sie Grazie sowohl, wie die Sonderbarkeit ihres Benehmens Lady Carolina zu einer der ersten Damen Londons; ihres Gutes und ihre eigenen Talente, wie ihre Verbindungen richteten die Augen der Welt auf sie. Es waren die Tage des literarischen Debuts Byron's, und eine Verbindung mit ihm, von der so viel geredet u. viel geschrieben worden ist, das es schwer hält, in der Masse der Behauptungen auf die Wahrheit durchzudringen, war die nächste Folge dieses Auftretens in der Welt. Jene Verbindung gehörte zu denen, die ihren Ursprung in einer gleichsam phantastischen Phantasie haben und mehr Entschuldigung, als Tadel verdienen. Lady Carolina erholte sich nie von dem Bruche dieser etwa drei Jahre hindurch fortgesetzten Verbindung; trotz ihrer äußerlichen Heiterkeit nahm von der Zeit an eine gewisse schmerzliche Bitterkeit gegen die Welt den Vorgrund in ihrer Seele ein — sie vergaß nie, was sie einmal mit der ganzen Kraft ihres Gemüthes umfaßt hatte. „Olevarnon“ war ihr erstes Werk nach diesem Bruche — das fehlerhafteste, das zugleich das bereitetste und hinreißendste von allen ihren Dichtungen. Es folgte ihm „Graham Hamilton“ in einem glänzenden Charakter. Der Plan rührte von Ugo Foscolo her. Die schönsten Verse, welche Lady L. schrieb, sind hier niedergelegt. Ihr dritter und ihr Lieblingsroman war „Die Reise“, voll herrlicher Satyre und darum oft dunkel und unverständlich. In diesen unbekanntem Werken war sie die Verfasserin einer großen Anzahl ungleichem Werthe. — Seit vielen Jahren hatte sie sich abgesetzt zu Broderick Hall zurückgezogen, als ein aben-  
 wahr.

haft romantisches Ereigniß ihre äussere Ruhe zu zerstören erschien. Auf einer Spazierritte mit ihrem Gemahl traf sie plötzlich und unerwartet auf den feierlichen Leichenzug, der Lord Byron's sterbliche Reste nach Newsgate-Abbey führte. Er sank in Ohnmacht und wurde ohne Bewusstseyn nach Hause gebracht. Man hielt von Wahnsinn; allein diese Idee wies sie mit bitterm Zorne zurück. Nichts weniger ist es gewiß, daß ihr ganzes Benehmen von diesem Augenblicke an völlig verwardelt war. Im Jahre 1825 trennte sie sich endlich sogar von Gatten, der sie jedoch zu besuchen fortfuhr und von dem sie stets mit der höchsten Achtung, ja mit wahrer Zärtlichkeit sprach. Bald darauf entwickelte sich eine heilbare Wassersucht bei ihr, der sie auch im Jahre 1828 zum Opfer ward. Sonst kehrte sie nach London zurück; die Aerzte konnten ihr nicht helfen. Sie und kannte ihre Gefahr und trug sie ohne Erschrecken; die Lebensweisheit, die so wohl kannte und die sie in früherer Zeit so oft hintangesetzt hatte, schien es im Angesichte des Todes bei ihr den Sieg über ihre lebendige Phantasie zu ringen. Die ersten Jahre ihres Auftretens hatten Hoffnungen erregt, die bitteren nicht verwirklicht hatten; aber ihr Tod mag Jedem zum Beispiel und Freunden zum Troste gereichen. Von Person war Carolina L. fein und schön, sie war gebaut und in ihrer Blüthezeit selbst schön. Alle Reize des Ausdrucks sahen sie ihr zu Gebot; ihr dunkles Auge, ihr schönes Haar und ihr seltener Teint, die diesen Reizen zu Hülfe und ihr Benehmen, obgleich nicht selten excentrisch anscheinend affectirt, umfing Jeden mit unbezwinglichem Zauber, vor Allem den, der in irgend einer Beziehung unter ihr stand. Ihr Charakter litt an Fehlern, zu denen eine allzu reizbare Phantasie verleitet; ihre Handlungen, welche sie an die reißendsten Uebergänge gewöhnte, glich einem beständig wendenden Kaleidostop; für ihre Leidenschaftlichkeit gab es kein Princip, ihre Schwächen vor der Glut ihrer Phantasie wie Wachs dahin. Allein sie war mildthätig, wohlwollend, zartfühlend u. edel, thätig und liebevoll für ihre Freunde ohne Haß für ihre Feinde; der böse Wille war selbst dem Begriffe nach ihr unbekannt. Ihre Irrthümer schadeten nur ihr und ihre Beschuldigungen und Klagen richteten sich immer nur gegen sie selbst. Ihre nachgelassenen Werke, mehr oder minder phantastisch, voll Begeisterung u. von tiefer Schwermuth zogen, gewähren von dem Reiz ihrer lebendigen, reichen und heitern Unterhaltungen keine Vorstellung. Laune und Leben, Witz und gesundes Urtheil waren die Tugenden derselben. Carolina L. gehörte zu den Wesen, die für Andere weis sind nicht für sie selbst, und sie, die jeden weltlichen Rath verschmähte, war die aller weltlichen Rathgeberinnen.

Lafaulx, Ernst von, der würdige Neffe Joseph's von Görres und eine jener Persönlichkeiten, die, wahrlich nicht zum Glücke des deutschen Vaterlandes, leider nur sehr dünn gesäet sind, wurde den 16. März 1805 zu Würzburg geboren. Nach vollendeten Studien an der Hochschule zu Bonn machte mehrere Reisen in Italien und dem Oriente u. trat 1835 an der Universität Vaterstadt eine Professur der Philologie an. L. ist einer der wenigen Lehrenden dieses Faches, die nicht als trockene Bedanten vor dem wissenschaftlichen Boccassischen Alterthums sitzen, sondern Geist und Leben in die graue Theorie der Philologie zu bringen u., wo Alles eine kalte, öde, trockene Wüste zu seyn sieht grüne, schwellige Lebensblüthen hinzupflanzen wissen. Darum wurde er bald Liebling der Studenten, in Würzburg, wie später in München. Während der Dauer seines Lehramtes in Würzburg trat L. als Abgeordneter für diese Universität in die bayerische Ständekammer. 1843 wurde er, obwohl wider Willen, von Würzburg an die Universität München versetzt. Hier verlebte er im Februar 1847 sein Leben in gewohnter Stille, bis die damalige Majorität der Facultät die innere Entrüstung L.'s über dies Treiben zum lauten Unwillen brachte, so daß er im Senat der Universität sich energisch gegen diesen, die Würde des Landes beleidigenden, Unfug aussprach. Die Folge war, daß L. von dem Senat für entsetzt wurde. Damals durchlebte der Schlag, der den geliebten

anze Studentenschaft und in corpore zog sie, viele von ihr weinend, er, die ihren Vater verloren haben, vor sein Haus und gab ihm dadurch höchste Hochachtung kund. Während nun L. verdammt wurde, in Unthätigkeit zu verweilen, ruhete die damals thätige Maurer-Zu-Rheinische Vereinigung schmähtliches Handeln für ewige Zeiten in der Geschichte gebrandmarkt, den von den Studirenden hochverehrten L. als einen „Ultras“ bei diesen verhasst zu machen. Es gelang leider nur zu gut: der Protesttheil der Münchener Studentenschaft bei seiner Reaktivirung ist ein Zeugniß hievon. Als aber der Märzsturm 1848 ein deutsches Parlament hatte, das die Verfassung Deutschlands für die Zukunft berathen sollte, trat Bayerns Volk in L. den Mann, der würdig sei, für seine Interessen die Sache der wahren Freiheit in Frankfurt mitzutragen. L. wurde in Frankfurts Verfassungs-Ausschuß gewählt und galt überhaupt für eines der herzerfreueten Parlamentsglieder. In allen Fragen von höherem Interesse und Bedeutung trat L. als Redner auf und war, trotz dem Dubengelärme der Zeit ein eben so freimüthiger, als unerschrockener Vertheidiger von Altar und Thron empfand es mit tiefem Schmerz, als die Bewegung des Jahres 1848 ein schmachvolles, fluchwürdiges Ende nahm; denn L. ist ein Anhänger jener liberalen Demokratie, zu der leider die Welt nie befähigt wird. Von Frankfurt abgekehrt, erfolgte seine Reaktivirung an der Universität München. Daß die Reaktivirung den Radikalen, die L. in Frankfurt fürchten gelernt, den sogenannten Aufgeklärten, denen jeder Ultramontane ein Stein des Anstoßes, der der maurer-Zu-Rheinischen Partei ein Greuel seyn mußte, war von vorneherein bekannt. Dafür hat diese Handlungsmethode der Regierung freudige Sensation bei den Liberalen und bei den Unparteiischen erregt. Als an die Stelle des aufgegebenen Landtages in Bayern (1849) ein neuer einberufen wurde, trat L. als Abgeordneter für Niederbayern in denselben. Als Schriftsteller ist L. bisher auf folgende Schriften: „Ueber den heiligen Gral,“ München 1834; „Die Verhältnisse der Griechen und Römer und ihr Verhältniß zu dem auf Golgatha,“ Regensburg 1844; „Das Orakel zu Dodona, ein Beitrag zur Religionsphilosophie,“ Regensburg 1841. J. Huber.

Lebener-Bischel, Friedrich Clemens Joseph Egon Maria Anton, von, Bischof von Baderborn, war am 22. October 1770 auf dem Hause Distinghausen im Kreise Coesfeld geboren. Er war unter vier Kindern das dritte Kind und verlor schon in früherer Jugend seinen Vater. Die Mutter, Johanna Freiin von Wendt, sendete die beiden älteren Söhne 1779 zu ihrem Onkel, dem Dompropste und Weihbischöfe von Wendt, nach Hildesheim, um dort die Theologie zu studiren. Friedrich Clemens bezog nach vollendetem Gymnasium die Hochschule Bonn, wo er bei der Inauguration der von dem Kurfürsten Maximilian Joseph gestifteten Universität wohnte, besuchte hierauf die höheren Schulen in Mainz und Baderborn und trat nach empfangener Subdiakonenweihe, 25 Jahre alt, die ihm verliehene Präbende am Domstifte zu Hildesheim an. Hier, in stiller Zurückgezogenheit, machte er sich durch menschenfreundliche Thätigkeit sehr beliebt, weshalb ihn Fürstbischof Franz Egon Freiherr von Salm-Reuth zu seinem Hofmarschalle ernannte. Kurz vor der Säkularisation des Bisthums zu St. Patroclum zu Coesfeld erhielt er auch noch die dort erledigte Propstei. Im Jahre 1825 nahm er, vom Papste Leo XII. ausdrücklich hiezu aufgefordert, das durch den Tod des Bischofes, des Weihbischöfes Wendt, erledigte Generalvikariat in Hildesheim an. Das eigenhändige Schreiben des Papstes vom 22. April 1825 erteilte ihm das ehrenvolle Zeugniß: „Fide in ecclesiam, religionis zelo, prudentia pacis, et integritate praestare.“ Am Martinsfeste 1825 erfolgte seine Ernennung zum Bischof von Baderborn u. er ergriff den Hirtenstab in der trostvollen Ueberzeugung, daß er in den letzten Jahren seines Lebens der Kirche und dem Vaterlande zu dienen und in der Nähe seiner geliebten Verwandten zu sein, am 28. October 1826 erfolgte seine Consekration.

schaft eines päpstlichen Exeutors der für das Königreich Hannover ergangener Circumscriptionsbulle „Impensa Rom. Pon.“ installirte & im Sommer 1828 in Domkapitel zu Hildesheim, welches ihn bei der, im August desselben Jahres vorgenommenen, Bischofswahl zum Bischofe von Hildesheim postulirte. Allein auf ausdrücklichen Wunsch des Königs Friedrich Wilhelm III. lehnte er den ehrenvollen Ruf ab, wiewohl er für die ganze Zeit seines Lebens die innigste Theilnahme bewährte für Alles, was die Diözese Hildesheim betraf. Am 15. Oktober 1840 wählte ihn der Hulbigung des jetzt regierenden Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm IV. bei und hatte die Ehre, als ältester der zu dieser Feier in Berlin versammelten katholischen Bischöfe die feierliche Anrede an den König zu halten, was er in feierlicher Würde vollzog. Er starb den 30. August 1841 und bewährte auch seiner letztwilligen Anordnung seinen hochherzigen Wohlthätigkeitsfinn. Ungehebelte Frömmigkeit, strenges Festhalten an den göttlichen Institutionen der katholischen Kirche, warme Anhänglichkeit an das königliche Haus und in seinem Umgang Anspruchlosigkeit, Demuth und Freundlichkeit — das waren die Grundzüge seines liebenswürdigen Charakters. Cm.

**Leibes, Nikolaus Franz Xaver,** fürstbischöflich-würzburgischer geheim und geistlicher Rath, Stiftsbedienter des aufgelösten Kollegiatstiftes zum neuen Münster, geboren den 3. Dezember 1753 zu Würzburg von bürgerlichen Eltern nach zurückgelegtem Gymnasial- u. philosophischem Studienkurse in seiner Vaterstadt trat er, 18 Jahre alt, 1771 in das fürstbischöfliche Priesterhaus zum goldenen Hirten, ward nach öffentlicher Disputation Licentiat der Theologie und, allsogleich nach empfangener Priesterweihe, am 20. Dezember 1777 Kaplan zu Eitleben und im nächsten Jahre Kuratpriester an dem berühmten Julius-Hospitale in Würzburg. 1785 wurde er zum außerordentlichen Professor der Dogmatik ernannt und erwarb sich am 1. Mai 1786 auch die Doktorwürde der Theologie. Er erhielt eine ehrenvolle Ruf an das fürstbischöfliche Seminar in Salzburg als Regent lehnte aber, auf ausdrücklichen Wunsch seines Fürstbischofs, die Einladung ab, indem er 1786 zum fürstlichen Hofkaplan ernannt wurde. 1789 übertrug ihm sein göttlicher Fürst die Regentenstelle des Klerikalseminars; auch wurde er, obwohl erst 36 Jahre alt, den 13. April 1789 noch mit einem Kanonate bedacht, womit seine Regentenstelle verbunden bleiben konnte. Erst nach 10 Jahren, 1799, legte er die große Verantwortlichkeit verbundene Regentenstelle nieder und beschränkte sich auf seine geistlichen Geschäfte als Domherr u. geheimer geistlicher Rath, wozu er schon am 11. Dezember 1789 die Ernennung erhalten hatte. Kurz vor der erfolgten Säkularisation der Stifter und Klöster wurde & im März 1802 zum Dechant seines Stiftes zum neuen Münster erwählt und am 31. Mai von seinem Fürstbischofe auch noch zum wirklichen geheimen Rathe erhoben. 1808 schmückte ihn der damaliger Landesfürst, Großherzog Ferdinand, mit dem Ritterkreuze des St. Stephans-Ordens. Ein immer mehr sich verschlimmerndes Augenübel nöthigte ihn später von allen Geschäften sich zurückzuziehen und, da in den letzten 8 Jahren seines Lebens eine völlige Erblindung eingetreten war, beschränkte sich sein Umgang nur auf die nächsten Angehörigen, in deren freundlicher Pflege er sein verdienstvolles Leben am 19. Februar 1828 beschloß. Außer seiner Dissertation: *Quorundam ex patribus graecis apologetarum, Justini, Tatiani, Athenagorae, Theophrasti Antioch. et Hermae de praecip. religionis christ. dogmatis sententiam exponebat*, 1778, erschien nur im Drucke seine gefühlvolle „Trauerrede auf den Herzog Franz Ludwigs, Fürstbischof von Bamberg und Würzburg“, 1795. Cm.

\* **Leoben.** Von dieser in Obersteiermark gelegenen Stadt ist nachzutragen, daß sie einst die Hauptstadt der Grafschaft Leoben war und noch der eines nach ihr benannten Bisthums ist. Doch residirt der Bischof mit seinem Domkapitel nicht hier, sondern in dem ehemaligen Benediktinerkloster Güss (s. d.). — *Graz Nachrichten über & u. die Umgegend, Graz 1824.* md.

**Liebherr, Joseph,** Professor der Mechanik an der polytechnischen Schule zu München, war geboren den 31. Dezember 1767 zu Zammerstadt im Ungau, u

als Uhrmacher lebte. Er widmete sich Anfangs dem Geschäfte seines Vaters, ging dann zu seiner weitem Ausbildung in der Mechanik nach Rottenburg. Nachdem er hier sich selbstständig für sein Geschäft eingesetzt, erlangte er auch die Bekanntschaft des berühmten Astronomen, Professors L. Reichenbach, welcher seine ausnehmende Geschicklichkeit für Verfertigung mathematisch-astronomischer Instrumente zu bewundern Gelegenheit hatte. Mit Empfehlung empfahl er L. dem damaligen Artillerie-Hauptmann Georg Reichenbach und dem geheimen Rathe von Utschneider. Diese 3 Männer vereinigten sich im Jahr 1804 zur Gründung eines mathematisch-mechanischen Instituts, unter der Firma: Reichenbach, Utschneider und L. einen weit verbreiteten Betrieb in Anfertigung der zweckmäßigsten Werkzeuge für astronomische Operationen. Insbesondere förderte die Einrichtung des von L. erfundenen Kreisdivergenzes, in der unübertrefflichen Theilmaschine verwirklichte, die Kreisheilungsmethode. Die erste kleinere Theilungsmaschine wurde von Reichenbach gemeinschaftlich gefertigt und blieb auch in seinem Betriebe; andere Erfindungen und Verbesserungen an Messinstrumenten rührten von L.; auch für die Ausführung der Verbindung parallaktischer Aufstellung der Refraktoren zu größeren Refraktoren hat L. wichtige Winke gegeben. 1813 wurde durch Verfügung, aus der Anstalt, worin er 9 Jahre lange so nützlich gearbeitet, eine eigene Werkstätte einzurichten. Nachdem 1814 sich Reichenbach von Utschneider getrennt hatte, um sich selbstständig zu etablieren, so blieb L. mit Utschneider und Werner von Neuem eine gegenseitige Verbindung bewerkstelligter Aufstellung des großen Refraktors für Dorpat verbunden. Im Jahr 1818 verließ er München ganz und zog nach Rempten, um dort die Schriftgießerei zu übernehmen. Jedoch die Errichtung der polytechnischen Schule in Rottenburg machte bald seinen Plan für längere Zeit wankend und der Utschneider, des alten Geschäftsfreundes, des rastlos wirkenden geheimen Raths, gelang es 1828, L. für die polytechnische Schule als Professor der Mechanik berufen zu können. In diesem schönen Wirkungskreise, wo L. die Verfertigung von zweckmäßigen Modellen und physikalischen Instrumenten im Gebrauche der Schule eifrig arbeitete, blieb er bis ans Ende seines Lebens. Er war mehrere Jahre Ausschussmitglied des polytechnischen Vereins zu Rottenburg und wurde zugleich in das Comité daselbst berufen. Für seine Buchdruckerei erhielt er vom polytechnischen Vereine die goldene Preismedaille. Sein Erfindungsgeist, seine Kniehebelpresse zum Pressen von Del, Rübenzucker; sein Pantograph, seine Uhrenregulirung, sein Projekt einer Theilungsmaschine, seine Verbesserung der Theodolithenconstruction, seine Vertikalkreise auf der Sternwarte, sein Universalinstrument mit Repetition u. Azimuth werden stets ehrenvolle Denkmale seiner Kunst bleiben. L. wird, als Künstler gleichfalls ausgezeichneten Schwiegersöhne, Optikus und Mechanikus Joseph Mahler in München ist 1839 der Besitz des Institutes „Utschneider und Frauenhofer“ fortbauenden, berühmten mechanischen Institutes übergegangen. L. starb am 8. Oktober 1840. Cm.

L. Dionys, Inspektor u. Gründer des städtischen Naturalienkabinetts zu Rottenburg, war daselbst geboren den 19. März 1762 und der Sohn des dortigen Wundarztes. Unter 19 Kindern war er das jüngste. 4 von seinen Brüdern waren bereits in den geistlichen Stand getreten: die ältere war Konrad im Klarissenkloster in Bamberg, der älteste Bruder Eiferungshaus, der zweit-ältere Franziskaner, der dritte Lokalkaplan an der Kirche zu Bamberg u. — Dionys wählte sich den Benediktinerorden. 1784 trat er in die Abtei Banz Profess ab und ward von dem ausgezeichneten Dogmatiker Idelphons Schwarz in Philosophie und Theologie unterrichtet. Er wurde zum Priester geweiht, verwaltete er sowohl in der Stiftskirche, als in der Pfarre die Seelsorge und ward besonders als Festprediger von den Rottenburgern. Im Sommer 1792 begann L. eine Sammlung von

lingen anzulegen, welche er selbst größtentheils in dem neu angelegten Garten an Abhänge des Berges gegen den Main durch Garne gefangen hatte. Die Liebe für diesen Zweig veranlaßte nach Versetzung seines Ordensgenossen, Johann Roppelt, als Professor der Mathematik an die Universität Bamberg, den Abt, in die Aufsicht über das abtheilliche Cabinet von Naturalien, Alterthümern u. andere Sehenswürdigkeiten zu übertragen. Seine gefällige Leutseligkeit gegen die Besucher erwarb zahlreiche Geldspenden, welche wieder für Bereicherung der Sammlung verwendet wurden, so daß in kurzer Zeit vier Zimmer zur Aufstellung nöthig wurden. Bei der Säkularisation der Banzer Abtei erbat sich L. von dem damaligen Kurfürsten Max Joseph die besondere Gnade, an dem, nun dem Staat abgetretenen, Naturalienkabinete fernere Dienstleistungen üben zu dürfen. Seine Bitte fand geneigte Erörterung und in Folge dessen wurde er am 8. August 1803 als Custos des Cabinets verpflichtet und Konrad Frey, welcher als Bibliothekar bisher auch die Aufsicht des Cabinets zu pflegen hatte, dieser Pflicht verbunden. Die höchst verwahrlosten und bestaubten Naturalien des ehemaligen Universitätskabinetes, welche L. mit unsäglichem Sorgfalt reinigen ließ, wurden mit der Klostersammlung vereinigt u. in einem prachtvollen Saal, von Fürstbischof Franz Ludwig erbaut, aufgestellt. Es ist kaum glaublich, wie sehr die Aufopferungsfähigkeit dieses gutmüthigen Mannes das Cabinet in kurzer Zeit zum Glorienbracht hat und theils durch vortheilhafte Käufe aus Privatmitteln, theils durch Geschenke von liebevollen Gönnern, bedeutende Bereicherung erzielt hat. Sein Einkommen war nur mäßig zu nennen; er bezog 600 fl. Pension als Klostergehilflicher, 300 fl. als Custos und 150 fl. als Weßpründe an der Englischen Michaelskirche, allein er beschränkte sich auf das Nothdürftigste, nur, um seinem Cabinet das Ersparne zuwenden zu können. Auf diese Weise gelang es ihm, 1821 eine erste Kapitalstiftung von 3000 fl. für das Cabinet zu machen, wofür ihm als Anerkennung die goldene Verdienst-Medaille zu Theil wurde. Ihr folgten die zweite Zugabe von 2000 fl. und 1838 eine dritte von 500 fl. In Anbetracht seiner vielfältigen großen Verdienste wurde L. zum königl. geistlichen Rath ernannt und die Anstalt selbst mit dem ausgezeichneten Titel „Linderische Stiftung u. Naturalienammlung für die Studienanstalt zu Bamberg“ für die kommenden Zeiten geehrt. Fürst Rüdiger-Muskau setzte ihm in seinen Werken an mehreren Stellen ein rühmliches Denkmal seiner aufopfernden Liebe für das Naturalienkabinet, das er so größere Anerkennung verdiene, je seltener dergleichen Beispiele werden. Er starb als ein wahrhaft würdiger Priester, an Entkräftung den 13. März 1838. In seinem Testamente verewigte er sich auch noch als Wohlthäter der Bamberg Studienanstalt, indem er 4000 fl. zu einer Stiftung für arme kranke Studenten hinterließ.

**Lipp, Dr. Joseph von**, Bischof von Rottenburg, geboren zu Holzhausen einem Filiale der Pfarrei Schechingen, Dekanats Hofen, den 24. März 1795, das einzige Kind bürgerlicher Eltern, verlor diese, nachdem sie kaum zwei Jahre verheirathet waren, indem beide innerhalb acht Tagen am Nervenfieber starben, und muß deshalb in einem Alter von einem Jahre und drei Wochen seine Heimath verlassen und nach Lauteren, Dekanats Omünd, wandern, wo eine Mutterschwester verheirathet war. Diese und ihr Ehegatte, welche kinderlos waren, nahmen den Knaben an Kindes Statt an und waren so für ihn besorgt und ihm mit Liebe zugethan daß er den Verlust seiner Eltern nie vermisse und ihn nie wirklich gefühlt hätte, wenn man ihn nicht von demselben in Kenntniß gesetzt hätte. Er kommt die schönen Worte der Psalmisten auf sich anwenden: „Der Herr ist mein Licht und mein Heil. Denn er hat mich verborgen in seinem Zelte, mich geschirmt an Tage des Unglücks, auf einen Felsen mich gehoben. Mein Herr hat zu dir gesagt: Es sucht dich mein Angesicht. Wende nicht weg dein Angesicht von mir Sei du mein Helfer. Verlaß mich nicht, o Gott, mein Heiland! Denn mein Vater und meine Mutter haben mich verlassen: Der Herr aber nimmt mich auf (Psalm 26. Dominus illuminatio mea.) Die Pflegemutter, ein gemüthliches, innl



Weib, war in einem hohen Grade für den Knaben besorgt und hoch er-  
 s dieser in der Schule des Ortes keinem seiner Mitschüler nachstand und  
 damaligen Pfarrer, dem resignirten Dekan Michael Ziegler, einem wür-  
 d kennntnißreichen Geistlichen, zum Studium ermuntert und in der lateini-  
 sche unterrichtet wurde. Dafür hat nun der selige Mann den Dank  
 n des Schülers. Recht ordentlich vorbereitet, ging der Knabe im Herbst  
 das Gymnasium nach Ellwangen und wurde in die, damals mit dem Na-  
 adiment" bezeichnete, Classe aufgenommen, in welcher er solche Fortschritte  
 daß er im Herbst 1809 die nächstfolgende Classe überspringen und in die  
 te "Syntar" übergehen durfte. Vom Herbst 1810—12 studirte er bei  
 Blegger Rhetorik und Poetik. Diesem Lehrer ist er zum besondern  
 erpflichtet, da derselbe durch seinen zweckmäßigen Unterricht viel dazu  
 daß sein Schüler L., der viel bei ihm geglitten, später sich dem Lehrfache  
 Vom Herbst 1812, in welchem die katholische Fakultät in Ellwangen  
 wurde (die nach dem Willen des verstorbenen Königs Friedrich kathi-  
 iver sität genannt wurde), bis Herbst 1815 studirte er Philologie und  
 je. Im Herbst 1813 wurde der sel. Mähler Mitschüler L.s und es  
 h bald zwischen beiden ein inniges freundschaftliches Verhältnis, welches in  
 n, sobann in Tübingen, wohin im J. 1817 die katholische Fakultät ver-  
 re und wo L. seine theologischen Studien im k. Wilhelmsstifte vollendete,  
 erfeminar in Rottenburg, in welches beide im Herbst 1818 eintraten  
 18. September 1819 zu Priestern geweiht wurden und bis zum, leider  
 n, Tode des unvergeßlichen Mählers fortbauerte. Die Briefe desselben,  
 noch in Händen hat, sind der sprechendste Beweis hiefür. Einige  
 nachdem L. seine erste hl. Messe am 3. Oktober 1819 gelesen hatte,  
 als Pfarverweser in Unterböbingen, Dekanats Gmünd, ernannt, wo er  
 mate war und die Pastoration so lieb gewann, daß er, wenn die gött-  
 fegung es nicht anders gewollt hätte, seine Neigung zum Lehrfache für  
 zoren hätte. Im J. 1820 wurde er als Vikar nach Ulm gesendet und  
 pril 1820 als Repetent in's k. Wilhelmsstift nach Tübingen berufen, wo  
 mit seinem Freunde Mähler zusammen lebte. Nachdem er 3 Jahre diese  
 kleidet, wurde er im April 1824 zum Oberpräzeptor an der lateinischen  
 n Gmünd ernannt. Dasselbst lebte er, ganz zufrieden mit seinem Berufe,  
 1 März 1825 angegangen wurde, sich um eine Professur am Gymnasium  
 en und um die Vorsteher-Stelle des neuerrichteten Conviktes daselbst zu  
 Gegen das Ende Oktobers 1825 ging er mit schwerem Herzen von  
 weg in die neugegründete Anstalt, wo er die Aufsicht und Leitung von  
 etretenen 80 Zöglingen zu übernehmen hatte und zugleich Professor am  
 Obergymnasium war. Der Anfang war unter anderen im Convikte auch  
 schwer, als nach zwei Monaten in der Anstalt ein bössartiges Nerven-  
 zbruch und einige Zöglinge weggraffte. Von seinem väterlich liebevollen,  
 Wohl der Zöglinge sehr besorgten, Herzen hat L. in dieser unglückschwe-  
 die schönsten Beweise gegeben. Im Sommer des Jahres 1828 kehrte  
 urchtbare Gast in der Anstalt abermals ein und holte mehre Opfer. Der  
 selbst wurde von der Krankheit angegriffen und lag acht Wochen im  
 ette. Im J. 1832 erhielt L. neben seiner Professur und dem Vorsteher-  
 Convikte auch noch das Rektorat des Gymnasiums. In dieser dreifachen  
 blieb er bis in's J. 1835, wo er, mit Beibehaltung des Rektorates und  
 ates, von dem Amte eines Conviktovorsteherers zurücktrat. In Ehingen  
 als Professor, Conviktovorsteher und Rektor beinahe 20 Jahre. In all  
 erschiedenen Stellungen, welche er bisher einnahm, erwarb er sich die  
 und Liebe derer, welche seine Untergebene waren, in hohem Grade. Er  
 geschäftiger Lehrer, ein geliebter Vorsteher, ein freundlicher Rektor. — In  
 kerufe als Lehrer und Vorsteher fühlte er sich immer glücklich; doch man-  
 manchmal der Wunsch an, eine Landpfarre zu erhalten.

göttliche Vorsehung lenkte es anders: er mußte Dekan werden, obgleich eine Abneigung gegen das Amt eines solchen hatte, welches, namentlich in Temberg, kein erfreuliches und beneidenswerthes ist. Als im Sommer 1845 die Stadtpfarre in Ehingen durch den Tod des Dekans Wild erlebte wurde, suchten die dortigen Stadtpfarrgemeinde nach langer reiflicher Ueberlegung mit bangen Sorgen, sich um dieselbe gemeldet und sie mit dem Dekan und wurde am 23. April 1845 als Stadtpfarrer von Ehingen und des Landkapitels investirt. Es waren arbeitsreiche, doch glückliche Tage als Dekan und Stadtpfarrer in Ehingen verlebte; denn er besaß das die Liebe und Achtung seiner Pfarrgemeinde und der Capitelsgeistlichen einem, lange Zeit widerstrebenden, Herzen nahm er die, am 14. Juni 1845 ihn gefallene Wahl eines Bischofs von Rottenburg an, weil ihm klar standen die Schwierigkeiten, unter welchen er dieses Amt antreten sollte, große Verantwortung und die heiligen Pflichten, welche dieses Amt an sich selbst er hobst ungern von einer Pfarrgemeinde sich trennte, die ihn schätzte und in welcher er ganz heimisch geworden. Er besaß schon vor der Wahlung zum Bischofe das Vertrauen Sr. Majestät des Königs zu hohem Grade. Die Wahl des hochwürdigen Domkapitels fiel einstimmig auf ihn. Von Seiten der kgl. Staatsregierung fehlte es nicht an Bemühungen zu bewegen, das bekannte, beliebte kirchenstaatsrechtliche System unter dem Titel „Friede u. Eintracht zwischen Kirche und Staat“ (concordatii et imperii) unter dem ersten Bischof von Rottenburg, Johann Keller, einen sehr glücklichen Eingang u. Fortgang fand, aber einen unglücklich bitteren Ausgang nahm, auch ferner gemähren zu lassen. Wiederholten Bemühungen eines gewandten, feinen Diplomaten, des Runden, Direktors des kgl. katholischen Kirchenrathes, scheiterten an dem festen Charakter des, welcher einfach erklärte „er wolle als freier katholischer Bischof den Hirtenstab ergreifen und sich in keiner Weise zum Voraus binden lassen.“ Nach erfolgter Wahl begaben sich zwei Domkapitularen, um ihn zur Annahme der Wahl zu vermögen u. ihm die Huldbigung des zu überbringen. Die Annahme der Wahl erfolgte aber erst, als die Regierung sehr beruhigende und zu den gerechtesten Hoffnungen und Zusicherungen den Katholiken gegeben waren, welche aber leider noch nicht in Erfüllung gegangen sind. Am 17. Dezember 1847 wurde der selbe in Freiburg im Breisgau von dem hochwürdigsten Erzbischof Metropolit, Herrmann von Vicari, consecrirt und am 19. März in die Kirche zu St. Martin in Rottenburg, — dem sogenannten templum perinthronisirt. Nach der, am 14. Juni 1847 auf ihn gefallenen, Wahl des Bischofs von Rottenburg beehrte ihn die katholisch-theologische Fakultät in Tübingen mit dem Doktor-Diplom und bei der feierlichen Inthronisation erhielt er von Sr. Majestät dem König das Komthurkreuz des Ordens der württembergischen Krone. Am Tage seiner feierlichen Inthronisation — zugleich sein erstes Hirtenbrief seinen ersten Hirtenbrief an Klerus und Volk. Er erklärte er, daß er mit schwerem Herzen das wichtige Amt angetreten und das Vertrauen auf die unendliche Liebe der göttlichen Vorsehung und die Führung desselben finde. Er ermahnte den Klerus dringend zur Einigkeit, zumal, da das moderne Heldenthum, das Ungeheuer der Unwissenheit unserer Zeit schauerlicher, als Mancher glaube, um sich greife und Religiösität, Kirche und Staat: Alles, was heilig und ehrwürdig sei, zu zerstören und zu kürzen brohe. Mit allem Rechte legte er dem Klerus die Worte des Propheten Jeremias an das Herz: „Du mußt wissen, daß der Bischof in der Kirche steht, die Kirche im Bischofe; und daß, wenn Einer mit dem Bischof in der Kirche steht, er auch nicht in der Kirche steht. Die Kirche, weld

ist nicht zerrissen, noch getheilt, sondern allenthalben zusammenge-  
**Eingedenk** der Erhabenheit des Berufes des geistlichen Standes,  
**im** Klerus besonders ein, aus Gehorsam und Liebe zu seinem himm-  
**fe** dem Gesetze der Ehelosigkeit, welches die Kirche als eine weise  
**die** Priester gegeben hat, sich freudig zu unterwerfen und dem Gebete,  
**der** Verrichtung der kanonischen Tageszeiten — dem Breviergebete — ge-  
**szuliegen.** *Salus populorum sacerdotes boni.* Wie wahr! Den  
**suchte** er in seinem ersten Hirtenbriefe besonders Liebe zu ihrer Mutter,  
 — der sichtbaren — einzuschärfen, die, wie der hl. Cyprian sagt, ihre  
**ber** den ganzen Erdkreis ausbreitet. „Ein Licht ist es, das überall hin  
**et** und die Einheit des Körpers wird nicht gestört. Ihre Zweige er-  
**)** durch ihre Lebensfülle über die ganze Erde hin, weit ergießen sich die  
**lebenden** Quellen; aber es ist Ein Dorn, Eine Mutter, vervielfältigt  
**unterbrochene** Fruchtbarkeit. Sie erzeugt uns, ihre Milch ernährt uns,  
**belebt** uns.“ Er warnte vor den Feinden, die mit den Waffen ihrer  
**n** Weisheit gegen die hl. Kirche loskürmen; die Fahne des Aufsturus, die  
**er** Spaltung und Zwietracht schwingen u. sich bemühen, das alte Heiden-  
**a** einer neuen Gestalt zu Ansehen zu bringen. Er forberte zur Liebe gegen  
**nd** Vaterland auf, da dieses von jeder die Ehre und der Ruhm unserer  
**ist,** daß sie ihren Kindern Liebe und Gehorsam gebietet gegen den Regen-  
**betet** für die Obrigkeit, Heilighaltung ihrer Gesetze. Hiemit soll verbunden  
**ie** Liebe gegen die Mitmenschen. Rückfichtlich der Diözesanverwaltung: rich-  
**seinen** Blick vor Allem auf das, was besonders Noth thut — auf Feststell-  
**er** Reservatfälle, Wilderung der Bestimmung der unter Bischof Joh. Baptist  
**ler** unter Inspiration der württembergischen Staatsregierung erlassenen allge-  
**ottesdienst**ordnung rückfichtlich der Aussetzung des Alerheilighen; der Ab-  
**von** besonderen volkshümlichen Andachten, z. B. Malandachten, Abhaltung  
**berschafts**andachten u. auch die Einführung eines Diözesankatechismus;  
**rückfichtlich** des Gebrauches der Katechismen ein schreiender Mißbrauch  
**und** selbst solche Katechismen gebraucht wurden, welche vom hl. Stuhle  
**waren.** Eben so schreiend war der Mißbrauch rückfichtlich der Ritua-  
**idem** meist unapprobirt, kirchlich verworfene gebraucht wurden. Die-  
**stände** wurde bis zum Erscheinen eines neuen Diözesanrituals dadurch  
**n,** daß verordnet wurde, es dürfen nur approbirt Ritualien gebraucht

Auch rückfichtlich der Abhaltung der Pastoral-Conferenzen wurden sehr  
 sige Bestimmungen getroffen. Gleich nach dem Antritte seines bischöflichen  
 nes bereiste E., mit kurzer Unterbrechung, sämmtliche Dekanate seiner gro-  
 zese, um das hl. Sakrament der Firmung zu spenden, welches unter Bi-  
 ler in manchen Dekanaten seit einem Decennium nicht mehr gespendet  
 war. Wahrhaft bewunderungswürdig war die Ausdauer, welche E. bei  
 ig der hl. Firmung zeigte. Die, bei Ertheilung des hl. Sakramentes der  
 gemachten, mitunter betrübenden, Erfahrungen rückfichtlich des Lebens u.  
 mancher Geistlichen benützte er dazu, dieselben in einem besondern Er-  
 mentlich im Hinblick auf unsere Zeit, wo die Augen Aller auf den Geist-  
 richtet sind, zu einem priesterlichen Wandel und zur Pflichttreue zu er-

Von besonderer Wichtigkeit ist der Erlass vom 11. Mai 1849, durch  
 die Diözesan-Geistlichkeit rückfichtlich der Einsegnung der gemischten Ehen  
 Grundsätze und Bestimmungen der katholischen Kirche hingewiesen wurde,  
 die Einsegnung gemischter Ehen, ohne Zusicherung katholischer Erziehung  
 wartenden Kinder, in allen Fällen nicht geschehen darf. Unter Bischof  
 Baptist von Keller wurde die Einsegnung gemischter Ehen auch bei nicht  
 Peter katholischer Kindererziehung von Seite der württembergischen Staats-  
 erzwungen u. die pflichttreuen Geistlichen anfänglich mit scharfen Strafen  
 Rüge es dem neuen Bischof E. gelingen, auch in anderer Beziehung  
 die Selbstständigkeit der katholischen Kirche und die Rückgabe

fassungsmäßig garantirten, aber ihr bisher vorenthaltenen Rechte, welche auch der hl. Stuhl in Rom schon zu wiederholten Malen reclamirte, recht bald zu erzielen was seinem Amtsvorgänger Johann Baptist, trotz seiner vielen Bemühungen an Abende seines vielgeprüften Lebens, nicht gelungen ist! Möge die kgl. Regierung zur klaren Ueberzeugung kommen, daß sie in sturmbewegter Zeit keinen bessern Bundesgenossen habe, als die Kirche, wenn sie frei und deren unänderlich Rechte unverkümmert sind. Nur dann wird die wahre concordia sacerdotii et imperii — der wahre Friede zwischen Kirche u. Staat — bleibend hergestellt und für beide segensreich werden.

LA.

\* Lorch. — Ehemaliges Benediktinerkloster im Oberamte Welzheim der württembergischen Jartkreises, bei dem Marktflecken gl. Ns., an der Rems. — Schon der Weg, welcher zu diesen ehrwürdigen Ueberresten entschwendener Größe führt, bietet dem Auge durch seine eben so mannigfaltigen, als reizenden Ausblicke freundliche Genüsse dar. Ein großer Theil der Alp, deren vorspringende Felsenecken einst stolze Burgen krönten, liegt vor ihm ausgebreitet, während etwas mehr westlich die abendliche Sonne sich widerspiegelt in den klaren Wellen der Rems, gleich als nähme sie freundlich-wehmüthigen Abschied von der ihr lieb gewordenen Tochter Erde. So erreicht der Wanderer den Gipfel des Hügels, wo der Schatten einer uralten Linde ihm eine kurze Ruhe nach dem ziemlich steilen Wege darbietet. Ein verödeteter Vorhof führt hierauf in die schmucklose Klosterkirche, welche durch die zerbrochenen, zum Theil verbauten, Fenster nur spärlich beleuchtet wird. Ein großer, altarähnlicher Grabstein in der Mitte der Kirche nimmt die Aufmerksamkeit zuerst in Anspruch. Herzog Friedrich I. von Schwaben und seine Gemahlin Agnes, die Stifter des Klosters, sollen nach der daran befindlichen Aufschrift hier begraben liegen. Von diesem Standpunkte aus kann nun der Blick den größten Theil der Kirche, nebst dem Chor, übersehen und wunderbar, wo nicht unheimlich, wird sein Herz ergriffen, wenn er erfährt, daß die meisten Helden des hohenstaufen'schen Hauses hier ihre Schlummerstätte gefunden haben; daß die Steine, auf welchen sein Fuß ruht, beinahe alle Denkmäler jener fürstlichen Familie, so wie vielfache geschichtliche Erinnerungen der Vorzeit sind. Barbarossa's glanzumwehte Thaten steigen in neuer Frische mit belebten Farben auf, Konradin's bedauernswerthes Ende schwebt gleich einem stillen Schwanenlied der Seele vorüber, Brennen's heiße Klage um den gemordeten Gatten ertönt in vollen Accorden und alle die tiefenartigen Scenen der Ritterzeit tauchen in heildunklem Nebel auf und nieder. Gleiche Ehrfurcht gebietend ist das Familienbegräbniß der Grafen von Wöllwarth, das 14 an den Wänden aufgestellte Steinbilder bezeichnen. Unter denselben erregt jenes des Ulrich's von Wöllwarth einen äußerst unangenehmen Eindruck: das kalte Bild hat nämlich einen ganz zerfressenen Bauch, aus seinem Haupte aber kriechen eine Schlange, ein Frosch und eine Eidechse. Der Geschichte nach soll er auf der Jagd verirrt und sein Leichnam in diesem erbarmungswürdigen Zustande gefunden worden seyn. Die Wände bedecken größtentheils verwischte Gemälde, welche die wichtigsten Momente der Stifter und ihrer Familie enthalten. — Die Geschichte des Klosters reicht bis in den Anfang des 12. Jahrhunderts hinauf. Wie schon erwähnt, stifteten es Herzog Friedrich I. von Schwaben und dessen Gemahlin 1102 und besetzten es 1108 mit Mönchen aus dem Kloster Hirschau. Sie beschenkten dasselbe nicht nur mit einem auf dem Klosterberge (früher Marien- oder Liebfrauenberge) gelegenen Schlosse, sondern auch mit dem Dorfe L. Anfangs hatte sich die Familie der Stifter die Schirmvogtei selbst vorbehalten, gegen das Ende des 13. Jahrhunderts aber warfen sich die Mönche den Grafen von Württemberg in die Arme und ungeachtet später mehre Kaiser, ja sogar die Mitglieder des Klosters selbst die Schirmvogtei an Andere zu bringen suchten, so mußte sich dennoch Württemberg in diesem Rechte zu behaupten und Ulrich von Württemberg konnte, angeblich wegen der Ausartung der Mönche, 1462 das Kloster ungestört reformiren. Im J. 1514 nahmen die Bewohner des Dorfes L. in Verbindung mit denen der nahe gelegenen Orte, Theil an dem „armen Konrad“

ie Klugheit des damaligen Abtes beschwor jedoch bald den drohenden Sturm u. achte die Wüthenden auf kurze Zeit zur Ordnung zurück. Allein der einmal egebrochene Sturm ward nur langsam und spät in sein ruhiges Bett zurückge- tet. — Am Ostermontag 1505 empörte sich das Landvolk abermals. Unter An- brung des Pfarrers von Friedenshofen, Wolfgang Kyrenbeisser, stürmte ein Haufe fer Ungeheuer das Remsthal herauf, zerstörte das Stammschloß der Hohen- usen und brannte am 29. April das Kloster sammt allen Dokumenten nieder. er Abt wurde erschlagen, die Mönche verjagt und die Schätze unter die wilde rthe vertheilt. Erst im Jahre 1547 baute man das Gotteshaus wieder auf, ches bald darauf 1563 einen protestantischen Abt erhielt. Während des 30jähri- n-Krieges versuchten es die Mönche zwei Mal wieder, dahin zurückzukehren. gelang ihnen auch wirklich einige Zeit lange, in Folge des westphälischen Frie- es aber wurde es aufs Neue mit protestantischen Aebten besetzt. — Als man am ide des vorigen Jahrhunderts in der Kirche Nachgrabungen anstellte, fand man amtliche Gräber leer, während man bei ihrer Eröffnung 1475 die unlaugbaren eweise ihrer Aechtheit bemerkte. Es sind daher jene ehrwürdigen Ueberreste ent- der in dem Bauernaufzuge verloren gegangen, oder bei der zweiten Erbauung s Klosters wurde die Kirche auf einen andern Platz veretzt und die sogenannten rabmäler können bloß als Monumente betrachtet werden.

\* Luneville verlor am 23. November 1849 sein Schloß, die alte Residenz s Königes Stanislaus, durch Brand. Das Feuer war in einem Zimmer des djutanten des kommandirenden Generals ausgegangen, und alle Anstrengungen r militärischen Löschmannschaft vermochten nichts gegen das zerstörende Element. er Schaden wird zu 600,000 Fr. geschätzt. mD.

Zwoff, Alexis, 1799 zu Reval in Estland geboren, wo sein Vater kaiserl. rischer Geheimmerrath und nach Martinanski's Tode Direktor der kaiserlichen rchenmusik war, zeigte schon von Kindheit an die entschiedensten musikalischen halagen und widmete sich vorzugsweise dem Violinspieler mit vollem jugendlichen ifer. In einem Alter von sieben Jahren erhielt er schon Unterricht auf der Bio- ne, spielte aber auch mit dem achten Lebensjahre auf diesem schwierigen Instru- mente bereits leichte Concerte und Quartette, deren Vortrag sich eben so sehr durch einheit, wie durch lebhaftes Gefühl und innigen Ausdruck auszeichnete. Von inem Vater stets geleitet und beobachtet, nahm Alexis dennoch Unterricht von n ersten Lehrern der Harmonie, welche sich damals in Rußland befanden und vollkommnete später, seiner eigenen Neigung überlassen, sein seltenes Talent ch durch das fortbauende Studium der Tomwerke Vioti's, Rohde's, Baillot's, pohr's und Lipinski's. Jedoch gestatteten dem aufstrebenden Künstler seine mili- rischen Obliegenheiten, namentlich seine Funktionen als Ingenieur, worin er ein ich hohes Talent bewährte, wie in der Kunst, nicht, ausschließlich der ihm theuer wordenen Kunst zu leben u. derselbe hat deshalb, trotzdem, daß die Früchte sei- r Muse auch der Zahl nach nicht gering sind, dennoch bisher nur wenige der- ben dem öffentlichen Urtheile übergeben. Zu diesen gehören: drei Phantastien r die Violine mit Begleitung des Orchesters, eine derselben mit Chor; das abat mater“ von Vergolese für's große Orchester und mit Chor, neu und n Forderungen der Zeit angemessen instrumentirt und arrangirt; die Oper anca o Gualtiero“; zwei Motetten haben überall eine überaus freundliche antheilung erfahren. Den Namen des Componisten hat jedoch seine russische unge, welche er, außer einigen kleineren Piecen, schon im Jahre 1833 mit dem te Jankowski's veröffentlichte, in Europa populär gemacht, als diese ausgezeich- te Composition zum Nationalgesange wurde. Das Musikstück hatte einen so rordentlichen Erfolg, daß es binnen kurzer Zeit im Auslande der Reihe nach e französischem, englischem, deutschem, polnischem Texte erschien und überall Bei- f und Begeisterung erweckte. Das größte und unbestreitbarste Verdienst L. s — es irgendwo — beruht indeß, neben seinem tiefen Wissen, in dem Können s seines Violinspiels. Die berühmtesten Componisten, Meyer

Spitze, erkennen ihm einstimmig den ersten Rang unter den Dilettanten auf der Violine zu und betrachten ihn, selbst im Vergleich mit Künstlern von Profession, als einen der geschicktesten Virtuosen und vollendeten Quartettspieler. Vorzüglich ist es das Quartettspiel, dem sich L. ganz ergeben hat. Nachdem L. Adjutant des Generals Graf Bentendorff gewesen war, erhielt er die Ernennung als Flügeladjutant bei dem Kaiser von Rußland und wurde 1836 Dirigent der Kapelle der kaiserlichen Sänger. Rußland verdankt ihm die Gründung einer Schule für Instrumentalmusik und aus diesem Institute ist bereits eine nicht geringe Anzahl sehr guter, in den Orchestern der kaiserlichen Theater angestellter Musiker hervorgegangen. Dem wahren, durch keine materiellen Rücksichten beschwerten, Kunstenthusiasmus L.'s wird es ohne Zweifel gelingen, seiner musikalischen Wirksamkeit namentlich unter seinen Landesleuten weitausgreifende Erfolge zu sichern, die ihn in seiner Kunst lange überleben werden, der er im Stande war, einen Wendepunkt zu geben. Nach der herrschenden Ansicht ist L. ein Anhänger der Schule Meyerbeer's, bewahrte jedoch so viel, namentlich in seinem Nationalcharakter begründete, Individualität, daß er einen ganz besondern Standpunkt in der musikalischen Welt einnimmt.

## M.

**Marheineke, Philipp Konrad**, ein berühmter protestantischer Theolog, geboren zu Hildesheim 1780, der Sohn eines dortigen Brauereibesizers, verdankte nach dem frühen Tode seines Vaters seine Erziehung und die Entwicklung seiner Fähigkeiten vorzüglich seiner Mutter, einer äußerst geistreichen Frau. 1798, bis wohin er die Schulen seiner Vaterstadt besucht hatte, bezog er die Universität Göttingen, um daselbst Theologie zu studiren, wo der Kirchenhistoriker Plank den hauptsächlichsten Einfluß auf ihn ausübte. Schon während seines Aufenthaltes auf der Universität trat M. als Schriftsteller auf: 1800 mit einer „Predigt über den Ursprung des Bösen“ und 1801 mit einer „Sammlung von Predigten für gebildete Christen“. 1802 verließ er Göttingen und ward Hauslehrer bei dem Präsesenten von Dewitz auf Milzau bei Neustrelitz. Auch hier gab er einige Predigten heraus: „Ueber den unvergleichlichen Werth eines veredelten Herzens“ (Neustrelitz 1803) und „Ueber den sichtbaren Ausdruck der unsichtbaren Seelenwürde“ (Neubrandenburg 1804). Immer aber behielt er die Laufbahn eines akademischen Lehrers im Auge. 1804 erhielt er von der Erlanger Universität die philosophische Doktorwürde durch Vertheidigung seiner Dissertation: „De theologiae moralis saeculi XVII. statu et incrementis, quae philosophorum, qui de jure scripsere, meritis cepit.“ 1805 ward M., nachdem er kurz vorher Repetent gewesen, zum außerordentlichen Professor der Philosophie und Universitätsprediger in Erlangen ernannt. 1806 erschien der erste Theil seiner „Universalhistorie des Christenthums“, zu deren Fortsetzung er indessen keine Lust fühlte, da seine reifere Entwicklung ihm sagen mußte, daß er in jenem Jugendwerke das Allgemeine durch das empirische Detail nicht gleichmäßig und consequent durchgeführt und die philosophische Idee selbst zu abstrakt aufgefaßt hatte. In der Entwicklung der Kirchenlehre zeigte sich M. keineswegs als Anhänger des orthodoxen Systems, ungeachtet er sich an mehreren Stellen des genannten Werkes, namentlich in der Anerkennung der Wunder Jesu, auf die gläubige Seite zu neigen scheint. Auch von seiner „Geschichte der christlichen Moral in den der Reformation zunächst vorangehenden Jahrhunderten“ (1806), erschien bloß der erste Theil. 1808 wurde M. außerordentlicher u. 1809 ordentlicher Professor der Theologie in Heidelberg, wo er sich am engsten an Daub angeschlossen, der, nebst Schwarz, de Wette und Kreuzer, damals vorzüglich

die spekulative und rationalistische Richtung vertrat. Der Einfluß, den die, von Daub bereits 1806 herausgegebenen, Theologumena auf M., besonders auf dessen spätere Geistesrichtung, hatten, läßt sich nicht verkennen. Außer einigen, mit dem Namen „Kathanael“ unterzeichneten, Recensionen für die Heidelberger Jahrbücher gab M. damals das Werk heraus, dem er zuerst eine Art von Celebrität verdankte, wir meinen seine „Christliche Symbolik oder historische Kritik und dogmatisch-comparative Darstellung des katholischen, lutherischen, reformirten und socinianischen Lehrbegriffs“, Heidelberg 1810—13, 3 Bde., wobei anerkannt werden muß, daß er mit mehr Unparteilichkeit, als man sonst an Protestanten gewöhnt ist, das Wesen des Katholizismus beurtheilte. Nachdem er aus Familienrücksichten einen vortheilhaften Ruf nach Königsberg abgelehnt hatte, ging er im Frühjahr 1811 nach Berlin, wohin auch de Wette, Böckh und einige andere seiner Heidelberger Collegen an die neuorganisirte Universität berufen worden waren. Durch Vertheiligung einer Dissertation: „Sanctorum patrum de praesentia Christi in coena Domini sententia triplex“, Heidelberg 1811, hatte er sich kurz zuvor die theologische Doktorwürde erworben. Seinen Patriotismus zeigte er 1813 durch Annahme einer Hauptmannsstelle bei dem Landstürme. Nach wiederhergestelltem Frieden nahm er Theil an allen, die Kirche und Universität betreffenden Angelegenheiten. Er war zweimal Rektor der Universität (1817—1818 und 1831—1832), fast beizwändiges Mitglied des akademischen Senates und seit 1820 zugleich Prediger an der Dreifaltigkeitskirche. 1821 erhielt er den rothen Adlerorden dritter Classe und 1835 den Titel eines Oberconsistorialraths. M.'s Vorlesungen erstreckten sich über das Gebiet der Kirchen- u. Dogmengeschichte, Kirchenrecht, Symbolik, praktischen Theologie und Homiletik. In seiner philosophischen Richtung war er ein unbedingter Verehrer Hegel's, dessen System ihm unübertrefflich schien. Es lag in seinem Charakter, überall, wo sich Veranlassung bot, auf dem Kampfsplatze aufzutreten u. Hef that er denn auch u. a. in zwei langen Recensionen über Röhl's Symbolik (1833) und Görres' Athanasius (1838), in denen er zwar protestantische Besorgnisse, aber, namentlich in ersterer, doch auch die ihm eigene noble Gesinnung, ganz im Gegensatz zu seinem Mitkämpfer Baur (s. d.), an den Tag legte. — Nachdem M. 1822 eine geliebte Gattin verloren, schmerzte ihn am meisten noch, daß er wegen zunehmender Nervenschwäche seit 1844 weder auf dem Katheder, noch auf der Kanzel mehr wirken konnte. 1845 trat zwar einige scheinbare Besserung und Aussicht auf erneuerte Thätigkeit ein; allein am 9. Mai 1846 entschlief er in den Armen seiner zweiten Gattin. — Werke, außer den genannten: „Aporismen zur Erneuerung des kirchlichen Lebens,“ 1813; „Predigten,“ 1814; „Ueber den reliquösen Werth der deutschen Bibelübersetzung Luthers,“ 1815; „Arlicali Schmalcaldici,“ 1817; „Geschichte der deutschen Reformation,“ 4 Bände, 1816—34; „Grundlagen der christlichen Dogmatik,“ 1819, 2. Aufl. 1827; „Lehrbuch des christlichen Glaubens und Lebens,“ 1823 (heftig wegen seines rationalistischen Charakters angegriffen); „Einleitung zu öffentlichen Vorlesungen über die Bedeutung der Hegel'schen Philosophie in der christlichen Theologie,“ 1842; mehrere Predigten (darunter auch Controverspredigten gegen die katholische Kirche 1838—39), Recensionen u. a. m.

**Marienberg**, ehemaliges Benediktiner-Frauenkloster im Oberamte Reutlingen des württembergischen Schwarzwaldkreises, sehr malerisch auf einem Felsen über der Lauter gelegen, hat noch gut erhaltene, um's Jahr 1682 neu aufgeführte Gebäude. Das Kloster, früher auch „Kloster zur lieben Frau“ und „Kloster zum Berg“ genannt, wurde 1265 von Graf Hugo von Montfort gestiftet, nachdem vorher eine Bequinen-Gesellschaft daselbst bestanden hatte. Zufolge der Stifterurkunde, von der noch eine Abschrift in Letztmanng aufbewahrt wird, hat das Kloster sein Daseyn einem großen Familienunglück zu danken. Hugo von Montfort war Vater von zwei holden Knaben, welche die Freude seines Lebens waren. An einem schwülen Sommertage gingen diese an die nahe Lauter zu baden. Lustig und munter lehrten sie aus dem Wasser zu baden.

ten sich unter einem Heuschuppen zum Schlafen nieder. Kein Mensch bemerkte die Knaben und da gleich darauf frisches Heu eingefahren wurde, so bedeckte es die kleinen Schläfer gänzlich mit demselben. Mehrere Wochen suchten die trostlos gewordenen Eltern ihre Kinder nah und fern, konnten aber keine Spur von den theuererlittenen Kindern entdecken. Der Vater gelobte in seiner Herzensangst, ein Kloster zu Gottes und der heiligen Jungfrau zu erbauen, wenn ihm die Gnade zu würde, seine Kinder lebend oder todt wieder zu finden. Erst im folgenden Jahre, als man das Heu wegräumte, fand man die entseelten Hüllen der toten Knaben. Eingedenk seines Gelübdes, stiftete H. an derselben Stelle ein Kloster M. Sein Andenken wird durch ein in demselben befindliches Delg noch geehrt. Unter den Wohlthätern des Klosters, wahrscheinlich auch der Weise Stifter genannt, sind die Grafen von Böhmerin und Württemberg. Im Jahre 1281 wurde es von dem Papste Johannes XII. in seinen Schutz genommen; 1293 von dem Bischof von Konstanz dem Abt von Zwiefalten übergeben. Doch besaßen die Mönche nur kurze Zeit den weltlichen Schutz darüber, M. bald darauf mit dem Besitz der Herrschaften Gamertingen und Hettingen verbunden wurde. Der geistliche Schutz aber, sowie die Hausvaterschaft, blieb bei Zwiefalten, mit welchem es auch 1802 an Württemberg kam.

**Maria-Kulm**, bedeutender Wallfahrtsort. Der rauhe Kulm (Gebirg Oberpfalz) war Eigenthum des Landgrafen Friedrich von Leuchtenberg, Burg nebst mehren Dörfern im Jahre 1282 an die Burggrafen von Nürnberg verkauft, die später auch den schlechten Kulm an sich brachten. Auf den saß Theodorich von Morungen neun Jahre lange in Gefangenschaft bis — Burggraf Johann III. stiftete da im Jahre 1413 ein Carmeliterkloster, ließ durch einige aus dem gelobten Lande zurückgekommene Mönche dieses, welche die größte Aehnlichkeit zwischen dem Berge Karmel (Carmel) (s. l dem Kulm gefunden haben wollten.

\* **Martinswand**. In Tyrol, unweit Zirl, an der Straße nach Innsbruck steigt eine hohe Fels Spitze empor: die M. Im Jahre 1490 hatte Kaiser Maximilian I. dieses kleine Land von Sigismund ererbt und kam nun, es in Besitz zu nehmen. Maximilian war muthigen, freudigen und zuversichtlichen Herzens, von den Dingen ergriffen, die er eben so schnell zur Ausführung brachte; — Natur passte zu dem Lande, das er nun ebenfalls beherrschen sollte u. daru es ihm auch vor allen anderen lieb; denn, wie Kaiser Maximilian der Bestmann war, der tüchtigste Waffenschmied, ein muthiger Kelter und Matrose, er auch ein nie fehlender Scharfschütz u. die Gefahren u. Beschwerden der Jagd sagten seinem muthigen Sinn am meisten zu. So hatte er denn auch von dem neuen Erbe Besitz genommen, als er schon in den ersten Tagen in die Alpen eilte, von zahlreichem Gefolge geleitet. — Es war am Morgen, als der Kaiser von Zirl aufbrach, um noch vor dem Abbruch der Gemsen auf dem Anstand zu seyn. Bald war er in ungeduldiger Hast seitwärts gleitend weit voraus, die sich nur mühsam an den Alpenstöcken von Klippe empor arbeiteten, indes jener rasch mit sicherem Sprunge dahin ging nicht achtend, daß oft der Fels dicht neben ihm in breitem, thurmweisem Klaffe, der Boden unter seinem Fuße wankte und er ihn schnell vorwärts mußte, um nicht mit dem bröckelnden Gestein zugleich in die Tiefe hinab zu stürzen. Der Kaiser gelangte jetzt zu einer Stelle, wo mehre an einander gelegte Platten ein „Luegl“ bildeten, wie es die Gemsjäger nennen, das heißt, ein wo man, durch Steine oder Geklüft verborgen, nach den eisbedeckten Felsen empor spähen kann, ob eine Vorhut der klugen und scheuen Gemsen sich lasse. Der Luegl war ganz nahe an einem Weidplatz des kleinen Gaiswöl noch nicht allzulange hatte Kaiser Maximilian gewartet, da erschien eine Gemse auf einer der höchsten Felsenspitzen und streckte das kluge Köpfschen mit gekrümmten Hörnern spähend nach allen Richtungen aus, ob nicht etwa ein Jäger in der Nähe lauere. Koch war die kleine Gemse dem Kaiser ausser Schußweite.



- ein geübter Schütz vermeidet jeden unsichern Schuß, denn dadurch wird das Kugel verjagt und der Jäger bekommt dann wohl den ganzen Tag keine wieder zu Gesicht. Maximilian mußte sich daher der Vorhut mehr zu nähern und nun begann ein höchst anstrengendes u. furchtbares Klettern. Oelkluft rinde zu Seiten des kühnen Jägers schreckten ihn nicht ab von dem besten Pfade; Kaiser Maximilian war ein ächter Tyroler, er kannte weder noch Schwindel. Eine Stunde lange kletterte er unermüßlich weiter, sich Raft gönnend, um nach der Führgeiß auszuschaun, die noch immer auf den Felsjaden sichtbar war und nur einigemal herüber und hinüber gehalt. Da der Wind ihr leicht die Bitterung des nahenden Jägers hren können, bediente sich Maximilian der List, frische Alpenkräuter zwischen Fingern zu zerreiben, um die Gense dadurch zu täuschen. Dies gelang vollständig, denn das Thierchen kam wirklich, doch sehr vorsichtig, weiter. Die fruchtbare Alpe aufzusuchen, von wo der frische Kräutergeruch auf der Kaiser durfte nur noch eine schroffe Wand erklimmen, um dann einen Fuß von oben herab auf die Gels thun zu können und mit beiden Händen nach einer überhangenden Felsjade, sich hinauf zu helfen. Schon war fast erreicht, als ein Felsstück abbrach, auf das er eben seinen Fuß gesetzt und, da weder seine Hände noch seine Fußeisen einen Halt fanden an dem Wand, glitt er ein Stück hernieder, und kam wunderbarer Weise auf eine Platte zu stehen, die nur wenige Schritte lang u. breit über den Abgrund lagte. Hinter ihm erhob sich die kahle, unersteigliche Wand, weder links noch rechts ging ein Pfad hinauf oder hinab, von allen Seiten umgab ihn eine tiefe Liefe. Da stand nun der Mächtige, vom jähen Sturze betäubt, von menschlichen Hülfe abgeschritten, auf unzugänglicher Höhe und konnte sich lange darüber täuschen, daß er rettungslos verloren sei; denn, war es unthunlich, zu der abgesonderten Felswand hinauf zu steigen, noch unmöglicher war es dort hinab zu klimmen; selbst wenn er den kühnsten Sprung hätte wagen können, wäre er doch nur zerschmettert in die Tiefe hinabgelangt. Diese Ueberzeugung sträubte selbst dem kühnen Maximilian das Haar u. rettungslos stand er auf der schmalen Platte, dicht an die steile Wand gedrückt, um dem Rande nicht nachgeben zu können. Zwar schien ihm auch so der Tod nur zu gewiß, aber die Pflicht zu dem Leben u. die Pflicht der Selbsterhaltung hielten den Unglücklichen zurück, einen freiwilligen Entschluß dem drohenden Hungertode zu entgegen; denn der Kaiser trug keine Lebensmittel bei sich, ohne welche sonst kein Gensjäger im Gebirge steigt. Auf der vorspringenden Platte war er überdies der drückenden Wirkung der Sonnenstrahlen bloß gestellt und erhitzt vom mühevollen Steigen über ihn auch alsbald der brennendste Durst. Aber nicht einmal ein grünes Moos sproßte auf dem dürren Felsstück, daß er es hätte auf seine Lippen setzen und den kargen Pflanzensaft aussaugen können. So war die verzweifelte Lage eines mächtigen Kaisers, des Herrn dieses schönen Landes, der immer u. hilfsvollener erschien, als der geringste seiner Unterthanen, schwacher Durst, zum Tode ermattet und doch durfte er nicht einmal wagen, seine Lage zu verändern, um ausgestreckt auf dem Fels zu ruhen; dazu reichte der nicht aus und, wenn auch dies der Fall gewesen wäre, so hätte der Kaiser sich alsdann nicht wieder aufzurichten vermocht; denn weder Hände, noch Füße boten den geringsten Halt auf der glatten Platte, nicht ein armes Dornengebüsch bot sich darauf, daran er sich hätte festklammern können. Aber nicht der Tod sondern mehr noch die Art eines solchen Todes erschütterte den muthigen Kaiser, wenn er bedachte, daß er, bei dem Sturze von Klippe zu Klippe fallend, zertrümmert u. in graufiger Verstückelung den Boden erreichen, oder, an schwebenden Felsjaden hängen bleibend, den Adlern des Gebirges zur Beute würde. Unten im Thale stand ein Theil von des Kaisers glänzender Hof, das Raunen jenes kühnen Emporbringen desselben mit den Blicken jetzt mit Entsetzen die furchtbare Todesgefahr wahrnahm, in wo

geliebte Herr schwebte. Eilboten flogen nach Zirl zurück, andere riefen die Knappen aus Schwaz herbei, man fragte die erfahrensten Bergsteiger um Rath, verhiess dem eine fürstliche Belohnung, der ein Mittel wisse, wie der Kaiser retten sei. Aber Alle zuckten die Achseln und meinten, das liege nicht in menschlicher Macht; da hinaus vermöge Niemand zu gelangen. In dieser gräßlichen Angst verging Stunde um Stunde; zwar machte man allerlei Versuche, sich Felsplatte zu nähern, auf der Maximilian sich befand und bemühte sich, ihm zuzuworfen; aber das war erfolglos, weil man das aus der Tiefe nicht verm und der Kaiser überdem sich nicht zur Seite beugen durfte, um die Seile so zu können. Man hätte die höchste Spitze der M. ersteigen müssen um von herab ihm Hilfe zuzuführen; aber selbst die verwegensten Rautensteiger E diesen Weg nie einzuschlagen versucht und auch unter den kühnsten Witsch gab es auch nicht Einen, der den Gefahren eines solch' unerhörten Wags hätte trogen mögen. So mußte sich denn der Hofstaat des Kaisers und alles das sich indeß, von der furchtbaren Kunde erschreckt, im Thale versammelt begnügen, den theuern Herrn wie einen Verlorenen zu beklagen und im ihrer Ohnmacht bittere Thränen zu vergießen. Es befanden sich viele fremde und Herren in Begleitung des unglücklichen Kaisers; diese sparten weder Geld andere lockende Versprechungen, wenn Maximilian gerettet werden könne. — Hilfe zeigte sich. — So war es endlich Abend geworden und die Vergglocke aus Zirl herüber; da sahen die im Thale Versammelten, wie Kaiser Maria droben auf der Felsplatte seinen Hut abzog und andächtig zu beten schien. ergriff Alle, die davon Zeuge waren und sie beteten laut und einstimmig für Unglücklichen. Keiner aus dem Hofstaat, nicht die fremden Fürsten und Niemand aus dem Volke, das in mehr als tausend Männern und Frauen versammelt ging heim, um der nächtlichen Ruhe zu pflegen; denn ihr geliebter Kaiser ran vielleicht indeß mit dem Tode, oder stürzte von seinem gefährlichen Stantp herab in den Abgrund. Sie holten Fackeln und Holzbündeln herbei, die sie zündeten und damit so große Helle verbreiteten, daß sie wenigstens die Um der Gestalt oben auf der Felsplatte sehen konnten u. dem Kaiser war es inm aller Qual und unter den Schauern des mahnenden Lobes eine Erquickung, Getreuen zu sehen, deren Worte und laute Klagen zwar nicht zu seinem dringen konnten, deren Liebe aber doch daran erkannte, daß sie bei ihm auch wollten bis an's Ende. Das konnte so gar ferne nicht mehr seyn, denn ward es dem Kaiser immer trüber u. düsterer vor den Blicken, seine Füße schi ihm den Dienst versagend, zusammenbrechen zu wollen und Hunger und marterten ihn auf das Furchtbarste. Aber seine Manneskraft war noch immer völlig erschöpft. Die Nacht schien Maximilian mit dem im Thale versamm Volke endlos zu währen. Endlich brach das Frühroth am Himmel herau säumte mit Gold und Purpur die Eisspitzen der Gletscher. Aber Niemand ein Auge für das prächtige Schauspiel der Natur; aller Blicke haftenen nu dem Kaiser, der noch immer, wie am Abende zuvor, an der Felswand lehnt sich nicht regte, noch rührte. Da meinten die Getreuen, der Tod sei ihm und holten aus Zirl einen frommen Priester herbei, damit er den Kaiser dazu segne. Maximilian konnte zwar die frommen Gebete nicht hören, die der edige Vater aus brünstigem Herzen sprach; doch, als die hl. Messe geendet w er in hochgehobener Hand dem Kaiser die Hostie zeigte, die er ihm nicht dar konnte; als dazu alle Glocken läuteten, alles Volk auf die Knie sank und l daß Gott sich der Seele des Sterbenden erbarmen möge, da begriff Marin ihre fromme Absicht und ließ sich, von diesem Gedanken erschüttert, langsam die Knie nieder. Es war ein ergreifender Anblick, die geschmückten Fürsten folgten Hofleute mitten unter den armen Bauern knien zu sehen, Alle d bet auf den Lippen, Alle in den Staub gebeugt vor demselben mächtigen . Himmel, gegen dessen Willen des Menschen Kraft und Hoheit nicht das s vermag. Und droben auf der schmalen Felsplatte der muthige Hell

mächtige Kaiser, jetzt schwach und hilflos wie ein Kind, der Gebieter so tausend Unterthanen, von aller menschlichen Nähe und Hilfe geschieden, der großer Schätze und Reichthümer vor Hunger und Durst verschmachtend. Er sah die rothglühenden Eisspitzen, die weißen Schneeklüfte zwischen röhrenden Matten oder jاذige Felsen. Aus dem Thal herauf aber der Ton des Klüffels, womit der Sakristan die geheimnißvolle Wandlung des Brodes den andächtigen Vetern verkündete. Als sich das Volk endlich wieder der Erde erhob, kniete Kaiser Maximilian noch immer, eine wohlthätige Hand hatte sich seiner Sinne bemächtigt und ihn für einige Augenblicke der Todesqual entrückt. Aber die treuen Diener und das versammelte Volk sah nun sei er gestorben und weinten bitterlich über seinen frühen Verlust. Stunden waren indes vorübergegangen, so langsam schleichend, als wären viele Tage gewesen. Während dem hatten sich heimlich zwei kühne Männer ganz allein und still aufgemacht, um wo möglich einen Weg zur andern Seite der Felswand hinaufzusuchen u. wenigstens des Kaisers Leiche herab zu bringen. Nicht am Rande des Abgrundes hin führte der Pfad die Muthigen und sie wußten sich nicht verhehlen, daß, trotz der Gefahr des Emporklimmens, die des Lebens noch viel schrecklicher seyn werde. Oft hielten sie sich nur an einem dünnen Flechtstrauch oder Dornengebüsch, indes ihr Körper über der Tiefe hing; Mühe und Anstrengung ward auf eine überraschende Weise belohnt, denn eine unersteiglich gehaltene Seite der M. zeigte in einer gewissen Höhe eine kleine Nische, als man es von der Tiefe aus für möglich gehalten hatte. Sie schwangen sie sich immer weiter empor, indem sie die Spitze des Fußes auf einen lose liegenden Stein stützten, oder einen Augenblick in einer zu engen Spalte des Felsens ruhen lassen konnten; dann mußte ein kräftiger Schwung einen höher gelegenen Punkt bringen und sie wurden nicht müde, diesen ihren Versuch zu wiederholen, wenn er nicht sogleich gelang. Zwar glitten ihre eisernen Steigeisen nicht mehr als einmal Mannestief wieder zurück, weil bald der Boden unter ihnen weichen mußte, bald ein Stein ausbrach, an den sie sich klammerten, bald gaben ihr muthiges Vorhaben doch nicht auf. Endlich kamen sie auf einen engen Felspsalt, an dem sie eben vorübergehen wollten, ohne zu untersuchen, ob derselbe führe, weil sie keine Sekunde Zeit unnütz verlieren wollten, als der Eine von ihnen einen glänzenden Lichtstrahl am Ende des tiefen Felspsaltes zu bemerken glaubte. Er theilte diese Wahrnehmung dem Anderen mit u. diesem erschien sie so wichtig, daß sie umkehrten, die Sache genauer zu untersuchen. Es war, bei näherer Besichtigung, kein Zweifel, daß der Spalt auf der entgegen gesetzten Seite der M. reichte u. von dort das Sonnenlicht hinein zu lassen möglich wäre. Vielleicht war es möglich, sich durch die enge Schlucht durchzuwringen und dann an der jenseitigen Oeffnung weiter aufwärts zu klettern. Der Erste von beiden Bergmännern schmiegte sich durch die enge, tiefer innen sich immer mehr u. mehr erweiternde Spalte u. gelangte, trotz der Gefahr, einen Fall zu erleiden, vielleicht an verborgenen Tiefen und schauerlichen Abgründen hinan zu kommen, Pfad in tiefster Dunkelheit fortsetzen zu müssen, glücklich an die Stelle, wo das Licht breit und hell einstrahlte. Er schlang sich nun ein Seil um den Fels, das andere Ende um eine Felsspitze und rief dem Kameraden zu, ihm beizuhelfen, bis auch er das Seil ergreifen könne; denn er beabsichtigte, durch den breiten Spalt hinaus zu beugen und einen Weg auszuforschen, den auch der Kaiser auszusuchen. Da er aber sonst keinen Halt fand, wo er sich gegen den Sturz anklammern könnte, sollte der Gefährte ihn am Seile festhalten. Dies geschah sogleich und, indem der Erste sich nun platt auf die Erde niederlegte, schob er sich vorsichtig, seinen Oberkörper über die schauererregende Tiefe hinweg. Der Genosß hielt indes, mit aller Kraft gegen einen Felsblock, das Seil fest in den Händen. Plötzlich stieß der Bergmann ein schreies Ueberraschung aus, denn etwa 10 Schritte gerade unter ihm lag der Kaiser, der noch immer auf der schmalen Steinplatte

„Holla! was machst du?“ rief er ihm hastig zu, um zu hören, ob Maximilian noch am Leben sei, und zu seiner unbeschreiblichen Freude antwortete der Kaiser wenn auch mit schwacher Stimme: „Ich lebe!“ (d. h. ich warte auf den Kaiser). Der beschrieb nun wohl den heißen Dank des dem Hungertode schon halb fallenen Kaisers, als die Bergsteiger ihm an einer Leine ein Stück Brod hielten, das sie zuvor reichlich mit Wein durchnäßt hatten. Mit zitternden Händen langte der Verschmachtete darnach und genoß die ersehnte Labung mit Gier. Bergmänner hätten ihm statt dessen die wohlgefüllte Jagdtasche hinabsenden können, aber sie waren klug und fürchteten, daß der Kaiser, um seinen Durst zu stillen, leicht einen allzu kräftigen Zug thun und dies bei der eingetretenen Schwäche berauschen könne. Es galt aber jetzt, die kühnste Besonnenheit und einen unerschütterlichen Scharfblick zu erhalten, denn des Kaisers Rettung war, wie sie sich zeugte, nur von dieser Stelle aus möglich u. mit der größten Gefahr für Maximilian selbst und dessen Helfer verbunden. Aber gewagt wurde, vielleicht in der nächsten Stunde konnte sich jener nicht mehr aufrecht erheben oder ein Sturm konnte auf den Alpen erwachen und dann würde er rettungslos in den Abgrund geschleudert. Der Genuß von Speis und Trank und die Abwehrenden Männer gaben Maximilian den entschwindenden Muth und neue Lebensfreudigkeit zurück. Als die Schlinge eines festen Seiles zu ihm herabgelassen wurde, ließ er es ruhig über seine Schultern fallen und zog es dann um seinen Leib fest. Die Männer hatten indeß mit einem Spitzhammer ein ziemlich großes Loch in den Fels gemacht; da hinein ward das andere Ende des Rettungsseiles geklemmt und die Oeffnung mit spitzen Holzkeilen festgeschlossen. Die erfahrenden Jäger hatten wohlüberlegt sich mit all' diesem Geräth klüglich versehen. Sie sahen an, das Seil langsam heraufzuwickeln, wozu sie sich der zusammengehängenen Seile ihrer Gewehre bedienten. Es gehörte eine seltene Kraftanstrengung dazu, mit so unzureichender Vorrichtung den starken Mann in die Höhe zu ziehen; aber Gott stand ihnen bei und bald schwebte Kaiser Maximilian, von einer Platte aufgehoben, nur durch das Seil gehalten, ganz frei über dem Abgrunde. Mit wiedergewonnenem Scharfblick und kühner Besonnenheit ließ er sich wieder mit dem Fuße von der Felswand ab, wenn sein Körper derselben zu kam; denn nicht allein, daß er seine Hand blutig riß, die das Seil fest umklammert auch das Seil selbst konnte leicht an den scharfen, vorstehenden Steinen der Felswand beschädigt werden und dann unter seiner Last reißen. Das waren grade fürchtbare Minuten! — Erst jetzt bemerkte das Volk unten im Thale die unermüdeten Rettungsversuche und betete inbrünstig für das Gelingen derselben. Niemand blieb thranenleer, Aller Herzen pochten in Angst und Bangigkeit, als sie den geliebten Kaiser über der Grausen erregenden Tiefe schweben sahen. — Jetzt dieser der Oeffnung nahe, in welche sich seine großherzigen Retter weit zurückzogen hatten, mit riesiger Kraft das schaukelnde Seil weiter heraufzuziehen. Anstrengung war so fürchtbar, daß dem Einen der Bergmänner dicke Blutströme auf der Stirne standen und auf Maximilians Hände niederfielen, als dieser in die Oeffnung griff, um einen Halt zu finden: denn jetzt mußte er sich mit einem Sprunge vollends emporarbeiten. Aber auch dieser gelang, so schwach der Kaiser sich fühlte; die Kräfte des Kaiser im entscheidenden Augenblick aus geistiger Leistung. Als er sich nun wirklich gerettet sah, da erst verging ihm das Bewußtsein und mit dem Ausrufe: „O heim! o heim!“ sank er in die Arme seiner Retter. Auch jetzt waren noch Gefahren zu überwältigen, große Anstrengungen zu leisten; denn das Abwärtssteigen war eben so, ja noch gefährlicher, als der Aufstieg. Aber, der den Muthigen so weit geholfen hatte, krönte das Werk auch das schönste Gelingen. Nach zwei Stunden befand sich Kaiser Maximilian an derselben Stelle, von wo am Morgen der Pfarrer ihm die Hostie gezeigt hatte. Dort warf sich der Gerettete nieder, mit ihm seine Getreuen und alles Volk zu danken. Aus den Kirchen aber tönte dazu das weit hinschallende Glocken und weckte den schlafenden Wiederhall in den Bergen. —

n Ketzern lobnte der Kaiser mit großen Gütern und weltlichen Ehren. Gedächtnisse ihrer muthigen That verlieh er jenem, der ihm zuerst das zugerufen hatte, den Geschlechtsnamen „Hallauer“ und gab ihm eine Gense mit dem Alpenblümlein in das Wappenschild. Den zweiten Arm er ohnmächtig gesunken war, nannte er „Dheim“ und seinen mückt ein Gensenschädel, daraus sieben Blutstropfen fallen. Peider steht noch heut in großem Ansehen und Ehren. Auf der höchsten Spitze der ließ Kaiser Maximilian, nachdem das Aufsteigen wegsamer gemacht in achtzehn Schuh hohes Kreuz errichten, zum Denkmal seiner wunder- tung; das steht noch jetzt, 150 Klafter hoch über dem Innstrom. Bd. 12, Georg, Fürstbischof von Gurk, war geboren den 11. Juli 1768 zu Oberfärnth, der Sohn eines wohlhabenden Gastwirthes. Auf dem zu Klagenfurt waren seine wissenschaftlichen Fortschritte so hervor- daß man ihn nur den „gelehrten M.“ zu nennen pflegte, zum Unterschiede in Mischler und Namensgenossen, dem nachherigen Propst zu Unter- den man scherzweise den „schönen M.“ titulirte. Schon während seiner icken Studienzeit empfahlen ihn seine mathematischen Kenntnisse und ihm halb der Aufrag, an der damaligen Landesvermessung theilzunehmen und Gegend der Pfarrei Kottmannsdorf, das sogen. Burdach, zu vermessen. er Generalseminar hörte er hierauf Theologie und empfing am 22. Aug. 1 Fürstbische Salm die Priesterweihe. Zwei Stunden von der italien- nze ward ihm als erste geistliche Funktion die Kaplanei zu Malborgeth thale des Herzogthums Kärnth zugetheilt. Die zweite Kaplaneistelle „ einer gebirgigen und höchst beschwerlichen Seelsorgerstation, wo damals eine ansteckende Seuche herrschte, zog ihm eine lebensgefährliche Krank- weshalb erbat er sich seine frühere Kaplanei wieder, wo ihn Pfarrer Ort- r Dompfropst zu Klagenfurt mit herzlichster Freude wieder begrüßte. Bald als Ditner als Stadtprediger nach Klagenfurt versetzt wurde, folgte ihm Pfarrer in Malborgeth. Aber diese Zeitperiode seines Pfarramtes von 1809 wurde durch drei feindliche Einfälle für seine Gemeinde höchst un- Mitten unter dem Granaten- und Kartätschenhagel, der sich von dem e am 17. Mai 1809 auf die aus dem Markte anstürmenden Feinde er- 19 M. in die Kirche, um das Allerheiligste zu retten und mußte endlich cherung des geliebten Ortes mitansehen. Malborgeth loberte und leuch- schönes Opfer der Liebe für Monarch und Vaterland u. ihm blieb Nichts, ablen Wände, denn der Feind hatte, was von den Flammen geborgen honungslos geplündert. Als der Friede wiederkehrte, aber damit nicht es schützender Adler, indem das Kanalthal anfänglich Nyrten angehörte, Italien geschlagen wurde, um den französischen Legionen den freien Ein- das fast gänzlich unterjochte Deutschland zu bilden, wollte M., so theuer e ihn nun auch das Unglück mit seiner Gemeinde verknüpft hatte, sich mblingsjoch nimmermehr beugen, sondern folgte der Einladung in das 1813 gebliebene Unterkärnth, wo sich ein Asyl für die Wiederkehr Tage ihm öffnete. Am 23. Juni 1810 übernahm er die Stadtpfarrei t und wurde von seinem Sprengel zugleich als Dechant gewählt. Sowohl Freiheitkämpfe 1813, als in den darauffolgenden Jahren der bedrängten r und Finanznoth, ward sein kluger Rath höhern Ortes eingeholt und er r der kräftige Verfechter manches Bedrängten und das leuchtende Beispiel, r in diesen schweren Tagen zu thun hatte, um den nach Brod sich aus- r Händen zu helfen, besonders durch den, in jenen Gegenden zum Muster r, rationalen Anbau des türkischen Baijens. Dieser war es, der in den des Hungers und der großen Theuerung in Kärnth — es kostete eine 1813 türkischen Baijens 18 fl. C.-M. — den Dechant M. mit seinen beiden Pa- r manches Pfarrkind vom Hungerstode rettete. Diese edel- r konnten den höchsten Behörden nicht unbekannt bleiben.

bührende Anerkennung und bezeichneten ihn als den geeigneten Mann, bei der Regierung an dem Wohle von zwei Provinzen mitzuarbeiten. Kaiser Franz ernannte ihn am 28. November 1815 zum Gubernialrath in Laibach. Hi wirkte er segensreich für die Regulirung der Diözesen, Herstellung der Beneficia Einkünfte und anderen Kirchenvermögens bis zum J. 1828, wo er zum Fürbischof von Gurk erhoben wurde. Die feierliche Consekration erfolgte am 20. Ap durch den Metropolitzen zu Salzburg und hierauf am 25. sein herzlichster Empfang in Klagenfurt. Bereits 60 Jahre alt, ergriff er, mit schon alternden Händen, die Steuertruder des Kirchenschiffes, das unter manchen sturmvollen Schicksalen sel gelitten und noch jetzt gegen widrige Elemente zu kämpfen hatte. Das groß mit 4 Herrschaften, mehren Eisenhämmern und 2 Hochöfen dotirte, Bisthum tr er an mit dem unbedeutenden Vermögen von 200 Dukaten oder 900 fl. C.-M. auf dem Bisthume lasteten damals ungeheure Schulden, die Entitäten ware ohne Inventar, indem dieses von den Gläubigern in Beschlag genommen wurde die Werksgebäude waren in baufälligem Zustande, die bisthümlichen Eisenwaare wegen schlechter Qualität ohne Absatz, das Bisthum ohne Kredit. Man kan sich die Lage eines unbemittelten, 60jährigen Mannes in dieser Lage vorstellen Allein, was einige Jahre vorher ein hochgestellter österreichischer Staatsmann üb R. ausserte: „er ist wohl ein Greis an Jahren, aber an Geisteskraft noch ei Jüngling“ — das bewährte er hier durch die That. In einem Zeitraume vo 11 Jahren hatte seine Energie die verfallenen Gebäude mit einem Kostenaufwan von 70,000 fl. C.-M. hergestellt, die Eisenwerke wieder in Gang gebracht, si durch ganz Italien bis Ancona und Rom Handelsfreunde zu erwerben gewuß das Bisthum im Kredit und zu einem solchen Erträgniß emporgehoben, daß damit und mittelst eines vom Kaiser gnädigst erhaltenen Vorschusses, 6 Woche vor seinem Ableben den größten, am Bisthume lastenden, Passivrest mit beiläuf 120,000 fl. C.-M. tilgen konnte. Und ungeachtet dieser weltlichen Sorgenbürde die ihn um so schwerer drücken mußte, als der göttliche Meister seinen mit den Hirtenstabe einerschreitenden Jüngern keine Last weltlicher Sorge zudachte, wa er nicht weniger um die geistliche Wohlfahrt seiner Diözesanen bekümmert. Er präsidirte in Person allen Rathsitzungen, überwachte sorgfältig die Alumnen nahm alljährlich die kanonischen Visitationen in den einzelnen Dekanaten seiner weitverzweigten Sprengels vor und hielt kurze Ansprachen, die er aus früheren Jahren Tag für Tag gewohnt war und auch jetzt nach kurzer Vorbereitung — ohne sie vorher auf das Papier zu bringen — voll Wärme u. praktischer Anwend barkeit. Sehr umsichtig pflegte er bei Besetzung der Pfarreien zu verfahren und sprach unverholen seinen Grundsatz hiebei und die Mariae aus: „ich kann bi Pfründen nicht bloß nach den Taufscheinen meiner Seelsorger besetzen, denn dann hört aller Wettseifer auf und der Älteste ist ja nicht immer der Verdiensteste und für gewisse Verhältnisse gerade der passendste. Insbesondere pflegte er gut dotirte, aber in moralischer oder ökonomischer Beziehung stark verwahrloste Pfarreien nu mit jungen, aber zuverlässigen Priestern zu besetzen und rechtfertigte diese Maria mit dem Grundsatz: alte sind für derlei Reformationen schon zu mürrisch und verdroffen, dazu gehört Jugendkraft und Feuer.“ Seiner vormaligen Geschäftsgewandtheit als Gubernialrath gelang es auch jetzt, bei einzelnen Pfründen und Kirchen, oder bei ganzen Corporationen wichtige Rechte und Vortheile zu erringer u. dem bischöflichen Patronate manche schwere Lasten abzunehmen. Wegen seiner glücklichen ökonomisch-industriellen Talentes ernannten ihn die landwirthschaftliche Vereine in Oesterreich, Böhmen, Steiermark, Krain und Görz zu ihrem Mitgliede Nachdem er das oben angegebene Passivum gedeckt, sprach er zu einem seiner Freunde: „Nun Gott gedankt, jetzt mit meinem Oekonomikum in Ordnung, kan ich die letzten Tage ganz ungetheilt meinem geistlichen Berufe leben“. Diese letzten Tage sollten indeß nur zu schnell kommen. 14 Tage nach dieser Aeußerung kranckelte er auf einer Geschäftsreise beim Aussteigen aus dem Wagen auf den Trittschen und quetschte sich das Fußbein. Als Feind aller Verweichlichung beach

er nicht die Beschädigung, allein 4 Wochen darauf war dieser Fehltritt die erste Ursache, daß er am 22. März 1846 um 11 Uhr Nachts, bei dem übrigens unbedeutenden Körper, als Leiche dalag. In seinem Testamente waren die Armen seiner Diözese als Universalerben eingesetzt. In seinem Leben galt ihm der Wahlspruch als Richtschnur: *Omnis in hoc fuerat prudentia et ardor honesti — tra locuturi pectoris ante Deum.* Cm.

**Michelbeuern**, im Salzburger Kreise des Erzherzogthums Oesterreich, im Tale der Mattig, nicht weit von Laufen, Benediktinerabtei mit Bibliothek von 1000 Bänden und einem Naturallienkabinete. Westlich liegen der Trummer- u. Rabensee, von der Mattig durchflossen, daran das weltliche Chorherrenstift Mattsee, welches, unter bayerischer Herrschaft aufgelöst, 1838 wieder hergestellt wurde. mD.

**Michelfeld**, im bayerischen Regierungsbezirke Oberpfalz, Landgerichts Auerbach, unweit der Einmündung des Flembaches in die Pegnitz, aufgelöste Benediktinerabtei, welche von dem Bamberger Bischofe, Otto dem Heiligen, und dem Grafen Beringer von Sulzbach 1119 gestiftet wurde. Auf dem nahen Nikolausberge stand auch ein Nonnenkloster, 1135 von dem Bischofe Otto errichtet, welches Ertraud, des Pfalzgrafen Hermann Gemahlin, nach Bamberg an die Stelle des Leodorspitals versetzte. — *Monumenta Monasterii Michelfeld, Monumenta Germanica XXV.* mD.

**Michelsberg**, ein merkwürdiger Berg im württembergischen Zabergau, oberhalb dem alten Schlosse Nagenheim, bildet eine Ecke des sogenannten Strombergs. Seine höchste Spitze ist von den übrigen Theilen durch einen tiefen Graben getrennt und soll ein, von dem römischen Anführer Trephon erbautes, Castell tragen haben. Ueber die umliegende, größtentheils flache Gegend hat man eine sehr schöne, weite Aussicht. — Die vordere Seite des Berges, jedoch nicht ganz zum höchsten Punkt, nimmt das Kapuzinerhospiz gl. M. ein, das jedoch in neuester Zeit ausgestorben und nur noch mit einem Curatbenefiziaten besetzt ist. — In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde dasselbe von einem Grafen von Stadion gestiftet und mit 3 Kapuzinern versehen. Der Sage nach stand hier schon in der Zeit ein der Göttin Luna geweihter Tempel, der von dem heil. Bonifazius in einen christlichen verwandelt und dem Erzengel Michael gewidmet worden seyn soll. Der hl. Michael machte damals nämlich gerade einen Flug über die Erde, und besperrte an manchen Orten den Vater der Sünde, und mußte sich auf dem M. mit demselben in einen Streit einlassen. Er besiegte zwar den Feind der Christenheit, verlor aber zugleich eine Feder aus seinen Flügeln, die bis zu den Zeiten der Reformation in der Kirche aufbewahrt wurde. Schaaren von frommen Betern drängten im Mittelalter zu der heil. Reliquie, die aber bald nach der Ausbreitung der lutherischen Lehre, wie so mancher Ueberrest gläubiger Zeiten, verloren ging. Im J. 793 schenkte eine gewisse Hiltiburg in Runingenburg dem hl. Nazarius in Runingen die Kirche auf dem M.

**Montevilla**, Johannes, einer der seltsamsten und zugleich ehemals berühmtesten Reisenden, ungefähr ein halbes Jahrhundert nach dem Venetianer Marco Polo (s. d.). In England geboren, reiste er 1322 von St. Alban aus, nach Aegypten u. Palästina, dann bei dem großen Landverfahre, der damals durch die Entdeckung des mittelländischen Meeres in Indien getrieben wurde, auch mit vier Schiffen und ihren Knechten nach Indien, diente dem großen Chan von Cathay, 15 Monate lange in seinen Kriegen gegen den König von Mauthi. Nach 33 Jahren kehrte er zurück und schrieb nun bei eintretender Kränklichkeit, 33 Jahre nach seiner Ausfahrt, 1355, die Reise in lateinischer u. französischer Sprache. In dem er unläugbare Thatsachen, Erlebtes und Gehörtes zusammenband, gab er den phantastischen Flüchtigen eine gewisse Realität für die wirkliche Welt, ohne die Wahrheit immer nicht leicht zum allgemeinen Volksglauben wird. Was er selbst erzählt er genau und treu und seine Autorität ist durchaus gültig und wahrhaftig; bei dem, was er über die entlegeneren Gegenden bei

muß man Rücksicht nehmen auf seine Vorgänger. Nachdem man alles das seu Eigenthum von M.'s Bericht abgezogen, bleibt immer noch ein bedeutendes, bestreitbares Eigenthum zurück". (Görres Volksbücher, Heidelb. 1807). So schreibt er denn die Brutöfen in Aegypten; das Grab der hl. Katharina mit Mönchen, die wie Einsiedler leben und nie Wein trinken, als an hochzeitli Tagen und die „gar göttlich sind und sehr fastend und groß Buße thugend"; Priefstauben; natürlich alle Stellen im heil. Lande mit biblischen Erinnerung den venetianischen Handel auf Omus; er schildert die Sitten und Religionen indischen Völkerschaften und Inseln, die er alle der Reihe nach durchgeht, bis 1 hin, wo der Pfeffer wächst; er spricht vom hl. Thomas und den Gregorier-Athen, von thürmetragenden Elephanten und den Gymnosophyten, wie sie bei Götterfesten sich unter den Wagen werfen und um ihres Abgotts willen so Wein empfangen, daß M. fürchtet, man möchte kaum einen Christen finden, dieses litte um des wahren Gottes Willen; wie die Weiber nach dem Tode i Männer sich verbrennen; wie man südwärts des Aequators einen andern Stern sehe, weswegen die Erde rund seyn müsse; er schildert den Hof von Cha wo er so viel Pracht und Wunderbares gesehen, daß er es selbst nicht glauben wollte, wenn er es nicht mit eigenen Augen geschaut; da sitzt der Kaiser auf ei goldenen Thron mit Stufen aus Edelstein und im Saale sind Böglein von Gemacht, die singen und fliegen und ob den Tischen sind Weintrauben aus Erz und Topasen, Rubinen, Granaten und Smaragden gemacht; dort gibt es Schwarzkünstler, die am hellen Tag Nacht machen und den Mond scheinen lassen und andere unglaubliche Künste vollführen; von dem Lande Casbille, wo Län auf den Bäumen wachsen und mannngroße Trauben; von den Leuten, die Hu Köpfe haben und den Teufelsstimmen ic. M. ist der Repräsentant der geographischen Wissenschaft seiner Zeit; er hat sicherlich alle vorhergegangenen Berichte Griechen und Römer gekannt (und diese hatten im Grunde doch nur wieder den Sagen und dem Wissen des Orients geschöpft); eben so höchst wahrscheinlich seinen im Ruhe der Heiligkeit gestorbenen Zeitgenossen Oberich von Vortenaus, ebenfals jene Gegenden bereist und dieselben Mährchen und Erzählungen berichtet (im Auszuge bei den Vollandisten); ebenso den armenischen Fürsten Haythou, selbst den Königsmantel mit der Kutte vertauschte und 1307 seine Geschichte Orients schrieb, und der sich mit dem Franziskaner Kuisbrock (aus Brabant, Ludwig dem Hl. abgesendet), zu gleicher Zeit am Hofe des großen Chan befand. — M.'s Bericht ward bald in alle Sprachen übersetzt: ein Umstand, der der dazu beitrug, diesen Odysseus der neuern Zeit in den abenteuerlichsten zu bringen, indem jeder Bearbeiter mehr oder minder vom Originalterte ab und auch Selbsteigenes hinzusetzen mochte. Davon möchte nicht einmal die bekannte älteste Handschrift in der deutschen Uebersetzung des Michael Welfer J. 1409 ganz frei seyn, die 1481 zu Augsburg mit nochmaligen Aenderungen Auslassungen gedruckt wurde. Am schwächsten sind die Ausgaben, die Otto Demeringer besorgte, Straßb. 1501, denen dazu noch höchst erfindungsreiche Schnitte und tatarische, halbdäische und hathan'sche Schriftproben beigegeben die mit dem Texte keinen Anspruch auf Treue mehr machen können. M. (nach der von Jakob Nütlich in seinem Ehrenbriefe mitgetheilten Handschrift) 7. Febr. 1372 zu Rüttich. — Halliwell gab zu London 1839 einen englischen Text (wieder Uebersetzung) heraus, den wir nicht vergleichen konnten. Die neuere Ausgaben fehlen, vgl. Hagen's Abhandlung im Museum für altdeutsche Lit. und Kunst, 1809, I. 246 (ist nur in bibliograph. Hinsicht bemerkenswerth) und Grimm's Recension in den Heidelb. Jahrb. 1811, S. 157. \*\*

\* **Mormonen**, die, gründeten nach ihrer Vertreibung aus Ohio, Michigan und Illinois in Deseret am großen Salzsee, in den Rocky Mountains, einen eigenen Staat. Im Dezember 1849 traf von dort ein Repräsentant zu Washington ein, der Sitz und Stimme im Kongresse verlangte. Der Mormonen aber bisher nur 25,000 Seelen, und deshalb konnte jener höchstens als



legat zugelassen werden. Im laufenden Jahre (1850) wird eine 30,000 Seelen starke Einwanderung von W. aus England und Wales für den neuen Staat erwartet. So schnell hat dieser kraße Aberglaube, gestiftet von einem verschmitzten, ungebildeten, unmoralischen Betrüger, der sich Prophet Smith nannte, um sich gegriffen, daß in weniger als 15 Jahren die Zahl der W. in den Vereinigten Staaten und England bis auf 100,000 herangewachsen ist, und dabei soll unter diesem Volke ein beispielloser Fanatismus herrschen. Wer weiß, wozu die Leiter dieser neuen Religion in spätern Jahren, wenn sie sich erst stärker fühlen, den blinden Glauben ihrer Anhänger mißbrauchen werden! mD.

**Roß, Ernst von**, Dr. der Rechte u. königlich bayerischer Hofrath, einer der cruditesten kirchlich gesinnten Staatsmänner, wie selbst der Würzburger Thesaurus zugestehet, wurde geboren 1799 und trat nach vollendeten Studien eine Zeit lange als Privatdozent der Rechtsgelehrsamkeit auf; später machte er in München als Advokat juristische Praxis, bis er 1831 als Professor des Rechts nach Würzburg berufen wurde, wo er bis 1837 blieb, in welchem Jahre seine Versetzung an die Universität München in gleicher Eigenschaft erfolgte. Hier befreundete er sich alsbald mit seinen Gesinnungsgenossen Görres, Phillips, Möhler u., mit welchen er auch die Herausgabe der historisch-politischen Blätter projektirte, deren fleißiger und gewandter Mitarbeiter er seither ist. W. theilte sich auch durch eine Schrift, betitelt: „Darlegung des Verfahrens der preussischen Regierung gegen den Erzbischof von Köln, beleuchtet vom Standpunkte der Geschichte, des Rechts und der Politik,“ Augsburg 1834, an der Kölner Streitsache und durch ein Sendschreiben an den Grafen Dieck in der Kniebeugungsfrage. Als im J. 1817 in Bayern das „Ministerium der Morgenröthe“ an's Ruder trat, mußte natürlich auch W., der zu den ultramontanen Finsterlingen zählte und einer der hervorragendsten Professoren der juristischen Fakultät war, beseitigt werden; denn der Spickellecker vor der neuen Sonne gab es dortmals zu viele, als daß sie alle auf ehrliche und gerechte Art unter Dach und Fach gebracht und versorgt hätten werden können. W. wurde als Appellationsgerichts-Rath nach Neuburg a. D. geschickt und ein Jahr darauf (vermuthlich auf eigenes Verlangen) temporär quiescit. Außer den angeführten Schriften schrieb W. noch: das Eherecht der Christen in der morgenländischen u. abendländischen Kirche bis zur Zeit Karls des Großen. Erster (und einziger) Band, Regensb. 1833; Von der Ehe und der Stellung der katholischen Kirche in Deutschland, rücksichtlich dieses Punktes ihrer Disziplin, Regensb. 1830; Lehrbuch des bayerischen Staatsrechtes, in zwei Abtheilungen (I. Recht des Oberhauptes, II. Recht des Staates), Regensb. 1840; Das Staatsrecht des Königreichs Bayern, 2 Theile, Regensb. 1843—46. Er besorgte überdies noch mehre Uebersetzungen aus dem Französischen, wie die jüngst erschienenen Blüten der Heiligen, Regensb. 1849. J. Huber.

**Muchar, P. Albert**, geboren zu Lienz in Tirol 1786, trat 1805 in das Stift Admont, zu dessen Mitgliede er durch die am 16. Oktober 1808 abgelegte Profession wurde; von 1809—12 war er Professor des ganzen Bibelstudiums, von 1812—23 Professor des alten Bundes und der orientalischen Dialekte an der dortigen Hauslehranstalt, von 1813—23 war er zugleich Bibliothekar u. Archivar und versah überdies noch von 1814—18 die nahe gelegene Curatie Hall. 1823 kam er als Suppleant des Bibelstudiums nach Grätz; 1825 erlangte er aber die Professur der classischen Philologie, die er bis zu seinem Tode, den 6. November 1849, bekleidete. Die akademischen Würden eines Dekans der philosophischen Fakultät und das Rektorat der Karl-Franzens-Universität wurden ihm gleichfalls zu Theil. W. hat sich namentlich durch seine schriftstellerische Thätigkeit in der vaterländischen Geschichte einen dauernden Namen erworben. Schon seit seinem 26. Jahre beschäftigte er sich in seinen freien Nebenstunden mit Studien über Gegenstände vaterländischer Historie und verlegte sich zuerst auf die Ausarbeitung der Admontischen Annalen, die er im Manuscripte schon weit fortgeführt hatte, deren Auslegung aber, in Folge mächtiger Hindernisse, niemals zu Stande kam. Den

ersten Theil dieser Annalen hatte er mit einer gedrängten Darstellung der Geschichte jener Landstriche, welche das ehemalige alte Noricum und zum Theile das westliche Pannonien ausmachten, von der Urzeit bis in die Mitte des eilften Jahrhunderts, in die Zeit der Gründung des Klosters zu Admont, begonnen, nicht etwa, wie er selbst sagte, um einen nothwendigen Zusammenhang zwischen dem norischen Alterthume und der Entstehung des St. Blasienmünsters auf den thaurispischen Bergen zeigen zu wollen, sondern nur, um der ganzen Arbeit mehr Interesse zu geben, um das Denkmal, welches er dem Stifte Admont durch seine von ihm zuerst an den Tag zu gebende Geschichte errichten wollte, glänzender zu machen und willig folgend den Trieben vaterländischer Gefühle. Aus der Umarbeitung dieser Einleitung entstanden zwei zusammenhängende historische Werke, nämlich das „altceltische Noricum oder Urgeschichte von Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain und Salzburg,“ abgedruckt in der steiermärkischen Zeitschrift, 1—4. Heft, u. das „römische Noricum,“ Grätz bei Miller, in zwei Bänden; ferner erschien von ihm: Versuch einer Geschichte der slavischen Völkerschaften an der Donau, um die erste Einwanderung der Slaven in Steiermark, in Kärnthen und Krain zu bestimmen und zu erweisen; von der Zeit des Kaisers Augustus bis in die Mitte des siebenten Jahrhunderts, aus den lateinischen und griechischen Quellen bearbeitet, ebenfalls in der steiermärkischen Zeitschrift, 6—10. Heft incl. Vom achten Hefte an war M. bei der Redaction dieser Zeitschrift theilhaftig und es erschienen auch fortwährend historische Aufsätze von ihm in derselben; so im 11. Hefte Beiträge zu einer urkundlichen Geschichte der altnorischen Berg- und Salzwerke; die Gründung der Universität zu Grätz; Geschichte und innere Einrichtungen der alten Universität und des Lyceums zu Grätz; die ältesten Erfindungen und die frühesten Privilegien für industriellen Fleiß in Innerösterreich; der steiermärkische Eisenberg, vorzugsweise der Erzberg genannt; ältere Institutionen in Grätz; Geschichte des steiermärkischen Eisenwesens am Erzberge vom Jahre 1550—90. 1844 begann er die Herausgabe der Geschichte des Herzogthums Steiermark, Grätz bei Damian und Sorge, von der bis zu seinem Tode vier Bände erschienen sind; die Fortsetzung übernahm der Capitular von Admont, Engelbert Prangeer, suppl. Professor am k. k. Grätzer Gymnasium. Ausserdem beförderte er zum Drucke: Das Thal und Warmbad Gastein, Grätz 1834; Die heiligen Weihen, aus dem römischen Pontificale übersetzt, ebendasselbst; Horatii Odae, übersetzt und mit Noten erläutert. Kleinere Aufsätze von ihm finden sich viele im Hormann'schen Archiv für Geschichte. Handschriftlich übergab er der Akademie der Wissenschaften eine Geschichte der Völkerschaften in Innerösterreich vom siebenten Jahrhunderte an. Seine literarischen Verdienste wurden allseitig gewürdigt. So erhielt er im Jahre 1841, bei der Anwesenheit des Kaisers Ferdinand, die mittlere goldene Civil-Ehrenmedaille, später die große für Wissenschaft und Kunst; auch war er unter den von dem Kaiser selbst ernannten Mitgliedern der k. k. Akademie der Wissenschaften, sowie er auch von mehreren gelehrten Gesellschaften zum Mitgliede ernannt wurde.

**Münchsmünster**, in Oberbayern, Landgerichts Ingolstadt, an der Ilm, ehemalige Benedictinerabtei, von dem Markgrafen Diebold IV. von Böhburg, oder, wie Andere wollen, schon von dem Herzoge Thassilo II. gestiftet. Das Kloster gehörte von 1598 bis 1773 den Jesuiten in Ingolstadt und ward 1784 dem Malteserorden übergeben. Im dreißigjährigen Kriege litt es durch Plünderung und Brand.

**Munro**, Thomas. Das günstige Geschick der ostindischen Compagnie fügte es, daß von Zeit zu Zeit unter dieser Regierung des Zufalles und des guten Glückes Männer von ungewöhnlichen Verdiensten aufstanden, die durch Indien für Indiens Angelegenheiten erzogen u. herangebildet wurden. Unter diesen ragen vorzüglich drei Charaktere hervor. Diese waren ein Clive, der tief den Grundstein des Reiches legte, ein Warren Hastings, der mit eben so viel Einsicht als Geist den Bau fortführte, und endlich ein Thomas M., ein Mann, an sich jeder, auch der höchsten Anforderung gewachsen. Canning sagte von ihm im Parlamente:

Bevölkerung, die er mit den Waffen unterjochte, behandelte er mit so viel Gütlichkeit und Weisheit, daß er sich einen Thron in ihren Herzen und len gründete. Europa brachte nie einen vollendeteren Staatsmann hervor, Indien, das so reich an Helden ist, einen erfahrenern Feldherrn.“ — Th. M. zu Glasgow im Jahre 1761 geboren. Sein Vater war ein angesehenener Mann dieser Stadt und wollte auch den Sohn dem Handelsgeschäfte widmen, er Fall seines Hauses, herbeigeführt durch den amerikanischen Krieg, diesen störte. Der junge M. ging nun nach London, um sein Glück in der Welt zu suchen, und erhielt eine Anstellung als Seekadet auf dem der ostindischen Kompanie gehörenden Schiffe „Walpol“. Im Jahre 1780 kam er zu Madras an und als Fähnrich dem 16. Madras-Infanterieregimente zugetheilt. Wir über eine Reihe von Jahren, die M. in den untergeordneten Dienstverhältnissen Standes zubrachte, und bemerken nur, daß er in dieser Zeit seine großen in allmählich entfaltete und sich selbst in der Schule der Erfahrung heran. Ein schöner Charakterzug von ihm, seine zärtliche Neigung für seine Familie, ist schon damals an den Tag. Er hatte seinen Vater in bebrängter Lage verlassen. Diese ihm zu erleichtern, war eine Sorge, die den edlen Sohn dem Geschäft beschäftigte. In seinen ersten Feldzügen hatte er sich darauf beschränkt, in dem Solde zu leben; außergewöhnliche Bezüge sandte er seinen Angehörigen. fand sich bei der Armee, als Hyder Ali, der gefährlichste Feind, der je die Regenten der Kompanie bedroht hatte, zu bekämpfen war, und ward im Jahre zum Lieutenant befördert. Während des hierauf folgenden Friedens beschäftigte er sich mit orientalischer Literatur. Um das Jahr 1790 öffnete sich im Südindien wieder ein Feld für kriegerische Thätigkeit, indem Tipu, Ali's Sohn Nachfolger, gegen die Kompanie zu waffnen begann. Der Friede von 1792 Tipu eröffnete für M. eine neue Laufbahn, die ihn später zu hohem Ruhme führte. Durch den Friedensvertrag war das Gebiet von Baramahl der Kompanie abgetreten worden. Dieser Distrikt sollte eine Organisation erhalten, d. h. dem Verwaltungssysteme der Kompanie unterworfen werden. Diese wichtige und wichtige Aufgabe erforderte höhere Befähigungen, als sie damals den Civilbeamten zu finden waren. Lord Cornwallis beauftragte den Kapitean mit der obersten Leitung der Geschäfte; M. und zwei andere Offiziere ihm zur Beihülfe an die Seite gegeben. M. trat seine neue Funktion im 1792 an und unterzog sich ihr bis zum Frühjahr 1799, während er in dem zum Kapitän befördert wurde (1796). Ungefähr zwei Jahre darnach versetzten die feindlichen Absichten Tipu's den Generalgouverneur zu jenen kräftigen Maaßregeln, welche die Einnahme von Seringapatam zur Folge hatten. Nach der Verfassung dieses Plazes wurde Kapitän M. mit seinem Freunde, dem Gouverneur von Bombay, Sir John Malcolm, der Kommission, die mit dem Abschlusse der Friedensverträge beauftragt war, als Sekretär beigegeben. Eben zu dieser als er durch die vollendete Organisation von Baramahl, durch die vollkommene Kenntniß dieses Landes und durch sein trauliches Verhältniß zu den Einwohnern, sich mit einer gewissen Vorliebe an diese Gegend gefesselt fühlte, wurde er von der Regierung als der tauglichste Mann bezeichnet, um das schwierige Geschäft der Organisation von Canara, einer Gebietsstrecke auf der westlichen Halbinsel, nach dem letzten Vertrag der Kompanie zugefallen war, auszuführen. Canara ist ein wilder unfruchtbarer Landstrich, über alle Beschreibung rauh und wüst, zu Fuß zum Reiten und fast auch zum Gehen. Zu diesem natürlichen Ungemache kam noch die verwickelte politische Lage des Landes. Tipu's Truppen waren noch im Besitze der Festungen, und der Häuptling Dhondagi, der an der Spitze seines Hauses verzweifelter Leute, meistens Flüchtlinge der zertrümmerten Truppen Tipu's, die Dörfer plünderte und verwüstete. Aber dieser schwierigen Aufgabe ungeachtet gelang es M. dennoch, in wenigen Monaten die Ruhe im Lande herzustellen, während Sir Arthur Wellesley, der nachmalige Lord Wellington, das Land von dem gefährlichen Dhondagi befreite.

zwölf Monaten ordnete M. die inneren Verhältnisse von Canara so gut, als von Baramahl. Im Jahre 1800 trat der Radschah Nizam einen Theil jene bietes an die Compagnie ab, der seitdem den Namen „der abgetretenen Provi führt. Dieser Landstrich, größer als Schottland und mit einer Einwohne von zwei Millionen Seelen, war unter der vorigen Regierung in völlige An ruhre begriffen, und mehr als 30,000 Sipsy's zogen in einzelnen Herden bernd durch das Land und erfüllten es mit Verwüstung. Nach sieben Jahren M. auch hier die Ordnung wieder hergestellt und eine geregelte Verwaltung, geführt. Nach Vollendung dieser schwierigen Aufgabe faßte M. den Entschli sein Vaterland zurückzukehren, wozu ihn hauptsächlich die zunehmende Sch seiner Augen veranlaßte, eine Folge seines vieljährigen Aufenthaltes in Jhete unter dieser brennenden Sonne. Als er im April 1808, nach einer Ab rheit von 28 Jahren, zu Deal landete, war seine Mutter kurz vorher gesto sein Vater am Rande des Grabes. Sechs Jahre verweilte M. in Schott und in diese Periode fällt seine Vermählung. Aber ein Geist wie dieser war geschaffen, lange in Unthätigkeit zu bleiben. M. ging nach London, wo seine genaue Kenntnisse u. vieljährige Erfahrungen gegründeten Mittheilungen über indischen Verhältnisse einen tiefen Eindruck machten. Es stellte sich damals die Fwendigkeit heraus, die innere Verwaltung in Indien einer strengen Prüfung unterwerfen. Zu diesem Ende wurde eine eigene Kommission ernannt un ihre Spitze M. gestellt, um die eingerissenen Mißbräuche zu entfernen. In d Auftrage schiffte sich also M. im Jahre 1814 abermals nach Indien ein. zahlreichen Schwierigkeiten, welche der Kommission von Seite der Beamten begreiflichen Gründen in den Weg gelegt wurden, waren kaum zu bewältigen. S durch Ausdauer u. Festigkeit gelang es den Commissären, ein Regulativ zu en fen, das die Gewalt der Steuereinnnehmer als Behörden u. der Zillahrichter als K natrichter genau bestimmte; zugleich wurden jene allgemeinen Einrichtungen geto durch welche die Eingebornen aufhörten, von allem Antheile an der Verwa ausgeschlossen zu seyn. Noch waren die Geschäfte der Kommission nicht been als der Mahrattenkrieg ausbrach, und Lord Hastings ernannte den Oberst zum Brigadegeneral und Befehlshaber. Indeß wurde diesem nur eine ge Streitmacht zu Gebote gestellt, gleichwohl aber faßte er den kühnen Entsch den Krieg in des Feindes Land zu spielen. Nach der Einnahme von Ba einer wichtigen Festung, stieß der Brigadier Prigler mit dem Hauptkorps Reserve zu ihm. Da er sich hiedurch an der Spitze einer bedeutenden Macht so beschloß er seinen Operationen eine große Ausdehnung zu geben. Er marci nordwärts und belagerte Scholapur. Diese Stadt, obgleich durch ein Felt gedeckt, das gegen 10,000 Mann Kavallerie einschloß, wurde bald zur Uebe gezwungen und der Mahratten-Beischa völlig geschlagen. Mit dem Falle Scholapur konnte M.'s glänzender Feldzug als beendet angesehen werden. S war der Friede wieder hergestellt, als General M., dessen Gesundheit unter als menschenmöglichen Anstrengungen ungemein gelitten hatte, nach En zurückzukehren beschloß. Im Jahre 1819 schiffte er sich dahin mit seiner mahlin ein. Hier erwartete ihn die dankbare Anerkennung für seine v jährigen Anstrengungen im Dienste des öffentlichen Wohles. Er erhielt Wochen nach seiner Ankunft die Ernennung zum Gouverneur von Madras das Kommandeurkreuz des Bathordens. Im Dezember 1819, kaum sechs M nach seiner Rückkehr, schiffte sich M. mit seiner Gemahlin wieder nach E ein. Mit seltener Weisheit erfüllte er seine wichtige Sendung. Sein gem Wohlwollen für die Eingebornen beurfundete er vorzüglich durch die ErrE von Lehranstalten zu ihrer Bildung und durch die Fürsorge, die er in Bez= diejenigen nahm, welche im öffentlichen Dienste alt und gebrechlich gem waren. Die Zeit des Friedens benutzte er theils, die innere Ruhe auf E kunft hinaus zu befestigen, theils die Einkünfte von Madras zu vermehren.

che er kühnlich durch Erleichterung von Anstellungen zu bewerkstelligen.  
 iner Lieblingsmarimen zufolge, das „der leitende Einfluß des Gouverneurs  
 Winkel der Provinz gespürt werden müsse“ — machte er häufige und  
 Reisen in die entferntesten Distrikte. Das Ende seiner Verwaltung  
 Birmanenkrieg aus, in dessen Geschichte M.'s Name mit Auszeichnung  
 zu werden verdient. Gerade, als sich alle seine Wünsche auf die Rück-  
 ein Vaterland vereinigten, brach der Krieg mit dem Königreiche Ava aus.  
 liche Beendigung desselben erwarb dem Gouverneur von Madras den  
 ten Dank von Seite der Regierung und der Direktoren der Kompagnie,  
 das Ministerium seine Verdienste durch Verleihung des Ranges eines  
 würdigend anerkannte. Die Unpäßlichkeit seiner Gemahlin u. die lang-  
 krankheit eines Kindes, das sie ihm zu Madras geboren hatte, machte es  
 ig, beide nach England zurückkehren zu lassen. Das Schicksal wollte es  
 ß M. seine geliebte Familie wieder sehen sollte. An demselben Tage, als  
 achricht von dem definitiven Vertrage mit Ava an die Direktion absent-  
 er auch darum an, so bald als möglich seiner Stelle entbunden zu wer-  
 ß zur Ankunft seines Nachfolgers beschloß der Gouverneur noch eine Reise  
 „abgetretenen Provinzen“ zu machen. Diese unternahm er unglücklicher  
 Anjang des Sommers 1827, eben zu der Zeit, als jene indische Pest,  
 ra, in dieser Gegend wüthete. Mit zu wenig Bedacht auf sich selbst  
 sich persönlich eine richtige Ansicht von der Größe der Gefahr zu ver-  
 die jene Provinzen verwüstete. Es war am Morgen des 6. Juli, als  
 inem Audienzsalle in der Nähe von Guty, mitten unter Geschäften, eine  
 fei, die Anfangs unbedeutend schien, aber bald als ein Anfall der  
 erkannt werden mußte, welcher dem edlen Leben noch an demselben Tage  
 machte. Die Leiche des Verstorbenen wurde nach Guty gebracht und  
 Erde bestatet. Der Schmerz, der sich auf die Nachricht von dem unver-  
 hnelen Hinscheiden des Gouverneurs in den Akten und Beschlüssen der  
 g, wie unter den Eingebornen aussprach, gab das schönste Zeugniß von  
 mein anerkannten Tugenden dieses Mannes. Die „abgetretenen Provinzen“  
 e Theilnahme und Verehrung dadurch an den Tag, daß sie den Ort, wo  
 oben war, auf öffentliche Kosten mit Bäumen u. Trauerweiden umpflanzten  
 Die Regierung beschloß, ausser einem steinernen Denkmale über den Ge-  
 es Verbliebenen zu Guty auch einen Ruheplatz mit einem Brunnen für  
 unter M.'s Namen (ein in diesen Ländern gewöhnliches Monument für  
 nete Männer) erbauen zu lassen und hiezu eine Stiftung für Diener zu  
 die die Fremden mit Wasser versorgen sollten. In einer allgemeinen  
 lung der Einwohner zu Madras wurde dem Andenken M.'s eine ehrene  
 ue zu widmen beschlossen und deren Verfertigung Chantres übertragen.  
 . Oleg: The life of Major General Sir Thomas M., late Governor of  
 London 1830.

rhardt, ehemalige berühmte Benedictinerabtei, nicht an der Stadt glei-  
 tens und von dieser nur durch eine Mauer getrennt, im Oberamte Bad-  
 württembergischen Neckarkreises. Ausser der Kirche, dem Klostergebäude  
 Prälatur enthält sie auch noch einige Nebengebäude. Das Kloster hat  
 düsteres, unfreundliches Ansehen; auch das Innere trägt überall den Sten-  
 alten Geschmacklosigkeit. Freundlich aber ist die Klosterkirche, ein Werk  
 nd gefälligerer Bauart. Sie besitzt einen schönen Hochaltar mit gut ge-  
 Figuren und ein altes, freistehendes Grabmal, das folgende lateinische  
 rist enthält: Anno Domini octingentesimo decimo sexto obiit illustris-  
 manorum imperator, semper augustus, Ludovicus, filius Caroli Magni,  
 mo pius, fundator hujus Monasterii, cujus anima requiescat in pace.  
 Dergleichen diese Grabchrift den Kaiser Ludwig als den Stifter des Klosters  
 seit der Stiftung auf das Jahr 816 angibt, hat man doch viele  
 möglichkeit zu bezweifeln; denn nach der Geschichte starb Kaiser.

840 und liegt nicht hier, sondern in der Gegend von Mainz begraben. Der Erzbischof Walberich, welcher nach der Sage den Kaiser Ludwig zur Stiftung dieses Klosters bewogen hatte, soll gleichfalls in der Nähe und zwar in einer ihm geweihten Kapelle, zu der man früher stark wallfahrte, begraben liegen. Die Grafen von Löwenstein, denen auch die Stadt gehörte, waren die ersten Schutzherrn des Klosters; auf Befehl Kaiser Karl's IV. erhielten aber 1365 die Grafen von Württemberg die Schirmvogtei darüber. Mit der Stadt traten jene 1393 auch alle Rechte des Klosters an das Haus Württemberg ab. Bei der Reformation wurde es aufgehoben und ihm 1552 der erste protestantische Abt gegeben.

## R.

**Neufetter, Erasmus**, genannt Stürmer zu Schönfeld, Freund des edlen Camerarius und Domherr zu Bamberg u. Würzburg, ward am 7. Novemb. 1525 geboren zu Schönfeld (jetzt Pfarrort in Oberfranken). Seine erste Bildung erhielt er im Hause des gelehrten Daniel Stiebar, machte hierauf Reisen in fremde Länder, um die Geseze, Gewohnheiten und den Geist der Nationen näher kennen zu lernen. Nach seiner Rückkehr in's Vaterland wurde er Landrichter zu Würzburg. Seine umfassenden Kenntnisse und seine Klugheit in der Leitung von Staatsangelegenheiten erwarben ihm das ehrende Vertrauen, bei wichtigen Fällen um Rath gefragt zu werden. Waren einflussreiche Gesandtschaften nöthwendig, bediente man sich seiner Hülfe: er nahm sie gerne an u. legte allemal die rühmlichsten Beweise durchbringenden Verstandes ab. 1564 wählte ihn das Domkapitel zum Dechanten; er bekleidete einige Jahre lange diese ehrenvolle Würde, legte sie aber 1570 freiwillig nieder, nicht, um einem geschäftlosen Leben zu fröhnen, sondern um den Wissenschaften und seinen Freunden sich mehr widmen zu können. Joachim Camerarius, Konrad Dinnier, Paul Melissus gehörten zu seinen vertrauten Freunden. Am liebsten war ihm der Aufenthalt zu Kumburg: „ich lebe dort“, pflegte er zu sagen, „wie ein Königl.“. Unter Mitwirkung des berühmten Jakob Robius sammelte er hier eine ansehnliche Bibliothek und genoss bis in sein spätes Alter die ausgewählte Lektüre der geistreichsten Schriften. Er verherrlichte das Stift Kumburg mit neuen schönen Gebäuden, Mauern und Thürmen und setzte sich in dem Andenken der Bewohner als vorzüglicher Wohltäter einen unvergänglichen Nachruhm. Ihm gelang es, 1587 einen dreißigjährigen Streithandel zwischen den Stiftsherren in Kumburg und dem Bisthume Würzburg durch seine Vermittelung auszugleichen. Die Stiftsherren hatten sich bereits vor der Reformation aller klösterlichen Ordnung entledigt und suchten nun auch noch der Oberaufsicht des Fürstbischofs sich zu entziehen, um an die unmittelbaren Reichsstände sich anzuschließen. Darüber entspann sich der gegenseitige Streit, welchen Bischof Julius beim Kammergerichte zu Speier dahin entscheiden ließ, daß das Stift Kumburg nie als reichsfrei zu betrachten sei, sondern dem Fürstbischofe zu Würzburg unterworfen bleibe. Seit 1590 verfaßte R. die Stelle eines Prorektors der Universität Würzburg u. schätzte so ausnehmend die Leistungen der dortigen Lehrer, daß er in seinem Testament bestimmte, das Jesuiten-Colleg, dessen Mitglieder die vorzüglichsten Lehrämter an der Hochschule inne hatten, solle der Erbe seiner werthvollen Büchersammlung werden und zugleich eine bedeutende Summe anwies, daraus für ihre fernere Bereicherung Sorge zu tragen. 1591 wurde ihm auch noch ein Kanonikat an dem Domkapitel zu Bamberg verliehen, dessen Erträgniß er indeß fast ganz zum Besten der Armen verwendete. Aus seiner dreifachen und reichdotirten Präggen unterstützte er mit wahrhaft freigebiger Großmuth die Dürftigen und Bedrängten, deren *bittere Thränen als die rührendste Lobrede für ihn vergossen wurden, als er als Se*

capitels zu Würzburg, 70 Jahre alt, am 4. Dezember 1594 seine segens-  
 fahne beschloß. Peter Lotichius dichtete auf ihn eine treffliche Elegie.  
 in großer Rechtsgelehrter, gemüthvoller Dichter und geschmackvoller Ken-  
 nter in lateinischen und griechischen, französischen und italienischen Sprache. Cm.  
 Stift, ehemaliges ansehnliches Prämonstratenserstift in Oberbayern, dicht  
 tadt Freising in anmüthiger Gegend liegend, wo die Mosach mit der  
 vereinigt. Das Kloster verdankt seinen Ursprung dem Bischofe Otto  
 ng, der es 1141 gemeinschaftlich mit seinen Brüdern, dem Markgrafen  
 von Oesterreich und dem Erzbischofe Konrad von Salzburg gründete. Die  
 Gebäude, jetzt als Kaserne benützt, und die Kirche sind sehr statlich. —  
 ta Neozellensia, Mon. Boic. IX. mD.

eu, Franz Xaver, Freiherr von, Fürstbischof von Basel, geboren den  
 tar 1749 auf dem Schlosse Birseck zu Arlesheim, wo sein Vater fürst-  
 Baseler Landvogt war. Die ersten Studien machte er zu Bruntrut,  
 Stadt des Fürstenthumes Basel, unter der Leitung der Jesuiten. Nach  
 m Gymnasial-Unterricht bezog er die Universität Straßburg und studirte  
 ortigen Seminar Theologie. Hier zum Priester geweiht, erhielt er 1776  
 aligen Fürstbischofe von Basel, Simon Nikolaus, ein Kanonikat an dem  
 stift zu Münster. Schon im nächsten Jahre resignirte sein Oheim, Franz  
 Parrektor in der freien Reichsstadt Offenburg, da er schon sehr alt war,  
 folgte ihm im Amte nach. 1778 wurde er auch als Erzpriester in dem  
 sel Offenburg erwählt und nicht lange nachher zum bischöflichen Commis-  
 sionsrath des Rheines gelegenen Antheils des Straßburger Bisthums.  
 Domkapitular des Bisthums Basel ernannt, wurde er noch in demsel-  
 am 2. Juni durch einstimmige Wahl seiner Mitkapitularen auf den  
 st von Basel erhoben. Da aber Bruntrut, der Sitz des Fürstbischofes,  
 gesammten Lande des Hochstiftes in jenen stürmischen Zeiten von Frank-  
 reichs genommen waren, so mußte der neu erwählte Fürstbischof Franz Xa-  
 vermen der Zeit und der regellosen Gewalt der Revolution Frankreichs  
 und konnte von seinem Rechte keinen Gebrauch machen. Von den  
 es Krieges fortgetrieben, kam er als Flüchtling nach Regensburg, Ulm  
 Die väterlichen Sorgen wegen des Schicksals seines Bisthums im be-  
 Herzen stets mit sich tragend. Endlich erfolgte der Entscheid durch den  
 nationschluß vom 26. Februar 1803, wodurch, gleich vielen anderen  
 Fürstenthümern, auch das Bisthum Basel säkularisirt wurde. Die Lande  
 stiftes Basel wurden an Frankreich abgetreten, dem Fürstbischofe dagegen  
 blänglicher, anständiger Sustentationsgehalt angewiesen. In dem ihm so  
 wordenen Offenburg ließ er sich nun nieder und ward ein Muster der  
 igkeit und christlichen Erbauung. Rührenden Anblick gewährte es, den  
 f seinem Wege zum Pfarrgottesdienste, den er jedesmal zu Fuß machte,  
 hten, wie er links und rechts einer Menge armer und krüppelhafter Leute  
 ben spendete und seine Almosen an arme Studierende, an Wittwen und  
 im täglich nicht unbedeutende Kosten verursachten. Als 1810 durch die  
 ngen der hohen Mächte die fürstbischöflichen Hochstiftslande Basel wieder  
 reich getrennt, dieselben den Schweizer-Kantonen Bern und Basel zuge-  
 urden, erfolgte durch die Bulle des Papstes Pius VII. am 4. Septem-  
 die Ernennung des Franz Xaver als Oberhirte über diese Landestheile  
 mes. Von Offenburg aus suchte er jetzt die bessere Constatuirung des  
 sthums Basel in Rom sowohl, wie bei den Regierungen der betreffen-  
 dertantone zu erwirken und sein jahrelange fortgesetztes Bemühen ward  
 dem Erfolge gekrönt, indem Papst Leo XII. in einer Bulle vom 7. Mai  
 die trostvolle Gewißheit über die bessere Organisation und Erweiterung  
 lichen Sprengels Basel ihm zugesichert ward. Nun konnte der fromme  
 Frieden scheiden, denn der letzte Wunsch seines Herzens war erfüllt.  
 nate darauf, am 23. August 1828, verschied er sanft, in sein

benjahre. In seinem Testamente vermachte er 3000 fl. den Armen der Stadt Offenburg; dem neugegründeten Bisthume Basel schenkte er die Summe von 29,000 fl., nebst einem Theile seiner, in hohem Werthe stehenden, fürstbischöflicher Insignien und Kirchenornate.

Ritsche, Joseph Heinrich, Weihbischof von Bamberg, war geboren den 5. August 1703 zu Mainz, wo sein Vater Johann Georg als Mainzischer, Würzburgischer und Bambergischer Hofkammerrath lebte. Seine gelehrten Studien vollzog er auf den Schulen seiner Vaterstadt und erhielt nach öffentlicher Vertheidigung philosophischer Thesen die akademische Doctorwürde. Auf der Hochschule zu Salzburg gab er sich mit Eifer dem Studium des geistlichen und weltlichen Rechtes hin, besuchte hierauf Erfurt zu seiner fernern wissenschaftlichen Ausbildung und übte sich längere Zeit zu Wien in den mannigfachen Staatsgeschäften. Nach Mainz zurückgekehrt, wurde er Stiftsherr zum heiligen Kreuz. Seine Geschäftigkeit erwarb ihm verschiedene Ehrentämer und Würden. Er ward geheime Rath der Fürstbischöfe von Eichstädt und Bamberg und Präses des fürstbischöflichen Seminars. Nach dem Tode des Weihbischofes Franz Joseph Hahn (1740) ward R. als Bischof von Antipatriis am 23. März consecrirt und bekleidete zugleich das Amt als geistlicher Rath des Erzbischofs von Mainz, als Generalvikar und Pfarrer der St. Martinikirche in Bamberg. Am 7. August 1764 erhielt er auch noch die Pfarrei bei St. Gangolf und starb zu Bamberg am 23. März 1778. Sein Neffe, Franz Freiherr Burkart von Klee, Herr auf Battolau und Stranka, kaiserlicher Hofrath zu Wien, ließ ihm in der Kirche zu St. Gangolf 1802 ein würdiges Denkmal setzen. Aus Liebe zum Vaterlande ließ er sich im Juni 1758 als preussischer Geisel mit vielen andern Großen abführen. Durch seine Sanftmuth und Wohlthätigkeit war er ein Liebling des Hofes und eine sehr fehrliche Stiftung von 7200 fl. zum deutschen Schulфонde bezeugte thatsächlich seine Sorgfalt für die Bildungsanstalten, so daß ihm mit vollem Rechte nachgerühmt werden konnte: „facta liberali in scholas donatione post obitum clarus.“ Cm.

\* Nordpolerpeditionen. Zur Vervollständigung dieses Artikels im ersten Supplementbande tragen wir einen der „Times“ entlehnten, kurzen Abriss der verschiedenen R. nach. Der erste Versuch geschah im J. 1553 durch Willoughby's Chancellor, welche ausgesandt wurden, um sich zu vergewissern, ob es nicht ein nordöstliche Durchfahrt gebe, oder ob man China von Norden her erreichen könnte. Willoughby erreichte Novuzembla, aber er erford mit seiner ganzen Mannschafft Chancellor lief in das weiße Meer ein und eröffnete so eine Kommunikation mit Rußland. Kapitän Koof erreichte im J. 1778 das Eiskap vom stillen Meer aus. Schon im Jahre 1607 war Kapitän Hudson ausgesandt worden, um die nordwestliche Durchfahrt zu suchen; er erreichte den 81. Breitengrad, war aber durch Eis wegen zur Umkehr genöthiget. Im J. 1773 wurde dieser Versuch wiederholt von Kapitän Phipps, der sich ungefähr so weit wagte, wie Kapitän Hudson und ein ähnlicher Versuch, gleich erfolglos, geschah im J. 1818 unter Kapitän Buchan. Im J. 1827 unternahm es Kapitän Parry, den Pol in Booten mit Schlitten über das Eis zu erreichen; er kam bis ungefähr 82° 40' und mußte umkehren, weil sich das Eis südwärts in Bewegung setzte. Im J. 1818 versuchte Kapitän Ross eine nordwestliche Durchfahrt und segelte durch den Lancasterjarm 1819 erreichte Kapitän Parry den 110. Grad westlicher Länge und 1821 — 2 untersuchte er die Küste nordwärts von der Hudsonsban. Im J. 1824 erreichte er Prince Regent's Inlet. 1826 reiste Kapitän Franklin über das amerikanische Festland, um die amerikanische Nordküste bis zum westlichen Ufer des Mackenzijflusses zu erforschen, und zu gleicher Zeit wurde Kapitän Brocken ihm durch die Behringstraße entgegen geschickt. Die beiden Expeditionen näherten sich einander auf 146 englische Meilen, kehrten aber um, ohne sich wirklich begegnet zu sein. In den Jahren 1829 — 33 segelte Kapitän Ross Prince Regent's Inlet auf und überzeugte sich, daß es zwischen dem Polarmeere und dem atlantischen Meere in südlich von der Barrowsstraße keine Verbindung gibt. — Die Anstrengungen



ungen der Helten der Nordpolfahrt, Barry, Franklin und der beiden Ross, scheinen die wahre Natur dieser hohen Breitengrade hinreichend erforscht und dargelegt zu haben. Der absolute Widerstand, welchen die ungeheuren Felber des Polareises jedem raelmäßigen Handelsverkehre, ja sogar der zufälligen Passage eines einzelnen Schiffes selbst bei fast übermenschlicher Anstrengung und Entbehrung auf Seite seiner Mannschaft entgegensetzen, verbietet die Annahme, daß die Polargegenden praktisch nutzbar gemacht werden können. mD.

## D.

Dastler, Richard, ein, durch seine aufopfernden Bestrebungen für die Beförderung des Wohles der arbeitenden Classen hochverdienter Engländer, war 1789 in Leeds, wo sein Vater Kaufmann war, geboren. Da dieser seinem Wunsche, Rechtsgelehrter zu werden, Gewissenskrupel halber nicht entsprechen wollte, ging er anfänglich zu einem Mechanikus in die Lehre, mußte aber, seiner schwachen Augen wegen, diesen Beruf aufgeben und trat nun in ein kaufmännisches Geschäft: doch hatte er hier kein Glück, weshalb er 1820 die ihm angebotene Stelle als Güternverwalter bei einem reichen Grundherrschaft, Thornhill, annahm. Von einem edelsten Gefühle für Menschenrechte und Menschenwürde befeelt, mit einer dauerhaften Körperconstitution und einem regen Geiste ausgerüstet, mit der Kraft der Rede, die in die innersten Tiefen des Gemüthes zu dringen vermochte, in hohem Grade begabt, ein Meister im Styl, der sich durch Klarheit, Gedankensfülle und Originalität auszeichnete, hatte er schon früher dem edlen Wilberforce in Bezug auf die Emanzipation der Sklaven sich angeschlossen; nun aber, da er nicht nur vermöge seiner Stellung den inneren Volksschichten näher gerückt war, sondern auch von dem Bradford Fabrikherrn, John Wood, auf diese Region des Gesellschaftslebens besonders hingewiesen wurde, richtete er seine Aufmerksamkeit mehr auf das moralische und soziale Elend, in welches, in Folge des englischen Manufaktursystems, die arbeitenden Classen versunken waren. Im Jahre 1830 trat er merklich rucksichtslos und kräftig im Journale von Leeds gegen das herrschende System auf und hat seitdem an allen, auf eine Aenderung desselben abzielenden, Bemühungen den thätigsten Antheil genommen. Dadurch wurde auch Wellington auf ihn aufmerksam und ließ sich mit ihm in einen Briefwechsel in Bezug auf die Umstände der Arbeiterclassen u. die Hinwegräumung der zu Grunde liegenden Uebel ein, jedoch sind daraus keine besonderen Folgen hervorgegangen, wie überhaupt D.'s Verdienste in England selbst nicht recht gewürdigt worden sind, weshalb denn auch sein redliches Streben nicht den segensreichen Erfolg hatte, der ihm zu wünschen wäre und der nicht ausgeblieben seyn würde, wenn nicht die egoistische Opposition der Parteien ihm entgegen gewirkt hätte. Mit aller Kraft trat er dem neuen Armengesetze entgegen, da er, vertraut mit den Bedürfnissen des Volkes, in jenem keine Abhilfe für die herrschenden Mißstände fand. Mitten in den Kämpfen, die er deshalb zu bestehen hatte, wurde er 1839, jedenfalls in Folge der Verdächtigungen von Seite seiner Gegner, von seinem bisher höchstwohlwollenden Principal Thornhill seiner Stelle entlassen und wegen einer, allerdings bedeutenden, Forderung in einen Prozeß verwickelt, dessen Ausgang ihn ins Schuldengangs brachte. Dies Schicksal raubte ihm jedoch weder seine Kraft, noch seinen Muth, von dem die bedeutende Verbreitung der Wochenschrift: „The fleet passenger“, die er von da an herausgab, einen schlagenden Beweis liefert. Es sind mehrere Aufsätze von Sir James Graham, in denen D. sich als Lorrer der alten Schule, Anhänger der Verfassung und als Freund und Vertheidiger der unterdrückten Classen zeigt.

\* **Ddenheim, Johannes**, einer der einflussreichsten und merkwürdigsten Contrapunktisten des 15. Jahrhunderts, der nach der Dufay'schen Epoche Gründer und Haupt der zweiten niederländischen Schule auftrat, geboren 1420 und 1430, wahrscheinlich in der Grafschaft Hennegau und zwar, nach Angaben, in Bavay. Die Epoche D. S. beginnt um 1450. Wahrer Meister aus der frühern Schule, unter denen Dufay als einer der ältesten und berühmtesten genannt wird, die harmonische Gewandtheit erwarb, die Regeln des Contrapunktes aufsuchten und in ihren Compositionen anzuwenden strebten, wenn auch erst in noch eingeschränkter Weise, war es D. vornehmlich mit bewundernswürdigem Scharfsinn die Künste des Contrapunktes zu vermehren und zu vergrößern und die künstlichsten Combinationen und Veränderungen in harmonischen Stimmführungen aufzusuchen. So wurden Vergrößerungen (Augmentationen), Verkleinerungen (Diminationen), Nachahmungen (Imitationen) und Umkehrungen (Inversionen) häufiger und mannigfacher angewendet, standen neue Arten von Canons und es bildete sich der eigentliche Fugenstyl musikalische Räthsel erfand man und es machte großes Vergnügen, sie zu lösen und zu entziffern. Wenn nun auch in dieser Kunstperiode der Verstand schwebend und mehr einseitig bethätigt seyn mochte und die Spekulation die Thätigung des Gefühls und die Freiheit der Phantasie mehr ausschloß; wenn oft Allzugesunkeltes, Steifes u. Berechnetes in den Werken jener Zeit zu sehen ist und die Ausübung der Kunst des Contrapunktes sich öfters bis zur kühnen Spitzfindigkeit steigerte: so hat doch die Tonkunst dieser Periode, die mit dem Meister D. anhebt, den größten Dank zu zollen, indem man durch diese Geniesart, die, wie Fink sagt, auf „Scharfsinnigkeit, Vielstimmigkeit u. Fertigkeit“ beruhete, eine Entfaltung und eine Herrschaft über die Form gewannen, die Grundlage mit bilden mußte zu einem freien, reichen und geliebten Genie in der Kunst. So erscheint die Periode D. S., nach einer Seite einen Höhepunkt in der Geschichte der Musik bildend, als eine nothwendige und für das Gedeihen der Tonkunst höchst vortheilhaft wirkende. D. S. Lehrer ist nicht bekannt, überhaupt von seinen Lebensverhältnissen nur wenig Bestimmtes anzugeben. Nach Urteaga's „Geschichte der italienischen Oper“ soll er auch einige Zeit in Italien gelebt haben. In seinen letzten Lebensjahren befand er sich in der schieflichen Kathedrale St. Martin zu Tours als Thesaurarius u. starb nach dem Ende des 15. Jahrhunderts, nach einer andern Nachricht soll er im 16. noch gelebt haben. Mit Gewißheit können von seinen, jedenfalls zahlreichen Schülern folgende genannt werden, die in zwei Ränien auf seinen Namen solche aufgezeichnet sind: Agricola, Brumel, Compère, Gaspar, Josquin und Pierchon, Prioris u. Verbonnet. Von seinen Werken: Missa ad omnem vermittelst Verwechslung der Schlüssel in jedem Ton zu singen, und Missa deamus, auch 36stimmige Gesänge für 9 Chöre. Vgl. Riesewetter „Verdienste der Niederländer um die Tonkunst“, Seite 24, und Forkel: „Der Musik“, 2 Bd., Seite 528.

\* **Dehlenschläger, Adam Gottlob**, starb zu Kopenhagen im Januar 1787. Dehringen, Oberamtsstadt im Saalkreise des Königreichs Württemberg, einer schönen, fruchtbaren Gegend am Flußchen Ohrn, ist der bedeutendste sämmtlicher Besitzungen des fürstlichen Hauses Hohenlohe (s. d.) und gleichsam als deren Hauptstadt betrachtet werden. Die Stadt, welche dem Fürsten von Hohenlohe-O. ist, mehrere Behörden, ein Lyceum und 3000 gewerthätige Einwohner zählt, zerfällt in 3 Theile: die Altstadt, Neustadt und Vorstadt. Die beiden ersten sind mit einer Mauer umgeben, werden zwar durch die Ohrn getrennt, aber durch eine Brücke wieder vereinigt. Die Karlsruhvorsadt ist als die beiden anderen Theile und im Geschmack der neuen Zeit angelegt, besteht größtentheils aus einer langen, breiten Estrasse, die sich gegen Mittag mit der  $\frac{1}{2}$  Stunde langen Allee endigt. Außerhalb der Stadt führen noch mehrere Brücken über die Ohrn. Das fürstliche Schloß steht auf dem W.



Aussicht: zu den Füßen die hl. Stadt mit ihren zahllosen Kuppeln platten Dächern und hohen Mauern, hinter ihr im fernen Abende d. mittelländischen Meeres; nach Ritternacht das Gebirg Ephraim bis gen Ebal und Garzim; nach Nordosten hin die Ufer des Jordan selbst die Berge von Ruben und Gad; zwischen dem Jordan ur nackte, traurige Wüste Quarantania bis nach Jericho hin; weiter die im Sonnenstrahle funkelnden Gewässer des todt. Meeres; im Ierlem. — Der D. selbst hat in Folge seines röthlichen Bodens, se Vegetation und der ihn bedeckenden Ruinen ein ödes und düsteres Vorabende des Himmelfahrtsfestes pilgern die Christen hieher, um Andachtsübungen zuzubringen. Auf der Ostseite des D.s, zwischen Bethanien, lag das jetzt fast spurlos verschwundene Dorf Bethphage.

• Oesterreich. Von allen Staaten, welche in den Strudel l von 1848 gezogen wurden, hatte D. die schwersten Kämpfe zu bestel sie siegreicher, als Viele erwartet haben mögen, als es gar Mancher Nachdem der Reichstag von Kremsier, der einen offenbar zur Zertr Staates führenden Weg eingeschlagen hatte, aufgelöst war, wurde e oktroyirt, welche aber erst eine Reihe von Provinzialverfassungen v in Kraft zu treten. Bereits sind diese Verfassungen fast in allen ( kündiget. — „Die oktroyirte Reichsverfassung D.s, sagt Professor L ner politischen Betrachtung des Jahres 1849, hat mit ihrem an die ten Centralisationsprinzipie, was doch immer auf sehr breiter Basis beruht, viel Uebel verursacht. Und doch spricht sie nur ei aus, der seit Jahrhunderten in diesem Staatenstaate geherrscht hat, heit immer die einzelnen Bestandtheile theilweise große Selbstständigl Angelegenheiten genossen haben, immer aber die Person des Sta und die ihm zunächst gestellten höchsten Behörden die Träger der E in den höchsten Beziehungen des Staatslebens waren und über die all dieser Länder verfügten. War auch D. nur mit gewissen Lände schen Reiche, beim deutschen Bunde, faktisch legte es doch seine Gef die Wagschale, und Deutschland hat nicht gezögert, wenn in so Kroaten, Kalzen und ungarische Husaren ihr Blut in deutscher Sad Der Kaiser und sein Dienst und Alles, was mit dem Gesamtstac hing, bildete immer ein zusammenhaltendes, ein Ganzes schaffendes Ja sie haben, in den gebildeten Ständen zumal, jene eigenthümlich kennbare österreichische Nationalität geschaffen, welche keineswegs an thümer gebunden war. Allerdings aber ist das Bestehen jenes Verh ter, als das verfassungsmäßige Formuliren desselben und die Auspräg Reichstage. Im Innern der Erblande ward sehr bald Ruhe, und di mittleren Klassen im Bürger- und Bauernstande erkennen erst jetzt, tende Vortheile sie gewonnen haben, und ahnen, daß es Menschenalt werde, diese in volle Kraft zu setzen. D. ist immer langsam im Ver zuverlässig und gewissenhaft im Halten desselben gewesen, und bewel jetzt in einer Reihe großartiger u. reelle Volksbedürfnisse befriedigend Vor Allem bewies die große Unterrichtsreform, wie vollständi früheren Systeme in dem, wo dieses falsch war, gebrochen hat.“ — weniger als glänzende Lage der Finanzen verursachen D. bedeutent teiten. Aber welches andere europäische Land hat noch so viel Hülfquellen? Große Hindernisse einer schnelleren Entwicklung in wohl, als auch eines nachdrücklicheren Einwirkens auf die deutsche auch die Kriege in Italien u. Ungarn. Beide haben zwar nach ein reicher Schlachten einen für D. günstigen Ausgang genommen (sich: Ungarn), aber die Kräfte des Staates waren durch sie eine z ausschließlich in Anspruch genommen u. konnten sich nicht nach ander n aufern. So kam D. nahe dazu, von dem Verbanne mit Deutsch

Bis über die Mitte des Jahres 1848 hinaus wagte sich der Gedanke Hiesigung O.ö vom deutschen Verfassungswerke nur schüchtern hervor. Hiesigen Abgeordneten nahmen einen lebhaften Antheil an den Verhandlungen in Frankfurt, und ein österreichischer Prinz ward zum Reichsverweser Nach und nach aber fand diese Idee immer mehr Eingang. Gagern Anfang an dieser Meinung gewesen seyn, Dahlmann neigte sich frühzeitig Preußen sollte, gegen die Ehre und den Vortheil, an die Spitze des deutschen Reiches gehoben zu werden, der Auftrag zufallen, die Reichsverfassung zu bringen. Haben die Träger dieses Planes auch ernstlich bedacht, ob sie Kraft sie Deutschland durch die Ausstossung O.ö zu berauben, welche reiche Aussichten auf das Vorschreiten der deutschen Kultur in die Vorzeit dadurch für immer zu nichte zu machen im Begriffe waren? Preußen ihm von der deutschen Nationalversammlung angebotene Kaiserkrone ab, ihm mit ihr zugleich eine Verfassung aufdringen wollte, welche die reelle Rolle es hatte, gefährdete u. den neuen Kaiserthron selbst höchst prekär machte. Für seine Hegemonie in Deutschland günstig scheinenden Zeitpunkt, wo durch innere Kämpfe abgezogen war, wollte es doch nicht unbenützt lassen nahm den Plan des Bundesstaates unter preussischer Führung wieder hin in einer neuen, ad usum Delphini umgearbeiteten Ausgabe seiner Verfassung zu legen. Es entstand das Dreikönigsbündniß zwischen Preußen, Sachsen Preußen, und die übrigen deutschen Staaten wurden sämmtlich zum Beitritte Anerkennung der bei dieser Gelegenheit oktroyirten Reichsverfassung ein. Es gelang Preußen, die 28 der Frankfurter Verfassung verpflichteten Nord- und Mitteldeutschlands für seinen Entwurf zu gewinnen; in Süddeutschland dagegen fand es, mit Ausnahme des von seinen Truppen der rothen abgerungenen Badens, geringe Bereitwilligkeit. O.ö zog sich von den Verhandlungen zurück, sobald es erkannte, daß es sich um Gründung eines Bundesstaates handle, von welchem es ausgeschlossen seyn, und an dessen Spitze Preußen solle. Es warf imponirende Streitkräfte nach Böhmen, so wie an die Eifel und Vorarlbergs, und nach dem äußern Scheine dieser bewaffneten Demonstrationen stand eine Zeit lange sogar ein gänzlicher Bruch zwischen Preußen und den deutschen Großmächten zu befürchten. Das wäre denn doch wohl der Ausgang, welchen die deutsche Bewegung hätte nehmen können! Dieser Befürchteten einen solchen Zusammenstoß freilich nicht, denn es war ihnen O.ö und Preußen einen Feind haben, dem sie vereinzelt oder wohl gar nicht gewachsen sind, den sie gemeinsam bekämpfen müssen — die Während die Armeen marschirten, waren die Kabinete in den Verhandlungen sicher im besten Einverständnis. Als Preußen inne ward, daß es nicht so leicht auf seine eigenen Bedingungen bekommen werde, erfasste es den Plan eines engeren Bundesstaates, welcher hauptsächlich Länder des Nord- und mittleren Deutschlands umfassen sollte. Es schienen demnach die Bestrebungen der Revolution von 1848 mit einer Trennung zwischen Nord- und Süddeutschland, mit einem unheilvollen Dualismus enden zu wollen. In sich im Dreikönigsbündnisse selbst bald den Plänen Preußens entgegengelegte Elemente. Sachsen und Hannover merkten wohl, daß in dem engeren Bundesstaate, wo Bayern u. Württemberg fehlten, das preussische Uebergewicht zu groß sei und ihre Selbstständigkeit bedrohe, und sagten sich, ihre beim Abschluss des Bündnisses gemachten Vorbehalte benützend, von den von Preußen vorgeschrittenen Schritten zu Ausführung des Vertrages los. Es tauchten nun plötzlich in den Zeitungen mehr oder minder begründete Nachrichten über Verhandlungen zwischen Preußen und Hannover in Betreff einer Verfassung Deutschlands unter den königlichen Kabinetten in Sachsen, Hannover, Bayern und Württemberg gepflogen wurden. — In diesen Verhandlungen spielt bei den Verhandlungen eine Hauptrolle. Nach dem ursprünglichen Vorschlage sollte O.ö nur mit seinem früheren Bundesgebiete verbleiben, und will dies nicht, sondern verlangt die Aufnahme der

monarchie, mit Ausnahme des lombardisch-venetianischen Königreiches. Hannover u. Sachsen haben als Auskunftsmittel vorgeschlagen, es möge einer Verständigung zwischen Preußen und O. die Entscheidung der Frage überlassen bleiben, zu welchen Gebietstheilen Letzteres in den Bund eintreten soll. Die Gegner O. der deutschen Journalistik gestehen diesem noch heute keinen guten Willen für das Zustandekommen eines deutschen Verfassungswerkes nach den Bedürfnissen der Neuzeit zu. Es wolle, hieß es, nur den alten Bundestag wieder in's Leben rufen, gestatte aber keine Volksvertretung neben der Centralgewalt. Indes bekümmert den Verhandlungen zwischen den Königreichen zu Grunde gelegte Verfassungsentwurf ausdrücklich die Bildung einer aus zwei Kammern bestehenden Nationalversammlung zur Seite der Bundesregierung. Das Volkshaus soll durch die Ständeversammlungen der einzelnen Staaten gewählt und von O. mit 100, von Preußen mit 100, von dem übrigen Deutschland mit 100 Mitgliedern besetzt werden. Das Staatenhaus würde aus 70 Bevollmächtigten der Regierungen zusammengesetzt, welche an Instruktionen gebunden sind u. abberufen werden können. O. scheint sich zu einer solchen Nationalvertretung bequemen zu wollen. Eben wurde die in letzter Zeit aus Wien sich verbreitende Kunde über die Absicht O., mit dem übrigen Deutschland in innigen kommerziellen Verband zu treten vielfach bezweifelt und von einigen Berliner Blättern sogar als ein lächerliches Puff verhöhnt. Aber siehe da! am 30. Dezember v. J. (1849) tritt der österreichische Handelsminister von Bruck mit einer Denkschrift über die Anbahnung der österreichisch-deutschen Zoll- und Handelsvereinigung auf, und legt sie der provisorischen Bundescentralkommission in Frankfurt vor. Im Eingange dieses wichtigen Aktenstückes stellt Hr. von Bruck zuerst die Grundzüge des österreichischen Planes zur Erreichung des obenbezeichneten Zieles dar und fasst dann den ganzen Plan in folgende Sätze zusammen: 1) allseitige unmittelbare Reform des Zollwesens wie in O., so auch in den verschiedenen deutschen Handelsgebieten im Sinne eines nationalen Schutzollsystems zu dem Ziele, den Abschluß der Zollvereinigung zwischen Deutschland und O. zu erleichtern und zu ermöglichen; 2) zur Verständigung über die geeigneten dahin führenden Wege und Maßregeln, sowohl was das möglichst gleiche Zolltarifsystem gegen das allen gemeinsame Ausland als was die gleichartigen, zweckmäßigen, gleich strengen und korrekten Erhebungsnormen betrifft, tritt binnen kürzester Zeit eine allgemeine Zollkonferenz zusammen zu welcher O. und die verschiedenen deutschen Handelsgruppen ihre Bevollmächtigten und Stellvertreter mit genügender Vollmacht absenden; 3) außer diesem allgemeinen leitenden Zwecke liegen der Zollkonferenz noch ob die Erleichterung des Grenzverkehrs, bei der Ein-, Aus- und Durchfuhr, die Regelung der Fluss- und Seeschifffahrt, die Erleichterung im gegenseitigen Austausch der eigenen Erzeugnisse, eine Verständigung über die einer gemeinsamen Handels- und Schifffahrtspolitik nach außen zum Grunde zu legenden Prinzipien, eine weitere Vereinbarung in Bezug auf Post-, Eisenbahn- und Telegraphenwesen, Handelsstraßen, Dampfschiffahrtslinien u. s. w., endlich Verbreitung und Erzielung eines allgemeinen österreichisch-deutschen Zolltarifs; 4) der genannten Zollkonferenz, oder bestimmt ausgedrückt, der für mehrere Jahre ständigen österreichisch-deutschen Zollkommission wird die Befugniß eingeräumt, behufs der geeigneten Durchführung ihrer Aufgaben Spezialkommissionen zu ernennen, Erhebungen zu veranstalten, gutachtliche Berath einzuholen und Sachverständige zu vernehmen. Aus der Denkschrift ferner zu ersehen, daß die österr. Regierung an die provisorische deutsche Bundescentralkommission den bestimmten Antrag stellt: „Es möge derselben gefallen, sofort eine Zollkonferenz aus Bevollmächtigten deutscher Staaten zur Berathung der Zoll- und Handelsfrage zu veranlassen.“ Endlich spricht die österreichische Regierung die Ansicht aus, daß der Zollkongress zu Frankfurt a. M., dem Siege der provisorischen Bundescentralkommission, zu versammeln wäre. Am Schlusse dieser Denkschrift zu allen deutschen Regierungen das Vertrauen, daß sie nach Kräften mitwirken werden, diese Vorschläge der ernsten Prüfung zu unterwerfen

es seien Vorschläge, welche ein festes, unlässbares Band um alle deutschen zu schlingen, die Wohlfahrt ihrer Völker zu begründen und für ganz Deutschland einen neuen heilvollen Zustand herzustellen beabsichtigen. Die Debatte in ganz Deutschland wahre Sensation erregt, und wir können nur hoffen, daß die deutschen Regierungen, namentlich Preußen, die von D. dargelegt worden bereitwillig ergreifen und somit den ersten festen Ring zur Einigung des gesammten Vaterlandes bilden möchten.

**Oesterreicher**, Johann Friedrich, Bischof von Eichstädt, war geboren den 10. October 1771 zu Bamberg, und der Sohn des dortigen Bürgermeisters. An Studienanstalten seiner Vaterstadt erhielt er stets einen der ersten Preise und im September 1790 wurde er auch als Primus des philosophischen Cursum von Moritz Daum mit der Doctorwürde beehrt. Wegen seiner ausgezeichneten Studienthätigkeit wurde er im demselben Jahre die Stelle eines Stiftsherrn bei St. Gangolf in Bamberg erhalten. Nachdem D. 1794 zum Priester geweiht war, hörte er an der Universität Erlangen die berühmtesten juristischen Professoren, Schott, Pfister, Gönner, und befähigte sich, am 11. Juli 1797 zum geistlichen Vikariatsrath zu werden. Der damalige letzte Fürstbischof, Christoph Franz v. Buseck, ernannte ihn zu seinem Hofkaplane und beehrte ihn mit seinem innigsten Vertrauen. Infolge der eingetretener Säkularisation war ihm die Stelle des Landesdirektionsrathes angetrauen worden und er hätte im Staatsdienste eine angesehene Laufbahn verfolgen können; allein er zog vor, Ordinariatsrath und Hofkaplan der Fürstbischöfe von Bamberg und Felsenbach zu bleiben. Bei Einsetzung des neuen Domkapitels nach Auflösung des bayerischen Concordats wurde ihm, als ältestem Mitgliede des Ordens, das Amt eines Direktors des Consistorialgerichtes übertragen. Der für Bamberg neuernannte Erzbischof von Stubenberg konnte sich wegen Altersschwäche von seinem bisherigen Wohnsitze Eichstädt nicht mehr entfernen, um das Erzbisthum persönlich zu leiten. Der eine Zeit lang höchst schleppend fortgeführten schriftlichen Geschäftsgang war für längere Zeitdauer kaum mehr zu ändern; es wurde deshalb D. als Weihbischof in Vorschlag gebracht, vom päpstlichen Nuntius diese Wahl bestätigt und derselbe auch bald darauf in Eichstädt ernannt. Kaum 1 1/2 Jahre versah D. dieses Amt, so wurde durch Stubenberg's Tod am 18. October 1824 der Bischofssitz in Eichstädt erledigt und derselbe mit einer Besoldung von 1000 fl. dem Bamberger Weihbischofe vom König Max Joseph angetragen. D. dieser Würde zeigte er ausdauernde Berufstreue. Er präsidirte in Person dem Consistorial-Collegium und besuchte täglich den Chor. An Sonn- und Feiertagen leitete er das Geschäft eines Beichtvaters, theils predigte er, theils celebrirte er hochamtlich. Alljährlich durchreiste er regelmäßig, bis zu seinem Sterbejahre, den ganzen Kirchen Sprengel und hielt auf seinen Visitationen, wobei er gewöhnlich zwei Pfarren an einem Tage zu besuchen pflegte, vor und nach der Predigt Predigten oder Katechesen. Diese unermüdblichen Anstrengungen legten den Grund zu heftigen Kollikanfällen. In Ingolstadt wurde das 600jährige Jubeljahr des heiligen Mauritius gefeiert und der Stadtmagistrat ließ eine förmliche Einladung an ihn ergehen, durch seine Gegenwart das Fest zu verherrlichen. Obwohl noch ermüdet von den kurz zuvor abgehaltenen Kirchenvisitationen, er bei stürmischer Witterung dahin ab, verweilte dort unter dem Zusammenwirken vieler Tausender zehn volle Tage im eifrigsten Kirchendienste und beschloß die Reise durch eine Standrede im Bürgersaale. Kaum in Eichstädt angekommen, erkrankte er an heftiger Husten ein mit unerträglichem Kopfschmerz. Die Krankheit nahm einen raschen Verlauf; es stellte sich Lähmung ein, so daß er, die drohende Gefahr ahnend, am 26. Januar 1835 seinen letzten Willen mit ruhiger Stimme diktirte. In der Mitternacht vom 31. Januar entschlummerte er zu einem ewigen Jenseits. Außer mehreren Hirtenbriefen kam in den Druck: Kurze Anrede zur feierlichen Grundsteinlegung zur Festung Ingolstadt am 25. August 1834. (siehe Seite 2) Johann Heinrich D., war 1815 zu Bamberg geboren und wurde ein Oberappellationsrathes. Er widmete sich der Medizin und betrat

mit Vorliebe und ausgezeichnetem Erfolge das Studium der Anatomie. Kam hatte er den Doktorgrad der Arzneikunde erworben, so wurde ihm die Lehrstelle an der landärztlichen Schule zu Landshut als Professor übertragen. Allein sowohl die angestrengtesten Forschungen, als auch leidenschaftlicher Stolz auf seine Kenntnisse umnachteten die Freiheit seines sonst scharfsinnigen Geistes. Er verfiel in Wahnsinn und kam in das Irrenhaus nach Bayreuth, wo er 1843 in einem dauernswürdigen Zustande sein Leben endete. Seine Schriften sind: Darstellung der Lehre vom Kreislaufe des Blutes, Nürnberg 1820; Darstellung der Bewegungen für den Kreislauf des Blutes, München 1825; De gubernaculo sic dicto Huteriano, München 1828; Tabulae anatom., sect. I., Eichstädt 1827, Fol.; Von der Veränderung der Hoden, Leipzig 1830. Von den 174 schönen und ausgezeichneten Steinbruden seiner anatomischen Tafeln veranstaltete Professor Er in München eine verbesserte Auflage in 18 Lieferungen u. 179 Tafeln, 1843—4 — 3) D., Paul, Archivar in Bamberg und königlicher Rath, war zu Forchheim geboren 1766, studirte die Rechte an der Bamberger Universität und war während der Kriegszeit 1796 — 1801 Advokat. Seine Verehelichung mit der ältesten Tochter des geheimen Referendarius Pflaum bahnte ihm den Weg zum fürstbischöflichen Hofrath. Ein paar Jahre lange übernahm er die Redaktion der Bamberg Zeitung, legte indes das Zeitungsgeschäft nieder, als im Jahre 1803 seine Ernennung zum Archivar erfolgte. Während seiner 36jährigen Amtswirksamkeit gab er eine zahlreiche Anzahl von Abhandlungen heraus, welche theils einzeln, theils in den geöffneten Archiven, in der Zeitschrift für Bayern und später in dem Bayerischen und Würzburger Archive der historischen Vereine im Druck erschienen sind. Zwar waren fast alle seine Schriften mit ungedruckten Urkunden bereichert, alle die weitausgeholtten Einleitungen, der schleppende, polemische Ton u. der rebhellen und umständliche Stil machen die Lektüre seiner Schriften so ermüdend, daß seine Leistungen weniger Anklang bei dem geschichtlichen Publikum fanden, als seine historischen Forschungen in der fränkischen Spezialgeschichte gar wohl verdient. Er starb am 3. Februar 1839. — Von seinen vielen Schriften verdienen Erwähnung: Archiv des rheinischen Bundes, 21 Hefte, Bamberg 1806—7; Kriegsrathes Archiv, 12 Hefte, 1806—7; Denkwürdigkeiten der Staaten Deutschlands, 6 Hefte, 1807—8; Beiträge zur Geschichte Bamberg's, 1820—24, 6 Hefte; Beschreibung der Gränzen des Rhenzgaues, mit einer Karte, 1832; Der Reichsfreiherr Gottfried von Schlüsselberg, 1821; Die Burgen Streitberg und Reideck, 2 Hefte, 1819 u. s. w. Cm.

\* Ofen. Die Kettenbrücke zwischen D. und Pesth gedieh im Jahre 1848 zur Vollendung, die Eröffnung wurde jedoch durch die störenden Ereignisse, welche die ungarische Revolution mit sich brachte, bis zum 21. November verzögert. Der Zolleinnahme von diesem Tage an bis zum 31. Dezember 1849 betrug 24,058 fl. ungerechnet den Zoll für die Militär-Passanten und Fuhrwerke, welcher sich im Durchschnitt über 100 fl. täglich beläuft und in Betreff dessen ein Pauschal-Betrag kommen noch in Verhandlung steht. Die Gesamtaufkosten dieses Riesenswerkes berechnen sich auf sechs Millionen Gulden. mD.

Dlaf (Dlaf). 1) Könige von Norwegen. 1) D. I. Tryggweif (996—1000) Urenkel Harold Haarfagr's, der sich zuerst zum Oberkönig von Norwegen gemacht hatte. D. ward von Astrid, welche sich nach der Ermordung ihres Gemahls Tryggweif den Verfolgungen der Mörder zu entziehen suchte, auf ihrer Flucht geboren u. von ihrer Mutter zuerst nach Schweden gebracht. Die norwegischen Herrscher verlangten ihre und des Sohnes Auslieferung. Astrid eilte an den Hof des Großfürsten von Kiew, fiel aber unterwegs in die Hände eines estländischen Seeräubers, der sie an einen Norweger, D. aber an einen Estländer verkaufte. Von diesem bis zum neunten Jahre erzogen, ward D. endlich von seinem Oheim Sigurd, der sich am russischen Hofe aufhielt, aufgefunden und losgekauft, blieb aber noch neun Jahre im Dienste des Großfürsten und genoß in dieser Zeit einen trefflichen Unterricht. Als er endlich dem Reide der Höflinge weichen mußte



er 974 ein abenteuerndes Seeleben, ging nach Pommern, Griechenland, arkt. England und ward, als er 996 nach Norwegen kam, wo Hafon Jarl von usurpirt hatte, als Abkömmling des alten Königsengeschlechtes zum Könige kr. Früher ein Gegner des Christenthums, begünstigte er jetzt dasselbe. Er besaß Norwegen und verpflanzte die christliche Lehre selbst nach Island, und auf die Färöerinseln. Auf einem Zuge, den er im J. 1000 gegen den Fürsten Burislaw, den frühern Gatten seiner Gemahlin Thyra, machte, um die Herausgabe der auf Rügen gelegenen Güter der letztern zu erwirken, wurde er von der schwedischen und dänischen Flotte angegriffen und getödtet. Anderen rettete er sich durch Schwimmen nach Rügen, pilgerte nach Jerusalem und starb 1047 als Abt eines syrischen Klosters. — 2) D. II., (1019—33), mit dem Beinamen der Dicke, später der Heilige, Unterkönig Harald Grånke und später Verwandter des Vorigen, wurde im Hause des Unterkönigs Sigurd Eyr von Ringarike, der 998 nach ihres ersten Gatten Tode geheirathet hatte, erzogen. 15 Jahre trieb er Seeräuberet und suchte die Küsten der Nord- und Ostfrankreichs und Spanien heim. Norwegen war nach D. I. Unfall der Dänen und Schweden geworden, die es mit den Söhnen Hafon Erich und Sueno, theilten und zugleich ihre Antheile von diesen verwalten ließen. Durch Erich's Tod und des dänischen Königs Kanut des Großen Krieg gegen England begünstigt, verschaffte sich D. Anhang in Norwegen, vertrieb Sueno und ward von einer Reichsversammlung 1019 zum Oberkönige erklärt. Kanut, in dessen seine Ansprüche auf Norwegen nicht aufgegeben und forderte daher auf, ihm wegen des dänischen Antheils den Vasalleneid zu leisten. D. weigerte sich und verband sich mit seinem Schwager, dem Schwedenkönige. Ein Zug, den Beide 1028 gegen Seeland unternahmen, reizte Kanut's ganzen Zorn; sein Erscheinen mit der dänisch-englischen Flotte brachte mehre Provinzen Norwegens um Abfälle und D., überall verlassen, zog sich einsam nach Russland zurück, um von da nach Jerusalem zu gehen und dort sein Leben als Mönch zu beschließen. Von Neuem ermutigt, kehrte er indeß nochmals nach Norwegen zurück, aber nur Wenige schlossen sich ihm an, da er keinen heidnischen Streiter unter den Seinigen haben wollte. Bei Stiklarstad, nicht weit von Drontheim, entbrannte der Kampf, er, trotz aller Tapferkeit D. und seines Heeres, mit dem Siege der Feinde endete. D. selbst, von einem beleidigten Schiffszimmermann mit einem Beile am Knie erwundet, starb bald darauf (1030). Sein Eifer für die Wiedereinführung des Christenthums, sowie der Umstand, daß sich sein, vom Besizer Stiklarstad's beerbteter, Leichnam unversehrt fand, als später die Norweger den Todten in der Kapelle zu Drontheim beizusetzen beschlossen hatten, verschafften ihm den Beinamen des Heiligen; 1164 ward er sogar zum Schutzheiligen von Norwegen erklärt. — 3) D. III., Kyrrre oder der Friedfertige, Sohn Harald Hardraade's, Stiefvaters des Vorigen, regierte nach seines Vaters Tode von 1066 zuerst mit seinem Bruder Magnus gemeinschaftlich, nach dessen Tode von 1068—93 allein. Befestigung des Christenthums auf friedlichem Wege, Einführung milderer Sitten, Beförderung des Handels und Begründung eines freien Bürgerstandes durch allmähliges Aufheben der Leibeigenschaft machten seine Regierung zum Segen für das ganze Land. — 4) D. IV., regierte nach seines Vaters Magnus III. Tode 1103, in Gemeinschaft mit seinen Brüdern Sigurd und Gystein, die dem minderjährigen D. den dritten Theil des Reiches überließen und denselben für ihn verwalteten, starb er schon 1116, noch vor Erreichung des männlichen Alters. — 5) D. V., (1130—87), Sohn Hafon's VIII. und Margarethens von Dänemark, geboren um 1100, folgte 1375 seinem Großvater Waldemar III., mit dem der Mannstamm des dänischen Königsengeschlechtes erlosch, als D. IV. in Dänemark unter Vormundschaft seiner Mutter und ebenso in Norwegen 1380 seinem Vater als D. V., jedoch mit Ansprüchen auf den schwedischen Thron, den sein Vater bereits eine Zeit lange besessen hatte. Auch er gab einige für den Handel wichtige Gesetze.

Er starb 1387. Margaretha verheimlichte eine Zeit lange seinen Tod selbst die Regierung zu sichern. Man hielt wirklich die laut werdende A. D. s. Tode für erdichtet und es trat 1402 ein falscher D. auf, der in ihm eine Warze auf dem Rücken fehlte, die D. gehabt hatte, als Betrüger und lebendig verbrannt wurde. Bald erschien noch ein zweiter Pseudoscher, dem Feuertode entronnen, im Auslande Mitleid und Glauben suchte als König in Perugia starb. — II. Könige von Dänemark. 1) D. 440—450 regiert, sich durch wohlwollende Gesinnungen gegen seine V. ganz besonders ausgezeichnet und daher den Beinamen des Gütigen haben. Obwohl in seiner Jugend in Trägheit versunken, setzte er einer Gesandtschaft, welche von seinem Vater, dem vor Alter fast erblindeten, Thron und Reich für ihren Herrn forderte, unerwartet hohen Gegen und erschlug zwei herausgeforderte Ritter jener Gesandtschaft mit dem Schwerte Skrep. Auf Wermund's Frage, weshalb er bis jetzt solches Zeichen von Muth und Tapferkeit gegeben? antwortete D., er h. unnütz gehalten, so lange sein Vater kräftig genug gewesen sei, sich um die des Reichs zu kümmern. — 2) D. II., der Untere, ebenfalls der angehörig, gelangte 515 n. Chr. mit seinem Bruder Frode IV. zur unternahm Kriegszüge nach Deutschland, drang sieben Tagereisen jenseit vor, zog nach Schweden und bemächtigte sich des Reiches von Upsala Härte veranlaßte seine Ermordung. — 3) D. III., Hunger, dritter S. Estridson's, gelangte nach seines Bruders, Kanut des Heiligen, Ermordung zur Regierung. Die siebenjährige Hungersnoth, die während derselben wurde als Strafe Gottes für Kanut's Ermordung angesehen. Er starb III. Könige von Schweden. D. I., regierte wahrscheinlich um 851 ein um die Ausbreitung des Christenthums in Schweden hochverdienter Unter seiner Regierung kam der heil. Ansgarius 853, mit Empfehlung des jütländischen Königs Eric versehen, zum zweiten Male nach Schweden ungeachtet des Widerstandes der heidnischen Priesterchaft, durch D. s. B. vom Volke den Beschluß, daß den christlichen Geistlichen zu predigen Schweden die christliche Religion anzunehmen freistehen sollte. Ein Krieg gegen die Kurländer, die sich der schwedischen Herrschaft entzogen hatte mit der neuen freiwilligen Unterwerfung derselben und hatte auch auf Verbreitung des Christenthums in Schweden wesentlichen Einfluß. — eine ungenügende Persönlichkeit, von Einigen für gleichbedeutend mit Wermund II., von Anderen für dessen Neffen gehalten, starb um 967. — Skotkonung (Schoßkönig), 993—1026, wurde bereits bei seines Vaters des Siegreichen Lebzeiten als Kind zum Könige erklärt und empfing die Krone im Schoße seiner Mutter Sigrith. Die Vermählung derselben mit dem Dänenkönige Sueno, nachdem D. I. von Norwegen ihre Hand verschmäht, dadurch zur Rache gereizt hatte, veranlaßte ein Bündniß zwischen Schweden und den oben (s. D. I.) erwähnten, vereinigten Angriff der dänischen Flotte auf D. I., dessen Ausgang die Theilung Norwegens zwischen Dänen und Schweden zur Folge hatte. D. III. gab seinen Antheil an dem Reich an Sueno, dem Sohne Hakon Jarl's, zum Lehn; er selbst nahm das Reich an. In den Kämpfen, die D. der Dicke von Norwegen zur Wiederherstellung des Reichs (s. D. II.) erregte, begünstigte D. III. Sueno, sah sich aber nöthigt, da die Reichsversammlung zu Upsala 1023 zu einem Kriege wegen wenig geneigt schien, D. dem Dicken Frieden zu bieten und die Tochter zu versprechen. Als er mit der Vermählung zögerte, übten die Großen des Reichs dem norwegischen Könige die schwedische Prinzessin Inge und Wissen des Vaters. D. s. Zorn darüber hatte eine Empörung hervorgerufen und er rettete Thron und Leben nur dadurch, daß er seinen zwölfjährigen Sohn Jakob zum Mitregenten annahm und mit Norwegen in freundschaftlichen Verhältnissen trat. Die förmliche Versöhnung mit D. dem Dicken erfolgte

zunehmend auf der Gränze. D. Skottkonung starb 1026. Er war der  
 che Beherrscher Schwedens, so wie der Erste, der sich König von  
 t nannte, während die früheren Oberkönige den Titel Könige von  
 :führt hatten.

**D**livier, Ferdinand von, Professor an der k. Akademie der Künste in  
 war der dritte Sohn des, als pädagogischer Schriftsteller bekannten,  
 am Dessauer Philanthropium D. und erblickte am 1. April 1785 das  
 Belt. Anfangs dem gelehrten Berufe sich widmend, war er schon Bil-  
 niversität zu beziehen: da entschied plötzlich seine unwiderstehliche Reli-  
 gionsanschauung für die künstlerische Laufbahn. Die heitere Garten-  
 S ganzen Dessauer Ländchens weckte und nährte in dem Künstlerblicke  
 nglichen Knaben das schlummernde Gefühl für malerische Anordnung  
 cher Massen. Auf dem Schlosse des Fürsten befand sich eine kleine  
 e Sammlung altdeutscher Gemälde und deren Studium eignete ihm  
 zeitig ein Maß ein Styl eines eigenthümlichen malerischen Auffassens  
 rtschaffens der Natur an. Zugleich war die Stadt Dessau Sitz der bekann-  
 raphischen Gesellschaft und unter ihren Mitgliedern fanden sich Männer,  
 Triebe des Kunstjägers verständig zu leiten, technisch zu begründen  
 Lehre und Beispiel zur allmäligen Selbstständigkeit fortzuführen verstan-  
 nentlich übte auf ihn den größten Einfluß der rühmlich bekannte Kupfer-  
 lbe. 1805 begab sich der 20jährige Kunstjünger nach Dresden, wo be-  
 is Studium der west- und niederdeutschen Landschaftsmalereien, nament-  
 on Glaube und Ruissbael, seinem Auge in der Erkenntniß jener mysti-  
 lütche der Landschaftsmalerei, des feinen Spiels der Licht- und Luftwirk-  
 ne neue, zur nachahmenden Thätigkeit auffordernde, Weite öffnete. Im  
 seiner Regierung unternahm er eine Künstlerreise nach Paris und lebte  
 1 vorzugsweise im Kreise des Pilat'schen Hauses. Die dortige Verbindung  
 sehenen Fremden vermochte ihn, 1811 nach Wien sich zu begeben, wo  
 er dauernden künstlerischen Niederlassung die Mittel fand. Von 1811 —  
 te er hier als unbedeutender Künstler, seine früheren vielseitigen Anreg-  
 Studien und Eindrücke in ungehörter Ruhe schöpferisch verarbeitend und  
 r doppelten Einfluß einer großen Natur einerseits und einer bedeutenden  
 it andererseits nicht minder seine allgemeine menschliche Bildung, wie seine  
 he Geschicklichkeit von Tag zu Tag der Vollenbung näher bringend. So-  
 Landschaftsmaler Koch und Friederich, als Friedrich Schlegel, der Be-  
 er romantischen Kunsttheorie, pflegten mit ihm den lebhaftesten und stets  
 n Umgang. Die steiermärkische Alpennatur begeisterte seinen Kunstsin-  
 ken historischen Ansichten. Mehre, nach Salzburger Gegenden componirte,  
 de aus jener Zeit befinden sich in Dessau, 13 vortreffliche größere Zeich-  
 waren in seinem künstlerischen Nachlasse und 7 kleinere, mit einem allegori-  
 l- und Schlußplatte, wurden von ihm 1820 unter dem Titel „Die sieben  
 ge von Salzburg“ lithographirt herausgegeben. 1830 verließ D. Wien  
 b sich nach München, wohin ihn, ausser dem künstlerischen Beltrufe  
 3, die Liebe zu Professor von Schnorr zog, welcher mit seiner Stieftochter  
 iehlt hatte. 1833 erhielt er an Dr. Schorn's Stelle die Professur der  
 Dichte an der Akademie der bildenden Künste und ward deren Sekretär. —  
 seines Münchener Aufenthaltes modifizierte er bedeutend seinen bisherigen  
 ) Dieser neue Styl verhielt sich gleichsam zu seinem frühern, wie die freie  
 ung zum mühsamen Studium, oder, wenn wir die Malerei mit der Poesie  
 ra dürfen, wie die Lyrik der unmittelbaren innern Anschauung und Em-  
 l zu der, diese Anschauung äußerlich verschmelzenden, beschreibenden Dicht-  
 l. D. starb am 11. Febr. 1841. Die außerordentliche Vielseitigkeit u. der  
 der D.'schen Erfindungen beurtundete sich noch thätlich in den vielen  
 schnungen seiner hinterlassenen Künstlermappen, welche er meistens Abends,  
 in Abchlusse seines Tagwerkes, wie spielend auf das Papier zu r

pfl egte. Das Durchblättern dieses, viele Nummern enthaltenden, Schazes me  
 oder minder ausgeführter Skizzen zeigt eine reichhaltige Fülle theils abgetrockneter  
 theils den deutlichen Kern weiterer Entwicklung in sich tragender Motive; da  
 sind es Nachklänge aus den früheren Naturumgebungen des Künstlers, Durchbli  
 fener reizenden Dessauer Gartenpartien, oder der romantischen Steiermarker Alpe  
 oder landschaftliche Melodien zu einer antiken und romantischen Fabel, z. B. zu  
 Hylas oder zum Erlkönig, oder ganz freie und abgerundete Gedanken. Cm. -  
 2) Heinrich von, ein tüchtiger Historienmaler, Bruder des Vorigen, geboren  
 Dessau 1783, studirte und arbeitete mit Ferdinand zu Dresden und Paris in  
 lebte seit 1810, mit wenigen Unterbrechungen, in seiner Vaterstadt, wo auch  
 meisten seiner, durch Anmuth der Composition und Zartheit der Behandlung au  
 gezeichneten, Werke sich theils in Kirchen, theils in Privatsammlungen befinden. -  
 3) Waldemar Friedrich von, Bruder des Vorigen, guter Historien-, Lan  
 schaft- und Porträtmaler, auch Lithograph, geboren zu Dessau 1791. Er w  
 ert Hülfslehrer bei seinem Vater, studirte seit 1811 die Kunst zu Wien un  
 seinem Bruder Ferdinand, nahm 1813 und 1814 als Offizier im Lützow'sche  
 Freicorps am Befreiungskriege Theil, lehrte 1814, geschmückt mit dem eisernen  
 Kreuze, dem Annen- und St. Georgorden, nach Wien zurück, vollendete seit 181  
 seine Studien unter Dverbeck und Cornelius zu Rom, arbeitete seit 1824 w  
 zu Wien, meist Porträts und ging 1829 nach München, wo er unter andern  
 dem Professor Schnorr beim Malen der Nibelungensage und des Saales der  
 merischen Hymnen im Königsbaue behülflich war. Seit dem Tode seines Brude  
 liefert O. meist Landschaften. Außerdem sind von ihm besonders bekannt: Chr  
 stus mit dem Zinsgrofchen, gearbeitet zu Rom im Auftrage des Herrn von Au  
 bach, jetzt in der Domkirche zu Raumburg a. d. S.; — das Bild eines Hau  
 Altares mit Flügelthüren und 5, auf die Geburt Christi sich beziehenden, Da  
 stellungen in J. van Eyck's Manier; — „Volksbilderbibel in 50 Darstellunge  
 aus dem N. Test. von Fr. v. O., mit Text von G. H. von Schubert“, Goll  
 1836 ff., gr. 8. (die Stiche lieferten Thäter, Metz u. A.); — mehre lithograph  
 Blätter, z. B. die Geburt Christi; der gute Hirte ic.

\* **Olmütz.** Kaiser Ferdinand I. bewohnte mit seiner Gemahlin, als er fu  
 während der Wiener October-Revolution 1848 in O. aufhielt, nicht das eh  
 malige Jesuitencollegium (wie es irrthümlich in Hest 132 der N. E. angegeb  
 ist), sondern die erzbischöfliche Residenz und das gesammte kaiserliche Gefolge wur  
 — mit wenigen Ausnahmen — in den Wohnungen der Kapitularen untergebracht  
 Der Fürsterzbischof selbst hatte seinen Palast zu diesem Zwecke verlassen und so  
 mit wenigen Zimmern in einer Domherrenwohnung begnügt.

**Drsfint**, ein berühmtes, an ausgezeichneten Männern reiches, italienisch  
 Geschlecht, das, genealogischen Traditionen folgend, seinen Stammbaum auf ein  
 römisches Ritter Biplo Ursinus zurückführt und dem, neben anderen Celebritäten  
 4 Päpste, 34 Cardinäle, 62 römische Senatoren, 4 Präfecten der Stadt Rom  
 6 Bannerträger der Kirche, mehre Großmeister des Rhodiser-Templer und Deu  
 schen Ordens, Fürsten von Tarent, Herzöge, Markgrafen, Grafen, Kurfürste  
 Erzbischöfe ic. angehörten, das durch Heirath mit den Großherzogen von Toskan  
 mit den Königen von Spanien, Frankreich und England verwandt ward und di  
 Patriarchen des gesammten Königthums im Abendlande, Benedikt von Nursi  
 den seinigen nennt. Die älteste Geschichte des Hauses ist ziemlich unsicher. A  
 historischer Gewißheit läßt sich über den Ursprung und die frühesten Schicksa  
 desselben nur dies erweisen, daß die ersten Wohnsitze des Geschlechtes in Umbria  
 zu suchen sind und daß dasselbe von da nach Latium wanderte. Die fortlaufend  
 Stammreihe beginnt mit Ursus O., welcher 1190—1200 zu Rom Senator wa  
 Die berühmtesten Glieder der einzelnen Familienzweige sind folgende: 1) Ma  
 thäus Rossi, mit dem Beinamen der Große, Alnherr des Hauptstammes d  
 O., war der Erste, der gegen Kaiser Friedrich I. die Waffen ergriff und dessen g  
 waltfamen Angriff auf Rom abtrieb. Dafür verlieh ihm Gregor IX. den Titel

ater des Vaterlandes<sup>4</sup>, und schenkte ihm ein mit Edelsteinen gezieres Stirn-  
 ad, welches der im D.ſchen Wappen befindlichen Blinde die Entſtehung gegeben  
 den ſoll. 2) Johann Konrad, venetianischer General, diente 1477 in dem  
 ere, das die Ufer des Iſongo gegen den Weſſier von Bosnien vertheidigen  
 te, aber der Ueberzahl unterlag und gänzlich vernichtet worden wäre, wenn D.  
 ht nach dem Falle des oberſten Feldherrn, des Grafen Novello von Verona,  
 t Oberbefehl übernommen u. die Trümmer jenseits des Tagliamento in Sicher-  
 t gebracht hätte. Auch in dem Kriege gegen die Ligue von Cambray diente  
 hann Konrad ruhmvoll den Venetianern; später schloß er sich dem Heere an,  
 t welchem im Jahre 1528 Lautrec die Eroberung des Königreichs Neapel unter-  
 hm und zeichnete sich auch, als bereits der Glanz der franzöſiſchen Waffen er-  
 ichte, durch mehre kühne Kriegsthaten aus. 3) Gentilis ward 1286 Senator  
 n Rom, 1300 Präſekt von Arieto und hatte in erſterer Eigenschaft viel mit  
 t Colonna's zu kämpfen; ſeinen Bemühungen war es gelungen, die Ghibellin-  
 n faſt im ganzen Kirchenſtaate zu unterdrücken, als deren Hoffnungen von Neuem  
 ch Kaiſer Heinrich's VII. Römerzug geweckt wurden. Durch einen neapolita-  
 ſchen Heerhaufen unterſtüzt, vertheidigte D. die Engelsburg und den Vatikan  
 zen die Kaiſerlichen, die endlich nach 2 Monaten wieder abzogen. Dafür ward  
 Groß-Juſtitiarius von Neapel und erhielt 1314 den Auftrag, als des Königs  
 eralviſarius die Republik Florenz zu regieren. In der Würde des Groß-Ju-  
 tiarius folgte ihm auch ſein Sohn Ratmund, welcher die Graſſchaft Nola in  
 r Terra di Lavoro erheirathete und mit jener Würde auf ſeine Nachkommen ver-  
 bte. 4) Raimund, Stifter der Linde Larent, diente geraume Zeit als Condottiere  
 : Syrien, trat nach ſeiner Rückkehr in die Dienſte des Königs Karl III., dem er  
 e Feſtung Barletto, ſowie die ganze Provinz Bari gegen Ludwig von Anjou  
 ertheidigte. Als er aber später in Ungnade fiel, nahm er für den Herzog von  
 Anjou Partei. Nach deſſen Tode ſammelte D. die Trümmer des franzöſiſchen  
 heeres, entſetzte Papſt Urban VI., den der König von Neapel in Nocera einge-  
 ſloſſen hatte u. erhielt dafür die Stadt Benevent. Nach Karls III. Tode ſöhnte  
 ſich mit deſſen Wittwe und ihrem Sohne Ladislaus aus, ward Gonſaloniere  
 r Kirche und Hüter der vormundſchaftlichen Regierung in Neapel. Eine neue  
 leidigung veranlaßte ihn wiederum zum Uebertritte zur Anjou'schen Partei und,  
 n ihn bei dieſer zu feſſeln, gab ihm Ludwig II. von Anjou 1398 das Fürſten-  
 um Larent, in deſſen Beſitz ihn auch König Ladislaus beſtätigte, als nach An-  
 u's Abzuge ſich D. dem Könige unterwarf. Er ſtarb 1405. 5) Johann  
 nton, Fürſt von Larent, des Vorigen Sohn, gelangte 1419 in den Beſitz ſeiner  
 chſchaft und erweiterte dieſelbe hauptſächlich durch Kauf ſo beträchtlich, daß er  
 r Königin Johanna II. von Neapel gefährlich zu werden ſchien. Sie ſchickte  
 ren Adoptivſohn, Ludwig III. von Anjou, mit einem Heere gegen den Fürſten,  
 r nach zweijährigem Kampfe faſt alle ſeine Beſten verlor; als aber Ludwig III.  
 134 und 1435 die Königin ſtarb, nahm er ſeine Beſitzungen wieder ein u. unter-  
 ägte nun wirklich des Königs Alphons von Arragonien Ansprüche auf Neapel.  
 war änderte er 1437 die Farbe, allein bereits im folgenden Jahre trat er wieder  
 af Alphons's Seite und ward von dieſem, nach Neapels vollſtändiger Eroberung,  
 m Groß-Connetable ernannt. Nach Alphons's Tode ſollte deſſen natürlicher Sohn  
 erdinand in Neapel folgen, der Fürſt von Larent aber verweigerte ihm die  
 idigung und bot 1459, durch Verbindungen ſicher geſtellt, die Krone erſt Jo-  
 n II. von Arragonien, dann dem Herzoge Johann von Calabrien an. Letzterer  
 tede auch Neapel vollſtändig für ſich erobert haben, wenn nicht des Fürſten von  
 ant zweideutige Politik den König Ferdinand wieder zu Kräften hätte kommen  
 ſen und den Sieg deſſelben bei Orſaria über den Herzog von Calabrien 1462  
 glich gemacht hätte. Noch in demſelben Jahre ward zu Biſceglia der Friede  
 ſloſſen, in Folge deſſen Johann Anton in ſeinen Würden u. Beſitzungen blieb.  
 m Jahre 1463 jedoch ſtarb der Fürſt, wie man ſagt, auf Ferdinand's Veran-  
 ſtung ermordet; die ganze reiche Erbschaft zog, da Johann Anton keine legitime

Erben hinterließ, der König als Gemahl seiner Rechte sofort ein. 6) Nikolaus, Graf von Pitigliano, berühmt in der Kriegsgeschichte des 15. u. 16. Jahrhunderts, 1442 geboren, diente zuerst dem Hause Anjou in den Kriegen um Neapel; nach dem oben erwähnten Frieden von Bisceglia trat er in Ferdinands Dienste, verließ dieselben jedoch bald wieder, um die Heere der Republik Siena zu führen. Später war er General in der Armee des Papstes Sixtus IV. und nahm einen rühmlichen Antheil an dem Siege bei Campo Morto über die Neapolitaner, 1482; in den folgenden Jahren stand er wieder als General in den Diensten der Florentiner u. eroberte für sie Pietrasanta 1484, Sarzanello und Sarzana 1487. Im J. 1494 gewann ihn Alphons II. von Neapel, der von den Franzosen unter Karl VIII. bedrängt war, für seinen Dienst gegen Belohnung mit der Grafschaft Nola; allein der Feldzug lief unglücklich ab und Nikolaus selbst gerieth in Gefangenschaft. Als die Franzosen Neapel räumten, sollte der Graf mitweggeführt werden; allein er entkam zur venetianischen Armee, an deren Spitze er 1495 den französischen Angriff auf Genua vereitelte. Im Jahre 1499 sammelte er in der Romagna eine Armee, um den, in den Gebirgen von Toskana von den Florentinern eingeschlossenen, Herzog von Urbino zu entsetzen und eroberte mit dem, gegen den Herzog von Mailand ausgesendeten, Heere in demselben Jahre Caravaggio und Cremona. Um an dem Kampfe seines Hauses gegen Cäsar Borgia Theil zu nehmen, verließ er den venetianischen Dienst, trat jedoch, nachdem er nach Cäsar's Fall eine Zeit lange unbeschäftigt gewesen war, wieder in den Sold der Republik (1507). Beim Ausbruche des Krieges mit der Ligue von Cambray wurde Nikolaus, der für den vorzüglichsten der italienischen Generale galt, als Generalkapitän an die Spitze der venetianischen Heere gestellt, um den ungefümen Muth des, ihm als Governatore beigegebenen, Bartholomäus von Alviano zu zügeln. Die Disharmonie dieser entgegengesetzten Charaktere war die Ursache, daß Ludwig XII. 1509 den Sieg bei Agnabello erfocht und Alviano vernichtete, während D. sich in guter Ordnung mit seiner Hälfte des Heeres zurückzog, Padua eroberte und es gegen die, von allen Seiten anrückende, kaiserliche Armee so meisterhaft vertheidigte, daß Kaiser Maximilian am 3. Oktober 1509 die Belagerung wieder aufgab. D. starb 1510 zu Lunigo im Vicentinischen. 7) Napoleon, früher Domherr zu Paris, ward unter Papp Nikolaus IV. 1228 Cardinaldiakon und vertrat im Conclave die Ghibellinenpartei gegen seinen Vetter, den Cardinal Matthäus. Papp Clemens V. sendete ihn 1306 nach Toskana, um zwischen Pistoja und Florenz Frieden zu stiften; seine Sendung mißfiel aber den Florentinern. Sie erregten daher in dem, von ihm und den Ghibellinen beherrschten, Bologna Unzufriedenheit u. in Folge dessen mußten die Ghibellinen fliehen; der Cardinal selbst entkam nur mit Mühe, nachdem er vorher noch die Stadt excommunicirte u. der Universität beraubt hatte. Er wandte sich nach Arezzo, um von da aus mit einem Heere an den Florentinern Rache zu nehmen. Allein er verstand ein solches nicht zu gebrauchen, verlor dadurch sein Ansehen und verließ deshalb Toskana, um fortan nur seinem Amte und den Wissenschaften zu leben. Er starb, über 90 Jahre alt, 1342 zu Avignon, nachdem er sieben Pappwahlen beigewohnt und 3 Päpsten selbst die dreifache Krone aufgesetzt hatte. 8) Johann Cajetan, ward 1316 unter Johann XXII. Cardinal und von diesem als Pacificatore generale nach Toskana gesandt; seine Friedensmission hatte guten Erfolg, bis 1328 Ludwig der Bayer heranzog und ihn nicht bloß Toskana, sondern auch Rom zu räumen nöthigte. Als der Kaiser wieder abgezogen war, drang Cajetans Nefte, Berthold, in Rom wieder ein; auch der Cardinal selbst, jetzt mit Legatengewalt bekleidet, kehrte zurück u. es gelang, einen 3jährigen Friedenszustand herbeizuführen. Neue Streitigkeiten mit den Colonna's unterbrachen diesen wieder. Berthold, damals das Haupt der in Rom befindlichen D., fiel durch Meuchelmord und das Signal zu einer allgemeinen Bewegung war gegeben. Als nun der Cardinal-Legat 1339 zu Avignon starb, verloren die D. das Uebergewicht, das sie bisher in Rom behauptet hatten. Vor jetzt an standen ihnen die mächtigen Colonna's gegenüber; seit dem Ausgange der

4. Jahrhunderts herrschten letztere und die Savelli's allein über Rom, bis endlich die D. von Bracciano als Erben Derer von Montegiordano in ihre Stelle zu treten vermochten. 9) Virginius, Sohn des erwähnten Napoleon, einer der ausgezeichnetsten Feldherrn Italiens, ergriff in dem Kriege des Papstes Sixtus IV. mit dem Herzoge von Ferrara Partei für den Papst, hauptsächlich, weil die Coconna's und Savelli's auf der andern Seite standen; auch erfocht er den Sieg des Papstes bei Campo Morto über die Neapolitaner 1482, so daß das Concilium zu Basel ihn als den Retter des bedrängten Italiens begrüßte. So lange Sixtus lebte, behielten die D. die Oberhand; sein Nachfolger dagegen, Innocenz VIII., suchte zwischen beiden Parteien ein Gleichgewicht herzustellen und machte sich dadurch die D. sogleich zu Feinden. Erst später ward durch die Heirath des Franz Cibo (Sohn des Papstes) mit einer Orfini eine Versöhnung zu Stande gebracht. In dem Kriege Neapels gegen die Franzosen trat Virginius auf die Seite Neapels, zu dessen Groß-Connetable ihn Alfons II. hauptsächlich in Anerkennung der Verdienste gemacht hatte, welche er sich in Bezug auf eine Ausgleichung mit Papst Alexander VI. und die Belehnung des Königs erworben hatte. Der Congreß zu Vicenza, seinem Stammgute, 1494, war hauptsächlich d. s. Werk. Später (1496) trat D. auf die Seite Karls VIII. von Frankreich und unternahm mit diesem den Zug nach Neapel. Als die Franzosen, zu Atella eingeschlossen, capituliren mußten, gerieth Virginius D. mit seinem Bruder Paul D. in Gefangenschaft und starb 1497, nachdem er noch das geheime Confistorium vom 20. October 1496 erlebt hatte, worin Alexander VI. über ihn und das ganze Geschlecht der D. die Strafe der Confiskation verhängte. Die Vollstreckung dieser Achtserklärung veranlaßte einen Raubzug gegen die D., für welchen der Papst selbst den Beistand der Venetianer unter dem Herzog von Urbino zu gewinnen wußte. Nachher gelang es jedoch den D. s., alle ihnen abgenommenen Besitzungen wieder zu erobern, so daß am Ende der Papst selbst auf die von Venedig aus gemachten Friedensvorschläge einging (1497). 10) Paul Jordan, geboren 1541, ausgezeichneter Feldherr, ward 1560 von Pius IV. zum Herzog von Bracciano erhoben, commandirte 1566 des Papstes Paul IV. Truppen, als die Türken Italiens Küsten bedrohten u. in dem Feldzuge von 1571 gab ihm Pius V. das Commando über die gesammten italienischen Völker, welche er zum glorreichen Siege führte. Häusliche Unfälle trübten seine spätern Jahre und machten ihn zum Verbrecher. Im Jahre 1578 ermordete er seine Gemahlin, weil er sie im Verdacht des Ehebruchs hatte, heirathete dagegen die schöne und geistreiche Virginia Acorombona, Franz Peretti's, eines Neffen des nachmaligen Papstes Sixtus V., Wittwe, nachdem Peretti 1581 von seinem Schwager ermordet worden war. Auch von diesem Morde fiel der Verdacht der Mitwisserschaft auf Paul J. und Virg. D. und, obschon letztere für unschuldig befunden wurde, so fürchtete der Herzog doch des Papstes Sixtus V. Rache u. begab sich daher nach Salo am Gardasee, wo er nach einigen, in toller Verschwendung verlebten, Jahren 1585 starb; seine Wittve wurde in Padua nebst ihrem Bruder von Ludwig D. von Monterotondo ermordet. 11) Latinus, Karl D. s. des eigentlichen Stifters der Linie von Bracciano, zweiter Sohn, ward 1439 Erzbischof von Trani, 1444 von Bari, 1448 durch Nikolaus V. Cardinal, unter Paul II. Legat der Mark Ancona auf Lebenszeit u. unter Sixtus V. Cardinal-Kämmerling. Er lebte in Rom ruhig mit der Herrlichkeit eines Fürsten und widmete sich nur den Pflichten seines Amtes und den Wissenschaften, wobei ihm die große Bibliothek, die er mit unglaublichen Kosten zusammengebracht hatte und die 1527 ein Raub der Flammen wurde, zu Statten kam. Er starb 1477, nachdem Sixtus IV. ihm verwilligt hatte, zu Gunsten seines natürlichen Sohnes Agul zu testiren. Später, so wie nach ihm sein ältester Sohn Fabius, spielten eine hervortretende Rolle in den Streitigkeiten Cäsar Borgia's gegen die D. und andere hohe Adelsfamilien Roms. 12) Ferdinand Bernuald Philipp, wurde 1724 mit dem Titel „Altezza“ von Kaiser Karl VI. in den Reichsfürstenstand erhoben und mit dem großen Palatinat bekleidet, wodurch er selbst die Gewalt erhielt, Freiherren

Grafen und Markgrafen zu creiren. Im Jahre 1729 wurde sein Herzogthum Kaiser, als König von Neapel, für unabhängig erklärt und mit dem Münzbefehlen; 1730 erließen der Kaiser, wie der Paps, feierliche Deklarationen, der Herzog befugt seyn solle, alle, dem Hause D. unrechtmäßig entzogenen, I ungen zurückzunehmen: eine Vergünstigung, die freilich nicht so leicht auszufüh war; ausserdem erklärte ihn Paps Clemens XII. an der Stelle der ausgefört Herzöge von Bracciano zum Principe assistente del soglio, Fürsten de Stuhles. Er starb 1734. 13) Dominicus, geboren 1796, Senator von 9 Generallieutenat und Principe assistente del soglio, jetziger Herzog von Gran folgte seinem Gohvater 1824, vermählt mit Maria Louise Torlonia, Tochter Herzogs Torlonia, Duca di Bracciano und starb in allerneuester Zeit. Von 8 erzbischöflichen, 30 bischöflichen Städten und 400 Herrschaften, welche die einst im Neapolitanischen befaßen, ist Gravina das einzige Ueberbleibsel.

\* Osmanisches Reich. Die molbo-walachische Revolution im J. 184 (Walachei) und der Uebertritt der ungarischen Flüchtlinge auf das türkische biet im J. 1849 sind jene politischen Ereignisse, durch welche auch die apall Pforte in die Bewegungen der Neuzeit mit hineingezogen wurde. Schon als Stern der Magyaren noch hoch und glänzend am Himmel stand, hatte Ke einen Bevollmächtigten nach Konstantinopel gesandt, den Grafen Splenyi, freundschaftliche Verbindungen anzuknüpfen. Die nach der Katastrophe von lagos erfolgte Ankunft mehrerer Tausend ungarischer und polnischer Flüchtlinge osmanischem Boden machte diesen zum Kampfsplaz der diplomatischen Einflüß Forderungen der europäischen Großmächte. Oesterreich und Rußland verlan sich auf die bestehenden Verträge stützend, die Auslieferung der Häupter der Fl linge, Kossuth, Bem, Dembinski u. A. Die Pforte sand in dem Wortlaut Verträge keine Verpflichtung ihrerseits zur Auslieferung und verweigerte die vorläufig, mit dem Versprechen jedoch, für das Nichtentkommen der Flücht einzustehen. Auch gestattete sie den neuerdings von Konstantinopel zur See (kommenen Flüchtlingen die Landung nicht. Oesterreich und Rußland aber be den auf der buchstäblichen Bollyziehung der Verträge, welche ihrer Auslegung gegenseitige Auslieferung fordern. Kaiser Nikolaus schickte in dieser Angelege seinen Adjutanten, den Fürsten Radziwill, nach Konstantinopel und ließ ! selben ausserdem noch begehren, daß die Türkei ihre Truppen in den Donaufü ihümern verstärke, um fernere Uebertritte verhindern zu können. Als durch Botschaft die Sache einen drohenden Charakter annahm, richtete der türkische nister des Neußern an die Gesandten von England und Frankreich folgende gen: 1) Geben die Verträge von Kutschuk-Kainardisch und von Passarowitz beiden Mächten das Recht, die Auslieferung der Flüchtlinge zu verlangen? Würde die Weigerung der Pforte eine Verletzung dieser Verträge konstituiren Könnten die beiden Mächte wegen dieser Weigerung der Pforte den Krieg ren? 4) Würden im Falle einer Kriegserklärung Frankreich und England Türkei mit bewaffneter Hand unterstützen? 5) Sind die von Rußland reklam Flüchtlinge die Unterthanen dieser Macht? 6) Würden im Falle einer blossen terbrechung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Mächten u Türkei Frankreich und England zur Wiederherstellung derselben mitwirken? — Gesandten antworteten sofort in einer Kollektivnote auf die erste und zweite I mit: Nein! auf die dritte Frage: eine Kriegserklärung würde durchaus nicht rechtfertiget seyn; auf die vierte Frage: sie könnten die bewaffnete Hülfe K reichs u. Englands nicht zusagen ohne besondere Instruktionen; auf die fünfte I die Flüchtlinge seien im Allgemeinen nicht russische Unterthanen; auf die sechste I endlich mit: Ja! — In Folge dieser Antworten beschloß der türkische Ministi rath einstimmig die Weigerung aufrecht zu erhalten. Die Pforte erkannte ihre ichtung an, die Flüchtlinge für Rußland und Oesterreich unschädlich zu ma des könne, sagte sie, durch Entfernung derselben von der Gränze oder durch berstedelung nach einer der entlegensten Provinzen geschehen. Durch die



würde sie eben so sehr die in allen civilisirten Ländern anerkannten Gesetze freundschaft verletzen, als ihre eigene Unabhängigkeit in Zweifel stellen. Diese Erklärung wurde der regelmäßige diplomatische Verkehr zwischen Mächten abgebrochen. Fürst Radziwill reiste nach St. Petersburg zurück, der alsbald Fuad Effendi als Ueberbringer einer eigenhändigen Antwort tans auf das Schreiben des Kaisers von Russland folgte. Die Gesandten stand und Frankreich schickten eiligst Depeschen an ihre Regierungen ab, man zu Konstantinopel im Stillen zu rüsten begann, um für alle mögliche vorbereitet zu seyn. Die Meinung aller Klassen der muselmännischen zeigte sich dem Verfahren der Regierung günstig, und sogar die Geislerden Musti an ihrer Spitze, machte eine Manifestation in diesem Sinne, e sich zu den Gesandten von Frankreich und England begab, um denselben dem Ministerium geleistete Unterstützung zu danken. Mit großer Spannung ganz Europa dem Resultate der Sendung Fuad Effendi's entgegen, zu Auslieferungsfrage in eine neue Phase trat, da dieselbe durch den erfolgten Uebertritt Dem's und mehrerer seiner Offiziere zum Islam noch ter gemacht worden war. Dem, jetzt Murad, hatte von der Regierung n Paschattel und die Ernennung zum Ferik oder Divisionsgeneral in tür-Diensten erhalten. Die in den Verträgen erwähnte Glaubensänderung r erst nach dem Eingange der Forderung Russlands und Oesterreichs geund man konnte leicht voraussehen, daß die fremden Mächte keinen Grund hgeben in dem Umfande erblicken würden, daß der Islam von der sogeneuropäischen Umsturzpartei als Deckmantel gebraucht werden zu sollen Nach langem Harren traf endlich aus Petersburg die Nachricht ein, daß fferendi am 16. Oktob. von dem Kaiser mit allen seinem Range entsprechendenbezeugungen empfangen worden sei. Das „Journal de St. Peterbourg“ darüber, daß die Sendung Fuad Effendi's, weit entfernt, die Zurückweisung den Vertrag von Kutschuk-Kainarbschi gegründeten Forderungen Russlands :den, nur auf dem Wunsche des Sultans beruhe, sich freundschaftlich, ohne Dazwischenkunft, mit dem Kaiser über die Anwendung des bezüglichen Arres Vertrages auf die gegenwärtigen Verhältnisse zu verständigen. Dieser baren Berufung eines innig Verbündeten an die Freundschaftsgestinnungen iers sei natürlich Gehör gegeben worden und es stehe zu erwarten, daß die nheit zu gegenseitiger Zufriedenheit der beiden Höfe baldigt ausgeglichen be. Zugleich erfuhr man jetzt nicht nur den Inhalt, sondern auch den t des Schreibens, welches der Fürst Radziwill nach Konstantinopel an tan gebracht hatte. Dasselbe war keineswegs so lakonisch und gebieterisch als es die englischen Zeitungen geschildert hatten, und enthielt die Recht, der russischen Intervention in Ungarn von dem Standpunkte desselben ismus aus, welcher es Russland zur Pflicht gemacht habe, in den Donau n zu interveniren, und sprach die Ueberzeugung aus, der Sultan werde egenheit der polnischen Hochverräther, auf deren befriedigende Lösung der inen besondern Werth lege, der Aufmerksamkeit seiner Minister auf's Dringapfehlen und nicht dulden, daß das gute Einverständnis beider Reiche daMindesten gestört werde. — Mittlerweile hatten die beiden demonstrenhpte ihre Maßregeln getroffen. Dem französischen Gesandten ward eine ter dem Admiral Barceval, bestehend aus 5 Linien Schiffen, einer Fregatte, mpffregatten und einer Korvette, zur Verfügung gestellt. und die englische eehend aus 7 Linien Schiffen, einer Fregatte, 4 Dampfregatten und Koratte bereits vor Beschika, nahe an den Dardanellen, Anker geworfen. — ef bald nachher wirklich in den Dardanellen ein, und zwar mit einem lichen Ferman. Sie legte sich bei Barbieri vor Anker, während die franlotte bei Burlac stand. Die Flüchtlinge, welchen anfangs die Stadt an der Donau als Aufenthaltsort angewiesen war, wurden zum Theil mulla gebracht und daselbst vorläufig in der Citabelle einquartirt. D

diplomatischen Unterhandlungen mit Rußland bezogen sich auf die Vertreibung der aus Ungarn geflüchteten russischen Polen, drangen auf die Entfernung der seither in der Türkei unter dem Schutze fremder Mächte sich aufhaltenden Polen und die Austragung dieser Frage durch die Pforte selbst mit Fernhaltung Frankreichs und Englands. Die Pforte setzte dagegen als Grundlage des einzuschlagenden Verhaltens fest, mit Rußland und Oesterreich ohne vorherige Verhandlung und Einigung mit Frankreich und England nichts abzuschließen. Demzufolge berieth sie sich mit den Vertretern dieser Mächte über die an Oesterreich und Rußland zu ertheilenden Antworten. Die an Oesterreich lautete im Entwurfe: Man werde die im Sinne des Passarowitzer Vertrages zu Lande Belassenen bis zur gedeihlichen Befestigung der Ruhe und Ordnung nicht freilassen, für den Zeitpunkt aber, wo die selbe eingetreten seyn werde, behalte sich die Pforte vor, der Entfernung der Flüchtlinge kein Hinderniß in den Weg zu legen. Oesterreich solle daher das Verzeichniß der im Lande zu Belassenden genau angeben und schließen, damit die Offenhaltung derselben keine Schwierigkeiten für die Folge bereite. Die Antwort an Rußland lautete: man werde alle in Folge des ungarischen Krieges in die Türkei geflüchteten Polen, auf welche der Vertrag von Kutschuk-Kainardshi Anwendung erleide, aus dem türkischen Reiche „entfernen“ — nicht „vertreiben“. — Was die unter dem Schutze fremder Mächte in der Türkei verweilenden Polen betreffe, so könne sich die Pforte in Verhandlungen über die Nationalität und Zuständigkeit derselben nicht einlassen und mit den betreffenden Regierungen nicht rechten; Rußland möge sich an dieselben wenden; sollten aber diese Polen in der Türkei Unruhe u. Bewegung hervorrufen wollen, dann werde die Pforte ihre Entfernung von der zuständigen Macht verlangen. — Die Schwierigkeiten vermehrten sich noch, als Rußland über seine früheren Anforderungen hinaus der Pforte zumuthete, Dem und die andern zum Islam übergetretenen Polen nicht nur von der Gränze zu entfernen und zu keinem aktiven Dienste zuzulassen, sondern dieselben auch als Gefangene im strengsten Sinne zu behandeln. Die Pforte erwiderte, daß die durch Annahme des muhamedanischen Glaubens ausschließlich zu ihren Unterthanen Gewordenen auch unter ihrem Schutze stehen und daß sie mit selbstständiger Macht über sie zu verfügen habe. Oesterreich, obwohl durch die Antwort des türkischen Ministeriums auf seine Forderungen zufriedener gestellt, erklärte gleichwohl, daß es den diplomatischen Verkehr erst dann wieder aufnehmen könne, wenn er mit Rußland wieder hergestellt sei. Mittlerweile überbrachte ein aus Oessa angekommene Kurier neue Depeschen, denen zufolge der Kaiser von Rußland sich dahin aussprach, daß er die Unterhandlungen mit der Pforte nur dann fortsetzen wolle, wenn diese nicht mehr unter dem direkten Einflusse Englands stehen werde. Der Divan versammelte sich drei Mal nach einander, ohne einen Beschluß über die auf diese Erklärung zu gebende Antwort fassen zu können, und die Aussichten auf eine friedliche Beilegung der obwaltenden Schwierigkeiten waren von Neuem getrübt, wozu noch kam, daß Rußland, weit entfernt, sein Besatzungsheer in den Donaufürstenthümern dem Vertrage von Balta-Liman gemäß auf 10,000 Mann zu reduzieren dasselbe um 10,000 Mann vermehrte und somit auf 40,000 Mann brachte. Zu gleich wurde die panslawistische Propaganda in Serbien von dem dortigen russischen Konsul auf's Eifrigste betrieben. Unter diesen Umständen setzte die Pforte die Thätigkeit im Kriegsdepartement ununterbrochen fort und sorgte besonders für die Flotte auf's Beste. Erst zu Ende Dezember gingen die Nachrichten über den Stand der Dinge günstiger zu lauten an. Rußland entschloß sich endlich doch, die Antwortnote der Pforte anzunehmen. Nach einem Briefe aus Konstantinopel vom 31. Dezember in der Pariser „Presse“ war der russische Gesandte wirklich wieder in diplomatischen Verkehr mit der Pforte getreten. Derselben Quelle zufolge hatten sowohl der französische als der englische Gesandte an ihre Regierungen gemeldet, daß die Gegenwart der französischen und der englischen Flotte in jene Gegenden nicht länger nöthig sei. Dem „Wanderer“ berichtete man hierüber aus *Konstantinopel* 1. Jänner 1850: „Als Neujahrsangebinde sende ich Ihnen ein

ie Nachricht, die gewiß allen Freunden der Ordnung und des Friedens nen seyn wird. Die Flüchtlingsangelegenheit kann als beigelegt betrachtet Das französische Dampfboot „le Brony“ segelte gestern von hier ab und gt der französischen Flotte den Befehl des Generals Dupic (französ. Bots bei der Pforte), das türkische Gebiet zu verlassen. Dieser Befehl ist in ner am 30. v. Mts. stattgehabten Konferenz zwischen den Gesandten von und Frankreich erlassen worden. Die beiden Repräsentanten des Westens sich durch das Resultat der Unterhandlungen zwischen Herrn von Titoff bentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister Rußlands in Konstan- haben und der hohen Pforte zufrieden gestellt. Wollen Sie jedoch die verschle- kshafen, welche die Unterhandlungen durchlaufen mußten, bis dieses glück- sultat erzielt wurde, genau überblicken, so muß ich Sie bis auf den 17. zurückführen, wo der in St. Petersburg ausgearbeitete Vorschlag zur rg dieser Angelegenheit durch die Mittheilung des Hrn. von Titoff bei der Pforte zur Berathung kam. Ich will, wenn Ihnen gleich von dieser Mit- Manches bekannt seyn dürfte, dennoch deren Inhalt hier folgen lassen, Sie jede Modifikation ersehen können, welche der ursprüngliche Vorschlag i definitiven Arrangement erlitt. In dieser Mittheilung an Ali Pascha Rinister des Auswärtigen) vom 17. Dezember drückte sich Herr von Titoff ndem Sinne aus: Nach dem in der Antwortnote der Pforte enthaltenen ige und den durch Fuad Effendi dem Herrn von Kesselrode mitgetheilten ionen Ali Pascha's williget die Pforte ein: 1) Aus ihren Staaten alle en zu verjagen (chasser) und den Wiedereintritt in das ottomanische u verbieten, welche als russische Unterthanen in Folge der Ereignisse in sich nach der Türkei geflüchtet, u. deren Namen die russische Gesandtschaft en wird; 2) Diejenigen unter ihnen, welche zum Islam übertraten, nach oder Konieh zu verbannen (reléguer); 3) die Verpflichtung zu über- bei den betreffenden Gesandtschaften bestimmt und mit Nachdruck (positi- et avec instance) die Vertreibung jener Polen zu verlangen, welche mit Väßen in Zukunft in der Türkei anlangen sollten, so oft erwiesen ist, daß idividuen daselbst Intriguen gegen Rußland anzetteln. — Die Bedingungen gliches mit Oesterreich sind folgende: Die Pforte internirt alle jene nge, deren Namensverzeichnis ihr vom österreichischen Gesandten vorgelegt Als Ort der Internirung ist Konieh in Kleinasien bestimmt. In dem als die Ordnung in Ungarn wieder hergestellt wird, kann die Pforte die : in der Ueberwachung der Internirten vermindern und dieselben endlich in setzen, sobald sich in Oesterreich keine Spur der Gährung (trace d'esse- ) zeigt. Den österreichischen Unterthanen, welche zum Islam übergetre- ird als Aufenthaltsort Aleppo, Konieh oder die Insel Cypern angewiesen, n man sie in Dienste treten läßt, so geschieht dies in Gegenden, welche von rreichischen Gränze entfernt sind, um sie außer Stand zu setzen, diesem schaden zu können.“ Ahmed-Besik-Effendi, Mitglied des Dolmetscheramtes rte, erhielt den Auftrag nach Schumla zu reisen, um Alles zu ordnen, e Entfernung der polnischen Flüchtlinge aus der Türkei betrifft. Indef er diplomatische Verkehr zwischen Oesterreich und der Pforte bis zum nner noch nicht hergestellt, wodurch sich auch der türkische Kommissär be- fand, seinen Abgang zu vertagen. Die österreichische Liste enthält 48 Per- welche internirt werden sollen. Der französische Gesandte General Dupic t Grafen Zamoiszi als französischen Unterthan reklamirt und sich auf das t Guyon's berufen, der auf Verlangen des Hrn. von Canning (des eng- Gesandten) ruhig in Konstantinopel wohnt. Die Gesandten von Oester- nd Rußland haben gegen die Forderung des Generals Dupic sogleich Pro- plegt. Ungeachtet dieser kleinen diplomatischen Nachspiele darf man die ngangelegenheit für abgethan betrachten, und die Pforte hat sich dur- wickelte Sache mit Ehren durchgekämpft. Ob damit aber die orientis

Frage geschlichtet ist oder vertagt, jene Frage, an deren Entwirrung und Lösung sich zum großen Theile die Zukunft Oesterreichs knüpft, möchten wir nicht diktiert zu bestimmen wagen, und zwar um so weniger, als diese Frage, in der Schooße die gefährlichsten Keime eines allgemeinen europäischen Krieges lie durch das neuerliche brutale Exekutionsverfahren Englands gegen Griechen wieder einen gewaltigen Anstoß bekommen hat. Die Flüchtlingsfrage war das Vorspiel jener großen Tragödie, deren letzter Akt an den Ufern des Bosphorus spielt, desselben Bosphorus, in dessen blauen Wellen ein Kosakenlieb Kosakenröthlein trinken läßt. Rußland hat aus den letzten Verwickelungen je falls einen großen Nutzen gezogen, es hat, seit Peter dem Großen in der Kunst geübt, zur rechten Zeit den Beleidigten zu spielen und wieder zur rechten versöhnlich zu scheinen, sich der Türkei als großmüthiger Gegner gezeigt, u. u auch die türkischen Staatsmänner dieses auf das rechte Maß zu rekurziren wol der Eindruck, der bei der Menge bleibt, ist für Rußlands Zukunft der weit nützigere. — Was die innern Angelegenheiten der Türkei anbelangt, so bestätigen Berichte aus den Provinzen die heilsamen Folgen, welche man von den eingeführten Reformen erwarten durfte. Namentlich ist dem bekannten Befestigungseinhalt gethan worden, und der Großwesir Reschid Pascha, vom Sultan als Kräftigste unterstützt, fährt fort, die Zügel mit starker Hand zu halten. Die gewohnten Aufstände einzelner Landestheile fehlen übrigens auch heute noch nicht. So erhoben neuerlich die Samototen die Fahne der Empörung (siehe Sam Supplementband II.), und eine viel ernstere Revolte brach in Bosnien aus. Insurgenten auf Samos sind zu ihrer Pflicht zurückgekehrt, der bosnische Aufstand hingegen ist noch nicht beschwichtigt. Er beruht auf der Weigerung der muslimischen Bosnier, sich mit den ihnen dienbaren Landeskindern einer und derselben Besteuerung zu unterwerfen. Das in unsern Zeiten geweckte Nationalgefühl dabei nicht ohne Einfluß geblieben seyn. Man schrieb sogar in den Blättern der Anführer der muselmännischen Bosniaken, Krebich, darauf ausgeht, 600,000 bosnischen Renegaten zum Christenthume zurückzuführen. Der Statthalter der Provinz hat mit einem Heere von 20—25,000 Mann bis jetzt vergeblich gegen die Insurgenten operirt, und da ihm der Ausbruch der Cholera unter seinen Truppen neue Hindernisse in den Weg legte, zog er sich nach Travnik zurück und nahm seine Zuflucht zu Unterhandlungen.

Dstrach, eine, dem Fürsten von Thurn und Taris gehörige, unter schließlich Hohenhollern = Sigmaringen'scher Landeshoheit stehende Standesherrschaft mit sieben Gemeinden und 2500 Einwohnern, deren Hauptort das Weilerdorf D. an dem Flüsschen gleiches Namens ist. — An den Namen D. knüpfen sich denkwürdige Erinnerungen aus der deutschen Kriegsgeschichte. Der Erzherzog Karl lieferte nämlich am 21. März 1796 dem französischen General Jourdan ein Treffen, dessen glänzender Erfolg den Ruhm jenes Helden mit neuen Lorbeeren schmückte. Die Franzosen waren am 1. März des erwähnten Jahres unter dem Namen der Donauarmee, 40,000 Mann stark, über den Rhein gegangen und drohten stolzen Siegesfluge Deutschland zu verheeren. Der Erzherzog Karl wurde aber durch denselben von Bayern aus entgegen zu marschiren und ihrem weitem Vordringen Einhalt zu thun. Mehrere unbedeutende Vorpostengefechte nöthigten Oesterreicher, ihre Positionen zu verändern und sich gegen Altshausen und Ghardtsweiler zurückzuziehen, wo der Erzherzog Karl ihnen mit einem ansehnlichen Heere entgegen kam. Die Ankunft dieses wackern Helden belebte die Seinen zum Muth; noch während der Nacht traf Karl Anstalten zu einem allgemeinen Angriff General Jourdan, der die Vortheile des Angriffs nicht verlieren wollte und wahrscheinlich doch nicht in der Lage war, eine viel versprechende Schlacht anzunehmen können, schickte dem Erzherzoge eine Aufforderung zum Rückzuge zu, indem er bemerkte, daß er von seiner Regierung den Befehl erhalten habe, weiter in Schwaben vorzudringen. Die ihm bis jetzt aufgestoßenen österreichischen Vorposten haben auch diesen Befehl Folge geleistet. Nun aber, da er, der Erzherzog, sich widersetzen zu wol

„müsse er erklären, daß er sich der Gewalt der Waffen bedienen werde, um seiner Regierung empfangenen Befehle auszuführen.“ „Meine Kanonen den Franzosen die Antwort bringen!“ sagte der unerschrockene Karl und ließ durch des folgenden Tages die Franzosen auf drei Seiten angreifen. Der **Schall**-Lieutenant Fürst von Fürstenberg — der vier Tage nachher bei **Stodach** ging mit einer Colonne von Fulgenstadt aus auf Friedberg und **Hohenwo St.** Er stand. Das Dorf **Hohenthengen** wurde mehrmals genommen wieder verloren, bis ein gleichzeitiger Angriff der Oesterreicher auf die **Bremen** und **Englosen** die Franzosen auf die Höhen von **Mengen** zurückdrückte. Die zweite Colonne, welche der Erzherzog Karl selbst führte, rückte von **us** auf der Straße nach **O.** vor, stieß bei **Volkern** auf den Feind und nach einem lebhaften Gefechte über die **O.** zurück. Die dritte Colonne **n** Feldzeugmeister **Wallis** setzte sich von **Altshausen** aus auf der Straße **St. Kirch** gleichfalls gegen **O.** in Marsch. General **Kempf** erkürmte mitten **n** **Kariätschen**- und Kleingewehrfeuer der Franzosen die Anhöhen bei dem **.** während zu gleicher Zeit die Oesterreicher von **Pfrungen** und **Niedertrauf** rückten und die Feinde so auf allen Seiten zurückgebrängt wurden.

Der die Ehre des Tages verloren sah, zog noch in derselben Stunde nach **zurück**, bei welcher Gelegenheit sein rechter Flügel, um nicht abgeschnitten **n**, vom Abende des 21. März bis zum andern Morgen um 10 Uhr eine **von** mehr als zwölf Stunden, nämlich von **Lettnang** bis **Stodach**, zurücksetzte. Nach dem Gesändnisse beider Theile war das Treffen sehr blutig. **Schiffe** Berichte gaben ihren Verlust an Todten und Verwundeten auf **an** der Franzosen auf 5000 Mann an. Die letzteren hatten drei Kanonen **sten** Dörfer, durch welche sich das große Kriegsspiel gezogen hatte, waren **it** und mehr oder minder beschädigt worden.

**tar** oder **Other**, ein berühmter norwegischer Reiseschriftsteller des neunten **berts**, hatte in der Provinz **Halogaland** bedeutende Besitzungen u. wohnte **blischen** Ende des bewohnten Theils von **Norwegen**, in unmittelbarer **Schaft** der **Lappen** und **Finnen**. Der, durch König **Harald** hervorgerufene, **der** Regierung, oder eine andere Ursache bewogen ihn, sein Vaterland zu **n** und nach **England** zu gehen, wo er am Hofe des angelsächsischen Königs **Dienste** nahm. Diesem Fürsten theilte er die Berichte zweier von ihm **gen** Reisen mit, die ältesten Berichte, die wir über den Norden besitzen und **ein** kostbares Denkmal alter Geographie. **Alfred** nahm sie mit den **Ben** eines andern Reisenden, **Wulfstan**, in die Einleitung zu seiner angelsächsischen **Person** des **Drosus** auf und rettete sie somit der **Nachwelt**. **D. s.** u. **Wulf-** **Reiseberichte** sind oft gedruckt und commentirt worden; **Hakluyt** und dann **das** nahmen sie in englischer Uebersetzung in ihre Sammlungen auf; der **ant-** **frühe** Text mit einer lateinischen Uebersetzung erschien zum ersten Male in **man's** „**Leben Alfred's**“, **Oxford** 1678. **Andr. Busse** gab sie in seiner **Aus-** **der** „**Schedae**“ des isländischen Historikers **Arefrobe**, **Kopenhagen** 1773—74 **langenbeck** in zwei Bänden der „**Script. rerum danicarum**“, 1773. In **den** Jahre gab **Barrington** das ganze **Werk Alfred's** angelsächsisch mit eng- **Uebersetzung** heraus. **Forster** in seiner Geschichte der Entdeckungen und **wann** commentirten **D. s.** und **Wulfstan's** Berichte; ebenso **Porthan**, der den **schifflichen** Text, mit einer schwedischen Uebersetzung, im 7. Bande der **Me-** **s** der **Stockholmer Akademie**, **Stockholm** 1800, herausgab; dann **Rask**, der **ersten** Male den Text mit angelsächsischen Charakteren drucken ließ und ihn **der** dänischen Uebersetzung begleitete, im 11. Bande der „**Memoiren der Ge-** **sellschaft für skandinavische Literatur**“, **Kopenhagen** 1815.

**Oxalursäure**, die, wurde von **Wöhler** und **Liebig** entdeckt. Sie zeigt sich **in** **weißes**, lockeres Pulver, schmeckt sauer, röthet **Lackmus**, bildet, mit **neutralisirt**, in **Eisensalzen** einen weißen Niederschlag, der in **de**

völlig verschwindet, zerlegt sich beim Kochen mit Wasser in freie Oxalsäure und oxalsauren Harnstoff und schlägt sich aus einer gesättigten Auflösung von oxalsaurem Ammoniak in heißem Wasser, die mit verdünnter Schwefel- oder Salzsäure vermischt und rasch abgekühlt wird, krystallinisch nieder. Das oxalsaure Ammoniak ( $C^1 N^1 H^4 O^6 + aq$ ) erhält man, wenn man Parobansäure in Ammoniak auflöst und erwärmt, oder eine frisch bereitete Auflösung von Harnsäure in verdünnter Salpetersäure mit Ammoniak übersättigt, durch Abdampfen concentrirt und die, beim Abkühlen sich abscheidenden, Krystalle von oxalsaurem Ammoniak durch Umkrystallisiren und durch Behandlung mit Kohle reinigt. Es tritt in fe benglänzenden, sternförmig vereinigten, feinen Nadeln auf, ist in heißem Wasser leicht, in kaltem schwer löslich und gibt in seinen concentrirten Lösungen mit Chlorcalcium oxalsauren Kalk, mit Chlorbaryum oxalsauren Baryt und mit salpetersaurem Silberoxyd oxalsaures Silberoxyd.

Harnsäure oder weiße Purpursäure, tritt in weißen Krystallen an und besitzt einen sehr sauren, dem der Oxalsäure ähnlichen Geschmack, schmilzt bei gelinder Wärme und erstarrt beim Erkalten zu einer gummiartigen, spröden Masse. Sie besteht aus 16,04 Stickstoff, 37,34 Kohlenstoff, 17,22 Wasserstoff und 29,3 Sauerstoff, löst sich leicht in Wasser und Weingeist und liefert bei der trocknen Destillation Cyanammonium, kohlensaures Ammoniak, brenzliches Del und Kohle. Nach der Angabe von Bauquelin wird sie dargestellt, indem man eine Lösung von Harnsäure in verdünnter Salpetersäure mit Kalkmilch sättigt und die hierbei sich abscheidenden Krystalle von basisch-harnsaurem Kalk in so viel heißer, verdünnter Essigsäure löst, daß die alkalische Reaction aufhört. Aus der Auflösung krystallisirt dann neutraler harnsaurer Kalk heraus, der in Wasser gelöst und durch Oxalsäure gefällt wird. Der Niederschlag von oxalsaurem Kalk wird darauf auf ein Filtrum gebracht, das Filtrat aber zur Trockne abgedampft u. mit Weingeist behandelt, welcher den purpursauren Kalk ungelöst zurückläßt und beim Abdampfen reine Krystalle von D. gibt. Die D. bildet mit Basen harnsaure Salze, die theils weiß, theils farblos sind, meistens in Krystallen auftreten, entweder süßlich, oder alkalisch, oder salpeterartig schmecken und mitunter durch Einwirkung des Lichts geröthet werden. Ausser den obengenannten Kalksalzen sind die bekanntesten harnsaures Ammoniak, harnsaures Silberoxyd, harnsaures Zinn-, Blei- und Quecksilber-Oxydul.

Dzanam, Jacques, ein fruchtbarer mathematischer Schriftsteller, geb. 1641 zu Bouligneur im Fürstenthume Dombes, stammte aus einer ursprünglich jüdischen aber schon längst zum Katholizismus übergetretenen Familie, aus welcher bereits Mitglieder Stellen in den Provinzialparlamenten bekleidet hatten. Als jüngster Sohn, der nach dem Erbrechte der Provinz keine Ansprüche auf das Vermögen der Aeltern machen konnte, wurde er dem geistlichen Stande bestimmt. Seine Neigung aber führte ihn schon früh zu den mathematischen Wissenschaften. Bereits im 15. Jahre schrieb D. ein dahin einschlagendes Werk, von dem er wenigstens Manches der Aufnahme in seine späteren Schriften werth fand. Als sein Vater durch den Tod verlor, widmete er sich gänzlich seinen Lieblingsstudien und ließ sich zu Lyon nieder, wo er theils durch Privatunterricht theils durch das Spiel, das er leidenschaftlich und mit Glück trieb, sich seinen Unterhalt erwarb. Zwei Freunde, die er unterrichtet und denen er bei ihrem Wegzuge ohne Schuldschein 50 Pistolen vorgestreckt, empfahlen ihn in Paris an den Kanzler d'Aguesseau und dieser veranlaßte D., nach Paris überzusiedeln, wo er auf einem leichtern Erwerb hoffen dürfe. D. fand hier so viele Schüler, daß er in Uebersusse leben konnte. Jung, schön, feurigen Charakters u. zu galanten Abentheuern geneigt, verstand er es Anfangs allerdings nicht, seine Einkünfte mit Klugheit zu benützen, bald aber machte seine Verheirathung mit einer armen, aber lebenswürdigen und tugendhaften Dame, mit der er in glücklicher Ehe zwölf Kinder erzeugte, diesem Treiben ein Ende. Im Jahre 1701 verlor er nicht nur durch

nd seiner Frau seine treueste Lebensgefährtin, sondern auch durch den gleichzeitigen Ausbruch des Successionskrieges seine Schüler, welche größtentheils Fremde

Dem eintretenden Mangel suchte er nun hauptsächlich durch schriftstellerische Arbeiten abzuhelfen und man sieht es seinen Schriften aus dieser Zeit, in der er eigens als Eleve in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen ward, an, daß sie nur flüchtig und um des Broderwerbes willen hingeworfen

Durch alle diese Schicksalsschläge konnte indessen D.s glückliches Naturell ganz niedergebrückt werden; er lebte heiter und zufrieden bis an seinen Tod

Man hat von ihm, außer mehren vermehrten Ausgaben von de Challes' *Itung der Elemente des Euklid*, von Boulangers praktischer Geometrie und *Traktat über die Sphäre*, mehren Abhandlungen in den *Memoiren der Akademie*, im „*Journal des Savans*“ ic. namentlich: *Tables des sinus, tangentes,*

*is et des logarithmes*, Lyon 1670, Paris 1685 und 1720; *Traité de*

*niqne*, das. 1673, 12., neue Auflage u. d. T. *Mémoire générale pour*

*les cadrans*, das. 1685, 12.; *La géometrie pratique*, das. 1684, 12.;

*des lignes de premier genre, de la construction des équations etc.*, das.

*L'usage du compas de proportion expliqué*, das. 1688, neue Ausgabe

*arrier*, das. 1794, 12.; *Dictionnaire des mathématiques*, das. 1693, 5 Bde.;

*am* 1699; *Traité de la fortification*, das. 1794; *Recréations mathéma-*

*et physiques*, das. 1694, 2 Bde., neue Ausg. 1720 und 1735; umgear-

das. 1778 und 1790 in 4 Bdn.; *Nouvelle trigonométrie etc.*, das. 1699,

neue Ausgabe unter dem Titel: *Méthode pour lever les plans et les car-*

*s.* 1750, 12., mit Zusätzen von Jacques Aublerne, das. 1781, 12.; *Mé-*

*facile pour arpenter ou mesurer toutes sortes de superficies*, das. 1699,

verbessert 1725; mit Zusätzen von Aublerne unter dem Titel: *Traité de*

*lage et du toisé*, das. 1779, 12.; *Nouveaux éléments d'algèbre*, Amster-

1702; *La perspective théoretique et pratique*, Paris 1711, neue Auflage

*La géographie et cosmographie, qui traite de la sphère etc.*, daselbst

Ein ungedruckter *Traité de l'analyse de Diophante* kam aus D.s Nachlasse

*Bibliothèque d'Aguesseau's.*

ist, Etienne, einer der berühmtesten Fagottisten, zugleich verdienstvoller

nist für sein Instrument, geboren 1754 zu Nismes in Languedoc, kam 1777

Paris u. wurde erster Fagottist in der königlichen Kapelle, sowie 1799 erster

or des Fagotts am Conservatorium der Musik und Solo-Fagottist im Or-

der großen Oper. Im Jahre 1804 concertirte er noch auf seinem Instru-

mit dem größten Beifall; von 1818 an fehlen weitere Nachrichten über

Sehr verdient um das Fagottspiel machte sich D. durch sein Werk: *Méthode*

*le et raisonnées pour le basson etc.*, Paris 1788. Es wurde im Pariser

atorium als Lehrbuch angenommen und erschien in einer zweiten Auflage

dem Titel: *Méthode nouvelle et raisonnée pour le basson, contenant les*

*es détaillées etc.*, das. 1800, deutsch zuerst in Leipzig. Außerdem schrieb

vertirende Symphonien, Concerte, Duetten, Sonaten für sein Instrument,

*Duette und Variationen für zwei Violoncell's.*

1820; Handbibliothek für meine Tochter, 2 Bde., 1821; Ueber den Obscurantismus, der das deutsche Vaterland bedroht, 1826; Das öffentliche Recht der evangelisch-lutherischen Kirche in Deutschland, kritisch dargestellt, 1827; Geschichte von Württemberg für das württembergische Volk, 6 Bänden, 1827—30. Cm.

Parallelet hieß das von dem berühmten Abälard um 1122 gestiftete Kloster. Die Trümmer desselben findet man in der Champagne, zwischen den Städten Nogent sur Seine und Bont sur Seine, welche etwa 12 Meilen in ost-südöstlicher Richtung von Paris liegen. mD.

Paris, 1) Matthew, einer der besten unter den älteren englischen Geschichtschreibern, um die Mitte des 13. Jahrhunderts. Es ist ungewiß, ob er in Frankreich, oder England geboren war, sicher aber, daß er später als Ordensgeistlicher in England lebte. Papst Innocenz IV. bediente sich seiner, um die Mönche zu Holm in Norwich zu reformiren und Heinrich III. trug ihm auf, die Geschichte seiner Regierung zu schreiben. B. starb als Mönch im Kloster St. Alban im Jahre 1259. Als Geschichtschreiber empfiehlt er sich durch rücksichtslose Wahrheitsliebe; sein Styl ist wenig geglättet. Er schrieb: *Historia ab Adamo ad Conquestum Angliae*, für sich nicht gedruckt, doch größtentheils aufgenommen in das „*Florilegium*“ des Matthew von Westminster; *Historia major, seu Rerum Anglicarum historia a Guilelmi Conquestoris adventu ad annum 43 Henrici III.*, mehrmals gedruckt und beinahe wörtlich aufgenommen in die Chronik von Roger Wendover; *Vitae Duorum Oskarum, Merciae regum, S. Albani fundatorum*; *Gesta XXII. Abbatum S. Albani*; *Additamenta Chronicorum ad Historiam majorem*; *Historia minor, sive Epitome Hist. maj.* — 2) Gebrüder B., berühmtes französisches Handels- und Banquierhaus, das den Jagger, Bethmann, Tepper, Rothschild an die Seite zu stellen ist. Unter den 4 Brüdern, Antoine, la Montagne, Joseph und Jean, der Söhne eines Schenkwirthes zu Moras in der Dauphiné, war es vorzüglich Joseph, der durch Getreidelieferungen für Catinats Armees zuerst den Glanz des Hauses begründete. Ja der Dauphiné sehr bald als Wucherer betrachtet und verfolgt, begaben sich die Brüder nach Paris; Joseph trat in die Gardes françaises, seine Brüder in die Kanzlei der Armeelieferanten. Ihre rührige Thätigkeit verschaffte ihnen bald höhere Stellen. So erhielt Antoine 1704 die Direction des vivres bei der Armee in den Niederlanden und es gelang ihm, in Gemeinschaft mit seinen Brüdern, trotz des Geldmangels und des beharrlichen Unglücks der französischen Waffen, die Armee zu ernähren. Ihre Umsicht u. Ordnungsliebe hatten ihnen bereits einen unermesslichen Credit geöffnet, so daß selbst der berühmte Banquier Samuel Bernard kein Bedenken trug, ihnen mit 4 Millionen Franken zu Hülfe zu kommen. Im Jahre 1708 streckte Antoine als Schatzmeister der Armee dem Staate ungeheure Summen vor. Als Entschädigung dafür erhielt er die Stelle eines Recoveur général des finances und seine Brüder wurden in ähnlicher Weise befördert. Späterhin übernahmen sie unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans den Generalpacht (ferme), dessen Ertrag sie durch vortheilhafte Speculationen, ohne Druck für die Steuerpflichtigen, bedeutend erhöhten. Sie erfanden die wichtige Operation des Visa, durch welche alle verfälschten oder wucherlichen Staatspapiere weggeschafft werden sollten, ja, sie eröffneten die Aussicht, binnen zehn Jahren, ohne die Lasten des Volkes zu vermehren, die Staatsschuld zu tilgen. Indes wurde ihr Plan durch Law's Vorspiegelungen, die beim Regenten Eingang fanden, zerstört und da Joseph, der inzwischen den Beinamen Duverney angenommen hatte, dem Regenten Vorstellungen wegen der Folgen des Law'schen Systems machte, so wurden die Gebrüder nach ihrem Geburtslande verwiesen. Bald genug bewahrheiteten sich aber ihre Prophezeiungen u. sie wurden zurückgerufen, um Mittel gegen das Uebel anzugeben, das sie nicht hatten verhindern können. Die von ihnen vorgeschlagene und ausgedehnte schwierige Operation führten sie mit bewunderungswürdigem Talent aus und zielten zugleich in der finanziellen Krisis durch ihre Vorschüsse die verschiedenen Zweige des öffentlichen Dienstes aufrecht. Zur Belohnung wurden sie in den Adelsstand er-



en. Nach des Regenten Tode behaupteteten sie sich auch in der Gunst des neuen Ministeriums, des Herzogs von Bourbon. Als aber dieser, in Folge einer geliterten Kabale, deren Seele Duverney war und die sowohl den Cardinal Fleury als Hofe zu entfernen, als auch den jungen König an Mademoiselle de Bermandois zu verathen bezweckte, entlassen wurde, so entgingen auch die Gebrüder B. dem Willen des Cardinals nicht. Er benützte das Mißfallen des Volkes, das durch die neue Auflagen gegen Duverney erregt worden war, um die Brüder 1726 in 4 verschiedenen Orten zu verweisen. Die Aufregung, besonders gegen Joseph, so sehr, daß ein Verhaftsbefehl erlassen werden mußte. Bis zum Jahre 1728 blieb er in der Bastille gefangen gehalten, dann durch einen Staatsrathsbeschluss unschuldig erklärt, später aber wiederum in die Verbannung geschickt. Diese freiwillige Ruße benützte er, um neue Finanzpläne zu entwerfen. Im Jahre 1730 ward er zurückgerufen und seitdem bei allen Finanzoperationen von einigem Nutzen zu Rathe gezogen. Er gründete 1751 die Kriegsschule und ward mit dem Titel eines Staatsrathes deren erster Intendant. Joseph, seine sämtlichen Brüder über überlebend, starb 1770 kinderlos. Auffer ihm u. Antoine, der schon 1733 gestorben, ist besonders noch der jüngste Bruder, Jean B. de Montmartel, wie er sich auch in der Lite, als großer Grundbesitzer zu erwähnen. Als Theilnehmer an den gemeinnützlichen Unternehmungen des Hauses ward er 1721 zum Secrétaire du roi, 1722 zum Garde triennal des königlichen Schatzes und zum Hofbanquier ernannt. Er kaufte das, früher seinem Bruder Antoine gehörige, nachher zur Grafschaft Champagne obene Campigny, dann das reiche Marquisat Grosbois, später Brunoy, nach dessen Besitzung er 1748 zum Marquis von Brunoy ernannt wurde; ferner bedeutende Güter in Bourbonnais, die reiche Baronie Marigny und noch im Jahre seines Todes, 1766, die Baronie Châteauneuf. Auch als Schriftsteller im Gebiete der Finanzwissenschaft haben sich die Gebrüder B. ausgezeichnet, denn fast an allen Stellen, unter Duverney's Namen erschienenen, Schriften haben auch seine Brüder einen Theil. Dahin gehören: *Traité de monnaies de France depuis le commencement de la monarchie*, 4 Bde., Fol.; *Traité des domaines du roi depuis son origine*, 4 Bde.; *Traité des gabelles de France*, 4 Bde.; *Traité des rendements depuis François I.*, 9 Bde.; *Traité des colonies françaises*; *Traité des impôts créés ou supprimés depuis 1689*, 5 Bde.; *Depouillement des droits établis sur les marchandises depuis 1664*, 4 Bde.; *Traité de l'origine des monnaies*; *Histoire du système (de Law) et du visa*, 4 Bde. Vergleiche Voltaire, *écrits de Louis XIV.* — 3) B., François, geboren zu Châtillon bei Paris, starb 1718 zu Paris im hohen Alter, ist Verfasser mehrerer Erbauungsschriften und besonders einer Uebersetzung des Buches: *De imitatione Christi*, die er unter dem Namen „Goury“ veröffentlichte und von der 1728 die dritte Auflage in 12. erschienen. — 4) B., François de, eigentlich Louis Basile Carré de Montesson, geb. 1690 zu Paris, Abbé und Diakonus daselbst, ein eifriger Jansenist, durch sein strenges ascetisches Leben, durch die Hartnäckigkeit, mit welcher er die alle „Unigenitus“ als Verderben der Kirche noch auf dem Todtenbette verwarf, aber auch noch durch die Wunder, die religiöser Wahn und Parteiliebe an seinem Grab knüpfen, merkwürdig geworden. Er starb 1727 und ward auf dem Hofe St. Medardus begraben. Wunderbare Heilungen sollten dort geschehen; der Staub seines Grabes wurde, als ein Präservativ gegen alle Krankheiten, gesammelt und Personen, die sich auf dasselbe legten, geriethen in Verzuckungen (convulsions). Eine vom Erzbischof 1735 veranstaltete Untersuchung fiel zu Gunsten des Wunderthäters aus u. namentlich wurde auch der Ungrund der 5 großen Wunder, von denen ein Verwandter des Diakonus Montgéron eine vollständige Beschreibung geliefert hatte, dargethan. Als deshalb Unruhen entstanden, ließ die Regierung den kleinen Kirchhof vermauern, was dem Enthusiasmus sehr bald ein Ende machte. — 5) B., Louis Michel, Geistlicher, geboren zu Argentan 1740, starb daselbst 1806, verweigerte 1790 den von den Priestern geforderten Eid, wurde zur Deportation verurtheilt, entkam aber nach England und w

baselbst der Jugendberziehung. Nachdem er 1801 die Erlaubniß zur Rückkehr in sein Vaterland erhalten hatte, errichtete er in seiner Vaterstadt eine Pensionsanstalt, die bald das Vertrauen der Regierung gewann. Unter seinen Schriften ist wichtig eine Sammlung von 42 kleinen Elementararten zur Astronomie und Geographie. — 6) P., Pierre Adrian, geb. zu Befançon 1749, gest. baselbst 1811 ein durch reinen Geschmack und glänzende Phantasie ausgezeichneter Architekt. In Basel vom seinem Vater, welcher Intendant der Bauwerke des Bischofs war, in Paris vom Architekten Trouard u. in Rom gebildet, ward er 1778 zum Zeichner im Cabinet des Königs und zum Architekten ernannt, erhielt die Ausführung der Feste von Versailles, Merly u. Trianon, kurz darauf Soufflot's Stelle an der Bauakademie und nach einer zweiten Reise nach Italien die Stelle eines Architekten in Oper, deren Decorationen seit 1783 sämmtliche von ihm ausgeführt sind. Im J. 1788 ward er geachtet, verlor dagegen in der Revolution alle seine Aemter, kam nach des Königs Tode 10 Jahre lange in der Nähe von Havre einen Zufluchtsort an dem er nur den Studien lebte. Im Jahre 1806 ging er wieder nach Italien war in Rom auf eine Zeit lange Direktor der französischen Schule, unterhandelt darauf für die französische Regierung über die Erwerbung der Antiken in der Villa Borgheze, leitete 1811 die Ausgrabungen am Coliseum u. kehrte 1817 nach Frankreich zurück. Man hat von ihm französische Uebersetzungen von Didson's Landwirthschaft der Alten, Paris 1802, 2 Bde. und von Marschal's praktischer Landwirthschaft, baselbst 1803, 5 Bde., andere Werke im Manuscript. — 7) W., Joseph Avrton, Arzt zu London, Lektor der Pharmazie u. Therapie, schrieb: *Pharmacologia*, London 1812, 8. Ausg. das. 1833, Anhang dazu, das. 1838; *A treatise on diet*, das. 1826, 3. Ausgabe 1837, deutsch Ilmenau 1828; *Gemeinschaftlich* mit Freblanque gab er heraus: *Medical Jurisprudence*, London 1823, 3 Bde. *The Elements of medical chemistry*, das. 1825, 2 Bde.

**Pedrarias**, Davila, einer der berühmtesten spanischen Eroberer der neuen Welt in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, zeichnete sich zuerst in den Kriegen gegen die Mauren vor Granada, Oran und Bugla aus und ward 1514 zum Gouverneur von Darien ernannt. Im April genannten Jahres ging er mit einer trefflich ausgerüsteten Expedition unter Segel und langte bereits im Juli am Ort seiner Bestimmung an, wo er vom Conquistador Balboa als rechtmäßiger Gouverneur sofort anerkannt wurde. Bald aber lud P. durch die Verfolgung u. Hinrichtung Balboa's den Haß aller Rechtlichen auf sich. Die Parteikämpfe, in die er dadurch verwickelt wurde, entleiden ihm sein Amt und er beschloß, eine eigene Colonie in Nicaragua zu gründen, als deren Gouverneur er auch 1527 von der Regierung anerkannt wurde, nachdem er in Darien einen Nachfolger erhalten hatte. Mehrere seiner Nebenbuhler um den Besitz der Provinz Nicaragua bestrafte P. mit vieler Härte, handelte überhaupt rücksichtslos und ohne Bedenklichkeit in der Wahl seiner Mittel, sobald es sich darum handelte, seine eigene Macht zu sichern, was er hauptsächlich dadurch bewirkte, daß er, mit Umgehung aller gesetzlichen Formen, seine Anhänger und Diener im öffentlichen Dienste anstellte. Dies Verfahren rief 1530 sogar einen ersten Aufstand in Leon hervor; nichts desto weniger ward er zum Alguazil mayor von Nicaragua ernannt und erhielt die Erlaubniß, zwei Jahre nach Europa zu gehen. Er starb jedoch schon 1531.

**Pehuenches** (Pehuentſchen), merkwürdiges südamerikanisches Indianervolk, lebt in den Anden, die Chili und das Land der Araucaner von dem südwestlichen Theile der La Plata-Provinzen und von Patagonien trennen. Nach Böppig, der sie kennen lernte, als er in den Jahren 1829 und 1830 die chilenische Provinz Concepcion und namentlich den Vulkan Antuco besuchte, erstreckt sich das Gebiet der P. ungefähr von 34°—37° südl. Br. und verlängert sich zum Theil nach Osten in die Ebenen am östlichen Fuße der Anden. Gleich den, schon früher bekannten, im Süden von Chili wohnenden, Araucanern gehören sie zu dem patagonischen Zweige der kupferfarbenen amerikanischen Menschenrace, unterscheiden sich aber von den Araucanern dadurch, daß sie Nomaden sind und auf einer noch

in niedrigeren Bildungsstufe stehen. Im Sommer ziehen sie stets in den Anden um, erscheinen bald als Hirten, bald als Räuber und dehnen ihre Streifzüge zuweilen bis an die Thore von Buenos Ayres aus, wo man sie unter dem Namen *Mapas-Indianer* kennt, überschreiten jedoch selten den ihrem Stamm angewiesenen Ort. In mehren Beziehungen, namentlich in Betreff der Wohnungen, der Lebensmittel, der Gewandtheit im Reiten und der Waffen, zeigen sie viele Ähnlichkeit mit mehren Völkern Nordostens. Ihre spitzigen, kegelförmigen Hütten bestehen ausgerichteten Stäben, über welche einige wohlbereitete Ochsenhäute befestigt und gleichen den Jurten der Tataren; man errichtet sie am liebsten am Ufer des Baches, dessen eiskaltes Wasser zum Baden dient. Vor jeder Hütte steht ein Pferd ihres Bewohners gefesselt, neben welchem die Lanze im Boden steckt. Hausrath im Innern ist sehr gering und beschränkt sich auf einige Schaffelle zum Schlafen, viereckige Stücke aus Kuhhaut, Satteln nebst Zubehör, einer Lanze, einem Lasso u. Wurffugeln. Auf einem, in den Hütten brennenden, Feuer wird während irgend etwas gekocht, denn die *V.* sind sehr eßlustig, oder vielmehr eßig und essen zu allen Stunden des Tages. Am meisten lieben sie das Stuteifisch, das sie, wenn es an Gelegenheit fehlt es zu rösten, ohne Bedenken auch verzehren. Monate lange sind sie allein auf Fleischkost beschränkt, da sie durch keinen Feldbau treiben; fast ihre einzige vegetabilische Nahrung besteht in den wachsthaften und nährenden, den Kastanien ähnlichen, Kernen oder Nüssen der *Ucuvia* oder *Andentanne*, eines schönen Baumes von etwa hundert Fuß Höhe, in Chili auf den hohen Gebirgen wächst. Von diesem Baume hat auch das *V.* seinen Namen, denn die einheimische Benennung des erstern ist *Vehuen* u. *Andentanne* bedeutet Volk oder Leute. *V.* also Leute aus den Araucariendern. Auch die Getränke lieben sie und zwar die geistigen, welche aus mehren Früchten, wie den *Perberitzen*, der *Aristotelia* u. bereitet werden. — Was die Kleidung der *V.* betrifft, so haben sie bei ihren Nachbarn immer für puschüchtig gehalten, wiewohl ihre gewöhnliche Kleidung überaus einfach ist und, mit Ausnahme der Beinkleider und Hemden, gegen welche sie einen großen Widerwillen haben, in einem Poncho, der den Rücken bedeckt, und einer um die Hüften gezogenen, bis auf die Knöchel herabhängenden und einem Weiberocke gleichenden Hülle besteht, die mit schweren silbernen Knöpfen besetzt ist. Außerdem tragen sie Armbänder in Form von Vorlegeschloßern, die durch Schnüre am Stirnbande befestigt sind und von denen das Paar an 2 Pfund wiegt. Auch sind der Zaum u. die Riemen eines einen Fuß breite silberne Schild, den die reicheren Häuptlinge tragen, nicht ohne einen von ansehnlichem Werthe. Kopfbedeckungen sind unbekannt, man läßt das Haar frei wachsen. Die Weiber hüllen sich in eine einfache wollene Decke, die an einem Gürtel befestigt wird, so daß die Arme frei bleiben. Das Haupthaar fällt den Frauen in zwei langen Zöpfen herab, die unten durch Schnüre verbunden sind, an denen Schellen, Glaskorallen und polirte Kupferstücke in möglichst großer Anzahl hängen, so wie ähnliche Ketten, oft einige Pfunde schwer, den Hals umgeben. — Die *V.* sind stets mit einem der Nachbarvölker in Krieg begriffen, und streitigkeiten über Weideplätze eine nie mangelnde Veranlassung geben. Der Häuptling zieht mit seinen Leuten ins Feld, ohne einen Oberbefehlshaber zu erkennen. Die Kriegskunst dieses Volkes besteht hauptsächlich in plötzlichen Einfällen unbewachter Ortschaften, die in Zeit von wenigen Stunden ausgeplündert und zerstört werden. Die Heerden werden theils weggetrieben, theils getödtet, Männer und Knaben ermordet, die Mädchen und jüngeren Weiber in Gefangenschaft geführt; das Anzündn der Hütten macht den Beschluß und die *V.* verlassen eben so schnell, als sie gekommen waren. Im offenen Felde fehlt es ihnen nicht an Muth, ihr Angriff ist schnell und wüthend, aber von kurzer Dauer. Sobald zurückgeschlagen, erneuern sie ihn nicht leicht wieder. Bevor sie zu Pferde steigen, werfen sie ihre Kleidung ab und bestreichen Arme und Gesicht mit Pferdehaare; zu Fuß fechten sie nie. Ihre einzige Waffe ist die Lanze, welche aus einem Fuß langen Rohr eines baumartigen Grases, des *Colligue*, besteht. Eine

kupferne Spitze besetzt ist; was sie mit dieser nicht erreichen können sichere Wurf der Wurftugeln. Gefangene machen die P. auf ihr Kriegsjugen selten; ihre Gegner, die ihre Grausamkeit gegen gefangen nehmen lassen. — Im Frieden sind die P. gegen Fremde gänzlich ihre Handelsfreunde auf's Beste auf und sind im Handel unbekannt, Nichtempfohlene üben sie nicht selten ungeschaut Raub; Spuren eines religiösen Kultus entdeckte Köpfig bei den P. nicht; einmal ein passendes Wort für den Begriff der Gottheit, nur zwei einzelne Attribute derselben. Indes glauben sie, wie alle Chilenisch eine Fortdauer der Seele und schmücken das Paradies, das sie jenseit westlichen Meeres, in dem die Sonne untergeht, suchen, auf eine, il von Glück entsprechende, Weise aus. Dem Verstorbenen männlich gibt man den Reitzzeug, die Lanze und Rüsse der Andentenne mit; Reichen wohl auch seinen besten Silberschmuck. Bei einem Stal Todte und und mit ihm sein bestes Pferd balsamirt, am Rauche gespat begraben. Bei einem andern bindet man das Pferd neben d und läßt es Hungers sterben. Die Leichname der Weiber werden o monie am nächsten besten Orte begraben. Der Glaube an Gesperberer ist bei allen P. verbreitet. Legere, Nachis (Matschis) gen sich mit der Verbindung der unterirdischen Mächte, sprechen bei einer lichen Feuer den Fluch des Verberbens über die Heerden des Feir suchen die eigenen durch Zauberspruch zu sichern. Uebrigens unterse Nachis durch keinerlei äussere Kennzeichen; auch sind sie nicht unbe Heilkräften der Pflanzen u. kennen den Aderlaß, den sie jedoch nur anwenden, indem sie sich dabei eines mühsam zugespitzten Stückes einem hölzernen Stiele besetzt ist, bedienen. Wer des Verbrechen theil seines eigenen Stammes Zauberei geübt zu haben, angeklagt mit dem Feuertode, ein Schicksal, dem gewöhnlich nur kinderlose fallen. — Das Loos der Frauen bei den P. ist sehr hart, wie bei civilisirten Völkern; die beschwerlichsten Geschäfte müssen sie besorgen Männer der Ruhe pflegen; sie müssen die Pferde, welche jene reiten fangen und satteln, bei Wanderungen die Lastthiere bepacken und c plägen entladen, die Feuer anzünden, die Rüsse der Araucarien fan reiten, die geistigen Getränke anfertigen ic. Das geringste Versehen dieser Geschäfte zieht harte Züchtigungen nach sich, weshalb m ber mit einer Menge tiefer Narben bedeckt sind. Nur die Armeren mit einer Frau. Einen hohen Werth legen die P. auf die Freun Männer, die einander gefallen, errichten mit gewissen Ceremonien ein bündniß (Lacutun), das gewissenhaft aufrecht erhalten wird und in hältnisse eingreift. Wenn zwei solche Freunde einander besuchen, so ein Schaf schlachten u. das gebratene Herz als erstes Gericht mit f verzehren. Sie schlafen auf demselben Felle, trennen sich im Krieg verbunden, sich nicht nur in jeder Noth ohne Furcht u. ohne Rücksif sondern sich auch einer für den andern zu opfern. Die Kinder l sehr frühem Alter, sich hinter der Mutter auf dem Sattel anzuklam haltende und schnelle Ritze zu ertragen; in einem Alter, wo unsere allein gehen können, sind die der P. schon wilde Reiter, lernen a zeitig den Gebrauch der Waffen und liessern einander nicht selten bl woran die Eltern ihre Freude haben. Die Mädchen lernen Mais ze Heerden abwarten, einen Poncho (Mantel) weben und färben.

Petrebe, Nicolas Claude Fabri de, einer der gründ der Geschichte und der Alterthümer im weitesten Umfange, einer der Sammler alles darauf Bezüglichen, uneigennütziger Beförderer der und freigebiger Freund und Beschützer der Gelehrten, geboren 1581

r in der Provence, begann schon früh, während philosophische, mathematische, astronomische und sprachliche Studien ihn beschäftigten, Münzen und Inschriften zu sammeln und zu erklären. Im J. 1597 ergriff er zu Aix das Studium der Rechtswissenschaft, der er sich widmen sollte, benützte aber jede Veranlassung, daran philologische Studien zu knüpfen, für die seine Vorliebe sich immer mehr steigerte. Auf dieselbe that er in noch erhöhtem Maße zu Avignon, Padua, Venedig, Rom u. Neapel. Nach seiner Rückkehr von letzterem Orte, im J. 1601, verlebte er noch ein Jahr zu Padua, wo er, neben mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien unter Galilei, auch ausgebehnte Sprachstudien trieb. Da er während dieser Zeit im Rechtsfache wenig gethan, so widmete er diesem noch einige Jahre zu Montpellier und Aix, lebte dann wieder eine Zeit lange, während welcher er auch England und Holland bereiste, seinen Lieblingsbeschäftigungen und trat endlich im J. 1607 eine ihm schon längst reservirte, Rathskstelle bei dem Parlamente zu Aix an. Diese Stelle verwaltete B. neben der Abtei Notre-Dame de Guifres in Guyenne, der Diözese Bourdeaux, die ihm Ludwig XIII. im J. 1618 verliehen hatte. Mit der größten Auszeichnung sammelte er fortwährend die seltensten Denkmäler des Alterthums jeder Art, hatte an den bedeutendsten Orten Agenten, ließ Miniaturen auf seine Kosten zwei Mal nach Syrien und Aegypten reisen, um arabische Manuscripte aufzukaufen, unterhielt in seinem Hause eigene Buchbinder für seine Bibliothek, baute ein astronomisches Observatorium und stattete es mit den kostbarsten Instrumenten aus, legte in Beaugensier einen trefflichen botanischen Garten an, er im Reichthum an erotischen Gewächsen den königlichen Gärten nicht nachstand. Alle seine Schätze stellte er mit der seltensten Uneigennützigkeit den Gelehrten zur Verfügung und unterstützte diese auch, selbst unaufgefordert, mit bedeutenden Geldmitteln. Wir verdanken ihm die Erhaltung einer großen Anzahl von Handschriften, die Bekanntmachung bis dahin unbekannter Bruchstücke alter Schriftsteller, wie des Appianus, die Entstehung tüchtiger, auf seinen Rath u. mit seiner Hülfe geschriebener und herausgegebener Werke, wie des Hugo Grotius „De jure belli ac pacis.“ Bei dieser Sorge für Andere konnte B. nur wenig eigene Arbeiten vollenden: die meisten derselben waren historisch. Am reichsten war seine Sammlung von Briefen, welche die Gelehrten aller Länder an ihn gerichtet hatten; nur wenige davon sind in einzelnen Sammlungen gedruckt erschienen, die meisten sind verloren gegangen. Vgl. B. Gassendi, „Viri illustris N. Cl. F. de P. senatoris Aquisextiensis vita, Hag. 1651, 12. und 1655, Quedlinburg 1705; gibt zugleich viele Erörterungen historischer, antiquarischer, naturwissenschaftlicher Gegenstände. Monumentum romanum N. Cl. F. Peirescio senatori Aquensi doctrinae virtutisque causa factum, Rom 1638, 4., eine Sammlung von Epicedien, enthält unter andern unter dem Titel „Panglossia,“ 46 Inschriften u. Gedichte zu B.'s Ehren in 1) verschiedenen Sprachen.

**Pelthoven**, Johann Nepomuk, Freiherr von, sozial-ökonomischer Schriftsteller, geboren 1763 zu Straubing, seit 1790 kurfürstlich bayerischer Kammerherr und Regierungsrath zu Straubing, erwarb sich durch rastlose Thätigkeit, Fleiß und Humanität in den Kriegsjahren vielfache Verdienste als Kriegskommissar: mehr aber suchte er durch seine, größtentheils anonym herausgegebenen, Schriften auf die Verbesserung der inneren Angelegenheiten Deutschlands, insbesondere seines Vaterlandes, zu wirken und vor Allem die Nothwendigkeit einer kräftigen, zeitgemäßen Volksvertretung als dringendes Bedürfnis darzuthun. Unter den hieher gehörigen Flugschriften zog ein gediegenes Werk: „Ueber die Gewerbe Bayerns, aus einem höhern Standpunkte betrachtet“, München 1818, die Aufmerksamkeit der Regierung auf ihn, die ihn bei dem, 1811 eröffneten, freiwilligen Abbanlehen als einen Mann des öffentlichen Vertrauens als Commissar abordnete. Im J. 1818 ward er Schulrath bei der Regierung des Unterdonaukreises, gleichzeitig wurde er zum Abgeordneten bei der ersten Ständerversammlung nach der neuesten Staatsverfassung gewählt. Die Verhandlungen von 1819 und 1822 befestigten das in ihn gesetzte Vertrauen vollkommen. Im J. 1825 ließ er sich

seiner zunehmenden Altersschwäche wegen, in Ruhestand versetzen und nahm die, nun auf ihn gefallene, Wahl zum Landstand nicht an. Er starb im J. Ausser den oben erwähnten schriftstellerischen Arbeiten schrieb er, als sein literarisches Produkt, gelungene „Versuche in Dichtkunst und Prosa“, Str 1800, 2te Auflage 1818.

**Pellegrini.** 1) Camillo, Historiker und Archäolog, geb. 1598 zu Studirt in Neapel alte Sprachen, Mathematik, Philosophie u. Theologie, aber bald vorzügliches Interesse an archäologischen und geschichtlichen Studien, da es ihm gelang, eine Anzahl wichtiger Schriften aufzufinden, fasste er den Entschluss, eine Chronikensammlung der verschiedenen italienischen Städte zu veröffentlichen. Nach Hause zurückgekehrt, um seine Materialien zu ordnen, befahl einem Krankheitsanfälle, seine Papiere zu verbrennen. Als P. nach erlangter Genesung die Vollziehung des Befehls erfuhr, ging er nach Neapel und vor Gram 1663 starb. Man hat von ihm: eine lateinische Geschichte Longobardenfürsten von 720—1137, Neapel 1643, auch im Thesaur. ant. Italiae, 9 Theil und im Corpus Scriptor. Italiae, 2—5 Theil, neue A von Prattili, Neapel 1749, 2 Bände; Apparato alle antichità di Capua della Campania felice, daselbst 1651, in lateinischer Uebersetzung auch im 1 Theile des Thesaur. antiquit. Italiae. — 2) P., Giuseppe Luigi, ausrunder italienischer Kanzelredner, geboren 1718 zu Verona, trat 1734 in den Jesuitenorden, bereiste auf Kosten der Kaiserin Maria Theresia Deutschland, reich und England und starb 1799. In seiner Jugend beschäftigte ihn die Kunst; nicht ohne Glück versuchte er sich in mehreren Gattungen und allgemeiner Beifall fand sein Gedicht: Sul Vesuvio. Später liess er nur Predigten und geistliche Reden (lezioni, panegyrici) drucken, die sämmtliche von der Treue seiner Gesinnungen zeugen. Für ein Meisterstück gilt seine berühmte Orazione popolo Veronese. Nach seinem Tode erschienen: Debora etc., Lezioni p. dell' abbate P., Verona 1802. Sie bilden eine Fortsetzung der früher gel. Lezioni sopra Tobia. — 3) P., Domenico, genannt Tibaldi, jüngerer von P. Pellegrino (s. d.), Zeichner u. Maler, besonders aber als Architect Kupferstecher berühmt, wurde 1541 zu Bologna geboren. Er baute in der Stadt daselbst eine vorzüglich schöne Kapelle; sein Werk ist auch das Gebäude Dogana, wo man ebenfalls rühmt, dass es nicht seines Gleichen habe. Er baute er die kleine Kirche der Madonna del Borgo auf der Mauer, das Portal des Rathhauses und den Palast Magnani, der wegen des grandiosen Les und der Schönheit der Dimensionen gerühmt wird. Als der vorz. Stecher seiner Zeit, war P. auch der Meister des Agostino Caracci, der selbst viele Blätter stach. Der Künstler starb 1583 und in St. Annunciatiner Vaterstadt, ist seine Ruhestätte. — 4) P., Antonio, Maler, geboren zu Padua, starb 1741. Als Schüler von Genga und Paul Paganano lebte einer Zeit, in welcher die Kunst sehr herabgekommen war, doch besaß sein obgleich manierirt, eine gewisse ihm eigenthümliche Grazie, die ihm in den Städten Europa's Ruf verschaffte. Zu Wien, Paris, wo er Mitglied der Academie wurde, London und Dresden verfertigte er viele Deckenstücke, Altartafeln u. Gemälde. P. kam in kurpfälzische Dienste, wo er lange arbeitete und ein Zimmer in dem Lustschlosse Bensheim ausmalte. Mit grossem Reichthum häuften, kehrte er in sein Vaterland zurück und fürte sich zu Venedig, wo die Schwester des berühmten Rosalba Carriera heirathete. Den meisten Ruhm ihm ein sehr grosser Plafond, den er für die indische Compagnie in Venedig ein Werk, in welchem er in Zeit von achtzig Morgen allen Reichthum der Logie vereinigt hatte. — 5) P., Domenico, Maler, wurde 1768 zu Verbohren, erwarb sich hier die nöthigsten Vorkenntnisse und besuchte zu seiner Ausbildung Rom. Das erste Gemälde, welches er daselbst als Resultat Studiums zur Ausstellung brachte, erhielt allgemeines Lob. Die *Scena* mit halb lebensgrossen Figuren, lebendig gruppirt und in schöner

der Form ist in Landon's Nouvelles des arts II., 177 beschrieben und im Umriß abgebildet, auch von Schiavonetti in London in Kupfer gestochen. P. begab sich um 1792 nach England, verlebte mehr als 10 Jahre in der britischen Hauptstadt und gründete da vornämlich als Bildnißmaler seinen Ruf, den er später in Portugal noch erhöhte. Er malte überall zahlreiche Porträte berühmter Personen, die sich eben so sehr durch charakteristische Wahrheit, als durch Zartheit und Glanz der Färbung auszeichnen. Titian war hierin, neben anderen großen Meistern der venetianischen Schule, sein Vorbild. Die spätere Zeit seines Lebens brachte P., wieder im Vaterlande zu, auch malte er in den Hauptstädten Italiens, wie zu Venedig, in Neapel und Rom, verschiedene Porträte, welche noch immer zu den vorzüglichsten Werken der neuern italienischen Schule gezählt werden. Im Jahre 1820 rühmte man in Rom das Bildniß der Gräfin Dzinski. Er malte überhaupt viele Damen, da ihm die Grazien zur Seite standen.

• Pelletan ist der Artikel zu lesen, der im Hauptwerke fälschlich Pelletom geschrieben ist.

**Penni**, Gianfrancesco, genannt il Fattore, Maler, Mitglieds jenes berühmten Künstlervereins, der sich um Raphael Sanzio gebildet hatte. P. genoss in seiner Vaterstadt Florenz, wo er um 1488 geboren wurde, den ersten Unterricht und trat später, in der Eigenschaft eines Gefellen, zu Rom in Raphael's Schule. Dieses untergeordnete Verhältniß aber löste sich bald in Freundschaft auf, die bis zum Tode des Schulenhauptes ungetrübt fortbestand. P. besorgte Savio's häusliche Angelegenheiten; er machte den Geschäftsführer desselben, daher der Beiname „il Fattore“. Aber auch als Künstler war er thätig. Er führte die Zeichnungen des Meisters trefflich aus, half ihm am meisten bei den Kartons zu den Teppichen und colorirte Vieles. Man schreibt ihm unter anderen die, in den Logen, jenen offenen Hallen, welche den Hof des heil. Damasus umgeben, dem ätern Theile des Vatikans, befindlichen Geschichten des Abraham und Loth, so wie jene des Isaak zu, sämmtliche nach der Zeichnung des Meisters in Fresco gemalt. Auch nach dem Tode Raphael's malte er nach dessen Entwürfen noch einiges in der Villa des Papstes. Unter seinen Delgemälden ist besonders die Krönung Maria, im Vatikan, zu nennen, ein Kunstwerk, welches er in Gemeinschaft mit Giulio Romano vollendete. Vgl. Gaye, Kunstblatt 1836, No. 34. Seine Madonna del Passaggio ging aus der Galerie Orleans in die Stafford-Galerie zu London über. Die Galerie zu Dresden besitzt von ihm den Erzengel Michael, wie er den Satan in den Flammenspfuhl stürzt u. St. Georg im Kampfe mit dem Drachen. Berühmt ist seine Copie der Erablegung von Raphael und jene der Transfiguration, welche er mit Pierin del Vaga, seinem Schwager, malte. Nach dem Tode seines Meisters und Freundes begab sich P. nach Mantua, bald darauf aber nach Neapel, wo er auf das Kunststreben bedeutend einwirkte und 1538 starb. — 2) P., Luca, genannt Romano, Maler, Bruder des Vorigen, geboren um 1500, vereinigte sich mit Pierin del Vaga und arbeitete in Lucca und anderwärts. Dann ging er mit Rosso nach Frankreich, wo er in Fontainebleau malte; endlich aber siedelte er sich nach England über. Seine Gemälde, aus der Mythologie und heiligen Geschichte, sind im Allgemeinen sehr selten, mehre seiner Compositionen gestochen u. in Holz geschnitten. Daß er selbst diese Künste geübt habe, ist nicht ganz erwiesen; doch soll er nach A. Tempesta ein arabisches Testament in Holz geschnitten haben.

**Pennypost** heißt eine Postanstalt in London, mit der, gegen Bezahlung von einem Penny, Briefe u. Packete, die nicht über ein Pfund schwer sind, auch kleine Sendungen bis 18 Pfund Sterling innerhalb der Stadt befördert werden. Dies auf zehn englische Meilen im Umkreise übernimmt diese Post die Beforgung, nur mit dem Unterschiede, daß alsdann, ausser dem Aufgeber, auch noch der Empfänger einen Penny bezahlen muß. Die Aufgabe erfolgt im Oberpostamte, oder einem fünf Unterpostämtern, aber auch in einem der unzähligen Kaffeehäuser, in denen Boten zur Empfangnahme warten; die Beförderung erfolgt in die nächst-

egenen Bezirke von London stündlich, in die entfernteren alle zwei Stunden, nach außerhalb der Stadt täglich zweimal. Theils wegen der großen Ausdehnung der englischen Hauptstadt, theils wegen der Gewohnheit der englischen Kaufleute, im Sommer auf dem Lande zu wohnen, errichtete 1680 ein Londoner Kaufmann, Dowra oder Dowcran, auf seine Kosten diese Post, die ihm bald bedeutende Einnünfte abwarf. Bald jedoch nahm der Herzog von York (nachmals Jakob II.), er das Einkommen der Posten zu genießen hatte, das Eigenthumsrecht auch von dieser in Anspruch und gewann den deshalb angestellten Prozeß. Durch Parlamentsakte wurde später die P. Revenue des Königs; daher wird diese noch jetzt auf königliche Rechnung verwaltet. Auch in Edinburgh gibt es seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts eine P.; Anstalten ähnlicher Art besitzen Paris, Wien, Berlin, Hamburg.

**Penrose, Thomas**, ein englischer Dichter, geboren 1743 zu Newbury in Berkshire, schloß sich 1762 einer, aus englischen und portugiesischen Schiffen bestehenden, gegen Buenos-Ayres gerichteten See-Expedition an. Man griff zunächst die von den Spaniern genommene portugiesische Besetzung Nova Colonia an u. hatte fast schon den Sieg errungen, als ein in Brand gerathenes Schiff der Sache eine andere Wendung gab. Die ganze Mannschaft stürzte sich in's Meer; wer aber den Fluthen entrann, ward vom Feinde getödtet: von 340 Mann retteten sich nur 78. P. war unter den Glücklichen, wenn schon verwundet. Zwei seiner schönsten Lieder erinnern an dies Ereigniß: ein Gedicht an seine Geliebte, *Miss Storch*; die 1768 seine Gattin ward, während der Zurüstungen zum Gefecht gemacht und die: *Elegy on leaving the River Plate after the unsuccessful attack of Nova Colonia*. Nach seiner Rückkehr beendigte P. seine unterbrochenen Studien zu Oxford und ward Pfarrer zu Newbury. Als sich Aussichten zeigten, eine bessere Stelle zu erhalten, starb er 1779 im 36. Lebensjahre. P.'s Gedichte sind voll Feuer und Leben, besonders zeichnen sich seine lyrischen Ergießungen, die er *Flights of Fancy* nannte, durch Erhabenheit, Fülle der Empfindung u. Kraft der Sprache aus; seine Elegien charakterisirt eine seltene Innigkeit des Gefühls. Ausgezeichnet sind besonders: *The Field of Battle*, *The Hermit's Vision*, *Mortality*, *Donnington-Castle*, *Poverty*, *The Harp*, *Address to the Genius of Britain*, *Elegy to the Memory of Miss Mary P.* (seine Schwester). Die *Flights of Fancy* erschienen London 1775, seine Gedichte sämmtliche unter dem Titel: *Poems by the Rev. M. Thom. P.*, das. 1781, dabei eine Skizze seines Lebens von John Pettit Andrews. Eine Biographie P.'s steht auch im 11. Bande von Anderson's Sammlung; deutsch lieferte Kosegarten mehre Gedichte P.'s in seinen Denkwürdigkeiten aus dem Leben kritischer Dichter (1. Thl., S. 313 ff.).

**Penzel**, 1) **Christian Friedrich**, guter Klavierspieler, musikalischer Theoretiker und Componist, geboren zu Delstnitz im Voigtlande 1737, studirte zu Leipzig Theologie und trieb nebenbei mit vielem Eifer Musik. Im Jahre 1765 trat er zu Merseburg in die Stelle des Kantors Graun, Bruders des berühmten Graun, ein u. starb dort 1805. Durch seine Motetten-Compositionen erwarb er sich einen Namen in der musikalischen Welt. Im vierten Theile von dem Hiller'schen großen Motettenwerke ist von ihm die Motette: „Wenn Christus seine Kirche schützt“ enthalten. — 2) **Abraham Jakob**, ein durch sein massenhaftes sprachliches und sachliches Wissen eben so wohl, wie durch sein unständes, abenteuerliches und cynisches Lebensberühmt gewordener Gelehrter, geboren zu Törten bei Dessau 1749, wo sein Vater Landprediger war. Er zeigte schon früh die trefflichsten Anlagen, mit deren Hülf er bereits im zwölften Jahre eine Menge von literarischen Kenntnissen sich einsammelt hatte, ohne jedoch bei der unmethodischen Erziehung im väterlichen Hause einen soliden Grund gelegt zu haben. Auch auf der lateinischen Schule zu Halle wohin P. 1762 ging, ward, wegen Mangel an strenger Aufsicht, das Verfaulniss nicht nachgeholt; der Vater rief ihn daher zurück, um ihn zu Hause noch zur Uebung vorzubereiten. Die Bekanntschaft mit einem Rabbiner erweckte in ihm die Lust zur *Studium für orientalische Sprachen*; er ging 1766 nach Göttingen, um hier Ori-



Michaelis zu studiren; allein schon nach einem Jahre wendete er sich, Bekanntschaft mit einem jungen Schweden veranlaßt, der nordischen Elementlich der isländischen, zu. In Folge dessen rief ihn der Vater wieder auf, wo er mit anhaltendem Fleiß planlose Sprachstudien, unter anfrisch und italienisch, trieb und sandte ihn 1670 nach Leipzig, wo er d polnisch lernte und endlich, auf Reiske's Dringen, sich einer bestimmten Bekanntschaft zuzuwenden, die alte Geographie wählte. Der Mittelpunkt seiner lichen Beschäftigungen ward nun Strabo, zu dem er nach öfterem Unter- ner wieder zurückkehrte. In Halle begann jetzt P. 1771 als Privat- lesungen, führte sie aber nicht durch und mußte, seines unregelmäßigen ber, da ihn sein Vater nicht mehr unterstützte, diese Universität verlassen. e darauf einige Jahre zu Hause an einer Paraphrasirung des Strabo, nach Würzburg, wo ihn der Fürstbischof huldvoll aufnahm und wo er itätsbibliothek fleißig benützte, irrte darauf in Franken umher und ließ in Nürnberg von preussischen Offizieren anwerben, um kostenfrei nach ; zu gelangen und dort für sein literarisches Streben Nahrung zu suchen. e lebte er hier, ohne Soldatendienste zu thun, in angenehmen Verhält- 3 dann plötzlich nach Warschau, wo er als Hofmeister lebte und 1779 1, wo er englischer Sprachlehrer wurde. Reist auf Kosten seines Schü- drafen Soltyk, lebte er hier und im dem benachbarten Janowa drei achte darauf eine Reise nach Kurland, kehrte nach Krakau zurück und ist eine Buchhandlung und Buchdruckerei an, was seine Finanzen gänz- etc. In mancherlei Handel verwickelt, ward er 1787 flüchtig und lebte der als Hofmeister u. Privatlehrer mehre Jahre in Oberschlesien. Von s, wo er sich 1792 als Lehrer der französischen Sprache niedergelassen, 793 als Gymnasialprofessor nach Laibach berufen; allein in Folge sei- sen Lebens mußte er diese Stelle wieder aufgeben und lebte seit 1801 der deutschen und italienischen Sprache zu Triest. Von da ging er München, um des alten Müncheners Schiltberger Reisebeschreibung her- t, mußte aber 1813 diese Stadt auf Polizeibefehl verlassen, lebte darauf lange zu Halle u. Leipzig, nahm als 66jähriger Gelehrter im September mals eine Hauslehrerstelle auf einem Dorfe bei Heldrungen an, verließ April 1816 wieder, lebte dann eine kurze Zeit in Weimar und ging im gut Glück nach Jena, wo ihm der Großherzog die eben erledigte Stelle des der englischen Sprache mit 100 Thalern Besoldung aus Mitleid hier endlich hielt er aus, ohne jedoch irgend eine der Untugenden, zu sein vagabundirendes Leben geführt hatte, abzulegen u. starb im Jahre 1818: Sieben Gedichte an die Venus Erycina, Berlin 1769 (anonym); über die Grundwahrheiten des katholischen Glaubens, Krakau 1782; De rica, das. 1782 und Leipzig 1784. Seine Hauptwerke aber sind: Die g (eigentlich mehr Paraphrasse) des Strabo, Lemgo 1775—77, 4 Bde., Dio Cassius, 1 Bd., Leipzig 1786, 2 Bde., das. 1818. Außerdem gab Sammlung merkwürdiger und wichtiger Briefe, von angesehenen Män- n geschrieben, Leipzig 1798, 1 Bd. Auch war er in Leipzig Mitarbei- Acta eruditorum“, an der „Leipziger gelehrten Zeitung“ u. an Schwabe's r Geschichte aller Reisen“, für welche er den ganzen 19. Band In Laibach besorgte er seit 1794 mehre Jahre hindurch die Heraus- Abgemeinen gelehrten Zeitung Deutschlands für die österreichischen te zu Klagenfurt erschien. Für andere gelehrte Zeitungen und Jour- Er eine Menge Abhandlungen. — 3) P., Johann Georg, be- Suer und Kupferstecher, wurde 1754 zu Hersbruck bei Nürnberg ge- Ternte in letzterer Stadt die Anfangsgründe der Kunst; dann besuchte i und Frankfurt, erlernte in Winterthur die Aekunst und in Dresden, iter in der Malerei ausbilden wollte, beschloß er endlich, sich ganz eekunst zu widmen. Er nahm den berühmten Chodowicki zum Vor-

bilde, der dem Künstler selbst mit Rath und That an die Hand ging und ihm schiebene Zeichnungen zum Stiche anvertraute. Andere seiner Art und nett, einen Blätter nach Ramberg, Meil, Schellenberg u. A. u. nach eigener Erfahrung finden sich in Salzmann's Elementarbuch, in Thümmel's Reisen, bei Langschwänken, in Ramberg's und in Schlenker's historischen Kalendern, in Braunschweiger historisch-genealogischen Kalendern, in Stoy's Bilderakadem Tübinger Damenkalender, in Weise's Kinderfreund und dessen kleinen Au in Jacobi's Taschenbuch, in vielen Romanen zc. P. starb 1809 zu Leipzig.

**Pereirarinde**, eine sehr bittere, geruchlose Rinde, welche innen aus gelbbraunen, dünnen, leicht bandartig sich ablösenden Lamellen besteht und außen lockerer, geschmackloser Borke bedeckt ist. Sie kommt in  $\frac{1}{2}$ — $1\frac{1}{2}$  Fuß langen, Zoll breiten Stücken in den Handel und stammt von einem, noch nicht genöthigten Baume, welcher in Südamerika wächst, Pignaciba (Poapente, Pereira) genannt wird und wahrscheinlich zu der Familie der Apocynaceen. Man gebraucht sie in Amerika als Heilmittel gegen das Fieber. 0008 f. ihr ein Alkaloid, welches er Pereirin nannte. Letzteres stellt eine gelbbro Masse vor, schmeckt im reinen Zustande nur wenig bitter, ist im Wasser schwer löslich, wird dagegen von Alkohol und Aether leicht aufgenommen; mit concentrirter Schwefelsäure gibt es eine violette Lösung, welche bei Verdünnung erst grün, dann grasgrün wird; Salpetersäure löst es mit blutrother Farbe, beim Verdünnen verschwindet. Wird es geschmolzen, so färbt es sich roth, sich dann stark auf und hinterläßt eine schwammige Kohle. Mit Basen bilden neutrale Salze, welche nicht krystallisiren und durch Gallussäure zersezt werden. Man gewinnt das Pereirin aus der P., indem man dieselbe mit ungekalktem Wasser kalt digerirt, mit Ammoniak fällt, den erhaltenen Niederschlag mit Aether extrahirt, aus dem Extrakte den Alkohol durch Destillation entfernt, den Rückstand zur Trodne verdampft, zerreibt, in verdünnter Salzsäure löst, mit Ammoniak sezt und den hiedurch erzeugten Niederschlag abfiltrirt, trodnet und mit Aether handelt, welcher das Pereirin löst und beim Verdampfen in reinem Zustande rückläßt.

**Pereire**, Jakob Rodrigo, ein spanischer Jude u. erster Taubstumme in Frankreich, geb. 1716 zu Berlanga in Estremadura, wollte schon in Cadix eine Stummenschule anlegen; seine Eltern siedelten aber nach Frankreich über, daher er zu Rochelle einige Taubstumme zu unterrichten anfing. Besondern Erfolg sein Unterricht bei dem Sohne des Direktors der Bachtungen zu Rochelle, Pigny, und Ludwig XV., von dem der junge Mensch geprüft wurde, gab Lehrer eine Pension von 800 Franken. Die, hierauf mit doppeltem Eifer ertheilten, Versuche P. gewährten immer bessern Erfolg; er ward daher 1765 zum öffentlichen Interpreten ernannt. Im Jahre 1780 starb er zu Paris. Ueber seinen fahren herrscht ein, absichtlich von ihm hervorgerufenes Dunkel. Zu gleichen unterrichtete er gewöhnlich nur drei Zöglinge u. bedurfte zu ihrer Ausbildung wöhnlich 4—5 Jahre.

**Perger**, 1) Sigmund Ferdinand von, Maler u. Kupferstecher, geb. 1778 zu Wien, besuchte die Akademie daselbst und wurde schon 1798 in der Porzellanmanufaktur angestellt, wo er im Verlaufe von elf Jahren viele Medaillen und Tafeln mit historischen Darstellungen zierte. Der Drang nach weiterer Bildung und die Hoffnung, Italien zu bereisen, bewogen ihn, trotz der ehrenreichen Vorschläge, welche die Direktion ihm machte, seine Entlassung zu nehmen. Erstes großes historisches Gemälde sah man auf der Kunstausstellung von 1804 es stellt jenen Griechen vor, der mit solcher Eile die Nachricht vom Siege Marathons nach Athen brachte, daß er mit der Botschaft zugleich den Geist gab. Dann suchte P. in der vaterländischen Geschichte Stoff zur bildlichen Darstellung und bearbeitete zuerst 16 Blätter aus der Geschichte der Babenbergern er einige in Gemälden, alle aber in Kupferstich ausführte. Ueberhaupt in jedem Gebiete der Darstellung, so ist es namentlich die

in welcher er Vorzügliches leistete. Das k. k. Oberstallmeisteramt ließ mehrere Bildnisse von Pferden malen und der Künstler entledigte sich die-  
 1985 zu voller Zufriedenheit. Zwölf von diesen Pferden stach er selbst in  
 Im Jahre 1816 zeichnete er in Gegenwart des Kaisers das Pferdeber-  
 Wopscan und führte es später in Del aus. Dieses Bild erwarb ihm  
 Stelle eines k. k. Hof-Thiermalers, sowie er schon früher den Titel eines  
 -n Historienmalers erhalten hatte. Im Jahre 1825 wurde er zweiter  
 : k. k. Galerie des Belvedere, als welcher er 1841 starb. Ein verdienst-  
 -nehmen des Künstlers ist die Herausgabe der vorzüglichsten Kunstschätze  
 vere zu Wien in Kupferstich. P. verband sich zu diesem Zwecke mit dem  
 er Karl Haas und so wurde das Werk rasch begonnen. P. fertigte die  
 en zum Stiche und es erschien unter dem Titel: K. K. Bildergalerie im  
 zu Wien. Nach den Zeichnungen des k. k. Hofmalers Sigmund von  
 upfer gestochen von verschiedenen Künstlern. Mit Erklärungen, deutsch  
 3 fisch, Wien 1828—30, 4 Bände. — 2) P., Anton, Ritter von,  
 ohn des Vorigen, genoss den ersten Unterricht unter Leitung seines Va-  
 besuchte dann die Akademie mit so glücklichem Erfolge, daß er in kurzer  
 :n vorzüglichen jüngeren Künstlern seiner Vaterstadt gezählt wurde. Er  
 H im historischen Genre u. in der Landschaft aus. Seine Compositionen  
 eich und klar behandelt, Alles ist mit ungemeinem Fleiß und mit vielem  
 der Kunst gemalt.

ignon, 1) Nicolas, verdienter Zeichner, Maler u. Kupferstecher, wurde  
 Tanch geboren u. später zu Paris unterrichtet, verweilte dann einige Jahre  
 t. Er zeichnete und malte Landschaften in Aquarelle und Gouache, we-  
 Del. Seine Zeichnungen waren sehr beliebt. Von ihm sind auch die  
 eichnungen, die unter dem Titel: „Tableaux pittoresques de la Suisse“  
 wurden u. besonders unter Rees's Direction zu Stande kamen. Die letzte  
 s Lebens brachte P. in Paris zu u. starb daselbst 1782. — 2) P., Alexis  
 i, Maler, geboren 1785 zu Paris, Schüler von Girodet, widmete sich  
 dem historischen Genre, malte aber auch Landschaften und Architektur-  
 eines seiner vorzüglichsten Gemälde, welches 1819 auf der Pariser Kunst-  
 g bewundert wurde, stellt Tasso vor, wie er in Rom ankommt, um auf  
 tol gekrönt zu werden; auch durch einen Stich von Ruchierre bekannt,  
 837 zu Paris erschien. Im Jahre 1824 wurde sein Bild des Michel  
 die dieser den von ihm gefertigten Arm eines Cupido vergräbt, mit einer  
 Medaille besetzt. Unter den verschiedenen anderen Werken, welche sich  
 anreihen, und zwar zu den rein geschichtlichen gehörig, ist besonders die  
 rin zu nennen.

iosteum, die Knochenhaut, Bein haut, eine dünne, aber sehr feste  
 reiche, fehnige Haut (mit vielen Kernfasern), welche die äußere Fläche  
 den und auch die Wände einiger größeren Knochenhöhlen (die mit der  
 :nd Paukenhöhle zusammenhängen, wie die Sinus frontales, ethmoidales,  
 :les, maxillares, mastoidei) überzieht. An den letzten Punkten ist sie  
 : dünnen Schleimhaut- und Epitheliumschicht bekleidet. Nur an den  
 zht das P., wo sich 2 Knochen unmittelbar an einander anlegen und  
 den mit einer überknorpelten Gelenkfläche versehen sind; bei einer beweg-  
 :bindung setzt es sich an der Gelenkkapsel, die äußere Platte derselben  
 von einem Knochen auf den andern fort; bei einer unbeweglichen Ver-  
 :ndung setzt es dagegen unmittelbar von einem Knochen auf den andern, oder  
 :hen anknospenden Knorpel über. So bildet es einen zusammenhängenden  
 :ber sämtliche Knochen. Mit seiner äußern Oberfläche verweben sich  
 :fasern und Bänder und nach diesen Verbindungen, welche es eingeht, ist  
 :n manchen Stellen dick und rauh, an anderen dünn und glatt. Seine  
 : Seite ist durch kurzes Zellgewebe, durchtretende Gefäße und einzelne  
 :nen, die sich in die Knochenvertiefungen einsenken, mit der Ober-

fläche des Knochens fest verbunden. Es führt in der Augenhöhle den Namen Periorbita, auf der äußern Fläche des Schädels heißt es Pericranium, auf den Knorpeln Perichondrium, auf den Bändern Peribesmium. Das P. ist von vielen netzförmig verbreiteten Blutgefäßen durchzogen, welche sich hier deshalb auf das Mannigfaltigste verästeln, um in möglichst feinen Aesten in die Rinde der Knochen einzudringen, weshalb das P. mittelbar zur Ernährung derselben beiträgt und nicht mit Unrecht Matrix der Knochen genannt wird. Besonders bei Embryonen und Kindern ist es sehr gefäßreich und hier deshalb lockerer und dicker; Säugadern will man ebenfalls an seiner Oberfläche gesehen haben, von den Nerven ist dieß noch zweifelhaft. Boppenheim behauptet indeß, welche entdeckt zu haben; jedenfalls befinden sich Aestchen des Sympathicus in den Wänden seiner Gefäße, weshalb das P. im gesunden Zustande unempfindlich, im kranken sehr schmerzhaft werden kann. Die Ansicht, daß das P. die Fähigkeit besitze, unabhängig vom alten Knochen neue Knochensubstanz zu bilden, welche früher geradezu verworfen wurde, ist jetzt wieder sehr schwankend geworden. Die Versuche, bei welchen man ein Stück eines Knochens aus seiner Periosteumscheide herausnahm und später dieselbe mit Knochenmasse ausgefüllt fand, sprechen dafür.

**Permissio**, Bernard de Bluet d'Arbères, Graf von, ein Schweizer, der zu seiner Zeit durch seine Narrheiten viel Aufsehen erregte, geboren 1566 im Dorfe Arbères bei Dibonne im Ländchen Ger von armen Aeltern, mußte in seiner Jugend das Vieh hüten und hing dabei kindischen Träumereien nach, die ihm den Kopf endlich so einnahmen, daß er zu der festen Ueberzeugung kam, er sei von der Vorsehung zu etwas Großem bestimmt. Unter allerhand, auf seine künftige Größe hindeutenden, Spielereien mit seinen Genossen erreichte er das Alter, wo man sich zu einem bestimmten Lebensberufe entschließen muß. Da er aber hiezu keine Lust hatte, so entfloß er seinen Aeltern und ward endlich aus Mitleid von einem wohlhabenden Manne in Numilli aufgenommen und bewogen, Wagner zu werden. Kaum hatte er aber einiges Geld durch seine Arbeit am Annonciadensort in Savoyen verdient, so kehrte er, in fleischfarbenen Baccassa gefleidet, mit Dolch, Säbel und Federhut ausgerüstet, in seine Heimath zurück u. nannte sich Großmeister des Artilleriegebirges des Annonciadenschlosses. Nachdem er wiederum einige Zeit beim Gouverneur der Citadelle von Montmellian in Dienste getreten war, kehrte er von Neuem nach Arbères zurück, sich als gottgesandten Propheten verkündigend. Seine Reden fanden jedoch nicht den gewünschten Beifall; er verließ das undankbare Geburtsland und ging 1597 nach Chambéry, wo ihn der Herzog von Savoyen, der sich an seinen Narrheiten belustigte, in seine Dienste und auf seinen verschriebenen Reisen mit sich nahm. Hier legte sich Bluet den Titel Graf von P. bei und lebte mehre Jahre in verschiedenen Städten Italiens, namentlich in Turin, wo er von den Hofleuten als Maske (Hansnarr) behandelt, aber in seinen hohen Ideen immer mehr bestärkt wurde. Die Huldbigung, welche er der Maitresse des Herzogs, als seiner Herrschkin, sollte, hatte zur Folge, daß ihn der Herzog wie einen Fuchs pressen ließ und die, im Zorne über solche Behandlung geforderte, Entlassung sofort gewährte. ging nun nach Frankreich zu Heinrich IV., den er den großen Kaiser Theobald nannte, fand aber nur kühle Aufnahme und nährte sich durch den Verkauf sein Leben behandelnder Schriften, bis er 1606 in traurigen Verhältnissen starb. Diese von ihm selbst verfaßten Schriften sind wegen ihres sonderbaren Charakters eine literarische Merkwürdigkeit. Es finden sich deren 103, vereinigt in einem ihm selbst veranstalteten Sammlungen unter dem kuriosen Titel: *Recueil des oeuvres de B. de B. d'A., comte de P., chevalier des ligues des tions suisses; et le dit comte de P. vous avertit, qu'il ne sait ni lire, ni écrire et n'y a jamais appris; mais par l'inspiration de dieu et la bonté des anges et par la bonté et misericorde de dieu etc.*, 12. mit Holzschnitten. Eine zweite Sammlung „*Dernières oeuvres de B. d'A.*“ etc. umfaßt bis 143—173, so daß also in der Mitte eine Anzahl verloren gegangen sind.

en Gebete, Reden, Sprüche, Gesichte, vollständige Verzeichnisse der Personen, welchen P. bei seiner Ankunft in Frankreich beschenkt worden ist und seine Beschreibung.

**vermoser**, Balthasar, Bildhauer, wurde 1651 zu Kammer in Bayern und starb 1732 zu Dresden. Er arbeitete zuerst bei Weiskirchner in Prag, dann bei Knacker in Wien und begab sich nachmals nach Italien, wo 17 Jahre blieb und besonders für den florentinischen Hof Vieles arbeitete. Im J. 1704 nach Berlin berufen, führte er hier mehre Werke aus, die theils in Potsdam und im Neuß'schen Garten, theils in Kirchen zu finden waren, in der Zeit aber zu Grunde gingen, oder weichen mußten. Dahin gehört: zenschnitzender Amor und der Schlangenwürger Hercules, die Gruppe von Psyche und Eros. Im J. 1710 folgte P. einem Rufe nach Dresden, wo er bis zu seinem Tode verblieb. Dort fertigte er für den großen Garten mehre Statuen, die im siebenjährigen Kriege fast alle zu Grunde gingen, so wie andere Arbeiten, für Kirchen, Paläste, Häuser und Gärten unternahm. In der katholischen Kirche ist von ihm ein schönes Ecce Homo u. die Statue des Kaisers Johannes, die in der Kanzel. Auf dem Friedrihsstädter Gottesacker errichtete sich der Künstler jenes Monument und zierte es mit der Kreuzabnahme. Eines seiner schönsten Werke, zugleich eine künstliche Sonderbarkeit, ist die Statue Eugen's von Savoyen, welche er aus einem 80 Centner schweren Marmorblock für den Wiener Kaiser fertigte. Sie stellt den Fürsten dar, auf dem Künstler stehend, der sich wie ein Pferd windet und nach dem Prinzen das Gesicht wendet, um anzuzeigen, daß die Arbeit nur mit Fußstapfen zu dieser Arbeit habe gezwungen werden müssen. P. arbeitete der Künstler auch in Elfenbein, wie in Stein und Holz. In der Anatomie war er bisweilen übertrieben, gern trug er auch sein anatomisches Theater zur Schau. Außerdem war er ein großer Sonderling. Er speiste z. B. niemals Fremden, trug nie einen Stock, ließ sich — wie er vorgab der bedrängten Fremden — den Bart nicht abnehmen, eine Bizarrie, die er in einer besondern Art verteidigte, welche unter dem Titel: „Der auf dem Throne der Ehren sitzende Bart,“ 1714 zu Frankfurt erschien.

**perry**. 1) John, ein englischer Ingenieur, widmete sich dem Seebienste mit Auszeichnung und ward 1798 von Peter dem Großen, der in diesem Jahre nach England kam, um die Marineeinrichtungen kennen zu lernen, gewonnen, in dem Land bei der Herstellung der vielen, das Seewesen betreffenden Anstalten, die in Petersburg ins Leben rief, mitzuwirken. Zuerst ward er nach Astrachan gesandt, um den bereits begonnenen Bau eines Kanals zwischen Don und Wolga zur Verbesserung des schwarzen und kaspischen Meeres zu prüfen und zu leiten. P. fand den Plan so fehlerhaft, daß die Arbeiten eingestellt und ein neuer Kanal in Aussicht genommen wurde. Der eben ausgebrochene Krieg mit Schweden brachte jedoch das Unternehmen ins Stocken und 1707 wurde es aufgegeben. P. ward nach Woronez gesendet, um dort den Fluß schiffbar zu machen und mußte sämmtliche Flüsse in den Petersburger benachbarten Provinzen untersuchen, Peter diese Stadt zu einem Hauptorte des Seehandels zu machen beabsichtigte. Der Krieg hinderte die Ausföhrung des großen Unternehmens, zu welchem P. die Pläne vorlegte. Nach dem Frieden am Pruth nahm Peter den Gedanken einer Vereinigung der Newa und Wolga wieder auf und P. ward mit dem Auftrag des Kostenanschlags, der Risse u. s. w. beauftragt. Dieser jedoch dem ihm versprochenen Jahrgelde während seiner 14jährigen Dienste nur wenig entsprach, als zur Deckung seiner nothwendigsten Bedürfnisse kaum hinreichte, so ließ sich P. nun nicht länger mit Vertröstungen, die ihm von Neuem gemacht wurden, halten lassen; er forderte daher seinen Abschied, stellte sich unter den Befehl des englischen Gesandten und ging mit diesem 1712 in das Vaterland zurück, wo er sich durch Entwässerung von Sümpfen und den Bau von Dämmen allgemeine Veste verdient machte. P. starb 1733. Er schrieb: „A regular system,“ London 1693, 4.; „The state of Russia under the present

Czar,“ daselbst 1716. *P.*s Hauptwerk, noch jetzt für Peters des Großen Zeit et der wichtigsten Geschichtsquellen, französisch von Hugony unter dem Titel: „Présent de la Grande Russie ou Moscovie etc.“ Paris und Brüssel 1717, 12 Haag 1717, 12.; Amsterdam 1720, 12.; Deutsch: „Der jetzige Staat von Rußland oder Roskau,“ Leipzig 1724, 2 Thle.; „An account of the stopping Daggendam - Breach,“ London 1721; „Proposals for the draining the fens Lincolnshire,“ daselbst 1727, Fol. — 2) *P.*, James, einer der einflussreichsten englischen Publizisten der neuern Zeit, geboren 1756 zu Aberdeen, hatte sich d. Studium der Rechtswissenschaft gewidmet, mußte aber, da inzwischen unglückliche Spekulationen die Vermögensverhältnisse seines Vaters, eines Baumeisters Hafen zu Aberdeen, zerrütteten, 1775 in die Dienste eines Handlungshauses Manchester treten. Nach 2jährigem Aufenthalte daselbst, während dessen er die Gesellschaft für philosophische und moralische Diskussionen gegründet hatte, ging 1777 mit den besten Empfehlungen der angesehensten Manufakturisten nach London. Hier ward er von politischen Ereignissen so mächtig angezogen, daß er gleich nach seiner Ankunft als Publizist austrat, indem er an dem neugegründeten *Opposition Journal*: „General Advertiser,“ anfänglich unbekannt, mitarbeitete. Nach einiger Zeit übernahm er die Redaktion dieser Zeitschrift und betheiligte sich auch an der „London Evening Post“. Dadurch gewann er nicht nur seinen Lebensunterhalt sondern auch einen bedeutenden Ruf. Um seiner Ueberzeugung Herr bleiben zu können, schlug *P.* eine Stelle im Parlamente, die ihm Pilt antrug, aus, begründete 1782 das „European Magazine“, gab jedoch bereits nach einem Jahre die Zeitschrift wieder auf, um die Redaktion des täglich erscheinenden „Gazetteer“ übernehmen. Dieses Blatt gewann unter seiner Leitung so großen Einfluß, daß die öffentliche Meinung, daß die Tory's *P.* zu fürchten begannen und durch Ableitungen äußerer Vortheile ihn seiner politischen Ansicht, deren Grundzüge Freiheit, Gerechtigkeit und Humanität waren, abwendig zu machen suchten. *P.* aber blieb ein seltenes Beispiel unter den Journalisten, seiner freien Ueberzeugung uneigennützig treu. Späterhin übernahm er die Redaktion des „Morning Chronicle“ vorher „Diary“ genannt und wurde mit seinem Freunde Gran Eigentümer desselben. *P.*s Einfluß suchte man sogar durch gerichtliche Anklagen zu hemmen, zweimal ward er wegen einzelner Artikel seines Blattes vor Gericht gestellt, jedesmal freigesprochen. Wegen der moralischen Gebiegenheit, Festigkeit und Uneigennützigkeit seines Charakters selbst von seinen politischen Gegnern allgemein geachtet, starb er 1821.

*Persan*, Pierre Nicolas Casimir de, französischer Geschichts- u. Alterthumsforscher, geboren 1750 zu Dole, trat in Militärdienste, beschäftigte sich aber vorzugsweise mit historischen, geographischen u. diplomatischen Untersuchungen. Beim Ausbruche der Revolution zog er sich aus dem Militärdienste zurück, um seiner Vaterstadt allein wissenschaftlichen Beschäftigungen zu leben. Indessen erging er den politischen Verfolgungen nicht, ward als conservativ Gesinnter 17 in's Gefängniß geworfen und sollte vor das Revolutionstribunal gestellt werden. Durch das Vorgeben eines schweren Unwohlseyns verzögerte er jedoch die Abreise ward in ein Hospital gebracht und rettete sich von da nach der Schweiz. Als Rückkehr ihm wieder erlaubt war, kehrte er auch sogleich zu seinen historischen Studien zurück, die er jedoch, durch den literarischen Nachlaß seines Vaters, des Abtes Monnier, unterstützt, fast einzig auf die Geschichte seiner Vaterstadt beschränkte. Außerdem war *P.* bis 1813 in mehreren Aemtern bei der Verwaltung dieser Stadt thätig und gründete besonders eine öffentliche Stadtbibliothek. Er schrieb: „Notice sur la ville de Dôle, dans le département du Jura,“ D. 1806; „Recherches historiques sur la ville de Dôle,“ Dole 1809 und 1811 „Dissertation sur l'état de la Séquanie sous les Romains,“ von der Akad. zu Besançon 1809 gekrönte Preisschrift.

\* *Persien*. — Während der Regierung des Schah Muhammed Mir hatte *Hadjji Mirza Aghassi*, als erster Minister, das Schicksal von *P.* vollstän-

ner Hand, aber er machte den elendesten Mißbrauch von der Macht, die ihm traut war. Gänzlich unwissend in Politik, Finanzen und Kriegskunst und schwätzig, um sich belehren zu lassen, brachte er den Schah auf den Punkt Bankerotts und den Staat an den Rand der Umwälzung. Die Hälfte der Einkünfte verschwendete er in unsinniger Weise an seine persönlichen An-  
 x, und den Rest verzehrte er, indem er dem Soldatenspiele des Königs schielte, zu dessen Erbauung er einen Part von tausend Geschützen zusam-  
 achte und mehr als eine halbe Million Flinten aus England kommen ließ. Die königliche Familie in P. aus dem türkischen Stamme der Kadsharen hat sie immer ihre Stammesgenossen, die ihre Heimathsthe in der Provinz Aserbeidschan haben, in allen Staatsämtern bevorzugt. Nie aber geschah dieses jem Uebermaße, wie unter Gadschi's Verwaltung, und darum erreichte der Schah der Perser gegen die Türken einen Grad, welcher die Amtsführung Statthalter der Provinzen lähmte und dem Staate mit Auflösung drohte. Die äußern Beziehungen betrifft, so unterwarf sich Gadschi nie geduldig dem Einflusse, aber er war zu unmächtig, um das Neze zu zerreißen, mit die Politik des Petersburger Kabinet's P. umwoben hatte. Zu England er nicht Vertrauen genug, um sich seiner Beschützung in die Arme zu werfen, mreich, dessen Gesandter, Graf Sardiges, eine Zeit lang am Hofe des Schah sahn im Korbe war, hat keine wirklichen Interessen in P., für die es gewagt würde, Rußland oder England in den Weg zu treten. Ueberdies machte sturz Ludwig Philipp's und die Errichtung einer Republik allen angeknüpften handlungen schnell ein Ende. Der Schatten Rußlands fällt mehr und mehr das arme P. Nachdem es den Gadschi, der ein geborener russischer Unter- ist, trotz seines Widerstrebens zur Nachgiebigkeit gezwungen hatte und so ihn den König beherrschte, verfolgte es eine nicht auffallende, aber un-  
 elbare Linie von Einmischung in die Regierung, die fast bis zur Oberauf- über die innere Verwaltung ging. — Muhammed Schah starb den 5. Sep-  
 t 1848 zu Teheran, und Mitglieder der englischen und russischen Gesand-  
 n ritten sogleich nach Lauris, um den ältesten Sohn des Königs, Kasir-  
 n Mirza, zum Herrscher auszurufen und in die Hauptstadt zu bringen. verhaßte Gadschi wurde natürlich von seiner Macht herabgestürzt und entging duth des Volkes nur dadurch, daß er sich in eine Freistätte rettete. Die den Befehlshaber wurden aus den Provinzen verjagt, und die Besatzungen n sich zum Theil durch schnelle Flucht oder schlossen sich in die Festungen nd warteten den Angriff ab. Der junge König traf auf seinem Zuge von is nach Teheran nirgends auf Widerstand und zog den 21. Oktober in seine tstadt ein. Aber vergebens suchen wir in dem Charakter des neuen Herr-  
 , in der Zusammensetzung des Hofes, in der innern Lage des Landes und in i äußeren Verhältnissen irgend ein Element von Stärke oder Dauer. Der nd der Parteien droht mit den größten Gefahren; denn außer den zwei n Parteien, der türkischen und der persischen, welche von jetzt an auf einen Kampf gerücket sind, muß man noch eine dritte in Anschlag bringen, deren st ist, diesen Streit zu nähren und von der Erschöpfung der beiden Parteien Vortheil zu ziehen. Die erste Noth der neuen Regierung muß von den gen kommen; der Staatsschatz ist vollkommen leer, und man weiß nicht, : er gefüllt werden sollte. Nirgends findet man Vertrauen auf die Dauer bestehenden; die Masse der Bevölkerung ist noch unter dem Einflusse der Beweg-  
 h, welche fast überall nach dem Tode des alten Königs ausbrachen, u. seitdem t sich große Aufstände in Mazenderan, Ispahan und Kerman ereignet. Die z Besorgniß aber erregt Chorasán. Diese Provinz ist entschlossen, sich nicht von den türkischen Truppen aus Aserbeidschan mißhandeln zu lassen; die chner haben jeden Türken, der ihnen in die Hand fiel, ermordet und einen kungskrieg gegen ihre Dränger erklärt. Das Ministerium schickte von nach Chorasán, und zwar ausschließlich Türken aus Aserbeidschan,

diese wurden von den Bewohnern der ersten Stadt, in die sie eindringen wollten geschlagen und mußten sich nach Teheran zurückziehen; wo man jetzt versucht, sie zu verstärken. Rußland geht inzwischen, die Unfähigkeit eines Knabenkönigs und die Schwäche eines gespaltenen Hofes benützend, langsam seinen Weg weiter, bevormundet die Regierung, behnt seinen Einfluß aus, schreitet aber vor der Hand nicht unmittelbar ein, sondern wartet mit kluger Bedachtsamkeit zu, bis die groß innere Krise eingetreten seyn wird, die über P. schwebt.

\* Peruzzi, Balthasar, berühmter Maler und Architekt, geboren 1481 zu Accajano bei Siena, kam frühzeitig nach Rom, wo er sich besonders Raphael zum Muster nahm, wie aus zweien seiner Hauptwerke hervorgeht: dem Urtheil de Paris in Castello di Belcaro und aus der berühmten Sibylle, die dem Augustus die Geburt des Heilandes verkündet. P. zeigte einen streng ordnenden Geist, der sich auch in seinen großräumigen Werken zu erkennen gibt u. die glückliche Gabe Gemüthsbewegungen im Bilde zu fixiren, wie alla Pace zu Rom. Dort sieht man das berühmte Gemälde der in den Tempel gehenden heiligen Jungfrau in Fresco. Früher, als dieses Bild, sind die Wandgemälde, welche er an der Altartribüne von S. Onofrio, unter den Kuppelgemälden von Pinturicchio, ausgeführt hat. Sie stellen eine Madonna auf dem Throne mit den Heiligen, auf der einen Seite die Anbetung der Könige, auf der andern die Flucht nach Aegypten dar. Viel Lebenswürdiges und Anmuthiges enthalten auch die Deckenbilder im Saale der Capessina, wo Raphael die Salathea gemalt hat. Bei seinem großen und ernsten Geiste trieb P. ein gar sinniges Spiel mit den leichten u. vielfach verschlungene Gewinden der Arabesken. In der Kenntniß der Perspektive kam ihm kein Siemeser gleich. Seine architektonischen Verzierungen, in Terra verde (Chiaroscuro) ausgeführt und seine monochromen Basreliefs, Opfer, Bacchanale u. dergl. waren bis zur Täuschung nachgeahmt, ein Erguß des heitersten Geistes. Er zierte die Halle des Palastes Massimo in Rom, den Hochaltar der Hauptkirche zu Siena u. das Thor des Hauses Saccati in Ferrara, dieses so lieblich, daß es unter die Seltenheiten der Stadt und in seiner Art Italiens gezählt wurde. Mehr noch bewunderte den trefflichen, vielseitigen Geist unseres Künstlers der Palast der Farnesina, den er mit der höchsten Anmuth ausschmückte. Da war es auch, wo später ein von P. gemaltes Gefirnß das geübte Auge eines Titian täuschte, so daß dieser durch Betastung sich überzeugte. So künstlich gemalte Architektur befand sich an mehreren Gebäuden in Rom und Siena und in letzterer Stadt sah man besonders, welch' großer Meister P. in Grotesken gewesen. Eine andere Gattung von Verzierung der Häuser, deren man sich damals gern bediente, ist jene, welche die Italiener „a terretta“ nannten. Man schnitt die Zeichnungen auf dem Anwurf ein und füllte diese vertieften Linien mit Schwarz und Weiß aus. Zum Grund nahm man Thonerde, zerstoßene Kohle, Travertin oder Kalksteinstaub. Man schnitt Zierrathen und Scenen ein, nach Art der Basreliefs. Bemerken müssen wir auch, daß P. der Erste unter den Neueren ist, welcher Theaterdekorationen gemalt u. diese Kunst fast wie mit einem Schlage zu einer Vollkommenheit gebracht hat, wie man sich früher nie träumen ließ. P.'s Bilder in Del sind von großer Seltenheit; ein Altargemälde, eine Madonna zwischen dem Täufer u. dem heiligen Hieronymus in halber Figur, befindet sich zu Torre Valbiana, 18 Miglien von Siena. Selten sind auch seine Staffeleigemälde; eine Darstellung der drei Könige kommt in mehreren Galerien vor, aber nur als Copie. P. selbst führte das Bild nur Frau in Frau aus und Girolamo da Trevisi hat es nachmals colorirt. Im Palaste Ranucci zu Florenz sieht man die Anbetung der Weisen, wo man 59 Köpfe zählt. Geräuschvoller ist aber jenes Gemälde mit der Geburt Christi, welches A. Carracci 1579 gestochen hat, wovon das Urbild sich zu Bologna im Palast, Bentivoglio befand. In der Bridgewater Galerie ist die Anbetung der Könige aus der Galerie Orleans, im Schulgeschmacke Raphael's mit P.'s bekannten bizarren Zusätzen von Turbanen und anderen wunderlichen Trachten seinem übertrieben glühenden Farbenton und etwas gleichgültigen Köpfen. In



erlichen Eremitage zu St. Petersburg schaut man ein bewundernswürdiges Bild der Architekturzeichnung in einem großen Gemälde. Dieses stellt zwei großer Paläste dar, mit genauer Beobachtung der Verhältnisse und sorgverziert mit Vasreliefs. Den Hintergrund bildet ein Säulengang. Am erschein die heil. Jungfrau mit dem Kinde, auf welche die verschiedenen enggruppen staunend ihre Blicke richten. Noch berühmter ist B. als Archi- a Allgemeinen einer der vorzüglichsten unter den Neueren. Seine Werke zu den schönsten Denkmälern der Architektur und, was Anmuth und Zier- der Form betrifft, stehen sie vielen anderen Erzeugnissen dieser Art voran. o Ghigi, ein Steneser, der zu Rom in glänzenden Verhältnissen lebte, ließ 3. einen Palast, oder vielmehr ein Casino bauen, welches jetzt unter dem der Farnesina bekannt ist. Hier legte nun der Künstler einen herrlichen von architektonischen Kenntnissen dar und hier erreichte durch ihn auch die turmalerei einen Grad von Vorzüglichkeit und Vollkommenheit, wie man nie gesehen. Weit hin verbreitete dieses Gebäude den Ruf B.'s u. so wurde nach Bologna beschien, um die Façade der Kirche St. Petronio zu ent-

Dann fertigte er die Zeichnung zur Pforte der Kirche St. Michele zu den Plan zur Hauptkirche von Capri u. s. w. Nach Rom zurückgekehrt, er 1520 erster Baumeister der Peterskirche; doch sein Plan, der Schönste en, kam nicht zur Ausführung, woran größtentheils die Erschöpfung der jen Casse Schuld war. Unter Leo's Nachfolger, Adrian VI., sank die

Im Jahre 1527 wurde unter dem Connetable von Bourbon Rom erobert 15. hundert, viele Künstler gingen in jener Katastrophe unter, die anderen mit Gefahr ihres Lebens. B. wurde gefangen, für einen verkleideten Prä-

ehalten, erhielt zwar, nachdem er erst das Bildniß des verhafteten Connetable hatte, seine Freiheit wieder, gerieth aber auf dem Wege nach Siena von in Gefangenschaft und langte so in traurigem Zustande in Siena an.

: beeiferten sich hier, ihn zu unterstützen und zu beschäftigen. Um eben it wollte ihn Clemens VII. als Ingenieur im Kriege gegen Florenz ge- n, allein der Künstler lehnte das Anerbieten ab, zerfiel deshalb mit dem oberhaupt, setzte aber nachmals, nach erlangter Berzeihung, seine gewohnten a in Rom fort. Er gab dem Fürsten Orsini verschiedene Zeichnungen zu n, von welchen die einen zu Viterbo, die anderen in Apulien ausgeführt

. Ein wahrhaft originelles Gebäude, eines der herrlichsten des neuern ist der von B. erbaute Palast Massimo, das letzte große Werk des Künst-

welches er selbst nicht mehr beendigen konnte. B. starb 1536, vielleicht an und wurde im Pantheon neben Raphael beigesetzt. S. Serlio erbt zum

effen hinterlassene Schriften und Zeichnungen von Alterthümern, womit er bhandlung über die Architektur, besonders das vierte u. fünfte Buch, welche rthümlichen Denkmäler Roms enthalten, bereicherte. Das Bildniß des re's, halbe Figur, nach ein Ungenannter.

efade (vom französischen poser, schwer seyn und auf einem Schwerpunkte eine Schule der höhern Reitkunst, in welcher das Pferd, auf einer Stelle

), die Vorhand sehr hoch hebt, mit den Hinterfüßen, aber ohne sie zu be- fest auf der Erde steht und sie nicht, wie bei der Courbette, welche weni-

aben ist, als die B., in kurzen Sätzen folgen läßt. Diese Schule lehrt erd die Vorhand mit Leichtigkeit heben, so wie die Arme mit Zielckheit und bereitet es dazu vor, mit mehr Freiheit zu springen. Doch darf nicht

r B. geschritten werden, als bis das Pferd schulterfrei, der Hand und den in gehorsam und im stolzen Tritt ganz fest ist. Gleich diesem wird auch

in den Pilaren angelehrt. Außerhalb der letzteren pflegt man in der freien

mit dem spanischen Schritte zur B. überzugehen und fordert dann von dem deren eine bis zwei auf der Stelle ohne Ausfallen der Gruppe, worauf man

), einige Stellen ruhig vorwärts gehen läßt. Die B. kann man auch

mer Reihe von Courbetten, als die letzte und auf der Stelle bleiben

bringen, was dazu dient, die Parade zu verschönern und die Vorderhand leid erhalten. Sie unterscheidet sich von dem willkürlichen u. unregelmäßigen St wesentlich dadurch, daß bei ihr das Pferd in der Hand bleibt, sich in den Ho biegt und die Kniekehlen unter sich bringt, so daß es die Vorderhand nicht l hebt, als es soll; während bei dem Stelgen dasselbe in den Kniekehlen ausgef und nicht in der Hand ist, wobei man Gefahr läuft, mit ihm umzufchlagen.

Pesello, ein Maler aus Florenz, geboren 1380, Schüler u. Gehülfe von lippo Lippi. Man rühmt besonders sein Bild der Epiphanie, mit dem Bild des Donato Acciajuoli, in der florentinischen Galerie. „Young Ottley“ in Lo besitzt das Altarbild, welches P. für die Kirche des heil. Jakob in Pistoja m es stellt Gott Vater vor, wie er Christus am Kreuze hält; auf zwei an Theilen erblickt man St. Jakob und St. Jeno. Dieses Bild, höchst edel in Charakteren und in der Zeichnung, ist auch musterhaft durchgebildet in Theilen. P. malte auch eine Menge Thiere so treu nach der Natur, daß er mals nicht seines Gleichen hatte. Er starb 1457. — 2) P., Francesco genannt Pesellino, Sohn des Vorigen, wurde 1426 geboren und ebenfalls den Grundsätzen des F. Lippi zum Künstler herangebildet. Seine Werke sind denen des Meisters kaum zu unterscheiden. So zeigte P. größeres Talent, als Vater, erreichte aber nur ein Alter von 31 Jahren. In der Liverpool-Instit zu London zeigt man jetzt eine von ihm gemalte Predella, auf welcher die Stellung einer Reliquie in der Kathedrale zu Florenz dargestellt ist, mit den nissen des Cosmo de Medici, seines Sohnes Piero und seiner Enkel Lorenzo Giuliano, eines der reichsten und interessantesten Sockelbilder. In der G des Louvre zu Paris befinden sich zwei Bilder von P., die ebenso dramatisch energisch in den Motiven, als liebevoll ausgeführt sind; das eine stellt die matifikation des heil. Franz, das andere die H. Cosmas und Damian vor, sie einem Kranken Hülfe bringen.

Pesne, 1) Jean, Maler und Kupferstecher, geb. 1623 zu Rouen, star Paris 1700. Der Meister dieses berühmten Künstlers ist unbekannt; man aber, daß er die Malerei bald aufgab, um sich ausschließlich der Kupferstecher zu widmen. Hierin befolgte er besonders zwei Manieren: die gewöhnliche Stecher seiner Zeit u. eine eigenthümliche, in welcher er weder Nebenbuhler, Nachahmer hat, zunächst beim Stiche seiner Werke Poussin's. Er bediente dabei des Stichel in Verbindung mit der Nadel, mischte auch Punkte ein wußte Alles so anständig und glücklich zu amalgamiren, daß ein Instrument Unterstützung des andern nothwendig gewesen zu seyn scheint, so wie sich der Maler schiebener Tinten bedient. Diese Blätter sind korrekt in den Umrissen, mal gehalten, voll Harmonie und Verständniß der Form, daher sehr gesucht, über alle geschätzt, weil P. immer in den Geist des Vorbildes einzubringen suchte. gibt, was Zeichnung, Charakter und Ausdruck betrifft, ein möglichst vollkomm Abbild, wenn er auch weniger den Glanz des Stiches berücksichtigte. Das Verzeichniß der Werke dieses Künstlers gibt Robert Dumesnil in seinem Peigravours français, Paris 1838, III. 113 ff. — 2) P., Antoine, Bruder des Vorigen, einer der berühmtesten Bildnißmaler des 18. Jahrhunderts, gel Paris 1684, starb als Hofmaler und Akademiedirektor zu Berlin 1757. ersten Unterricht erhielt er von seinem Vater, Thomas P., der ebenfalls Bild malte; dann leitete ihn weiter auf seiner Bahn ein Oheim mütterlicher Charles de la Fosse, bis sich der Künstler kräftig genug fühlte, Italien zu bere Hatte er sich schon in Paris längere Zeit mit gutem Erfolg mit der Bildniß rei beschäftigt, so legte er nun in Venedig die größten Beweise von Talent leses Fach an den Tag. Seine Neigung für die Kunst gab ihm bei den Stu er großen Meister in Rom, wie bei denen des Luca Giordano und des Rilest in Neapel, zugleich die Richtung zur Historienmalerei, worin er auch aeren Jahren trefflich kolorirte Arbeiten lieferte. Indessen behielt das Bildniß m das Uebergewicht und die venetianischen Altmeister, Giorgione Barba

und Titian, sowie Palma, wurden in P.'s Bildnissen würdig repräsentirt, da der Künstler die, jenen Meistern eigene, Pastosität und das Saftige und Markige des Pinsels vortrefflich wieder zu geben verstand, übrigens durch wahrhaftes Colorit, verbunden mit einem eigenen Reiz in den Tönen eine Lebendigkeit entwickelte, welche in anderen Kunstwerken des Bildnißfaches selten wieder vorkommt. Sein Ruf verbreitete sich sehr weit und in Paris, wo er Mitglied der Akademie wurde, wie auswärts, bemühte man sich, Etwas von des Meisters Werken zu besitzen. Als eines seiner vorzüglichsten Gemälde nennt man das große Familienbildniß des, damals in Paris bei der Schweizergarde dienenden Obersten, Freiherrn von Erlach. Der berliner Hof ehrte den Ruf des Künstlers dadurch, daß er ihn zum Hof- u. Kabinetmaler, wie auch zum Akademiedirektor ernannte, worauf derselbe seinen köpfigen Aufenthalt in Berlin nahm. Die königlichen Schlösser zu Berlin, Potsdam, Sanssouci u. s. w. in der Nähe der preussischen Hauptstadt. enthalten eine große Anzahl vorzüglicher Werke seiner Hand, namentlich die Familienbildnisse des königl. preussischen Hauses, worunter einige treffliche von Friedrich dem Großen, dann auch mehre historische Gemälde und Plafonds, in denen die Zeitgeschichte des großen Helden illustirt ist. Nach P. sind mehre Kupferstiche vorhanden, die sich mehr oder weniger dem kräftigen und zugleich weichen Pinsel des Originals nähern; so haben Daullé, Zeurat, Petit, Trouvain, Hayn und Rasp, Schmidt u. Wille manches schöne Blatt geliefert. Besonders merkwürdig bleibt das Bildniß Friedrich's des Großen, von Wille gestochen, welches den Helden in seinen jüngeren Jahren als schönen kräftigen Mann darstellt, wo neben äußerer Fülle u. ungemainer Zartheit das geistige, leuchtende Auge des Monarchen hervorblinzt, auch in der ganzen Stellung sich Würde und Hoheit zeigt. Ebenso verdient des Malers Bildniß, von G. Fr. Schmidt gestochen, große Auszeichnung. Die königliche Gallerie zu Dresden besitzt von P. sechs verschiedene Gemälde, darunter des Künstlers eigenes Bildniß, dann das seiner Tochter, welche sich auch als Künstlerin bekannt machte. Letzteres Bild erinnert an Stubens bekannten Chapeau de paille u. fast möchte man glauben, daß P. jenes Meisterwerk zwar in anderer Auffassung, aber doch in einer nachstrebenden Idee vor Augen gehabt. Auch in der Pinakothek zu München sieht man zwei der schönsten Gemälde unseres Künstlers: ein Mädchen mit dem Strohhute und das Bildniß eines in Pelz gekleideten Malers.

**Petershausen**, ehemalige Reichsabtei Benediktinerordens, liegt der badischen Stadt Konstanz gegenüber am rechten Rheinufer. Das Kloster wurde vom Bischöfe **Schard** von Konstanz gestiftet, der im J. 983 den Grundstein zur Kirche legte und selbe 992 vollendete. Er legte in ihren Hallen die Gebeine des hl. Gregor nieder. Durch das Konstanzer Concillium erhielt der Abt das Recht, Inful und Stab zu tragen und 1683 wurde er in die schwäbische Benediktinerkongregation aufgenommen. In den letzten Jahrzehenden des 15. Jahrhunderts sank das Stift sehr in Armuth, litt auch im 30jährigen Kriege viel, erholte sich aber bald wieder in dem Maße, daß Abt Georg Strobel ein neues Konventgebäude aufführen konnte. Nach der Säkularisation im J. 1803 ward P. mit seinen Gütern den Markgrafen von Baden zugetheilt, das Kloster in eine Kaserne, später in ein fürstliches Schloß verwandelt, die Kirche aber abgebrochen. md.

**Pether**, William, ein englischer Maler und Kupferstecher, 1731 zu Carlisle geboren, kam in früher Jugend nach London, malte Anfangs besonders Bildnisse, widmete sich aber dann unter Leitung des Th. Ferne der Kupferstecherkunst in Mezzotinto-Manier, worin er Ausgezeichnetes leistete. Seit 1778 Mitglied der Akademie der Künste zu London, starb er um 1795. Von seinen zahlreichen Werken nennen wir nur: The three Smiths, 1765, gr. Fol. selten; Franz Duesnow, nach G. le Brun, gr. Fol.; Helena Forman, Rubens Frau, nach Rubens, gr. Fol.; Bildniß eines Malers mit langen Haaren und Knebelbart, gr. Fol.; der Herr des Weinberges, nach Rembrandt, gr. Roy.-Fol.; The philosopher nach demselben, gr. Fol.; ein Krieger mit dem Hut auf dem Kopfe, nach demselben, gr. Fol.; ein junger Mann mit Hut u. Mantel, nach demselben, Quer-Fol.; Bildniß eines M

den Federhut auf dem Kopfe und nach links sehend, nach Giorgione, 176 Fol.; ein Eremit, in der Grotte sitzend, betrachtet bei Lampenschein ein Buch nach J. Wright, 1770. Quer-Fol., berühmtes Blatt; die Enthalttsamkeit des Bayers, nach E. Penny, 1770, gr. Quer-Fol. In seinem „jüdischen“ ist die Kunst der sanften und zarten Arbeit auf die höchste Stufe getrieben.

**Petit-Nadel**, 1) Louis François, Zeichner und Architect, 17 Paris geboren, Schüler Bailly's, beschäftigte sich neben dem Studium der tekture auch besonders mit der alten Geschichte seiner Kunst, wofür er spät seinen Reisen in Italien, Sicilien und Griechenland reiche Belege sammelte zeichnete viele architektonische Ueberreste der alten Völker jener Länder und aus diesen auf den Ursprung und die Verwandtschaft derselben zu schließend hat diese Sammlung von Zeichnungen selbst radirt und unter dem Titel „*Revue de ruines d'architecture*“ herausgegeben 1806 machte er Pläne u. Entwürfe welchen die Kirche St. Nadelaine zum christlichen Cultus wieder eingerichtet werden sollte und ein gleiches that er mit dem Pantheon; letztern Plan gab er Stichen heraus. Er leitete den Bau des Palastes Bourbon und die Restauration des alten Hotel du Tresor-Royal. Nach seinem Plane wurde das Schlachthaus in Roule erbaut. P. war Architecte-expert-juré du Roi, ward er Inspecteur des bâtiments civils und Mitglied der Jury der Architektenschule; er starb 1818. — 2) P., Philippe, französischer Arzt, den 7. Febr. 1782 zu Paris geboren, machte unter Brardor seine chirurgischen Studien, erhielt 18 Jahre eine goldene Preismedaille von der Ecole pratique und ward bald auf Chirurgien aide major vom Invalidenhanse. Als Chirurgier major nach Ostindien, hielt sich 3 Jahre in Sumatra auf, setzte nach seiner Rückkehr nach Rheims seine medizinischen Studien fort und erhielt die chirurgische Professur zu Paris. Nach dem Ausbruche der Revolution verließ er im August 1792 die Hauptstadt, ging nach Bordeaux und von da im Juni 1793 nach Ostindien. 2jährigem Aufenthalte auf der Insel Bourbon begab er sich im April 1795 nach Amerika und kehrte im folgenden Jahre nach Frankreich zurück, wo er 1797 Professur der klinischen Chirurgie an der Ecole de Medecine erhielt. Seit 1800 Präsident der Société de medecine, er starb den 30. Nov. 1815 am Tage Außer mehreren Uebersetzungen aus dem Englischen und vielen lexicographischen Journalartikeln schrieb er: *Essai sur les lait*, Paris 1786; *Nouvel avis au peuple ou instruction sur certaines maladies qui demandent les plus prompts secours*, das. 1789; *De amoribus Panchoritis et Zoroae*, Poema erotico-didactico 1798, 2. Aufl. 1801, französisch unter dem Titel: *Mariages des plantes* 1798, 2. Aufl. 1803; *Auszug* unter dem Titel: *Les mystères de Flore* 1813; *Cours des maladies syphilitiques*, das. 1818, 2 Bde.; *Voyage historique chorographique et philosophique dans les principales villes d'Italie*, das. 3 Bde; *Pyretologia medica*, das. 1806, franz. das. 1812. Auch gab er *de Longi Sophistae Pastoralia*, Paris 1809; *Callimachi Cyrenaeici Hymni*, das.

**Petri**, 1) Bernhard, ein bekannter tüchtiger Landwirth, ward den 2. 1767 in Zweibrücken geboren. — Von seinem Landesherrn, dem Herzog August, bei dem P. Vater in großer Gunft stand, bestimmt, die oberste Leitung über die herzogliche Oekonomie und Gärten zu führen, beschäftigte er sich frühzeitig eifrig mit dem Studium der Naturwissenschaften u. ging dann aus zögliche Kosten nach England, um sich in der Landwirthschaft und den damit verbundenen Gewerben zu vervollkommen, namentlich aber die schöne Gartenkunst zu studiren. Nach vierjährigem Aufenthalte daselbst ward er zurückgerufen, doch er zuerst Frankreich, Holland, Belgien und Deutschland bereisen, um sich über den Zustand der Landwirthschaft in diesen Ländern zu unterrichten. Von dieser zurückgekehrt, übte er einen sehr entscheidenden Einfluß auf alle höhere ökonomische Angelegenheiten aus und richtete die Hofgärten in Karlsruhe nach englischer Art ein. Als der Herzog zur Zeit der französischen Revolution aus seiner Residenz vertrieben war, wandte sich P. in die österreichischen Staaten, führte do

mehren Herrschaften und zuletzt bei dem Erzherzog Palatin von Ungarn die schöne Gartenkunst ein u. wurde bevollmächtigter Güterdirektor des Fürsten Johann von Liechtenstein. Er organisierte die fürstlichen Güter nach seinen Grundrissen mit unbeschränkter Vollmacht, führte den Kleebau ein und betrieb vorzüglich eine ausgedehnte Viehzucht. Wegen der glücklichen Lage der Herrschaften Loosdorf u. Hagenberg für die Schafszucht unternahm er im Auftrage des Fürsten eine Reise nach Spanien, um dort Merinoschafe einzukaufen und sie nach Deutschland überzupflanzen. Mittlerweile war aber der Verkauf von Merinos ins Ausland von der spanischen Regierung streng untersagt worden und P. war umsonst bemüht, sich Erlaubnis auszuwirken. Um aber nicht unverrichteter Dinge zurückzukehren, bewirkte er heimlich die Einkäufe und brachte unter mancherlei Gefahren 1803, neben der Herde für den Fürsten, auch eine zweite für sich selbst mit. Er bewirtschaftete nun noch 5 Jahre lange die fürstlichen Güter mit dem glücklichsten Erfolge. Auf seine Veranlassung wurde in Feldberg in Oesterreich eine ökonomische Zusanmmenkunft bewirkt, der alle Oekonomie-, Bau- und Forstbeamten aller fürstlichen Herrschaften in Böhmen, Mähren und Oesterreich beiwohnen mußten, um systematische Grundregeln über alle Verwaltungszweige fest zu stellen, während zu gleicher Zeit auch mehre neue große Schlösser, Gärten, Parks und andere architektonische Kunstwerke errichtet wurden. Schon 1804 hatte er das Gut Theresienfeld bei Wienerneustadt in Niederösterreich gekauft, um die reine Inzucht mit den vier Merinosstämmen, die er aus Spanien gebracht, zu betreiben. Im Jahre 1808 nahm er seine Entlassung aus den liechtensteinischen Diensten und zog nach Theresienfeld, wo er nicht nur die Landwirthschaft in großartigem Stile betrieb, sondern sich auch sonst vielfach verdient machte, wie er denn 1812 eine Leih- und Sparkasse in der Gemeinde Theresienfeld gründete und durch eine neue Wasserleitung mehre hundert Ader gleichsam zur Fruchtbarkeit zwang. Er war der Erste, der die Inzucht der Merinos in Deutschland betrieb und sie in Schriften lehrte. Bekannt ist sein Reinzuchtinstitut original-spanischer Stammschafe der drei Merinosrassen St. Baular, Guadeloupe u. Regretti, gewöhnlich nur die petri'sche Schaferei genannt. Ds Zuchtverfahren besteht darin, die genetische Kraft der drei genannten Rassen stets nach den Musterbildern des Originals dadurch, daß er jedesmal die vollkommensten, einander am nächsten stehenden, Originalstammthiere bei höchster Blutsverwandtschaft zusammenpaart, selbst zu verfolgen und genau zu beaufsichtigen, um dadurch die reine Racefortbildung und Bereblungskraft dieser edlen Rassen constant zu erhalten und so jedem Fabrikat das möglichst feinste, geweidigste und zarteste Gefühl, so wie den Urproducenten den höchsten Feinertrag zu ein fein- und vielwolliges Produkt zu geben. Aus dieser Anstalt werden jährlich 4 — 800 Stück der edelsten und reichwolligsten Stammböcke und Mutterse um festgesetzte Preise in größeren und kleineren Partien verkauft. Der Preis eines Mutterchafes ist dreißig bis fünfzig, der eines Widbers fünfzig bis hundert Gulden. Sehr seltene Böcke, die sich neben höchster Feinheit auch noch durch eine reichwolligkeit auszeichnen, werden um 200 Gulden und höher verkauft. Die P. die Veranstaltung getroffen, daß auch nach seinem Tode und unter dem Namen werden jährlich wenigstens die gleiche Zahl ausgewählter Stammthiere veräußert werden kann. Der Verkauf beginnt jedesmal im Herbst und dauert bis zum Winter; wird aber der Verkauf noch vor der Wollschur bewirkt, so muß jedes eines Widbers mit 8 Gulden und eines Mutterchafes mit 5 Gulden beson- vergütet werden. Bei trächtigen Mutterchafsen tritt eine Preiserhöhung 25 % während der 4jährige Böcke und 5jährige Mütter um 20 % wohlfeiler abgelassen an. Die Auswahl besorgt der Eigenthümer, um auch auswärtige Käufer, die an Ort und Stelle kommen, befriedigen zu können. Auch ist es gebräuchlich, daß gleich bei der Bestellung der vierte Theil der Kaufsumme erlegt, der Rest noch vor der Absendung der Thiere entlegt werden muß. — P. züchtete auch eine reifliche Art Hühner für den Verkauf und entdeckte zwei sehr wichtige Futterpflanzen Astor peronnis und Solidago virga aurea, deren

er jedoch geheim hielt, weil ihm die österreichische Regierung ein Privilegium auf verlagte. — Schrieb: Das Ganze der Schafzucht, Wien 1815; Ausruf Herrschafts- und Schäferreibsteg des österreichischen Kaiserthums, die Begr von Wollmärkten betreffend, das. 1824; Beobachtungen und Erfahrungen u Wirkungen der Körner- und Hälselfütterung, 2. Aufl., das. 1824; Physio comparative Versuche über die Nahrungskräfte und Eigenschaften sehr vers artiger Futtergewächse, 2. Aufl., das. 1824; Die wahre Philosophie des baues, das. 1825; Das Ganze der Schafzucht für Deutschlands Klima, das 3 Thl.; Mittheilungen des Interessantesten und Neuesten der höheren Sch. Wollkunde, das. 1829; Vergleichende Darstellung des Produktionswerthes r denartiger Gewächse gegen einander, das. 1833; Ueber Pflanzenernährungsgru das. 1839; Mittheilungen über eine nachhaltige Wertherhöhung des Grundeigen das. 1840; Ueber die Theresienfelder Musterwirthschaft, das. 1841; Ueber t nomischen Aufgaben, die in der Theresienfelder landwirthschaftlichen Musie zur rationalen Verbesserung der Landwirthschaft praktisch behandelt wurde das. 1831. — 2) P., Matthias eigentlich Peters, Goldschmid und . facher aus Husum, der um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Dänemar Man hat von ihm einige Bildnisse, die, bei viel natvem Naturstnn, auc ihre Manier ganz bemerkenswerth sind, indem er darin die Nunze mit dem C die Radirnadel mit dem Grabstichel verbunden und hierdurch, ohne Vorlie Farbe, eine ganz ungeweine Tiefe der Schwärze hervorgebracht hat. Die nier ist unter anderen angewendet in dem Bildnisse des Königs Friedrich I Dänemark, 1653, Höhe 13' 4", Breite 9' 8", und den Bildnissen des J Friedrich von Holstein-Gottorp und seiner Gemahlin, 13' 4" hoch, 9' 8 Mit seinem Bruder Klaus stach er die 40 Karten zu J. Meyer's u. Kasp werth's Landesbeschreibung von Holstein und Schleswig, 1652, Fol. Die dieser Karten haben Kartusche, welche die Trachten, ländlichen Beschäftig Hausthiere, Fische u. der verschiedenen Bezirke darstellen u. in einem zw hen, aber festen und mitunter malerischen Styl radirt sind; die Zeichnung gleich und meist inkorrekt, aber das Charakteristische treu aufgefaßt. — : hann Samuel P., Musiker, den 1. Sept. 1738 zu Sorau geboren, durch Selbstunterricht das Klavierspielen, da sein Vater, der Kantor des war, ihn Anfangs von der, Musik abzuhalten suchte. Kaum 16 Jahre alt, interimistischer Organist an der Pfarrkirche und Schloßkapelle, bis der neue nist eintraf, der ihm theoretischen Unterricht ertheilte. Nachdem er 2 Jahr zu Halle Theologie studirt hatte, ward sein musikalisches Talent entdeckt als Lehrer der Musik am Pädagogium angestellt. Später erhielt er das K zu Lauban, von wo er 1772 als Kantor nach Baugen berufen wurde. Hi er 1806. Noch jetzt brauchbar ist seine „Anleitung zur praktischen Musik gehende Sänger u. Instrumentenspieler“, Lauban 1767, 2. umgearbeitete ? Leipzig 1782. Das Werkchen: „Anleitung zum regelmäßigen und geschma Orgelspielen“, Wien 1802, ist ein Auszug daraus.

Pfeuffer, 1) Christian, Direktor des allgemeinen Krankenhauses zu B geboren daselbst am 22. August 1780, an den dortigen Studienanstalten 1799 mit der philosophischen u. 1802 mit der medizinischen Doktorwürde g Als Köschlaub im Frühjahr 1802 nach Landshut berufen ward, wurde Professor der Medizin ernannt. Nach Aufhebung der Bamberger Universiti nete er sich als Physikus aus in Scheßlitz 1803, hierauf 1803 für das Lan Bamberg I. u. später als Stadtphysikus. Seine Verdienste erwarben ihm l nahme als correspondirendes Mitglied für die Wetterau'sche Gesellschaft, i medizinischen Verein in Altenburg, für die physikalisch-medizinische Gesells Erlangen. Seit 1817 ist P. dirigirender Arzt des Bamberger Krankenhauses Einführung der landärztlichen Schulen in Bayern ward er Professor der Pat und Therapie an der Baderschule zu Bamberg. 1833 wurde er auch V des Medizinal-Comité. Mit Umsicht u. Energie leitete er über 30 Jahre lan

1. **Franz** Ludwig gegründete und rühmlichst bekannte Krankenhaus, bis Altersschwäche u. körperliche Hinfälligkeit 1848 ihm die persönliche Direction nicht mehr attesta. Sowohl von dem Könige von Bayern, als von den Monarchen Preussens und Rußlands wurden ihm für seine Verdienste im Medicinalwesen in Bamberg und Weibau verehrt. Seine Schriften sind: Ueber die Hindernisse gegen Verbreitung der Kuhpocken-Impfung auf dem Lande, 1807; Ueber öffentliche Schulen, und Waisenhäuser und ihre Nothwendigkeit für den Staat, 1815; Ueber Scharlach, sein Wesen und seine Behandlung, 1819; Handbuch der allgemeinen Heilkunde, 1824; Geschichte des allgemeinen Krankenhauses zu Bamberg, 1825; Ueber die Krätze u. ihre Behandlung durch die Schmier- oder grüne Seife, 1824; Die Mineralquellen von Kissingen, Brückenau und Döcklet, 1839; Regeln zur Verhütung und Behandlung der asiatischen Cholera, 1832; Ueber städtische Krankenhäuser u. das Verhältniß ihrer Aerzte zur Verwaltung, 1847; Das Ober- und untere Medicinal-System, Hdb. 1847; Ueber Inquisitions-Gefängnisse, 1848; - 2) **P.**, Karl, Professor der Medicin in Heidelberg, Sohn des Vorigen, zu Bamberg geboren und die dortigen Unterrichts-Anstalten mit der Note der Auszeichnung besuchend, bezog die Universitäten zu Würzburg und München, um sich in der Medicin zu widmen. Durch seine Inaugural-Dissertation: „Beiträge zur Geschichte des Petechial-Typhus,“ erwarb er sich die Doktorwürde, ward Assistent am Julius-Hospital in Würzburg unter der Oberleitung des genialen Schönlein und bald darauf als Landgerichtsarzt in die Vorkstadt Au bei München berufen. Zur Zeit der Cholera, 1836, ward er von der kgl. Regierung nach Mittenwalde geschickt, um an Ort und Stelle den Krankheitsgenius zu studiren und die nöthigen Schutzregeln vorzulehren. In einer eigenen Schrift: Cholera zu Mittenwalde 1837, legte er seine ärztlichen Beobachtungen nieder. Bei Schönlein's Berufung nach Berlin wurde, auf dessen Empfehlung, P. als sein Nachfolger bestimmt, folgte er schon nach 3 Jahren 1843 dem ehrenvollen Rufe an die Hochschule in Heidelberg. Außer einigen wenigen Aufsätzen in medizinischen Zeitschriften, besonders in der, von ihm gemeinschaftlich mit Hänle redigirten, medizinischen Zeitschrift, hat er sich noch nicht durch größere schriftstellerische Thätigkeit betheiliget. Große Verehrung und rühmliche Anerkennung fand seine kürzlich erschienene populäre Flug-schrift: Zum Schutze wider die Cholera, 1849. Cm.

**Pfann**, Matthäus, der rühmlich bekannte Verfasser der Bamberger peinlichen Gesetzgebung, war geboren den 27. April 1748 zu Forchheim, machte unter der Leitung der Jesuiten an der Bamberger Studienanstalt seine Studien, widmete sich an der dortigen Universität mit ausgezeichnetem Erfolge der Rechtswissenschaft und erwarb sich am 14. Juni 1773 die Licentiatenwürde. Behufs seiner höhern juristischen Ausbildung begab P. 1773 sich nach Weßlar und wurde durch die Wohlwollenheit des Kammergerichts-Assessors von Dietfurt mit allen Zweigen der Rechtspraxis vertraut gemacht. Durch den Würzburgischen Abgeordneten, Frhrn. von Lebrach, erhielt er Zutritt in die Visitations-Kanzlei, fand hier Gelegenheit, seine gründlichen Kenntnisse geltend zu machen und sich dem, damals zum Visitations-Geschäfte abgeordneten, kaiserlichen Commissär Franz Ludwig von Erthal auf das Vortheilhafteste zu empfehlen. Nach seiner Rückkehr in die Heimath ernannte ihn Fürstbischof Adam Friedrich von Seinsheim am 3. Juni 1776 zum Amt eines Stadtrichters in Forchheim. Am 26. März 1787 berief ihn Fürstbischof Franz Ludwig als Hof- und Regierungsrath und zugleich als geistlichen Rath und Consulenten der milden Stiftungen nach Bamberg. Schon nach 2 Jahren, am 17. März 1789, ertheilte ihm sein gnädiger Fürst, in Anerkennung seiner bewährten Verdienste, auch noch die Stelle eines Hofkriegsrathes und Obereinnahms-Consulenten, bis er am 22. Juni 1790 zum geheimen Referendar in Justiz- und Regierungsgegenständen befördert wurde. Unter anderen wichtigen Aufträgen ward ihm das ehrenvolle Vertrauen vom Fürsten geschenkt, ein neues peinliches Gesetzbuch nach Quistorp's Anleitung zu bearbeiten. Zuerst mußten die einzelnen Abschnitte dem ganzen Regierungs-Collegium zum Vortrage gebracht werden und

dessen Beschlüsse hierauf sogleich zur Kenntniß des Fürstbischofs gelangen. Der genehmigte Entwurf wurde unter dem Titel: „Entwurf einer neuen Bamberg peinlichen Gesetzgebung“ 1792 in den Druck gegeben, erhielt schon nach einem Jahre eine zweite, mit einem Register vermehrte Auflage. Dieses, mit dem Beifalle aufgenommene, Criminal-Recht behauptete auch unter der für bayerischen Regierung, bis zum Jahre 1813, im Fürstenthume Bamberg feierliche Geltung. Als Staatsmann bewährte P. sich in auswärtiger Angelegenheit durch den Abschluß von zwei rühmlichen Verträgen, welche er für Bamberg dem österreichischen Hofe 1790 und 1795 über die Art und Weise, Hülfstruppen zu stellen, zur beiderseitigen Zufriedenheit in Vorschlag gebracht hatte. Leopold II. ließ ihm für die erste Convention 200 Dukaten und Kaiser Franz eine mit Brillanten reich besetzte Dose, nebst sehr huldvollem Schreiben 13. Oktober 1795, für den zweiten Vertrag durch den kais. österr. Gesandten überreichen. Nach diesen beiden Verträgen wurden die ersten Hülfstruppen zur Wiedereroberung der Niederlande nur subsidiarisch, die letzten aber als Contingente gegen einen bestimmten monatlichen Betrag in den kaiserlichen und Dienst abgegeben. Als der letzte Bamberger Fürstbischof, Christoph Franz Busch, die Regierung antrat, ward P. mit der Oberleitung der äusseren und inneren Staatsgeschäfte betraut und im vollsten Sinne des Wortes der Premierminister des Fürstenthumes. Als das Fürstbisthum Bamberg säkularisirt wurde, er in ehrenvollem Ruhestand und starb in hohem, 74jährigen Greisenalter 28. November 1821.

**Philtrom** oder Liebestrank (vgl. den Art. Liebestränke im § werke) nennt man Mittel, deren sich der Aberglaube bediente, um in Jnndes andern Geschlechtes Liebe zu erwecken. In Bereitung solcher Zauber waren besonders die thessalischen Weiber sehr erfahren. Aber es übten die oft auf die Gesundheit eine sehr nachtheilige Wirkung aus und die Person welcher sie applicirt wurden, verlor nicht selten ihren Verstand darüber. Plutarch soll der Römer Lucullus durch ein P. wahnsinnig geworden u. gesehen, sowie auch der Wahnsinn des Kaisers Caligula einem, von Cäsonia dem beigebachten, P. zugeschrieben wird (Juvenal, Sat. 6). Die Ingredienzien Liebestränke waren verschieden. Man nahm dazu das sogenannte Hippom Thelle, besonders die Zunge, des Vogels Jynx; ferner verschiedene Kräuter, Insekten, welche durch Fäulniß erzeugt werden; einen gewissen Fisch (Exremora); Eidechsen, Kalbsgehirn, Haare von dem Schwanzende eines etwas von den Schamtheilen desselben; die Knochen von der linken Seite Kröte, welche von Ameisen gefressen worden war — Knochen von der Seite deshalb, weil die von der rechten Haß erregen sollten. Doch gab es noch ein anderes Mittel, die wirksamen Knochen ausfindig zu machen; man nämlich die von Ameisen skelettirte Kröte, warf die Knochen in ein Glas Wasser und sonderte diejenigen aus, welche unter sanken. Diese, in weisse wand gewickelt und der betreffenden Person umgehängt, sollten schon allein Kraft haben, Liebe zu erregen. Auch bereitete man Liebestränke aus Tauben Schlangengerippen, Uhusebern, Bändern, womit ein Mensch, der sich selbst erk umwunden gewesen und aus anderen Ueberbleibseln von Verstorbenen. Man wohl auch ein Nest mit jungen Schwalben in eine Schachtel und vergrub in die Erde, so daß die Vögel Hungers starben. Dann öffnete man die Schachtel und sonderte diejenigen Schwalben, welche mit verschlossenen Schnäbeln lagen, von den anderen, die mit offenen, gleichsam nach Futter schnappte Schnäbeln gefunden wurden. Erstere sollten die Liebe unterdrücken, letztere sie erregen. Letztere Wirkung maß man auch Knochen bei, welche einem hung und gefräßigen Hunde entrisen worden waren (vgl. Propert. Eleg. III, 5; Iesus, Apol.; Horat. Epod. V, 14). Andere Zaubermittel zur Erregung von waren folgende: man band um den linken Arm das Euter einer Hyäne u. gl *dadurch jede weibliche Person, welche man mit starrem Blicke ansah, zur Lie*



Virgil (Eclog. 8) findet man die Beschreibung eines ganzen Zauber-  
omits ein Mädchen einen ihr untreu gewordenen Duhlen wieder an sich.  
Auch hatte man Zaubermittel, welche die Leidenschaft der Liebe un-  
besonders dann wirksam seyn sollten, wenn die Liebe durch Zauberei  
war. Solcher, die Liebesgluth dämpfenden, Mittel gab es mancher-  
solche, welche vermöge natürlicher Beschaffenheit diese Wirkung zu äußern  
B. den Geschlechtstrieb ertödtende Kräuter (z. B. agnus castus, Schier-  
n die Hierophanten zu Athen tranken, um ihre Keuschheit zu erhalten),  
welche durch eine geheimnißvolle Kraft unter Beistand von Dämonen  
deten; so freute man z. B. Staub, worin sich ein Rauhesel gewälzt  
ie betreffende Person und band Kröten an die Haut eines eben erst  
a Thieres (Plin. Hist. nat. III, 16; XXXII, 10). Ueberhaupt thaten  
ziehung alle zauberwidrigen Mittel gute Dienste. Vorzüglich waren  
a am Kaukasus, um Colchis, berühmt wegen der vielen, daselbst wachsen-  
; sowohl liebeerregender, als liebevertreibender. Ein besonderes Mittel  
is Baden im Flusse Selemnus. Da das Unwesen mit solchen Zauber-  
Liebestränken in Folge des überhandnehmenden Sittenverderbnisses  
, so erschien unter den ersten Kaisern ein Senatus-Consult, wonach  
ung von Philtren der Vergiftung gleich geachtet und bestraft werden  
rb Jemand an einem Liebestrank, so ward Der, welcher denselben ge-  
dem Tode bestraft; war der Tod nicht die Folge davon, so konnte re-  
sulam, mit Confiscation des halben Vermögens oder Condemnation ad  
nach dem Stande des Angeklagten, eintreten; Hinrichtung am Kreuze  
en, welcher sich zum Behufe der Erregung von Liebe eigentlicher Zau-  
bient hatte. Vgl. Rein, röm. Crim.-Recht, S. 427 ff.

lith oder Klingstein, ein Gestein, das nach seinem muthmaßlichen  
unter die vulkanischen Steine gezählt, vermöge seines Gefüges den kry-  
stallinischen, vermöge seiner Gemengtheile von Einigen den pro-  
phyrischen oder Feldspathgesteinen, von Anderen den Basaltgebilden beige-  
färbt gehört unter die dichten Felsarten, deren Gemengtheile nur undeut-  
lich zu sehen werden können. Wesentliche Gemengtheile sind: Felsit (oder La-  
zolith Zeolith (Natrolith oder Mesotyp) und zwar, nach Gmelin, aus  
11 und 18,69 Zeolith (Pferdekuppe auf der Rhön), oder 84,16 Felsit  
Zeolith (Abtsrode in Hessen), oder 44,90 Felsit und 55,10 Zeolith  
gen im Högau). Nach anderen Analysen besteht er aus 57—58 Kies-  
3—19 Thonerde, 6—7 Natrum und 3—7 Kali;  $\rho = 5,5—6,0$ ,  
17; auf dem Bruche ist er splitterig, schieferig, grünlich-grau, rauchgrau,  
bis matt, kantendurchscheinend, in dünnen Blatten klingend, fest und  
wöhnlich sind diese Gemengtheile so innig verbunden, daß sie bloß durch  
zerlegung erkennbar werden. Unwesentliche Gemengtheile sind theils ein-  
theils in Drusenräumen, Chabasit, Kalkspath, Magnetisen, Augit,  
:, Glimmer, Hyalith, Leucith zc. In der Regel ist er massig oder un-  
schieferig (faserig). Erscheinen in der Masse Feldspath- oder Horn-  
stein Augitkristalle, so heißt das Gestein porphyrtiger P. oder Kling-  
stein Porphyr; wird die Absonderung plattensförmig oder schieferig u.  
Feldspathkristalle weiß und glasig, so wird das Gestein Porphyrschiefer.  
Dieser geht durch Aufnahme von Augit leicht in Basalt, oder durch Zu-  
gang glasigen Feldspaths in Trachyt über. Die Verwitterung des P. hängt  
von der Menge des Zeoliths ab, indem derselbe durch die atmosphä-  
rische Luft in eine, mit Säuren oft brausende, Masse umgewandelt wird,  
stein mit einer charakteristischen weißen Rinde überzieht. In dieser  
Steinberg Schalen von Infusorien entdeckt. Die Vollendung der Ver-  
wandelt das Gestein in einen weißlichen oder lichtgrauen, besonders dem  
: anhängenden, Thonboden um. Dieser P.-Thon wird nicht selten  
von Wasser wieder zu einem weichen, an der Luft erhärtenden

B.-Luff, das zum Bauen benützt werden kann. Der B. erscheint fast in neben Basalten und Trachyten und wird bald von ihnen durchsetzt, bald und am häufigsten durchsetzt er sie, so daß diese drei Gesteine wohl so ziemlich der lichen geologischen Epoche angehören dürften. Ihr Alter steht dem der Tertiarbildung ungefähr gleich. Wie Basalt und Trachyt umwandelnd auf das Nebeneingewirkt haben, so auch der B., wie am Holoiklum bei Proboscht in Böhmen Braunkohlen und Thon Spuren einer heißen Berührung an sich tragen, an Rosenau im Siebengebirge der B. gebleichte Trümmer von Uebergangsgestein umschließt u. Die Lagerungsverhältnisse des B.s sind denen des Basalts ähnlich, aber die kegelförmigen oder glockenförmigen B.-Berge stehen meist noch isolirt schroffer da, als die Basaltkuppen. Die Schroffheit ist besonders Folge der ethümlichen Zerklüftung des Gesteins, das meist durch horizontale Absonderung große, schichtenförmig auf einander liegende Platten sich spaltet, wie die Milse bei Fulda. Kommen dazu vertikale Klüfte, so entsteht eine Absonderung in bis sechsseitige Säulen, oft mehre 100 Fuß hoch und aus lauter dünnen, einander liegenden Platten bestehend, die zur Säulenare etwas geneigt sind. Die Platten werden zwischen Cantal und Montdore als Dachschiefer verwendet. Verbreitung des B.s ist nicht sehr groß. Er ist bis jetzt bekannt in der Schweiz (Steinern-Wand, Milseburg, Pferdekuppe, Schaffstein, Teufelswand), an der Helldurg, in der Lausitz (Kottmar und Oberwitzer-Spitzberg), in Böhmen (Lititz, Karlsbad, Milschauer, Schreckenstein), am Kaiserstuhl, im Högau, an Heitwiel, Hohenkrähen u. Vergl. Ferber, Mineralgeschichte von Böhmen; Leonf Bronn, Jahrb. 1836, 1840, 1842, 1844; Abich, Geol. Beobachtungen über vulkanischen Erscheinungen, I.

Phraates, Name mehrer Könige von Parthien. — 1) P. I., Sohn des Arsaces IV., regierte von 181—179 v. Chr., besiegte die kriegerischen Partherkasspischen Meere und setzte den Vortheil seiner Familie dem Wohle des Reiches nach, indem er, zum Nachtheil seiner eigenen zahlreichen Nachkommenschaft, die ausgezeichneten Brüder Mithridates I. das Scepter überließ. — 2) P. II., Mithridates I., regierte von 137—127 v. Chr. Sogleich nach seinem Regierungsantritt ward er von dem syrischen König Antiochus Sidetes mit Krieg über und in drei Schlachten geschlagen, verlor dadurch Mesopotamien, Babylonien und alle Länder wieder, welche Mithridates den Syrern entriffen hatte, so daß das parthische Reich wieder auf seinen alten Umfang beschränkt war. Als Antiochus, der in Medien überwinterte, wegen der Größe seines Heeres genöthigt war, dasselbe abtheilungsweise auf einem zu ausgedehnten Raume unterzubringen, machten sich dies die Parther zu Nutze, überfielen die einzelnen Truppenkörper rieben sie fast ganz auf. Ehe noch dieser so entscheidende Schlag erfolgte, hatten Demetrius Nikator, des Antiochus Bruder, der schon unter seinem Vordemetrius in parthische Gefangenschaft gerathen war, freigelassen und mit einem Truppenkorps nach Syrien gesandt, um hier einen Aufstand gegen Antiochus zu betreiben. Vergeblich rief er ihn jetzt nach erfolgtem Siege zurück; Demetrius hatte in Syrien Anhang gefunden und war als König anerkannt worden. P. II. aber durch einen Einfall der Scythen abgehalten, Gewalt gegen ihn anzuwenden. Scythen hatte er nämlich vorher selbst gegen Antiochus zu Hülfe gerufen, dadurch sich zu Feinden gemacht, daß er, als er ihres Beistandes nicht mehr bedurfte, sich weigerte, ihnen die versprochenen Summen auszusahlen. Nun da die darüber erbitterten Scythen verwüstend in Parthien ein und, um sich ihrer zu erwehren, setzte P. II. die bei des Antiochus Niederlage gefangenen griechischen Soldaten in die Freiheit und nahm sie in seine Dienste. Diese aber, über erhartete Behandlung erbittert, benützten diese Gelegenheit, sich zu rächen, gingen den Scythen über, griffen, mit diesen vereint, die Parther an, schlugen sie und tödteten den P. II. Seitdem wurden die Scythen die gefährlichsten Nachbarn des parthischen Reiches. — 3) P. III., regierte von 68—58 v. Chr. zur dritten mithridatischen Kriegs. So sehr sich auch sowohl die Römer, als die

seine Bundesgenossenschaft in diesem Kriege bewarben, so beobachtete er bewaffnete Neutralität und bestand darauf, daß der Euphrat die Gränze se. Auch wagte es weder Lucullus, noch Pompejus, ihn anzugreifen. Er war der Untergang des mithridatischen Reiches für Parthien höchst wichtig. Römer und Parther jetzt Nachbarn wurden. Vgl. Heeren, Handbuch der Staaten des Alterthums, S. 373. — 4) P. IV. regierte von r. bis 4 nach Chr., Zeitgenosse des römischen Kaisers Augustus, Sohn des nämlichen, unter welchem die Parther den Crassus mit seinem nicht hatten. Nach dem Tode seines ältesten Bruders Pacorus bes. in der Vater zu seinem Nachfolger und ließ ihn noch bei seinen Leb. der Regierung Theil nehmen. Aber P. gab schon damals Beweise seines Charakters, indem er einige seiner Brüder, damit sie ihm nicht den eilig machen möchten, umbringen ließ. Da sein Vater ihm seinen Unrüber zu erkennen gab, so versuchte der unnatürliche Sohn, ihn erst mit dem Wege zu räumen; da dieses jedoch seine Wirkung verfehlte, so ließ Pette erstickt und darauf auch alle seine übrigen Brüder mit ihren tödten, um sich die Herrschaft zu sichern. Selbst seines eigenen ältesten erschonte der Wüthend nicht, weil derselbe schon erwachsen war. Mehrere Parther suchten damals bei dem römischen Triumvir Antonius Zuflucht derselben, Monöses, beredete diesen zum Kriege gegen P. Letzterer wußte den Monöses durch große Versprechungen zu bewegen, daß er den wieder verließ und nach Parthien zurückkehrte. Dies war die Haupt. S für die Römer unglücklichen Ausgangs des Kriegs, denn Antonius nun des Rathes eines einsichtsvollen und des Landes vollkommen kund. ues. Die Römer wagten nicht, über den Euphrat in Parthien einzun. und wandten sich daher gegen Medien, um auf diesem Umwege dem Feinde Leib zu kommen. An der medischen Gränze angelangt, eilte Antonius Hauptarmee vorwärts, um Phraata, die Hauptstadt des feindlichen Lan. berrumpeln. Diese aber war zu gut besetzt u., da überdies die Kunde ß die Parther die zurückgelassene Heeresabtheilung abgeschnitten und auf. hitten, hob Antonius die Belagerung von Phraata auf und trat, vom raufförderlich geneckt, einen sehr beschwerlichen Rückzug an, auf welchem er rger, Strapazen und das feindliche Schwert an 30,000, ja, nach Einigen O Mann einbüßte. Aber über die Theilung der, den Römern abgenom. eute brachen zwischen dem parthischen und medischen Könige Streitigkeiten he bald zu einem Kriege zwischen beiden führten. Antonius schickte dem Könige Hülfsstruppen, mit deren Beistande derselbe auch einen vollständ. z über die Parther erfocht. Als aber Antonius darauf seine Hülfsstruppen rückzog, da er denselben gegen Octavianus bedurfte, so ward der König von von P. gänzlich geschlagen und gefangen genommen, sein Reich nebst Ar. cobert und im letztern Lande der Sohn des von den Römern verjagten als König eingesetzt. Die Regierung des, durch solche Erfolge über. emachten, P. ward jetzt aber dermaßen grausam und drückend, daß der Adel sich empörte und den Tiridates, einen vornehmen Parther, zum wrief. Derselbe konnte sich aber dem P. gegenüber nicht behaupten, so Syrien entfliehen und den Octavianus um Hülfe ansprechen, der ihm es erlaubte, in Syrien neue Rüstungen zu machen. In der That war auch bald darauf in den Stand gesetzt, den P. zu vertreiben. Dieser schloß sich mit Hülfe der Scythen bald wieder des Thrones. Tiridates nach Rom, wohin P. ebenfalls Gesandte abschickte, damit sein Neben. in den Römern keinen Bestand erhalten sollte. Tiridates ward in Rom mündlich aufgenommen, aber zugleich dem P. ungeförder Besiß seines Rei. ches unter Bedingung verheißen, daß er die, dem Crassus abgenommenen, Fah. nen ausliefern sollte. P. verstand sich dazu und stellte sich als Geiseln. Zu letzterem Schritte veranlaßte!

schöne Sklavin, Thermusa, welche, um ihrem eigenen Sohne die Nachfolge zu schaffen, den König beredete, seine Söhne, als gefährliche junge Leute, die seinen Sturz sännen, aus dem Reiche zu entfernen. Seit dieser Zeit ward es wöhnlicher Gebrauch bei den parthischen Königen, gefährliche Nebenbuhler Rom zu senden. Thermusa brachte es bei P. dahin, daß er ihren Sohn Phatazes zu seinem Nachfolger bestimmte, aber sich dadurch selbst seinen Unterg bereitere. Denn Thermusa und ihr Sohn räumten darauf den P. durch Gift dem Wege, worauf Phraatazes den Thron bestieg. Aber der Thronräuber beherrschte sich kein Jahr lange darauf, da sich die Parther gegen ihn empörten u. ihn Aufruhre erschlugen (5 n. Chr.). Vgl. Heeren, Handb. der Geschichte der Städte Alterthums, S. 372.

Picard, Jean, ein französischer Astronom, dessen Geburtsjahr unbekannt ist, war nach Einigen Rechtsgelehrter zu Paris, nach Anderen Prior zu Millanjou, wurde 1666 Mitglied der Akademie und 1671 von Ludwig XIV. Uranienburg auf der dänischen Insel Huen geschickt, um die wahre Lage der berühmten Sternwarte Tycho's auszumitteln, da sie seit 1601 zerstört worden u. als P. nach einer reichen geographischen Ernte nach Paris zurückgekehrt u. wurde er 1679 mit Lahire nach Languedoc, 1679 nach dem westlichen Frankreich und 1680 nach Bayonne geschickt, um Beobachtungen und Vermessungen der besserer Landarten anzustellen. Später bereiste er zu gleichem Endzwecke nördlichen Küsten von Bretagne, die Normandie, Picardie und Flandern. Jahre 1681 überreichte er Colbert zuerst ein Memoire, in welchem er alle die üblichen Methoden der Ländervermessungen genau durchging und ihre wesentlichen Mängel bewies und zuletzt schlug er (als der Erste) die Methode vor, ein ganzes Land (Frankreich) in ein zusammenhängendes trigonometrisches Netz zu legen, die nach astronomischen Beobachtungen zu orientiren, auf einen beständigen Meridian und dessen Perpendikel zu reduciren und nachher mit dem topographischen Detail ausfüllen zu lassen. P., welcher in demselben Jahre noch mit Lahire die Städte St. Malo, Cherbourg, Calais u. Dünkirchen astronomisch bestimmte, bediente schon seiner Methode, um die Länge von St. Michel trigonometrisch herzustellen und einen Bogen des Meridians in der Gegend von Amiens genau zu messen. Ueberhaupt hat P., wie fast Keiner vor ihm, so unermüdet an Ortsbestimmungen u. an der Verbesserung der französischen Karten gearbeitet. Seine Schriften finden sich in den „Memoiren der Akademie“, (Bd. VI. u. VII.).

\* Piccini, Nicolo, einer der gefeiertesten italienischen Operncomponisten des 18. Jahrhunderts, der Hauptrepräsentant der italienischen Schule, ward im Jahr 1728 zu Bari im Königreiche Neapel geboren. Dem Wunsch seines Vaters gemäß, widmete er sich Anfangs ausschließlich wissenschaftlichen Studien; allein bald entschieden hervortretendes Talent zur Musik ließ so Großes hoffen, daß die Erlaubniß erhielt, sich als Schüler in das Conservatorium di Santo Onofrio aufnehmen zu lassen. Hier studirte er unter der Leitung Leo's, dessen Aufmerksamkeit er durch einige glückliche, im Geheim gemachte, Versuche im Componiren sich gezogen hatte, 12 Jahre lange mit dem größten Eifer und glücklichsten Erfolg und trat hierauf mit der komischen Oper „Lo donno dispettoso“ zum ersten Mal öffentlich auf. Ermuthigt durch den Beifall, welchen dieselbe gefunden hatte, trat er bald darauf eine zweite: „Il curioso del proprio danno“ und 1756 eine dritte Oper, „Zenobia“, zur Aufführung. Jetzt war sein Beruf entschieden; schon trat man in Italien seinen Namen mit Achtung und bereits im Jahre 1758 erhielt er einen ehrenvollen Ruf nach Rom. 15 Jahre lange beherrschte er hier förmlich das Theater; alle Versuche, ihm die Gunst des Publikums zu rauben, waren erfolglos und kaum wollte man noch irgend eine andere Oper anhören. In die Zeit der fruchtbarsten des Componisten, fällt seine „Cecchina“ (bekannt unter dem Namen „La buona figliuola“) und die „Olympiade“, zwei Meisterwerke, welche bis dahin die italienische Opernmusik geleistet hatte, übertrafen u. seinen Ruhm auf den höchsten Gipfel erhoben. Doch gelang es zuletzt einer ihm feindlichen Partei, ihn durch eine Verurtheilung zu Rom, die ihn in die Gefängnisse brachte, zu entsetzen. Er starb in Rom am 12. Dec. 1799.

rei, seinem Nebenbuhler Anfossi einen Theil der öffentlichen Gunst zu und es selbst dahin zu bringen, daß eine seiner Opern förmlich durchsehl. er berührt, begab sich B. augenblicklich nach Neapel zurück, wo er mit a Enthusiasmus aufgenommen wurde und für seine erste Oper, die er rung brachte („I viaggianti“), den stürmischsten Beifall erhielt. Wäh-

Zeit waren ihm von Frankreich aus glänzende Anerbietungen ge- ren u. er glaubte dieselben um so weniger ausschlagen zu müssen, als Königin Maria Antoinette selbst ausgingen. Er begab sich somit im 6 nach Paris, wo damals Gluck auf dem Gipfel seines Ruhmes stand. von den Gegnern desselben, besonders von dem der Musik gänzlich un- Rarmontel, unternahm er die Composition einer Oper von Quinault, und brachte sie im Jahre 1778 zur Aufführung. Je größer der Beifall dieselbe bei den Gegnern Glucks fand, desto heftiger dagegen wurde die der Gluckisten u. es begann jener samose Streit der Parteien, welcher n Interessen fast in den Hintergrund drängte und mit der größten An- ch fortbauerte, als sich Gluck und B. persönlich längst ausgehört bwohl B. in dem Wettkampfe, welchen er mit Gluck in der Com- : „Iphigénie in Tauris“ versuchte, überwunden wurde, so wäre er lück damals Frankreich verließ, unbezweifelt ohne Nebenbuhler geblieben,

Sacchini um diese Zeit erschienen wäre und einen Theil der öffent- ft an sich gerissen hätte. Doch ärndete er für seine Opern: „Atys“, „Diana et Endymion“, „Pénélope“, „Le dormeur éveillé“ und „Le 1“, die er damals componirte, ungetheilten Beifall. Im Jahre 1782 irektor der königlichen Gesangschule; als er aber beim Ausbruche der seinen Gehalt einbüßte, begab er sich nach Neapel zurück, wo er so- Könige eine ansehnliche Pension erhielt. Doch wurde er jakobinischer n verdächtig, verlor die Gunst des Hofes und gerieth in großen Man- n Engagement in Venedig (1798) nur wenig linderte. Endlich begab : Pässen versehen, im Jahre 1799 wieder nach Frankreich, wo er eine Conservatorium erhielt. Doch ging er bereits seiner Auflösung entge- erfolgte am 7. Mai 1800 zu Passy. — Vgl. Ginguens's „Notices sur es ouvrages de Piccini“, Paris 1801. Die Zahl der Arbeiten B.'s hr als 150, von denen sich nur „Didon“ noch auf dem Repertoire er- . Das Charakteristische in der Musik dieses trefflichen Künstlers ist: i der Melodie, Klarheit der Harmonie und Eleganz in der Form; da- ehrt sie fast immer dramatischen Schwungs und jener Hoheit, die in chen Musik vorherrschend ist.

s, Johann, Fürst von Mirandola und Concordia, aus dem Hause lches schon im XII. Jahrhunderte in Mirandola herrschte, später [1619] : Karl V. zur herzoglichen Würde erhoben, aber 1709 von Kaiser Jo- Herrschaft beraubt ward, die nun an Modena kam), geboren den 24. 1663, war einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit. Mit einem aus- t Gedächtnisse u. großem Scharfsinne begabt, erregte er schon in früher gemeine Bewunderung. In seinem 14. Jahre begann er zu Bologna che Recht zu studiren, um sich dem geistlichen Stande zu widmen, ward it Widerwillen gegen die Theologie erfüllt und legte sich auf die Phi- b Naturwissenschaften, die er, nebst der griechischen, hebräischen u. arab- sche, von 1479—86 auf den berühmtesten Schulen Italiens und Frank- lcher studirte. Vorzüglich zog ihn die Kabbala an. 1486 ging er nach lffentlichte hier, mit Genehmigung des Papstes, 900 Thesen aus allen ten, die er gegen Jedermann zu vertheidigen und seinen etwaigen Op- der die Reiseflosten zu erstatten sich erbot. Doch, der Reid anderer Ge- 13 dieser Thesen für keiserlich, wogegen er sich zwar in einer Schrift was aber ein Verbot des Papstes, seine Thesen zu lesen, herbeiführte. ch nun nach Frankreich, mußte aber, nach neuen Angriffen

ner, wieder in Rom erscheinen, wo ihm jedoch Papst Alexander I. auf Empfehlung Lorenzo's von Medici ein Sicherheitsbrevé erteilte. Von nun an beschäftigte sich ausschließlich mit der Theologie, trat seine Bestigungen an seinen Neffen, Johann Franz B., gegen eine mäßige Geldsumme ab und kaufte sich dafür in der Nähe von Ferrara an, starb aber schon den 17. November 1494 zu Florenz. In seiner großen Gelehrsamkeit (Scaliger nennt ihn „monstrum sine vitio“) sind aber seine literarischen Leistungen unbedeutend; denn, wenn er auch als Gegner der Scholastik und der Astrologie auftrat, so war doch seine Verfertigung in die Tiefe der Kabbala für eine unbefangene philosophische Ansicht nicht günstig und sein Streben, die aristotelische und platonische Philosophie zu vereinigen, so wie die letztere in seinem „Heptastus“ (einer kabbalistischen Auslegung der Schöpfungsgeschichte) auf Moses zurückzuführen, ganz unfruchtbar. Vielleicht hätten seine Liebesgedichte (5 Bücher) ihm einen Namen erworben, wenn er sie nicht 1491 in heiligem Eifer verbrannt hätte. — Sein erwähnter Neffe, Johann Franz (gestorben 1533), trat ganz in seine Fußstapfen. Seiner Schriften erschienen zu Basel 154 und 1601 (2 Bde. Fol.).

\* Pindemonte, Giovanni, Marchese, ein beliebter italienischer Dramatiker 1751 zu Verona geboren, erhielt seine erste Erziehung in dem Collegium zu Verona und versuchte sich schon früh als Dichter. Seine reiche, aber zügellose Phantasie ließ keine gebiegene Leistung, die seinen Ruhm fest begründet hätte, zu Stand kommen und führte ihn auf zahllose Abwege. Endlich wählte er die theatralische Laufbahn und suchte durch freiere Bewegung, Lebendigkeit und scenischen Bomben, streng an aristotelischen Regeln hastenden und kalten, Alfieri zu überflügeln welches ihm auch bei dem schaulustigen, stets nach Neuem haschenden, Publikum einige Zeit hindurch gelang. B. gehörte zu den venetianischen Patrizern u. gelangte durch seine Stellung als Prätor der Republik zu sehr hohem Ansehen. Die Unerkennlichkeit des venetianischen Gouvernements zwang ihn jedoch später, sein Vaterland zu verlassen und Paris zu seinem Aufenthalte zu wählen, wo er die Aufmerksamkeit des ersten Consuls erregte und von diesem zum Mitgliede des italienischen gesetzgebenden Körpers ernannt wurde. Als Italien den ersten Revolutionssturm überstanden hatte, kehrte B. dahin zurück und ließ sich zu Mailand nieder, wo er sich ausschließlich mit literarischen Arbeiten beschäftigte. Er starb im Januar 1812. Reiche Phantasie, Kenntniß dessen, was auf der Bühne Effect macht, ächtes Gefühl u. glühender Patriotismus verleihen seinen Leistungen eine nicht geringen Werth, wenn auch mitunter Dunkelheit, Unverständlichkeit, leerer Deklamation und falsches Pathos an ihnen streng zu tadeln sind und seine Dichtung nicht immer die reinste und gediegenste ist. Anerkennung verdient jedenfalls sein Bestreben, natürliche Bilder des Lebens über die Bühne zu führen u. durch Wechsel der Farben, Lebhaftigkeit und Mannigfaltigkeit der Scenen und Situationen, wie durch Reichthum der Handlung nicht nur den Anforderungen der Kritik, sondern auch den Wünschen der schaulustigen Menge zu entsprechen. Seine, in Italien als ein Wunder der Beredsamkeit und Gelehrsamkeit gepriesene, Lobrede auf den heiligen Thomas von Aquino jedoch kann jeder unbefangene Beurtheiler höchsten sehr gelehrt nennen. Seine dramatischen Werke, worunter „Ginevra di Scozia“, „L. Quinzio Cincinnato“ und „Adelina e Roberto“ die bedeutendsten seyn mögen erschienen unter dem Titel „Componimenti teatrali“, Mailand 1804, 4 Bde. u. 1827, 2 Bde.

Pinto, Fernando Mendez, ein, durch seine wunderbaren Schicksale ein Reiseabenteuer merkwürdiger Mann, wurde zu Anfang des 16. Jahrhunderts in der portugiesischen Stadt Montemor Velho geboren, ging mit dem 12. Jahre schon auf Reisen und erwarb sich durch kaufmännische Speculationen große Reichthümer. Während seines mehrjährigen Aufenthaltes in fernen Ländern, besonders in Japan, Siam, Korea, war er mit dem bekannten Heidenbekehrer und indianischen Apostel Franz Xavier, dem er beim japanischen Könige von Bungo große Dienste erwielt und mit dem Missionär Melchior Runnez Barret näher befreundet worden. Zur

Umgang veranlaßt, entschloß sich P., statt 1554 nach seinem Vaterlande zu kehren, sich der Ambassade, welche der Vicekönig zu Goa, Don Alfonso de Albuquerque, nach Japan zur Verbreitung des christlichen Glaubens ernannt hatte, ließen. Durch widrige Winde wurden sie 10 Monate lange in Malakka festgehalten, kamen erst 1556 nach Japan u. wurden hier so gleichgültig empfangen, daß P., schnell von seinem Entschlusse, Missionär zu werden, zurückgebracht, Goa und 1558 in der Hoffnung, eine Belohnung für sein im Dienste des Königs und für die Verbreitung der christlichen Religion erlittenes Ungemachener dargebrachten Opfer zu erhalten, nach Portugal kam. Allein, obgleich ihm die Dienste der portugiesischen Regierung geleistet, in denen er 13 mal verwundet gerathen und 16 mal verkauft worden war, auch sein, durch Gefahren und Mühseligkeiten erworbenes Vermögen, bis auf wenige Besitzthümer, Gott u. der Kirche zu Ehren den Jesuiten überlassen hatte, erhielt er doch keinen Lohn, mußte sich von den Einkünften seines kleinen Vermögens erhalten. Denkt er bei König Philipp II., der ihn oft um seine Meinung befragte, sehr bitter er starb, mit der Zeit und seinem Schicksale zufrieden, als Privatmann, so er noch seine Reiseerfahrungen und Nachrichten über die von ihm durchsuchten Länder niedergeschrieben hatte. Sie erschienen zuerst in Lissabon 1614 in den zunächst in englischen, holländischen u. französischen Uebersetzungen veröffentlicht. Deutsch kamen sie unter dem Titel: „Die wunderlichen Reisen Ferdinandes Mendez Pinto, so er in 21 Jahren durch Europa, Asia u. Afrika gethan“, im Jahr 1671, heraus. Ein Auszug aus denselben steht im 10. Bande der von G. Meißner'schen Sammlung von Reisen“ und eine neue Bearbeitung davon erschien 1810.

Pitius, Johann Nepomuk, Abt des Cisterzienserklosters Langheim in Bayern, ward 1744 zu Bamberg von mittellosen Bürgerleuten geboren. Seine Talente entwickelten sich so glücklich, daß er an der Bamberger Universität in der Philosophie und Mathematik ausgezeichneten Fortgang machte. Er trat 1761 in den Cisterzienser-Orden zu Langheim, ward 1770 zum Priester geweiht u. hierauf übernahm die Abtei Malachias Limmer, Behufs seiner höhern Ausbildung, an die hohe Schule nach Prag geschickt. Hier studirte P. von 1771 — 73 auch die Rechtswissenschaft und wurde nach seiner Rückkehr zum Lehrer der Rechte für die jüngeren Collegensgenossen bestimmt. Dieses Lehramt besorgte er kaum einige Monate, da der Abt Malachias starb und P. selbst von den Ordensbrüdern zum Abte erwählt wurde. Die brüderliche Eintracht des Abtes mit dem Convente schien sich zu lockern, indem P. durch den raschen Umschwung seiner glücklichen Erhebung an die Spitze des Stalles und verschwenderischer Prachtliebe nicht zu unterwerfen vermochte. Die Spannung nahm zu, als er ungeheuren Kostenaufwand auf die Umgestaltung der Abtei, Uhren, Juwelen, den Garten am Amtshofe zu Lambach verschwendete, während auf der andern Seite die Conventualen in den einfachsten Bedürfnissen bedürftig waren, ja, selbst ihre Klagen schlecht geheizter Wohnungen nicht berücksichtigen.

Seine kostspielige Reise von Cisterz nach Paris, das hochsahrende und kostbare Benehmen nach seiner Rückkehr, die Vornahme einer theuern Brunnenreinigung im Kloster brachten endlich die Unzufriedenheit zum vollen Ausbruche. Es erfolgte förmliche Beschwerde geführt bei dem Prälaten von Ebrach, als Visitator des Klosters Langheim u. bei dem Fürstbischöfe von Bamberg, welche, nach genauer Untersuchung, für P. die Entsetzung von seiner Abtwürde herbeiführte. Der plötzliche Verlust des weltlichen Glanzes und seiner einflussreichen kirchlichen Würde machte den edelmüthigen Mann einen tiefschmerzlichen Eindruck. Er sonderte sich von den weltlichen Umgängen ab, zog sich 2 volle Jahre lange, nur der stillen Betrachtung und dem Gebete obliegend, bußfertig in die Verborgenheit zurück, wo er durch seine unerschütterliche Festigkeit gegen die undankbare Welt seine, sonst so blühende, Existenz untergruben u. ein Blutsturz seinem Leben im 47. Altersjahre plötzlich ein Ende setzte den 5. Mai 1791. Der Benedictiner Sibeyhons Schwarz

(s. d.) in Banz hielt bei der Todtenfeier eine eindrucksvolle Leichenrede, die im Druck erschien.

**Plattstetten**, im bayrischen Reggsbezirke Mittelfranken, Landgerichts Weiling an der Sulz, ehemalige Benedictinerabtei, gestiftet 1129 von den Grafen Hirschberg und von Hilpolit von Stein und seinen Söhnen reichlich beschenkt. In der Kirche sieht man das Grabmal des 1757 im Rufe ausgezeichneten Frömmkeit gestorbenen Abtes Maurus Kaverius Herbst.

**Plattdeutsch**, besser Niederdeutsch oder Niedersächsisch, heißt im eigentlichen Verstande die deutsche Mundart, welche in den nördlichen Gegenden Deutschlands von den niederländischen bis an die litthauischen Gränzen gesprochen wird. Die deutsche Sprachstamm theilte sich schon in den ältesten Zeiten in zwei Hauptarten die hochdeutschen (oberdeutschen) u. den niederdeutschen. Mit der Mischung der Völkerstämme während der großen Völkerwanderung vermischten sich freilich die uralten deutschen Dialekte; aber die Abgränzung zwischen Norddeutschen Süddeutschen war nicht zu verwischen. Welche der beiden Hauptmundarten ältere sei, ist nicht leicht zu ermitteln, gewiß aber ist, daß die niederdeutsche verbreitetste war, die alte angelsächsische, die holländische, dänische, schwedische, norwegische und isländische Sprache ihre näheren oder entfernteren Verwandten. Doch war sie stets unglücklicher, als ihre rauhere Schwester, welche als Sprache der Herrschenden die Oberhand erhielt. Die blutigen Kriege, in welchen Sachsen von den Franken unterjocht wurden, brachten die fränkische Sprache nach Norddeutschland und zwangen sie den Ueberwundenen auf. Im Mittelalter blieb Niedersachsen in der Cultur weit hinter den übrigen deutschen Ländern zurück, da eine große Strecke dieses Landes noch von Wenden und Slaven bewohnt wurde und, wenn auch unter den schwäbischen Dichtern des Mittelalters einige niederdeutsche Sänger auftraten, so bebienten sie sich doch stets der herrschenden oberdeutschen Mundart. Als im 16. Jahrhundert die hochdeutsche Sprache zur Büchersprache erhoben wurde, mußte sie, namentlich auch dadurch, daß Niederdeutschland seine Gelehrten und Prediger aus Obersachsen erhielt, niederdeutsche Sprache herabdrücken. Die einheimische Landessprache blieb diese Weise bloß dem gemeinen Volke überlassen; an manchen Orten entstand sogar durch Vermischung beider Dialekte eine dritte Mundart. Leicht erklärlich ist es also, wie das Niederdeutsche, welches man von jezt an als eine vereinfachte Volkssprache betrachtete, in der Cultur gänzlich zurückblieb. Diese Volkssprache erstreckt sich jedoch immer noch über einen sehr großen Theil Deutschlands behauptet fest ihr Recht in den an die Ostsee gränzenden Ländern, in Niedersachsen, in Westphalen, am Niederrhein und in Belgien; die Gränzlinie zwischen beiden Dialekten zieht sich ungefähr vom Rhein durch Hessen längs des Main und der Saale bis zur Elbe und Havel hin. Als Schriftsprache hat sie nur von der letzten Hälfte des XII. Jahrhunderts bis zum Ende des XV. geltend machen können. Unter allen deutschen Mundarten, sagt Bürger die niederdeutsche in der Wahl und Aussprache der Töne die sanfteste, wohlgenendste, gefälligste und angenehmste; sie ist eine Feindin aller hauchenden und schwebenden, am meisten aber der blasenden Laute; sie verachtet den unnützen Aufwands eines vollen, mit vielen hochtönenden Lauten wenig sagenden, Mundes und ist gegen reich an einer kernhaften Kürze, an lebhaften, treffenden Ausdrücken naiven Bildern. Es fehlt ihr weiter Nichts, als eine sorgfältige, verständige Cultur, um sie zu der reichsten, angenehmsten und blühendsten Sprache zu machen. Der Ausländer, dem die vielen Hauch-, Blase- und Zischlaute der oberdeutschen Sprache ein Aergerniß sind, lernt die niederdeutsche Sprache gewöhnlich am leichtesten. Auf gleiche Weise lernt auch der Niedersachse, wegen seines feinem Gehörs u. wegen der Feinheit u. Biegsamkeit seiner Sprachwerkzeuge, jede fremde Sprache weit eher und vollkommener sprechen, als der schwerzüngige, südlische Oberdeutsche. In der neuesten Zeit ist man von den lange gehegten Vorurtheilen gegen die *berdeutsche Sprache* zurückgekommen und hat ihre Vorzüge eingesehen; doch



ke sich schwerlich je wieder zur Schriftsprache erheben; denn die Versuche, welche J. H. Wosß und Andere gewagt haben, stehen zu vereinzelt da, als daß sie von bedeutsamen Folgen seyn könnten. Großen Dank verdienen jedoch die kritischen Bearbeitungen dieses großen Zweiges unserer Muttersprache und besonders die, sich mit den einzelnen Mundarten beschäftigenden, Wörterbücher (Idiotiken) von M. Richey („Hamburgisches Idiotikon,“ Hamb. 1755, 8.), J. C. Strodtmann („Dänabrückisches Idiotikon,“ Altona 1756, 8.), J. F. Schüze („Holsteinisches Idiotikon,“ Altona 1800—1806, 4 Thle., 8.), J. H. Tiling („Versuch eines Bremer niederländischen Wörterbuchs,“ Bremen 1767—72, 5 Thle., 8.) u. J. P. Dähnert („Plattdeutsches Wörterbuch nach der alten und neuen pommerischen und rügischen Mundart,“ Berlin 1781, 4.).

**Pleyer, Athanasius**, Guardian des Franziskanerklosters zu Bamberg, geboren am 29. Oktober 1753, vollendete mit Auszeichnung seine Studien an den Unterrichtsanstalten seiner Vaterstadt und erwarb sich 1772 der Würde eines Magisters der Philosophie. Im Herbst desselben Jahres trat er in den Franziskanerorden. 1775 hörte er in Augsburg Philosophie unter Julian Burkard, 1777 zu Salzburg. Die theologischen Studien vollzog er 1778 zu Passau und 1780 zu Augsburg, wo er unter Viktorin Zink defendirte „ex chronologia veteris testamenti et explanatione librorum proverbiorum, ecclesiasticis, cantici canticorum et Esther.“ Nach vollendeten Studien wurde er zuerst Prediger zu Bamberg und Forchheim, hierauf Novizenmeister in Bamberg, Vikar zu Forchheim, Guardian zu Marienweiher bei Kulmbach, und seit 1801 in gleicher Eigenschaft nach Bamberg versetzt, wo er bis zur Auflösung des Franziskanerklosters, am 29. Sept. 1809, verblieb. Als ein frommer Priester zog er sich nun in das stille Privatleben zurück, war aber bis an sein Ende in dem geistlichen Berufe thätig als eifriger Beichtvater. Er starb den 8. März 1830. Cm.

**Plunkett, William Coningham**, Baron von, ein englischer Staatsmann und vorzüglicher Redner, wurde im Jahre 1765 in der irländischen Grafschaft Fermanagh geboren, genoss eine sorgfältige Erziehung, studirte dann in Dublin, ward 1787 Sachwalter und trat im Jahre 1797 als Mitglied in das irländische Parlament, wo er sich als einen entschiedenen Gegner der Union zeigte. Als diese dennoch durchgeführt wurde, ward er Kronanwalt und schloß sich als gemäßigter Tory, nachdem die Whigpartei in das Ministerium getreten war, an Lord Grenville an, nahm aber 1807 seine Entlassung, wurde Sachwalter in Dublin und glänzte hier als einer der besten Redner in den Gerichtshöfen. Im Jahre 1812 erwählte ihn die Universität von Dublin zu ihrem Stellvertreter im Parlamente, wo er sein großes Talent als Redner auf's Neue entfaltete. Besonders kräftig und nachdrucksvoll sprach er für die Emancipation der Irländer; durch seine politische Verbindung mit Castlereagh und mehr noch durch seine Verteidigung der Negereien in Manchester verlor er aber die Gunst des Volkes gänzlich. Im Jahre 1821 wurde er Kronanwalt für Irland, kurz darauf Pair des Reiches u. unter dem Ministerium Grey's Kanzler von Irland. Als solcher war er eine der kräftigsten Stützen des Ministeriums im Oberhause u. sprach im Oktober 1831 mit Feuer u. Klarheit für die Reform des Parlaments. Als Redner hat er stets eine ausgezeichnete Stelle unter den Mitgliedern des Parlaments eingenommen.

**Pococke, Eduard**, ein berühmter Orientalist, ward den 8. November 1604 zu Orford geboren, studirte seit 1618 daselbst morgenländische Sprachen, ward, nach eifrigen Studien, 1630 Kaplan der britischen Faktorei in Aleppo und benützte selbst seine Zeit so trefflich zu seiner weitern Ausbildung in der Kenntniß der Sprachen, Literaturen und Gebräuche Vorderasiens, daß nach seiner Rückkehr nach England (1636) ein Lehrstuhl der arabischen Sprache in Orford für ihn gegründet ward. 1638 reiste er wieder nach Konstantinopel, fand aber bei seiner Rückkehr (1640) die englische Revolution in vollem Gange und beschäftigte sich daher nur mit Studien, mußte jedoch 1642 als Royalist sich nach ~~Wales~~ <sup>Chilbury</sup> in Berkshire flüchten und ward erst 1647 wieder angestellt, wo 48 zum

Professor der hebräischen Sprache in Oxford ernannt ward und zugleich ein einträgliches Kanonikat erhielt, das er zwar 1650 schon wieder verlor, aber 1661 durch die Restauration wieder bekam. Er starb den 12. September 1691. — Seine umfassende und gründliche Gelehrsamkeit bezeugen seine geschätzten Ausgaben mehrerer trefflichen moralischen Werke und rabbinischer Schriften, mehrere Commentare über die kleinen Propheten u. Uebersetzungen syrischer u. arabischer Werke. Zu bemerken ist, daß er zur Bekehrung der Muhamedaner die Schrift von Hugi Grotius: „De veritate religionis christianae“, in's Arabische übersezte und nach dem Oriente sandte. — 2) Ein Verwandter P.'s, Richard P., 1704 zu Southampton geboren, hat sich als Reisender in dem Orient und durch seine Schrift „Description of the East and some other countries“ (London 1743 — 1745, 2. Auflage 1774, 2 Bände, Fol., mit 179 Kupfern, deutsch von Dreyer, Erlangen 1771 — 73, 3 Bände, 4.), bekannt gemacht. Er starb 1765 als Bischof zu Meath.

Pompignan, Jean Jacques le Franc, Marquis von, ein nicht unbekannter französischer Dichter, den 17. August 1709 zu Montauban geboren, widmete sich der Rechtsgelehrsamkeit und ward, nach Beendigung seiner Studien, Sachwalter und Präsident an dem Gerichtshofe seiner Vaterstadt. Seiner Stelle überdrüssig, weil er der Regierung gegenüber nicht frei genug sprechen und handeln konnte, zog er sich von den Geschäften zurück und beschloß, nur den Wissenschaften und Künsten zu leben. Seine Tragödie „Didon“, 1734, ward, trotz ihrer Unvollkommenheiten, mit Beifall aufgenommen, wodurch der Verfasser zu anderen Leistungen aufgemuntert wurde; sein Drama: „Les Adieux de Mars“, 1725, steht jedoch weit hinter seinem ersten Versuche zurück. Größere Aufmerksamkeit verdienen seine leichten Schilderungen in der *Manie Chappelin's*: „Voyage de Languedoc et de Provence“ und die „Dissertation sur le nectar et sur l'ambrosia“. In seinen späteren Jahren wurden seine Ansichten über Politik, Philosophie und Religion immer beschränkter, besonders fing er an, gegen die Philosophie zu Felde zu ziehen, wodurch er den Spott und die Satire gegen sich aufregte. Seine geistlichen Poesien, Oden, Episteln und Gelegenheitsgedichte sind kalt und steif und werden nicht mehr gelesen. Er starb am 1. Nov. 1784. Außer den erwähnten Versuchen besitzen wir von ihm noch mehrere Uebersetzungen griechischer und römischer Auctoren und einige schwache geschichtliche Arbeiten. „Oeuvres de le Franc de Pompignan“, Paris 1784, 6 Voll., 8.

Portal, Antoine, ein berühmter französischer Arzt, ward den 5. Januar 1742 zu Gaillac, einem Städtchen des Departements des Tarn, wo sein Vater Arzt war, geboren, studirte Medizin zu Montpellier und fand hierauf 1766 in Paris eine freundliche Aufnahme bei Senac u. Vieutaud, denen er sich vorzüglich durch seine anatomischen Kenntnisse empfahl. Als Schriftsteller beschäftigte er sich von jetzt an mit anatomischen und chirurgischen Arbeiten und sein „Précis de la chirurgie pratique“, 1786, 2 Voll. und „Histoire de l'anatomie et de la chirurgie“, 1770, 7 Voll., sind als die vorzüglichsten Früchte seiner literarischen Muse anzusehen. Nachdem er 1770 den Lehrstuhl der Medizin am Collège de France und 1777 den der Anatomie am Pflanzengarten erhalten hatte, legte er sich mehr auf die Ausübung der innern Praxis, schrieb über Gegenstände der innern Heilkunde, als wohin seine „Beobachtungen über die Hundswuth“, 1779; „Ueber die Rhachitis“, 1797; „Ueber die Lungensucht“, 1792; „Ueber die Apoplexie“, 1781; „Ueber die Krankheiten der Leber“, 1813; „Ueber die Epilepsie“, 1827 gehören. Endlich erwähnen wir hier noch seines Werkes über die „Pathologische Anatomie“, das die erste umfassende Arbeit dieser Art in Frankreich war, so daß P. als der Gründer dieses Faches bei den Franzosen, die dasselbe gegenwärtig so eifrig cultiviren, anzusehen ist. So erwarb er sich durch praktische und schriftstellerische Thätigkeit einen großen Ruf, wurde Mitglied einer Menge gelehrter Gesellschaften, schon vor der Revolution Leibarzt von Monsieur, von Napoleon zum Baron ernannt, hierauf Leibarzt Ludwig's XVIII. und seines Nachfolgers

X. und starb endlich, hochbejahrt, im 91. Jahre, am 23. Juli 1832. — Er kein glänzendes Genie, doch besaß er sehr viel Verstand u. Beurtheilungs- und großen Sammlerfleiß. In seinen Werken geht er einen eigenen Gang erüchtigt wenig die Anforderungen, die die neuere Zeit an seine Aufgabe; daher kommt es auch, daß er als Arzt und Schriftsteller sich nie von der calpathologie loslagte.

**Portugal** (vergl. den Artikel in Bd. VIII. des Hauptwerkes). — B. hatte eginn des Jahres 1848 seine Minister-Krisen, seine Finanznoth, seine Be-ingen vor Verschwörungen u. Unruhen, ganz wie in den Vorjahren u. auch en Personen sind es wieder, die auf demselben Schauplatz erscheinen und in erten Gewalt einander ablösen. Mit dem Beginne von 1849 traten die zusammen; das Kapitel, das alsobald abgehandelt wurde, waren die Fi- und der, erst vor einigen Wochen eingetretene, Finanzminister wurde mit solchen Fluth von Vorwürfen überschwemmt, daß er sich zurückziehen mußte; José Falcao machte dem Finanzminister Branco Platz. Auch noch einige Portefeuilles wurden gewechselt. Allein das so modifizierte Ministerium Sal-überlebte kaum die Cortes. Dasselbe scheiterte gleichfalls an der allgemeinen amilität, obgleich sogar das königliche Haus, um nur einigermaßen die Leere chages auszufüllen, sich monatliche Abzüge an seinen Einkünften gefallen Unterdessen wurde eine republikanische Verschwörung, an deren Spitze nach tgefundenen Papieren Dos Antos stehen sollte, entdeckt und vereitelt. In litte des Jahres trat der unvermeidliche Costa Cabral wieder an das Ruder gierung und, obgleich dem von ihm gebildeten Cabinet gleich nach den ersten kaum eine monatliche Dauer prophezeit wurde, so hielt es sich doch, um heinlich beim nächsten Zusammentritte der Cortes zu fallen. B. hatte dieses auch seinen Krieg und zwar einen Notenkrieg und einen wirklichen; beide ihre Ursachen in der Ermordung des Gouverneurs von Macao, Damaral, die Chinesen. Nachdem die Portugiesen nicht allein sich sogleich blutige verschafft, stürzten sie auch bald darauf (am 25. August) ein nahe des Fort, wobei 74 Chinesen den Tod fanden. In Folge dieser Angelegen-entwickelte sich eine Spannung mit England, indem dieses, nach seinen Ver- mit China, die Gerichtsbarkeit über Macao ansprach. — Von Tarifänderun-urde im Laufe des ganzen Jahres gesprochen u. es werden wohl den nächsten s Eröffnungen hierüber zugehen. Ein Handels-Vertrag mit Brasilien wurde hon versammelten Cortes vorgelegt. Von einer Handels-Einigung mit ien, die wohl schwerlich lange ausbleiben dürfte, war vielfach die Rede. Der yminister Avila bereitet eine vollständige Reform in der Finanzorganisa- vor.

**Potschajew**, im russischen Gouvernment Polhynien, berühmtes griechisches r, unsern der Stadt Krzemieniec auf erhabener Stelle liegend, so daß man weißen Mauern u. Thürme in der ganzen Umgegend sieht. Es besitzt einen a Fond und bedeutende Schätze. Gestiftet wurde es im Jahre 1597 von der au Anna Goiska zu Ehren eines wunderthätigen Marienbildes, welches der polnit Neophyt aus Konstantinopel mitgebracht und der Gründerin geschenkt

Mönche des orientalischen Bekenntnisses zogen in den geweihten Räumen Diesen bestätigte 1700 August II., König von Polen, ihre früheren Privi- und alle bis dahin geschehenen Vermächtnisse. In der ersten Hälfte des n Jahrhunderts setzten sich die unirten Griechen in den Besitz des Klosters. m Jahre 1831 der General der polnischen Insurgenten, Dwernicki, aus P. on den Grenzen Rußlands vertrieben wurde, kam das Stift wieder unter die ktion der griechisch-russischen Geistlichkeit und erhielt den Namen des welsfahrtsklosters“. Jetzt befinden sich etwa 60 Mönche vom Orden des heil. us darin und außerdem eine Unterrichtsanstalt. mD.


**Bram**, Christen Henrikfen, ein geschätzter dänischer Dichter, ~~und~~ den 1756 auf Lesia in Gulbrandsdal in Norwegen geboren, 18

in früher Jugend nicht geringe poetische Anlagen und erhielt von seinem Vater, welcher die Stelle eines Landpredigers in Seeland bekleidete, eine sehr sorgfältige Erziehung. Nach Beendigung seiner juristischen Studien zu Kopenhagen, wo er mit den Dichtern Erwald, Wessel u. A. bekannt wurde, arbeitete er bei der Generalverwaltung des Handels und der Staatsökonomie (1781—1815) und bekam den Titel eines Staatsrathes. In dieser Stellung und mit den nöthigen Kenntnissen in den Staatswissenschaften, der Geschichte, Philosophie, Mathematik, Physik und Chemie ausgerüstet, machte er eine wissenschaftliche Reise durch Norwegen u. legte seine gehaltenen und erspriesslichen Bemerkungen in periodischen Blättern nieder. Mit Rahbek redigirte er die vielgelesene Zeitschrift „Minerva“ (1785—1807), welche als das vorzüglichste dänische periodische Blatt jener Zeit angesehen werden muß und Aufklärung unter allen Ständen verbreitete. Gutmüthigkeit und Leichtsinns hatten P. in sehr dürftige Verhältnisse gebracht u. als er 1815 seine Stelle aufgeben mußte und auf Wartegeld gesetzt wurde, vermochte er sich kaum aus den Händen seiner Gläubiger zu retten. In seinem Alter erhielt er auf sein Ansuchen eine Zollverwalterstelle auf der westindischen Insel St. Thomas, wo er sich aber nicht an das Klima gewöhnen konnte und schon am 25. Nov. 1821 farb. Sein Dichterruhm gründete sich hauptsächlich auf das Nationalepos: „Staerkobber“, Kopenhagen 1785, 8., welches in fünfzehn Gesängen, bald in ernstem, bald in scherzhaftem Tone die Großthaten und Abenteuer der Helden aus der nordischen Vorzeit feiert. Erfindung, Plan, Ausführung der Charaktere, Sprache u. Verse sind gleich lobenswerth. Seine Heroide: „Philippa an Erich“, 1779 erhielt den, von der Gesellschaft für schöne Wissenschaften ausgesetzten, Preis und seine komischen u. satyrischen Erzählungen, deutsch von C. F. Sander, Kopenh. 1802—1803, 2 Theile, 8., welche an Voltaires Art und Weise erinnern, sind noch immer sehr beliebt; seine Trauerspiele: „Damon und Pythias“, 1789; „Frode und Fingal“, 1790; „Blinde u. Sophronia“ aber sind zu kalt, als daß sie sich auf der Bühne hätten erhalten können. Eine Sammlung seiner Werke, Kopenh. 1824, 6 Bde., 8., hat Rahbek heraus gegeben.

Preller, Friedrich, geboren zu Eisenach 1804, zeigte schon in frühesten Jugend großes Talent für das Zeichnen, allein der Unterricht, den er in der Zeichnungsschule zu Weimar, wohin seine Eltern schon in seinem Geburtsjahre gezogen waren, erhielt, förderte ihn wenig. Göthe's Freund, der Hofrath Heinrich Meyer, unter dessen Leitung jenes Institut stand, war ein gründlicher Kenner der Antike, aber partiell eingenommen gegen die neuere Kunst, von der er wenig erwartete. Durch sein Urtheil niedergeschlagen, wagte P. nicht, ungeachtet seiner immer mehr wachsenden Liebe zu Malerei, sich ihr ausschließlich zu widmen. Er wollte Jäger werden. Dieser Stand erhielt ihn in einem vertrauten Umgange mit der Natur u. ließ ihm die Hoffnung, seine Lieblingsbeschäftigung fortzusetzen. Sein Schicksal nahm indes unvermuthet eine andere Wendung. Er gab die Idee, sich dem Jagdhandwerke zu widmen, wieder auf, als sich ihm Ausichten zeigten, mit fürstlicher Unterstützung sich der Kunst widmen zu können. Diese Ausichten wurden ihm durch seinen Vater eröffnet, der dem damaligen Erb- und jetzt regierenden Großherzog Karl Friedrich von Sachsen-Weimar-Eisenach Unterricht im Modelliren theilte. P. bot nun alle seine Kräfte auf, um ein tüchtiger Maler zu werden. Er hatte damals sein siebenzehntes Lebensjahr erreicht. Durch Illuminiren eines größern Werks erwarb er sich die bescheidenen Mittel, mit denen er im Frühjahr 1820 eine Wanderung nach Dresden antrat. Ohne Bekanntschaften u. Empfehlungen, dabei schüchtern von Natur, lebte er, zurückgezogen von dem rauschenden Gewühle, fast nur in der Gemäldegalerie, wo er fleißig copirte. Wolfenstudien, die er in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Dresden für Göthe machte, erhielten des großen Dichters Beifall und brachten ihn mit demselben in eine nähere Verbindung, die in mehrfacher Hinsicht einen vortheilhaften Einfluß auf seinen spätern Lebensgang äusserte. Ruissdael und Paul Potter waren die Künstler, deren Werke er zu seinem ersten und anhaltenden Studium machte. Mit welchem Erfolg er

dies Studium betrieb, zeigen einige sehr gelungene Copien von Landschaften jener berühmten Meister aus jener Zeit, die sich noch in Weimar befinden. Durch das Gemälde einer Eissahrt lenkte P. die Aufmerksamkeit des verstorbenen Großherzogs Karl August so entschieden auf sich, daß er von dem edlen, Kunst u. Wissenschaft fördernden, Fürsten die huldvolle Zusicherung erhielt, für seine fernere Ausbildung sorgen zu wollen. Der erste Schritt dazu geschah, als P. den Großherzog auf seiner damaligen Reise (1823) nach den Niederlanden begleiten durfte. Als sein väterlicher Gönner von dort wieder in seine Residenz heimkehrte, blieb P. in Antwerpen. Zwei Jahre studirte er dort, unter der Leitung Vanbrées, des Direktors der dortigen Malerakademie, hauptsächlich die menschliche Figur. Nach seinem eigenen Geständniß fehlte seinem künstlerischen Streben damals noch eine bestimmte Richtung, die er erst später erhielt, als ihm der Sinn für die Schönheit der niederländischen Landschaft aufgegangen war. In frischer, unverdorbener Jugend, in dem geschlossenen Freundschaftsbunde mit mehreren jungen Männern, die eine gleiche Liebe zur Kunst befehlte, harmlos fröhlich nach fortgesetzten ersten Studien, verlebte P. in Antwerpen einige glückliche Jahre. Was seine Heiterkeit mitunter trübte, war die wiederkehrende unbezwingliche Sehnsucht, Italien und namentlich Rom zu sehen. Auch diesem Wunsche nahte die Erfüllung. Er erhielt die fürstliche Erlaubniß zu einer Reise nach Italien. Vor der Hand sollte er jedoch nur nach Mailand gehen. Dorthin begab er sich, nachdem er 1825 nach Weimar zurückgekehrt war, über München, Salzburg, Tyrol u. Venedig. Den ersten Winter, den er in Mailand zubachte, benützte er zu Uebungen in der Perspektive und zu Zeichnungen nach dem Modell. Angenehmere Tage verlebte er in dem darauf folgenden Sommer. In dem am Comersee gelegenen Dorfe Levanno reizte ihn die anmuthige Gegend zu Studien nach der Natur, die ihn jedoch, nach seinem eigenen Geständniß, nicht befriedigten. Der Aufenthalt in Mailand, wo er nur zwei Jahre verlebt hatte, ward ihm immer unbehaglicher, weil ihm diese Zeit ohne wesentlichen Nutzen für seine höhere Ausbildung vergangen war. Seine dringenden Vorstellungen an den Großherzog verschafften ihm endlich die Erlaubniß, sich nach Rom zu begeben. Mit Gefühlen, die schwer zu schildern seyn möchten, begrüßte der junge Künstler die genannte Stadt. Er sah sich plötzlich am Ziele seines fast lebenslänglichen Sehns u. Strebens; seine kühnsten Erwartungen übertraf das genussreiche Leben, das sich ihm in Rom eröffnete. Von einem Kreise junger talentvoller Männer, die seine Liebe zur Kunst theilten und von denen sich die meisten späterhin einen geachteten Namen erwarben, sah sich P. dort umgeben. Zu jenen Künstlern gehörten: Cornelius, Overbeck, Reinhard, Koch, Thorwaldsen u. A. Dort erneuerte P. auch die Bekanntschaft eines Freundes aus der Zeit, wo er in Dresden verweilte. Es war Dräger, der, mit den meisten jener Künstler befreundet, ihn in ihren Kreis einführte. Am wichtigsten ward für ihn der nähere Umgang mit dem schon bejahrten Landschaftsmaler Koch, der sich seiner väterlich annahm. In den geistreichen und originellen Compositionen dieses Meisters ging ihm ein neues Licht auf. Immer deutlicher ward ihm, nach seinem eigenen Geständnisse, wonach er stets, ohne sich genau darüber Rechenschaft geben zu können, gestrebt hatte. Einen, in mehrfacher Hinsicht fördernden, Einfluß auf ihn übte auch der Landschaftsmaler Reinhard. Einzelne Naturstudien machte er wenig. Dagegen studirte er mit ganzer Seele u. mit immer erneutem Genuß die Schönheit des Landes überhaupt und die alten Meister jeder Art, vor allen Nicolaus Poussin. Ihm ward dadurch, wie er in späterer Zeit sich gegen seine Freunde äußerte, die Bedeutsamkeit und Schönheit der Linie an den zu behandelnden Gegenständen klar. Als er nach dreiwöchigem Aufenthalte in Rom in seine Heimath zurückkehrte, fand er seinen fürstlichen Gönner, den Großherzog Karl August, nicht mehr am Leben. Mit lebhafter Theilnahme aber kam Göthe seinen Fortschritten in der Kunst entgegen. Auch mit dem großen Dichter, den er im folgenden Jahre mit zur Grust trug, verlor er nie die Berührung in seinen künstlerischen Bestrebungen. An der Zeichenschule zu Weimar erhielt er bald nachher als Lehrer eine Anstellung mit dem Titel

Hofr.

ruhen herbeiführen wollten, keinen bessern Dienst erweisen. Zugleich ermüdete man die Wachen auf eine fast unglaubliche Weise. Die Absicht, Personen und Eigenthum anzugreifen, gab sich nirgends kund; die Volkshaufen versammelten sich gerade an den Punkten, welche man militärisch besetzt hielt, ja, man zog den Truppen nach, wenn sie ihren Stand änderten. Es erschien nicht zweifelhaft, daß eine Partei, die augenscheinlich noch sehr schwach seyn mußte, die Krisis nicht durch Concessionen, sondern auf blutigem Wege zur Entscheidung bringen wollte und dazu gab es offenbar kein anderes Mittel, als kleine Reibungen mit den Soldaten, um Erbitterung gegen dieselben zu erzeugen und den, bis dahin noch immer passiven, Bürger zu betheiligen. Es gelang in Berlin, am 15. u. 16. März das Militär zum Einschreiten mit der Schußwaffe zu bewegen (wer aber that dies nun, doch eben die sogenannten Demokraten?) und, wie es in solchen Fällen immer geht, Unschuldige wurden getroffen. Schon früher waren Unbetheiligte mit Säbelhieben verwundet worden. Die Vorfälle wurden auf allen Punkten der Stadt erzählt, vergrößert, ausgeschmückt und die Erbitterung im kleinen Bürgerlande erfolgte, verbreitet durch den Drang nach politischen Fortschritten und gesteigert durch das Zurückhalten jeder Concession von Seiten der Regierung. Dabei mußte Niemand recht, wer über die bewaffnete Macht verfüge. Der Polizeipräsident soll wiederholt versichert haben: er habe das blutige Einschreiten nicht veranlaßt, ja, dagegen protestirt; der Militärgouverneur nun schien eben so wenig den Befehl ertheilt zu haben. Bei dem Allem war das Benehmen der Exekutivgewalt zuweilen matt und unsicher. Plakate an den Ecken der Straßen verboten alle Volksaufläufe und wiesen auf das strenge Gesetz vom 19. August 1835 hin; aber man bildete am 16. die Ansammlung einer ungeheuern Menschenmasse an der Universität, gerade gegenüber dem Palais des Prinzen von Preußen, von Morgens 9 Uhr bis Abends 7 Uhr, ganz nahe bei der Hauptwache. Die Veranlassung zu dem Aufsaufe war mitten in dem Haufen nicht zu erfahren. Bald hieß es, es solle ein Student begraben werden, bald, die Halle'schen Studenten würden eintreffen. Mit der Dunkelheit begann man zu lärmern. Die im Laufe des Tags errichteten Schuzmannschaften, denen die Behörden die Waffen verweigert hatten, suchten die Menge zu zerstreuen; sie wurden mit ihren weißen Stäben verhöhnt, dieser lächerlichen Nachahmung eines englischen Gebrauchs, dem das englische Fundament fehlte, die also nicht wirken konnte. Am 15. Morgens las man in den Zeitungen die Einberufung des Landtags auf den 27. April, also nach Verlauf von sechs Wochen: ein gewaltiger Zeitraum im Beginne einer Revolution, umgeben von Revolutionen in fast allen Nachbarländern. Was der Landtag eigentlich thun sollte, worüber man seinen Beirath hören wollte, blieb so ziemlich im Dunkeln. Man wollte sich zuerst mit Wien und anderen Regierungen verständigen. Daß man gegen Alles, was von Wien kam, Mißtrauen hegte, war Niemand zu verdenken. Die allgemeine Stimmung verlangte, W. solle sich an die Spitze stellen, solle sein System ändern und noch deutete man den Inhalt der zu erwartenden Concessionen nicht einmal an. Die Maßregel beunruhigte, statt zu befriedigen; sie konnte nicht anders wirken, auch in den Provinzen. Hätte man das Militär in den Kasernen gehalten; wäre man nur eingeschritten, wenn Personen und Eigenthum bedroht wurden und machte man nur einige definitive Concessionen, die der Landtag zu billigen hatte: so wäre der kleine Bürger und fast die ganze Bourgeoise auf Seite der Regierung getreten und die Revolution im Keime erstickt worden. Am 16. trafen die Nachrichten von Wien ein; Metternich war geflohen. Die Hoffnung fing an, in Begeisterung überzugehen. Der 17. verging ruhig; die Regierung mußte ja endlich entscheidende Schritte thun; es geschah — Nichts. Wem gelang es denn nun, die Revolution zu gebären? Den Wählern? Nein. Der Bürgerschaft? Noch viel weniger. Der  war hauptsächlich den Fehlern der Regierung zuzuschreiben. So wurde am 18. März geurtheilt. Glaubwürdige, gut unterrichtete Leute versichern, daß am 18. März sei schon am 16. berathen und genehmigt, ja, schon in

Druckerei gewesen, aber wegen einiger Fassungsbedenken nochmals am 17. in Rathung gekommen. Vielleicht ist die Angabe nicht ganz richtig, aber doch in dem Falle ohne Grund. Aus noch besserer Quelle rührt die Nachricht, die Minister hätten am 17. ihre Entlassung verlangt und erhalten, Hr. v. Bodelschwingh gar noch früher; aber man hielt diesen wichtigen, beruhigenden Schritt absichtlich geheim. Das Eintreffen des Herrn v. Vincke am 18. Abends scheint die Sache zu bestätigen. Das Patent erschien am 18. Vormittags; die Kölner Deputation erhielt während der Audienz beim Könige etwa um zwölf Uhr die freudige Kunde; die vor dem Schlosse versammelte Volksmenge, darunter der größte Theil der Bürger- und Kaufmannschaft, erst gegen zwei Uhr. Gewissenhafte Leute rufen, daß die Mehrzahl der auf dem Schloßplatze Versammelten Hüte trug u. gekleidet war, also nicht zum Proletariat gehörte. Das Patent stützt sich in dem Eingange auf die Wiener Ereignisse und verheißt „eine konstitutionelle Verfassung aller deutschen Länder.“ Dies ist ein weiter Begriff, eine Form mit unbekanntem Inhalt. Dennoch, hätte man das Patent am 17. publizirt, Rücktritt des Ministeriums und die Berufung der Oppositionsmänner des Abtages im Staatsanzeiger bekannt gemacht: gewiß wäre am 18. kein Blut geflossen. Noch war aber das Beste der Concession für die Regierung nicht versprochen, selbst dann noch nicht, als man mit Dragonern den Platz säuberte, als am Schloßportal die berühmten zwei Schüsse fielen und sonst ruhige Bürger in den Ruf: „Verrath! Zu den Waffen! Barrikaden!“ einstimmten. Ein in die Märzrevolution tief eingeweihter Mann wurde im Juli vertraulich gefragt: „Was wäre geschehen, wenn die Regierung nach allen diesen Fehlern und Vorfällen am 18. März Nachmittags das Schloß, die anderen königlichen Gebäude, einige Thore u. Eisenbahnhöfe stark besetzt, das dann noch disponible Militär auf Einen Punkt concentrirt, sich auf den Angriff der Barrikaden gar nicht eingelassen, Angriffe energisch zurückgewiesen, gleichzeitig die Entlassung des Ministeriums und die Berufung von Camphausen, Beckerath, Auerwald etc. angezeigt und ein Befehl, nicht so weit gehend, wie das vom 6. April, publizirt hätte?“ Er antwortete: „Nichts, gar Nichts wäre geschehen! Die Bürger hätten sich für die Regierung erklärt u. die Barrikaden wären fortgeräumt worden.“ So standen die Dinge, als der König auf dem Balkon seines Schloßes erschien, um den Dank für das Eintreten der neuen Bahn zu empfangen. Es bedurfte nur jener beiden verhängnisvollen Signalschüsse vor dem Schlosse und wie durch Zauber stiegen Hunderte von Barrikaden aus dem Boden u. verwandelten die Hauptstadt des Königreiches in ein Schlachtfeld. Doch hatte sich der Aufruhr an den Truppen verrechnet, die mit todesmüthiger Treue gegen die Empörer schlugen. Aber der erschütterte Sinn des Königs wich den hereinbrechenden Verhängnissen. Der Befehl zur Einstellung des Kampfes, zum Abzuge der Truppen erfolgte. Der König besaß sich nicht rückhaltlosem Vertrauen in die Gewalt des Volkes, das, mit den Waffen des Camphauses ausgerüstet, alle Posten bezog. Der Prinz von Preußen flüchtete, auf einem Balaste fanden die Worte: „Eigenthum der Nation.“ Die Revolution war vollständig gestegt. Den Schwerpunkt, den Preußen am 18. März 1848 verloren, hat es bis auf den heutigen Tag noch nicht wiedergefunden. Die Partei, welcher die ganze Bewegung nur zur Gründung ihres preussischen Erbreiches dienen sollte, befürmte den König jetzt doppelt, auf ihre Pläne einzugehen. Sein selbstlicher Festtritt durch Berlin war unzweifelhaft ihr Werk. Wenn er aber auch selbst Drängern mit jener seltsamen Demonstration ihren Willen that, war er jedoch ängstlich bemüht, den Anstrich eines von Preußen usurpirten deutschen Eigenthums zu vermeiden. Geschichtlich denkwürdig, folge hier der Bericht, den die Berliner Nachrichten“ vom 20. März von diesem Königsritte gaben: „Gestern sah man bereits sehr viele unserer Einwohner mit Trauerflor um den Hut u. Trauerkleidern um den Arm. Die Leichenwagen, auf welchen die, in der Nacht vom 18. auf den 19. und vorher gefallenen, Opfer morgen feierlichst zur Erde bestattet werden, bereits zweckmäßig geschmückt und ausgestattet. Die

Behörden werden sich dem Leichenzuge anschließen. Heute Vormittags Uhr wurde folgende Proklamation verbreitet: „An die deutsche Nation neue glorreiche Geschichte hebt mit dem heutigen Tage für Euch an! fortan wieder eine einigte, große Nation, stark, frei und mächtig im Ge Europa! Preußens Friedrich Wilhelm IV. hat sich, im Vertrauen auf Euer müthigen Beistand, an die Spitze des Gesamtvaterlandes gestellt. Ihr w mit den alten, ehrwürdigen Farben der deutschen Nation noch heut zu Eurer Mitte erblicken. Heil und Segen dem constitutionellen Fürsten, de Könige der freien, wiedergeborenen deutschen Nation! Berlin, 21. März Man sieht, diese Proklamation ohne Unterschrift spricht das Ziel, dem preussische, norddeutsche Ehrgeiz, verbunden mit Gagern und Dahlmann, s sehr offen und unverhohlen aus. Die „Berliner Nachrichten“ fahren fort: „Uhr hat der Minister Graf Schwerin die Studirenden in der Aula ve Mit den Waffen in der Hand stürmte ein großer Theil in die Aula, wo E umgeben von den ebenfalls bewaffneten Professoren, Rektor Müller und Hecker, folgende Worte an die Studirenden richtete: „Meine Herren Majestät der König hält es für seine Pflicht, die akademische Jugend, w so glanzvoll in den Tagen des Ruhmes bewährt hat, von den Fortschritte terrichten, welche er zu nehmen gedenkt. Se. Majestät will sich an die E constitutionellen Deutschlands stellen. Der König will Freiheit und Con er hat daher auch die schleunige Bildung eines deutschen Parlaments k und wird sich an die Spitze des Fortschrittes stellen. Der König rechnet Schutz des Volkes, ist das nicht Ihre Meinung? (Tausendstimmiges: J. König wird demnächst, geschmückt mit den deutschen Farben, in den St scheinen u. rechnet darauf, daß die akademische Jugend sich um ihn schaare Meine Herren! Es lebe der deutsche König! (Endloses Hoch.) Meine wir sind Sr. Majestät verantwortliche Minister, aber unsere Seele ist di und der Fortschritt, die Freiheit sein Gedanke. (Die verantwortlichen s hoch!)“ Ein Studirender brachte hierauf dem Grafen Schwerin, der freunde, ein Hoch, der noch einige Worte an die Studirenden richtete u. u fallruf die Aula verließ. Die bewaffneten Studirenden haben sich in bene Rotten getheilt und diese nach den Namen ihrer beliebten Professor Dove, Hecker u. a., benannt. Die Zuhöreräle der Universität sind zu 2 lungsz- und Wachtzimmern der Rotten bestimmt. Gestern Abend ließen s Professoren ihren Commilitonen Erfrischungen aller Art reichen. De erschien um ½ 11 Uhr auf dem Schloßhofe, an dem Eingange der Werd Se. Majestät war zu Pferde, trug die Uniform des Garderegiments u. di die deutschen Farben um den Arm, umgeben von den anwesenden Prinzer Ministern, letztere in Civil, aber alle mit den deutschen Farben geschmü unermesslicher Jubel empfing den König bei seinem Erscheinen und Se. richtete zuerst folgende Worte an das Volk: „Es ist keine Usurpation wenn ich mich zur Rettung der deutschen Freiheit und Einheit berufen si schwöre zu Gott, daß ich keine Fürsten vom Throne stoßen will, aber lands Einheit und Freiheit will ich schützen; sie muß gesichert wer deutsche Treue, auf den Grundlagen einer aufrichtigen constitutionellen Verfassung.“ Ein endloser Freudenruf brach los und der Zug hatte Mü wärts zu schreiten. Dieser bildete sich folgendermaßen. Voran ritten zw rale, mit den deutschen Farben um den Arm, ihnen folgten drei Minister hem Schmucke und diesen zwei Bürgerhäuten und der Stadtverordnete mit der dreifarbigten deutschen Fahne. Jetzt kam der König, umgeben Prinzen und Generalen. Der König hielt von Neuem an dem Schloßpl Worte an das Volk zu richten. Jetzt ging es die Schloßfreiheit entlai allen Fenstern wehten Tücher u. der Jubel tönte stürmisch fort. An der wache hielt der König vor den salutirenden Bürgern und sprach: „Ich si hier auf der Wache, ich kann es nicht genugsam in Worte kleiden, was



**Danke** — glaubt's mir!“ Einer der Versammelten rief nun: „Es lebe der Kaiser von Deutschland!“ worauf der König unwillig erwiderte: „Nicht doch, das will, was mag ich nicht!“ Jetzt ging der Zug bei der Blücherstatue vorbei, die **Behrenstraße entlang** und über die Linden zurück. An der Universität hielt der König, **an drei** Studierende das Reichsbanner vorausgetragen hatten; auch eröffnete jetzt **Polizeipräsident**, der sich am Opernplatze angeschlossen hatte, den Zug. Die **Professoren** Rector Müller und Pro-Rector Heder führten die Studierenden an, **vor der** Universität in Reih und Glied aufgestellt waren. Der König, welcher **schon** beiden vorgedachten Professoren die Hand reichte, hielt unfern des **Denks Friedrichs** des Zweiten und sprach: „Mein Herz schlägt hoch, daß es meine **Wortstadt** ist, in der sich eine so kräftige Gesinnung bewährt hat. Der heutige **ist ein** großer, unvergeßlicher, entscheidender. In Ihnen, meine Herren! **ist eine** große Zukunft und wenn Sie in der Mitte, oder am Ziele Ihres **Lebens** zurückblicken auf dasselbe, so bleiben Sie doch ja des heutigen Tages eingest. Die Studierenden machen den größten Eindruck auf das Volk und das Volk **in die** Studierenden. Ich trage Farben, die nicht mein sind, aber ich will damit **nichts** usurpiren, ich will keine Krone, keine Herrschaft, ich will Deutschlands **Reinheit, Deutschlands** Einigkeit, ich will Ordnung, das schwöre ich zu Gott (hier **hob der** König seine Rechte gen Himmel). Ich habe nur gethan, was in der **aussehen** Geschichte schon oft geschehen ist: daß mächtige Fürsten und Herzoge, **wenn die** Ordnung niedergetreten war, das Banner ergriffen und sich an die **Spitze** des ganzen Volkes gestellt haben und ich glaube, daß die Herzen der Fürsten **mit** entgegen schlagen und der Wille des Volkes mich unterstützen werden. **Rechten** Sie sich das, meine Herren! schreiben Sie es auf, daß ich Nichts usurpiren, **Nichts** will, als deutsche Freiheit und Einheit. Sagen Sie es der abwesenden **Studirenden** Jugend; es thut mir unendlich leid, daß sie nicht Alle da sind. **Sagen** Sie es Allen!“ „Friedrich Wilhelm hoch!“ erscholl es von allen Seiten. Die **Studirenden** schlugen die Waffen aneinander; das Volk warf die Hüte, an **den** die deutschen Farben prangten, in die Höhe und brach wiederum in endlosen **Jubel** aus. Wie auf dem ganzen Zuge, umdrängte es den König, dessen Pferd **nur** mit Mühe vorwärts konnte. Nie hat wohl ein König einen **Schönern** und erhabenern **Triumphzug** gehalten; es war nur eine Stimmung, eine Gesinnung für **Freiheit** und Recht; das nationale Bewußtseyn durchflamte die Gemüther und **erfüllte** sie mit Dank für Die, welche sie leiten und den Tagen des Ruhmes und **der** Freiheit entgegenführen werden.“ — So weit die Berliner Nachrichten. — **Dies** selbigen aber, welche bei dieser Komödie mit ihrer norddeutschen Kaiserintrigue im **Hintergrunde** standen, hatten sich hiebei völlig verrechnet. Die demokratische **Partei** wollte natürlich Nichts von einem Hohenzollern'schen Erbkaiser wissen. Ihre **Blätter** wütheten gegen den mordbesteckten, herzlosen Tyrannen, der sein Volk mit **seinen** Söldlingen niedergemetzelt und jetzt blutgebadet an die Spitze Deutschlands **sch** stellen wolle. Die Demokraten wußten wohl, daß der König Nichts weniger, **als** ein eiserner, blutdürstiger Tyrann sei, daß gerade sein weiches Gemüth ihn **vermöcht** habe, den Sieg im entscheidenden Augenblicke aus der Hand zu geben; **allein** gegen ihn zu wüthen, paßte eben einmal in ihr Parteilinteresse und die **blinde** Menge stimmte in ihr Wuthgeheul mit ein. Die Erbkaiserpartei gewahrte **mit** Schrecken diese unerwartete demokratische Ausbeutung des 18. März und sah **ein**, daß sie ihren Erbkaiser nicht durch Ausbeutung des ersten Schreckens der **Re-**volution, wie sie gehofft, werde durchsetzen können. Auf dieser Erkenntniß beruhte **auch** ihre ganze spätere Taktik in Frankfurt. „Die Truppen waren von **den** Waffen der Bevölkerung nicht besiegt; aber sie machten nicht Frieden, son- **dern** räumten den Kampfplatz ganz und ohne Vorbehalt und deshalb war das Volk **Sieger** (?) und hatte die Rechte des Siegers, die es nicht mißbrauchte. Die, **am** 19. und 20. in den Straßen wogenden, Volksmassen achteten überall **den** **Namen** des Königs; es herrschte Sicherheit für Personen und Eigenthum, **selbst** der Goldarbeiter und Juweller, waren geöffnet. Das Volk **ist**

für die Freiheit. (1) Das Land jubelte, die Bureaucratie und ein Theil hätten selbst Freunde der Freiheit und aufrichtige Anhänger des wahren Nationalismus im Interesse desselben gern umgeschwenkt gemacht.“ (1) — Wie viel geht aus dieser Darstellung hervor, daß die unglückselige Politik die hingehens, des Lavirens, welchem sich die preussische Regierung ergeben, gehabt, daß sie alle Parteien von sich abgewandt hatte. Entweder eine falsche, oder eine wahrhaft konstitutionelle Regierung, dieß war ihre 2 aber unglückseliger Weise versuchte sie es mit dem Schein-Constitutiv. Heillos schwach bewies sich die Regierung. Man bewaffnete Jedem, wollte, ohne ein Bürgerwehrgesetz zu geben. Man eröffnete bei Berlin Massenzufrieden zu stellen, große Baustellen und zahlte allen, ohne rechtlichen Arbeitern, Bagabunden und entlassenen Dieben, 15 Silbergre Lohn, ohne Arbeitsmaß, ohne strenge Aufsicht. Das hieß Revolution ziehen u. pflegen. An den „Rechtbergern“ fanden die Bewegungsmänner bereitwilligsten, thätigsten Zuhörer und Werkzeuge. Das unglückseligste mittelwollen der alten und neuen Zeit war und blieb an der Tagesordnung. Minister Camphausen sagte in der Berliner Nationalversammlung: er alten Zustände ohne große Störung in die neuen überführen, den Staat reformuliren, die neuen organischen Gesetze ganz auf ruhigem Wege einführen u. einführen, ohne Sprung, ohne tiefen Schnitt den alten, gesetzlichen halten, kein provisorisches Gesetz geben: er erkannte die Revolution die alte Regierung hatte nachgegeben, war nicht gekürzt. Die sogenannte Nationalversammlung, die erste, aus allgemeinen Wahlen — Urwahlen ohne hervorgehende, preussische Kammer, trat zusammen am 22. Mai 1848 machte sich eine starke Opposition bemerkbar, namentlich aus Rhein- u. Polen gebildet. Der der Kammer vorgelegte Verfassungsentwurf fand Halbheit, der belgischen Verfassung nachgeahmtes, wenig Achtung, selbst konservativen Mitgliedern. Die Verhandlungen begannen mit unendlichen unerquicklichen Streitigkeiten über Wahlprüfungen, ohne zuvor das vorurteil vorgelegt, dem belgischen nachgebildet, Reglement angenommen. Bald hatte die Versammlung ihr moralisches Gewicht verloren. Das nicht allein deren Schuld. Nach Verweisung des Verfassungsentwurfes (sondere Commission fehlte es ganz an Gesetzentwürfen, sowohl für das 2. Nationalversammlung, als auch für die Abtheilungen. Die Versammlung konnte für lediglich mit Interpellationen und dringenden Anträgen beschäftigt nicht selbst große organische Gesetze ausarbeiten wollte. Dazu kam, da dem Wahlgesetz der Fall einer Auflösung oder Vertagung der Nationalversammlung nicht vorgesehen war, diese sich für eine legislative u. konstituierende für nicht auflösbar ohne ihre eigene Zustimmung hielt. So sprach Mitglieder der Rechten, wie Reichensperger und Baumstark, aus. Sinne behandelte sogar Camphausen die Versammlung, indem er in seiner Rede am 26. Juni sagte: Das Ministerium der Vermittelung mit ein Ministerium der Ausführung umwandeln: dazu bedurfte es einer Feindschaft der Versammlung, die ich ohne Verstärkung aus ihr selbst nicht feilscht. Die erste größere Debatte über ein Prinzip wurde durch den 1. Linken von Behrens eingeführt: „Die Versammlung wolle, in Anerkennung der Revolution, zu Protokoll erklären, daß die Kämpfer des 18. und 19. wohl um das Vaterland verdient gemacht haben.“ Die hierdurch angerufen wurde durch die Tagesordnung beseitigt, also unentschieden gelassen; die schlimmste, was hätte geschehen können. Hieran knüpfte sich der 2. Ministeriums und das neue erkannte in seinem Programm die Revolution begann die Herrschaft des Ministeriums Auerswald-Hansemann vom 7. bis 7. September; Mitglied desselben war eine Zeit lange Robbertus. Das Ereigniß in Schweidnitz, Anfang August, wo, wie es schien aus

pagnte bei Gelegenheit eines Aufruhrs — man hatte dem Festungsarten die Fenster eingeworfen — auf die Bürgerwehr Feuer gegeben und von derselben getödtet hatte. Dieses Ereigniß sürzte das Ministerium, kurz vorher folgender Antrag von Stein gestellt worden. „Der Herr Kaiser möge in einem Erlasse an die Armee sich dafür aussprechen, daß er allen reaktionären Bestrebungen fern bleiben, nicht nur Konflikte mit dem Civil vermeiden, sondern durch Annäherung an die Bürgerinnung mit denselben zeigen möchte, daß sie mit Aufrichtigkeit und mitig an der Verwirklichung eines constitutionellen Rechtszustandes mitarbeiten.“ Ein Zusatz-Amendement von Schulz lautete noch: „und es dem mit deren politischer Ueberzeugung dieß nicht vereinbar ist, zur Ehrenmachen, aus der Armee auszuscheiden.“ Beide Anträge, das Amendement einer Stimme Majorität, wurden angenommen. Das Ministerium es es thun mußte, es weigerte sich einfach, auf einen allgemeinen Erlaß: mee einzugehen, während es doch andererseits in seinem Programme sich Majorität der Versammlung abhängig erklärt hatte. Darauf fußend, ein den Antrag: „daß es die dringendste Pflicht des Ministeriums sei, lüße der Versammlung vom 9. August (die obigen) zur Ausführung zu

Die sofortige Discussion dieses Antrages ward beliebt, aber auf Antrag Vertagung bis zum 9. September beschloffen. In dieser Sitzung um Centrum und der Rechten Amendements eingebracht, welche in der eichfalls das Ministerium fallen ließen, wenn sie auch weniger schroff, Stein-Schulz'schen Anträge, lauteten. Der Stein'sche Antrag wurde mit 143 Stimmen angenommen. Das Ministerium trat ab, publizierte sich eine Cabinetsordre, worin der König sich mit dem, von den Ministern Bericht vom 9. ausgesprochenen Prinzipie, ohne welches die conle Monarchie nicht bestehen könne, einverstanden erklärte; danach stehe mmlung die Festsetzung von Verwaltungsmaßregeln nicht zu. Bei seinem am 11. September hatte der Ministerpräsident von Auerwald angei Hr. von Bederath berufen sei. Sein Programm ward jedoch nicht nen und es bildete sich das Ministerium Pfuel, Eichmann, VoSeptember bis 2. November), zugleich erfolgte die Ernennung des Gein Wrangel zum Befehlshaber aller Truppen in den Marken. Der nft in dem begonnenen constitutionellen Leben war eingetreten. Die Krone Versammlung ein Ministerium gegenüber, an dessen Spitze ein Generalffen andere Mitglieder dem alten System angehörten, Männer der alten tie u. Diplomatie — (v. Unruh, Stizzen). In der Ernennung eines ums aus Beamten des alten Systems, eines Ministeriums, das augenohne allen Boden in der Versammlung, voraussichtlich ohne Majorität, : Einfluß war; in den Namen, sie mögen noch so ehrenwerth seyn, lag lügen jedes Unbefangenen, aber Einsichtigen, der Anfang zum Aufgeben itutionellen Prinzipis. Die Geschichte wird und kann nicht anders urdie Thüre zum Schein-Constitutionalismus wurde geöffnet! Nun entlich die Frage: wer sonst hätte unter den gegebenen Umständen Minister sollen? Das Programm des neuen Ministeriums empfahl möglichste Besung der Verfassung, gestand aber auch zu, daß die Kreis- und Bezirks, dieser Grundstein der ersten Kammer und somit der ganzen Verfassung, er fehle, indessen vom Ministerium schleunigst vorgelegt werden solle, fen nicht geschah. Ueber den Stein'schen Antrag kam man hinweg durch des Kriegsministers an das Heer. Erstlich begann am 12. Oktober hang derjenigen Titel der Verfassung, welche von der ersten Kammer unwaren. Sofort erhob sich die charakteristische Debatte wegen des „von anden“ in der Einleitung. Diese Worte wurden gestrichen und somit die fen der Versammlung u. dem Könige unausfüllbar gemacht. Die Debatte war die Rosen'sche, welche Philipp's anregte und t

Berliner Versammlung sich in Opposition mit der Frankfurter Versammlung setzte, indem sie in der Verfassungsurkunde die besonderen Rechte der Bewohner des Großherzogthums Posen gewährleistet wissen wollte. Nun beliebte auch die Constituirende die Abschaffung des Adels, eine gehässige und unnütze Demonstration, da schon gesagt war „alle Preußen sind vor dem Gesetze gleich.“ Nicht mind war das Ministerium geschlagen bei den Gesetzen in Betreff der Jagd und der unentgeltlichen Aufhebung gewisser Lasten. Die Krisis nahete immer schneller, wo die Versammlung durch ihr ewiges Interpelliren und Anträge stellen das ihr beitrug. Einer der größten Fehler, den sie beging, war aber ihr Verhalten bei der Frage wegen Herstellung der Ruhe und Ordnung in Berlin und wegen des Schutzes ihrer Mitglieder, gegenüber der schändlichen Plünderung des Zeughauses der Insultirung zweier Minister und mehrerer Abgeordneten. Die Versammlung beschloß — auf den Antrag des lichtfreundlichen Uhlisch — am 15. Juni, da sie keines Schutzes von Bewaffneten bedürfe und sich unter den Schutz der Berliner Bevölkerung stelle! Darauf suchte man denn später, als es galt, die Versammlung gegen den, von einigen Mitgliedern der Linken genährten, Terrorismus der Berliner „Dummler“ zu beschützen. Am 19. Oktober konnte der Abgeordnete v. Reusebach zur Sprache bringen, daß nach der Abstimmung über eine Sturmpetition der Arbeiter, die während derselben eine drohende Haltung angenommen auf dem Platze vor dem Hause Männer standen, welche Bündel mit Strichen der Abgeordneten (von der Rechten) entgegenhielten u. ihnen zuriefen: „Daran müssen alle von der Rechten gehängt werden!“ Trogdem wurde die Dringlichkeit seines Antrags, das Ministerium zu ersuchen, dafür Sorge zu tragen, daß während der Sitzung die öffentliche Ruhe und Ordnung vor dem Sitzungslokale nicht gestört werde, — abgelehnt! Nur das that die Versammlung, daß sie ihren Präsidenten ermächtigte, durch Requisition der Bürgerwehr für die Sicherheit der Versammlung zu sorgen. Als nun bei Gelegenheit der Wiener Oktober-Ereignisse die Versammlung nicht nur geradezu ihre Sympathien für die Wiener Auführer aussprach, sondern auch die Linke das Staatsministerium auffordern wollte, „zu Schutze der in Wien gefährdeten Volksfreiheit alle, dem Staate zu Gebote stehende Mittel und Kräfte schleunig aufzubieten“ (Waldeck's Antrag), da war das Haus übergelassen. Für diesen, am 31. Oktober gestellten, jedoch vermorrenen Antrag war wieder eine Sturmpetition eingegangen. Das Sitzungslokal (Schauspielhaus) war förmlich belagert gehalten, obgleich eine Abtheilung Bürgerwehr im Hause selbst aufgestellt war, wurden mehre Mitglieder thätlich mißhandelt u. beleidigt. Am 2. November gab der Ministerpräsident v. Bülow seine Entlassung und General Graf Brandenburg ward mit Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt. Die Versammlung beschloß und erließ eine Adresse an den König gegen die Berufung des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel. Bei Einreichung dieser Adresse geschah es, wo Dr. Jakoby aus Königsberg seine bekannte freche Bemerkung dem Könige hinwarf. Hieran knüpfte sich die Vertagung und Verlegung der Versammlung nach Brandenburg (auf den 27. November), weil sie in Berlin nicht frei berathen könne. Am 9. November erhielten die Bureaubeamten Befehl, ihr Arbeiten in der Versammlung einzustellen, diese aber beschloß, sich der, ihr von Grafen Brandenburg vorgelesenen, Verfügung über ihre Vertagung und Verlegung nicht zu fügen. Sie setzte, ohne die Rechte, die Beratungen in verschiedenen Lokalen fort, indem sie sich aus einem nach dem andern vertreiben ließ (bald war sie nach ihrem Präsidenten nur „Club Unruh“ genannt), rief das Land auf, sie über ihr Verhalten auszusprechen, worauf eine Fluth von Adressen für und wider und viele Deputationen eintrafen, während die Bürgerwehr aufgelöst, Berlin Belagerungszustand erklärt, Presse und Vereinigungsrecht suspendirt wurden. Die Versammlung griff endlich zu dem verzweifeltsten Mittel, das Land zur Steuerweigerung aufzurufen. Am 15. November hielt sie deshalb eine Sitzung; in diese welche um acht Uhr durch das Eindringen des Militärs gestört wurde, ward eine Erklärung der Versammlung abgegeben, daß das Ministerium Brandenburg nicht

ei, Steuern zu erheben, oder zu verwenden. Ohne uns über die Frage, Versammlung zu diesem Schritte berechtigt war, einzulassen, bemerken wir, daß das konstitutionelle Recht der Steuerbewilligung offenbar illusorisch ist, daß der Steuerverweigerung nicht damit verbunden ist. Freilich aber war inner Versammlung eine unvollständige, ein Bruchstück. Interessant ist es, die Weitere die Ansicht und Darstellung v. Unruh's in seiner bereits mehrten Schrift zu vernehmen. „Die Versammlung in Brandenburg wurde November nicht beschlußfähig. Die Zahl stieg aber von Tage zu Tage und drohte mit der Einberufung der Stellvertreter, eine Maßregel, welche, Majorität gegenüber, in der Geschichte aller Parlamente gewiß unerhört ist. Mehrer Tage lag nahe, daß die Versammlung in Brandenburg beschlußfähig werden, die allerbedenklichsten Beschlüsse fassen, sowie auch frühere Beschlüsse der Versammlung aufheben könne. Das Benehmen der Minorität in Brandenburg gab keine Garantie gegen solche Besürchtungen. Dessenungeachtet erklärten die hervorragenden Mitglieder der Linken gegen die Absicht, nach Brandenburg zu gehen und wirkten sehr energisch in dieser Weise. Von den Centren dagegen geltend gemacht, daß das Zustandekommen einer, gerade nur beschlußfähigen Versammlung in Brandenburg eine Verfassung und große, durchgreifende Reformen lasse, welche, in Wahrheit oktroyirt, doch den Schein erhielten, den sie mit der Volksversammlung vereinbart. Endlich konnte nicht außer Acht bleiben, daß die Mitglieder der Majorität in eine üble Lage kamen, wenn die beschlußfähige Anzahl in Brandenburg die Sitzungen vom 19. bis 25. November versammeln, die Beschlüsse für ungültig und unrechtmäßig erklärte. Ich aber auch hinzu — nachdem er bemerkt, es sei den Abgeordneten völlig ungemacht worden, sich über diese Frage zu berathen: „Hätte eine solche gesammliche Besprechung stattfinden können, so ist es keinen Augenblick zweifelhaft, daß die Majorität sich für Brandenburg entschied, mit Ausnahme von etwa ein Mitgliedern der äußersten Linken.“ Die Sitzungen in Brandenburg waren zu Stande gekommen, ohne daß es jedoch zu ordentlichen Verhandlungen kommen wäre. Um nun diesen Wirrnissen mit einem Male ein Ende zu machen, beschloß die Regierung zu einem energischen Mittel. Sie löste die Nationalversammlung auf und oktroyirte eine Verfassung, welche der Staatsanzeiger vom 5. November veröffentlichte. Derselben sind die Arbeiten der Verfassungscommission der Nationalversammlung zu Grunde gelegt; mit deren Entwurf stimmt die oktroyirte Verfassung darin überein, daß die erste Kammer aus der Wahl der Kreis- und Bezirksvertreter hervorgehen soll. Für die nächste (gegenwärtig zweite) Kammer, welcher die oktroyirte Verfassung zur Revision unterbreitet wird, ist dieses Gesetz noch nicht gültig, sondern es war für diese erste Kammer ein besonderes Wahlgesetz ebenfalls oktroyirt, welches sich von dem für die zweite Kammer nur in einem Punkte unterscheidet und zwar in der Einführung eines Censur auf das Recht zu wählen und unmittelbar auch auf das Recht, zu werden, indem die Mitglieder der ersten Kammer keine Diäten erhalten. Schon die demokratische Partei im ganzen Lande agitirte für Verweigerung der Wahlen und auch in der That fast zwei Drittel der berechtigten Wähler der ersten Kammer nicht wählten, traten die Kammern doch zusammen. Mit Revision der Verfassung schreitet diese, dem Ministerium außerordentlich willfährig, rasch vorwärts und dasselbe hat in Folge dessen neue Hoffnung, daß die Ruhe des Landes erhalten, die Verhältnisse sich wieder stabil gestalten werden. Einen Beweis von diesem Vertrauen gab es durch Aufhebung des Ausnahmezustandes, dem, außer der Hauptstadt, noch drei bedeutende Städte unterlagen. Jene Willfährigkeit der Kammer wird jedoch jeden Wahrscheinlich mit Schreck und Angst um dieses Landes Zukunft erfüllen müssen. Die Beschlüsse in der religiösen, in der Steuer-, Ablösungs-, Fideicommiss-, und viele andere bis jetzt beweisen. Ein charakteristischer Zug ist, als vorzüglich von dem preussischen Episcopate erlassenen, Denkmal.

tusminister v. Ladenberg interpellirt wurde, dieser erwiderte: er nehme kein Notiz von Schriften, von denen er auf dem Wege des Buchhandels Kenntniß erhielt. Als nun nachgewiesen wurde, daß diese Denkschrift niemals in den Buchhandel gekommen und auch sonst auf deren Wichtigkeit hingewiesen worden, gab der Minister für die Bischöfe sehr schmeichelhafte u. eine, eine vollständige Capital benevolentiae enthaltende, Erklärung ab. Niemals aber war Preußen so gefährdet, als im vorigen Jahre, wo es durch die unglückselige Proklamati seines Bundestagsgesandten, des Grafen Dönhof, den Bundestag selbst Preis geben hatte und sich derjenigen Politik hingab, die nach dem Programm d früheren Gesandten in Paris, des Hrn. v. Arnim, durch die „Deutsche Zeitung und ihre Partei vertreten wurde und demgemäß seine Selbstständigkeit den waltenden Beschlüssen unterordnete, die von Frankfurt aus über Preußen ergingen. Er König hat es damals, vielleicht gegen den Willen des Ministeriums, gerettet, er die Kaiserkrone ausschlug, die nur den Untergang Preußens bedeuten sollte das Preußenthum, welches dadurch neugekräftigt erwachte, hat in den glänzenden Thaten seiner Armee sich in Deutschland gerettet und dankbar wird dieser Rome selbst dann noch in der Geschichte verzeichnet bleiben, wenn die nachfolgenden Thaten selbst diese große Erhebung als die letzte bezeichnen werden. Es war einen widerlichen Eindrud, wenn man, als Gegensatz, jetzt die Verhandlungen betrachtet, die Namens Preußens den übrigen Staaten gegenüber geführt werden und wenn man hier den allgewöhnlichsten juristischen Kunstgriffen begegnet, die kaum von Erfolg bei einem gewöhnlichen Prozesse seyn können. Sehen wir ferner, daß Preußen jetzt, nachdem es kaum seine Selbstständigkeit den Frankfurt Plauen entrißen hat, diese wieder dem Gothaer Programm unterzuordnen bemüht ist, während dessen edles Oberhaupt Gagern offen in Hamburg und Hannover erklärt, daß die Vernichtung des spezifischen Preußenthums die wesentlichste Aufgabe der Partei sei und deshalb dieser in der Berufung eines Parlaments das kräftigste Mittel hierzu erblicke: so können wir den Gedanken nicht bannen, daß Preußen sich selbst wieder, wenn auch unter anderen Formen, doch der Sache nach in die selbe Gefahr begibt, der es kaum entronnen ist und die, wenn auch bei der theilweise eingetretenen Erschlaffung und bei den angewandten Hülfsmitteln, vielleicht nicht alsbald, aber dann gewiß eintreten wird, sobald die zerstörende Partei, die nun gegebenen Institutionen gekräftigt, den Zeitpunkt für gekommen erachtet den preussischen Sinn, der Preußen selbst und dadurch Deutschland rettete, diese will die Partei, der man sich hingibt, vernichten, während Preußen ihn erhalten will und durch seine Verbindung mit der Partei sogar hofft, ihn selbst über die größten Theil Deutschlands verbreiten zu können, und so tritt eine Verbindung ein, die nur den Zweck hat, sich gegenseitig auf Tod und Leben zu bekämpfen in welchem Kampfe jeder Sieg nur eine Niederlage für Deutschland selbst ist Deutschland, das in Preußen seine kräftigste Stütze sieht, muß diesen Zustand beklagen und vor der Zukunft beben, die sich hieraus nothwendig entwickeln muß und zum mindesten eine größere Trennung seiner Glieder hervorrufen wird, die sie jemals stattgefunden hat. Aber auch das Preußenthum kann, wenn es nicht von Hochmuth geblendet ist, der dem Falle vorher geht, nicht ohne tiefe Besorgnis den kommenden Dingen entgegensehen; durch seine eigene Aufopferung oder bei Niederlage kann Preußen nur aufgehen, durch seinen Sieg selbst wird es zerstört und vernichtet und, wenn jetzt Preußens Politik von den Organen Lord Palmerstons gepriesen wird, so ist doppelte Vorsicht nöthig, da die klarsten Beweise vorliegen, daß die Politik dieses Gentleman nur in der Zerrüttung und Verwirrung aller Verhältnisse die Hülfsmittel sucht, egoistisch die Vortheile für sich auszubenten. Würde das spezifische Preußenthum ganz Preußen selbst durchbringen wäre nicht dessen Macht im eigenen Lande noch gefährdet durch die feindlichen Elemente, die sich in den verschiedenen Parteien zu seinem Untergange verbinden (denen auch hier begegnen wir, wie immer, gemäß des Majoritätsprinzips, der Theorien die Extreme sich vereinigen, um das Tertium zu vernichten): dann könn

Hoffnung auf einen Sieg in dem, von Preußen mit so übergroßer Eifer unternommenen, Parla- mente durchzuleuchten, während jetzt als unbezweifeltes Ereignis er- geben wird, daß diese, dem eigenen preussischen Erhaltungselemente an, Insassen sich alsbald mit den, von anderen Staaten zugeführten Kräf- tigen, unbezweifelt alle auf derselben Seite stehen, vereinigen werden u. so eine Nation bilden, die kaum im eigenen Lande bisher der Genius Preußens abge- rat. Und glaubt Preußen dann wieder durch rettende Thaten sich vom Ab- abwenden zu können, wie es schon einmal gethan hat, dann vergißt es, die Wiederholung immer weit schwieriger und dieser Fall vielleicht unmöglich selbst den Weg dazu und den Abgrund eröffnet hat. Wie dem auch sei, hat sich entschieden und den Reichstag nach Erfurt ausgeschrieben und die Verbündeten ausschreiben lassen und beharrt dabei, trotz des Protestes nicht. Es hat eine gefährliche Bahn betreten. — Was die religiösen Zu- n Preußen anbelangt, so nennst zur Beleuchtung derselben die Thatsache, die jüngst die letzten 20,000 Mitglieder der „altlutherischen“ Kirche in Preußen Zeitungen das öffentliche Mitleid in Anspruch nahmen.

**Br. Priestley, Joseph,** hat große Verdienste um die Chemie wegen Entdeck- ungen höherer Gasarten; er hat diese Lehre mehr bereichert, als irgend ein anderer Forscher. Wenn er auch in der scharfen Ausmittelung der Eigenschaften und in den von ihm entdeckten Gasarten nicht so glücklich war, als wie mit der- rung der Existenz dieser Stoffe, so verschaffte er doch bestimmte und zahl- reichhaltige Punkte für neue chemische Forschungen und zeigte, wie groß das Bedürfniß war, das des Bearbeitens noch bedurfte. P. hat besonders für die Methode, die Substanzen zu sammeln und zu untersuchen, viel gethan; der sogenannte Apparat ist fast ganz noch der, wie er von P. angegeben und ge- worden; er war der Erste, welcher Quecksilber, statt Wasser, als Sperrflüs- sigkeit in den Auffang-Apparaten für jene Gasarten anwendete, welche vom Was- ser leicht über zerlegt werden. Der Beginn seiner chemischen Publikationen ist im Jahre 1772; er schrieb damals über die Sättigung des Wassers mit Kohlensäure, um künstliche Säuerlinge (Mineralwässer) darzustellen. Die bedeutendste Entdeckung P.'s war jedenfalls die des Sauerstoffgases (s. d. Artikel Sauerstoff, Bd. IX.) im Jahre 1774, welches er zuerst aus dem rothen Queck- silber durch Erhitzen erhielt; er legte hiedurch den Grund zu einem neuen Ge- biete der chemischen Theorie. Von seinen anderen chemischen Entdeckungen er- wähnt hier noch des Stickstoffoxyduls (1776) und des Kohlenoxyds (1799); die Entdeckung machte er während seines Aufenthalts in Amerika; sie bildete den Kern seiner chemischen Arbeiten, deren noch viele zu erwähnen wären. Noch müssen wir merken, daß P. einer der letzten und eifrigsten Anhänger des phlogistonischen Systems war, welchem er alle seine Entdeckungen anzupassen suchte. Seine literarischen Leistungen, so weit sie der Chemie angehören, zeichnen sich aus durch große Genauigkeit an Beobachtungen, aber man vermißt in ihnen den Zusammenhang, der aus dem ergang von einem Versuche zum andern. Außer den, im Hauptwerke be- rührten, Schriften P.'s sind noch die Sammlungen seiner Forschungen über die Erzeugung von Wasser, deren Anfang bilden: Directions for impregnating water with air etc., 1772. Wie groß das Interesse war, welches seine Schriften erregten, zeigt sich durch die Menge der Uebersetzungen und Auszüge in vielen, französischer, italienischer und anderen Sprachen.

**Pringle, John,** ein angesehener englischer Arzt, zu Stikel-House im nördlichen England den 10. August 1707 geboren, stammte aus einer vornehmen Familie und erhielt eine sorgfältige wissenschaftliche Vorbildung, worauf er Medizin in Leyden unter Albinus, Boerhaave u. A. studirte. Nach beendigten Studien ging er nach Edinburgh und wurde hier zum Professor der Philosophie ernannt; er aber diese Stelle wieder auf, wurde Militärarzt und stieg sehr schnell zum ersten Arztes in der britischen Armee. Als solcher diente er in den Niederlanden und in Deutschland, in welchen er

lien zu seinem trefflichen Werke: „Observations on the diseases of the (London 1752 und in vielen folgenden Ausgaben, deutsch von Orebting 17 reichlicher Menge, hauptsächlich über Ruhr und Faulfieber, sammelte. 17 B. seine Stelle in der Armee auf und wählte London zu seinem Wohnort; sich seine Praxis auf die angesehensten Familien ausdehnte, so daß er 1763 Leibarzt des Königs wurde. Bereits Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften so auch der königlichen Societät der Wissenschaften zu London, erhielt er 17 Stelle eines Präsidenten an derselben: eine Würde, die nur Männern von höchsten wissenschaftlichen Bedeutung zu Theil wird. Diese gab er 177 wieder auf, lebte aber in ausgebreiteten Verbindungen mit Gelehrten bis zu Tode fort, der am 18. Januar 1782 erfolgte. — Außer der oben angeführten P. noch mehrere, jedoch weniger bedeutende, Schriften hinterlassen.

**Probst, Chrysoströmus**, Provinzial des Franziskanerordens in Bamberg, geboren in dem Landstädtchen Scheßlitz, drei Stunden von Bamberg, den 10. Juli 1747 zu Bamberg in den Orden des heil. Franziskus. Er wurde bald darauf zum Rektor des Kirchenrechtes u. später zum Lehrer der Philosophie und Theologie in auswärtige Klöster berufen. Um seine orientalischen Sprachkenntnisse zu bereichern und deren Literaturschätze an den Quellen zu forschen, unternahm er eine Reise nach Palästina und wurde zu Bethlehem den Commissarius terrae sanctae zum Guardian des Franziskanerklosters ernannt. Er verweilte im gelobten Lande einige Jahre, allein die Sehnsucht nach seinem Vaterlande veranlaßte ihn zur Rückkehr in die Heimath, um seine selbigen Dienste dem Vaterlande gar zu widmen. Neun Jahre lang stand Franziskanerkloster in Forchheim u. Bamberg als Guardian vor, wurde 1781 Custos der Provinz, 1783 und 1792 zum Provinzial befördert. In dieser Eigenschaft visitirte er die thüringische Provinz und pflegte im Provinzialcapitel Vorzug zu nehmen. Als wissenschaftlich gebildeter Geistlicher beförderte die Freigebigkeit die Literatur bei seinen Ordensbrüdern und bereicherte die Klostervibliothek zu Bamberg mit höchst werthvollen Werken in jedem Zweige des Wissens, so daß nach der Säkularisation die öffentliche Bibliothek in Bamberg durch Einverleibung der Büchersammlung, welche den Vätern des heil. Franziskus gehörte, eine wesentliche Ergänzung erhielt. Er starb den 2. Mai 1801, und trauert nicht nur von seinen geistlichen Brüdern, sondern auch von den Säkularisirten, bei denen er sich durch seinen liebenswürdigen Charakter sehr empor hatte. Außer einigen Programmen: Diss. hist. de libris Macchabaeorum, 1760; Corroliaria ex jure eccles. Bamb. germ. public. feudal., criminal., 1765—81; Fructus annui autumnales, 1775; Exercitium eccles. jurid., Capita duo diplomat. eccles. de datis et subscriptionibus cum coroll. e eccles., 1783 — erschien als größeres, selbstständiges Werk nur: Turnarius s. historia Germaniae s. historia turni eccles. ad illustrandam tum cathedra tum collegiarum ecclesiarum disciplinam concinnata, Bamb. 1777.

**Procaccini**, Name mehrerer berühmter italienischer Maler. — Ercole Procaccini, Historienmaler, geboren 1520 zu Bologna, ist bekannt als Gründer der Malerschule zu Mailand, wohin er sich um das Jahr 1560 lediglich begeben hatte, weil er in seiner Vaterstadt, wegen des überwiegenden Ruhms des Michelangelo, nicht auf Anerkennung hoffen konnte. Er starb nach 1591. — Unter seinen Schülern, die aus seiner Schule hervorgingen und dieselbe nach seinem Tode fortführten, sind seine Söhne, Camillo und Giulio Cesare, die berühmtesten. Der erstere, geboren 1546 zu Bologna, arbeitete Anfangs in der Manier seines Vaters, bildete sich jedoch später nach Michelangelo und Raphael, vorzüglich nach Parmegiano. Seine Werke haben großen Werth, theils wegen der Composition, theils wegen ihres herrlichen Colorits und der Grazie, die in ihnen herrscht. Der einzige Tadel, welcher sie treffen könnte, ist der, daß ihre Figuren bisweilen etwas zu lang erscheinen. Die berühmtesten sind: ein jüngstes Gericht in der Kirche St. Procolo zu :



der schönsten Frescogemälde in der ganzen Lombardei); der heilige Rochus, die hellend; die Krönung der heil. Jungfrau; eine Abnahme vom Kreuze u. Camillo starb 1626. — Sein Bruder, Giulio Cesare, geboren ist nicht minder berühmt. Er bildete sich vorzüglich nach Correggio und mit solchem Erfolge, daß alle Kenner behaupten, es sei keinem von allen meern Correggio's gelungen, so wie P. in den Gekst dieses großen Meisters ingen. Seine besten Arbeiten finden sich in Parma und Genua, unter sehr große Historiengemälde, wie z. B. der Durchzug durch das rothe Meer. ns arbeitete er außerordentlich schnell, aber stets genau. Er starb 1626. r dritte Sohn des Ercole, Carlo Antonio P., malte mittelmäßige Blum und Fruchtstücke; sein Sohn aber, Ercole P., der Jüngere, geboren 1596, n 1676, ein Schüler seines Oheims, Giulio Cesare, galt als einer der besten Künstler seiner Zeit, obwohl er nicht ganz frei von Manier war. Er ahmte is den Correggio mit Glück nach. — Ein anderer Künstler des Namens Andrea, geboren 1667 zu Rom, scheint nicht zu der vorgenannten Familie iren. Er war ein sehr geschickter Künstler und malte unter anderen im ge des Papstes Clemens XI. einen von den Propheten in St. Johann von i, nämlich den Daniel. Später folgt er einem Rufe als Cabinetsmaler an mischen Hof. Er starb zu St. Ildefonso im Jahre 1734.

roust, Joseph Louis, ein ausgezeichnete Chemiker, wurde 1775 zu An- boren. Er war der Sohn eines Apothekers, erwarb sich in dem Hause Waters die ersten pharmazeutischen Kenntnisse u. suchte sich dann zu Paris Rouelle in der Chemie weiter auszubilden. Neben der Chemie interessirte auch lebhaft für alle anderen Naturwissenschaften und deren Anwendungen; vagte er mit Pilâtre de Rozier eine Luftfahrt, die weiteste, welche bis dahin unmen worden war. Durch verschiedene Abhandlungen aus seiner Feder die spanische Regierung auf ihn aufmerksam und berief ihn als Professor emie an die Artillerieschule zu Segovia, wo er nachher der spanischen In- seine erfolgreichste Aufmerksamkeit zuwendete. Etwas später (1789) kam Professor nach Salamanca und gleich darauf wurde er nach Madrid be- um hier Chemie zu lehren. Von dem Könige in jeder Weise unterstützt, im eines ausgezeichneten Laboratoriums und kostbarer Sammlungen, führte hier vorzüglichsten Arbeiten aus, welche ihm die Chemie verdankt. Leider währ- se glücklichen Verhältnisse nicht lange. Als P. sich gerade auf einer Reise ntreich befand, besetzten die Franzosen Madrid und in Folge der damit ver- ren Unordnungen wurde sein Laboratorium zerstört, die Sammlungen ge- t und sein Wohlstand zu Grunde gerichtet. Arm lebte er von da an zu in Mayenne, bis er 1816 von der Pariser Akademie zum wirklichen Mit- erwählt und hiedurch, sowie auch noch durch eine, von Ludwig XVIII. ihm te, Pension ein Einkommen erhielt, so daß er wieder sorgenfreier seinen hastlichen Beschäftigungen leben konnte. Er lehrte dann nach seinem Ge- te Angers zurück u. starb dort 1826. P.'s chemische Untersuchungen waren er Art; besonders wichtig sind jene, durch welche er die konstante Zusam- ung für die chemischen Verbindungen geltend zu machen wußte. Seine Er- zen in dieser Beziehung standen mit Berthollet's Grundsätzen im offenen rucke; sie führten zu einer Diskussion, die längere Zeit (1801—9) von Männern mit vielem Scharffinne geführt wurde. P.'s Ansichten trugen es davon; sie wurden allgemein als die richtigen angenommen. Er wußte, Streitfrage zu entscheiden, zwei Punkte vorzüglich zu vermeiden, welche Segnern immer unterliefen: die Fehlerquellen der Methoden, um die Zu- ssetzung chemischer Verbindungen zu bestimmen und die Verwechslung we- er Gemenge mit chemischen Verbindungen. Mit den Forschungen über die Zusammensetzung der chemischen Verbindungen im Allgemeinen hängen kunden über einzelne Metalle zusammen, deren chemische Verhältnisse er mit um Erfolge studirt hat; so gehören hieher die Beobachtungen v

des Zinns, Kupfers, Eisens, Nickels, Antimons, Kobalts, Silbers, Goldes, Quecksilbers u. a. Seine Arbeiten erstreckten sich auch schon auf die Untersuchung von Mineralien, aber seine Resultate konnten der Chemie in der Mineralogie noch nicht Eingang verschaffen. Die organische Chemie verdankt ihm ebenfalls mehrere schätzbare Leistungen. Seine literarischen Arbeiten legte P. in verschiedenen Journalen nieder, vorzugsweise aber in dem Journal de Physique und zwar von 1777 an; übrigens in den Annales de Chemie et de Physique. C. Arendt.

**Prudhon, Peter Paul**, ein französischer Maler der neuern Zeit, geboren 1760 zu Cluny, erhielt seine erste Ausbildung in der Freischule der Mönche seiner Vaterstadt, ging dann nach Dijon und im Jahre 1780 nach Paris, wo er einen Preis erhielt. Durch ein Stipendium unterstützt, begab er sich hierauf nach Rom und studirte hier fleißig, aber ohne Plan, wie er überhaupt stets Unbesonnenheiten beging, die ihm, wie z. B. seine Heirathen, das Leben oft bis zur Verzweiflung entleibeten. Dies ist auch der Grund, warum er nicht die Stufe künstlerischer Vollkommenheit erreichte, die er bei seinen außerordentlichen Talenten, seiner glühenden Phantasie und seinen umfassenden Kenntnissen hätte erreichen müssen. Nach seiner Rückkehr nach Paris (1789) arbeitete er Anfangs um handwerksmäßigen Verdienst, machte sich aber bald durch einige größere Gemälde, z. B. ein Deckengemälde im Wachsalle zu St. Cloud, bekannt und geachtet. Im Jahre 1816 wurde er Mitglied der Akademie. Sein Tod erfolgte am 23. Februar 1823. Unter seinen, nicht eben zahlreichen, größeren Arbeiten haben eine Psyche und ein Zephyr das meiste Aufsehen erregt.

**Prynne, William**, ein englischer Rechtsgelehrter und Alterthumsforscher und als eifriger Verfechter des Puritanismus bekannt, wurde 1600 zu Swanswick in der Grafschaft Sommerset geboren und lebte nach Beendigung seiner Rechtsstudien als Sachwalter in London. Seine Anhänglichkeit an seine Glaubensansichten erfüllte ihn mit Haß gegen Alles, was diesen zuwider war und verleitet ihn besonders zur strengen Beurtheilung und Rüge gegen die Bischöfe und Geistlichen der Episkopalen. In diesem Geiste ist auch sein Werk gegen das Theater geschrieben: „*Histriomastix*“ u. er scheute sich nicht, Bemerkungen einzurücken, die augenscheinlich auf die Gemahlin Jakobs I. gerichtet waren, weil sie die Bühne öffentlich betreten hatte. P. zog sich dadurch zwar eine Geldstrafe und die Verurtheilung zur Gefangenschaft zu; doch wurde auf diese Weise seinen freimüthigen Aeusserungen kein Einhalt gethan. Selbst im Gefängnisse fuhr er fort, in den „*News from Ipswich*“ gegen die Episkopalen zu eifern und eine Wiederholung seiner Strafe und die Brandmarkung seiner Wangen mit S. L. (*seditious libellor*, auf-rührerischer Schmärer) war die Folge davon. Die Auftritte unter Karl I. brachten ihm aber seine Freiheit wieder. Er wurde zum Abgeordneten erwählt und mit lautem Jubel in dem Unterhause empfangen, führte die Anklage gegen Land und war eifrig bemüht, den Presbyterianismus geltend zu machen, besonders, seitdem die Independents zu größerer Bedeutung gelangt waren. Zwar wurde er später wieder aus dem Parlamente gestossen, erhielt aber nach der Herstellung des Königthums das Amt eines Aufsehers im Archive zu Tower, wo sein Werk: „*Collection of records*“ über die Alterthümer Englands in geschichtlicher und staatsrechtlicher Beziehung erwuchs. Seine übrigen Schriften sollen sich auf 200 belaufen. Er starb 1669.

**Puffet, Peter Jakob**, Bischof von Eichstädt, war geboren den 16. März 1764 zu Hemaun, einem ehemaligen psalmeuburgischen Städtchen, wo sein Vater Schullehrer und ein besonders geschickter Cantor und Organist war. Dieser unterrichtete selbst mit größter Sorgfalt seinen Sohn in den Elementargegenständen und schickte ihn dann, 9 Jahre alt, zur weitem Ausbildung in das Benediktinerkloster Bräufling bei Regensburg. Die schöne Diskantstimme des Knaben bewirkte seine Aufnahme in das Seminar des Reichsklosters zu St. Emmeram in Regensburg. Auf dem bischöflichen Gymnasium und Lyceum, größtentheils von Jesuiten geleitet, vollendete er seine gelehrten Studien. 1784 trat er in den apostolischen

Jeden der regulirten Chorherren des heil. Augustin und vollzog sein Probejahr im Stifte zu Rohr bei Abensberg. Am 7. November 1785 legte er das feierliche Ordensgelübde ab in der dortigen Collegiatstiftskirche in die Hände des Propstes und Lateranenser-Abtes Patrizius, Freiherrn von Eugomos und erhielt den Namen Petrus. 1787 zum Priester geweiht, wurde er Bibliothekar des Stiftes, 1788 am Festtagsprediger und bald darauf zum Pfarrer in Eschenhart ernannt. Nach Jahren kam er als Professor der höhern Grammatik an das akademische Gymnasium zu Ingolstadt, rückte 1792 zur Professur der Poesie und Rhetorik vor und empfing die philosophische Doctorwürde. Im November 1794 ging auf dem rtingen Gymnasium eine Studienänderung vor; P. ward in sein Stift zurückgerufen und 1796 ihm die Pfarrei Laberberg verliehen. Als 1800 Probst Anton ucker in Rohr verstorben war, wurde am 2. Sept. P. als Probst und Lateranenser gewählt. In Folge der Säkularisation ward auch das Chorherrnstift Rohr aufgehoben und P. wandelte nach Kumpfmühl bei Regensburg, wohnte Anfangs in Miethe, kaufte aber später 2 Karthäuser Zellen zu Brül, ließ sie geschmackvoll errichten und lebte hier mit seiner frommen Mutter 15 Jahre lange in stiller Zurückgezogenheit. Seine reichen Erfahrungen im Erziehungswesen bewogen die bayerische Regierung, ihm das beschwerliche Amt der Schuldistrikts-Inspektion für Regensburg und Stadtamhof anzutragen. Er entsprach dem ehrenvollen Rufe und gab sich täglich zweimal zu Fuß nach Regensburg, indem seine Wohnung zu Brül eine Stunde von Regensburg entfernt lag. Bald darauf wurde er zum städtischen geistlichen Rathe am bischöflichen Consistorium in Regensburg mit Sitz und Stimme ernannt und ihm die Direktion der bischöflichen Kanzlei anvertraut. Bei der neuen Organisation der Domkapitel wurde P. am 4. Nov. 1821 Kanonikus an der Kathedralekirche, nach drei Jahren, am 14. März 1824, von Maximilian Joseph zum Bischof von Eichstädt ernannt und am 3. Oktober konsekrirt. Allein zum 6. Monate saß er auf Willibald's heiligem Stuhle, so führte eine rasch verlaufende Entkräftung am 24. April 1825 das Ende seines verdienstvollen Lebens herbei.

**Q.**

\* Quadrupelallianz. Diesen Namen führen in der Geschichte: 1) das wichtige Bündniß, welches am 2. Aug. 1718 England, Frankreich und das deutsche Reich, unter Voraussetzung des Beitritts der Niederlande, welcher aber erst im Jahre 1719 und zwar nur theilweise erfolgte, schlossen, nachdem sich schon am Januar 1717 Frankreich, England und die Niederlande zu der sogenannten Tripelallianz vereinigt hatten. Der Zweck der Q. war, Spanien, welches unter der Verwaltung des Cardinals Alberoni mehre Eroberungen auf Sardinien und Mailen gemacht hatte, zum Frieden zu nöthigen. Die vorzüglichsten Bestimmungen desselben bestanden darin, daß der deutsche Kaiser auf die Krone von Spanien, so dagegen auf seine Besitzungen in Italien feierlich verzichtete und der Kaiser seinen Rath Sardinien erhalten sollte. Letzteres wurde für Savoyen, welches die Rechte durch sein zweideutiges Benehmen beleidigt hatte, zur Entschädigung bestimmt. Don Carlos, dem ältesten (damals zweijährigen) Sohne Philipps V. Ehe mit Elisabeth, wurde nach dem Aussterben des Hauses Bourbon das Herzogthum Toskana und nach dem Erlöschen des Farnese'schen Hauses die Herzogthümer Parma und Piacenza für sich und seine Erben oder ihre als Reichslehen zugesichert und diese Länder bis zu den erwähnten Sterbetagen mit neutralen Truppen besetzt. Auch versprachen sich die Mächte *assensu* eines feindlichen Angriffes, mit 8000 Mann Fußvolk und

Reiterei zu unterstützen u. garantirten sich einander die gegenwärtigen Besitz, welches besonders in Bezug auf die Thronfolge in Frankreich und England schien. Diesem Friedensentwurfe gemäß stellte der deutsche Kaiser die Entsaft auf Spanien aus und auch Savoyen, obgleich sehr im Nachtheile durch ihm zugemutheten Tausch, trat der D. bei. Spanien allein, unzufrieden u. Vortheilen, welche die verbündeten Mächte ihm darboten, verschmähte den F zu welchem es jedoch bald (im Prag am 17. Februar 1720) durch das Sd seiner übrigen Anschläge und durch die überlegenen Waffen der Verbündet zungen wurde. — 2) Das, zwischen Oesterreich, England, Holland und E den 8. Januar 1745 zu Warschau geschlossene, Bündniß zur Wiederero Schlesiens von Preußen u. einer Begegnung einiger brandenburgischen Besitz, welche zwischen Oesterreich und Sachsen getheilt werden sollten. Es veru den, für Preußen glücklich geführten, zweiten schlesischen Krieg. — 3) Der I der vier Großmächte Rußland, Preußen, Oesterreich u. Großbritannien zu mont (den 1. März 1814), zur Wiederherstellung und Erhaltung des europ. Friedens. — 4) Der, den 22. April 1834 zwischen Frankreich, England, S und Portugal zu London abgeschlossene, Vertrag zur Vertreibung der Präten Don Miguel und Don Carlos aus der pyrenäischen Halbinsel und zur A haltung der daselbst eingeführten Ordnung der Dinge. Doch sind die C desselben, der eigenthümlichen Lage der Dinge wegen, nicht sehr groß gewese

**Quarantania**, Name einer rauhen Wüste in Palästina, welche von J aus sich über die Gebirgsgegenden Bethel's hinzieht und ungefähr drei I von Jerusalem entfernt ist. Nach einigen biblischen Auslegern ist hieher der zigtägige Aufenthalt Jesu in der Wüste und die Versuchungsgeschichte (Ma 1 u.) zu setzen, wovon sie selbst den Namen erhalten haben soll; allein es dieser Annahme kein hinlänglicher Grund vorhanden, indem Matthäus bli Allgemeinen von einer unbestimmten, wüsten Gegend oder Einöde spricht.

**Quarin**, Joseph, ein berühmter Arzt, ward zu Wien den 19. No 1734 geboren und studirte, nachdem er von seinem Vater, einem Arzte, ein fältige Erziehung erhalten hatte, zu Freiburg im Breisgau, wo er bereits 1 Jahre die Doktorwürde erhielt. Auf van Swieten's (s. b.) Veranlassung k nun mehre Vorlesungen an der Universität zu Wien, bis er dirigirender Arzt Wiener Spitals wurde, welche Stelle er 28 Jahre beibehielt. 1756 wu kaiserlicher Hofrath und 1778 Leibarzt Kaiser Joseph's II., in welcher St sich viele Verdienste um Verbesserung des ärztlichen Unterrichtes, so wie un richtung klinischer Lehranstalten und neuer Krankenhäuser erwarb, zu n Zwecke er noch eine Reise nach Italien, Frankreich und England unternahm. da zurückgekehrt, wurde er zum Baron und späterhin zum Grafen erhoben. Tod erfolgte am 19. März 1814. — Durch seine Schrift: „Animadver practicae in diversos morbos“ (Wien 1786, 2 Bde. u. in der 2. Ausg. hat er sich einen, durch ganz Deutschland anerkannten, Namen erworben.

**Quatremère de Quincy**, Antoine Chrysoptome, Mitglied der mie der Inschriften und Rath bei dem Gerichtshofe des Chatelet zu Paris Orte seiner Geburt, wurde 1791 zum Abgeordneten von Paris bei der gese den Versammlung gewählt, aber wegen seiner Vertheidigung der königliche walt geächtet. Er leitete am 5. Oktober 1795 (13. Vendemiaire des Jahr mit mehreren Anderen den Aufruf gegen den Convent u. wurde deshalb am 1 von einem Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt, entfloh aber u. kehrte schon i genden Jahre wieder nach Paris zurück, als ein anderes Regierungssystem treten war. Im Jahre 1797 wurde er zum Abgeordneten des Departement Seine bei der gesetzgebenden Versammlung und bei dem Rathe der Fünf ernannt, aber am 4. September 1797 (18. Fructidor des Jahres V.) als glied der Partei Glich geächtet, entfloh vor seiner Deportation nach C wurde am 18. Brumaire desselben Jahres wieder zurückberufen, trat als C

**Departements der Seine** in den allgemeinen Rath und wurde zum M

er Akademie der Inschriften zu Paris aufgenommen. Seit dem Jahre 1816 besorgte er für das Journal „Des savans“, die Bearbeitung der schönen Künste und wurde einstweiliger Generaldirektor des Museums, als Denon diese Stelle niedergelegt hatte. Seine bemerkenswertheften Schriften sind: „Mémoires sur l'état de l'architecture chez les Egyptiens“ (Paris 1803); „Dictionnaire de l'architecture“ (3 Bde., 4.); „Le Jupiter olympien ou l'art de la sculpture antique etc.“ (Paris 1830); „Histoire de la vie et des ouvrages de Raphaël“ (Paris 1829, 2. Auflage, deutsch, Queblinburg 1835); „Monumens et ouvrages de l'art antique restitués“ (Paris 1826—28, 2 Bände mit Kupfern. Ins Deutsche übersetzt, Larmstadt 1831, 2 Bde.); „Canova et ses ouvrages“ (Par. 1834). — 2) D., Denis Bernard, ein berühmter Chemiker, der Bruder des Vorigen, wurde den 1. August 1759 zu Paris geboren und im Jahre 1789 als holländischer Patriot von der oranischen Partei gefangen genommen. Er beobachtete während seiner Inhaftierung mit großer Sorgfalt den Einfluß, den die Veränderung des Wetters auf die Spinnen hat und soll dem General Bichsegu den starken Frost während des Winters 1794 vorausgesagt haben, welchen dieser bei seinem Einfall in Holland so trefflich benützte (s. Arachnologie). D. kehrte nach seiner Befreiung nach Paris zurück, wurde zum Mitgliede der französischen Akademie ernannt und beschäftigte sich fortwährend mit Beobachtung des Wetters, weshalb ihn der General Berthier bei dem Uebergange der Franzosen über den St. Bernhard über die Witterung fragte. Später wurde er von Napoleon aus bloßen Verdachtsgründen verbannt und in Surveillance unter polizeiliche Aufsicht gestellt. — Seine vorzüglichsten Schriften sind: „Examen chimique de l'Indigo“ (Par. 1777, gekrönte Preisschrift); „Aranologie“ (Paris 1798); „Découverts des sels triples“ (Paris 1784).

Duross, Pedro Fernandez de, ein berühmter spanischer Seefahrer, geboren um die Mitte des 16. Jahrhunderts, hatte sich bereits durch mehre kühne Seereisen, besonders aber durch die Entschlossenheit, mit welcher er im Jahre 1596 einige, zu der zweiten Expedition Mendana's gehörige, Schiffe nach dem Tode des Kapitäns aus den indischen Gewässern zurückführte, als tüchtigen Seemann bewährt, konnte aber besessenungeachtet nur mit Mühe die Unterstützung des spanischen Hofes zu einer Expedition erhalten, die er, einem lange genährten und reiflich überdachten Plane zufolge, in den Australocean unternehmen wollte. Endlich, nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten, lief er im Dezember 1605 von Callao in Peru aus, fand die Gesellschaftsinseln, von denen er mehre besuchte, segelte hierauf immer westlich fort, entdeckte die Königin Charlotten- oder Santa-Cruz-Inseln, steuerte dann südlich und gelangte zu den Hebriden (Heilig-Geist-Inseln), welche er während eines einmonatlichen Aufenthaltes genau durchforschte und wegen des Reichthumes ihrer Erzeugnisse und ihres milden Klima's für die Krone Spanien in Beschah nahm. Von hier aus trat er seine Rückreise nach dem amerikanischen Continente an und gelangte im Oktober 1606 glücklich an die Küste von Mexiko. In der Ueberzeugung, daß die neuen Hebriden als Colonie sehr wichtig für Spanien werden könnten, begab er sich selbst nach Madrid und suchte die Regierung für seinen Plan zu interessieren. Allein vergeblich; nach mehrjährigem Aufenthalte in Europa gewann er die Ueberzeugung, daß man hier für kühne Unternehmungen keinen Sinn habe und begab sich nach Amerika zurück. Doch bereits im Jahre 1614 ereilte ihn der Tod zu Panama. — Er ist der letzte große Seemann Spaniens.



## R.

**Rad.** — Die Strafe des R. es, welche sonst an Mördern, Brandstif Straffen- und Kirchenräubern vollzogen zu werden pflegte, war schon bei Griechen und Römern gewöhnlich. Diese pflegten nämlich den Verbrecher zwei die Speichen eines R. es ausgestreckt zu binden und dieses schnell zu drehen, derselbe seinen Geist aufgab; zuweilen band man noch einen großen Stein seinen Fuß und zündete ein Feuer unter dem R. e an. Später pflegte man Verbrecher auf ein Brett an den Boden zu binden und ihm die Knochen zu schlagen, indem man ein schweres R. wiederholt auf ihn fallen ließ. Die schah theils, indem man zuerst die Knochen der Extremitäten zerschlug und Verbrecher entweder daran qualvoll sterben ließ, oder zuletzt ihn durch einige auf Brust und Genick tödtete (Rädern von unten); theils, indem man die Stöße gegen den Kopf u. die Halswirbelsäule richtete (Rädern von oben menschliche Urtheilsvollstrecker ließen aber den zu Bestrafenden oft vorher schodrosseln. Zuletzt flocht man in beiden Fällen den Körper auf das R. und ließ ihn so den Raubthieren zur Speise, eine Maßregel, welche man bis an neueren Zeiten herab als Schärfung bei Hinrichtungen anzuwenden pflegte, i man den Körper auf das R. flocht, den Kopf auf einem Pfahle daneben auf. Die neueste Zeit hat diese barbarische Strafe, auch da, wo die Todesstrafe haupt noch besteht, gänzlich ausser Anwendung gebracht.

**Rademaker**, Name zweier ausgezeichneten niederländischen Maler. — 1) **R.**, Gerard, geboren 1672 zu Amsterdam, widmete sich Anfangs, dem Vaters Geschäft, welcher ein Zimmermann war, eben diesem Handwerk sollte später Architektur studiren. Allein eine unbezwingliche Neigung zur K die zuerst der geschickte Porträtmaler van Goor in ihm rege gemacht hatte, laste ihn, seines Vaters Haus zu verlassen und unter des eben Genannten ung Zeichnen und Malen zu lernen. Später ging er nach Rom, um durch Studium der zahlreich dort vorhandenen Meisterwerke seine Bildung zu voll Nach seiner Rückkehr ließ er sich in Amsterdam nieder. Er malte vorzüglich tekturen und perspektivische Stücke und zwar mit einer seltenen Vollendung. seinen nicht sehr zahlreichen Arbeiten (denn er starb bereits 1711) erregt allen eine perspektivische Ansicht der Peterskirche zu Rom und eine Reih symbolischen Darstellungen auf dem Stadthause zu Amsterdam die Bewund der Kenner. — 2) **R.**, Abraham, geboren 1675 zu Amsterdam, bildete durch eigenen Fleiß nur nach der Natur und anerkannten Mustern zu einem lichen Landschafts- und Architekturmaler. Er malte meist in Wasserfarbe: Souache, hatte ein schönes Colorit und arbeitete sehr sorgfältig, wobei er bisweilen in eine gewisse Trodenheit verfiel. Auch als Kupferstecher zeichn sich aus, besonders durch eine treffliche Sammlung der merkwürdigsten Uel des Alterthums in den Niederlanden. Er starb im Jahre 1735.

\* **Radowiz**, Joseph von. — Vergl. über ihn und sein Wirke: Werk: J. v. R., eine Charakterschilderung von Emil Frensdorff, Leipz. 1821  
**Radigern**, im Brüner Kreise Mährens, an der Schwarzawa, Markt mit einer, 1030 gegründeten ansehnlichen Benediktiner-Abtei.

**Raimund von Sebunde** (auch Sebunde, Sabonde), war Arzt; Lehrer der Medizin, Philosophie und Theologie zu Toulouse um das Jahr 1170 — Er ist berüchtigt durch seine natürliche Theologie, den ersten Versuch Art, die ihn als völligen Rationalisten erscheinen läßt, indem er behauptet Mensch habe zwei Bücher von Gott bekommen: das der Offenbarung, das

Menschenfahung verfälscht sei und das unverfälschte der Natur, daher man Sprüche jenes erstern durch die des letztern, also durch die menschliche Beredfertigen und beweisen müsse. — Er schrieb das genannte Buch spanisch, mischt mit vielem Latein, nicht nach der scholastischen Weise in Fragen u. zn, sondern im fließenden und schönen Vortrage. 1487 wurde es in's Deutsche übersetzt und erschien unter dem Titel: „Theologia naturalis sive liber primus, ex quo homo in Dei et creaturarum sui quoque ipsius cognitionem“ Straßburg 1496 und 1501. Neuere Ausgaben sind zu Frankfurt 1635 in Amsterdam 1761 erschienen. Doch war das Werk (von dem übrigens Adriani S. vermuthete, es sei ein gedrängter Auszug aus des Thomas von Aquino T.) bald in Vergessenheit gerathen und erst Montaigne machte wieder darauf aufmerk („Essais“, Thl. 3., 2. B., 12. Kap.). — Einen Auszug aus demselben gibt Kirner in seinem „Handbuch der Geschichte der Philosophie“, Bd. 2., Thl. III., S. 80—92).

**Ramazzini**, Bernhardin, ein berühmter italienischer Arzt, ward den 17. März 1633 zu Carpi bei Modena geboren, studirte unter den Jesuiten zu Parma, dann an der Universität zu Parma, wo er 1659 Doktor wurde und übte die Heilkunde zu Carpi und dann zu Modena aus. Nachdem von Franz II. die Universität errichtet war, wurde er zum Professor ernannt, 1700 erzu zu Padua die Professur der praktischen Medizin, wo er bis an seinen Tod, 5. Nov. 1714 erfolgte, blieb. — R. ist einer der ausgezeichnetesten Aerzte seit; er war gelehrt, ein guter Beobachter, glücklicher Arzt, Feind alles Hintersinnens. Ausser seiner Wissenschaft liebte er die Dichtkunst und daher lesen R. Schriften mit eben so viel Vergnügen, als Belehrung. Unter denselben berühmteste sein classisches und noch jetzt häufig benütztes Werk: „De morborum diatriba“, Modena 1700 und öfter, deutsch von Ackermann, Stendal 1710 von Schlegel nach Batistier, Ilmenau 1823. Seine „Opera medica“ erschienen zu Padua 1718 in 4 Bdn., zuletzt von Ravius herausgegeben, Lpz. 1828.

**Ramies**, ein kleiner Ort in Brabant, an der Quelle der kleinen Gette, Lienen und Ramur gelegen, ist merkwürdig durch einen Sieg, welchen spanischen Erbfolgekrieges Marlborough über das französisch-bayerische Heer Villeroi den 23. Mai 1706 erfocht. — Schon der Feldzug von 1705 war Marlborough günstig gewesen, doch war das französisch-bayerische Heer immer stark genug und rechnete in seiner Ueberlegenheit auf sichern Sieg. Marlborough nahm daher, vorsichtig genug, bei R. eine sichere Stellung, welche auf beiden Flügeln durch tiefe Wassergraben, auf dem linken durch einen Morast gleich gedeckt war. Villeroi indessen kannte entweder diese Hindernisse nicht, hielt sie für unbedeutend und griff an. Bald aber sah er seinen rechten Flügel zurückgeworfen und sich im Rücken bedroht; vergebens suchte er jetzt den linken durch eine veränderte Aufstellung gut zu machen; in Front und Rücken gedrängt, erlitt er zuletzt nach tapferem Widerstande eine entschiedene Niederlage. Sein Verlust betrug über 13,000 Mann an Todten, Verwundeten u. Gebliebenen und 80 Kanonen. Der Steger dagegen, dem bald darauf ganz Brabant übergeben wurde, die Hälfte Flanderns in die Hände fiel, hatte nur 2000 Mann eingebüßt.

**Ramme**, Ramme, Schlagwerk, heißt jede Maschine, mittelst der Steine, oder Röhren in die Erde eingeschlagen werden. Man hat hauptsächlich zwei Arten, nämlich: Handrammen und Rammmaschinen. Zu den ersteren gehören die 3—4 Fuß hohen und 8—10 Zoll Durchmesser am untern Ende haltenden Cylindern, welche am untern Ende einen durchgesteckten Stab haben, dessen beide Enden als Handhaben dienen. Sie werden dazu gebraucht, um in Pflastern der Straßen die Steine fester in den Sand, oder auch Pfähle in großer Tiefe in die Erde einzutreiben. Das wesentlichste Stück einer Rammmaschine ist ein großer Block von Holz oder gegossenem Eisen, welcher auch Rammblock, Fallblock, Hoyer, oder schlechtweg Bär genannt u. so aufgestellt ist, daß er so aufgehängt wird, daß er mittelst eines, über eine

enden, Seiles gehoben wird, um dann auf den vertikal stehenden Pfählen in die Erde einzutreiben. Ist der Pfahl bereits getrieben, daß ihn der Rammkloß nicht mehr gut treffen kann, so wird ein unten mit einer eisernen Spitze versehener Balken, der Rammstiel und die Stöße pflanzen sich nun durch diesen zum eigentlichen Gerüst. Das Gerüst ist nach Umständen verschieden gebaut, besteht aber aus folgenden Stücken: Von fünf, zu einer kantigen Pyramide vereinigt, welche auf einem festen Schwellwerke ruhen, stehen zwei fast genau in ihrer Mitte denjenigen Balken, die Laufruthe, an welcher der Rammkloß auf- und abgleitet und woran dieser so befestigt ist, daß er sich in vertikaler Richtung bewegen, ihn jedoch nicht verlassen kann, wozu Arme oder Zapfen in einer Ruth dienen. Oben befindet sich eine Rammscheibe, bei größeren Gerüsten auch zwei, über welche ein Rammtau, Bärentau, geschlungen ist. Bei den kleineren Lauf-R.n., Handzug-R.n., geschieht die Bewegung des Rammarbeiters, welche an den, an das Hauptseil geknüpften, unten mit bleiernen Stäben versehenen, Seilen ziehen, mit einem gewissen Laubruch meist 25, solcher hinter einander geschehener Schläge heißen Hitzerehen Rammmaschinen mit schweren Klößen wendete man die Kraft, weil diese wohlfeiler ist, als die der Menschen. Die Einrichtung, welche den Rammmaschinen mit der Zange gegeben hat, besitzt entsetzlich vor den früheren. Aber noch vorzüglicher ist die Konstruktion, welche durch den Wasserbaudirektor Brequem in Wien erfunden worden ist, welche nicht bloß den Vortheil der unausgesetzten und schnellen, sondern auch die leichte Anwendung der Pferde, statt der Menschen, sehr schwerer Rammklöße und die Möglichkeit, der Laufruthe eine geneigte Richtung zu geben, um Pfähle in schiefer Richtung gekrattet. Ueberhaupt gibt es der künstlichen R.n. jetzt sehr viele, und von Nordenstöld, Elander, Baulous u. Bunce, Schmidt u. Löwenstein sind. Alle diese R.n. mit Haspeln, Treträdern, doppeltem Seil, dem Tummelbaume, mit Flaschenzügen, Hämmern, Schwungräder und dergleichen sind mit künstlichen Ausstattungen des Rammkloßes daher sogenannte Hacken-R.n.

Ramond, Louis François Elisabeth, Baron von, französischer Rath, Mitglied der Akademie, Commandeur der Ehrenlegion und seit Michaelordens, einer der ausgezeichnetsten Geologen Frankreichs, seit Pierre R.s, des Kriegsschatzmeisters im Elsaß. Der junge R. fuhr Vaterstadt Straßburg, außer den Rechtswissenschaften, Naturkunde. Auf einer Reise durch die Schweiz lernte er Haller, Lavater und Lenz und die Eindrücke, welche die Alpenwelt auf ihn gemacht hatte, seiner Bearbeitung der Briefe Core's über die Schweiz, welche er unter dem Titel „Lettres de W. Coxo à M. Melnoth sur l'état politique, civil et physique de la Suisse,“ (Paris 1781, 2 Bde., mit Anmerkungen und Zusätzen herausgab. In Paris, wohin er sich nun begab, wurde der Cardinal von Bernis, besondrer Beschützer, dem er auch als geheimer Rath und vertrauter Rath folgte. Nachdem dieser in die Auvergne verwiesen worden, kam R. bei einem Besuche desselben (1789) zum ersten Male die Pyrenäen Bekanntschaft ein neuer Lebensabschnitt für ihn begann. Er war der Erste, welcher die geologischen Geseze Sauffure's und Core's auch begrifflich nachwies, da man sie bisher für ein gefeglozes Werk gehalten hatte. Seine erste Schrift darüber erschien unter dem Titel: „Observations sur les Pyrenées pour servir de suite à des observations sur les Alpes“ (Paris 1789, 2 Bde.). Bei dem Ausbruche der Revolution kehrte er zurück und stellte sich hier an die Spitze einer Sektion. Die Arbeiten brachten ihn aber auf das Krankenlager, so daß er sich



vor Barèges zu begeben genöthigt sah. Ungeachtet er sich von hier vor  
 folgungen der Revolution in die Gebirge zu den Hirten geflüchtet hatte,  
 er auch dort entdeckt und im Jahre 1794 in den Kerker nach Tarbas ab-  
 wo er nach zwei sorgenvollen Jahren die Professur der Naturgeschichte an  
 ligen Centralschule erhielt. Während einer Zeit von 4 Jahren, die er  
 nach te, besieg er 35 mal den Pic du Midi und erreichte endlich im Jahre  
 m Gipfel des Mont perdu. Im ganzen Gebirge war R. nur unter dem  
 die gelehrte Gemse“ bekannt. Die Frucht dieser Reise waren die Schrif-  
 voyage au Mont perdu,“ Paris 1807 u. „Voyage au sommet du Mont perdu,“  
 13, worin er die wichtigsten Aufschlüsse über dieses fast noch ganz unbekannt  
 it theilte. Er trat darauf als Deputirter des Departements der Pyrenäen  
 Corps legislatif, wurde aber bald nachher zum Präfekten des Departements  
 Tome ernannt. Bloss die Aussicht, hier in der Nähe der Vulkane Frank-  
 leben, machte diese aufgedrungene Stelle ihm annehmbar, weshalb er sich  
 se „Préfet par lettres de cachet“ zu nennen pflegte. Er berücksichtigte in  
 it den Gebrauch des Barometers für Höhenmessungen so wesentlich, daß  
 seine Zwecke fast für ein neues Instrument anzusehen ist, und machte diese  
 uring in den Schriften bekannt: „Mémoire sur la formule barométrique,“  
 1811 und „Nivellement barométrique des Monts d'Or et des Monts-  
 Paris 1815, worin er 400 Höhenmessungen der Gebirge von Auvergne  
 Seine Entdeckungen über die Beschaffenheit der Vulkane zc. legte er in  
 ft nieder: „Application des nivellements exéc. dans le departement de  
 -Dôme,“ Paris 1815. Um ganz der Wissenschaft leben zu können, nahm  
 seine Entlassung, verlor aber 1814 durch die Kosaken alle seine Sammlungen  
 daher von Neuem die öffentliche Laufbahn als maître des requêtes. Im  
 a Jahre wurde er zum Mitgliede der Liquidations-Commission für die englische  
 ng von 3½ Millionen Renten ernannt u. erwarb sich in dieser Stellung die  
 enheit der Regierung in solchem Grade, daß man ihn im Jahre 1818 zum  
 rathe erhob; allein seit dem Jahre 1822 wurde er, ohne Bekanntmachung des  
 es, unter die bloßen Titularräthe versetzt. R. trug diese Kränkung gelassen  
 s den 24. Mai 1827. Er zeichnete sich als Gelehrter durch Gründlichkeit,  
 Mensch durch Liebenswürdigkeit u. als Staatsmann durch Rebllichkeit aus.  
 Ramorino, Hieronymus, geboren zu Genua 1793, angeblich der natür-  
 Sohn des Marschall Lannes (s. d.), nahm schon in früher Jugend Dienste  
 französischen Heere u. bekleidete bis 1815 einen der unteren Offiziersgrade. Unter  
 Restauration nahm er eifrigen Antheil an den verschiedenen Carbonatverbind-  
 en Italiens, Spaniens u. Frankreichs, wußte sich aber den Nachforschungen der  
 lizei zu entziehen. Aus unbekanntten Gründen hat er später, als seine Sache die  
 reiche war, den auf diesem Theile seines Lebens ruhenden Schleier nicht ge-  
 nt. Während der drei Tage und in der nächstfolgenden Zeit leistete er gute  
 nsthe zur Begründung der Dynastie Ludwigs Philipp's. Als der polnische Auf-  
 d ausbrach, empfahl ihn der König, der sich solcher Freunde gern zu entledigen  
 te, der Regierung in Warschau mit einer solchen Wärme, daß die getäuschten  
 n in ihm einen Retter erwarteten. R. unternahm die Reise unter falschem  
 m: längs der Gränze waren alle Vorbereitungen getroffen, ihn sicher in das  
 girte Land zu schaffen, aber die preussische Polizei war aufmerksam geworden  
 o entwickelte sich eine Reihe von Abenteuern. In den Wäldern umherirrend,  
 als in Bauernhütten Tage lange verborgen, durch eisige Ströme schwimmend,  
 te er endlich die jenseitige Gränze. In der Schlacht von Dembe Wielki  
 März 1831), in der er neben dem General Skarzynski den Befehl führte,  
 de er seine Eporen. Seiner Einsicht und Tapferkeit wurde es zugeschrieben,  
 r russische General Rosen mit einem Verluste von 12,000 Mann an Todten,  
 rdeten und Gefangenen seine befestigte Stellung räumen und sich hinter  
 yn zurückziehen mußte. Am 10. April erfocht R. über denselben Gen-  
 late einen neuen, aber nicht so entscheidenden Sieg. Bei den Operat

welche der Schlacht von Ostrolenta vorhergingen, hatte R. ge  
 Ehrjanowski die Aufgabe, den linken Flügel der Russen zu  
 entledigte sich dieses Auftrages mit Glück, deckte nach der Schla  
 ziehenden Corps und rettete am 23. Juni bei Sandomir Ehrjanor  
 In dem Kriegsrathe, der über die Defung Warschau's gegen Pe  
 rieth, übertrug man ihm den Oberbefehl über ein Corps von 20  
 das rechte Weichselufer vom Feinde säubern und die Hauptstadt  
 versorgen sollte. Zu spät erhielt er den Befehl, der Hauptstadt  
 men. Nach seiner Behauptung (Vergl. Aminski, L'attaque de  
 Berichte von Bem, Krutowiecki u. A.) hat ihn die Depesche am  
 reicht und er ist sogleich aufgebrochen, hat aber schon am 8. Ab  
 gange über den Fluß Kostrzyn die Uebergabe Warschau's erfahren.  
 Zeit bethätigte er dieselbe Unentslossenheit, die schon Ende Augu  
 fallen war, als Bronzynski zu ihm eilen mußte um ihn zum A.  
 zu bewegen und doch Nichts erreichte, da R.'s Unthätigkeit den  
 verlorenen Feind nach Terespol und von da über den Bug entfo  
 Oberbefehlshaber Malachowski hatte ihm den Befehl gegeben,  
 sämtlicher polnischer Streitkräfte, über den Bug nach Wohl  
 Statt dieser Weisung zu folgen, wendete er sich in ziemlich lan  
 über Bieprz nach Kazimierz an der Weichsel, versäumte hier die  
 heit, durch schnelle Einnahme der von den Russen schwach besetzten  
 Weichsel zu gehen und durch Zurückwerfen des in Ilza stehende  
 diger er sich mit dem, im Krakauischen aufgestellten, Kopycki zu ve  
 sich weiter südlich, bei Zawichos, über die Weichsel zu ziehen. An  
 unaufhörlich von Rosen gebrängt, den die tapferen Befehlshaber t  
 neral Rangemann und Obrist Krusjewski, mit Mühe zurückhielte  
 in Folge seiner Zögerung immer mehr einreißende, Demoralisatio  
 beunruhigt, ging er in der Nacht des 15. September mit 11,000  
 wickos nach Galizien über. Die letzte Hoffnung der Rettung Po  
 verloren gegangen. Von Galizien kehrte R. nach Frankreich zuri  
 bald darauf eine mysteriöse Sendung nach Spanien, von der sich  
 ob sie im Interesse der Revolution, oder für die Gegenrevolution  
 Der mildeste Beurtheiler aber mußte an ihm irre werden, als er i  
 mit dem vertriebenen Herzoge Karl von Braunschweig in eine  
 sich einließ. Mag es auch seyn, daß der, mit deutschen Verhältn  
 kannte, R. sich von dem Herzoge täuschen ließ u. in seinem Dien  
 der deutschen Freiheit zu sechten glaubte: so entschuldigt dies doch  
 sinn, womit er auf den unsinnigen Plan einging, in Frankreich,  
 einer wachsamem Regierung, ein Corps von 4000 Mann zu w  
 einzuschiffen u. von der Mündung der Weser aus Deutschland zu  
 Handlungsweise erklärt sich nur durch die Geldgier, die er bei l  
 an den Tag legte. Als er dieser Befriedigung verschafft hatte  
 Werbungen ein und legte sein Patent als Oberbefehlshaber des  
 ungsheeres in die Hände des geizigen Herzogs zurück. (Vergl. ü  
 Episode der neuen Geschichte: Chaltas, le Duc Charles de B  
 après la révolution de Brunsvic, Paris 1832.) Seiner Verbin  
 volutionären Partei schadete diese mißlungene Expedition nicht; d  
 des Herzogs, daß R. ihn um bedeutende Geldsummen geprellt hal  
 Glauben. 1833 beabsichtigte das junge Europa, das Giuseppe  
 leitete, einen Einfall in Italien von der Schweiz aus. Man tra  
 polnischen Generalen, mit Roman Soltyk u. A. in Verhandl  
 ferten Bedenken, R. zeigte sich sogleich bereitwillig. Am 27.  
 schloß er mit dem jungen Europa einen Vertrag über Annahme  
 worauf ihm Mazzini in mehren Raten die Summe von 40,000  
 zahlt haben will. Während nun die anderen Verschworenen mit

gärten und Nichts veräumten, was das Gelingen des Unternehmens sichern sollte, zögerte R., gegen alle Vorstellungen taub, bis zum letzten Augenblicke in Genf. Als er endlich in Genf bei den dort versammelten Schaaren eintraf, war er bereits theilweise mißlungen, denn die erste, in Savoyen eingefallene, Compagnie hatte sich zurückziehen müssen. Am 1. Februar Abends 6 Uhr trat er mit 3 Abtheilungen von 60, 140 und 200 Mann den Marsch an, überwältigte Posten von 7—8 Douaniers, vernichtete die Papiere und zerstörte das Zollhaus. Dieser Anfang gefiel den spekulativen Bewohnern Savoyens außerordentlich, sie zogen ihren Nutzen davon, indem sie in hellen Haufen über die Gränzen und so viel Waare, als möglich, zollfrei einschleppten. In anderer Weise verhielten sie sich am Zuge nicht. R. zog indessen gemächlich weiter, überwältigte noch einen kleinen Posten Carabiniers u. machte dann Halt. Er behauptete, einem Seitenthale eine von Nyon aufgebrochene Schaar erwarten zu müssen, die Abtheilung war gefangen genommen und R. wußte das. Nach längerer Zeit zog er aufwärts nach Annemasse, wo wieder die Zollcasse geplündert und ein Aufstand einer provisorischen Regierung verkündet wurde. Dieser Aufstand war von Julien datirt, welchen Ort zu besetzen R. den bestimmtesten Befehl hatte, da das Stelldichein der aus dem Innern herbeieilenden Patrioten war. Daß er diese wichtige Aufgabe vernachlässigte, hat man ihm später als Verrath ausgemacht und als wahren Grund des Mißlingens bezeichnet, da in St. Julien wirklich eine unzufriedene versammelt gewesen seyn sollen, die sich nach allen Richtungen zerstreuten, als keine bewaffnete Colonne erschien. In einem einsamen Bergdorfe suchte R. die Verstärkungen, die er in St. Julien zu finden sicher seyn konnte. Er ließ hier das Gerücht des Anrückens von Reiterei verbreitete, befahl er den Posten. Abends 6 Uhr wurde noch einmal Halt gemacht. R. entfernte sich von der Lagerplätze und eine halbe Stunde später erhielt die Colonne seinen schriftlichen Befehl, alsbald auseinander zu gehen. Die Getäuschten schrien nach Rath; in Genf entzog sich R. kaum ihrer Rache, indem er sich durch das Gasse eines Gasthofes rettete. Die Anklage des Verraths ist später noch oft wiederholt worden. R. hat sich gegen diese Anschulldigung in einer eigenen, in Genf erschienenen, Flugschrift vertheidigt und behauptet, daß er vom Ausschusse der französischen Verbannten zu Genf über die, zum Unternehmen angeblich disponirten Geldmittel und Mannschaften vielfach getäuscht worden sei. Allerdings hat R. Ragnini und Genossen mit der, allen Verbannten eigenen, Selbsttäuschung verbunden gemacht und es läßt sich namentlich schwer erklären, wie sie gerade R. wählten, das sich bei der Erhebung von 1821 still verhalten und seitdem kein anderes Lebenszeichen von sich gegeben hatte, auf Theilnahme rechnen konnte. Die gegen R. sprechenden Verdachtsgründe wiegen aber schwerer, als seine Entschuldigungen. Schon daß er in Genf nicht zur verabredeten Zeit ankam, ihn verdächtig. Außerdem machen unverdächtige Zeugnisse unzweifelhaft, daß R. ein französischer Carbonaria, zu der R. gehörte, dem Savoyerzuge insgeheim wirkte. Diese gewiegten Verschwörer sahen die Konkurrenz des von R. geleiteten, ungestümen jungen Europa's ungern u. wollten die jüngere Generation durch ein ganz eklatant unsinniges Verfahren sich zu Grunde richten lassen. Dem Savoyerzuge verschwindet R.'s Name auf längere Zeit im Dunkel. Wie R. in der Revolutionsepöche von 1830—1834 so auffallend in den Vordergrund getreten, in den darauf gefolgten Zeiten der Ruhe sich verhielt, ist immer nicht ermittelt und wird es auch wohl nie werden. Sein Erscheinen gleicht dem eines Sturmvogel, die das Auge bei stillem Wetter vergebens sucht, die aber im Sturm über dem Kamme der schaumgekrönten Wogen sich zeigen. Die hohe Schilderhebung berührte ihn, als geborenen Genuesen, besonders nahe. In den französischen Carbonario bestand ein begründetes Mißtrauen und seinen Niederlagen in den Gefilden der Lombardei konnte sich Karl Albert nicht verschließen, von seinen militärischen Kenntnissen Gebrauch zu machen. R. wurde mit General Czernawski in der Bewerbung um die Obe

er R. den Befehl der Legion und berief ihn in das Hauptquartier, wo auf Befehl des Königs die Weisung gab, vor seiner Truppe mehr sich. Am Abende des 23. März, nach der Schlacht von Novara, verschwand 24. März, Morgens gegen 7 Uhr, fuhr in Arona am Lago maggior Postpferden bespannter Wagen ein und ein Herr hielt beim Aussteigen er durch den Hof ging und die Treppe hinaufstieg, den Manteltragen Ortschaft. Die Nationalgarde hatte Befehl, Flüchtlinge von der Armee auf der Posten machte daher Achtung und, da inzwischen ein Einwohner in Hof gegangen war und den General R. erkannt hatte, so erfolgte die Verhaftung. Das Betragen des Generals wird von allen Augenzeugen der Scene als fallendes dargestellt. Anfangs wollte er die Gardisten überreden, ihn frei nannte sich so unschuldig, wie irgend ein Bürger von Arona seyn könnte einen angeblichen Brief des Königs vor, der ihn freispreche, berief sich Untadelhaftigkeit seines Betragens u. erklärte, seine Freilassung einzig in des Orts zu fordern, dem es übel gedeutet werden könnte, wenn er ein rühmten Patriot in Haft nehme. Als diese Bitten Nichts halfen, be das System der Einschüchterung, geberdete sich wüthend, berief sich auf das er trage, gab vor, in Gemäßheit eines königlichen Befehls zu handeln schuldigte die Nationalgarde der Beschimpfung des Königs, der Nation, die sie in ihrer Gesamtheit und ging zuletzt sogar so weit, sie „Deutsche“ (wörtlich nach dem Berichte des Nationalgardenhauptmanns von Arona). Nacht kamen fremde Leute in das Gasthaus, die mit R. zu verkehren auf dem See wurde ein Schiff bemerkt, das hier und da Landungsversuch So entstand Verdacht, daß R. in die Schweiz entfliehen wollte. Er wurde auf das Strengste bewacht, bald nicht bloß, um die Flucht des G zu verhindern, sondern mehr noch, um sein Leben zu beschützen. Der B Schlacht war bekannt geworden, R. sollte das Unglück herbeigeführt haben. „Tod dem Verräther!“ war ein allgemeiner Ruf. Es kostete Mühe, schädigt nach Borgomanero zu schaffen, von wo er nach Turin in die Stadt abgeführt wurde. Die Anklage richtete sich auf zwei Punkte: Ungehorsamkeit gegen den Befehl von Oberen und Desertion aus dem Felde. Wenn es bewiesen gewesen wäre, hätte allein schon R. nach sich gezogen. Es waren aber nur Verdachtsgründe da; die Reise des Generals führte nach der Schweiz, allein er und seine beiden Begleiter, daß sie durch österreichische Streifparteien gezwungen worden wären den Weg einzuschlagen. Der zweite Anklagepunkt ist der schwerere. R. hatte den Befehl, die Position von La Cava (auf dem linken Po-Ufer) zu besetzen; er sollte sogar die Po-Brücke von Mezzanacorti abbrechen, um den unzulässigen Lombarden die Möglichkeit einer Flucht auf das rechte Po-Ufer abzuwehren. Statt diesem Befehle zu gehorchen, that er das Gegentheil und warf die Brücke auf das rechte Po-Ufer, das ihm zu betreten untersagt war; mit anderen Worten, er that das Gegentheil. In demselben Augenblicke trennte er sich vom Hauptkörper des Heeres, um nach Turin zu fliehen. Es gab indessen für ihn Rechtfertigungsgründe, welche ihm einen wichtiger Posten am äußersten Ende einer, nicht we

n langen Linie, übertragen ist, der mehr als 30 Miglien vom Obergeneral . beinahe aller Mittel beraubt ist, mit ihm zu correspondiren, befindet sich ausnahmsweisen Stellung, bei welcher die bindenden Vorschriften des Gehorsams, den man von einem Militär untern Grades und unter gewissen Umständen fordert, nicht anwendbar sind. R. erhielt Berichte aus , die in ihm den Glauben erweckten, daß der Angriff am Teffin bloß ein Angriff sei; daß der ernsthafte Stoß am Po erfolgen werde. Deshalb wurde die Streitkräfte auf dem rechten Po-Ufer zurück, um die dortigen Provinzen zu decken. Zum Unglück für R. war das Kriegsgericht aus lauter Feinden von ihm zusammengesetzt, die ihm alle wegen der Theilnahme an dem Aufstande von 1834 grobthaten. Einstimmig verurtheilten sie ihn zum Tode; ein Begnadigungsgesuch ward abgeschlagen und am 22. Mai 1849 endete er auf dem Galgen unter 6 Kugeln.

**Ranzau**, 1) in Oberbayern, auf einer angenehmen Höhe unfern von Landshut, ehemaliges Augustiner-Chorherrnkloster, 1414 von Georg von Bayern zum Haag gestiftet. — 2) R., die, Hochgebirgsthäl in Steiermark, zwischen dem Marktes Schladming und der Salzturger Gränze, von Lutheranern in kleinen zerstreuten Höfen bewohnt, mit Flachsbau u. vortrefflicher Viehzucht. **Ranzow** (Ranzow), ein altes, adeliches Geschlecht in Holstein, welches zwei Hauptlinien, die ältere und die jüngere, zerfiel, von denen mehrere Linien ausgingen. Der Stammvater der ganzen Familie ist Runo, dessen Sohn zwölf große Güter an sich brachte, welche unter dem Namen des Balsamerkannt waren. Wolfs Enkel war Wiprecht II., auch Wiprecht von Ranzow, dessen ältere Nachkommen, die Burggrafen von Leisnig, ausstarben. Wiprechts Sohn, Otto I., begab sich nach Holstein und erbaute dort im Jahre 1170 das Stammschloß Ranzow. Nach ihm theilte sich die Familie in 2 Hauptlinien: die ältere und die jüngere, die in 3 Seitenlinien: die ältere (besteht aus Schlegel und Obbendorf), Breitenburg (besteht aus Schlegel und Obbendorf) und Schmolz (besteht aus Schlegel und Obbendorf), noch gegenwärtig fortdauert. Der letztgenannte Zweig des Hauses wurde durch Christoph, geboren im Jahre 1625, gegründet, welcher kaiserlicher Kammer- und Reichshofrath war, im Jahre 1651 in den Reichsgrafenstand erhoben wurde, 1696 als Anhänger der katholischen Kirche starb. Sein Sohn, Alexander, Graf von Anton, Stifter der braunschweigischen Linie, wurde in der protestantischen Confession erzogen. Sein Stamm dauert noch fort. Die jüngere Hauptlinie theilte sich in 2 Linien: die ältere (besteht aus Ranzow und Ranzow) und die jüngere (besteht aus Ranzow und Ranzow). Die ältere Linie erlosch im Jahre 1734 mit Moritz, worauf die Grafschaft an die Grafen von Ranzow fiel. Unter den vielen Familiengliedern zeichnete sich Johann Ranzow, geboren im Jahre 1492, aus, der sich als Feldherr einen Namen machte und den Ritterschlag in Jerusalem empfing. Luthers Auftreten auf dem Reichstage zu Worms machte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er einer der eifrigsten Anhänger und einer der thätigsten Beförderer der Reformation in Dänemark wurde. Er kämpfte besonders für Friedrich I. von Dänemark und stellte die Korvegen wieder her, wo Christian II. eingefallen war und mehrere Male geschlagen wurde. Er starb im Jahre 1565. — Heinrich, Statthalter in Dänemark, geboren im Jahre 1526, besaß für seine Zeit ungewöhnliche Kenntnisse in der Naturgeschichte, Kriegskunst u. Arzneiwissenschaft, war ein Freund u. Beschützer der Wissenschaften, stiftete eine Bibliothek und starb im Jahre 1599. — Daniel Ranzow, geboren im Jahre 1599, nahm unter Karl V. Kriegsdienste, bildete sich durch Reisen, wurde Oberfeldherr der Dänen die Schweden in den Jahren 1563 und 1567 bei der Belagerung von Warberg in Halland. — Josias wurde schwedischer Gesandter im Jahre 1635 den Kaiser Drenskierna nach Paris, nahm Theil an dem Frieden von Westphalen und wurde zum Marschall und Befehlshaber von Dänemark ernannt. Er zeichnete sich durch männliche Schönheit, Tapferkeit und durch seine Thaten aus, hatte aber das Unglück, nach und nach ganz ver-

werden, so daß er nur ein Auge, einen Fuß und einen Arm behielt. Q im Jahre 1650. — Christian Detlev Karl, geboren 1772, königlich d. Kammerherr und Oberpräsident von Kiel und sein Bruder Karl Emil, 1775, ebenfalls dänischer Kammerherr, sind die jetzigen Glieder dieses Hau

Rapu, René, einer der besten lateinischen Dichter der neuern Zeit, zu Tours geboren, widmete sich der Theologie und trat 1639 in den Jesuite in dessen Schulen er als Lehrer der schönen Wissenschaften sehr wirksam war. seinen Lebensumständen weiß man nicht viel mehr, als daß er mit seltenen literarischen Beschäftigungen oblag, daß er aber als Theolog gegen Anderst nicht sehr tolerant war. Er starb am 27. Oktober 1687 zu Paris. Seine ischen Gedichte zeichnen sich durch gute Erfindung, reine Sprache und i der Darstellung aus. Das bekannteste und vorzüglichste seiner Werke ist d dicht über den Gartenbau („Hortorum libri IV.“ Paris 1665, 4. und öfte Ausgabe, 1780, 12., französisch von Boyron und Gabiot, Paris 180 Bon den übrigen sind nur noch die „Eclogas“, 1659, 4., zu erwähnen. mina“, Paris 1723, 3 Bde., 12. Seine kritischen und theologischen S sind unbedeutend. „Oeuvres diverses“, Haag 1725, 3 Bde., 12.

Ratisbonne, Alphons Maria. — Gewiß der merkwürdigste aller : ungsfälle, die in neuerer Zeit vorgekommen sind, ist die, am 2. Januar 1 Rom erfolgte, Bekehrung des Alphons Maria R. vom Judenthum zum kath Christenthum. Das große Aufsehen, welche dieselbe in Rom erregte, be Se. Heiligkeit den Papst, eine förmliche Untersuchung über den Thatbestand Wunders einzuleiten. Diese Untersuchung wurde, auf Befehl des hochwü Generalvikars Konstantin Patrizi, von dem Promotore Fiscale Fran vetti mit der größtmöglichen Sorgfalt u. Gewissenhaftigkeit vorgenommen zuverlässige Zeugen, R. mit einbegriffen, wurden streng verhört und ein bekräftigtes Zeugniß von ihnen zu Protokoll genommen. Nach beendigter mation wurden die Akten desselben an Se. Eminenz den Generalvikar überschid cher, nachdem er sich von der Uebereinstimmung der Zeugnisse überzeugt u. da achten mehrer Rätthe und anderer erleuchteter, tugendhafter und frommer ? eingeholt, in einem Dekrete vom 3. Juni 1842 sich dahin aussprach: daß fehrung des Alphons Maria R. ein wirkliches und wahrhaftes Wunder se die Erlaubniß gab, die Geschichte dieser Bekehrung durch den Druck zu veröffe Ein Auszug aus den authentischen Untersuchungsakten erschien sofort in Rom italienischer Sprache u. diesem Leitfaden folgen auch wir in der Darstellung, merkwürdigen Ereignisses, wobei wir bemerken, daß der Bericht, den Guido res (der Mitherausgeber der „historisch-politischen Blätter für das ka Deutschland“), welcher eben damals, als die Bekehrung R.s vor sich gi Rom verweilte, an dieses Journal unter'm 2. Februar desselben Jahres e det hat, mit der, in Rom selbst etwas später erschienenen, Beschreibung voll übereinstimmt.\*) Als beherzigungswerth stellen auch wir unserer Erzählung di voran, mit denen Guido Görres seinen Bericht einleitet: „Ich mad Hehl daraus, ich gehöre nicht zu jenen Wunderjägern, die leichtgläubig jel rücht, das durch hundert Ohren und über hundert Zungen gelaufen, au — — u. s. f. Allein, noch weniger gehöre ich zu jenen wunderscheuen, bo erstorbenen Geistern, denen es genügt, von Wundern zu hören, damit sie ihr Auge und ihr Ohr verschließen, weil sie schon von vornherein überzeu daß es keine Wunder gibt und daß Alles, was sich dafür ausgibt, auf oder Täuschung beruht und darum keiner Prüfung eines vernünftigen W würdig ist; ich gehöre, wie gesagt, nicht zu diesen Geisteschwächlingen, Fragen der Art mit einer Aengstlichkeit, wie sie nur immer der Aberglaub kann, von sich abweisen, weil sie im innersten Grunde ihres Herzens dat

\*) Der Görres'sche Bericht steht in Band IX. der historisch-politischen Blätter. im . S. 241 — 267.

heimliches Mißbehagen fühlen und fürchten, in ihrem Schummer gekört u. irre gemacht zu werden in ihren Ansichten von einem abstrakten todtten der so wenig, wie ihr Kopf, dessen Ausgeburten er ist, Wunder wirkt. Im sage zu diesem glaube ich vielmehr, daß es heute, wie vor zweitausend Jah, Gottes freiem Willen steht, dem Menschen einen Beweis seiner Erbarm und seiner Allmacht zu geben, daß er unmittelbar eingreifend und als der er und Lenker seiner Schöpfung sich zeigen kann. Hat er im Beginne der hen Zeiten mit dem Blitzschlage seiner Gnade mitten auf dem Wege den s niedergeschmettert und ihn zu einem erleuchteten Apostel gemacht: was hn daran hindern, sich auch heute noch Jedem, selbst dem Unwürdigsten, zu uren und ihn zum Zeugen seiner Wunder zu machen? Geschieht daher Et was den offenbaren Anschein eines solchen übernatürlichen, unmittelbaren ifen Gottes trägt, so wird jeder Unbefangene darin eine Aufforderung er, es aller Aufmerksamkeit zu würdigen, um sich des wahren Thatbestandes sichern und, erweist es sich menschlichem Urtheile nach als ein solches, so r es für eine Pflicht halten, dasselbe zu verkünden, um Gott dafür zu dan — Da bei der Ausmittelung des wahren Thatbestandes der Bekehrung R. s r strengsten Kritik zu Werke gegangen wurde, so dürfen wir auch der hier den Erzählung unsern Glauben nicht versagen. Alphons Karl Tobias R. am 1. Mai 1814 zu Straßburg geboren. Seine Eltern waren reich an güttern. Zu Erlangung der ersten wissenschaftlichen Kenntnisse wurde Al von seinen Eltern in das Collège royal zu Straßburg gefandt und von dar er, von Protestanten geleiteten Erziehungsanstalt, in welcher eine gewisse An nger Leute von Stand ihre Bildung empfang, untergebracht. Einige Jahre einem Austritt aus dieser Anstalt wandte er seine Aufmerksamkeit dem Han che zu und trat in dasselbe, unter Leitung und Obhut eines seiner Oheime, n zärtlich liebte und ihn deswegen dazu bestimmte, sein Erbe und Nachfolger Führung seiner Bankgeschäfte zu werden. Hierauf begab sich Alphons nach , um mit erhöhtem Fleiße den unterbrochenen Coursus seiner Studien wieder egen und ließ sich sodann als Doktor der Rechte aufnehmen. Bis zum Al n 15 Jahren war er dem Judenthum, dessen Lehren er mit der Muttermilch ogen hatte und in welchem er durch die Ermahnungen und das Beispiel sei ltern erzogen worden war, innig zugethan. Er lernte das Hebräische so gut, i jeder Gelegenheit, in öffentlicher Versammlung sowohl, als zu Hause, Ge nd Psalmen vortragen zu können; bald übrigens gab er, der Schwierig auf die er stieß, überdrüssig, dieses Studium auf, indem er sich damit be z, einige in's Französische übersezte Gebete herzusagen; dann war es ihm u ermüdend, dem öffentlichen Gottesdienste in den Synagogen beizuwohnen. : so allmählig die schwachen Bande zerriß, die ihn, in Folge der zu Hause ngenen Erziehung, an den Glauben seiner Väter knüpfen, konnten ihn keine nken mehr abhalten, eilends in den Abgrund zu stürzen. Was übrigens n R. den verderblichen Streich versetzte, war wohl das Lesen der Voltaire Werke. Die Lektüre dieses Schriftstellers war seine höchste Wonne und so n die gefährlichen Grundsätze u. die falschen Prinzipien in seine Seele ein. ottlosen Lehren erkälten in seinem Herzen das gute Körnlein, das, wenn slegt worden wäre, mit der Zeit hätte blühen und zu seinem Heile Früchte n können. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß R. ein so großer sacher und Verächter der christlichen Religion wurde, die wegen ihrer tiefen nisse eine völlige Unterwerfung des Verstandes und Willens fordert. Nach : eigenen Geständnisse konnte er es nicht über sich gewinnen, Bücher zu welche von der christlichen Religion handelten, die ihm dem Aberglauben u. ppendienerei zu huldigen schien: denn dafür sah er die heiligen Gebräuche le erhabenen Festlichkeiten der Kirche an. Dieses Widerstreben erhöhte sich als er seinen Bruder, Theodor R., einen vom himmlischen Lichte erleuchteten welcher die Falschheit seiner Religion erkannte, zum katholischen

übertreten u. kurze Zeit darauf die Priesterwürde erhalten sah.<sup>\*)</sup> Dieser plötzliche Uebertritt brachte in ihm keine mildere, vielmehr eine feindselige Bekannung hervor; er war über seinen Bruder aufgebracht und verfolgte ihn bis zur Zeit seiner Befehung unaufhörlich mit Verachtung; denn ihm schien das Verlassen der Religion seiner Väter Nichts, als ein feiger Abfall. Mehrmals versuchte es der gute Theodor, ihn bald mündlich, bald schriftlich aufzuklären, aber er erhielt entweder keine Antwort, oder, wenn dies der Fall war, so gab er ihm nur rohe und bittere Neben. Zwei Jahre später lag ein junger Knabe, ein Neffe R.'s, in den letzten Tagen. Der Abt's Theodor taufte den Knaben, worüber Alphons in heftigen Zorn gerieth und seinen Schmerz in heftigen Worten ausbrückte. Es ist jedoch anerkannt, daß, da er einen sanften, mitleidigen und liebenswürdigen Charakter besaß, er von Zeit zu Zeit die Stimme der Natur nicht unterdrücken konnte, die ihn auf den rechten Weg wies. Ihn rührte der Anblick des tiefen Elends seiner Glaubensbrüder und er ließ es sich äußerst angelegen seyn, ihnen einige Erleichterung zu verschaffen. R.'s Neigung für die Tugend wuchs seit seiner Verlobung mit einer Verwandten, Flora R., einem jungen Mädchen, das, neben der größten Sittenreinheit, mit Schönheit u. seltenen geistigen Eigenschaften geschmückt war. Ihre Liebe und ihr Beispiel waren für ihn bezaubernd und er fühlte sich von ihrem Eifer und ihrer glühenden Liebe zur jüdischen Religion, deren Zierde sie war, lebhaft zur Nachahmung angespornt. Um ihrem Rathe zu folgen, machte er den Anfang damit, zu seinem Gotte zurückzukehren und er bereitete sich also vor, diesen Erguß der Gnadengüter in Empfang zu nehmen, welche ihm der Himmel vorbehielt. Die Zeit dazu war herbeigekommen; seine schwächliche Gesundheit rief in ihm, auf den Rath der Aerzte, den Entschluß hervor, eine Reise nach Konstantinopel zu machen, welche alle unnöthigen Sorgen verschuchen und seinem Körper Gesundheit und frisches Leben verschaffen sollte. Seine Abreise fiel in das Ende des Herbstes 1841; er ging nach Neapel, verweilte da einige Tage, um diesen reinen und heitern Himmel zu genießen und stand eben im Begriffe, sich einen Platz auf dem Dampfschiffe zu nehmen, um nach Palermo überzusetzen und hierauf wieder nach Neapel zurückzukehren. Plötzlich fällt ihm ein, daß er Rom noch nicht gesehen habe und seine Wünsche ein anderes Mal schwer befriedigen könne, wenn er diese günstige Gelegenheit entchlüpfen lasse. Sein Entschluß stand also fest, dahin zu gehen; er nahm sich übrigens dabel vor, die Stadt sobald als möglich wieder zu verlassen und hierauf seine Reise nach dem Oriente fortzusetzen. So machte er sich denn nach Rom auf den Weg und kam den 6. Januar 1842 daselbst an. Es machte ihm große Freude, die Straßen und öffentlichen Plätze mit Neugierde zu durchstreifen, um die zerstreuten Trümmer alterthümlicher Pracht, welche dem Reisenden Erstaunen u. Bewunderung einflößen, zu betrachten. Sein nächster Besuch galt den Kirchen, wenigstens solchen, die wegen der Kraft ihres Styls und der Vollkommenheit ihrer Ausführung für die berühmteren gehalten werden; aber weder die Heiligkeit dieser Orter, noch die heiligen Reliquien der Martyrer u. der ehrwürdigsten Kämpfer der katholischen Kirche waren im Stande, auf sein Herz Eindruck zu machen. Als er in die Kirche zur heiligen Maria in Ara coeli, welche die höchste Stelle des Kapitols zielt, eintrat, war es ihm auf einmal ganz sonderbar zu Muthe; eine Unruhe bemästerte sich seiner, eine innere Macht ergriff ihn, welche er noch an keinem andern Orte empfunden hatte. Der Führer bemerkte die Erblaffung seines Gesichts, erkundigte sich nach der Ursache davon mit dem Bemerken, daß er schon bei vielen Fremden eine ähnliche u. plötzliche Gemüthsbewegung wahrgenommen habe, wenn sie in diese Kirche eingetreten seien. Dem sei, wie ihm wolle, nach dem Zeugnisse R.'s war der erhaltene Eindruck in der heiligen Umgebung zwar ein religiöser, aber kein christlicher. Nachdem er die Kirche verlassen, stieg er vom Kapitol herab und besuchte den Obetto,

\*) Theodor war schon 12 oder 13 Jahre früher durch den Abt's Buntain befehrt worden u. hatte sich seit einem Jahre mit diesem Buntain nach Paris übergesiedelt.



für die Juden in jener Stadt angewiesene Viertel, welches wir das Juden-  
 el nennen. Hier sah er das Elend seiner Glaubensgenossen; sein Zorn ent-  
 zündete u. er wurde gegen die Katholiken nur noch erbitterter. In den Briefen,  
 die er an seine Eltern schrieb, sprach er sich begeistert über diesen Gegenstand  
 und erklärte am Ende, daß er lieber mit den Verfolgten Arm in Arm gehen  
 wolle, als mit den Verfolgern. Wir dürfen einen Umstand nicht außer Acht las-  
 sen, welcher gewiß eine besondere Schickung der göttlichen Vorsehung andeutet,  
 nämlich seine Briefe den Ort ihrer Bestimmung noch nicht erreicht hatten,  
 er in seinem Sinn und Herzen bereits Katholik war. Ob er bei einem wie-  
 olten Besuche in der Kirche Ara coeli denselben Eindruck wieder erhielt, weiß  
 nicht zu sagen; denn, als er die Kirche festlich schmücken sah und auf seine  
 Antwort erhielt, es gelte der Taufe einer ganzen jüdischen Familie, ergriff  
 der Unmuth u. er verließ die Kirche voll Zorn. Gustav v. Buffières wohnte in  
 Constantin Ancona, welche in einigen Tagen Statt haben sollte, übermannte  
 er früher im Pensionat zu Straßburg, wo sie Kameraden und Mitschüler  
 waren, standen sie in vertrautem Verhältnisse zu einander. Deswegen wollte Al-  
 phonse die Freundschaftsbande und ihren vertrauten Umgang wieder enger knüpfen  
 und oft zu ihm, um die Zeit in vertraulicher Unterhaltung zuzubringen. Gustav  
 ließ seiner Seite jede Gelegenheit, die Unterhaltung durch eine geschickte Wendung  
 die Religion zu lenken, in der Absicht, ihn für die Sekte der Pietisten zu ge-  
 winnen, der er selbst zugethan war. Aber R. verteidigte sich wacker und gab  
 dem Gegner nicht im Geringsten nach. Wenn ich meine Religion wechseln  
 würde, erwiederte er, so möchte ich lieber Protestant, als Katholik werden; glück-  
 licher Weise aber bin ich davon weit entfernt, auch nur ähnliche Gedanken zu  
 hegen; ich bin als Jude geboren und will als Jude sterben. Dieser Religions-  
 streit machte R. Langeweile; er brach schnell damit ab, indem er in ein Gelächter  
 brach und setzte jeder Fortsetzung durch seine Ironie ein Ende. Aber die wie-  
 olten Unterredungen mit dem Baron Theodor von Buffières, einem Bruder  
 Flav's, der ein eifriger Vertheidiger der katholischen Religion war, welche er  
 einige Jahre vorher angenommen hatte\*), brachten eine ganz entgegengesetzte  
 Wirkung hervor. Gott wollte diesen zu seinem Werkzeuge machen, um den ersten  
 Samen der Wahrheit in R.'s Herz auszustreuen. Wir wollen einen nähern Blick  
 die Begebenheiten werfen, wie es also kam. Eines Tages kam der Baron  
 Alig zu Gustav, bei dem Alphonse auf Besuch war; da er ihn kannte, so grüßte  
 ihn freundschaftlich und sagte, er habe von Abt's Theodor einen Brief erhalten  
 wenn er ihm etwas mitzutheilen habe, ehe er ihm antwortet, so dürfe er es ohne  
 Vorwissen thun, er stehe zu seinen Diensten. Als R. seinen Bruder einen Priester  
 nennen hörte, antwortete er sehr einsilbig, jedoch jedesmal so, daß er sich nicht ge-  
 wöhnlichen guten Anstand vergaß; beim Abschiednehmen kündigte er ihm seinen nahen  
 Aufbruch vor seiner Abreise nach Neapel an. Er war bereits fest entschlossen, nicht  
 mehr mit ihm zusammen zu kommen und sich durch das Zusenden einer Karte  
 er zu entledigen. Er betrieb in der That seine Abreise sehr eifrig und setzte  
 auf den 17. Januar fest. Den 15. verabschiedete er sich von allen seinen  
 Bekannten, welche er zu Rom hatte; was ihm aber beschwerlich war, das war das  
 Sprechen, welches er dem Baron Buffières gegeben hatte, ihm einen Abschieds-  
 brief zu machen. Dieses quälte ihn unaufhörlich und er konnte sich desselben  
 nicht entschlagen. Nach mancherlei Bedenklichkeiten entschloß er sich, ihnen ein-  
 mal zu machen und ging zu dem Baron, mit der Visitenkarte in der Hand. Er  
 stieg die Treppe hinauf und pochte an die Thüre. Ohne die Kennung seines Na-  
 mens abzuwarten, öffnete ihm der Bediente, ein Italiener, welcher der französischen  
 Sprache ganz unkundig war, die Thüre zu den Wohnzimmern und führte ihn in  
 den Salon, wo der Baron, seine Frau nebst zwei Töchtern und der Graf v. Caroli

) Baron Theodor von Buffières, Schwiegersohn des französischen Finanzministers ~~XXXXXX~~,  
 ein vertrauter Freund des Priesters Theodor Ratisbonne.

in vergnügter gesellschaftlicher Unterhaltung sich bei einander befanden. R. sich nieder, fing an, von seiner Reise nach dem Oriente zu sprechen, erzählte beschrieb das, was er in Rom gesehen hatte und vertraute ihnen endlich an, ihm in der Kirche Ara coeli begegnet war. Hr. v. Buffières fühlte sich sehr griffen und seine Augen glänzten, daß R., ich weiß nicht was, darin zu schien, welches zu ihm sagte: „wenn du doch nur einer der Unsrigen wärest!“ um sich vor jedem Eindruck zu wahren, habe er sich das Bild des Ghetto vor stellt und der alte Haß gegen die Katholiken habe wieder sein Herz erfüllt. Buffières ergriff den günstigen Augenblick, um seiner Religion das Wort zu r und trieb seinen Gegner in die Enge, daß er erwiedern mußte, es sei unnöt diese Frage so erschöpfend zu behandeln, da eine jede Religion gut sei und Seligkeit führen könne, wenn man nur auf der andern Seite ein rechtschaff Leben führe; er seinerseits könne es nicht gut heißen, wenn man die Religion seiner Väter feig verlasse, in der man erzogen und unterrichtet worden sei. Auf aufferste er sich ungehalten über seinen Bruder, beklagte sich bitter darüber, er seinen kleinen Neffen im Angesichte des Todes getauft habe, er wolle aber Jude sterben. Aber nach dem, was Sie sagen, erwiederte der Baron, sollten wenn Sie nach Sinn und Herz dem Judenthum ergeben wären, die christliche Religion annehmen, denn alle Prophezeiungen, welche in neueren Schriften bezeichnet sind, finden in Jesus Christus ihre vollkommene Erfüllung. Im Verlauf seiner Rede zeigte er ihm die Stärke und den Zusammenhang dieser Beweiserungen. Wohlan, unterbrach ihn R., wissen Sie, daß ich zum ersten Male Ihrem Munde Dinge vernehme, welche Niemand, sogar mein Bruder nicht, mi sagen gewagt hätte? Der Streit währte indeß noch einige Zeit fort, bis sich bemühte, alles in's Lächerliche zu ziehen u. sich über das lustig zu machen, er für Aberglauben hielt. Indessen gelang es dem Hrn. v. Buffières doch, zur Annahme einer jener Medaillen zu Ehren der unbefleckten Empfängniß heil. Jungfrau zu bewegen. Bei ihrem Anblicke lachte R. laut auf und trat paar Schritte zurück, gab aber mit Erröthen in festem Tone die Antwort: Was an! ich will sie tragen, um dadurch den Beweis zu liefern, daß die Juden so haßstarrig sind, als man glaubt. Dieser gute Erfolg löste Hrn. v. Buffières Muth ein und er drückte die Bitte gegen ihn aus, er möchte zur heiligen Frau das kurze Gebet des heil. Bernhard sprechen, welches mit den Worten fängt: Memorare, o piissima virgo etc. Bei diesem neuen Vorschlage regte Alphonsens Ungeduld, sein Gesicht schien zu sagen: O, wie unverschämmt sind heute! Er gab dennoch nach, versprach, dieses Gebet abzuschreiben, das Drig des Barons zu behalten und seine Copie zurückzusenden. Damit hatte die Uredung ein Ende; R. ging in seine Wohnung zurück und schrieb, wie er verfahren, das Gebet ab, las es hierauf noch einmal und so oft, daß er sich das in sein Gedächtniß einprägte, indem er sich immer nur damit beschäftigte u., seiner Bemühungen ungeachtet, sich nicht enthalten konnte, es im Stillen, gleich wie eine gleichgültige Sache, wiederholt zu sprechen. Als Alphonsus des Ab aus dem Theater zurückkam, fand er einen Brief des Barons, wo derselbe ihn seinen Besuch für den nächsten Vormittag bat: dieser neue Besuch war nicht seinem Sinne. Dennoch mußte er am folgenden Tag (16. Januar) an seiner Thüre anklopfen; er stellte ihm also das Papier zu, auf welches er das Gebet geschrieben hatte. Ich denke jedoch, fügte er hinzu, Sie werden sich Ihrer Fälle von gestern nicht mehr erinnern. Immer denke ich daran, erwiederte Baron und Sie dürfen Rom nicht verlassen, ohne den Papst und einige Feiertage zu Ehren des heiligen Petrus gesehen zu haben. R. war bestürzt, indem die Absichten des Barons sehr gut kannte, um deren Willen dieser ihn zurückhielt sagte, er habe zu Malta, wo er sich mehre Monate aufhalten mußte, hinkommen mußte gehabt, um mit gesammeltem Geiste über die Punkte der Religion nachzudenken, welche sie bereits mit einander besprochen. Am Ende gab er dennoch: wunderte sich darüber, daß ein Mann, den er nie gekannt, so viele Ge-

ihn ausübe. Von hier aus ging es zum Besuche der Kirchen des heiligen Animus, des Hauses Jesu, wo R. sich einige Zeit mit dem Vater Philipp von dort unterhielt u. der Baron stellte ihn auch dem Vater Johann Rozaven vor, der als ein Ordensglied der Gesellschaft Jesu ist. Mit diesem hatte R. eine sehr tungsvolle Unterredung über das Judenthum und Christenthum. Des andern, am 17. Januar, besuchte Alphons Bussières um ein Uhr Nachmittags; be Streit entspann sich wieder, R. gestand jedoch Nichts zu und brach zum isse in Schmähungen gegen Christus und seine Religion aus. Der Baron, er alle seine Hoffnungen zerrinnen sah, war hierüber tief betrübt. Am 19. ar besuchten Bussières u. seine Gemahlin Alphons, flogen in einen Wagen, n zum Kapitol und von hier aus auf den Berg Celio, in die Kirche zum Stephanus, Rotundo. Der Baron, welcher alle Mühe anwendete, dieses tete Herz zu erweichen, wollte ihm durchaus diese Kirchen zeigen, deren Al- um und sonderbarer Bau nicht so merkwürdig ist, als die Frescomalereien, e nach einer bestimmten Ordnung an den Mauern angebracht sind. Hier ie grausamen Regelen und die schrecklichen Hinrichtungen dargestellt, mit en man die ersten Martyrer der Kirche peinigte: ein Anblick, der im Stande den tiefsten Eindruck hervorzubringen und das härteste Herz zu zerknirschen. R. überfiel ein Entsetzen; die sanfte Empfindung des Mitleids ergriff sein als er diese blaffen, entstellten Körper sah, die mit blutenden Wunden be- waren, von wilden Thieren zerrissen, mit Messern, Dolchen, Pfriemen ge- lebendig auf glühenden Rothen gebraten, in Stücke zerhauen, unter unge- em Gewichte zermalmt u. zerfossen wurden; kurz, man quälte sie auf's Grau- z. Bussières wollte jeder Bemerkung Alphonsens zuvorkommen, indem er sich iefen Worten an ihn richtete: „die Heiden zeigten sich allzu grausam ge- ie Christen;“ — „diese haben eben so gegen die Juden gehandelt, besonders ittelalter,“ entgegnete dieser. Er sah recht gut, daß alle Handlungen und e Bussières dahin zielten, ihn zum katholischen Glauben zu gewinnen, hielt ber stark genug, um allen Stürmen zu widerstehen. Als sie sich trennten, Alphons in seinen Gasthof zurück und Bussières in das Trauerhaus zu dem e, in welchem die irdische Hülle seines Freundes, des am 17. Nachts plöz- erstorbenen Grafen de la Feronnays ruhte, um dessen Seele zu bitten, die er gerettet glaubte, hinsichtlich der Bekehrung des Juden den Fürsprecher bei zu machen, da dessen Standhaftigkeit noch jetzt nicht wankend geworden war. ns ruhte schlaflos einige Stunden auf seinem Lager, denn Alles, was er nd des Tages sah und hörte, ging nochmals an seiner Seele vorüber. In unruhigen Stimmung stellte sich ihm plötzlich ein langer und breiter Weg lügen, an dessen äußerstem Ende sich ein großes schwarzes Kreuz ohne Chri- thob, demjenigen ähnlich, wie er es sich in der Folge erklärte, welches auf ehreite der wunderthätigen Medaille abgebildet ist. Er erwachte aus seinen nereien, strengte sich auf das Aeußerste an, diese Vision sich aus dem Sinne lagen, ohne daß ihm dieses gelungen wäre, vielmehr hielt dieselbe so lange is es Gott gefiel. Des andern Morgens, bei seinem Erwachen, rief er sich raum wieder ins Gedächtniß zurück und dieser Traum war ihm ein Dorn, r in sein Herz eindrang, ihn verwundete und ohne Unterlaß quälte. Mit Berlangen, eine Erleichterung für seine innere Unruhe zu finden, begab er a das Haus Jesu und fragte nach dem Vater Villesfort, der ihn in die erste le des heiligen Ignatius führte. Nach einer kurzen Unterhaltung, welche sich erschiedene Gegenstände drehete, fing er an, ihm zu erzählen, daß er die ver- ne Nacht während einer geraumen Zeit nicht habe schlafen können; was er i gesehen, verschwie er. Hierauf lehnte er den Kopf gegen die Wand und e bitterlich. Ach! sprach er mit kläglicher Stimme, ich bin sehr übel daran. erkannnte Vater konnte Nichts davon begreifen, ermahnte ihn zum Gebete, sch am Fuße des Altars auf die Knie nieder und sprach für ~~ihnen~~ Ave u. Aber R. judte nur die Achseln und ging fort. Um 11 U

phons auf den Platz der Spanier und trat in ein Kaffeehaus, um die 5 Blätter zu lesen. Hier sah ihn Hr. Edmund Humann, näherte sich ihm sprach ruhig mit einander über Neuigkeiten von Paris und die R Tages; das Gespräch wurde sehr angenehm und lebhaft. In diesem Ni wo er vom Höchsten am entferntesten zu seyn schien, befand sich Alphons bei ihm. Noch einige Minuten und die Beschlüsse der Vorsehung gingen in Erfüllung. Und wer unter uns, die wir gewohnt sind, die Handlun den Gesetzen des schwachen menschlichen Verstandes zu beurtheilen, hat R. werde in wenigen Augenblicken auf einmal Katholik seyn und die E der er mit so vielem Vergnügen sprach, vergessen? Alphons ging fort auf den Marktplatz; am Ende der Straße Condotti begegnete ihm d Theodor von Buffières in seinem Wagen und lud ihn höflich zum Einst um eine Spazierfahrt mit ihm zu machen; er sagt zu u. Sie fahren vor des heil. Andreas, welche den Beinamen delle Fratte führt. Der E ihn, ein wenig zu warten, da er mit einem Mönche des Klosters zu spr und sogleich wieder bei ihm seyn werde. Alphons wollte, statt zurück aussteigen und mit ihm in die Kirche hineingehen. Buffières wendete die Sakristei, um in das Kloster zu gelangen und die Anordnung wegen zu treffen, welche die Familie des Grafen de la Feronnays einnehmen dem Leichenbegängnisse desselben beizuwohnen die Absicht hatte. R. lief, Pfeiler gelehnt, seinen Blick an den Mauern herumgleiten. In welcher verfassung trat er ein und verweilte er in der Kirche? Wir können die besser kennen lernen, als wenn wir folgende Stelle aus einem seiner Bri in dem Prozesse vorgelegt wurden, aufnehmen: „Ich schwöre dir, id diese Kirche eben so jüdisch gesinnt, wie ihr.“ Wir wollen jetz in denselben Worten sprechen lassen, deren er sich bei der gerichtlichen Ve im Verlaufe dieser Geschichte bediente und nur gewisse Thatfachen e welche er bei einer andern Gelegenheit erzählte. „Ich lief,“ sagte er, Kirche: als wir an das äußerste Ende kamen, wo Alles wegen des gängnisses des Grafen angeordnet war, wurde ich von einer Unruhe welche ich nicht beschreiben kann; ein schwarzer Vorhang verhüllte mein die ganze Kirche war, mit Ausnahme einer Kapelle, in welcher sich das ; zu vereinigen schien, in Dunkel gehüllt. Als ich meine Augen auf d hohem Glanze strahlende Kapelle warf, was bemerkte ich? Die hochheil frau, wie sie lebte, groß, majestätisch, schön u. voll Mitleiden, vollkommen ähnlich, welches auf der rechten Seite der Medaille der unbesleckten Empfän bildet ist. Als ich sie erblickte, warf ich mich auf derselben Stelle auf nieder, indem ich mehre Male ernstlich versuchte, die Augen zu der heilig frau zu erheben; aber die Ehrfurcht und der Glanz bewirkten, daß ich zu Boden schlug. Ich hatte kaum meine Augen auf die ihrigen geheset darin auch schon meine Begnadigung und ihr Erbarmen laß. Die C der hochheiligen Jungfrau, welche tiefes Stillschweigen beobachtete, le Schrecken und Abscheu vor der Sünde, aber auch den hohen Vorzug l ischen Religion kennen; mit einem Worte, ich verstand sie vollkommen. kann es mir nicht erklären, wie es kam, daß ich, indem ich doch auf l Seite des Chores bis zur vordern Thüre niedergekniet war, in dessen Zurüstungen zur Begräbnissfeierlichkeit getroffen wurden, welche den Zu Kirche versperrten, an der Seite derselben Balustrade auf den Knien mi in heißen Thränen mich badete, mein Herz voll Dank gegen Maria, v den gegen die Kaser, Sünder und meine eigene, in der Finsterniß des J begrabene, Familie war.“ Diese Erscheinung hatte er am 20. Januar, zwölf Uhr. Die Kapelle, von der wir hier reden, ist dem heiligen V weihet, welcher hier, den jungen Tobias an seiner Hand führend, abg Die Erscheinung der Jungfrau war nicht bekleidet, wie es an den Festta war und weder auf dem Altar, noch in dessen Umgebung befand sich e

Bilder. Unter anderen bemerkte R., daß er sich, sobald er sie in ihrer hohen Majestät und mit einem blendend weißen Kleide angethan erblickte, unwiderstehlich zu ihr hingezogen fühlte und ihr sich genähert haben würde, hätte sie ihm mit der Hand nicht ein Zeichen gegeben, sich auf die Kniee niederzuwerfen. Hierauf kam es ihm vor, als spreche sie diese Worte zu ihm: „Es geht Alles gut.“ Als Hr. v. Buffières zurückkam, durchlief sein Blick die Kirche: er sah R. mit gesenktem Haupte auf die Balustrade der Kapelle gelehnt, näherte sich ihm, rüttelte ihn mehre Male, ohne daß derselbe ein Lebenszeichen von sich gegeben hätte: als er endlich zu sich kam, erhob er sich ruhig und sprach mit schluchzender Stimme: „Wie hat dieser Herr für mich gebetet!“ indem er auf den Sarg des Hrn. de la Feronnays hinwies. Bewundert fragte ihn der Baron, was ihm begegnet sei? Alphonsens Herz war voll Rührung und er konnte kein Wort hervorbringen. Er hob ihn empor und führte ihn bis vor die Kirche hinaus, ließ ihn Platz nehmen in seinem Wagen und fragte ihn, wohin er gefahren seyn wolle? — „Wohin es Ihnen beliebt,“ sagte R. „Nach dem, was ich sah, unterwerfe ich mich Ihnen ganz und gar.“ — Nach diesen Worten zog er die wunderthätige Medaille aus seinem Busen, blickte sie mit Vergnügen an, küßte sie mehre Male und badete sie mit Thränen der Liebe; hierauf faßte er Herrn von Buffières bei der Hand und drückte sie ihm zum Zeichen der Dankbarkeit. Der Baron war vor Bewunderung ganz auffer sich und wußte nicht, was er denken sollte; er sah jedoch ein, R. müsse etwas Merkwürdiges gesehen haben und führte ihn, da er so gespannt schien, in sein Hotel und in sein Zimmer. Alphons athmete wieder freier, umarmte den Baron mit Zärtlichkeit und sagte zu ihm in einem Tone wahrer Begeisterung: Wohlta! „Führen Sie mich zu einem Priester! . . . O! wann werde ich die heilige Taufe erhalten können? Ich kann sonst nicht mehr leben.“ Nachdem sie kurze Zeit geredet hatten, begaben sich Beide in das Haus Jesu; man rief den Vater Willefort und kaum erblickte ihn der Baron, als er mit zitternder Stimme zu ihm sagte: O, mein Vater! R. ist bekehrt. Sie traten nun alle drei in das Sprachzimmer, warfen sich auf die Kniee nieder, sprachen ein Vater noster und Avo des Dankes. Hierauf setzten sie sich nieder und Alphons erzählte sein Gesichts mit gerührter Stimme; dann ergriff er seine Medaille und rief: Ich habe sie gesehen, so gesehen, wie sie hier abgebildet ist; wendete sich hierauf gegen den hochwürdigen Vater und fügte hinzu: Welche große Gnade! Erst vor einer Stunde lästerte ich Gott. . . Wie göttig ist doch der Allmächtige! Ich sehe wohl, was ich Alles zu leiden haben werde; aber ich bin entschlossen, Alles zu ertragen. Alphons sah auch den Vater Rosaven und den Vater General der Gesellschaft Jesu, welcher, da er ihn so außerordentlich gerührt und beinahe auffer sich sah wegen des Ueberflusses an himmlischen Tröstungen, die ihm gereicht worden, ihn daran erinnerte, daß nun der Augenblick gekommen sei, sich darauf vorzubereiten, die Qualen und Anfechtungen des Geistes muthig zu ertragen und setzte hinzu, das Kreuz sei der höchste Schatz des Christen. Der Vater ergriff das Buch der heiligen Schrift und las ihm, ganz auf die Umstände passend, einen großen Theil des zweiten Kapitels des Predigers vor: *Fili, accedens ad servitutum Dei, sta in justitia et timore, et praepara animam tuam ad tentationem, deprime cor tuum et sustine; inclina aurem tuam et suscipe verba intellectus et ne festines in tempore obductionis. Sustine sustentationes Dei; conjungo te Deo, et sustine, ut crescat in novissimo vita tua etc. etc.* Alphons horte diese Worte so an, wie wenn sie aus dem Munde Gottes selbst kämen und sie machten einen so großen Eindruck auf ihn, daß er sie nie vergaß. Vom Hause der Jesuiten führte ihn Buffières in die beiden Basiliken des heiligen Petrus und der heiligen Maria maggiore. Das, was in diesen beiden Kirchen vorkam, kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen, weil es zur Verherrlichung Gottes beiträgt. Als Alphons vor dem hochheiligen Sakramente in der Kirche der heiligen Maria maggiore betete, war seine Empfindung so lebhaft und er fühlte die königliche Gegenwart Gottes so tunig, daß er in eine Ohnmacht fallen wollte; er rief im Drange

... Gegenwart Gottes zu bleiben, wenn  
 ... durch das Bad der heiligen Taufe abge-  
 ... und warf sich hierauf in einem Winkel  
 ... indem er sagte, er fürchte sich vor Nichts  
 ... dieser barmherzigen Mutter befinde. Herr  
 ... Gräbern des heiligen Petrus und des heiligen  
 ... der letztern, welcher auf dem Wege nach  
 ... wenn er sich zur Verfolgung der Christen begeben  
 ... Gnade Gottes aus einem Verfolger der Kirche ein Apostel  
 ... gerührt und äußerte, er schätze sich glücklich, hierin  
 ... Befeuerung zu sehen. Untermwegs wunderte er sich  
 ... das diese, den Tod überlebende Freundschaft, wie er sie  
 ... innige Anhänglichkeit an den Herrn de la Ferronnays  
 ... Mittel, ihm seine Dankbarkeit zu bezeugen. In der That  
 ... Rückkehr zu den Jesuiten den Vater Billefort um die Erlaub-  
 ... des heiligen Andreas die Nacht mit Gebet am Sarge des  
 ... dürfen. Aber der Vater, welcher wußte, wie sehr seine Ge-  
 ... vergehenden Tagen erschüttert worden war und der ihn jetzt,  
 ... welche er vergossen und durch die Gemüthsbewegungen, welche  
 ... hatten, geschwächt sah, gestand seine Bitte nicht ganz zu, ohne sie  
 ... indem er sagte, es sei hinreichend für ihn, wenn er bis 10  
 ... zum heiligen Andreas bleiben würde. Alphons stimmte bei u.  
 ... danklich. Was that er u. welche heiligen Gebete schickte er zum Himmel  
 ... geschlossenen Kirche? Gott allein weiß es. Wir wissen aus dem Zeug-  
 ... die ihn sahen, nur dies, daß er beinahe immer auf den Knien lag,  
 ... Buche des Herrn las, bald in Nachdenken versank, Ströme von Thränen  
 ... auch zwei bis dreimal erhob, um sich dem Leichname des Grafen zu nähern  
 ... vor ihm stehend, lange betrachtete. Unterdessen hatte Herr von Buffières  
 ... Grafen von Borghese u. dessen fromme Familie von dem Vorfalle unterrichtet.  
 ... darf nicht fragen, welche Freude dieses bei ihnen erregte. Als Gustav von  
 ... der Pietist, die Befeuerung R. hörte, erstaunte er und sagte: Wenn die  
 ... denheiten so vorgefallen sind, so ist es ein wahres Wunder; denn erst vor  
 ... Stunden unterhielt ich mich mit R. und er war weit entfernt davon, Ka-  
 ... polist werden zu wollen. Er wollte ihn diesen Abend selbst sehen und ging mit  
 ... einem Bruder zu dem Fürsten Borghese und zu einer andern Person, um ihn in  
 ... der Kirche zum heiligen Andreas aufzusuchen und nach Hause zu begleiten. R.  
 ... erzählte ihm den ganzen Hergang selbst; er war hierüber eben so erstaunt, als ge-  
 ... uührt und rief zu wiederholten Malen: Das ist ein Wunder; ich kann nicht dar-  
 ... an zweifeln. In demselben Augenblicke bat er um eine Medaille für sich u. seine  
 ... Gemahlin, welche er immer zu tragen versprach. Es ist ausgemacht, daß er den  
 ... inneren Qualen und Unruhen, welche sein Herz seit mehren Tagen zerfleischten,  
 ... nicht widerstehen konnte und er hätte seine Irrthümer für den Katholizismus ab-  
 ... geschworen, wenn nicht unglücklicher Weise ein Zufall, den wir mit Stillschweigen  
 ... übergehen zu müssen glauben, ein Hinderniß in den Weg gelegt hätte. Eine der  
 ... zartesten und rührendsten Scenen ereignete sich in der Familie des Grafen de la  
 ... Ferronnays, wohin R. nach seiner Befeuerung ging; ich weiß jedoch nicht gewiß  
 ... anzugeben, ob es der zweite Tag war, oder nicht. Hier erzählte er von Neuem,  
 ... was ihm begegnet sei, mit dem Zusatze, daß er seine Befeuerung größtentheils dem  
 ... Gebete des Grafen verdanke. Die Thränen des Schmerzens, welche man über  
 ... seinen Tod vergossen hatte, verwandelten sich nun in Thränen der Liebe und des  
 ... Bes. R. umarmte alle Mitglieder der Familie und, da er nicht wußte, wie er  
 ... seine ganze Dankbarkeit bezeigen sollte, so bat er sie, diesen schwachen Be-  
 ... seiner Zuneigung und Erkennlichkeit hinzunehmen. Nach diesem ersten Be-  
 ... verließ sich R. gänzlich dem Vater Philipp von Billefort, um die Glaubens-  
 ... zu lernen und sich auf die heilige Taufe vorzubereiten. Dies machte

That keine Mühe; Gott hatte sein Verständniß auf eine so übernatür-  
erleuchtet, daß er das, was er sonst nicht ohne Mühe gelernt hätte,  
begriff. Wenn man ihm die zartesten Punkte der Glaubenslehre er-  
nnte er demüthig das Haupt. Zuweilen wurde er von der Wahrheit  
den Religion so lebhaft angesprochen, daß er sich kaum zu fassen wußte.  
erung seines Taustages erfüllte ihn mit großer Freude. Er las in dem  
die heiligen Ceremonien nach, welche die Kirche nach ihrer Gewohnheit  
ophyten unter solchen Umständen vorzunehmen pflegt u. fühlte sich hie-  
ich. Von Zeit zu Zeit wiederholte er unter Seufzern, welche ihm die  
su abnöthigte, den ersten Vers des 41. Psalmes: Quemadmodum  
ervus ad fontes aquarum, ita desiderat anima mea ad te Deus. Wahr-  
rei Tage wollte er allein seyn, um Herz und Seele Gott zu weihen,  
Besuch ab, mit Ausnahme dessen, welchen der Stand der Person an-  
jm zur Pflicht machte. Wenn er ausging, so geschah es nur, um die  
besuchen, vor dem heiligen Sacramente seine Andacht zu verrichten,  
er Nacht des 22. Januar that, als er mit dem Baron von Suffières  
Marcello ging, wo er vier Stunden in einem fort in inniger Unter-  
t Gott auf den Knien lag. Dies war ihm noch nicht genug, er  
seiner Taufe im Hause der Jesuiten die Tage im Gebete mit Lesen  
der und in der strengsten Zurückgezogenheit zubringen. Der Cardinal  
besuchte ihn und unterhielt sich eine halbe Stunde lange mit ihm über  
inge; Alphons streute von Zeit zu Zeit nützliche Bemerkungen ein,  
den Gegenstand Bezug hatten. Endlich empfahl ihm der Cardinal De-  
Tugend, welche Gott so angenehm und für uns so nothwendig ist; er  
das Leben Jesu Christi stöße nichts Anderes ein, als eben diese De-  
: Morgen des 31. Januars gingen endlich die sehnlichsten Wünsche  
üllung; er wurde in der Kirche Jesu von dem Cardinal Patrizi getauft  
irt und empfing hierauf das heilige Abendmahl. Das göttliche Feuer,  
seinem Herzen loberte, zu erhalten, alle seine Gedanken Gott zu weihen  
stlichen Zerstreungen des Carnivals auszuweichen, dessen Zeit heran-  
er sich in das Haus der Jesuiten zurück, wohin ihn das Treiben der  
verfolgen konnte. Kurze Zeit nachher, nämlich am 5. Februar, fing  
ungen des heiligen Ignatius an und setzte sie acht Tage lange fort.  
elbst der Vater nicht, welcher sein geistlicher Führer war, konnte genug  
it wie viel Gnade ihm der Himmel während dieser Zeit überhäufte. Er  
Nachdenken in die Tiefen der geistlichen Dinge ein und überließ sich  
ehnsüchtigen Verlangen nach dem Paradiese. Hauptsächlich beschäftigte  
t das Leiden unsers Herrn Jesu Christi; seine Liebe u. Inbrunst waren  
ß er ein leichtes Fieber davon bekam. Diese Zurückgezogenheit rief in  
e das edle Verlangen hervor, in den Kämpfen, welche die Welt und  
ihm zuzogen, Widerstand zu leisten und die Gelegenheit, dieses zu be-  
b nicht aus. Als sein Oheim seinen Uebertritt vernahm, war er un-  
schickte auf der Stelle einen Bruder an Alphons nach Rom, um ihn von  
abzuhalten. Als dieser zu Marseille ankam, schickte er von seinen Ver-  
nd Freunden ein großes Paket Briefe auf der Post voraus, die mit  
erwürfen, Drohungen und eben so vielen Beweisen von Verachtung an-  
en, als die Liebe an den Tag zu legen pflegt, wenn Zorn u. Argwohn  
treibt. Alphons erhielt sie, warf sich auf die Kniee nieder und empfahl  
ligen Jungfrau; hierauf öffnete, las und beantwortete er sie mit eben  
he als Gleichmuth, gab den Seinigen Nachricht von sich und bekämpfte  
e mit Standhaftigkeit. — R. lebt jetzt, wenn wir nicht irren, als Welt-  
Loulouse.

John, ein berühmter englischer Theolog und Naturforscher, den  
ber 1628 zu Black-Rotley in der Grafschaft Essex, wo er  
ste, geboren, widmete sich auf der Universität Cambridge

und beschäftigte sich gleichzeitig mit der Mathematik u. der Naturgeschichte. Seine Beschreibung der Flora in der Umgegend von Cambridge (1660) war sein erster Versuch, der ihn der gelehrten Welt vortheilhaft bekannt machte. Die Unterdrückung der Presbyterianer durch die Regierung mißbilligend, entsagte er jeder kirchlichen Anstellung und machte eine dreijährige Reise (1663—1666) durch England, Frankreich, Deutschland und Italien, deren Resultate er in den: „*Observations topographical, moral and physiological, made on a journey through a part of the Low Countries, Germany, Italy and France*“ (1673) zur allgemeinen Kenntniß brachte. Nach seiner Heimkehr ward er zum Mitgliede der königlichen Societät der Wissenschaften ernannt und beschäftigte sich nun fast ausschließlich mit der Botanik. Seine früheren theologischen Studien brachte er mit den naturwissenschaftlichen in Verbindung und ging stets von der Absicht aus, die Allmacht des Schöpfers aus seinen Werken darzuthun. Er starb am 17. Januar 1705. R. hat große Verdienste um die Anregung des Studiums der Botanik in England und seine Werke stehen jetzt noch, obschon die Naturwissenschaften seit seiner Zeit große Fortschritte gemacht haben, in wohlverdientem Ansehen. Als seine vorzüglichste Leistung gilt die „*Historia plantarum, species hactenus editas aliasque insuper multas noviter inventas et descriptas complectens*“, (Lond. 1686—1704, 3 Bde., Fol.). Außer diesem sind noch mit Auszeichnung zu nennen: „*Methodus plantarum, emendata et aucta*“, Lond. 1703, 8.; „*Catalogus plantarum Angliae et insularum adjacentium*“, London 1677, 8.; „*Synopsis methodica stirpium britannicarum*“, 3 Bde., Lond. 1724, 8.; „*Stirpium Europaeorum extra Britannias nascentium sylloge*“, London 1694, 8.; „*Synopsis methodica animalium quadrupedum et serpentini generis*“, London 1693, 8.; „*Synopsis methodica avium et piscium*“, London 1713, 8.; „*Historia insectorum*“, London 1710, 4.; „*The wisdom of god in the works of creation*“, London 1714, 8.; und „*Three physico-theological discourses*“, London 1721, 8.

Rebmann, Andreas Georg Friedrich von, ein bekannter deutscher Schriftsteller, den 24. November 1768 zu Sützenheim in Franken geboren, widmete sich zu Erlangen und Jena der Jurisprudenz und lebte dann an verschiedenen Orten als privatistischer Gelehrter u. als satyrisch-politischer Schriftsteller. Seine Anhänglichkeit an die Ansichten der französischen Revolutionen zog ihm viele Verfolgungen zu. Nachdem er einige Zeit die Stelle eines Tribunalrichters zu Mainz u. zu Trier bekleidete hatte, ward er von Napoleon zum Präsidenten der Zuchtpolizeikammer zu Mainz ernannt und bewies bei der Untersuchung gegen die Räuberbande Büdler's (Schinderhannes) große Thätigkeit u. Geschicklichkeit. Zum Appellationsgerichtspräsidenten im bayerischen Rheinkreise befördert (1814) erwarb er sich durch seine Bemühungen um die Verbesserung der französischen Gerichtsverfassung bedeutende Verdienste. Er starb am 16. September 1824 zu Wiesbaden. Seine Rechtschaffenheit und Berufstreue hatte ihm die allgemeine Achtung erworben. Auch war er Ritter der Ehrenlegion u. des k. bayerischen Verdienstordens. Von seinen zahlreichen politischen, satyrischen und belletristischen Schriften, die sich jedoch selten über die Mittelmaßigkeit erhoben, nennen wir nur: „*Heinrich von Reibed*“, Erlang. 1791, neue Auflage 1793, 8.; „*Reifenblätter*“, Leipzig 1792—95, 4 Theile, 8.; „*Empfindsame Reise nach Schilba*“, ebendaf. 1793, 8.; „*Hans Kiekinbielwelts Reise*“, ebendaf. 1794, 8.; „*Wahrheiten ohne Schminke*“, Deutschland 1794, 8.; „*Barbarungen und Kreuzzüge durch einen Theil Deutschlands*“, Altona 1796, 2 Theile, 8.; „*Saitenblümchen*“, Hamburg 1796, 8.; „*Frankreich's politische Verhältnisse*“, Paris 1796, neue Auflage 1797, 8.; „*Holland und Frankreich*“, Paris 1797, 2 Theile, 8. und der „*Obscurantenalmanach*“, Altona 1798, 8.

\* Neben, Friedrich Wilhelm Otto Ludwig, Freiherr von, geboren auf dem Familiengute Wendlinghausen, im Fürstenthume Lippe-Deimold, den 11. Februar 1804, verdankte die erste Ausbildung seiner Mutter (einzige Tochter des Schriftstellers Freiherrn von Knigge), besuchte dann die Schule in Deimold und Gymnasium in Lemgo bis zu seinem, an Michaelis 1820 erfolgten, Abgange zur



tät Göttingen. Nach dreijährigem juridischem Kursus erlangte er, auf einer Abhandlung: „De pertinentiis castri germanici,“ vorschriftsmäßiger 3 und öffentlicher Disputation, den Doktorgrad, studirte dann aber noch in Kameral- und diplomatische Wissenschaften. Sein Eintritt in den Dienst reichs Hannover, nach bestandener Staatsprüfung, geschah im Herbst er war dann als Auditor und Amtsassessor bei den Aemtern Hameln, Thedinghausen und Hannover. Außergewöhnlicher Fleiß, pedantische Ordnung und besonderes Verwaltungstalent haben in diesem Zeitraume von orgesezten Behörden ihm vielfache Beweise der Anerkennung verschafft. damals, z. B. in dem von ihm praktisch durchgeführten neuen Systeme der siege, trat eine vorherrschende Neigung zur Beschäftigung mit der Ver- g des Zustandes der bedürftigen Volksklassen hervor. Die Wirksamkeit Wort, Schrift und That in dieser Richtung ist stets Hauptaufgabe der eit R. s geblieben. Die politische Bewegung, welche in den Jahren 1830 31 ganz Europa durchzog, äusserte seit 1831 ihren Einfluß in Hannover eine entschiedene freisinnige Richtung der Regierung und der Stände- ver- ng, als deren beste Früchte namentlich das Staatsgrundgesetz von 1833 Befestigung über die Ablösung der Grundlasten zu betrachten sind. — R. als Abgeordneter der Grafschaft Hoya in erster Kammer an der gesetzgeber- tätigkeit dieses und der folgenden Jahre einen um so regern Antheil, weil ist alle Commissionen gewählt wurde; auch die öffentlichen Mittheilungen ie Verhandlungen redigirte. Von R. wurde der erste (zum Beschlusse er Antrag auf Befestigung der Exemtionen gestellt und es ist, wegen seiner Wirksamkeit, nicht unnöthig, zu erwähnen, daß damals schon (1833) R. ndlungen Hannovers mit Preußen, wegen Anschlusses an den Zollverein, gte. In jene Zeit (1831) fällt auch die von R. mit veranlaßte Begründ- s Gewerbevereins für das Königreich Hannover, dessen General-Sekretär er ahre lange war. Der ungemein günstige Einfluß dieses Vereins auf die iche Thätigkeit Hannovers ist allgemein anerkannt. Für R. lag in seiner jeldlichen) Wirksamkeit für diesen Verein die nächste Veranlassung sowohl umfassenden, Jahre lange fortgesetzten, Reisen durch ganz Deutschland und roßen Theil des übrigen Europa, als zur Einrichtung seiner statistischen ungen. — Als im Jahre 1837 der König Ernst August das Staatsgrund- on 1833 aufhob, war R. Hülfreferent beim Handelsministerium und bei erzolldirektion, aber auch zugleich stellvertretender General-Sekretär erster r der allgemeinen Ständeversammlung. Die letztere Stellung brachte ihn Lage, seine politische Ansicht über den Staatsstreich offen aussprechen zu und er zog dadurch die Abneigung der damaligen Gewalthaber in einem sich zu, welcher ihm jede Aussicht im hannoverschen Staatsdienste verschloß. it sich deshalb in einer, an den König gerichteten, Eingabe seine Entlassung; halt dieser Eingabe aber scheint für ihn die Quelle mancher Unannehmlich- geworden zu seyn. Die Entlassung erfolgte erst mehre Jahre später; sie unter dem Vorwande der eventuelen Verbindlichkeit für einen angebliehen redest eines unter der amtlichen Oberaufsicht R. s (8 Jahre früher) gestan- Kirchenrechnungsführers, zurückgehalten. Anträge R. s, den Weg Rechtsens ihn zu betreten, blieben ohne Erfolg. — R. bewirthschaftete bis zum Tode Eltern im Jahre 1840 die väterlichen Güter und machte dann eine neue Reise, welche ihn namentlich zur Naturforscher-Versammlung in Erlangen, im Anfange des Jahres 1841 nach Berlin führte. Dort wurde vom abe der Berlin-Stettin-Eisenbahn-Gesellschaft ihm die Stelle des verwaltens- zentral-Direktors angeboten und in dieser Eigenschaft hatte er in den Jahren 43 die Mitleitung des Baues und Betriebes dieser Bahn. R. s schrift- che Thätigkeit u. die freundlichen Gesinnungen, welche schon damals Hermann s Humboldt für ihn hegte, veranlaßten das Ministerium der s Angelegenheiten, ihm eine ordentliche Professur der Sta

anzubieten, gleichzeitig aber den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn von Bülow, (bis dahin preussischer Gesandter in London) zu einem Rufe in sein Departement. R.'s Stellung im auswärtigen Ministerium war eine durchaus auffergewöhnliche, indem er keiner Abtheilung zugetheilt wurde, sondern zur unmittelbaren Verwendung des Ministers blieb, vorzugsweise in industriellen und Handelsangelegenheiten. Als einzelne, in dieser Richtung ihm ertheilte, Aufträge sind z. B. die Mitleitung der deutschen Gewerbeausstellung zu Berlin im Jahre 1844 und die Sendung zur Gewerbeausstellung in Wien im Jahre 1845 zu bezeichnen. Im März 1846 erließ R. einen Aufruf zur geistigen Einigung, dessen Ergebnis der Verein für deutsche Statistik geworden ist. Was der Verein will und bereits gewirkt hat, ergibt dessen Zeitschrift, von welcher bis jetzt die Jahrgänge 1847, 1848 und 1849 in 36 Monatsheften vorliegen. Im Sommer 1847 führten Aufträge R. abermals auf mehre Monate nach Oesterreich und nach Ungarn, der Heimath seiner Gattin, welche ihm zwei Söhne geboren hat. Sein eigenes Heimathland Hannover hatte R., obgleich daselbst noch an mehreren Orten Grundbesitzer, seit seinem Abgange aus dem dortigen Staatsdienste zwar mehrfach besucht, jedoch nicht auf längere Zeit. Die Erinnerung an seine dortige fünfzehnjährige Thätigkeit war aber dadurch keineswegs erloschen und mußte auch ein günstiges Zeugniß für ihn bewahrt haben; denn bei den Wahlen für die verfassunggebende Reichsversammlung aus dem Königreich Hannover hatte R. in mehreren Wahlbezirken die nächsthöchste Stimmzahl und wurde für den Harzdistrikt ernannt. Eine freisinnige politische Anschauung, verbunden mit warmer Anhänglichkeit an Geltung des Gesetzes, so wie mit der Abneigung vor Uebertreibung jeder Art, hatten von jeher die Richtung der Thätigkeit R.'s bestimmt. Diese Ansichten führten ihn in der Reichsversammlung dem linken Centrum (Württembergischer Hof, dann Westendhall-Club) zu. R. war Mitglied mehrerer Ausschüsse und hat als Berichterstatter des Volkswirtschafts-Ausschusses namentlich zwei ausführliche Arbeiten geliefert: „Vergleichende Zusammenstellung der Gränz-Eingangsabgaben in Oesterreich, dem deutschen Zollverein, dem norddeutschen Steuerverein und den Herzogthümern Schleswig-Holstein, mit Bemerkungen und Erläuterungen über die sonstigen deutschen Zolltarife und über die Tarife anderer Staaten, so wie über die heimische und fremde Zollgesetzgebung, über die Ergebnisse des Handels und über die Schiffahrt- und die Gewerbegesetzgebungen Deutschlands. Zerlegung und vergleichende Darstellung der in den deutschen Staaten über das Gewerbewesen erlassenen Bestimmungen. Zur Verhandlung über den Entwurf eines Gewerbegesetzes für Deutschland.“ Auch in die zweite Kammer der hannoverschen Landversammlung, welche am 1. Februar 1849 zusammentrat, wurde R. von der Stadt Duderstadt gewählt, als einziges Mitglied vom Adel. Er ging mit Urlaub nach Hannover, wirkte mit zur Durchsetzung der Anerkennung der Reichsgesetze und legte dann sein Mandat nieder, um nach Frankfurt zurückzukehren. Schon früher hatte R. der Partei sich angeschlossen, welche ein einheitliches Oberhaupt aus der Zahl der regierenden Fürsten an die Spitze Deutschlands stellen wollte. Zum Schlusse mögen die bedeutendsten Schriften R.'s aufgezählt werden, mit der Bemerkung, daß mehre derselben in fremde Sprachen übertragen worden sind. — Berichte über die Gewerbe-Ausstellungen für das Königreich Hannover, 1835 und 1837; Ueber den Reihhandel Deutschlands, Hannover 1838; Der Garn- und Leinwandhandel Norddeutschlands, Hannover 1838; Das Königreich Hannover, statistisch beschrieben, Hannover 1839; Kulturstatistik des Kaiserreichs Rußland, Berlin 1843; Die Eisenbahnen Deutschlands, geschichtlich-statistische Darstellung, Berlin 1843 — 46; Allgemeine vergleichende Handels- und Gewerbe-Geographie und Statistik, Berlin 1844; Deutsches Eisenbahn- und Dampfschiff-Buch, Berlin 1845; Vergleichende Kulturstatistik der Großmächte Europa's, Berlin 1846; Denkschrift über die österreichische Gewerbeausstellung in Wien 1845, deren Verhältnis zur Industrie des deutschen Zollvereins und die gegenseitigen Handels-

zen, Berl. 1846; Zeitschrift des Vereins für deutsche Statistik (mit dem he: Forsthe, prüfe, rede, hilf). Jahrgänge 1847 und 48.

Regnaud, 1) Michel Louis Etienne, ein, während der Kaiserzeit oft Mann, 1759 zu Saint-Jean d'Angeli geboren, lebte vor der Revolution fat zu Rochefort und ward zum Deputirten bei den Generalstaaten ge- Er wand sich, obfchon durch seine Mäßigung den Terroriften verhaßt, er- ch alle Gefaltungen der Revolution und ward Administrator der Hospit- italienischen Armee und in dieser Eigenschaft mit Bonaparte näher be- welchem er fich von jetzt an mit raftlofem Dienfteifer anfchloß. Nach der n vom 18. Brumaire, an deren Vorbereitung er großen Antheil nahm, Bonaparte in den Staatsrath und verwendete ihn vorzüglich bei feinen

Gefchäften, wozu R. durch feine genaue Kenntniß feiner Zeit und Zeit- fich gefchickter, als fonft irgend Jemand, zeigte. Napoleon überhäufte ihn nftellen und Wohlthaten und fchuf fogar 1810 die Stelle eines Staats- i der kaiserlichen Familie für ihn. Er hatte feltdem bei allen wichtigen heiten die Hände im Spiele und wurde nach der zweiten Restauration, r den Bourbons feine Dienste angeboten hatte, auf die Lifte der Pro- gefetzt. Er ging nach Amerika, kam aber, weil ihn der Aufenthalt in nde langweilte, schon 1817 nach Europa zurück. Erst zwei Jahre später die Erlaubniß, den Boden Frankreichs zu betreten; er kam krank nach o er kurz nach feiner Ankunft am 12. März 1819 farb. — 2) R., Jean ein namhafter franzöfifcher Historienmaler der neuern Zeit, geboren den ber 1754 zu Paris, bildete fich zu Rom unter Varbin's Leitung und reits 1774, während feiner Anwesenheit in Paris, für feinen „Diogenes den Preis. Später kehrte er nochmals auf einige Zeit nach Rom n feine früher begonnenen höheren Studien zu vollenden. 1783 ward er der Akademie. Seine zahlreichen Arbeiten, unter denen vorzüglich ein Andromeda und Perseus Erwähnung verdienen, befinden fich meist in heils in öffentlichen, theils in Privatsammlungen zerstreut und find zum Kupfer gestochen worden. Auch war R. ein gefchickter Porträtmaler und Sein Colorit ist angenehm und die Ausführung ziemlich genau, die ion indeß meist etwas kalt. — Er farb am 12. Oktober 1829.

Reichard, Heinrich August Ottokar, ein vielseitiger deutscher Schrift- ichsen-Gothaischer Direktor des Kriegscollégiums, geheimer Kriegsrath, Ritter hen Verdienstordens, Mitglied gelehrter Gefellschaften, wurde am 3. März Gotha geboren, wo sein Vater, den er in früher Kindheit verlor, Ober- il- und Oberpollzeifekretär war. Der junge R. genofß im Hause feines röß Privatunterricht und machte, noch nicht zum Jünglingsalter gereift, im hen einen schriftstellerischen Versuch, welchen er an Voltaire fchickte, der mit dem Postzeichen Ferney zurückfandte. Von Frankfurt a. M. aus, Vater fich in Gefchäften längere Zeit aufhielt, machte er eine dichterische unter dem Titel: „Dffian's Klage“ bekannt, welche ein Kritiker für ein verk des britifchen Dichters hielt. In feinem 16. Jahre bezog er die it Göttingen, um die Rechte zu studiren und feste nach Verlauf eines :eine Studien in Leipzig, Jena und Halle fort. Hierauf lebte er im Um- t Götter und anderen geistreichen Männern in Gotha und arbeitete, außer riftstellerischen Versuchen, besonders thätig an der „Gothaer gelehrten " Nach Klüfel's Tode übernahm er die Herausgabe des „Gothaer Hof- ", welchen er länger als 40 Jahre fortsetzte, des „Göttinger Kalenders“ : franzöfifchen Zeitschrift unter dem Titel: „Nouveau Mercure de France.“ reisenheit der Weimarischen Schauspieler nach dem Brande des dortigen veranlaßte R. nicht nur zur Verfertigung mehrer Theaterstücke, sondern Herausgabe eines „Theaterkalenders“, des ersten in Deutschland, den er Jahre 1800 fortsetzte. Nicht so lange erhielt sich das „Theaterjournal“, r ebenfalls besorgte. Da man den Abgang der Schauspieler von

unter denen sich Eckhof, Jßland, Bdd und Koch befanden, sehr ungern sah, so legte R. dem Herzoge den Plan zur Errichtung eines Hoftheaters vor, welchen derselbe genehmigte. R. selbst wurde zum ersten Direktor desselben ernannt und erhielt den Titel eines wirklichen Bibliothekars. Allein Unordnungen, die sich R. selbst in der Verwaltung der Kassen zu Schulden kommen ließ und ein Diebstahl derselben durch Andere brachten ihn um einen großen Theil seines Vermögens und die Uneinigkeit der Mitglieder bewirkte nach vier Jahren eine gänzliche Auflösung des Theaters. Im Jahre 1774 lernte Herzog Ernst R., gegen den er früher Abneigung gehegt hatte, genauer kennen und lebte mit demselben bis zum Tode des Fürsten in den vertrautesten Verhältnissen, ohne daß dieser öffentlich die, dem Range des Landesherren schuldige, Ehrerbietung vergaß. Im Jahre 1784 unternahm R. eine Reise nach Berlin, besuchte im folgenden die Schweiz und ging von hier nach Paris. Bei seiner Rückkehr nach Gotha machte er die Bekanntschaft Kopebue's, traf hierauf in Karlsbad mit Schiller zusammen, wurde von Johann von Müller, den er schon in der Schweiz besuchte, nach Frankfurt zur Kaiserkrönung eingeladen, bereiste den Rhein, wurde zum Mitgliede des Kriegsrathes ernannt, machte den Erbprinzen mit J. Paul, bei dessen Anwesenheit in Gotha, bekannt, wurde vom Prinzen Friedrich im Jahre 1805 nach St. Gallen berufen und errichtete dem verstorbenen Herzoge Ernst ein Denkmal auf dem Rigi. Im Jahre 1813 wurde er zum Vicepräsidenten eines, für Errichtung des Landsturmes niedergelegten, Ausschusses ernannt, verließ im Jahre 1817 zum fünften Male die Schweiz, selekte am 21. Juli 1825 sein 50jähriges Dienstjubiläum, wurde zum Direktor des geheimen Kriegscollegiums ernannt und starb am 17. Oktober 1828 an einem Nervenschlag. — R. war ein offener, biederer Mann, ein Feind jedes Truges und jeder Schmeichelei; sein Haus war der Sammelplatz aller ausgezeichneten Reisenden, welche Gotha besuchten. Als Schriftsteller war er so uneigennützig, daß er für viele seiner Werke kein Honorar annahm. Wenn diese auch nicht unter die gebräuchlichsten Erzeugnisse unseres Volkes zu zählen sind, so haben doch viele derselben manchen dringenden Bedürfnisse abgeholfen, so daß sie, wie sein „Guide des Voyageurs en Europe“, Weimar 1793, welcher 10 Auflagen erlebte, selbst im Auslande und bei den höchsten Ständen dankbare Anerkennung gefunden haben. Außer den schon erwähnten Schriften verdienen besonders genannt zu werden: „Bibliothek der Romane“, Berlin, später Riga, 1778—1794, 11 Bde.; „Olla Potrida“, Berlin 1778—1797; „Reise des Grafen von Choiseul-Gouffier durch Griechenland“, mit französischem Texte, Gotha 1780—1782, 8., 12 Hfte.; „Mercier's Nachtmüge“, aus dem Französischen, Berlin 1784—1786, 3 Bde.; „Handbuch für Reisende an allen Ständen“, Leipzig 1785, 2. Aufl., 1793; „Revolutionsalmanach“, Göttingen 1793—1803; „Der Passagier auf der Reise in Deutschland und einigen angrenzenden Ländern“, 7. verm. Aufl. von Fr. W. Streit, 2 Bde., 1831; „Realerliche Reise durch einen großen Theil der Schweiz, vor und nach der Revolution“, Jena 1806, neueste Aufl., Gotha 1827.

\* Reichenau, auf der gleichnamigen, zum badischen Amtsbezirke Konstanz gehörenden Insel im Bodensee, ehemalige Benediktinerabtei, die einst Hauptplatzstätte des Christenthumes in dieser Gegend war, u. deren Ursprung in die frühest Zeit zurückreicht. Schon den Römern war die Insel bekannt, urbar wurde sie aber erst im 8. Jahrhunderte gemacht, als sie der sel. Sindlas, wie die Sage meldet, zu einer Einsiedelei erkor. Später kam der Irlander Birminius hieher und gründete mit Erlaubniß der Herzoge Berthold und Rebi im Jahre 724 eine Zelle auf dieser Au. Schon frühe blühte die Ertfzung auf, und der wissenschaftliche Geist, der unter ihren Konventualen herrschte, sicherte ihr einen ruhmvollen Bestand. Karl der Große befreite das Kloster von der Gerichtsbarkeit der Bischöfe von Konstanz. Vordem sehr begütert und ein unmittelbares, freies Reichskloster, dessen Abt die fürstliche Würde und Sitz und Stimme auf den schwäbischen Kreistagen hatte, theilte es mit manchen anderen Instituten seiner Art das Schicksal, daß es seinen früheren Reichthum mit der Zeit verlor und in dürftige Umstände

rieth, aus welchen es nur schwer wieder sich erholte, um dann mit den Bischöfen n Konstanz in einen langwierigen Streit zu gerathen, welcher 1541 mit der Uebertragung der Abtei unter das Hochstift abschloß. Zwar suchte das Kloster seine Selbstständigkeit aufs Möglichste zu behaupten und erklärte seine Inkorporirung fortwährend für unrechtmäßig; allein 1757 ließ der Bischof die Mönche durch Abaten wegführen und brach damit den Haber für immer ab. Seit 1799 begingen drei Weltpriester den Gottesdienst auf der Insel. — So endigte das besagte Stift, aus dem 25 Gelehrte, 60 Bischöfe, 18 Erzbischöfe hervorgingen, über 29 Mönche zu fremden Abteien, 22 zu Kanonikaten und 138 zur Gründung und Erneuerung fremder Klöster berufen wurden. Jetzt ist von der alten Uebersichtlichkeit wenig mehr übrig; nur die Münsterkirche, sowie zwei andere Kirchen zeugen noch und haben einige Reliquien aufzuweisen. Sogar das Denkmal des Kaisers Karl des Dritten, der im Kloster begraben liegt, ist nicht mehr kenntlich. Gallus Deheim's Reichenauer Chronik aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, Berg Arch. IV.; Lange: Original-Ansichten der historisch merkwürdigen Städte Deutschland u. d.

\* **Reifenstein**, Johann Friedrich, ein bekannter Kunstkenner des vorigen Jahrhunderts, geboren 1719 zu Königsberg in Preußen, beschäftigte sich vorzüglich mit einer gründlichen Kenntniß der Geschichte. Nachdem er die Universität verlassen hatte, hielt er sich einige Zeit in Berlin auf und war dann mehrere Jahre in Cassel als Pagenhofmeister angestellt. Im Jahre 1760 ging er mit dem Grafen von Scharnhorst durch Frankreich u. die Schweiz nach Italien u. nahm hier, durch Winkelmann, der sein Freund geworden war, bewogen, seinen immerwährenden Aufenthalt nach Rom. Seine Verdienste um die Kunst sind nicht gering, in sofern er, anders, als er den in Rom anwesenden jungen Künstlern mit seinen ausgedehnten Kenntnissen vielfach nützlich wurde und sich bemühte, manches noch Dunkle der ältern Kunstgeschichte insbesondere aufzuhellen. Von den Höfen von Wien und Petersburg erhielt er meistens Aufträge in Beziehung auf Ankäufe von Kunstgegenständen, auch beschäftigte er sich selbst mit der antiken Malerei, deren Kunst ihm Manches verdankt. Uebrigens erfand er auch die verloren gegangene Kunst wieder, Cambien in Glaspasten mit verschiedenartigen Schichten nachzuahmen.

**Reimerikon** nennt man ein Wörterbuch, in welchem alle Reimendungen, die in einer Sprache bestehn, verzeichnet sind. — Braucht auch der wahre Dichter keinen Reimerhelfer, so ist doch der Vortheil eines R. in anderer Beziehung bei einem nicht so gering, als man gewöhnlich glaubt. Der Sprachforscher wird durch einen vollständigen Zusammenstellung aller Endsilben einer Sprache, besonders der Wurzelwörter, fruchtbare Schlüsse über das Wesen u. den Bau der Sprache ziehen können. Man kann ein R. auf doppelte Weise einrichten, indem man entweder die Endungen überhaupt alphabetisch, mit Einschluß der Consonanten, oder nach den 5 Vokalen, welche eigentlich die Seele aller Reime sind, ordnet. Die erste Methode befolgte Richerlet in seinem R. für die französische Sprache *Nouveau dictionnaire des rimes*, Paris 1667 und öfter, 4.); den andern Weg schlugen ein: J. Hübner in seinem „Poetischen Handbuch“, Leipzig 1696 u. G. J. H. H. in seinem „Allgemeinen deutschen R.“, Leipzig 1826, 2 Bde., 8. Die früheren Versuche deutscher Reimerhelfer von Ph. von Jesen, 1641, Tige 1642 und Grünwald, 1695, sind unbenutzt. Auch andere Sprachen besitzen Reimerwörterbücher, die wir aber hier nicht anführen können.

**Reifach**, Karl August, Graf von, Erzbischof von München-Freising, eines der glänzendsten Lichter der katholischen Kirche und ein ebenso gelehrter und menschlich gebildeter, als treuer und sorgsamer Oberhirt seiner Diözese. Er wurde am 6. Juli 1800 zu Monheim in Schwaben-Neuburg geboren, studirte in Tübingen und Theologie, in welchen zwei Fächern er die Doktorwürde erlangte und wurde am 10. August 1828 zum Priester geweiht. Mehrere Jahre war er

verweilt, ward er hier zu den höchsten und ersten Würden und Ehrenämtern der Kirche berufen, wie zu den eines päpstlichen Hausprälaten, Consultors der heiligen Congregation des Index und der außerordentlichen geistlichen Angelegenheiten zc. Am 19. April 1836 ernannte ihn König Ludwig I. von Bayern zum Bischof von Eichstädt, welches Amt er, nachdem am 11. Juli die Präkonisation und am 17. Juli desselben Jahres die Consekration zu Rom erfolgt war, am 13. März 1837 feierlich antrat. Als Bischof von Eichstädt wirkte R. namentlich für Errichtung von Knaben-Seminarien, deren Wichtigkeit vorzüglich seit der projektierten Trennung der Schule von der Kirche einleuchtet. Am 12. Juli 1841 wurde R. zum Coadjutor des Herrn Erzbischofes Lothar Anselm präkonisirt und, als dieser sein edles Leben endete, am 1. Octbr. 1846 zum Erzbischof von München-Freyung ernannt, als welcher er am 25. Januar 1847 feierlich eingeführt wurde. Mit sicherem Blick, mit fester Hand lenkte er seitdem seine Diözese um, nicht nur als Erzbischof die Sache der Kirche energisch vertretend und segensreich in der Regierung seiner Diözese wirkend, steigt er auch sehr oft von seinem erzbischöflichen Stuhle herunter, um als einfacher Seelsorger von der Kanzel und vom Beichtstuhl aus die anvertraute Heerde zu führen. — Als der Märzsturm 1848 das alte Europa erschütterte und die Verhältnisse zwischen Staat und Kirche andere zu werden anfingen, eilte R. im November nach Würzburg, um mit dem, dort anwesenden, deutschen Episkopate die künftige Stellung der Kirche zum Staate zu berathen. Und als im selbigen Jahre die antichristliche Sekte der Rongeener in München ihr Unwesen zu treiben anfing, da verhängte er die Excommunication über die Führer der Heerde und über diese selbst, zu welchem Zwecke er einen eigenen Hirtenbrief erließ. Erzbischof R. ist, ausser den schon angeführten Würden, noch Großkreuz des Haus-Ritterordens vom heiligen Georg, Commendhur des Verdienst-Ordens vom heiligen Michael u. Ritter des Verdienstordens der bayerischen Krone und endlich noch Reichsrath. Als Schriftsteller ist er pseudonym (Athanasius, Stacerus Philalethes) aufgetreten in der Schrift: „Was haben wir von den Reformatoren zu Offenburg, St. Gallen zc. zu halten? Gespräche zwischen einem Pfarrer und seiner Gemeinde“. gr. 8., Mainz 1835. Joh. Huber.

\* Reisig, Karl Christian, einer der größten Heroen unter den Philologen der neuesten Zeit, war der älteste Sohn des Dr. Johann Benjamin Reisig, praktischen Arztes zu Weisensee in Thüringen (daher er sich fast durchgängig Carolus Reisigius Turingus schrieb) und ward geboren zu Weisensee am 17. November 1792. Nachdem er den ersten Jugendunterricht, der übrigens, wie R. selbst oft bei seinen Lebzeiten versicherte, in jeder Beziehung ausgezeichnet und gründlich war, erhalten hatte, ward er im Jahre 1805 der Klosterschule zu Rosleben übergeben, von wo aus er, nachdem er hier von trefflichen Lehrern geleitet und durch ein früh beginnendes und rastlos fortgesetztes Selbststudium kräftig heran gereift war, schon 1809 die Universität Leipzig bezog. Sein Auftreten hier war in jeder Beziehung glänzend zu nennen. Ohne schon einen bestimmten akademischen Curfus durchlaufen zu haben, wurde er, sogleich nach Uebergabe der Probearbeit, in welcher der Meister des Schülers eminentes Genie anerkannte, als Mitglied in Hermann's griechische Gesellschaft aufgenommen. Mit fast beispielloser Verehrung und Vereinerung hing R. an diesem seinem neuen Lehrer, blieb jedoch dabei originell und in allen seinen Arbeiten selbstständig. Dieselbe Bewunderung für den großen Lehrer sprach sich auch, freilich aber nur mit zu keinem jugendlichem Uebermüthe aus in seiner ersten Schrift, des Xenophon's „Oeconomicus“, Leipzig 1812, die er jedoch nicht unter seinem Namen, sondern unter dem Titel: „Guil. Kusterus“ erscheinen ließ. Durch diese Schrift aber, an der auch sein Freund A. Meinertheil genommen hatte, wurde die ganze Philologenwelt aufrührerisch gemacht bald erfuhr man durch Schneider's jornmüthige Recension, wer der angebl. Kusterus sei. Im Jahre 1812 ging hierauf R. von Leipzig nach Göttingen, unter Heyne's Neglebe seine Studien fortzusetzen. Namentlich fällt in diese sein, mit rastloser Thätigkeit betriebenes, Studium des Aristophanes. Gleich

überzog Deutschlands Fluren der Krieg und während dem starb Heyne. R. lebendig und in seinem Wesen zu aufgeregt, als daß er hätte länger in jen verweilen können. Die Sache Deutschlands interessirte ihn jetzt mehr, i Studium; er trat in den sächsischen Banner und wurde sogar bald Feld- In des ohne Vorbeeren zurückgekehrt, lebte er wieder in Leipzig und vollend- selbst seine „Conjectanea in Aristophanem“, Leipzig 1816. Hierauf ging Dezember 1817 nach Jena u. habilitirte sich daselbst im Januar 1818 mit rtheidigung seiner Schrift: „Syntagma criticum de constructione antistro- rium carminum melicorum Aristophonis.“ Derselbe stürmische Beifall, der dieser Disputation zu Theil geworden war, blieb ihm auch als wirklicher scher Lehrer, obschon ein Theil dieses Applauses unstreitig auch, neben sei- ündlichen Wissen, seiner ganzen, der damaligen akademischen Jugend gefal- Persönlichkeit zuschreiben war. Auch ward er hier nach einem Jahre sserordentlichen Professor ernannt. Seine Thätigkeit als akademischer Docent aber, woselbst er noch durch Göthe's Günst in die angenehmsten Verhält- kommen war, wurde schon 1819 unterbrochen, da die Zahl der Studirenden id abnahm und er sich außer Stand sah, mit eigenen Mitteln sich länger zu erhalten. Die, im Sommer 1819 vollendete, Ausgabe der „Nubes“ von anes verschaffte ihm eine Anstellung und zwar durch die Empfehlung Fr. Zolfs, auf der Universität zu Halle. Auch hier erwarben ihm seine Vorles- über philologische Encyclopädie, Aristophanes, Horatius, Aeschylus, Cicero, les und Grammatik den alten Ruhm und Beifall. Der eigentliche Mittel on R.'s Lehrthätigkeit aber war sein sogenanntes „Privalissimum“, ursprüng- stylistischen und Disputirübungen bestehend, die er schon 1820 angefaßt In diesen Uebungen erhielt nun die Universität ein zweites Seminar und en gingen die trefflichsten Philologen hervor. In diese Zeit fällt auch seine ene Richtung auf das Studium der Alterthümer; römische, so wie griechische, r in den Cyklus seiner Vorlesungen auf, erntete auch hier den gewohnten seiner Zuhörer, bereitete sich aber auch von Aussen her durch diese Bestre- die trübsten Stunden. Schon längst war von ihm, außer der Ausgabe des as Colonus“, keine umfassendere literarische Arbeit bekannt geworden; die gen Studien des Alterthums nahmen seine Kräfte zu sehr in Anspruch. dieses Schweigen, diese scheinbare Unthätigkeit, die, wie ein Biograph sagt, neuen Sprossen auf den Büchermarkt entsandten, ward anderen Gelehrten ein des Anstoßes; sie hielten seine Thätigkeit für gelähmt, ja für gebrochen len auf eine nicht eben humane Weise über seine bisherigen Leistungen her jermann „Aristophan. Nubes“ praefat. pag. 16 und Schäfer „Plutarch IV.“ 99). Von Natur reizbar und dadurch, daß ihm dergleichen Andeutungen schen Männern zu Theil geworden waren, von denen er es am wenigsten et hatte, noch mehr aufgeregt, reiste der schon längst genährte Wunsch, nach n zu reisen, täglich mehr in ihm. Endlich, im Sommer 1828, reiste er ab, über München und Verona nach Venedig und begann hier unter anderen eine beabsichtigte Arbeit für den Text des Athenäus. Allein schon am 19. Januar erllte ihn hier der Tod. Ohne auf fremdes Verdienst neidisch zu seyn, war ar gelehrte Stubenhockerei und Marktschreierei ein Grauel; mit der größten fe des Geistes beurtheilte er stets seine, sowie Anderer Arbeiten und Rei- und in ihm vereinigten sich Geist, Wiß und Gelehrsamkeit auf die e Weise. Die Wissenschaft erlitt mit seinem Tode einen unerseßlichen

**Reitkunst**, die Kunst, das Pferd geschickt, sicher und ohne Verletzung der egelese in allen, für das Thier möglichen und ausführbaren, Fällen zu e. Sie zerfällt in die niedere und die höhere. Unter ersterer versteht ebung in allen natürlichen Gangarten und unter der letztern die Aus- eiben in den verschiednen Schulen. Man theilt auch, in die e und Manège-R. Die Campagne-R. übt Mann un- bis

dahin, daß beide jedem Cavaleriebienke leicht vorstehen können, während I  
 ndige. R. darnach strebt, allen Kunstgesetzen gemäß den Reiter sowohl, als d  
 auszubilden. Beides erlangt man durch einen genauen, vielseitigen U  
 dessen Hauptzüge in Nachfolgendem bestehen. Sobald dem Schüler das vo  
 gefattete oder gezäumte Pferd durch einen Reitknecht vorgeführt worden i  
 er, halb von vorn, halb von der Seite, damit es sich nicht scheuen möge,  
 es furchtsam ist, an dasselbe heran und untersucht, bevor er es besteigt, ol  
 und Zeug richtig angelegt sind, d. h., ob der Kehltrieren nicht zu fest, der  
 rriemen nicht zu lose, die Kinnkette recht platt und gehörigen Orts einge  
 od der Sattel nicht zu weit vor- oder zurückliegt, ob die Steigbügel nicht  
 oder zu kurz, Brust- und Schwelstrriemen geschnallt sind und ob der Gurt  
 lose, oder zu fest zugerogen ist. Sodann tritt der Reitschüler dem Pferde g  
 und an dessen linke Schulter, hält die Reitgerte in der linken Hand u  
 mit der rechten die Stangenzügel, streckt dieselben bis an's Ende aus und  
 sie so gleich gemacht worden sind, legt er sie in die linke Hand so, daß s  
 den keinen Finger geschieden werden. Sodann ergreift er mit der linke  
 die Mähne des Pferdes, wo sie auf dem Halse aufliegt, umwickelt den  
 derselben von Innen nach Außen damit, setzt den linken Fuß in den Büg  
 mit der rechten Hand die rechte Hinterseite des Sattels, steigt auf, die  
 kleine Weile mit dem linken Fuß im Bügel und, das rechte herabhängen:  
 in seiner natürlichen Lage an das linke geschlossen, aufrecht stehen, schwi:  
 rechte, scharf ausgestreckte Bein, ohne den Leib vorwärts zu hängen, u  
 Kreuz des Pferdes und setzt sich auf diese Weise in den Sattel. Sob  
 geschehen ist, nimmt man die Reitgerte in die rechte Hand, macht die Zü  
 mal's gleich und setzt die linke Hand flach über der Spitze des Halses, i  
 zwei Finger breit über dem Sattelknopfe, mit der Hand ein wenig zurück  
 auf. Mit den Nägeln der Finger hält man die Faust etwas schräg a  
 wohl geschlossen, damit die Zügel sich nicht durch dieselbe ziehen könne  
 rechte Hand stellt man etwas niedriger, als die linke und die Spitze der  
 schräg über das linke Ohr des Pferdes in die Höhe, den Augen des Reiters  
 Nun setzt man sich gehörig in den Sattel und recht auf die Gabel, damit  
 fertliche Stellung herauskomme. Bei dieser muß der Oberleib gerade, di  
 deraus, der Unterleib hinein, der Kopf gerade, der Hals natürlich gestre  
 so daß die Schultern lose herabhängen; die Oberarme müssen in ihrer nat  
 Lage herabhängen, die Ellenbogen im rechten Winkel gebogen und dicht  
 Seite gelegt seyn. Die Schenkel des Reiters müssen mit seinem übrigen  
 in eine gerade Linie gebracht seyn und so vom Kinn bis zu den Fersen  
 horizontale Linie fallen. Die Flächen der Schenkel und die Waden müsse  
 den Bauch des Pferdes, die inwendige Seite des Knie's fest gegen den Sc  
 dreht seyn und so muß man einzig und allein mit dem Oberschenkel bis z  
 fest und geschlossen sitzen, das Uebrige des Beines aber frei und lose vom  
 herabhängen lassen, ohne dasselbe, außer absichtlich, damit zu berühren. I  
 muß etwas niedriger, als die Fußspitze des Reiters stehen, diese ungesä  
 Zoll aus den Bügeln, so daß der mittlere Steg derselben unter den Ba  
 Fußes kommt und die große Fußzehe muß einwärts gegen das Pferd  
 seyn. Das Auge des Reiters ist beständig gerade aus und zwischen di  
 des Pferdes, damit er diese stets beobachten könne, auf den Weg gerichte  
 allem diesem aber darf man der ganzen Haltung des Reiters nichts Gewo  
 ansehen; der Körper muß stets im Gleichgewichte bleiben, wenn man an  
 zu Pferde sitzen will. In neuerer Zeit indessen ist man mehrfach vor  
 strengen Forderungen abgewichen. So wird nach der englischen Sitzart d  
 leib etwas vorn übergebogen, die Ellenbogen sind nicht an den Leib ge  
 Oberschenkel, Knie und Fußspitze, vor Allem die letztere, sind auswärts  
 und den mangelnden Schluß ersetzt die Balance. Allein, abgesehen von  
 angenehmen Anblicke, welchen diese Reitart dem Auge bietet, hat sie au



nicht die Sicherheit der ältern Methode. Regiert wird das Pferd durch die Hand, welche den Zaum führt und auch daher die Hand des Zaumes genannt wird. Es wird darunter gewöhnlich die linke verstanden, obgleich man öfters, um das Pferd zu leiten, die rechte nehmen muß. Der richtige Gebrauch dieser Hand ist eines der wesentlichsten Erfordernisse für einen guten Reiter, aber auch sehr mühsam zu erlernen. Die Hand des Reiters muß leicht, gelind und fest seyn, d. h., sie muß dem Gebisse auf dem Zaagen mit weniger Fühlung Wirkung geben, oder das Gebiß etwas fühlbarer machen, oder endlich die Haltung des Pferdes vollkommen unterstützen. Dies geschieht durch das allmähliche Handgeben oder nehmen, deren ersteres geschieht, wenn man den kleinen Finger vorwärts und den Daumen gegen den Leib wendet, wodurch die Zügel loser werden und das Pferd mehr Freiheit bekommt; das letztere, wenn man den kleinen Finger gegen den Leib und den Daumen nach dem Halse des Pferdes hindreht, wodurch die Zügel straffer werden und das Pferd besser zusammengehalten wird. Der Handbewegungen sind vier, nach den vier bedeutendsten Bewegungen des Pferdes im Gehen, nämlich: die Hand geben, um vorwärts zu gehen; die Hand an sich gegen den Bauch bringen, um aufzuhalten oder rückwärts zu ziehen; die Hand rechts wenden, wenn man sich rechts, dann die Hand links, wenn man sich links drehen will. Um sich der Zügel mit der gehörigen Wirkung zu bedienen, hat man dreierlei Arten, dieselben zu gebrauchen: sie abgesondert in beiden Händen zu halten, oder beide zugleich und egal in der linken Hand, oder sie zwar in der rechten Hand allein, aber ungleich zu halten. Der erstern Art bedient man sich, wenn man junge Pferde unter dem Manne traben läßt, welche noch nicht gewohnt sind, der Hand des Zaumes zu gehoramen; die zweite Art braucht man, um ein Pferd zu lenken, welches schon gewohnt ist, allen Bewegungen der Hand zu folgen und die dritte, um das Pferd mit dem Kopfe nach der Hand zu stellen, nach welcher man es haben will. Um endlich ein Pferd wohl zu dressiren, muß man den Koppaum anwenden, welcher sehr fest zwei Zoll über den Nasenlöchern aufgelegt wird. Er bringt das Pferd von vorn aufwärts, arbeitet es aus dem Grunde, gibt ihm die Flüchtigkeit und Raschheit, gewöhnt es zu leichten Wendungen, legt den Hals, setzt die Hüften fest, stellt den Kopf und das Kreuz, bewahrt die Schultern und verschafft dem ganzen Körper eine ungezwungene Biegbarkeit, ohne dabei das so nothwendige Gefühl der Lagen oder die Gelindigkeit des Barockes zu zerstören. Die anderen Hülfsmittel zur Dressur des Pferdes sind die Hülsen und die Züchtigungen. Diese bestehen aus dem Klatschen mit der Zunge, um das Pferd aufmerksam zu machen und aufzumuntern, aus dem Zischen mit der Reitgerte, indem man sie heftig in der Luft hin und her schwingt, um dasselbe durch diesen Ton aufzumuntern, oder aber in der leichten Berührung des Pferdes mit der Gerte. Man berührt die Schulter des Pferdes, wenn man will, daß es das Vorgestell mehr bewegen soll, oder man legt das Däumel derselben unter der rechten Hand weg über das Kreuz des Pferdes quer hin, um das Hintergestell in eine geschwindere Bewegung zu bringen; endlich, wenn ein Pferd sich von vorn, oder die Knie und Kugeln aufheben und die Hüfte bloß stellen soll, so berührt man mit der Reitgerte die Brust des Pferdes. Die Schenkel des Reiters haben eine vierfache Bewegung, deren jede für das Pferd zu einer größern oder geringern Hülfe gebraucht wird, nämlich: 1) die Hülfe des Diab eins, wenn man entweder beide Schenkel fester schließt als gewöhnlich, um es vorwärts zu treiben, oder mit dem äußern Schenkel mehr als mit dem innern, schließt, um mehr an und gegen die innere Ferse zu bringen, oder durch Anschließen der inneren Schenkel es verhindert, zu sehr zu eilen, oder nicht zu viel einwärts zu nehmen. 2) Die Hülfe der Waden, welche viel empfindlicher, als die vorige ist u. geschieht, wenn man die Wade mehr oder weniger an den Bauch des Pferdes legt. 3) Die Hülfe der Sporen, die empfindlichste, welche man nur dann albt, wenn alle andere Nichts fruchten. 4) Die Hülfe durch Ausstehen des Körpers an um das Pferd zum raschern Gange zu treiben, von allen die gelindeste, &

sehr gut gezogenen Pferden angewendet werden. Unter den Züchtigungsmitteln die Reitgerte u. die Sporen die wirksamsten, die man aber mit vieler A. u. Mäßigung brauchen muß, wenn man nicht durch dergleichen übelangebrachte das Pferd für immer verderben will. Das sind nun die Mittel, welche der hat, das Pferd in den Gang zu bringen und seine Bewegungen zu leiten. Bewegungen eines Pferdes aber sind entweder natürliche, oder mangel oder durch Kunst erlangte. Natürliche Bewegungen des Pferdes sind Schritt, der Trab und der Galopp; die mangelhaften: der Pass oder tergang und der Dreischlag oder gebrochene Galopp; die durch erlernten endlich alle die Bewegungen der Schul-K. Der Schritt ist die eigentliche Bewegung des Pferdes und mit ihm muß aller Unterricht im Reiten u. Dressur anfangen. Der Schritt ist ein doppelter: Campagne- oder Eschritt, beide aber sind schon dem Pferde angelebte Bewegungen, denn die natürliche Schritt des Pferdes wird als fehlerhaft verworfen. Durch den lernt der Reiter Haltung und Schluß und das Pferd legt den Grund zu folgenden Übungen, falls es ordentlich Schritt gehen lernt. Der Schritt ist eine trabartige, mehr tanzende Bewegung, welche man nur in besonderen Fällen anwendet. Sind Schüler und Pferd im Schritt geübt, so wird zum nächsten Schritt, einer Bewegung, bei welcher das Pferd die Kreuzweil einander über stehenden Beine zugleich aufhebt und auch zugleich niederlegt. Man lehrt dem Pferd zuerst an der Leine, lehrt es so im Kreise traben, dann läßt alsdann erst alle diese Übungen mit dem Reiter machen. Hierauf man sich zum Galopp, der schönsten und bequemsten Gangart des Pferdes Galopp ist doppelt, entweder auf dem rechten, oder auf dem linken Fuße, je dem der eine oder der andere von beiden am weitesten vorgebracht wird. Wöhnlich galoppiren die Pferde in drei, manche, besonders schöne, aber auch Tempo's u. springen an, je nachdem der Reiter mit dem rechten oder linken die Hilfe gibt. Ehe wir nun zu den eigentlichen Schulbewegungen über müssen wir noch der halben und ganzen Aufhaltungen und des Zurücksetzens der Pferde erwähnen. Die halbe Aufhaltung, durch welche man das Pferd mehr zusammennimmt, ohne es ganz im Laufe zu hemmen, wird bewirkt, wenn man die Hand des Zaumes gelind an sich hält, dadurch, daß man die Fingers ein wenig einwärts biegt, während man zu gleicher Zeit die Hüfte der Waden gibt. Eben so bringt man die ganze Aufhebung d. h. das Stillstehen des Pferdes, zuwege. Das Zurücksetzen oder Rückgehen des Pferdes wird fast durch eben den Stand der Hand bewirkt und so, daß man nach vollbrachter Aufhaltung dieselbe Bewegung wiederholt: das Pferd durch den weiter rückwärts gelegenen Körper zwingt, zurückzuweichen. Nachdem man nun dem Pferde dies Alles begreiflich gemacht hat, kommt dahin, ihm die Bewegungen der Schule beizubringen. Die Schulen bestehe künstlichen und regelmäßigen Gängen eines Pferdes und sie werden in niedrigen oder Schulen auf der Erde und erhabene oder Schulen über der eingetheilt. Jenes sind Schulen, wo das Pferd stets mit den Füßen auf der Erde bleibt; diese, wenn das Pferd mit einer springenden Bewegung mit allen Füßen, oder mit den beiden vorderen oder auch hinteren Füßen sich zugleich von der Erde hebt. Zu den Schulen auf der Erde werden gerechnet: 1) Schritt einwärts; 2) Kopf einwärts, Crüpe hinaus; 3) Traverser; 4) Passade; 5) verser (Volte renversée); 6) der spanische Tritt (Passage); 7) der stolze (Piasser); 8) Pirouette; 9) Terre-à-Terre. Die Schule „Schulter einwärts“ besteht darin, daß das Pferd mit hereingebogenem Kopfe und der auswendigen Schulter auf, anderthalb oder zwei Fuß von einander entfernten, parallel laufenden Linien die innenbüßigen Füße über die außenbüßigen setzend fortgeht und daß der vordere auf der innern, d. h. von der Reitbahnmauer am weitesten entfernten, der hintere auf der äußern, d. h. der der Reitbahnmauer am nächsten gelegenen Linie bleibe. Bei dieser Übung muß der Kopf des Pferdes, wenn

der rechten Hand geht, rechts, wenn es auf der linken Hand geht, links gebogen seyn. Diese Schule macht das Pferd schulterfrei, setzt es auf die Hanken und kann auf geradem, cirkelrunden und ovallaufenden Parallellinien geübt werden, so wie sie im Schritt, Trab und Galopp ausgeführt wird. Man nennt dies auch rechte oder linke Schulter passiren. Die Schule „Kopf einwärts, Crupe hinaus“, besteht darin, daß ein Pferd mit einwärtsgebogenem Kopfe auf zwei, nach dem Verhältnisse seiner Länge von einander entfernten, parallelaufenden Cirkeln die inwendigen Füße über die auswärtigen setzend fortgeht, bergestalt, daß man vom Auge des Reiters zwischen den Ohren des Pferdes durch nach dem Mittelpunkte dieser Cirkel allemal einen halben Durchmesser ziehen kann. Bei dieser Uebung muß die Crupe zurückbleiben und der Kopf, je nach der Hand, auf der das Pferd gehen soll, nur in so weit rechts oder links gebogen seyn, daß der Reiter das inwendige Auge des Pferdes sieht. In diese Lage wird das Pferd durch die feste Bewahrung des auswärtigen Zügels, den Zug des inwendigen Zügels und den Druck des inwendigen Schenkels gebracht. Diese Schule trägt besonders dazu bei, das Pferd gehorsam zu machen. Die Traverse besteht darin, daß das Pferd mit einwärtsgebogenem Kopfe auf zwei, in der Länge des Pferdes laufenden, Parallellinien bergestalt schränkend fortgeht, daß es die auswärtigen Füße über die inwendigen setzt. Diese Bewegung wird folgendermassen bewerkstelligt. Wenn, wie gewöhnlich, die Uebung von der rechten Hand anfängt, also Alles rechts gestellt ist, zieht man die inwendigen Zügel an u. gibt den auswärtigen Schenkel, wodurch das Pferd gezwungen in der verlangten Weise sich bewegen wird. Die Parallellinien der Traverse können übrigens gerade, oval oder cirkelrund seyn u. das Pferd muß auf seinem Border, u. Hintertheile gleich viele Schritte thun. Macht man am andern Ende derselben Linie gleich wieder eine Passade, so heißt sie Repassade. Die Renverse besteht darin, daß ein Pferd auf zwei, in der Weite der Pferdeblänge parallel laufenden, geraden Linien, den Kopf auswärts gebogen, schränkend, die inwendigen Füße über die auswärtigen setzend, den Kopf in die Volten, die Crupe nach der Mauer gerichtet fortgeht und ein Viereck beschreibt. Bei dieser Schule ist die Seite des Pferdes wie des Reiters, auf welcher es geht, die inwendige; geht es also rechts, die rechte, geht es links, die linke. Das Pferd muß, wenn es in Renverse rechts geht, links gebogen, wenn es links geht, rechts gebogen seyn und diese Uebung ist besonders in den Ecken für das Pferd von vieler Schwierigkeit. Man bringt die Bewegung hervor, indem man den auswärtigen Zügel anzieht, den inwendigen wohl bewahrt und dem Pferde den inwendigen Schenkel gibt. Der spanische Schritt (Passage) besteht, in einem, nach Zeitpunkten abgemessenen, abgefürzten u. taktmäßigen Trab, in welchem das Pferd auf einer geraden, oder zwei geraden, parallelaufenden, Linien mit stark einwärts gebogenem Kopfe und Crupe geht. Den Kopf dieses Pferdes, welches man Passagier nennt, biegt man nur so viel, daß man das inwendige Auge sehen kann und es muß dazu ein überaus vermögiges, vorzüglich starke und erhabene Bewegungen habendes, Pferd genommen werden. Diese Uebung kann in der geraden Linie, der Diagonale, der Traverse und im Cirkel gemacht werden, die Wechselung aber geschieht am Besten in einer diagonal laufenden Traverse. Der stolze Tritt (Blaffer) ist ein, auf eben derselben Stelle bleibender, spanischer Schritt. Diese Schule löst vorzüglich die Schultern des Pferdes, macht dasselbe gehorsamer und gibt ihm ein prächtiges Ansehen. Es muß gewöhnt werden, in diese Bewegung durch ein Vorhalten der Zügel und einen Jungenschlag gebracht zu werden und aufzuhören, sobald man die Zügel fallen läßt. Die Pirouette besteht darin, daß ein Pferd, auf dem inwendigen Hinterfusse stehend, die zwei Vorderfüße in die Höhe, den auswärtigen Hinterfuß ebenfalls ein wenig in die Höhe gehoben, einen Cirkel beschreibt, wovon der halbe Durchmesser die Länge des Pferdes ausmacht. Diese Schule, eine der schwierigsten, kann nur von sehr kräftigen Pferden gemacht werden, man findet sie daher selten, obgleich man sie als die höchste Ausbildung zu ansehen muß. Sie wird einem jungen Pferde erst im Sa

Trabe und zuletzt im Galopp gelehrt und zwar zuerst in viertel, dann in und endlich in ganzen Pirouetten. Eben so schwierig und nur sehr kräftigen den möglich ist das Terre-à-Terre, ein Galopp von zwei Seiten und zweiergestalt, daß das Pferd die beiden Vorderfüße zugleich aufhebt und setzt, welchem eben so die Hinterfüße folgen, wobei es zugleich etwas vor geht. Zu den Schulen über der Erde gehören: 1) Besade; 2) Courbette; 3) Rezair; 4) Redop; 5) Croupade; 6) Ballofade; 7) Capriole; 8) Le pas saut. Die Besade besteht darin, daß ein Pferd mit seinem Vordertheil vorderen Schienbeine unter die Arme gezogen, sich auf die Hanken setzend erhebt, ohne daß es mit dem Hintertheile folgt, oder aus seiner Stellung. Diese Schule ist die Grundlage zu allen anderen über der Erde. Die Courbette ist eine erhabene Schule, in welcher sich das Pferd mit seinen Vordertheile die Kniee bei der Erhebung möglichst stark beugt, die Schienbeine unter die legt, mit dem Hintertheile auf der Erde bleibend vorgreift, den Vordertheil um u. begleitet. Rezair ist eine halbe Courbette u. nur dadurch unterschieden, daß nicht auf einen Hufschlag, sondern zur Seite auf zwei parallelaufenden Linien läßt. Läßt man nun ein Pferd auf zwei Parallellinien courbettiren, so heißt Redop in Courbettes; geschieht es, daß es in der Traverse galoppirt, so nennt dies einen flüchtigen Redop. Die Croupade ist ein Sprung, in welchem Pferd mit allen vier, unter sich gezogenen, Füßen von der Erde ist. Diese Schule in der geraden Linie oder im gerade aus gehen, nicht aber in den Ecken geht. Ballofade ist ein Sprung, in welchem das Pferd mit allen vier, unter sich enen, Füßen von der Erde ist, scheinbar aber mit den Hinterfüßen streicht und deshalb die Eisen zeigt. Diese Schule wird auf geraden Linien in einer eckigen Volte u. nicht im Cirkel gemacht. Die Capriole ist der erhabent vollkommenste Sprung, in welchem sich das Pferd mit dem Vordertheile so als möglich hebt, die Schienbeine unter die Arme legt, die Cruppe gleichfall gestalt in die Höhe bringt, daß der Rücken des Pferdes in horizontaler Lage, wobei es mit den Hinterbeinen zugleich streicht, die Köten in die Höhe der fen bringt und nicht weiter als etwa einen Fuß vorwärts wieder niederfällt. Pferd, welches diese Schule macht, wird gewöhnlich ein Springer genannt u ist nicht leicht ein solches zu finden. Le pas et le saut endlich ist eine, Terre-à-terro, Courbette und Capriole zusammengesetzte Schule, in der mit Terre-à-terro begonnen und mit der Capriole geschlossen wird und woraus wie aus dem Galop galiard, der in einem mit Springen vermischten Galopp steht, mit Unrecht eine neue Schule gemacht hat. — Für die Geschichte derselben ist es bemerkenswerth, daß die ersten Versuche daw wohl in Hochastien und anders bei den Parzen mögen gemacht seyn. Wenigstens spricht die Heiligkeit Pferdes bei diesem Volke dafür, daß es frühzeitig dessen große Fähigkeiten, Eble des Thieres und den vielfachen Nutzen desselben erkannte; es ist also wahrscheinlich, daß man im hohen Alterthume bereits Pferde u. wäre es auch für bestimmte Zwecke, abrichtete. Da im griechischen Mythos das Pferd Geschenk des Poseidon genannt wird, so ist anzunehmen, daß es dorthin See gekommen ist, obwohl in Thessalien schon sehr früh Pferdeucht u. Gebrauch derselben einheimisch erscheint. Später wurde der Gebrauch des Pferdes auch Griechenland, namentlich für den Krieg, allgemeiner und daher finden sich auch Anweisungen über die Abrichtungen der Pferde aus jenen Zeiten und Geschichte gibt uns Nachrichten von mancherlei Kunststücken, zu welchen die Pferde neben den nützlichen Fertigkeiten, welche sie erlernten, dressirt wurden. Die mer mochten früh schon die R. in ihrer Einfachheit kennen, lernten aber eigentliche kunstvolle Reiten erst sehr spät, als sie mit den Griechen u. Afrikaner bekannt wurden. Die Völker germanischen und slavischen Stammes sind aus Urzeit als treffliche Reiter bekannt und, als sich später die Deutschen in eigener Herrschaft erhoben, bildete sich auch eine ganz eigenthümliche Reitweise aus, die durch die Art des Krieges und die Beschaffenheit der Ritterspiele.

eigentliche **feinere R.** aber bildete sich erst im 16. und 17. Jahrhundert in Italien besonders aus, von wo aus sie zu den Franzosen kam, die sie, im Vereine mit den Engländern und Deutschen, erst wahrhaft zur Wissenschaft erhoben. — **Vorzügliche Werke über R.:** De Sinds, L'art du manège pris dans ses vrais principes, Wien 1772; Guerinière, L'école de la cavalerie, Paris 1766, 2 Vol.; La Fosse, Guide de Maréchal, Paris 1767; Du Bain de Clam, Pratique de l'équitation ou l'art de l'équitation réduit en principes, Paris 1769; Newcastle, Nouvelle méthode etc. de dresser les chevaux etc., Wien 1727; Collegset, Le parfait Maréchal, Köln 1706; Brigelius, Vollständige Pferbewissenschaft, Leipzig 1777, 2 Bde., und besonders die Schriften Tennecker's.

**Relatorium** ist diejenige Disciplin, in welcher die Regeln eingetheilt werden, aus bereits vorhandenen Acten zum Behufe eines abzufassenden Erkenntnisses, der einer zu gebenden Resolution einen so faßlichen und deutlichen Vortrag zu halten, das Diejenigen, an welche der Vortrag gehalten wird, im Stande sind, die vorliegenden Sachen eben so zu beurtheilen, als wenn sie selbst die Acten gelesen und sich kundt hätten. Den Inhalt der Acten nach diesen Regeln Jemanden mittheilen, wird Referiren (wörtlich erzählen), der Vortrag selbst aber Relation genannt. Letztere theilt man: 1) in Memorialvorträge, d. h. solche welche bloß über einzelne, die Leitung des Processes betreffende Schriften, Memori alschreiben genannt, gehalten werden, um darüber ein Dekret (Resolution) zu ertheilen u. in Vorträge zum Spruche, d. i. Fassung eines rechtlichen Erkenntnisses, welche letztere bloß bei Spruchcollegien (Disasterien) vorkommen; — 2) in mündliche u. schriftliche, bei denen aber letztere in den Spruchcollegien selten, in den meisten deutschen Staaten jetzt gar nicht mehr vorkommt; — 3) in Criminal- u. Civilrelationen, je nachdem eine Criminal- oder Civilsache vorgebracht wird. Außerdem findet man — 4) auch noch die Eintheilung in feierliche und nicht feierliche Relationen. Die feierlichen theilen sämmtliche Proceßhandlungen umständlich aus den Acten mit und erwähnen selbst das, was durch vorher rechtskräftige Erkenntnisse bereits entschieden ist, während die nicht feierlichen nur auf solche Umstände sich beschränken, die zur jetzigen Entscheidung dienen. Geht man indes von dem richtigen Grundsätze aus, daß zu einer guten Relation eine zweckmäßige logische Zusammenstellung nur solcher Thatfachen gehört, worauf jetzt allein die Entscheidung beruht, so ist diese Eintheilung zu verwerfen. Die feierlichen Relationen müssen immer schriftlich abgefaßt werden und können jetzt gewöhnlich noch bei den sogenannten Proberelationen vor. Endlich gibt es noch — 5) Correlationen, welche, im Gegensatze von einfachen, dann vorkommen, wenn für eine und dieselbe Sache noch ein zweiter Referent (Correferent) ernannt worden. Diese Relationen sind von besonderem Nutzen, wenn eine schwierige Sache zur Entscheidung vorliegt und haben den Zweck, dem erstern Referenten in seinem Vortrage zu folgen u. das, was er bei demselben etwa übergangen, oder falsch vorgetragen hat, zu ergänzen und resp. zu verbessern. Da am Schlusse der Relation der Referent, namentlich bei Entscheidung von Rechtsstreitigkeiten, zugleich sein Votum, d. h. die Entscheidung des streitigen Punktes abzugeben hat, so reicht es nicht hin, alle Regeln der Referirungskunst inne zu haben, vielmehr muß er sich auch in allen übrigen Zweigen der Jurisprudenz gehörige Kenntnisse angeeignet haben, um den vorliegenden Fall dem bestehenden Rechte gemäß entscheiden zu können. Aus diesem Grunde wird das R. von dem angehenden Juristen gewöhnlich in der letzten Zeit seiner akademischen Laufbahn gehört und es ist sonach gleichsam den Schlußstein aller juristischen Vorlesungen.

**Renschthal**, eines von den an Naturschönheiten so reichen Thälern des Schwarzwaldes, an dem Rniebis, einer 2560 Fuß hohen Berghöhe. Der östliche Theil desselben gehört zu Württemberg, der westliche zu Baden. In einem Umkreise von 2 Meilen liegen 7 Bäder, welche daher Rniebis- oder Renschthalbäder genannt werden. Das bedeutendste davon ist Rippoldsau, zu Baden gehörig. Es liegt 168' über dem Meere, in einem anmuthigen Thale, das die Wolfach bew

schon seit dem Ende des 16. Jahrhunderts bekannt. Die 4 Quellen, in deren Besitz diese Anstalt ist, benützt man zum Baden und Trinken und das Wasser soll bei einem salzig-scharfen Geschmacke ziemlich geruchlos seyn. Die letztvergangene Zeit hat auch hier Regen-, Douche- und Dampfbäder entstehen sehen. (S. Rehmann, „R. und seine Heilquellen“, 1831.) Eine gleiche Frequenz u. gleiches Ansehen theilt mit ihm das Bad Griesbach, bei dem gleichnamigen Dorfe in Baden. Die Quelle ist ein salinisches Stahlwasser und hat eine Temperatur von 14° R. Bisher hat man sich desselben immer mit glücklichem Erfolge bei Lungenkrankheiten, Steinschmerzen, Gicht, Hämorrhoidal- u. anderen Beschwerden bedient und die Gegenwart hat die Anstalt noch mit Gas-, Douche- und anderen künstlichen Bädern bereichert. Wenn übrigens die dabei befindlichen Anlagen strengen Anforderungen nicht genügen, so macht die reizende Umgegend diesen Mangel weniger fühlbar. Unbedeutender ist das Dörfchen Petersthal mit seinen 3 Quellen: dem Sauerbrunnen, der Larix- und Schwefelquelle, deren Bestandtheile und Wirkungen von denen der übrigen Bäder den R. wenig verschieden seyn sollen. Von noch geringerer Bedeutung sind die Badeanstalten von Antogast, Frierzbach, Nordwasserbad u. Sulzbach. Vgl. Zentner, „das R. u. seine Bäder: Kippoldsau“, Freiburg 1827.

Resewitz, Friedrich Gabriel, ein pädagogischer Schriftsteller Deutschlands, wurde im Jahre 1719 geboren, nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn als Pastor an der deutschen Petrikirche zu Kopenhagen angestellt und von hier im Jahre 1775 als Abt nach Klosterbergen gerufen, wo er zugleich die Direktion der dortigen Klosterschule übernahm, der er bis zum Jahre 1797 vorstand. Da sich in späteren Jahren unter seiner Leitung der Besuch der Schule auffallend vermehrte, so mußte er seine Verwaltung einer zweimaligen Untersuchung von Seite der preussischen Regierung unterwerfen, bei deren erster er einen Ertrag von 500 Thalern leisten mußte, welche sein Eigennutz allgemeinen Fonds entzogen hatte. Bei der zweiten wurde ihm die Direktion der Schule genommen und bloß die Verwaltung des Klosters bis zum Jahre 1805 überlassen. Er starb am 29. Oktober 1806, aus Gram über Preußens Unglück. Als praktischer Schulmann fehlte ihm der richtige Takt, weshalb er die Erwartungen in dieser Hinsicht nicht befriedigte, die man von ihm als Schriftsteller im Fache der Erziehung hegte. Seine wohlbedachten Vorschläge fanden in seinen Schriften allgemeinen Beifall, allein die ihnen entsprechende Ausführung vermiste man in der ihm übertragenen Anstalt. In Bezug auf Disciplin war er zu mild, bei Verbesserungen ging er zu stürmisch zu Werke. Weder die Liebe der Schüler, noch das Zutrauen der Lehrer vermochte er sich zu erwerben, wodurch der Besuch der Anstalt immer mehr sank. Das Gute, das unter seiner Leitung ausgeführt wurde, hatte man größtentheils dem Streben der Oberlehrer Gurllitt und Lorenz zu danken. Von seinen Schriften nennen wir vorzüglich: „Ueber die Erziehung des Bürgers“, Kopenhagen 1773; „Vorschläge, Gedanken und Wünsche zur Verbesserung der öffentlichen Erziehung“, Berlin 1777 bis 1787, 5 Bde., eine Schrift, welche ein reichhaltiges Magazin wohlbedachter Untersuchungen über die Erziehung enthält und worin er sich als einen der bedeutendsten Pädagogen zeigt. Seine Jugendpredigten, welche er im Jahre 1779 herausgab, sind nicht sowohl zur Erbauung geeignet, sondern vielmehr kalte philosophische Betrachtungen über die Religion zu nennen. Sie entsanden aus einer Reihe von religiösen Vorträgen, die er den Schülern seiner Anstalt vortrug.

Rettig, Friedrich Christian Michael, ein scharfsinniger Bibelforscher und ordentlicher Professor der Theologie an der Hochschule zu Zürich, geboren den 30. Juli 1799 zu Gießen, vollendete seine Studien an den Lehranstalten seiner Vaterstadt, wurde Professor am Gymnasium und erhielt zugleich auch die Erlaubniß, an der Universität Vorlesungen zu halten. Als Licentiat der Theologie wählte er sich das Reich der Kirchengeschichte und der neutestamentlichen Exegese. Da er auch bei der Leitung des philologischen Seminars sich betheiligte, schrieb er zu diesem Behufe einige schätzbare Abhandlungen: z. B. „Vita Ctesii Cnidii cum ap-

libris, quos Oesias composuisse fertur“, Hannover 1827; „Quaestio-  
nicae“, Gießen 1831; „Beispiele zur Einübung der griechischen Form-  
Jacobs Elementarbuch“, Leipzig 1828. Seine Berufung als ordent-  
licher der Theologie an die neuerrichtete Hochschule in Zürich 1833 ward  
durch die geistreiche Schrift: „die freie protestantische Kirche oder die  
Verfassungsgrundsätze des Evangeliums“, Gießen 1832. R. spricht hier  
eine, oder doch wenigstens möglichste Trennung von Staat und Kirche,  
Staat Schulen, Ehen, Eidschwüre, Ruhetage u. dgl. m. ohne Rücksicht  
ses und kirchliches Gebot; die Kirche dagegen, bei durchgängiger Christ-  
lichkeit aller freiwillig ihr anhängenden, aber zum Beitritt nicht zu zwin-  
gen, sich durch Synoden u. Presbyterien selbst regieren soll. Seine  
in Zürich erstreckten sich, nächst der neutestamentlichen Exegese, auch  
thematische Theologie. Behufs einer kritischen Ausgabe des neutesta-  
mentlichen Textes hatte er umfassende Studien und Vorarbeiten gemacht und war  
am 24. März 1836 von seinem irdischen Tagewerke abrief. Noch  
in den ersten Monaten vor seinem Tode ward er zur Synode seines Kantons ein-  
geladen und zeichnete sich besonders aus bei der Verathung über eine, durch die  
evangelische Kirche in der Schweiz zu veranstaltende, neue Bibelübersetzung. Alle  
seiner kritischen Arbeiten zeugen von gründlicher und umfassender Gelehrsamkeit.  
: obengenannten Schriften verfasste R. ferner noch im Fache der neutesta-  
mentlichen Studien: *De tempore, quo Magi Bethlehem venerint. Diss. exeg.*,  
1824; „Das erweislich älteste Zeugniß für die Aechtheit der in dem Ka-  
pitel des Neuen Testaments ausgenommenen Apokalypse“, Leipzig 1829; „Questio-  
nibus“, Gießen 1831. Seine letzte wissenschaftliche Beschäftigung,  
noch auf seinem langen Krankenlager mit mühseliger Ausdauer zur Wahr-  
nehmung brachte, war die Herausgabe eines Evangelien-Coder aus der St.  
: in der Stiftsbibliothek, mit einer vortrefflichen kritischen Einleitung und der  
: unter seiner Leitung als Facsimilie in Steindruck nachgebildet, „Anti-  
quatuor evangeliorum codex Sangallensis graeco-latinus interlinearis,  
adhuc collatus“, Zürich 1826. Cm.

etzsch, Moriz, gab schon als Knabe überraschende Beweise seines Nach-  
ermögens, im Zeichnen sowohl, als im Schnitzen, doch wurde ihm sein  
Kunst erst später klar, als er von Anderen auf sein ungewöhnliches Ta-  
lerksam gemacht wurde. Er besuchte nun seit 1798 die Dresdener Akade-  
: erreichte bald durch die Vortrefflichkeit seiner Leistungen allgemeines Auf-  
: eine dichterische Phantasie, verbunden mit einer entschiedenen Hinneigung  
: ästhetischen und Romantischen, führte ihn auf jene eigenthümliche Bahn,  
: er nachher so Ausgezeichnetes geleistet hat. Zum Theil selbst schaffend,  
: aus den bewunderten Dichtungen eines Göthe, Schiller, Shakespeare  
: pfend, erscheint er durch die Eigenthümlichkeit seiner Auffassung der Ideen  
: hahnlich und wenn ihm bisweilen als Colorist Vorwürfe gemacht wur-  
: möchte dies wohl nur von einigen Allgemeinheiten gelten können. So  
: h er oft ist, so sehr die Ausführung oft fast wild erscheint, so findet man  
: nie falsch in Gefühl oder Ausdruck und bei näherer Betrachtung kann  
: die größte Delikatesse in Ausführung der einzelnen Theile nicht verken-  
: scht lobenswerth erscheint dabei immer seine überall scharf hervortretende  
: t, der Grundzug seines, in jeder Hinsicht äusserst lebenswürdigen Cha-  
: Seine berühmtesten, auch in England und Frankreich hochgeschätzten, Ar-  
: b folgende: Umrisse zu Göthe's „Faust“, 29 Blatt; zu Schiller's „Frie-  
: drich's Blatz“, 16 Blatt; „Kampf mit dem Drachen“, 16 Blatt; zu desselben  
: „Der Glode“, 34 Blatt und „Pegasus im Joche“, 12 Blatt; ferner  
: viele von Darstellungen zu Shakespeare (seit 1827), eine Reihe  
: gen aus dem menschlichen Leben, welche durch Jameson im

1834 zu London herausgegeben wurden und eine schöne Zeichnung, „der 6 spieler,“ mit erklärendem Text von Boromäus von Wittig. Von seinen Ge-  
 erinnen wir nur an das treffliche, in Wien befindliche: „Der Engel des 3  
 „Das Jesuskind“ und verschiedene gelungene Altargemälde. Viele seiner tre  
 Phantasiemalder sind noch nicht erschienen und bilden einen werthvollen  
 seiner reichen Sammlungen. Als Porträtmaler ist N. ebenfalls sehr geschä  
 Sein Bruder, August N., hat sich als geschickter Landschaftsmaler b  
 gemacht.

Neuß, Jeremias David, der verdienstvolle Oberbibliothekar in Göt-  
 stammte aus einer altwürttembergischen Familie ab. Sein Vater, gebildet i  
 theologischen Seminar zu Tübingen, wurde 1732 von König Christian V  
 Dänemark als deutscher Hofprediger und Professor der Theologie nach Kopen  
 berufen und wurde später zum Oberconsistorialrathe und Generalsuperinten  
 der Herzogthümer Schleswig-Holstein, mit dem Sitze in Rendsburg, befördert  
 in der Stadt Rendsburg ward N. am 30. Juli 1750 geboren, kam je  
 frühesten Kindheit in die väterliche Heimath zurück, indem sein Vater 175  
 Rufe des Herzogs Carl von Württemberg als Kanzler der Universität Tü  
 und Herzoglicher Rath, Prof. theol. primarius und Abt des Klosters Lorch  
 In Tübingen machte N. seine gelehrten Studien, widmete sich im theol  
 Seminar mit Eifer der Philosophie und Theologie und erwarb sich 1768 d  
 torgrad der Philosophie. Angeborene Neigung zu rein literarischen For  
 zog ihn von dem Predigtamte ab u. hieß ihn die, durch nachgesuchte Anstelt  
 Unterbibliothekar in Tübingen 1774 erwählte, Laufbahn mit Glück und E  
 nung verfolgen. Nach dem Tode seines Vaters bot sich ihm die erwünsch  
 genheit dar, an der herrlichen Göttinger Bibliothek eine Stelle erhalten zu  
 und mit Freuden folgte N., nachdem er eine literarische Reise in Deutschla  
 Dänemark beendet hatte, 1782 dem Rufe als außerordentlicher Professor de  
 losophie und Custos bei der Universitätsbibliothek in Göttingen, wo gleichfa  
 kleine Colonie von Landsleuten berühmter Württemberger: Splittler, St  
 Blank, Osiander, Smellin, Seyffert u. A. n. sich angesiedelt hatte. 1785  
 er zum ordentlichen Professor der Literaturgeschichte vor, ward 1789 Unterbiblio  
 1801 zum Mitgliede der königlichen Societät der Wissenschaften und 180  
 königlichen Hofrath ernannt. Das Wohlwollen und die Achtung, welche ih  
 Vorstand der Bibliothek, der berühmte Henne, bezeugte, wurde noch inniger gel  
 durch die, 1799 geschlossene, eheliche Verbindung mit dessen Tochter Mar  
 Nach dem, 1812 erfolgten, Tode seines Schwiegervaters, dieses um die Philo  
 wie um die dortige Universität hochverdienten Mannes, rückte N. an dessen  
 zum ersten Universitätsbibliothekar vor. Dieser Auszeichnung folgte später  
 weitere, indem er am 12. Oktober 1829 „in Anerkennung seiner großen  
 dienste um die Universitätsbibliothek“ — wie es im königlichen Patente wi  
 lautet — zum Oberbibliothekar, unter Beilegung des Ranges eines geheimen  
 rathes, ernannt und im folgenden Monate durch Verleihung des Ritterth  
 des königlichen hannoverschen Guelphenordens ausgezeichnet wurde. 1832  
 ihm auch die Freude, in noch ungetrübler Berufsthätigkeit sein Amtsjubiläum  
 feiern, bei welcher Gelegenheit die Universität Tübingen das, schon im Jahre  
 vor 50 Jahren ertheilte, Diplom eines Doktors der Philosophie feierlich erna  
 der Dekan, Professor Tafel, dem Rector der Bibliothekare im Namen des  
 mischen Senats ein geistvolles Programm darbrachte und der König von Würt  
 berg den Inhaber zum Ritter des Ordens der württembergischen Krone ern  
 Mit namenloser Behmuth erfüllte dagegen den Greis die zunehmende Alterssch  
 welche ihm nicht vergönnte, persönlichen Antheil nehmen zu können an der  
 jährigen Jubelfeier der Georgia Augusta im September 1837, indes ihm ein  
 Freude zu Theil geworden, deren 50jähriges Jubelfest mitgefiebert zu haben.  
 Nähe seines Todes ahnungsvoll fühlend, traf er noch in demselben Jahre d  
 stimmung, daß seine interessante literarisch-historische Büchersammlung derein-



ent, sondern zum Dienste der Literatur und für das Interesse der Wissenschaft, zugleich zum Andenken seines vereinigten Vaters, der einst mit Auszeichnung 20 Jahre lange der Tübinger Universität als Kanzler vorgestanden, dort als Rector aufgestellt wurde, was auch nach seinem Tode in Vollzug gesetzt wurde. Nach 3 Monaten sollten diese Verfügungen zur Erfüllung kommen. Altersschwäche und Unterleibsbeschwerden warfen ihn 2 Monate nach der Säcularfeier, am 1. Novembers, auf das Krankenlager, auf dem er am 15. December 1837 als Mitglied der Georgia Augusta zum bessern Leben entschlies, nachdem er kurz vor im Winterkataloge seine Vorlesungen, 88 Jahre alt, wie gewöhnlich angekündigt, was in diesem Alter ohne Beispiel ist. — Außer den lebhaften Theilnahmen an den Zeitschriften hat sich R. durch folgende Schriften rühmlich bekannt gemacht: „Freibung einiger Handschriften auf der Universitätsbibliothek in Tübingen“, mit 1. 1778; „Beschreibung merkwürdiger Bücher auf der Universitätsbibliothek in Tübingen vom Jahre 1468—77 und zweier hebräischer Fragmente“, 1780; „Uebersetzung der Instruktionen des spanischen Inquisitionsgerichtes“, aus dem Spanischen überfetzt, 1783; „Conspectus societ. reg. scient.“, Göttingen 1809; „Gelehrte England, oder Lexikon der jetzt lebenden Schriftsteller in Großbritannien, Irland und Nordamerika, nebst Verzeichniß ihrer Schriften“, 1770—90, 2 Theile, Berlin 1791, Nachtrag und Fortsetzung von 1790—1803“, 2 Theile, erschienen auch englisch: „Alphabetical register of all the authors etc.“ mit Vorrede von Georg Forster; „Repertorium commentat. a societ. lit. editarum, disciplinarum ordinem digessit.“, Tom. 1—16, Göttingen 1801—21, ein Manuscript, sammt dem voluminösen literarisch-historischen Apparate, ist seines letzten Willens Eigenthum der Tübinger Universitätsbibliothek geworden. Cm.

Reynolds, Sir Joshua, der berühmteste englische Maler, zugleich einer der vorzüglichsten Porträtmaler der neuern Zeit, ward den 16. Juli 1723 zu London in Devonshire geboren. Seine früheste Beschäftigung war die Lektüre von Richardson's „Theorie der Malerei“. Gut vorbereitet später zu dem geschickten Maler Hudson in London, wo er besonders viel copirte; auch studirte er die vorzüglichsten Werke der englischen Malerei. Nachdem er hierauf einige Zeit lange zu Plymouth sich aufgehalten hatte, ging er im Jahre 1750 mit seinem Gönner, dem Lord Keppel, nach Italien, wo er die Schulen der berühmtesten Maler u. studirte die berühmtesten Werke der Kunst, vorzüglich zu Rom. 1752 kehrte er zurück und ließ sich in London nieder. Schon durch sein erstes Werk von Bedeutung, ein großes Bild alle in Rom befindlichen Engländer darstellend, welches er noch in Italien gezeichnet hatte, war er rühmlich bekannt geworden; jetzt aber breitete sich sein Ruf durch ein treffliches Porträt seines Gönners, des Lord Keppel, so schnell aus, daß er für den besten Porträtmaler Europa's galt. Sein Haus wurde zum Sammelplatz der Gelehrten, Künstler und Kunstfreunde und sein Einfluß auf die Kunst, zumal nach seiner Ernennung zum Präsidenten der 1765 errichteten Akademie zu London, stellte sich so überwiegend heraus, daß unbedingte die Richtung der Kunst in England als von ihm ausgegangen anzusehen war. Er starb den 23. Februar 1792, nachdem er kurz zuvor noch erblindet war. Als Porträtmaler kann R. allerdings den Vergleich mit Tizian und Wandyl nicht vermeiden, zumal hinsichtlich der Naturtreue und des Colorits, nicht auszuhalten; aber er übertrifft sie an Feinheit und jener dichterischen Phantasie, die so gern die Natur; auch seine Drappirung und die Beleuchtung möchte höhern Kunstwerth haben. Uebrigens malte er auch häufig mit Glück in der Manier von Rubens. Einem Brandt. Was seine Historienbilder, z. B. den Herkules, die Enthaltung des Scipio, Cupido und Psyche, Macbeth und Heinrich IV. u. a. betrifft, sind zwar zugestanden worden, daß sie den besten anderer englischer Maler gleichen, doch zeichnen sie sich zu wenig aus, als daß sie mit den Besten

anderer Nationen verglichen werden könnten. Die Composition ist steif und Weisk, die Gruppierung selten richtig und die Handlung meist ohne besonderes Interesse. Sehr viel Treffendes enthalten seine in der Akademie gehaltenen Vorträge (discourses), die im Jahre 1778 in einer Sammlung zu London und auch bei Dresden im Jahre 1781 herausgegeben wurden. — Vergl. Malone: „works of Sir Joshua Reynolds etc.“, London 1797, 2 Theile. und Cunningsha „Lives of the most eminent brit. painters“, London 1830.

**Rheinsburger** (holländisch Rijnsburger) oder Collegianten nannten sich eine, von der Mehrzahl der Remonstranten abgeforderte, Partei der ersten Gegner des Calvinismus, welche bald nach dem Concilium zu Dortrecht um 1620 unter drei wissenschaftlich gebildeten Brüdern, Jan, Adriaan und Gysbertus van der Gode (Godefridus), zusammentrat und noch in einigen Gemeinden besteht: Collegianten von den Collegien, der Bezeichnung für ihre Versammlungen (statt Kirchen), oder R. von Rhynsburg bei Leyden, dem Orte der lutherischen Synoden, genannt. Die urchristliche Kirche als das Muster ihrer Gesellschaft darstellend, nahmen sie die hl. Schrift als einzige Richtschnur des Glaubens und Lebens an, verwarfen jede andere Glaubensvorschrift und vertheidigten allgemeine Lehrfreiheit in den Versammlungen. Daher verwarfen sie das christliche Lehramt und stellten nur Gemeinbedürfnisse an, forderten altchristliche Sitten waren aber gegen kirchliche Glaubenslehren fast gleichgültig, nur mit Ausschließung der calvinischen Prädestination, zum Theile auch des Socinianismus. Die Irentheilten sie bloß Erwachsenen durch Untertauchung und das Abendmahl begriß sie als ein brüderliches Mahl, an keine Confession gebunden, daher Männer verschiedensten Denkart sich bei ihnen zusammensanden. Anfangs verfolgt, wannen sie allmählig durch ihre Rechtlichkeit und Wohlthätigkeit die öffentliche Meinung für sich, so, daß sie zu R. ein großes Gebäude zu ihren jährlichen Synoden und zu Amsterdam ein großes Waisenhaus errichten konnten. (Vergl. Rues: „Gegenwärtiger Zustand der Mennoniten und Collegianten“, Jena 1 Seite 243 ff.; Friedner, „Collectenreise nach Holland“, Essen 1831, 1. Theil Seite 186 ff.)

**Ribalta, Francisco**, ein spanischer Historienmaler, geboren 1551 zu Castellon de la Plana in Valencia, erlernte die Anfangsgründe der Kunst bei einem geschickten Künstler zu Valencia u. ging dann nach Rom, wo er seine Ausbildung durch anhaltendes Studium Raphael's, der Carracci und vor Allen Sebastiano del Piombo vollendete. Durch seine außerordentliche Geschicklichkeit erwarb er die, ihm früher verweigerte, Hand der Tochter seines ersten Lehrers zu Velle und ließ sich hier nieder und gründete eine Schule, die bald die vorzüglichste Werkstatt der Malerei Spaniens wurde. Er starb im Jahre 1628. — Die zahlreichsten Gemälde R.'s, unter welchen ein heil. Abendmahl für den Cardinal Ribera seinen Ruhm begründete, finden sich in den Städten Spaniens zerstreut, die meisten in Valencia, Segovia, Toledo, San-Jedeseo und Madrid. Sie zeichnen sich sämmtliche durch treffliche Composition, geschmackvolle Zeichnung und geistige Ausführung vor den Erzeugnissen anderer spanischer Meister rühmlich aus: das Colorit erscheint bisweilen zu hart, obwohl im Ganzen lobenswerth. — J. R., des Vorigen Sohn und Schüler, geboren 1597 zu Valencia, erreichte bei Vater in jeder Hinsicht und würde ihn, wie dies bereits im Colorit der Fall gewiß noch übertroffen haben, wenn ihn nicht schon im Jahre 1628 der Tod hätte. Unter seinen Werken rühmen Kenner vorzüglich ein, in Valencia belichtes Gemälde, die Schüsselstätte des heil. Miguel de los Reyes, ferner eine Gruppe von 31 Porträts namhafter Personen Valencia's und einen heil. Petrus, Stefan und Augustin.

\* **Ribeaupierre, Alexander**, Marquis von, ein ausgezeichnete Diplomat der neuern Zeit, ward um 1776 geboren. Seine Familie stammt aus dem Canton Waadt u. wohnt zum Theil noch in dortiger Gegend. Sein Vater kam durch freundschaftliche Verhältnisse nach Rußland, ward, nachdem er Kriegsdienste

n hatte, durch Heirath mit der vornehmen Familie Bibikoff verbunden und als Obrist bei der Belagerung von Ismail (September 1809). Alexander traf ebenfalls frühe in russische Militärdienste getreten, stieg bis zum General, im Februar 1822 Generaladjutant der Armee und am 27. August 1824 heimrath zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister ottomanischen Pforte ernannt. In Konstantinopel angelangt, führte er diplomatische Verhandlungen mit dem Reichsobersten, aber ohne Erfolg. 1826 er mit der Nachricht von der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus nach gesandt (Januar 1826) und kehrte im Februar nach Petersburg zurück. Im traf er als Nebenvollmächtigter für die Unterhandlung der türkisch-russischen über die Räumung der Fürstenthümer der Moldau und Walachei in Aker- n, wo die Convention vom 6. Oktober 1826 geschlossen ward und in deren zing er nun als Gesandter nach Konstantinopel, theils die Vollziehung jenes zis zu betreiben, theils und vorzüglich wegen der Pacifikation Griechenlands, der britische Gesandte, Stratford Canning, bereits eingeleitet hatte. Aber i Troz der Pforte scheiterten alle Bemühungen R. s. Am 27. November wurden die diplomatischen Functionen eingestellt und schon am 4. Dezember R. ab, verweilte bis zum 16. in Busubere, von da begab er sich durch rdanellen in den Archipel, zunächst nach Syra u. Aegina, dann nach Corfu, eits auch die beiden anderen Gesandten (Englands und Frankreichs) einge- waren. Da sich die griechische Sache in die Länge zog, erhielt R. Er- i, sich mit seiner Familie nach Florenz zu begeben, wo er den, zwischen d und der Pforte ausgebrochenen, Krieg abwartete. Kaum war aber der von Adrianopel (September 1829) geschlossen, so ging er wieder auf seinen tschaftsposten nach Konstantinopel, verweilte auf der Hinreise zu Neapel, uf Aegina und Boros, um sich mit dem Präsidenten von Griechenland, Capodistrias, und mit dem Admirale Heyden wegen dessen Ueberwinterung os zu besprechen, und von da über Smyrna nach Konstantinopel, wo er . Januar 1830 ankam. Er war seitdem fortwährend mit den Botschaftern ngland u. Frankreich bemüht, die Angelegenheiten Griechenlands zu ordnen. Sultan behandelte ihn jetzt mit besonderer Auszeichnung und die Minister ten seinen Rath; überhaupt wurde das Vertrauen in die Petersburger Pos- on Seiten des Divans immer sichtbarer. Große Epoche hat seine Wirksam- ls bevollmächtigter russischer Minister seit 1826 bis zu seiner Abberufung r Pforte gemacht. Am 31. Oktober 1830 machte er dem türkischen Mini- m seine Abschiedsbesuche; er ward nach dem Tode des russischen Gesandten reussischen Hofe, des Grafen von Alopeus (13. Juni 1831), dessen Nach- . In dieser Eigenschaft hat er an den Besprechungen der Diplomaten im st 1833 Theil genommen.

**Ribeyro**, Bernardin, ein berühmter portugiesischer Dichter des 16. Jahr- rts, dessen Geburts- oder Sterbefahr man nicht genau anzugeben weiß, hatte r Jurisprudenz gewidmet und ward vom Könige Emanuel zum Kammer- ernannt. Am Hofe fand er den Gegenstand seiner Liebe, von dem er frei- ne Erwieberung hoffen konnte, der ihn aber zu seinen glühenden Liebesliedern t haben soll. Unter seinen poetischen Werken zeichnen sich besonders die t aus, welche zu den frühesten Versuchen dieser Gattung der Poesie in der effischen Literatur gehören und durch Wahrheit und Tiefe des Gefühls be- t, ob schon sie durchaus nicht den angenommenen Regeln dieser Dichtungsart t kften. Weniger bedeutend sind seine Lieder, die noch zu sehr in bereits t Formen eingeschnürt sind. Mehr Beachtung, als ihm seither geworden t, dient der unvollendete Roman „Menina e Moca“ („Ein kleines und un- t Mädchen“), der erste, nicht mißlungene, Versuch einer Verebelung der tischen Prosa in portugiesischer Sprache. Verworren, einförmig und lang- kann dieser Roman wohl mit Recht genannt werden, aber er ist nicht nur t der Versuch dieser Art, sondern auch als ein Denkmal der romantischen und

schwärmerischen Sinnesart der Portugiesen jener Zeit, merkwürdig. R. steht in der schönen Literatur Portugals an der Gränze des altnationalen und des neuern Geschmacks, der seit den ersten Decennien des 16. Jahrhunderts in Portugal durch Nachahmung des italienischen Stils sich zu bilden anfing. Der Roman R.s, welcher jetzt noch Leser findet, ist öfter (mit den Eklogen im Anhange) gedruckt, zuletzt in Lissabon 1785, 8.

Ricardo, David, einer der vorzüglichsten staatswissenschaftlichen Schriftsteller Englands, 1772 zu London geboren, beschäftigte sich, neben seinen einträglichen Geldgeschäften, aus Neigung mit der Nationalökonomie und erregte durch einige kleine Schriften über die Nationalbank bedeutendes Aufsehen. Nachdem er die israelitische Religion aufgegeben hatte und zur christlichen übergetreten war, kam er 1817 in die Kammer der Gemeinen und zeichnete sich bald durch treffliche Vorträge über die Staatswirthschaft betreffende Gegenstände aus. Obschon sich auf die Seite der Opposition neigend, war er doch stets in seinem Benehmen gemäßigt und bezweckte bei allen seinen Bemühungen einzig und allein das Glück und den Wohlstand seines Vaterlandes. Nicht selten wurde er von den Ministern bei den wichtigsten Angelegenheiten zu Rathe gezogen und immer ward seine, auf vielfache Beobachtung geknüpfte, Ansicht der Berücksichtigung werth gefunden. R. war sein ganzes Leben hindurch mit Börsenspekulationen beschäftigt und erwarb sich einen Reichthum von vielen Millionen; erst in seinem höhern Alter gab er diese anstrengende Beschäftigung auf und befaßte sich fast ausschließlich mit den Staatswissenschaften. Er starb am 11. August 1823 auf seinem Landgute Catcomb-Barf. Unter seinen wenigen, aber gehaltvollen Schriften zeichnen sich besonders die „Principles of political economy and taxation“ (London 1817, fünfte Ausgabe 1821, 8.; deutsch von C. A. Schmidt, Weimar 1821, 8.), durch Tiefe und Reichthum der Beobachtung aus. Sein unvollendeter „Versuch über die beste Einrichtung einer Nationalbank“ wurde erst nach seinem Tode gedruckt (London 1824, 8.). Der gegründetste Vorwurf, welchen man gewöhnlich seinen Schriften macht, ist Dunkelheit und Unverständlichkeit.

Riccioli, Giambattista, einer der berühmtesten Astronomen des 17. Jahrhunderts, geboren im Jahre 1598 zu Ferrara, trat, 16 Jahre alt, in den Jesuitenorden und studirte Anfangs vorzüglich Theologie und Philosophie, neigte sich aber später, auf Veranlassung seiner Oberen, entschieden zur Astronomie hin. Als Anhänger des alten Systems trat er bald als eifriger Gegner der neuen, von Copernicus und Keppler verbreiteten, Ansichten auf und bemühte sich, die Unhaltbarkeit des alten Systems wohl einsehend, ein neues, nach welchem Sonne, Mond, Jupiter und Saturn um die Erde wandeln, Venus, Merkur, Mars aber Satelliten der Sonne seyn sollten, aufzustellen. Natürlich konnte er dasselbe nicht mit Beweisen unterstützen und begnügte sich daher mit der Behauptung, diese Ansicht sei die einfachste und deshalb, da man ja doch nicht in's Klare kommen werde, die beste. Eine neue Messung der Erde gelang ihm eben so wenig, wie die Widerlegung des Copernicanischen Systemes; dagegen werden seine Beobachtungen des Mondes, besonders der Flecken desselben, deren er 600, also mehr als seine Vorgänger, entdeckte, noch jetzt geschätzt und bis heute bedient man sich seiner Nomenclatur. Außerdem stellte er höchst genügende Untersuchungen über den Ring des Saturn an und verfertigte eine, mit trefflichen Bemerkungen versehene, Liste aller, von den Historikern angeführten, Sonnenfinsternisse von 772 v. Chr. bis zum Jahre 1647. Er starb im Jahre 1671. Unter seinen Werken sind die bedeutendsten: „Almagestum novum, astronomiam veterem novamque complectens.“ Bologna 1651, ein Werk, welches Lalande einen wahren Schatz astronomischer Gelehrsamkeit nennt; ferner: „Astronomia reformata,“ ebendas. 1665, ebenfalls höchst wichtig durch die darin enthaltenen Beobachtungen; „Geographiae et hydrographiae reformatae libri XII,“ ebendas. 1661, mit ziemlich genauen Angaben der Längen- und Breitengrade; „Vindiciae calendarii Gregoriani,“ ebendas. 1666; „Chronologia reformata,“ ebendas. 1669, 3. Bde.; „Chronicon ab orbe condito ad annum

Christi“ 1668; und „Argumentum physico-mathematicum contra motum terrae iurnum etc.“ Benediq 1669.

Richard, Louis Claude Marie, einer der berühmtesten französischen Botaniker, wurde den 4. September 1754 zu Versailles geboren. Von seinem Vater, dem königlichen Gärtner zu Auteuil, einer Erziehungsanstalt zu Verona übergeben, zeichnete er sich durch Fleiß und Wißbegierde vortheilhaft aus und erwarb sich unter anderen auch eine bedeutende Geschicklichkeit im Zeichnen. Bereits in seinem 11. Jahre entwickelte sich in ihm, in Folge der häufigen Besuche ei seinem Oheim, Direktor des königlichen Gartens von Trianon, jene bald zur Leidenschaft werdende Neigung zur Botanik, die ihn 2 Jahre später veranlaßte, es väterliche Haus heimlich zu verlassen und nach Paris zu gehen, um hier seine Studien nach eigener Neigung zu betreiben. Unter den größten Entbehrungen (nenn 12 Franken monatlich, die ihm der wiederverehönte Vater zukommen ließ, konten nicht zureichend seyn) machte er einen Cours in dem Collège Mazarin und beschäftigte sich ausserdem mit Naturgeschichte und Zeichnen, mit letzterem als Hoberwerb. Bald verbesserten sich seine Umstände so sehr, daß er im Stande ar, zu einer Reise nach Südamerika, die er schon längst projectirt hatte, ansehnliche Summen zurückzulegen; doch kam ihm die Erfüllung seines Wunsches von ner Seite, wo er es nicht gedacht hatte, von der Akademie, die ihm auf die mpfehlung Jussieu's die Erforschung Guyana's und Westindiens auftrug. Er löste im Jahre 1781 ab, landete in Cayenne, durchreiste von hier aus zuvörderst es französische Guyana nach allen Richtungen mit der größten Genauigkeit und bißte sich dann nach Westindien ein, wo er Martinique, Jamaica, Guadeloupe nd St. Thomas durchforschte. Auch besuchte er die meisten der, am Eingange es Meerbusens von Mexico gelegene Inseln. Ueberall gleichmäßig allen Reichen er Natur seine Sorgfalt widmend, blieb doch das Pflanzenreich der Gegenstand :ines besondern Eifers; vorzüglich beschäftigte er sich viel mit der Analyse der Pflanzen, deren er mehr als 3000, größtentheils bis dahin unbekannt, sammelte. Nach achtjähriger Abwesenheit kehrte er im Jahre 1789 mit seinen kostbaren Sammungen und Zeichnungen aller Art nach Paris zurück, ward Lehrer der Botanik n der medicinischen Schule, dann Mitglied des Instituts und später auch Ritter er Ehrenlegion. Er starb den 7. Juni 1821. Seine Verdienste um die Botanik ind sehr groß, indem er besonders auf sorgfältige Analyse der Pflanzen zuerst mit ndeutete und theils eine Menge bis dahin unbekannter Pflanzen den Sammungen einverleibte, theils schon bekannten die richtige Stellen im Systeme anwies. Ueber seinen Werken nennen wir nur folgende: „Dictionnaire élémentaire de otanique. Analyse du fruit sousidéré en général“ (1808, ein höchst wichtges Werk, welches nur dem ähnlichen des berühmten Gärtner nachstehen möchte). Ferner: „Extrait d'une instruction pour les voyageurs naturalistes“; „Catalogue les plantes de Caienne“ und, außer dem, mehre Abhandlungen über einzelne Pflanzenfamilien, z. B. die Balanophoren, Butomeen, Cycaden u. a. m.

Richard von St. Victor, einer der berühmtesten Gelehrten des 12. Jahrhunderts, aus Schottland gebürtig, lebte im Kloster St. Victor zu Paris, wo er ein Schüler des berühmten Hugo (s. d.) war, dann Kanonikus und zuletzt Prior des Klosters wurde und als solcher 1173 starb. Er gehört zu den ausgezeichneten Mystikern, zugleich aber auch zu den scharfsinnigsten Denkern seiner Zeit und hat sich vorzüglich durch eine durchgedachte Entwicklung der Art, wie der Mensch schädlich zur unmittelbaren Anschauung gelangen könne, berühmt gemacht. Er nimmt nämlich 6 Stufen an: 1) Anschauung der Sinnenwelt und Auffassung usch die Einbildungskraft; 2) Hinzutreten des Verstandes durch Nachdenken darüber; 3) Sichtung des Stoffes durch die Vernunft; 4) Spekulation der reinen Vernunft im Ueberfinnlichen und Gränze der menschlichen Erkenntniß; 5) Belehrung durch die Offenbarung über übernatürliche Dinge; 6) Höchste Erkenntniß des Innern des göttlichen Wesens; eine Stufenleiter, welche er zwar von einem klaren Mystiker, Honorius von Autun im XI. Jahrhundert, entlehnt hat, welche

ihn aber hoch über alle Mytiker der folgenden und der neuesten Zeit „Opera,“ Venedig 1506, 8., Paris 1518, 8. Vergleiche Liebmann's „Spekulativen Philosophie,“ Bd. IV., S. 315 ff.

Richterand, Anthelm, ein bekannter französischer Chirurg, ward zu den 4. Februar 1779 geboren, studirte zu Paris und eröffnete im Jahre seine Vorlesungen mit Vorträgen über Physiologie, die ihm bald einen großen Beifall erwarben. 1800 wurde er Chirurg am Hospitale St. Louis, sowie Chirurgen-major der Pariser Nationalgarde; 1807 Professor der chirurgischen Pathologie an der medizinischen Schule, erhielt 1814 den Orden der Ehrenlegion, 1815 Aelztdiplom und wurde nach und nach Professor der operativen Chirurgie an der medizinischen Fakultät, Chirurgien en Chef am Hospitale St. Louis, Mitglied der königlichen Akademie der Medizin und vieler anderer gelehrter Gesellschaften sowie Ritter mehrerer ausländischer Orden. R. war wegen seines klaren Vortrages beliebter Lehrer; als Schriftsteller, trotz der großen Ansprüche, die er hierauf machte, kein selbstständiger Denker, sondern nur fleißiger Sammler, als operativer Chirurg durch seine kühne Operation auch dem größern Publikum bekannt, die er in einer Falle von Krebs durch Hinwegnahme mehrerer Rippenstücke und des darunter liegenden Brustfelles ausführte. Seine bekanntesten Schriften sind: „Nouveaux éléments de Physiologie,“ Paris 1801, 10. Ausgabe erschien 1833 in 3 Bänden.; „Nosographie chirurgicale,“ Paris 1803, 2 Bde., in der 5. Ausgabe unter dem Titel: „Nosographie et Thérapeutique chirurgicales,“ Paris 1814, 4 Bde.

Ridiger, oder Rüdiger, Andreas, geboren 1673 zu Rochlitz, empfing wegen seiner Armut erst mit dem 14. Jahre von einem Verwandten Unterricht in den gelehrten Sprachen, setzte diese Studien auf dem Gymnasium zu Oera fort u. studirte dann zu Halle Philosophie und Theologie. Hier fand er besonders an Thomast, dessen Kinder er unterrichtete, einen Gönner. Nachdem er Krankheits wegen Halle verlassen und sich wieder einige Zeit in Oera aufgehalten hatte, ging er nach Jena, um sein theologisches Studium fortzusetzen. Da ihm aber Privatunterricht, durch welchen er seinen Unterhalt zu gewinnen suchte, kein hinlängliches Auskommen gewährte, so begab er sich 1697 nach Leipzig. Hier nahmen seine Studien eine andere Richtung. Die Theologie gab er gänzlich auf, weil die in Halle gebildeten Theologen zu jener Zeit so verdächtig in Sachsen waren, daß R. auf keine Anstellung hoffen konnte. Er wandte sich also zur Jurisprudenz und, da ihm diese nicht behagte, zur Medizin, in welcher er auch 1703 zu Halle die Doktorwürde erwarb. Dabei setzte er jedoch das Studium der Philosophie immer fort. Auch waren seine ersten Schriften philosophischen Inhalts, z. B.: De usu et abusu terminorum; De virtutibus intellectuabilibus integritati suae restituti; De eo quod omnes ideas oriuntur a sensone; De novis ratiocinandi adminiculis etc. Wiewohl nun diese Schriften sowohl, als seine philosophischen Vorlesungen, vielen Beifall fanden, so fehlte es ihm doch auch nicht an Neidern und Gegnern. Ueberdies verlor er durch Diebstahl den größten Theil des kleinen Vermögens, das er sich gesammelt hatte, fiel in eine anhaltende Krankheit und sah sich auch durch den Einfall der Schweden in Sachsen genöthigt, wieder auf einige Zeit von Leipzig nach Halle zu gehen. Doch kehrte er, nachdem sich die Lage der Sachen etwas günstiger gestaltete, wieder nach Leipzig zurück u. fand nun hier, indem er theils philosophische Vorlesungen hielt, theils als Arzt praktisirte, ein besseres Geschick. Der Churfürst von Sachsen ernannte ihn zum Rathe und Leibarzt und zwei seiner dankbaren Schüler, deren Namen aber nicht bekannt geworden sind, beschenkten ihn jeder mit 2000 Thlr. — ein in seiner Art vielleicht einziges Beispiel. Zunehmende Kränklichkeit nöthigte ihn aber, zuerst seine Praxis, dann auch seine Vorlesungen aufzugeben und sich auf Schriftstellerei zu beschränken, bis er endlich im Jahre 1731 das Zeitliche segnete. Seine Hauptschriften sind: De sensu veri et falsi lib. IV., Halle 1709, 8., 2. Ausgabe, Leipzig 1722 4.; Philosophia synthetica, Halle 1707, 2. Ausgabe, unter dem Titel: Institutiones eruditionis, 1711, 8., 2. Ausgabe, 1717; Physica divina, recta via eademque inter superstitionem et

in media, ad utramque hominis felicitatem, naturalem atque moralem, Frankfurt a. M. 1716, 4.; Anweisung zur Zufriedenheit des Gemüths, 1721, 8.; Philosophia pragmatica, methodo apodictica et quoad ejus mathematica conscripta, Epj. 1723, 8. Wiewohl sich nun R. in allen diesen als einen ebenso scharfsinnigen, als gelehrten Denker zeigte, so wechselte oft in seinen philosophischen Ansichten und brachte es daher nie zu einer Eberzeugung und einem wohlgeordneten Systeme. Die meisten Verdienste hat um die Logik, besonders um die bis dahin sehr vernachlässigte Lehre von der Wahrheit, durch sein berühmtes, fast allein auf die Nachwelt gekommenes „De sensu veri et falsi,“ erworben. Doch findet sich auch darin manches Dunkle und Unklarheit, indem er häufig aus der Logik in das Gebiet der Metaphysik hinübertritt. Empfindung und Wirklichkeit (sensus et realitas) sind ihm die letzten Elemente der Philosophie. Er war also eigentlich dem Empirismus und Sensualismus ergeben und neigte sich eben deswegen auch zum Materialismus. Die Natur erklärte er nämlich für ausgedehnte Wesen, wie alle erschaffenen und unerschaffenen Dinge; die Körper aber unterschied er sowohl von den Seelen, als von dem Aether überhaupt, durch ihre Elasticität. — Mathematik u. Philosophie unterschied sich nach ihm dadurch, daß jene sinnlich oder anschaulich, diese bloß intellectuell beweist. — In der Physik oder Naturphilosophie wollte er mit Descartes die Prinzipien der lebendigen oder belebten vereinigen. Daher setzte er die Seele, Aether oder Licht, Luft und Erde als die 4 Hauptprinzipien an, wiewohl er späterhin die Erde als Prinzip wieder aufgab und sich mit dem Aether begnügte. — Diese u. andere Lehren verwickelten ihn in viele Streitigkeiten mit anderen Gelehrten. Der Mathematiker Georg Friedrich Richter z. B. erklärte R.'s System für einen eben so sinnreichen Traum, als Descartes. (Siehe: Scriptum apologeticum adversus injurias thomsonianas germanas eruditius confodiendas traditas, Frankfurt 1717.) — R. aber verteidigte sich nicht bloß selbst im Anhang zu einer neuen Ausgabe seiner Physik, sondern es nahm auch der Jesuit Joseph Maria Barbiarius zu Löwen für R. Theil an diesem Streite durch die: Veritas philosophiae cartesianae evicta inventis philosophi germani quem a censura calumniosa professoris mathematici (Richter's) vindicat; in dieser wieder herausgab: Vindiciae objectionum et responsionum ad notas thomsonianas, Leipzig 1718, 4. — So kam auch R. mit Wolff über das Wesen der Seele und besonders über die prästabilierte Harmonie in Streit, indem jener behauptete, daß sie die Freiheit des menschlichen Willens gefährde. Vergl. Wolff's Meinung von dem Wesen der Seele und eines Geistes, Leipzig 1727, 8. (die Schrift ist nicht von Wolff, sondern von R.). — Hierosolymitanische Erinnerungen auf die Gegenmeinung R.'s, Leipzig 1728, 8. vergliche Hoffmann a. G.

Riebel, Valentin von, Bischof von Regensburg, geboren zu Lamerdingen in der Diözese Augsburg, den 15. Februar 1802, studirte zu Augsburg, Bamberg und Dillingen und ward 1825 zum Priester geweiht. Nach 3jähriger Mission erhielt er die Predigerstelle zu St. Martin in Landsbut und 1832 die Pfarrstelle zu St. Michaels-Hofkirche in München, von wo aus er 1838 als Diözesan-erzbischöflichen Skriptal-Seminars nach Freysing berufen wurde. Hier wirkte er, bis zu seiner Erhebung auf den bischöflichen Stuhl von Regensburg im Jahre 1841. Die Errichtung eines Diözesan-Knabenseminars, nach Vorschrift des Concils von Trident, so wie die Einführung der geistlichen Uebungen für die Jugend und Volk ist sein Werk. König Max II. ehrte ihn durch Verleihung des Ordens der bayerischen Krone.

N. N.

Riebelkapelle, eine kleine, ehemalige Kapelle bei Hundersingen an der Donau, im württembergischen Donautraie. Sie wurde im 16. Jahrhundert erbaut und erst vor etwa 20 Jahren niederge-

Ihre Entstehung erzählt uns die Geschichte auf folgende Weise: Graf Felix v. Werdenberg hatte einen unverföhnlichen Haß auf den Grafen Andreas v. Sonnenberg, Truchsess zu Waldburg u. Herrn der Grafschaft Frieberg-Scheer, geworfen weil dieser ihn bei der Hochzeitsfeier des Herzogs Ulrich von Württemberg mit Sabin von Bayern in Gegenwart sämmtlicher Gäste lächerlich zu machen suchte. Graf Felix, von Geburt ein kleiner Mann, soll nämlich beim Kirchenzuge die fürkünd Braut etwas zu hoch geführt und Graf Andreas ihm deshalb zugerufen haben „Hoch genug, mein Werdenberg!“ Felix, über diesen Spott entrüstet, schwor seinem Gegner Rache, allein dieser fuhr im vorigen Tone fort: „Was wirst du Studentlein, mir thun? Wenn ich dir meine Finger zwischen die Zähne legt würdest du nicht einmal das Herz haben, zu beißen!“ Werdenberg fühlte sich durch diese freche Rede noch mehr erbittert; um aber die Tafelfreuden nicht zu fören versuchte Herzog Ulrich, die Feinde zu versöhnen. Scheinbar gelang dies auch doch nur furchtbarer glimmte unter der Asche das lange verhaltene Feuer. Es war am Abende des 11. Mai 1511, als Andreas, in Begleitung seines Kaplan u. dreier Knechte, von seiner Burg Bussen nach dem Schlosse Scheer zurückkehrte Felix, der Kunde davon erhalten hatte, lauerte ihm mit mehren Bewaffneten in der Nähe der Straffe auf, um das Werk seiner Rache auszuführen. Als nun Andreas sorglos seines Weges daher geritten kam, stellte sich der Werdenberg ihm trotzig entgegen und fiel den keines Widerstands Gewärtigen mit bewaffneter Hand an. Der wehrlose Andreas wollte sein Heil in der Flucht suchen, stürzte aber bei der Dunkelheit in einen Graben und wurde hier, trotz der Bitten des Kaplans, der sich auf seinen Herrn geworfen hatte, jämmerlich von Felix und dessen Knechten erschlagen. Der Leichnam des Ermordeten wurde hierauf nach Scheer gebracht, an der blutigen Stelle aber, zum Gedächtniß der Freveltthat, die oben erwähnte Kapelle erbaut, um daselbst Messen für die Seele des Hingeworfene zu lesen. Im Anfange dieses Jahrhunderts hatte sie ein Eremit zu seinem ständigen Aufenthalt gewählt; eines Tages aber fand man ihn an der Stelle, wo er viele Jahre ruhig verlebt hatte, ermordet, ohne daß bis jetzt der Grund ausgemittelt werden konnte.

Niegg, Ignaz Albert von, Bischof von Augsburg, war am 6. Jul 1767 zu Landsberg geboren, einer altbayerischen Stadt, welche damals zur Diözese Augsburg gehörte. Seine Eltern waren nicht sehr bemittelte Bürgerleute, ihre Gewerbes Weißgerber und hatten 20 Kinder zu ernähren. Nach vollendeten Gymnasialstudien trat er am 15. Oktober 1785 in das Kloster der requirirten Chorherren des hl. Augustin zu Bolling und legte am 6. Juli 1788 die Gelübde ab. Seine Vorliebe für Physik und Mathematik erwarb ihm die Aufsicht über das physikalische Kabinet und über das wohl eingerichtete Observatorium. Schon ein Jahr nach empfangener Priesterweihe ward K. 1794 als Professor der Physik u. Mathematik nach Neuburg an der Donau berufen und erhielt 1798 das Rektorat des dortigen Schulhauses; 1799 statt der Professur die Direktion über das adelig und akademische Collegium und über das Studentenseminar. Nach erfolgter Säkularisation ward ihm am 1. Juni 1803 die Pfarrei Allersberg verliehen und gestattet, sie durch einen Vikar zu versehen; am 25. Oktober desselben Jahres kam seine Ernennung zum Oberschul- und Studiencommissär der Provinz Neuburg, mit dem Range eines wirklichen Collegialrathes. Auch die Stadtpfarrei Monheim ward ihm am 6. Dezember 1804 zu Theil, mit derselben Begünstigung, sie durch einen Stellvertreter verwalten zu lassen. Seit dem 6. Sept. 1805 war er bei der kgl. Landesdirektion zu Neuburg Referent in Schulsachen, ward indes schon am 30. August 1806 dieses Amtes enthoben und, zum Beweise der königlichen Zufriedenheit mit seiner Geschäftsführung, mit dem Charakter eines wirklichen geistlichen Rathes beehrt. Er widmete sich nun der persönlichen Leitung seiner Pfarrei Monheim und trat hier in sehr freundschaftliche Verhältnisse mit dem dortigen **Sandrichter** Johann Adam von Reisach und dessen Bruder, dem nachmaligen **Collegialcommissär** des Allerkreises, Karl Grafen von Reisach. Am 28. August 1801



zum geistlichen Commissariate des Ilterkreises berufen, übertrug man ihm zugleich die Interiuchungscommission der geistlichen Angelegenheiten in Borsarlberg. 1817 erhielt R., auf warme Empfehlung des Fürsten von Brede, die Dom- und Stadtscharrrei zu Unserer Lieben Frau in München u., nach Errichtung des Erzbisthums München-Freyburg, 1821 ein Kanonikat. Max Joseph belohnte sein verdienstvolles Wirken mit dem Ritterkreuze des Civilverdienst-Ordens der bayerischen Krone und erhob ihn 1824 auf den erledigten Bischofsstiz Augsburg. Am 1. Juli 1824 zu München consecrirt und am 18. Juli in seinen Sprengel feierlich eingeführt, begann er seine segensreiche Amtsführung mit zweckmäßiger Einrichtung des Merkfalsseminars in Dillingen. Um sich eine genaue, unverfälschte, us eigener Anschauung hervorgegangene, Kenntniz von seiner Diözese zu verschaffen, unternahm er die sorgfältigste Bistitation seines weitausgedehnten Bischofsprengels, so, daß kein abgelegenes Dorf war, das er nicht besuchte. In die aperiischen Ständerversammlung wurde er 1825 als Reichsrath berufen und von König Ludwig 1830 zum Commandeur des Civilverdienstordens erhoben. Für Herstellung des Benediktinerstiftes in Augsburg hat seine eifrige Mitwirkung und Begutachtung wesentlich beigetragen. Da die bayerischen Geistlichen keine sonderliche us zeigten, in das Benediktinerkloster zu treten, machte er im Mai 1835, versehen mit Empfehlungen des Königs Ludwig an den Kaiser von Oesterreich und a Begleitung des ernannten Abtes Barnabas Huber, eine Reise in die österrichischen Staaten, um Ordensmitglieder für Bayern zu gewinnen. Am 5. November 1835 erfolgte die feierliche Eröffnung der Benediktinerabtei zu St. Stephan, wobei der damalige Minister, Fürst von Dettingen Wallerstein, nach angemessener Handrede dem Stifte eine Schenkung von 64.000 fl. aus des Königs Kabinettsfonds dieser Anstalt fließenden, Renten in ein eigen dotirtes Knabenseminar, überab. — Im Winter 1835 befiel R. eine schwere Krankheit; die Heilquelle von Bastein äusserte keine günstige Wirkung; am 9. Juli kehrte er krank, wie zuvor, nach Augsburg zurück und unterlag dem Tode am 16. August 1836, nachdem er urz zuvor, an einem Sonntage Nachmittags den 7. Aug., sich öffentlich die Sterbekramente ertheilen ließ. Zur Ausschmückung seines Grabmales in der Domkirche, er St. Gertrudenscapelle gegenüber, vermachte er ein vortreffliches italienisches Gemälde: „Christus unter der Last des Kreuzes erliegend“. Als Bischof führte R. eine strenge Disciplin über die Geistlichkeit seines Sprengels; zur Verbesserung er Liturgie ließ er eine neue Ausgabe des Diözesanrituals besorgen; vom Domern Schmid einen neuen Katechismus für den Religionsunterricht abfassen, wie r denn selbst 1834 vom Könige zum Vorstande der Commission zur Prüfung und lsbaffung zweckmäßiger Lehrbücher für die Volksschulen in Bayern ernannt wurde. Ingeachtet der Gegenbemühungen des königl. Generalkommissärs, Grafen von Drechsel, setzte er die Trennung des Gymnasial-Unterrichtes in Augsburg nach den onfessionen durch u. veranlaste die obige Uebergabe des katholischen Gymnasiums n die Benediktiner von St. Stephan.

Cm.

Ringels, Johann Nepomuk, von, königlich bayerischer Geheimerrath, Ibrmediinalrath, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Universitätsprofessor zu München, wurde geboren den 16. Mai 1785 im oberpfälzischen Markte Schwarzhofen, erhielt den ersten Unterricht in der Cisterzienser-Klosterschule zu Balderbach am Regen, kam 1798 in das Studienseminar zu Amberg und vollndete hieselbst seine Gymnasial- und Lyzeal-Studien 1804, stets der Erste unter den Mitschülern. 1805 bezog R. die Universität Landshut, um sich dem Studium der Naturwissenschaften, der Philosophie und der Heilkunde zu widmen; 812 wurde er zum Med. Dr. promovirt und begab sich hierauf zu seiner weitem Ausbildung nach Wien, wo er ein volles Jahr zubrachte. Im Herbst 1813 verastete R. das Physikat Wohenstrauß in der Oberpfalz; 1814 brachte er in Bern mit praktischen Studien zu; 1815 folgte er der bayerischen Armee nach Frankreich, übernahm die Leitung des bayerischen Feldspitals in Montargis und

nach dem Friedensschlusse nach Paris, von wo er im nächsten Frühjahre über Belgien und den Unterrhein nach Würzburg und von da nach München zurückkehrte. 1816 im Herbst erhielt N. die Erlaubniß zur Ausübung der ärztlichen Praxis in München; 1817 wurde er Primararzt im allgemeinen Krankenhause und begleitete noch im selben Jahre den Kronprinzen, nachmaligen König Ludwig von Bayern, als Reisearzt nach Italien. Zurückgekehrt 1818, wurde N. Medizinalrath bei der Regierung des Isarkreises und Assessor des Medizinal-Comité in München. 1820 u. 1823 begleitete N. wiederholt den Kronprinzen nach Italien, 1826 wurde er Obermedizinalrath und Referent der medizinischen Angelegenheiten in Bayern, 1827 ordentlicher Professor der speziellen Pathologie und Therapie u. der medizinischen Klinik an der, von Landshut nach München verlegten, Ludwig-Marimilians-Universität und 1833 Ministerialrath und Vorstand des Obermedizinalausschusses. 1834 war N. Rektor der Universität und erhielt während des Rektorats mit dem Civilverdienstorden der bayerischen Krone den persönlichen Adel; 1836 war er Deputirter der Universität zur Ständeversammlung; 1841 wurde er zum Geheimen Rathe ernannt. — N. hat, wie alle hervorragenden Persönlichkeiten, viele Feinde auf politischem, wie auf wissenschaftlichem Gebiete. Ausgebreitete, tiefe Gelehrsamkeit und hohe Redlichkeit hat ihm Niemand bestritten. — Seine wissenschaftlichen Ansichten hat er niedergelegt in: „System der Medizin, ein Handbuch der allgemeinen und speziellen Pathologie und Therapie; zugleich ein Versuch zur Reformation und Restauration der medizinischen Theorie und Praxis“, Regensburg 1841.

E. Buchner.

Nittenhause, David, ein origineller, nordamerikanischer Astronom, geboren den 8. April 1732 zu Germantown in Pennsylvanien, ward, seinen besondern Unterricht genießend, sogleich zum Ackerbau bestimmt. Aber schon als Ackerknecht zeichnete er ganz für sich mathematische Figuren und verfertigte allerlei Maschinen und hölzerne Uhren. Seine Eltern thaten ihn daher zu einem Uhrmacher in die Lehre, wo er auch die Verfertigung mathematischer Instrumente lernte. Sein mechanisches Genie entwickelte sich schnell. Aber, damit nicht zufrieden, las er in nächstlichen Stunden mathematische Bücher u. lernte ganz für sich allein die Rechenkunst und höhere Analysis. Nach solchen Vorbereitungen studirte er Newton's Prinzipia, suchte überdies die Sternbilder kennen zu lernen u. dem Laufe des Mondes und der Planeten zu folgen, verfertigte auch ein Planetarium ganz nach eigener Erfindung, welches in dem mathematisch-physikalischen Cabinet der Universität von Pennsylvanien aufbewahrt wird. N.'s Verwandte und Bekannte, vorzüglich Dr. Smith, sein Schwager Barton, John Lukens und Franklin, würdigten ihn nun ihres freundschaftlichen Umganges und trugen nicht wenig zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung bei. Denn nie hatte N. Zeit und Gelegenheit gehabt, eine Akademie zu besuchen, aber doch in der Philosophie und in Sprachen gründliche Kenntnisse sich erworben. Er hatte sogar dichterische Anlagen und Talent für Musik und war in der europäischen Literatur nicht fremd. Er zog 1770 nach Philadelphien, wo er sein Gewerbe als Uhr- und Instrumentenmacher trieb. Bald nachher wurde N. Mitglied der amerikanischen Gesellschaft der Wissenschaften. Als 1769 sich der merkwürdige Vorübergang der Venus vor der Sonne ereignen sollte, ward N., mit den nöthigen Instrumenten ausgerüstet, nach Noriton (Grafschaft Montgomery) geschickt, um diesen Durchgang zu beobachten. Dasselbst erbaute er sich eine Sternwarte und beobachtete nicht nur diesen Vorübergang der Sonne, sondern auch einen des Merkur vor der Sonne den 9. November 1769, nebst der Längen- und Breitenbestimmung von Noriton, meisterhaft. Eine Menge seiner Beobachtungen, auf der Sternwarte des Staatshauses zu Philadelphien angestellt, stehen in den „Americains transactions.“ 1769 wurde N. von einer Commission zu einer Gränzberichtigung zwischen Newjersey und New-York gebraucht, ferner 1779 zum Commissarius ernannt, die streitige Gränze zwischen Pennsylvanien und Virginien zu berichtigen und die wahre Scheidungslinie zwischen den Landeigenthümern beider Provinzen festzusetzen. N. bewirkte 1785 die Verlängerung der

emporar-Linie, die von Virginien als Gränzcheidung angenommen wurde, hatte 1784 fünf Grade der Länge vom Delawarestrom an zu messen, um die westliche Gränze von Pennsylvanien festzusetzen u. berichtigte 1786 die nördliche, welche Pennsylvanien von New-York scheidet und mußte 1777 die heftige Streitigkeit gegen den, 1774 von dem Statthalter Hutchinson gezogenen und vom Könige bestätigten, westlichen Gränzlinie zwischen Massachusetts und New-York schlichten. Hiedurch erwarb er sich das Vertrauen seiner Mitbürger in einem so hohen Grade, daß man ihm das wichtige Amt eines Schatzmeisters von Pennsylvanien übertrug, welches er von 1777—1780 mit der gewissenhaftesten Redlichkeit mit mathematischer Ordnung zur höchsten Zufriedenheit des Senats verwaltet hat. Er widerfuhr ihm die ausgezeichnete Ehre, nach dem Ableben Franklin's an dessen Stelle zum Präsidenten der amerikanischen Gesellschaft der Wissenschaften ernannt zu werden. Endlich übertrugen ihm 1792 die vereinigten nordamerikanischen Staaten auch die Direktion ihres Münzwesens; allein er verwaltete diese Stelle nicht lange. Schon 1795 mußte er sie wegen seiner leidenden Gesundheit und wegen zunehmender Schwäche wieder niederlegen und starb zu Philadelphia den 2. Juni 1796.

**Rizzi, Sebastiano**, ein ausgezeichnete italienische Historienmaler der lombardischen Schule, geboren 1659 zu Belluno, hatte Cervelli zum Lehrer und bildete sich später nach den Meistern der bolognesischen, römischen u. venetianischen Schule. Er suchte die Styl aller Schulen anzueignen, erwarb sich dadurch zwar keine gewisse Eigenthümlichkeit, versiel aber in Manier, von der er sich auch nie wieder trennen konnte. Seine Werke, deren eine große Anzahl vorhanden ist, finden sich überall in Europa, da er von Venedig, seinem festen Aufenthaltsorte, häufig Reisen nach Deutschland, Frankreich und England unternahm. Unter die berühmtesten gehören: die Himmelfahrt Christi (in London), ein Kindermord (zu Venedig), ein Raub der Sabinerinnen (zu Rom), ein heiliger Gregorius (zu Bergamo) und eine Himmelfahrt Maria's (in Wien). Die Composition R.'s ist natürlich, oft geistreich und sehr mannigfaltig, das Colorit aber, obgleich es auf den ersten Anblick besteht, häufig unwahr (jezt an den Delgemälden ziemlich verschwärzt), die Zeichnung bei näherer Betrachtung incorrect, auch die Dreiparthe meist überladen und schwach. R. starb 1734 zu Venedig. — Sein Neffe, **Marco R.**, geboren 1676 zu Belluno, gestorben 1726 zu Venedig, galt für einen der besten Landschaftsmaler seiner Zeit.

**Robert, Ernst Friedrich Ludwig**, ein geschätzter deutscher Dichter der neuen Zeit, den 16. Dezember 1779 zu Berlin geboren, widmete sich, nachdem die nöthigen Vorstudien auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt beendigt hatte, der Universität daselbst und dann zu Halle den philosophischen Wissenschaften und machte darauf zu seiner weitern Ausbildung eine Reise durch Deutschland, Holland und Frankreich. Nach seiner Heimkehr versuchte er sich, ohne um eine Stellung nachzusehen, in der Poesie und lebte in einer unabhängigen, ihm von den politischen Verhältnissen gewährten Ruhe. Erst die allgemeine Bewegung im J. 1813 führte ihn zur Theilnahme an der Politik und er bewies durch die Uebernahme einer Gesandtschaft in das südliche Deutschland seine Tauglichkeit zum Geschäftsleben genügend. Nach der Wiederherstellung der Ruhe zog er sich wieder zum Privatleben zurück u. hielt sich von da an, stets mit literarischen Arbeiten beschäftigt, abwechselnd in Berlin und in Karlsruhe auf. Unter seinen Werken ist die Tragödie: „Die Nacht der Verhältnisse“ (Tübing. 1819, 8.) das bedeutendste. Was ihr nennen wir: „die Kämpfe der Zeit“ (ebendasselbst 1817, 8.), welche ein anschauliches Bild des Lebens und Treibens während der Befreiungsjahre Deutschlands geben. Außerdem sind noch zu erwähnen: „Die Sphären, eine Tragedie“ (Leipzig 1804, 8.), das Trauerspiel „Die Tochter Jephtha's“ (Tübingen 20, 8.); die satyrischen Poesien: „Cassius und Phantasus“ (Berlin 1824, 8.); „Robert in höheren Sphären“ (Karlsruhe 1826, 8.); „Der Berliner in Spanien“ (Berlin 1829, 8.) und die Tragödie: „Omaffis, oder Joseph in Aegypten“

Daour-Formian (Berlin 1808, 8.). Auch seine kleineren Gedichte, welche Musenalmanachen und Zeitschriften zerstreut sind, verdienen Beachtung. Als Leistungen zeichnen sich vorzüglich durch Klarheit, Kürze und Kraft des Ausdrucks so wie durch meisterhafte Leichtigkeit des Verstandes aus. Sein poetisches Talent offenbart sich indessen am Glänzendsten in seinen epigrammatisch-satyrischen Versuchen.

**Robinet**, Jean Baptiste, ein französischer Naturphilosoph, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein System der Natur aufstellte, welches zu seiner Zeit viele Aufmerksamkeit erregte. Durch dasselbe wollte er zuerst eine Art von Theodicée aufstellen, nach welcher er das physische und moralische Uebel in der Welt nicht aus einer bloßen Zulassung Gottes erklärte, sondern behauptete, das Uebel sei mit dem Guten kraft einer metaphysischen Nothwendigkeit in einer engeren Welt verbunden; es finde daher ungefähr eine gleiche Summe von beidem statt, so daß Eines dem Andern das Gleichgewicht halte und daraus eben die Harmonie des Ganzen entspringe. Sodann wollte er zeigen, daß alles in der Natur vom kleinsten bis zum größten Körper, nach denselben Prinzipien der Erzeugung oder Fortpflanzung entstehe, so daß immer Eines das Andere hervorbringe und eben dadurch jedes in seiner Art oder Gattung erhalten werde. Ferner wollte er gleich manchen brittischen Moralphilosophen, die Sittlichkeit aus einem gewissen Instinkte ableiten, die er auch den sechsten Sinn nannte, der aber nicht, wie die übrigen fünf Sinne, bloß zum Gebrauche des einzelnen Menschen dienen sollte, sondern für die ganze Menschengattung zur Richtschnur bestimmt wäre, so daß auch die Existenz der bürgerlichen Gesellschaft und der sie regelnden Gesetzgebung davon abhänge. Endlich wollte er sogar eine Physik der Geister aufstellen, in welcher die Theorie von den geistigen Thätigkeiten, analogisch nach den Regeln der Optik im Akustik, als unveränderliche Prinzipien, konstruirt werden sollte, wobei er es dahin gestellt sein ließ, welches eigentlich das Wesen und der Ursprung der denkenden Substanzen sei, welche man Geister nenne, indem sich darüber nur mehr oder weniger wahrscheinliche Vermuthungen aufstellen ließen. Sein angeblich neues Natursystem war also ein seltsames Gemisch von Physik und Metaphysik, Sensualismus und Intellektualismus. Vgl. sein Werk: *De la nature*, Amsterdam 176 bis 1768, 5 Bde., 8. und *Vue philosophique de la gradation naturelle des formes d'être, ou les essais de la nature qui apprend à faire un homme* Amsterdam 1767, 2 Bde., 8.

**Kochon**, Alexis Maria de, ein, besonders um die Natur höchst verdienter französischer Astronom und Mathematiker, geboren den 21. Februar 1741 zu Brez, widmete sich früh dem geistlichen Stande, beschäftigte sich aber fast ausschließlich mit den mathematischen und astronomischen Wissenschaften, die ihm so mancher wichtige Bereicherung zu verdanken haben. Bereits im Jahre 1765 war er zu Bibliothekar der königlichen Marineschule zu Brest und 1766 zum Astronom der Marine ernannt worden, worauf er im Jahre 1767 den, als Botschafter nach Karoffo gehenden, General Breugnon begleitete, um während der Fahrt verschiedene astronomische Beobachtungen, unter anderen über die Entfernungen der Gestirne von dem Monde, anzustellen. Im folgenden Jahre untersuchte er die, zwischen den Inseln Isle de France und Bourbon u. den indischen Küsten liegenden, Inseln und Klippen, wobei er z. B. eine über 20 französische Meilen lange Klippe auf fand, besuchte Madagaskar, später die Malediven u. die Küste Malabar u. kehrt dann von Isle de France aus nach Paris zurück. Zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften ernannt, nahm er im Jahre 1771 Theil an der Expedition Kerguelen's, verweilte 1772 eine Zeit lange auf dem Kaplande, stellte dann an der Insel Ascension einige Versuche zur Messung der Meerestiefe mit einem von ihm selbst erfundenen Instrumente an und segelte hierauf im Jahre 1773 wieder nach Brest zurück. In Anerkennung seiner Verdienste ward er im Jahre 1777 Aufsicht des physikalischen und optischen Kabinetes des Königs ernannt, welches ihm genug Zeit zu seinen wissenschaftlichen Bestrebungen übrig lie

nderen beschäftigte er sich angelegentlich mit einem Projekte, die innere  
 hrt mehr in Aufnahme zu bringen und mehre seiner Vorschläge erhielten  
 fall der Regierung, wenn sie auch, anderer Verhältnisse wegen, nicht zur  
 ung gebracht werden konnten. Ueberhaupt wurde er von dem Seeministe-  
 ufzig mit wichtigen, auf die Schifffahrt Bezug habenden, Arbeiten und Un-  
 ngen beauftragt u. auch nach dem Ausbruche der Revolution fuhr man fort,  
 ifseitigen Kenntnisse zu benützen. Er ward Direktor des Observatoriums  
 l, später aber nach Paris berufen, wo er im Jahre 1805 eine Wohnung  
 re erhielt. Doch sah er sich nach der Zeit auffällig zurückgesetzt und zog  
 vor, in der Einsamkeit fortan rein wissenschaftlichen Bestrebungen zu leben.  
 in denselben überraschte ihn der Tod, im Jahre 1817 den 5. April. —  
 nuptverdienst K.'s besteht in dem, während seiner Laufbahn sichtbar hervor-  
 Bestreben, die mathematischen und physikalischen Wissenschaften in der  
 nützlich und erfolgreich anzuwenden und in dieser Hinsicht hat er besonders  
 tische Technit ansehnlich bereichert. Uebrigens ist er der Erste, welcher die  
 Strahlenbrechung zu mehrfachem praktischen Behufe anwandte; auch  
 er zuerst auf die Verarbeitung des Platina zu verschiedenen nautischen In-  
 :en und zu Teleskopspiegeln aufmerksam. Endlich ist er auch der Erfin-  
 Diasporameters und eines eigenthümlichen Mikrometers. Die schriftlichen  
 : K.'s sind sehr zahlreich. Wir nennen hier nur: „Opusculus mathemati-  
 -Brest 1768; „Nouveau voyage à la mer du Sud etc.“, Paris 1783 und  
 es à Madagascar et aux Indes-orientales“, Paris 1791, 4. Aufl. 1707,  
 von Forster, Berlin 1792.

obbe, Dorothea (Vgl. den Art. Schläger 3) im Hauptwerke), geboren  
 ingen 1770, besaß von Natur viel Entschlossenheit, Lebhaftigkeit und na-  
 : Wig, sowie insonderheit die seltene Gabe, durch bloße Uebung fremde  
 n in kurzer Frist fertig reden zu lernen. So sprach sie, kaum 16 Jahre  
 nzösisch, englisch und italienisch fast mit gleicher Fertigkeit. Dazu war sie  
 , sich mit ihren geistigen Vorzügen nicht zu brüsten und unter Männern  
 t gelehrtens Brocken um sich zu werfen. Hierdurch gelang es ihr, sich in  
 umberung geltend zu machen. Vorzüglich glänzte sie zu jener Zeit, als die  
 von England Göttingen durch ihre Gegenwart verschönerten und eine be-  
 Anzahl von fremden, jungen, reichen und hochgebildeten Edelkuten dahin  
 Es fällt in diesen Zeitraum ihre Erhebung zur Doktorwürde (1787) und  
 jandelte sie als einen „public character.“ 1781 begleitete sie ihren Vater  
 er (s. d.) auf seiner Reise nach Italien und fand wegen ihrer seltenen  
 allenthalben die schmeichelhafteste Aufnahme. Wenige Jahre nachher be-  
 h ein geistvoller, reicher, englischer Baronet um Dorothea's Hand; allein  
 Hindernisse, weil der Vater ungemein vorsichtig zu Werke ging und bis  
 itigung derselben Verlobung und selbst das Brieffschreiben verbot. Der  
 ging auf Reisen und ließ Nichts weiter von sich hören. Dorothea aber,  
 dington Gehorsam gegen ihren Vater gewohnt, ertrug mit stiller Ergebung,  
 r strenger Wille über sie beschloffen hatte. Als sie 1790 ihren Vater  
 r Reise nach Lübeck begleitete, geschah es, daß der dortige Senator Kobbe  
 i ersten Anblick in sie verliebte. Kobbe stammte aus einem alten u. reichen  
 ndgeschlechte, war gebildet, reich u. freigebig. 1791 wurde die Vermählung  
 i. Aber Dorothea's, durch diese Verbindung äußerlich glänzend gewor-  
 ge hatte auch ihre Schattenseiten. Das Leben in einer Reichsstadt war  
 ; anderes, als das auf einer blühenden Universität; der Umgang mit den  
 ; vornehmer Kaufherren ein anderer, als der mit Adelligen u. Gelehrten. Was  
 u in Italien und nachher in Göttingen erlebt hatte, fand keine entsprechen-  
 gleichungspunkte in ihrer neuen Umgebung; was sie mit mancher Qual  
 ed gelernt, war ihrem Manne und dessen kaufmännischer Bildung fremd:  
 u konnte eine gewisse Förmlichkeit des gesammten Daseins ihren lebhaften  
 werthlich befriedigen. Sie ward Mutter von 3 liebenswürdigen Kindern

widmete sich ganz ihrer Erziehung; sie lebte höchst einfach, bequem-bürgerlich (gleich Kobbe sich späterhin adeln ließ), nie verschwenderisch; genoß des Umganges weniger Freunde, besonders des täglichen von Carl Willers, der sich im Kobbe'schen Hause aufhielt und dort seine schriftstellerischen Werke ausarbeitete. Sie machte von Zeit zu Zeit Reisen nach Göttingen und Paris. Bei den Staatsgeschäften ihres Mannes, der zu diplomatischen Unterhandlungen mit Frankreich gebraucht wurde, bei seinen Gutskäufen in Mecklenburg, bei seinen vielen Häuserkäufen der Stadt, ward sie um ihre künftige Existenz besorgt, zumal, als der Zeitpunkt herannahete, wo der Vater mit seinen Kindern erster Ehe sich auseinander setzen mußte. — Am dem furchtbaren 6. November 1806 ward zwar ihr Haus durch Willers Muth und Geistesgegenwart vor Plünderung geschützt, aber der sinkende Wohlstand Lübecks begann mit diesem Augenblicke. Kobbe, ungeachtet er sich benahe von allen kaufmännischen Geschäften zurückgezogen, war, wie es scheint, sehr in Schuld des Pariser Handlungshauses Courton gerathen und von diesem außerordentlich bebrückt und sogar mit rohen Gewaltstreichungen bedroht, welche in der damaligen Zeit französische Behörden und Parteien sich gegen Deutschland erlaubt. Er mußte sich 1810 zahlungsunfähig erklären und nur vermöge großer und etlicher Opfer durch die ältesten Söhne erster Ehe gelang es, einen Vergleich in Paris Stande zu bringen. Inzwischen war die Masse sehr gering u. Dorothea's Vater ein Jahr zuvor gestorben. Nach einem Gewohnheitsrechte in Lübeck verfiel sämmtliche Habe der beerbten Ehefrau zur Concursmasse. Diese machte deshalb Anspruch auf Dorothea's väterliches Erbtheil in Göttingen u. auf das zugesicherte Wittthum, welches in einer Lebensversicherung für 100,000 Mark Banco bei einer englischen Anstalt bestand und für welche jährlich 1500 Rthlr. gezahlt werden mußten. Kobbe hatte allerdings die Verbindlichkeit eingegangen, sobald er den Nießbrauch des Vermögens seiner Kinder erster Ehe erhalten würde, jene Summe baar zu deponiren. Das war unterblieben und Dorothea gerieth nun in Gefahr mit ihren Kindern um Alles zu kommen. Ihre Freunde zeigten die Ungerechtigkeit des Gesetzes, selbst juridisch die falsche Auslegung der Gesetzesworte, welche Gewohnheit geworden; der Massenanwalt, obgleich früher ein unterthäniger Hausfreund der Familie, bestand auf seiner Forderung und suchte sogar sich durch berrathung der Lebensversicherungspolice zu bemächtigen, welches mißlang. Frau v. Kobbe hätte sich gegen diese Ungerechtigkeit verwahren können, wenn sie Zeiten vor Gericht der Gütergemeinschaft mit ihrem Manne entsagte. Das war aber zugleich ein stillschweigendes Geständniß gewesen, sie glaube ihren Gewinn nicht fern vom Bruche und sie hatte sich nie dazu entschließen mögen. Nach vielen Verdrüßlichkeiten blieb sie endlich im Besitze ihres väterlichen Erbtheils, weil jetzt auch schon verstorbene, Tochter erster Ehe so edelmüthig war, die Forderungen der Masse mit einer namhaften Summe zu decken. Hinsichtlich der Lebensversicherung fand man in den Papieren der Verstorbenen Schlözer's Beweise, daß die Versicherung des Wittthums vor dem Abschlusse der Heirath als eine unausweisliche Bedingung aufgestellt war. Es kam zum Prozesse, der in mehreren Instanzen Frau v. Kobbe gewonnen wurde und die Sache endete mit einem Vergleiche, durch sie und ihre Kinder im Besitze der Police blieben. Von der damaligen preussischen Regierung ward in dieser Zeit Willers zum Professor in Göttingen ernannt und dies gab Veranlassung, daß Kobbe mit Dorothea und ihren Kindern diese Universität nunmehr zum Aufenthalte wählte, wo er von einem, durch seine Kinder erster Ehe ausgefetzten, Jahrgelbe lebte. Immer noch mochte sich die milde glücklich genug aus dem Schiffbruche gerettet glauben, wäre nur nicht Last geblieben, jährlich die Police mit 1500 Rthlr. fortzusetzen, was die traurige Ansicht hervorrief, daß die Frau ihr u. der Ihrigen einstiges Heil von dem Tode ihres Gatten erwarten mußte. Allein es trafen noch stärkere Schläge die unglückliche Dorothea. Bei dem Umschwunge der Dinge im Jahre 1813 ward Willers auf sehr harte Weise von jener Lehrstühle entfernt und starb bald darauf, wahrscheinlich an den Folgen dieser Kränkung. Ihm folgte der Frau v. Kobbe älteste

ie Tochter, nachdem sie Jahre lange dahingewelt. Der einzige Sohn, der sich  
 r mit teilicher Sorgfalt zum herrlichen Jünglinge ausbildete, stand im Begriffe,  
 sive A Stelle im Mecklenburgischen anzutreten — er starb plötzlich. Dorothea's  
 n n nicht starke Gesundheit erlag diesen Leiden. Vorzüglich wurde ihre Stimme  
 und der Kummer um den Tod des Sohnes erstreckte sich auch auf die ein-  
 f lebende Tochter. Unter diesen Umständen ward auf bringendes Zureden  
 s eine Reise der Familie in's südliche Frankreich beschlossen. Man reiste  
 i a hie 1824 ab, verlebte ein ganzes Jahr in Marseille und der Aufenthalt  
 n den besten Erfolg zu haben. Mit neuer Kraft und Lebenslust begannen  
 m d Tochter im Frühjahr 1825 die Rückreise. Aber schon in Avignon  
 e den lange entbehrten Frieden. Sie hatte sich bei Beschäftigung eines  
 m a werc's auf's Aeußerste erhöht und dann plötzlich erkältet. Ihr Gemahl  
 umgefähr ein Jahr später.

o e, Pierre, einer der vollendetesten Violinspieler der neuern Zeit, geboren  
 e Bordeaux, erhielt seine künstlerische Ausbildung von dem berühmten Viotti  
 g t e bereits bei seinem ersten Auftreten in Paris und in demselben Jahre  
 i re Hamburg verdienten Aufsehen. 1801 ward er Professor am Conser-  
 n und im folgenden Jahre Concertmeister Napoleon's; doch schon 1803  
 e dieses Amt nieder, ging nach Deutschland und 1804 nach Petersburg, wo  
 i n e m Gehalte von 5000 Rubel angestellt wurde. Nach 5jährigem Aufent-  
 e h r t e er nach Paris zurück, unternahm aber 1812 abermals eine Reise nach  
 d l a n d und ließ sich für längere Zeit in Berlin nieder. In der Folge begab  
 ) in die Schweiz, trat aber hier, wie auch in Frankreich, wohin er später  
 e h r t e, nur noch selten auf. Leider war seine Gesundheit sehr zerrüttet und  
 e v e r f i e l er sogar in Geisteszerrüttung. Er starb im Jahre 1830 zu Bordeaux.  
 o h l h i n s i c h t l i c h der technischen Vollenbung seines Spiels, als auch hinsichtlich  
 r o s a r t i g e n und äußerst geschmackvollen Vortrags, nimmt R. eine der ersten  
 n u n t e r den Violinvirtuoson unsers Jahrhunderts ein, obwohl nicht zu v e r -  
 n i s t, daß er später auf einer gewissen Stufe stehen geblieben war. Seine  
 o s i t i o n e n für die Violine, besonders die Concert's, gehören zu den gebiegen-  
 e r b e i t e n dieser Gattung.

Noebud, John, ein englischer Arzt u. Chemiker, bekannt durch seine großen  
 n s t e u m die Industrie Schottlands, ward im Jahre 1718 zu Sheffield ge-  
 b o r n. Nach Vollenbung seiner Studien zu Edinburgh und Leyden ließ er sich im  
 1743 als Arzt zu Birmingham nieder, gab aber später die Praxis ganz  
 a u f und w i d m e t e sich ausschließlich seinem Lieblingsfache, der Chemie. Von dem  
 N u z e n derselben im Gewerbsbetriebe überzeugt, suchte er vor Allem mit  
 H i l f e mehrer allgemein gebräuchlicher Präparate und Stoffe, z. B. Sublimat,  
 o r n u. a., auf einfachere Wege, daher billiger herzustellen, entdeckte auch  
 e s u n d ausreichendes Verfahren zum Läutern des Goldes und Silbers,  
 n S a m m e l n der Abgänge desselben in den Werkstätten der Goldschmiede.  
 i g t b u r c h die sichtbaren Erfolge seiner Bestrebungen, gründete er hierauf im  
 1749 in Verbindung mit Garbet zu Preston-Pans in Schottland eine große  
 e F a b r i k, in welcher die gebräuchlichsten chemischen Fabrikate verfertigt  
 e. Der wichtigste Artikel derselben war die Schwefelsäure, für deren Zu-  
 g e r ein neues, noch jetzt gewöhnliches, Verfahren entdeckt hatte, indem er  
 n i c h t, wie sonst, irdene Gefäße, sondern bleierne Gruben anwandte. Der  
 b e n t l i c h e Erfolg, welchen dieses Unternehmen hatte, veranlaßte ihn zu einem  
 n s t a n d e n e m, nämlich zur Anlegung eines Eisenwerkes am Carron in der  
 n a n t e n G a l f i r k (1760). Dieses merkwürdige Etablissement ist noch jetzt das  
 w i c t i g s t e dieser Art in Schottland und beschäftigt gegen 1500 Menschen: Alles  
 e r s t R. s., dessen unermüdlche Thätigkeit und Beharrlichkeit zuletzt aber lei-  
 s t e m i t dem verdienten Erfolge gekrönt wurde; denn sein letztes großes Un-  
 e n t e n die Ausbeutung der ungeheueren Kohlen- und Salzminen des Herzogs  
 o n H a m i l t o n zu Borrowstonunes, schlug fehl und beraubte ihn seiner

Vermögens; selbst die Establishments zu Preston, Bang und am Carron gi verloren. Von einer geringen Pension seiner großmüthigen Gläubiger bracht die letzten 20 Jahre seines Lebens in Dürftigkeit und stiller Zurückgezogenheit ein Schicksal, welches er um so weniger verdiente, als er es nicht verschuldet. Er starb am 17. Juli 1794. Seine wenigen Schriften sind nicht von Bedeu

Noelab, Paul de las, einer der ausgezeichnetsten Maler der span Schule, niederländischer Abkunft, wurde im Jahre 1560 zu Sevilla geboren erhielt den ersten Unterricht von einem geschickten Maler seiner Vaterstadt. außerordentlichen Fortschritte, die er unter der Leitung desselben in kurzer Zei macht hatte, bestimmten seinen Vater, ihn zur Vollendung seiner Ausbildung Italien zu senden. Hier vor Allen nahm er sich Titian zum Muster und i That möchten nur wenige Künstler so tief in den Geist dieses Meisters einge gen seyn, als N., der sich überdies noch stets von slavischer Nachahmung hielt. Nach seiner Rückkehr nach Sevilla trat er in einen geistlichen Orden, aber ununterbrochen der Kunst, bis an seinen Tod im Jahre 1620 (nach An 1625). An den zahlreichen Meisterwerken N.s, unter denen vorzüglich ein hannes der Täufer und Johannes der Evangelist; eine Himmelfahrt; ein Ignaz der Märtyrer und Ignaz Loyola; eine Anbetung der drei Weisen; ein Joseph und Joachim und vor Allen eine Apotheose des heil. Isidor (sämmtlid Sevilla) bemerkt zu werden verdienen, bewundert man, auſſer der correcten; nung und Großartigkeit in der Ausführung, besonders die außerordentliche S heit des Colorits, in welchem ihm kein anderer Maler der spanischen Schule g gekommen ist.

Römische Philosophie, die, ist bekanntlich eine Tochter der griechi Philosophie (s. d.). — Die Römer waren von Anfang an so sehr mit Et und Kriegesachen beschäftigt, daß sie kaum zur Besinnung kommen konnten. geachtet daher schon frühzeitig im untern Italien zwei Philosophenschulen en den waren, die pythagorische u. die eleatische, so schienen doch die Römer diesen Schulen und deren Lehren gar keine Kenntniß genommen zu haben. 2 daß ihr König Numa ein Schüler des Pythagoras gewesen, mithin seine seggebung als ein Sprößling der pythagorischen Weisheit anzusehen sei, ist Hypothese, der selbst die Chronologie widerspricht, da jener König um 100 2 früher lebte, als dieser Philosoph. Die Römer sträubten sich vielmehr Am gegen die Aufnahme griechischer Wissenschaft und Kunst, mithin auch griechi Philosophie, sei es aus Stolz der Unwissenheit, oder aus Anhänglichkeit am E ländischen. Es erhellt dies unter anderen aus einem Senatsbeschlusse, der im 162 v. Chr. unter dem Consulate des C. Fannius Strabo und des M. Ierius Messala abgefaßt wurde und verordnete, der Prätor Marcus E ponius möge dafür sorgen, daß gewisse Philosophen und Rhetoren (un griechische, da es zu jener Zeit noch an einheimischen Lehrern der Philosophi Beredsamkeit in Rom fehlte) aus der Stadt entfernt würden — vermuthlich man dergleichen Menschen für staatsgefährlich hielt. (Gell. N. A. XV. 1 der, dort wörtlich angeführte, Senatsbeschuß bloß de philosophis et de rhel spricht, so ist der in den vorhergehenden Worten des Gellius befindliche „latinis“ entweder ein Versehen des Schriftstellers, oder ein eingeschobenes G wie schon Andere bemerkt haben.) Allein bald darauf erschienen ganz ande berühmtere Lehrer der Philosophie und Beredsamkeit in Rom, Männer, die mit einem öffentlichen Charakter bekleidet waren. Es schickten nämlich die E um die Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. die drei berühmtesten Philosophen der Zeit, den Akademiker Carneades, den Peripatetiker Kritolaus u. den Diogenes Babylonius als Gesandte nach Rom, um mit dem Senate einer Staatsangelegenheit zu unterhandeln. Diese Männer unterhandeltet nicht bloß, sondern sie lehrten auch und, wie es scheint, mit großem Beifalle. nigstens kann Plutarch in der Lebensbeschreibung des ältern Cato nicht g genug finden, den gewaltigen Eindruck zu beschreiben, den diese neue Erschei



Die römische Jugend machte. Nach seinem Berichte stürzten alle Jünglinge  
 Geburt und Erziehung hin zu den philosophirenden Gesandten, hörten deren  
 Rede mit der größten Bewunderung, vergaßen sogar ihre gewöhnlichen Vergnü-  
 gen und wurden gleichsam von einer Wuth zu philosophiren ergriffen. Besonders  
 wurde sie durch die Vorträge des Carneadas entzückt, der mit philosophischem  
 Muth die Gabe der Beredsamkeit in hohem Grade verband. Allein der alte  
 Censor zu seiner Zeit das Amt mit großer Strenge verwaltete, nahm  
 Anstoß. Sei es, daß er, wie Einige berichten, persönlich von Carneades  
 worden; oder daß ihn, wie Andere sagen, die skeptische Manier dieses Phi-  
 losophen über denselben Gegenstand in Gegensätzen (für und wider) zu reden, be-  
 störte; oder daß er, was eben so leicht möglich, das Philosophiren überhaupt  
 unnütze oder gar gefährliche Sache hielt — genug, er stellte dem Senate  
 vor, sei nicht wohlgethan, daß man diese philosophirenden Gesandten so lange  
 in Rom dulde, wo sie den jungen Leuten durch allerhand Grübeleien die  
 Verstandeskräfte und sie vom Studium der römischen Gesetze sowohl, als von den  
 Pflichten abzögen. Man möge doch die Gesandten sobald als möglich ab-  
 senden und nach Athen zurückschicken. Dort könnten sie griechische Knaben in  
 Philosophie und Beredsamkeit unterrichten; für Römer taue so Etwas nicht.  
 Diese Vorstellung wirkte. Die philosophirenden Gesandten erhielten bald darauf  
 Befehl und wurden auf eine, wegen ihres öffentlichen Charakters zwar  
 nicht, hinsichtlich des Beweggrundes aber doch schimpfliche, Weise entlassen.  
 Man betrachtete sie wirklich als staatsgefährliche Leute. Dieselbe Ansicht  
 trug sich auch in einem spätern Censorenbeschlusse aus. Denn in diesem erklärten  
 die Censoren Domitius Aenobarbus und Licinius Crassus, es sei ihnen  
 bekannt worden, daß es Menschen gäbe, welche eine neue Art des Unterrichtes  
 gäben und sich lateinische Rhetoren nannten. Zu diesen begäbe sich die römi-  
 schen Jugend und brächte ganze Tage daselbst zu, um sich auf jene neue Art bilden  
 zu lassen. Die Vorfahren aber hätten schon weislich bestimmt, was ihre Kinder  
 lernen und in welche Schulen sie gehen sollten. Jene Neuerer taue Nichts,  
 sondern die Sitten und Gewohnheiten der alten Römer widerstreite. Sie hielten  
 es für ihre Pflicht, sowohl denen, die solche neue Schulen hielten, als den  
 Schülern, welche sie besuchten, ihr obrigkeitliches Mißfallen zu erkennen zu geben.  
 1. Hier findet sich der Beisatz „latinos“ im Beschlusse selbst, aber mit der  
 Bemerkung: „eos sibi nomen imposuissent Latinos rhetores;“ es waren also wahr-  
 scheinlich griechische Lehrer, die sich nur lateinische genannt hatten, um  
 desto leichter, für römische Ohren gefälligen, Namen weniger Anstoß zu erregen.  
 Es ist merkwürdig, daß dieser, um 70 Jahre jüngere, Beschluß weit milder ist,  
 als der ältere. Dort hieß es von den neuen Lehrern ganz barsch, ohne Anführung  
 von Gründen, „uti Romae ne essent;“ hier aber nur, mit ziemlich breiter Angabe  
 von Gründen, „nobis non placere.“ Indessen ward durch dieses obrigkeitliche Ver-  
 bot die Philosophie keineswegs aus der Römervelt verdrängt. Es war nun  
 in die Gemüther der jungen Römer ein höherer Funke gefallen, der immer  
 mehr wuchs und immer weiter um sich griff. Auch wurde die politische Verbin-  
 dung der Römer mit den Griechen immer inniger. So geschah es, daß nicht nur  
 griechische Philosophen (wie Philo, Antiochus, Panätius, Posidonius  
 u. A.) häufig nach Rom kamen und mit den angesehensten Römern umgin-  
 gen, sondern daß es auch sogar Ton oder Mode wurde, die vornehmeren römische  
 Knaben durch Griechen bilden zu lassen und selbst nach Griechenland, besonders  
 nach Athen, zu schicken, um dort an der Quelle griechische Philosophie zu studiren.  
 Dadurch wurden viele griechische Schriften nach Rom gebracht, so daß man in den  
 Bibliotheken der vornehmeren und wohlhabenderen Römer die Werke von Plato,  
 Aristoteles, Epikur, Zeno und anderen berühmten Philosophen fand. End-  
 lich auch einige Römer, wie Amasanius, Rabirius, Catius, Lucretius,  
 u. A. selbst an, die griechische Philosophie in lateinischen Schriften zu  
 schreiben. Die Römer erhielten also immer mehr Hülfsmittel zum

Philosophie und traten nun in die Reihe der Völker von philosophischer Bildung. Doch war die Philosophie bei ihnen noch immer einer exotischen Pflanze gleich, die auf dem römischen Boden nicht recht gedeihen wollte. Nur wenige Römer gaben sich der philosophischen Speculation so mit ganzer Seele hin, daß sie in innerste Helligkeit der Wissenschaft einzubringen suchten. Sie nahmen meist an, was ihnen von den Griechen geboten wurde und richteten es für ihre persönlichen Zwecke zu. Daraus erklärt sich die auffallende Erscheinung, daß kein Römer als Originaldenker auf dem Gebiete der Philosophie auftrat, um ein neues System zu erfinden, oder eine neue Schule zu stiften. Die römischen Philosophen schloß sich lieber zu einer schon bestehenden Schule, oder übernahmen die Stelle comitender Eklektiker. Daher findet man unter den Römern Anhänger fast aller griechischen Philosophenschulen, besonders der epikurischen u. stoischen, die wegen ihrer theils populären, theils praktischen Tendenzen den meisten Beifall erhielten; wohl es auch der akademischen und peripatetischen, ja selbst der pythagorischen pythagorischen, nicht an Berehrern fehlte. Die römischen Juristen aber hielten vorzüglich an die stoische Philosophie. Selbst unter den römischen Kaisern fand die Philosophie einzelne Kenner und Freunde, in welcher Hinsicht Antonin Philosoph sich vor Allen auszeichnete. Dabei darf nicht vergessen werden, daß griechische Philosophie hauptsächlich durch die Römer, als Vermittler, zu uns und anderen europäischen Völkern gekommen ist. Hätten die Römer nicht ihre Sprache und ihre Sprache über Europa ausgebreitet; hätten nicht einige römische Schriftsteller, vornämlich Cicero, die griechische Philosophie im römischen Gewande dargestellt und aufmerksam auf die Werke der Philosophen gemacht: so ist die Freiheit ob wir jetzt viel von diesen Werken und den darin verborgenen Schätzen der Wissenschaft wissen würden. Uebrigens vergleiche *Levejos de Carneade*, *Diogene Critolao*, et *de causis neglecti studii philosophiae apud antiquiores Romanos* Stettin 1795, 8.; *Boethii (Dän.) diss. de philosophiae nomine apud veteres Romanos in viso*, Upsala 1790, 4.; *Paganinus Gaudentius de philosophiae a Romanos ortu et progressu*, Pisa 1643, 4. auch in: *Nova varr. scripta. coll.* (Halle 1717) Fasc. II. p. 81 ss. et fasc. III. p. 1 ss.; *Blessig, de origine philosophiae apud Romanos*, Straßburg 1770, 4.; *Renner, de impedimentis, quae apud veteres Romanos philosophiae negaverint successum*, Halle 1825. Auch finden sich in der Schrift von Hegewisch: *Ueber den Zustand der Wissenschaften, insbesondere über die Entstehung des Gelehrtenstandes bei den Römern* (in *Deff. kleinen Schriften*, S. 1—106) und in *Kinderwater's Anmerkungen Abhandlungen über Cicero's Bücher von der Natur der Götter* (B. 1 S. 59) gute Bemerkungen über diesen Gegenstand.

**Röffer**, Georg Columban, gelehrter Benedictiner in der Abtei Banz, geboren zu Stockheim im Schwarzenbergischen den 11. Dezember 1736, vollendete seine Studien an den Lehranstalten in Bamberg, erwarb sich 1760 an der dortigen Universität die philosophische Doktorwürde und trat am 5. November desselben Jahres in Banz in den Benedictinerorden. Nach seiner Priesterweihe, am 14. October 1764, wurde er vom Abte als Lektor der Philosophie für die jüngeren Ordensgenossen bestimmt u. entsprach diesem Auftrage 1770—72 mit ungewöhnlichem Erfolge. Auf Empfehlung des berühmten deutschen Geschichtschreibers A. Schmidt erhielt er am 24. October 1772 den ehrenvollen Ruf an die Universität Würzburg. Die Akademie der Wissenschaften zu Erfurt wählte ihn zu ihrem correspondirenden Mitgliede. Er starb am 12. Dez. 1780 u. ward in der Universitätskirche begraben. Mit Uebergangung der einzelnen Lese- u. Programme sind von seinen scharfsinnigen Schriften zu erwähnen: *Encyclopaedia positionum philosophiae et matheseos*, Koburg 1772; *Diss. de praepudicio antiquitatis et novitatis*, Würzburg 1775; *Institutiones logicae*, 1775; *Institutiones metaphysicae* 1776; *Prius lineae anthropologiae*, 1776; *Instit. geographico-physic. in us. audit.*, 1777; *Comm. de Taciti mores Germanorum exponentis fide non dubia*, 1778; *Theologia ab astronomiae studio non sejungenda*, 1797; *Instit. philos.*

est Deo, 1780; Instit. historiae humanitatis, 1794; Observaciones de humanitatis felicitatem juvante non metiente, Würzburg 1778. Cm. Roppelt, Johann Baptist Georg, ein höchst gründlicher Mathematiker, Pflanzforscher des Erzbisthums Bamberg, geboren zu Bamberg den 17. Dec. 1744, Sohn des Oberbaumeisters und Hofkriegsrathes. Den Elementarunterricht erhielt der talentvolle Knabe theils an der Domschule, theils in der sogenannten Philippinischen, besuchte seit 1756 das Gymnasium und 1761 die Universität, wo besonders der berühmte Mathematiker Jacobs für seine gelehrte Ausbesserung befruchtend wirkte. Sein Vater unterrichtete ihn in der praktischen Geometrie der Bildhauer Rutschelle in der Zeichnungskunst. 1763 begann R. das Studium der Theologie, trat am 12. November 1764 in das Benedictinerstift und legte ein Jahr später seine Ordensgelübde ab. Zum Priester 1769 geordnet, übertrug man ihm das Priebreramt in der Klosterkirche. In einer Reihe von Jahren, 1777—82, wurde ihm die Aufsicht übertragen über Sakristei, Keller und Verwaltung der Lehenfachen, die Leitung des Bauwesens und wegen seiner Thätigkeit in dergleichen Angelegenheiten beauftragte ihn am 11. Februar 1785 der Fürst, in außerordentlichen Fällen neben außer der Clausur wohnenden Offizieren zu treten. Unvergessliche und höchst wesentliche Dienste leistete er der Abtei die Aufnahme und Beschreibung aller klösterlichen Güter und Bezirke, wie auch der von ihm verfertigten Urbarien beurkundete. Er übernahm verschiedene Vermessungen und Zeichnungen in auswärtigen Gegenden und gab die Hand in der praktischen Geometrie. So vielfache Verdienste wußte der Scharfsinn des Fürstbischöfes Franz Ludwig von Erthal zu schätzen und ernannte ihn zum Professor der Mathematik an der Bamberger Universität u. zum Lehrer der Zeichnungskunst für die Studirenden. Diese Auszeichnung war im Hinblick auf seine vielseitigen Leistungen im Gebiete der Geometrie nur gerecht. Schon im Jahr 1777 gab er eine faßliche Anleitung über das Setzen der Marksteine unter dem Titel: „Praktische Abhandlung von den Gränzzeichen sammt einer geometrischen Unterweisung zum Nutzen und Gebrauch der Märker,“ mit 7 Kupfern, Koburg 1775. Sein erster Entwurf eines neu zu errichtenden Lager- oder Saalbuches, Urbariums, Kameralisten, Amtsverwalter, Feldmesser und Gutsherrschaften, mit 12 Kupfern, 1792, fand in allen gelehrten Zeitungen einstimmiges Lob und das Pflanzcollegium von Eichstädt ließ sogleich einen Versuch im Kleinen auf dem Landvogtei mit dem Dorfe Abelschlag anstellen, um auf diesem Fuße das Saal- und Langerrenovationswesen im Großen einrichten zu können. R. machte die Vermessungen vieler Bezirke im Fürstenthume Bamberg befähigten ihn auch den Anderen, eine Spezialkarte in 4 Blättern (Nürnberg 1769 und 1804 in 8 Blättern) zu entwerfen und dem fürstlichen Cabinet vorzulegen. Es waren nicht nur die verschiedenen Hofstaatsämter unterschieden, sondern auch die Pflanzschastlichen Besitzungen ausgezeichnet und durch besondere Zeichen die verschiedenen mannigfachen Gerechtsame markirt. Den größten Werth erhielt noch seine Karte durch seine „Topographische Beschreibung des Fürstenthumes Bamberg“ (Ehln., Nürnberg 1801, welche, in Anbetracht der Zuerlässigkeitkeit und Genauigkeit, als Meisterwerk sich beurkundete. 1803—4 beschäftigte ihn die geometrische Aufnahme der Stadt Bamberg und der Grundriß sollte auch die Abtheilung der Stadtviertel, Gassen und Hausnummern in sich aufnehmen. 1804 trat R. in den Ruhestand und starb am 11. Februar 1814. Nachträglich zu seinen Schriften gehören: Institutio de calculo literali et analysi, 1763; Introductio in mathematicam, 1775; Einige Bemerkungen über die praktische Geometrie, 1794. Cm. Rosenstein, ein Lustschloß des Königs von Württemberg,  $\frac{1}{2}$  Stunden von Stuttgart, auf einem Hügel, der ehemals den Namen Kahlenstein führte, in den unteren „unteren Anlagen“. Man hat auf demselben zunächst eine herrliche Aussicht auf das reizende Neckarthal und die angränzenden Weingärten und Fruchtfelder, wie den Ueberblick des freundlich gelegenen Cannstadt. Außerdem sieht man: Stuttgart, Degerloch, Gablenberg, Berg, Galesburg, Wangen

singen, Mettingen, Ober-Lärchheim, den Rothenberg mit seiner Kapelle, Unter-Lärchheim und Rünster. Bei helterem Himmel kann man sogar den gelben Felsen Lenninger Thal, so wie die alte Beste Tede und den Breitenstein erkennen nicht weniger anziehend ist der Anblick der näher gelegenen Berge, als: der Hemberg, der Bopfer, der Kernberg u. s. w. — Schon im Jahre 1815 hatte der ewigke König Friedrich den Gedanken, hier ein Lustschloß erbauen zu lassen; Pläne waren auch bereits entworfen, als der Tod ihn überraschte. Bald nach Regierungsantritte König Wilhelm's kam der Gegenstand neuerdings in Aufnahm. In den Jahren 1817 u. 1818 wurden zu diesem Ende sämmtliche, zwischen Schloßgarten und Kahlenstein gelegene, Grundstücke angekauft, das meist zum Wiesenthal mittelst Kanälen ausgetrocknet und mit Alleen versehen, wodurch jetzigen unteren Anlagen entstanden. Die Ideen zum Landhause u. einem, das umgebenden, Park kamen ihrer Wirklichkeit immer näher. Mit dem ersten Hofbaumeister Ritter Salucci, mit dem letztern Oberhofgärtner Bosc beauftragt beide führten, in Verbindung mit dem Hof-Domainenrath von Seuffer, hier Werk auf, das allen Besuchern ungetheilte Bewunderung entlockt. Die Grabarbeiten begannen im Mai 1822 und zwar an der Stelle, wo sich nun Landhaus befindet; im Frühjahr 1824 wurden die Fundamente zum Gebäude gegraben und am 31. Mai desselben Jahres von der königlichen Familie, in Gegenwart des ganzen, dabei beschäftigten, Baupersonals der Grundstein gelegt. Wein, Früchten und Münzen ist der Grundriß des Gebäudes, so wie der Plan Parks, nebst einer kurzen Beschreibung des Ganzen hieselbst niedergelegt. Herbst 1825, also innerhalb der kurzen Frist von zwei Sommern, kam das Gebäude unter Dach und stand 1829 vollendet und bewohnbar da. — Das Landhaus bildet ein längliches Bieder, wovon die zwei längeren Seiten sich gegen Stuttgart und Cannstatt erstrecken. Mit Ausnahme des mittlern Flügels ist ganze Gebäude einschödig und trägt, nach dem ausdrücklichen Willen seines Herrs, durchaus den Stempel der Einfachheit. Gerade dieser Umstand ist es auch, der dem Landhause eine größere Dauer gewähren muß; denn das Einfache bleibt auch dennoch anziehend, wenn schon längst die Mode ihren Geschmack ändert und die Schöpfungen der Brunnsucht der Vernichtung Preis gegeben. Ein höheres Mittelgebäude durchschneidet das Ganze, welches demnach 5 Flügel enthält und 2 Höfe bildet, in deren Mitte 2 Fontainen ihre sprudelnden Wasser in große steinerne Becken ergießen. Das Mittelgebäude enthält mit den verbleibenden Flügeln die zwei Hauptfacaden gegen Stuttgart und Cannstatt, in deren Mitte sich auch die beiden Haupteingänge mit 6 Säulen von ionischer Ordnung befinden. In den Stiebsfeldern über diesen sind Reliefs mit Darstellungen der griechischen Mythologie. Die Compositionen derselben sind von dem Maler Tschirnberg, die Ausführung von den Bildhauern Mack und Tiefelbart. Die Dächer sind mit Schiefer gedeckt und außer einem kleinen Keller rechts vom Haupteingang hat das Gebäude keine Sousterrains. Um dasselbe herum, so wie unter demselben, sind ausgemauerte Abzugskanäle angebracht, die das zusammengelaufene Wasser den Berg hinunter in den Neckar führen. Die innere Einrichtung steht mit äusserer Form in freundlichem Einklange. Die ganze Ausstattung der Zimmer mit einer sehr sinnigen Ueberlegung gewählt und angeordnet. Ohne das Landhaus und die Durchgänge enthält das Landhaus deren 28, welche die Aussicht freile, einen Speisesaal, eine große Galerie und 22 Zimmer aber, welche die Aussicht in die beiden Höfe haben. Die meisten Plafonds sind mit Malereien geschmückt, auch die Wände enthalten zum Theil treffliche Stücke und die wackeren Künstler Schnitzer, Gegenbauer, Gutekunst, Sauter, Neher und Weitbrecht haben, an den oben genannten, diesen lieblichen Sommeraufenthalt mit ihren Talenten schönert. Der Park bildet die Gestalt eines etwas unregelmäßigen Dreiecks, jedoch bedeutende Einsenkungen und Ausbiegungen zu machen und seine Oberfläche in sanft abfallenden Erhöhungen und Vertiefungen ab. Sein Umfang beträgt etwa

de. Auf der Seite gegen den Neckar herab, wo jetzt ein freundlicher Rasen Auge entgegenlacht, befanden sich vor noch wenigen Jahren steile Felsen, die der größten Mühe gesprengt werden mußten und zur Verbesserung der Neckar-, so wie zu einem festern Bette des Flusses selbst benützt worden sind. Die Seite des Parks zunächst dem Landhause ist nach englischer Manier, jedoch mit Berücksichtigung unserer klimatischen Verhältnisse und, wie schon im Anfange erwähnt, von dem Oberhofgärtner Bosch, der zu diesem Ende die englischen Parks in der Gegend kennen lernte. Der Haupteingang zu dem Landhause und der Park ist auf der Seite gegen Stuttgart am Ende der Platanenallee, welche durch den Schloßgarten mit dem R. verbindet. Hier stehen zwei kleine Wächterhäuschen, von welchen das eine für den Gartenportier, das andere für eine Milchkühe bestimmt ist. Gleich hinter denselben theilt sich der Weg in zwei Arme, die sich vor dem Landhause wieder vereinigen. Der zur Linken führt zugleich auf einen Seitenwege nach dem, 1826 u. 1827 erbauten Officengebäude, welches die Wohnung des Gutsverwalters, sowie die Küche, Conditorei, nebst den Kellern u. sonstigen Zugehör enthält. Westlich von dem Landhause, in der Tiefe, befindet sich ein maurisches Bad, nebst einem erotischen Gewächshause und gegen die Stadt Cannstadt hin schließt das hübsche Sommertheater, welches durch einen schön geputzten Säulengang mit dem Schlosse verbunden ist, die ganze Anlage.

Rosenstein, einer der schönsten Berge auf der nordöstlichen Gränze der schwäbischen Alp, östlich von dem Städtchen Heubach, drei Stunden von Gmünd. Auf der südwestlichen Spitze und zwar auf dem Rande eines, durch Natur u. Kunst zusammengefügten, Felsens befinden sich die Ruinen des Schlosses der Ritter von R. Ein tiefer Felsengraben scheidet die Burg gegen Norden und Nordwest von dem Neckar; gegen Osten ist die Kunst der Natur zu Hülfe gekommen und hat den Fels mit rauern besetzt, von denen noch einige Ueberreste vorhanden sind. Jenen Felsengraben ist ein zweiter Fels, welcher der „Alarmpfahle“ heißt und wahrlich ehemals mit einer Warte versehen war. Am Fuße des Schlossfelsens befindet sich eine lautere, nie versiegende Quelle, noch heut zu Tage der „Schloßbrunnen“ genannt, welche einst die Burg mit Wasser versah. Noch befand sich auf der Westseite des R., sowie auf dem gegenüberliegenden Scheuelberg, ein Fusttritt, welchem eine alte Legende erzählt, daß Christus vor den Juden hieher geflohen und diese Fuststapfen hinterlassen habe. Man benützte daher auch lange das in den gesammelten Wasser als ein stärkendes Augenmittel. Auch bringt die Legende die Versuchung des Herrn durch den Satan mit diesem Orte in Verbindung.

Nachdem Derselbe — so wird berichtet — den Feind des Glaubens über den Neckar u. in die benachbarte Teufelsklinge hinabgestürzt habe, sei er hoch über das Gebirge von Heubach hinweg und auf den Scheuelberg geschritten. Zum Andenken dieser Begebenheit nannte das Volk jene Spuren die „Herrgottstritte.“ Später wurde auf den R. ein Bild der heil. Jungfrau errichtet, zu welchem lange Zeit Schaaren von Gläubigen wallfahrten. Das protestantische Württemberg, am 1. März 1579 dieser Pfalz kam, untersagte diese frommen Züge. — Ueber den Ursprung, sowie über die Zerstörung des Schlosses R. weiß die Geschichte nichts Zuverlässiges zu berichten. Nach Einigen wurde es am Ende des 13. Jahrhunderts durch die Raubereien, die seine Besitzer sehr stark getrieben haben sollen, zerstört. Nach andern Sage zufolge entzündete es ein Blitzstrahl, eben, als die Ritter von R. die Heilwanger Kapelle plündern wollten. Die Burg soll indes später wieder aufgebaut worden seyn und die Herren von Wöllworth sie längere Zeit besessen haben. Im Bauernkriege von 1525 aber ging sie das zweite Mal zu Grunde. — Auf dem Rücken dieses Berges herrscht eine üppige Vegetation, besonders aber ein außerordentliches Reichthum von wilden Rosen, die dem Berge vermuthlich auch den Namen gegeben haben. Eine Menge Höhlen und Felsklüften befinden sich auf den Seiten des Berges, von denen das „große“ und das „kleine Haus“ sowie die „Schauer“ die bemerkenswerthesten und sehenswürdigsten sind.

von der Spitze des R. s ist eine Balbschlucht, von dem Volke die „Teufelsklüftung“ genannt.

Roffe, Lord, zu Person's-Town in Irland, hat in der jüngsten Zeit mit den Astronomen Berühmtheit erlangt durch seine langjährigen, mit den größten Opfern und Anstrengungen verbundenen, Bemühungen für Verbesserung der Teleskopie, wodurch es ihm gelang, einige Riesenteleskope, die größten gegenwärtig existirenden, aufzustellen. Es bedarf keiner geringen geistigen Anstrengung, um von dem Telescop Gallei's zu den Teleskopen der Neuzeit überzugehen und den einzelnen Gliedern in der Kette der Verbesserungen, welche diese beiden Extreme verknüpft zu folgen. Stellen wir in Gedanken das in Florenz aufbewahrte Telescop Gallei's neben das R.'sche Riesenteleskop, in dessen Röhre ein aufrecht stehender starker Mann mit aufgespanntem Regenschirme Raum findet und welches durch ein sehr complicirtes Maschinenwerk bewegt werden kann: Welcher Abstand! Der Florentiner konnte durch sein kleines Werkzeug nur die nächsten Körper unseres Weltsystems erblicken, während man durch Lord R.'s dreifüßigen Reflector auf der Wondoberfläche Gegenstände von der Größe unserer gewöhnlichen öffentlichen Gebäude erkennen kann. Im Jahre 1826 begann Lord R. seine Experimente mit dem Reflexions-Teleskop, während seit Herschel's meist erfolgreichen Versuchen in jenem die Wissenschaft fast ausschließlich der Verbesserung des achromatischen Teleskops sich gewidmet hatte. Seine ersten Versuche galten der Herstellung der stärksten Linse, waren jedoch erfolglos. Nun beschäftigte er sich mit der Ueberwindung der sphärischen Abweichung. Diese außerordentlich schwierige Frage, auf welche wir hier bloß hindeuten können, löste er vollkommen befriedigend. Sein größter Verdienst besteht darin, das Mittel gefunden zu haben, Spiegeln von allen Dimensionen, von 1 Zoll bis 6 Fuß im Durchmesser, eine gute parabolische Gestalt zu geben. Weiter gelang es ihm, dem ungeheuern Verlust an Licht vorzubeugen, was durch bisher der Reflector gegen den Refractor in Nachtheil versteht war. Er lag dies in der ungeheuern Schwierigkeit, ein Objectiv-Glas von irgend ansehnlichem Umfange herzustellen. Die Astronomen betrachteten es daher stets als eine wichtige Aufgabe, für diesen Zweck statt des Glases eine leichter zu behandelnde Metallcomposition anzuwenden. Die bisher gebräuchlichen Metallplatten zeichneten sich jedoch durch außerordentliche Sprödigkeit u. Empfindlichkeit für die Einflüsse der Temperatur aus. Lord R. fand nun eine Metallcomposition und zugleich eine Behandlungsweise bei derselben, namentlich hinsichtlich der schwierigen Politur, wodurch alle diese Mißstände hinweggeräumt sind und Platten von jedem Umfange hergestellt werden können. Lord R. hatte sich überhaupt die Aufgabe gesetzt, die Reflexions- in allen Beziehungen dem Refractors-Fernrohr gleich zu stellen und da jenes ein undeutlicheres Bild ergab, als dieses, bemühte er sich, wie die übrigen bereits aufgestellten Mißstände, so auch diesen auszugleichen. Es wird ihm durch möglichst sorgfältige Politur erreicht. Wie wichtig dieselbe ist, geht aus der Thatsache hervor, daß die geringste Ungleichheit in der Politur einen Firnis als Flecken oder Kometen erscheinen läßt. So gelang es Lord R. endlich, zu Reflectoren aufzustellen, von denen der eine 3 Fuß, der andere 6 Fuß im Durchmesser hat. Die Röhre vom ersten ist 26 Fuß, die vom letztern ist 50 Fuß lang mit 9 Fuß Weite. Die Maschinen zur Bewegung dieser ungeheuern Fernrohre die Dispositionen der Galerien für den Beobachter, der sich selbst mittelst Fischenzügen an jede beliebige Stelle hinbewegen kann und dergleichen sind äußerst sinnreich, eine Beschreibung derselben ist aber ohne Zeichnung unmöglich verständig. Das sechsfüßige Teleskop, in Personstown-Castle (Kings County in Irland) aufgestellt, ist das größte von allen bisher in der Welt ausgeführten. A dabei nöthigen Arbeiten wurden theils von R. selbst, theils unter seiner unmittelbaren Leitung ausgeführt. Die Bestandtheile des, mittelst einer Dampfmaschine genau parabolisch geschliffenen, großen Spiegels sind  $58\frac{2}{3}$  Theile Kupfer u.  $126\frac{1}{3}$  Theile Zinn. Nach Beendigung des höchst mühsam gewesenem Polirens brachte man den 4 Tonnen schweren Metallspiegel an das untere Ende der groß

Röhre. Dieser mächtige Cylinder war in einer langen Galerie über einem Gange des Hintergebäudes der Werkstätte erbaut und das Hintergebäude selbst alsdann niedergerissen worden, um den Coloss sofort wegnehmen zu können. Der Mechanismus, durch den das Teleskop aufgehoben ist und bewegt werden kann, ist das Ergebnis langer Forschung u. s. Das ganze Instrument ist auf massivem Gestell (von 3 Tonnen Gewicht) zwischen zwei Mauern von Backsteinen so aufgestellt, daß nicht bloß die Culmination der Gestirne beobachtet, sondern daß auch das Teleskop von der Richtung des Meridians ab zu beiden Seiten desselben bis auf  $7\frac{1}{2}$  Grad bewegt werden kann. Der nächste Zweck, welchen der Lord bei Aufstellung dieser überaus kostspieligen Instrumente im Auge hatte, war die Erforschung der noch so geheimnißvollen Nebelflecken — Nebulae — jener Sternmassen, die Welten und ganze Weltsysteme darstellen. Nebelflecke, welche Herschel in seinem 40füßigen Spiegelteleskope nicht in Sterne auflösen konnte, erscheinen in R.'s Riesentelersrohre als Fixsterne erster Größe. Von den weiteren Beobachtungen des Lord R. hat man übrigens bis jetzt wenig vernommen. Es ist allgemein aufgefallen, daß seit mehren Jahren noch nichts Neues oder Näheres von dem Schicksale oder den speziellen Leistungen des R.'schen Riesenteleskops bekannt gemorden ist. 2.

Roß, Cajetan, letzter Abt des Benedictinerstiftes Michaelsberg, war geboren den 11. November 1748 zu Bamberg, genoss an den Lehranstalten seiner Vaterstadt die gelehrte Bildung, legte am 14. September 1767 die Ordensgelübde in der Benedictinerabtei Michaelsberg ab, empfing 1771 die Priesterweihe, erwarb sich 1776 die theologische Doktorwürde und war 17 Jahre lange Professor der Kirchengeschichte an der Bamberger Universität. Seine Gelehrsamkeit, gepaart mit sanftmüthiger Bescheidenheit, machte ihn bei seinen Ordensgenossen so beliebt, daß er die wichtigsten Aemter des Stiftes zu verwalten bekam; er wurde Kastner, Kanzleibirektor, Prior und nach dem frühzeitigen Tode des Coadjutors Franz Eichr fiel am 30. März 1796 die Wahl an dessen Stelle einstimmig auf Cajetan. Nach 3 Jahren erhielt er am 26. Mai 1799 die Weihe als Abt. Diese wichtige Stellung ward ihm gerade in einem Zeitpunkt übertragen, wo unter seinem Vorfahren, dem Abte Gallus Brodard, die ökonomischen Verhältnisse des Klosters sehr geschwächt worden waren; indeß gelang es seiner Klugheit und Umsicht, eine Aufbesserung derselben herbeizuführen. Obgleich die Einquartierungslast von 1796 bis 1801 für das Kloster höchst drückend und die übrigen Staatsbedürfnisse zur Fortsetzung des Krieges so dringlich waren, daß ein Kostenbetrag von mehr als 40,000 fl. hiesfür erforderlich war — so wußte er doch Wege u. Mittel aufzufinden, die übernommene Schuldenlast allmählig zu vermindern. Für die wissenschaftliche Bildung seiner Ordensgenossen sorgte er mit väterlicher Weisheit, berief aus der Benedictinerabtei Reichenbach den gelehrten Gabriel Schwarz als Professor der Theologie und ließ von dem Kapuziner-Provinzial und nachherigen Bibliothekar Alexander Schmöder (s. d.) in seinem Kloster Vorlesungen über das Kirchenrecht abhalten. — Er starb, als letzter Abt des aufgelösten Klosters, am 17. Februar 1804. Cm.

Rothenberg, ein Bergkegel im Oberamte Cannstadt des württembergischen Neckarkreises, auf dessen Spitze ehemals das Stammschloß des Hauses Württemberg (s. d.) stand; etwas niedriger liegt das, durch seinen trefflichen Weinbau bekannte Dorf gl. Ns. mit 600 Einwohnern. Die letzteren genossen ehemals, als unmittelbare Angehörige des Fürstenhauses, mehre Rechte und Vergünstigungen; sie waren nämlich frei von Steuern, vom Kriegsdienste und dergleichen, hatten aber dagegen die Verpflichtung, gleichsam eine stehende Besatzung des Schlosses zu bilden und bei der Feuerlärmtanone, die nunmehr unterhalb der Kapelle steht, alle Nacht Wache zu halten, um beim Ausbruche eines Feuers sogleich die ganze Gegend aufmerksam machen zu können. Durch mehre Urkunden wurden jene Rechte auch bis zum Jahre 1806 bestätigt und erneuert, wo man ihnen die Freiheiten nahm, aber die Last des Wachtdienstes, so wie die Bedienung der Kanone ließ. — Jetzt steht an der Stelle des frühern Stammschlosses des württembergischen

senhauses eine, in herrlichem Style erbaute Kapelle, die Ruhestätte der vereinigten Königin Katharina, geborenen Großfürstin von Rußland, ein Werk des Hofbaumeisters Salucci. Sie bildet eine Rotunde, die von innen vier Nischen enthält, in welchen die Büsten der vier Evangelisten von carrarischem Marmor, Johannes, von Danneker, Lukas von Wagner, Markus von Zwerger und Matthäus, von Leeb, etwas über Lebensgröße, stehen; zwei griechische Geistliche, ein Priester und ein Sänger, verrichten die üblichen Gebete und Greguen, Samstags Abends, so wie Sonntags Morgens, wird gewöhnlich öffentlicher Gottesdienst gehalten. — Eine verschlossene Treppe führt in die stille Gruft, welche die königliche Frau in des Todes kalten Armen hält. Tief betrauert von dem Lande, das sie nur wenige Jahre Mutter nennen konnte, sank Katharina in's Grab. Gerechte Thränen flossen dem Gesichte der Edlen, die Liebe und Segen verbreitete, wohin nur ihr Auge fiel. Im dankbaren Herzen des Württembergers lebt lange noch ihr Andenken und Väter nennen den Kindern Katharina's Namen mit hohem Entzücken, der Tage gedenkend, in welchen ihr helfender Arm die Thränen der leidenden Menschheit trocknete.

Ruggeri oder Ruggieri, Rosmus, ein Florentiner, der im 16. Jahrhundert lebte und am französischen Hofe unter der berühmten Katharina von Medicis sein Glück als Astrolog machte, indem er allen Hofleuten das Horoskop stellte und sich besonders bei den Hofdamen durch Begünstigung ihrer Liebeshändel mittelst magischer Künste einzuschmeicheln wußte. Dafür ward ihm auch die Abtei St. Mahé in Nieder-Bretagne verliehen. Gleichwohl hatte er nicht vorausgesehen, daß er durch seine angebliche Magie in den Verdacht einer Verschwörung gegen das Leben Karl's IX. fallen und deshalb zu den Galeeren verurtheilt werden würde, von welcher Strafe ihn jedoch seine hohe Gönnerin Katharina befreite. Wir erwähnen seiner bloß deshalb, weil er in manchen Schriften über den Atheismus unter den Philosophen aufgeführt wird, welche durch die Philosophie zum Atheismus verleitet worden, wodurch dann die Wissenschaft selbst verdächtig gemacht werden sollte. Allein man thut diesem Manne viel zu viel Ehre an, wenn man ihn einen Philosophen nennt; er war Nichts weiter, als ein schlauer Betrüger, der, wenn er sich je um Philosophie bekümmert hat, doch nur zu einer höchst oberflächlichen Kenntniß derselben gelangte und daher ein bloßer Philosophaster oder Astophilosoph war, an welchem sich Baco's bekanntes Wort bestätigte: *Philosophia, primis labris degustata, a deo abducit, penitus hausta ad deum reducit.* Ein Atheist aber mag R. wohl genannt werden, wenn es wahr ist, was der *Mercur Français* (Jhl. IV., S. 46.) von ihm erzählt, daß er nämlich auf dem Sterbebette zu dem ihn besuchenden Geistlichen gesagt habe: „Allez, fol qui vous êtes! il n'y a point d'autres diables que les ennemis, qui nous tourmentent en ce monde, ni d'autre dieu que les rois et princes, qui seuls nous peuvent avancer et faire du bien. J'ai vécu en cette créance, et en cette créance je veux mourir.“

Rupprecht, Friedrich Karl, ein geschätzter Künstler in Bamberg, geboren 1779 zu Oberjenn, im vormaligen Rezatkreise in Bayern, wo sein Vater Gutsverwalter war. Zwölf Jahre alt, wurde er nach Nürnberg gesendet, um sich dem Zeichnungsfache und der Malerkunst zu widmen. Nach diesen vorbereitenden Studien begab er sich auf die Akademie nach Dresden und beschäftigte sich zur Erleichterung seines Lebensunterhaltes in seinen, vom Unterrichte freien, Stunden im Porträtmalen. Da er zugleich ein glücklicher Landschaftszeichner und der französischen Sprache mächtig war, erhielt er 1807 von einem französischen General die ehrenvolle Einladung, als dessen Gesellschafter u. Dolmetscher mit ihm verschiedene Gegenden Deutschlands zu bereisen. R. nahm das Anerbieten an, machte auf dieser genussreichen Reise interessante Bekanntschaften mit Künstlern und Kunstfreunden u. erhielt viele Aufträge zum Porträtiren, was ihm nicht unansehnlichen eintrug. Im Februar 1820 kam er auch nach Bamberg. Sowohl die *Segend*, als der angenehme Umgang mit Kunstfreunden und die zunehmende



den Bestellungen auf Porträts bewogen ihn, seinen Aufenthalt zu verlängern. Hier aber nahm seine artistische Thätigkeit eine andere Richtung. Je eifriger er theoretische Werke über die Kunst las, um so mehr verlor sich bei ihm die Lust zum freien Porträtiren und er fing an, mehre ihm gewordene Aufträge dieser Art abzulehnen. Mit allem Eifer widmete er sich nun dem Formschneiden und der Gravage, Malerei u. versuchte sich auch im Kupferätzen. Seine öfteren Ausflüge auf das Land gaben ihm Veranlassung zu den mannigfaltigsten Zeichnungen vaterländischer Gegenstände und sein Portefeuille wurde in dieser Beziehung so reich und berühmt, daß er aus den fernesten Gegenden Deutschlands ersucht wurde, Copien zu senden. Nachdem er sich eine Reihe von Jahren im Zeichnen großer Kirchen und Paläste geübt hatte, wagte er auch deren Darstellung in umfangreichen Oelgemälden. Von dieser Zeit an beschäftigte er sich auch mit dem Studium der Baukunst und mit der Vermessung mehrerer Stadt- und Landkirchen, welche er in Kupfer äzte und herausgab. Der Ruf seiner vielseitigen künstlerischen Kenntnisse bewog den König Ludwig von Bayern, ihm das Vertrauen zu schenken, die Damberger Domkirche von ihrer, im Laufe der Zeit eingeschlichenen, Verunstaltung zu befreien und in ihrer reinen Urgehalt wieder herzustellen. Diesem Auftrage unterzog sich K. mit ausdauerndem Eifer, worin ihn weder eigennützige, noch vorurtheilsvolle Angriffe, noch Rücksichten auf seine Gesundheit irre machen konnten. Leider aber war ihm die Freude nicht beschieden, die Restauration dieses ehrwürdigen Domes selbst zu vollenden und die von ihm bereits angekündigte Herausgabe einer genauen Beschreibung und Abbildung desselben zu veranstalten. Er starb den 25. Oktober 1831. Das Verzeichniß seiner öffentlich bekannt gemachten Arbeiten besteht, ausser zwei Beschreibungen von Privatkupferstich-Sammlungen, in 27 Nummern.

Kuß, Isaaß, geboren 1797 zu Rusbach im bayerischen Rheintreise, studirte zu Heidelberg (wo er erst im 18. Lebensjahre lateinisch, griechisch und hebräisch lernte), ward zuerst Vicarius und Gymnasiallehrer in Speyer, dann (seit 1820) Pfarrer zu Unsteln und zuletzt (seit 1827) Pfarrer bei der französisch-reformirten Gemeinde zu Erlangen. Hier ward er auch 1828 Doktor der Theologie, nachdem er früher bereits in Heidelberg die philosophische Doktorwürde erlangt hatte. — Zu jener Zeit hat er sich vornämlich durch folgendes, die Religionsphilosophie betreffendes, Werk bekannt gemacht: Philosophie und Christenthum, oder Glauben und Wissen, Mannheim 1825, 8. Der Verfasser nimmt hier drei Entwicklungsstufen an, welche der Geist sowohl in intellektueller, als in religiöser Hinsicht durchlaufe, nämlich: 1) die Stufe der Unmittelbarkeit, auf welcher der intellektuale Geist noch ganz bei sich oder Gefühl sei und der religiöse Geist sich positiv als Heidenthum gestalte; 2) die Stufe des Unterschiedes, wo der Geist sich erschleße, gleichsam außer sich komme und in intellektueller Hinsicht als Verstand, in positiv-religiöser Hinsicht als Judenthum sich äußere; 3) die Stufe der vermittelnden Identität des Geistes mit sich selbst, wo der Geist gleichsam wieder zu sich selbst komme und sich intellektual als Vernunft, positiv-religiös als Christenthum offenbare. Sonach wäre der Rationalismus recht eigentlich im Christenthume heimisch, indem dieses nichts Anderes, als die positiv gestaltete Vernunftreligion wäre; der Christ müßte jedoch, um diese geistige Entwicklungsstufe zu erklimmen, erst durch die Gefühlsreligion des Heidenthums und die Verstandesreligion des Judenthums hindurchgehen. Daß diesen Ansichten die naturphilosophische Idee der ursprünglichen Einheit, der zeitlichen Entzweiung u. der endlichen Wiedervereinigung des Entzweiten Grunde liege, ist von selbst einleuchtend. Es hat übrigens diese Ansicht von der unheimartigen Entwicklung des religiösen Bewußtseyns einige Aehnlichkeit mit der, welche schon im 12. Jahrh. Richard von St. Victor (s. d.) aufstellte, nur, daß derselbe gerade doppelt so viel Stufen annahm. Sollte diese Aehnlichkeit bloß zufällig seyn?

Kupsch, Friedrich, ein berühmter holländischer Arzt und Anatom, ward im Haag den 23. März 1638 geboren, studirte zu Leyden die Medizin, hauptsächlich aber die Anatomie, wo van Hoorne sein Lehrer war und promovirte

auf zu Franeker. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, zeichnete er sich zuerst durch eine Streitschrift aus, in der er dem Anatomen Viss entgegentrat und in welcher er die, jedoch nicht von ihm zuerst aufgefundenen, Klappen in den lymphatischen Gefäßen nachweist. 1665 erhielt er einen Ruf nach Amsterdam als Professor der Anatomie, in welcher Stelle er sich seiner Neigung zu anatomischen Arbeiten ungehindert hingeben konnte und so erhob er die Kunst des Injectirens zu einem so hohen Grade von Vollkommenheit, als es noch Keinem vor ihm gelungen war. Durch seine Geschicklichkeit entstanden nun die herrlichsten Präparate, die fast Nichts von ihrem Ansehen, Weichheit und Beweglichkeit im lebenden Zustande verloren hatten und die seinem Kabinete einen solchen Ruf verschafften, daß es von Reisenden aus ganz Europa besucht wurde. In seinem 79. Jahre verkaufte er es an Kaiser Peter den Großen und, obgleich hochbejahrt, legte er seine Sammlung von Neuem wieder an, die er auch mit Hülfe seiner, in anatomischen Arbeiten sehr geschickten, Tochter bei seinem Tode in einem sehr vollkommenen Zustande hinterließ. Er starb am 22. Februar 1722, im 93. Jahre. — Einen so großen Fleiß hat er auch auf die Anatomie verwendet und so vortreffliche Präparate er geliefert hatte, so war er doch nicht glücklich in neuen Entdeckungen; im Gegentheile ist das Irrthümliche in denen, die er gemacht haben wollte, schon längst erwiesen. — Seine Schriften enthalten seine „Opera“ (Amsterdam 1721—25, 2 Bde., 4.).



**Sabatelli, Luigi**, berühmter italienischer Maler, geboren zu Florenz 1772. Seine Bildungszeit fiel in jene der, um wenig älteren, Lebensgenossen Pietro Benvenuti und Vincenzo Camuccini. S. war der Sohn eines Haushofmeisters bei dem Marchese Capponi und wuchs gewissermaßen bei dieser Familie auf, zu welcher er bis an sein Lebende in genauer Beziehung blieb. Die Schule, welche die beiden genannten Koryphäen der neuen sogenannten classischen Malerei Italiens bildete, wenn man nicht sagen will, daß sie umgekehrt ihnen ihre Entstehung verdankt: eine Schule, welche keine Originalität und nur mäßige Wahrheit hatte, aber durch strengeres Studium dem vorherrschenden Leichtsinne der meisten Maler des 18. Jahrhunderts, der Cortona'schen und Giordano'schen manieristischen Nachzügler, durch größere Einfachheit einem nachgerade colossal gewordenen Jopf entgegentrat, war auch die Schule S.'s, ein Gemisch von Franzosenthum David'schen Ursprungs und angeblicher Antike, worunter man nur zu oft das Hinsetzen colorirter Statuen verstand. S. ist in diesem classischen Styl, oder der vorzugsweise sogenannten akademischen Weise, nicht zu den Extremen der gedachten Künstler gelangt, deren spätere Werke, ungeachtet ihres bedeutenden Talentes, meist etwas versteinertes und seelenloses haben, während das Colorit des Erstern in das Bunte, das des Andern in das Aschgraue verfiel. Ein anderes Element macht sich bei ihm bemerklich, welches seinem, in der Jugend schon eifrigen, Studium Dante's zuschreiben ist: es ist die Annäherung an das romantische Genre, bei aller Bewahrung der Formenstrenge der Schule. S.'s Compositionen aus der Divina Commedia sind größtentheils von überraschender Schönheit und innerer Kraft. Wenige sind, gleich ihm, in den Geist des großen Gedichtes eingedrungen, welches in gewisser Beziehung eine Vermittelung zwischen der antiken Welt und der christlichen ist und so der eben bezeichneten Kunststrichung Analogien darbot. Der Marchese Gino Capponi besitzt in seinem schönen, mit mancherlei Kunstwerken geschmückten, Palaste zu Florenz eine Reihe ausgeführter Federzeichnungen, welche S. in seiner Eigenthümlichkeit reiner und vortheilhafter zeigen, als seine Del: u. *vgemälde* und durch Lebendigkeit der Phantasie und Großartigkeit der Dar-

lung überraschen. Eine figurenreiche Composition schließt sich ihnen an, die occaccio'sche Pest des Jahres 1348, welcher er, und zwar mit Recht, größtentheils seinen Ruhm verdankt. Im Aezen gewandt, hat er diese, so wie andere Zeichnungen mit eigener Hand auf die Kupferplatte übertragen u., ist auch die Schönheit der Originale in den Aquasforteblättern nicht erreicht, so gewinnt man doch eine Anschauung der talentvollen Compositionen. Zwischen den früheren und späteren Leistungen S.'s liegt, wie in den Jahren, so auch dem Styl nach ein bedeutender Raum. Eines seiner ältesten großen Werke ist das in der Kapelle der Jungfrau im Dome zu Arezzo befindliche, wo er und Benvenuti 1804 den Auftrag erhielten, Scenen aus der biblischen Geschichte zu malen, die den Sieg Israels verkündlichen und zugleich neuere Ereignisse aus den Annalen des arabischen Volkes symbolisiren sollten. Obgleich er später nach Mailand gezogen ward, blieb er doch in immerwährendem engem Zusammenhange mit seiner Vaterstadt. Als der Großherzog Ferdinand III. den letzten Saal des ersten Geschosses im Palast Pitti, den Schluß der, die unvergleichliche Bildersammlung enthaltenden, von Pietro da Cortona und Ciro Ferri gemalten, schönen Räume bildend, 1819 ausschmücken ließ, übertrug er S. die Deckenmalereien und dieser stellte in einem großen Mittelbilde und einer Reihe von Lünetten die Hauptereignisse der Ilias dar, dem mythologischen Charakter der Verzierungen der übrigen Säle sich annähernd, welchem auch Benvenuti treu blieb, als er in einem der hintern Zimmer die Thaten des Hercules malte. Auch 1840—41 malte S. noch in Florenz, da der Großherzog Leopold ihm einige der kleinen Fresken aus der Lebensgeschichte Galilei's in der, diesem großen Manne gewidmeten, bei Gelegenheit der Gelehrtenversammlung eröffneten, Tribüne im naturwissenschaftlichen Museum übertrug. — Eines seiner besten späteren Delbilder besitzt Gino Capponi, es stellt dessen berühmten Ahnherrn Piero vor, indem er vor König Karl VIII. von Frankreich offerirt, der Republik Florenz angebotenen, Vertrag zerreißt u. mit dem Sturmgeläute der Glocken droht, falls die Franzosen in ihre Trompeten fließen. Diese Composition hat er selbst in Kupfer geätzt. Lebendig und geistvoll ist eine andere, nur Skizze gebliebene, in demselben Palaste: Francesco Ferruccio, auf den Wällen Bolterra's im Jahre 1530 den Angriff der Spanier abschlagend. Ein großes Bild S.'s, Jeshodor's Vertreibung aus dem Tempel, kam nach Wien in kaiserlichen Besitz; in lombardischen Kirchen ist Manches von ihm, im Mailänder Dom nach seiner Zeichnung das Glasgemälde der Himmelfahrt Mariä über der großen Eingangstüre. Zu religiösen Gegenständen eignete sein Talent sich weniger: es fehlte ihm an Erhebung und Innigkeit. An seinem Colorit ist viel auszusagen und auch in seinen besten Arbeiten haben die Fleischtöne etwas ziegelfarbenes. In der Kunst der Gruppierung war er Meister. Wenn er in späteren Jahren weniger genannt ward, so ist dieß größtentheils dem Umstande beizumessen, daß der Geschmack des Publikums sich mehr und mehr von der Richtung abwandte, welche er ihm, ungeachtet der bezeichneten bedeutenden Modifikationen, dennoch den Grundton angab, während das romantische Genre überwog, welches gerade in Mailand durch Francesco Hayez mit unläugbarer Genialität vertreten ward. — In 56 Jahren wurde, besonders in vorgerückten Jahren, durch schwere Prüfungen heimgeführt: zwei talentvolle Söhne gingen ihm im Tode voraus, von denen namentlich der jüngere, von welchem ein tüchtiges Bild in einer der Kapellen von Sta. Croce zu Florenz herrührt, viel versprach. Sein von ihm selbst gemaltes charakteristisches Porträt befindet sich neben denen Appiani's, Benvenuti's, Bezzuoli's u. der berühmten, vom Cardinal Leopold von Medici angelegten, Sammlung der Meisterbildnisse in den Uffizien. — Sein Tod erfolgte zu Mailand den 29. Januar 1850.

**Sachß,** Johann Jakob, geboren zu Märkisch-Friedland 1803, das jüngste unter den zahlreichen Kindern des Vorsängers der dortigen israelitischen Gemeinde, wirkte in seiner Jugend vorzugsweise das Studium des Talmud und der Rabbinen. Sein Vater, der ihn dazu anhielt, änderte späterhin den Plan, den er für

den künftigen Lebenslauf seines Sohnes entworfen hatte. Er sandte U Königsberg, um dort als Lehrling in ein kaufmännisches Geschäft ein. Diese Idee harmonisirte nicht mit den Neigungen seines Sohnes. Das nach höherer Geistesbildung entfreundete ihn dem Kaufmannstande. In der Erlernung der alten, wie der neuen Sprachen hatte er bedeutende Fortschritte, als er mit Bewilligung seines Vaters das Gymnasium zu Königsberg auf der dortigen Universität verband er mit Medizin, die er zu seinem Berufswahlte, philosophische Studien. Er setzte sie in Berlin fort unter sehr beschränkten Verhältnissen und dem harten Kampfe mit dem Mangel an den nöthigen Bedürfnissen. Um sich aus dieser Lage zu befreien u. seiner verstorbenen Mutter, die Wittve geworden war, einige Unterstützung zu gewähren, nahm vor seiner Doctorpromotion, seit dem Jahre 1828, seine Zuflucht zur Feder trat zuerst mit einigen kleinen Aufsätzen in belletristischen Zeitschriften an muthig durch den Beifall, den sie fanden, gab er seiner Schriftstellerei eine Ausdehnung. Er erstreckte sich auch auf das Gebiet der Medizin. Der begünstigte ihn. Sein Leben nahm eine neue und günstigere Wendung. ward sich Brod und Ehre durch seine emsige und vielseitige literarische Thätigkeit. Er ward Verfasser einer Reihe von Schriften pädagogischen, biographischen und medizinischen Inhalts; Herausgeber mehrerer Journale und Mitarbeiter vieler der gelehrtesten periodischen Blätter. Unter seinen selbstständigen Schriften sind mehrere mit Auszeichnung zu nennen. In einer seiner ersten, die im Jahre 1830 erschien, betrachtete er vom intellektuellen, physischen und moralischen Standpunkte aus das weibliche Leben im gesunden und krankhaften Zustande. erschien seine allgemeine Lehre von den epidemischen und ansteckenden Krankheiten u. gleichzeitig eine interessante Schrift über die Cholera auf deutschem Boden. Im Gebiet der Pädagogik betrat er in dem Werke: Die vielfachen Fehler in der öffentlichen und häuslichen Erziehung, mit Andeutungen zur Verbesserung derselben, nach der nothwendigen künftigen Stellung der Erziehungswissenschaft (1830). Seinem Lehrer Christian Wilhelm Hufeland setzte er ein biographisches Denkmal (Berlin 1832). Er verband damit einen milden Zweck, indem er die Schrift zum Besten der Hufeland'schen Stiftung für hilfsbedürftige Aerzte gab. Auch von dem Leben und Wirken des Dichters Michael Beer, seines Zeitgenossen, entwarf er eine ausführliche Schilderung (Leipzig 1833). erschien sein Vorwort zu Mittheilungen über Wien in naturwissenschaftlich-ärztlicher Beziehung und über die daselbst stattgehabte Versammlung der Naturforscher. Ohne sich zu nennen, unterwarf er 1828 die Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Berlin, später (1831) auch die in Göttingen einer kritischen Beurtheilung. Pseudonym schrieb er: Die Influenza in ihrer Ausbreitung (Potsdam 1832), und eine Biographie Johann Friedrich Meißner's (Berlin 1834), den er auf dem Titel als den „Erfinder und Begründer der homöopathischen Irrlehre“ bezeichnete. Zahlreiche Abhandlungen, Aufsätze, Skizzen und Fragmente naturwissenschaftlichen, medizinischen, philosophischen, technologischen und biographischen Inhalts ließ S. theils mit, theils ohne seinen Namen, auch mitunter pseudonym, erscheinen in mehreren Zeitschriften im Gesellschaftler, im Freimüthigen, im Kometen, in der Haube-Spener'schen Voss'schen Zeitung, in dem preussischen Stadt- und Landboten, in der germanischen preussischen Gewerkszeitung u. a. m., auch mehrere Rezensionen, beson- dere Bierer's medizinische Annalen und Hufeland's Bibliothek für praktische Medizin. Nach dem Muster des zuerst genannten Journals entwarf S. die von ihm begründete Berliner medizinische Centralzeitung. Die Bemühung der, zur Herausgabe dieses Werkes ihm bewilligten, Concession begann er unter so ungünstigen Verhältnissen, daß ihm ziemlich allgemein das Mißlingen seines Unternehmens prognostiziert ward. Sein rastloser Eifer ermüdete nicht. Durch angestrengte Thätigkeit gelang es der Centralzeitung unter den schwierigsten Verhältnissen ihr Fortbestehen zu sichern. **großen Absatz**, wie ihn medizinische Blätter meist nicht zu finden

Bielen Vesfall fand auch sein medizinischer Almanach, der seit 1835 alljährlich erschien. 1837 übernahm S. auch die Redaktion der früher von Bluffs herausgegebenen Jahrbücher der Fortschritte der Medizin, die seitdem unter dem veränderten Titel eines repertorischen Jahrbuchs für die Leistungen der gesammten Heilkunde erschienen und 1843 mit dem vorhin erwähnten Almanach verschmolzen wurden. Diese vielseitige literarische Thätigkeit verschaffte ihm allgemeine Anerkennung. Die Universität zu Erlangen ernannte ihn zum Doktor der Philosophie, die Hochschule zu Gießen zum Doktor der Medizin. Mehrere gelehrte Gesellschaften nahmen ihn unter ihre Mitglieder auf, so die Sociétés médicales d'émulation in Paris, die kaiserlich-königlichen Gesellschaften der Aerzte in Wien und St. Petersburg, die Sociétés des sciences médicales et naturelles und der Cercle médico-chirurgicales in Brüssel; die medizinische Sektion der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur in Breslau, die Societäten für Natur- und Heilkunde in Bonn und Dresden, die Gesellschaft zur Beförderung der Naturforschung zu Halle und zu Freiburg im Breisgau, die medizinischen Gesellschaften zu Gent, Leipzig und Warschau u. a. m. Er war auch Ehrenmitglied der kaiserl. russischen medizinisch-chirurgischen Akademien in Wilna und St. Petersburg, der Wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde in Hanau, des Vereins der Medizinalbeamten im Großherzogthum Baden, der naturforschenden Gesellschaft im Haag, der Sociétés médico-chirurgicales zu Brügge und der medizinisch-chirurgischen Gesellschaft im Canton Zürich. Während seines Aufenthaltes zu Dobberan im Jahre 1841, wo er das dortige Seebad besuchte, verließ ihm der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin den Titel eines Medizinalraths. Sein Schicksal erhielt um diese Zeit eine ungünstige Wendung. Er ward der Gegenstand des Reides einer ihm abgeneigten Partei. Der Buchhändler Hirschwald konnte ihm nicht verzeihen, daß er seinem Verlage die Centralzeitung entzogen. Mehrere junge Aerzte und Chirurgen, die sich in ihren Interessen durch ihn verletzt fühlten, schlossen sich einem geheimen Bündnisse an, das, nach ihrem eigenen Geständnisse, keinen andern Zweck hatte, als ihn in der öffentlichen Achtung herabzusetzen und wo möglich ganz zu Grunde zu richten. Viele Gegner hatte sich S. zugezogen durch seine strenge Wahrheitsliebe. Indem er Charlatanerie, wo er sie fand, rückwärtslos aufdeckte, erbitterte er Alle, die davon Vortheil zogen. Sie konnten ihm dies um so weniger verzeihen, als ihm die erwähnten ehrenvollen Auszeichnungen zu Theil wurden, auf die sie mit verbissenem Ingrimm Verzicht leisten mußten. Wer die unwürdigen Machinationen, die seine Feinde sich gegen ihn erlaubten, genauer kennen lernen will, findet darüber hinreichende Auskunft in einer von ihm selbst als Nothwehr herausgegebenen Schrift; sie führt den Titel: Zur Würdigung der eithrigen literarischen Umtriebe, Abdruck der Gratisbeilage zu Nr. 82 der allgemeinen medizinischen Centralzeitung (Berl. 1842). Zu dieser Schrift erschien im folgenden Jahre noch ein Nachtrag, in welchem er die Herren J. Mindig, den Geh. Rath Dieffenbach, den Buchhändler Hirschwald, den Professor Bischof, die Doktoren Jypel, Better u. a. als seine Hauptgegner bezeichnete. Diese begnügten sich nicht mit ihren bisherigen literarischen Angriffen. Auf's Neueste verletzt durch jene, nicht ohne Bitterkeit abgefaßten Schriften, machten sie gegen S. selbst isakalische Prozesse anhängig. Um ihn auf einmal in mehre Prozesse zu verwickeln, richtete jeder seiner Widersacher eine Separatklage ein. Dieses Schicksal traf ihn zu einer Zeit, wo zu seiner sehr geschwächten Gesundheit noch die betrübende Aussicht kam, durch ein hartnäckiges Augenübel gänzlich zu erblinden. Bei seiner gesteigerten Reizbarkeit ließ sich für ihn kaum Gnehung hoffen. Er vertauschte seinen bisherigen Aufenthalt in Berlin mit Nordhausen. Obgleich in den gegen ihn eingeleiteten Prozessen wegen der kränkenden Wahrheiten, die er öffentlich geäußert, nicht für schuldig erklärt, hatte er wenigstens die Gemuthung, daß einen seiner Gegner, der gegen ihn klagbar geworden, ein ähnliches Schicksal traf, das ihn zu einer gesetzlich bestimmten Strafe verurtheilte. Diesen literarischen Umtrieben, die er zu enthalten kein Bedenken getragen, sowie den Befolgungen, die ihn deshalb

trafen, unterlag seine sehr geschwächte Gesundheit. Es war im Grunde mehr ein psychisches, als physisches Leiden, das seinen Tod beschleunigte. Zahlreiche Belege dafür finden sich in seiner Krankengeschichte, welche Dr. B. Hoffbauer im ersten Stück der allgemeinen medizinischen Centralzeitung vom Februar 1846 mitgetheilt hat. S. endete seine irdische Laufbahn am 11. Januar des genannten Jahres bei voller Geistesthätigkeit.

\* **Sachsen.** Die Pariser Februarrevolution trug ihre Erschütterungen weit über die Länder hin; im Bunde der Civilisation blieb keines verschont. S. bestürmte seinen König schon in den ersten Tagen des März mit Deputationen, um von ihm die politischen Forderungen der Zeit erfüllt zu erhalten. Das Ministerium Könneritz erlag der Anfeindung der öffentlichen Meinung; es war unmöglich geworden, wenn sich der König nicht mit dem Volkswillen in direkten Widerspruch setzen wollte. Seine einzige geschäftliche Größe war Herr v. Jeschau, an welchem S. einen reblichen, pflichttreuen Finanzminister verlor. Am 16. März wurde die bereits im VIII. Bande dieses Werkes Artikel Sachsen S. 1072 abgedruckte Bekanntmachung an das sächsische Volk veröffentlicht. Dieses vielsprechende Aktensstück war unterzeichnet von den neu ernannten Staatsministern Dr. Braun (Justiz), Dr. von der Pfordten (Kultus und Aussenwärtiges) und Georgi (Finanzen). Das Ministerium hatte sich damals noch nicht vervollständigt und erst später traten die Mitglieder Oberländer (Inneres) u. Treusch von Buttlar (Krieg) ein. In den Tagen dieser Krisen erschien eine sächsische Deputation, bestehend aus dem Herrn v. Sagem, General Graf Lehrsach, Geheimrath v. Sternensfeld und dem Herrn v. Berger, in Dresden. Der Zweck ihrer Reise, die sich bis Berlin erstreckte, war, Sachsen und Preußen vorzuschlagen, daß sie sofort mit Hand anlegen an die Neugestaltung Deutschlands durch angemessene Zusammensetzung des deutschen Parlaments. Das Cabinet versprach die Unterstützung der Deputation in Erwägung zu ziehen, eine bestimmte Antwort abwachend, bis Preußen sich ausgesprochen haben werde, mit dem man sich bereits im Einvernehmen gesetzt. Am 22. März fand, der oben erwähnten Bekanntmachung entsprechend, unter angemessener Feierlichkeit zu Dresden und Leipzig die Vereidung des Militärs auf die Verfassung statt. Die königlichen Zusagen erregten allenthalben die Hoffnung auf eine glücklichere Zukunft und brachen der Bewegung, welche sich von Leipzig aus über das ganze Land verbreitet hatte, die Spitze ab. Nur die Berliner Ereignisse riefen eine Aufregung hervor, die sich bis zu dem Antrage in einer Volksversammlung steigerte, den Berliner Bürgern zu Hilfe zu ziehen. Vereinzelt bedrohliche Angriffe auf Personen und Eigenthum kamen allerdings vor und veranlaßten das Ministerium, durch eine Bekanntmachung in Erinnerung zu bringen, daß ohne Ordnung u. Einhaltung der gesetzlichen Schranken keine Freiheit, keine Dauer politischer Errungenschaften, kein Vertrauen in Handel und Wandel möglich sei. Nachdem die sächsische Regierung Verwahrung gegen die Bekanntmachung des Königs von Preußen eingelegt, nach welcher sich derselbe an die Spitze Deutschlands stellen und den Vereinigten Landtag zum deutschen Parlamente erheben wollte, wurde Professor Biebermann zum Abgeordneten für die in Berlin zu erwartenden Verhandlungen unter Delegirten einer Anzahl deutscher Höfe ernannt, nach Frankfurt Professor Albrecht bestimmt. Minder friedlich verlief der April in S. An vielen Orten erhoben sich Bauernaufstände gegen den Adel und es fanden mitunter Zerstörungen in wilder Weise statt. So wurde z. B. in Waldenburg am 5. April das Schloß des Fürsten von Schönburg von einem Haufen Tumultanten, nachdem im Innern Alles auf eine furchtbare Art zertrümmert war, in Brand gesteckt u. gänzlich in Schutt verwandelt (s. Waldenburg). Im Erzgebirge, wo sich in einzelnen Orten die Hungerpest eingestellt, herrschte eine Zeit lang volle Anarchie. Hauptsächlich ging es hier gegen die Fabriken los, ohne daß die Zerstörer Widerstand gefunden hätten. Auch in den kleineren sächsischen Ländern gab es überall bedeutende Unruhen, die manchmal ~~man~~ <sup>mit</sup> Waffengewalt unterdrückt werden konnten. Es fehlte eine Verfügung

vielfach mißbrauchten Volksversammlungen, ein Gesetz, welches die Ge-  
für Aufrührerhaftigkeit verantwortlich gemacht hätte. Um für alle Fälle ge-  
seyn, setzte die Regierung die Mobilmachung der Armee fort: auch erschien  
über Verstärkung der Kommunalgarde. Immer größere Bedeutung ge-  
zwischen die von Leipzig ausgehenden Arbeiterversammlungen, sowie der  
des und der Deutsche Verein, zu welchen sich in den meisten Städten u.  
Landgemeinden S. S. Zweigvereine bildeten. Leider schien es aber diesen  
um gründliche Erörterung und wahre Verständigung so wenig zu thun,  
t beiden dazu kam, daß mißliebige Ansichten nicht widerlegt, sondern nie-  
en wurden. Die Censur trat da in einer neuen und gewiß viel häß-  
gestalt auf. Schon fingen auch die Nachwehen der Bewegungen sich zu  
, indem der Finanzminister sich genöthigt sah, drei Viertel der Grund-  
nd die Hälfte der Gewerbesteuer im Voraus zu erheben und überdies eine  
ensteuer in Aussicht zu stellen. Das waren die Vorboten der neuen wohl-  
ksregierung. Dabei gestalteten sich die Verhältnisse des Handels und der  
täglich trauriger. Die Leipziger Ostermesse entsprach selbst den billigsten  
igen so wenig, daß viele Fabrikanten nicht mehr fortarbeiten konnten. Niemals  
alb auch die Zahl der Bettler größer und die Landstraßen wimmelten von  
en Handwerkern. Ende April ging mit den Wahlen für den auf den 18.  
überufenen außerordentlichen Landtag zugleich auch die Wahlmännerwahl  
deutsche Parlament vor sich. Sie fielen zum großen Theile in völlig  
lichem Sinne aus, und die Volksvereine hatten dabei ihre mächtige Hand  
le, wie die unter Drohungen einer aufgeregten Masse in Leipzig vollzogene  
obert Blum's beweist. Am 25. erhielt das sächsische Bundeskontingent  
:hil zur Mobilmachung. Den 12. Mai erließ das sächsische an das preuß-  
nisterium des Auswärtigen eine Note mit den Ansichten über den Ent-  
nes deutschen Reichsgrundgesetzes und dem Wunsche jenseitiger Prüfung  
. In Ansehung des Oberhauptes ward fünfjähriger Wechsel zwischen dem  
von Oesterreich und den deutschen Königen nach ihrer bisherigen Rangord-  
rgeschlagen. Preußen erwiderte unterm 14.: Das Urtheil jedes einzelnen  
kaates über den Entwurf eines Reichsgrundgesetzes möge sich zuvor in der  
Nationalversammlung ausbilden; für jetzt könne Preußen sich denselben  
o weit aneignen, als er den schon am 23. März mit Abgeordneten meh-  
rutschen Staaten getroffenen Verabredungen, denen auch das Königreich  
etreten sei, entspreche. — Den 19. Mai wählte der Landtag in vorbereith-  
ersammlung die vier Kandidaten für die Präsidentschaft. Der König er-  
aus denselben zum Präsidenten und Vicepräsidenten der zweiten Kammer  
ren, welche mit den meisten Stimmen aus der Wahlurne hervorgegangen  
nämlich Kewiger, Webermeister und Führer der Deutsch-Katholiken in  
, und den Bürgermeister Pfotenhauer. Am 21., Mittags 1 Uhr,  
: feierliche Eröffnung durch den König statt. Unter den von der Regierung  
mden zur Berathung unterbreiteten Vorlagen befanden die wichtigsten in  
abgesetzentwürfe und den zu ergreifenden finanziellen Maßregeln. Schon  
athung über den Entwurf einer Adresse der zweiten Kammer auf die Thron-  
: Gelegenheit, den in der Versammlung waltenden Geist zu beurtheilen.  
nograph jenes Entwurfes drückte nämlich die Erwartung aus, daß die Re-  
den Ständen mit der Aufhebung des Zweikammersystems entgegen kom-  
rde. Das Ministerium sprach sich entschieden gegen die Fassung dieses  
rphen und für das Zweikammersystem aus, und das Endresultat der überaus  
n Verhandlungen war, daß gar keine Adresse auf die Thronrede erlassen  
In der Sitzung vom 28. Juni begann die zweite Kammer die Berathung  
rpunkte des Deputationsberichtes über das neue Wahlgesetz. Der erste  
de Frage: ob Ein- oder Zweikammersystem? veranlaßte sehr bewegte De-  
: sprachen für Eine Kammer Tischrinner, der schon bei den Beratungen  
n Adressentwurf diese Ansicht eifrig vertreten hatte, Behner, Selbig, Wye-  
mepdophtu XII. ob. Suppl. 2.

präsident Pfotenhauer, Leuner, dagegen am besten Hartort, Haase, Brockha Griegern, Stodmann, Geißler. Bei der Abstimmung erklärten sich 42 Mit gegen 31 Stimmen für das Einkammersystem. Die streng Konstitutionell merkten mit Mißbehagen die laue Bertheidigung der Verfassung von Sei Ministers Oberländer, über deren Auslegung er sich wenig ängstlich äussert wollten in seinen Ausfällen gegen die frühern Minister, in seiner Haltung b Anfragen in den Kammern über die Waldenburger Erzeffe, in seinem matten schreiten gegen die Uebergriffe der Volksvereine und in manchen anderen An; sogar ein bedenkliches Liebäugeln mit den Radikalen erkennen. Bei Fort der Berathung über das neue Wahlgesetz kam auch die Frage der direkten E zur Entscheidung, welche gegen 9 Stimmen bejaht wurde, — aber ehe noch das Ganze abgestimmt war, nahm ein königliches Dekret das Gesetz jurid, wie Minister Oberländer erklärte, die Regierung sich überzeugt habe, daß der wurf nicht allenthalben den Wünschen und Ansichten der Kammer entspreche. wurde die Vorlage eines neuen Wahlgesetzentwurfes verheißt. Am 10. wurde der Reichsverweser, Erzherzog Johann, zu Leipzig auf seiner Dem nach Frankfurt feierlichst empfangen. Der König hatte den Kammern die theilung machen lassen, daß er die Wahl des Reichsverwesers unbedingt anset der Abgeordnete Tschirner war aber hiemit nicht befriediget, sondern stellte 13. Juli den Antrag, die Kammer möge von der Staatsregierung die Etil erwirken, daß selbe die Beschlüsse der konstituierenden Versammlung in Fes ohne weiters für gültig erachte, ohne sie von ihrer Zustimmung abhängig zu wollen. Die Erweiterung des Kommunalgardeninstituts bildete einen der h gegenstände, welche im Laufe des Juli von den Ständen berathen wurden. 2. August sprach sich der Lehrerkongress in Dresden für die Trennung der E von der Kirche mit 694 unter 722 Stimmen, aus; den 6. brachten die in L und Dresden garnisonirenden Truppen, den Anordnungen des Reichsministers gemäß; dem Reichsverweser ihre Huldigung dar. In der Sitzung der 2. Kammer vom 8. August war der Gesetzentwurf über Umgestaltung des Ger wesenis an der Tagesordnung. Derselbe zeichnete die völlige Aufhebung der 2 monialgerichte und die Ausübung der Rechtspflege allein nur durch den S sowie die Trennung der Justiz von der Verwaltung auch in der unteren In vor, und unterlegte dem Verfahren in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten sowohl auch im Strafprozesse als Hauptgrundsatz die Mündlichkeit und Oeffentli Den 16. legte das Ministerium den Ständen einen Preßgesetzentwurf vor, selbst den billigsten Erwartungen nicht entsprach und namentlich für den Leip Buchhandel in seiner eigentlichen Stellung zum Auslande vieles Unausführ enthielt. Am 19. wurde die Verordnung über die Erhebung der Einkommen in gleichen von Grund-, Gewerbe- und Personalsteuer veröffentlicht. In den tembertagen machten die Radikalen bedeutende Anstrengungen, die zeitliche lich ruhige Entwicklung der politischen Verhältnisse S. 8 zu unterbrechen. 3. September tagten in Dresden die Abgeordneten der sächsischen Vaterland eine und faßten den Beschluß, die Auflösung des bestehenden Ministeriums die Bildung eines neuen durch Oberländer, so wie die Berufung eines konstitu den Landtages zu beantragen. Den Tag darauf wurde ein Haufen von ein hundert Leuten in einer sogenannten Volksversammlung zur beifälligen Abstim berebet, um jenem Beschlusse mehr Nachdruck zu geben. Natürlich dachte Minister nicht daran, vor solchen Manifestationen zu weichen, da sie von Seiten Adressen erhielten, welche deutlich bewiesen, daß sie nicht das Vertrauen Volkes, sondern nur das einer Partel verloren hatten, welche sich anmaßte, ganze Volk zu vertreten. Unterdeß wurde das überfreisinnige Wahlgesetz i Kammer gebracht und die Begutachtung desselben nicht der zunächst kompe Deputation, deren Referent der radikale Tschirner war, sondern einer außero lichen Deputation übertragen, in welche kein einziger radikaler Deputirter ge ward. Bei den weiteren Verhandlungen der Abgeordneten der Vaterlan



eine entschied sich die Majorität für Weglassung des Paragraphen ihres Programmes,
 worin die Beibehaltung der konstitutionellen Monarchie in den einzelnen deutschen
 Staaten ausgesprochen war. Sie führte dadurch den Austritt der gemäßigteren
 Minorität herbei, an deren Spitze der Dresdner Vaterlandsverein stand, welcher
 deshalb von den Demokraten als reaktionär betrachtet wurde. Ist nicht in diesem
 merkwürdigen Jahre Jeder unter das Zeichen des Krebses, und zwar eines ge-
 waltig beißenden und kneipenden, gestellt worden, der einigen Anstand nahm, in
 den allgemeinen Zerstörungsjubel mit einzustimmen, und der bescheidenen Meinung
 war, man könne zum Neubau der Welt doch hie und da ein zweckmäßiges Stück
 vom alten Baue hinübernehmen und brauche nicht allerwegen ein tabula rasa zu
 machen, glatt zwar und eben, aber leer zum Erschrecken? Bedenklicher zeigte sich
 die Aufregung in den Provinzialstädten, die mehreren Berichten zufolge allerdings
 durch radikale Wählerereien hervorgerufen war, aber doch wohl auch selbstständig
 aus der schwebende Ministerfrage entstand. In Zwickau und Chemnitz kam
 es zu schlimmen Ausbrüchen jener Stimmung. In ersterer Stadt mußte, nach-
 dem in mehreren Abenden die beliebten Sagenmusiken ertönt hatten, am 9. Abends,
 als die Unruhen in Folge einer Versammlung der Arbeiter einiger benachbarten
 Kreisstädte sich vermehrten, und man besonders auch die an den vorhergehenden
 Abenden verhafteten Tumultanten gewaltsam befreit wissen wollte, die Straßen
 in Waffengewalt gesäubert werden. In Chemnitz hatte man am 10. eine Volks-
 versammlung wegen Fortbaues der Chemnitz-Riesaer Eisenbahn veranstaltet. Das
 Ende der Versammlung von etwa 10,000 Menschen brachte indessen auf Anregung
 ihrer Mitglieder des Chemnitzer Vaterlandsvereines die beinahe einstimmigen Be-
 schlüsse: das Ministerium und die Kammer, in ihrer jetzigen Zusammensetzung,
 haben das Vertrauen des Volkes nicht, ein neues entschiedenes freisinniges Ministerium,
 die sofortige Auflösung der jetzigen Kammern und Einberufung einer kon-
 stituierenden Versammlung sind dessen Forderungen. Offenbar hatte man diese
 Volksversammlung nicht der Eisenbahn zu Liebe herbei getrommelt, sondern sie war
 von vorne herein nur zur Erregung der Arbeiterbevölkerung bestimmt, und ihre
 nächste Folge war, daß die Arbeiterhäuser am 10. ein paar Gefangene befreiten,
 welche sich noch seit einer vorjährigen Revolte gegen die Bäcker in Gewahrsam
 befanden. Die Kommunalgarde trat ihnen nicht entgegen. Theils ward sie zu-
 erst durch Alarmruf versammelt, theils fand sich nur ein Zehntel derselben auf
 den Sammelplätzen ein und mußte die Erstürmung der Frohnveste ruhig ansehen,
 es wurde sogar auf die Forderung der Tumultanten nach Hause geschickt. In
 den Händen befand sich die Stadt vollkommen, und nur ihre eigenen Führer
 hielten dieselben von weiteren Excessen ab. Am andern Vormittage war die Stadt
 ruhig, Abends dagegen wiederholten sich die Unruhen mit Heftigkeit und
 wuchsen am 12. zu einer sehr bedenklichen Höhe. Am Morgen dieses Tages war
 endlich Reiterei und Fußvolk eingerückt und die Wiederverhaftung der vom Volke
 befreiten Untersuchungsgefangenen erfolgt. Die Maschinenbauer — einer der Ge-
 fangenen war ein Maschinenschleifer — rückten Nachmittags auf den Markt. Es
 wurde die Bürgerwehr durch Alarmruf versammelt, und gerade jetzt zogen auch
 die Reiterhäuser ein. Allein dadurch wuchs nur die Aufregung. Es wurden
 Barrikaden errichtet und ein Kampf begonnen, bei dem die Häuser abgedeckt, die
 Kanonen als Waffen gebraucht und vom Militär scharf geseuert ward. Den ganzen
 12. September und selbst noch tief bis in die Nacht hinein dauerte der Kampf
 um die Barrikaden. Noch Abends 6 Uhr wüthete derselbe in solcher Heftigkeit,
 daß ein Berichterstatter der Deutschen Allgemeinen Zeitung schrieb: „Nur
 Gott kann uns retten.“ Die beiden Gefangenen, welche am Morgen wieder
 befreit worden waren, mußten Nachmittags abermals freigegeben werden. Als
 es dunkel geworden war, forderten die Tumultanten augenblickliche Entfernung des Mi-
 nisteriums aus der Stadt; ein Verlangen, dem natürlich keine Folge gegeben wurde.
 Gegen 8 Uhr waren zwar die Barrikaden in der Stadt geräumt, aber der
 Kampf dauerte noch auf dem Schießanger vor der Stadt. Die Kommunalgarde

soll sich an diesem Tage sehr brav erwiesen haben. Am 13. Mittags w Ruhe ganz gesichert, freilich von einer sehr großen Militärmacht überwacht. Männer, D. Kieselhausen und ein Advokat Böttcher, wurden als die eigen Aufwiegler bezeichnet; ersterer ward am 16. verhaftet, letzterer flüchtete. Die Aufrührer selbst sind 42 Tumultanten gefangen genommen und nach dem Augustenburg abgeführt worden. Getödtet wurde nur ein Mann, Verwundt mitunter schwere, fielen zahlreich vor. Eine Spezialuntersuchung ward eing. Geheimregierungsrath Lohb als königlicher Kommissär nach Chemnitz abgei — Ohne Zusammenhang mit diesen Vorfällen erschien ein im Reime er Auflauf in Leipzig am 15. Abends. In der zweiten Kammer wurde am gen Tage eine Adresse des Leipziger konstitutionellen Vereins (gegen Einführung deutschen Republik) mit 26,451 Unterschriften überreicht. Einen Antrag der 1. Kammer, auf Aufhebung der beiden noch übrigen Klöster in Sachsen, verworfe erste Kammer und beschloß nur die Revision derselben; dagegen nahm die Kammer am 21. September den Gesetzesentwurf über die Rechtsverhältniß Deutsch-Katholiken an. Am 28. begann die allgemeine Berathung der 1. Kammer über das Wahlgesetz. Dasselbe wurde am 24. Oktober von der Kammer mit 31 gegen 7, das Gesetz wegen Abänderungen einiger Bestimmu der Verfassungsurkunde mit 29 gegen 9 Stimmen angenommen. — Auf die Rat von der Oktoberrevolution zu Wien errichtete die demokratische Partei (Vaterl verein) in Dresden ein Einzeichnungsbureau zu einem Freischarenzuge nach D reich's Hauptstadt. Es meldeten sich wirklich 115 Leute dazu, worunter 30 gebiente Soldaten. — Als in der ersten Sitzung der ersten Kammer vom 9. vember der Deputationsbericht über ein königliches Dekret vom 28. August, deutsche Verfassungswerk betreffend, zur Verhandlung kommen sollte, benützte Minister v. d. Wörden und Braun diese Gelegenheit, um sich in Bezug au in dieser Angelegenheit geschehenen Schritte in der Nationalversammlung und die Stellung der sächsischen Regierung zur Centralgewalt auszusprechen. Nach einleitenden Darstellung der hierauf bezüglichen Vorgänge in der Nationalversam lung, besonders des an einen Ausschuß gewiesenen Antrags Biedermann's, wol das Reichsministerium veranlaßt werden sollte, die sächsische Regierung zur Ziehung jenes Dekretes aufzufordern, äußerte Minister v. d. Wörden: Die Re ung werde das Dekret nicht zurückziehen, es werde in der Nationalversamm „beschlossen werden, was wolle.“ Hiezu sei sie durch ihren Eid auf die Verfa genöthigt, deren zweiter Paragraph es deutlich ausspreche, daß ohne Zustimmung der Stände kein Recht der Krone veräußert werden dürfe. Es seien über drei Gegenstände ins Auge zu fassen: die Centralgewalt, das Verfassungswerk die einzelnen Gesetze, welche die Nationalversammlung erläßt. Was die Cen gewalt betreffe, so sei dieselbe von S. zuerst (am 3. Juli) vollständig anerl worden, und die Regierung habe damals bereitwillig die Verpflichtung mit stimmung der Stände übernommen, die Verordnungen derselben anzuerkennen. deutsche Verfassungswerk wolle sie ebenso befördern, es könne aber gleichfalls unter Bestimmung der Regierung und der Stände dasselbe gegründet werden es in die sächsische Verfassungsurkunde eingreife. Was die einzelnen, vor Nationalversammlung erlassenen, Gesetze betreffe, so sei auch hier die stän Zustimmung in Bezug auf ihre Vollziehung nöthig. Die Gesetzgebung sei ein Kronrecht. Dieses zu entäußern, zu beschränken, was durch die Anerker jener Gesetze geschehe, sei nach §. 2. der Verfassung unmöglich. Die Regi stehe und falle mit der Verfassung; „man gründet das Wohl eines ganzen N nicht auf Treubruch.“ Mit vollem Herzen wolle S.s König und Regierung deutsche Einheit fördern, doch nur auf gesetzmäßigem Wege. Daß sie dies habe sie z. B. in der Gesandtschaftsfrage bewiesen. Sie wolle die Nation sammlung bei diesem Werke unterstützen und werde es durch die Ermächtigung der Krone im Stande seyn, eine Ermächtigung, die man in Frankfurt zu übe eine; aber nicht auf Kosten ihrer Pflicht und ihres Eides. Dieser Entl

regte die erste Kammer durch Aufstehen ihren einstimmigen Beifall. In gleichem Tone sprach nachher Minister Braun. Schließlich sagte er: ein Beweis, wie sehr S. die Beschlüsse der Nationalversammlung achte, sei auch, daß seit dem dortigen Beschlusse für Aufhebung der Todesstrafe das Ministerium den König anlaßt habe, ein in allen Instanzen zuerkanntes Todesurtheil nicht zu vollziehen. Daraus werde die Regierung den Beschlüssen gleiche Achtung zuollen, aber sie verweigere, „daß man sie nicht zu einem Verfassungs- zu einem Eibbruche treibe.“ Die dringende Frage sei übrigens eine staatsrechtliche, und da die Regierung noch nicht in den Fall gekommen wäre, mit einem Beschlusse in Widerspruch treten zu müssen, so sei sie eine rein theoretische, deren Anregung in Frankfurt ihm um so erwarteter komme, als dieselbe nicht auch gegen größere Regierungen geltend gemacht worden sei. Die sächsische Regierung sei frei von separatistischen Tendenzen, wolle nur, daß man den Prüffstein an ihre Thaten lege, nicht an bloße dürre Wortfreitigkeiten. Geschehe dies, so wird auch Alles zum Guten geführt werden. Die erste Kammer möge nur immer den Beschlüssen der zweiten beitreten. Auf diesen Erklärungen nahm die Kammer das königliche Dekret einstimmig an. In den Volksmassen zeigte sich um diese Zeit wieder große Aufregung, veranlaßt durch die Kunde von Blum's Verhaftung in Wien. Zu Leipzig, dem Wohnort des Bahrlorte des Vorkämpfers der Demokratie, fand in dieser Sache am 9. November, berufen von den Obmännern der beiden Vaterlandsvereine, eine Volksversammlung statt, an welcher sich zwar wenige Bürger, dagegen an 2000 Arbeiter und Studenten theilnahmen. Den 12. erfuhr man die standrechtliche Hinrichtung Blum's durch eine offizielle Depesche des sächsischen Gesandten in Wien. Noch am selben Tage beschloffen mehre Mitglieder des Landtages in Verbindung mit einigen dort anwesenden Abordnungen der deutschen Vaterlandsvereine einen Aufruf, welcher sagt: Blum sei wegen seiner hochherzigen Theilnahme im Kampfe der Wiener von der Tyrannei kaltblütig gemordet worden. Der Urheber des gesammten Deutschlands werde die Urheber der Schandthat richten, welche selbst das unverlesliche Haupt eines deutschen Volksvertreters nicht geschont haben. Das deutsche Volk werde seine Pflicht erkennen und die Kinder eines der seinen seiner Freiheitskämpfer für die seinigen erklären. In Leipzig wurden am 13. drei geharnischte Plakate angeschlagen, das eine vom Rathe der Stadt unterschrieben. Die Volksversammlung am Abend wurde in der größten Kirche (der Thomaskirche) abgehalten und faste doch kaum die Menge der Theilnehmer. Die wichtigsten Beschlüsse waren: Abhaltung einer Todtenfeier für Blum, Versorgung seiner Familie, Zurückforderung seines Leichnams, Antrag bei der Regierung: Abberufung des sächsischen Gesandten aus Wien zur Verantwortung, endlich Abberufung der sächsischen Abgeordneten aus der Nationalversammlung, welche das Vertrauen des deutschen Volkes nicht mehr besitze. Später entstand ein Aufruhr, wobei das österreichische Konsulatswappen abgerissen wurde. Am 14. man endlich Generalmarsch schlug, beruhigte sich die Stadt rasch. In der nächsten Kammer stellte am 13. der Abgeordnete Tschirner, mit einigen beigefügten Bemerkungen über „das träge Verhalten der Centralgewalt in dieser Gelegenheit“, den Antrag, daß 1) der sächsische Gesandte sofort zu einem Rechenschaftsberichte über sein Verhalten aufgefordert und 2) von der Centralgewalt verlangt werde, sie möge die energischsten Maßregeln zur Sühnung der durch Blum's Tödtung verletzten Ehre Deutschlands ergreifen. Der Antrag wurde einstimmig zum Beschlusse erhoben, worauf der Präsident die Sitzung beendete, welche nur diesem traurigen Gegenstande gewidmet sein sollte. In der nächsten Sitzung nahm auch die erste Kammer den ersten Theil des Antrages an, lehnte dagegen dessen zweiten Theil ab, nachdem der Präsident erklärt hatte, das Direktorium habe sich für diesen Theil nicht entschließen können, da man über den betreffenden Thatbestand noch nicht kenne und zur Regierung das Vertrauen verliere, daß sie sich genaue Kunde über den Thatbestand verschaffen u. das Nöthige thun werde. Am 17. November wurde der Landtag vom Könige selbst feierlich

geschlossen, der in seiner Abschiedsrede in Beziehung auf Sachsens Stel Centralgewalt die in dem oben gedachten Dekrete ausgesprochenen Ansichte holte. — In Leipzig verboten Stadtrath und Polizeiamt am 18. die Bil waffneter Freischarenzüge nach Berlin, sowie überhaupt die Bildung be Vereine ausser der Bürgerwehr, und veranlassten sofort unter dem Sch Abtheilung der Kommunalgarde die Beschlagnahme einer Partie Gew Hieb Waffen. Als sich hierauf bedrohliche Anzeichen von Unruhen zeigte Generalmarsch geschlagen und der Markt durch einen Bajonnetangriff de neten Macht gesäubert. — Die Masse von Anträgen u. Bitten, welche r Seiten wegen Blum's Erschießung an die Regierung gerichtet wurden, zu Bekanntmachung des Gesamtministeriums hervor, worin dieses die „inhe Bedeutung dieses traurigen Ereignisses, sowie die Pflichten, welche es ih legt“ anerkennt und nochmals seine schon vor der zweiten Kammer ausgef Erklärungen wiederholt, indem es gleichzeitig zur Besonnenheit und W mahnt. „Durch die königliche Gesandtschaft in Wien — hieß es in der machung — ist auf Mittheilung der Prozessakten angetragen worden. Di ung hat von dem königlichen Gesandten sofort Rechenschaft über sein A gefordert, sie hat bei der Centralgewalt zu Frankfurt, als der hiezu vorz berufenen Behörde, entschiedene Anträge gestellt. Die Regierung glaubt Alles gethan zu haben, was bei der gegenwärtigen Lage der Sache von Recht gefordert werden kann. Die Bewegung und das Begehren ist ab nicht stehen geblieben. In blinder Leidenschaft ist gegen das österreichische konsulat in Leipzig von Einzelnen eine Verletzung des Völkerrechtes l worden. Die allgemeine Stimme hat darüber gerichtet, und die Regieru daß zur Ehre des sächsischen Volkes jeder Versuch zu einer ähnlichen The bleiben werde. Man hat Bürger bedroht, weil sie politische Gegner Bl wesen seien — das heißt im Namen der Freiheit die Tyrannei verkündigen hat verlangt, die Regierung solle dem österreichischen Gesandten in Drest Pässe ausstellen — das heißt einen Bürgerkrieg in Deutschland herausbel Man hat gegen den königl. Gesandten zu Wien eine Verurtheilung ohn verlangt — dies ist den bekanntesten Rechtsgrundsätzen entgegen. Die A wird dagegen den Erfolg der geforderten Rechenschaft seiner Zeit veröffi Man hat von einigen Seiten die Betheiligung des Staates bei der Sorg hinterlassenen Blum's gefordert — aber mit richtigem Gefühle hat man a zunächst diese Sorge freiwilligen Liebesgaben vorbehalten.“ — Am 21. N warden durch Regierungsbefret die Wahlen zum neuen Landtage ausgef in diesen Tagen erfolgte auch die feierliche Eröffnung der Eisenbahnstr Plauen bis Hof, wodurch Leipzig mit Nürnberg in unmittelbare Verbind bracht wurde. — Leipzig beging am 26. November die Todtenfeier für Blum, welche von einem zu dem Zwecke zusammen getretenen Volksausß geordnet war. Die Behörden, Innungen, Vereine und Studenten bet frü mit ihren umflorten Bannern an dem Zuge, welcher sich gegen 11 U mittags vom Kopfplaz aus um die Ostseite der Stadt in Bewegung f sich dann auf dem Markte theilte, um die beiden Hauptkirchen zu füllen. Nikolaikirche sprach der lutherische Prediger Dr. Zille über das Thema: „I für die Freiheit,“ nach ihm der Reichstagsabgeordnete Dr. Joseph. In t markirche predigte der deutsch-katholische Pfarrer Dr. Rauch über den Te wandte mich und sahe an alle die Unrecht leiden;“ nach ihm hielt Dr eine Rede. Erst Nachmittags um 3 Uhr war die Feier geendet. Auch an Orten benützte man Blum's Schatten zu stürmischen Demonstrationen, ? und Feierlichkeiten. So hatte dieses unselige Ereigniß das Sachsenland de demokraten in die Hände geliefert und zwar in dem entscheidenden Augenb die Wahlen für eine neue Kammer begannen, Wahlen nach dem neuen ! seye mit direkter Stimmgebung und der ausgedehntesten Wählbarkeit. I tationen, welche ohne Raß und ohne Scheu betrieben wurden, machten

er seither in S. Alles unterwühlt worden. Namentlich wurden die Land- auf deren gesunden Sinn besonders gerechnet war, fast überall durch glän- zende Erfolge auf einmal für das durch und durch demokratische Programm gewonnen. Selbst in Dresden, wo die Gemäßigten im deutschen Reich eine große Thätigkeit entwickelten, konnten sie dem Terrorismus der Ra- dicalen nicht überall mit Erfolg entgegenreten, welche in Volksversammlungen u. in der Presse Tag und Nacht agitirten. Die Minister sprachen unterm 8. Dez. öffentlich, aber zu spät, gegen die Grundsätze des Wahlprogrammes der Radica- len, um den Theil des bethörten Volkes zu enttäuschen, welchem deren Zustimmung mit dem Programme der extremen Partei vorgespiegelt worden sei. Bei diesen Wählerreien war besonders zu beklagen, daß das eben erst im wachsenden Bewußtseyn deutscher Nationalität in den Volksversammlungen u. in Flugblättern durch Schmähungen gegen Frankfurt und gegen die dortige Einheit Deutschlands von den Radikalen wieder vernichtet wurde. Und sich denn nach dem Ergebnisse der Wahlen leicht schließen, daß der neue Reichstag aus Mitgliedern bestehen würde, deren Gesinnungen weit über die Stell- ausgaben, welche das Ministerium in seinem offenen Worte vom 8. Dez. an. Nur der roheste Radikalismus schien Vertretung erwarten zu dürfen; Intelligenz, bewährte Geschäftstüchtigkeit, waren von den Wählern so viel nicht berücksichtigt. Man befürchtete sogar, daß in der ersten Kammer freibundige genug für die Abtheilungen gefunden werden würden. Die- sen Grundbesitzer und namentlich der Adel, welcher das Land so lange mit einem klugen Auge verwaltet und der Hebung der niederen Volksklassen mit ange- offener Hand entgegengetreten ist, erhielt damit eine herbe Lehre. Am 12. Jänner 1849 trat der Landtag zu den vorbereitenden Geschäften zusammen. Die erste Kammer wählte die zweite Kammer zum Vorsitzenden den Abgeordneten aus Zittau, zu Stellvertretern Dr. Schaffrath und Tzschirner, zu ihrem Vizepräsidenten u. Frischke. In der ersten Kammer erhielten die Stimmen Dr. Joseph für den Vorsitz, als Stellvertreter Bürgermeister Tzschucke aus Lobdorf, welcher erst kürzlich von einem achtbaren Manne öffent- lich als falschen Zeugnisses beschuldigt worden war, als Schriftführer Hohl- zimmer, welchen eine Untersuchung wegen Hochverrathes schwebte, und Jung- mann. Am 17. Jänner wurde der Landtag eröffnet. Beide Kammern beschlos- sen dem Reichstag eine Antwort auf die Thronrede für diesmal keinen Gebrauch zu machen. Die zweite Kammer erklärte am 20. Jänner auf Schaffrath's Antrag, in erbliches und unverantwortliches Oberhaupt für Deutschland, wie die- selbe die Kaiserwürde an die Krone eines Einzelstaates nur mit entschie- dener Willen sehen würde. Sie verlange, daß ein verantwortlicher Präsident an der Spitze Deutschlands gestellt werde, und sehe jede andere, als die demokra- tische Lösung dieser Frage für unheilvoll an. Der neue Landtag war bald auf dem Wege, durch seine Haltung, wie durch seine Beschlüsse dem Lande den Rath zu geben, daß er seiner Aufgabe nicht gewachsen sei. Aber so mußte es dem Volk mußte einsehen lernen, daß auf diesem Wege die gehoffte bes- sere Zukunft nicht anzubahnen sei, und daß ein Land von brotlosen Arbeitern, als die Administration des Übels, mindestens eben so schlecht regiert wird, wie es jemals die Administration des Adels, hat regiert werden können. Die erste Kammer erklärte in Wien veranlaßt dem Ministerium noch fortgesetzt die Widerwärtigkeiten. Die zweite Kammer stellte einen Antrag auf un- mittelbare Zurückberufung des sächsischen Gesandten am österreichischen Hofe, von welchem, welcher nach ihrer Ansicht für Blum's Rettung nicht fest genug eingetre- ten, und fasste weiter den Beschluß auf Einziehung sämtlicher Gesand- ten mit Ausnahme der bei der Reichsgewalt. Der hievon abmahrende Mi- nister v. Forstner mußte sich gefallen lassen, bei dieser Gelegenheit von dem Reichstag als einen Finken ein Schulmeister genannt zu werden, ohne daß auch nur der geringste Ordnungsruf ausgesprochen worden wäre. — Auf ein Circular vom

23. Jänner, welches Preußen in Betreff der Reichsgewalt und des Reichsoberhauptes allen deutschen Regierungen durch seine Gesandtschaften hatte zustellen lassen, ertheilte die sächsische Regierung unterm 10. Februar die Antwort: Sie halte, wie Preußen, den Grundsatz der Verständigung und Vereinbarung zwischen der Nationalversammlung und den Einzelstaaten fest und trete der preussischen Ansicht bei, daß die Aufrichtung einer neuen deutschen Kaisertürde nicht zur Erlangung einer wirklichen und umfassenden deutschen Einigung nothwendig sei; sie begehre demnach die Ueberzeugung, daß die Vorbedingung für die Verhandlungen und deren Erfolg die Theilnahme der österreichischen Regierung sei. — Inzwischen zeigte die Mehrheit der Kammern in der Art, wie sie sich ihrer Uebermacht bediente, täglich deutlicher, daß es ihr mehr um ihre besonderen radikalen Zwecke, als um das Wohl des Landes zu thun sei. Schöpferische Kraft entwickelte sie gar keine, desto mehr aber destruktive Tendenzen. Schon aber begannen ihr Stern zu sinken. Die Bitten an das Ministerium, unter allen Umständen zu bleiben und die Geschäfte fortzuführen, gaben den klaren Beweis, daß das Vertrauen zu diesem größer war, als zu den Führern der Linken. Die Minister, obgleich sie früher erklärt hatten, vor der Mehrheit der Kammern zurücktreten zu wollen, ertrugen eine Zeit lang mit Geduld die schändliche Behandlung, welcher selbst der Vater dieser Kammern (Oberländer) nicht entging. Endlich aber trat ein, was sich nach den fortgesetzten schroffen Beschlüssen der Kammern nicht anders erwarten ließ. Das Ministerium Braun dankte am 24. Februar ab. Daß übrigens nicht nur die Mißhelligkeiten mit den Kammern der Grund zu diesem Schritte waren, sondern auch ernsthafte Spaltungen im Ministerium selbst stattgefunden hatten, ging aus der rückfichtlosen Erklärung hervor, die der Abgeordnete Oberländer unmittelbar nach seinem Rücktritte in der Kammer in Bezug auf die Einführung der deutschen Grundrechte abgab, für deren sofortige Veröffentlichung er sprach, nachdem er als Minister ausführlich die Gründe entwickelt hatte, welche diese Einführung als unvereinbar mit der Landesverfassung erscheinen ließ. Am meisten wurde der Abgang des Dr. Braun beklagt, dessen redlichen Willen und offenes Wesen auch seine Gegner ehrend anerkennen mußten. An seine Stelle als Justizminister und Vorstand des Ministeriums trat der Oberappellationsrath Dr. Helm; zum Minister des Innern wurde der Geheime Regierungsrath Dr. Weinlig, zum Finanzminister der Geheime Finanzrath v. Ehrenstein, zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten der bevollmächtigte Minister in Berlin v. Beust ernannt. Das Kriegsministerium übertrug der König erst einige Zeit später dem Generalmajor Rabenhorst. Die bisherigen Minister wurden ohne Wartegeld entlassen und waren auch nicht lang genug im Staatsdienste, um auf Pensionen Anspruch machen zu können. Nicht weniger verbrauchte Minister in einem Jahre würden für das kleine Land denn doch viel geworden seyn. Das Ministerium Helm erklärte bei seinem Amtsantritte seine Aufgabe darin zu erblicken, daß es dem sächsischen Volke nicht bloß die ihm gewordenen Freiheiten, sondern auch Aufrechthaltung des Rechtszustandes und der gesetzlichen Ordnung zu wahren habe. Das Dekret über Verkündigung der deutschen Grundrechte legte es schon am 28. Febr. den Kammern vor. Zum Dank dafür nahmen diese an demselben Tage in einer gemeinschaftlichen Sitzung die Geschäftsordnung in einer den Einfluß der Regierung völlig lähmenden Fassung an. Am 2. März wurden die ältern Gesetze wegen der Lehnverträge für ungültig erklärt und die sofortige Beseitigung der mit den Herren von Schönburg unterständlicher Mitwirkung geschlossenen und dennoch als verfassungswidrig gebrandmarkten Verträge beschlossen. In Plauen warf der gesinnungstüchtige Plebs der abgetretenen Minister Braun die Fenster ein. Man konnte es diesem Mann nicht verzeihen, daß er sich nicht länger zum willenlosen Werkzeuge der Zerkürdung hatte hergeben wollen. Mit großer Zärtlichkeit nahmen sich in diesen Tagen die Kammern für die Wilddiebe und Forstfrevler an und verlangten, daß diesen die noch unverbüßten Strafen zu erlassen seien. Die begehrte Amnestie wurde am 17. März verkündigt, jedoch mit Beschränkung auf solche Vergehen, die so

gern oder ihren Beauftragten auf eigenem Grund und Boden begangen. Weiter ist aus dieser Zeit der Abmarsch einer sächsischen Brigade nach Holstein mitzutheilen, welcher sich Prinz Albert, der Neffe des Königs an hatte, um auf dem Schlachtfelde seine Sporen zu verdienen. Am

1. kam in der zweiten Kammer ein Antrag des Abgeordneten Tischner, rauen der Stände gegen das Ministerium auszusprechen, zur Berathung. n Male trat diesmal den Himmelsstürmern eine gemäßigtere Linke entgegen der Antrag fiel durch. So folgten sich Uebertreibungen zum Ueßersten treibungen und erregten Mißstimmung gegen die Kammer allenthalben

Das arme S. war aus den unfähigen Händen der früher herrschenden welcher es seine jetzigen trostlosen Zustände größtentheils verdankte, in wo och unfähigere gerathen. Ueber das eben erwähnte Verschulden der wel- ächtigen Partei an dem Unglücke S. ließ sich ein dortländisches liberal- ves Blatt, die „Illustrirte Zeitung“, im April 1849 vernehmen: „Die geit der nach den ältern Bestimmungen zusammengesetzten ersten Kammer, wohlgemeinten Maßregel der früheren Regierung entgegentrat und die rung jeder schlechten Maßregel bereitwilligst unterstützte, trägt unzweifel- Schuld, daß die Dinge in S. so böse geworden sind, als sie wirklich hne ihren leidenschaftlichen Haß gegen Lindenau würde dieser nie aus ischen Staatsdienste geschieden u. das Vertrauen des Volkes zum Könige üttert worden seyn; ohne die heimliche Abneigung gegen den Halbbürger- renen und bürgerlich verheiratheten Minister v. Falkenstein würde das enablösungsgesetz um zwei Landtage früher durchgegangen seyn, und ohne e Vorliebe für den Minister v. Könnertz, dem sie gleichwohl entgegen- er vor neun Jahren den Versuch machte, die Patrimonialgerichtsbarkeit en, würde dieser nicht eben so lange dem Wunsche des ganzen Landes entlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege haben widerstehen können. es die erste Kammer war, welche die Einführung eines gleichen Maßes ichtes aus nicht viel besseren Gründen zu hintertreiben wußte, als die i: welchen der Abgeordnete Kell den Maßregeln des gegenwärtigen Mini- entgegentritt, so fanden alle gegen die Presse gerichteten Gewaltschritte

Seite den einhelligsten Beifall, während sie doch nicht den Muth hatte branken zu treten, wo es nicht mehr ihre Vorrechte und ihren Rammon, as Königthum zu retten galt. Sie hat den ersten Abänderungen der g, sie hat dem Oberländer'schen Wahlgesetze zugestimmt, und sie ist jetzt i so dafür verantwortlich, wie die Urheber selbst. Die Steine, welche sie ert, fallen auf sie selbst zurück, und es würde im Lande ein viel entschiede- rspruch gegen die jetzigen Kammern, wie sie sind, hervortreten, ginge : dem Ekel vor ihrem Treiben die Furcht vor der Rückkehr der alten schaft Hand in Hand.“ — In Uebereinstimmung mit ihrer bisherigen verharren die Kammern auf ihren früheren Beschlüssen in Betreff der n Angelegenheit, nahmen mit Stimmenmehrheit Mißtrauenserklärungen Minister an und nöthigten so endlich die Regierung, am 28. April die des Landtages auszusprechen, welche Maßregel das Ministerium mit klamation an das sächsische Volk begleitete, um diesem zu sagen, warum es lajorität dieser Kammern nicht zurücktrete. Es äußerte sich in der erwähnten : dahin, daß nicht einzelne, wenn gleich an sich noch so wichtige Fragen der . Gesetzgebung hierbei maßgebend gewesen, sondern das gesammte Auftreten ieren während ihres dreimonatlichen Beisammenseyns diesen Schritt unabweis- ht habe. Die Abgeordneten, zum voraus durch unausführbare Versprechun- andere Bande, als die der gemeinsamen Pflicht gefesselt, wären unfähig Besprechungen zwischen Regierung, Kammern und daraus hervorgehenden Beschlüssen gewesen. Die wiederholte Verweigerung der Geldmittel, die Anträge über fremdartige Gegenstände, die verführte Einmischung in die zöge, der gänzliche Umsturz aller Verhältnisse müßte selbst

aus den demokratischen Bestandtheilen der Stadtverordneten, des Stadtrathes und Abgeordneten des Volkes bestehend, eine provisorische Regierung, die aus dem Advokaten Tschirner, dem Geheimen Regierungsrathe Todt und dem Kreisamtmann Geubner gebildet wurde, welche sofort durch Anschlag dem Volke ihre Existenz bekundete und zugleich einen Aufruf an die Soldaten ergehen ließ, sich ihr anzuschließen. Man hoffte, die Truppen würden sich mit den Demokraten verbinden, u. in der That hatte auch die Zeughausbesatzung sich dazu verstanden, den Hof, aber nicht das Innere des Zeughauses vom Volke mit besetzen zu lassen. — Allein während der Nacht zum 5. war das Leibregiment, welches in Zwickau und Chemnitz stand, eingetroffen, eben so eine Batterie reitender Artillerie, und so begann der Straßenkampf in den Morgenstunden auf's Neue. Es wurde zunächst nur mit Plänkelfechten verfahren, der Zwingerwall, die Brühl'sche Terrasse besetzt, um über letztere die Verbindung mit dem Zeughause zu erhalten, in welchem alsbald Oberlieutenant von Freiesleben erschien, um unverzügliche Räumung von Seiten des Volkes zu fordern. An Widerstand war hier nicht zu denken, und so zog denn nach einigem Verhandeln die Bürgerwehr ab, um sich nun auf die Barrikaden zu vertheilen, von denen ein lebhaftes Gewehrfeuer gegen die Truppen unterhalten wurde, welche unter Anderm auch aus der Gemäldegallerie gegen die Aufständischen schossen. Der Sturm auf die Barrikaden, welche von sechsöpantler Batterien heftig beschossen wurden, führte an diesem Tage zu keinem Erfolge; es wurde keine einzige genommen. Abends nach 5 Uhr traf ein Bataillon des preussischen Garderegiments Kaiser Alexander ein und ward in der Neustadt einquartirt. Der König hatte auf den Grund des 11. Artikels der Bundesakte Preußens Hülfe in Anspruch genommen, die provisorische Regierung aber rief auf die Kunde von dem Einrücken der Preußen in einer fulminanten Proklamation ihre Anhänger zu verdoppeltem Widerstande auf, ohne sich im geringsten beirren zu lassen durch die Protestation des königlichen Gesamtministeriums gegen ihre Einsetzung, welche an diesem Tage vom Königstein herabgekommen war. Am 6. Morgens begann nun der Straßenkampf ernstlich. Um 7 Uhr gingen, von den Aufständischen, welche den Palast des Prinzen Johann dadurch zu vernichten hofften, in Brand gesteckt, das an den Zwinger angebaute große Opernhaus und der daranstossende Zwingerpavillon in Flammen auf, aus dem die kostbare Kupferstichsammlung nur durch die aufopfernde Thätigkeit des Hofrathes Schulz gerettet wurde, wogegen das naturhistorische Museum ein Raub des verheerenden Elementes wurde. Auch die Bildergallerie, die vom Militär besetzt war, litt durch die einschlagenden Kugeln der Infurgenten; vorzüglich arg aber wurden die Gasthäufer Hotel de Saxe u. Stadt Rom zugerichtet, aus deren Fenstern die Aufständischen feuerten, indem sie mit Geschütz beschossen und dann am Nachmittage von Sturmkolonnen genommen wurden, bei welcher Veranlassung der, wegen der Heilung eines Augenübel's sich in Dresden aufhaltende Prinz von Schwarzburg-Rudolstadt dadurch seinen Tod fand, daß er mit verbundenem Kopfe und angeblich eben so wie sein Kammerdiener bewaffnet den Stürmenden entgegentrat. So stand die Sache nach dreitägigem Kampfe. Mit jedem Tage wuchs die Erbitterung, mit jedem Morgen kamen neue Zuzüge aus allen Theilen des Landes, um die vermeinte Sache der Freiheit und des Vaterlandes zu schützen, die durch den Einmarsch preussischer Truppen zum Aeuffersten bedroht gehalten wurde. Mit dem grauen Morgen des 7. eröffnete das Militär, zu welchem neue preussische Truppen gestossen waren, den Kampf auf's Neue. Der Widerstand war zwar sehr hartnäckig, namentlich von den Häusern aus, in welchen zum guten Theile die Mauern durchbrochen waren, so, daß die Aufständischen, wenn sie von den Truppen gedrängt wurden, ungehindert den Rückzug antreten konnten; dennoch gewannen die Letzteren immer mehr Boden und die Insurrektion wurde auf einen immer kleinern Raum in der Altstadt beschränkt. — Auch am 8. wüthete der unerhört furchtbare Kampf mit nur kurzen Unterbrechungen fort, und erst am 9. Morgens ging das blutige Trauerspiel zu Ende. Eine preussische Compagnie erstürmte um 5 Uhr die Kreuzkirche, eine andere das Post-



ideo, welches bis dahin durch eine große Anzahl von Büchenschützen hartnäckig  
 eibiget worden war. Fast die ganze Besatzung erlag dem Bajonnet. Bon  
 an wurde nirgends mehr ernstlicher Widerstand entgegengesetzt, indem der  
 e Theil der fremden Jüngler und die Führer des Aufstandes sich während  
 Nacht aus der Stadt gezogen hatten, um durch den Blauenschen Grund das  
 rge zu gewinnen. Ueber 500 Gefangene fielen in die Hände der Truppen  
 wurden in dem geräumigen Saale des Gewandhauses verwahrt. Die Führer  
 aufstandes, so weit man ihrer habhaft geworden und andere schwer betheiligte  
 nen brachte man in die Polizeigefängnisse und in die Frohnveste. Heubner  
 der russische Flüchtling Bakunin, der sich in den letzten Tagen des Auf-  
 es zu der provisorischen Regierung geschlagen hatte, wurden in Chemnitz,  
 n sie sich gestücht, um ihre Umtriebe fortzusetzen, von den Bürgern festge-  
 nen und nach Dresden geliefert. Leipzig war in so fern von dem Aufstande  
 rt worden, als die Nichtanerkennung der provisorischen Regierung von Seiten  
 örtigen Stadtrathes blutige Scenen zwischen der Bürgerwehr und der Arbeit-  
 ölführung herbeiführte, die vier Menschen das Leben kosteten, während eine  
 größere Anzahl mehr oder minder schwer verwundet wurde. — In der Bür-  
 raft Dresdens nahm man nach diesen Ereignissen einen vollständigen Um-  
 ng der Meinung wahr. Besonders heftig sprach sich die Erbitterung gegen  
 evolutionäre Regierung in den Vorstädten aus, deren Blünderung die Führer  
 Aufstandes im Falle des Sieges den Jünglern versprochen haben sollten. Die  
 blegungen schob man dem Russen Bakunin zu, doch wären damit die sächs-  
 eiter schlecht entschuldigt, da sie einem fremden Abenteuerer das Schicksal  
 auptstadt unmöglich in die Hand geben konnten, ohne an ihrem Vaterlande  
 eveln. Schwere Klagen erhoben sich übrigens auch gegen die Gräuelt, welche  
 heil der Soldaten — Sachsen mehr noch als Preußen — verübt hatte, ohne  
 wägen, daß Diejenigen, welche die Würde des Gesetzes aufrecht zu erhalten  
 en sind, nie und nimmermehr in die Fehler ihrer Gegner verfallen oder von  
 Kriegsgebrauche gestitteter Völker abweichen dürfen. Die am 6. ergangene  
 ündigung, daß, wer mit den Waffen in der Hand betroffen würde, auf keinen  
 n zu rechnen habe, hatte jedenfalls willige Werkzeuge der Ausföhrung ge-  
 n. Der Schaden in Dresden zeigte sich sehr beträchtlich und ward zu 1½  
 ionen Thalern angeschlagen. Mehr als 200 Leichen und eine noch weit größ-  
 Zahl von Verwundeten waren die blutige Sühne des Aufstandes. Der Be-  
 ungsstand war über die Hauptstadt verhängt, wurde aber nicht überstreng ge-  
 habt. Es begannen die Voruntersuchungen über die Gefangenen, und Städ-  
 : gegen die Entkommenen, worunter Tschirner und Todt, füllten die Spalten  
 eitungen. — Während Alles der Entwicklung der Dinge entgegen sah, ergänzte  
 as Ministerium, indem Geheimrath Behr als Finanzminister und Frhr. von  
 :sen als Minister des Innern eintrat. Am 21. Mai wurden die sächsischen  
 ordneten aus der deutschen Nationalversammlung abberufen. Als Hauptereigniß  
 epten Maitage muß das zwischen den Königreichen Preußen, S. u. Hannover  
 chlossene Bündniß u. der aus den Berathungen der Bevollmächtigten dieser Re-  
 ngen hervorgegangene Entwurf einer Reichsverfassung u. eines Wahlgesetzes ange-  
 werden. Der vom 26. Mai datirte Staatsvertrag enthält fünf Abschnitte. Art. 1.  
 l des Bündnisses, Erhaltung der innern und äußern Sicherheit Deutschlands  
 Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der einzelnen deutschen Staaten. Art. 2.  
 Beitritt bleibt allen Gliedern des deutschen Bundes offen. Artikel 3. Die  
 leitung wird der Krone Preußen übertragen; ein Verwaltungsrath bildet sich,  
 aus Bevollmächtigten der Verbündeten besteht. Artikel 4. Eine Reichsver-  
 ündung wird zur Berathung des Verfassungsentwurfes berufen. Artikel 5. Die  
 änderten errichten unter sich ein provisorisches Bundeschiedsgericht, welchem  
 alle Bundesglieder unterwerfen. Bei der Aufnahme des Protokolls vereinigten  
 die sächsischen Bevollmächtigten mit den hannöverschen für den beklagten  
 Fall, wenn der Versuch einer Einigung zu nichts führen sollte, an

stellung eines nord- und mitteldeutschen Bundes, zu der Erklärung, daß für Eventualität die Erneuerung der Verhandlungen und die Umgestaltung des vortierlichen Verfassungsentwurfes ausdrücklich vorbehalten bleibe. — Ein Aufruf das sächsische Volk vom 30. war bemüht, des Monarchen Verhalten in der sächsischen Angelegenheit zu rechtfertigen und erklärte, daß die Zustimmung der sächsischen Kammern zu der oktroyirten Reichsverfassung vorbehalten worden. Am 17. Juni traten die drei Bevollmächtigten von Preußen, S. und Hannover Generalleutenant Frhr. v. Canitz und Dallwitz, Staatsminister v. Zes und Klosterrath v. Wangenheim, ingleichen der Generalmajor Jacobi militärischer Kommissär zu einem Verwaltungsrathe in Folge des Vertrages vom 26. Mai zusammen und hielten Tags darauf die erste Sitzung. Nach und nach traten fast alle Staaten Nord- und Mitteldeutschlands dem Dreikönigsbündnisse bei, doch kaum waren ihrer 28 unter diesen Hut gebracht, als S. und Hannover Abstreibungen von der gemeinsamen Sache an den Tag zu legen begannen, und sich deutlich genug in dem Widerspruche darlegten, den diese Staaten gegen den Antrag des hannoverschen Bevollmächtigten im Verwaltungsrathe auf mögliche Beschleunigung der Einberufung des Reichstages nach Erfurt erhoben. Am 19. Oktober alle Mitglieder des Verwaltungsrathes, mit Ausnahme des sächsischen und mecklenburg-strelitzischen Bevollmächtigten, der preussischen Regierung in Verantwortung auf die hannoversche Rechtsausführung beitraten, erklärten die Bevollmächtigten von S. und Hannover, nicht in der Lage zu seyn, an den folgenden Diskussionen weitem Antheil nehmen zu können. Tags darauf gaben sie eine gemeinschaftliche schriftliche Erklärung ab, worin sie, fußend auf den bekannten Vorbehalten, den Bundesvertrag vom 26. Mai fortwährend, und mit Einverständnis der Nation vorgelegten Entwurfes einer Reichsverfassung für ganz Deutschland „unter Verständigung mit Oesterreich“ für ihre Regierungen zwar nicht erachten, eben darum aber einen vorzeitigen und einseitigen Abschluß eines deutschen Verfassungswerkes, wie solcher durch die beabsichtigte Einberufung eines Reichstages aus einem Bruchtheile Deutschlands bewirkt werden nicht billigen könnten. Hierauf reisten sie von Berlin ab. S. und Hannover bemerkten sehr wohl, daß Preußen, nachdem Bayern und Württemberg nicht zum Eintritte herbeigelassen hatten, den Gedanken eines engeren Bundesstaates erfaßte, und sie sind nicht so übermäßig zu tabeln, daß sie unter Umständen von ihrem Vorbehalten Gebrauch machten. Denn es war nicht die Einheit Deutschlands, der es galt; in dem engeren Bundesstaate mußte jedes Mitglied Uebergewicht allzu fühlbar werden, weil Bayern und Württemberg feindlich und es war zu fürchten, daß Preußen, wenn es erst seinen norddeutschen zu Stande gebracht, die Gesamtvereinigung Deutschlands gar nicht weiter bringen würde. So sind S. und Hannover weder dem Vertrage, noch der sächsischen Sache untreu geworden und haben sich nur deshalb von den von Hannover betriebenen Schritten zur Ausführung des Vertrages losgesagt, weil ihnen das als ein Hinderniß zur Ausführung desselben in dem Sinne, in welchem ursprünglich gefaßt worden, erschienen. Die Freunde der preussischen Maßnahme behaupteten dagegen: wenn nur erst mit dem engeren Bundesstaate der Anfang gemacht worden, so würden Bayern, Württemberg, Frankfurt schon nachfolgen. Das gehört eben auch in das Gebiet der Konjunkturalpolitik. Auch wurde die sächsische Politik als eine Hinneigung zu Oesterreich dargestellt, wofür abgesehen keine Beweise vorliegen, da S. nicht gegen die in den Grundzüge des Dreikönigsbündnisses liegende Ausschließung Oesterreichs protestirte. — Am 26. November fand die Eröffnung des im verfassungsmäßigen Wege zum zweiten Male in diesem Jahre versammelten sächsischen Landtages statt. Der König hielt persönlich die Anrede. Die Frage wegen Erlassung einer Adresse wurde von der sächsischen Kammer einstimmig, von der zweiten gegen 6 Stimmen der äußersten Linken abgelehnt. Diese Repräsentation ging aus demselben allgemeinen Wahlrechte hervorgehend aus den aufgelösten Kammern unerquicklichen Andenkens beschert hatte. ¶

auch die Helden jener Session in Folge des blutigen Schlusßactes theils flüchtig, theils verhaftet, theils suspendirt, so hatten sich doch auf der Bresche Gleichgesinnte für die Bedürfnisse der „entschieden Freisinnigen“ Wahlbezirke gefunden; aber der Umschlag der öffentlichen Meinung erwirkte, daß, wenn auch mit geringen Stimmenmajoritäten, doch ein konservatives Uebergewicht aus den Wahlurnen hervorging. Indes hat sich in den bisherigen Verhandlungen bereits gezeigt, daß die konservative Seite keineswegs in allen Punkten eine ministerielle ist. Wenn sie auch mit der Regierung in deren Bemühungen für Erhaltung der Ordnung und Ruhe sympathisirt, wenn sie auch anerkennen muß, daß selbe sich mild und gemäßigt verhalten und keinerlei Reaction betrieb, als die, welche Alle wollten, so hat doch die in der deutschen Frage befolgte Politik des Ministeriums, gerade in den konservativen Reihen, Verstimmungen hervorgerufen. Jedenfalls ist es nicht zu verwundern, daß ein großer Theil der sächsischen Konservativen — denn die Demokratie hat aller Orten von dem Dreikönigsbündnisse von Anfang an nichts wissen wollen — nachdem sie erst mit der Regierung die Schwenkung zu jenem Bündnisse gemacht, sich nicht darein finden können, wieder mit derselben eine neue Schwenkung, die von dem Bündnisse abzuführen scheint, machen zu sollen. Die Verhältnisse sind etwas verwickelt und schwierig zu beurtheilen. Sie lassen sich leicht von entgegengesetzten Seiten darstellen. Jene Konservativen wollen der Sache möglichst schnell durch irgend eine Anordnung ein Ende gemacht wissen, fragen dann nicht viel nach dem Wie und hatten nun einmal ihre Hoffnung für Ruhe und Befestigung auf den Berliner Entwurf gesetzt. Die deutsche Frage ist demnach, wenn eine, eine Cabinetsfrage. Opposition machen gegen die Regierungen, gehört heut zu Tage zum guten Tone, und man kann nicht mit Ehren konservativ sein, ohne den Herren von der Linken zu Zeiten ein bißchen die Hand zu drücken. Die schwüle Stimmung machte sich vornehmlich in den Debatten über die Kriegszustände und die Amnestie fühlbar. Die Amnestiefrage gab der Regierung zu der Erklärung Anlaß: Zu Erlassung einer Amnestie gehöre nicht bloß, daß die Regierung wirklich stark sei, sondern daß sie auch als solche allgemein anerkannt werde. Die sächsische Regierung sei stark, sie habe es bewiesen und werde es eintretenden Falles wieder beweisen. Aber man könne in öffentlichen Blättern lesen, daß man die Regierung als eine schwache hinstelle, die kein festes Prinzip habe. Man frage, wo die Regierung sich inkonsequent gezeigt habe? Könne man ihr dies nicht nachweisen, so folge daraus, daß sie ein politisches Prinzip habe. Gleichwohl werde ihre Kraft nicht anerkannt und so lange sie nicht anerkannt sei, werde eine Amnestie als Schwäche angesehen werden. Das seien die Gründe, welche die Regierung bestimmt hätten, keine Amnestie, aber eine weit ausgebehnte Begnadigung eintreten zu lassen. — Daß die Rede des Ministerpräsidenten in der zweiten Kammer bei jener Debatte den schroffen Ton eines *Quos ego* anstimmte, hörte man nicht allein von radikaler Seite hervorheben; vielleicht aber war dies nur eine Nachwirkung der vorangegangenen Rede des Abgeordneten Joseph in der ersten Kammer. Eine Interpellation wegen der an der sächsischen Grenze versammelten österreichischen Truppen beantwortete das Ministerium dahin, daß eine besondere Auskunft nicht gegeben werden könne, weil der Regierung eine offizielle Mittheilung darüber gar nicht zugegangen sei. Die Truppen lägen in Kantonnirung, nicht im Lager; auch an der Grenze nach Bayern ständen österreichische Truppenmassen. Jedenfalls liege keine Feindseligkeit zu Grunde. In der Sitzung vom 20. Dezember stellte in der ersten Kammer der Abgeordnete v. Wazdorf einen motivirten Antrag auf Inklagesetzung sämmtlicher Minister wegen Verletzung mehrerer Bestimmungen der Verfassungsurkunde, der an den Beschwerdeauschuß zur Beantwortung überwiesen wurde. In derselben Sitzung brachte der Abgeordnete und ehemalige Minister von Carlowitz die schon bei Beginn des Landtages durch eine Interpellation von ihm angeregte deutsche Frage wieder zum Vorschein und bestragte: Die erste Kammer wolle im Vereine mit der zweiten die Staatsregierung veranlassen, ihrem bekannten, bei Schließung des Bündnis

gemachten Vorbehalte keine weitere Folge zu geben, den Verwaltungsrath aufs Neue durch einen Beauftragten zu beschicken und somit an den Verhandlungen desselben wieder theilzunehmen, ferner ungesäumt Veranlassung zu treffen, daß bei dem nach Erfurt zusammenzurufenden Reichstag auch das sächsische Volk durch Abgeordnete vertreten werde. Am 29. Dezember gelangte ein königliches Dekret, die deutsche Verfassungsfrage betreffend, an das Direktorium der ersten Kammer. Ein der Vorlage beigelegtes ministerielles Exposé bezeichnete als Zweck dieser Vorlage das Bestreben der Regierung, das vollste Licht über den Verlauf der auf das deutsche Verfassungswerk bezüglichen Verhandlungen zu verbreiten, um dadurch dem Vorwurfe einer schwankenden oder zweideutigen Haltung in dieser Sache zu begegnen. In einer Art von Resumé ihrer ausführlichen Darstellung der gegenwärtigen Lage der Dinge sagt die Denkschrift des Ministeriums: „Nachdem Oesterreich in die Lage versetzt worden ist, das volle Gewicht seiner Macht auch in Deutschland fühlen zu lassen, so ist die freiwillige Unterordnung der dem Bündnisse vom 26. Mai noch nicht beigetretenen Staaten unter die der Krone Preußens zu überlassende Exekutivgewalt nicht zu erwarten und wenn sie selbst erfolgen wollte, so würde die Zustimmung Oesterreichs sehr zweifelhaft bleiben.“ Und dann weiter: „Für die preussische Regierung scheint nur die Alternative gegeben zu seyn: daß sie entweder sich dazu entschließt, unter Festhaltung des Projekts des Bundesstaats zu solchen Modifikationen der Bestimmungen über Ausübung der Bundesgewalt die Hand zu bieten, welche den Eintritt Bayerns, vielleicht selbst Oesterreichs mit seinen deutschen Provinzen, oder auch eine Zustimmung Oesterreichs zu dem ohne seine Theilnahme zu errichtenden Bundesstaate möglich machen. In diesem Falle würde Preußen den größten Beweis seiner Hingebung für die deutsche Sache ablegen, indem es für das Aufgeben seiner Stellung als europäische Großmacht nicht einen entsprechenden Ersatz der Form nach verlangen würde.“ Der andere Fall würde die Rückkehr zum Staatenbunde mit konstitutioneller Zuthat seyn, „baldern sich nicht endlich die beiden Großmächte zu einem Bundesverhältnisse mit einem aus dem übrigen Deutschland zu bildenden Bundesstaate verstehen wollten.“ Zum Schlusse wird noch die Versicherung ertheilt, daß S. nach wie vor an der Verpflichtung festhalte, den Verfassungsentwurf vom 26. Mai „in seiner ursprünglichen Auffassung“ zur Ausführung zu bringen, sobald Preußen und die übrigen mit ihm verbundenen Regierungen die Mittel zur Erreichung dieses Zieles darbieten wollen. Die Möglichkeit einer Verständigung sei übrigens vorhanden und die sächsische Regierung habe daher für den Fall, daß Preußen sich nicht veranlaßt finden sollte, mit entsprechenden Erklärungen hervorzutreten, ihr Ansehen dahin gerichtet, daß von den vier Königreichen im Verein mit Oesterreich ein zweckdienliches Entgegenkommen ermöglicht werde. In den ersten Tagen des Jahres 1850 beschäftigte sich der Landtag, nachdem er am 3. Januar die angeforderte Erhöhung und außerordentliche Erhebung der Grund-, Gewerbe- und Personalsteuer genehmigt hatte, mit den Verhandlungen über die Verfassungsmäßigkeit der seit der letzten Ständeversammlung ergangenen Verordnungen. Die in mehrfacher Hinsicht interessante Sitzung der ersten Kammer vom 8. Januar endete für das Märzministerium mit einem freisprechenden, für das gegenwärtige Ministerium mit einem schuldig erklärenden Urtheile, und die Kammer beschloß mit 35 gegen 5 Stimmen bei dem Könige über den Minister des Innern wegen Verfassungsverletzung Beschwerde zu führen. Die zweite Kammer erwählte einen außerordentlichen Ausschuß für das deutsche Verfassungswerk, dessen sieben Mitglieder fast ganz aus unterschiedenen Anhängern des Bundesstaates bestehen. Den 5. Februar interpellirte in der zweiten Kammer Dr. Braun das Ministerium in Betreff der „Münchener Konferenz“ oder des Vierkönigsbündnisses. Am 9. ertheilte darauf Minister von Beust die Antwort: „Durch das Dekret, auf welches der geehrte Interpellant Bezug nimmt, hat die Staatsregierung den Kammern ihr bisheriges Verfahren in der deutschen Verfassungsfrage ausführlich dargelegt; sie hat den Standpunkt bezeichnet, dessen Festhalten ihr unerläßlich scheint, damit das allseitig angestrebte Ziel deutscher Ein-

nicht verfehlt werde. Sie hat insbesondere die Gründe entwickelt, welche sie hindern haben und sie noch verhindern, sich an dem von dem Berliner Verwaltungsrathe seit dem Oktober vorigen Jahres eingeschlagenen und ihrer Ueberzeugung nach der Erreichung jenes Zieles zuwiderlaufenden Verfahren zu betheiligen. Sie hat endlich aber zugleich auch die Nothwendigkeit anerkannt, durch anderweitige Verhandlung dahin zu wirken, daß das deutsche Verfassungswerk endlich zu Ende komme. Insofern nun die Stellen des Dekrets oder vielmehr die der beizuhaltenden Denkschrift, welche die Rechtseinwendungen zum Gegenstande haben, nicht unterliegen oder anderweitige Aufklärung erforderlich erscheinen lassen, so wird die Staatsregierung Gelegenheit haben, hierüber bei den Berathungen über diejenigen Berichte sich auszusprechen, welche die Ausschüsse beider Kammern über das königliche Dekret an die Kammern zu erstatten sich veranlassen werden. Daß ich aber Anstand nehme, mich schon jetzt über einen aus dem Dekrete hervorgehobenen Punkt zu erklären, wird der geehrte Interpellant bestmöglich finden. Bin ich genöthigt, mich innerhalb der Grenzen der mir gestellten Fragen zu bewegen, ohne zugleich Gelegenheit zu haben, mich über diese Fragen in vollem Zusammenhange und über die Entwicklung dieser Fragen bis in die neueste Zeit zu verbreiten, so ist es nur zu leicht möglich, ja beinahe unmöglich, daß meine Erklärungen einer einseitigen Auffassung unterliegen, welche berichtigten mich vielleicht nicht mehr Gelegenheit gegeben ist. Die Verhandlungen, welchen die Rede ist, sind noch im Gange und ich bin nicht in der Lage, das Resultat derselben die zugesagte Mittheilung zu machen. Indes bin ich den geehrten Interpellanten dankbar, mir Gelegenheit gegeben zu haben, eine Ausrufung zu berücksichtigen: den Abschluß eines Bündnisses, gleich dem Bündnisse vom 26. Mai, haben jene Verhandlungen gar nicht zum Gegenstande.“ Der geordnete Dr. Braun erklärte, daß diese Antwort seinen Erwartungen nicht entsprochen habe und er sich bestimmte Anträge für die Zeit ausdrücklich vorbehalte, wo diese Angelegenheit in der Kammer zur Verhandlung kommen werde. Die Tage des parlamentarischen Kampfes stehen bevor und wohin der Sieg sich zeigen und wen die Niederlage ereilen werde, die nächste Zukunft wird Gewissheit bringen. — Erwähnenswerthe Ergebnisse der Kammerverhandlungen sind noch die Verurtheilung der zweiten Kammer gegen die Verurtheilung des Dr. Harless zum Hofprediger u. Landeskonfistorialpräsidenten, wobei die Richtung des Genannten, den man übrigens als wissenschaftlich gebildeten Theologen und Kanzelredner alle Achtung widerfahren ließ, als eine retrograde und den Reformbestrebungen in der evangelischen Kirchengesellschaft entschieden feindselig bezeichnet wurde, — dann die Verathung in der Sitzung der zweiten Kammer am 31. Januar über den Antrag Otto Wigand's auf eine Intercession für Schleswig-Holstein. Professor Wagener motivirte als Berichterstatter das Gutachten des Ausschusses: gegen die Regierung die zuverlässige Erwartung auszusprechen, daß sie mit den übrigen deutschen Staaten, oder doch mit einzelnen derselben, einen Friedensabschluß mit Dänemark erzielen werde, welcher die Rechte der Herzogthümer zu sichern und damit die Integrität, folglich auch die Ehre und die Interessen Deutschlands zu wahren geeignet sei. Auf Braun's Anregung erhob sich unter Bravour der Tribünen die Sammelstimme der Abgeordneten zum Zeichen ihrer Zustimmung. Der Kriegszug nach Dresden besteht in dem Augenblicke noch fort, obwohl die erste Kammer am 25. Januar dem Antrage der zweiten auf sofortige Aufhebung desselben beitrug. Ueber die sächsischen Raiegefangenen Sakunin, Heubner und Köchel erging auf den Tod lautendes Erkenntniß am 19. Januar publizirt worden. Wegen der in Waldenburg verübten Excesse (s. o.), die zugleich mit dem Wüthenden Widerstande gegen die bewaffnete Macht verbunden waren, wurden 95 Personen zur Untersuchung gezogen und hievon 2 zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe ersten Grades, 9 zu zeitlicher Zuchthausstrafe ersten Grades von 4 bis zu 10 Jahren, 11 zu zeitlicher Zuchthausstrafe zweiten Grades von 3 bis zu 9 Jahren, 1 zur Arbeitshausstrafe von 4 Monaten bis zu 6 Jahren, 29 zur Gefängniß-

strafe verurtheilt, die übrigen aber frei gesprochen. Mit der Aufstellung penausgebotes steht man in letzter Zeit so ernste Anläufe machen, daß als wollte oder sollte S. mit seinen 30,000 Mann ein militärisch werden.

Sadi, Scheikh Noslaeddin, ein berühmter persischer Dichter, w zu Schiras geboren und traf gerade in die unglücklichen Zeiten der Kreuz einer, der Türkenanfalle von der andern Seite. Den Kreuzfahrern gerieth zum Sklaven in die Hände und mußte an den Festungswerken von Ir beiten. Ein Kaufmann von Aleppo kaufte ihn für zehn Goldgulden, darüber noch hundert mehr, als Brautschatz für seine Tochter, die er mit wählte. Die Ehe war aber nicht die glücklichste und S. klagt in seine bitter über die Herrschucht und Störrigkeit seiner Frau, die ihm all' sein Süßigkeit verderbe. Sonst wissen wir wenig von S.'s Lebensumfähr führte das Leben eines Derwisch und brachte es größtentheils auf Reisen gedenkt an seine Flucht aus Schiras vor den räuberischen Türken, an se fahrten nach Mekka, an eine Reise nach Kaschgar in Indien. In sei bernden, freien Zustande lernte er, wie sein „Rosen- und Fruchtgarten“ | nugsame Proben gibt, die Sitten aller menschlichen Stände und Leber Persien, Syrien und Arabien kennen. Auch an Höfen hat er gelebt, erstes Buch und dessen herzliche Zueignung an Abu-Bekr, König in Be in Damaskus, zeigt. Kurz, S. scheint die Blüthe der moralischen für seine Sprache gebrochen zu haben, wie denn seine Poesie für eine selben Jahrhunderte lang gegolten hat und noch gilt. Er trägt also u trotz der Unfälle seines Lebens, den Namen des Glücklichen, denn die Sadi. Sein erstes Buch schrieb er im fünfundachtzigsten Jahre seine da gewiß seine Erfahrung reif geworden war. Er soll über hundert Ja haben und wurde nach seinem Tode unweit Schiras (s. d.) begraber Landsleute nennen Ferdust ihren ersten heroischen, Enweri ihren ersten und S. ihren ersten lyrischen Dichter. Auch in seinem „Buche von der Jugend“, bei dessen Beschluß er selbst sagt, daß, wenn Zeila und Met der aufstehen sollten, sie aus diesem die Kunst zu lieben lernen könnten, ul er die Grenzen der Ehrbarkeit nie u. fast jedes Wort, jede artige Wendu Vortrages ist, nach dem beliebten Ausdrücke der Morgenländer, eine Herber's Blumenlese aus morgenländischen Dichtern.

\* Salat, Jakob. Schon in seinen Studentenjahren hatte sich S Partei entschrieben, der er noch jetzt angehört und man erzählt von ihm schon damals, freilich anonym, unter der Regide eines seiner theologische foren als Bekämpfer des Jesuitismus literarisch aufgetreten sei. Als wefer und Pfarrer zu Haberskirchen setzte er seine literarischen Arbeiten er als Artikel in norddeutschen, meist protestantischen, Zeitschriften ersche 1799 wurde er zum Professor der Philosophie an der Universität Inqol geschlagen, konnte aber damals noch nicht zum Lehramte gelangen, weil rufung ein anderer Candidat im Wege stand. 1801 jedoch wurde er an des verstorbenen Rutschke zum Professor der Morals- und Pastoraltheolog ceum zu München ernannt, wo er bis 1807 verblieb, in welchem Jah Professor der Moralsphilosophie an die Universität Landshut berufen wur verweilte er in gleicher Eigenschaft bis zum Jahre 1826, in welchem d stadt von Landshut nach München verlegt wurde. Da S. an die Universität keinen Ruf erhielt und seine Professur von einer andern Persönlichkeit men wurde, war er hemit quieszirt, was ihn in einen noch heftigern G elne, seiner Vorstellung nach existirende und gegen ihn agitiren sollende, partei versetzte, wodurch der von ihm gegen die Jesuiten schon von Jüngli an aufgenommene Kampf neuerdings provocirt wurde. Dieser von S. fortgeführte Kampf ist nicht ohne lächerlichen Anstrich, da S., sa seherei leidend, wie Don Quixotte gegen Windmühlen und Sch

ämpfen scheint. — S. ist seitdem in Landshut in unfreiwilliger Ruhe geblieben, unterbrochen bis in die neueste Zeit literarisch thätig; leider, daß die meisten einer Schriften nicht im Dienste der Wissenschaft, sondern nur „pro domo“ verfaßt sind. So ist S., schon als Professor grau geworden, stets dem Schmerze einer — wir gestehen es gerne — ungerechten Quieszirung nachhängend, die ihn o plötzlich und, man möchte sagen, sans façon getroffen, ins tiefste Greisenalter setzten, eine ehrwürdige Ruine aus jener flachen, glaubenslosen, josephinischen Aufklärungsperiode, gebeugt durch die Last der Jahre, die auf ihm ruht und gebrochen durch die vielen Kränkungen allzueifriger Gegner, aber dennoch unererschütterlich auf seinen Grundsätzen verharrend: der kirchlichen Aufklärung, im Sinne Bessenberg's und Conforten, nach wie vor das Wort redend. Von seinen vielen Schriften und Broschüren, die nicht ohne wissenschaftlichen Werth sind, die aber alle nach dem eben erwähnten Liberalismus riechen, heben wir nur hervor: die Religionsphilosophie als Wissenschaft, Landshut 1810, 2. Aufl. München 1821; die Moralphilosophie als Wissenschaft, München 1821; Handbuch der Moralkunst, München 1824 u.

**Salm, Wolfgang Graf v., Fürstbischof zu Passau.** — Es ist merkwürdig, daß in einer Zeit, wo die Reformationsfreunde die Kuchlosigkeit der Geistlichkeit, besonders des höheren Klerus, nicht schwarz genug malen zu können glaubten, in Passau nach einander eine Reihe trefflicher Kirchenfürsten regierte, welche durch mütliche und wissenschaftliche Bildung gleich achtungswürdig waren. Dem friedfertigen, sittenreinen, seiner Heerde als christliches Musterbild vormandelnden Bischofe Wigileus Fröschl war der edle, trefflich gebildete Herzog Ernst, der Schüler Aventin's gefolgt, und nun stießen wir auf einen Fürsten, der unentschieden läßt, ob seiner Herzengüte und Urbanität, oder seiner glühenden Neigung für die Wissenschaften größeres Lob gebühre. Dieser Mann war Wolfgang, Graf v. S., dessen Vater, der kaiserliche General Nikolaus von Salm, den ritterlichen Franz I. bei Bavia verwundet und hiedurch die Gefangennehmung des Königs veranlaßt hatte. Wolfgang, bisher Domprobst zu Passau, wurde 1540 vom Kapitel einstimmig zum Bischofe gewählt und erhielt im Monate Februar des darauffolgenden Jahres die päpstliche Bestätigung. Als deutscher Reichsfürst blieb Wolfgang an Eifer in den Reichsangelegenheiten hinter seinem Vorfahren nicht zurück, wiewohl weniger aus eigener Geschäftigkeit, als auf Juthun König Ferdinand's, der in seine Geschicklichkeit und gute Gesinnung ungemeines Vertrauen setzte und seinen Rath und seine Dienste nicht nur oft in Anspruch nahm, sondern ihn auch zum Reichskanzler erhoben hätte, wenn Wolfgang dazu zu bewegen gewesen wäre. So kam es, daß der Bischof nicht ohne Einfluß auf den vielen Konventen und Konflikten wegen war, die damals wegen der kirchlichen Wirren u. wegen der Türkenkriege schalten wurden. Er erschien zu Speier 1542 und 1544 zu Worms, Nürnberg u. Regensburg, dann zu Trient 1545, endlich 1546 wieder auf dem Konvente zu Regensburg, als der Schmalkaldische Bund der katholischen Sache mehr und mehr gefährlich zu werden begann. Endlich führte er 1552 in seiner eigenen Hauptstadt als Bevollmächtigter des Kaisers vielfach das Wort beim Abschlusse des berühmten Passauer Vertrages. Als Diözesanbischof war Wolfgang gleichfalls sehr thätig. Er bewarb sich um geschickte Prediger, unter denen der gelehrte Defensor Urban Sachstetter besonders hervorleuchtete, und war ernstlich bemüht, der drohenden katholischen Kirche emporzuhelfen und die alte Kirchenzucht gegen ausweichende Priester zu üben, zu welchem Ende er sich den Jesuiten Bobadilla beizog, welcher wirklich viele Geistliche und Mönche, die den neuen Lehren zuhingen und ihre Gelübde abzustreifen begannen, durch seine Beredsamkeit und seinen Unterricht wieder zur Ordnung zurückführte. Auch besuchte Wolfgang 1549 die wichtige Provinzialsynode zu Salzburg. Den Bürgern von Passau war Wolfgang ein milder, freundlicher, wohlthätiger Herr. Er ließ ihnen öfters Beträge von den Steuern nach, erleichterte ihnen durch großmüthige Aufopferung die Last für die Verpflegung der Truppen, welche damals auf Anlaß der

triege häufig das Passautsche Gebiet durchzogen, bewirkte durch einen dem Herzoge Albrecht V. von Bayern die Aufhebung der drückenden Lasten und nahm sich auch hinsichtlich des Salzhandels seiner Passauer die städtischen Gewerbe richtete Bischof Wolfgang große Aufmerksamkeit zu. Er bewilligte den Zünften Privilegien, schrieb den Hutmachern, Kürschnern, Schmiedern und den Verkäufern von Lebensmitteln bestimmte Normen und vor und beachtete selbst die Fleischbänke. Ueberdies ließ er zum allgem. Quellwasser durch Leichen über die Innbrücke nach der Altstadt leiten im Jahre 1552 eine Armenbäckerei, sowie ein Bruderhaus an. Alle die Regierungsforgen nicht ansprachen, widmete Wolfgang den Wissen war seit früher Jugend ihr Freund, in mehreren derselben wohl unter italienischen, französischen, lateinischen u. griechischen Sprache vollkommen und überglänzte durch Gewandtheit und Feinheit der Rede weit die deutschen Zeitgenossen. Das Wissen war bei ihm in's Leben übergegangen durch er eben so ungemein liebenswürdig wurde. Sein ehemaliger Vater dem damals im Renaissance Zeitalter stehenden Italien, der Studien viel dazu beigetragen, ihn auf diese hohe Stufe der Bildung zu erheben, es, daß Wolfgang nicht in alten Büchern nur wühlte und am todt hängen blieb, sondern den Geist allenthalben ausfug und auf seine übertrug, die er sich in würdiger Weise zu schaffen wußte. Er legte eine bedeutende Bibliothek an, sondern versammelte um sich auch einen Lehrkreis aus mannichfaltigen Fächern, zwischen welchen und ihm ein lebhafter Verkehr statt hatte. Zu diesem akademischen Kreise gehörten Paul ein gelehrter Theolog, welcher in der Folge Professor und Rektor an der Schule zu Wien wurde, der Historiker und Alterthumsforscher Thor ehemals Hofmeister des Fürsten, den dieser mit großem Nutzen den Lehranstalten vorgefetzt hatte, der berühmte Kosmograph Jakob Ziegler, der geschickliche Aurelius Reninger, Wolfgang's Kanzler, der Medicus Oleiß, durch tiefe Kenntniß der griechischen Sprache ausgezeichnet, Johann Dugo Philonius, welcher, von den trefflichen Eigenschaften bezeugt, öfter als einmal behauptete, fünf so kenntnißreiche und tugendhafte Köpfe könnten nicht nur die Kirchen Germaniens, sondern des ganzen Reichs in Einigkeit bringen, der berühmte Mathematiker und Alterthumsforscher Kollatinus und der gekrönte Dichter und Geschichtschreiber Kaspar von des Fürsten seinem Kunstsinne zeugten nicht nur sein Hausstaat Sammlungen, sondern insbesondere seine schönen Anlagen bei Hadel sich in der von der Natur ohnedies so begünstigten Umgebung von Innsbruck reizvollen Sommerfrucht schuf. — Wolfgang starb den 5. Dezember 1573 im 21. Jahre alt. Sein Tod wurde allgemein schmerzlich gefühlt, von seinen Freunden, vom Könige Ferdinand, der an ihm einen ausgezeichneten Geschäftsmann und Rath verlor, von dem ihm innig geliebten Herzoge Albrecht V. von Bayern, der gleichzeitig mit Wolfgang durch die Förderung der Wissenschaften u. Künste unabsichtlich für die damaligen Zeiten bewies, daß Geisteskultur gar wohl auch mit dem Katholizismus vereinbar ist, so sehr auch die Widersacher desselben das Gegentheil behaupteten. — Joh. Nep. Buchinger: Geschichte des Fürstenthums Böhmen.

**Sanchez, Anton Ribeiro**, ein berühmter portugiesischer Arzt, war am 7. März 1699 geboren, studirte die Medizin zu Coimbra, zu Salamanca und ließ sich zu Bonaventura als praktischer Arzt nieder, um seine unvollkommenen Kenntnisse zu erweitern, ging er nach London, wo er noch 3 Jahre unter Boerhaave studirte und, von diesem berühmten Arzte empfohlen, nach Rußland ging, wo er Protomedicus in Moskau wurde. Im Jahre 1725 wurde er als Mitglied des Medicinalcollegiums und als kaiserlicher Truppen ange stellt, in welcher Stelle er Reisen nach Rußland zu machen hatte. Bald darauf wurde er Arzt des Cadetti



endlich Leibarzt der Kaiserin, die ihm bis zu ihrem Tode ihr unumschränktes Zutrauen schenkte. Allein unter Elisabeth fiel er in Ungnade u. mußte sich glücklich schätzen, das Reich verlassen zu dürfen. 1747 ließ er sich in Paris nieder, wo er in gedrängten Umständen lebte, weil ihm, seiner großen Verdienste ungeachtet, 16 Jahre lange seine Pension entzogen wurde. Endlich bewilligte sie ihm die große Katharina von Ruem, doch genoß er sie nicht lange, da am 24. Oktober 1783 sein Tod erfolgte. — Als Schriftsteller hat S. sich durch seine „Untersuchungen über die venerische Krankheit“ einen Ruf erworben. Er behauptet in ihnen, daß dieselbe 1493 in Italien und Frankreich entstanden und nicht aus Amerika gekommen sei. So richtig diese Meinung ist, so anstößig ist seine Lehre von der larvirten venerischen Krankheit, der zufolge das, in den Körper eingedrungene, venerische Gift nie wieder zerstört werden kann, sondern sogar von Generation zu Generation wieder fortpflanzt und als die Ursache der Schwäche der jetzigen Generation anzusehen ist. In einer andern Schrift hat S. viel zum Bekanntwerden der russischen Dampfbäder beigetragen.

\* **Sanct Bernhard.** Dieses durch seine Gastlichkeit und seine menschenfreundlichen Zwecke berühmte, gleichwohl aber von dem Radikalismus mit der Aufhebung bedrohte Kloster (s. Bernhard Bd. II. S. 167) hat bei dem Bundesraße in Bern Beschwerde gegen die Säkularisation seiner Güter eingelegt, aber ohne Erfolg, indem die Sache der Regierung von Wallis ganz anheim gestellt blieb. Die Kongregationen der Ordensgeistlichen von St. B. und Simplon haben daher eine Protestation erlassen, worin im Namen der Gründer, der Wohlthäter, der Menschlichkeit und der Kirche Alles für null und nichtig erklärt wird, was die weltliche Macht gegen die klösterlichen Rechte gethan habe oder thun werde, damit Diejenigen, welche etwas von dem Klostergute erworben haben, sich in ihren Verträgen mit dem Staate nicht sicher fühlen. mD.

**Cardinen** (S. Artikel im Hauptwerke Bd. IX.). — Der ganze Feldzug vom Jahre 1848 war rasch beendet. Nach der Schlacht bei Custozza, nach dem Gesichte bei Volta zog bereits Radezky wieder in Mailand ein, wo ein Waffenstillstand geschlossen wurde. Nach Abschluß desselben wurde König Karl Albert im Palaß Creppi zu Mailand von dem erbitterten Volke, das ihn noch kaum als Retter begrüßt, belagert und diese Schmach scheint den König bestimmt zu haben, seine Krone niederzulegen. Der Waffenstillstand währte vom August 1848 bis März 1849 und, trotz dem allgemeinen Rufe des Landes nach Frieden, zwang die republikanische Faktion S. zum zweiten unheilbringenden Kriege. Während des Waffenstillstands waren die Demagogen bemüht, die Armee durch Schrift und Rede zu demoralisiren, die Führer als Verräther zu verdächtigen. Der schlechte Geist der Armee war bekannt und gab sich bei mehren Anlässen kund. Die besten Heerführer, um den Stand und die Ausrüstung, um die moralischen Eigenschaften der Armee befragt, verhehlten es nie, daß mit einer solchen Armee der Krieg nicht mit Erfolg geführt werden könne. Aber, diese Antwort nicht beachtend, beschloß die Kriegspartei die Aufkündigung des Waffenstillstands, was dem Feldmarschall Radezky noch um zwölf Stunden früher, als dem eigenen Obergeneral, benachrichtet wurde. Des österreichischen Feldherrn glänzendes strategisches Manöver, unterstützt vom moralischen Uebergewichte der österreichischen Armee, beendete denn auch den Feldzug in wenigen Tagen; die einzige Schlacht bei Novara entschied den ganzen Feldzug. Sardiniische Stimmen wollen diese Niederlage, wenn auch zum größten Theile der Unfähigkeit des sardinischen Heerführers, doch auch mehr untergeordneten Ereignissen, namentlich dem Ungehorsam des General Ramorino (s. d.) zuschreiben, der eine ihm befohlene Bewegung nicht ausführte. Wenn aber auch Ramorino den Gehorsam verlegte, so sind doch die meisten Militärs darüber einverstanden, daß er als General klug gehandelt habe, daher als Opfer allgemein begangener großer Fehler, als Sündenbock fiel. Er wurde nämlich durch ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilt u. erschossen. — Nach der Schlacht bei Novara dankte Karl Albert zu Gunsten seines Sohnes Karl Emanuel ab u. zog sich 1

in Portugal zurück, wo er, mehrmals todt gesagt, im Oktober 1849 starb. Soso nach dem Feldzuge wurden Friedensunterhandlungen eröffnet, die sich aber, in Folge der Intriquen der demagogischen Partei in S., in die Länge zogen. Ein Bedingung im Waffenstillstande war die Besetzung von Alessandria; Kabešky bestand nicht darauf, so lange Aussicht war, daß der Friede in wenigen Tagen abgeschlossen werden würde; als aber diese Erwartung sich nicht erfüllte, rückten im April die Oesterreicher in Alessandria ein, zur Vermehrung der ohnehin großen Aufregung in Turin. Das Ministerium mußte abtreten; ein aus der Linken gebildetes trat an dessen Stelle, mit welchem jedoch der König nicht regieren konnte u. abermals ein Ministerium berief. Die fast ganz demagogische Kammer mußte aufgelöst werden, aber zum größten Glück für das Land fielen die Neuwahlen überwiegend conservativ aus. Am 27. Dezember 1849 trat die neue Kammer zusammen u. am 29. wählte sie den ehemaligen Minister Pinelli zum Präsidenten, was ein glänzender Sieg für die conservative Partei war. Bei dieser Haltung der Kammer war vorauszusehen, daß dieselbe den Friedensvertrag mit Oesterreich bestätigen würde. Dies geschah auch am 10. Januar, unter dem Vorbehalt, daß in dem Vertrage keine geheimen Artikel sich vorfinden. 2.

**Sarepta**, eine kleine, von den Herrnhutern 1765 angelegte Stadt, im Gouvernement Saratow in dem asiatischen Rußland, an der Mündung der Sarpa in die Wolga, ist mit Wall und Graben umgeben, hat einen schönen, von massiven Gebäuden und mit einem Springbrunnen gezierten Platz, regelmäßige, mit Papeln bepflanzte Straßen, ein Bethaus, ein Bräuer- und Schwesternhaus, ein ansehnliches Wittwenhaus, ein Kaufhaus, ein Gasthaus, eine Lichtzieherei, ein Branntweimbrennerei u. 800 Häuser mit 3000 Einwohnern, die unter einer eigenen Synode stehen und eine deutsche und eine russische Unterrichtsanstalt unterhalten. Ihre Industrie besteht in Linnen-, Seiden-, Baumwollen- u. Halbseidenweberei, Handschuh- und Nützenmanufakturen, Schnupftabakfabriken, Liqueurbrennereien und Lichterzereien; ihre Waaren, die hier in einem großen Magazin aufgeschapelt werden u. wovon Niederlagen sowohl in Moskau, als in St. Petersburg vorhanden sind, gehen durch ganz Rußland und finden auf dem Platze selbst an den Kalmücken und Donischen Kosaken starke Käufer. Uebrigens ist der Handel nicht beträchtlich und die Fischeret in der Wolga wird von der Brüdergemeinde verpachtet. Sie hat ausserdem einen Antheil an der Sarpainfel und ein Gebiet von 5827 Desjätinen, welches aber, bei der salzigen Beschaffenheit des Bodens, bloß zur Viehzucht und noch nicht zum Ackerbau angewendet wird. Doch haben all Colonisten kleine Gärten an der Sarpa, die Tabak, Obst u. Wein geben, welche letzterer hier gefestert wird. Die Stadt verlor 1812 durch einen Brand  $\frac{1}{3}$  ihre Häuser, ist aber längst wieder hergestellt. In der Nähe quellen einige Gesundbrunnen hervor.

**Sarmizegethusa**, auch *Sarmiza gethusa* und später von den römischen Eroberern *Ulpia Trajana* geheißen, die große herrliche Hauptstadt des alten reichen Daciens, ist jetzt ein Dorf, Namens „Barhely“, welches in der Hunyader Gespantschaft Siebenbürgens, eine Stunde von Osbrow liegt, wohin eine noch jetzt sichbare und zum Theil benutzte Römerstraße führt. Das Dorf steht auf einem Theile der alten Stadt, wo noch überall altes Mauerwerk zu Tage ausgeht. Das Kastrium am östlichen Ende bildet ein Viereck, das auf jeder Seite 600 Schritte mißt und dessen Wälle sich mitunter noch bis 15 Fuß erheben. Im Innern liegen großartige Reste alter Gebäude. Außerhalb des Kastriums unmittelbar an der Ostseite des Dorfes ist das Amphitheater noch sehr leicht zu erkennen. Die Arenen mißt von West nach Ost 80 und von Süd nach Nord 50 Schritte. Weiter bemerkt man an der Ostseite des Kastriums auf einer Erhöhung eine große Fläche mit Trümmern alter Bauwerke bedeckt, auch auf der Westseite des Dorfes sieht man dergleichen Reste, und es ist besonders dort, wo man Sarkophage, Todtenurnen und Gebeine gefunden hat. Ueberdies sind in der Umgebung des Dorfes viele weite Flächen mit Ruinen bedeckt, die sich durch Reichthum an alten Marmoren aus-

zeichnen. Unter den zu Barbely und in der Nachbarschaft ausgegrabenen Alterthümern befinden sich mehre Marmorstatuen, darunter eine wohlerhaltene Bestatin, 110 Inschriften, Mosaikefußböden, Basreliefe, Gesimse, Kapitälcr, Büsten, Münzen, ehcrne Geräthschaften, ein sehr schöner Ring mit Onyxsteinen, römische Ziegel mit Inschriften, verkohlter Weizen u. A. Die anderthalbtausendjährige Zerstörungswuth hat noch nicht vermocht, die Spuren jener großen Zeit zu verwischen, aus welcher vierzig bacische Städte erwähnt werden, so daß der Alterthumsforscher in diesen Gegenden noch ein weites Feld seiner Thätigkeit findet. mD.

**Scala, della**, ein berühmtes italienisches Geschlecht, welches vom Jahre 1260—1387 zu Verona herrschte. Man leitet den Ursprung desselben von einem bayerischen Ritter ab, welcher sich im 12. Jahrhundert in Italien niederließ; allein es finden sich schon zu Anfange jenes Jahrhunderts nicht nur zu Verona Männer aus der Familie S., welche obrigkeitliche Ämter bekleideten, sondern ihr Name wird auch unter den Bewohnern von Lodi und Piacenza genannt. Der eigentliche Begründer der Größe des Hauses war Mastino I. della S., welcher 1260 zum Podesta, 1262 zum Capitano del Popolo in Verona ernannt wurde u. den Beinamen Cangrande oder Can Signorio führte. Nach seiner Ermordung (1279) nahm sein Bruder seine Stelle ein, worauf Kaiser Heinrich VII. die Familie mit Verona und vielen benachbarten Städten belehnte. Durch Eroberung von Vicenza, Padua und Treviso erweiterte sie später ihre Macht und suchte den Glanz ihres Hofes durch den Schuß, den sie Künsten u. Wissenschaften angedeihen ließ, zu erhöhen. So fand im Jahre 1304 der, aus seiner Vaterstadt Florenz vertriebene, Dichter Dante zu Verona gastfreie Aufnahme bei dem tapfern Cane della S., dessen Sohn, Mastino II., im Jahre 1329 sein Gebiet erweiterte, aber Treviso nebst seinem Districte nach einem harten Kampfe an Venedig abtreten mußte. Durch das mächtige Haus der Visconti zu Mailand verlor endlich zu Ausgangs des 14. Jahrhunderts die Familie della S. ihre Herrschaft selbst über Verona, indem der letzte Regent desselben, Antonio della S., welcher vom Jahre 1381—1387 regiert hatte, aus der Stadt verdrängt wurde. Die Söhne des Antonio forderten zwar die Wiedereinsetzung in ihre Rechte, allein sie wurden geächtet und starben in der Verbannung. Noch jetzt zeichnet sich unter den, von dem Hause della S. errichteten, Baudenkmälern des Mausoleum Cangrande's I. und des Can Signorio aus. — Vergleiche Cicograra's „Storia della scultura“ (Taf. 24, 1. Band).

\* **Schadow, Johann Gottfried**, starb den 28. Januar 1850 zu Berlin. Er war wohl der Nestor aller deutschen Bildhauer, vielleicht aller deutschen Künstler, da er das 86. Jahr erreicht hatte. Sein Leichenzug war großartig. Die ganze Akademie der Künste, ein Theil der Wissenschaften, der Universität u. s. w. hatte sich angeschlossen. S. ruht an der Seite seiner beiden Gattinen, deren zweite achtzehn Jahre früher starb, als er. Gerade vor achtundzwanzig Jahren, am 31. Januar 1822, starb sein erstgeborener Sohn Rudolph S. zu Rom, gewöhnlich „Rudolfo S.“ genannt, Bildhauer wie sein Vater und schon damals hochberühmt. S. war nicht ein so hoher scharfer Geist wie Hinkel, aber doch ein Mann klarster Erkenntniß, edelster Bildung und von einer Geradheit, ja fast kindlichen Naivität und einem Wohlwollen, das ihn ebenso zum Gegenstande der Liebe wie der Verehrung Aller machte. Er war in der That unempfindlich gegen die äußeren Unterschiede von Rang und Reichthum; Kaisern und Königen gegenüber behielt er seine gleichmäßige Gemüthlichkeit. Ganz eigenthümlich war er in der Improvisation humoristischer Reden, ein Ton, den er selbst bei öffentlichen, feierlichen Angelegenheiten nicht leicht ausgab. Was er als Künstler gewesen, darüber mögen nicht unsere Worte, sondern seine Werke Zeugniß geben und die Zahl der Tausende von Schülern, die ihn verehrten und die in ihm immer noch, als er schon längst zu Schaffen aufgehört, den Mann des feinsten Urtheiles, des klarsten künstlerischen Sinnes erkannten. Er hatte wie Nestor das Schwert abgelegt. ~~im~~ im Rathe blieb er unerseßlich. — Allg. Ztg. 1850. mD.

**Schamhaupten**, uraltes Pfarrdorf im bayrischen Regierungsbezirke Ober-  
Landgerichts Riedenburg, an den forellenreichen Quellen der Schambach,  
Grabhügel und Verschanzungen in der Nähe, die gefundenen Münzen und Ge-  
schäften, noch mehr aber die Reste eines alten Burgstalles auf dem Kastel-  
beweisen, daß hier eine Römerburg — Castellum ad Scamaham — gewesen sei.  
Der Pfahlrücken zieht nur einige hundert Schritte südlich vorbei. Die Mauern  
keine des Kastells wurden in der Folge zur Erbauung einer Probstei regu-  
lär Chorherren verwendet, welche im Jahre 1137 eine in der Gegend begüterte Edel-  
frau Gertrud u. ihre Tochter Luitgart gestiftet hatten. Kurfürst Maximilian I. hob  
1606 das Kloster auf u. überwies seine Einkünfte der hohen Schule zu Ingolstadt.  
— Monumenta Schamhauptensia, Mon. Boic. XVII.; Mayer: Monographien ober-  
topographisch-historische Ortsbeschreibungen des Landgerichtes Riedenburg, Ver-  
handl. des histor. Vereins der Oberpfalz I. md.

**Scharfrichter** oder **Nachrichter** heißt die zur Vollstreckung der Todesurtheile  
amtlich aufgestellte Person. Indessen pflegt ein solcher als S. nur die Vollst-  
hung solcher Todesstrafen, die mit dem Schwerte oder Beile zu verrichten sind, in  
Person zu übernehmen; die anderen, z. B. das Hängen, Rädern u. dgl., so wie  
die Anlegung der Tortur, als dieselbe noch üblich war, läßt er durch seine Knechte  
(S.- oder N.-Knechte) verrichten. Bevor der S. eine Exekution vollführt, soll  
ihm (Peinl. Ger.-Ordn., Art. 29) ein sicheres Geleite ausgerufen werden: daß  
ihn weder bei, noch nach der Exekution Jemand beleidigen oder zur Verantwortung  
ziehen dürfe. Erst nach wirklicher Verrichtung einer Exekution wird er Meister  
genannt. Denn die S. bilden, durch die Verhältnisse veranlaßt, eine juristische  
Familienverbindung unter einander, in welche nicht leicht ein Fremder eintritt.  
Dem S. ist in Deutschland u. einigen angränzenden Ländern auch die Säuberung  
des Landes und der Straßen vom gefallenem Vieh in seinem Bezirke zur beson-  
dern Pflicht gemacht und damit die Ueberlassung des gefallenem Stückes als Ver-  
rechnung verbunden. Letztere beruht auf gewissen Grundstücken (S.eien, Wasen-  
meistereien), welche im privatrechtlichen Verkehre sich befinden. Von dem dabei  
vorkommenden Abdecken (Hautabziehen) des gefallenem Viehes nennt man die  
Knechte Abdecker, oder Schinderknechte; im Vergleiche mit dem S.-Meister oder  
Wasenmeister, ihre Hütte das Feldschlößchen. In früheren Zeiten hielt man es  
für unehrerbar (man sagte unehrerlich), mit solchen umzugehen. Es bedurfte daher  
der besondern Anerkennung ihrer Ehrlichkeit von Seiten des Landesherrn oder  
Klosters, welches mit der Ertheilung beliehen war, wenn ihre Kinder in Innun-  
gen und Zünfte aufgenommen werden sollten. Man nannte diese Freisprechung  
vom Flecken der Geburt die Legitimation. In der eigentlichen Sprache des Mittel-  
alters aber hieß es geradezu „Ehrlichsprchung.“ Der S. selbst bedarf dies je-  
doch nicht, sondern nur seine Knechte, die wegen ihrer gezwungenen Absonderung  
von der menschlichen Gesellschaft auch Freiknechte hießen.

**Schellenberger**, Augustin Andreas, geistlicher Rath und Stadtpfarrer  
zu Bamberg, ein durch seine Wohlthätigkeit höchst verdienstvoller Priester, war ge-  
boren den 7. März 1746 in Bamberg, wo sein Vater an der dortiger St. Mar-  
tinskirche als Kirchner lebte. Er studirte auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt,  
welches damals unter der Leitung der Jesuiten stand, von denen S. später nie  
anders, als mit der größten Achtung sprach. 1766 erwarb er sich die Magister-  
würde in der Philosophie und wurde, wenn seine Neigung und Vorliebe der allei-  
nige Maßstab seiner künftigen Lebensbestimmung hätte sein dürfen, allsogleich in  
die Gesellschaft der Väter Jesu eingetreten seyn: jedoch seine hilflosbedürftige Mut-  
ter, welche in dem Sohne ihre Stütze hoffte und fand, hieß ihn deshalb den  
Weltpriesterstand erwählen. Nach vollendeten Studien der Theologie besuchte er  
2 Jahre lange die juridischen Vorlesungen an der Bamberger Universität und er-  
theilte in angesehenen Häusern Privatunterricht. 1772 trat er in das Ernestini-  
sche Priesterhaus, ward Baccalaureus der hl. Schrift und empfing im Juli dessel-  
n Jahres die Priesterweihe. Kaum ein Jahr lange wirkte er als Cooperator in

ndstädtchen Lichtenfels, so erhielt er 1773 den Ruf als Kaplan an der Pfarrkirche in Bamberg, bekam 1778 das Frühmess-Benefizium und ward im Jahr 1782 zum Pfarrverweser befördert. Seit dieser Zeit war, bis an seinen Tode, die obere Pfarrkirche der Mittelpunkt seines gesegneten wohlthätigen Wirkens. In unermüdetem Eifer und fruchtbarem Forschungsgeiste sammelte er alle Documente und verarbeitete sie zu einer geschichtlichen Darstellung. Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal, bediente sich seiner, gleichsam als Rathgeber, um das neue, trefflich organisirte, System der Armenpflege in Bamberg zu bringen. S. selbst bekannte, daß bei einem Aufwande von 24,000 fl. aus des Fürstbischöflichen Schatulle durch ihn an Bedürftige aller Klassen u. Stände, vorzüglich Handarme, vertheilt worden seien. Nicht weniger bewies sich sein aufrichtiger Eifer für das Armenkinderhaus, für die Besserungsmittel der Züchtlinge. Die Gelegenheit zum Wohlthun bot sich ihm dar, als er 1789 für das von Fürstbischof Ludwig erbaute Krankenhaus als Mitglied der hiefür eingesetzten Commission mit wurde. Wegen seiner vielfachen Verdienste beförderte ihn der Fürstbischof 1791 zum wirklichen geistlichen Rathe u. er übernahm aus besonderer Vorliebe das, im Mai desselben Jahres ins Leben getretene, Institut kranker Dienstmädchen als Kassirant, welche Stelle er bis 1815 ununterbrochen verwaltete. Aber die schmerzhaften Erfahrungen sollten sein liebevolles Herz heimsuchen. Mit Betrübnis beklagte er das herbe Loos so mancher geistlicher Emigranten in Frankreich und nahm sich dieser Unglücklichen mit der aufopferndsten Liebe an. Darauf erfolgte Tod seines edelmüthigen Gönners Franz Ludwig ergriff ihn so sehr, als er den Fortbestand des allgemeinen Krankenhauses aus Mangel an ausreichenden Substanzmitteln bedroht glaubte, nicht zu gedenken der nahen Gefahr, welche von Frankreich aus verheerend sich daher wälzten. Als im Laufe des Jahres 1803 sämmtliche milde Stiftungen Bamberg's einer Reorganisation überworfen wurden, erhielt S. das Directorium der hiefür bestimmten Commission und richtete vorzüglich sein Augenmerk auf hinreichende Dotation des reorganisirten Krankenhauses. In Folge der constitutionellen Verfassung des Königreichs Bayern wurde die in Bamberg bestandene Armencommission als Ausschuss des Hofraths constituirt und S., welcher mit allen Verhältnissen der einzelnen Stiftungen genau vertraut sich zeigte, erhielt die ehrenvolle Ernennung als Vorsitzender, bis er 1819 unmittelbar an dessen Spitze gestellt wurde. Wie sehr er seiner Pfarrkirche war, zeigte sich thatsächlich, indem er seine Ernennung zum ersten und ältesten Kanonikus an die neu errichtete Metropolitankirche Bamberg's, weil die Annahme dieser hohen geistlichen Ehrenstelle die Niederlegung eines Aemtes bedingt haben würde. Am 2. Mai 1822 feierte er sein 50jähriges Jubiläum; sein Monarch schmückte ihn mit der goldenen Civilverdienstmedaille und seine Pfarrkinder bereiteten ihm eine 8 Tage währende Kirchenfeier. Die Schwäche hatte leider für ihn, nächst ihrer ermattenden Körperkraft, auch betrübende Folge, daß sein Augenlicht 3 Jahre vor seinem Tode sich bis zur völligen Erblindung verdunkelt. Er starb am 27. Februar 1832, im hohen Alter von 86 Jahren. Seinen Abschied von dieser Welt besiegelte er durch seine Handlungen des Wohlthuns, indem er als Erben seines sämmtlichen Vermögens eine allgemeine Krankenhaus seiner Vaterstadt einsetzte, seine ansehnliche Bibliothek von Gemälden und Alterthümern gleichfalls der Stadt überließ, um zur Grundlage einer städtischen Kunstsammlung zu benützen. Seine werthvolle Bibliothek, welche reich an Werken der Geschichte, Theologie, Archäologie und Naturgeschichte war, bestimmte er für das Ernestinische Priesterhaus. Seine Schrift: „Ueber die obere Pfarre zu u. L. F. in Bamberg, 1787, beruht auf höchst sorgfältiger und genauer Quellenforschung und behauptet wegen ihrer historischen Wichtigkeit einen bleibenden Werth.

Cm.

Schmitz-Grollenburg, Philipp Moriz, Freiherr von, geboren am 17. März 1765 zu Bamberg, wurde bis zum Jahre 1787 in Bamberg im Hause unter Leitung geistlicher Erzieher herangebildet.

erzbischöflichen Seminar in Mainz übergeben. Unter drei Söhnen war ihn nicht am wenigsten begabten, die Bestimmung für den geistlichen Stand ge und er hatte, noch nicht volle acht Jahre alt, die Tonfur erhalten. Einer Lehrer rühmte an dem jungen Theologen besonders seine höchst einnehmend mit Jedermann umzugehen. Schon 1782 erscheint derselbe als Domicellarius des Kollegiatstiftes zu St. Peter und Alexander in Aschaffenburg. nächstfolgenden Jahre waren an der, von dem Kurfürst-Erzbischof, Friedrich Joseph (Freiherr von Erthal) zu hohem Glanze erhobenen, Universität zu den allgemeinen, theologischen und den Rechtswissenschaften mit hervortretender Erfolge gewidmet; 1784 wurde S. nach öffentlich vertheidigter Dissertation *vera religione „ad utramque lauream“* promovirt, nachdem er bereits die Suffragan-Bischof Heimes die vier niederen geistlichen Weihen empfangen. Später erlangte er noch die Weihe des Subdiakonats. Den Universitätsstudien folgten die herkömmlichen juridisch-praktischen Übungen bei dem Reichsgericht; hierauf 1790 der Access bei dem erzbischöflichen geistlichen Gericht in Aschaffenburg und 1793 die Ernennung zum Assessor mit Sitz und Stimme bei diesem Gerichte. Wegen des, in dieser Stellung bewiesenen, klugen und ehrenvollen Benehmens bei Gelegenheit der französischen Invasion (1796) wurde ihm die höchste Zufriedenheit von Seiten seines Landesherrn zu erkennen gegeben. Inzwischen waren dem jugendlichen Kanonikus zu St. Peter und Alexander wenige Ausichten auf geistliche Stellen und Pfründen, wozu ihn der Erzbischof frühzeitig empfohlen hatte, eröffnet worden. Kaiser Leopold II. hat (1791) die primas proces zu drei Kollegiatstiften in den Diözesen Mainz, Köln, der Kaiser Franz II. die primas proces zu dem Kollegiatstifte St. Albin in Wildeshausen verliehen; ein Einkommen von jährlich 6000 fl. war ihm diese, allmählig sich erfüllenden, Anwartschaften auf reiche Präbenden gesichert. fühlte sich S. in dieser äußerlich günstigen Lage so wenig glücklich, daß er sich trieb, aus ihr herauszutreten. Es scheint, daß er, das Schicksal ahnend, das Jahr nachher die geistlichen Stifte erzielte, dadurch dem, für seinen arbeitsamen Geist unerträglichen, Loos eines für immer pensionirten Domherrn zu entfliehen. Mit dem Schlusse des Jahres 1799 bat er den Erzbischof um Abnahme der Pflichten die er durch Umstände u. Convenienz hineingedrängt worden sei“ u. am 13. J. 1800 wurde von dem erzbischöflichen Generalvikariate, nach vorangegangener Untersuchung, erkannt, daß die von S. empfangene Subdiakonatsweihe unwirksam er somit autoritate ordinaria von deren Verbindlichkeiten frei erklärt sei. Er kann nun mit dem neuen Jahrhunderte ein neuer Abschnitt in dem Leben des 34jährigen Mannes. Beraume Zeit war unter Besorgung von Familienangelegenheiten und Reisen verstrichen, als König Friedrich von Württemberg, unmittelbar nach dem Pressburger Friedensschlusse, dem S. durch dessen Bitten Aussicht auf Verwendung im Dienste seines Landes eröffnen ließ. Wirklich folgte im Dezember 1806 seine Ernennung zum Kreisamtsverweser von Dehlingen — eine heikle Probe für einen Neuling in den Zuständen u. Verhältnissen der neuen dieses neu erworbenen, sondern des württembergischen Landes über Nur kurz dauerte indessen seine Wirksamkeit im Dehringer Kreise; schon 1807 ben wir ihn als Mitglied der Oberlandesregierung; 1808 als Oberpolizeibeauftragter der beiden Residenzstädte Stuttgart und Ludwigsburg; 1809 als Kreisbaupolizeibeauftragter in Schorndorf; auch war er zum königlichen Kammerherrn und zum Ritter Commandeur des königlichen Civilverdienstordens ernannt worden. Die Schwierigkeiten, von welchen damals das Amt eines Vorstandes der Residenzpolizei umgeben war, hatte S. sattfam gekostet. Bald auch stand er in dem hohen Werte welches ihn 1810 zum Kreisbaupolizeibeauftragter in Ellwangen berief, als die Bestimmungen, in Folge des Staatsvertrags mit Bayern beträchtlich verstärkten, seine nicht gewöhnliche Befähigung in Anspruch nahm. Von Ellwangen zog er, in jener Periode eigenthümlichen, überraschenden Verwickelungen die er durch seine amtliche Stellung als Landvogt nach Weingarten zu (1812), während ihm inzwischen,

demüthigen Amte, die Funktionen und der Titel eines Staatsraths (1811)
 worden waren. Wenige Monate nach jener Versetzung versicherte ihn
 die Ernennung zum Direktor des katholischen Kirchenrathes in Stuttgart von
 dem wieder erworbenen Gnade des Königs. Bei der, nach der Thronbe-
 stigung des jetzigen Königs eingetretenen, Reorganisation der Staatsverwaltung,
 wurde S. zum Vicepräsidenten der Oberregierung ernannt und 1818 erschien
 er in Gemeinschaft mit dem damaligen Generalvikariatsrath, jetzigen Domdekan
 von Würzburg, als Bevollmächtigter Württembergs bei den, in Frankfurt eröffneten,
 Verhandlungen mehrerer deutscher Regierungen in katholischen Kirchenangelegen-
 heiten. Vergl. hierüber den Artikel: Oerrheinische Kirchenprovinz.) Noch
 während dieser Verhandlungen ihrem Ziele noch ziemlich ferne, als S. zum lebens-
 langen Mitgliede der württembergischen Kammer der Standesherrn (1820) und
 zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am könig-
 lichen Hofe ernannt wurde. Während der langen Reihe von Jahren,
 die er diesen Posten bekleidete, durfte er sich schmeicheln, in ununterbrochener
 und freundschaftlicher Beziehung zu dem Könige und eine so vertrauensvolle Achtung und
 Achtung von Seiten des Hofes, an welchem er beglaubigt war,
 zu genießen, wie sie dem diplomatischen Vertreter Württembergs bei den vielfach
 vorkommenden Interessen beider Nachbarstaaten nur immer gewünscht werden konnte.
 In dieser Stellung war es ihm vergönnt, sich durch seine Mitwirkung zu der
 Errichtung des Zollvereins (s. d.) die wesentlichsten Verdienste zu erwerben. Als
 es einer umfassenden Zollverbindung der deutschen Bundesstaaten an nicht zu
 überwindenden Hindernissen gescheitert und nahe daran war, gänzlich verlassen zu
 werden, unternahm es S., eine solche Vereinigung zunächst zwischen Württemberg
 und Bayern anzurathen und unter den Auspizien seines Hofes anzubahnen. Nach-
 dem nicht gelingen wollte, das Großherzogthum Hessen für den bayerisch-würt-
 tembergischen Verein zu gewinnen, suchte man über Berlin nach Darmstadt zu ge-
 hen. Dem Freiherrn von Gotta gebührt das Verdienst, durch seine Bemüh-
 nisse der Einigung mit der Krone Preussens wesentlich vorgearbeitet zu haben.
 Die beharrliche u. gelungene Streben des Freiherrn S. lehnte der bleibende Dank des
 Königs u. des Landes, welchem er diente. Aus Anlaß des Vertrags mit Bayern
 wurde er durch Verleihung der Großkreuze des königlich württembergischen Kronen-
 ordens und des königlich bayerischen Civilverdienstordens ausgezeichnet. Nach
 längerer Dienstzeit und in einem Alter von 78 Jahren war es nicht mehr zu
 denken an den Rücktritt von den öffentlichen Geschäften zu denken. Derselbe wurde
 als außerordentlicher Gesandter am Ende des Jahres 1843 unter schmeichelhafter Anerken-
 nung seiner Leistungen gestattet, worauf er das Zurückberufungsschreiben übergab.
 Im Frühlinge 1845 schied sich von München verabschiedete, wo er, der Rektor der
 Universität, unter diesen selbst und in den verschiedensten Kreisen der Ge-
 sellschaft zahlreiche Freunde und Verehrer zählte. Gewohnt, seine Ansichten stets
 offen zu bekennen und sie mit gleicher Humanität zu vertreten, hatte S. selbst bei
 dem Tode von einer Meinungsrichtung, mit welcher die, von ihm ehemals in Rom
 in Frankfurt verfochtenen, Grundsätze sich weniger vertragen mochten, in unge-
 rechter Achtung gestanden. Noch in der letzten Periode seines Wirkens in
 Rom konnten seine völlig ungetrübten Beziehungen zu einem, in Bayern eben-
 falls, als angesehenen päpstlichen Gesandten und die besondere Theil-
 nahme, welche ein bekannter, sehr hoch gestellter, Staatsbeamter dem abgehenden
 Gesandten bewies, davon ein sprechendes Zeugniß geben. In der Zurückgezogen-
 heit lebte sich indessen bei S. die Gebrechen seiner Jahre u. die körperlichen Be-
 schwerden, die ihn sein halbes Leben lange begleitet hatten, aber der Geist des
 Mannes bewahrte einen Grad von Frische und Lebendigkeit, welcher vielfach
 die Erwartung erregte. Er hatte die alte und die neue Zeit gesehen; an ihm
 waren die stürmischen Umwälzungen eines verflorenen Jahrhunderts und die
 Ereignisse der deutschen Revolution vorübergegangen und noch
 lebte, den Ereignissen zu folgen, sein geistiges Auge hell bis

die bestimmt war, es zu brechen. Allein die weitere Entwicklung dieser sollte er nicht mehr erleben. Nachdem der Eine seiner Brüder, Edm und F von S., als königlich preussischer Regierungspräsident ausser Dienst vor 2 Jahren in Minden gestorben, der älteste der beiden Brüder aber als Offiz der kaiserlich österreichischen Armee zu Leitmeritz in Böhmen beiden längst gegangen war, schloß mit dem Freiherrn Philipp Moritz der letzte nur Sprosse seines Geschlechtes den 27. November 1849 zu Baden-Baden die 2

**Schnap**, Johann Werner, Weihbischof und General-Vikar im Fürstthume Bamberg und Bischof zu Dragon in partibus infidelium, war geboren den 27. Dezember 1660 zu Bamberg, als Sohn des dortigen Bürgermeisters, dem er seine philosophischen Studien an der Universität Ingolstadt vollendet, er sich in das deutsche Collegium nach Rom, um dort Theologie zu studiren. Nach zwei öffentlichen Prüfungen, welchen gedruckte Thesen vorausgingen, wurde er Novizenmeister. In seine Heimath zurückgekehrt, widmete er sich auf der Universität Prag dem Studium des bürgerlichen und kirchlichen Rechtes und bestieg zugleich die Stelle eines Hofmeisters bei dem Grafen von Kolorzona. 1679 ernannte ihn der Fürstbischof von Bamberg, Peter Philipp, in die Diözese zurück und ließ ihm ein Kanonikat bei St. Stephan. 1685 zum Priester geweiht, wurde er schon im nächsten Jahre zum geistlichen Rathe ernannt und mit der einflussreichen Stelle eines Fiskals betraut, welche er 16 Jahre lange mit entschiedenem Eifer verwaltete. 1705 zum Weihbischofe erhoben und als solcher in Mainz den 1. Dezember konsekriert, entwickelte sein kirchlicher Amtseifer eine ungewöhnliche Thätigkeit. Ausser alljährlichen Visitationen des weit ausgedehnten Kirchen Sprengels werden ihm zugeschrieben: die Einweihung von 45 Kirchen, 245 stehende und 250 Tragaltären, die Weihe von mehr als 200 Glocken, die Ordination von an 1000 Priestern und die Firmung von wenigstens 300,000 Menschen. Er starb zu Bamberg am 25. Juli 1733. Die Leichenrede hielt der Jesuit Mattheus Hönlde. Im Drucke erschien von ihm: „Allocutio synodalis in capitulo utriusque districtus Coronacensis dioecesis,“ Bamberg 1720; Zwölf Reden zur Ehre des heiligen Bischofs und Beichtigers Martin, in dieser Pfarrkirche hier vorgetragen, Bamberg 1708—22.

\* **Schnurrer**, Christian Friedrich von, berühmter Orientalist, geboren zu Cannstadt im Württembergischen 1742, beurkundete schon durch frühe und stechende Talente den Beruf zum künftigen Gelehrten. Nachdem er seine 6 Jahre theils in seiner Vaterstadt, theils in Stuttgart vollendet hatte, wurde zum Studium der Theologie bestimmt, im Jahre 1756 in die Klosterschule zu Tendingen aufgenommen und machte in dieser und der Klosterschule zu Maulbronn den gewöhnlichen vierjährigen Cursum, auf welchen der Uebergang in das theologische Stift zu Tübingen erfolgte. Philosophie, Geschichte u. orientalische Sprachen waren die Studien der zwei ersten akademischen Jahre. Plouquet, Kieser, Krieger, Uhlund &c. waren die Lehrer, in deren Schule er bei seinen ausgezeichneten Verstandes-Anlagen, bei seinem geordneten Fleiße eine feste u. treffliche Vorbildung und eine fruchtbare Weihe für das jetzt folgende theologische Triennium erlangte, nachdem er als der erste Kandidat seiner Promotion den gewöhnlichen Magisterkursus mit der Dankfagungssrede vollendet hatte. Mit raschem Eifer erfüllt vom hohen Gefühle der Wichtigkeit dieses Berufs, betrieb jetzt S. die theologischen Wissenschaften, besonders die Gregese des alten und neuen Testaments unter Faber, Reuß, Gotta und Sartorius und, da in jener Zeit durch die englischen und französischen Deisten, die Voltaire'schen Frivolitäten die theologische Polemik eine fruchtbringende Thätigkeit verfeßt worden war, so ergriff S. ebenfalls eine Zeitmaterie die theologische Disputation, mit welcher er seine theologischen Studien beschloß. Er schrieb seine Dissertatio theologica ad confutandum impium libellum: Catechismus de l'honneur homme. S. ging jetzt als Vikarius in seine Vaterstadt; aber er hatte er, mit trefflichen Anlagen zum Prediger ausgestattet, die praktische des Predigtamtes mit Glück u. Beifall betreten, so konnte er doch den



den Antriebe seines Geistes, der theoretischen Wissenschaft, in deren Tiefen er gründlicher eingebrungen war, sich ausschließlich zu widmen, nicht wider- und seine Blicke richteten sich daher nach dem Auslande. Er wählte Göttingen, wohin der Ruf des, damals noch in voller Thätigkeit wirkenden, größten lebenden Michaelis (s. d.) eine Menge Zuhörer zog. Im Jahre 1766 bezog er sich dahin, um selbst auch in der Schule dieses Meisters die orientalische Sprach- in ihrer Anwendung auf die Schrifterklärung sich zu erwerben und die ihm schon vorhandene Vorbildung, die er, wie Wenige, schon mitgebracht, mußte ihn schnell in dieselbe und in die Ansichten des neuen Lehrers eindringen lassen. Jedoch ver- er hiebei die eigentliche Theologie nicht. Es wurde jetzt gerade das theolo- gische Repetenten-Collegium, eine Pfanzschule akademischer Lehrer in Göttingen, errichtet. — S., dessen Talente und Gelehrsamkeit schon bemerkt war, trat, durch Theologen Walch dem Curator v. Münchhausen empfohlen, in dieses Colle- gium ein. Die alttestamentliche Exegese und der Unterricht in der hebräischen Sprache war sein Pensum. So kam er in enge Verbindungen mit den Theologen Göttingen und auf den Antrag des Geschichtsforschers Gatterer wurde er auch als königliche historische Institut als außerordentliches Mitglied aufgenommen. Jahre lange blieb S. in Göttingen, allein zum festen Wohnsitz wollte er sich dort nicht wählen. — Im Jahre 1768 ging die Reise nach Jena, die hauptsächlich der Verbesserung u. Berichtigung des masoretischen Textes vom alten Testament gewidmet war. Es war dies damals die Tagsmaterie der biblischen Studien, in deren Bearbeitung der Engländer Kennicott sich unverweilliche Blüthe des Ruhms und Verdienstes errungen. Mit raschem Eifer betrieb und vollendete S. in Jena die Vergleichung des dortigen alttestamentlichen Codex mit gedruckten Texten zum Behufe der neuen Kritik. Glückliche Tage verlebte der Orientalist in Jena und stets theuer und werth blieb ihm das Andenken an den freundlichen Musenitz; mit freudiger Erinnerung dachte er besonders an den gelehrten und guten Tympe, dessen fleißiger Schüler in der arabischen und rabbinischen Literatur und dessen vertrauter Hausfreund er geworden war. Hier traf er auch seinen Freund Maier, welcher Professor daselbst und Instruktor des Erbprinzen von Weimar gewesen und der Himmel wollte, daß beide sich später als Mitschüler in Tübingen wieder begrüßen konnten. Es zeugt gewiß von der hohen Achtung, die unserem S. in Jena zu Theil wurde, daß Wiebeburg angelegentlich Gelehrten der deutschen Gesellschaft als Ehrenmitglied empfohlen, Göttingen aber, im Einverständniß mit der Fakultät, eben denselben für die Lehrstelle in jenen Tagen verstorbenen Tympe den sächsischen Höfen in Vorschlag gestellt hat. Drei Monate waren während des Aufenthaltes in Jena verstrichen. S. richtete seine Blicke nach Leipzig. Reise, der erste arabischen Sprachgelehrte der damaligen Zeit, lehrte hier und S., durch Michaelis und Tympe's Vorzügen vortrefflich vorbereitet und gebildet, trat jetzt auch in diese Schule und nicht nur bei Reise, sondern auch bei Ernesti, Dathe u. Gellert die freundliche Aufnahme. Nach einem Aufenthalte von 7 Monaten, während welcher auch Kistner nach Halle gemacht wurden, um Semler und Köffel und das beste Waisenhaus kennen zu lernen, verließ S. Leipzig und reiste nach Dresden, Bitterberg und Berlin. In dieser Hauptstadt widmete der Reisende seine Blicke den öffentlichen Bibliotheken. Nicolai, Zeller und Büsching lernten ihn kennen und schätzen. Aber befriedigt war S. noch nicht durch das, was er auf den gelehrten Punkten Deutschlands gesehen und gelernt hatte, sondern er nahm sich vor, noch nach Holland, England und Frankreich zu reisen. Nachdem er in Göttingen die Herrnhuter Gemeinde besucht, den merkwürdigen orientalischen gelehrten Bildner kennen gelernt; nachdem er Helmstädt, Braunschweig und Hannover besucht hatte, reiste er nach Holland, sah Haag und Utrecht und Amsterdam; sein Aufenthalt galt aber der Stadt Leyden, wo er mit Johann Jakob Gmelin, Johann Schultens, Vater u. Sohn, so wie auch mit Rhunten, Gmelin, Philologen und Kritiker in der classischen Literatur, in Ge-

ausübung der Dichtkunst des vorliegenden Jahrhunderts. Schmidt, der das eifrigste Interesse hegte; Boide, Prediger bei der Savoy-Gemeinde der gelehrte Bischof Louth; Bruns, Kennicotts Gehülfe und nachher Professor der orientalischen Sprachen in Helmstädt, waren die Männer mit denen er theils in weitere, theils in engere Verbindungen zu treten hatte. Im Frühling 1770 schied S. von der brittischen Insel und Paris und die hier untersuchten Manuskripte waren nicht ohne Gewin beute für seine Arbeiten. Zu dauernder Freundschaft wurde unser G. mit Griesbach zusammengeführt; was der Eine für die alttestamentliche das that der Andere für die neutestamentliche. Mit besonderer Vorteil S. bei einem Maroniten aus Haleb, der ihm Privatunterricht im Ara Vier Monate hatte S. in Paris verweilt und jetzt trieb ihn endlich hi nach dem Vaterlande an, die Rückreise nach Württemberg anzutreten, vor 4 Jahren verlassen hatte. Nur in Strassburg verweilte er noch e um die, mit Schweighäuser in Leipzig geschlossene, Freundschaft zu e mit dem Philologen Oberlin bekannt zu werden. Im Herbst 1770 die Reise vollendet und erfüllt mit einem seltenen Reichthum von : ausgezeichnet durch seine Weltbildung, erschien S. wieder in seiner Sogleich ernannte ihn der Herzog Karl zum Gouverneur der Edelf wurde ihm die Alternative gestellt, ob er den diplomatischen Geschäften nets, oder der Universität sich widmen wolle. Er wählte das letztere 1772 als außerordentlicher Professor der Theologie in Tübingen ange in den Wirkungskreis versetzt, der seiner Talente und Kenntnisse u Sein Professorat inaugurierte er mit einer Dissertation „de codicum l V. T. manuscriptorum aetate difficulter determinanda,“ worin er di fruchte seiner gelehrten Reisen darlegte. Seine Vorlesungen waren der des alten und neuen Testaments gewidmet. Sein Hauptfach war al Testament, dessen Kritik und Auslegung ihn vor allen beschäftigte; i seine unerwartete Erscheinung, daß die Theologen in die Vorlesungen d Orientalisten u. Exegeten strömten, der mit so reifem Urtheil, mit so th

bestechlichkeit seines Charakters die Jüglinge des Instituts für sich eingenommen und gefesselt, auch selbst den Unzufriedenen Achtung abgenöthigt zu haben. Merkwürdig sind in dieser Laufbahn des Verstorbenen die öfteren Besuche des Stifts durch den Herzog Karl, der S. immer mit der Auszeichnung, die dem gelehrten u. verdienstvollen Manne gebührt und mit der ihm eigenthümlichen Humanität behandelte; ferner die, nicht ohne S.s Einfluß eingeführte, neue Gesetzgebung des Stifts im Jahre 1793; endlich die Reise des Herzogs in das nördliche Deutschland im Jahre 1786, auf welcher S. die Auszeichnung zu Theil wurde, den Fürsten zu begleiten und die Bibel-Ankäufe für die Stuttgarter Bibliothek, die der Hauptzweck der Reise waren, zu besorgen. Diese Reise gewährte S. viele Freuden, indem er wiederum mit Männern zusammentraf, die in seinen gelehrten Jugendreisen seine Freunde geworden waren. Ein, im Jahre 1795 an ihn ergangener, Ruf auf die Lehrstelle der orientalischen Literatur nach Leyden hatte für ihn viel Anziehendes und hochgeehrt fühlte er sich, der Nachfolger eines Schultens zu werden. Allein häusliche Rücksichten und die Liebe zum Vaterlande setzten dieser Veränderung Bedenklichkeiten entgegen, die ihn der Universität erhielten. Auch andere Auszeichnungen von Aussen fielen in diese Zeit. In Paris wurde S. in das Nationalinstitut von Frankreich aufgenommen und die Universität Würzburg übersendete ihm das theologische Doktordiplom. In eine neue Laufbahn aber trat S. im Jahre 1806. Es wurde ihm von König Friedrich das Kanzellariat auf der Universität übertragen, mit dem die erste theologische Lehrstelle und die Prälatur in Verbindung war. Zehn Jahre lebte und wirkte er in dieser Würde. Neben dem rein exegetischen und hermeneutischen Vorlesungen trug er sehr auch Einleitung in das neue Testament vor. Allein das Schicksal wollte nicht, daß er in Tübingen sein Leben beschließen sollte. Der alte Kanzler wurde als Deputirter der Universität auf den Landtag vom Jahre 1815 berufen. Die Stürme des Zwispaltes zwischen dem, von der damals zusammenberufenen konstituierenden Landesversammlung verlangten, theils alten, theils neuen Rechte sind in und außer Württemberg bekannt genug geworden. S. sprach sich anfänglich zu Gunsten der königlichen Ansprüche aus, namentlich, da ihm König Friedrich persönlich sehr wohl wollte und den für Fürstengunst nichts weniger als unempfindlichen Mann mit dem Civilverdienstorden ausgezeichnet hatte. Indessen starb der König am 30. Oktober 1816 schnell, ein Ereigniß, welches S.s Gemüth mit tiefem Schmerz erfüllte. Er erschien zu Tübingen bei der akademischen Trauerfeierlichkeit u. hielt als Kanzler zum Andenken des Königs eine Rede über die Spuren der göttlichen Vorsehung in der Erhaltung des württembergischen Regentenhauses, die durch den lebendigen Ausdruck des bewegten Gemüths, durch überraschende und treffende pragmatische Winke und Züge, durch die einfache und würdevolle Kraft der Darstellung einen tiefen Eindruck auf die Zuhörer machte. Dies war der letzte Akt der akademischen Thätigkeit S.s. Die Landtagsangelegenheiten gingen fort, aber S., der schon die Oppositionspartei des ersten Landtags gegen sich hatte, konnte sich auch nicht mit den vorgebrachten Ansichten des neuen Systems ganz conformiren. Man machte ihm den Vorwurf, er bliebe sich nicht gleich und bei seinem schon sehr vorgeschrittenen Alter müßte die Stelle in einer Ständeversammlung um so schwieriger für ihn seyn, als er sehr an Gehörigkeit litt. In der Mitte des Jahres 1817 wurde S. in den Ruhestand, mit Beibehaltung seines vollen Gehaltes, versetzt. So wenig dieser Akt der königlichen Verfügung dem Greisen wehe thun sollte, so nahm er ihn doch mit der Empfindlichkeit des Mannes auf, der sich zurückgesetzt glaubt. Er fühlte noch Kräfte genug in sich, um wenigstens als akademischer Lehrer noch wirksam zu seyn. Indeß ergab er sich in sein Schicksal; da er jedoch in Tübingen als Privatmann nicht leben wollte, nachdem er 45 Jahre in öffentlichen Aemtern und Würden daselbst gelebt hatte, so wählte er seinen Aufenthalt in Stuttgart, in den Umgebungen seiner Kinder und Enkel. Der Ruhestand S.s war theils geistliche Beschäftigungen, theils noch viel mehr der stillen religiösen Beschäftigung mit. Mit freundlicher Liebe gab er noch dem Kaplan der engl.

... Hefte, Keatcbull, einem talentvollen jungen Manne, Unterricht in der Sprache, als Vorbereitung für dessen bevorstehendes akademisches Lehramt. An diesen Ort kam jetzt auch der größte Theil der S. schen Bibliothek von dem englischen Gesandten angekauft wurde, ursprünglich aber für T. gen bestimmt war. Der sich beleidigt und gekränkt fühlende empfindliche ließ sie nach England abgehen. In dem letzten Jahre seines Lebens verließ höchst selten mehr sein Wohnzimmer. Der 10. November des Jahres 1822 füllte endlich seinen lange gehegten Wunsch, der irdischen Laufbahn entrückt werden, nachdem ihm bereits viele seiner Lieben und fast alle der ihm theuer wesenen Zeitgenossen vorangegangen waren. An diesem Tage war es, wo ohne vorangegangene Krankheit, in den Armen seines Sohnes, des Oberamts-Situs von Waiblingen, sanft entschlief. In S.'s Charakter drückte sich eine selb Kraft und Energie, ein fester und würdevoller Ernst aus; alle seine Reden, Handlungen bezeichnete ein eigenthümlicher origineller Ton und Strich, der bei Mann sehr interessant machte und ihn in den meisten Verhältnissen seines Lebens mit unwiderstehlicher Macht imponiren ließ. Verband sich auch mit Kraft des Geistes ein, oft mit leidenschaftlicher Festigkeit aufbrausendes Temperament und eine in dieser fast an Härte gränzende Strenge, so war doch auf andern Seite immer wieder eine milde Freundlichkeit damit gepaart, welche bereits in seinem höhern Alter hervortrat. Sein Aeußeres war einnehmend Ehrfurcht gebietend zugleich. Seine Schriften gehören theils der morgenländischen Literatur, theils der vaterländischen Geschichte an. Die erste Classe enthält kritisch-erregeliche Versuche über das Alte Testament, theils sind sie der arabischen Literatur vorzugsweise gewidmet und ein fruchtbares und unentbehrliches Mittel zur Kenntniß der letztern ist seine berühmte Bibliotheca arabica. Die zweite Classe zeichnet sich aus durch seine pragmatischen Entwicklungen aus der formations- und Gelehrten-Geschichte Württembergs und durch merkwürdige Notizen über die ehemaligen Lehrer der hebräischen Literatur in Tübingen, einen schönen Beitrag zur allgemeinen Geschichte der letztern liefern. Die selben bestehen aus: Gegen 30 Dissertationen kritischen, erregelichen und historischen Inhalts; Dissertationes philologico-criticas primum nunc cunctas a Ch. Fr. Schnurrer, Gotha und Amsterdam 1790; Biographische und literarische Nachrichten von ehemaligen Lehrern der hebräischen Literatur in Tübingen, 1792; Erläuterungen aus der Württembergischen Kirchen-Reformations- und lehrten-Geschichte, Ulm 1798; Slavischer Bücherdruck in Württemberg im Jahrhundert, ein literarischer Bericht; Bibliotheca arabica; Bibliotheca arca aucta nunc atque integra edita, Halle a. S. 1811; Aufsätze in Archiv Repertorium für biblische und morgenländische Literatur, in Paulus neuem Repertorium für biblische und morgenländische Literatur, in Eichhorn's allgemeiner Bibliothek der biblischen Literatur, in Paulus Memorabilien u.; Recensionen in Jenaer Literaturzeitung und in den Tübinger gelehrten Anzeigen, die er bis Jahre 1793 redigirte.

Schöll, Carl August, Gipsstereoplastiker, geboren zu Niedersteinern im Kanton Zürich, ein gelehrter Töpfer, sah im Jahre 1844 zuerst ein mann'sches Relief in Schwyz, welches, 3' groß, im Verhältniß von 1:1000 Theil vom classischen Boden der Schweiz darstellte. Unserem S., der ein gelehrter, spekulativer Kopf und schon damals tüchtiger Modelleur war, gefiel die so gut, daß er auf die mühsamste Weise das Blatt kopirte. Interessant ist aus seinem Munde zu hören, wie er auf dem umständlichsten Wege das in ringsten Maße zu erreichen suchte, was er jetzt in künstlerischer und wissenschaftlicher Ausführung leicht überwindet. Seinen eigentlichen Broderwerb immer zur Seite legend, studirte er mit eisernem Fleiß die dahin zielenden Hülfsmittel und es gelang ihm, in kurzen Zwischenräumen ein Relief vom Rigi, nach Schöll's Karte und einer trigonometrischen Vermessung dieses vielbesprochenen Johann ähnliche Platten vom classischen Boden der Schweiz, vom

Edouard S., vom Berner Oberland und Wallis, von der Sentiskette nebst Umgebung i. w. in immer größerer Vollendung darzustellen, da lenkte er die Aufmerksamkeit der Regierungsbehörden des Kantons St. Gallen auf sich und er ward als Lehrer im Modellirunterrichte bei der Industrieschule zu St. Gallen ange stellt. Binnen einem Vierteljahr brachte er es mit Schülern; die vordem kaum eine Idee von den plastischen Künsten hatten, so weit, daß sie ein glänzendes Examen bekamen. Seine fleißigen und überaus gewissenhaften Arbeiten wurden immer mehr bekannt; der praktische Nutzen von Reliefbildern sprang zu sehr in die Augen, als daß er nicht hätte beachtet werden sollen und so kam es, daß von mehreren Mitgliedern des großen Rathes gedachten Kantons die Idee in Anregung gebracht wurde, die Fertigung einer großen Karte von St. Gallen öffentlich auf dem Wege der freien Concurrenz auszuschreiben. Es meldeten sich dazu ein Herr Spüler von Zürich und unser S. Letzterer erhielt den Vorzug u. übernahm im Mai 1846 die Arbeit. Eine tüchtige Vorarbeit und vorzügliches Hilfsmaterial gewährten ihm die vom Stabsmajor Eschmann in Konstanz — gebürtig von Stäffa — aufgenommenen Karten und Horizontalvermessungen, welche S. aus dem Verhältnisse von 1:3000 in das von 1:6000 der natürlichen Größe übertrug, so daß bei dem projektirten Relief ein Quadrat Zoll eine Quadratmeile Landes darstellte. Allein all diese Hilfsmittel reichten noch nicht aus, ein vollkommen getreues Bild im Kleinen wiederzugeben, denn von den einzelnen Gebirgs- und Felsen-Formationen hatte S. weder Vermessung, noch porträtsähnliche Skizzen und er sah sich deshalb genöthigt, neben geognostischen Studien mit größter Lebensgefahr die isolirtesten Felsenküde, unter Begleitung des gewandten Führers Anton Peter von Sargans, zu besteigen. Mit Seilen und Stangen, Eissporen und allem Hilfsmaterial versehen, um die unwegsamsten Pfade, ja Punkte zu betreten, auf denen vielleicht vormalig noch nie ein menschlicher Fuß gewelt hatte, sammelte S. eine erschöpfende Kollektion von Skizzen. Ausgerüstet mit solchen Quellenstudien, ging S. endlich an die Ausführung der Arbeit und hat bis jetzt folgende Sectionen wahrhaft künstlerisch vollendet: 1) die Section Scheibe, auf welcher die furchtbaren Gebirgsformationen des Ringelkopses an der Bündtner Gränze, 10,000' hoch; der Sardona Gletscher, wo die brausende Lamina entspringt, in einer Höhe von ungefähr 10" dargestellt werden. 2) Section Weisstanne, auf welcher die verwitterten Gebirgspartien der rauhen Hörner, des Fookstöckes, des Calveuser-Grathes und der wilden Lamina-Flucht das Interesse des aufmerksamen Beschauers anregen. 3) Section Wallenadt, mit dem romantisch gelegenen Wallenstädter See, den sieben Churfürsten, im Sichelkamm u. 4) Section Sargans, mit einem Theil des Rheinthales. 5) Section Neplau, mit dem Altmann, dem hohen Sentis und der südlichen Abhangung des Alpstockes. 6) Section Schänis, mit dem Linthkanal und dem hohen pecc. 7) Section Rapperdöyl mit Alznach und einem Theile des Züricher sees. 8) Section Neutoggenburg, welches gegenwärtig noch in Arbeit ist, ist allen diesen Platten sind nicht nur alle Felsen, Berge, Thäler und Flüsse neu in ihren Abdachungen und Curven ausgeführt, alle Waldungen erhaben rgestellt und durch treueste Nuancirung des Colorits die Eigenthümlichkeit der Felsen, die verschiedenen Regionen der Vegetation und ewigen Schneefelder darstellt, sondern die einsamst gelegene Alpenhütte ist genau wieder zu finden und der Wege, die es im Gebirge gibt, sind angezeigt. Aus einer eigens dazu berei- teten Masse, welche mit der Zeit steinhart wird und auf die kein Temperaturwechsel irgend welchen Einfluß hat, ist dieses Relief ein Gebilde für ewige Zeiten. Der große Rath hat ein eigenes Zimmer zur Aufstellung dieses, in seiner Art und Bedeutung bis jetzt wohl einzigen Werkes, im Regierungs- — ehemaligen Kloster- Gebäude angewiesen. Die Decke ist durchbrochen, so daß das Licht von oben durch umfangreiche Modelle herabfällt und die Wände sind in entsprechender Weise durch Künstlerhand bemalt. Bückt man sich und übersteht die Wände des Saales aus das Relief durch ein Perspektiv, so wähnt man sich einen Blick auf einen Berg zu werfen, von welchem aus man eine Horizontalax

Natur genießt. Stellt man nun einen Vergleich zwischen den Bauer und Erbeschen Karten einerseits und den kleinsten Arbeiten S. 8 anderseits ist der Abstand ein ungeheurer. Reliefkarten können, wenn sie gut seien auf Fabrikwege gemacht werden, wenigstens nicht durch mechanische welche keine Idee von der wissenschaftlichen Bedeutung einer solchen Platte bedenkt man, daß zu den angeführten Fabrikarbeiten zuvor die Karte verschiedenen Färbungen als gerade Fläche gedruckt, sodann auf die Mat und durch die Stanze hineingedrückt werden: so ist es ganz natürlich, daß größten Sorgfalt, bei der genauesten Berechnung auf die nothwendige Größe des Papierses, letzteres sich nicht allenthalben gleichmäßig erweitert und größten Ungereimtheiten entstehen müssen. Es ist nicht selten, daß man welche in einen Bergfessel gehören, in einer Neigung von 45 Grad an kleben steht; daß da, wo im Thale solche Seen liegen sollten, Sennhütten und daß weiße Schneefelder, welche auf eine Höhe von 7000' berechnet schon als ewiger Schnee bei 3000' Höhe vorkommen. Wer die Bauer Karte gefertigt hat, scheint die Schweiz gar nicht bereist zu haben; mehr Wäldung, als Weide vor und sogar noch bei einer Höhe, wo die lichte Alpenvegetation längst aufgehört hat. Ja, bei einem solchen F. war es einst der Fall, daß ein Arbeiter sich die Freiheit genommen hat Brücke vom höchsten Punkte der Scheibe, oberhalb des Calveuser Thales, drei Stunden, in gerader Linie durch die Luft genommen, entfernt liegend Hörnern geschlagen hatte.

**Schönenberg**, berühmte, der heiligen Jungfrau von Loreto gewidmete fabrikskirche bei der württembergischen Stadt Ellwangen (s. d.). — auf dem nördlichen Hügel nahe bei der Stadt, der seinen Namen von der Aussicht hat, welche man daselbst genießt. Zwei Priester aus der Jesu, Thomas Anreiter und Johann Hefelin, welche zur Zeit des Krieges das fürstliche Schloß bewohnten, gingen längst mit dem Gedächtniß zu Ehren der heiligen Maria von Loreto eine Kapelle in jener Gegend zu. Bei einem Spaziergange am 12. August 1638 fanden sie den Ort an dem Berge so zu ihrem Plane geeignet, daß sie nach wenigen Tagen der Ausführung und ein, mit dem Bilde der heil. Maria geziertes, Kreuz darrichten ließen. Im folgenden Jahre nun wurde wegen der bebrängten Kirche ein hölzernes Bethaus aufgeführt, jedoch zugleich der Grundstein zu einer mauernten Kapelle gelegt. Bei dem großen Jubrange der Wallfahrer sich bald genöthigt, eine zweite Kapelle zu erbauen, deren Einweihung im Jahre 1652 stattfand. Im Jahre 1682 endlich begann, nach dem Plane des hiesigen Thumm von Dregenz, der Bau der großen Kirche, vor deren Ausführung aber den Meister der Tod überraschte. Ein Jesuit, Namens Heintzsch, tüchtiger Baukünstler, setzte nun den Bau nicht bloß nach dessen Plänen, sondern verbesserte denselben überdies noch so sehr, daß man den Tempel schönsten der katholischen Christenheit zählen konnte. Am 22. April 1741 der Blitz in die Kirche und diese wurde bis auf die 4 Hauptmauern zwei Stunden ein Raub der Flammen; nur die lauretanische Kapelle und zwei kostbare Geschenke, welche sie besaß, blieben verschont. Unter den Kunstwerken, welche das wüthende Element verzehrte, befand sich auch die kostbare Gemälde des Hochaltars, womit die Kaiserin Maria Theresia die Kirche geschenkt hatte. Noch im Sommer desselben Jahres begann aber der Bau und vor dem Eintritte des Winters befand sich das Ganze unter Dach; im Jahre 1742 wurde hier ein Seminar für Weltgeistliche eingerichtet, nach der Besitznahme durch Württemberg wieder einging. In der Nacht auf den 17. Dezember 1791 brachen Diebe in die Kirche ein und nahmen sie fortzuschaffen konnten, sogar das seit vielen Tagen zu Seelenmehrene Geld, mit sich fort, ein Schaden, den jedoch fromme Wohlthäter b

erziet hatten. Die verewigte Königin Katharina, welche im Jahre 1818 hier den Besuch ihrer Mutter, der russischen Kaiserin Maria Ferodorowna, erwartete, ließ den Berg mit Obstbäumen anpflanzen, die aber wegen des zum Theil unzünglichen Bodens nicht besonders gediehen. Der Weg, welcher von Ellwangen nach der Kirche führt, ist auf beiden Seiten mit Linden besetzt; zwischen denselben befinden sich kleine Kapellen, in denen die Hauptmomente aus dem Leben Jesu is zu seiner Kreuzigung enthalten sind.

\* **Schönthal** (*speciosa vallis*), ehemalige berühmte Cisterzienserabtei, jetzt protestantisch-theologisches Vorbereitungseminar, in einem reizenden Thale am linken Ufer der Jart, im Oberamte Künzelsau des württembergischen Jartkreises. Das Kloster theilt sich in das alte und neue. Ersteres war ein Filial des Klosters Maulbronn (s. d.), wurde 1525 von den aufrehrerischen Bauern und im 30-jährigen Kriege von den Schweden abgebrannt, aber wieder gebaut; es hat eine sehr alte Kirche. Das neue Kloster ist erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sehr schön und massiv erbaut worden. Es enthält eine prächtig und geschmackvoll eingerichtete Kirche, deren Gemälde und Altäre gerechte Bewunderung verdienen. Von den zwei Orgeln ist die eine nach Rottenburg versetzt worden. Im Kreuzgange hatte die Familie von Verlichingen ihr Erbbegräbniß; es stehen daher viele Monumente derselben dort. Besonders merkwürdig ist das steinerne Grabmal des bekannnten Göz von Verlichingen, der 1562 auf dem jetzt zerstörten Schlosse Hornberg starb und hier beigelegt ist. Es befindet sich gleichfalls im Kreuzgange u. stellt den Ritter knieend vor dem Bilde des Gekreuzigten vor. — Konrad von Weinsberg hat in der Kirche selbst ein Monument von geschlagenem Messing. — Das Kloster wurde 1150 von Wolfram von Eebenurg gestiftet und sieben Jahre später mit Mönchen aus Maulbronn besetzt. Der Stifter selbst nahm hierauf das Ordenskleid und starb als Mönch im Kloster; 1802 wurde es aufgehoben u. 1810 erhielt es seine jetzige Bestimmung.

**Schöner** (nach Anderen **Schöner**), Johann, berühmter Mathematiker u. Astronom, war geboren den 16. Januar 1477 zu Karlsstadt in Franken, erhielt seinen ersten wissenschaftlichen Unterricht in Nürnberg, indem er in seinen Schriften den Diakon an der Marienkirche, Daniel Schmid, als seinen treuen Lehrer dankbar rühmt und begab sich dann nach Erfurt, um Philosophie u. Mathematik zu studiren. Um neben diesen Lieblingsfächern sich eine dauerhafte Verforgung zu sichern, widmete er sich dem geistlichen Stande und hörte Theologie gleichfalls in Erfurt. Nachdem er eine Zeit lange (seit 1504) in Nürnberg sich fleißig mit Mathematik und Astronomie beschäftigt hatte, nahm er zu Bamberg 1515 ein geistliches Amt an bei dem Kollegiatstifte von St. Jakob. Hier verfertigte er auf Antrag seines Gönners, des Parriziers Johann Seiler, große Erd- und Himmelskugeln und mehre andere astronomische Instrumente. Sein allzugroßer Eifer für mathematische Probleme führte indessen Nachlässigkeit in seine geistlichen Funktionen herbei und nach mancher vergeblichen Mahnung wurde er wegen Versäumniß des Horbefuches seiner Stiftspretende verlustig erklärt und einstweilen als Frühmesser nach dem fränkischen Kirchendorfe Kirchheimbach bei Forchheim gesendet. In dieser ländlichen Einsamkeit gab er sich nur noch mehr mit Verfertigung von Erd- und Himmelskugeln ab, druckte sie selbst und schickte sie zum Verkaufe auf die Frankfurter Messen. Indessen sehnte er sich doch bald wieder in die Stadt zurück, in die nothwendigen literarischen Hülfsmittel in der Nähe zu haben und äusserte über Unzufriedenheit mit seiner gegenwärtigen Stellung in mehren Briefen an Willibrodus Pirtheimer vom Jahre 1524 und 25. Ungeachtet seiner Zurückgezogenheit verbreitete sich bald der Ruf seiner gründlichen Kenntniße bei Sachkundigen und durch warme Empfehlung Melancthon's erhielt er 1526 von dem Magistrate zu Bamberg einen ehrenvollen Ruf als Professor der Mathematik an das neue Gymnasium. Aus allzugroßer Bescheidenheit suchte er den Austrag zu vermeiden, abzulehnen: allein J. Cammerarius ermunthigte ihn, den Ruf anzunehmen. Als Professor lieferte er alljährlich

die sogenannten Kalender-Praktiken, gab die von Johann Regiomontanus hinterlassenen Schriften mit Zusätzen und Verbesserungen heraus, wurde jedoch 1546 wegen Altersschwäche in Ruhe gesetzt und starb an seinem Geburtstage den 16. Januar 1547. Philipp Melancthon setzte ihm in einer Grabchrift das Ehrengedächtniß seiner Werthschätzung. Von seinen vielen Schriften, der Zahl nach über 40, findet sich ein ziemlich vollständiges Verzeichniß in Panzer's Annalen; es seien deshalb nur einige seiner Hauptwerke erwähnt: *Luculentissima quaedam terrae totius descriptio cum cosmographiae initiis etc. cum globis cosmographicis*, Nürnberg off. Joa. Stuchsen 1515; *Globi astronomici canones*, Nürnberg 1517; *Aequatorium astronomicum Babenbergae impress. in aedibus Sch.* 1521; *Globi stellariferi, sphaerae stellarum fixarum usus et explicationes*, 1533 (dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen gewidmet); *Algorithmus demonstratus*, Nürnberg. 1534; *Horoscopium generale omni regioni accommodatum*, 1535. Ein nützliches Büchlein vieler bewährter Arznei u. gereicht nach dem Laufe und Mankon des Mondes, Nürnberg. 1529. Von seinem Sohne, Andreas S., wurden seine mathematischen Werke verbessert herausgegeben: *Opera mathematica J. S. a filio corr. et locuplet.*, Fol. 1551. Cm.

Schorndorf, gutgebaute Stadt im Jarckreise des Königreichs Württemberg, in einer fruchtbaren, gut angebauten, nur von entfernten, theils bewaldeten, theils rebentragenden Hügeln umgebenen Ebene, am linken Ufer der Rems, Sitz eines Oberamtes und mehrer Bezirksstellen, gehört zu den schönsten Städten Württemberg und hatte früher starke Festungswerke, die aber in neuester Zeit fast ganz abgetragen und geebnet sind. Das ehemals feste Schloß, am östlichen Ende der Stadt, ist neuerdings restaurirt und zu Beamtenwohnungen eingerichtet. Die gothische Stadtkirche, mit hohem Thurme, 1297 erbaut, wurde nach einem Brande 1642 wieder aufgebaut, 1762 restaurirt und in den letzten Jahren namhaft verschönert. Im Chor enthält sie mehre Grabmale und ein großes Gemälde, welches die Belagerung von 1634 vorstellt. Eine sehr bedeutende Stiftung ist der Spital, den die Bürger schon vor mehr als 400 Jahren erbauen ließen. Die Einwohner, über 4000 an der Zahl, sind sehr thätig und nähren sich theils mit Feld- und Weinbau, theils mit Gewerben, unter welchen Tabakfabrikation und Verfertigung von wollenen Teppichen eine bedeutende Stelle einnehmen. Die Stadt hat auch stark besuchte Märkte, viele Mühlen und Bleichen. — S. ist eine der ältesten württembergischen Besetzungen und hatte schon in den frühesten Zeiten eine stark Befestigung, aber auch viele Stürme zu bestehen. So wurde unter anderen die Vorstadt 1034 gänzlich zerstört u. hat seit jener Zeit lange nicht mehr ihre vorige Größe erreicht, denn statt 300 Bürgern, die sie früher hatte, zählt sie deren kaum noch 50. Wie der Name verräth, so war S. ehemals ein Dorf, welches dem Hause Hohenstaufen gehörte. Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen ertheilte demselben 1230 Stadtgerechtigkeit u. ein Wappen. Unter Konrad IV. oder Konradin muß es an Württemberg gekommen seyn, denn Graf Ulrich von Württemberg besaß 1264 schon Güter daselbst. Schriftliche Dokumente aber, welche einen Kauf oder eine Schenkung bestätigen, sind nicht vorhanden. Um's Jahr 1312 wurde S. als württemberg'sche Besetzung von Konrad von Weinsberg verwüstet u. 1360 fiel in der Nähe zwischen Kaiser Karl IV. und den Grafen Eberhard und Ulrich von Württemberg ein Treffen vor, das nicht nur sehr ungünstig für die letzteren ausfiel, sondern sogar die Belagerung von S. zur Folge hatte. Glücklicher Weise ward aber schon am andern Morgen Friede geschlossen. Nicht so gut ging es der Stadt 1514 und 1519 im Bauernkriege. 1541 ließ Herzog Ulrich die Befestigung anlegen, wobei viele Häuser u. Gärten vernichtet wurden. In neueren Zeiten wurden aber Mauern und Wall nicht mehr unterhalten und jetzt allmählig abgetragen. Im Jahre 1547 besetzten die Kaiserlichen die Stadt; 1632 lag General Altringer mit 1500 Mann hier im Quartier; nach ihm Oberst Demag mit 700 Mann. Am 24. November 1634 wurde sie unter Gallas von den Oesterreichern beschossen, wobei in 18 Stunden ganze Stadt bis auf wenige Gebäude abbrannte. Die Franzosen, welche sie



besezt hielten, hinderten die Bürger nicht nur am Lösen, sondern zündeten sogar selbst einige Gebäude an, um plündern zu können. Den folgenden Tag übergab der Commandant die abgebrannte Stadt den Feinden u. weil diese Nichts mehr zu plündern fanden, so sperrten sie die Bürger so lange in dem Schlosse ein, bis sie mit einem ansehnlichen Lösegeld ihre Freiheit erkaufte hatten. Im J. 1646 nahm der Marschall Turenne die Stadt nach 14tägiger Belagerung ein. Nicht so glücklich waren die Franzosen unter Melac 1688, wo die Frauen S. S. von der wackern Bürgermeisterin Künckelin angeführt, ihre Männer heldenmüthig unterstützten u. so den Angriff der Feinde zurückschlugen. Im Jahre 1707 wurde die Stadt wieder von den Franzosen belagert u. erobert und 1743 brannten 130 Gebäude ab. — Im Jahre 1448 gerieth der Wein in ganz Württemberg so gut, daß zu S. der Eimer 55 Kreuzer und 4 Heller kostete.

**Schramm**, Dominikus, gelehrter Benedictiner in Banz, war geboren den 24. October 1723 zu Bamberg und trat als 20jähriger Jüngling in den Benedictinerorden im Kloster Banz. Wegen seiner vielseitigen Bildung wurden ihm in der Reihe nach verschiedene Lehrfächer für die jüngeren Ordensgenossen übertragen. Zuerst lehrte er seit dem 3. Januar 1757 Mathematik; nach 3 Jahren Kirchenrecht; 1762 Philosophie, endlich 1763 auch Theologie, worin er besonders ausgedehnte Gelehrsamkeit für das Studium der Kirchenväter an den Tag legte. Fürstbischof Franz Ludwig erhob ihn am 8. April 1782, in Anerkennung seiner Verdienste, zum Prior der Abtei Michaelsberg in Bamberg. Allein die vielfachen Besäfte und Bedrößlichkeiten, welche er in Rücksicht der Klosterzucht auf sich nehmen mußte, raubten ihm die nöthige Sammlung und Ruhe zur Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Bestrebungen u. er sah sich deshalb zu der öftern Bitte an den Fürstbischof veranlaßt, wieder in sein früheres geräuschloses Kloster Banz zurückkehren zu dürfen. Nur ungern bewilligte Franz Ludwig das bringliche Gesuch am 26. October 1787, wo S. noch 10 Jahre mit rastlosem Fleiße den patristischen Studien sich widmete, bis am 21. September 1797 der Tod ihnen eine Gränze setzte. Seine theologischen Werke sind: Caranza summa conciliorum nov. red. i Schramm, 4 Voll., Aug. Vind. 1777; Institutiones jur. eccles., 3 Voll., Aug. Vind. 1774; Analysis opp. ss. Patrum et script. eccles., 14 Voll. Aug. Vind. 1780—93; Instit. theol. mysticae ad usum directorum animarum, 2 Voll., Aug. Vind. 1777; Compendium theol. dogm. schol. mor. 8 Voll., 1768. Cm.

**Schubert**, Johann Michael Heinrich, geschäzter Forscher für fränkische Specialgeschichte, war geboren zu Bamberg den 21. October 1742, besuchte die Lehranstalten seiner Vaterstadt, erhielt in der Philosophie 1759 den Primat und widmete sich mit gleichem Eifer sowohl der Theologie, als der Rechtswissenschaft. Nach rühmlich bestandener Prüfung erwarb er sich in der Rechtswissenschaft am 16. März 1768 den akademischen Grad, wurde Stiftsherr bei St. Gangolf, später zeitlicher geheimer Rath, Syndikus und Stiftsdechant. Er starb am 2. August 1807. Seine geschichtlichen Arbeiten tragen sämmtlich das Gepräge sorgfältiger und umfassender Quellenforschung und behaupten deshalb einen bleibenden Werth. Diss. de origine et conditione ecclesiarum collegiatarum in genere et eccl. colleg. ad St. Gangolfum Bamb. in specie 1768; Historischer Versuch über die zeitlichen und weltlichen Staats- und Gerichtsverfassung, ein Beitrag zur deutschen, insonderheit ostfränkischen Geschichte, mit 2 Kupfern, Erlangen 1790; Nachträge zum historischen Versuch, Bamberg 1792; Ueber das Schulwesen in den katholischen Staaten Deutschlands und die Nothwendigkeit eines allgemeinen Schulausschusses, nebst patriotischem Vorschlage und Wunsch, 1801; Glückwunsch wegen der Erhebung Maximilian Josephs zum König von Bayern, Bamberg 1806; Schatten und Licht an der sogenannten neuen Beleuchtung derjenigen Einwürfe, welche einige Kanonisten wider das kurbayerische Sponsaliengesetz vom 19. Juli 1769 gemacht haben sollen, Deutschland 1771. Cm.

**Schälzburg** (Schilbsburg?), eine alte, auf mächtigen Felsen am linken Ufer der Lauter, im Oberamte Rünzingen des württembergischen Dor

gende Burg. Die Umgegend gewinnt durch diese, allein unter allen im Lauterthale noch erhaltene, Burg ein äußerst malerisches Ansehen; eine Linie der alten Familie v. Speth, welche sich von derselben schreibt, hat hier ihren Sitz. Die Burg theilt sich in die alte und neue und wurde zufolge einer Inschrift 1169 erbaut, im Jahre 1749 jedoch renovirt. Das Bild des, in der württembergischen Geschichte bekannten, Dietrich v. Spät hängt unter mehreren anderen ebenfalls in dem dortigen Rittersaale. Ueber die ursprünglichen Besitzer von S. ist nichts Gewisses bekannt. Im Jahre 1362 soll jedoch ein Eitel von Stadion die Beste vom Herzog Rudolph von Oesterreich zum Lehen erhalten haben; von diesem ging sie, bis solche an Württemberg kam, durch verschiedene Hände. Vermöge eines an der Lauter angebrachten Druckwerkes wird das nöthige Wasser nicht nur auf die ziemlich beträchtliche Höhe des Schlosses, sondern auch durch alle Stockwerke desselben getrieben. Mit dem Schlosse sind mehre Oekonomiegebäude und ein sehr bedeutendes Gut verbunden. Die Oekonomie zeichnet sich durch schönen Viehstand und besonders durch eine Schweinezucht, wie man sie nur selten findet, aus. Nicht sehr entfernt vom Schlosse, allein bedeutend höher, als dieses, steht der Schafhof, welcher von ferne zwar ganz das Ansehen eines alten Burgkalles hat, aber erst in neuerer Zeit gebaut worden ist.

\* **Schumla.** Ueber diese bulgarische Stadt, welche als das angewiesene Ziel der ungarischen Emigration neuerdings sich bemerklich gemacht hat, während sie schon von früheren Zeiten her sich eines berühmten Namens in der Kriegsgeschichte erfreut, bringen die öffentlichen Blätter nachstehenden Bericht eines Reisenden: S. liegt in dem Winkel eines Thales, das von zwei Reihen niederer Berge gebildet wird, an deren Seite sich amphitheatralisch Gärten und Pflanzungen bis zu den Gipfeln ziehen, welche die Stadt überragen und die reizendste Fernsicht gewähren. Ungefähr 10 Meilen von der Donau, 40 von Konstantinopel entfernt, ist S. der Schlüssel des Gebirges, welches die Ebenen Bulgariens gegen Rumelien begränzt, eine große und volkreiche Stadt mit beiläufig 60,000 (?) Einwohnern. Sie besteht aus zwei Abtheilungen: der türkischen und christlich-bulgarischen. Die erstere bildet den obern Theil der Stadt und zählt viele Moscheen, deren Dome und Minarete mit glänzenden Zinnplatten bedeckt sind, so daß man beim Sonnenscheine die Stadt kaum anschauen kann. Abgesondert von diesem obern Theile ist der untere, Warisch genannt, von weit kleinerem Umfange. In diesem sind ungefähr 300 Häuser, die von Juden, Griechen und Armeniern bewohnt werden. Jede dieser drei Nationen hat ein besonderes Gebäude zum Gottesdienste. Als militärischer Punkt ist S. für das türkische Reich von höchster Wichtigkeit. Seine Festungswerke bestehen aus Erdbollwerken, die stellenweise durch starke Warthürme flankirt sind, und dehnen sich drei englische Meilen in die Länge, eine in die Breite über einen sehr durchschnittenen Boden aus. Den Russen ist aus den Türkenkriegen S. trotz noch immer lebhaft im Gedächtnisse. Die christlichen Einwohner der Stadt leben einfach, sind freundlich, wohlwollend und bilden dadurch einen Gegensatz zu den brutalen Türken, unter die sie gemischt sind. In den Straßen begegnet man häufig Gruppen von beiden immer streng getrennt, obwohl mit denselben Verrichtungen beschäftigt. Die Türken sind an Turban, Säbel, Pistolen und Datagan zu erkennen, noch mehr an dem wilden Ausdrucke, dem herrischen Wesen und der sorglosen Art von Verachtung, die mit Widerwillen erfüllt. Sie gehen sie einem Christen aus dem Wege. Die Bulgaren tragen Hüzen von Schaffellen, Jacken von ungefärbtem Tuche, weiße Tuchstrümpfe und Sandalen, aber nie Waffen. Weder Türken noch Bulgaren sympathisiren mit der Flüchtlingen; nur den Polen ist es gelungen, der Sprachähnlichkeit wegen einige Bulgarenstämme für sich zu gewinnen. Dem christlichen Theile der Emigration wurde der Grottenberg zum Aufenthalte angewiesen, während die Renegaten sich in Ibrahim's Straga befinden. Kossuth erließ bei seiner Ankunft in S. ein Schreiben an die Türken, in welchem er denselben in gewohnter Weise für die wirksame Hülfe dankt, welche sie seinen Landeleuten angedeihen ließen. Dessenun-

achtet ist es gewiß, daß es für einen christlichen Emigranten gewagt wäre, sich im Hause eines Türken zu nähern, um von demselben etwas zu erlangen. Eine Handpresse, welche Kossuth zur Erzeugung von Proklamationen mit sich führte, es der Kabi von S. mit Beschlag belegen. Der Verkehr mit der Emigration ist in jeder Beziehung sehr erschwert. Die Garnison S.s wurde seit der Anwesenheit der Flüchtlinge bedeutend verstärkt.

\* Schweden. Wie wir schon in dem gleichnamigen Artikel des Hauptwerkes angedeutet, hat die schwedische Nation für den Augenblick zwei Lebensfragen: Die erste, die Umbildung der Repräsentation, bezeichnen wir deshalb als die erste, weil aus dieser Basis die materielle und intellektuelle Entwicklung des schwedischen Volkes hervorkommen soll. Die zweite Frage — die skandinavische — betrifft die Vereinigung der drei nordischen Völker. Ueber Geschichte und den gegenwärtigen Stand der Reformfrage berichtet der in den Angelegenheiten Skandinaviens gut unterrichtete „Nordische Telegraph“: Die politische Lebensfrage des schwedischen Volkes ist und war bereits lange die seit dem Mittelalter offenstehende Repräsentations-Reform. Die Reichsstände, verurtheilt von der öffentlichen Meinung, von der Regierung, ja selbst von der Mehrzahl der eigenen Mitglieder — mußten einen neuen, auf volksthümlicher Basis gebauten Institution weichen, wenn S.s zukünftiges Glück nicht auf's Spiel gesetzt werden sollte. Hierüber waren alle denkenden Männer des Landes längst einig, aber die Ansichten über die Art und Weise, wie diese Reform in's Leben treten sollte, haben sich so getheilt gezeigt, daß man bisher nicht zu einem zufriedenstellenden, oder richtiger gesagt, zu irgend einem Resultate kommen konnte, und man glaubt jetzt allgemein, daß die Reform nicht aus den Ständen hervorgehen kann. Deshalb war man bereits lange in der Meinung in S., daß die Repräsentationsreform nur durch ein gemeinsames Wirken zwischen der Regierung und der Gesamtheit zu dem erwünschten Ziele geführt werden könne. Unter der Regierung König Karl's XIV. Johann war ein solches gemeinsames Wirken nicht denkbar; seine Abgeneigtheit gegen eine Repräsentationsreform und überhaupt gegen jede Veränderung im politischen Leben war allgemein bekannt, daß jeder Freund der Reform gar wohl wußte, daß die Repräsentations-Veränderung entweder gegen den Willen des Königs durchgeführt werden mußte, oder aber nie zu Stande kommen würde. — Mit König Oskar's Antritt der Regierung hoffte man auf das Anbrechen eines neuen Tages für diese wichtige Frage. Der Anfang seiner Regierung schien diese Hoffnung auch zu ihren. Als auf dem Reichstage des Jahres 1844, dem ersten nach der Thronbesteigung König Oskar's, der seit 1840 ruhende Repräsentations-Vorschlag fiel, trat der erste Minister der Krone, der nun verstorbene Freiherr Nordensfalk, mit der Erklärung auf, daß die Frage „nicht fallen könne“, und in der Thronrede, mit welcher der König die Reichsstände verabschiedete, sprach er selbst seinen Wunsch nach einer baldigen Veränderung der Repräsentation aus. Während des letztgenannten Reichstages verlangten die Stände, daß die Regierung ein Comité zur Ausarbeitung eines Entwurfes für ein neues Grundgesetz erwählen möge. Dies geschah, und das Comité bekam den Namen eines Repräsentations-Comité's; aber bei der Wahl seiner Mitglieder beging man den Fehler, oder wie es scheint, war man nicht genug, Männer auszusuchen, die in ihren politischen Ansichten einander diametral entgegengesetzt waren. Dies gab zwar einen Schein von Zusammenstellen gleichlicher Meinungen, im Grunde aber mußte es den Sturz der ganzen Angelegenheit herbeiführen; denn in einer politischen Frage kann man eben so wenig durch die vereinigte Arbeit von politisch ungleich Denkenden zu einem Ziele gelangen, als man auf einem Wagen von der Stelle kommt, an dem vier Pferde nach den vier verschiedenen Weltgegenden hinziehen. Es lohnt sich deshalb auch nicht der Mühe, die Gutachten des Comité's mit seinen zahlreichen Revisionen mitzutheilen. — Am 2. November 1847 begann der letzte Reichstag, der bis jetzt in S. getagt hat. Die alten, aus längst dahingeschwundenen Zeiten übrig gebliebenen Formen des Reichstages sind so schwerfällig, daß die eigentlichen Arbeiter nicht vor

dem Jahre 1848 anfangen konnten. Die Regierung theilte das Gutachten des Repräsentations-Comité's den Ständen mit, ohne irgend eine Ansicht dabei auszusprechen, und die Stände thaten nichts weiter, als das Gutachten zu den Akten zu legen, d. h. sie gingen zur Tagesordnung über. Oekonomische Fragen nahmen die hauptsächlichste Aufmerksamkeit des Reichstages in Anspruch, und es zeigte sich, daß man eine so stille, friedliche Reichsversammlung nicht seit Menschengedenken erlebt habe. Nicht allein der Reichstag, sondern Alles in S. war so friedlich, daß man einer Zeit von langer unerschütterlicher Ruhe entgegen sah. Diese Ruhe nämlich, meinten Viele, würde hauptsächlich dem zu verdanken seyn, daß die Repräsentationsfrage für lange Zeit beseitigt sei. Wenig ahnte man, daß dies die Ruhe sei, die dem Sturme vorangeht. — Dieser brach fast unerwarteter, als die Revolution des Jahres 1789 los. Es ist schwer, den tiefen Eindruck zu schildern, den die Nachricht von der Februarrevolution in Paris auf alle Gemüther in S. ausübte. Er war natürlich verschieden je nach den verschiedenen politischen Standpunkten, aber in Einer Beziehung stimmten Alle mit einander überein, darin nämlich, daß diese Weltbegebenheit die Repräsentationsfrage auf eine ganz andere Basis hinstelle, indem sie ihre Entscheidung gleicher Zeit vielleicht um ein paar Jahrzehende beschleunigte. Ganz besonders tief war dieser Eindruck auf den König und die Regierung. Das erste Zeichen, an dem man diesen tiefen Eindruck erkennen konnte, war die plötzliche und unerwartete Verabschiedung des ganzen Ministeriums. Die scheinbare Veranlassung zu diesem Schritte entnahm man den ziemlich bedeutungslosen Anmerkungen, welche in den Reichstagen über die Bedenken des Konstitutions-Ausschusses, in Betreff der Rechtfertigung der Rathgeber des Königes, gemacht wurden. Die wahre Ursache lag darin, daß das alte Ministerium sich durch den todtgeborenen Grundgesetz-Entwurf des Repräsentations-Comité's unmöglich gemacht hatte. Die Nation forderte einen neuen Entwurf und zu dessen Ausarbeitung bedurfte es eines neuen Ministeriums. — Unterdessen hatte sich — seitdem der Entwurf des Comité's von den Ständen zu den Akten gelegt worden war — in Stockholm eine Gesellschaft unter dem Namen der Reformfreunde gebildet und sich das Ziel gesetzt, für einen auf demokratische Basis begründeten Repräsentations-Entwurf zu agitiren. Nachdem man von der Februarrevolution Kunde bekommen hatte, erhielt diese Gesellschaft eine größere Ausdehnung, und die Debatten wurden immer heftiger. Es zeichnete sich hier unter Andern das Mitglied des Priesterstandes, Professor an der Universität zu Lund, P. Genberg aus. Als das neue Ministerium gebildet wurde, wählte man ihn zum Kultusminister und wie allgemein geglaubt wurde, auch zum eigentlichen Verfasser des Entwurfes, mit dem das neue Ministerium debütiren sollte. Im Laufe des April kam denn auch der erwartete Entwurf der Regierung zum Vorschein. Aber je größer die Erwartungen gewesen waren, um so mehr wurden sie nun getäuscht. Das allgemeine Wahlrecht, oder das Prinzip der Persönlichkeit, wurde freilich als Basis angenommen, aber diese Grundwahl wurde wieder gänzlich dadurch umgangen, daß man das Stimmrecht nach Kategorien zertheilte. Diese Kategorien wurden theils im Vermögen, theils in der amtlichen Stellung gesucht. Je weniger Vermögen, eine je geringere amtliche Stellung der Bürger hatte, um so weniger Stimmrecht ward ihm zu Theil, so daß endlich der, welcher ohne Besitzthum und nicht im Solde des Staates war, als politisches Mitglied der Gesamtheit vollständig verschwand. (Die hauptsächlichsten Bestimmungen des in Rede stehenden ministeriellen Entwurfes sind im IX. Bande dieses Werkes, Artikel Schweden S. 335 mitgetheilt.) — Dieser Entwurf erwarb sich eine, wenn auch nicht sehr bedeutende Partei unter den Vertretern und bei der Nation, wirkte jedoch besonders darauf hin, die Stockholmer Reformgesellschaft zu zersplittern, welche, da alle jene Reformfreunde aus ihr ausschieden, die sich für den Entwurf der Regierung und somit jede weitere Agitation in dieser Frage für überflüssig erklärten — fast ganz zerstört wurde. Aber während die Stockholmer Reformgesellschaft, deren letzte Handlung darin bestand, zu einer Petition für einen außerordentlichen Reichstag einzu-

- Etwas, was allgemein gemißbilligt wurde — einer moralischen Aufregung gegen ging, hatten sich in vielen Provinzorten Reformgesellschaften gebildet, mit um so größerer Lebendigkeit entwickelten. In Norrköping's Reformgesellschaft stand die Idee und wurde angenommen, nach der im Herzen S. gelebte Stadt Örebro Abgeordnete aller Reformgesellschaften in S. einzuberufen. Aufforderung zum Kongresse, im Monate Juni des Jahres 1849, wurde er endlich mit allgemeinem Beifalle aufgenommen. Am 4. Juni wurde die allgemeine Reformversammlung von dem Vorsitzenden der Nerike Reformgesellschaft, dem Meister Tersmeden, eröffnet, den die 32 anwesenden Deputirten zum ersten den Versammlung erwählten. Der erste Akt des Kongresses bestand den bis zum nächsten Reichstage schwebenden Entwurf der Regierung fastig zu verwerfen, und nach fünftägiger Diskussion vereinigte sich die Versammlung zu einem neuen Entwurfe, den die auf nachstehende Grundlagen basirte: eine Wahl der Volksvertretung ohne Rücksicht auf Stände oder Klassen; verpflichtet ist jeder steuerpflichtige Schwede mit Ausnahme der Verbrecher, Fremden, Berganteten u. c.; alle Wahlen finden mittelbar (durch Wahlmänner) statt; 100 Wahlberechtigte wählen auf dem Lande und 50 in den Städten einen Wahlmann; wählbar zum Elektor ist jeder Wahlberechtigte nach vollendetem 25. die Reichsversammlung besteht aus dem Volksthing und dem Landesthing; die Anzahl der Mitglieder im Volksthing beträgt 120, 96 vom Lande und 24 von den Städten; wählbar zum Volksthing ist jeder Wahlberechtigte nach vollendetem 25. Jahre; die Mitglieder des Volksthing sind Wahlmänner für das Land; das Landesthing besteht aus 75 Mitgliedern, die Wahl desselben gilt für 3 Jahre, die Mitglieder des Volksthings nur auf ein Jahr gewählt werden; wählbar zum Landesthing ist jeder Wahlberechtigte nach vollendetem 35. Lebensjahre; der Reichstag tritt jährlich am 15. September zusammen; ohne des Königs Einwilligung darf der Reichstag nicht länger als drei Monate dauern; der Reichstag kann auch einen außerordentlichen Reichstag zusammenberufen; die Mitglieder wählen ihre Präsidenten und Vizepräsidenten; der Vorschlag zur Finanzierung des folgenden Jahres wird der Reichsversammlung bei ihrem ersten Zutreten vorgelegt; eine Frage über die Gründung oder Veränderung des Reichstages kann nicht früher entschieden werden, als auf dem nächstfolgenden Reichstage, nachdem eine solche Frage vorgelegt worden ist; alle Fragen, denen die Things ungleiche Beschlüsse fassen, werden durch gemeinsame Sitzung unter Zutritt der beiden Things entschieden; die Abstimmung ist öffentlich; die gesetzgebende Macht gehört dem Könige und der Reichsversammlung gemeinsam, und es sind hiebei die finanziellen und ökonomischen Angelegenheiten mit eingeschlossen, jedoch unbeschadet der Selbstbesteuerung des Schwedischen Volkes; bei jedem Reichstage wählt das Volksthing 5, das Landesthing 3 Mitglieder zur Ueberwachung und genauen Untersuchung des Zustandes der Leitung und Verwaltung der Staatswerke. — Fragt man sich nun, welchen Einfluß die Weltereignisse auf S. ausgeübt haben, so ist die Antwort die, daß sie ruhende Kräfte in Bewegung gesetzt haben, welche allein die seit Jahren stehende Repräsentations-Veränderung um einen merklichen Schritt weiter führen. Die Anregung kam von den Reformklubs Frankreichs, in Folge deren der Kongress in's Leben trat, und der Beschluß dieses Kongresses ist eine geworden, um die sich die Freunde der Reform sammeln sollen. Mit jedem Schritte gewinnen die dort ausgesprochenen Prinzipien mehr Boden. Gelingt es nicht, die Reform auf friedlichem Wege durchzuführen, so könnte S. allerdings einer Revolution ausgesetzt seyn. Zu diesem gefährlichen Mittel würde aber gewiß nur im äußersten Falle gegriffen werden, denn das schwedische Volk, in dessen Adern das Blut des Nordens rinnt, liebt so gewaltsame Experimente nicht, auch dürfte die Segnungen, welche Mitteleuropa durch die Ueberstürzung errungen, nicht kühlende Lehre seyn. Ueberdies scheint die Regierung, so wie die Selbstlichkeit S. hinlänglich klug und einsichtsvoll zu seyn.

nicht so weit kommen zu lassen. — Die zweite Frage, die Skandina-  
 ist nur ein Samenkorn, dem aber doch ein herrlicher Baum entsprossen  
 mächtig genug, um mit seinen drei Wurzeln den europäischen Stürmen zu  
 Die Entwicklung der skandinavischen Frage begann mit dem Vereinigung  
 zwischen den Schriftstellern der drei nordischen Reiche, durch die Begegnun  
 lenschläger's und Tegnier's auf dem Barnas, zu Lund im Jahre 1829, zu  
 Zusammentritt der skandinavischen Naturforscher zu Gothenburg im Jahre  
 durch die Naturforscherkongresse in Christiania, Stockholm und Kopenhagen  
 den bekannten Kopenhagener Studentenzug im Jahre 1843. Die Be-  
 zung der drei skandinavischen Völker in literarischer Beziehung geht mit  
 Schritten vorwärts. Und wie sollte dies auch anders seyn, da die Entw  
 des Geistes frei ist und schwer begränzt werden kann, in einer Zeitperiode,  
 Aufklärung und Riesenschritten ihren Weg geht? Doch gibt es ein und l  
 dere Hinderniß in materieller Beziehung, welches die Vereinigung der drei  
 in dem ausgedehnten Maßstabe, daß sie unter Ein Jzepter gesammelt werden  
 für jetzt unausführbar macht. Solche Hindernisse sind das Zollwesen, die  
 Staatsschuld, zwei Könige, die ohne Zweifel weder ihre Krone, noch da  
 ihrer Erden auf dieselbe opfern werden. Das einzige Mittel, für den Begi  
 Vereinigung zu Stande zu bringen, wäre ein Traktat, durch vereinte Kräfte  
 das Ansehen und die Selbstständigkeit des Nordens gegen jeden Feind auf  
 erhalten. Besonders wäre bei diesem Traktate die Seemacht der drei Vö  
 Auge zu halten, welche, vereinigt, eine in den Augen von ganz Europa ad  
 werthe Macht bilden würde. S. S., Norwegens und Dänemarks geographisch  
 so wie das kräftige Seevolk zeigen es klar, daß Kriegsschiffe das zweck  
 Mittel zum Schutze der Integrität dieser drei Reiche sind. — Mit den  
 schen Reformen ist jetzt auch der Gedanke an kirchliche in S. allgemein ve  
 und wahrlich, es thut noth, daß auf diesem Felde etwas geschehe. Bis zur  
 noch herrscht das veraltete barbarische Gesetz, welches für den Abfall von  
 therischen Kirche die harte Strafe des Verlustes aller bürgerlichen Rechte, u  
 Landesverweisung feststellt. Es ist noch in Jedermanns Gedächtniß, mit  
 Strenge dieses Gesetz gegen den katholisch gewordenen Mäler Nielson vor  
 Jahren gehandhabt wurde, und neuerlich, im Jahre 1849, ist in Stockholm  
 der Fall vorgekommen, daß eine daselbst wohnhafte Frau, die Mann und  
 hat, zur katholischen Kirche übergegangen und deshalb vom Konfessorium m  
 Strafe bedroht worden ist. Abgesehen davon, daß ein späteres Gesetz (i  
 das frühere nicht direkt aufgehoben ist) jedem schwedischen Einwohner voll  
 Gewissensfreiheit und sogar „dem Könige selbst feierlich aufträgt, daß sie n  
 getränkt werde“, so zeigt sich auch in S., wie in den übrigen Ländern ein  
 von der Kirche, der ja noch krasbarer wäre, nämlich der Abfall vom p  
 Christenthume, von der Religion überhaupt, und der-doch gar nicht gestraft  
 Des Vorschlages, den Graf Steдингk auf dem letzten Reichstage eingebrac  
 die Landesverweisungsstrafe für den Austritt aus der protestantischen Kir  
 zuheben u. sich damit zu begnügen, solche Abtrünnige nur wie gewöhnlich  
 denken mit dem Verluste der politischen Rechte zu bestrafen, — ist in diese  
 schon gedacht worden (vgl. Band IX. S. 322). Der Antrag wurde als  
 liberal verworfen, wozu auch die gar zu große Furcht vor Verbreitung des  
 lizismus beitrug! Es ist in der That die höchste Zeit, daß die neue Ri  
 tion für S. beginne, sowohl in der Politik, wie auch in der Kirche. U  
 ersten Folgen der Repräsentationsveränderung wird hoffentlich auch die r  
 mene Anerkennung der Religionsfreiheit seyn. \*

\* Sedendorf, 1) Seit Ludwig von, ein ausgezeichnete Staat  
 und Gelehrter, ward den 20. Dezember 1626 zu Herzogen-Aurach bei G  
 geboren und kam, nachdem er sich auf mehren Schulen und der Universität  
 burg gründlich und vielseitig ausgebildet hatte, an den Hof Ernsts des Fr  
 nß Gotha, wo er bald einen ihm angemessenen Wirkungskreis fand. U

und Herzog Ernst selbst geleitet und gebildet, setzte er seine Studien mit und vervollkommnete sich in den meisten Wissenschaften außerordentlich. In Jahren ward er Kammerjunker, 1651 Hof-, Kirchen- und Kammerath, einer Rath und Premierminister und führte als solcher die wichtigsten im Hofe des herzoglichen Hauses. Zugleich war er Hofrichter zu und Oberdirektor der Kammer, der Regierung und des Konfistoriums. Alle wichtigen und bedeutenden Geschäfte aber hinderten ihn nicht, auch in der Welt mit mehren Schriften hervorzutreten. 1664 jedoch fand er sich hiedenen zusammenwirkenden Ursachen bewogen, die gothaischen Dienste zu verlassen und die ihm angetragenen des Herzogs Moritz von Sachsen-Weitz zu übernehmen. Diesem Fürsten diente er 17 Jahre hindurch als geheimer Rath, und Konfistorialpräsident und hatte als solcher den ausgedehntesten und größten Einfluß auf alle Entschlüsse des Herzogs. 1669 ward er zur sächsischen geheimer Rath und 1676 altenburgischer Landschaftsdirektor, so Direktor der Obersteuer daselbst. Nach dem Tode des Herzogs Moritz legte er aber sogleich alle seine Ämter nieder, da er wußte, wie sehr Nachfolger des Herzogs, Moritz Wilhelm, in Allem entgegen war. Indessen, noch minorenn war, so ernannten die Vormünder desselben, die Herzoge Georg von Sachsen-Eisenach und Friedrich von Sachsen-Altenburg, S. Mandator und der Herzog Johann Georg erhob ihn zu seinem geheimen Rath. Als solcher führte er im Namen der beiden Herzoge die Tutel unter vielen, Mühen, Verdrießlichkeiten und Unbath bis 1684, wo er sich ganz als der junge Fürst veniam aetatis erhielt. Er lebte nun gänzlich den auf seinem 1676 erkauften Ritterfize Meuselwitz bei Altenburg u. schrieb in dieser Zeit seinen „Christenstaat“ (Leipzig 1686) und die bekannte „Historia smi“ (Leipzig 1688 und f., 3 Bde., Fol.). Aus dieser Ruhe ward er durch die Ernennung zum Kanzler der kurbrandenburgischen Universität Halle kam 1692 persönlich nach Halle, um dort zu wohnen, schlichtete auch diesen Streit zwischen den dortigen Predigern und mehren Professoren der Theologie, welcher über den Pietismus ausgebrochen war, starb aber schon am 17ten October 1692. — S. war einer der verehrungswürdigsten Männer seiner Zeit; groß als Staatsmann, wie als Gelehrter. Sein Leben hat Schreder (1733, 4.) sehr unvollkommen beschrieben. — 2) S., Anton Gustav v. v. Friedrich Heinrich von S. (vergl. Hauptwerk), machte sich durch ein abenteuerliches Leben bekannt. Geboren zu Meuselwitz den 20. Nov. 1733, diente er zu Leipzig und Wittenberg, ging 1794 nach Amerika, wo er in Philadelphia als Musiklehrer auftrat, kehrte aber 1797 nach Deutschland zurück, um in kursächsische, dann in hildburghausen'sche Dienste und ward hier Kammerdirektor, nahm aber 1809 seine Entlassung mit dem Titel eines geheimeren Rathes, trat dann auf mehren Theatern als Schauspieler und unter dem Namen Peale als dramatischer Dichter auf, ward 1814 als Professor am Gymnasium in Braunschweig angestellt, ging aber 1821 wieder nach Amerika und starb in Alexandria am Red River im Dezember 1823. Unter seinen Werken, die von Geist und Talent zeugen, nennen wir seine Trauerspiele: „Die Jäger“ (Torgau 1805) und „Orsina“ (Braunschweig 1816) eine Fortsetzung von Goethe's „Emilia Galotti“.

**Seegesetze.** Auf dem Meere gibt es keinen Besitz; es ist solches Gemeingut für Alle. Doch rechnet man dasselbe so weit, als es vom Festlande bedeckt werden kann, also auf Kanonenschußweite, für Zubehör und im Besitze des Schiffes, folglich bis dahin nicht für frei. Das Schiff, welches außerhalb dieser Schußweite gelangt ist, ist frei und gehört seinem Volke an, dessen Flagge es trägt. Es wird so angesehen, als ob es sein Land (weil dieses gleichen Anspruch hat) noch gar nicht verlassen hätte. Die Grundsätze des allgemeinen Rechts unter den Völkern, so wie die besonderen Anordnungen in Bezug auf die Meeresgesetze haben sich daher nach diesen doppelten Beziehungen zu richten.

kriegen wird die Stellung, welche die kriegsführenden Parteien gegen Andere annehmen, noch besondere Vorkehrungen nöthig machen, zumal, da der Dritte, in differente, sich an die Verhältnisse desselben nicht kehren, vielmehr so weit wie möglich mit Freund u. Feind im Verkehre zu bleiben suchen wird. Hiedurch em sehen, was die Freiheit der Meere anbetrifft, zunächst die Fragen: 1) ob freie Schiff frei Gut mache u. umgekehrt, ob unfreies Schiff auch das Gut unfre mache; 2) ob und wie weit die Freiheit des Schiffes sich auf dem Meere verliere als es in den Bereich der Schußweite vom Uferstaate gelangt; 3) das Recht der Neutralität zur See und 4) die damit aufs Innigste verbundene Frage über das Visitationrecht auf dem Meere, wegen Contrebande, Matrosenpress und vermutheter Neutralitätsverletzung, z. B. wegen Zufuhr von Kriegsbedürfnissen zum Feinde u. a. Diese Fragen waren es vornämlich, welche in den letzten Kriegen gegen das Zuweitgreifen der Dritten von den neueren Völkern, besonders den Amerikanern, Franzosen und nordischen Seemächten zu Gunsten der Freiheit bejaget und verfochten wurden. Da jedoch in solchen Fällen gewöhnlich der Eine die bis zum Mißbrauche ausgebehnte Freiheit zu beanspruchen pflegt, der Andere aber sie möglichst zu beschränken trachtet, so läuft es in der Anwendung gemeinlich auf das Recht des Ueberlegenen und auf das Schicksliche des Augenblickes hinaus. Man sucht das, was, obgleich faktisch unternommen, geschehen mußte, auf irgend eine Weise durch den entgegengesetzten Grundsatz zu beschönigen und die Sache bleibt, wie sie ist. Sicherer und bestimmter sind die Seerechte und Gesetze, in sofern sich solche auf die Meeresgestade und deren Schutz und Besitzweite beschränken. Der Uferstaat allein ist Herr und, insofern er nicht zu Repressivmaßregeln nöthigt, frei zu verfügen befugt. Hier hat man die verschiedenen Quarantäneanstalten, Lootsen-, Hasen- und Dammordnungen, die Vorschriften wegen Ausladens und Befrachtens, ingleichen wegen Stationirung der Schiffe; die besondere Hasenpolizei, vornämlich in Ansehung der Nachweisungen für jede Entscheidung von Rechtsstreitigkeiten, die Haverei- und Bodmereigesetze, das thedische Gesetz, die Admiralitäts- und Hasengerichte, die Dispacheurs u. a., welche sich nach dem Bedarfe jedes Ortes und Volkes richten und denen sich Alle, welche den Platz besuchen, zu unterwerfen haben.

Seelmann, Johann Andreas, Weihbischof und Generalvikar von Speyer, Bischof zu Tremitula in partibus infidelium, war geboren von armen Eltern 1732 in dem Landstädtchen Ebersfeld, 4 Stunden von Bamberg entfernt. Hier in Bamberg erhielt er seine gelehrte Vorbildung, erwarb sich 1750 auf der hiesigen Universität den Doktorgrad der Philosophie, empfing 1756 die Priesterweihe und bald darauf ein Kanonikat an dem Collegiatstifte bei St. Gangolf. Wegen seiner vielseitigen Kenntnisse ernannte ihn der Fürstbischof zum Hofmeister der Edelknaben, unter denen der nachmalige kurfürstliche Minister von Waldenfels einer seiner liebtesten Zöglinge war. Nachdem er eine Zeit lange Offizial des Domdechantengerichts in Bamberg gewesen, folgte er 1760 dem ehrenvollen Rufe als Regent des fürstbischöflichen Seminars zu Bruchsal, wurde dann zum Bischofe von Tremitula befördert, indem er zugleich in Speyer die Funktionen als Generalvikar und Weihbischof besorgte. Als Ehrenstellen bekleidete er außerdem die Direktion des fürstbischöflichen Vikariats und die Dechaney des Collegiatstiftes zu St. Germa und Moriz in Speyer. In dem Rufe eines der gelehrtesten Männer seiner Zeit starb er am 8. Oktober 1789. In Betreff der Wehrl'schen Verfehrungsgeſchichte ließ er zwei Aufsätze erscheinen (1781 u. 82) mit der Aufschrift: Synopsis monumentorum ad sublevandum disquisitionem thesium phil. Badensium. Mit der Mainzer geistlichen Rathe, Schuhmann, übersezte er die Abhandlungen des Abte Fleury über dessen Kirchengeschichte in das Lateinische; verfaßte die Partitionsanzeige des Domkapitels in Speyer bei den Streitigkeiten mit dem Fürstbischofe, hie mehrere ausgezeichnete Casualreden bei kirchlichen Feierlichkeiten, von denen die in Drucke erschienene meisterhafte Lob- und Trauerrede auf den Cardinal von Gutte



al 1770) und der gehaltvolle Hirtenbrief (Mainz 1772), namentliche Er-  
g verdienen.

**Seerecht**, das Recht zur See, besteht in der Anwendung der Rechtsgrund-  
heils auf die Schifffahrt überhaupt, theils besonders auf die Verhältnisse  
fenden zu den kriegsführenden Mächten. Beide Arten des Rechtszustandes  
: sich auf den Hauptsatz, daß das Schiff auf der See seiner Nation (deren  
es führt), angehöre und solche repräsentire. Zur erstern Art gehören  
heils bürgerlich-rechtliche Verhältnisse, oft auch nur Gewohnheiten, welche  
einen gewissen Gegenstand beziehen, z. B. bei Seeassuranz die allgemeine  
kunft, daß das versicherte Fahrzeug verloren gegeben wird und die Affe-  
zu fordern ist, wenn solches drei Monate über die Bestimmungszeit ausge-  
war und man währenddem keine Nachricht davon erhalten hatte; ferner  
vohnheit, daß kein Versicherer auf ein Schiff, welches vom Eigenthümer  
icht aber von einem besondern Kapitän geführt wird, zu zeichnen sich ent-  
und, wenn er in dem Stücke hintergangen worden, nicht verbindlich ist  
Zu den geschriebenen Gesetzen der Art gehört das rhodische Schifffahrts-  
Haverel). Was die Beziehungen der Schiffer zu den kriegsführenden  
n anbetrifft, so werden gewöhnlich von den letzteren beim Ausbruche eines  
zes die Bedingungen bekannt gemacht, unter welchen und wie weit sie den  
der Neutralen zulassen würden. Im Uebrigen gilt die Regel der gewissen-  
Neutralität, welche sich dahin ausdehnt, daß man keine Partei durch  
ine Zufuhr von Kriegsbedürfnissen unterstützen dürfe. Man hat verschie-  
mmungen der im Seewesen vorhandenen Gewohnheiten sowohl, als ge-  
ren Gesetze und Verordnungen. Unter den Neueren waren es die Britten,  
uerst die verschiedenen Verordnungen wegen der Schifffahrt in einen See-  
zuzunehmen anfangen. Ihnen folgten die Italiener im 16. Jahrhundert  
er Sammlung der älteren und neueren S.e, welche (1599) zu Venedig  
im Titel: „Consolato del mare“ herauskam. Die Hansestädte hatten ihr  
s und wibbysches S. und die Franzosen den „Code Louis Martin“ und die  
hen Gesetze. Die nordamerikanischen Vereinskstaaten haben es in der Auf-  
und Ausübung der Grundsätze möglichster Freiheit der Meere und der  
hrt am Weitersten getrieben. Eine besondere Marine bestand im letzten  
je zwischen Frankreich und England in einer gewissermaßen zuvorkommenden  
vmasregel, indem sie ihren Unterthanen allen Handel mit den kriegsführen-  
chten untersagten und daher die Schiffe der letzteren, wenn sie doch in  
däsen erschienen, anhielten (mit Embargo belegten), welches jedoch, anstatt  
igen, einen kurzen Krieg mit England veranlaßte. — Seegerichte sind  
; vor welche solche Angelegenheiten gehören, die das Seewesen u. die Schiff-  
gehen oder, im Binnenlande, die Landseen betreffen.

**Seidenbrud** nennt man das Verfahren, die, aus roher Seide gewebten,  
nach Art des Kattun- und Leinenbrudes mit verschiedenen Farben zu be-

Einer der bekanntesten Artikel sind die garancirten Taschentücher oder  
s. Der dazu bestimmte Zeug wird zuerst mit Seife (und Soda) begummirt  
in mit den Morbants für Roth, Braun, Schwarz oder Violet (d. h. mit  
oder vermischten Thon- oder Eisenbeizen) bedruckt, dann getrocknet, gereinigt,  
rht, in heißem Kleienbade nochmals gereinigt, in Krapp gefärbt, durch  
und Kleienwasser und durch einen Zusatz von Zinnsalz gereinigt und ge-

Andere Artikel verfertigt man durch das sogenannte Mandariniren,  
er man eine topische Färbung durch Scheidewasser oder Salpetersäure ver-  
indem diese Säure der Seide eine schöne goldgelbe Farbe ertheilt. Alle  
, welche nicht gelb werden sollen, werden mit einer Reserve bedruckt, wor-  
Stoff durch Scheidewasser und kaltes Wasser gezogen wird. Ist diese  
hart geworden, so wird er durch ein wenig verdünntes ~~Wasser~~ wasser ge-  
la fließendem Wasser ausgerungen, mit Seife und So  
ngewaschen. Dieses Verfahren läßt sich zur Darfu  
schäftigen

Farben vielfach abändern. Endlich werden auch die Seidenzeuge mit Tafelbri-  
farben bloß bedruckt und dann durch trockenen Dampf fixirt.

**Seifengebirge** oder Seifen nennt man die Trümmergebirge mit darin er-  
haltenen nutzbaren Erzen. Die Orte ihres Vorkommens sind Einsenkungen in  
Oberfläche erhaltender Gebirge oder Flußthäler, welche dieselben durchschneid-  
en oder Niederungen an ihrem Fuße, an welchen die fortschreitende Bewegung  
der Gesteine ruhen mußte. Die metallischen Theile derselben zu gewinnen, ist  
die Absicht des Seifenbergbaues. Gold, Platina und Zinn sind die Gegenstände  
welche in der Natur aus Seifen gewonnen werden können; außer diesen aber  
auch Edelsteine: Diamanten, Sapphirn, Rubine, Topase, Berylle, Smaragde, Hyacinth  
Granaten, Quarze etc. Die Arbeit des Seifens ist eine concentrirte  
Wäschearbeit, bei der das Leichtere, Erdige des Schuttlandes durch Hinzufü-  
gung von Wasser hinweggespült und von den schweren Erdtheilen und Steinwä-  
nden getrennt wird, welche dann entweder in den dazu eingerichteten Gräben im Seife-  
lande, oder auf eigenen Wäscheherden, auf welchen die Verwaschungsbearbeitung vor-  
genommen wurde, zurückbleiben, oder sie besteht in einer Klauarbeit, bei der  
die größeren Erztheile und nutzbaren Gesteinseinschlüsse, z. B. die Edelsteine, mit  
den Händen aus dem Hauptwerke des Seifenlandes entnommen werden. Häufig  
sind die beiden Arten von Arbeiten vereinigt.

**Seligenporten**, im bayerischen Regierungsbezirk Oberpfalz, Landgerichts Re-  
markt, an der hintern Schwarzach, ehemaliges reiches Kloster der Cisterzienserinnen.  
Es wurde von einer gewissen Adelheid gegründet, die mit noch zehn Jungfrauen  
in frommer Gemeinschaft lebte und anfänglich sich mit ihnen in die Einsamkeit  
nach Pilsach zog. Gottfried I., Graf von Wolfstein, schenkte den Ordensschwester  
im Jahre 1242 seine Hofstatt „zu den Eichen“ genannt. Hier erbauten sie  
das Kloster und die Kirche S., welche die Ruhestätten der meisten Grafen von Wo-  
lfstein enthält. mD.

**Selgenthal**, Kloster der Cisterzienserinnen bei Landshut in Niederböhmen  
mit einer weiblichen Erziehungsanstalt, in welcher nicht nur die eigentlichen Zü-  
glinge sittlich-religiös herangebildet, sondern noch überdies arme Mädchen ohne Un-  
terschied der Religion gespeist und mit zweckmäßigen Arbeiten beschäftigt werden.  
Es wurde von der Herzogin Ludmilla von Bayern, nach der Ermordung ihres  
Gemahles Ludwig I., im Jahre 1232 gestiftet, 1803 aufgehoben, 1835 aber  
wieder hergestellt. In der Fürstengruft der Kirche ruhen 14 Glieder aus dem Ha-  
use Wittelsbach, wie auch die adeligen Geschlechter der Preysinger u. Kärgl hier  
besonderen Grabstätten haben. mD.

**Semiten** sind eigentlich die Nachkommen des Sem, des zweiten Sohns  
Noah's, wozu, nach der Geschlechtstafel I. Moses 10), die Westperfer, Assyrer,  
Chaldäer, Syrer, Hebräer, Indier nebst ihren Zweigen gehören; doch hat  
man den Ausdruck in unseren Zeiten allein auf die Völker bezogen, welche die mit  
hebräischen verwandten Sprachen reden, welche daher semitische genannt werden.  
Danach gehören aber die Phönizier und die Araber, welche in der Bibel zu  
Hamiten gerechnet werden, nothwendig zu den S., während die Westperfer, A-  
ssyrer und Indier einem andern Stamme zuzurechnen sind. Man erkennt übrig-  
ens leicht, daß der Name zwar in keiner Beziehung bezeichnend genug ist, jedoch  
Allgemeines, einmal angenommen, eine bestimmte Völkerklasse als in sich ab-  
geschlossen darstellt. — Die semitischen Sprachen, welche man früher, zu al-  
tem, die morgenländischen vorzugsweise zu nennen pflegte, bilden eine eig-  
ne Sprachklasse, deren Wurzeln zwar, wie man in der neuesten Zeit nachgewiesen  
hat, wunderbar mit den indogermanischen übereinstimmen, die aber doch schon  
in einer sehr frühen Zeit einen ganz eigenthümlichen Entwicklungsengang genom-  
men hat. Diese Sprachen bilden nämlich gewissermaßen eine Mittelstufe zwischen  
Ursprung und Ausbildung grammatischer Gestalt; sie zeigen eine ganz eigenthüm-  
liche Anschauungsweise der Begriffe und ihrer Verhältnisse; es ist mehr das Einzelne  
das sich grammatisch und lexikalisch entfaltet hat, als ein rein logisches Gebäu-

daß, im Vergleiche mit anderen Sprachen, hier Reichthum, dort Armuth einen ehrenwürdigen Contrast darstellen. Leider ist aber, trotz der gediegensten Arbeiten den einzelnen Sprachen, bis jetzt immer mehr nur das Formelle, als das rein inhaltliche berücksichtigt worden; gewiß liegt jedoch noch ein reicher Schatz jüdischer Entwicklung in ihnen verborgen, welcher des Schatzgräbers wartet. Man theilt sie gewöhnlich in drei Zweige: das Aramäische (Chaldäische, Syrische), das Hebräische mit dem Phönizischen und das Arabische mit dem Aethiopischen oder äthiopischen, deren Anlage im Ganzen dieselbe ist, die sich aber theils in formeller Hinsicht, theils in Ansehung des sprachlichen Reichthums von einander unterscheiden. Eine scharfsinnige Entwicklung ihres Unterschiedes und ihrer Gleichheit ist A. Fürst in seiner „Chaldäischen Formenlehre“ (Leipz. 1836).

**Sennfelder, Aloys**, der Erfinder des Steindruckes, wurde im Jahre 1771 in Prag geboren, wo sein Vater als Schauspieler lebte, mit dem er noch in früherer Jugend nach München zog u. widmete sich später, gegen seine Neigung, dem Studium der Rechtswissenschaft. Nach dem Tode seines Vaters (1791) beschloß er Schauspieler zu werden, allein viele, mit dieser Laufbahn verbundene, Unannehmlichkeiten bewogen ihn schon 1793, das Theater wieder zu verlassen, worauf er sich als Verfasser eines kleinen Schauspiels: „Der Mädchenkenner“ bekannt machte. Dieser schriftstellerische Versuch brachte ihn auf den Gedanken, eine Druckerei zu richten; da es ihm aber an dem dazu nöthigen Gelde mangelte, so dachte er sich vor, es durch die Erfindung einer wohlfeileren Art, als die bisher angewendete, seinen Zweck erreichen könne. Einst hatte er von einem Spaziergange ein Stück Kalkstein mit nach Hause gebracht; zufällig kam ein Fettropfen auf denselben und kurz darauf Rässe, wobei S. bemerkte, daß bloß diejenige Stelle, auf welcher das Fett gefallen war, die Druckerschwärze annahm, während der übrige Theil des Steines die Aufnahme desselben verweigerte. Er beurtheilte mit reichem Scharfblicke die Folgen dieses Resultates und benützte es zu neuen Untersuchungen, indem er nun eine Kalkschieferplatte mit einer Wachsbinte überstrich, die Schrift darauf verkehrt eingrub, mit Scheidewasser ätzte und abdruckte. Dieser Versuch gelang und nach einigen Verbesserungen war die Erfindung des Steindruckes auf vertiefte Manier gemacht, wonach die Entdeckung der erhöhten Art später wurde. S. beschrieb nämlich den abgeschliffenen Stein mit seiner Zettelle, ätzte denselben mit Scheidewasser, welches den Stein an allen denselben Stellen, welche die Dinte nicht schützte, in der Dicke eines Kartenblattes vertiefte und druckte nun die erhobene, mit Druckerschwärze überzogene Schrift ab, welches ihm zu seiner vollkommenen Zufriedenheit gelang. Da ihn jedoch der Mangel an Geld verhinderte, seine Erfindung mehr zu vervollkommen, so entschloß er sich, als Stellvertreter eines Rekruten, der ihm 200 Gulden bot, in bayerische Dienste zu treten, wurde aber in Ingolstadt, wohin er sich deshalb gewendet hatte, als Auslandler nicht angenommen. In München, wohin er zurückgekehrt war, versuchte er nun Noten in Stein abzudrucken. Nach mehren, Anfangs gelungenen, später aber aus Mangel an einer zweckmäßigeren Presse mißglückten Proben, zu denen ihm das Geld größtentheils geliehen worden war, erlitt aber die Unternehmung schmerzliche Verluste und zu der Erfindung selbst verlor man das Vertrauen. Doch ließ S. den Muth nicht sinken und nach wiederholten Versuchen gelang ihm auch die Herstellung des chemischen Steindruckes. Er ließ nunmehr auch seine beiden Söhne, Theodor u. Georg, an der Unternehmung Theil nehmen, welche durch die Verbindung mit dem Hofmusikus Gleißner bedeutend erweitert werden konnte, auf ihm 1799 von dem Kurfürsten Maximilian ein Privilegium auf 15 Jahre erteilt wurde; auch verkaufte er dem Musikverleger André aus Offenbach die Herstellung der Erfindung für eine ansehnliche Summe Geldes und zog mit Gleißner nach Paris, London, Berlin und Wien, um sich in diesen Städten ebenfalls ausschließliche Privilegien für den Steindruck zu erwerben. Er starb aber mit André über das Privilegium, trennte sich von ihm und zog im Jahre 1800 nach Wien, wo er mit dem Hofagenten S.

Vertrag abschloß, zufolge dessen Letzterer die nöthige Geldsumme zu dem Unternehmen zu liefern versprach, während jener die Sache praktisch betrieb. Da aber, nach längerer Ausübung des Geschäftes, die Kosten nicht gedeckt werden konnten, trat S. sein Privilegium an Steiner in Wien ab und schloß einen neuen Vertrag mit dem Kattunfabrikanten Faber in St. Pölten ab, um seine Erfindung auch auf diesen Zweig des Gewerbefleißes anzuwenden. Im Jahre 1806 verließ er jenen Ort und kehrte nebst Gleisner, der ihm schon früher nach Wien gefolgt war, auf Veranlassung des Freiherrn von Aretin nach München zurück, wo ihm dessen Empfehlungen und Geldvorschüsse von großem Vortheile waren. Im Jahre 1809 wurde ihm die Aufsicht über eine, unter der Direktion Utschneider's für Landkarten errichtete, Steindruckerei übertragen, ein lebenslänglicher Gehalt u. der Titel eines königlichen Inspektors der Lithographie, nebst der Erlaubniß ertheilt, eine eigene Druckerei mit Aretin zu errichten. Da sich S. hierdurch in eine bessere Lage versetzt sah, strebte er unablässig darnach, seine Erfindung zu vervollkommen, was ihm auch immer mehr gelang. Im Jahre 1826 erfand er ein Mittel, illuminierte Blätter zu liefern (Mosaikdruck), welche Aehnlichkeit mit Delgemälden haben und 1833 verstand er auf Stein getragene Delgemälde in Leinwand abzudrucken. Er starb den 26. Februar 1834 und hinterließ ein Werk über die von ihm erfundene Kunst unter dem Titel: „Lehrbuch der Lithographie“ (München 1819).

Seon, in Oberbayern, Landgerichts Trostberg, ehemalige Benediktinerabtei, auf der Insel eines kleinen Sees erbaut. Pfalzgraf Aribo verwandelte seine Baisersveste „Burgilli“ (einst ein heidnischer Tempel) 994 in ein Kloster und ruht in der Kirche desselben unter einem Grabmale von hellblauem Marmor, einem Kunstwerke des 14. Jahrhunderts. Das Stift bewahrte bis zu seiner Aufhebung unter anderen Alterthümern mehre römische Denksteine und den Umriss des Schlosses Burgilli auf einer Metallplatte. Die stattlichen Klostergebäude dienen jetzt als Badehaus. Die Heilquelle befindet sich im Garten, riecht stark nach Schwefelwasserstoffgas und hat einen auffallenden Eisengeschmack. — Monumenta Seonensia, Monum. Boic. II.

\* Seuche (contagium), das allgemeine, gleichartige, einer gemeinschaftlichen Ursache unterliegende, Erkranken einer großen Menschenzahl. In sofern dieselbe aus einem Zusammentreffen vieler gleichartigen Krankheiten zusammengesetzt ist, wird sie auch die Eigenthümlichkeiten und den Verlauf dieser besitzen, also bald plötzlich auftreten, bald sich allmählig ausbreiten, bald längere, bald kürzere Zeit zu ihrem Verlaufe bedürfen, bald gefahrlos, bald in hohem Grade tödtlich seyn. Eine Eigenthümlichkeit der S. ist es, daß sie sehr häufig einen Ansteckungsstoff erzeugt, der zu ihrer Ausbreitung kräftig mitwirkt (s. Ansteckung). Als das Ursächliche der S. sieht man schädliche Einflüsse an, die sich auf die Gesammtheit eines großen Theiles des Menschengeschlechts erstrecken, also auffallend nachtheilige Veränderungen der Witterung, als: große Nässe, kalte Sommer, harte Winter, ferner Mißwachs und Theuerung, Ueberschwemmungen, verdorbene Nahrungsmittel und Getränke, Hungersnoth, Kriege u. dgl. m. Daß auch kosmische und tellurische Ereignisse, als: die Erscheinung eines Kometen, Sonnen- und Mondsfinsternisse, Meteorsteinfälle, Ausbrüche von Vulkanen, Erdbeben u. von Einfluß auf Erzeugung der Seuchen seien, ist eine Meinung, die viele ältere und neuere Aerzte mit einander theilen und die sie aus dem Zusammenhange, der zwischen dem Leben des Weltorganismus und dem des Menschengeschlechts stattfindet, erklären; wie aber durch diese und ähnliche Einflüsse die Verschiedenartigkeit der Formen der S. bedingt werde: dieß ist eine Frage, die unser jetziges Wissen noch unbeantwortet läßt. Nur so viel steht fest, daß die S.n die sonderbarsten und verschiedensten Krankheitsformen hervorgerufen haben und daß die meisten neuen Krankheiten, die im Laufe der Zeiten entstanden, denselben ihren Ursprung verdanken, so daß man fast behaupten könnte, daß alle Krankheiten ursprünglich aus S.n hervorgegangen und daß auch solche, die nur noch sporadisch vorkommen, gleichwohl Ueberbleibsel früher dagewesenen S.n seien. — Die S.n haben auf die Entwicklung der Menschheit

Einfluß und die Weltgeschichte hat daher den Ausbruch und Verlauf derselben sehr beachtenswerthe Momente zu betrachten; ja, die Erfahrung lehrt, wichtigeren Seuchen immer bedeutungsvollen Zeitereignissen vorangingen, begleiteten. — Die erste S., die wir aus den Geschichtschreibern genau erkennen, ist die von Thucydides beschriebene Pest zu Athen (430 Jahre vor Chr.). — 365 vor Christus herrschte zu Rom eine bedeutende S., nach derfall auf dem Forum entstand, in welchen sich M. Curtius stürzte. — Chr. wurde das Anthrax-Uebel nach Rom eingeführt und unter Pompejus sich daselbst die ersten Spuren des Auszuges, der aber damals nicht lange

Wichtiger dagegen und von großer Ausdehnung waren die S.n unter Antoninus 165 v. Chr. und die 15 Jahre lange dauernde, höchst ansteckende Pest unter Valerian 250 nach Chr. (bei der unter den Christen zuerst die Gewohnheit kam, die Ihrigen durch schwarze Kleidung zu betrauern). — 542 breitete sich in Aegypten über Antiochien eine S. aus, die 15 Jahre lange dauerte und die umliegende Stadt 3—4 Mal heimsuchte. — 557 zeigte sich in Konstantinopel die erste eigentliche Pest, die Bubonensepe. Schon damals zeigten sich die ersten Zeichen, Thüren, Gefäßen, Kleidern u. s. w. jene, in späterer Zeit so bezug gewordenen Flecken (signacula), die jedem Versuche, sie abzuwaschen, zuweilen widerstanden und als Vorläufer der Pest betrachtet wurden. — 569 erstreckte sich die Pest von den Wäldern in Arabien. — 876 verbreitete sich am Rheine eine Pest, in der man die ersten Spuren der Masern erblicken will. — 923 wurde durch das heilige Feuer in Frankreich mehr als 40,000 Menschen unter dem Namen Dualen hingerafft. — Am Ende des X. Jahrhunderts zeigten sich die Pesten in Europa, doch traten sie damals noch nicht mit solcher Heftigkeit, als später, 1098 wüthete eine der tödtlichsten S.n zu Antiochien unter den Kreuzfahrern an der vom September bis November 200,000 Europäer starben. —

Die Pest verbreitete sich durch die Kreuzfahrer eingeführt, Auszug mehr und mehr in Europa. 1250 kamen unter den Franzosen, die Ludwig IX. nach Aegypten hatte, die ersten Spuren des Sforbuts vor. — 1286 brachten die Mongolen in ihrem letzten Einfall in Ungarn und Polen den Weichselzopf dahin. — 1348 wurde Europa durch den schwarzen Tod (eine brandige Lungenentzündung) entvölkert, die sich von China und Indien herzog, zuerst in Europa und dann des mittelländischen Meeres ergriff und dann nach Italien, Frankreich u. s. w. und von da aus ins übrige Europa gelangte. — 1373 war der Weichselzopf in England und dann im übrigen Europa. Vom Jahre 1483 an herrschte das Weichselzopf in England und 1490 zeigten sich die ersten Spuren des Sforbuts zu Granada. — 1493 Anfang der Pestseuche (s. d.). — Von 1580 häufige Pestausbrüche in Deutschland, denen bössartige Halsentzündungen folgten. — 1581 kommt die Kriebelkrankheit in Venedig vor, die von jetzt an eine Zeit lange sehr häufig erschien. — 1612 erstes Vorkommen der englischen Krankheit (s. d.). — 1628 beobachteten die Pariser Aerzte die ersten Spuren des Scharlachs. — 1638 Kriegstypus in Deutschland, durch den 30jährigen Krieg herbeigeführt. — 1652 beobachtete man zuerst den Friesel (s. d.). — 1613 erschien die Pest zum letzten Male in England; dagegen griff in den amerikanischen Häfen das gelbe Fieber immer mehr um sich. — 1721 war das gelbe Fieber zuerst in Europa und zwar in Venedig. — Faulfieber, Ruhr und Influenza häufig in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. — 1794 das gelbe Fieber sehr allgemein über die vereinigten Staaten verbreitet. — 1801 ward die ansteckende ägyptische Augenentzündung (s. d.) durch die Franzosen und Engländer nach Europa verpflanzt, wo sie durch den Ausbruch der Miltirien in den Jahren 1813 sehr heftig war. — 1804 Fieber sehr ausgebreitet an der spanischen Küste. — 1812 — 1814 Kriegstypus.

1817 Ausbruch der Cholera (s. d.) zu Jessora in Indien.

Severino, Marco Aurelio, ein berühmter Arzt, geboren in Neapel im Jahre 1580, studirte zu Neapel die Medizin und wurde daselbst

Lehrer der Anatomie und Medizin, welche Stelle er bis zu seinem, 1656 erfolgter Tode beibehalten hat. Er besaß tiefe Kenntnisse in der Anatomie, Chirurgie und Botanik und wurde unter die größten Aerzte seiner Zeit gezählt, so daß er ein Menge Fremde nach Neapel zog. — S. ist als ein Wiederhersteller der Chirurgie anzusehen, die er aus ihrem dahinwinkenden Zustande hervorzog und den strengen Grundsätzen der Griechen von Neuem unterwarf. Unter seinen Händen gewann diese Kunst eine Sicherheit, die sie seit langer Zeit nicht besessen hatte; er brachte das schneidende Instrument und das Feuer in Ansehen, die die Furchtsamkeit und Weichlichkeit der Araber fast ganz beseitigt hatten. Obgleich an theoretischen Irrthümern bei ihm kein Mangel ist, so verdienen seine praktischen Grundsätze doch noch jetzt volle Anerkennung. Man macht ihm zwar den Vorwurf, daß er das Glüh-eisen oft mißbräuchlich angewandt habe, allein dies ist ein Fehler, der alle Erfinder oder Wiederhersteller besonderer Heilmethoden trifft. Von seinen Schriften erwähnen wir: „De recondita abscessuum natura lib. VIII.“ (Neapel 1632, 4. und öfter), eine classische Schrift und noch jezt von Werth; „De efficaci medicina libr. III.“ (Frankfurt 1646, Fol.); „Trimembris Chirurgia“ (ebendas. 1653, 4.).

Seydelmann, Creszens Jakob, der Erfinder der Sepiamalerei, ward am 25. Juli 1750 zu Dresden geboren, widmete sich daselbst der Malerei und ging 1771 mit einer Pension vom Churfürsten nach Rom, wo er unter Mengs's weiter ausbildete; doch beschränkte er sich fast nur auf das Copiren von Meisterwerken und Antiken und ward dadurch (1778) auf die Anwendung der mit Blei vermischten Sepia, als einer dauerhaften Tuscharte, geführt. Seine Erfindung fand großen Beifall und er copirte nun in Rom und seit 1781 in Dresden, wohin er als Professor an der Akademie der Künste zurückkehrte, für den Markgrafen von Bayreuth und für verschiedene englische Cabinete eine Anzahl der vorzüglichsten Gemälde, vorzüglich aber seit 1805 die besten Gemälde der italienischen Schule auf der Dresdener Galerie für den Kaiser von Rußland. Noch neunmal reiste er während dieser Zeit nach Italien; auch war er 13 Monate in Petersburg zur Wiederherstellung einiger seiner Copien, die auf dem Transporte beschädigt worden waren. Er starb zu Dresden den 27. März 1829. — Seine Gattin, Apollonia, geborene de Forge, ward von ihm im Sepiazeichnen unterrichtet, widmete sich dann seit 1790 bei der Schwester von Mengs in Rom, Theresie Maron, der Miniaturmalerei und erhielt nach ihrer Zurückkunft nach Dresden die Mitgliedschaft der Akademie für die Miniaturmalerei und eine jährliche Pension von 200 Thlrn. Unter ihren Stücken ist die verkleinerte Copie von Raphael's Madonna durch Müller's trefflichen Kupferstich vorzüglich berühmt geworden.

Gricci, Tomaso, ein berühmter Improvisator. Sein Talent war das außerordentlichste seiner Art, denn es beschränkte sich nicht bloß auf extemporirte poetische Ergüsse über ein gegebenes Thema, sondern dehnte sich sogar bis auf dramatische Compositionen aus, eine Dichtung, welche die größten und dem Anscheine nach unüberwindlichsten Schwierigkeiten bietet, wenn man bedenkt, daß nicht nur der Dialog, sondern auch Anlage und Charakter des Stückes improvisirt werden mußten, wozu poetische Begeisterung allein nicht genügt, sondern wozu Beurtheilung und reifliche Erwägung erforderlich sind. Selbst wenn man annimmt, daß der Dichter den Plan zu seinem Stücke vorher skizzirte, so mußte er dennoch eine ungewöhnliche Gegenwart des Geistes besitzen, um im Augenblicke der Ausführung von Anfang bis zu Ende den Charakter jeder handelnden Person richtig durchzuführen. Dennoch improvisirte S. mehre fünfaktige Stücke, unter welchen sein „Bianca Capello“ und sein „Tod Karl's I.“ vorzüglich zu nennen sind, und jezt damit sein Pariser Auditorium im J. 1824 in Erstaunen. Einige dieser Stücke wurden nachmals gedruckt, da sie von einem Stenographen während der Recitation niedergeschrieben worden waren, und verdienen, wenn man die besondere Art und Weise, wie sie gedichtet wurden, in Anschlag bringt, Bewunderung. S. besaß das Talent oder vielmehr die Fähigkeit der Improvisation in höherm Grade, als alle seine Vorgänger, da seine Thema's nicht bloß solche waren, welche den gewöhn-

weitschen Auffchwung erfordern, sondern zu denen gehörten, zu welchen ein runder Fluß von Begeisterung nebst ungewöhnlich rascher Auffassungsgabe: Fähigkeit gehört, Scenen und Dialoge in einander greifend zu ordnen. ließ er Corilla, Fantastici, Vandettini, Gianni u. Andere weit zurück, von fernow in seinem „Versuche über die Improvisatoren“ so interessante Nachgibt. S. starb 1836 zu Florenz in seinem 38ten Lebensjahre. — Aus- 336. mD.

Sharp, Granville, ein, durch die Menschenfreundlichkeit seines Charakters t gewordener Mann, wurde im Jahre 1735 zu Bradford-Dale in der Graf- York, wo er aus einer altabeligen Familie stammte, geboren, widmete sich dem Kaufmannsstande, erwarb sich dabei aber auch gelehrte Kenntnisse, sich in der griechischen und hebräischen Sprache und wurde im Jahre 1758 iegscommissär angestellt. Da die Grausamkeit, mit welcher man zu jener England die Negerklaven behandelte, sein tiefes Mitleid erregte, so ent- a ihm der Vorfaß, sich dieser Unglücklichen kräftig anzunehmen und schon elang es ihm, nach hartem Streite mit den Gesezen, einem bis auf den peinigten Neger die Freiheit zu verschaffen. Nun machte er sich zwei Jahre h mit allen denjenigen Gesezen genau bekannt, welche die persönliche Frei- sbritannischer Untertbanen betreffen und er vermochte dadurch öfters, nicht klaven die Freiheit zu erkämpfen, sondern sah auch seinen Eifer und seine lichkeit 1772 durch Bekanntmachung des Gesezes gekrönt, nach welchem llave, sobald sein Fuß den englischen Boden betrat, für frei erklärt wurde. st an verbreitete sich seine mündliche und schriftliche Thätigkeit auch auf rmung des harten Druckes, der auf den Indianern lastete, und in den zzeiten der Nordamerikaner mit dem englischen Parlamente trat er auf die ber ersteren, legte bei dem Ausbruche des Krieges 1776 seine Stelle nieder, wwechselnd bei seinen Brüdern und stand mit den ausgezeichnetsten Männern Zeit in Verbindung. Nachdem er sich auch mit Nachdruck, obwohl vergeb- gen das Ratosenpressen erklärt hatte, trat er 1780 der Begründung der Bibelgesellschaft in England, sowie dem Vereine zur Ausbreitung des Chris- ms unter den Juden bei und übergab die Kenntniß mehrerer Gräueltbaten amlos getriebenen Menschenhandels der Deffentlichkeit. Hierauf gründete Unterhalte der in England freigewordenen, aber nahrunglosen Neger eine affung auf Sierra Leona, übernahm selbst ihre Leitung, sah sich aber ge- , nach 4 Jahren dieselbe aufzugeben und der Sierra-Leona-Gesellschaft zu gen. Nachdem er noch 1787 eine Gesellschaft zu Abschaffung des Sklaven- s, an deren Spitze er trat, gestiftet und 1807 noch die Erreichung dieses s erlebt hatte, starb er 1808, von seinen Zeitgenossen allgemein geachtet. esellschaft African-Institution, deren Vorsteher er eine Zeit lange gewesen richtete ihm ein Denkmal in der Westminsterabtei.

Shenstone, William, ein englischer Dichter, der Sohn eines Landedelmannes, im Jahre 1714 zu Hales Owen in Shropshire geboren und 1732, nach ast gänzlich vernachlässigten Erziehung, in das Pembrokecollegium zu Oxford ommen, machte 1737 eine kleine Sammlung vermischter Aufsätze ohne seinen t bekannt und lebte seitdem der Dichtkunst in unabhängiger Ruhe, abwech- t London und Bath. Von 1745 an im Besitze seines väterlichen Vermög- :ß er sich auf seinem Gute nieder, stürzte sich aber durch seine Verschwend- ht in Sorgen und Schulden, wodurch er sich ein hitziges Fieber zuzog, an Folgen er 1763 starb. Seine Werke erschienen unter dem Titel: „Works and prose by William Shenstone,“ London 1764, 2 Bde., denen später in Band Briefe folgte. Seine Gedichte zeichnen sich durch Zartheit des s und melodischen Versbau aus, allein es mangelt bisweilen an Lebhaftig- r Phantasie und Kraft des Ausdrucks. In seinen prosaischen Schriften t er Besonnenheit des Urtheils und geläuterten Geschmack; er in manche neue und treffende Bemerkung über den Menschen

\* **Sicilien** (vgl. diesen Artikel im Hauptwerk Bd. IX.). Am 12. Januar 1848 brach die Revolution in S. aus; gleichzeitig auf allen Punkten erhob sich das Volk und die besetzten Neapolitaner räumten die Insel. Die Bewegung, die bald darauf auch auf dem Festlande von Italien begonnen, raubte dem Könige von Neapel die Möglichkeit, irgend Etwas gegen die Sicilianer zu unternehmen. So konnten dieselben ungehindert ihr Staatsgebäude errichten. An die Spitze des Staates wurde der Herzog von Genua berufen und, da der König von Sardinien diese gefährliche Ehre für seinen Sohn ablehnte, so besetzte man seine Stelle einweilen mit dem allgemein beliebten Ruggiero Settimo als Präsidenten. Nachdem aber König Ferdinand die, ihm von einem Theile seines Volkes angelegten, Fesseln gebrochen und nach und nach das ganze Festland Neapel's zum Gehorsam zurück geführt hatte, konnte er auch daran denken, S. wieder zu unterwerfen. Im September begann der Kampf. General Filangieri beschloß und eroberte Messina. Der englische und französische Admiral hätten gerne intervenirt: der Engländer in dem Bewußtseyn, daß er selbst zu der Erhebung der Sicilianer nicht wenig beigetragen hatte; der Franzose aus Sympathie für alle revolutionären und republikanischen Bewegungen. Der Grundsatz der unbedingten Nichteinmischung war aber zu oft von England und Frankreich ausgesprochen worden, als daß sie jetzt hätten wagen können, die Sicilianer anders, als heimlich zu unterstützen. Als aber Messina erobert war, erzwangen sie die Suspension der Feindseligkeiten von Seiten der Neapolitaner und nahmen es über sich, den Frieden mit S. zu vermitteln. Die Aufgabe, welche sie sich gestellt hatten, erwies sich jedoch als sehr schwierig. Monate vergingen und sie konnten keine Einigung zwischen den widerstreitenden Forderungen der beiden Parteien zu Wege bringen. Nachdem man endlich über die Freiheiten, welche den Sicilianern bewilligt werden sollten, sich verständigt hatte, schickte Alles wieder an den Rasfregeln, die zur Durchführung des neuen Zustandes auf der Insel ergriffen werden sollten, sich zerschlagen zu wollen. Filangieri, jetzt zum Fürsten von Satriano ernannt, bestand auf der militärischen Besetzung der ganzen Insel und auf Ergebung derselben auf Gnade und Ungnade. Die vermittelnden Vertreter der Mächte wollten, daß den Sicilianern wenigstens Ein Punkt frei von militärischer Besetzung gelassen würde, daß die Unterwerfung nur gegen Zustimmung der vollkommensten Amnestie stattfände. Die beiden Gesandten, Herr Temple und Herr v. Rayneval und die beiden Admirale, Parker und Daudin, begaben sich persönlich zum Könige, der sich gerade beim Papst in Gaëta aufhielt und verlangten von ihm das Versprechen, daß Palermo unbefestigt bleiben und eine Amnestie bewilligt werden sollte. Schon machten sich die Admirale bereit, um am 3. März die Friedensbedingungen nach Palermo zu überbringen, als noch am Abende des 2. Parker erfuhr, daß von der bewilligten Amnestie 45 der Führer ausgenommen werden sollten. Statt nach Palermo, fuhr er am andern Morgen mit Daudin nach Gaëta. Der König empfing sie zuvorkommender, als sie gehofft hatten; er versicherte, er hätte eine vollständige Verzeihung eintreten lassen, aber die gefährlichsten Menschen einsperren wollen. Er reichte ihnen die Liste der von der Amnestie Ausgenommenen und überließ ihnen, was sie darüber bestimmen wollten. Zufrieden gestellt, segelten sie nach Palermo und warfen hier am 6. Morgens Anker. Die Palermitaner begrüßten sie, als die Vertreter der Schutzmächte, mit Salutschüssen, welche von den englischen und französischen Schiffen erwidert wurden. Die Admirale begaben sich zum Fürsten Butera, dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, um ihm die Friedensbedingungen mitzutheilen; er wies sie an den Ministerrath. Am folgenden Tage wandten sie sich an diesen, der aber erst das Parlament hören wollte. Die Ungeneigtheit, auf die Bedingungen einzugehen, zeigte sich noch deutlicher, als in diesen amtlichen Antworten, in den Privatäußerungen der Minister. Zuerst hieß es, sie wagten nicht, mit diesen Bedingungen vor das Parlament zu treten; dann, dasselbe könne auch gar nicht über die Unterwerfung entscheiden; es habe einmal die Selbstständigkeit S. und die Unterwerfung des Königs Ferdinand ausgesprochen; es könne nicht mehr darauf zu-



kommen; ein neues Parlament müsse gewählt werden, um über den Frieden zu beschließen. Diesen Gedanken gab man jedoch wieder auf und versprach, am dem bestehenden Parlament die Bedingungen vorzulegen. Statt dessen wurde bei der Sitzung vom 9., ohne auch nur des Friedens zu gedenken, ein allgemeines Aufgebot aller weisfähigen Mannschaft vom 18. bis zum 30. Jahre beschloffen; eine aufregende Proklamaton wurde erlassen und Emiffäre durch das ganze Land geschickt, das Volk zum Wiederstande zu ermuthigen. Das Ministerium suchte inzwischen die enttäuschten Admirale mit allerhand diplomatischen Winkelzügen hinzuhalten; es behauptete, sie hätten durch die Salutschüsse bei ihrer Ankunft S. als unabhängigen Staat bereits anerkannt und könnten ihm also jetzt keine Unterwerfung mehr zumuthen; es erkundigte sich, ob die Vermittelung offiziell, oder offiziösi; es meinte, wenn der König, wie es in der Amnestie versprochen sei, alles, seit dem 12. Januar 1848 Geschehene, als nicht geschehen betrachte, dann ebe es für ihn auch kein sicilianisches Parlament und keine solche Regierung und eine Unterhandlung sei also nicht ernstlich gemeint. Die Admirale wurden natürlich der Sache überdrüssig; nachdem sie vergebens ihre Verebitsamkeit aufgeboten u. auf die Gefahren eines Krieges, denen sie den Sicilianern überlassen müßten, aufmerksam gemacht hatten, erklärten sie, wenn bis zum 19. März keine Annahme der Bedingungen erfolgt sei, so gelte der, von ihnen im September vermittelte, Waffenstillstand für im Namen der neapolitanischen Regierung gekündigt und die Feindseligkeiten würden, gemäß den Bestimmungen des Waffenstillstandes, am 29. wieder beginnen. Filangieri wollte kaum bis zu diesem Tage warten; er meinte, das Aufgebot der weisfähigen Mannschaft sei eine thatsächliche Kündigung des Waffenstillstandes, der also auch ihn nicht länger binde. Das gehörig bearbeitete sicilianische Volk sprach sich indessen überwiegend gegen die, von seinem reichsständigen Monarchen angebotenen, Friedensbedingungen aus. Die Unparteilichkeit erfordert übrigens, daß wir die Gründe nicht bloß in den Intriquen der sicilianischen Regierung suchen. Der Sicilianer geht stets von der Verfassung von 1812 aus; diese, wie sie aus den Händen der Engländer, zu einer Zeit, als Neapel im Besitze der Franzosen war, gekommen, stellt S. natürlich völlig unabhängig von Neapel. „Der König“, heißt es in ihr, „wenn er ohne Bewilligung des Parlaments sich außer Landes begibt, verliert sein Anrecht auf die Krone.“ Die Friedensbedingungen sagen statt dessen, „der König ernennt, wenn er nicht im Lande verbleibt, einen Statthalter. Die Bestimmung ist notwendig, wenn S. und Neapel vereint sein sollten, aber sie schließt die Abhängigkeit S. von Neapel in sich. Ebenso gab die Verfassung von 1812 den Sicilianern eine völlig selbständige Verwaltung und ein selbständiges Heer: die sicilianische Nationalität war die Bedingung zur Bekleidung eines Militär- oder Staatsamtes. Jetzt heißt es: Alle Stellen, die auf gemeinschaftliche Kosten besoldet werden, sollen gleichmäßig an Sicilianer und Neapolitaner vergeben werden. Dazu kommt noch, daß durch die Bestimmung, der König solle nach Belieben und ohne an irgend welche Bedingung gebunden zu seyn, Pairs ernennen dürfen, der Adel, welcher bis jetzt ein ausschließliches Anrecht auf die Pairie hatte, persönlich gekränkt ist; daß ebenso auch die Auflösung der revolutionären Regierung und die Suspension aller ihrer Beamten ein großer Theil des Mittelstandes momentan in seinen persönlichen Interessen verletzt wurde und daß Alles geschehen ist, den König in der Masse des Volks so unpopulär und verhaßt als möglich zu machen: so begreift sich, daß die Sicilianer auf die, im Ganzen vortheilhaften, Vorschläge des Königs nicht eingehen wollten. Es wurden die großartigsten Vertheidigungsmaßregeln ergriffen. Das Ministerium, als ob es sich selbst nicht recht traute, verstärkte sich mit zweien der wichtigsten Revolutionäre: Stabile, dem Präsidenten des Unterhauses, welcher 3 Monate vorher wegen seiner exaltirten Meinung aus dem Ministerium entfernt worden war u. Calvi, der offen als Vertheidiger der republikanischen Verfassung auftrat. Durch die ganze Insel ertönte der Ruf zu den Waffen. In mehreren täglich viele Tausende an den Befestigungen. In feierlicher

Fahnen und Blumenschmuck, zog jeden Morgen eine unendliche Menge Chöre, Alte und Junge, Nationalgarden und Priester, Kinder und Frauen den letzteren befanden sich Damen aus den höchsten Ständen, die durch ihre heilt berühmten Herzoginnen von Montaleone und Gualtieri. Ohne An des Standes, Alters und Geschlechts, gruben und schaufelten sie und in fu hatten sie die Stadt mit ungeheueren Schanzen umgeben. Das Parla keine Sitzung, denn die Abgeordneten arbeiteten mit. Vergebens hoffte de zöfische Admiral, in den anderen Städten mehr Einsicht und Friedensliebe den. Noch einen letzten Versuch machten die vermittelnden Mächte; nach Admirale unverrichteter Sache heimgekehrt waren, machten sich die Gesandte auf. Sie erschienen am 23. vor Palermo. „Der Akt von Gasta“, wie die si sche Regierung des Ultimatum König Ferdinand's verächtlich nannte, war dem ment nicht vorgelegt worden, weil es im Namen der neapolitanischen Re übergeben worden war. Temple und v. Ranneval überreichten es jetzt im ihrer Regierungen. Es wurde dem Parlamente vorgelegt und einstimmig be beide Häuser den Krieg. Proffessionen, Damen voran, zogen durch die Str riefen: „morto al tiranno!“ Die Gesandten konnten nicht einmal öffentlich nen und trafen am 28., ohne das Mindeste erreicht zu haben, wieder in ein. Die Sicilianer hielten sich für unüberwindlich. Sie legten die dri Bemühungen der vermittelnden Mächte als einen Beweis von der Furcht l nigs aus und glaubten wesentlich auch nicht daran, daß nun England und reich sie ihrem Schicksale überlassen würden. Am 31. März begann der Die Sicilianer hatten sich gerühmt, sie würden den ersten Angriff bei ! machen; die Neapolitaner aber kamen ihnen zuvor. Filangieri hatte bes ehe er sich gegen Palermo wende, das auf der nordwestlichen Seite der Ins vorerst die östliche Küste, deren nördlichen Punkt, Messina, er schon inne h unterwerfen. Etwa in der Mitte der Ostküste liegt Catania, die schönste i werbreichste Stadt dieses Theiles der Insel, mit 45,000 Einwohnern, ohne liche Festungswerke, nur durch einige schnell aufgeworfene Batterien g Mieroslawski, der aus Posen verschriebene Oberbefehlshaber der Sicilianer geglaubt, Catania zu decken, wenn er eine feste Stellung bei Taormina ei das auf dem halben Wege von Messina nach Catania liegt. Taormina i von Natur durch die dicht an die Küste hervortretenden Berge sehr fest; leicht, mit einigen Batterien die Stellung völlig uneinnehmbar zu mache langieri aber umging sie; statt die Truppen von Norden gegen Taormi rücken zu lassen, schiffte er sie in Messina ein, landete sie zwischen Catan Taormina und nahm diese Stadt am 2. durch einen Angriff von Westen. Hinderniß gelangte er jetzt vor Catania. Am 6., dem Charfreitage, begc Angriff zu Land und vom Wasser aus. 13 Stunden dauerte der Kam Sonnenuntergang war die Stadt mit Sturm genommen. Im Schrecken l Syrakus seine Unterwerfung an; die zwischen Catania u. Syrakus gelegenen gen Notto und Augusta folgten diesem Beispiel. Nun, glaubte man, wür Sicilianer in Palermo ihre Kräfte concentriren. Was den Verlust von ( herbeigeführt hatte, der Mangel an Schiffen, konnte Palermo nicht für sich machen. Trogbem hielt es sich nicht; es ergab sich, ohne nur einen Ka wagen. Das nun kleinlaut gewordene Parlament bat den Admiral Daudin lich, für sie mit dem König Ferdinand zu unterhandeln u. flüchtete sich dar Furcht vor der Rache des erst verführten und dann verlassenen Volkes, auf Schiffe. Die einzige Bedingung, die sie jetzt noch stellten, war Amnest König aber beharrte bei seinem Ultimatum und so unterwarfen sie sich de unbedingt. So endete die sicilianische Revolution. Filangieri bemüht si Vicetönig die Insel durch eine kluge Behandlung vollends zu beruhigen; di rungen an einzelnen Punkten sind nicht zu fürchten.

Sieber, Franz Wilhelm, ein berühmter Naturforscher, wurde zu um das Jahr 1785 geboren, reiste 1817 über Wien und Triest nach dem

ischen Archipel, untersuchte besonders die Insel Kreta und legte seine Beobachtungen in dem Werke: „Reise nach der Insel Kreta u.“, Leipzig 1822, 2 Bde., nieder. Von hier schiffte er nach Aegypten über, welches er bis Theben bereiste, ging dann nach Palästina, Syrien und Jerusalem und brachte einen außerordentlichen Reichthum von Naturgegenständen zurück, die von der Akademie der Wissenschaften in München für 6000 fl. angekauft wurden. Darauf schiffte er sich am 20. August 1812 abermals zu Marseille ein und kam am 14. Juli 1814 wieder in London an, nachdem er seinen Weg über Isle de France, Botany-Bai, Neuseeland, das Cap Horn und das Vorgebirge der guten Hoffnung genommen hatte. Die Menge der von der Reise mitgebrachten Naturalien, welche er 1824 zur Ansicht ausstellte, war fast unglaublich. Allein schon zu jener Zeit zeigten sich Merkmale von Geistesabwesenheit an ihm, besonders, nachdem er die geforderte Summe für ein Mittel gegen die Wasserscheu, welches er entdeckt zu haben glaubte, nirgends erlangen konnte. Nun begab er sich nach Paris und ließ dort 1830 einen: „Prospectus d'un nouveau système de la nature etc.“ drucken und überall verbreiten, in welchem er sich selbst als „François Guillaume Sieber, le plus grand sot du monde, la bête de l'Apocalypse“ unterschrieb. Als hierauf seine Krankheit in völlige Geistesjerrüttung ausartete, wurde er in einem österreichischen Irrenhause untergebracht. Als Schriftsteller hat er sich noch durch die Werke: „Ueber ägyptische Mumien, ihre Entstehung, Zweck u.“, Wien 1820 u. die: „Reise von Kahira nach Jerusalem u. wieder zurück, nebst Beleuchtung einiger heiligen Orte“, Prag 1823 u. a. bekannt gemacht.

**Sießen**, ehemaliges, 1803 aufgehobenes Augustiner-Frauenkloster, im Oberamte Saulgau des württembergischen Donaukreises. Das Hauptgebäude desselben liegt hoch, am Rande eines gegen Saulgau sich senkenden Hügel; das eigentliche Kloster bildet ein regelmäßiges Viereck und hat ein schloßartiges Aussehen; auch das Innere ist gut eingerichtet. In dem unterirdischen Theile des Klosters befindet sich ein Gewölbe, das den Nonnen zur Begräbnißstätte diente. Zu beiden Seiten desselben befinden sich kleine, backofenförmige Nischen, in die jedesmal der Sarg eingemauert wurde. Neben dem Kloster steht auch noch das alte Kloster; der Bau des neuen ward 1716 begonnen und 1722 vollendet. Anfangs befand sich das Kloster in der Stadt Saulgau und zwar, laut dem Stiftungsbriefe, schon 1251. In diesem Jahre schenkte ein gewisser Ritter Steinmar von Siese den Schwestern ein Haus und 1259 Steinmar von Strahlegg einen Hof zu Sießen. Letzterer soll ein Sohn des Erstgenannten gewesen seyn; weil sie aber auf verschiedenen Bergen wohnten, so führten sie auch verschiedene Namen. Von jener Zeit an erhielt das Kloster immer mehr Güter. Es stand sammt seinen Besitzungen unter Friedbergischer Hoheit und Gerichtsbarkeit. Im 30jährigen Kriege wurde es hart mitgenommen, so, daß es der Commandant Wiederhold, Gegner der Katholiken, nicht nur wegen seiner großen Noth verschonte, sondern ihm sogar ein Almosen darreichen ließ. Im Jahr 1674 büßte es bedeutend durch einen Brand; 1688, 1703 und 1704 wurde es von den Franzosen heimgesucht, so daß sich die Klosterfrauen auf die Flucht begeben mußten. Im Jahre 1803 kam die Grundherrschaft an den Fürsten von Thurn und Taxis, unter Württembergischer Oberhoheit.

**Simurg** ist einer der wichtigsten Gegenstände der altpersischen Mythologie u. mohamedanischen Mythik. Er ist der Repräsentant des Vogelgeschlechtes und wird gedacht als ein großer Vogel mit glänzendem Gefieder, mit den Farben des Regenbogens und der Abendröthe spielend, der seine Wohnung auf den unzugänglichen Höhen des Berges Kaf (Kaukasus) hat. Die Mythie erzählt von ihm, daß er 2000 Jahre lange Wesir der voradamitischen Salamone, der Beherrscher der Dschinn, gewesen sei, sich dann in sein Nest zurückgezogen habe und erst später wieder in die Dienste Salomo's als Wesir getreten sei, wo er nicht allein mit seinem verständigen Rathe wirkte, sondern auch seine prächtigen Flügel Federn über dem Haupte des Herrschers ausgespannt waren, wenn er auf dem Throne saß und seine Schwanzfedern zu Federbüschen der vorzüglichsten Helden benützt wur-

Eine Zwiifigkeit mit Salomo aber veranlaßte ihn, sich wieder in seine Einsamkeit zurückzuziehen, seit welcher Zeit er nicht wieder gesehen worden ist. Das aber ist er den Esuff's das Bild der höchsten Vollkommenheit und der tiefsten Weisheit, unter dem sie sich das unergründliche Wesen Gottes denken, zu dessen Anschauen Niemand gelangen kann. Dies zum Verständnisse häufiger Erwähnung S. 8 in neueren Dichtern.

**Sinclair**, Sir John, Baronet, einer der berühmtesten Nationalökonom und Gelehrten der neuesten Zeit, ward 1754 zu Thurso Castle in Schottland geboren, wurde 1775 Advokat und widmete seine Thätigkeit zuerst der Cultur seiner Besitzungen in der Grafschaft Caithness und bald der ganzen Grafschaft, indem Verbindungsstraßen und Brücken anbringen ließ, mehre Fabriken, Bleichen, Oebereien und Brauereien gründete und Ackerbau und Viehzucht auf eine hohen Culturstufe zu bringen suchte, wodurch er die unwirthbare Grafschaft zu ein blühenden Landstrich und seinen Geburtsort zu einer gewerbvollen Stadt erhob welche in dem, von ihm angelegten, Hafen bald eine der bedeutendsten Fischereigrößbritanniens erhielt. Seine Verdienste fanden bald die schönste Anerkennung indem viele andere Grafschaften seinem Beispiele folgten und das Vertrauen seiner Mitbürger 1780 ihn zum Repräsentanten seiner Grafschaft im Unterhause ernannte und fast 30 Jahre lange ihn auf diesem Posten ließ. Hier wirkte er auf der Ministerialpartei kräftig für alle Maßregeln zur Beförderung des Wohlstandes Landes und veranlaßte die Errichtung einer eigenen Landwirtschaftsbehörde, reiste 1786 u. später noch mehrmals Deutschland, die Niederlande und Frankreich suchte seine gemachten Erfahrungen für das Vaterland nützlich zu machen und wirkte durch gebiegene Schriften vorthellhaft auf den Zustand derselben ein. Im J. 1794 errichtete er sogar ein Regiment von 600 Mann Hochschotten für England und bald darauf ein anderes von 1000 Mann für Irland. Endlich, 1801 ward er Mitglied des Geheimrathes unter Perceval und erhielt nach Auflösung dieses Ministeriums (1812) eine wichtige Regierungsstelle zu Edinburgh, wo er im Dezember 1835 starb. — Er schrieb eine Menge staatswirthschaftlicher Schriften unter anderen über die Staatseinkünfte Großbritanniens, über die britische Seemacht, über Korngesetze und Finanzen, eine Statistik Schottlands, über Acker und Landwirtschaft überhaupt u. c., welche ihm den Beinamen „Oberpriester Ceres“ erworben. Er war auch der schönen Literatur nicht fremd und trug wesentlich dazu bei, daß Macpherson's Entdeckung der Poesie Ossians für richtig erkannt ward. Sein Briefwechsel mit den ausgezeichnetesten Personen seiner Zeit erschien von ihm selbst (London 1831, 2 Bde.).

**Sittichenbach** oder **Sichem**, in der preussischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, ehemaliges berühmtes Cisterzienserkloster, welches 1141 an der Abtei Walkenried seinen Ursprung nahm und unter dem Schutze der Grafen von Mansfeld stand. Als Bischof Ludwig von Halberstadt im J. 1362 das Kloster nöthigte, ihn als seinen Schutzherrn zu erkennen, suchte Graf Gerhard von Mansfeld die Rechte seines Hauses mit Gewalt zu behaupten, überfiel S., und handelte den Abt, verjagte die Mönche und steckte die Gebäude in Brand. Hiüber traf ihn der Bannstrahl, von dem er sich jedoch später wieder löste, indem er zur Neuerrichtung des Klosters 3000 Schock Groschen gab. 1447 wurde durch Ernst von Hagen, der mit den Grafen von Mansfeld in Fehde lag, damals gänzlich verwüstet, in der Mitte des 16. Jahrhunderts endlich durch Kurfürsten August von Sachsen säkularisirt und unter dem Titel eines Amtes dem Fürstenthume Querfurt geschlagen.

**Slaventriege**, welche von Sklaven gegen ihre Herren und dann gegen den Staat geführt wurden, gibt es zwei in der römischen Geschichte, wenn man die 458 v. Chr. von dem Sabiner Ap. Herdonius geleiteten, aber erfolglos vorrückenden, Sklavenaufstand nicht rechnet. Der erste wirkliche Slaventrieg rührte von den Sclaven, wo 134 v. Chr. die Sklaven, welche in großer Menge zum Feldbau gezwungen wurden, losbrachen, gereizt von einem Syrer, Eunus, welcher

Menschen Aufmerksamkeit durch allerhand Kunststücke auf sich zog und den an göttliche Sendung nährte. Eunus sammelte ein Heer von 2000 welches sich, nach Erbrechung der Sklavenwohnungen, in kurzem auf mehr 100 Mann mehrte und mit diesen durchzog er die Insel und verwüstete Dörfer und Castelle. Die Römer schickten ihnen eine Armee entgegen, wurde geschlagen und durch verzweifelten Kampf besiegte Eunus in vier die römischen Anführer Manilius, Lentulus, Piso und Hypsaeus, bis 31 M. Perperna (nach Anderen P. Rupilius) durch geschickte Stellungen sche sie schwächte und in den Mittelpunkt der Insel trieb. Hier zogen sich dem, auf hohem und steilem Berge gelegenen Enna (jezt Castro Gio- über ihr fester Posten half ihnen Nichts; denn, da sie die Felder auf der Insel verwüstet hatten, so litten sie bald Mangel an Lebensmitteln. Das hungerte Heer griff nun der römische Consul an und die nicht in der umkamen, wurden gefangen und, um für Andere ein Beispiel zu geben, verschiedenen Theilen Siciliens an den Landstrassen gekreuziget. — Der Sklavenkrieg war in Italien; er heißt auch der Gladiatorenkrieg und als Jahr 73 v. Chr. In Capua nämlich, wo eine große Menge Sklaven römischen Fechtspielen abgerichtet wurden, waren aus der Schule des Barbatus gegen 40 Gladiatoren entsprungen, unter ihnen Crixus, Denod der Thrazier Spartacus. Nicht zufrieden, sich in Freiheit gesetzt zu esen diese die Sklaven auf, sich an sie anzuschließen. So sah der kühne s sich bald an der Spitze von mehr als 10,000 Menschen. Die Rotten nach dem Besuz; da ihnen aber dahin der Consul Clodius Glaber (nach Claubius Pulcher) folgte, so sahen sie sich genöthigt, einen Angriff auf de zu machen und es glückte ihnen, dieselben zu schlagen. Nun durch- ste, übermüthig durch den Sieg gemacht, Campanien, plünderten Nola, Thuri, Metapontum und zogen immer mehr u. mehr schlechtes Gefindol, so daß sich ihr Heer bis 40,000 (nach Anderen sogar bis auf 60,000) ke. Nachdem Spartacus mit so vermehrten Kräften auf dem Uebergange die Apenninen den Consul Lentulus und bei Mutina (dem jezigen Modena) Julius Cassius besetzt hatte, unternahm er es sogar, Rom selbst anzugreifen. über nahmen die Römer ihre sämmtlichen Kräfte zusammen und dem Licinius jus glückte es, sie im J. 71 zu schlagen und zur Flucht zu bringen. In Winkel von Bruttium zusammengedrängt, wollten sie nach Sicilien über- n, allein sie fanden keine Schiffe und mußten einen Versuch machen, durch sie umhüllenden Feind durchzubrechen. Sie fochten tapfer, wurden aber fast Ich ausgetrieben; Spartacus selbst fiel im Vordertreffen, rühmlich kämpfend. Keine Schaar hatte sich über die Alpen geflüchtet, um von der Westküste Italien zu verlassen, allein Pompejus, der aus Spanien zurückkehrte, traf sie und vernichtete sie. Dieß gab Gelegenheit, daß der Sieg über diesen Skla- ustruhr dem Pompejus zugeschrieben wurde.

**Eßlingen**, ehemalige Reichsabtei des St. Clara-Ordens, bei dem Dorfe s., am linken Ufer der Blau, eine kleine Stunde westlich von Ulm. Die Frauen, welche unter sehr strengen Ordens-Regeln lebten, wohnten Anfangs n. Ulrich und Peregrin, Herren von Freiberg, schenkten denselben 1237 Güter daselbst. Sie blieben aber nur 21 Jahre hier; denn 1258 bezogen s vom Grafen Hartmann von Dillingen und Kyburg erhaltene Dorf Eß- Nach des Stifters Tode ging auch dessen Gemahlin in das Kloster, wo dieses einen schönen Zuwachs von neuen Gütern erhielt. Durch die Huld mähigen Königs Konrad wurde E. gleich nach seiner Entstehung dem Reiche werken; bei den damaligen unruhigen Zeiten erbat es sich aber den Schutz mit dem es häufig in Streit gerieth, bis es endlich durch einen Vergleich feel wurde. Seine Besizungen waren ehemals ziemlich bedeutend; jedoch s. Seitens mit Ulm hatten dieselben vermindert. Die Klostergebäude sind zerstört.

**Sofala**, ein Küstenland auf der **Ostküste Afrika's**, von der **Agulhas** den Mündungen des **Zambese** oder **Sena** sich erstreckend, liegt unter  $20^{\circ} 10'$  S. Br. und  $52^{\circ} 20' 40''$  L., wird vom **Lupatagebilde** im Innern durch, auf welchem der **Strom Zambese** entspringt, welcher das Land durchströmt durch ein großes **Delta** und unter  $18^{\circ}$  bis  $19^{\circ}$  S. Br. in's Meer fällt. Küste zeigt zwar wegen der **Ueberschwemmungen** durch den **Zambese** eine Vegetation, ist aber höchst ungesund u. das Innere des Landes ist durchaus w Sie hat eine außerordentliche Fülle von Wild, als: **Elephanten-** und **Rhino** herden, Vieh auf den fetten Tristen, **Flusspferde**, **Krokodile**, **Reptilien** und ten; **Reis**, **Hirse**, **Maiz**, **Hülsenfrüchte**, **Weizen**, **Baumwolle**, **Tabak**, **Zude** **Obst**, **Arznei-** und **Farbekräuter** zc. und **Gold** aus den Flüssen. Ihre Bew sind schwarze **Kaffern**, gewandt und tüchtig als **Eisen Schmiede**, im Süden **Goldarbeiter**, treiben **Ackerbau**, **Handel** mit **Eisenbein**, **Flusspferdzähnen**, **Rhino** **hörnern**, **Tigerfellen**, **Honig**, **Wachs**, **Goldstaub**, **Kupfer**, **Eisen**, **Salpeter**, **Reis**, **Weizen** und **Sklaven**. Mit ihnen zugleich leben hier freie **Neger** als **belasteute** und **indische** **Banjanen**. Die Küste enthält mehre **Reiche**, als: **7000** □ **Meilen** große **Negerreich** **Monomatapa**, mit der **Haupt-** u. **Res** **stadt** **Zimbaos**, reich an allen **Produkten** und an **Gold**, vorzüglich in der **reichen** **Gegend** **Manika**, wo das **Gold** in allen **Bächen**, vorzüglich in der **D** **erde**, gefunden wird. In diesem **Reiche** besitzen die **Portugiesen** ein **Fort**, und **Zambese**, die **nordwestlichste** ihrer **Ansiedelungen** und einige **Faktoreien**; an **Gold** und **Eisenbein** reiche, von den **Portugiesen** abhängige **Reich** **S.**, in **Stadt** **Sofala**, an der **Seefküste**, südlich von **Guama**, gegen **Mittag** vom **Sofala** begrenzt und von **muhammedanischen** **Arabern** bewohnt; das **Reich** **hambane** mit der **Stadt** **Inhambane** (**Tonge**), **Besitzung** der **Portugiesen**; **Reich** **Sabia** mit der **Stadt** **Manbone** und das **Reich** **Matuca** (**Manica** **Manissa**) mit der **Stadt** **Manica**.

**Solitude**, ein ehemals berühmtes, **württembergisches** **Lustschloß**,  $\frac{1}{4}$  **St** **westlich** von **Stuttgart** und **4** **Stunden** **südwestlich** von **Ludwigsburg** entfernt einer **waldigen** **Anhöhe**, die gegen **Nordost** den **herrlichen** **Anblick** eines **Theils** **dem** **sogenannten** **Unterlande** darbietet. Eine **3** **Stunden** **lange** **Strasse**, wie **Ganze** eine **Schöpfung** des **Herzogs** **Karl**, führt von hier aus in **gerader** **nach** **Ludwigsburg**. **Groß** und **schön** steht das **Schloß** in der **Mitte**, während **beiden** **Seiten** die **Wirthschafts-** und **Oekonomiehäuser**, zum **Theil** in den **l** **versteckt**, sich **sanft** an das **fürstliche** **Gebäude** anschmiegen. Die **Form** des **l** **ist** ein **Oval**, an welches sich zu **beiden** **Seiten** zwei **Pavillons** anschließen. **Ganze** umgibt ein **Arkadenbau**, über welchem sich eine **breite** **Galerie** bef **Der** **Mittelbau** des **Schlosses** ist mit einer **Kuppel** versehen, auf der man **wahrhaft** **herrliche** und **ausgebreitete** **Fernsicht** genießt. Das **Innere** des **Sch** **entspricht** auch dem **Geschmacke** des **Außern**; besonders aber zeichnet sich **in** **Mitte** befindliche **Saal** aus, welcher mit einem **herrlichen** **Deckengemälde** von **bal** **geziert** ist. **Hinter** dem **Schlosse** steht eine **halbmondförmige** **Linie** von **bäuden** und **hinter** diesen befand sich der, ehemals mit **acht** **fürstlichem** **Gesäß** **angelegte** **Garten**, den **verschiedene** **Lusthäuser**, **Statuen** zc. schmückten. **De** **zu** **Stuttgart** befindliche „**lange** **Stall**“ wurde ursprünglich hier **erbaut** u. **war** **unter** **König** **Friedrich** **1805** an seine **jetzige** **Stelle**. Von den vielen dort **bl** **lichen** **Gebäuden** wurde ein **Theil** zu einem **Spital** eingerichtet, der **sowoh** **Aufnahme** für **verwundete** **Krieger** diente, als auch **hauptsächlich** beim **Ausl** **epidemischer** **Krankheiten** benützt ward. In dem **J.** **1814** befanden sich in **Schloß** **zu** **Hornegg**, **Waldbuch** und **S.** gegen **13,000** **Russen**, um **Pflege** sich der **bekannte** **Medizinalrath** **Dr.** **Christian** **von** **Klein** so a **zeichnete** **Verdienste** **erwarb**, daß er von **Seiten** **Russland's** mit dem **Blak** **Orden** **beehrt** wurde. In **neueren** **Zeiten** wird die **S.** wegen ihrer **reinen** un **funken** **Luft** des **Sommers** häufig als **Kurort** **besucht**; kürzlich ist **dieselbst** auch **Wolkentur-Anstalt** **errichtet** worden. — **Herzog** **Karl**, müde des **geräuschvollen**

In seiner glänzenden Hoffaltungen, ließ in den Jahren 1763 — 67 an diesem  
 Ort, den man von fünf, aus einer Wurzel hervorgewachsenen, Eichen fünf-  
 zehen nannte, den Wald ausrodern und ein Schloß erbauen. Um seine Be-  
 zeichnung anzudeuten, gab er ihm den Namen S. (Einsamkeit). Doch konnte  
 der rastlos wirkender Geist diesen selbst auferlegten Zwang nur kurze Zeit dulden.  
 Der Drang nach Thätigkeit und immer steigendere Freude an der Verbreitung  
 der Schönen u. Nützlichen brachten ihn auf den Gedanken, hier eine Erziehungs-  
 Anstalt zu gründen. Diese wurde auch wirklich im J. 1770 unter dem Namen  
 einer militärischen Pflanzschule eröffnet, war ursprünglich bloß den Söhnen armer  
 Eltern, besonders seiner Soldaten, bestimmt und sollte sich auf die Gartenkunst,  
 die Kunst und Sculptur beschränken. Doch in kurzer Zeit genügten Karl's hoch-  
 zehendem Geiste die gesteckten Gränzen nicht mehr. Die Fächer des Unterrichtes  
 wurden erweitert und der Herzog gab der Anstalt den Namen einer Militärakade-  
 mie, in die nun auch Söhne bemittelter Eltern aus den höheren Ständen traten.  
 Später die Bezahlung des Unterrichts eingeführt wurde, so konnte Karl's  
 Wohlthätigkeit hier nur selten eine Gränze, wenn nur der aufzunehmende in sittlicher  
 und geistiger Hinsicht zu gegründeter Hoffnung berechtigte. Bei einer so ansehn-  
 lichen Erweiterung der Lehrfächer u. der Vermehrung der Zöglinge mußte sich auch  
 natürlich das Bedürfnis einer Vergrößerung der Anstalt einstellen. Karl faßte  
 er den Entschluß, seine Akademie nach Stuttgart zu verlegen, was er denn  
 im J. 1775 wirklich that. Ein ausgebreitetes Gebäude, das aus einem Corps de  
 logis und vier langen Flügeln bestand, nahm nun über 300 Zöglinge mit ihren  
 Angehörigen und Lehrern auf. Bald erhielt die Akademie auch im Auslande einen  
 hohen Ruf, daß Karl die Freude genoss, seine Pflanzschule unter den ersten Er-  
 ziehungs-Anstalten genannt zu sehen und Zöglinge aus den meisten Ländern Euro-  
 pas in seiner Schöpfung zu bilden. Die Zahl der Zöglinge war von 1770 —  
 1833: 1496, die der Studirenden: 462, also im Ganzen: 1958. Unter diesen  
 waren Württemberger: 1004, Römpeigarder: 63; aus anderen Theilen Frank-  
 reichs: 90; aus den österreichischen Staaten: 49; aus anderen deutschen Ländern:  
 1; Schweizer: 68; Russen: 38; Polen: 19; Engländer: 22; Italiener: 9;  
 länder: 4; Dänen: 3; Schweden: 2; Griechen: 2; Ostindier: 7; Westindier:  
 — Kaiser Joseph II. schenkte der Akademie seine besondere Aufmerksamkeit und  
 besuchte sie nicht nur 1777 mit einem Besuche, sondern ertheilte ihr auch 1781  
 den Namen und die Rechte einer Hochschule für die 3 Fakultäten, nämlich: der  
 Rechtsgelehrsamkeit, der Arzneikunde und der Philosophie. Der Herzog hatte so  
 ein hohe Ziel seiner Wünsche erreicht; nur die schauerhaften Ausbrüche der fran-  
 zösischen Revolution in den Jahren 1791 — 93 vermochten seine ungetheilte Auf-  
 merksamkeit etwas von seiner Stiftung abzulenken. Alle Zöglinge hingen auch  
 mit einer Innigkeit und einer Liebe an dem freundlich-ernsten Herrscher, der den  
 Lehren des Handwerkers mit eben der Sorgfalt behandelte, wie den ahnenreichen  
 Fürstlichen, daß im ganzen Institute nur ein brüderliches und vollkommen gleiches  
 Verhältnis herrschte. Auf diese Art baute auch Karl seinen Zöglingen leicht den  
 Vergang von der alten in die neuere Zeit: ein Schritt, der in manchen Staaten  
 während auf alle bürgerlichen Verhältnisse einwirkte, in manchen sogar bis auf  
 den heutigen Tag nicht durchgeführt ist. Achtung der Menschenrechte, Gleichheit vor  
 dem Gesetz, ohne Vorurtheil des Standes, waren es, die aus der hohen Karlschule  
 hervorgehen machten. In allen Staaten Europa's sind die Früchte verbreitet, welche  
 diese Schöpfung erzeugte; Staatsmänner, Krieger, Künstler jeder Art, Gelehrte u.  
 andere haben ihren Ruhm verherrlicht und die späte Nachwelt noch wird den  
 glücklichen Einfluß fühlen, den Karl's Geist über sein Zeitalter brachte. Wie  
 hoch seine Zöglinge an ihm hingen, bewies laut das Sekularfest seiner Ge-  
 burt, welches am 11. Februar 1828 von mehr als 200 derselben zu Stuttgart  
 gefeiert wurde.

**Gouthelmer Höhle, die, eine halbe Stunde von dem Dorfe gl. 1**

obere Theile des sogenannten Tiefenthales, zwischen den beiden württemberg'schen Städtchen Rünzingen u. Blaubeuren gelegen, ist, nächst der Rebelhöhle (S. d.), die merkwürdigste Höhle im ganzen Königreiche. Ihr Eingang befindet sich an der sogenannten Kohlhalbe, ungefähr auf dem dritten Theil der Höhe des Berges und besteht in einer etwa 40 Fuß hohen und 25 Fuß breiten Oeffnung. Einige alte Buchen umklammern letztere mit ihren Wurzeln bogenförmig und beschatten des Sommers ihren Eingang. Neben der großen Oeffnung ist auch noch ein kleines Loch, das sich aber bald wieder mit jener vereinigt. Auf einem feinigigen Wege geht es nun sehr steil abwärts; je weiter man hinabkommt, je mehr nimmt die Höhe u. Breite des Schundes zu und nach ungefähr 50 Schritten sieht man sich in den Raum eines weiten Gewölbes versetzt, das gleichsam die Vorhalle der eigentlichen Höhle bildet u. in welches von oben herab noch einige matte Strahlen des Sonnenlichtes fallen. Der Felsen, welcher dieses Gewölbe begränzt, ist an einigen Stellen mit Moos bewachsen, an anderen glatt und wieder an anderen bedächtig und verwittert. Links und rechts öffnen sich zwei Klüfte, die aber bald in unzugänglicher Tiefe enden. Die Haupthöhle zieht sich nun nordwestlich durch einen, ungefähr 40 Schritt langen, Bogengang hin, in welchem auch die seltsamsten Tropfsteingebilde beginnen. Etwa in der Mitte dieses Ganges gewährt man in einer Seitenkluft die Gestalt eines lauernden Hundes, dessen hohle Augen, gleich dem gefürchteten Cerberus, den Eingang in diese wundervolle Unterwelt zu bewachen scheinen. Am Ende des Ganges betritt man nun ein kleines, westlich sich ziehendes Gemach, das von den verschiedenartigsten Gestalten geziert wird. Eine schmale und niedrige Pforte, die gewaltsam durch die Felsenwand gedrochen zu seyn scheint, führt nun in ein kleines, felderartiges Gewölbe. Von hier aus steigt der Boden wieder bergan, die Seitenwände verengen sich und durch einen neuen Bogengang gelangt man in ein geräumiges, sich westlich hinziehendes Gemach, an dessen Ende die Felsenmassen den Fortgang hemmen. Eine einzige schmale Pforte, bei welcher der Durchgang gleichfalls mit großen Schwierigkeiten verbunden ist, führt mittelst eines sehr beschwerlichen Passes in das geräumigste, aber schönste Gemach der Höhle. Hier wird die geheimnißvolle Stille nur von dem dumpfen Wiederhall der Tritte und dem einförmigen Geräusch der Wassertropfen, die bald sparsam, bald in Menge herabfallen, unterbrochen. Letztere glänzen bei dem matten Schimmer der Fackeln wie die herrlichsten Edelsteine und gewähren, verbunden mit den überall befindlichen Tropfgestalten, einen wundervoll zauberischen Anblick, den selbst die kühnste Phantastie in ihren Feenträumen nicht zu übertreffen möchte. Ob die Höhle hier wirklich ihr Ende erreicht, oder sich in unzugänglicher Stetten weiter fortziehe, ist nicht bekannt.

Soor, ein böhmisches Dorf, im Königsgräzer Kreise, ist merkwürdig geworden durch den Sieg, welchen Friedrich der Große während des zweiten schlesischen Krieges hier über die Oesterreicher erfocht. — Am 18. September 1744 hatte der König von Preußen mit seinem Heere das Lager bei Jaromirs verlassen und dasselbe bei Studenz aufgeschlagen, während die Oesterreicher unter dem Prinzen Karl von Lothringen in dem vortheilhaftesten Lager bei Anjeß den 19. und 20. die Wahl des neuen römischen Kaisers, Franz I., feierten. Um das frohe Ereigniß der Kaiserwahl seines Bruders noch solenner zu begehen, nahm sich der Prinz Karl vor, Demjenigen eine Niederlage zu bereiten, der dieser Wahl bisher so viele Hindernisse in den Weg gelegt hatte. Er folgte daher dem preussischen Heere, setzte sich in den ersten Tagen zwischen Jaromirs u. Schurz und ging von da nach Königshof. Die Position, in welcher der König von Preußen zu schlagen gezwungen ward, war in jeder Beziehung sehr nachtheilig für ihn. Umgeben von den österreichischen leichten Truppen, konnte er nicht die geringste Bewegung vornehmen, die seinem Feinde unentdeckt geblieben wäre und aus den entgegengesetzten Ursachen blieb ihm Alles, was der Feind unternahm, verborgen. Ueberdies litt das preussische Heer fühlbaren Mangel an Unterhalt. Zur Linken der preussischen Armee das Kadabtsche Corps bei dem Wege von Liebenthal, zur Rechten das De-



tiſche bei Wildſchütz, Frankn gegen Schazlar, Trent an der ſchleſſiſchen Gränze weit Braunau und Schönberg. Königshof lag nur  $1\frac{1}{2}$  Meile von der feindlichen Armee ab. In der öſterreichiſchen Armee wurde, um den König über den thabenden Angriff zu täuſchen, ausgeſprengt, daß man nach Arnau marchiren werde und, als derſelbe dies in Erfahrung brachte, ſo beſchloß er, einen Angriff der Deſterreicher durchaus nicht erwartend, dieſes Vorhaben zu vereiteln und ſeine Armee am 30. September nach Trautenau aufbrechen zu laſſen. Indeß war die öſterreichiſche Armee bereits am 29. aus ihrem Lager bei Königshof aufgebrochen, die Nacht hindurch theils durch das Gehölz Königreich, theils durch die Wege, welche nach S. und Altenbruch führen, beſilirt u. ſtand mit Anbruche des Tages voller Schlachtordnung vor dem Lager des Königs. Der rechte Flügel, unter dem Commando der Generale Hohenembs, Balleyra und Kalkreuth, lehnte ſich an entſch - Braunsitz; der linke, unter Führung der Generale Fürſt von Lobkowitz, Gnigſed, Leopold, Daun u. Hagenbach breitete ſich auf einer vortheilhaften Anhöhe gegen die Straße von Trautenau aus. Die preußiſche Cavalerie formirte ſich unter dem Kanonenfeuer der Deſterreicher mit unglaublicher Schnelligkeit u. Ordnung und marchirte rechts ab, die Infanterie folgte ihr nach, ſo daß ſie einen abwärts gerichteten beſchrieb, deſſen concave Seite den Deſterreichern zugekehrt war. 12—15 Schwadronen unter Dudenbrock und Sohr trieben die öſterreichiſche Cavalerie in einer ſteilen Anhöhe hinab und warfen dieſelbe auf die dahinter ſtehende Infanterie, ſo daß dieſe in die größte Unordnung kam. Eine große Batterie der öſterreichiſchen linken Flügel ward nach wiederholten Angriffen preußiſcher Seiten genommen und in Folge deſſen der ganze linke Flügel der Deſterreicher von den Anhöhen vertrieben. Das Centrum und der linke Flügel, den der König bis dahin noch zurückgehalten hatte, rückte nun ebenfalls vor. Die preußiſche Schlachtordnung fand überall einen entſchloſſenen Feind, der bereit war, jeden Fuß breit Terrain freitig zu machen; indeß die Tapferkeit der preußiſchen Truppen ſiegte u. dieſe warfen den Feind auf der ganzen Linie mit bedeutendem Verluſte, nach fünf - tägigen Kampfe, zurück. Bei S. ſochten 18,000 Preußen gegen 40,000 Deſterreicher und dieſer Sieg bleibt ſiets einer der ſchönſten und herrlichſten Siege Friedrich's: Kenner haben ihn dem Siege von Leuthen an die Seite geſetzt.

**Sora**, in der preußiſchen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, unweit der ſchleſſiſchen Gränze, Stadt und Kreishauptort, mit berühmten Buchdruck - und anderen Fabriken, einem Schloſſe, einem Gymnaſium, einem Irrenhauſe und 7500 Einwohnern. — Man hält S. für eine ſorbische Anſiedelung, eine der älteſten Städte in der Niederlauſitz; ſchon 1207 wurde ſie mit Mauern umgeben. Die Herrſchaften S. und Triebel wurden, nachdem ſie von den Lauſitzer Markgrafen an die Krone Böhmen gekommen, an adelige Familien verlehnt, ſo die Dedin, die Freiherren von Paß, von Bieberſtein. Nach dem Ausſterben der Leptern fielen ſie dem Könige Ferdinand heim. Von dieſem erkaufte ſie im Jahre 1558 Balthaſar von Promnitz, Biſchof von Breslau, um die Summe von 4,000 rhein. Gulden, worauf ſie vermöge Teſtaments 1562 an Siegfried von Promnitz kamen, deſſen Enkel Sigmund Siegfried von dem Kaiſer Ferdinand III. 152 in den Reichsgrafenſtand erhoben wurde. — **Worts**: Fragment aus der Kirchen - u. Predigergeſchichte der Herrſchaft S. u. Triebel, Lauſ. N. Monatsſchr. 102, 1.; **Scholz**: Prüfung der neuereſten Hypotheſe über die älteſte Geſchichte von S., Lauſ. N. Magaz. XVI.; **Werkwürdige Kunſtubr** in S. (ſelbe, ehemals in der Pfarrkirche befindlich, iſt bei dem Brande von 1684 zu Grunde gegangen), Lauſ. N. Magaz. XVI.; **Die Münzen** S. u. Lauſ. N. Magaz. XXI. mD.

**Spath** bezeichnet in der Mineralogie ſehr verſchiedenartige, mehr oder weniger durchſichtige, meiſt kryſtalliſirte Körper von blätterigem Gefüge, welche theils glanzlos oder Fettglanz, theils Glas - oder Perlenmutterglanz beſitzen, in dünnen Blättchen nie bieglam ſind und aus Verbindungen von Säuren und Metallen, oder aus Metalleoryden beſtehen. Ihre Härte iſt 2,5 — 6,5, ihr Gewicht von 2,5—8,1. Sie zerfallen in folgende Geſchlechter:

spath, mit vier Unterarten, von metallischem Perlenmutterglanze, unebenem und splitterigem Bruche u. meist dunkeler Farbe; 2) Distenspath, von glasartigem Perlenmutterglanze, unebenem und splitterigem Bruche und meist dunkeler Farbe; 3) Triphanspath, in zwei Unterarten, von unebenem Bruche, Perlenmutterglanz und grünlich-grauer Farbe; 4) Distomspath, von unebenem, unvollkommen muscheligen Bruche, glasartigem Glanze u. weißlich-grüner Farbe; 5) Ruxhonspath, in 11 Unterarten, von unebenem, meist muscheligen Bruche, glasartigem Glanze und weißer, in's Gelbe, Graue, Röthliche, Braune u. spielender Farbe; 6) Petalinspath, von unebenem, muscheligen und splitterigem Bruche, glas- und perlenmutterartigem Glanze und weißer, in's Rothe und Grüne spielender Farbe; 7) Feldspath, in drei Unterarten, von unebenem, muscheligen Bruche, glas- und perlenmutterartigem Glanze und weißer, in's Braune, Grüne und Rothe spielender Farbe; 8) Augitspath, in vier Unterarten, von unebenem u. muscheligen Bruche, glasartigem, in Perlenmutter und Fettglanz spielendem Glanze und grüner Grundfarbe; 9) Lasurpath, in drei Unterarten, von unebenem, theils muscheligen, theils splitterigem Bruche, Glas- und Perlenmutterglanze und blauer Farbe. — Hierzu zählen wir noch den Schwerspath oder Baryt, in fünf Unterarten, von unebenem u. muscheligen Bruche, Glasglanze, der in den Fettglanz neigt und, nach den Abarten, weißer, gelblicher, grünlicher, bläulicher und grüner Farbe; den Flusspath, in drei Unterarten, von unebenem und muscheligen, auch splitterigem Bruche, Glasglanze, in Fettglanz geneigt, und weißer Grundfarbe; den Kalkspath, in sieben Unterarten, von muscheligen und unebenem Bruche, Glas- und Perlenmutterglanze und sehr verschiedener Farbe. — Vergleiche Mohs, „Grundriß der Mineralogie“ (Dresden 1824, 2 Bde.); Hartmann, „Die Mineralogie“ (Jlmenau 1829) und dessen „Handwörterbuch der Mineralogie und Geognosie“ (Leipz. 1828).

**Sprenger**, Placidus Johann Philipp, Benedictiner in der Abtei Bang und gründlicher Literaturhistoriker, war geboren den 27. October 1735 zu Würzburg, wo er an der Universität der Rechtswissenschaft sich widmete, jedoch am 10. August 1762 in das Kloster Bang sich aufnehmen und am 30. März 1766 zum Priester weihen ließ. In der Abtei wurden seine vielseitigen Kenntnisse zu den mannichfaltigsten Dienstleistungen verwendet und sowohl sein unermüdblicher Fleiß, als seine glücklichen Geistesgaben, wirkten in seinem belebenden Unterrichte höchst anregend und fruchtbringend. Besonders durch seine Lehrvorträge und schriftstellerische Produktion erhöhet und erhielt sich der Ruf der Gelehrsamkeit in der Banzer Abtei. Zuerst 1769 wurde er Kanzlei-Assessor, 1771 Professor des Civilrechts, 1773 Lehrer des theologischen Studiums, 1777 Bibliothekar des Stiftes, 1778 Kanzleidirektor, 1785 Prior, 1793 Präses und Direktor der jungen Geistlichen, am 12. Januar 1796 Prior im Stephaniter-Kloster zu Würzburg, den 16. März 1798 trat er wieder in das Banzer Kloster zurück als Direktor der jüngeren Ordensbrüder und übernahm am 24. Mai 1799 wieder das Priorat, in welcher Eigenschaft er sich durch die schöne Gartenanlage am Mainabhange großes Verdienst erwarb. Er starb den 23. Sept. 1806 zu Staffelstein,  $\frac{1}{4}$  Stunde von der Banzer Abtei entlegen. — E. war der Herausgeber der damals berühmten Zeitschrift: Literatur des katholischen Deutschlands, 12 Bde., Koburg und Nürnberg 1775—92; Literarisches Magazin für Katholiken, Koburg 1792—98, 6 Hefte; Gratulatio Episcopo Conrado Francisco facta in ejus electione sub Tit.: Datus a Sione novus praesul imp. oeccl., Bamb. 1753; Glückwunsch auf das Namensfest Adam Friedrichs, Würzburg 1761; Thesaurus rei patristicae, 3 Voll., Würzburg 1784—92; Älteste Buchdrucker Geschichte von Bamberg, wo diese Kunst, neben Mainz, vor allen übrigen Städten Deutschlands zuerst getrieben worden — aus der Dunkelheit hervorgezogen und bis 1534 fortgesetzt, Nürnberg 1800; Diplomat. Geschichte der Benedictiner-Abtei Bang in Franken von 1050 — 1251, mit Beilagen, Nürnberg 1803; Nöthige Berichtigungen der Biographie des Dr. ad (f. b.) in Jena, Koburg 1803. Cm.

Stael-Holstein, August Ludwig, Baron von, Sohn des schwedischen Ge-  
 undten bei der französischen Republik, Baron von S. H., und dessen berühmter  
 Gattin (s. d.), geboren zu Paris 1789, wurde zu Coppet am Genfersee, dem Gute  
 eines Großvaters Necker (s. d.), erzogen. Im Umgange mit seinem geistreichen  
 Großvater, mit seiner Mutter und einer Menge ausgezeichneten Männer aus Genf  
 und aus der Ferne erhielt sein Gemüth frühe treffliche Nahrung. Unstreitig ver-  
 dankte er diesem Umfange seine mannigfaltigen Kenntnisse und seine schnelle Fas-  
 sungskraft, sowie das Talent, sich leicht und klar auszudrücken. Ueberdies erhielt  
 er auch noch sorgfältigen Unterricht. Nur in den alten Sprachen machte er ge-  
 ringe Fortschritte. Von den neueren hat er nur Englisch gelernt, aber viel später.  
 In der Folge ward er auf die polytechnische Schule von Paris geschickt, wo er  
 sich eine große Fertigkeit in der höhern Rechenkunst erwarb, die ihm nachher bei  
 einem Studium über Staatswirtschaft, sowie in seinen philantropischen Unter-  
 nehmungen von großem Nutzen war. Frau von Stael wünschte sehr, daß sich ihr  
 Sohn der Literatur widmen möchte und versäumte keine Gelegenheit, ihm diese  
 Richtung zu geben. Trefflich war daher ihre Wahl, als sie 1806 August Wil-  
 helm Schlegel für seine höhere Ausbildung gewann. Alle Bemühungen in dieser  
 Rücksicht waren aber vergebens. Der Jüngling behielt seinen vorherrschenden Hang  
 zu dem Positiven und bürgerlich Nützlichen. Darum ging ihm Mathematik, Che-  
 mie, Industrie und Agriculture über Geschichte und Poesie, zum großen Leidwesen  
 seiner Mutter, die sogar Witz und Satyre nicht scheute, um ihn von seinem Wege  
 abwendig zu machen. Frühe schon zeigte sich sein Hang zum nützlichen Wohltun  
 und sein Streben, als Freund der Menschheit betrachtet zu werden. Wie war ihm  
 eine Unternehmung in dieser Hinsicht zu kostspielig; nie ermüdete er in seinen  
 Versuchen und in ihrer offenen Mittheilung an Jedermann. Allen stand seine  
 Ackerbauschule, seine Stuterei, sein Schafstall u. s. w. offen. Bei dem Allen  
 herrschte seine große Einfachheit vor und in Allem, was er that, erkannte man  
 das Streben nach Wohltun, der eigentlichen Seele seines Daseyns und Fühlens.  
 Trotz dem häufigen Almosen, das S. gab, hatte dies doch Nichts von dem bequemen  
 und oft so schädlichen Begewerfen der Reichen, die sich dadurch gern dem Anblicke  
 der Armut und des Elendes entziehen. Seine Wohlthaten gründeten sich alle auf  
 christliche Klugheit und wenn er dem physischen Leben Hülfe brachte, so suchte er  
 das moralische u. religiöse zu erwecken und zu kräftigen. Ihm genügte nicht, die  
 Hungerigen zu nähren und die Nackten zu kleiden. Er besuchte und pflegte auch  
 die Kranken und drang zu den Gefangenen. Heimlich ging er in die Hütten der  
 Armen, verband mit eigenen Händen ihre Wunden und fürchtete nicht, die edel-  
 stehensten Schäden zu berühren, wenn er nur Linderung bringen konnte. Bedeu-  
 tendere Summen verwendete er für die Griechen. Keine Art von Leiden war ihm  
 fremd, vor Allem aber ergriff ihn das Schicksal der Negerklaven, höchlich entrüstet  
 über die Fortdauer dieses schändlichen Gewerbes in einigen französischen Häfen,  
 ungeachtet der ergangenen Verbote. Eifrig sammelte er in dieser Beziehung alle  
 Notizen und Beweise, suchte Jedermann für seine Idee zu begeistern, Privatleute  
 und Staatsmänner. Eine ausgebreitete Correspondenz wurde deshalb geführt. S.  
 feuerte keine Kosten, keine Reisen, wiederholte seine Bekanntmachungen, setzte Preise  
 aus, eilte von einem Staatsminister zum andern, gab bei den Kammern Petitionen  
 ein; Nichts war ihm für seinen Zweck zu theuer. So gelang es ihm auch, sich  
 heimlich in einigen Häfen heimlich für die Negerklaven geschmiedeten Ketten zu ver-  
 schaffen und nach Paris kommen zu lassen, womit die Unglücklichen nicht nur ge-  
 rettet, sondern im Nothfalle während der Uebersahrt auch gepeinigt zu werden  
 vermieden. Die Neger selbst wurden heimlich an der afrikanischen Küste gekauft  
 und geraubt. In einer Sitzung der Gesellschaft für christliche Moral zu Paris  
 las S. selbst diese Ketten und Marterwerkzeuge und zeigte mit zitternder Hand  
 und mit zitternder Stimme ihren Gebrauch. Die ganze Versammlung bebte vor  
 Entsetzen und Schmerz. Aber es genügte ihm nicht, Unglück und Schmerzen  
 zu zeigen, er dachte auch darauf, ihnen zuvorzukommen. Darum war er e

tüchtigsten Stifter und Verwalter der Pariser Sparkasse, der heilsamsten Anstalt für die Arbeitklassen, denn sie wirkt gleich nützlich und durch dieselben Mittel an die Verbesserung der Lage und des moralischen Zustandes der Theilnehmer. Gleich sorgsam war er für die Sociétés de prévoyance mutuelle der protestantischen Einwohner und stand ihr mit Rath und That bei. S. wußte recht gut, daß in der Erziehung das sicherste Verwahrungsmittel gegen Armuth, physische und moralische Wunden liegen, denn sie gibt dem Geiste höhere Thätigkeit und Kraft. Vorzüglichliche Sorge wendet er daher auf die Volkserziehung. Der Schule in Coppet gab er eine bedeutende Summe zur Einführung des gegenseitigen Unterrichts. Auf manche andere Gemeinden erhielten zur Verbesserung ihrer Schulen Unterstützung schlecht bezahlte Schullehrer bekamen Zulagen. Oft besuchte er selbst die Lehranstalten, denn er liebte die Kinder sehr und ermunterte sie auf alle Art. Er kann auch im Begriffe, eine Schule für kleine Kinder nach dem Muster der Genfer zu errichten, um sie dem Müßiggange, dem bösen Beispiele und dem Strassenleben zu entziehen. In Coppet stiftete er eine Bibliothek zur Erweckung u. Nahrung religiöser, moralischer und vaterländischer Gefühle. In der Oeffentlichkeit sah er einen mächtigen Hebel der Menschenvervollkommnung. Darum fielen ihm auch die Maßregeln der waadtländischen Regierung gegen die Pressfreiheit sehr unangenehm und schmerzlich auf. Er hielt sie für einen bedeutenden Rückschritt in der kaum begonnenen Regeneration des Landes. Er fühlte den Mangel an populären Schriften und Christkstellern in der französischen Schweiz und war im Begriff, einen Versuch zu machen, ob dem nicht abzuhelfen sei. Darum arbeitete er an einem neuen Volkskalender, durch den Unwissenheit, Vorurtheile und Aberglaube in der niederen Classe vermindert werden sollten. Aber S. hat auch durch zwei verdienstliche Werke einen literarischen Namen erhalten. Seine „Notice sur M. Neckor“ erschien 1820 in Paris, seine „Lettres sur l'Angleterre“ aber erst 1825 ebenfalls selbst. Es Briefe über England haben zumal den Stempel tiefer u. ganz eigentümlicher Beobachtung; sie sind reich an Ideen und Uebersichten, begeistert für die Erforschung der Wahrheit, ohne den Systemgeist über die Beobachtung Herr werden zu lassen u. von dem geraden bestimmten Urtheile abzugehen. Sein Stil ist leicht und lebhaft, aber kraftvoll und erwogen. Oft schmücken ihn glückliche Ausdrücke voll Reueheit und Originalität. Aus beiden Büchern tritt uns das Bild des Menschenfreundes entgegen. Er war Philanthrop aus der Schule des Evangeliums in dem seine Seele immer mehr lebte. Der Gedanke, die Achtung der menschlichen Vervollkommnung durchdrang ihn. In Staats- und Finanzanstalten, in Verbindungen und Gesellschaften, sowie in der Anwendung seiner Zeit und seines Vermögens sah er nur das Mittel, die Menschen besser u. dadurch glücklicher zu machen. So liebte S. die Freiheit als erste Bedingung, als höchstes Gesetz des intellektuellen, moralischen und bürgerlichen Lebens. Er liebte die Freiheit als Denker, jedoch als begeisterungsfähiger Denker. Alle anderen Grundsätze seiner Philosophie über das menschliche Zusammenleben gehen wie Strahlen von dieser ersten Grundidee aus. Daraus entsteht denn auch das ganze Streben und Handeln seines Lebens. Die Menschen und die menschliche Gesellschaft durch Thätigkeit an ihre rechte Würde und Höhe erheben und, um dahin zu gelangen, das Volk durch Industrie vom Elende, durch Lichtverbreitung von Vorurtheil und Unwissenheit durch Religion von Unrecht und Laster, durch Gewissensfreiheit aber von religiösem Monopol befreien; die Gesellschaft durch gute Institutionen u. durch Oeffentlichkeit frei machen und erheben, die bürgerliche Freiheit endlich auf die breite und festeste Basis, auf das Christenthum gründen: das war der Zweck von S. Leben und Schriften, die edle Sache, die er stets vertheidigte, bald schriftlich u. Geißt, Geschmack und Kraft, bald durch das schöne Geschenk der Natur, die Fruchtbarkeit, die er in hohem Grade besaß. Werfen wir nur noch einen Blick auf die großen Verdienste S. um das Land, das er gewöhnlich bewohnte, um den Canton Waadt. Seit mehreren Jahren hatte er auf Coppet Ackerbau und Wissenschaft nach seinen trefflichen Studien und Erfahrungen in England und Frankre

riehen und deshalb eine Menge Versuche gemacht, die kein Privatmann ohne großes Vermögen unternehmen konnte. Zu diesem Zwecke hatte er mit den vorzüglichsten Oekonomen Europa's Verbindungen und Briefwechsel angeknüpft. Was in dieser Hinsicht mit Verstand Neues vorgeschlagen wurde, sah man gewislich darauf in Coppet versuchen und prüfen. Schon war Vieles geglückt u. das eigene Landgut zeigte bereits seine große Wichtigkeit nicht nur für den Kanton, sondern für die ganze Umgegend. Hier sah man die Verbesserung der Pferde, des Hornviehs, der Schafe und Ziegen, desgleichen Versuche mit dem Anbau von Getreide- u. Pflanzenarten, die hier zu Lande nicht bekannt waren; die Anwendung der Akterwerkzeuge, Versuche zur Erhaltung des Getreides: seine zweckmäßigste Erwerbung, mit einem Worte, die Vervollkommnung aller Zweige der Landwirtschaft. Im Januar 1827 hatte er Mademoiselle Adele Vernet, eine Enkelin des berühmten Senfers Marc August Bictet, geheirathet, die ihn durch reichen Geist u. treffliches Gemüth gefesselt. S. war sehr glücklich in dieser Verbindung, aber schon am 17. November 1827 raffte ihn ein hitziges Gallenfieber weg, das ihn schon im vorigen Jahre an den Rand des Grabes geführt hatte.

**Stagnellius**, Erik Johann, einer der vorzüglichsten neueren schwedischen Dichter, wurde im Jahre 1793 zu Kalmar geboren; wo sein Vater als Bischof wirkte, studirte in Lund und Upsala die Rechte und fand sodann eine Anstellung in der königlichen Kanzlei. Seine große Vorliebe für Bücher machte ihn schon in seiner Jugend für jeden andern Genuß unempfindlich; er unterrichtete sich meist selbst und setzte durch seine Fortschritte oft seinen Vater in Erstaunen. Seine Beharrlichkeiten mit der Philosophie veranlaßten ihn zu einem Versuche, die Identitätslehre Schelling's mit der Musik der Gnostiker zu vereinigen; als Dichter aber erzielte er so wenig nach Ruhm, daß man erst nach seinem Tode in den hinterlassenen Handschriften die werthvollsten Denkmale seines Genies entdeckte. Im Jahre 1817 machte er, nebst mehren Gelegenheitsgedichten, ein episches Gedicht: „Wasimir der Große“ bekannt, welches von der schwedischen Akademie gekrönt u. später ins Deutsche übersetzt wurde. Allein, so gelungen besonders der Anfang desselben ist, so entwickelte sich sein Dichtergenius doch erst in den später herausgegebenen Dichtungen: „Die Lilien in Saron“ („Lilliorna i Saron“), in den „Bacchanten“ („Bacchanterna“) und in den „Martyrern“ („Martyrerna“), einer dramatischen Gedichtes. Als S. im Jahre 1823 nach langer Krankheit gestorben war, gab Hammarström seine „Samlade Skrifter“, Stockholm 1824, 8. heraus. Das beste seiner dramatischen Erzeugnisse, welche sich jedoch nicht zur Aufführung eignen, ist „Der Ritterthurm“ („Riddartornet“); am Wenigsten glücklich war er doch im Epos. Alle seine Gedichte entstanden binnen einem Zeitraume von etlichen Jahren, während dessen er an einer höchst schmerzhaften Krankheit litt, welche er sich durch seinen Hang zur Sinnlichkeit zugezogen hatte und die ihm die tägliche und nächtliche Ruhe raubte. Um seinen Schmerz zu betäuben und seinen Geist zu beleben, ergab er sich Anfangs dem Genuße des Weines, später aber dem des Branntweines und seine letzten Jahre schwanden ihm theils unter bitterer Reue und religiöser Ergebung, theils aber auch im periodischen Wahnsinne dahin.

**Stapf**, Franz, geistlicher Rath und Regens des Priesterhauses in Bamberg, in fruchtbarer theologischer Schriftsteller, geboren den 2. Mai 1766 zu Bamberg, wirkte an den dortigen Lehranstalten, erwarb sich den 22. August 1788 an der bamberger Universität den philosophischen Doktorgrad, trat am 6. Decbr. 1788 in den Weltpriesterstand und wurde bald Pfarrer in dem Dorfe Pettstadt, eine Meile von Bamberg entfernt. Am 28. Dezember 1805 folgte er dem ehrenvollen Rufe als Regens des Ernestinischen Priesterhauses in Bamberg, erhielt zugleich die Professur der Pastoraltheologie am Lyceum und wurde zum geistlichen Rathe bestellt. An der Abfassung und Redaction des bamberger Diöcesan-Katechismus, 812, übte er unter den Mitarbeitern den größten Einfluß. Deßhalb der öffentlichen Redaktionen im Priesterhause gab S. eine Anleitung heraus unter

Geistesübungen für Geistliche, nach dem Französischen Discours sur le saint ministère, Bamberg 1810. Ueberhaupt war er in Production von praktischen theologischen Leitfäden sehr gewandt und die meisten seiner, zwar nicht durch tiefe Gelehrsamkeit, aber durch Klarheit und formelle Fasslichkeit ausgezeichneten, Schriften erlebten vielfache Auflagen. Er starb am 8. August 1820 und setzte das Bamberger Priesterhaus zum Erben seines hier erworbenen Vermögens von 14000 fl. Von seinen Schriften verdienen Erwähnung: Die erste Communion der Kinder, Bamberg 1796; Ausführliche Predigt-Entwürfe, 2 Bde., 1. Aufl. 1815, 4. Frankfurt 1825, 5. Prag 1830; Vollständiger Pastoral-Unterricht über die Ehe, 1. Aufl. 1820 und noch jetzt von klassischem Werthe, welcher durch die neue Bearbeitung von F. Egger noch erhöht wurde, neueste Aufl. 1849; Unterricht von Testamenten, 1. Ausg. 1819, 3. Ausg. 1832; Die geistlichen Weihen, aus dem römischen Pontifikale übersetzt, Bamberg, 1. Aufl. 1817, 2. Aufl. Frankfurt 1826; Materialien zu populären Predigten über die sämtlichen Evangelien, Bamberg 1. Aufl. 1823, 3. Aufl. 1836; Handbuch zum neuen Katechismus des Bisthums Bamberg, 1. Aufl. 1815, 3. Aufl. Prag 1828. Cm.

**Start**, Bernhard Matthäus Anton, Benediktiner und Alterthumsforscher, geboren den 12. Juni 1767 zu Höchstädt, einem Landstädtchen bei Bamberg, machte seine Studien an den Lehranstalten letztgenannter Stadt und trat in dem Reichsstifte von St. Emmeran in Regensburg in den Benediktinerorden, legte am 15. November 1789 Profess ab und erhielt am 24. Juni 1792 die Priesterweihe. Geschichte und Alterthumskunde, besonders Paläographie, wurden seine Lieblingsstudien, die an Entzifferung der römischen Alterthümer in Bayern stets neue Nahrung erhielten. In der Umgegend von Regensburg forschte er mühsam nach römischen Denkmälern und entdeckte auch 1807 ein römisches Dufum. 1811 folgte er dem Rufe als Conservator des königl. Antiquariums in München und wurde außerordentliches Mitglied der historischen Classe der k. Akademie der Wissenschaften. In der Meinung, sein Einkommen zu verbessern, suchte er um die Pfarrei Dogenhausen an, erhielt dieselbe auch 1820; allein, da er sich in seinen Erwartungen getäuscht fand, resignirte er nach 4 Jahren, gegen den Rücktritt in seine Klosterpfenken. 1824 gab er eine „paläographische Abhandlung über einen bei Kösching gefundenen, dem Kaiser Antonin dem Frommen gesetzten, Denkstein“ mit einer lithographirten Zeichnung heraus. 1825 seiner Stelle im Antiquarium, womit ein Funktionsgehalt von jährlich 400 fl. verbunden war, enthoben, setzte er dennoch mit gleichem Eifer seine Forschungen in der Paläographie fort. Als ein weiterer Beitrag erschien 1832: „paläographische Abhandlung über einen zum Andenken des Kaisers Decius und seiner beiden Söhnen errichteten und in dem Caste Wilten bei Innsbruck aufbewahrten Meilenstein“ und hierzu als Anhang: Bemerkungen über eine in dem k. Antiquarium zu München befindliche tabula honestae missionis von dem Kaiser Philippus, mit lithographischen Zeichnungen, Augsburg. In den letzten Jahren seines Lebens arbeitete S. an einem Werke, welches er theils unter der Aufschrift „paläographische Erläuterung der in und bei der Stadt Regensburg aufgefundenen römischen Denkmäler“, theils wieder unter dem andern Titel: „Dokumente zu Bayerns Geschichte unter den Römern, mit paläographischen Erläuterungen u. lithographischen Abbildungen“ in Druck zu geben gedachte, allein sein, am 6. Nov. 1839 erfolgter, Tod setzte diesen literarischen Entwürfen ein Ziel. In seinem literarischen Nachlasse finden sich noch mehre höchst schätzbare Materialien; dem Vernehmen nach sind sie von der historischen Classe der k. Akademie käuflich erworben worden und ihre Herausgabe dürfte um so weniger mit Schwierigkeiten verbunden seyn, da von S. selbst noch die Lithographien besorgt worden sind. Vorzüglich schätzbar dürfte die Abhandlung „über die Trinkgeschirre der Alten“ seyn, da S. noch im Kloster St. Emmeran in Regensburg den Aufsatz in deutscher und französischer Sprache geschrieben und mit den erläuternden Zeichnungen versehen hatte. Es ist darin der, ehemals im St. Emmeramer Stifte als Seltenheit bewahrte, Postal des deutschen Kaisers Konrad I. beschrieben, welcher in Gestalt

3 Delphins zierlich in Silber gefaßt, jetzt in der s. g. reichen Kapelle in der 3l. Residenz zu München aufbewahrt wird. Cm.

**Staufened**, berühmtes altes Schloß zwischen Göppingen u. Geislingen, im Königreich Württemberg, auf einem Felsen, der das Lauterthal von dem Filsthal trennt. Der Hof desselben ist ein großes Viereck, eingeschlossen von Oekonomiegebäuden neuer Bauart; ein einziges von denselben trägt die Aufschrift 1592. Der Weg in erhöht stehende Schloß führt mittelst einer steinernen Brücke über den tiefen Graben, der jetzt in einen schönen Wiesen- und Baumgarten umgeschaffen

Durch ein gewölbtes Thor gelangt man in den engern Hof der Burg, in dem sich eine verschüttete Eiserner befindet. Rechts steht das sogenannte neue, das alte Schloß. Letzteres ist mit einem kolossalen, runden Thurm verbunden

der uralt, aus den schönsten gelben Sandstein-Quadern erbaut, 42 Ellen im reise und eine Höhe von ungefähr 54 Ellen enthält. Erst in einer Höhe von 50 Fuß ist, nach der Seite des alten Schlosses hin, eine Thüre; vermeintlich die dieser Thurm von jeher zum Gefängniß der Burg. Der Boden, auf welcher

die erwähnte Thüre führt, ist mit Brettern belegt, von denen man eines aufsteigen kann. Man erblickt hierauf ein Gemach von schwindlicher Tiefe, in welchem

eine solche Stielkugel herrscht, daß ein in einer Laterne hinabgelassenes Licht endlich erlischt. Außer einem eisernen Sessel ohne Armlehne trifft man

mehr in diesem unterirdischen Behälter. Auf der entgegengesetzten Seite des Thurmes, einen Stock höher, findet sich abermals eine Thüre, die in ein menschliches

Gefängniß führt. Im obersten Stocke öffnet sich eine dritte Thüre, mittelst welcher man auf mehren Stufen zu dem obersten Theile des Thurmes gelangt.

Sind 8 kleine Fenster angebracht, deren jedes eine andere reizende Aussicht führt. So erblickt man durch das nördliche den Hohenstaufen, durch das zweite östlich den Neckberg, durch das dritte den Stufen, durch das vierte Schloß

Isperg, durch das fünfte den Scharfenstein, durch das sechste den grünen Berg dem Geislinger Thal, durch das siebente die Alp gegen Grubingen und durch

achte die Leck, hinter welcher das Unterland heraufliehet. Weil der Thurm häufig von Blitzen getroffen wurde, so ist das Dach nicht mehr in gutem

Stand. Das alte Schloß ist, bis auf den obersten Stock, von Stein und Bau- und Einrichtung ganz alt. Das neue Schloß, ganz von Stein, war im 17.

Jahrhundert noch der Wohnsitz zweier Kaugräfinnen von der Pfalz, Töchter einer in von Degenfeld, später eines herrschaftlichen Obervogts, ist aber seit mehren

Jahren unbewohnt. Ehemals wurde der Zugang vom Schloßhofe zur Burg durch einen tiefen Graben geschützt; auf der andern Seite war diese durch die Geraden

Abtragung der Felsen, durch Thürme und Vorwerke, deren Ueberbleibsel noch sichtbar, geschützt. In noch gutem Zustande, ja, in schöner Blüthe befindet sich

der Schloßgarten. Ludwig von Staufen, ein Sohn Friedrichs von Bären und

ein Bruder des ersten Herzogs von Schwaben, soll die Burg um's Jahr 1100 erbaut haben. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts erscheint ein reiches

Geschlecht von Staufened, welches wahrscheinlich mit Bären und Neck eine Familie bildete. In Urkunden von 1259—1330 erscheinen vielfach die

Staufeneder. Aber im Jahre 1333 gelangte Konrad von Neckberg in den Besitz der Burg und nannte sich Staufeneder-Neckberg, ein Geschlecht, welches 1599

Albrecht Hermann, der bloß ein Alter von 9 Jahren erreicht hatte, erlosch. In demselben Jahre wurde auch das Schloß von dem Herzog Friedrich I. von Württemberg eingenommen. Theils durch Erbschaft, theils durch Kauf kam es nun in

die Hände, bis es endlich 1665 der Freiherr Ferdinand von Degenfeld an sich brachte. Gegenwärtig noch ist es im Besitze der Grafen von Degenfeld-Schomburg-Gibach, die außerdem noch ansehnliche Güter im Königreiche inne

haben.

**Stauff-Obertischer Prozeß.** Indem wir, statt der Einleitung, auf den 1sten Obertischen (Band XII., S. 283) verweisen, theilen wir im Nachstehenden einen ausführlichen Bericht über diesen äußerst merkwürdigen Rechtsfall mit. 9

Gemahl der Gemordeten, Graf Friedrich Wilhelm Ernst von Görlich, geboren d. 8. Dez. 1795, ältester Sohn des im J. 1830 verstorbenen Grafen Ernst Euge Oberhofmeisters der verstorbenen Königin Mathilde von Württemberg, Mitglied der Ritterschaft des Saarkreises und Mitbesitzer des Rittergutes Hengstfeld, schon vor längerer Zeit nach Darmstadt, sich als Volontär zu Arbeiten beim Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten antragend. Zuerst beim geheimen Sekretariat dieser Behörde beschäftigt, erhielt er nach und nach steigende Befolgung neben dem Staatsdienste auch beim Hofe Platz und wurde 1819 Kammerherr, später Ceremonienmeister und verließ mit dem Titel eines Legationsrath das geheime Sekretariat, um, neben seiner Hofcharge, auch noch die wenig beschäftigenden Aemter eines außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers sowohl am kurhessischen, als auch am nassauischen Hofe zu versehen. Doch nach er, wie die meisten übrigen außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister des Großherzogthums Hessen, nicht einmal regelmäßig seinen Aufenthalt in jenen Höfen. Russische, preussische, hannover'sche, bairische u. hessische Orden zu ten den Grafen. — Seine Gemahlin, Emilie, geborene von Plitt aus Frankfurt a. M., war eine Tochter des daselbst vor mehr als 20 Jahren verstorbenen, allgemein geachteten u. durch Geist, sowie durch Geschäftskunde ausgezeichneten, Geheimenraths Dr. Friedrich von Plitt, der mit dem Vater des Grafen v. Görlich durch langjährige Freundschaft verbunden war. Zunächst aus diesem Verhältnis entsprang die eheliche Verbindung der beiden Kinder, die immer kinderlos blieb. Nach dem Tode ihres Vaters, des Geheimenraths v. Plitt, zog dessen Witt Anna Katharina, geborene Schulze, von Frankfurt a. M. zu ihrer Tochter, d. Gräfin Görlich, und starb daselbst am 23. August 1829. Das Wohnhaus d. Grafen v. Görlich liegt in der Redarstrasse zu Darmstadt, nicht weit vom Redithor und, wie überhaupt die neueren Theile der Stadt, fast ganz den Himmelsrichtungen entsprechend: die Vorderseite gegen Osten, die Rückseite nach Westen. Es ist dreistöckig und in schönen Verhältnissen gebaut. Jedoch, kein Haus so groß und mit vielen schönen Gebäuden geschmückten Strasse machte von jedem solchen Eindruck von Schweißigkeit, wie gerade dieses. Der Graf bewohnte dieses Haus mit seiner Gemahlin und seiner Dienerschaft. So lange Frau v. Plitt lebte, bewohnte diese die oberste Etage, die Gräfin die Bel-Etage und der Graf hatte die Parterrewohnung. Nach dem Tode der Frau von Plitt blieb die Wohnung ganz im frühern Zustande. Die Zahl der Dienerschaft wechselte. Am 13. Juni 1847, Nachts gegen 10 ½ Uhr, wurde die Gräfin von Görlich in ihrer Wohnung, nachdem man sie längere Zeit vermisst und vergebens Verjagt gemacht hatte, in ihre verschlossenen Zimmer zu gelangen und nachdem sich an Anzeichen eines Brandes in denselben ergeben hatten, in Folge dessen die Thür mit Gewalt eingesprenzt worden waren, vor ihrem brennenden Schreibsekretär tot an der Erde liegend und an den oberen Theilen ihres Körpers vom Kopfe abwärts bis unter die Herzgrube gräßlich verbrannt gefunden. Außer dem Grafen Görlich und der Dienerschaft waren noch viele Leute, welche von der Strasse aus in das Haus geeilt waren, hierbei zugegen. Es wurde die Leiche augenblicklich von der Brandstätte weg in ein anderes Zimmer, das Schlafgemach der Gräfin, gebracht und der Brand gelöscht. Die Nacht hindurch wurde das Zimmer polizeilich bewacht und schon um sechs Uhr des nächsten Morgens begab sich das Gericht, unter Zuziehung zweier Blutschöffen und des ersten Physikus, großherzoglichen Medizinaldirektors Dr. Graff, an Ort und Stelle. Nachdem der Augenschein und die Leichenschau vorgenommen und eine generelle Vernehmung des Grafen, seiner männlichen Dienerschaft und zweier anderer Zeugen daran geknüpft worden gingen schon am folgenden Tage dem großherzoglichen Hofgerichte zum Zweck einer Untersuchung die Akten mit Bericht, unter Anführung verschiedener Momente, welche der Vermuthung eines stattgehabten Verbrechens Anhalt zu geben vermochten, wurde dabei bemerkt, daß bis dahin die geeignete Vorkehrung gegen eine Entdeckung der Leiche, Befehl der Sektion derselben, getroffen worden seien, so



is der Hypothese seine, im ersten Augenblicke gewonnene Idee, daß hier der so seltsame Fall einer Selbstverbrennung vorzuliegen scheine, sofort selbst sehr wesentlich obdunkelt habe und daß nach verschiedenen Merkmalen das Ereigniß eben so wenig einem bloßen Zufalle, oder einem Selbstmord der Gräfin zugeschrieben werden konnte und zielt endlich unverkennbar auf den Grafen selbst als den muthmaßlichen Thäter. Das Hofgericht sprach sich jedoch in einem motivirten Reskript vom 16. Juni gegen Selbstverbrennung, Selbstmord und Mord aus und erklärte den Tod der Gräfin als durch einen unglücklichen Zufall herbeigeführt und erkannte, daß von allem weitem Einschreiten abgesehen werden müsse. Die Leiche wurde darauf hin beerdigt. Die Angelegenheit Börlitz wäre in Ruhe geblieben, hätte nicht die Ermordung der Herzogin von Praslin (s. d.) wieder daran erinnert. Es erschien im „Deutschen Zuschauer“ (Nr. 40 vom 1. Oktober 1847) ein Artikel mit dem Motto aus Shakespeare's „Macbeth“: „Du kannst nicht sagen, daß ich's ja! Nicht schüttele auf mich die blutigen Toden hin“; es war eine Anklage und sofern einseitig, aber sie bahnte den Weg zur Einrede. Die Annahme, daß die Gräfin ihren Tod durch Selbstentleibung gefunden, bezeichnete er als eine ganz unwahrscheinliche; die Ansicht Anderer, so ihres Freundes, des Geheimen Staatsrathes, jetzigen Ministerpräsidenten Jaup, von einer zufälligen Verbrennung, sei ein Resultat der Sachlage, sondern des Nachdenkens u. daher voll von complicirten Wahrscheinlichkeiten, ja baaren Unmöglichkeiten. Auch habe, bemerkt der Artikel weiter, der Verdacht einer gewaltsamen Ermordung immer größern Boden gefunden; der Stadgerichts-Assessor Burgold habe 26 Punkte vollgewichtiger Indicien aufgestellt und bei dem Hofgerichte eine schleunige Untersuchung beantragt. Das Hofgericht habe aber eine geheime Sitzung gehalten, sich die Verdachtsgründe auf eine andere Weise erklärt, sie für nicht zureichend gefunden und die Untersuchung abgelehnt. Der Artikel warf dann eine schwere Beschuldigung auf die Sitlichkeit des Grafen. Der Ruf desselben, meint der Artikel, sei seiner Frau sicher bekannt; vielleicht dieser, oder die Wahrheit, die ihm zu Grunde liege, die Ursache des Unheils, in dem sie mit ihm lebte, gewesen; denn notorisch sei, daß beide unter sich zerfallen gewesen; sie hätten zwar dasselbe Haus bewohnt, aber getrennt, ohne alle gegenseitige Berührung. Auf jenen Artikel erfolgte von Seite des Grafen Börlitz nachstehende öffentliche Erklärung: „Es ist mir ein, in den zu Mannheim erscheinenden Blättern, dem „deutschen Zuschauer“ und der „Abendzeitung“ enthaltener, in jeder Beziehung verläumberischer Artikel zu Händen gebracht worden, welcher mich mit dem Verdacht eines Mordes an meiner, mir durch das unglückliche Geschick entrissenen, theuern Gemahlin zu belasten strebt. Ich habe diesen Schandartikel, dem ich, wie seinem Verfasser, nur die tiefste Verachtung zu widmen vermag, dem großherzoglichen Hofgerichte dahier zur Kenntniß und beliebigen Verfügung übergeben.“ Mit dieser Erklärung war die öffentliche Stimme nicht zufrieden. „Man durfte erwarten“, sagte die „Deutsche Zeitung“, „daß der Graf von Börlitz eine Verläumberklage anstellen würde; das scheint nach dieser Erklärung nicht der Fall zu seyn.“ In ähnlicher Weise äusserte sich auch die Weserzeitung. Am 19. Oktober erließ nun der Graf eine neue Bekanntmachung, wie folgt: „Da ich viele öffentliche Blätter fortwährend mit dem Lobe meiner verewigten Gemahlin beschäftigen, so finde ich mich bewogen, unter Beziehung auf meine vorstehende Erklärung vom 6. d. M. hiermit bekannt zu machen, daß ich meiner dort erwähnten Vorstellung an das großherzogliche Hofgericht nunmehr eine zweite, eine Untersuchung gegen mich bittend, habe folgen lassen, nach deren Erledigung ich alsbald eine weitere Erklärung veröffentlichen werde. Ich ersuche alle unparteiischen, bis dahin jede Beurtheilung dieser Angelegenheit verschieben zu wollen.“ Es ging dem Grafen hierauf unterm 21. Oktober eine abschlägige Beantwortung dahin zu, daß seinem Gesuche so lange keine Folge gegeben werden könne, als dem Hofgerichte nicht spezielle Thatsachen vorgelegt zu werden, durch deren juristische Feststellung eine wesentliche Bervollständigung der Untersuchung bewirkt werden könne. Dies geschah denn auch

durch Ueberreichung einer Eingabe durch den Anwalt des Grafen, auf welche hin dann auch die Wiederannahme der Untersuchung verfügt und der Criminalrichter, Hofgerichtsrath Hofmann, mit der Führung derselben beauftragt wurde. Dieser nun ließ am 2. November Morgens den Grafen benachrichtigen, daß am folgenden Tage ein Augenschein in seinem Hause vorgenommen werden solle und am demselben Tage wurde Nachmittags der Bediente des Grafen, Johann Stauff, von der Polizeibehörde aus dem Grunde verhaftet, weil sich gegen ihn der dringende Verdacht ergeben habe, daß er an jenem Tage durch heimliche Beimischung von Grünspan unter eine, für den Mittagstisch des Grafen bestimmte, Sauce eine Vergiftung desselben beabsichtigt habe. Inzwischen war auch schon am 6. Oktober der Vater dieses Bedienten, der Wittangeklagte Heinrich Stauff, in Kassel verhaftet worden, weil er einem dortigen Goldarbeiter einen Klumpen geschmolzenes Gold unter Verdacht erregenden Umständen zum Verkaufe angeboten hatte und bei demselben auch noch andere Schmuckgegenstände von Gold vorgefunden worden waren, über deren rechtmäßigen Erwerb er sich nicht auszuweisen vermochte. Die hieher gefandten Schmuckgegenstände wurden dem Grafen von Oörlitz vorgelegt und dieser erkannte dieselben mit Bestimmtheit als solche, die im Besitze seiner verstorbenen Gemahlin gewesen. Darauf hin wurde Heinrich Stauff in das Arresthaus zu Darmstadt abgeführt. Nach länger als zwei Jahren war die Untersuchung so weit geblieben, daß der Staatsanwalt Dr. Siebert den Anklageakt fertigen konnte. Nach Darlegung des objektiven Thatbestandes geht er auf die Anklage gegen Johann Stauff über, wegen Mord, Raub, Brandstiftung, einfachen Diebstahls und Versuch des Mords; gegen seinen Vater Heinrich und Bruder Jakob Stauff wegen Begünstigung der vier ersten Verbrechen. Der Anklageakt ist zehn Druckbogen stark. Wir theilen hier die wesentlichsten Punkte mit. Das Wohnhaus des Grafen von Oörlitz ist nach Osten von der Redarstraße, nach Süden vom Kekula'schen, nach Norden vom Harres'schen Hause und im Westen von dem, zum Theil als Garten angelegten Hofraume, in dem auch der Hinterbau steht, begrenzt. Von den beiden Einfahrten ist gewöhnlich nur die nördliche geöffnet. Den Haupteingang in das Haus bildet eine Glashüre, die durch einen Portier geöffnet zu werden pflegte. Aus dem untern Stockwerke in das obere führt eine breite steinerne Treppe und eine hölzerne, für die Dienerschaft bestimmte, halbgewundene Laufstuppe. Am südlichen Gange der Bel-Etage führt eine mit Glassekern versehene Flügelthüre zu dem Vorzimmer der Gräfin, auf welches sich auch das Vorkamin öffnet. Dieses schließt in seinen Endpunkten die eigentlichen Kamine in sich. Eine Flügelthür führt aus dem Vorzimmer in das Wohnzimmer der Gräfin. Ueber dem Sopha, das dieser Thüre gegenüber stand, war ein großer Spiegel aus dickem Glase angebracht. Rechts von der Thüre stand der Sekretär; im Nebenzimmer, mit einem Fenster gegen das Kekula'sche Haus, stand ein Divan, ein Schreibtisch &c. Die Dienerschaft bestand: 1) aus dem Kammerdiener des Grafen, Friedrich Schiller, 42 Jahre alt, der schon eine Reihe von Jahren in dessen Diensten ist; 2) Franz Schämbs, 28 Jahre alt, Kutscher des Grafen; 3) Johann Stauff, 24 Jahre alt, Bedienter der Gräfin; 4) Marie Haubach, 28 Jahre alt, Kammerjungfer und Köchin im Dienste der Gräfin. Die Gräfin Emilie von Oörlitz war eine Frau von hoher Geistesbildung, ihr Charakter ausgezeichnet durch Gemüthlichkeit und Theilnahme für Nothleidende; dabei aber zeigte sie sich in ihrer Haushaltung übertrieben sparsam, ängstlich und mißtrauisch gegen ihre Dienstboten. Sie hielt, wie alle Behältnisse des Hauswesens, so auch ihren Sekretär, in welchem sie ihr baares Geld, dann in einer besondern Cassette einen kostbaren Goldschmuck mit Email, Diamanten und orientalischen Perlen im ungefähren Werth von 23,000 Gulden verbarg, unter strengem Verluß. Am 13. Juni 1847, einem Sonntage, speiste der Graf bei Hof, wohin er gewöhnlich nach 3 Uhr fuhr. Alle Dienstboten waren ausgegangen. Niemand blieb im Hause, außer der Gräfin und dem Bedienten Johann Stauff. Stauff, seines Handwerks ein Messerschmied, hatte als Soldat brav gedient. Er trat am 5. Mai 1845 in die

Dienste des Grafen. Die Gräfin hatte Zutrauen zu ihm und behandelte ihn mit weniger Mißtrauen, als sonst ihre Diensthöten. Stauff führte ein etwas lockeres Leben und war von einigen Schulden gedrückt. Seine Familie und auch er hatten den Entschluß gefaßt, nach Amerika auszuwandern; es fehlten aber die Mittel hiezu. Die Kammerjungfer der Gräfin erzählte, Stauff habe einmal gedußert: „Ich wünschte nur, die Frau Gräfin müßte ihren ganzen Schmuck, ihre Bracelets und Alles vor sich verbrennen sehen und müßte dann mit verbrennen.“ Die Gräfin, welche die Gewohnheit hatte, sich einzuschließen, hatte nämlich durch Unvorsichtigkeit bei Gebrauch des Lichtes zweimal an dem Sekretär Brandunfälle veranlaßt. Stauff hatte, als der Kammerdiener schwankte, ob er einen Spaziergang machen sollte, ihm zugeredet. Um Viertel nach 4 Uhr kam die Ehefrau des Kammerdieners, um nach ihrem Ranne zu sehen. Sie ging durch die hintere Thüre, an der sich eine Schelle befindet, in das Bedientenzimmer, traf Niemand daselbst und erst nach mehreren Minuten kam Stauff die hölzerne Laufstuppe herunter, in Hemdärmeln, eine Schürze vorgebunden und ein Tuch in der Hand haltend. Sie will an ihm einen wilden Blick bemerkt haben, auch kam es ihr vor, als sei sie ihm im Wege. Sie erzählte jedoch, daß er ihr noch vom Fenster aus einige freundliche Worte gesagt und ihr Kind, das sie auf den Armen hatte, geliebkost habe. Um 5 Uhr kam der Kutscher zurück und fuhr ins Palais, um den Grafen abzuholen; Stauff folgte wie gewöhnlich zu Fuße nach, wie er sagt, um halb 6 Uhr, und etwa um halb 7 Uhr fuhren sie den Grafen ins Haus zurück. Stauff hatte die hintere Thüre verschlossen, was dem Grafen auffiel, da dieß sonst nie geschah. Der Graf fragte nach seiner Gattin und hörte von Stauff, sie sei im Bügelzimmer des obersten Stockes beschäftigt. Er kleidete sich langsam um u. machte einen Versuch, seine Gemahlin zu sprechen, indem er sich an die Glashüre begab und dabei einige Bonbons in der Hand hielt, deren er in der Regel, wenn er bei Hofe speiste, seiner Frau mitbrachte. Doch ihr Vorzimmer war verschlossen; er kehrte dann, in dem Glauben, sie sei im obersten Stocke, zurück. Etwa um halb 8 Uhr ging er wieder aus, um noch einen Spaziergang zu machen. Schiller kam um 8 Uhr von Eberstadt mit dem Bahnzuge an, aß in seiner Wohnung und ging dann ins Görlich'sche Haus, um den Stauff von seinem Dienste abzulösen; letzterer entfernte sich, um in dem Gasthause zum Weinberge zu Nacht zu essen. Kurz vor 9 Uhr kam Stauff zurück u. traf vor dem Hause mit dem von seinem Spaziergang zurückgekehrten, Grafen zusammen. Kurz darauf kam die Köchin und der Kutscher, der nach dem Ausschirren der Pferde in ein Wirthshaus gegangen war. Um diese Zeit, zwischen 8 und halb 9 Uhr, es war noch ganz hell, bemerkte man vom Kekula'schen Hause aus eine lobende, bald hoch wachsende, bald kleiner werdende Flamme im Cabinet der Gräfin und Hauptmann von Stockhausen sah eine compacte Masse schwarzen Rauches, die in einer Säule von etwa 15 Fuß Höhe aus dem Schornsteine aufstieg; aus welchem, weiß er nicht genau anzugeben. Zwischen 9 und 10 Uhr ließ der Graf seine Frau bitten, zur Suppe herunter zu kommen. Stauff meldete, sie sei nicht zu finden. Der Graf durchsuchte nun alle Zimmer im mittlern und obersten Stock, der Schlüssel zum Bügelzimmer fehlte. Ein herbeigeholter Schlosser öffnete es; zur Glashüre, die zu den Zimmern der Gräfin führte und aus der Rauch hervorbrang, fehlte wieder der Schlüssel, man holte eine Leiter und mehrere Leute zur Hilfe. Der Schlosser, der einen andern Schlüssel geholt hatte, schlug nach vergeblichen Versuchen die Thüre mit seinem Hammer ein, der furchtbare Rauch verhinderte jedoch das Eindringen; dieß war erst möglich, nachdem von aussen einige Fensterscheiben des Vor- und Wohnzimmers eingeschlagen worden waren und der dadurch entstandene Zug den Rauch etwas verzagt hatte; doch zeigte sich sogleich auch im Wohnzimmer die Flamme, die den herabgelassenen Vorhang ergriff und zum Fenster herausschlug. Auch hier mußte die Thüre zum Wohnzimmer mit Gewalt erbrochen werden, denn ~~der~~ verschlossen und ohne Schlüssel. Man gewährte den Brand des ~~St~~, da es des Rauches und der Hitze wegen nicht möglich war, zu

einen Eimer Wasser von der Thüre aus, schräg gegen den Sekretär, jedoch nahe von demselben, auf die Erde. Zugleich sah man etwas Weißes auf der Erde liegen und als in demselben Augenblicke der Graf und die Köchin die Leiche der Gräfin liegen sahen und Ersterer ausrief: „Ach Gott, da liegt die Unglückliche!“ so sah auch der Schmiedemeister Wegel, daß jenes Weiße, über welches der erste Eimer Wasser geschüttet worden, die mit weißen Strümpfen bekleideten Füße der Gräfin waren. Er trat nun einige Schritte in das Zimmer vor und während ein zweiter Eimer mehr von vorn in die Flamme geschüttet wurde, faßte er die Füße der Leiche mit den Händen an und zog sie zur Thüre heraus in das Vorzimmer. Man wollte sie nunmehr in ein anderes Zimmer tragen und Wegel versuchte zu dem Ende sie an den Schultern aufzuheben; es gelang ihm jedoch nicht und es schien ihm, als wenn hiebei der eine Schulterknochen hervorgetreten sei. Die Leiche glitt ihm aus der Hand, weil, wie er angab, sie sehr glatt und weich anzufühlen war und ihm eine schwierige Masse in der Hand blieb. Einen gleich vergeblichen Versuch machte Korporal Stroh, der angab, daß, als er die Leiche an dem Ellenbogen angefaßt, sich das Fleisch losgelöst habe. Die Leiche wurde daher auf eine Strohmatte gezogen, auf diese Weise in das Schlafkabinet gebracht und dort mit einem Leintuche bedeckt. — Inzwischen war das Feuer im Wohnzimmer, das sich auf den Sekretär beschränkte, gelöscht und dieser von der Wand weggerückt worden; an der Stelle, wo er stand, fand sich ein Haufen glühender Kohlen und in demselben Metallgegenstände, Löffel, Dessertmesser, ein Medaillon mit Brillanten u. dgl. Nun fand sich Rauch im Kabinet und es zeigte sich, daß der Divan in Brand gerathen war; er wurde gelöscht und auf den Gang gebracht. Der Körper der Gräfin lag vor dem Sekretär, nur der linke Fuß war mit einem Schuh bekleidet. Der obere Theil des Körpers war gräßlich verbrannt und die Brust dampfte noch, der Kopf gleich einem verkohlten Klumpen. Etwa 5 Fuß hinter der Leiche lag ein Stuhl, die Lehne am Boden, von der Leiche ab und der Sitz aufwärts gerichtet. Der Fußboden in der nächsten Umgebung des Sekretärs war eingebrannt; aber da, wo die Leiche lag, war er ganz unverletzt. Das Sopha unter dem Spiegel zeigte eine 14 Zoll lange Brandspur, bis auf die Pferdehaare, die gesengt waren. Nur 2 Stühle waren vom Feuer angegriffen, der Spiegel über dem Sopha jedoch war vielfach gesprungen und mit einem braungelben Niederschlag überzogen. Der Schellenzug lag abgerissen am Boden und war am Ende etwas angebrannt. Die Stearinkerzen waren von der Hitze geschmolzen. Der Divan im Kabinet zeigte ein etwa 2 Fuß großes kegelförmiges Brandloch, die Kopshaare selbst waren durchgebrannt und die Gurten zeigten noch Brandspuren. In der Nähe des Divans wurde der andere Schuh der Gräfin gefunden. — Nach dem gerichtsarztlichen Befund war am Kopfe der Leiche von Haut und Haaren, Ohren und Nase Nichts mehr zu unterscheiden. Der Mund stand weit offen und die verkohlte Zunge ragte bis an den vordern Theil des Unterkiefers hervor. Einen Zoll unter der Herzgrube hörten die Brandspuren auf. Die Sektion der Leiche, die aus den oben angeführten Gründen erst am 11. August vorgenommen wurde, ergab natürlich wenig, da die Leiche verwest war; es fand sich jedoch ein Schädelbruch (Fissur), von dem aber doch die Gerichtsärzte nicht mehr sagen konnten, ob er durch die Verbrennung oder durch Gewalt entstanden sei. Die Schlüssel zum Wohn- und Vorzimmer der Gräfin sind nie mehr aufgefunden worden. In der Kloake fand sich ein seidener Lappen mit Blutspuren. — Obnsikat und Hofgericht, sowie mehrere Aerzte sind verschiedener Ansicht und nehmen Verbrennen durch Unvorsichtigkeit oder Mord an. Der Staatsprokurator erklärte die Sache so: der Thäter habe die Gräfin in dem Wohnzimmer zwischen 4 und 5 Uhr angegriffen, in das Kabinet verfolgt, nachdem sie vorher den Schellenzug ergriffen, um Hilfe zu rufen, und dann sich auf dem Divan zu verbergen, diesen in Brand gesteckt, den Brand mit den Füssen gelöscht, dann die unten offen stehende, mit Papier gefüllte, Schublade des Sekretärs angezündet und sich nach flüchtiger Plünderung des Sekretärs, nach Abziehung der Schlüssel von Thüre und Glashüre, entfernt. Daß dieser Mörder nur der Be-

diente Johann Stauff gewesen, sucht der subjektive Theil des Anklageaktes nachzuweisen. Während der Untersuchung zeigte er sich, nach der Schilderung des Untersuchungsrichters, als einen raffinierten Menschen, der die Verstellung ebenso in seiner Gewalt, als die durchdachtesten Lügen zu Gebote hatte. Sein Benehmen war fast durchgängig ein höhnisches, freches, wie es dem Gefühle der Unschuld bei der Schwere der Anschulldigung durchaus widerstreitet. Nur zuweilen gab sich eine tiefe Niedergeschlagenheit kund. Schon längere Zeit beabsichtigte die Familie Stauff eine Auswanderung nach Amerika, doch fehlten die Mittel dazu. Um sich diese zu verschaffen, konnte der Mord geschehen seyn. Von 4 Uhr an war Stauff allein mit der Gräfin im Hause und konnte sicher seyn, nicht gestört zu werden, was indess noch geschah durch die Ehefrau des Schiller, etwa um 4½ Uhr. Da diese aber nicht lange blieb, so war Stauff bis 5½ Uhr wieder allein, wo er fort ging, um den Grafen abzuholen. Von 7½ Uhr an war, nach Weggang des Grafen, Stauff wieder bis 8½ Uhr ganz allein im Hause und in diese Zeit fällt die Beobachtung der Rauchsäule und der Flamme im Kabinet. Wer anders als Stauff ist als Urheber desselben zu betrachten, wenn er sich nicht auszuweisen, oder Auskunft über jene Ereignisse im Hause zu geben vermag? Auffallend war auch die verirrte Weise, wie er den Schloß und Kaminfeger gerufen, nach denen ihn der Graf schickte, sowie, daß er nach Auffinden der Gräfin in Ohnmacht fiel und weggehren mußte; er zeigte Abends ferner noch große Schwäche, schwitzte und wechselte die Kleider. In der ersten Zeit nach dem Tode der Gräfin war Stauff mehre Tage hindurch wie verschlagen, suchte aber durch Pfeifen und Singen sich einen Anschein von Heiterkeit zu geben. Doch war er sehr zurückhaltend, wenn auf den Tod der Gräfin die Rede kam. Schon am Tage nach der Ermordung der Gräfin sprach er von Dienstaustritt, was besonders dem Kammerdiener Schiller auffiel. Bei Durchsuhung der Effekten des Angeschuldigten fanden sich auch zwei Aufsätze, die sich auf den Tod der Gräfin bezogen. Der eine enthielt ganz seine Erzählung von dem letzten Zusammensein mit der Gräfin im Bügelzimmer und was der Entdeckung der Leiche vorausging und nachfolgte; der zweite enthielt religiös-philosophische, in bombastischem Styl geschriebene, Betrachtungen über den Tod der Gräfin; beide will er einige Tage vor seiner Verhaftung zu seiner Uebung geschrieben haben. Vor dem Ereignisse hatte man bei ihm 6—7 Schächtelchen Zündhölzchen gesehen: am Tage nach der Katastrophe fanden sich nur mehr 2 Schächtelchen, aber ganz verkohlt. In Bezug auf den Mitangeklagten, Vater Heinrich Stauff, gibt der Anklageakt an, daß dieser am 6. Oktober 1847 zu Kassel verhaftet wurde, weil er ein Stück geschmugenes Gold von etwa 50 fl. Werth einem dortigen Goldarbeiter unter Verdacht erregenden Umständen zum Kaufe anbot. Zugleich wurden ihm andere goldene Schmuckgegenstände, ein Armband aus verschlungenen Goldfäden, eine goldene Brocheeinfassung, ein Fingerring aus Gold und Platina und Anderes abgenommen, über dessen rechtmäßigen Erwerb er sich eben so wenig ausweisen konnte. Der Graf erkannte dieselben aufs Bestimmteste als das Eigenthum seiner Frau, erklärte auch gleichzeitig, daß er eine sehr bedeutende Anzahl Schmuckfachen derselben gänzlich vermissen. Im unverbrannten Theile des Sekretärs fanden sich nur noch wenige Schmuckfachen und meist von geringerem Werthe. Der Schmuck von orientalischen Perlen mit Brillanten war, nebst einer Emailparure und anderen werthvollen Schmuckgegenständen vom Feuer zerstört worden. Heinrich Stauff, sonst in schlechten Verhältnissen stehend, zeigte sich auch ausserdem wiederholt im Besitze von Geld. Seine Angaben über Erwerb dieser Gegenstände waren höchst unwahrscheinlich. Als in der Untersuchung dem Johann Stauff das Armband ic. vorgelegt wurde und der Inquirent ihm vorhielt, daß diese Sachen im Besitze seines Vaters vorgefunden worden u. als Eigenthum der Gräfin anerkannt seien, stand Stauff fünf Minuten unbeweglich und sprachlos da, richtete aber dann eine gleichzeitige Frage an den Inquirenten. Am 5. Januar 1848 suchte der Angeklagte Johann Stauff zuerst den Grafen zu verdächtigen. Er gab im Verhöre an, daß er die Sachen habe, noch ehe die Leiche beerdigt war, zu ihm gesagt: wenn e

und Thaten zurückkaufen könnte. Am 1. Sept. endlich gestand Johann Stauff, nach dem Tode der Gräfin Gieschmeide derselben in ziemlich bedeutender Menge beseßen und durch Vermittelung seines Bruders seinem Vater zugestellt zu haben. Dabei gab er an, er habe es am 20. Juni (also 7 Tage nach dem Tode der Gräfin) Abends spät vom Grafen erhalten, unter dem eiblichen Versprechen, nie ein Wort davon sagen zu wollen. Er habe die Juwelen zwar betrachtet, aber nicht untersucht, so daß er nicht sagen könne; worin sie bestanden. Später habe er dieselben in einem Heckenbusch auf dem Wege nach dem Kirchhofe versteckt; dort habe sie sein Bruder geholt und sie ihrem Vater eingehändigt, als derselbe im Juli nach Darmstadt kam. Als sein Vater in Kassel verhaftet worden sei, habe er zum Grafen gesagt: „Sie haben mich in's Unglück gestürzt. Mein armer Vater muß nun des Goldes wegen sitzen und auf mich wird der Verdacht des Mordes hingeleitet.“ Um noch mehr die Last der Schuld von sich ab und auf den Grafen zu wälzen, sagte er weiter aus: es habe ihm geschienen, als er den Abend um 1/8 Uhr in seinem Zimmer gewesen, als wenn die Thüre zum Vorzimmer der Gräfin auf- und zugemacht würde. Er habe daher dem Grafen, als dieser bei seiner Rückkehr die Suppe verlangt und die Gräfin von ihm nicht gefunden worden sei, gesagt, daß er ja in der Frau Gräfin ihrem Zimmer gewesen sei, was jedoch der Graf in Abrede gestellt habe. Dieser habe des Abends auch ein blutiges Taschentuch hervorgezogen und bemerkt, die Nase habe ihm geblutet, was allerdings öfters der Fall gewesen sei. Der Graf erklärte die Verdächtigungen als die ausgefuchtesten, empfindlichsten Lügen. Auch hat die Untersuchung nicht das Geringsste ergeben, was, ausser jenen Verdächtigungen des Angeklagten, den Grafen auch nur scheinbar hätte belasten können. Der mitangeklagte Soldat, Jakob Stauff, der schon im November 1846 wegen Unterschlagung einer silbernen Uhr zu drei Wochen strengem Arrest und zur Degradation verurtheilt wurde, fiel in Ohnmacht, als er die Zugeständnisse seines Bruders vernahm, will aber von dem Inhalt des im Heckenbusch versteckten Päckchens Nichts gewußt u. geglaubt haben, was er auch behauptet, es sei Messing gewesen. Der Vater habe den Inhalt desselben erst auf der Fahrt auf der Eisenbahn untersucht; er läugnet aber in Bezug auf die anderen Goldsachen Alles ab. Erst am 5. April 1849 gestand nun auch der Vater Stauff den Empfang des Päckchens; es sei „so Perlenzeug, das man um den Hals thut“, darin gewesen und „von dem andern Zeug, das ihm abgenommen worden sei.“ In Frankfurt habe er das Perlenzeug in der Judengasse zu 12 fl. verkauft. — Bei der Sorgfalt, womit die Gräfin ihre Schmucksachen verwahrt hielt, war ein Diebstahl bei Lebzeiten derselben eben so wenig möglich, als bei Entbedung des Brandes und später. Ueber die von Johann Stauff versuchte Vergiftung des Grafen enthält den Anklageakt folgende Hauptpunkte. Am 2. November 1847 besand sich Nachmittags drei Uhr die, seit vier Wochen in den Dienst getretene Köchin, Margaretha Eyrich, in der Küche, um die Speisen für den Bierbrütsch des Grafen herzurichten, als Johann Stauff in die Küche trat und die Eyrich aufforderte, in dem Eßzimmer Feuer zu machen; sie erwiderte, sie habe eine Sauce fertig zu machen; Stauff drängte aber, so daß es vorkam, er wolle sie aus der Küche haben. Stauff holte hierauf einen Teller und sagte der Köchin, sie möge denselben abwischen. Sie erwiderte, er möge denn die Sauce rühren. Während dieß geschah, bemerkte sie, daß Stauff ein grünliches, enges Arzneigläschen mit der Hand über die Sauce so hielt, als wenn er Etwas in die Sauce geschüttet hätte. Auf die Frage, was er mache, gab er die Antwort: er wolle seine böse Hand wärmen. Als Stauff fort war, versuchte die Köchin die Sauce, fand sie übelstschmeckend und bemerkte eine grüne Beimischung. Als Schämbs in die Küche kam, zeigte sie es diesem, der meinte, es sei etwas Giftiges, doch befahl er der Köchin, ruhig zu bleiben. Inzwischen kam auch die Haushälterin, Marie Kassen-  
er, die den Kutscher todtentbleich und die Köchin ganz verwirrt vor Schrecken sah. Das Töpfchen wurde dann in den Schrank verschlossen und schon war ein  
ches auf den Herd gestellt, um neue Sauce zu bereiten, als Stauff ein-

rat, nach dem Herde hinsah, an Schämbs eine Frage richtete und wieder wegging. Auf Anrathen Schiller's trug Schämbs die Sauce sogleich zu Dr. Stegmaier, begegnete unterwegs dem Grafen und dieser ging, als er auf seine Anfrage das Ereigniß hörte, mit zu dem Arzte, der die Beimischung als Grünspan erkannte. Sogleich wurde der Polizei Anzeige gemacht und Stauff verhaftet. Nach der, vom Medizinalrath Dr. Merd vorgenommenen, chemischen Untersuchung enthielt die Sauce 15½ Gran Grünspan. Die Ehefrau Schiller gibt an, sie habe kurz vorher mit Stauff im Garten gesprochen und dabei denselben wilden, unheimlichen Blick abgenommen, wie damals, wo sie mit ihm im Bedientenzimmer sprach. Im Anhören gab er die ganze Erzählung von seinem Aufenthalte in der Küche zu, nur erregte er bis ans Ende, daß er Etwas in die Sauce geschüttet habe; doch gernd er schon am 2. September zu, daß er an diesem Tage im Besitze von Grünspan gewesen sei, den er sich durch seinen Bruder Jakob gekauft habe, um damit die gelbe Livrenweste grün zu färben; doch stellte er in Abrede, zu wissen, daß Grünspan Gift sei? — Oeffentliche Verhandlungen des Stauff-Börlig'schen Prozesses. Das Hauptverfahren fraglichen Prozesses vor den Geschworenen begann am 11. März 1850. Das Publikum hatte sich in dichten Massen von Stunden lange vorher im Gasthaus zum „Darmstädter Hof“, wo die Sitzungen stattfanden, eingefunden und füllte beim Oeffnen des Saales diesen augenblicklich. Die Blicke waren auf die Bank der Angeklagten gerichtet, wo bald darauf, mit Vater und Bruder, den Mitangeklagten, Johann Stauff sichtbar ward. Letzterer erschien hügelkleidet, war aber blaß, krank aussehend, zeigte jedoch eine heitere, lächelnde Miene und stets die gespannteste Aufmerksamkeit; der alte Stauff hat ein vermischtes, heimtückisches, heuchlerisches Gesicht; er saß meist mit gefalteten Händen, niedergeschlagenen Augen da und ohne sich zu rühren; Jakob Stauff endlich, ein starker, aber geistlos aussehender Bursche, erschien in seiner Uniform; der Vertheidiger hörte er zu, ohne besondere Aufmerksamkeit zu zeigen. — An dem Tische saßen die Vertheidigern, den Advokaten Emmerling und Metz, fassen, ausser den Professoren Bischoff und Liebig von Gießen, noch die Mitglieder des Medizinallegiums als Experten. Vor den Geschworenen auf dem Boden steht ein mehr als hohes Mobell des gräflich Börlig'schen Hauses; jedes einzelne Stochwerk war von Sachverständigen, so wie vom Angeklagten Johann Stauff selbst richtig benannt und dieses attestirt worden. Der vordere Theil des Saales war gedrängt mit Zeugen besetzt, obgleich sie für diesen ersten Tag entlassen worden waren. — Das Publikum verhielt sich ganz ruhig. Das Verlesen des Anklageaktes nahm viel Zeit weg, daß bei dieser ersten Sitzung der Staatsanwalt-Substitut nur noch die Anklage begründen konnte. In der zweiten Sitzung des Affensofes am 12. März wurde, nach Vernehmung mehrerer Zeugen, auch Stabsarzt Dr. von Siebold, der bekannte Verfechter der Theorie und Möglichkeit der Selbstvergiftung der Gräfin, vernommen \*). Er gab eine ausführliche Beschreibung der Leiche, welche er, zu Hülfe gerufen, noch am Abende des Unglückstages, also gleich nach Entstehung des Ereignisses, sah; dann bei der Sektion derselben. Im Wesentlichen stimmte er mit dem Medizinaldirektor, Dr. Graf u. überein. Als ihm (Siebold) aber der präparirte Schädel der Gräfin vorgelegt wird, behauptet er, daß sei zwar ein weiblicher, aber nicht der der Gräfin, den er früher gesehen, der er habe sich damals in seiner Aufnahme getäuscht. Damals seien am Rest der Unterkiefer viele Haarrischen gewesen, die jetzt fehlten; eben so vermisse er die gleichmäßige Verfohlung am Rande des Schädelrestes. Doch könne er nicht glauben, daß ein anderer Schädel untergeschoben worden sei. Der Präsident verlegte die weitere Erörterung dieses sonderbaren quid pro quo auf den folgenden Tag. Am 13. März wurden nun in der fortgesetzten Sitzung die Zeugen des vorigen Tages einzeln über diesen Gegenstand vernommen und Jeder derselben behauptete

\*) Man vergleiche Liebig's Schriftchen: „Zur Beurtheilung der Selbstverbrennunglichen Körper.“





er gewesen sei, könne er bezeugen. Nun wurde in einer Richtung des Ver-  
 richts eine Epistole eingeschoben. Der Staatsanwalt trug vor, daß einige Zeu-  
 gen dringenden Wunsch zu erkennen gegeben hätten, vernommen zu werden,  
 sie entlassen würden, weil ihre häuslichen Geschäfte ihre Rückkehr erheischen.  
 Präsident gab diesem Wunsche Gehör. Zuerst erschien ein Goldarbeiter,  
 haast in Kassel, welcher angab, am 6. Okt. 1847 sei ein ältlicher Mann in  
 rnkleidern zu ihm gekommen und habe ihm geschmolzenes Gold zum Verkaufe  
 oten; dies sei ihm verdächtig vorgekommen, daher er auf das nahe Polizei-  
 u geschickt und bewirkt habe, daß der Mann verhaftet worden. Zeuge er-  
 e in dem Angeklagten den Heinrich Stauff, der die ihm gezeigte Goldmasse als  
 rklärte, welche er in Kassel dem Zeugen zum Verkaufe anbot. Auch einen  
 und ein zerbrochenes Armband von unächtem Gold sah Zeuge bei demselben.  
 Vorlesung des Protokolls der Polizeibehörde zu Kassel und Vernehmung  
 r anderer Zeugen, wird der ehemalige Kutscher des Grafen von Görlich, der  
 : Schuhmacher Schämbs in Undenheim (Provinz Rheinheffen), vernommen.  
 besonderem Interesse ist seine Aussage in Bezug auf sein Verhältniß zu Jo-  
 r Stauff. Er habe bis zu jenem verhängnißvollen Tage des 13. Juni in  
 : Vernehmen mit ihm gestanden; nachher habe er Nichts mehr von ihm wissen  
 r, indem er ihn zu Schwänken geneigt gefunden. Gleich am folgenden Tage  
 Stauff sich geäußert, er wolle einen bessern Dienst suchen, so daß er, Zeuge,  
 er indignirt, daß derselbe nicht einmal so lange gewartet, bis die Ueberreste  
 rädin bestattet, ihm einen Beweis ertheilt habe, den er ruhig hingenommen.  
 dieser Absicht, schnell den Dienst zu verlassen, ehe der trostlose Graf habe  
 denken können, wie es gehalten werden solle, habe er, Zeuge, Grund zum  
 ihn geschöpft u. Schämbs gab ferner an, Stauff habe sich dem Geschäfte  
 inführung zur Leiche seiner Herrin und der Ausbedung derselben entzogen,  
 s er, Zeuge, dies habe übernehmen müssen. Er gedachte weiter auch des  
 ltmiffes des Angeklagten zu seiner Geliebten, die ihm ein Kind geboren;  
 habe sich bei ihm beklagt, daß Stauff mit seinem Gelde nicht auskomme, von  
 h Geld geben lasse, so wie auch Kleidungsstücke (6 Hemden). Schämbs  
 weiter an, daß Stauff Briefe unterschlagen und bei der Wiederausgrabung  
 eiche der Gräfin eine Bewegung mit den Armen gemacht habe, als wenn er  
 sagen wollen: Ich habe Wunder geglaubt, was hier vorgehen soll; eine  
 Aeussereung habe auch Jemand vernommen. Sonst beschäftigte sich die  
 ge des Zeugen ausführlich mit den Vorgängen am Nachmittag und in der  
 : des 13. Juni, mit jenem Vergiftungsversuche zu Anfange Novembers, ohne  
 ste neue Momente von Wichtigkeit auftauchen ließ. In diese Zeugenver-  
 ung verwoh sich die Hindeutung auf den durch Erdrosseln bewirkten gewalt-  
 : Tod des Infels der Gräfin (Herr Schulz in Frankfurt am Main) im  
 rgegangenem Jahre 1846, an dem ein Bedienter desselben Theil genommen.  
 Borrufung des Kammerdieners des Grafen, Friedrich Schiller, am Schluß der  
 ng hatte nun den Zweck, die Vernehmung desselben (am folgenden Tage)  
 bereiten. Die Vormittagsstizung der Assisen vom 15. wurde durch Verneh-  
 des Kammerdieners des Grafen von Görlich ausgefüllt. Schiller ist vielleicht  
 ichtigste Zeuge. Er sagte aus: er habe an jenem Nachmittage, 13. Juni  
 , einige Minuten nach 4 Uhr das Haus seines Herrn verlassen, um mit sei-  
 kleinen Knaben einen Ausflug nach dem Dorfe Eberstadt (1½ Stunde südlich  
 Darmstadt) zu machen. Unterwegs habe ihn Etwas angewandelt, was er noch  
 lebt, das ängstliche Gefühl, die Gräfin werde allein im Hause zurückbleiben,  
 der Bediente der Gräfin (Stauff) es verlassen, um den Grafen von Hof  
 zubegleiten. Er habe daher zu seinem Knaben gesagt, sie wollten jurüd-  
 : Nur auf die Bitte seines Kindes habe er sich entschlossen, die Wanderung  
 setzen; nach Zurücklegung einer kurzen Strecke habe ihn das gleiche Gefühl  
 härker ergriffen, so daß er wiederholt die Rückkehr beschloffen habe. Die  
 sten Wünsche des Knaben hätten ihn vermocht, seinen Entschluß

Auch die Nachmittagsßitzung wurde von der Vernehmung Schillers ausge- Seine Aussagen tragen das Gepräge der Wahrheit, wenn er sich auch man- etwas weitläufig und sogar geschwäßig über einzelne Punkte ausläßt. Ueber Leben beider Ehegatten kann Zeuge nichts Nachtheiliges mittheilen. Daß er, Stauff erwähnte, gesagt, sie seien einmal mit Messern aufeinander losgegar sei eine Lüge. Die Gräfin habe alle ihre Schlüssel regelmäßig in einem Kört und dieses immer bei sich gehabt; sie sei sehr mißtrauisch und zurückhaltend g sen und habe selbst über 6 Kreuzer eine Quittung von der Dienerschaft verlei Nach Auffinden der Leiche sei der Graf sehr trostlos gewesen, Stauff dag hätte hester geschienen, gepuffen u. s. w., wenn auf den Tod der Gräfin die gekommen, sei er zurückhaltend und nachdenklich gemorden, auch beim Serviren Mittagessens sei dieß bemerklich und dem Grafen auffallend gewesen. — Dat eigniß vom 13. Juni 1847 erzählt Zeuge, wie es schon mitgetheilt worden. Stauff habe er etwas später im Bedientenzimmer ganz erschöpft auf dem gefunden, wo dieser ihn um die Erlaubniß gebeten habe, die Nacht in seiner nung zuzubringen; er habe es ihm erlaubt und den folgenden Tag von seiner gehört, daß Stauff die Nacht ungeheuer geschwitzt habe. Belangreich ist daß, nach Ansicht des Zeugen Schiller, die Menge aufgefundenener Kohlen nicht vom Sekretär herrühren konnte. — Schiller hatte auch kurze Zeit nach Beerdi der Gräfin einen Zusatz zu ihrem Testamente in ihrer Schreibmappe gefun Da ihn der Graf Görlitz zu den Akten gegeben hatte, so wurde er verlesen Befragt über den Umgang der Dienerschaft mit anderen Personen, bemerkt E ler, daß er mehrfach den Ausläufer einer Apotheke bei Stauff gesehen. Di darum gefragt, will sich Anfangs gar nicht erinnern, nachher aber fällt ihm i und Wohnort desselben ein. Ein wichtiger Umstand, indem er vielleicht Richt breiten kann über die Weise, wie sich Stauff Flüssigkeiten und andere Gegenß verschaffen konnte. Zeuge Schiller gibt noch dem Stauff das Zeugniß eines fre schaftlichen, dienßfertigen Wesens; Kinder habe er geliebt, auch seinen (des gen) Knaben, den er immer habe beschenken wollen, wenn er es zugegeben h Das Bemühen des Zeugen, gerecht und parteilos zu seyn, der Wahrheit Stimme zu geben, machte einen günstigen Eindruck. — Am 16. März wurd der Affisenßitzung zuerst der Schlossergesell Johann Seig vernommen, der an j Abend von der Straffe hereingerufen wurde, um durch Eröffnung von Thüren den Zweck der Auffuchung der unglücklichen Frau mitzuwirken. Er gab im Wes chen an, was bereits durch den Anklageakt bekannt ist. Für diese Vernehmung u das Modell des Görlitz'schen Hauses benützt. Hierauf folgte die Fortsetzung Vernehmung des ehemaligen Kutschers Schämbs, der vorgestern (am 14. M beauftragt worden war, aus seiner Heimath die, ihm vom Grafen überlasse Möbel aus dem Wohnzimmer der Umgekommenen theilweise hieher abzulie Er brachte 2 Stühle — von Mahagoniholz mit gepolsterten Sizen — f Stücke der alten Ueberzüge. Diese Gegenstände wurden dem Professor Liebig Expertise übergeben. Dr. v. Siebold fragte, ob kein Theil des Körpers der G in den Kohlen gefunden worden sei? Schämbs und Schiller verneinten es Dr. Graf bemerkte, es habe nur ein Theil des obern Kopfknochens vom li Arme gefehlt. Eine Nachfrage des Staatsanwalts über die Aeußerung des St „er wolle, die Gräfin verbrenne mit ihrem Schmucke,“ veranlaßten diesen zu Bemerkung, Schämbs habe einmal geäußert, „er hätte Lust, die Gräfin to schießen.“ Schämbs erläutert dieses Erzählen des Vorfalls, wonach Stauff l eine unterlassene Mittheilung die Gräfin zur Entlassung des Schämbs aus Dienste veranlaßt habe; als sie jedoch den wahren Sachverhalt gehört, hab den Stauff dadurch gestraft, daß er ihr 8 Tage lange nicht dienen durfte. I zimalrath Merk wünscht, von Schämbs zu erfahren, ob in der Waschküche g schen worden sei, während die Stühle darin gestanden. Schämbs weiß nur u davon; doch seien die Möbel durch ein Brunnengeßell geschützt worden. Sd weiß über den Streit zwischen der Gräfin und Schämbs wenig zu sagen; S

aptet, die Gräfin befähigt zu haben und Schäms lüge, wenn er behauptete, Gräfin habe ihm damals den Dienst 8 Tage lange verboten. Der Präsident eist hierauf dem Stauff diesen Ausdruck nachdrücklich und droht ihm Ab-  
 eing bei Wiederholung an. Schäms sagt hierauf weiter aus über den Sekre-  
 den er nach Wegnahme der Schlösser und der Bronzeverzierungen mit der  
 gerschlagen hatte. Von den 8 Päckchen der Streichzündhölzchen, welche Stauff  
 kurz vor dem Ableben der Gräfin besaßen, seien gleich darauf nur noch höch-  
 2, und zwar verkohlt, vorhanden gewesen; die Gräfin habe zum Schreiben  
 Tisch im Kabinet neben der Wohnstube benützt; am Schreibsekretär (Kauitz)  
 pterer habe sie sich nur Notizen gemacht, die in Beziehung zu dem Inhalte  
 s Möbels gestanden. Schreiner Wirthwein überreicht dem Präsidenten eine  
 chnung der Quantität des Holzes, welches durch die Verbrennung dieses  
 els verzehrt worden sei. Der Präsident verschiebt die nächste Sitzung aus-  
 er Rücksicht auf die Geschworenen, welche nach solcher heftiger Abspannung  
 Erholung bedürfen, auf Montag den 18. März, 10 Uhr Vormittags. In  
 Morgensitzung dieses Tages stellte der Bertheidiger des Johann Stauff noch  
 je Fragen an den Zeugen Schäms wegen der vermisteten Schlüssel zu dem  
 s und Wohnzimmer der Gräfin, wegen eines Streites zwischen dem Zeugen  
 Angeklagten, was Erstern veranlaßte, eines Gespräches zwischen ihm und  
 Beisebten des Letztern zu gedenken, demzufolge sich diese über ihren Liebhaber,  
 Vater ihres Kindes, beschwert habe, weil er Nichts für dasselbe thue. Er,  
 je, habe diesem Frauenzimmer den Rath ertheilt, zu verhindern, daß sie von  
 1 Liebhaber zum zweiten Male Mutter werde. Dr. Med. Heumann wurde be-  
 , ob die Gräfin sich in seiner Gegenwart geäußert habe, wie es bei ihrem  
 ben in Bezug auf die Behandlung ihrer Leiche zc. gehalten werden solle? Zeuge be-  
 diese Frage; sie habe sich in seiner Anwesenheit ausgesprochen, daß ihre Leiche nicht  
 Sektion ausgesetzt werden solle; Zeuge erklärte die Abneigung der Gräfin gegen  
 Akt aus ihrer Individualität und besonders aus ihren religiösen Ansichten. Die  
 t vernommenen drei Zeugen und die Zeugen der Nachmittags-Sitzung hatten  
 sich gemein, daß sie alle an jenem Abende (13. Juni 1847) sich in dem  
 chen Hause zusammensanden und mehr oder weniger die Thatsache beurkundeten.  
 en. Zeuge, Schmid Wezel, drang zuerst in das durch Sprengung der Thüre ge-  
 e Wohngemach; hinter ihm der Graf, der ausrief: „Hier liegt die Unglückliche!“  
 Professoren Liebig und Bischoff tragen durch Fragen zur genauen Angabe und  
 gen Ermittlung bei. Staatsanwalt und Bertheidiger wirken in ihrem ver-  
 enen Interesse dazu mit, wobei das Mobell des Hauses wieder benützt wird.  
 e zog die Leiche an den Beinen in das Vorzimmer; in das anstoßende Kabi-  
 rang er nicht, weil es mit Rauch angefüllt war und er sich zurückgezogen  
 um, um im Falle einer Entwendung Verdacht von sich ferne zu halten. Den  
 ff sah er nicht. Nach seiner Meinung befragt, sprach sich Zeuge, als ein  
 Feuer umgehender und dessen Wirkung kennender Handwerker, dahin aus, daß  
 Verbrennung des Körpers der Gräfin nicht durch den Brand des Sekretärs,  
 icht so heftig habe wirken können, verursacht worden sei. Buchdrucker Kichler,  
 gerufen von der Ehefrau des Kammerdieners des Grafen durch den Zuruf:  
 Gräfin sei erstickt,“ betheiligte sich an der gewaltsamen Eröffnung der Thüre  
 Vorzimmer durch Schläge mit einem Beile. Die Lage der Leiche nahm  
 e nicht wahr. Den Grafen fand er sehr angegriffen u. aufrichtigen Schmerz  
 inen Zügen. Zeuge Corporal Stroh, vom Dragonerregiment, erzählt, wie er  
 einen Flügel der Thüre des Wohngemaches aufgesprengt habe, worauf Wezel  
 t eingedrungen sei; die Leiche der Gräfin habe er erst erblickt, nachdem sie in  
 Wohnzimmer gezogen worden sei. Zeuge Jahres drang nicht in das Wohn-  
 er ein; den Stauff habe er nicht gesehen, während er bezeugen, daß er  
 Grafen denselben Abend nach 6 Uhr vom Hofe habe abfahren gesehen, daß er  
 auch später, nach 7½ Uhr und gegen 8 Uhr, wahrgenommen  
 oger Wenzel schildert als Je Brand des Sekretärs u

beim Fegen der sämmtlichen Schornsteine am nächsten Tage wegen Dunkelheit nichts Auffallendes wahrnahm. Tapezier Verbenich schildert ebenfalls den Brand des Kauniges und geht dann in viele Einzelheiten ein, indem er das, in den Divan eingebrannte, Loch beschreibt, die Beschaffenheit des Spiegels im Wohngemache angibt, dessen Rahmen er noch heiß gefunden etc. Etwa 14 Tage nach dem Tode der Gräfin sei Stauff zur Entledigung eines Auftrages zu ihm gekommen; da habe er den Stauff gefragt, wie die Gräfin wohl umgekommen sei? worauf dieser nur geantwortet habe: er wisse es nicht; übrigens habe er an demselben Nichts Auffallendes wahrgenommen. Der letzte Zeuge, Kammerherr Riedesel, Freiherr von Eisenbach, bezeugt im Einklange mit den übrigen Zeugen viele Wahrnehmungen, besonders auch den aufrichtigen Schmerz des Grafen, der nicht erfüllt gewesen; die bemerkten Kohlen kamen dem Zeugen ähnlich denen aus Kohlenweilen vor. — Am 19. März wurden die Verhandlungen fortgesetzt; die zwei zuerst vernommenen Zeugen deponiren im Wesentlichen von dem großen u. aufrichtigen Schmerz des Grafen. Der Präsident läßt hierauf die Köchin Haubach vortreten, die mit sehr leiser Stimme angibt: sie sei während der ersten 9 Monate des Jahres 1847 im Hause gewesen; am Nachmittage des 13. Juni habe die Gräfin, wie immer, aus freien Stücken ihr erlaubt, daß sie ausgehen könne, und zwar bis 9 Uhr Abends, wie gewöhnlich. In der Bedientenküche habe sie den Bedienten Schiller und Stauff Adieu gesagt, so daß auch Letzterer ihr Ausgehen erfahren habe und dabei habe annehmen müssen, daß sie erst gegen 9 Uhr Abends zurückkehren werde. Gegen 3 Uhr Nachmittags sei sie, nachdem sie oben noch die Gräfin, der sie etwas besorgt, in ihrer Garderobe gesehen und ihr die Schlüssel abgeliefert, ausgegangen und erst um 9 Uhr sei sie wieder nach Hause gekommen. Von dieser Zeit an sind die Wahrnehmungen der Zeugin mit den Angaben früherer Zeugen übereinstimmend; den Stuhl jedoch, den andere Zeugen hinter der Leiche liegend gefunden haben, will Zeugin stehend gesehen haben. Ferner bemerkt die Heubach, daß Stauff an jenem Abende Wasser getragen habe, worauf er ihr nicht weiter zu Gesicht gekommen sei. Eine Aeußerung der Zeugin veranlaßt auf Aufforderung den Kammerdiener Schiller zur Aussage, daß am Tage nach dem Todesfalle Stauff in Gegenwart von Mehreren aus einem Gebetbuche vorgelesen habe. Zum Nachdenken forderte die beachtenswerthe Frage eines Geschworenen: ob Stauff nach jenem Ereignisse einen Hund gehabt? eine Frage, die bejaht wird. (Vielleicht wollte der Angeklagte aus Furcht nicht allein seyn.) — Die Nachmittagsstzung wurde durch die Vernehmung der Ehefrau des Kammerdieners Schiller, mit welcher noch Vormittags begonnen worden war, ausgefüllt. Wir haben bereits Details über die Anwesenheit der Zeugin im gräflichen Hause am Nachmittage des 13. Juni 1847 erfahren. Am Abende jenes Tages, gibt sie an, sei Stauff gegen 10 Uhr in ihre Wohnung gekommen und habe nach Eröffnung der Thüre erklärt, er sei herüber geschickt worden, um ihren Ehemann in's Haus des Grafen zu rufen, weil dieser, seine Gemahlin vermissend, in Verzweiflung sei. Bald nach Entfernung ihres, aus dem Schlafe geweckten, Mannes habe sie lebhafteste Bewegungen im gräflichen Hause durch hin- und herwandernde Lichter wahrgenommen und sei deshalb ebenfalls dahingegangen. Nachdem sie dort einige Zeit verweilt, habe Stauff, von seiner Stube aus, sie vom Gange des mittlern Stockes herabgerufen; eintretend, habe sie denselben in einem fast ohnmächtigen Zustande gefunden; sie habe seine linke Hand, die schwer in der ihrigen geruht, ergriffen und ihn an das Bett geführt, auf welches er sich gesetzt habe; dann habe sie ihm ein Glas Wasser gereicht, das habe er getrunken. Als ihr Mann gekommen, habe Stauff denselben gebeten, ihm zu gestatten, daß er sich in seiner Wohnung zu Bette legen dürfe, was derselbe bewilligt habe. Dort schwißte er die Nacht über so heftig, daß die rothe Farbe des Hosenträgers Stauff's (der sich mit seinem Kleider zu Bette legte) sich dem Bettüberzuge mittheilte. Der Präsident fragte sie, ob Stauff von dem Tode der Gräfin mit ihr gesprochen, worauf sie entgegnete: er habe einmal geäußert, es komme heraus und wenn es die Hüfner aus

dem Miß fragen sollten. Weiter befragt, ob sie Verdacht gegen ihn habe? antwortete sie bejahend; nur Anfangs habe sie geglaubt, daß ein Zufall gewaltet habe; bald sei sie aber anderer Meinung geworden und diese habe sie ihrem Ehemanne mitgetheilt, der es für sündhaft u. bedenklich erklärte, ohne Grund an eine Schuld zu glauben. Als Grund des Verdachts habe sie aber betrachtet jene Vorläufe am Todestage der Gräfin, das Fehlen der Schlüssel zum Vor- und Wohnzimmer derselben, das spätere Benehmen Stauff's, einzelne Mittheilungen ihres Ehemannes, die Streichfeuerzeuge u. Ueber die Aussagen dieser schwer belasteten Zeugin vernommen, verwickelte sich Stauff in unwahrscheinliche Angaben; inen ihm besonders schädlichen Eindruck machte sein Versuch, die wider ihn sprechenden Zeugen als zur Verschwörung gegen ihn verbunden darzustellen. Die Zeugin Schiller war vor ihrer Verheirathung im Jahre 1840 ein halbes Jahr Kammerjungfer der Gräfin und hatte so Gelegenheit zu bestimmten Wahrnehmungen in Bezug auf persönliche Eigenschaften der Gräfin; sie erzählte auch davon, daß letztere ihrem Gemahl, dem Grafen, viele Aufmerksamkeit zuwendete; Unfrieden zwischen diesem Ehepaare habe sie nie wahrgenommen. Als Zeugin aussagte, Stauff habe an jenem Nachmittage (13. Juni) eine Schürze vorgehabt, so gab esfer, welcher früher diesen Umstand ganz in Abrede gestellt hatte, denselben als möglich zu. Der vorgeschickte Buchdrucker Kichler, Schiller's Hauswirth, bezeugte viel, daß die Ehefrau seines Miethers sich in seiner Gegenwart über den wilden Tod Stauff's an dem Nachmittage des 13. Juni geduffert habe. Alle Blicke des Publikums waren dem Angeklagten zugewendet und bemüheten sich, in seinem Innern zu lesen. — In der Vormittagsitzung vom 20. März wurden Schämbs und Schiller über die Einrichtung der Treppe und der daneben stehenden Laufstiege vernommen. Geheimrath Oberforstath v. Webedind sprach sich aus über das Verhältniß des Brennstoffes der verschiedenen Holzarten, besonders des Eichen- und Buchenholzes (aus solchen Holzarten bestand der mit Mahagoni furnirte Kaunig); einander, sowie über das Verhältniß der Kohle zu dem Holz, durch dessen Verbrennung sie entstanden und legte darüber eine Berechnung vor. Landwirth Sarricus aus Mexico, dem Vaterlande des Mahagonibaumes, der vor einigen Jahren von Darmstadt dahin ausgewandert und sich im Staate Veracruz niedersiedelte, jetzt aber sich zu einem längern Besuche bei seinen Verwandten in Darmstadt aufhält, wurde aufgefordert, um seine Kenntnisse von der Brennbarkeit dieses Holzes darzulegen; er stellte die Brennbarkeit dieses Holzes wegen der Schwere noch über die der Eiche, die gleichfalls in Mexico einheimisch sei; das Mahagoniholz ist zwar schwerer in Brand zu setzen, aber die Hitze dann auch intensiver. Nun legte die Vernehmung der Maria Raffenberg, der jetzigen Ehefrau des gewesenen Rutschers Schämbs, welche den Rest der Sitzung ausfüllte. Zeugin ward 140 Kammerjungfer der Gräfin und blieb nach Auflösung dieses Dienstverhältnisses noch in Verbindung mit ihrer frühern Herrin, von der sie von Zeit zu Zeit in verschiedenen Dienstverrichtungen verwendet wurde. Noch in den letzten Tagen hatte sie Antheil an der Besorgung der Wäsche. Bei der Nachricht von dem gewaltsamen Tode der Gräfin sei sie in das Haus gegangen und, wie sie das verfallene Wohngemach der Unglücklichen betreten, sei ihr unwillkürlich eine Ausrufung des Bedienten Stauff vor die Seele getreten. Dieser sei einmal ausgeregt vorüber, wisse sie nicht) von der Gräfin gekommen und habe ausgerufen: „Ich wünschte, daß die Gräfin ihren ganzen Schmutz, ihre Bracelets und Alles vor mich brennen sehen und selbst mit brennen müßte.“ Sie habe ihn darum erkaunt angesehen; da habe er sein Gesicht zu einem Lächeln verzogen, als wenn er damit sich erkennen geben wollte, er habe geschert. Sie deponirt weiter, daß Stauff zwei Briefe der Gräfin an sie unterschlagen habe, wohl in der Absicht, sie fern zu halten und sein Vorhaben leichter auszuführen. Vom Präsidenten wurde ob sie noch weitere Vermuthungen habe, gedenkt Zeugin der Mittheilung Schiller's noch vor dem Vergiftungsversuche über jenen Vorfall am 13. Juni. Zeugin blieb nach dem Tode der Gräfin zwei

wahrgenommen; ihr Vater (inzwischen gestorben) habe noch den letzten bemerkt. Der Bruder der Zeugin, August Ketzula, gibt an, er sei an jenem um 8½ Uhr nach Haus gegangen und habe, von seiner Schwester gerufen, den Vorhang des Kabinetsfensters der Gräfin in der Mitte der untersten rechts eine Flamme bemerkt, die bald höher gestiegen, bald sich gesenkt, sie endlich erloschen. Seine herbeigerufenen Eltern hätten das Gleich ihre Absicht sei gewesen, den Grafen davon zu benachrichtigen, sie hätten unterlassen, weil die Erscheinung bald vorüber gewesen. Durch Benützung von Hilfsmitteln und gestellten Fragen wird noch ermittelt, daß die Sehlinsgen auf den Divan hinsührte u. der Schreibtisch am Fenster des Kabinetstheils der sich zudeckenden Flamme verdeckte. Zeuge weiß, durch ein bestimmtes mal geleitet, daß die Flamme 5 Minuten nach 9 Uhr erlosch. Die Mutter pontirt auf gleiche Weise. — In der Nachmittagsitzung schenkte das Geschworenenpublikum besondere Aufmerksamkeit der Vernehmung der Gattin des Regimentsführers, geborene Friedrich, die, gleich der Gräfin in Frankfurt am Main mit ihr von gleichem Alter, auch deren Jugendfreundin war. Sie, „Fräulein von Blitt ward, als das einzige Kind, von ihren Eltern diese wünschten, gleich dem Grafen von Görlich, die Verbindung ihr mit dessen Sohn; sie kam zu Stande u. zwar mit Hilfe der Neigung zu dem für sie bestimmten. Anfangs war die Ehe nicht sehr glücklich; Ehefrau hegte Wünsche, doch beklagte sie sich nicht. Später heiterte sich der Himmel auf; die Ehegatten wurden sich unentbehrlich.“ Angeregt von dem Präsidenten, gedenkt Zeugin eines Gerüchtes „die Gräfin habe sich Leiche des Schloßgartens ertränken wollen“; ihre Freundin, die Gräfin, richtete von diesem Gerücht bekommen u. sich bei ihr unter bitteren Thränen, daß man sie für fähig halte, einen Selbstmord zu begehen. Zeugin sagt, sie habe eine solche That ihrer Freundin nie zugetraut, weil sie die Leiche derselben gekannt. Die Scriptur, worin die Gräfin die Secirung verbietet, Zeugin als von der Hand der Gräfin geschrieben. — Der Präsident sagte: „Bis jetzt sei der objektive Charakter der Gegenstände der Untersuchung gewesen, obgleich die Aussagen der Zeugen diese Gränze überschritten hätten unvermeidlich gewesen. Was dadurch bereits an's Licht getreten sei, u. die Geschworenen einstweilen im Hintergrunde lassen; die jetzt im Vordergrund der Frage sei: „ob die Gräfin eines gewaltsamen Todes gestorben sei und; verbrecherische Hand?“ Um das Ziel, die Beantwortung dieser Frage, zu erreichen müsse der Pfad erleuchtet werden, der dahin führe. Die Gutachten der Wissenschaft würden diese Leuchte seyn; zu den Elementen derselben die bereits vorliegenden Aktenstücke, worin sich die Experten bereits äußern hätten, so daß deren Verlesung geboten sei. Sohin wurde dann die Verlesung der verschiedenen Protokolle und Gutachten vorgenommen. — Auch die Nachmittagsitzung am 22. März wurde durch Verlesen von Aktenstücken aus der Nachmittagsitzung begann mit Vernehmung von Zeugen. Christian Ketzula, Aktuar bei dem Darmstädter Stadtgericht für Untersuchungssachen, der die Aufnahme des Augenscheins am Morgen der Schreckensnacht fi pontirt über seine Ansichten, die er von dem ganzen Vorfall hatte. Das Verhalten des Grafen sei ihm sonderbar vorgekommen; er sei immer anwesend gewesen habe eine gewisse Kenntnis an den Tag gelegt, besonders in Bezug auf die Leiche. Nachdenken während der Nacht habe Zeugen auf die Verlesung gebracht, die Gräfin sei ermordet worden. Er wolle seine Vernehmung nützen, um anzugeben: er habe am Halse der Leiche Blutspuren und einen Krebs von Oberohren, Schwester des Mitangeklagten, Heinrich etc. Tante der beiden angeklagten Brüder. Da dieselbe bei ihrer Vernehmung zurückhaltend ist, veranlaßt der Präsident die Verlesung des Protokolls früherer landgerichtlichen Aussagen. Diese waren dahin lautend, daß il

seine Eltern ungehorsam gewesen sei und ihr Vater ihm „ein böses Ende“ zeit habe. Von der goldenen Schnalle, welche ihr Bruder vor 30 Jahren u. u. woraus er das, bei ihm gefundene, geschmolzene Gold gewonnen haben ist der Zeugin Nichts bekannt, ebenso wenig von dem Ringe, in dessen Besitz befand. Bald darauf fordert der Präsident den Professor Bischoff auf, den ihm in dem Anatomiegebäude in Gießen mit einer Leiche vorgenommenen Versuchsversuch zu schildern, was Zeuge in einem ausführlichen Vortrage. Der Versuch hat den Zweck, zur Beantwortung der Frage beizutragen: ob ihnen sei, daß die, zwei Fuß von dem in Brand stehenden Kauniz liegende, der Gräfin durch diesen Brand in den Zustand versetzt worden, in dem sie an ward. Hierauf fordert der Präsident den Dr. Graff auf, den Geschworenen die Mittheilung über den, von ihm hier (Darmstadt) an einer Leiche ange-, Versuch (durch Verbrennung des Kopfes mit angezündetem Weingeist) zu . Dies geschieht und Zeuge beurfundet das Ergebnis seines Versuches an verkohlten Kopfe. Dieses Experiment hat den Zweck, zur Ermittlung des ob des beizutragen, ob die Leiche der Gräfin durch eine besondere Operation bekannten Zustand versetzt worden sei. Es erscheint dies jetzt als wahr-, weil die experimentirende Verkohlung des Kopfes große Ähnlichkeit hat mit dem Kopfes der Leiche der Gräfin und Dr. Graff hervorhob, die von ihm vorgenommene Operation nöthige nicht, sich zu entfernen; er, nebst fünf anderen, habe dem ganzen Verbrennungsprozeße beiwohnen können, der nur fünf Stunden gedauert habe (der von Professor Bischoff hatte mehre Stunden in sich genommen). Dr. Heumann, welcher die Leiche der Gräfin in der ersten Sektion, stellte, aufgefordert, Vergleichen zwischen dem von Dr. Graff vorgelegten Kopfe und jenem der Leiche an. — Am 23. März wurde die Sitzung, wie gewöhnlich, Vormittags um 9 Uhr eröffnet und erst gegen 2 Uhr Nachmittags beendet, da von einer Nachmittags-Sitzung abgesehen wurde. Der Präsident eröffnete die Sitzung mit einer Anknüpfung an die Geschworenen, Aerzte u. Rechtsgelehrten, in ihrer Eigenschaft als Sachverständige, eine längere Rede, in welcher er nochmals einen Ueberblick des Ereignisses vom 13. Juni, so wie der Begehung vom 2. November gab. Nach dieser Darlegung der erheblichsten Ergebnisse des bisherigen Verfahrens hob der Präsident noch hervor: Anklage und Vertheidigung sei darin einverstanden, wie es mit der Expertise gehalten werden solle. — Die Experten erschienen die Professoren v. Liebig und Bischoff, welche, verbunden mit den bisherigen Sachverständigen, den Physikatärzten und Mitgliedern des Collegiums, so wie dem Dr. v. Siebold, ihr Gutachten zu erstatten hatten. Hierauf folgt die Beerdigung der Experten in der oben bezeichneten Eigenschaft. Die Verlesung der Fragen, welche nach Ansicht des Präsidenten zu stellen sind. 1) Ist es nach den vorliegenden Umständen möglich, wahrscheinlich oder gewiß, daß die Gräfin von Görlitz in Folge einer sogenannten Selbstverbrennung in und in den Zustand gekommen ist, in welchem sie am 13. Juni 1847, nach 11 Uhr, gefunden wurde? 2) Ist es nach den vorliegenden Umständen möglich, wahrscheinlich oder gewiß, daß die Gräfin v. Görlitz durch die Einwirkung eines, ausser ihr bestehenden, Feuers getödtet worden ist und daß sie einer Einwirkung a) durch einen unglücklichen Zufall, oder b) absichtlich (entweder durch eigene oder fremde That) ausgesetzt wurde? 3) Ist es nach den vorliegenden Umständen möglich, wahrscheinlich oder gewiß, daß die Gräfin v. Görlitz in eingetretenerm Tode der Einwirkung des Feuers ausgesetzt wurde und ist es in dieser Hinsicht anzunehmen, daß sie a) durch Selbstmord, oder b) durch die Hand Anderer (etwa durch Zerschmetterung der Hirnschale oder Erdröselung), oder durch einen Krankheitszustand oder unglücklichen Zufall ihr Leben verlor? 4) Nach den vorliegenden Umständen möglich, wahrscheinlich oder gewiß, daß verschiedene, sichtbar wirkende, Ursachen des Brandes (des brennenden Sektens) die Verbrennung bewirkten, oder zu dieser Verbrennung noch eine entferntere Ursache nöthig war? 5) Ist Grünspan als Gift zu betrachten und

welche Wirkungen würde unter den vorliegenden Umständen der Genuss der in jener Saucе befindlichen Quantität Grünspan auf Leben oder Gesundheit des Genießenden geäußert haben? Nach einigen Erörterungen zwischen Staatsanwalt und Vertheidiger vereinigten sich beide zur Genehmigung der vier ersten Fragen. Hinsichtlich der fünften stellten Beide Anträge für eine andere Fassung. Der Gerichtshof zog sich zurück und erschien bald wieder. Der Präsident verkündigte den Entscheid, worin, unter Genehmigung des Antrages des Staatsanwalts und Verwerfung des Antrags des Vertheidigers, ausgesprochen wurde: daß die zu erstatgenden Gutachten durch die Professoren Bischoff und v. Liebig in öffentlicher Sitzung vorzulegen seien. Der Präsident drückte den Wunsch aus, daß die Gutachten baldmöglichst erstattet würden. Hierauf werden noch einige Zeugen vernommen, deren Aussagen nur geringe Ausbeute gewährten. Die Zeugenvernehmung am 25. März bezweckte hauptsächlich die Feststellung der Momente, auf dem Grund hin der alte Heinrich Stauff der Begünstigung der, seinem Sohne Johann zur Last gelegten, Verbrechen angeklagt wird. Die abgehörten Zeugen stimmen sämmtliche darin überein, daß Heinrich Stauff zwar in dürftigen Verhältnissen gelebt, aber alle Zeit sich ehrlich genährt habe. Erst seit der zweiten Hälfte des Jahres 1847 hatte man eine Besserung seiner Vermögensumstände bemerkt; man sah hartes Geld in seinem Besitze; seit Julius trug er eine silberne Taschenuhr und im Herbst kam er um ein Patent als Samen- und Delhändler ein, während er doch vorher mit Zahlung der Gemeindesteuern theilweise im Rückstande verblieben war. Am 7. Julius hatte er seinen Sohn Johann in Darmstadt besucht; kurze Zeit darauf bot er einem Gürtler in Alsfeld zwei, aus Gold und Silber zusammengesetzte, Gürtelschnallen und bald nachher einem Kaufmann daselbst eine Partie zerbrochener Metall- und Kurusgegenstände, worunter Bruchstücke goldener Ohrringe u. einer goldenen Armspange, zum Verkaufe an. Es wurde ferner ein Fingerring von Gold und Platina bei ihm wahrgenommen. Zu gleicher Zeit stand Heinrich Stauff mit seinem Sohne Johann in lebhafter Correspondenz; die Briefe des letztern waren gewöhnlich an seine, in Oberohmen wohnende, Schwester adressirt. In einem Schreiben vom 28. September 1847 macht dieser seinem Vater Vorwürfe, daß er ihm „das“ Geld nicht geschickt habe. Dieses Schreiben wurde verlesen, es ist folgenden Inhalts: „Lieber Vater! Ich bin genöthigt, Euch zu schreiben, indem Ihr mir schreibt, daß Ihr bis den 28. da wäret, aber ich harrete umsonst auf Euch. Wer nicht kam, waret Ihr. Was kann ich denken von Euch, daß Ihr mich so am Narrenseile führt und mich in der verzwieselten Lage lassen thut. Was soll das seyn, was kann ich davon halten. Ach, wie traurig ist doch meine Lage! Niemand nimmt sich meiner an. Also jetzt sehe ich, wie sehr ich mich getäuscht habe von Vielen. Ach, wenn man sich auf Eltern verläßt, die können Einen schon an Rand in's Grab stürzen, ohne ein trübes Auge zu bekommen. Ach, wer nur kann so ein Herz haben, wie Ihr, Vater, eins habt gegen mich. Nein, das hätte ich nicht geglaubt, daß Ihr solches Gefühl gegen mich hättet. Heute war der Mann da, morgen will er an das Stadtgericht gehen und will mich verklagen; nein, ich stürze mich in's Wasser, wenn das die Leute hören sollten. Nein, es ist schändlich von Euch, daß Ihr mich so hinsetzet. Auf der Stelle schickt Ihr mir das Geld auf der Post, und schickt es an mich, im grünen Weinberg. Ach, solche Nachlässigkeit. Das ist über das Bohnenlied. Auf den Samstag Abend muß ich's haben; auch keine Stunde länger kann ich warten. Ich grüße Euch alle. Euer Sohn Johann Stauff.“ Der Präsident fragt den Angeklagten Johann Stauff, welches Geld er von seinem Vater verlangt habe? worauf dieser entgegnet: Erspartes Geld, das er seiner Schwester anvertraut habe; seinen Vater habe er beauftragt, sich das Geld von derselben geben zu lassen und es ihm zu übersenden. Heinrich Stauff erklärt, er habe von seiner Tochter eiliche und vierzig Gulden für seinen Sohn erhalten, dieses Geld habe sich Johann erspart und, als er in das Militär getreten war, seiner Schwester geliehen. Ferner gibt Heinrich Stauff an, die silberne Taschenuhr habe



schon zu Anfang des Jahres 1847 in Frankfurt gekauft, sie habe zwei Berliner halber gekostet; erst seit Juli habe er sie aber getragen. Die beiden Gürtelknallen, welche er in Alsfeld angeboten, habe er in dem Paketchen vorgefunden, welches sein Sohn Johann von dem Grafen von Oörlitz zum Geschenke erhalten welches ihm sein Sohn Jakob bei seiner Anwesenheit in Darmstadt aus einem Lederkoffer in der Nähe der Stadt geholt habe. Der letztere, über diese Thatsache befragt, gibt dieselbe zu, behauptet aber, den Inhalt des Paketchens nicht genau zu haben. Heinrich Stauff fährt fort: der Fingerring von Gold u. einem andern weisen Metalle sei Eigenthum seiner Frau gewesen, die ihn von ihrem Vater, einem Matrosen, schon vor mehr als 30 Jahren empfangen habe; Johann und Jakob Stauff kennen diesen Ring nicht. Die Reise nach Kassel sei nur eine scheinbare gewesen; er wollte im Kurhessischen Samen kaufen. — Das Zeugensverhör wird hierauf wieder ausschließlich auf die Begangenschaft des Hauptangeklagten Johann Stauff gerichtet. In dieser Hinsicht geben nun zunächst der Hofsoldat Georg Kullmann, in dessen Compagnie der Angeklagte zwei Jahre lang als Schütze gestanden hat und der Kammerfänger Hofmann, dessen Sohn, er im Treffen bei Hemsbach gebliebene Oberleutnant Hofmann, von Stauff längere Zeit bedient wurde, übereinstimmend an: derselbe habe sich durchaus brav und tapfer betragen und sei namentlich äußerst dienstwillig und zuvorkommend gewesen. Kullmann hat insbesondere das Vertrauen des Angeklagten in hohem Grade genossen u. ist dadurch vor Anderen in den Stand gesetzt, ein Urtheil über ihn abzugeben. Auch nach dessen Austritt aus dem aktiven Dienste hat er zuweilen Besuche von Stauff erhalten; nach dem 13. Juni hat er ihn indessen nicht mehr bei sich gesehen, ohne daß ihm dies übrigens auffallend gewesen wäre. Die folgenden Zeugen kommen nun speziell auf die Ereignisse des 13. Juni zu sprechen, wenn auch theilweise nur sehr andeutungsweise. So namentlich der Metzger Kinsom. Er ist an jenem Tage, Abends zwischen 6 und 8 Uhr, in das Oörlitz'sche Haus gegangen, um, wie gewöhnlich, nachzufragen, ob er am andern Tage Fleisch bringen solle und wurde da von einem der Dienerschaft in der Vorhalle abgewiesen. Johann Stauff gibt dagegen an, er habe am Fenster seiner Stube gestanden. Schlossermeister Borrach von hier war am 13. Juni Abends um 9 Uhr umwohl nach Hause gekommen und hatte sich kurz darauf zu Bette gelegt. Gegen 10 Uhr klopfte Stauff an sein Fenster und ruft: er möge hinüber kommen und die Stube der Gräfin aufmachen. Borrach erwidert vom Fenster aus: er ist nicht ganz wohl und wolle darum morgen kommen. Hierauf entgegnete Stauff ein Wort und ging weg. Der Zeuge versichert, er würde, wenn Stauff auch nur angebeutet hätte, daß die Gräfin vermißt werde, sofort dem Rufe gefolgt seyn; er habe aber gedacht, das sei wieder nur eine der Launen, wie sie die Gräfin schon oft gegen ihn geübt habe. Der Angeklagte widerspricht dem und behauptet mit Bestimmtheit, er habe ausdrücklich gesagt, man könne die Gräfin nicht finden; worauf aber Borrach zur Antwort gegeben habe: ach, die Gräfin macht immer solche Dinge. Zeuge Borrach war übrigens der Schlossermeister im gräflichen Hause; er hat zu den Gemächern der Gräfin nur einen Hauptschlüssel gefertigt und dieser war im Besitze der Gräfin; der Hauptschlüssel des Grafen schloß diese Zimmer nicht. Frau Oberfinanzrathin Günther hat am Nachmittage des 13. Juni nach 4 Uhr die Ehefrau Schiller's getroffen, wobei diese ihr das Ereigniß mit Stauff im gräflichen Hause mittheilte. Der hierauf vernommene Kammerherr und ehemalige Legationsrath von Ricou fand am Nachmittage des 13. Juni nach 3 Uhr den Grafen, der als Ceremonienmeister fungirte, bei Hofe. Nach der Tafel habe er sich mit ihm unterhalten und gegen 6½ Uhr habe er ihn noch auf der Treppe des Palais gesehen, um an seinen Wagen zu gehen. Die Möglichkeit, daß der Angeklagte in der Zwischenzeit einmal das Palais verlassen, bestreitet der Zeuge. Am andern Tage darauf hat der Zeuge den Grafen in dessen Wohnung besucht; dieser führte ihn an die Leiche hin und äusserte unter Zeichen des tiefsten Schmerzes: Hier liegt Alles, was mir von meiner lieben, unglücklichen Emilie übrig blieb. Das

eheliche Verhältnis sei ein sehr anständiges gewesen; beide Ehegatten hätten sich gegenseitig viele Liebe erwiesen. Der Graf habe einige Tage nach dem 13. Juni dem Zeugen gegenüber das unselige Ereigniß für die Folge eines Zufalls erklärt und habe, zur Bekräftigung dieser Ansicht, auf eine desfallsige Frage bemerkt: es sei durchaus kein Diebstahl begangen worden. Die Vormittags-Sitzung der Assisen am 26. März war lediglich der Vernehmung des Grafen von Oörlitz gewidmet. Wir heben, unter Vermeidung von Wiederholungen, Folgendes hervor: der Graf hat mit Wissen seine Frau zum letzten Male vor ihrem Tode am 13. Juni, Mittags nach 12 Uhr, in seinem Zimmer gesehen. Die Gräfin war um diese Zeit zu ihm herunter gekommen, um ihn zu bitten, 300 fl. in Coupons für sie auszulösen; auf seine Bemerkung aber, daß er diese Auslösung erst am nächsten Tage vollziehen könne, hatte sie die Coupons wieder mit sich hinaufgenommen. Daß die Gräfin um 3 Uhr Nachmittags nochmals in seinen Gemächern gewesen, weiß der Zeuge nicht mehr, doch hält er dies für möglich. An der großherzoglichen Tafel verweilte er von 3¼ bis 7 Uhr. Als er bei der Rückfahrt an der Thorenhalle seines Hauses angelangt war, sprang Stauff an die Thüre, als wenn er die Schelle ziehen wolle, so daß er, der Graf, ihm zurief: „Du bist ja ganz confus, Du bist ja ganz aus einander!“ weil Niemand im Hause war, dem das Zeichen mit der Schelle gelten konnte, damit er die Thüre öffne. Auffallend ersahen dem Grafen auch der Umstand, daß die sonst offenstehende Hintertür verschlossen war. (Stauff gab bei seiner Vernehmung an, gerade sein Herr habe ihm befohlen, diese Thüre zu verschließen.) Von 8 bis 9 Uhr macht er sodann, nach alter Gewohnheit, einen Spaziergang. Nach seiner Rückkunft hilft Stauff ihn auskleiden. Er fragt nach seiner Frau; Stauff sucht dieselbe in den beiden oberen Stockwerken, kehrt aber nach einiger Zeit mit der Antwort wieder: er vermöge sie nicht zu finden. Dem Grafen fällt dies auf, da dieselbe in so später Stunde nur selten noch eingeschlossen war und auch seit geraumer Zeit nicht mehr in Gesellschaft zu sehen pflegte. Er geht darum selbst hinauf und öffnet dann mit seinem Hauptschlüssel das Garderobezimmer, zu dem allein dieser Schlüssel paßt. Hier sieht er sämtliche Hüte der Gräfin liegen u. in dem offenstehenden Schlafzimmer, das daran stößt, findet er Alles zur Nachtruhe vorbereitet, namentlich auch das Bett aufgedeckt, was die Gräfin Nachmittags selbst zu besorgen pflegte. Er schickt den Stauff sofort zu mehreren befreundeten Familien der Nachbarschaft; dieser kehrt auch von da ohne Nachricht zurück. Als Zeuge dann von dem Auffinden der Leiche seiner Gemahlin zu erzählen beginnt, der er noch im Vorzimmer, ihren Namen nennend, zugerufen habe, bricht er in Thränen aus, was das Mitgefühl des zahlreichen Publikums erregte. Er gibt dabei an, daß auch er am Halse der Leiche einen wässerigen Blutstrecken wahrgenommen habe; auf der Brust bemerkte er eine Broche, welche in das vertohlte Fleisch fest eingebrannt war. Bei der Leichenschau, welche am nächsten Morgen von dem Blutgerichte vorgenommen wurde, war der Graf beständig zugegen, wie er sagt, aus Pietät, weil er die Leiche nicht allein mit fremden Leuten habe lassen wollen. Den Tod seiner Gattin habe er sich lange Zeit nur als einen unglücklichen Zufall erklärt; an eine Gewaltthat eines Dritten dachte er nicht; noch weniger an einen Selbstmord. Vor letzterem habe sein Frau bei mehreren Gelegenheiten eine wahre Abscheu geäußert; die Behauptung der einen Todtenfrau, daß er die Leiche mit Du angeredet habe: „warum hast Du mir diesen Schimpf angethan?“ beruhe darum ganz bestimmt auf einem Irrthum. Der Gedanke an ein Verbrechen sei erst lange nachher in ihm aufgetaucht und sei dann durch das bestrebliche Vernehmen Stauff's genährt worden. Am Todestage der Gräfin selbst habe er zwar an diesem nichts Auffallendes wahrgenommen; namentlich habe er an dessen Kleidern keinen Geruch verspürt. Auch sei Stauff von da an jeden Tag auf den Friedhof gegangen und habe das Grab gepflegt. Nichts destoweniger aber sei dessen Verhalten von dieser Zeit an geändert gewesen und insbesondere habe er sich in ein Gespräch über den Tod der Gräfin niemals einlassen wollen. Bestimmte Verdachtsgründe habe er —

nige — indessen nicht gehabt und er habe darum, da er es für eine Gewissens-  
 he gehalten, solche schwere Vorwürfe nicht leichtfertig auszubringen, nur ganz  
 nigen Freunden seine desfallige Befürchtung mitgetheilt. In der ersten Zeit  
 dem 13. Juni hat der Graf Nichts von den Schmudgegenständen seiner Frau  
 rüft. Der Diamanten- und Perlenschmuck, im Werthe von 23,000 fl., hatte  
 h vollständig im Kohlenschutte wieder gefunden; die Diamanten freilich waren  
 ilweise taub geworden und hatten von ihrem ursprünglichen Werthe von  
 ,000 Gulden fast 6000 Gulden verloren; die Perlen aber hatten nunmehr gar  
 nen Werth mehr. Auch ein kleinerer Goldschmuck mit Perlen und eine Email-  
 rure war aus den Kohlen ausgeschieden worden, letztere aber, die 1000 Gul-  
 n im Ankaufe gekostet hatte, konnte nur noch um den Preis von 250 Gulden ver-  
 fert werden. Der Schaden an sonstigen Mobilien, worunter namentlich silberne  
 ffel und Messer, war zu 500 Gulden geschätzt und von einer Mobilienver-  
 zerungsgesellschaft ersetzt worden. Sämmtliche Schmudfachen hatten sich in dem  
 heibsekretär befunden. Größere Geldsummen waren jedoch darin nicht aufge-  
 irt. Die erwähnten Coupons sind wahrscheinlich mitverbrannt; einen Theil  
 selben hat wenigstens der Graf sich gegen Revers auszahlen lassen und es ist  
 idem keine Anforderung an ihn deshalb ergangen. Allmählig gelangte der Graf  
 er zu der Ueberzeugung, daß verschiedene Schmudfachen seiner Frau abhanden  
 ommen seyn müßten. Einige derselben sind in der That bei dem alten Hein-  
 h Stauff gefunden worden; darunter namentlich mehre Bracelet's und ein Ring  
 n Gold und Platin. Der Graf hat solche wiederholt als Eigenthum seiner  
 rfordenen Frau anerkannt. Eine Entwendung dieser Gegenstände nach dem  
 ande hält er nicht für möglich und hiemit stimmt die Wahrnehmung überein,  
 s dieselben in keiner Weise vom Feuer getrübt oder geschwärzt sind. Außerdem  
 rüft er aber noch mehre Colliers, Broschen u., deren Werth er Anfangs auf  
 Louisd'or anschlug, die aber nach seiner spätern Berichtigung nicht wohl den  
 erth von 100 fl. erreichen. Heinrich Stauff, über den Erwerb der bei ihm ge-  
 adenen Goldsachen befragt, beharrt entschieden auf seiner bekannten Aussage.  
 kann Stauff weiß nicht, was in dem Paketchen gewesen; der Herr Graf müsse  
 s besser angeben können, denn durch dessen Hand habe er es am 20. Juni  
 ends bekommen. Der Graf habe dabei gesagt, es seien Gold u. Juwellen darin  
 er habe es darauf ungeöffnet in seinen Kleiderschrank gelegt. Geöffnet habe er  
 darum nicht, weil Jemand neben seinem Zimmer geschlafen und der Graf ihm  
 selbe unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit gegeben habe. Später habe  
 Graf einmal gefragt: wohin er das Paket gethan? und habe ihm befohlen,  
 selbe aus dem Hause zu tragen. Er sei dem auch nachgekommen und habe es  
 einen Strumpf eingewickelt und unter einem Heckenbusche in der Nähe der  
 tadt versteckt. Während dieser Aussage rollten beständig die Augen des Ange-  
 igten stürmisch hin und her und hefteten sich nur von Zeit zu Zeit mit einem  
 wüthenden Blick auf den Grafen, der ruhig und gelassen ihm zugehört hatte  
 d nun auf seinen Eid u. sein Gewissen erklärte: von diesem ganzen Vorbringen  
 nicht das Geringste wahr; wenn er dem Stauff Etwas hätte geben wollen, so  
 irde dies jedenfalls baares Geld gewesen seyn, nicht aber Schmudfachen seiner  
 au und seinen eigenen Trauring; niemals habe er diesem Goldsachen geschenkt.  
 Bezüglich des Vergiftungsversuches vom 2. November 1847 wiederholt der  
 raf nur Bekanntes. Den alten Stauff hat der Graf zweimal, im Februar und  
 ill 1847, in Darmstadt gesehen. Bei seiner ersten Anwesenheit hat derselbe da-  
 n gesprochen, daß er mit seiner ganzen Familie nach Amerika auswandern wolle.  
 Am Schlusse der Sitzung wird das, 1846 errichtete, Testament der Gräfin ver-  
 en; der Graf ist, demselben zu Folge, Universalerbe seiner Frau geworden. Die  
 hlußworte des Testaments lauten: „Gott segne vor allem Görlitz u. lasse mich  
 e dereinst wieder finden in den Wohnungen des ewigen Friedens.“ — Die Vormit-  
 tsung am 27. März wurde wieder durch Zeugenvernehmungen ausgefüllt. Ober-  
 pedationsrath u. Kammerherr von Münch-Bellinghausen fand den Grafen, der als

Ceremonienmeister immer zur Tafel geladen wurde, am 13. Juni bei Hofe u. war dessen Nachbar an der Tafel; der Graf habe sich nicht von da entfernen können; namentlich würde sein Wiedererscheinen aufgefallen seyn. Gegen Abend, etwa 8 Uhr, sei er dem Grafen begegnet, er sei in Gesellschaft des geheimen Staatsraths Hallwachs gewesen. Der folgende Zeuge war der ebengenannte geheime Staatsrath Hallwachs; er bezeugt, daß er an jenem Abende mit dem spazierengehenden Grafen zusammengetroffen habe; das Gespräch, welches sie führten, war auf die nahe Ankunft des Großfürsten Thronfolgers, außerdem auf gleichgültige Dinge gerichtet; der Graf sei unbefangen und heiter gewesen; am Morgen nach der Katastrophe habe er in demselben nicht mehr den Mann von gestern erkannt, er war in Verzeufelung. — Die Gräfin schildert Zeuge als eine, durch religiöse und strenge Grundsätze ausgezeichnete Frau, das eheliche Verhältniß als ein auf Achtung und Aufmerksamkeit basirtes. Zeuge war seit langen Jahren mit dem Grafen in Geschäfts- und freundschaftlicher Verbindung gestanden. Zeuge Kaspar Wohad, Goldarbeiter in Frankfurt, erkannte in dem Ring von Gold und Platin eine veraltete Form und bezeugte, mit Hülfe der vorgelegten Rechnung, die den Grafen als Käufer bezeichnete, daß der ihm vorgelegte (bei Heinrich Stauff gefundene) Armring bei seinem Vater gekauft worden sei. In der Sitzung des Vormittags am 27. März wird wieder mit Zeugenvernehmung weiter gefahren. Zeuge Konrad Traugott ist Gläubiger des Johann Stauff, dem er seit 1846 Kleider gemacht und ward von demselben damit vertröstet, daß er seinem Schwager Geld geliehen und dieser das Darlehen zurück erstatten würde. Münzrath Rößler wird als Sachverständiger befragt, ob zu der Zeit, in welcher die Ehefrau des Heinrich Stauff, nach dessen Behauptung, den in Platin bestehenden Ring besessen haben soll, dieses Metall bereits zu seinen Schmuckgegenständen verwendet worden sei? Die Wahrnehmungen des 70jährigen Zeugen aus seiner Jugendzeit sprachen für Bejahung. Mehrere Polizeisoldaten, welche in jener Nacht vom 13. auf 14. Juni u. am folgenden Tage das Wohngemach der Gräfin bewachten, wurden vernommen: ob es möglich war, daß aus dem Kohlenschutte im Wohngemach einzelne Gegenstände entwendet worden wären und ob Johann Stauff in das Zimmer gekommen sey? Beide Fragen werden verneint. Schneider Flegenheimer sagt aus, daß Johann Stauff ihm zu Anfang des Jahres 1847 eine Uhr verkauft und ihm einige Zeit darauf eine bessere angeboten habe. Er (Zeuge) habe ihm nach dessen Wunsch die frühere Uhr (Stauff borgte diese) zurückgegeben und einige Gulden darauf bezahlt. Johann Stauff gibt dies als richtig zu. Schneider Konrad Traugott gibt an, er habe während der Abwesenheit des Grafen im Bade und zwar bis zur Verhaftung des Johann Stauff, in dem gräflichen Hause geschlafen. Seine Unterhaltung mit dem Angeklagten hätte ihn zu keinen besonderen Wahrnehmungen geführt; Stauff habe Briefe geschrieben und einen derselben ihm als wichtig bezeichnet. Besondere Aufmerksamkeit zieht eine weitere Aussage des Zeugen, der den Angeklagten oft lesend fand, auf sich. Er gibt an, er habe in dessen Gegenwart einen Artikel in der eben angekommenen Zeitung vorgelesen, der von der Ermordung der Herzogin von Braslin durch ihren Gemahl gehandelt und bemerkt, daß Johann Stauff dadurch in Verlegenheit gekommen sei; nachher habe er an demselben eine besondere Heiterkeit bemerkt. Zeuge will bei dem Angeklagten eine gewisse Furchtsamkeit wahrgenommen haben; trotz seiner, des Zeugen, Bemerkung, daß das Haus verschlossen sei, habe Stauff seine Stubenthüre jeden Abend verschlossen. Nach Eröffnung der Nachmittagsitzung an diesem Tage wird Christina Born, 30 Jahre alt, die Geliebte des Johann Stauff, vorgelesen. Ihre Aussage geht im Wesentlichen dahin: sie habe ihren Liebhaber im Jahre 1844 hier kennen gelernt. Zuweilen habe sie von ihm Etwas erhalten, sowie sie ihn, ehe sie von ihm Mutter geworden sei, beschenkt habe (mit 6 Hemden, 72 fl.); habe ihn mehrmals in dem Hause des Grafen besucht, namentlich an einem Sonntage, zu der Zeit, da Traugott im Hause gewesen; ihr Liebhaber sei ein munterer Mann, mit dem sie glücklich gelebt habe, bis Schämbs ihn bei ihr der Untreue, aber fälsch-

ich, angeklagt. Die Gräfin sei, nach der Angabe ihres Liebhabers, diesem gezoogen gewesen, was den Reiz des Schämbs erweckt habe. Sie erzählt dann noch Einiges nicht Wesentliche. Der Präsident ladet den Hauptmann Frey in, sein Zeugniß abzulegen; es geht im Wesentlichen dahin, daß Stauff bei ihm im April 1844 in Dienste trat, daß Stauff ein treuer, ehrlicher Diener war; Arbeitsliebe gehörte zu seinen guten Eigenschaften, übrigens war er eitel; Frömmeliet nahm Zeuge nicht wahr. Stauff wurde von Frey entlassen wegen lächlicher Schwärmeret. Noch werden einige Zeugen vernommen, deren Aussage hne Bedeutung ist. — Bald nach Eröffnung der Sitzung am 28. März lud der Präsident Herrn Professor Bischoff ein, das Gutachten der Sachverständigen vorzutragen. Er thut dieses, sich zu den Geschworenen wendend und die (bereits oben mitgetheilten) Fragen mit den Antworten verlesend: Zur ersten Frage die Antwort: einstimmiges Nein! Die Majorität habe sich auch für die Unmöglichkeit einer Selbstverbrennung überhaupt ausgesprochen; nur Dr. Graff stehe auf der Seite der „Möglichkeit“, weil es historisch erwiesen sei, daß Selbstverbrennungen vorgekommen eien. Zur zweiten Frage: einstimmige Antwort der Experten: Nein! Die Be-ingungen der „Möglichkeit eines unglücklichen Zufalls“ fehlten; ein Selbstmord ait Hülfe des Feuers sei unmöglich; auch sei es sehr schwierig, eine andere Person gegen ihren Willen durch Feuer zu tödten. Zur dritten Frage die Ant-voort aller Experten: Ja! Die Einwirkung des Feuers trat erst nach dem Tode in. Nach aller Ermittlung, nach den Bestimmungen und religiösen Grundsätzen er Umgekommenen sei Selbstmord sehr unwahrscheinlich, durch das Mittel des feuers unmöglich; zudem sprechen gegen die Annahme des Selbstmords einzelne Wahr-nehmungen, das Fehlen der Schlüssel, das Abreißen des Glockenzugs 2c. Gleich unwahrscheinlich Krankheit (auf Schlagfluß deute die körperliche Individualität der Gräfin nicht hin), oder unglücklicher Zufall (Ohnmacht, Einschlafen und dadurch rmöglichte Erstickung, die nur durch Kohlen habe bewirkt werden können). Tödt-ung durch fremde Hand? Dies sei möglich und wahrscheinlich durch Festhaltung es Gegenstandes und direkte Gründe: Lage der Zunge, Fissur im Schädel (jener eidene Lappen sei bedeutungslos, da nicht ermittelt worden, daß seine Flecken von Blut herrührten). Wahrscheinlich sei Betäubung durch einen Schlag auf den Kopf und mit Hülfe dieser Betäubung Erdrösselung. Zur vierten Frage die Ant-voort: die Minorität erachte es nicht für wahrscheinlich, daß jenes Möbel durch einen Brand allein die Verbrennung bewirkt habe; eine andere Einwirkung sei vorausgegangen, indem der Leichnam zuerst auf dem Divan, der Brandspuren ge-zeigt habe und auf welche das bemerkte Feuer hindeute, demselben ausgesetzt wor-zen wäre, worauf er seine Lage vor dem Sekretär erhalten habe (jene Lage habe darum den Fußboden unverletzt gelassen). Die Majorität halte es für wahrschein-lich, daß die Leiche lediglich durch den Brand jenes Möbels in den entdeckten Zu-stand versetzt worden sei. Positive Gründe: hinreichende Menge des Holzes, das verbrannt (66 Pfund), eine Hitze, die Gold, Silber und eiserne Nägel geschmol-zen, sowie fern stehende Stearinlichter, entferntere Stühle angebrannt, den Rah-zen des 16 Fuß entfernten Spiegels verletzt; eine hinreichende Zeit von mehren Stunden, eine günstige Lage des Körpers, die Form der Verbrennung, indem der Rücken nur durch die brennenden Kleider sehr stark angegriffen, aber nicht verkohlt jesunden sei. Der am meisten verbrannte Kopf sei wohl dem Feuer am nächsten gewesen. Negative Gründe: Unwahrscheinlichkeit, daß ein anderer Ort als Heerd renüßt worden (im Kamin keine Spur); die Schwierigkeiten der Vorbereitungen, as Nichtfinden von Apparaten, die allzu große Quantität des Spiritus, die kurz gemessene Zeit und Furcht der Störung 2c. Dazu ein Bedenken der Psychologie: wohl die Kraft, den schnellen Mord zu begehen, aber nicht die Energie, die nöthig st, um das Opfer langsam zu verbrennen. Welche Bedeutung der Brand des Divans habe? Absicht der Brandstiftung oder Vertilgung der Blutspuren. Zur fünften Frage die Antwort: Grünsyan ist Gift u. unter Bedingungen gefährdet r Leben oder Gesundheit; im vorliegenden Falle gebracht es an diesen Bedingun-

gen. Hinsichtlich dieser Beantwortung stellt der Staatsanwalt einen Antrag, den der Verteidiger befreitet. Der Gerichtshof zieht sich zurück und erscheint mit einem den Antrag verwerfenden Auspruch. Der Präsident nimmt das Wort, um den Experten den Dank des Gerichtshofes auszudrücken. — Wegen der bevorstehenden Osterfeiertage wird die nächste Sitzung auf den 2. April anberaumt. In der Vormittags-Sitzung an diesem Tage ist der erste unter den zu vernehmenden Zeugen der Ministerpräsident Jaup. Er liest einen Aufsatz vor, den er bald nach dem Ableben der Gräfin niedergeschrieben habe; damals habe sich das Gerücht verbreitet, die Gräfin sei durch einen Selbstmord umgekommen. Der Unwille darüber habe ihn zu diesem Aufsatze veranlaßt, der in der „Dabasalia“ erschienen sei und die Tendenz gehabt habe, den Angrund dieser Angabe nachzuweisen. Er weist darauf hin, wie sehr sich die Gräfin, die auch einigen Hang zur Schwärmerei und zu excentrischem Wesen gehabt, durch viele Tugenden ausgezeichnet habe; gibt auf Befragen an, daß er keine krankhaften Anlagen bei ihr wahrgenommen und daß das eheliche Verhältniß so glücklich gewesen, wie die meisten Ehen, wenigstens nicht unglücklicher. Der zweite, zugleich als Sachverständige verpflichtete Zeuge, Rüngrath Köppler, sagt aus, daß der ihm zur Untersuchung mitgetheilte Klumpen geschmolzenen Erzes geringhaltiges Gold gewesen (indem wohl andere Metalle mit eingeschmolzen seien) und einen Werth von 44 Gulden habe. Zu Schmucksachen würde gewöhnlich reineres Gold verwendet. Der dritte, früher schon vernommene Zeuge, Schreiner Wirthwein, sagt aus, er habe nach jener Katastrophe mit Stauff über dieselbe gesprochen und dieser habe sich geduffert, die Gräfin Görlich sey wahrscheinlich eingeschlafen gewesen und habe den Brand verursacht, durch den sie umgekommen; Berlegenheit habe er an dem Angeklagten nicht wahrgenommen, wohl aber ein geröthetes, erhitztes Gesicht. Der früher gleichfalls vernommene Zeuge, Tapezierer Verbentch, sagt aus, daß der Fußboden in dem Wohngemache der Gräfin kaum einige Zoll über den Sekretär hinaus angebrannt gewesen sei. Nach der Zeugenvernehmung verordnet der Präsident Verlesung mehrerer, mit der Wiederaufnahme der Untersuchung in Relation stehender, Aktenstücke in Bezug auf die bei Heinrich Stauff gefundenen Uebersührungsstücke und der Zeugnisse der Militärbehörde über die Brüder Johann und Jakob Stauff. Die Aufführung des Ersteren wird als lobenswerth bezeichnet; Letzterer erscheint in einem ungünstigen Lichte; er wurde (wie bereits angegeben) wegen Unterschlagung einer Taschenuhr begradigt, eine Strafe, die indessen später wieder aufgehoben wurde. Hierauf wird Ersterem eine Anzahl Escripturen vorgelegt, die er als von ihm herrührend anerkennt. Es erfolgt Verlesung eines Briefes desselben an seinen Vater und zweier Briefe an seine (zukünftige) Schwiegermutter; sodann folgenden, die Ueberschrift: „Notizen über die Frau Gräfin v. Görlich“ führenden Eintrags in sein Notizenbuch. „Heute sprach ich die Frau Gräfin v. Görlich um 5½ Uhr (Nachmittags) zum letzten Male, indem sie mir rief und ich folgte ihrem Echo u. fand sie vor ihrem Bügelzimmer im Oberstock. Sie ertheilte mir Aufträge, sowohl noch für den Samstag, als auch für den Montag: 1) beim Metzger, wenn er komme, 1½ Pfund Ochsenfleisch; 2) zu dem Polizeidiener Gilbert, um ihn zu ihr zu bestellen; 3) ich möchte die Hausthür schließen; 4) sagte sie, sie wolle den Montag oder Dienstag auf das Grab ihrer seligen Mutter. Dann verließ ich sie und ging in's Palais, um den Herrn Grafen abzuholen. Wie ich in's Palais kam, war es zehn Minuten bis halb sechs Uhr. Aber die Tafel nahm erst ihr Ende um halb sieben Uhr. Also nach dieser Zeit kamen wir erst zu Hause an. Ich zog den Herrn Grafen aus. Dann eilte er hinauf, um der Frau Gräfin Gutes zu bringen und kam wieder zurück und sagte, die Frau Gräfin sei nicht in ihrem Wohnzimmer.“ Der Präsident fragt Johann Stauff, woher es komme, daß diese Aufzeichnung vom 13. Juni und zugleich vom 13. Oktober datirte? wober dieselbe entgegnet, die Aufzeichnung sei am 13. Oktober geschehen, während das Aufgezeichnete am 13. Juni vorgefallen sei. Hierauf erfolgt Verlesung eines zweiten Aufsatzes, überschrieben: „Ueber der Frau Gräfin von Görlich ihren Tod.“

so lautend: „Heute erwachte sie schon früh des Morgens und am Abend war sie schon in Gottes Schoos. Ihre Mutter eilte ihr entgegen, schnell war sie von der Erde los. Ach, wie ruht sie sanft in der Erde und die Blumen schmücken ihr Grab. Ja, von Seiten vieler Menschen sprechen über diesen Fall. Ach, schickt ein Engel auf die Erde und ließ erklären ihre Todesstunde. Ach, wie viele Köpfe sinnen, aber finden nie keinen Grund, bis den Tag, wo alle Menschen sich wiedersehen. Ach, da wird mancher Mensch sein Lebenslauf verwünschen, wenn er in der Hölle sitzt in Schreckensqual. Ja, da kommt die Reue zu spät. Hier ist Unfriede, Zwietracht. Viele Menschen glauben an keinen mächtigen Schöpfer, der in der Todesstunde müssen sie beten um ihres Herrn Glauben; da sehen sie die Allmacht Gottes, wie groß sie ist. Ja, da kommen Reue, aber viel zu spät. Der Mensch soll thun, was ihn Gottes Wort lehrt. Ja, auf welche schändliche Weise braucht mancher Mensch seinen Verstand und Vernunft. Manche Menschen erben Laster bis zu allergrößten Lastern, denken: Sodom und Gomorra ließ Gott untergehen durch die Sünde, die sie all' thaten. Auch würde der Fall hier nöthig sein, wie mancher Mensch verdient den Tod durch schlechte Thaten, die er begeht.“ — In der Nachmittags Sitzung sagt Apotheker Dr. Winkler aus, daß im Herbst 1847 in seiner Offizin Grünspan verlangt wurde in das Haus des Grafen von Görlich, es erfolgte aber keine Verabreichung. Gleich darauf habe ich das Gerücht verbreitet, in jenem Hause sei ein Versuch der Vergiftung durch Grünspan vorgefallen. Apothekergehülfe Weiß bestätigt die Aussage seines Prinzipals mit dem Zusatz: der, welcher den Grünspan gefordert, sei ein Infanterist ohne Schnurr- und Backenbart gewesen. (Jakob Stauff, in welchem Zeuge insbesondere jenen Infanteristen nicht wieder kennt, hat keinen Bart.) Dieser habe gesagt, als Verlangte sei für einen Bedienten des Grafen von Görlich; später sei der Kutscher des Grafen gekommen und habe gefragt, ob Jemand Grünspan gefordert. Jakob Stauff stellte, vom Präsidenten befragt, in Abrede, daß er in die Winkler'sche Apotheke gekommen und dort Grünspan verlangt habe. Er gab an, als sein Bruder erklärte, er habe ihm im Allgemeinen den Auftrag erteilt, ihm Grünspan zu kaufen: er könne sich dessen nicht mehr erinnern. Die Ehefrau des Stadtgerichtsbedieners Schmidt gab an, sie sei einige Wochen nach dem Tode der Gräfin von Görlich in's gräfliche Haus gekommen und habe den Stauff beim Schreiben gefunden. Er habe geduffert, er schreibe sein Protokoll, man könne nicht wissen, ob man vorgeladen werde und was man zu sagen habe; das Papier habe er in einen Schrank gelegt. Zuletzt wurde noch Heinrich Köber, Diener bei dem General von Steinling, vernommen, welcher deponirt: er habe den Stauff im Bedientenimmer des großherzoglichen Palais getroffen u. gehört, wie sich derselbe geduffert, leitungsartikel bezüchtigen den Grafen v. Görlich, er habe Schuld an dem Tode einer Frau; der Graf sei aber so unschuldig, wie er selbst und das wolle er beschwören. Vom Präsidenten aufgefordert, sich über diese Zeugenaussagen zu erklären, entgegnete Johann Stauff, er erinnere sich dessen nicht; als ihm aber vom Präsidenten vorgehalten ward, eine Aeußerung, wie die eben erwähnte, präge sich ihm Gedächtniß tief ein, legte er das Geständniß ab: „Was ich damals ausgesprochen, spreche ich auch heute noch aus.“ Diese Aeußerung ist um so bedeutender, als Stauff in der Voruntersuchung sich befreit hatte, den Verdacht auf den Grafen hinzuwenden und man angenommen hatte, daß er auch im Hauptverfahren diesen Plan verfolgen werde. In der Vormittags Sitzung des 3. April wurde er, bereits schon des Tags zuvor vorgeladene Zeuge, Hofgerichts-Advokat Weller, auch über einige Momente vernommen. Zeuge äußert: der Graf sei über die Art der Todesart seiner Gattin im Anfang sehr zweifelhaft gewesen; als besonders auffallend sei ihm das Verschwinden der Schlüssel zu dem Vor- und Wohnngemach der Gräfin erschienen. Die später veröffentlichten Zeitungsartikel, die ihn fast deutlich als Mörder bezüchtigten, seien von der Art gewesen, daß er sich bemüht sah, um weitere Untersuchung zu bitten. Bei der Begründung dieser Bitte sei keine bestimmte Person in's Auge gefaßt und namentlich Johann Stauff nicht als

Verdacht stehend genannt worden. Medizinal-Arzt und Apotheker Dr. Winkler hatte gestern angegeben, Grünspan nähme in Verbindung mit Fett an giftiger Kraft zu. Dies veranlaßte den Präsidenten, mit denselben Zeugen die Experten Professor v. Liebig und Medizinalrath Merf, welche in ihrem Gutachten ausgesprochen hatten, daß die Vermischung des Grünspans mit den Bestandtheilen der Sauce die Kraft des erstern geschwächt, vorzurufen. Während die beiden Sachverständigen nun die Gründe ihres Gutachtens vortrugen, suchte Dr. Winkler, ein um die Chemie und Pharmazie hochverdienter Mann, auszuführen, daß der Grünspan durch die Vermischung mit der Sauce wahrscheinlich an giftiger Wirkung zunehme. Hierauf verordnete der Präsident die Vorlesung eines an ihn gerichteten Briefes des H. Hofrath, preussischen Hofgoldschmiedes in Berlin, zum weltren Nachweise, wann Platin zuerst zu feinen Schmucksachen verwendet worden sei. Nach diesem Schreiben, dem noch eine weitere Zuschrift sofort folgen werde, war es nicht möglich, daß der bei Heinrich Stauff gefundene Ring schon in der Zeit, in welcher derselbe in den Händen seiner Frau (1805) sich befunden haben sollte, verfertigt worden sei, da damals die Kunst, Platin zu seiner Arbeit geschmeidig zu machen, noch nicht bekannt und dies erst gegen 1820 der Fall gewesen sei. Auf den Wunsch des Staatsanwalts verlangte der Präsident die Beantwortung der Frage: Wie viel Zeit ein kräftiger Mann bedürfe, um eine kräftige Frau zu erdroffeln? Die Experten, Medizinal-Direktor Dr. Graff und die Medizinalräthe Büchner und Kieger unterstellten hierauf, daß ein starker Mann eine starke Frau sich gegenüber habe; ersterer sei durch größere Körperkraft und das Uebergewicht des Vorbedachtes, dem schwächeren überfallenen Weibe gegenüber, der Mächtigeren, so daß er nach wenigen Minuten Sieger sei; der Akt der Erwürgung selbst sei kurz, kaum eine halbe bis eine Minute, wie zahlreiche Beispiele beweisen. Der Präsident ließ dann Heinrich und Johann Stauff abführen und anordnen, daß jeder allein bewacht werde. Nun wird der allein zurück gebliebene Jakob Stauff vernommen. Er gibt in Bezug auf das versteckt gewesene Päckchen das bereits oben Mitgetheilte an. Auf die Frage des Staatsanwalts, warum er so lange in Abrede gestellt, daß er von jenem Päckchen wisse? entgegnete der Angeklagte: sein Bruder habe ihm verboten, davon zu reden. Von dem Staatsanwalte weiter befragt, warum er, als ihm das Geständniß seines Bruders, im Besitze der Goldsachen gewesen zu seyn u. diese versteckt zu haben, vorgehalten worden, in Ohnmacht gefallen sei? bezeichnete er Krankheit als die Ursache dieser Anwandlung. Der Präsident verordnete sodann die Verlesung der Protokolle über die Vernehmung des Angeklagten in der Voruntersuchung, zugleich zu dem Zwecke, daß die Geschworenen daraus ersähen könnten, was von der Wahrhaftigkeit des Angeklagten zu halten sei. Nach einer Aussage wollte er nach dem Tode der Gräfin seinen Vater nicht gesehen und von seinem Bruder Nichts erhalten haben; nach einer andern wollte er nicht wissen, was in dem fraglichen Päckchen war. Nun wurde der Vater Heinrich Stauff vorgeführt. Der Präsident ermahnte ihn, unter Hinweisung auf die eben erfolgte Vernehmung seines Sohnes Jakob, die Wahrheit anzugeben. Auf die Frage, was ihn zur ersten Reise 1847 nach Darmstadt bewogen? gab der Angeklagte seine Absicht an, seinen Sohn um Geld anzusprechen, da dieser solches ausbelehnt gehabt. Da sein Sohn ihm zugesagt, daß er ihm einiges Geld geben wolle, so habe auf dessen Anweisung seine Tochter ihm auch nach und nach Einiges ausbezahlt. Befragt, warum er nach dem Ableben der Gräfin nach Darmstadt gereist sei? äusserte der Angeklagte: sein Sohn habe ihm geschrieben, er solle kommen, damit sie mit einander in den Odenwald (nach fränkisch-Gulmbach, wo das Kind des Johann Stauff erzogen wird) gehen könnten. Damals habe er in Darmstadt von seinem Sohne Jakob ein Päckchen erhalten, das er in die Tasche gesteckt; hierauf sei er zu seinem Sohne Johann in das Görlich'sche Haus, um sich von demselben Kleider zur Reise in den Odenwald zu leihen. Uebnachtet habe er in dem „grünen Weinberg“. Erst auf der Rückreise über Frankfurt habe er, allein sitzend in einem Eisenbahnwagen, das Päckchen geöffnet, worin sich das Perlenzeug



gefunden, welches er in Frankfurt für 12 fl. verkauft habe. Auf die Frage: wie sich bei ihm sein Sohn Johann über das Ableben der Gräfin geäußert? gab der Angeklagte zur Antwort: sein Sohn habe gesagt, er wisse nicht, wie es zugegangen habe. Sein Sohn habe ihn an das Grab der Gräfin geführt und da geäußert, sie sei eine gute Frau gewesen und er habe viel durch ihren Tod verloren. Als er mit den Kleidern unter dem Arm, die er bei seinem Sohne entlehnte, aus dem gräflichen Hause gehen wollte, sei ihm der Graf unter der Thorhalle begegnet; dieser habe ihm gesagt, daß er seinem Sohne etwas Werthvolles geschenkt, was dieser also ehrlich erworben habe und zu Geld machen könne. In der Nachmittagsitzung wurde der Graf von Oörlig über die letztere Aussage des Heinrich Stauff vernommen. Der Graf gab zu, daß er demselben, der einen Pack unter dem Arm trug, in der Thorhalle begegnet sei und mit ihm gesprochen habe. Er habe ihn gefragt, wohin er mit dem Päck wolle? und zur Antwort erhalten, es seien Kleider seines Sohnes, die dieser ihm geliehen, damit er sich anständig kleiden könne. Dagegen erklärte der Graf die Angabe hinsichtlich eines Geschenkes an Johann Stauff entschieden als unwahr. Hierauf folgten mehre Fragen des Staatsanwalts an den Angeklagten, z. B.: warum er das Päckchen nicht geöffnet? Antwort: Er habe gedacht, der Inhalt werde keinen besondern Werth haben. Warum er jene Schnalle so viele Jahre aufgehoben habe? Antwort: Um im Alter einen Nothpfennig zu haben. Wie er vor seiner Reise in den Odenwald das Päckchen in dem Wirthshause aufbewahrt habe? Antwort: Er habe es im Bette versteckt. Um die Geschworenen in den Stand zu setzen, die Wahrheitsliebe des Angeklagten zu prüfen, verordnete der Präsident die Verlesung mehrer Protokolle über dessen Vernehmung im Vorverfahre, woraus hervorgeht, daß derselbe wegen Lügens mehrmals mit Ingehorfsamsstrafe belegt oder bedroht wurde, zuletzt mit Anlegung einer Kette. — Hierauf ließ der Präsident den Johann Stauff zur Vernehmung vordringen und setzte ihm auseinander, was während seiner Abwesenheit vorgegangen; ferner, daß sein Vater und Bruder im Wesentlichen nur angegeben haben, was er bereits vernommen. Der Präsident etmahnt den Angeklagten, die Wahrheit zu sagen und stets wohl zu überlegen, was er sage. Johann Stauff wendete sich zu den Geschworenen und verbreitet sich zuerst über den 13. Juni 1847. Auf das bereits Mitgetheilte hinweisend, hebt er folgendes aus seiner Aussage hervor: Nach Schiller's Entfernung, um 4 Uhr Nachmittags, habe er, der Angeklagte, sich bei dem Wirth Stiefbold Handläse gekauft, den er zu Hause aß; zum Abwischen des dabei benützten Tisches habe er einen Lappen gehabt. Dann erschien die Ehefrau Schiller's. Nun habe er gewartet, bis die Gräfin, die sich in dem verschlossenen Bügelzimmer befunden, aus demselben getreten. Diese habe ihm mehre (in der Tags vorher verlesenen Notiz verzeichnete) Aufträge gegeben. Als der Graf gegen 8 Uhr ausgegangen war, habe er die Vorrichtungen für dessen Schlafengehen besorgt und sich dann an das Thor gestellt und mit dem nun verstorbenen Briefträger Rübtsamen gesprochen. Hierauf sei er zum Abendessen gegangen und ins Haus zugleich mit dem Grafen zurückgekehrt. Die an ihm (dem Angeklagten) bemerkte Erschöpfung am Abende habe von dem Laufen zum Kaminfeiger, dem Rauche und Qualme und dem Wassertragen hergerührt, daher die Ehefrau Schiller's ihm Wasser reichte. Diese forderte ihn auch auf, mit ihr in ihre Wohnung zu gehen, was er that. Am 20. Juni habe ihm der Graf jene „Juwelen“ geschenkt, obgleich er ihm den Einwand entgegengesetzt, daß er ja von denselben keinen Gebrauch machen könne, indem er sie nicht verkaufen dürfe. In Bezug auf den Vorfall am 2. November macht er die Bemerkung, er habe die Sauce auf Verlangen der Köchin umgerührt, weil diese einen von ihm unrein befundenen Teller abzuwischen hatte. Nochmals vom Präsidenten aufgefordert, die Wahrheit zu bekennen, versichert Johann Stauff wiederholt: er habe am 13. Juni Abends 5 Uhr die Gräfin gesund verlassen. Außerdem wurden in der Vormittagsitzung noch mehre, früher vernommene, Zeugen über einzelne Momente gehört. Rutscher Schümb's wurde über die Frage vernommen: ob die Gräfin einen halben Tag lange ihren Diener nicht gerufen, oder ob sie de-

ses oft gethan habe? Er antwortete: Die Gräfin habe ihren Diener sehr in Bewegung erhalten, doch oft mit Zwischenräumen von 3 bis 4 Stunden. Kammerdiener Schiller antwortete in ähnlicher Weise und ertheilte noch Auskunft, daß die hintere Thüre nie verschlossen worden sei. Zeuge Lipp vermochte nicht zu sagen, daß er am Abende des 13. Juni 1847 Johann Stauff gesehen habe. Er habe ihn seines Wissens zuerst auf der Anklagebank erblickt. So viel er wisse, sei der Fußboden im Zimmer der Gräfin von Görlitz außerhalb des Raumes, den der Sekretär eingenommen, nur ganz in der Nähe der Brandstätte angegriffen gewesen. Hierauf wurde der Graf über „noch einige wichtige Fragen“ vernommen. Heinrich Stauff habe angegeben, bei seiner Unterredung mit dem Zeugen in der Thorenhalle sei auch sein Sohn Johann zugegen gewesen, während dieser das Gegentheil aussagt? Antwort: die Angabe des Heinrich Stauff sei unrichtig, da Johann nicht dabei gewesen. Frage: Johann Stauff behaupte den rechtmäßigen Erwerb jener Pretiosen, weil der Graf Grund gehabt, solch ein Geschenk zu machen. Antwort: Er habe keinen Grund zu einer solchen Remuneration gehabt und müsse die Frage bestimmt verneinen. Frage: Johann Stauff behaupte, er habe nach 8 Tagen von dem Zeugen einen Verweis darüber erhalten, daß das Päckchen sich noch im Hause befinde, sowie den Befehl, es fortzuschaffen. Antwort: Unwahr, da er überhaupt Nichts geschenkt. — Während des Verfahrens wurde einmal Graf von Görlitz vorgelesen und ihm vom Präsidenten ein Brief, aus Augsburg, der eben angekommen, mit der Aufforderung vorgelegt, sich darüber zu erklären, ob er über dessen Inhalt Auskunft zu ertheilen vermöge? Der Graf verneinte dieses. Hierauf wurde der Brief, der von einem Ungenannten geschrieben und am 2. dieses Monats zur Post gegeben war, verlesen. Der wesentlichste Inhalt ist: Er, der Schreiber, fühle die Pflicht, Aufklärung zu ertheilen. Die Gräfin sei durch einen unglücklichen Zufall umgekommen. Ueber dieses kleine Intermezzo entstand Heiterkeit im Publikum und die Nachmittags-Sitzung wird ausgefüllt von der Rede des Staatsanwalts zur Begründung der Anklage. In derselben wolle er den Faden beibehalten, der für das Verfahren gezogen. Seine Rede sonderte sich in zwei Theile. Der erste Theil beschäftigte sich mit dem objektiven Thatbestande, mit der Frage, ob und welches Verbrechen begangen worden? der zweite mit dem subjektiven Thatbestande, also: wer der Schuldige sey? — In der heutigen Sitzung absolvirte der Staatsanwalt bloß den ersten Theil, indem er, nach Voraussendung einer Darlegung des Ereignisses am 13. Juni, untersuchte, welcher Todesart das Ableben der Gräfin von Görlitz zuzuschreiben sei. Das Ergebnis dieser Prüfung bestehe darin, daß die Gräfin ermordet worden sei. — Bei Beginn der Sitzung am 5. April verkündigte der Präsident ein zweites Schreiben des preussischen Hofgoldschmieds und Platinfabrikanten Hofsauer zu Berlin, worin dieser sich ausführlich über die Geschichte des Platins ausläßt. Er versichert darin insbesondere, daß vor dem Jahre 1820 keine Bijouteriewaaren aus Platin für den Handelsverkehr gefertigt worden seien und daß folgeweise das Vorgeben des Heinrich Stauff offenbar auf einer Unwahrheit beruhe. Hierauf setzt der Staatsanwalt seine unterbrochene Rede zur Begründung der Anklage fort und fragt: wer ist der Mörder der Gräfin? Der Angeklagte Johann Stauff war am Nachmittage des 13. Juni von 4 bis halb 6 Uhr und dann von halb 8 bis halb 9 Uhr allein im gräflichen Hause. Auf ihn fällt darum begreiflicher Weise zunächst der Verdacht. Dieser habe auf die ihm gestellten Fragen ausgesagt, er habe Nichts gesehen. Dies sei schon an sich eine Aufforderung, in das Innere dieses jungen Mannes einen Blick zu eröffnen. Seine Zeugnisse lauteten günstig. Aber sein Charakter: seine Heuchelei, Frömmelei, kriechendes Wesen, Lügenhaftigkeit und Reiferschaft in derselben mit Hülfe geistiger Kräfte des Begabten; so die Zeugnisse des Schullehrers, der von ihm oft so belogen worden, daß ihm, dem Lehrer, zuweilen der Verstand still gestanden. Dazu kommt Stauff's Lebenswandel in Betracht: Rächtliches Verlassen der Kaserne, Untreue gegen seine Geliebte, Eitelkeit, die ihn in Schulden gestürzt, Geld- und Briefunterstellungen, Verkauf der auf Credit er-

altenen Uhr u. s. w. Nach diesem Einblide geht der Staatsanwalt zur Untersuchung des Zweckes der That. Die Familie Stauff trug schon seit langer Zeit ein Plan mit sich, nach Amerika auszuwandern, es fehlten ihr jedoch hiezu die Geldmittel. Die Reise des alten Stauff nach Darmstadt, im Februar 1847 hatte wohl vornämlich den Zweck, über die Beschaffung dieser Mittel sich zu berathen. Johann Stauff hat ferner in der Voruntersuchung eingestanden, daß der Erlös der ihm vom Grafen geschenkten Goldsachen zur Befreiung der Uebersfahrtskosten dienen sollen, ein Geständniß, das er aber später ohne Motivirung wieder zurücknahm. In dem Angeklagten Johann Stauff fand sich nach allem dem die Disposition, ein Verbrechen aus Gewinnsucht zu verüben. Es war ihm bekannt, daß die Gräfin ihre Schmuckgegenstände und ihr baares Geld in dem Sekretär verwahre. Zur Verdeckung des Mordes sollte die Brandstiftung dienen, ein Verbrechen, das in vielen Fällen schon zu gleichem Zwecke verübt wurde. Ferner war dem Angeklagten bekannt, daß die Gräfin schon zweimal aus Unvorsichtigkeit Brandbunfälle in ihrem Sekretär gehabt habe. Er hatte sich überdies viel mit der Lektüre abenteuerlicher Romane beschäftigt. Ein Sonntag war allein zur Ausführung des Verbrechens geeignet. Der Graf fuhr an diesem Tage regelmäßig zur großherzoglichen Tafel; der Dienerschaft war es gestattet, an diesem Tage auszugehen. Es dränge auch gegen den Angeklagten die Unterschlagung der Briefe der Gräfin an die Hassenberger, wodurch letztere vom Kommen abgehalten wurde. Dem Kammerdiener Schiller rebete er dringend zu, den projektirten Spaziergang zu unternehmen und so glaubte er sich vor jeder Ueberraschung sicher. Dennoch sei um ¼ Uhr die Frau Schiller gekommen und habe den Diener der Gräfin überrascht. Stauff befand sich in diesem Momente in dem Zimmer der Gräfin und hatte jetzt schon den Mord vollbracht, wozu er nur wenige Minuten bedurfte nach dem Ausspruche der Experten. Wäre Stauff auf der obern Laustreppe gewesen, wie er vorgibt, so hätte er die Frau Schiller bei ihrem Eintritte sehen und hören müssen und hätte nicht so lange gebraucht, um herunter zu kommen. In dem Bedientenzimmer war immer ein Abwisch Tuch und es war streng untersagt, ein solches von den zu holen. Sprechende Momente sind noch: die Verspätung seines Weggehens, um den Grafen von Hof abzuholen; das Verschließen der hintern Thüre; die Anrede, die Gräfin noch nach 5 Uhr gesprochen zu haben und das darüber niedersgeschriebene Selbstzeugniß, das die Absicht zu täuschen verräth; der Umstand, daß während seiner Abwesenheit Niemand in das Haus kommen konnte, weil die Hintertüre verschlossen war; das Schellen bei der Rückkehr mit dem Grafen, ein Zeichen der Verwirrung, vermehrt durch den Gedanken, die Gräfin werde nun ausgesucht werden; die von Aussen beobachteten Erscheinungen, der Rauch aus dem Kamin und die Flamme im Cabinet, wovon der Angeklagte Nichts wissen will; sein Bemühen, die Stunde von 7½ bis 8½ Uhr, in der er zum zweiten Male allein geliebt, auf eine viel kürzere Zeit zu reduziren; das Fehlen der Schlüssel, das Verschwinden der vielen Schächtelchen mit Zündhölzchen; die Verweisung des Grafen auf das Bügelzimmer, worin sich die Gräfin befinde, um denselben von weiteren Nachforschungen abzuhalten; die ihm widersprechende Aussage des Schlossers Vorsasch; der Umstand, daß sich der Angeklagte gleich nach dem Auffinden der Leiche, deren furchtbarer Anblick ihn tief habe ergreifen müssen, nicht mehr habe sehen lassen; daß ihn die Zeugin Schiller in dem Zustande größter Schwäche gefunden, während er durch sein späteres, gefälliges Benehmen gegen diese Zeugin, sie zu gewinnen sich bemüht habe. Der starke Angstschweiß des Angeklagten in der verhängnisvollen Nacht sei die Folge seiner gewaltigen innern Aufregung, nicht seiner körperlichen Anstrengung gewesen. Ganz dasselbe verrätherische Zeichen (der Angstschweiß) eines gequälten Gewissens finde sich in dem berühmten Font'schen Prozeß und bei dem einen der Mörder (Stopfer) des Kanonikus Schwarz in München. Der Angeklagte hat die Leiche der unglücklichen Gräfin nicht mehr gesehen und mußte sie nicht sehen; obwohl er allerdings nachher wieder in der Heuchelei so weit sich gestärkt hatte, daß er vermochte, hinter dem Sarge herzugehen und!

Grab seines Opfers zu pflegen. (Bei diesen Worten verzieht sich das Angeficht des Angeklagten in ein solch arglistiges und spöttisches Lächeln, daß der Staatsanwalt, aufs Tiefste empört, seinen Vortrag mit den Worten unterbricht: auch jetzt wieder prägte sich in dem Zuge Stauff's die abgefeimteste Heuchelei aus; doch werde diese Niemanden täuschen, denn seine Rissethat sei entlarvt und durch ein Lächeln werde es ihm nimmermehr gelingen, sein schuldbelastetes Gewissen zu verhüllen. Der Angeklagte, sichtlich betroffen, schweigt.) In der Nachmittagsitzung fährt der Staatsanwalt in Darlegung der Beweise der Schuld des Johann Stauff fort. Dem Angeklagten ist es in der ersten Zeit nach dem Ableben der Gräfin unheimlich; er sucht Geselligkeit; veranlaßt, daß Schneider Traugott ins Haus genommen wird und hält sich einen Hund als Gesellschafter, den er Nichts zu sich in's Bett nimmt. Er beschäftigt sich ferner viel mit religiösen Betrachtungen, wie namentlich der Aufsatz „über der Frau Gräfin von Görlitz ihren Tod“ bezeugt. Dieser Aufsatz setzt die Ermordung der Gräfin voraus, während Stauff in der Voruntersuchung den Tod für einen unglücklichen Zufall erklärt hatte. Stauff lamentirte in Gegenwart der Polizeisoldaten und zeigt Verlegenheit (Saugen an den Fingern) bei der Frage: wie die Gräfin umgekommen sei? Der Staatsanwalt wendet sich zu einer andern Gruppe der Erkenntnißgründe: Das Auffinden von Gegenständen bei dem Vater Johann Stauff's, die von dem Grafen von Görlitz und zum Theil auch von weiblichen Zeugen als Besitzthümer der Gräfin von Görlitz erkannt worden. Der Sohn Johann Stauff habe behauptet, er sei in den rechtmäßigen Besitz derselben gekommen, daher Untersuchung der Frage: ob diese Angabe richtig stehe? Der Staatsanwalt erörtert sehr ausführlich obige Frage und kommt zu dem Ergebnis, daß sie zu verneinen sei. Wenn also das Vorbemerkte unrechtmäßiger Besitz war, wodurch wurde er erworben? Durch Diebstahl? Nein! Ein Diebstahl bei Lebzeiten der Gräfin war nicht möglich und in jener Nacht sei der Angeklagte nicht in das Wohnzimmer gekommen, zumal war dieses von Polizeisoldaten fortbauernnd bewacht. Es konnte endlich auch später aus dem Besitze des Grafen Nichts mehr entwendet werden, denn diesem waren nur andere und zwar äußerst wenige Schmucksachen verblieben. Man wendet nun aber ein: es sei zu Weniges gestohlen worden, der Gesamtwertb der gestohlenen Gegenstände stehe nicht im Verhältniß zur Schwere des Verbrechens. Dieser Einwand ist empirisch; der verbrecherische Wille darf nicht nach dem Erfolge bemessen werden und unabhlig Male schon wurden die sicheren Erwartungen von Verbrechern von der Wirklichkeit auf das Herbeste getäuscht. In der That aber ist ein bedeutender Werth geraubt; derselbe beläuft sich, so weit jetzt noch eine Berechnung angestellt werden kann, auf ungefähr 520 fl. Der Angeklagte hat aber endlich auch mit Vorbedacht gehandelt und nicht im Affekt, etwa weil ihn die Gräfin während eines Diebstahls überrascht hätte, die Tödtung beschlossen. Alle, bis dahin angegebenen, Verhältnisse weisen hierauf hin: die früheren Aeußerungen Stauff's, sein Bemühen, die Dienerschaft zu entfernen, die Art und Weise der Tödtung und Verbrennung selbst u. s. w. Nach allem Vorgesagten ist bewiesen, daß die Gräfin von Görlitz von dem Angeklagten Johann Stauff gewaltsam um das Leben gebracht worden ist, in der Absicht, Schmucksachen derselben zu gewinnen, sowie daß Brand gestiftet worden ist, um diesen Mord zu verdecken. Bestände aber über die Wahrheit dieser Thatsachen noch irgend ein Zweifel, so müßte dieser nothwendig beseitigt werden durch die vollständig konstairte Thatsache des Vergiftungsversuches am 2. November 1847. Dieser erscheine begründet durch den Auftrag, Grünspan zu kaufen, durch dessen Besitz, durch das Auffinden in der Sauce, durch die Aussage der Köchin Enrich. Als bedeutsam erscheint die Angabe des Angeklagten, daß ihm die giftige Eigenschaft des Grünspans unbekannt gewesen, während schon die Vernehmung seines frühern Schullehrers ihn Lügen strafe. Welches konnte der Zweck der Absicht seyn, den Grafen zu tödten? Der Angeklagte hatte bereits Kenntniß von der Verhaftung seines Vaters; er wußte ferner von dem Grafen selbst, daß am nächsten Tage der Criminalrichter einen Augenchein im gräflichen Hause einnehmen werde

nd vermutete, daß bei dieser Gelegenheit dem Grafen die Schmudsachen zur Recognition vorgelegt werden würden. Wäre der Graf todt, so konnte Niemand mehr dieselben anerkennen, und Stauff konnte auch sonst nach Belieben auf den Grafen übdigen. Mit dem Selbstmorde des Grafen wäre außerdem die, dem Angeklagten wohlbekannte, Parallele mit dem Braslin'schen Falle vollständig geworden. Hier waltet eine enge Verknüpfung nach dem vorangegangenen Morde der Gräfin. Es steht hierin der unwiderlegbare Beweis fest, daß an der Gräfin ein Raubmord begangen wurde. Denn, hätte der Angeklagte sich nur eines Diebstahls schuldig geüht, so wäre er sicherlich vor der Gefährdung eines Menschenlebens zurückgeschreckt. So aber hatte er Menschenblut schon vergossen und konnte, kein Reuling mehr im Korben, unverzagt die Würfel werfen: der Kopf des Grafen, oder der meinige! Der Staatsanwalt deutet noch darauf, daß 1847 die inzwischen aufgehobene Todesstrafe noch zu den Strafarten gehört habe und erachtet die Anklage auf Raubmord, Brandstiftung und Versuch des Giftmordes als begründet. Ueber die Betheiligung des Heinrich und Jakob Stauff genügen wenige Worte. Sie sind der Begünstigung, also eines geringen Verbrechens, angeschuldigt. Am Schlusse seiner Rede entschuldigt der Staatsanwalt seine Ausführlichkeit und bemerkt: er habe diese abschließlich nicht umgehen wollen, da in dieser Sache voll hohen Ernstes und Interesses ganz Deutschland das Publikum bilde. Er lege nunmehr die Entscheidung in die Hände der Geschworenen und hoffe von ihnen einen Wahrspruch, welcher der Gerechtigkeit und den „Erwartungen, die Deutschland von ihnen hege“, entspreche. — In der Sitzung vom 6. April erhält der Bertheidiger, Hofgerichtsadvokat Emserling, für den Hauptangeklagten Johann Stauff das Wort. Er verkennt nicht, daß eine fürchterliche Anklage auf diesem laftet und daß die zahlreichen Verdachtsgründe bei erster Betrachtung eine überwältigende Wirkung äußern. Dennoch aber hoffe er die Unschuld seines Schutzbefohlenen, oder doch mindestens solche erhebliche Zweifel an dessen Schuld nachzuweisen, daß die Geschworenen die innige Ueberzeugung, die zur Verurtheilung nothwendig ist, nicht wohl fassen können. Vor Allem bitte er die Geschworenen, sich von den Stimmen, die aus dem Publikum zu ihnen herüber drängen, nicht beirren zu lassen und ihre ganze Unbefangtheit zu bewahren. Zu der Erleichterung in der Führung seines Amtes finde sich der Best des Art. 174 des Gesetzes vom Oktober 1848, welcher an die Geschworenen die Frage richte: „Seid Ihr auf das Innigste überzeugt?“ Jeder erhebliche Zweifel dikire den Ausspruch „nicht schuldig“. Ueberzeugten sich die Geschworenen auch nicht von der Unschuld seines Klienten, so müsse jedes erhebliche Bedenken davon abhalten, das „schuldig“ auszusprechen. Sich zur Sache wendend sagt er: Zunächst erscheint die Untersuchung durchaus lüdenhaft und einseitig geführt; alle Betheiligten haben dazu beigetragen, die Erkenntniß des wahren Sachverhalts unmöglich zu machen. Der „Unstern“ dieses Prozeßes sei die Unterlassung der Sektion, obgleich das Gericht zu deren Vornahme sich hätte ausgefordert finden müssen. Dazu komme die auffallende Unterfügung weitem Verfahrens auf Grundlage „äußern Bernehmens“. Graf Görlig hat die Kleider der Leiche eigenmächtig erdbrennen lassen, ohne daß zuvor nach den Schlüsseln in denselben gesucht worden wäre. Bei Wiederaufnahme der Untersuchung sei der Untersuchungsrichter von vorn herein mit der vorgefaßten Meinung von der Schuld des Angeklagten vorangehritten. Daher rühre die ungenügende Würdigung der Elemente der Bertheidigung; hierin liege die Ursache der Gereiztheit des Angeklagten, deren Hervortreten im Ungehorsamsstrafen zugezogen. Dem Angeklagten war ferner als Grund seiner Berhaftung unterm 3. November 1849 nur der Vergiftungsversuch vorgehalten worden, die erste Frage wegen dieses Verbrechens wurde aber erst im Januar 1849 an ihn gerichtet. Der Angeklagte hat kein Geständniß abgelegt; der Beweis, auf welchem die Anklage beruht, ist lediglich ein Anzeigebeweis. Die H. G. Geschworenen seien zwar nicht an Beweis-theorien gebunden, aber an die ewigen Gesetze regelrechten Denkens: die einzelnen Thatfachen müßten erwiesen seyn und mit einander im nothwendigen Zusammenhange stehen; Vermuthungen und Hypothesen.

gebilde, in welchen die Anklage sich so mannigfach bewege, können die positive Wahrheit nicht ersezen. Welche Verschiedenheit der Ansichten sei aufgetaucht! So habe das Hofgericht gemeint, die Gräfin sei dadurch umgekommen, daß der Brand des Sekretärs sie ergriffen; der Untersuchungsrichter habe den Kamin als Heerd der Verbrennung angesehen; der Gerichtsarzt habe Selbstverbrennung angenommen, jedoch nur für den Fall, daß keine Gewaltthat vorliege; Dr. v. Siebold habe sich unbedingt für Selbstverbrennung entschieden; das Rebizinalcolleg für Mord; das Gutachten der Sachverständigen erachte einen Mord nur als wahrscheinlich und zeige verschiedene Meinungen darüber, ob die Verbrennung der Leiche lebiglich vom Brande des Sekretärs herrühre; der Anklageakt gehe davon aus, daß die Verbrennung im Kamine vor sich gegangen, während der Staatsanwalt nur behaupte, daß die Leiche in der Wohnstube und durch den Brand des Sekretärs in den Zustand versetzt worden sei, in dem sie gefunden worden. In diesem Gewirre der Ansichten werden aber die Geschworenen, wie der Verteidiger zuversichtlich hofft, stets die dem Angeklagten günstigere adoptiren. Schon der objektive Thatbestand erregt eine Menge von Zweifeln. Die Experten haben nur die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit einer Ermordung behauptet. Ein bestimmtes Urtheil ist besonders wegen des mangelhaften Augenscheins und der unterlassenen Sektion nicht möglich; die Aussagen der Zeugen über die Erscheinungen in jener Nacht seien trüglisch durch den Umstand, daß es Nacht gewesen, durch die Befürzung, den Rauch und Qualm, der sie umgeben u. s. w. Nach dem Stadtgerichtsprotokoll war der Klingelzug noch an der Wand befestigt und oben etwas angebrannt; sämmtliche Zeugen bagegen sagen aus, derselbe habe bei Eröffnung des Zimmers auf dem Boden gelegen. Das Gutachten der Experten gibt aber auch in seiner sonstigen Begründung zu gerechten Ausstellungen Anlaß. So will es 1) die Unmöglichkeit eines Selbstmordes unter anderen auch damit darthun: die Gräfin könne schon um 7 Uhr nicht mehr am Leben gewesen seyn, denn sie sei um diese Zeit schon vermißt worden, die dafür geltend gemachten Gründe seien nicht haltbar, nur „Hypothesen“. Für die Wahrscheinlichkeit eines Selbstmordes sprechen bagegen gewichtige Gründe: insbesondere der schwärmerische, exaltirte Charakter der Gräfin; die Escriptur über die Art ihrer Bekleidung, in die offene Klappe gelegt, so daß sie sich sogleich dargeboten habe; die Aussage der einen Todtenfrau, der Graf habe, vor der Leiche niederknieend, ausgerufen: „Warum hast du mir diesen Schimpf angethan!“ die Aeußerung, welche die Gräfin Tages zuvor, mit Bezug auf eine damalige Krankheit des Grafen, gegen Schämbs gethan hat: sie wolle den Grafen nicht überleben. Ost hätten Personen Hand an sich gelegt, welche früher keine Spur von Neigung zu einer solchen That gezeigt. Wende man ein, daß Selbstmord mit Hülfe des Feuers unmöglich sei, so könne nur zugegeben werden, daß dazu die größte Seelenstärke erforderlich sei; denn es seien viele Fälle historisch erwiesen, in denen noch qualvollere Todesarten freiwillig gewählt worden sind. 2) Auch für das zufällige Ableben der Gräfin lassen sich manche erhebliche Gründe aufführen. Dieselbe hatte schon früher zweimal in Gefahr gestanden, zu verbrennen. 3) Ist die Gräfin durch Ermordung um das Leben gekommen? — Die Expertise hat nicht mit Gewißheit ausgesprochen, daß die Gräfin durch fremde Hand umgekommen sei. Das Verschwinden der Schlüssel steht thatsächlich nicht fest, denn die Aschengrube, in welcher die Kleider der Gräfin verbrannt wurden, ist erst geraume Zeit nachher und zwar ohne öffentliche Autorität durchsucht worden; die Gräfin pflegte aber bisweilen jene Schlüssel in der Tasche ihres Kleides zu bewahren. Jener Umstand begründet übrigens keineswegs den Verdacht, daß eine dritte Hand thätig gewesen seyn müsse, denn die Entfernung der Schlüssel konnte ja die Entdeckung des Brandes und der Leiche nicht hindern. Die Flamme auf dem Divan und der Rauch des nördlichen Schornsteins ist dem Verteidiger unerklärlich und er theilt darin das Geschick des Staatsanwalts. Die Flamme auf dem Divan soll zur Vertilgung der Blutspuren geblent haben, nirgends aber in beiden Zimmern sind solche wahrgenommen

vorden. Daraus, daß der eine Schuh der Gräfin im Cabinet fern von der Leiche lag, läßt sich Nichts schließen; denn die Gräfin habe gern, nach Aussage von Zeugen, einen Schuh ausgehoben, auch kann es bei dem Zubräng der Leute und der Verrückung von Möbeln, leicht geschehen seyn, daß der Schuh verrückt worden. Die positiven Gründe endlich für die Ermordung, als: das Offenstehen des Mundes, das Hervorragens der Zunge, die Fissur des Schädels und der seidene Lappen sind trügerisch und nicht beweiskräftig, wie das Gutachten bereits anerkannt hat. — Hiemit, fährt der Verteidiger fort, verlasse er das Gebiet des objektiven Thatbestandes über die Frage, ob Mord, Raub und Brandstiftung in die Erscheinung treten. Er glaube, nachgewiesen zu haben, daß die Fragen verneint werden müssen, da das Licht der Gewißheit nicht aufgegangen. Geht man nun zur Betrachtung des subjektiven Thatbestandes über, so darf man sich vor Allem durch die Reihe von Indicien, welche die Anklage mit Gewandtheit in ein Ganzes erwebt hat, nicht einnehmen lassen; die Beweisraft jedes Indiciums ist vielmehr einzeln und für sich zu prüfen. Viele Anzeigen sind so gesucht und ferne liegend, daß sie kaum einer Widerlegung bedürfen. Er will nur bei den anscheinend erheblichsten Verdachtgründen stehen bleiben: Das längere Alleinseyn Stauff's mit der Gräfin von Börlitz am Nachmittage und Abende des 13. Juni hatte nur den Zweck der Erfüllung seiner Dienstpflicht. Stauff konnte nicht wissen, wie lange er allein bleiben würde, es bestand also für ihn die höchste Gefahr der Enttarnung. Es war aber auch recht wohl möglich, daß während der Anwesenheit Stauff's eine dritte Person in das Haus sich einschlich, da die Klingel der hintern Hausthüre bei leisem Eintreten nicht schellte. Wie häufig ein solches Einschleichen zum Zweck der Verübung eines Verbrechen's ist, dafür sprechen viele namhafte Fälle. Will man dagegen einwenden, daß diese Thüre verschlossen gewesen, so konnte ein Eindringen durch das Fenster geschehen. Der „wilde Blick“, welchen Frau Schiller an dem Angeklagten wahrgenommen haben will, beruht wohl auf einer Täuschung; er hat sich gleich nachher geküßert, sie glaube, Johann Stauff in einem Schäferjüngchen gestört zu haben. Frau Schiller war überdies an jenem Nachmittage kranklich, da ihr Mann ohne ihr Vorwissen fortgegangen war. Das angeblich auffallende Benehmen des Angeschuldigten nach dem 13. Juni wird nur durch die Aussage der Dienerschaft konstatiert, welche damals schon Verdacht gegen denselben hegte und darum alle seine Regungen in verdächtigem Lichte ansah. Die Aeußerung Stauff's: „er wünsche, die Gräfin möge verbrennen u.“ ist nicht hinlänglich erwiesen; sie geschah lange Zeit zuvor und enthält nicht einmal eine Drohung, würde also selbst nach der Halsgerichtsordnung Karl's V. keine Anzeige bilden. Die verkohlten Zündhölzchen im Ofen des Bedientenzimmers lassen auf ein, am 3. Juni daselbst stattgehabtes, Feuer nicht schließen. Ein solches Feuer erscheint vielmehr unmöglich, denn die dadurch entstandene Wärme, so wie der Geruch des Schwefels hätte von Schiller, der kurz nach 8 Uhr in dieses Zimmer kam, bemerkt werden müssen. Auf den Besitz der Schmucksachen legt die Anklage ein großes Gewicht. Ob die Geschworenen der Angabe Stauff's: er habe dieselben vom Hofen zum Geschenke erhalten, Glauben beimessen wollen, wird ihnen anheimgestellt. Sei dem aber, wie ihm wolle, so wird doch dadurch der Raub und beziehungsweise der Raubmord nicht bewiesen. Es ist nicht dargethan, daß die Gräfin zu jenem Tage des Schreckens noch im Besitze jener Gegenstände gewesen. Es war möglich, sie, etwa durch Deffnen des Sekretärs mittelst falscher Schlüssel, zu erlangen; eben so wäre ihm dieses nachher möglich gewesen, denn die Dienerschaft hatte, nach den Angaben der Polizeisoldaten, freien Eintritt in das Wohnzimmer. Da die Schmucksachen sich in Etuis befanden, überdies sich auch einzeln ließen, so ist der Umstand, daß bei Heinrich Stauff Gefundene keine Spuren von Rauch gezeigt, erklärlich. — Was nun weiter den Vergiftungsversuch betrifft, so steht dieser keineswegs in einem notwendigen Zusammenhange mit der angeblichen Ermordung der Gräfin. Als Motiv desselben läßt sich vielmehr einzig und allein die Angst vor Entdeckung des Diebstahls denken.

sicht, welche die ganze bürgerliche Existenz des Angeklagten zu gefährden drohte. Auch diese Anschulldigung ist übrigens nicht erwiesen. Der zur Prüfung der Sauce beigezogene Experte, Medizinalrath Merck, ein Schwager des Untersuchungscommissärs, kann sich geirrt haben; man erinnere sich an die Widersprüche der Chemiker in dem Prozesse Lafarge. Die Köchin Gyrich hat allein den Versuch gesehen, doch enthält deren Aussage Widersprüche: Sie ist aber „geistesbeschränkt“ nach der Angabe des Untersuchungsrichters und hat nicht die Fähigkeit, richtig zu beobachten. Stauff hätte ja Gelegenheit gehabt, während des Hineintragens und Bewacht Ost zu einzumischen. Soll er gerade die Sauce zur Vergiftung ausersuchen haben, während er wußte, daß auch das Kind Schillers, das mit dem Grafen gemeinsam speiste und das er innig liebte, davon essen würde? — Ferner ist es nicht gewiß, daß Stauff Grünspan gehabt. In der Apotheke von Winkler ist solcher „für den Görlich'schen Bedienten“ gefordert worden, es wurde aber solcher nicht abgegeben und es ist dann auch wahrlich bei der Verschmittheit, welche die Anklage dem Angeeschulldigten bekräftigt, die wahnwitzige That nicht zu erwarten, daß derselbe an dem nämlichen Tage den Grafen mit Grünspan habe vergiften wollen. Jedenfalls ist die Absicht nicht auf Tödtung gegangen. Der Vertheidiger kommt hierauf schließlich auf die positiven Gründe, welche die Unschuld seines Klienten darthun sollen, zu reden. Diese sind: 1) der unbescholtene Reumund des Angeklagten, der durch mehrfache rühmliche Zeugnisse constatirt wird. Das ungünstige Zeugniß des Lehrers beschränkt sich auf das Knabenalter desselben; der Mensch bessert sich; auch ist es eine gewöhnliche Erscheinung, daß Jemand sich durch eine Unwahrheit helfe. Ausser der Frau Schiller hat am Todestage der Gräfin Niemand etwas Auffallendes an dem Angeklagten bemerkt. Der Vertheidiger nähert sich dem Schlusse seiner Rede, mit der Frage: worin wäre das Motiv zur That zu suchen? Gewiß nur darin, eine Entwendung zu begehen. Der Angeklagte habe nicht vermuthen können, daß er einen irgend beträchtlichen Geldvorrath finden werde; auch hat er Gelegenheit gehabt, ohne Mord seinen Zweck zu erreichen: er hätte nur die Abwesenheit der Gräfin abwarten dürfen. Auch wäre es noch leichter gewesen, den Grafen zu bestehlen, bei welchem er mehr Geld habe vermuthen müssen. Völlig unerklärlich ist der geringe Werth der vom Grafen vermißten Pretiosen; er betrug nicht ein Drittel der vom Staatsanwalt aufgestellten Schätzung und doch wäre die Plünderung des Sekretärs nur ein Kinderpiel im Vergleiche zur Ermordung der Gräfin gewesen. Der Angeklagte war endlich in keinem Augenblicke vor Störung und Enttappung gesichert und soll dennoch die Verbrennung so überlegt und raffiniert vollzogen haben? Würde nicht, wenn er alsdann nur eine Minute in dem Zimmer geblieben wäre, der Geruch in Kleider und Haare gedrungen seyn und ihn verrathen haben? „Der sprechendste Grund für die Unschuld meines Klienten“, fügt der Vertheidiger hinzu, „ist sein Bleiben; ein böses Gewissen hätte zur Flucht getrieben.“ Alle Zweifel sind ungelöst und unlösbar; alle aber sind von solcher Bedeutung, daß die innigste Ueberzeugung von der Schuld des Angeklagten nicht damit bestehen kann und so darf denn wiederholt der Vertheidiger seine zuversichtliche Erwartung dahin aussprechen, daß der Wahrspruch der Geschworenen ein Nichtschuldig seyn werde. — In der Sitzung am 8. April erhält Hofgerichtsadvokat Mez, als Vertheidiger der Angeklagten Heinrich und Jakob Stauff, das Wort. Er bezeichnet zunächst den Standpunkt seiner Vertheidigung. Er glaubt, nur bei drei Verdachtsgründen stehen bleiben zu müssen. Was den Mangel der Schlüssel betrifft, so will er dem, was der andere Vertheidiger vorgetragen, nur einen aus der Seelenkunde geschöpften Grund zufügen. Angenommen, es sei ein Mord begangen, so ist diese That mit Raffinement verübt worden, während das Fehlen der Schlüssel auf Stümperhaftigkeit schließen lasse, denn sonst würde sich der Thäter der Hauptschlüssel bemächtigt haben, um sich auf dem geraden Wege oder durch die vordere Zimmerreihe zu entfernen. Den Verdachtsgrund betreffend, der in dem auf dem Boden gefundenen Schellenzuge besteht, fragt sich, ob derselbe abgerissen gewesen. Nach dem Augen-



Heindsprotokoll des Stadtgerichts ist davon keine Rede; der Schellenzug wird darin nur insofern erwähnt, als er angebrannt gefunden worden. Betrachtet man das Indictum des Rauchs aus dem Schornstein, so habe dieses ein eigenes Schicksal. Der Vertheidiger tritt hierbei in eine ausführliche Erörterung ein, indem er namentlich auf die Möglichkeit hindeutete, daß die Gräfin, deren Schlafzimmer von dem Schornstein berührt werde, Etwas vorgenommen, was den Rauch, der vielleicht schon lange gedauert, veranlaßt habe; stelle er eine Hypothese auf, so habe diese denselben Anspruch, wie die, welche als Schöpfung des Staatsanwalts sich geboten. Weiter verweilte der Anwalt bei der Frage: ob nicht Selbstmord dem Ende der unglücklichen Gräfin zu Grunde liege? Zu ihrer Beantwortung kommt er auf jene Scriptur der Gräfin zu sprechen, worin sie angeordnet, wie es nach ihrem Ableben mit ihrer Leiche und deren Bestattung gehalten werden sollte. Das Verbot der Secirung kann den Zweck gehabt haben, zu verhindern, daß ihr Selbstmord entdeckt werde. Wendet man ein, daß die Vermuthung eines Selbstmords durch Nichts unterstützt werde, so springt der Entschluß dazu oft augenblicklich hervor und wer weiß, ob die Gräfin nicht aus Gründen, die wir nicht kennen, sich unglücklich gefühlt hat. Das Lied No. 460 des Gesangbuchs, dessen Abfingen bei der Einsegnung ihres Sarges sie vorgeschrieben, handelt vom „Trost im Leiden“ und weist auf ein Zerfallenseyn mit dem Diesseits hin. Dazu kommt endlich das Gerücht von einem frühern Selbstmordversuche der Gräfin, das nur von Zeugen bestritten wird, welche den Widerspruch aus dem Munde der Gräfin genommen und jene Aeußerung des Grafen v. Görlich, bezeugt von der Todtenfrau. Nach Erörterung der Frage: ob die Gräfin Görlich ermordet worden sei? wendet sich der Anwalt der Erwägung der zweiten Frage zu: ob Johann Stauff der Bezeherung dieser That überführt sei? Da der andere Vertheidiger bereits ausführlich über diesen Punkt gesprochen, fährt der Redner fort, so kann er sich darauf beschränken, das Resultat dieser Prüfung kurz zu bezeichnen: Zehnmal Null ist Null. Von der Masse von Anzeigen sind, einzeln betrachtet, nur wenige beladend. So ist, um nur ein Beispiel aufzuführen, das Verschließen der hintern Hausthüre gerade zur Entlastung dienlich; denn hiedurch war nur der gewöhnliche Eingang in das Haus versperrt, in den Hof und Garten oder konnte Jedermann durch das geöffnete Hofthor gelangen und von diesen Räumlichkeiten aus war's ein Leichtes, durch das offenstehende Fenster des Bedientenzimmers in das Haus selbst zu bringen. Bedenklich ist nur die alleinige Gegenwart Stauffs im gräflichen Hause u. der Besitz der Schmucksachen in den Händen seines Vaters. Der erste Umstand verhinderte aber keineswegs das Einschleichen eines im Hause bekannten Dritten; der Besitz der Schmucksachen aber kann immerhin Folge einer Schenkung des Grafen seyn. Dieser widerspricht zwar, aber er hat dieß auch schon früher gethan, wo er, mit dem Verdacht der Ermordung belastet, die Schenkung nicht wohl zugestehen konnte, ohne diesen Verdacht wesentlich zu verstärken. — Was nun den Vergiftungsversuch angeht, so stehen ihm höchst erhebliche Zweifel entgegen. Der Staatsanwalt nennt den Angeklagten „verschmitzt“ und doch soll dieser tölpelhaft zur Vergiftung einen Stoff von so abstoßendem Gesmacke gewählt haben. Er würde ferner das Gift nicht in Gegenwart eines Dritten beigemischt und die Sauce, nachdem er entdeckt war, nicht ruhig haben stehen lassen. Er würde sodann den Grünspan nicht für den Görlich'schen Bedienten haben verlangen lassen und würde endlich kein Mittel gewählt haben, das vollkommen untauglich war, seine Absicht, auf den Grafen den Verdacht eines Selbstmords zu wälzen, zu verwirklichen; denn es mußte ihm bekannt seyn, daß mit der Erreichung seiner Absicht die Vergiftung mehrerer Personen verbunden gewesen wäre. — Wie die Vertheidigung auf der einen Seite die Bedeutung einiger Verdachtsgründe anerkannt hat, so muß sie auf der andern Seite mit Nachdruck hervorheben, daß wichtige Anzeigen der Anschuldb entgegenstehen und daß darum eine Beurtheilung keines Falls erfolgen kann; das wesentlichste dieser Anzeigen ist der Mangel jedes Motivs. Der Staatsanwalt gibt das Geraubte auf

wenigstens 240 fl. an, der Graf auf 20 Louisd'or und dieser Betrag wäre das Ziel der That? Dem Thäter standen die Schlüssel zu Gebot; er hat zu dem schweren Silbergeräthe im nordöstlichen Eckzimmer gelangen können, zu dem reichen Diamanten- u. Perlenschmucke in der Schublade des Sekretärs. Es konnte ferner der Angeklagte keine Kenntniß davon haben, daß das Brandmaterial des Sekretärs die Leiche in einer Entfernung von zwei Fuß verbrennen könne: eine Möglichkeit, zu deren Feststellung die Wissenschaft einer Fakultät erst aufgeboten werden mußte: es würde also Stauff die Leiche zuversichtlich näher an den Sekretär gelegt haben. Gesezt aber: Stauff habe die Tödtung wirklich vollbracht, so ist doch nirgends ein Anhaltspunkt dafür gegeben, daß er dieß mit Vorbedacht gethan habe und nur hierauf darf nach dem Verweisungsurtheil die Frage an die Geschworenen gerichtet werden. Kann der Angeklagte nicht auch im Affekt gehandelt haben? Der Angeklagte kann sich in die Zimmer der Gräfin eingeschlichen haben, während des Diebstahls von der Gräfin überrascht worden seyn und dann im Affekte die Tödtung derselben beschloßen und sofort ausgeführt haben. — Ist nun aber das Hauptverbrechen nicht erwiesen, so fällt von selbst schon die Anschulldigung der Begünstigung gegen Heinrich und Johann Stauff. — Nach Artikel 91 des Strafgesetzbuches sind namentlich Eltern und Geschwister „von der Strafe der Begünstigung frei, wenn diese blos zum Schutze des Thäters gegen Entdeckung oder gerichtliche Verfolgung stattgefunden“. Diese humane Bestimmung des Gesetzes macht sich hier geltend. Dann verlangt das Gesetz (Artikel 87) „wissentliches Vorschubleisten“ für den Begriff der Begünstigung; kein Zeuge bekundet aber, daß die beiden Mitangeklagten Kenntniß von dem Verbrechen des Hauptangeklagten gehabt haben; kein Geständniß liegt vor. — Die Nachmittags Sitzung wurde von der Replik des Staatsanwalts und der Duplik der beiden Vertheidiger ausgefüllt. — Diese Reden bestanden im Ganzen in Wiederholungen. Der Vertheidiger der beiden Mitangeklagten beschränkt seine Duplik auf einige Bemerkungen. Seine „Hypothese“ über Selbstmord habe denselben Anspruch, wie die Hypothesen des Staatsanwalts; ob die That mit Vorbedacht verübt, müsse zweifelhaft erscheinen; auch er sehe mit Vertrauen dem Wahrspruche entgegen. — Die Debatten wurden hierauf, nach einer Dauer von 3 ½ Tagen, geschlossen. Bei Beginn der Sitzung am 10. April stellte der Präsident die Frage an Johann Stauff: ob er zu seiner Vertheidigung noch Etwas beizufügen habe? Der Angeklagte erhob sich hierauf und richtete an die Geschworenen folgende Ansprache, die wir, soweit thunlich, mit dessen eigenen Worten (wegen ihrer psychologischen Merkwürdigkeit) wiedergeben. „Meine H. Geschworene! Ich kam im Mai des Jahres 1846 in das Haus des Graf Hörlig und wurde als Bedienter der Gräfin zugetheilt. Ich fand sehr oft Mißlichkeiten zwischen den Ehegatten, und überhaupt ein Verhältniß, wie es wohl keiner der H. Geschworenen sich denken kann. Der Graf war unzufrieden, weil seine Frau das Vermögen besaß und die Gräfin war dieß, weil sie den Namen des Grafen trug. Insbesondere erinnere ich mich, daß der Graf einmal mit Kutschers Schämbs ausgefahren war und bis ¼ 12 Uhr ausblieb, so daß die Gräfin mehre Tage lange nicht zum Mittagstisch herunterkam...“ Der Präsident unterbricht den Angeklagten: „Dieß gehöre nicht hieher“. Dieser fährt fort: „Am 13. Juni war ich nicht allein im Hause, sondern es waren noch andere Leute da, welche ich nicht weiter berühren will; es liegt dieß bereits in den Untersuchungsakten, dort habe ich diese Leute mit Namen angegeben und es wäre Pflicht des Untersuchungsrichters gewesen, weitere Nachforschungen anzustellen. Es ist dieß indessen nicht geschehen und so ist es gekommen, daß jetzt Alles auf mich gewälzt wird und ich meine Unschuld nicht nachweisen kann, was aber möglich gewesen wäre, wenn der Richter eine unparteiische Untersuchung geführt hätte.“ Der Präsident verweist dem Angeschuldigten dessen Angriff gegen den Inquirenten u. droht, er werde ihm im Wiederholungsfalle das Wort entziehen. „Es ist sehr wohl möglich, daß Jemand ohne mein Wissen im Hause war. Unter dem Fenster des Kabinetts des Grafen ist die Mauer so ausgetreten, wie eine Stiege. Ich

A zwar keinen Schandfleck auf den Grafen werfen; ich hätte aber vermuthet, daß der Präsident den Geschworenen das sagen würde, was ich bereits in der Untersuchung darge stellt habe.“ Ich komme nun auf den Unglücksabend. Um Uhr, als ich den Grafen auskleidete, hatte dieser ein blutbeflecktes Sacktuch, welches er vor mir unter der Waschküßel zu verbergen suchte. Er schickte mich nun hinauf zu der Gräfin, ich fand diese aber nirgends. Ich sagte dieß dem Grafen er ging selbst hinauf, sie zu suchen. Er ging in jedes Zimmer, das Wohnzimmer ließ er unberührt u. war nicht einmal geneigt, nur die Hand auf den Drücker legen. Ich erklärte dem Grafen hierauf: ich wollte zum Schlosser eilen, er er schickte mich vorher in das Stofsch'sche u. Wittgenstein'sche Haus, um da nach der Gräfin zu sehen. Hier aber konnte ich dieselbe nicht finden, denn sie ging niemals aus, ohne daß sie die Dienerschaft davon benachrichtigt hätte. In der Nacht von dem 12. bis 12½ Uhr will mich nun kein Zeuge im Görlich'schen Hause gesehen haben? Ich habe manchen Zeugen hier schwören sehen, ich habe aber auch bei manchem kende Finger bemerkt . . . .“ Der Präsident: „Sie haben nicht das Recht, irgend Jemanden eines falschen Eides zu beschuldigen.“ Der Angeklagte: „Verzeihen Sie! Ich habe Wasser getragen, ich habe den Divan aus dem Cabinet gen helfen, ich war überall thätig. Der Hr. Staatsanwalt hat behauptet, ich beim Anblick der Leiche fortgestürzt . . . ., ich brauchte nicht fortzusträmen, in Gewissen machte mir keinen Vorwurf, nicht den geringsten! Was mein Vergehen nach dem Tode der Gräfin betrifft, so habe ich hierüber oft mit dem Grafen gesprochen und dieser sagte einmal: „Sollte Jemand von dem Hofe aus genommen seyn? Doch, ich will Sie nicht weiter hinreissen zu der Vermuthung, die da ausspreche.“ Ich sagte mehrmals zu dem Grafen: Lassen Sie eine Sektion der Beerdigung stattfinden, es wird Ihnen zu gutem Namen gereichen; aber in und Schiller's Bestreben war fruchtlos. Ich habe mich nicht aus dem Dienst entfernen wollen, habe auch nicht um eine Zulage nachgesucht. Ich wollte vielleicht mit Kutscher Schwämb gleichgestellt seyn und hierauf ging der Graf auch ein. Als der Braslin'sche Vorfall bekannt wurde, wurde ich von Jedermann mit Fragen überhäuft; ich verteidigte den Grafen, wie jeder Bediente es für seinen Herrn gemein haben würde. Ich will den Grafen nicht beschuldigen, daß er die Hand dabei im Spiel gehabt, oder Mitwisser gewesen . . .; aber, meine Herren Geschworenen, lassen Sie das Cabinet nicht aus dem Auge! Bedenken Sie meine Unschuld und welches schweres Schicksal auf mir lastet; 2½ Jahr war ich in Untersuchungshaft, mein Mädchen hat 200 bis 250 fl. ausgegeben, bis sie es endlich hin gebracht, daß diese Verhandlung gehalten wird; Jedermann sucht mich nun verdächtigen, doch meine Unschuld wohnt in meinem Gewissen; Gott ist mein Zeuge, daß ich kein Verbrechen begangen und auch keine falschen Eide abgeben gehabt habe. Ich hatte nicht nöthig, einen Mord, eine Brandstiftung, oder auch nur einen Raub zu begehen. Ich hätte dann gewiß an der Leiche die Bracelets, die Ringe und die Broche nicht gelassen. Der Graf würde mich geholfen haben, wenn ich ihm meine Lage erzählt hätte, oder auch mein Mädchen würde meine Schulden bezahlt haben: deshalb brauchte ich das Blut der Gräfin nicht zu vergießen.“ — Nachdem der Angeklagte sodann die Ereignisse des 11. November darge stellt hat, behauptet er: „Mit gutem, ja sogar mit reinem Gewissen kann ich sagen: ich wußte nicht, was in der Düte war, die mir mein Bruder gegeben hatte. Mir ist nicht der entfernteste Gedanke gekommen, einem Menschen das Leben zu rauben. Ich habe keinen Gedanken auf ein Glaschen, auf ein Anspan, oder auf einen Mord gehabt; der Verdacht würde ja sogleich, wenn der Mord entdeckt worden wäre, auf Johann Stauff gefallen seyn, da dessen Vater in Basel kurz vorher verhaftet und bei ihm Goldsachen vorgefunden worden waren. Ich nicht der entfernteste Schimmer eines verbrecherischen Gedankens gegen die Gräfin ist mir eingefallen. Es hätte ja jeden Augenblick der Graf oder ein Diener oder auch eine Dame kommen können. Diese hätte ich nicht abweisen u. dann er können: ich wisse von Nichts. Wenn die verbrannte scheußliche Leiche ge-

funden worden, so würde man sich an mich gehalten haben, weil ich allein im Hause gewesen bin. Mein Vertheidiger hat mich wohl vierzehnmal in meinem Kerker besucht; wenn er nicht von meiner Unschuld überzeugt gewesen wäre, würde er sich nicht mit solchem Eifer für mich bemüht haben. Als ich in's Gefängniß gekommen bin, habe ich 36 Bogen dem Aktuar diktiert. Der Richter sah mich aber sogleich als einen Räuber, Mörder und Giftmischer an; mein Gewissen war rein und ich sagte darum: ich werde mir dies nicht gefallen lassen. Hierauf wurde ich allein in ein Zimmer gesperrt, in welchem ich 11 Monate schmachtete. Auf meine Beschwerde wegen ungerechter Untersuchung wurde ich zweimal drei Tage lange mit Wasser und Brod bestraft. Ich würde meine Strafe erkennen, obgleich ich heute rein und schuldlos da, ich bin nicht der gräßliche, schreckliche Mensch, für welchen mich der Staatsanwalt ausgibt und gewiß würde er zurücktreten, wenn er von meiner Unschuld so überzeugt wäre, wie ich. Ich hoffe, daß Sie, meine Herren Geschworenen, meine Unschuld erkennen. Sollten Sie aber das Gegentheil aussprechen, so werden wir uns jenseits wiedersehen!" — Der Angeklagte, bei dem nach seiner Erziehung und seinem Stande nur ein geringer Bildungsgrad vorausgesetzt werden kann, sprach diese Anrede, ohne Beihülfe einer Scriptur, in wohlgelesenen und schriftgemäßen Worten und nur zuweilen unterließ ein Provincialism oder eine wirre, räthselhafte Periode. Sein Ton und Ausdrud befiel dabei die Ruhe und Kaltblütigkeit, welche er während der ganzen Verhandlung bewährt hatte: nur, als er der langen Dauer seiner Untersuchungshaft gedachte, erklimten Thränen seine Stimme. — Die Vertheidigung nahm übrigens aus der neuen hochwichtigen Angabe des Angeklagten, daß er an dem Fenster des Kabinetts des Grafen Spuren von Einsteigen bemerkt habe, Veranlassung, eine Bervollständigung der Untersuchung in dieser Beziehung zu beantragen. Der Präsident entsprach diesem Ansuchen und beordnete zwei beeidigte Bauhandwerker, an Ort und Stelle Einsicht zu nehmen. Sie kehrten bald zurück und berichteten, daß sie an der Wand, am Fenstergesims und am Sockel deutlich Spuren der „Abnutzung" wahrgenommen. Der Kammerdiener Schiller wird vorgerufen; er weiß von keinem Aus- und Einsteigen und hat einen gewissen Georg Brücher aus Großzimmern 1847 mehrmals im Hause gesehen, sowie er auch einen gewissen Rapp, den der Graf einmal auf einer Reise mitgenommen, darin bemerkt hat. Der Graf v. Görlich sagt aus: er habe das Fenster nie aufgelassen; jener Brücher sei mehrmals bei ihm gewesen, um ein Anlehen zu erhalten; auch den Rapp habe er einige Male rufen lassen wegen Ertheilung von Fachtunterricht und Reinigung einer Flöte. Auf Antrag des Anwalts Emmerling werden schnell herbeigeholte Strafurtheile gegen jenen Brücher verlesen: Bestrafungen desselben wegen Verwundung, Begünstigung eines Diebstahls, wie auch Bedrohung des Inquirenten bei dem Stadtgericht, des Assessors Burgold. Die beiden Vertheidiger beschränken sich auf den Antrag, daß der Präsident die Erscheinung in seinem Resumé berühre, damit die Geschworenen sie würdigen. Zum vollen Verständniß der oben geschilderten Episode diene nachträglich die Bemerkung, daß Stauff den Grafen v. Görlich eines Verbrechens beschuldigt hat, dessen Nennung die Schamhaftigkeit verbietet. Der Präsident gedachte dann eines, Tags vorher an ihn gelangten, zweiten anonymen Briefs, mit dem Postzeichen „Alsfeld". In diesem Schreiben, herrührend von einer andern Hand, als der frühere Brief von Augsburg, verkündet der Verfasser: sein Gewissen dränge ihn, die Wahrheit zu sagen, „weil sein früherer Brief nicht beachtet worden sei." Er, der Schreiber, habe die Gräfin von Görlich ermordet und auch ihren Gemahl, den Grafen, tödten wollen, weil er dessen nächster Erbe sei. Der Präsident fügte bei, daß wegen solcher Versuche, mit der Gerechtigkeitsspflege sein Spiel zu treiben, Ermittlungen eintreten würden. Das nun folgende Resumé des Präsidenten ergeht sich in Wiederholungen; die Vertheidiger richtigen dann verschiedene wesentliche Irrthümer desselben, worauf die Sitzung geschlossen wird. — In der Sitzung am 11. April fügte der Präsident nachträg-

ich noch Einiges seinem gefrigen Refumé bei. Hierauf wurden die Fragen für die Geschworenen verlesen u. dem Obmann derselben, Rechnungskammerrath Fuhr, mit den betreffenden Aktenstücken übergeben. Die Geschworenen zöhen sich um 11 Uhr in ihr Berathungszimmer zurück. Die Angeklagten werden abgeführt. Das Publikum bleibt im Saale zurück. Erst um  $\frac{1}{8}$  Abends verließen die Geschworenen ihr Berathungszimmer. Der Obmann verlas nun, während die Angeklagten noch abwesend waren, unter dem tiefsten Schmelzen der Zuhörer und mit bewegter Stimme nachstehende Fragen u. Antworten: Fragen an die Geschworenen. Ist der Angeklagte Johann Stauff schuldig: 1) am 13. Juni 1847 mit Vorbedacht rechtswidrig gegen die Person der Gräfin von Odrlik dahier körperliche Gewalt und Beschädigungen verübt zu haben, welche als wirkende Ursache den Tod derselben herbeigeführt haben und die erfolgte Beschädigung sowohl, wie den herbeigeführten Tod beabsichtigt zu haben, um fremde, bewegliche, in Besitz der genannten Gräfin befindliche, Gegenstände rechtswidrig zu gewinnen? Antwort: Ja, der Angeklagte ist schuldig, das Verbrechen mit allen in der Frage enthaltenen Umständen begangen zu haben. Einstimmig. Frage 2: Am 13. Juni 1847 die Wohnung des Grafen von Odrlik und darin befindliche Gegenstände, welche menschlichen Wohnungen und Aufenthaltsorten nahe gewesen u. diesen das Feuer mittheilen konnten, vorsätzlich in Brand gesetzt zu haben? Antwort: Ja (wie oben). Einstimmig. Frage 3: Im Laufe des Jahres 1847, während er als Diensthote im Haushalte des Grafen von Odrlik sich befand, von mehren seiner Dienstherrschaft zugehörigen beweglichen Sachen, namentlich Gold- und Schmucksachen, darunter ein Armband von Goldfäden, eine goldene Broche, einen Fingerring von Gold und Platina, ein Armband von gelbem Metalle, eine Schnur Perlen, ohne Einwilligung des Eigentümers, jedoch ohne Gewalt an einer Person, Besitz ergriffen zu haben, um dieselben rechtswidrig zu gewinnen? Antwort: Nein, der Angeklagte ist nicht schuldig, mit Beziehung auf die Antwort zur Frage 1, weil die Geschworenen annehmen, daß die in der Frage 3 angeführten Gold- und Schmucksachen durch das in der Frage 1 angenommene Verbrechen des Raubes genommen worden sind. Einstimmig. Frage 4: mit Vorbedacht rechtswidrig den Entschluß gefaßt zu haben, den Grafen von Odrlik zu tödten und die Ausführung dieser Absicht dadurch anzufangen zu haben, daß er am 2. Nov. 1847 eine Quantität Grünspan, welche unter gewöhnlichen Umständen zur Ausführung des beabsichtigten Verbrechens gedient haben würde, oder welches er hierfür tauglich glaubte, in eine für den gedachten Grafen bestimmte Sauce that? Antwort: Ja (wie bei Antwort 1 u. 2). Einstimmig. Für den Fall der Verneinung dieser Frage 5: Mit Vorbedacht rechtswidrig, jedoch ohne Absicht zu tödten, den Entschluß gefaßt zu haben, den Grafen von Odrlik an seinem Körper oder seiner Gesundheit zu beschädigen und die Ausführung dieser Absicht dadurch anzufangen zu haben, daß ic. (wie unter 4). Antwort: Fällt weg durch bejahende Beantwortung der Frage 4. Einstimmig. I. Ist der Angeklagte Heinrich Stauff schuldig: seinem Sohne Johann Stauff in Beziehung auf dessen Verbrechen, welche darin bestehen, daß derselbe 1) am 13. Juni 1847 ic. (wie unter I, 1); 2) am 13. Juni ic. (wie unter I, 2); 3) im Laufe des Jahres 1847 ic. (wie unter I, 3), erst nach vollbrachter That Vorschub leistet zu haben, insbesondere dadurch, daß er die, durch das Verbrechen gewonnenen, namentlich die, oben unter Nr. 3 näher aufgeführten, Sachen wissentlich in Verwahrung nahm, verheimlichte, auch zu deren Abfaß an Andere verhalf, demselben vorsätzlich durch Vertilgung der Spuren des Verbrechens und der Beweismittel Hülfe leistete, indem er von den durch das Verbrechen gewonnenen Sachen beschaffete, endlich von dem ihm bekannt gewordenen Verbrechen Vorkell gehandelt zu haben? Antwort: Ja, der Angeklagte ist schuldig, das Verbrechen in dem Umstande begangen zu haben, daß er Kenntniß von dem rechtswidrigen Werke der in Frage genannten Gold- und Schmucksachen gehabt hat, oder mit anderen Worten, daß er das Verbrechen mit allen, in der Frage enthaltenen, Umständen begangen habe; jedoch ist nicht erwiesen, daß er von

den, seinem Sohn Johann zur Last fallenden, in Frage 1 beschriebene Verbrechen, sowie von der, nach der Antwort zu Frage 2 seinem Sobne zur Last fallenden, Brandstiftung Kenntniß gehabt habe. Einstimmig. III. Ist der Anklagte Jakob Stauff schuldig, seinem Bruder Johann Stauff in Beziehung auf Verbrechen, welche darin bestehen, daß derselbe 1) 2) 3) (wie unter I.) ein vollbrachter That wissentlich Vorschub geleistet zu haben, insbesondere dadurch er die durch das Verbrechen gewonnenen Sachen verheimlichte, später auch versteckt erhob und dem Heinrich Stauff zustellte? Antwort: Ja, der Anklagte ist schuldig, das Verbrechen mit allen in der Frage enthaltenen Umständen zu haben; jedoch ist nicht erwiesen, daß er von dem, seinem Bruder zur Last fallenden, in Frage 1 beschriebenen Verbrechen, sowie von der, in Frage 2 seinem Bruder zur Last fallenden, Brandstiftung Kenntniß habe. Einstimmig. — Nachdem die Vorlesung beendigt, wurden die Klagen vorgeführt u. in ihrer Gegenwart der Wahrspruch der Geschworenen vom Sekretär nochmals verkündigt. Sämmtliche Angeklagte behielten dabei einen gewöhnlichen Ausdruck; Johann Stauff insbesondere verzog keine Miene, leichenhafte Blässe sich über sein Antlitz gelagert hatte. Der Staatsanwalt sofort seine Strafanträge; der Verteidiger des Johann Stauff stellt die Forderung seines Klienten lediglich dem Assisenhofe anheim. Der Verteidiger des Jakob und Jakob Stauff beantragt eventuell, namentlich wegen des verwandtschaftlichen Verhältnisses der Angeklagten, eine Gefängniß- oder höchstens eine Korrekthausstrafe und hofft, daß diese Strafe als durch den Untersuchungsarrest verbüßt angesehen werde. Der Präsident richtet sodann an die Angeklagten die Frage: ob sie wegen der Strafe Etwas zu bemerken hätten? Nur Jakob Stauff erwidert darauf: „Nein, ich habe das nicht erwartet, ich überlasse dem Assisenhofe.“ Der Assisenhof zieht sich dann zurück in sein Beratungszimmer und kehrt etwa nach einer halben Stunde mit der Entscheidung zurück. Johann Stauff wird in eine lebenslängliche Zuchthausstrafe und Sechstel der Untersuchungskosten — bis jetzt 2135 fl. — verurtheilt; Jakob Stauff in eine Korrekthausstrafe von sechs und Jakob Stauff in eine Untersuchungskosten zu tragen, ihre Strafe ist jedoch als durch die Untersuchung verbüßt zu betrachten. Nach Verkündigung dieses Spruchs ermahnt der Präsident den Angeklagten Johann zur Ergebung in sein hartes Schicksal, zur Besserung und Befreiung, denn durch letztere stehe ihm noch die Gnade des Kaisers offen. Von den Geschworenen, denen der Präsident die Anerkennung des Assisenhofes für die Treue ihrer Berufserfüllung angedeihen ließ, nahm er die Leistungen der Verteidiger rühmlich gedenkend, herzlichen Abschied. Er erklärte er die außerordentliche Assisen Sitzung für geschlossen.

\* Stephenson starb am 12. August 1848.

Stibar, Daniel von Rabeneck, Propst in Haug und Neumünster Dompropst in Würzburg und vertrauter Freund von Erasmus und Camerarius war 1503 in Würzburg geboren und wurde, 15 Jahre alt, nach Erfurt, wo er 1518 Georg Helt, Dichter von Vorchheim, zum Lehrer in den Wissenschaften hatte. Hierauf begab er sich nach Leipzig und schloß mit dem berühmten Joachim Camerarius von Bamberg einen bis an's Lebensende dauernden Freundschaftsbund. Seine Kenntnisse und wissenschaftliche Bildung zu erhöhen, durchreiste er Italien, Frankreich und die Niederlande. Nach seiner Rückkehr in die Heimath erhielt er eine Dompräbende in Würzburg 1530 bereits 1517 Domicellar gewesen. Durch lebhaften Briefwechsel unterhielt er vertraute Bekanntschaft mit Erasmus von Rotterdam, den er in den Niederlanden persönlich schätzen lernte. Auf Camerarius Empfehlung nahm er den gelehrten Dichter Peter Lottichius in seine Familie auf und übertrug ihm die Bekanntschaft seines Neffen auf den Reisen nach Frankreich und Italien. Mehr als 20 Jahre lang leistete er seinem Vaterlande die wichtigsten Dienste: er war öfter

verschiedenen Höfen und entledigte sich der übertragenen Geschäfte stets zur isten Zufriedenheit seines Fürsten. Er verbesserte das Landgericht und stellte es seiner ursprünglichen Gestalt wieder her. Im Kriege mit Brandenburg vertheilte er sein Vaterland durch persönliche Dienstleistung und bot in den gefährvollsten Zeiten mit unerschrockenem Muthe den Feinden die Spitze. Nachdem er 1552 zum Dompfropste befördert worden, starb er am Rodagra, den 7. Aug. 1555, seinem 52. Lebensjahre. In der Domkirche zu Würzburg findet sich im Gange: rechten Seite an der Wand sein in Metall gegossenes Bildniß mit der ehrenrührenden Inschrift versehen: „Conditor hac Daniel Stibar vir magnus in urna, Quomodo merito sequitur gloria, fama, decus.“

**Storr**, Gottlieb Konrad Christian, geboren zu Stuttgart 1749, jüngerer Bruder von Gottlieb Christian S. (vgl. Hauptwerk), wurde im elterlichen Hause trefflich erzogen und gebildet und bezog, nachdem er die oberen Classen des Gymnasiums II. seiner Vaterstadt mit dem glücklichsten Erfolge besucht hatte, die Universität Tübingen im Jahre 1765 und schloß, nach einem 3jährigen Aufenthalte daselbst, seine akademische Laufbahn mit Vertheidigung einer Dissertation *De ris viperinis* unter dem Vorkitze des damaligen Professor Detinger. Tübingen war damals der Ort nicht, wo S. seine akademische Bildung vollenden konnte u. er faßte deshalb den Entschluß, die Welt zu sehen, ins Ausland zu gehen, seine Studien, die besonders den Naturwissenschaften gewidmet waren, fortzusetzen. In dieser Absicht verweilte er ein Jahr in Straßburg, damals eine der berühmtesten praktischen Schulen für die Medizin, ferner ein Jahr in Leyden und nachdem er einen Theil der Niederlande durchkreist hatte, so setzte er nach Großbritannien über, besuchte London, Oxford, etc., begab sich dann nach Paris, ging von hier aus nach Brüssel und jetzt machte er Anstalten, auch das nördliche und östliche Deutschland zu durchreisen und die wichtigsten Städte und Lehranstalten zu besuchen. Von Freiberg aus, dessen benachbarte Gruben besahren wurden, reiste er durch Böhmen und Mähren nach Wien; von da aus nach den Niederrheinischen Gebirgen und mit dem Ende des Sommers 1771 langte er in Stuttgart wieder an. Für einen jungen, talentvollen Mann, der so schöne und zweckmäßige Reisen gemacht, der so viel gelernt hatte, mußte sich, zumal unter einem so berühmten, der Kenntnisse und Wissenschaften emsig pflegte, bald eine angemessene Stelle öffnen. Schon im Jahre 1772 wurde S. als Hof- und Akademie-Medicus in der herzoglichen Militär-Akademie auf der Solitude angestellt. Drei Jahre lange verwaltete er dieses Amt, womit er Vorlesungen über allgemeine Naturgeschichte und Astrologie verband, welche reiche Früchte seiner Studien und seiner Reisen erbrachten. Gegen das Ende des Jahres 1774 kam der Lehrstuhl der Chemie und Physik auf der hohen Schule zu Tübingen in Erledigung. Da öffnete sich ihm die schöne Aussicht, seinen Lieblingsstudien der Naturforschung auch berufsgemäß widmen zu können. Dies mußte er um so höher anschlagen, als sonst keine Stelle dieser Art damals in Württemberg bestand. S. wurde wirklich für diese Stelle nach Tübingen berufen. Der Vortrag der medizinischen Wissenschaften war damals unter ein Triumvirat der medizinischen Fakultät vertheilt. S. übernahm hier, neben anderen theoretischen u. praktischen Fächern, die chemischen u. botanischen Vorlesungen, die Besorgung des botanischen Gartens und ausserdem waren auch die allgemeine Naturbeschreibung, die der Thiere, die Mineralogie, die *Mat. medica*, die Württembergische Pharmatopöe in seinem Unterrichtskreis begriffen. Wissenschaftlich und fruchtbar arbeitete S. in diesem Berufe. Viel Mühe und Gelde wandte er auf, um den Vortrag der Naturwissenschaften anschaulich und gemeinlich zu machen. Die Universität besaß damals noch kein Naturalienkabinet; um angelegentlicher sorgte S. dafür, seine Privatsammlung, die mit kleinen Anfängen begann, durch Kauf und Tausch im Inland und Ausland zu vermehren und zu erweitern. Im Jahre 1784 brachte er sogar die bedeutende Basquaysche Mineralienammlung zu Frankfurt a. M. käuflich an sich. Der Raum in seiner Wohnung reichte jetzt nicht mehr hin, alle diese Naturmerkwürdigkeiten aufzubeh-

wahren. Dieser Verlegenheit half jedoch der liberale Landesfürst, Herzog Carl, ab, indem er in dem herzoglichen Stiftungsgebäude, dem sogenannten Collegium Illustre, genügenden Raum für das S.ſche Cabinet anwies und zugleich bei demselben Collegium eine Lehrstelle der Naturgeschichte errichtete, die sogleich dem Besitzer der Sammlung übertragen wurde. Mit dankbarer und ordnender Pflege arbeitete S., so weit seine übrigen Berufs-Obliegenheiten es zuließen, an der Vermehrung und Bereicherung derselben fort. Aber nur zu frühe wurde dieser gewissenhafte Lehrer von kränklichen Zufällen heimgeſucht, die seine Amtsthätigkeit lähmten und hemmten. Hypochondriſche Leiden, eine zu empfindliche Abhängigkeit von den Einflüssen atmosphäriſcher Veränderungen, welche die, außerhalb des Hauſes zu verrichtenden, Geſchäfte ſehr erſchwerete u. andere körperliche Beſchwerden nöthigten ihn, ſchon im Jahre 1801 ſein öffentliches Amt niederzulegen. Zwanzig Jahre lebte jetzt S. in der ſtilen Zurückgezogenheit ſeinen Studien, aber ſeine geiſtige Beſchäftigung und Betrachtung wurde vielfach geſtört durch phyſiſches Leiden. Die anhaltenden Beſchwerden der Kränklichkeit nahmen ſo zu, daß endlich die völlige Entkräftung am 27. Februar des Jahres 1821 ſeinen Geiſt der ſterblichen Hülle entlebte, nachdem er ein Alter von 71 Jahren erreicht hatte. Der Herzog Carl hatte zwar beſchloſſen, die S.ſche Naturalienſammlung dem herzoglichen Muſeum einzuverleiben und S. ſelbſt ſollte die Oberauſſicht über das Ganze erhalten. Dieſe Auſſicht aber erloſch mit dem Tode dieſes Fürſten. Dieſe konnte S.'s Eifer nicht ſchwächen. Die Naturforſchung hatte für ihn zu viel Reiz, als daß es äußere Aufmunterung bedurfte, um ihrem Dienſte treu zu bleiben. Als das Collegium Illustre in ein Convikt für katholiſche Theologen verwandelt ward, ging die Sammlung, die jetzt hier keinen Raum mehr fand, an das Muſeum in Stuttgart über, mit der Beſtimmung, durch Mittheilungen des Entbehrlichen des akademiſchen Muſeum in Tübingen zu bereichern. — Durch mehre Schriften hat S. ſeine Gelehrſamkeit begründet. Wir zählen folgende auf: Mehre Diſſertationen, unter denen ſich der in Ludwig's Delectus etc. abgedruckte „Prodromus methodi mammalium 1780“ beſonders auszeichnet; ſie verbreiten ſich über verſchiedene Gegenſtände der Medizin und Naturwiſſenſchaften. Entwurf einer Folge von Unterhaltungen zur Einleitung in die Naturgeſchichte, 2 Theile, Ulm 1776. Alpenreiſe, 2 Theile, Leipzig 1784—86; Sciagraphia methodi materiae medicae qualitatum aestimationi ſuperſtructa T. I.—IV., Tübingen 1792—99. Idea methodi fossilium, Stuttgart 1807, 4. Aufſätze, Anzeigen, Recenſionen in verſchiedenen Journalen und Zeitungen.

\* Strauß, Johann, der berühmte Wiener Walzerkomponiſt, ſtarb zu Wien den 24. September 1849 am Scharlach.

**Suline.** Das Mündungsgebiet der Donau, dieſes mächtigſten Stromes Europa's, dieſer Hauptpulsader Süddeutſchlands, Oeſterreichs und Ungarns, iſt in merkantiler und politiſcher Beziehung zu bedeutungsvoll, als daß eine ausführlichere Betrachtung deſſelben hier nicht an ſeinem Orte ſeyn ſollte. Eine Meile oberhalb Tuſchah, etwa 10 Meilen in gerader Linie vom Schwarzen Meere, wird die Donau durch den niedrigen Landvorsprung Tſchetal, welcher der weſtliche Punkt einer Inſel gleichen Namens iſt, in zwei Arme geſpalten, von denen der eine, in nördlicher Richtung zum Meere gehend, der Kanal von Kilia, der andere, die öſtliche Hauptrichtung des Stromes beibehaltend, der Kanal von Suline heißt. Die Kilia'sche Donau fließt in ungetheiltem Strome an der ruſſiſchen Feſte Iſmail und der Stadt Tuſchkow vorüber bis zum Dorfe Ketrakſowſa. Im Angeſichte deſſelben trennt ſie ſich in mehre Arme, die einige kleine Inſeln — Kiſſliſki, Koſo oder Stepowoi, Kaptar-Draſ, Dalor, Solonez und Iwanefſchi — einſchließen und ſich dann bei der Stadt und Feſtung Kilia, welche wie Iſmail und Tuſchkow am linken Ufer liegt, wieder in ein Bett vereinigen. Eine halbe Stunde tiefer unten theilt ſich der Strom abermals in mehre Arme und bildet die kleinen Inſeln Sſalmanow, Dnoſhina, Jermakow, Muſylkow und Tſcherni (die ſchwarze), vereinigt ſich dann wieder



It in ein Bett bei der ehemaligen Quarantäne Basardschut, und in geringer Entfernung, bei dem ebenfalls am linken Ufer liegenden Dorfe Wilkowa, ist dann die Ausmündung, von den Türken Kilia Boghassi genannt. Diese besteht wieder aus vielen, sich absondernden Armen, die häufig Richtung und Tiefe wechseln und bei den Eingebornen „Girlo's“ heißen. Die bedeutendsten derselben sind: der Norden der Girlo von Bielgorod und Dtschakow, gegen Süden der tambulische oder eigentliche Kilia'sche Girlo. Von letzterem, der gegen Südosten fließt, trennen sich noch einige schmale Girlo's oder Rinnsale, der Arabische, Krimische, mittlere und neue. An der Mündung noch hat der tambulische Arm abermals eine Untiefe, die ihn in zwei Girlo's theilt. Die große Menge von Inseln oder eigentlich Untiefen, welche auf diese Weise gebildet werden, erschweren ungemein die Einfahrt in die Kilia'sche Donau, die jetzt nur für kleine Schiffe am südlichsten Girlo möglich ist. Auch diejenigen Inseln, die nach die beiden oben erwähnten Theilungen entstehen, machen die Schifffahrt auf diesem Ausmündungsarme so mühsam, daß er für Kauffahrer ganz unnützlich ist. — Was die Quarantäne betrifft, so setzen die niedern Ufer und die geringe Tiefe der Rinnsale einer strengen und genauen Handhabung derselben stets die größten Hindernisse entgegen, weshalb sie von der russischen Regierung an das linke Ufer der sulina'schen Donau verlegt worden ist. Diese Anordnung macht den beträchtlichen, zum Anbaue sehr geeigneten Landstrich zwischen der Sulina'schen u. Kilia'schen Donau, indem sie ihn vom Quarantänezwange befreit, dem Gewerbfleiß und Handel zugänglich und gewährt zugleich dem südlichen Bessarabien verlässigeren Schutz gegen das Eindringen der Pest. Die Länge des Kanals von Kilia beträgt 5 deutsche Meilen, seine Tiefe, namentlich in dem Bessarabien zunächst fließenden Arme, nicht weniger als 21 russische Fuß, an der Mündung aber nur 6—7 Fuß, so daß er, wie gesagt, für Kauffahrer unnützlich ist. — Der zweite Ausmündungsarm, der Sulina'sche, fließt ungetheilt bis eine halbe Meile unter Tultschah, wo der dritte Ausmündungsarm, der Kanal von Georgiew, sich von ihm losrennt und in südlicher Richtung dem Meere zufließt, während die Sulina'sche Donau gerade östlich geht. Ein Vorgebirge, der Georgiew'sche Tschetal, trennt diese Arme. Die S. ist mit ihren vielen Krümmungen 11 Meilen lang. Ihre Breite wechselt von 100 — 150 Saschenen (1 Saschene = 6½ bayer. Fuß), ihre Ufer sind im Allgemeinen ziemlich hoch. Die Tiefe in der Nähe der Mündung beträgt ungefähr 20', etwas weiter oben 40' und bei Tultschah gegen 60'. Hier und da finden sich kleine, noch wenig bekannte Untiefen. Ein sehr wichtiger Vortheil dieses Armes besteht darin, daß er nicht wie der von Kilia beim Eintritt in's Meer sich in eine Menge Girlo's spaltet, sondern in ungetheiltem Strome, fließt unter dem Namen Sulina Boghassi, sich ausmündet. Auf beiden Ufern ist ein guter Leinpfad, der nur geringer Reinigung bedürfte, um die Schiffe leicht fortzuschaffen. Das Fahrwasser an der Mündung setzt sich 1½ Meilen weit fort; seine Tiefe, die sonst 12 — 15 Fuß war, nimmt bei der jetzigen Vernachlässigung von Jahr zu Jahr auf eine bedenkliche Weise ab und erreicht kaum noch 10 Fuß. An beiden Ufern der Mündung standen ehemals hölzerne Leuchttürme, welche die türkische Regierung im J. 1802 errichten ließ. Sie sind eingestürzt; dafür zeigt sich am rechten Ufer der von den Russen erbaute neue Leuchtturm sehr schön. Er ist gut erleuchtet, aber Rußland läßt sich die Kosten auch nicht bezahlen. Jedes Handelsschiff muß 10 Frs. entrichten; auch den österreichischen Dampfschiffen wollte man diese Steuer auferlegen, sie machten jedoch ihre Eigenschaft als Kriegsschiffe geltend, und Rußland gab mit seiner diplomatischen Geschicklichkeit in diesem Punkte nach, um andere dafür durchzusetzen. Von der Stelle an, wo der eigentliche Sulinearm beginnt, sind Kosakenposten am Ufer der Donau aufgestellt. Sie bilden eine zusammenhängende Kette, deren Ufer noch enger sind, als die des österreichischen Grenzfordons. Auf dieser Strecke zählt man 80 solche Kosakenposten, welche von mindestens 1200 Mann besetzt werden, da selbst die kleinsten Wikets noch 4 — 5 Mann stark sind. Sie

stehen so dicht, daß ihre gegenseitige Entfernung oft nur 10 Minuten und kaum dies beträgt. In der Regel ist auch für jeden Posten ein festes Blockhaus vorhanden, um welches sich außerdem noch häufig bis 12 Hütten angeordnet haben. Ein gut erhaltener Weg verbindet die einzelnen Posten. Gegen diese Kosakenkette kann man nichts haben, denn sie hält das linke, das russische Ufer besetzt. Das rechte Ufer heißt dagegen neutral (bis zum Kanal von Georgiew). Trotzdem lagern unter dem Vorwande besserer Stationen auch am rechten Ufer dieser Stromstrecke neun russische Kanonenboote. Angeblich liegen sie dort freilich nur vor Anker; aber bei jedem derselben hat sich bereits eine Ansiedelung von mehreren Hütten gebildet. Im Uebrigen haben diese Posten bisher freilich alle mögliche Artigkeit gegen die österreichische Flagge bewahrt, und da z. B. auch die Schiffe des Lloyd die kaiserliche Postflagge und als Postschiffe die schwarze Flametta der Kriegsschiffe führen, so geben die Kosaken auch diesen Schiffen ihre militärischen Ehrenbezeugungen. Auf der Sulinespitze bei der Mündung wurde die russische Quarantäne nach der Uebereinkunft am linken Ufer angelegt; aber auch auf dem rechten hat sich allmählich eine ganze Kolonie von Kaufleuten, Lootsen und Arbeitern eingefunden, die längs dem Flusse Wohnungen, Magazine, Werkstätten, Wirths- und Kaffehäuser anlegten. An dem Plage, wo Jaar Nikolaus über die Donau ging, hat man eine griechische Kirche erbaut, und die dabei angestellten Popen beten wahrscheinlich für die baldigste Rückkehr des Kaisers. Die Häuser des Dorfes, welches den Keim einer zukünftigen Stadt in sich zu tragen scheint, sind sämmtlich, wie an der holländischen Küste, auf Pfahlwerk gestellt. Der Ort hat seinen eigenen Kommandanten; sechs am Ufer aufgefahrene Piecen und ein kleines Kriegsschiff beschützen die neue Niederlassung. Besetzungen sind keine da. — Der Kanal von Georgiew läuft von seiner Trennung von der S. an gekrümmt, aber in der Hauptrichtung gegen Südosten 9 Meilen weit und ergießt sich in Einem Strome in's Meer. An der Mündung hat sich jedoch eine Insel gebildet und hinter derselben eine Sandbank, die sich fast eine Meile weit in die See hinein erstreckt und das Einlaufen in die Mündung erschwert, welche den Namen Kedrille oder Gederleß Boghast (auch Agas Georgios) führt. Die Georgiew'sche Donau ist breiter als die Suline'sche, nämlich 150—200 Saichen, und ihre Tiefe beträgt 30'. Diese nimmt aber gegen das Meer zu bedeutend ab, so daß das Fahrwasser an der Mündung nicht über 4½' Tiefe hat. Aus diesem Grunde kann auf dem Arme gar keine Handelschiffahrt getrieben werden, was um so beklagenswerther ist, da er die Fahrt nach Konstantinopel um wenigstens 25 Seemeilen abkürzen würde. Nur Fischer können auf kleinen flachbodigen Fahrzeugen in's Meer auslaufen. Nach den Angaben alter Leute war auch in früherer Zeit auf diesem Arme keine Schifffahrt, was sich dadurch bestätigt, daß längs demselben weder Leinpfad noch Anfuhrten sind. Das rechte Ufer ist vom Anfange des Armes an bis zum Berge Beschtepe von den bulgarischen Höhen eingeschlossen, im Allgemeinen erhaben und mit Wald bedeckt. Aber von dem genannten Punkte an ist es niedrig, mit Gebüsch bewachsen und bei der Anschwellung des Stromes überschwemmt, wodurch die Einrichtung der Schifffahrt noch mehr erschwert wird. Der Georgiew'sche Kanal durchfluthet menschenleeres Land. Die Schuld der Verödung dieser sonst ziemlich bevölkerten Gegenden trägt zuerst der Bukarester Vertrag vom Jahre 1812, welcher Bessarabien mit Rußland vereinigte und die Gränzen des russischen Reiches bis an den nördlichen oder Kilia'schen Arm der Donaumündungen ausdehnte. Die Bestimmungen dieses Traktates, dem zu Folge die Inseln des Donaudelta neutral und unbewohnt bleiben sollten, vernichteten die bis dahin auf diesen Inseln bestehenden Niederlassungen. Der Vertrag von Adrianopel, welcher im dritten Artikel festsetzt, daß das rechte Ufer der Donau von dem Punkte an, wo der Arm von Georgiew sich von der Suline'schen trennt, auf die Entfernung von zwei Wegstunden unbewohnt u. u. daß auch auf den unter die Herrschaft Rußlands übergehenden Donau keine Gebäude, ausser den zur Quarantäne nöthigen, aufgeführt werden

jollen, vollendete die Entwässerung des Mündungsgebietes. — Der vierte Ausmündungsarm, der Dunawecz, trennt sich von dem Kanale von Georgiew fünf Meilen von dessen Anfangspunkte, etwas unterhalb des Berges Beschtepe, ab. Er fließt gerade gegen Süden, fällt in den großen Liman oder See Kazelm u. geht aus diesem durch vier Mündungen in das Schwarze Meer. In der Reihenfolge von Norden nach Süden heißen diese: Jalova-Kutschuk Boghasi, Portiza Boghasi, Kurte Boghasi, Kara-Arman Boghasi. Keine von ihnen hat gutes Fahrwasser. Der Boghas von Portiza ist zwar sehr breit, aber flach; man schätzt seine Tiefe nur auf 3'. Der Liman Kazelm misst im Umfange 12 Meilen und hat 6—9' Tiefe; auf seinem westlichen Ufer, am Fusse der bulgarischen Berge, steht die türkische Stadt Babatag. Der Dunawecz selbst hat 10—16' Tiefe. Der ganze Arm verblieb nach dem Vertrage von Adrianopel den Türken, und zwischen dem Kanale von Georgiew und dem See Kazelm wurde längs dem rechten Ufer des erstern die Demarkationslinie des Landstriches gezogen, welcher nach dem Traktate neutral bleiben muß, und jenseits dessen die türkischen Dörfer anfangen. — Aus dieser Uebersicht der Donauarme und Mündungen geht hervor, daß sie ein breites Delta einschließen, welches im Südwesten durch die bulgarischen Berge, unter denen der Beschtepe (fünf Höhen) besonders hervortritt, und im Norden durch die bessarabische Steppe begränzt wird. Die Nordgränze dieses Delta macht die Kilia'sche Donau, die südliche oder richtiger südwestliche Gränze bilden die Anfänge des Sulina'schen und Georgiew'schen Armes, der Dunawecz und der See Kazelm mit seinen Mündungen. Die Grundlinie des Dreiecks ist die Küste des schwarzen Meeres vom Kilia Boghasi bis zum Kara-Arman Boghasi, in einer Ausdehnung von 15 Meilen; die Spitze desselben bildet im Westen der Punkt, wo die Kilia'sche und die Sulina'sche Donau sich trennen. Die ganze Oberfläche des Donaudeelta mag mit Einschluß des Sees Kazelm 60 □ M. betragen. Der größte Theil hiervon gehört jetzt Rußland, und nur der kleine Abschnitt im Süden des Georgiew'schen Armes blieb zum Theil neutral, zum Theil unter türkischer Herrschaft. — Weiter erhellt aus der vorstehenden Beschreibung, daß unter den verschiedenen Ausmündungsarmen der Sulina'sche für die Schifffahrt am geeignetsten ist. Die S., weil die einzige den größeren Schiffen zugängliche Mündung, der einzige wirkliche Hafen der Donau, der Schlüssel zum Schwarzen Meere, ist die wichtigste Erwerbung, die Rußland durch den Vertrag von Adrianopel gemacht hat. Man braucht sie nur zu sperren, um die ganze Flußschifffahrt zu hemmen. Und zum Theil ist sie schon gesperrt, wenn auch nicht durch direkte Maßregeln, doch auf indirektem Wege, indem Rußland wenig oder nichts für die Instandhaltung des Fahrwassers thut. Als die Sulinaemündung noch den Türken gehörte, hatte sie 15 Fuß Wasser, jetzt nicht mehr ganz 9 Fuß. Damals war der Grund sandig und beweglich, und lief ein Schiff in dem Sande fest, so konnte es mit Hülfe einiger Leichter bald wieder flott gemacht werden. Jetzt ist der Grund fest, und ein Schiff, das darauf fährt, läuft Gefahr, seinen Kiel zu brechen. Bei bewegtem Wasser darf sich kein Fahrzeug in die Mündung wagen, denn die vom Winde erhobenen Wellen würden es heftigen Stößen gegen den Grund aussetzen. Wenn konträrer Wind weht, sammeln sich an der Mündung manchmal hundert Handelsschiffe, die vom Auslaufen zurückgehalten sind. Die Mehrzahl dieser Schiffe kann zu keiner Zeit mit voller Ladung in das Schwarze Meer eingeht, da sie in der Regel über 9' tauchen. Sie müssen dann Rähne mietzen, denen sie einen Theil ihrer Ladung abgeben. Diese Fahrzeuge folgen ihnen von der andern Seite der Mündung, und die Schiffe müssen die jenen anvertraute Ladung mitten auf dem Meere wieder einnehmen. Dies ist eine schwierige und gefährliche Arbeit; die Schiffe, wenn ein heftiger Wind sie überrascht, sind oft genöthigt, die hohe See zu gewinnen und jene Fracht im Stiche zu lassen. Die Kosten dieser Ueberladung sind eine Hauptquelle der Einnahmen für die russische S.-Kolonie. Wenn ungünstiges Wetter eine große Anzahl Schiffe auf der Rhede zurückhält, steigen diese Kosten sehr hoch und verzehren

den ganzen Gewinn der Fahrt. Das Einlaufen in die Mündung von der See her unterliegt nicht geringeren Beschwerden und Gefahren. Auch hier müssen die größeren Schiffe auf Leichter überladen, und bei jedem Sturme, was im Schwarzen Meere nichts Seltenes ist, droht ihnen — eine verzweiflungsvolle Lage — der Untergang im Angesichte des Hafens. Wirklich erleiden auch viele auf der Barre Schiffbruch, und fast immer erblickt der Reisende dort die Wracke aufgelaufener Fahrzeuge als warnende Zeichen. So ist die Mündung des größten europäischen Flusses beschaffen, so der von Deutschlands Hochgebirgen genährte deutsche Strom. Die vielfachen Gefahren, welche die Schiffe in der S. zu bestehen haben, erhöht auch um Bedeutendes den Betrag der Schiffassetturanz, aber das ist es gerade, was Rußland will; es will die Handelsbewegung von Braila und Galacz lähmen und die Moldau und Walachei zwingen, sich nach Odess zu wenden. Zum Theil hat es seinen Zweck schon erreicht; die Kaufleute von Galacz beginnen der vielen Hindernisse wegen, die Richtung ihrer Operationen zu ändern, und die Handelsbewegung im dortigen Hafen zeigt sich bereits um mehre hundert Schiffe geringer, als in den Vorjahren. — Weil die russische Regierung für die Räumung der S.-Mündung nichts that, versuchte man 1845 durch Privatunternehmung diesen wichtigen Gegenstand zur Ausführung zu bringen. Es war im Werke eine Aktiengesellschaft zu gründen, welche einen Dampfbagger von 40 Pferdekraft unterhalten und mit dessen Hilfe die vor der Mündung liegende Sandbank für einen Tiefgang von 15' praktikabel machen sollte. Die Zinsen vom Kapital u. die Arbeitskosten sollten durch eine, auf alle die Mündung passirenden Schiffe gelegte Abgabe aufgebracht werden. Der österreichische Konsul Huber, der englische Vizekonsul Cunningham zu Galacz und die Herren Milanovich und Theodorovich zu Braila stellten sich an die Spitze des Unternehmens. Dennoch ist der treffliche Plan nicht zu Stande gekommen. Man hat auch vorgeschlagen, um Rußlands Heimmässen zu entgehen, den Kanal von Georgiew auszuräumen oder doch eine von Czernavoda an der Donau bis Kufenbji am Schwarzen Meere eine Eisenbahn zu führen und damit die S. zu umgehen. Von beiden Plänen schreckten aber die großen Kosten ab, und die Landlinie würde überdies die wichtigen Handelsstädte Braila und Galacz nicht berühren können. So fährt man denn fort, die großen Hindernisse in der S. zu dulden, wie Rußland seinerseits fortfährt, die Hinwegräumung derselben zu vernachlässigen. Vergebens beschwerten sich die walachischen und moldauischen Rheber bei ihren Fürsten über diesen Zustand der Dinge, vergebens bitten die Kapitäne der österreichischen Dampfschiffe ihre Regierung um ein energisches Ausreten. Die Wiener Kanzlei redigirte, in der vormärzlichen Zeit wenigstens, hier und da eine amtliche Note u. übersandte sie mit allen Acten diplomatischer Höflichkeit der russischen Regierung. Die Petersburger Kanzlei zeigte an, daß sie auf diese Note antworten werde. Monate vergingen mit diesem Wechsell von Reklamationen und Protestationen, und unterdessen verengte sich die S.-Passage immer mehr. Ob das durch die Stürme der Revolution nicht gebrochene, sondern neu gestärkte Oesterreich in der Sache nicht kräftiger seine und Deutschlands Interessen wahren wird? Es wäre wirklich unverzeihlich, wenn es das nicht thäte. — Das Donaodelta zerfällt durch die im Innern desselben fließenden Arme, nämlich den Euline'schen u. Georgiew'schen, in drei große Abtheilungen, die nördliche, mittlere und südliche. Die nördliche Abtheilung wird durch den Nebenarm Schonda oder Pontisch wieder in zwei Stücke getrennt. Dieser Arm kommt aus der Kilia'schen Donau in einer Krümmung derselben zwischen der Stadt Ismail und dem Dose Ketrassowka, nicht weit oberhalb der ersten Theilung der Kilia in mehre Arme und dem griechischen Kloster des heiligen Nikolaus gegenüber, fließt südöstlich und fällt in die S. fast in deren Mitte, an einer Krümmung, welche auf den russischen Karten der kleine Bogen (malaja Krimusch) heißt. Derjenige Theil des Delta, der auf der rechten Seite der Schonda liegt, heißt die Insel Tschetal, der andere am linken Ufer jenes Armes bis an's Meer, die Insel Leti, zu welcher man auch

Alle die kleineren Inseln rechnet, welche durch die zahlreichen Arme der Killa'schen Donau gebildet werden. Der mittlere Theil des Donaudeelta, der von dem Culi'schen u. Georgiew'schen Arme umgeben ist, führt den Namen der Insel Monsch, auch Insel Georgiew oder St. Georgios. Der südliche und kleinste Theil des Delta, zwischen dem Kanale von Georgiew, dem Dunawecz, dem Liman Karelm und der See, wird Insel Portiza genannt. Demnach theilt sich das ganze Donaudeelta in vier große Inseln: Tschetal, Leti, Monsch und Portiza. Nach dem Vertrage von Adrianopel gehören die drei ersten den Russen. Von diesen sind Tschetal und Leti, als innerhalb der Quarantäne liegend, ebenso wohl zu benützen, als der südliche Theil Bessarabiens; bereits sind ihre guten Weidplätze von der russischen Regierung verpachtet. Die große, mit Schilfrohr und Gestrüppe bewachsene Insel Monsch ist im zweifelhaften Zustande, und Portiza steht unter türkischer Herrschaft und bildet den nordöstlichsten Winkel der Provinz Dobrudscha. Die nördliche Gränze derselben, so wie das gegenüber liegende südliche Ufer der Insel Monsch müssen neutral und unbewohnt bleiben, und dieser neutrale Landstrich bildet gegenwärtig die Gränze der russischen und türkischen Besitzungen. — Die Donaumündungen und ihre Inseln, Ausland 1836; Allgemeine Zeitung; Oesterreichische Blätter; Pannonia u. a. m. mD.

**Sulz**, Oberamtsstadt im-Schwarzwalddreie des Königreichs Württemberg, in einem tiefen Thale, am Neckar, mit einer Saline, die, wenn auch jetzt minder stark betrieben, als früher, den 2400 Einwohnern dennoch eine namhafte Erwerbsquelle bietet. Im Jahre 1757 wurde hier auch der erste Versuch, Krapp zu bauen, gemacht. — In früheren Zeiten kannte man nur eine Salzquelle, die aber uralt ist und wahrscheinlich schon von den Römern benützt wurde. Neben dieser sind im vorigen Jahrhundert noch zwei andere entdeckt worden. Sie entstehen in einem nahen Gebirge, unweit des Schlosses Alpeck. Ausser Kochsalz wird hier Viehsalz, Glaubersalz, Magnesia, Salzeis und Salmiak gewonnen. Die in neuerer Zeit aufgefundenen Salinen Clemenshall u. Friedrichshall thaten dem Rufe der hiesigen Quellen großen Eintrag. — S. hat seinen Namen und wahrscheinlich auch sein Daseyn seinen Salzquellen zu verdanken. Im Jahre 1064 gestattete Herzog Heinrich IV. das Salzleben in loco haereditatis suae Sulza dicto. — S. ist eine der ältesten Städte Württemberg's und hieß zu den Zeiten der Römer Solicinium, aus welchem nach und nach der deutsche Name S. entstand. Als noch die ganze Gegend des umliegenden Schwarzwaldes unbewohnt und dicht bewaldet war, stand die Stadt schon. Im Jahre 368 erhielt Kaiser Valentinian hier einen großen Sieg über die Alemannen. In späteren Zeiten muß diese römische Colonie zerstört worden seyn, denn Sulz sank zu einem Dorfe herab. Beim Graben der Schächten findet man häufige Ueberreste von römischen Mauern und Gebäuden. Im Jahre 790 erscheint S. in einer Urkunde als villa regia publica. Von da verschwindet der Ort wieder auf einige Zeit in der Geschichte und es ist sogar unermessen, ob er wirklich den Grafen von Sulz gehörte. Diese Familie ist gleichfalls sehr alt; 1085 findet sich ein Graf Alwig von Sulz und erst 1687 erlosch dieselbe mit dem Grafen Johann Ludwig. König Rudolph I. machte 1284 das Dorf S. zur Stadt und diese gehörte denen v. Geroldsbeck, einer Familie, die von einem Gerold abstammte, der zu den Zeiten Karl's des Großen lebte. Württemberg erhielt 1423 Defnungsrecht und den vierten Theil der Stadt. Weil aber Johann von Geroldsbeck 1471 Württemberg das Defnungsrecht nicht mehr gestatten wollte, überließ mit einem Grafen von Sulz Streitigkeiten anfang, so erhielten die Grafen **Berhard** und **Ulrich** von Württemberg den Auftrag, die Sache zu schlichten. Graf **Berhard** nahm die Stadt ein und behielt sie für sich. Die Grafen von Geroldsbeck mußten 1473 die Stadt und Herrschaft S. an Württemberg abtreten, wurden zwar 1526 von Oesterreich wieder damit belehnt, mußten sie aber neuerdings an den Herzog **Ulrich** abtreten. Im Jahre 1581 brannten 112 und 1720 wieder 73 Häuser ab; 1794 hatte die Stadt das Unglück, das abermals beinahe alle Gebäude innerhalb der Mauer auf dem Aschenhaufen lagen. Im Jahre 1641 wurde sie

von den Franzosen und Schweden mit Sturm eingenommen und 1643 von den Bayern geplündert.

Surabaya, an der Nordküste Java's und der schmalen Straße, welche diese Insel von Madura scheidet, in sehr gesunder Lage, bedeutende Handelsstadt und Sitz eines obersten Gerichtshofes, mit dem besten und sichersten Hafen der Insel, der durch ein starkes Fort vertheidiget wird, großen Schiffswerften, einer Hauptschule und einer Schule für Seeoffiziere, einem Seearsenal, Baumwollweberei, Gerberei, lebhafter Schifffahrt, wichtigem Handel u. 100,000 Einwohnern. nD.

\* **Synthetismus** (vgl. den Art. *Synthesis* im Hauptwerke) ist dasjenige System der Philosophie, welches Seyn und Wissen, Reales und Ideales, als ein ursprünglich Geseztes und Verknüpftes betrachtet, mithin nicht das Eine aus dem Andern ableiten will, weil es diese Ableitung für unmöglich erklärt. Es erklärt sie nämlich darum für unmöglich, weil unser Bewußtseyn selbst auf einer ursprünglichen Verknüpfung des Seyns und des Wissens beruht, mithin der Philosoph sein Bewußtseyn erst vernichten müßte, bevor er eine solche Ableitung auch nur versuchen könnte. Ohne Bewußtseyn aber ist auch keine Ableitung des Einen aus dem Andern möglich. Daher verwirft dieser S. sowohl den Realismus, welcher alles Ideale aus dem Realen, als auch den Idealismus, welcher alles Reale aus dem Idealen hervorgehen lassen will, als einseitige, willkürliche und transcendente Systeme. Es gibt daher in der Philosophie überhaupt nur drei Grundsysteme: ein realistisches, ein idealistisches und ein synthetisches, welches jene beiden ausgleicht, oder mit einander versöhnt. Denn aller Streit auf dem Gebiete der Philosophie, wiefern er nicht blos Worte und Formeln, sondern die Sachen selbst und deren Erkenntnis betrifft, dreht sich zuletzt um das eigentliche und wahre Verhältnis des Seyns und Wissens, oder des Realen und des Idealen zu einander. So lange man sich also über diesen Centralpunkt nicht vereinigt hat, wird auch der Kampf zwischen dem Realismus und dem Idealismus nicht aufhören — ein Kampf, der sich durch die ganze Geschichte der Philosophie hindurchzieht und Veranlassung zu den mannigfaltigsten Modificationen jener beiden Systeme nach den individualen Ansichten der philosophirenden Subjekte gegeben hat. Eben diese Modificationen sind daher als abgeleitete Systeme zu betrachten, deren Zahl unbestimmbar ist, wie sie eben von der Individualität der philosophirenden Subjekte abhängt. Von den Schriften Krug's (s. d.) in denen das System des transcendentalen S. ausführlich dargestellt ist, gehört vorzüglich hieher dessen „Fundamentalphilosophie oder urwissenschaftliche Grundlehre, 3. Ausg., Leipzig 1827, 8. — Neuerlich ist dasselbe auch unter dem Titel eines Realidealismus dargestellt worden in Jos. Thürmer's Fundamentalphilosophie, Wien 1827. Man kann übrigens jenes System auch auf andere Gegenstände, z. B. ästhetische, politische u. beziehen und es in dieser Beziehung einen ästhetischen, politischen u. S. nennen. Vgl. die Artikel *ästhetische Ideen* und *Idealismus*.

Syriam von Alexandrien, ein neuplatonischer Philosoph des 5. Jahrhunderts nach Chr., Schüler Plutarch's von Athen, welcher auch denselben so lieb gewann, daß er ihn zu seinem Nachfolger auf dem philosophischen Lehrstuhle zu Athen ernannte. Es war aber dieser S. ein ebenso eifriger Anhänger der platonisch-jamblichischen Philosophie, als sein Lehrer, und er lehrte sie auch mit gleichem Beifalle. Daneben beschäftigte er sich mit der Erklärung der aristotelischen Schriften, die er als eine Vorbereitung zum Studium der platonischen betrachtete. In diesen aber fand er alle Geheimnisse einer höhern Weisheit, meinend, daß auch seine Vorgänger, Ammonius Sakkas, Plotin, Porphyre, Jamblich und Plutarch aus derselben Quelle geschöpft hätten. Doch verfolgte er diese Quelle noch weiter hinauf bis in's früheste Alterthum. Darum schrieb er eine Erklärung der angeblichen orphischen Theologie und ein anderes Werk über die angebliche Einkimmung zwischen Orpheus, Pythagoras und Plato. Von diesen synkretistisch-mystischen Schriften ist Nichts mehr übrig. Singsogen sein „Commentar zur ari-

totellischen *Metaphysik*“ existirt noch handschriftlich in Bibliotheken. Gedruckt ist davon bloß folgender Theil in der Uebersetzung: *Syriani commentarius in lib. II. XIII. et XIV. ex lat. vers. Hieron. Bagolini, Venet. 1558, 4.* — J. starb übrigens um's Jahr 450 nach Chr. und hinterließ viele Schüler. Unter diesen befanden sich auch: *Hermias von Alexandrien* dessen Gattin *Nebesia* und *Domnin von Larissa* oder *Laobicea*, welche die syriantische Art zu philosophiren immer mehr verbreiten halfen, aber dadurch nur den Verfall der Philosophie beförderten. *Suid. s. v. Syr., Horm., Aodes. et Domn.* — *Marini vita Prooli c. 12. 13. 26.* — *Damasc. ap. Phot. bibl. cod. 241.*

**Szalka**, eine dem Titel nach noch bestehende, in der Wirklichkeit aber verfallene *Benediktinerabtei*, im *Trentsiner Komitate Ungarns*, an der *Baag*, welche hier einen wilden Engpaß durchbraust. Die Klostergebäude sind an eine tausend Fuß über den Strom sich erhebende Felswand wunderbar angeklebt. Eine Treppe von 180 Stufen führt zu der in den Fels gehauenen Pforte hinan. Die mehre Stockwerke umfassenden Gebäude waren vor einigen Jahrzehenden noch bewohnbar, gehen aber jetzt dem Einsturze reisend schnell entgegen. Gleichwohl bietet das Kloster noch manche Sehenswürdigkeit dar, worunter insbesondere die großartigen *Obst- und Weinkeller*, vor Allem aber die *Benediktenshöhle* die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich ziehen. Unter den Felsgewölben dieser Grotte lebte zu den Zeiten der Könige *Oeysa* und *Stephan* der fromme Einsiedler *Benedikt*, ein *Dalmatiner* von Geburt, und verkündete der Umgegend das *Evangelium*. Sein apokryphischer *Eifer* mißfiel *Denen*, die noch den alten Göttern anhängen, und einige von ihnen überfielen den Glaubensboten, schleppten ihn an den Rand des Felsens und kürzten ihn in die vorüberfließende *Baag*. Um den Ort, wo *Benedikt* gemordet worden, zu ehren, ließ *Bischof Jakob* von *Neutra* im *J. 1222* ein Kloster daselbst erbauen und dotirte es mit liegenden Gründen, die sich in der Folge zu einer ansehnlichen Herrschaft ausdehnten. mD.

## Z.

**Tamaulipas**, ein *merikanischer Staat*, hieß früher *Nuevo Santander*, gränzt im Norden an *Cohahuila* und *Texas*, im Westen an *Nuevo Leon* und *San Luis Potosi*, im Süden wieder an letzteres und *Veracruz*, im Osten von der *Lagune Tampico* bis zum *Flusse Nuecas* auf der Gränze gegen *Texas* an den *Meerbusen von Mexiko*. Die Küste ist reich an *Lagunen*, vor denen sich *Nehrungen* befinden, wodurch die *Küstenschiffahrt* sehr begünstigt wird. Während das Innere ein angenehmes und gesundes *Klima* hat, wird das *Küstenland* stets von heißer, ungemessener *Luft* erfüllt. Es ist etwa *1550 D.-M.* groß und hat bei *170,000* Einwohner. Diese geringe *Bevölkerung* verursacht, daß der sonst fruchtbare Boden nur wenig bebaut wird. Man erzielet etwas *Getreide*, *Mais*, *Zuckerrohr*, *Pferde*, *Maulthiere*, *Rindvieh*, *Ziegen*, *Schweine*, *Salz* in den *Seen*, *edle Metalle* ic. mM.

\* **Taurus**, ein *Hauptgebirgszug* in *Kleinasiens*, welcher längs den südlichen Rändern dieses Landes und am Ursprunge des *Euphrat* sich erhebt und sich in drei *Bergketten* theilt, welche sich vom *Hochlande* gegen Westen trennen. Die erste reicht gegen Westen, als *T. der Europäer* oder *Dschabel-Kurin* bei den *Eingebornen*, beengt das *Euphratbeet* bei *Samosata*, folgt in verschiedener Entfernung der *Südliche Kleinasiens* und endigt auf der einen Seite am *Golfe von Sataliah*, an der andern am *Golfe von Kos*. Die zweite, wegen ihrer Höhe und ihrer Lage *die Mittelkette* genannt, trennt sich auf demselben *Lafellande* im Norden von der ersten und ihr östlicher Theil enthält den *Antitaurus* der Alten. Sie durchzieht

in verschiedenen Richtungen und mit großen Unterbrechungen das Innere des östlichen Kleinasien, nimmt eine Richtung von Nordwest unter verschiedenen Namen, theilt sich in mehre Zweige, verliert sich in dem Bufen von Samos, Smyrna und Atramit und steht durch die moschischen Gebirge mit den Nebenweigen des Kaukasus in Verbindung. (Strabo nennt die nördlichen Aeste dieser Kette Parachratras und bei Ptolemäus heißt der sübliche Ast derselben Drontes.) Die dritte, Nordkette genannt, streicht durch Kleinasien von Osten gegen Westen längs dem schwarzen Meere, indem sie einen schmalen Küstensaum läßt. Drei andere Ketten verzweigen sich vom armeno-persischen Hochland und die zwei vorzüglichsten bilden den Kern zwei verschiedener Gruppen. Der erste, westliche, der Amanus der Alten und Alma-Dagh der Neueren, ein Zweig des T., trennt Cilicien von Syrien und läßt nur zwei Engpässe gegen das Meer und den Euphrat, die armenische und syrische Pforte der Alten; durch die Verlängerung dieser Kette aber bildet sich die Gruppe des Libanon und Antilibanon. Die zweite Kette theilt sich in der Provinz Diarbekr, trennt Armenien von Mesopotamien und zieht sich längs dem letztgenannten Lande hin, weshalb sie auch die mesopotamische genannt wird. (Strabo nennt sie in dieser ganzen Richtung Zagrios u. Ptolemäus Chratras, Parachratros und Paropamisus, auch Kaukasus.) Diese Kette ist nicht sehr hoch und kurz im Vergleich der anderen, aber merkwürdig, weil sie den Stamm der Sindscharberge, des Sitzes der wilden Jeffersoniden, und in ihrer Verlängerung die Hamerinhügel bildet, welche im Norden die Ebenen des alten Ninive und Babylon begränzen. Die dritte Kette, die bedeutendste an Höhe und Länge, trennt sich vom Hochlande im Südosten des Wanssees und unter den Namen Aglin-Dagh, Elwend-Berge von Kuristan und Naktiariberge zieht sie durch Kurdistan und Chustkan im türkischen und persischen Gebiete. Sein nördlicher, höchster Theil enthält die Zweige des alten Rarus, Niphates und der gordianischen Gebirge, deren Namen an den ewigen Schnee ihrer Gipfel erinnern. Als Stamm der großen Kette wird der Ararat (s. d.) betrachtet, auf welchem sowohl, als auch auf dem Ardschisch (Argdos) in Karanien (= 10,000') der T. seine bedeutendste Höhe erreicht.

Taylor, Brook, ein berühmter Mathematiker, geboren zu Edmonton im J. 1685, widmete sich der Mathematik, Literatur und den Sprachen und beschäftigte sich nebenbei mit Musik und Malerei. Im Jahre 1709 ward er Baccalaureus der Rechte, 1712 Mitglied der königlichen Societät und erhielt später die juristische Doctorwürde. Bleibenden Ruhm erwarb er sich durch die bekannte analytische Formel, der Taylor'sche Lehrsatz (theorema Taylorianum) genannt, durch welche die, aus den Veränderungen ihrer veränderlichen Größe entspringende, Veränderung einer Funktion in eine, nach den positiven ganzen Potenzen der Veränderungen der veränderlichen Größen fortschreitende Reihe entwickelt, dargestellt wird und durch seine Lösung der Aufgabe über die Schwingungen der Saiten, welche er in dem Werke: „Methodus incrementorum directa et inversa“ (Lond. 1715) entwickelte. Außer diesem schrieb er: „Contemplatio philosophica“ (Lond. 1720) nebst vielen Abhandlungen in den „Philosophical transactions“. — Ein Thomas T., geboren 1758 zu London, gestorben den 1. November 1835 zu Woloworth, hat sich durch Uebersetzungen der Werke des Plato und Aristoteles, Orpheus, Plotinus, Proklus, Pausanias, Marimus Tyrinus u. c. in's Englische und seine Abhandlungen über die bacchischen und eleusinischen Geheimnisse einen Namen erworben.

Tedesco, Ignaz Amadé, einer der bedeutendsten jetzt lebenden Pianisten, 1817 zu Prag geboren, befreundete schon als kleiner Knabe entschiedenes musikalisches Talent, in Folge dessen sein Vater ihm den gewöhnlichen Unterricht ertheilen ließ. Da er jedoch bald ungewöhnliche Fortschritte gewährte, so übergab man den Kleinen zum weitem Unterrichte dem dortigen rühmlichst bekannten Kapellmeister Triebensee, der ihn mit aller Liebe unterrichtete. Im eilften Jahre spielte der Knabe mit Fertigkeit das wohltemperirte Klavier von Bach und trat zum ersten Male im Alter von zwölf Jahren mit dem E-dur-Concerte von Moscheles mit <sup>seinem</sup> Weisfalle vor die Oeffentlichkeit. Dreizehn Jahre alt, ging er nach



en, spielte im Rärnthnerthor-Theater und einmal in Schönbrunn in Gegenwart kaiserlichen Hofes. Nach Prag zurückgekehrt, studirte er unter dem bekann- Tomaschek Piano und Composition, trat oft in öffentlichen Concerten mit im- gestei- gertem Beifalle auf u. erntete neben dem großen Violinisten Lafont, mit er ein concertantes Duo spielte, enthusiastische Anerkennung. Lafont führte dem Publikum vor und theilte mit dem vielversprechenden Jünglinge den Lor- z. Im Jahre 1834 spielte T. in den böhmischen Bädern, wo ihm in Marien- die Ehre zu Theil ward, sein Concert von dem Könige von Sachsen — da- ligen Mitregenten — besucht zu sehen. Im Jahre 1835 gab er zum zweiten- ile in Wien Concerte; ein Jahr darauf machte T. einen Ausflug nach Deutsch- b und zwar mit einem schwer leidenden Gemüthe, spielte an einigen Orten, e besonders durchzubringen und ging dann nach Prag zurück, wo er bis 1840 b. In dieser Zeit war T. in eine solche Letbargie verfunken, daß er entschlos- war, der Kunst gänzlich zu entsagen. Dieser innerliche Kampf machte ihn- ngsgefährlich kränken. Mit seiner Genesung erwachte jedoch in ihm der fast- schene Funke; die Kunst gewann wieder neue Herrschaft und er entschloß sich, gefordert von der kunstliebenden Fürstin Angeline Radziwill, nach Rußland zu en. Nachdem er in Lemberg, Czernowiz und Jassy die größten Erfolge er- gen, ging er nach Odeffa, welche letztgenannte Stadt T. zu seinem bleibenden fenthalte wählte, den er bloß durch wiederholte Künstlerausflüge nach Laurien erbrach. So wie der Norden Rußlands an den Ufern der Kerra Adolf Hen- in Petersburg fesselte, so später der Süden Rußlands an den Ufern des- arzen Meeres Ignaz T. in Odeffa; beide sind dort die ausgezeichnetsten, die- chtesten u. bestbezahlten Klavierlehrer. Im Jahre 1847 ging T. nach Oester- h und trat zuerst in Pesth wieder auf, wo er gleich bei einem ersten Concerte Rationaltheater Furor erregte und in noch vier folgenden Concerten Triumphe- rte, nach deren letztem ihm eine glänzende Serenade gebracht wurde. Im- ober und November desselben Jahres gab er eine Reihe von Concerten in en. T.'s poetische Natur entfaltete mit jedesmaligem Anhören neue Reize, che der Fülle seines schönen Talentes auch immer größere Anerkennung ver- iffte; ungewöhnliche Sensation erregte der Künstler am 5. Dezember in dem- erte der Gesellschaft der Musikfreunde im großen kaiserlichen Redoutensaale, er sein Concert Fantastique mit Orchesterbegleitung, eine der geistreichsten- ositionen der Neuzeit, spielte. Der großartige Erfolg in diesem Lokale war- so bemerkenswerther, da der große Raum des Saales bekanntlich für das Kla- spiel nicht günstig ist; aber T.'s reiner elastischer Anschlag vermag eben so- tig in großen Räumen durchzuzureisen, wie sein liebliches, poetisch-inniges Spiel Salon. In Olmütz gab er sodann zwei Concerte, ebenso in Brünn, in welch- erer Stadt der Andrang zum Concerte im Theater so groß war, daß das Or- der zu Sperrstößen verwendet werden mußte. Nun wollte T. im Jahre 1848 h Rußland zurückkehren, da kam die Weisung der russischen Regierung, den- sländern den Einlaß zu verweigern. T. lebt nun abwechselnd in Wien — wo noch oft zu wohlthätigen Zwecken öffentlich spielte — und in seiner Vater- t Prag.

Teimer, Martin, Freiherr von Willtau, eines der Häupter des- standes der Tyroler im Jahre 1809, wurde 1778 in dem Tyroler Dorfe- landers im Wintschgau geboren, wo seine Eltern als arme Tagelöhner lebten;- achte, von Odnern unterstützt, die hohe Schule zu Innsbruck, studirte daselbst, leich mit Schneider und dem Freiherrn von Hormayr, Philosophie, verließ- r im J. 1796 bei der Annäherung der kriegeriſchen Anruhen die Universität, m als Gemeiner in der Landwehr Dienste und verbankte bald- darauf seiner- habelt, seinem Unternehmungsgeiste und seiner Vaterlandsliebe die Stelle eines- ziers. Im J. 1797 zeichnete er sich unter dem General Laudon bei Fav und- abana besonders aus; übernahm, als Tyrol schon verloren schien, ohne Befehl- Dedung des Rückzuges und hielt durch die tapfere Vertheidigung der Ruinen

des Schlosses Mautlach die Feinde von weiterem Vordringen zurück. Als darauf Laudon an der Spitze des tyroler Landsturms wieder in Tyrol vordrückte und das Land von den Feinden befreite, diente T. mit Auszeichnung bei dem von Reipberg befehligten Vortrabe u. nahm 1799 an dem Marsche Bellegarde's nach Engadlin und Graubündten Antheil. Im J. 1802 zum Hauptmanne bei der neuerrichteten tyroler Landmiliz ernannt, begleitete er die Heeresabtheilung des Erzherzogs Johann aus Tyrol, bereitete 1803 zum Theil den Ausbruch des, 1809 erfolgten, Aufstandes im Geheimen vor und war nebst dem Freiherrn von Hormayr einer der thätigsten Leiter desselben. Nachdem er zu diesem Zwecke zweimal das Land verkleidet durchspäht und sich von dem Zustande desselben auf das Genaueste unterrichtet hatte, begann er am 9. April 1809, zugleich mit dem Sanbwirth Hofer, den Kampf so klüglich, daß schon am 13. April der mittlere und nördliche Theil von Tyrol erobert ward und 8000 Bayern und Franzosen mit ihren Generalen, Kanonen und Gepäd gefangen genommen wurden. In dem bei Innsbruck liegenden Dorfe Willtau unterschrieb er die deshalb abgeschlossene Capitulation, wurde zur Belohnung seiner Verdienste zum Freiherrn von Willtau ernannt und ihm vom Kaiser der Theresienorden verliehen, nachdem er schon früher den Rang eines Majors erhalten hatte. Im Verlaufe dieses denkwürdigen Krieges zeichnete er sich besonders durch die kühnen Streifzüge aus, welche er an der Spitze weniger Krieger nach Bayern und Schwaben unternahm. Nach dem Frieden zu Wien zog er sich auf ein kleines Gut bei Grätz in Steyermark zurück, welches ihm Kaiser Franz, der ihm schon früher (1806) einen Tabakverlag und eine kleine Defonomeverwaltung zu Klagenfurt in Kärnthn geschenkt hatte, zur Anerkennung seiner dem Staate geleisteten Dienste ertheilte.

Telefius, Bernhardin, geboren 1508 zu Cosenza im Neapolitanischen und ebendasselbst gestorben 1588. Aus einem edlen und berühmten Geschlechte stammend, erhielt er seine erste wissenschaftliche Bildung zu Mailand von seinem Oheim, Antonius Telefius, einem sehr gelehrten Manne, welchem späterhin auch Kaiser Karl V. die Erziehung seines Sohnes, des nachmaligen Königs von Spanien, Philipps II., anvertraute, als im Jahre 1525 der Oheim Rom wieder verließ, um eine in seiner Vaterstadt erhaltene Pfründe anzutreten. Die gute lateinische Schreibart und die rednerische Darstellung, durch welche T. sich auszeichnete, soll er vorzüglich dem Unterrichte seines Oheims zu verdanken gehabt haben. Doch blieb auch T. nicht lange in Rom. Denn nach Eroberung dieser Stadt im Jahre 1627 durch den Herzog von Bourbon (bei welcher Gelegenheit T. von den wüthenden Soldaten nicht nur geplündert und gemißhandelt, sondern auch eine Zeit lange in's Gefängniß geworfen wurde), verließ er Rom und ging nach Padua, wo er sich eifrig mit dem Studium der Philosophie, Mathematik und Physik beschäftigte. Ungeachtet zu jener Zeit Aristoteles und dessen Philosophie noch im großen Ansehen stand, so erklärte sich doch T. schon in Padua, als ein noch junger Mann, sehr freimüthig gegen dieselbe, besonders gegen die aristotelische Physik, indem er behauptete, diese und andere Werke jenes alten Philosophen enthielten so viele und grobe Irrthümer, daß es unbegreiflich wäre, wie so viele treffliche Köpfe und beinahe die ganze gebildete Welt mehre Jahrhunderte lange an die Aussprüche des Stagiriten, als an unzweifelhafte Wahrheiten, hätten glauben können. Von Padua wandte er sich nach Vollendung seiner Studien wieder gegen Rom und erwarb sich hier die Gunst des Papstes Paulus IV. in einem solchen Grade, daß dieser ihm das Erzbisthum von Cosenza anbot. T. schlug es aber aus und überließ es seinem Bruder (Thomas T.), um sich den Studien desto ungeörter widmen zu können. Hier verfaßte er auch seine berühmte Schrift: *De natura juxta propria principia*, gab aber zuerst nur 2 Bücher davon heraus (Rom 1565, 4.), indem das Ganze, aus 9 Büchern bestehend, erst später (Neapel 1586, Fol.) erschien. Dieses Werk machte wegen der Neuheit seines Inhaltes großes Aufsehen und ward auch die Veranlassung, daß T. von Rom nach Neapel ging, um hier die Naturphilosophie mündlich zu lehren. Ein vornehmer Neapolitaner,

erdinand Caraffa, Herzog von Ruercia, nahm ihn bei sich auf und hier stiftete auch L., zur Erweiterung der Naturkenntniß nach seinen Ansichten und zur Verrückung der aristotelischen Physik, eine gelehrte Gesellschaft, welche den Namen *Academia Telesiana s. Consentina* (vom Geburtsorte des L.) erhielt. Jetzt erwachte über Haß und Reid gegen ihn; besonders verfolgten ihn die Ordensgeistlichen und irregten ihm viele Verdrießlichkeiten in Neapel. Um diesen zu entgehen, zog er sich als ein schon sehr bejahrter Mann in seine Vaterstadt zurück, wo er bald darauf starb. Aber auch nach seinem Tode hörte die Erbitterung gegen ihn nicht auf. Seine Werke wurden in den *Index librorum expurgatorius* gesetzt, d. h. verboten, bis sie von ihren gefährlichen Irrthümern, die im Einzelnen nachgewiesen worden sind, gereinigt seyn würden. Dennoch erschien von seiner obgenannten Hauptschrift gleich nach seinem Tode eine zweite Ausgabe (Genf 1580, Fol. zugleich mit *Philippi Mocenici, Veneti, universalium institutionum ad hominum perfectionem, quatenus industria parari potest, contemplat. V. et Andreae Caesalpini quaestionum peripateticarum libr. V.*). Seine übrigen Hauptabhandlungen (*de his, quae in aëre sunt — de mari — de cometis et lacteo circulo — de iride — quod animal univertum ab unica animae substantia gubernetur — de somno etc.*), die er theils schon bei Lebzeiten bekannt gemacht, theils handschriftlich hinterlassen hatte, wurden späterhin ebenfalls gesammelt und herausgegeben (Venedig 1590). — Wenn man nun das neue System des L. näher betrachtet, so ist es wirklich nicht besser, oder eben so hypothetisch, als das aristotelische. An diesem adelte L. hauptsächlich, daß es bloße Abstracta oder Nonentia zu Naturprinzipien hebt. Um also nicht in denselben Fehler zu fallen, nahm er drei Hauptprinzipien aller vorhandenen Dinge an: zwei unkörperliche und thätige, Wärme und Kälte, und ein körperliches u. leidendes, auf welches sich die Thätigkeiten jener beziehen, die Materie. Durch die Wärme, welche ihrer Natur nach beweglich ist, wird nach L. der Himmel mit allen seinen Gestirnen bestimmt; durch die Kälte hingegen, welche unbeweglich ist, die Erde mit allen ihren Eigenschaften und den auf ihr befindlichen kleineren Körpern. Aus dem Kampfe des Himmels und der Erde oder der Wärme und Kälte, deren körperliches Substrat und Thätigkeitsobjekt eben die Materie ist, sucht dann L. weiter den Ursprung aller übrigen Dinge zu erklären, oder die Natur philosophisch zu construiren. Thiere u. Pflanzen sind nach diesem Systeme beseelte oder empfindende Wesen, weil die beiden unkörperlichen Prinzipien, welche in ihnen wirken, schon ursprünglich ein Empfindungs-Vermögen haben. Die Seele ist jedoch von den Seelen der Thiere und Pflanzen dadurch wesentlich verschieden, daß sie unsterblich ist und den Menschen bei der Erzeugung unmittelbar von Gott mitgetheilt oder eingepflanzt wird. — Durch solche Hypothesen oder willkürliche Annahmen konnte freilich kein haltbares System der Naturphilosophie zu Stande kommen. Im Ganzen ist dasselbe nichts Anderes, als Empirismus oder Sensualismus, wobei L. sich Manches von Parmenides angeeignet zu haben scheint. Dessenungeachtet fand es ebensowohl Anhänger, als Gegner. Campanella verteidigte es gegen zwei sonst nicht bedeutende Widersacher, Marta und Chiocci (in seiner *Philosophia sensibus demonstrata*, Neapel 1590, 4.). Auch sein Freund Patrius eignete sich Manches aus dem Systeme des L. an, welches jedoch eben so wenig Bestand hatte, als die *Academia Telesiana*. — Uebrigens vergl. Fr. Baco, *de principiis et originibus secundum fabulas Cupidinis et Coeli, s. de Parmenidis et Telesii et praecipue Democriti philosophia tractata in fabula de Cupidine*, Opp. T. III., p. 203 ss. Elzev. — Joh. Geo. Lotteri *diss. de Bern. Telesii, philosophi itali, vita et philosophia*, Leipzig 1726, 4., rep. 1733. — Auch findet man Nachrichten von dem Leben und der Lehre dieses Mannes in Kirner's und Sibir's Leben und Lehrmeinungen berühmter Physiker am Ende des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts, Heft 3.

Templer nennen sich die Mitglieder eines Ordens, welcher im Jahre 1831 in Frankreich essentially als die „ursprüngliche Kirche Christi“ (*L'Église chrétienne primitive*) auftrat, seinen Ursprung auf die alten Tempelherren zurückführend.

Die Geheimüberlieferung der T. über ihre frühere Geschichte gründet sich auf einige unter ihnen aufbewahrte Urkunden, deren neuerliche Bekanntmachung nicht ihr Entstehen, nur ihren öffentlichen Hervortritt bezeichnet, indem dieser Geheimorden schon zuvor, in Paris als Mittelpunkt, als geheime Loge bestanden hat. Laut der „goldenen Tafel“ und des „Transmissionsacts“ ist die allein wahre, christliche Kirche übergegangen in den Templerorden von dessen Entstehen an und hat sich auch nach seiner Aufhebung im Geheimen fortgesetzt. Die goldene Tafel vom Jahre 1154 zählt die Vorfesher (Patriarchen) der wahren christlichen Kirche von dem ersten Souverain pontife, dem Evangelisten Johannes, auf, welche seit Stiftung des Tempelordens (1118) zugleich dessen Vorfesher gewesen seien. Der Transmissionsact, im Jahre 1324 begonnen, führt die Aufzählung von der Aufhebung des Ordens (1311) oder von Rolay bis zur Einsetzung des leztgewählten Oberhauptes, eines Arztes, Bernard Raymond Faber, im Jahre 1804 fort. Solche Fortdauer des Tempelordens hat nichts Entscheidendes gegen sich, obwohl Thilo (Cod. apocr., Leipzig 1832, T. 1, p. 819 sqq.) zu zeigen sucht, daß der Ursprung der heutigen T. von jenen früheren nicht abzuleiten, vielmehr erst nach dem Anfange des 18. Jahrhunderts zu setzen sei. Schon 1705 revidirte eine Versammlung der T. die Ordensstatuten u. 1808 u. 1824 hielten die T. öffentlich die Todtenfeier Rolay's. 1831 aber stellte sich die bisherige Geheimverbrüderung als Kirche auf, vielleicht als von der Regierung selbst begünstigtes Gegengewicht wider die demagogischen Associationen. Ihre Verfassung ist eine Hierarchie voll prangender Titel. Die Mitglieder heißen „Levitens“ in neun Rangstufen, vom souveränen Patriarchalbischofe und von den bischöflichen Leviten bis herab zu den Leviten der Vorwacht oder den Waffenträgern. Das Costüm der T. besteht in einer weißen Tunica mit rothen Kreuzen und großen Schwertern in der Hand. Was ihre Lehre betrifft, so ist dieselbe die gewöhnliche neuplatonische Gnosis, gestützt auf die Dogmen von dem ewigen, gottdurchdrungenen und gottoffenbarenden All und vom Aufschwunge des Geistes aus den körperlichen Räumen, als den niedrigsten Stufen zum Mittelpunkte göttlichen Wirkens in der Gestalt des Logos, der in Christus sichtbar erschien. Die Quelle ihrer Lehre ist der dogmatische Theil des Levitikon (s. unten). Nach demselben ist die Geheimüberlieferung der allein wahren, von Gott durch menschliche Vernunft der Geweihten geoffenbarten, Religion einst schon niedergelegt in den Myserien Aegyptens und Griechenlands, aus ersterem durch Moses zu den Hebräern gebracht, unter diesen ebenfalls als Geheimlehre fortgepflanzt, später entstellt, von Christus aber in ihrer ursprünglichen Reinheit wieder hergestellt worden, zu deren Befähigung derselbe den Martyrertod erduldet habe. Bei seinem Abscheiden von der Erde habe er seinem innigsten Vertrauten, dem Apokel Johannes, den Primat über die Kirche übertragen, von welchem er den Patriarchen und von diesen im J. 418 den Großmeistern des Tempelordens übergeben worden sei. — Der kirchlichen Trinitätslehre wird folgender allegorische Sinn untergeschoben. Gott, das unendliche Wesen, besteht aus drei Mächten: dem Scyn (Vater), der That (Sohn) u. dem Bewußtseyn (Geist). Jeder Theil der Welt ist ein Theil Gottes, ohne jedoch Gott selbst zu seyn. Vielmehr ist die Welt von Gott verschieden, aber ungeschaffen und göttlich. Alle heiligen Gebräuche haben eine symbolische, also sacramentalische, Beziehung auf die Vergeistigung des Erdenlebens, ganz besonders drei, Taufe (als Symbol der Keuschheit und Heiligkeit), Abendmahl (als Symbol der brüderlichen Liebe) und Priesterweihe. Alle weltliche und geistliche Gewalt sollen durchaus geschieden, die Kirche in allem Weltlichen dem Staate unterwürfig, in allem Religiösen selbstständig seyn. Dagegen sind alle Dogmen, ausser denen von Gott u. der sittlichen Bestimmung, u. die meisten Ritus irrig oder gleichgültig. — Die Gesamtquelle der Verfassung und Religionskenntnis der T. ist eine griechische Handschrift „Leviticon“ (Paris 1831; auch im ersten Bande von Thilo's „Cod. apocr.“ gegen Ende). Deren Inhalt bilden, neben der goldenen Tafel, theils ein apokryphisches Johannisevangelium, in welchem Wunder, Weissagungen, Auferstehung und alle Stellen ausgelassen sind, die auf den Vorrang Petri geben.

let werden können, theils eine Reihe von Verfassungs- und Religionschriften, worunter auch eine Darstellung der christlichen Lehrsätze. Die Handschrift ist angeblich die Copie einer andern, bei den Templern im Oriente aufbewahrten aus dem fünften Jahrhunderte, wahrscheinlich aber aus dem spätern Mittelalter (14. Jahrhundert); so namentlich das Evangelium. Aus den übrigen heiligen Schriften der Christen ist nur das erkannt, was sich nicht als Entstellung der Urreligion kund gebe. Jede Aenderung der, im Levitikon enthaltenen, ächten Uebersetzung der Urreligion ist schlechtthin verpönt. — Vergl.: „Manuel des chevaliers de l'ordre du Temple“ (Paris 1825, 3. Ausg.); „Eglise chrét. primitive; Lettre pastorale de M. l'évêque de Nancy“ (Nancy 1832); W. Carová, „Der Messianismus, die neuen Templer und einige andere merkwürdige Erscheinungen auf dem Gebiete der Religion und Philosophie in Frankreich“ (Leipzig 1824, Seite 160—177); Wilde, „Die Templerei, das innere Wesen des alten und neuen Ordens der Tempelherren“ (Leipzig 1835).

\* **Teppiche** bilden in neuester Zeit einen bedeutenden Mode- u. Luxusartikel. Man unterscheidet rücksichtlich des Gewebes einfache, auch wenn sie buntgestreift sind und doppelte und sammtartige. Zu den einfachen gehören, gewöhnliche Sorten ausgenommen, die sogenannten venetianischen T. und die Gobelins. Die ersteren werden in schmalen Stücken gewoben und zum Belegen der Fußböden gebraucht. Die Kette besteht aus gezwirntem Kameelgarn und der Einschlag aus einem Leinen- oder Baumwollgarnfaden. Sie sind theils gestreift, theils mit einfachen Mustern. — Die Gobelins, auch Niederländer-Tapeten genannt, bestehen aus einer Kette von gezwirntem Leinen- oder Kammwollgarn und einen Einschlag theils aus Seide, theils aus Wolle und das Weben derselben geschieht nach einem gemalten Musterblatte, so daß das ganze Gewebe einer Stickerei ähnlich ist. Berühmt sind die Leistungen der Gobelins-Fabriken in Frankreich, die jedoch nur künstlerisches Interesse haben, indem diese Fabrikate nicht in den Handel kommen. Die Doppel-T. werden gewöhnlich Kidderminster-T. genannt und sind besonders in England, so wie im nördlichen Deutschland gebräuchlich. Kette und Einschlag derselben bestehen regelmäßig aus Wolle; das Weben geschieht auf dem Jacquardstuhl. Sie sind gemustert und die Muster auf beiden Seiten gleich, aber in verschiedenen Farben. Da sie doppelt, wohl auch dreifach sind, wo sie dann schottische T. heißen, zeichnen sie sich sowohl durch Dauerhaftigkeit, als durch Farbenwechsel besonders aus. Die Sammt-T. sind verschieden, haben aber alle, wie die Sammtgewebe, einen sogenannten Flor oder Pöhl auf der rechten (obern) Seite. Die kostbarste Art dieser T. sind die Savonnerie- oder türkischen Tapeten; sie sind sehr dauerhaft und werden auf einem besondern Stuhle, dem sogenannten Hauteliffestuhl, in den französischen Gobelins-Fabriken verfertigt. Die Arbeit ist sehr mühsam: die Kettenfäden sind senkrecht aufgezogen und in dieselben müssen die Pöhlfäden alle einzeln u. aus freier Hand, nach dem Muster, verknüpft werden, so daß sie eine plüschartige Mosaik bilden. Eine andere Art der Sammt-T. sind die in Frankreich sogenannten Tapis velutés-haute laine, haute et basse lisse, die besonders vor Betten, Sopha's u. gelegt werden. Dem ungerissenen Sammt ähnlich sind die Brüsseler-T., die in Oesterreich Linzer T. heißen. In dem Gewebe derselben sind die Florstreifen nicht aufgeschnitten, sondern stehen geribbt, wie Knoten; sie werden (besonders in Frankreich) auf dem Jacquardstuhl gewoben, haben auch Muster, aber geringen Farbenwechsel. am.

**Terburg**, **Gerhard**, ein berühmter Maler, geboren 1608 zu Zwoll aus guter Familie, erlernte die Anfangsgründe der Malerei bei seinem Vater und machte späterhin eine Reise durch Deutschland und Italien, auf der er für seinen Pinsel volle Beschäftigung fand. In Rom lernte ihn der spanische Gesandte, Graf Vigoranda, kennen und bewog ihn, ihm nach Madrid zu folgen. Hier malte er die Glieder der königlichen Familie und die angesehensten Hofleute und wurde, in Rücksicht der besondern Achtung und Gunst des Königs und anderer Vortheile, Madrid nicht so bald verlassen haben, wenn er nicht wegen einer Da-

lanterie die Rache spanischer Eifersucht hätte fürchten müssen. Er hielt aus diesem Grunde seine Entfernung für gerathen, begab sich nach London, von da nach Paris, und kehrte endlich nach langer Abwesenheit in sein Vaterland zurück, wo er 1681 als Mitglied des Rathes zu Deventer starb. — T. wählte die Gegenstände zu seinen Gemälden aus dem Privatleben; sein Colorit ist klar und geschmolzen, die Behandlung leicht, doch fleißig, und wenn auch die Zeichnung nicht immer vollkommen correct ist, so verfehlt doch nicht leicht die Anmuth, Einfachheit und Natürlichkeit seiner Compositionen, ihren Zauber auf den Beschauenden auszuüben. Besonders schön ist die Draperie u. täuschend die Nachahmung des Atlases. Als sein gelungenstes Werk wird die Darstellung der, auf dem Rünster'schen Congresse 1648 versammelten, Gesandten betrachtet, welche sich gegenwärtig auf der Burg in Nürnberg befindet. Von Snyberhof hat man davon einen sehr gesuchten Kupferstich. Fast alle bedeutenden Galerien besitzen Stücke von ihm.

Terluzzi, Stadt in der neapolitanischen Provinz Apullen, in einem wahren Garten von Weinstanzungen, Mandel-, Kirsch-, Pflaumen- und Olivenbäumen liegend. Sie hat ein gutes Kastell, welches Friedrich III. bewohnte, hübsche Privat- und öffentliche Gebäude, ein Kloster der P. P. Osservanti, ein Hospital und mehre andere Wohlthätigkeitsanstalten, einige Gemäldesammlungen u. 12000 Einwohner. Aus zwei hier gefundenen Inschriften, welche der gelehrte Martorelli in seiner Schrift „De regia theca calamaria“ anführt, erhellt, daß T. auf den Ruinen der Stadt *Turricium* erbaut wurde. Unter mehren hier gefundenen Alterthümern zeichnet sich das eben erwähnte, aus einem Orabmale hervorgezogene Schreibzeug aus, welches Karl III. als Geschenk überreicht wurde. mD.

Terray, Joseph Maria, berühmtester französischer Finanzminister, wurde im Jahre 1715 in der kleinen Stadt Doen bei Lyon geboren, widmete sich dem geistlichen Stande, wurde Abbe, trat 1736 als geistlicher Rath in das Parlament von Paris, gelangte durch den Einfluß der Marquise von Pompadour an den Hof und zeigte sich bei Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich besonders thätig, gewann die Gunst Ludwig's XV., vorzüglich durch die Ausführung der Ordonnanz der freien Kornausfuhr (1767), erwarb sich dadurch ein sehr bedeutendes Vermögen und wurde im Jahre 1767 zum Finanzminister ernannt. Um das Deficit der Staatskasse von 35 Millionen, welches er beim Antritte seines Amtes vorfand, zu decken, erlaubte er sich die schändlichsten Mittel, befriedigte seine Raubsucht auf jede Weise und rühmte sich sogar selbst dieses Talentcs. Er wußte neue Abgaben aller Art zu erdenken und zog selbst die Gnadengehalte der Hülfbedürftigsten ein, wodurch er vielen Familien das traurigste Loos bereitete. Allen Verspottungen und Carrikaturen von Seiten des Volkes setzte er die kaltblütigste Gleichgültigkeit entgegen und verhöhnte sogar noch die durch ihn in's Unglück Gestürzten. Nach der Thronbesteigung Ludwig's XVI. wurde er (1774) von seinem Posten entsetzt und starb 1778 an den Folgen seiner Ausschweifungen, denen er sich auf das Schamloseste überlassen hatte.

Tetraktys hieß in der philosophischen Zahlenlehre des Pythagoras nicht die Zahl 4 selbst, wie es Manche erklärt haben — auch Schneider in seinem griechischen Wörterbuche — sondern die, aus den ersten 4 Zahlen zusammengesetzte, Zahl 10 (*ὁ ἐκ τῶν πρῶτων ἀριθμῶν συγκεκλιμένος τεσσαρῶν ἀριθμὸς*. Sext. Emp. adv. math. IV., 2). Diese Zahl hielten die Pythagoräer für die vollkommenste, indem sie meinten, daß auch das Weltall aus 10 Sphären bestehe. Ja, sie schwuren sogar bei dieser Zahl, als einer heiligen, oder bei dem Urheber derselben. Stob. eccl. I. p. 300 ed. Heer. Darum, meinten sie ferner, habe uns auch die Natur 10 Finger gegeben und darauf gründe sich auch das dekadische Zahlensystem. Daß aber dieses System nicht nothwendig, sondern willkürlich, sowie auch, daß es keineswegs das vollkommenste, sondern weit unvollkommener, als das dodekadische sei, ist jedem Mathematiker bekannt. Es beruhte also die pythagorische Vorliebe zur Zahl 10 auf einem bloßen Vorurtheile, das aber auch Einfluß auf die Lehre von den Kategorien gehabt hat. Man vergleiche hierüber weiter: Weigel's Te-

ictys pythagorica und Michaelis Diss. de tetracty pythagorica, Frankfurt a. D. 1735.

\* Tetralogie hieß ursprünglich bei den Griechen ein Inbegriff von 4 dramatischen Tücken, 3 tragischen, welche auch für sich Trilogie hießen und 1 komisch-satyrischen, indem dieselben zusammengenommen zur Aufführung an den 4 bacchischen Festen von den, um den Preis kämpfenden, Dichtern übergeben wurden. Diog. Laert. III. coll. Scholiast. Aristoph. ran. 1155. Der Erstgenannte berichtet zuvörderst, daß der Platoniker Thrasyll behauptete, Plato habe, diese dramatische Sitte schaffend, seine Dialogen ebenfalls in Tetralogien oder Viergesprächen herausgegeben. An sich wäre das wohl möglich, da die platonischen Gespräche zum Theil in dramatisches Gepräge haben und da Plato selbst sogar eine dramatische Trilogie abgefaßt haben soll. Es ist aber doch wahrscheinlicher, daß die Anordnung der Vertheilung der platonischen Dialogen in Tetralogien von Thrasyll herrühre, durch jenes Vorgeben nur seiner Anordnung ein höheres Ansehen zu verleihen. Denn, wenn auch Plato vielleicht in früheren Jahren einige seiner Dialogen zu vierten bekannt machte, so hat er dieß doch gewiß nicht in Ansehung aller That; und so, wie die Anordnung jetzt vorliegt, kann sie gar nicht von ihm rühren. Es folgen sich nämlich in derselben die Dialogen so: Eutyphron, Protagoras, Logia Socratis, Crito, Phaedo; Cratylus, Theaetetus, Sophistes, Politicus; Parmenides, Philebus, Symposium, Phaedrus; Alcibiades I. et II., Hipparchus, Antisthenes s. Anterastae; Theages, Charmides, Laches, Lysis; Euthydemus, Protagoras, Gorgias, Meno; Hippias maj. et min., Ion, Menexenus; Clitopho, de p. libb. X., Timaeus, Critias; Minos, de legg. libb. XII., Epinomis, Epistolarum XIII. Da man aber bestimmt weiß, daß der in der 5. Tetral. auftretende Lyfios schon bei Lebzeiten des Sokrates geschrieben war, die Apologie hingegen erst nach dessen Tode geschrieben werden konnte; da ferner nicht alle hier aufgeführte Tetralogien acht sind und da die Drieße, wenn sie auch insgesammt acht wären, doch nicht von Plato selbst gesammelt u. dem Publikum zugleich mit anderen Schriften bekannt gemacht seyn können: so ist, anderer Gründe nicht zu gedenken, diese Anordnung offenbar nicht platonisch, auch überhaupt sehr ungeschickt, weil dabei nicht nur auf die Zeitfolge, noch auf den Inhalt der platonischen Schriften Rücksicht genommen worden. Noch unpassender und willkürlicher aber ist die Anordnung der Vertheilung der platonischen Schriften in Trilogien, wie man schon daraus sieht, daß Einige die 1. Trilogie mit der Republik, Andere mit Alcibiades I., Andere mit Theages, Andere mit noch anderen Dialogen beginnen. S. Diog. Laert. III., 61. 62. — Uebrigens soll derselbe Thrasyll auch die Schriften Demokrit's, die aber nicht mehr vorhanden sind, in T. n. eingetheilt haben.

**Tettmang**, Oberamtsstadt im Donaukreise des Königreichs Württemberg, mit 100 Einwohnern, in einer schönen, fruchtbaren Gegend, zwei Stunden östlich vom Bodensee, hat neben gutem Getreide- auch starken Obst-, besonders Kirschbambau, hier auch viele Kirschengeistfabrikation. Das hier befindliche Schloß, sowie die Stadt selbst, führten von ihren früheren Besitzern, den Grafen von Montfort (s. d.), auch den letztern Namen. — T. war der Hauptort der Grafschaft Montfort, welche 1803 an Bayern und 1810 an Württemberg kam. Die Montfort gehörten zu den ältesten und angesehensten Geschlechtern des Mittelalters. Ein Graf Hugo von Montfort und Herr zu Feldkirch findet sich als Zeuge in einer Urkunde aus dem Jahre 1208 und in demselben Zeitpunkte kommt ein Diebold von Montfort als Graf von Scheer vor. Im Jahre 1783 erhielt Oesterreich die Herrschaft und 1822 starb der letzte Graf von Montfort. — Die Stadt T. war ehemals eine der schwäbischen Münzstätten; als aber Oesterreich in den Besitz der Herrschaft kam, wurde die Münze nach Günzburg verlegt. In neuerer und neuester Zeit hat wiederholte Brandfälle die Stadt heimgesucht.

\* **Thamis**, ein uralter, noch im mythischen Zeitalter lebender Dichter, von dem sich bloß noch dunkle Sagen erhalten haben, soll der Sohn des Askanius und der Nymphe Agriope oder Arfios, ein Zeitgenosse des Orpheus und der

Schüler des Linos (s. d. Art.) gewesen seyn. Wie alle damaligen Sänger Religions- und Volklehrer, Wahrsager und Weise waren, die mit ihrer Peler im Lande herumzogen u. Fürsten und Volk mit ihrem Gesange ergetzten, so wanderte auch T., der Sage nach, in Griechenland umher, siegte zu Olympia und in anderen musischen Wettstreiten, verschaffte sich dadurch einen ausgebreiteten Ruhm und soll in Folge dessen sogar von den Scythen auf deren Königsthron erhoben worden seyn. Nicht so glücklich war er in einem musischen Wettkampfe, den er, indem er sich für den grosten und vorzüglichsten Dichter und Sänger hielt, mit den Mufen an gestellt haben soll. Er unterlag und ward für seine Verwegenheit mit Blindheit gestraft, so wie der Kunst des Gesanges und des Harfenspieles beraubt (vergleiche Homer Illas 2, 594). Aus dem Namen Dorium, dem Orte, wo dieser Wettstreit gehalten worden seyn soll, entstand später auch die Sage, da T. der Erfinder der dorischen Tonart gewesen sei. Seine Seele soll nach seinem Tode in einer Nachtigall gewohnt haben. Auserdem wird ihm auch die Einführung der sogenannten griechischen Liebe Schuld gegeben. Von seinen Poesien, die in Hymnen, Gigantomachien, Titanomachien, Kosmogonien zc. bestanden haben sollen, ist uns Nichts erhalten worden und auf gleiche Weise ist das Trauerspiel „T.“, welches Sophokles verfaste, verloren gegangen.

Thanner, Franz Ignaz, geboren 1770 zu Neumarkt an der Rott in Bayern, seit 1802 Professor der Katechetik an der Universität zu Salzburg und Katechet an der dasigen Hauptschule, seit 1805 ordentlicher Professor der Logik und Mathematik an der Universität zu Landshut, seit 1808 dasselbe zu Innsbruck, seit 1810 geistlicher Rath und Professor der Philosophie am Lyceum zu Salzburg, später auch Direktor und Prafest dieser Lehranstalt — philosophirte Anfangs nach Kant, dann nach Schelling u. gab folgende philosophische Schriften heraus: Fortsetzung von Mutschelle's Darstellung der Kant'schen Philosophie zc. (S. Mutschelle. Nach Einigen ist nur Heft 1 von M. und Heft 2 — 12 von T.). — Der Transcendental-Idealismus in seiner dreifachen Steigerung, oder Kant's, Fichte's und Schelling's philosophische Ansichten, nebt des Verfassers Ansichten und Beurtheilung, München 1805, 8. (anonym); Die Idee des Organismus, angewandt auf das höhere Lehrgeschaft, München 1806, 8.; Handbuch der Vorbereitung zum selbstständigen wissenschaftlichen Studium, besonders der Philosophie, erster formaler Theil; auch unter dem Titel: Lehrbuch der Metaphysik, München 1807, 8.; Versuch einer möglichst faslichen Darstellung der absoluten Identitätslehre, zunächst als wissenschaftliche Orientirung über die Höhe und Eigenthümlichkeit derselben, München 1810, 8.; Logische Aphorismen, als Versuch einer neuen Darstellung der Logik nach den Grundsätzen der absoluten Identitätslehre, Salzburg 1811 — 12. 2 Theile, 8.

Themistios aus Paphlagonien, mit dem Beinamen Euphrades (der Wohlredner), ein Peripatetiker des 4. Jahrhunderts n. Chr., lebte u. lehrte Anfangs zu Nikomedien, weshalb ihn auch Einige T. Nicomediensis nennen. Nachher wandte er sich nach Konstantinopel, wo er nicht nur in der Philosophie u. Berthsamkeit Unterricht gab, sondern auch die ansehnlichsten öffentlichen Aemter verwaltete. Im Jahre 355 ward er von Kaiser Julian und wiederholt im Jahre 384 von Kaiser Theodosius (dem Ersten oder Groen) zum Stadiprafekten ernannt. Der Letztere vertraute sogar während einer Reise in den westlichen Theil des römischen Reichs die Aufsicht über seinen Sohn Arcadius diesem T. an, obgleich derselbe sich nicht zum Christenthume gewandt hatte, sondern dem Heidenthume treu geblieben war. T. war aber dieses Vertrauens vollkommen würdig, indem seine Gesinnung ächt christlich, wenigstens viel kultivamer, als die der meisten Christen jener Zeit, war. Denn, als der Kaiser Valens, der sich zu den Arianern hielt, die Athanasianer, welche die sogenannte Homousie (Gleichheit des göttlichen Wesens im Vater u. Sohne) behaupteten, ebendeshwegen verfolgte: nahm sich T. der verfolgten Partei an und steuete dem Kaiser vor, er mögte in Anstos an der Verschiedenheit menschlicher Meinungen in Religionsdachen



I. Gott selbst habe kein Mißfallen daran und bei der Schwierigkeit einer n Gotteserkenntniß für den beschränkten Menschengeist sei jene Verschieden-  
 ung unvermeidlich. S. Socrat. hist. essl. IV., 32. Sozom. hist. eccl. VI.,  
 II. Themist. orat. XII. Es ist daher ganz falsch, wenn Einige diesen T.  
 ür einen Christen ausgegeben haben. Wahrscheinlich geschah dieß aus Ver-  
 ung desselben mit einem andern Manne dieses Namens, welcher im 6. Jahr-  
 e n. Chr. lebte, Archidiacon der christlichen Gemeinde zu Alexandria und  
 derjenigen Sekte war, welche man die Agnosten (von *αγνοειν*, nicht  
 nannte, weil sie behaupteten, der in Christus befindliche Logos habe  
 es nicht gewußt, oder sei nicht allwissend, wie Gott, gewesen — eine Bez-  
 ng, die zu jener Zeit für eine verschiedene Kezerei galt. Mit diesen Agnost-  
 t aber der peripatetische Philosoph T. gar Nichts zu thun gehabt, da er  
 üher lebte und das Christenthum zwar kannte, aber nicht bekannte. S.  
 ornii amoenitt. litt. P. III., p. 247. Moshemii diss. de corrupta per Pla-  
 recentiores eccl. §. 32. — Was nun die Philosophie betrifft, welche eben  
 T. lehrte, so war es nicht die reine aristotelische, sondern, nach dem Ge-  
 e des Zeitalters, eine synkretistische, indem T. in seinen Schriften nicht nur  
 Achtung von Plato spricht, sondern auch dessen Philosophie mit der des  
 eles zu verbinden sucht. Darum erläuterte er auch die Schriften dieser bei-  
 hilosophen in den seinigen. Doch hat sich von den Erläuterungsschriften  
 in Bezug auf Plato, welche in Phot. bibl. cod. 74. erwähnt werden,  
 erhalten. Dagegen sind noch verschiedene seiner Erläuterungsschriften in  
 auf Aristoteles vorhanden und auch zum Theile gedruckt, wie seine Reden.  
 emistii orationes XXXIII. gr. et lat. ed. Joh. Harduinus, Par. 1684, Fol.;  
 paraphrases in Arist. analytica posteriora (die paraphr. in A. an. priora  
 ch handschriftlich in der Pariser Bibliothek existiren) physica, libb. de anima,  
 moria et reminiscencia etc., gr. ed. Trincavellus, Venedig 1534, Fol.  
 auch lateinisch von Hermolaus Barbarus u. A., ebendas. 1480, Fol.);  
 paraphrasis in Arist. libb. IV. de coelo. Ex hebr. in lat. transtulit  
 Alatinus, Venedig 1574, Fol.; Ejusd. paraphrasis in lib. XII. meta-  
 orum Arist. Ex hebr. in lat. transtulit Moses Finzius, Venedig 1558  
 170 Fol.

Theon, von Smyrna, lebte und lehrte wahrscheinlich in der ersten Hälfte  
 Jahrhunderts n. Chr., unter der Regierung der Kaiser Trajan und Hadrian.  
 ort zu den Platonikern dieses Zeitalters und hat sich vorzüglich dadurch  
 richnet, daß er seine mathematischen Kenntnisse zur Erklärung der platonischen  
 en anwandte, weil in diesen viel Mathematisches vorkommt. Porcl. lib. I.  
 I. Platon. Von seiner Schrift über die mathematischen Wissenschaften (Arith-  
 Geometrie, Musik und Astronomie) sind nur einige (die Arithmetik, Musik  
 ronomie betreffende) Bruchstücke bekannt, aus welchen aber zugleich hervor-  
 daß der Verfasser auch die pythagoräische Philosophie mit erläutern und die  
 nmung derselben mit der platonischen nachweisen wollte. Er hielt sich also,  
 anderen Platonikern, auch nicht frei von dem synkretistischen Geiste seiner Zeit.  
 eonis Smyrn. quae supersunt, de iis, quae in mathematicis ad Platonis  
 em utilia sunt, gr. et lat. ed. Ism. Bulialdus, Paris 1644, 4. (besonders  
 S. 73, 150 und 183). Denuo ed. J. J. de Gelder, Leyden 1828, 8. —  
 ens ist dieser T. nicht zu verwechseln mit dem alexandrinischen Mathemat-  
 leiches Namens, welcher später (im 4. Jahrhunderte) lebte. Auch sagt Eub-  
 . v. Θεων), daß es drei Stoiker dieses Namens gegeben habe, die aber  
 unbekannt sind. Ueberhaupt war dieser Name bei den Griechen so ge-  
 ch, daß sie ihn eben so, wie die Römer den Namen Cajus, gleichsam  
 üblich zur Bezeichnung irgend eines Individuums brauchten.  
 heonomie (θεός, νόμος), die göttliche Gesetzgebung, als Gegensatz von der  
 ischen. Jene ist die Gesetzgebung der Urvernunft, sowohl in physischer, als  
 ischer Beziehung. Denn Gott ist Urquell aller Gesetze, sie setzen die

ist insofern allerdings unästhetisch. Allein dies schadet ihrer Würde Nicht  
diese nicht nach der Aesthetik, sondern nur nach der Ethik oder Moral  
werden soll. Man nimmt aber das Wort *L.* oder (wie man dann viel  
Theoplasticismus noch in einem andern Sinne, indem man darunter  
Theologie diejenige Theorie von der natürlichen Zweckmäßigkeit der D  
steht, welche die zweckmäßigen Gestalten der Dinge (besonders der organis  
sen, der Thiere und Pflanzen) von der unmittelbaren Wirksamkeit Gottes  
mithin die bildende oder plastische Kraft, die wir in der Natur überall  
men, als eine übernatürliche, schlechthin göttliche betrachtet. Diese The  
wechself aber die religiöse Naturbetrachtung mit der wissenschaftlichen Ra  
ung. Nach jener ist Gott freilich Welterschöpfer, also auch Urgrund der  
aller Dinge in der Welt. Allein für die wissenschaftliche Naturforschung  
bleibt Gott stets ein hyperphysisches Prinzip, auf welches der Physiker, al  
sich nicht verweisen lassen kann, weil er damit innerhalb seiner Wissensd  
das Mindeste anfangen kann. Denn, wer da sagt: „Gott hat Alles so  
wie es eben ist,“ sagt eben so viel als: „Forsche nicht nach den natürli  
telursachen, sondern springe sogleich über auf die höchste und letzte aller U  
Dieser Sprung ist aber für die Wissenschaft ein wahrer salto mortale.  
nichtet die Forschung, tödtet also die Wissenschaft. Auch müste man  
Wißbildungen (monstra) auf Gottes Rechnung setzen, mithin Gottes K  
kraft als beschränkt durch äussere Einflüsse denken, was doch wieder der  
Idee von Gott ebenso widerspricht, als die *L.* der ersten Art.

*L'héroïne de Méricourt*, die Amazone der Revolution genannt  
um das Jahr 1770 in der Nähe von Luxemburg geboren, zeichnete sich  
wohl durch seltene Schönheit, als durch ein ungewöhnliches Rednertalent  
soll durch beide Eigenschaften, nebst reichen Geldspenden, am 5. Oktober  
Versailles das Regiment Flandern zuerst zum Aufstande verleitet haben,  
sie ihr Rednertalent bei allen sich darbietenden Gelegenheiten mit solchen  
geltend zu machen wußte, daß sie ihre Zuhörer stets für ihre Ansicht un  
bezeichnete. Am 8. 1790 beschloß sie sich in Paris zu begeben, gekrönt

mehr anzufeuern. Am 10. Aug. 1792 trug sie viel zur Aufregung des Volkes und zur Bestärkung der Tuilerien bei, ließ sechs gefangene Nationalgardisten, welche man der Theilnahme an einer falschen Patrouille beschuldigte, hängen und soll einem derselben, Namens Suleau, dem Redakteur einer Zeitschrift, von welchem sie sich mehrmals in seinem Journale beleidigt glaubte, mit eigener Hand den ersten Stich versetzt haben. Kurz darauf versiel sie in Geisteszerrüttung, welche bald in völligen Wahnsinn überging und mit gräßlicher Raserei endigte, die nur bisweilen mit dumpfem Hinbrüten wechselte. Anfangs wurde sie in einem Irrenhause der Vorstadt St. Marceau aufbewahrt und alsdann in die Salpêtrière gebracht, wo sie im J. 1817 in voller Wuth ihren Geist aufgab. Ungeachtet ihres mehr als thierischen Zustandes während der letzten 20 Jahre gewährte man doch noch gegen das Ende ihres Lebens die Spuren ihrer ehemaligen Schönheit.

**Thrasylus** von Mendes, ein platonischer Philosoph des ersten christlichen Jahrhunderts, welcher das Studium der Platonischen Philosophie mit dem Studium der Mathematik und der Astrologie verband. Durch die letztere kam er auch mit dem Kaiser Tiberius in Verbindung, indem ihn dieser mißtrauische, grausame und abergläubische Regent wegen des Ausgangs mancher Unternehmungen befragte und sich auch selbst in der Sterndeuterei von ihm unterrichten ließ. Obwohl nun dies ein zweideutiges Licht auf T. wirft, so benützte er doch seinen Einfluß auf den Kaiser, denselben von manchem Verbrechen abzuhalten. Endlich ward er aber selbst auf Befehl des Tyrannen hingerichtet. Von seinen Schriften, welche Plotin sehr geschätzt haben soll, ist Nichts mehr übrig. Eine Folge seiner literarisch-philosophischen Thätigkeit aber ist die Eintheilung der Platonischen Dialogen in sogenannte Tetralogien (s. d.). Vergl. Tac. Ann. VI, 20 ss.; Suet. Tib. c. 14 u. 62; Calig. c. 19; Juven. sat. VI, 576. schol.; Diog. Laert. III, 1. 56; IX, 38. 41; Porph. vita Plot. c. 10; Dio Cass. hist. LVII, p. 555 ss.

**Thrasymachus** von Chalcedon, ein nicht unberühmter Sophist des sokratischen Zeitalters. Von ihm selbst ist keine Schrift vorhanden. Plato aber hat in seinen Büchern vom Staate (Opp. T. VI, p. 165 ss.) ihn dadurch verewigt, daß er ihn als einen hartnäckigen, obwohl eben nicht gewandten, Anwalt für das Recht des Stärkern auftreten läßt, indem er ihm dort die Vertheidigung des Sages in den Mund legt: „gerecht sei, was dem Mächtigen nütze“ — eine Definition, die zwar auch dem Machiavellismus zum Grunde liegt und heute noch in der Türkei und anderwärts gilt, aber doch schon durch Plato selbst auf das Bänligste als unschicklich erwiesen worden. Sonst ist von jenem Rechtsverdreher nichts Auszeichnendes bekannt. Diogenes Laert. (II, 113) erwähnt auch unter Stilpo's Lehrern einen T. von Korinth (Thrasymachus Corinthius), der aber noch weniger bekannt, als jener ist.

**Thron**, auch Thron Maria genannt, ehemaliges, von Graf Gerhard von Diez 1243 gestiftetes, Cisterzienser-Frauenkloster, am Fuße des Feldberges, eine halbe Stunde von der Stadt Homburg vor der Höhe gelegen. Schon im Jahre 1528 trat es zum Protestantismus über, bestand aber noch bis zum Tode der Abtissin Margarethe von Hattstein (1576) fort. — Die ehemalige Kirche mußte wegen Baufälligkeit abgerissen werden und aus dem Kloster wurde ein Dekonomiegebäude, an dem die Spuren seiner vormaligen Bestimmung noch zu sehen sind, das noch den Namen „Kloster Thron“ führt und zur Pfarrei Wehrheim gehört. — Vgl. Vogel u. Honthelm.

\* **Thüringen.** Nirgend hat im Laufe der neuesten Zeit der Ultrademokratismus die Schattenseiten seines Charakters unverholener gezeigt, als in den kleinen Staaten Deutschlands, nirgend seine hohle Aufgeblasenheit, seine rechtswidrigen Gelüste, verbunden mit roher, im Namen der Freiheit verübter Gewaltthätigkeit, Verletzung des Eigenthumes, Verhöhnung u. Beschimpfung selbst der Familienüberlebender frecher zu Tage gefördert. Die thüringischen Herzog- u. Fürstenthümer wissen ein Lied davon zu singen. Es wäre übrigens eine undankbare Däse, alle die bunten Vorkommnisse, welche die Revolution hier im Gefolge hatte,

die Landtagskürme, die geschwindigen Demonstrationen gegen die rechtmäßige Gewalt, die republikanischen Aufläufe, dann die dagegen reagirenden Maßregeln, Einlegung von Reichstruppen, Verhaftungen u. s. w. in's Einzelne beschrieben zu wollen. Die Nachwelt verliert nichts an den Großthaten, die da geschähen. Wir wollen nur gedenken, daß der Herzog Joseph von Sachsen-Altenburg am 30. November 1848 Bericht auf die Regierung leistete. Bewogen hatten ihn zur Entsaugung, wie er in einer Proklamation anzeigte, die „durch die neuesten Zeller-eignisse mannichfach gekörten Beziehungen zwischen Uns und Unserem geliebten Vaterthronen, und der innige Wunsch, eine Ausgleichung und Versöhnung zwischen Fürst und Volk nach Kräften zu erleichtern.“ Nie zuvor war die Jämmerlichkeit der deutschen Kleinkaaterei so grell an's Licht getreten, als unter den Ereignissen der Jahre 1848 und 1849. Ueber dieses Thema sagt Professor Dilke in seiner Broschüre „das Jahr 1849“ so wahr als treffend: „Ein tief greifender Uebelstand lag freilich in den allgemeinen deutschen Verhältnissen. Wir sind aus Reizung und Ueberzeugung der geschichtlichen Entwicklung und dem Festhalten am Bestehenden, so lange es noch irgendwie im lebensfähigen Zustande zu erhalten und nicht als offenbar schädliches Gebrechen erkannt ist, zugehen. Wir wissen auch sehr wohl die Vortheile, welche die innere Gliederung Deutschlands und das Nichtbestehen eines centralisirenden Mittelpunktes für eine mannichfaltigere Entwicklung und eine gleichmäßigere Vertheilung des Wohlstandes, der Bildung und des politischen Lebens gehabt hat, und ebenso auch den Segen eines tunigen Bandes zwischen einem in geschichtlicher Wechselwirkung mit seinem Herrscherthum erwachsenen Volke und seiner Dynastie zu schätzen. Aber trotzdem und nicht ohne schmerzliches Gefühl, allein aus vollster Ueberzeugung erklären wir, daß, wenn schon vor der Revolution von 1848 die deutsche Kleinkaaterei als die Hauptquelle ewiger Reibungen erschien, dieselbe seitdem völlig unhaltbar geworden ist, und daß Deutschland, so lange sie fortbesteht, zu irgend einiger Sicherheit und Befriedigung nicht gelangen wird. Es wird unmöglich sein, Deutschland zu einem Einheitsstaate zu machen, selbst wenn man Oesterreich außer Rechnung behält. Süddeutschland wird sich der preussischen Herrschaft so wenig unterwerfen, wie Hannover, und beide würden auf auswärtigen Beistand rechnen können, während das Ausland auch sonst weder Holstein, noch Hamburg oder Bremen in preussische Hände kommen lassen wird. Aber so wie jetzt kann die Sache nicht lange mehr bestehen, und es ist bringend nöthig, daß hier etwas Großes, Durchgreifendes geschehe. Diese kleinen Staaten waren auf das System des Patrimonialstaates und das patriarchalische Regiment berechnet; für die moderne Regierungsweise, für die Formen des konstitutionellen Staates in der Auffassung von 1848 haben sie keinen Raum — sie werden zur Karikatur in ihnen. Dem demokratischen Prinzipie, welches an sich schon in ihnen nicht vor grellen Verzerrungen bewahrt bleiben kann, können sie nicht die erforderlichen Gegengewichte entgegenstellen. Das Band zwischen den Regierungen und den Völkern wird sich in diesen Staaten nie wieder in alter Weise herstellen, denn der Glaube ist entschwunden, der Gedanke, der Wunsch der Aenderung ist erwacht, und wie mag eine Regierung auf sicheres und gedeihliches Wirken rechnen können, die sich sagen muß, man betrachte sie nur als eine zeitliche Nothwendigkeit, von welcher die nächste große Erschütterung befreien werde? Diese vielen kleinen Staaten erhalten in der jetzigen Unbestimmtheit der Zustände ein stetes Mißtrauen auch unter den größeren, nähren Entwürfe, welche weit mehr schaden, als eine irgendwie vollendete That-sache thun würde, und wirken bald durch Beispiel, bald durch nicht ausbleibende ärgerliche Vorgänge nachtheilig auf die öffentlichen Stimmungen. Hauptsächlich ist es nöthig, einem großen Theile der Bewohner Deutschlands durch wesentliche Umgestaltung ihrer politischen Lage und Gesichtspunkte eine andere Richtung zu geben. Sonst kommen sie aus dem engen Kreise der advokatenmäßigen Opposition, aus jenem unseligen, durch lange Gewohnheit eingewurzelten Bahne nicht aus, als bestche der Liberalismus in einem unablässigen Chikaniren der Re-

lerungen und Autoritäten, in stetem Regiren und Bekritteln der nothwendigen Bedingungen des Regierens und höchstens in einem Anstreben immer neuer Waffen zum Umsturze, statt in einem recht freudigen Zusammenwirken zum schaffenden Bestalten des Guten, zur würdigen Lösung des wahren Staatszweckes. Nichts würde da erfolgreicher wirken, als wenn die Bewohner der Kleinstaaten sich auf einmal als wahre und volle Glieder eines großen Staates erkannten. Die bloße alte Verbindung eines Vasallenverhältnisses freilich, wo sie von dem Großstaate in den wichtigsten Dingen beherrscht und ohne Einfluß auf diesen, ohne volle Theilnahme an seinen Vortheilen wären, würde noch schlimmer seyn, als der jetzige Zustand. Den betheiligten Dynastien aber, die sich doch wahrlich in der neuen Lage nicht wohl fühlen und denen wir es gar nicht verargen können, wenn sie über erfahrene Rechtskränkung u. Undankbarkeit bitteren Verdruß empfinden, möchte eher zu rathen seyn, den Augenblick zu ergreifen, wo sie sich noch unter nach Recht und Billigkeit bemessenen Bedingungen zurückziehen können. Alle ihre Koncessionen, bald an die Demokratie, bald an die Großmächte, all' ihr rasches Anschließen erst an die Frankfurter, dann an die Berliner Entwürfe, wird ihnen nur heißen verschafft haben, welche ablaufen, und mit jeder Verzögerung des Unabwendbaren werden die Chancen in Betreff seiner Nothwendigkeit für sie mislicher. —

— In Betreff des beabsichtigten thüringischen Staatenverbandes (vergl. Band X., S. 116) sind die Verhandlungen noch nicht zum Ende, aber doch um einige Schritte weiter gekommen. Die zu dem Zwecke der Vereinigung in Koburg zusammengetretene Konferenz thüringischer Landtagsabgeordneter faßte im Juli 1849 folgende Beschlüsse: „Sämmtliche acht Thüringer Staaten (Weimar, Meiningen, Altenburg, Koburg, Gotha, Rudolstadt, Sondershausen, Reuß älterer und Reuß neuerer Linie) vereinigen sich zum Zwecke der Herstellung einer gemeinschaftlichen thüringischen Gesetzgebung. Diese gesetzgebende Gewalt wird geübt durch eine Gesamtvertretung der betheiligten Regierungen und einen aus den einzelnen Landtagen gebildeten Gesamtausschuß. Der Kompetenz dieser gesetzgebenden Gesamtorgane soll zunächst überwiesen werden: die Ertheilung einer Strafprozeßordnung, eines Strafgesetzbuches, eines Gesetzbuches über die Regulirung der Gebühren für Zeugen und Sachverständige, der Gerichtsporteln und Deserviten der Anwälte u. Verteidiger in Strafsachen, einer neuen Gerichtsverfassung, einer Gemeindeordnung für Stadt und Land, eines Gesetzes über Theilbarkeit des Grundeigenthums, eines Gesetzes über Aufhebung der Lehen, desgleichen der Fideikommiße, der privilegierten Gerichtsstände, der Patrimonialgerichtsbarkeit, über den Eid, die Civilehe und Führung der Standesbücher, eines Vollzeitsstrafgesetzbuches, einer Civilprozeßordnung, einer Staatsdienerpragmatik und eines Gesetzes über das Volksschulwesen. Es bleibt denselben jedoch vorbehalten, ihre legislative Thätigkeit auch auf andere Gegenstände zu erstrecken, wenn dieselben ihnen von sämmtlichen Einzelregierungen in Uebereinstimmung mit sämmtlichen Einzellandtagen aus eigenem Antriebe oder auf ihren (der Gesamtorgane) Antrag zugewiesen werden. Die durch diese Gesamtorgane beschlossenen Gesetze erhalten in den einzelnen Staaten Gesetzeskraft. Die Gesamtvertretung der betheiligten thüringischen Regierungen wird durch Bevollmächtigte derselben gebildet, welche unter sich nach den Majoritäten Beschlüsse fassen, dergestalt jedoch, daß Weimar 3 Stimmen, Meiningen, Altenburg, Koburg-Gotha jedes 2 Stimmen, Rudolstadt, Sondershausen und die beiden Reuß jedes 1 Stimme hat. Der Gesamtausschuß wird gebildet durch Wahl der Einzellandtage und aus deren Mitte. Auf je 25,000 Seelen der Einzelstaaten soll ein Mitglied in den Gesamtausschuß gewählt werden. Dieser faßt die Beschlüsse auch nach der Mehrheit der Stimmen und wird von dem Gesamtorgane der Regierungen berufen und geschlossen. Die Geschäfte des Gesamtausschusses gehen an Wichtigkeit denen der Einzellandtage vor, so daß die Ausschussmitglieder ihre Thätigkeit, so lange der Ausschuß tagt, diesem zuwenden. Die acht Thüringer Staaten erhalten noch in dem Oberappellationsgesetze zu Jena ein gemeinschaftliches Oberappellations- und Kassationsgericht, frei

entsprechender Stimme eingeleitet, indem vornehmlich dem Hauptanliegen der deutschen Staaten direkt entgegengearbeitet werde, zumal viele Gegenstände jetzt in einem so engen Kreise zum Gesetze erhoben werden würden, der Reichsgesetzgebung angehört. Während aber überhaupt in Bezug auf den Abschluss vorliege, die Verhandlungen aber fortdauernd im Gange wären, Regierung doch nach wie vor von dem Wunsche befehlet, daß unter den deutschen Staaten eine möglichste Vereinbarung in der Gesetzgebung auf der verfolgten Wege erzielt werden möge. — Inzwischen sind die thüringischen Landtage dem Dreikönigsbündnisse vom 26. Mai 1849 beigetreten, und der Landtag wurde am 11. August aufgelöst, weil er diesen Anträgen nicht zustimmte.

Thürmer, Joseph, ein österreichischer Philosoph unserer Zeit, dessen Persönlichkeit uns nicht näher bekannt ist. Er hat geschrieben: *Fundamentalphilosophie* Wien 1827, 8. In der Hauptsache stimmt er mit dem philosophischen Krug's (s. d.) überein, will aber dessen transcendentalen Synthetismus lieber Idealismus genannt wissen und meint, jener Synthetismus neige sich noch zu Idealismus hin. Er nennt seine Fundamentalphilosophie auch *Κοσμολογος*, die Welt), weil er in derselben die Urgesetze des Weltalls, die Urgesetze des menschlichen Geistes seien, auffuchen will. Nach der eigenen Sprache desselben ist das Weltall ein Ganzes, dessen Haupttheile das Ich und das Wir (alle denkende Wesen) sind. In diesen Haupttheilen besteht das Reale und das Ideale dergeßtalt verknüpft, daß jeder von beiden ideal ist. Doch ist im Nichtwir das Reale, im Wir hingegen das Ideal herrschend, so daß man in dieser Hinsicht auch jenen den realen, diesen idealen Haupttheil des Weltalls nennen kann; im Ganzen aber gleichherrschend. Nichtwir und Wir sind also zwar verschieden, gegenseitige Vorherrschend, aber auch übereinstimmend durch die Verknüpfung des Realen und des Idealen. Die Geschichte der Philosophie in drei Zeitalter: ein realistisches, von Thales bis Epikura, —

warten läßt. Das allzu scholastische Gewand, in welches er seine Philosophie angekleidet hat, wird er wohl nach und nach ablegen oder mit einem zeitgemäßen tauschen.

**Thulba**, oder Kloster-Doll, im bayerischen Regierungsbezirke Unterfranken, andgerichtet Hammelburg, an der Thulba und einem großen fischreichen Teiche liegen, aufgelöste Benediktinerpropstei. Das Kloster wurde gegen das Jahr 1127 im Gerlach von Tulba, Ministerialen des Stiftes Fulda, und seiner Ehefrau Regilinda ursprünglich für Nonnen gegründet, später aber den Benediktinern einräumt.

**Thurneiser zum Thurn**, Leonhard, Arzt, Anhänger des Paracelsus und Alchimist, ward zu Basel 1530 geboren. Er lernte bei seinem Vater die Goldschmiedekunst und sammelte nebenbei für einen Arzt Kräuter, von dem er einige paracelsische Schriften zu lesen bekam. Schulmäßigen Unterricht in der Heilkunde er er nie genossen. Eine arge Betrügerei, indem er mit Gold überzogenes Zinn für reines Gold verkaufte, zwang ihn, Basel in seinem 18. Jahre zu verlassen; er flüchtete nach England und trat sodann als Schütze unter ein brandenburgisches Regiment. Bald verließ er aber den Kriegsdienst, ging als Arbeiter in Schmelzhütten u. ließ sich 1555 zu Straßburg als Goldschmied nieder. Hierauf wurde ihm die Aufsicht über den tyroler Bergbau übertragen. Er zog 1558 nach Aranz und erwarb sich bald so viel Ansehen, daß er mit gelehrten Metallurgen Verbindung trat und daß ihn der Kaiser nach Schottland und den arkadischen Inseln zu seiner weitem Ausbildung schickte, von wo er nach Spanien, Afrika und Kleinasien reiste. Von diesen Reisen 1568 zurückgekehrt, erwarb er sich durch seine Kuren einen Namen und bereiste die ungarischen und böhmischen Bergwerke, um sie in Ordnung zu bringen. Auf einer Reise, die er nach Frankfurt an der Oder machte, um dort seine Schriften drucken zu lassen, lernte ihn kurfürst Johann Georg von Brandenburg kennen, nahm ihn, damit er ergiebige Bergwerke anlege, in seine Dienste und ernannte ihn sogar zu seinem Leibarzte, er an der Kurfürstin eine glückliche Kur zu Stande gebracht hatte. Vortrefflich wußte sich L. in seine neue Lage zu finden; er verkaufte paracelsische Arzneimittel, ein magisterium salis, ein aurum potabile, um theuere Preise, legte eine Druckerei, eine Buchdruckerei, ein Laboratorium an, legte sich aufs Nativitäten-Handeln, verkaufte Amulette und errichtete sogar ein Leihhaus, wo er einen ansehnlichen Vorrath von Büchern mit Händen trieb. So kam er bis zum Jahre 1582 in den Besitz eines ungewöhnlichen Reichthums, stand in großem Ansehen, bekleidete ansehnliche Ehrenstellen und erfreute sich der Gunst seines Fürsten; allein von jetzt an vernichtete sich alles Unglück, um ihn in das tiefste Elend zu stürzen. Ein Frankfurter Professor deckte seine Betrügereien auf und raubte ihm sein Ansehen bei Hofe; das Volk glaubte ihn im Besitze eines Teufels in einem Glase; sein Verdrüß verlor er in einem Prozesse gegen seine geschiedene Frau und so mußte er 1584 Berlin heimlich verlassen. Er floh nach Italien, beschäftigte sich noch einige Zeit lange am Hofe zu Florenz mit Alchimie und soll endlich 1595 in einem Kloster bei Köln gestorben seyn. — L. hat mehre Schriften, ganz im Geiste des Paracelsus geschrieben, hinterlassen. Wir nennen davon: „Bison von kalten mineralischen und warmen Wassern“ (Frankf. 1572, Fol.); „Von der Magie“ (1591, 4.); „Quinta essentia“, höchste Subtilität der Medicina und Alchomia“ (Münch. 1570, 4.).

**Liedemann**, Dietrich, geboren 1748 zu Bremervörde, seit 1776 Professor der alten Sprachen am Collegium Carolinum zu Kassel, seit 1786 Professor der Philosophie und griechischen Sprache auf der Universität zu Marburg (seit 1788 Hofrath) gestorben 1803 daselbst. Er hat sich vorzüglich im Gebiete der angewandten Philosophie und der Geschichte der Philosophie um die Wissenschaft verdient gemacht; im Gebiete der höhern Speculation war er minder glücklich. Seine philosophischen Schriften sind folgende: Versuch einer Erklärung des Ursprungs der Sprache, Riga 1772, 8.; System der stoischen Philosophie, Leipzig

1776, 3 The., 8.; Untersuchungen über den Menschen, Leipz. 1777—78, 3 The.; 8.; Griechenlands erste Philosophen, oder Leben und System des Orpheus, Pythagoras, Thales und Pythagoras, Leipzig 1780, 8.; Hermes Trismegist's Poemaner, oder von der göttlichen Macht und Weisheit, aus dem Griechischen mit Anmerkungen, Berlin und Stettin 1781, 8.; Dialogorum Platonis argumenta exposita et illustrata, Zweibrücken 1786, 8. (Wird auch als 12. Theil der Zweibrückener Ausgabe von Plato's Werken gezählt); Diss. de quaestione, quae fuerit artium magicarum origo, quomodo illae ab Asiae populis ad Graecos atque Romanos et ab his ad caeteras gentes sint propagatae, quibusque rationibus adducti fuerint ii, qui ad nostra usque tempora easdem vel defenserunt vel oppugnarunt, Marburg 1787, 4.; Geist der spekulativen Philosophie, Bd. 1. von Thales bis Sokrates, Bd. 2. von Sokrates bis Carneades, Bd. 3. von Carneades bis auf die Araber, Bd. 4. von den Arabern bis Lullus, Bd. 5. von Lullus bis Hobbes, Bd. 6. von Hobbes bis Berkeley, Marburg 1791 (90) bis 97, 8.; Theäret, oder über das menschliche Wissen, ein Beitrag zur Vernunftkritik, Frankfurt a. M. 1794, 8. (Gegen Kant. Vergleiche Antitheätet von Diez, Rostock u. Leipzig 1798, 8.); Ueber die beträchtlichen Vortheile, welche alle Nationen des jetzigen Zeitalters aus der Kenntniß und historischen Untersuchung des Zustandes der Wissenschaften bei den Alten ziehen können, Berlin 1798, 8. (Gekrönte Preisschrift, zugleich mit einer andern, von Jenisch über denselben Gegenstand herausgegebenen, von der Akademie der Wissenschaft zu Berlin); Idealistische Briefe, Marburg 1798, 8. (Beantwortung derselben von Diez, Gotha 1801, 8. zu vergleichen mit einer Abhandlung von L. selbst in den heftischen Beiträgen, drittes Stück); Handbuch der Psychologie, herausgegeben und mit einer Biographie des Verfassers begleitet von Ludwig Wachler, Leipzig 1804, 8. (Vergleiche Memoria Diet. Tied. von Kreuzer, Marburg 1803, 4.). — Auch begann L. mit Volborth eine neue philosophische Bibliothek, von welcher 8 Stücke oder 4 Bde. erschienen, Leipzig 1776—78, 8. — Desgleichen hat er in verschiedenen Zeitschriften eine Menge von kleineren Abhandlungen herausgegeben, welche hier nicht besonders aufgezählt werden können. Ein neuer Abdruck derselben in einer vollständigen Sammlung würde nicht unverdientlich seyn, denn es befinden sich darunter mehrere lehrreiche Aufsätze über alte Philosophen, deren Schriften und Lehren (Pythagoras, Empedokles, Zeno von Elea, Plato u. A.) und über einzelne philosophische Gegenstände: Seelenwanderung, Gefühle, Ekstasen, Glückseligkeit, Metaphysik u. dgl.

Tieftrunk, Johann Heinrich, geboren zu Desselhäfen bei Rostock 1760, eine Zeit lange Nachmittagsprediger und Rektor der Stadtschule zu Joachimsthal in der Uckermark, seit 1792 ordentlicher Professor der Philosophie zu Halle, philosophirte Anfangs hauptsächlich über religiöse Gegenstände, umfaßte aber nachher das ganze Gebiet der Philosophie und bearbeitete dasselbe im Geiste der kritischen Philosophie nach Kant, dessen vermischte Schriften er auch mit einem langen Vorbericht über Kant's Geistesgeschichte (Halle 1799, 3 Bde., 8.) herausgegeben hat. Seine eigenen Schriften sind folgende: Einzig möglicher Zweck Jesu, aus dem Grundgesetze der Religion entwickelt, Berlin 1789, 8., Ausg. 2., 1793; Versuch einer Kritik der Religion und aller religiösen Dogmatik, mit besonderer Rücksicht auf das Christenthum, Berlin 1790, 8.; Censur des christlich-protestantischen Lehrbegriffs nach den Prinzipien der Religionskritik, Berlin 1791, 8., Ausg. 2., 1796; Erste Fortsetzung, 1791; Zweiter Band, 1794; Ueber Staatskunst und Gesetzgebung, zur Beantwortung der Frage: Wie kann man gewaltsamen Revolutionen am Besten vorbeugen, oder sie, wenn sie da sind, am sichersten heilen? Berlin 1791, 8.; Ueber Rechte und Staat, Jertzß 1796, 8. (Theil. 1.); Philosophische Untersuchungen über das Privat- und öffentliche Recht, zur Erläuterung und Beurtheilung der metaphysischen Anfangsgründe der Rechtslehre von Kant, Halle 1797—99, 2 The., 8.; Die Religion der Mündigen, Berlin 1800 (Bd. 1. eigentlich 1799), 2 Bde., 8.; Briefe über das Daseyn Gottes, Freiheit und Unsterblichkeit in der deutschen Monatschrift 1791, Januar und Februar; Ueber das Ver-



hältniß des Sittengesetzes (Tugendgesetzes) zum Rechtsprinzip, nebst einem Zusätze über die Gründe der Möglichkeit des durch den Tugendbegriff bestimmten Endzweckes, in Staudlin's Beiträgen zur Philosophie u. Geschichte der Religion, Berlin 1797; Ist die Sündenvergebung ein Postulat der praktischen Vernunft? nebst einem Anhang über die absolute Erwählung, ebend. 1797, 3 Ausg.; Grundriß der Logik, Halle 1801; Philosophische Untersuchungen über die Tugendlehre, zur Erläuterung und Beurtheilung der metaphysischen Anfangsgründe der Tugendlehre von Kant, Halle 1805, 2 Thle., 8.; Das Weltall nach menschlicher Ansicht, Einleitung und Grundlage zu einer Philosophie der Natur, Halle 1821, 8. (Abth. 1.); Die Denklehre im rein deutschen Gewande, nebst einigen Aufsätzen von Kant, letztere betreffen theils die Denklehre überhaupt, theils die Fichte'sche Philosophie; auch hat er noch verschiedene kleinere Abhandlungen philosophischen Inhalts in mehreren Zeitschriften abdrucken lassen.

**Siepolo**, Giovanni Battista, ein geschickter Maler, wurde im J. 1693 zu Venedig aus guter Familie geboren und in frühester Jugend in die Schule des Gregorio Lazzarini geschickt, wo er in der Malerei bald so reißende Fortschritte machte, daß er in kurzer Zeit mit Aufträgen von allen Seiten überhäuft wurde. Eine Reise nach Deutschland war für ihn in der Beziehung von gutem Erfolge, daß er das kältere, ihm aus der venetianischen Schule eigene, Colorit mit einem lebhafteren, welches er in den Gemälden der transalpinischen Künstler bewunderte, vertauschte. L.'s Name war schon rühmlichst bekannt, als der Künstler nach Würzburg eingeladen wurde, um dort zwei Altarblätter und insbesondere den großen Saal und die prachtvolle Treppe des bischöflichen Palastes zu malen. Hier bewährte er sein Talent auf das Glänzendste und der vortheilhafte Ruf, dessen er sich erfreute, bewirkte, daß ihn Karl III. von Spanien an seinen Hof berief und ihm die Ausföhrung vieler Arbeiten übertrug. Gewöhnlich arbeitete er hier mit Corrado Giaquinto und öfters selbst mit Mengs zusammen. Seehrt starb er in Madrid 1769. — In L.'s Gemälden, dessen Vorbild Paul Veronese war, bewundert man vorzüglich die Schönheit der Köpfe und die eigene Anmuth in den Bewegungen seiner Figuren; vortrefflich gelang es ihm, die Gegensätze mit wirksamem Erfolge hervorzuheben und nur dem aufmerksamsten Kenner kann es nicht entgehen, daß seine Zeichnungen öfters nicht ganz rein und richtig sind.

\* **Tiers Etat** nannte man sonst in Frankreich denjenigen Theil des Volkes, in welchem der Adel und die Geistlichkeit nicht mit inbegriffen waren. Früher waren nämlich die letzteren beiden Stände fast die einzigen Güter- und Landbesitzer in Frankreich und sie allein hatten daher das Recht, auf den Reichs- und Landtagen zu erscheinen. Als sich aber im Laufe der Zeit die Städte zu immer mehr Macht und Ansehen erhoben und sich nach und nach von der Lehnsherrschaft der großen und kleinen Vasallen immer mehr frei machten, so mußte man auch sie bei Gelegenheit der Steuerverwilligung zu Rathe ziehen, besonders, seit auch der Bauernstand immer mehr an freiem Eigenthume gewann. So berief schon Ludwig IX. im Jahre 1253 die Städte und Aemter zu den Reichstagen; noch mehr geschah dies aber seit 1302 von Philipp IV., dem Schönen, welcher wegen seiner bedenklichen Streitigkeiten mit Papsf Bonifazius VIII. die große Masse des Volkes sich geneigt zu erhalten suchen mußte. Seitdem kam der Ausdruck „dritter Stand“ in Gebrauch, allein derselbe war bei seinem Erscheinen auf den Reichstagen der Erniedrigung ausgefetzt, daß, während die Geistlichkeit zur rechten und der Adel zur linken Seite des Königs saß, die Deputirten der Städte und Aemter vor den Schranken stehen und die Propositionen des Königs knieend anhören und beantworten mußten. Dieses schmählische Verhältniß nahm erst zu Anfang der französischen Revolution ein Ende, in der sich der Bürgerstand zur Nation auszubilden begann. Als nämlich Ludwig XVI. sich genöthigt sah, im Jahre 1788 die Reichstände zusammenzuberufen, legte er den, zuvor von ihm versammelten, die Frage vor: ob die Stände nach der alten Weise, d. h. so zu versetzt werden sollten, daß jeder Stand gleich viele Abgeordnete schickte

ob man, den Forderungen des dritten Standes zufolge, von diesem eben so viele Abgeordnete berufen solle, wie von den beiden übrigen Ständen zusammengenommen? Ehe die Notabeln aber noch zusammenkamen, erschien die Schrift des Abbé Sieyès: „Qu' est ce que le tiers état“, worin er klar den großen Unterschied zwischen dem t. é. von 1788 und demjenigen von 1614 nachwies, in welchem Jahre sich die Reichsstände zum letzten Male versammelt hatten. Diese erregte nicht nur in ganz Frankreich die lebhafteste Theilnahme, sondern veranlaßte auch vorzüglich die Richtung der Aufmerksamkeit des größten Theils der Nation auf eine genauere Prüfung der Streitfrage. Die Notabeln selbst aber waren darüber zwar verschiedener Ansicht, allein der Ausschuß, dessen Präsident der Graf v. Provence, nachmaliger Ludwig XVIII. war, entschied dafür, daß von dem t. é. eben so viele Abgeordnete erscheinen sollten, wie von Geistlichkeit und Adel zusammengenommen. Als nun die Versammlung der Reichsstände am 9. Mai 1789 eröffnet wurde, trennten sich sogleich die Abgeordneten der ersten beiden Stände von dem t. é. und es entstand ein Streit, weil erstere nach den Ständen, letztere hingegen vereint sich beraten wollten. Da aber auch der, auf Sieyès Rath ergangenen, Einladung des t. é. an die beiden anderen Stände (17. Juni) zu allgemeiner Berathung nur 10 Mitglieder der Geistlichkeit und kein einziges des Adels gefolgt war, so erklärte sich, ebenfalls auf Sieyès Rath, noch an demselben Tage der t. é. zur Nationalversammlung von Frankreich und die beiden übrigen Stände waren bald genöthigt, sich derselben anzuschließen, so daß der 17. Juni 1789 eigentlich als der Tag betrachtet werden kann, an welchem die französische Revolution begann, weil an ihm zuerst ein, Jahrhunderte lange bestandenes, Verhältniß der drei wichtigsten Stände des Staats eine ganz neue Form annahm. Jetzt ist der Ausdruck t. é. der französischen Verfassung zuwider.

Tinctur der Philosophen, oder philosophische Tinctur, (tinctura philosophorum s. philosophica) soll eine Flüssigkeit seyn, welche die Kraft hat, nicht nur unedle Metalle und Steine in edle zu verwandeln (also Gold u. Diamanten zu machen) sondern auch, den Menschen zu verjüngen und möglichst lange beim Leben zu halten, wo nicht gar selbst dem Leibe nach unsterblich zu machen. Man nannte daher jene Flüssigkeit auch eine Universalinctur oder ein Universalmittel, desgleichen den Stein der Weisen (f. d.). Auch vergleiche Gabr. Claudi diss. de tinctura universali, vulgo lapis philosophorum dicta, Altenburg 1678, 4. Der Verfasser (Leibarzt des damaligen Herzogs von Sachsen-Gotha) war nicht nur von der Möglichkeit einer solchen Tinctur überzeugt, sondern auch davon, daß sie schon früher von anderen Aerzten, Physikern und Chemikern erfunden worden. Ihre Wirksamkeit, meint er, sei so groß, daß schon ein Theilchen (portioncula) eines Grans von derselben, jährlich einige Male genommen, hinreichen würde, einen Menschen jung und gesund zu erhalten, also in der That schon hier auf Erden unsterblich zu machen. Schade, daß diese köstliche Erfindung wieder verloren gegangen!

Tiraboschi, Girolamo, einer der ausgezeichnetesten Theologen Italiens, am 28. Dezember 1731 zu Bergamo geboren, widmete sich frühe dem geistlichen Stande und literarischen Studien und ward, nachdem er einige Zeit in Mailand und Novara die schönen Wissenschaften mit großem Beifalle gelehrt hatte, vom Herzoge Franz III. als Bibliothekar nach Modena berufen. Diese Stelle sagte seinen Neigungen am Meisten zu u. er beschäftigte sich fortan mit rastlosem Fleiße mit literarischen Arbeiten. Er starb am 3. Juni 1794. Das vorzüglichste seiner Werke: „Storia della letteratura italiana antica e moderna“ (Modena 1771 — 1782, 13 Bde., 4., beste Ausgabe, Modena 1787 — 94, 16 Bde., 4.; Firenze o Pisa, 1805 — 13, 20 Bde., 8., Mailand 1821 — 26, 16 Bde., 8., deutsch im Auszuge von C. J. Jagemann, Leipzig 1777 — 81, 5 Bde., 8., unvollendet), zeichnet sich durch Vollständigkeit und tiefe Forschung aus und ist bis jetzt noch das brauchbarste Hülfsmittel zur Kenntniß der Geschichte der italienischen Literatur. Von seinen übrigen zahlreichen Werken nennen wir hier noch die „Biblioteca

Modenesse, o notizie della vita e delle opere degli scrittori nativi degli stati del duca di Modena“ (Modena 1781 — 1786, 6 Bde., 4.) und die „Memorie storiche Modenesi, col codice diplomatico illustrato con note“ (Mod. 1793 — 1794, 4 Bde., 4.), als die bedeutendsten.

\* **Tirol.** Gleich den übrigen österröichischen Erblanden hat auch die Grafschaft T. und Boralberg vor Kurzem ihre neue Provinzialverfassung erhalten. Selbe ist in vielen Stücken höchst interessant, da wir schon in den Zahlen der Deputirten zum Landtage die eigenthümlichen Verhältnisse dieses kleinen Bauernstaates abgepiegelt sehen. Von den 72 Deputirten fallen auf die Höchsthbesteuerten 24, auf die Städte 8 (Innsbruck 2, Trient 2, Brixen, Roveredo, Bregenz, Feldkirch je einer), auf die Landgemeinden 40. Der Censur für Innsbruck und Trient ist 10, für die übrigen Städte und Landgemeinden 5 fl. direkte Steuer. Die Gränzen von T. u. Boralberg bleiben, wie sie die Reichsverfassung bestimmte, und können nur durch ein Gesetz verändert werden. Ebenso wird die Selbstständigkeit beider Kronländer, soweit sie die Reichsverfassung nicht beschränkte, aufrecht erhalten. Die Hauptstadt ist Innsbruck. Die Höchsthbesteuerten werden bei den Wahlen nach Analogie der vier Kreise abgefordert, und zwar wählen die aus dem Innsbrucker und Brixener je 6, aus dem Trienter 9, aus dem Bregenzer 3. mD.

**Tittel, S. August,** geboren 1739 zu Pirna bei Dresden, war von 1760 bis 1764 Privatdocent der Philosophie zu Jena, dann Professor derselben am Gymnasium zu Karlsruhe, bis 1789 auch Ephorus dieses Gymnasiums, seit 1789 geheimer Kirchenrath, seit 1807 Referendar in protestantisch-geistlichen Sachen beim Polizeidepartement des badischen geheimen Rathcollegiums und starb 1816. Er philosophirte nach eklektischer Weise u. befrucht daher die Kant'sche Philosophie. Außer mehreren historischen, politischen und Schulschriften hat er auch folgende philosophische herausgegeben: *De principio juris naturae hobbesiano ex historia Germaniae illustrato*, Jena 1760, 4.; (Erläutert kann jenes Prinzip durch jede Geschichte, nicht aber bewiesen werden.) *De origine essentialium et inde explicanda actionum moralitate interna*, Jena 1761, 4.; *Quibus causis actuum humanorum ad imputationem aptitudo evertatur*, Jena 1762, 4.; *De eo, quod licet secundum legem naturae summa necessitate urgente*, Jena 1763, 4.; *Diss. philos. Deum unum esse ex uno mundo demonstrans*, Jena 1764, 4.; *Trium principiorum, repugnantiae, exclusi medii, et rationis, arctum vinculum*, Karlsruhe 1766, 4.; *De varia communicandi ratione Dei cum hominibus*, Karlsruhe 1767, 4.; *Ueber Moral und Tugend, einige Vorlesungen zum Eingange in die Sittenlehre*, ebend. 1776, 8.; *Der Gottes-Glaube*, ebend. 1779, 8.; *Erläuterung der theoretischen und praktischen Philosophie nach Feder's Ordnung, in 6 Theilen, welche folgende besondere Titel führen: Logik*, Frankfurt a. M. 1783, 8., 2. Ausgabe, 1787, 3. Ausg., 1793; *Metaphysik*, ebend. 1784; 2. Ausg., 1788, *Allgemeine praktische Philosophie*, 1791; *Natur- u. Völkerrecht*, ebend. 1786, 2. Ausg., 1794; *Abhandlungen über einzelne wichtige Materien*, ebend. 1786; *Ueber Kant's Moralreform*, Frankfurt und Leipzig 1786, 8.; *Zu einigen neuen Theorien berühmter Philosophen*, Durlach 1787, 8.; *Kantische Denkformen oder Kategorien*, Frankfurt a. M. 1787, 8.; *Geist des Grotius, oder leichte und zusammenhängende Darstellung der natürlichen Kriegs- u. Friedensrechte einzelner Menschen, Gesellschaften und Völker*, Zürich 1789, 8.; *Dreißig Aufsätze aus der Literatur, Philosophie und Geschichte*, Mannheim 1790, 8. (Vor denselben gibt T. auch Nachsicht von seinem Leben und seinen Schriften); *Locke, vom menschlichen Verstande, zu leichtem u. fruchtbarem Gebrauche zergliedert u. geordnet*, Mannheim 1791, 8.

**Tittmann.** 1) **Johann August Heinrich**, einer der reichbegabtesten protestantischen Theologen neuerer Zeit, ward geboren den 1. August 1773 zu Langensalza, wo sein Vater, der damalige Kirchenrath und Superintendent zu Dresden, Dr. Carl Christian T. (gest. am 29. Dezember 1820), Diakonus war. Durch Privatunterricht vorbereitet, konnte er bei seinen eminenten Fähigkeiten schon im Jahre 1788 die Universität Wittenberg besuchen, nachdem er

1787 mit einer kleinen, seinem Oheime Schleusner gewidmeten Schrift: „De Virgilio Homerum imitante,“ öffentlich aufgetreten war. Mit dem Entschlusse, sich dem akademischen Leben zu widmen, ging er 1792 nach Leipzig, trat in Beck's philologische Gesellschaft und habilitirte sich am 15. Mai 1793 mit der Dissertation „De consensu philosophorum veterum in summo bono definiendo.“ Seitdem er (schon 1795) das theologische Baccalaureat und zugleich eine Frühpredigerstelle an der Universitätskirche erhalten hatte, fing er an, auch theologische Vorlesungen zu halten, welche bei seinen Zuhörern allgemeinen Beifall, bei der Behörde aber solche Anerkennung fanden, daß ihm 1796 eine außerordentliche Professur der Philosophie und 1800 der Theologie übertragen ward. Im Jahre 1805 erlangte er durch die Vertheidigung seiner Dissertation „De discrimine disciplinae Christi et apostolorum“ (III. Fasc.) die theologische Doktorwürde, ward in demselben Jahre Ephorus der kurfürstlichen Stipendiaten und vierter ordentlicher Professor der Theologie, rückte nach A. Wolf's Tode 1809 in die dritte, 1815 in die zweite ordentliche Professur ein, ward 1818 an Keil's Stelle Professor primarius der Theologie und erhielt endlich in dem Domstifte Meissen die Custosprälatur. Von seiner letzten Visitation der erzgebirgischen Gymnasien im Jahre 1828 krank zurückgekehrt, genas er zwar wieder, aber seine Kräfte nahmen seitdem immer mehr ab und er starb am 31. Dezember 1831. L. war ein gründlicher Gelehrter, der den Schatz des überlieferten Wissens nicht nur gepflegt und bewahrt, sondern auch vielfach vermehrt und bereichert hat; ein geistvoller Lehrer, der seit länger als Menschenalter an der Bildung des christlichen Lehrstandes mit Eifer und Glüd arbeitete; ein fruchtbarer Schriftsteller, dessen Name einen guten Klang weit und breit hatte; ein gewandter und kräftiger Wortführer im hohen Rathe der Landesversammlung; ein wackerer Kämpfer endlich für die unabhängige Kirche, der mit männlichem Muth ihre Rechte vertrat und die Waffen für sie, wie Wenige, zu führen verstand. Seine Vorträge, in denen er sich nie an ein Heft band, erstreckten sich fast über alle theologischen Disciplinen, namentlich über Exegese des neuen Testaments, theologische Methodlehre, Kirchengeschichte, Dogmatik, Moral, Symbolik und Apologetik. Zeichneten sich dieselben durch Scharfsinn, gefundes Urtheil, Einfachheit und große Deutlichkeit aus, so empfahlen sich durch eben die Eigenschaften auch seine Schriften, von welchen wir folgende nennen: „Grundriß der Elementarlogik, nebst einer Einleitung in die Philosophie,“ Leipzig 1795; „Encyclopädie der theologischen Wissenschaften,“ ebendasselbst 1798; „Ideen zu einer Apologie des Glaubens,“ ebend. 1799; „Theokles, ein Gespräch über den Glauben an Gott,“ ebd. 1799; „Theon oder über unsere Hoffnungen nach dem Tode,“ 1801; „Lehrbuch der Homiletik,“ Breslau 1804; „Pragmatische Geschichte der Theologie und Religion in der protestantischen Kirche während der 2. Hälfte des XVIII. Jahrhunderts,“ Breslau 1805, 1. Thl.; „Institutio symbolica ad sententiam ecclesiae evangelicae,“ Leipzig 1811; „Libri symbolici ecclesiae evangelicae,“ Meissen 1817; „Ueber Supernaturalismus, Rationalismus u. Atheismus,“ Leipz. 1816; „Ueber die Vereinigung der evangelischen Kirchen,“ ebend. 1818; „Die Protestation der evangelischen Stände auf dem Reichstage zu Speier im Jahre 1529,“ ebend. 1829; „Die evangelische Kirche im Jahre 1530 und im Jahre 1830 pragmatisch dargestellt,“ ebend. 1831; „Ueber die Fixirung der Stolzgebühren,“ ebend. 1831; „De synonymis in novo Testamento,“ ebend. 1832; „Opuscula varii argumenti, maximam partem dogmatici apologetici et historici,“ ebend. 1833. Auch hat man von L. eine Ausgabe des Jonatas, Leipz. 1808 und des neuen Testaments, ebend. 1824. Ausgezeichnet war er auch als Geschäftsmann, indem er die schwierigsten und von seiner eigenthümlichen Sphäre entferntesten Geschäfte mit Leichtigkeit und Erfolg zu verrichten vermochte. Beweise davon sind: seine Unterredung mit Napoleon; seine Conferenz bei dem Kaiser Alexander; seine Unterhandlungen mit den Fürsten Repnin und Wittgenstein; seine Reise zum ~~Herzog~~ <sup>Herzog</sup> August nach Preßburg, der ihn durch Verleihung des Civilverre; seine Rede an den Wiener Congress, namentlich für Realisirung

einer Liebtagsidee, wieder ein corpus evangelicorum zu konstituiren; sein Auftreten auf dem Landtage 1830 als Abgeordneter der Univerſität zc. Ueberhaupt efaß L. die Gabe der freien Rede im hohen Grade und namentlich hatte man bei feierlichen Veranlaſſungen Gelegenheit, ſein Rednertalent in deutſcher, wie lateiniſcher Sprache zu bewundern, wie er denn z. B. bei des Kanzlers Niemeyer Jubiläum in ciceroniſchem Latein eine Rede extemporirte, worin er auf ſämmtliche Reden ſeiner Vorgänger Rückſicht nahm. — Vergleiche über ihn „Rede am Grabe J. A. H. T. S. von Großmann, mit einer biographiſchen Skizze von M. Decher,“ Leipzig 1832. — 2) L., Karl Auguſt, königlich ſächſiſcher Hof- und Juſtirath, Bruder des Vorigen, geboren den 12. September 1775 zu Wittenberg, ludirte ſeit 1793 zu Leipzig und Göttingen die Rechte, kehrte 1797 nach Leipzig zurück, habilitirte ſich daſelbſt und begann mit vielem Erfolge Vorleſungen zu halten. Er erwarb ſich bedeutenden Ruf, hauptſächlich als Criminaliſt und ging 1801 als Supernumeraroberkonſtorialrath nach Dresden und ward 1807 Hof- u. Juſtirath und 1812 geheimer Referendar daſelbſt. Nachdem er 1815 mit dem ſächſiſchen Civilverdienſtorden decorirt worden war, ward er 1831 mit Penſion in Ruheſtand verſetzt, jedoch mit dem Vorbehalte, bei einzelnen vorkommenden Fällen durch ſeine Kenntniſſe noch ferner zu nützen, daher er denn auch 1832 den Auftrag erhielt, die Direktion der zur Entwerfung eines Preſſegeſetzes errichteten Commiſſion zu übernehmen; doch ſtarb er ſchon den 14. Juni 1834. Seine ausgezeichneten Kenntniſſe und unermüdete Thätigkeit bekunden ſich auch in ſeinen vielen Schriften, von denen wir nur folgende anführen: „Verſuch über die wiſſenſchaftliche Behandlung des peinlichen Rechts,“ Leipzig 1798; „Grundlinien der Strafrechtswiſſenſchaft und der deutſchen Strafgeſetzkunde,“ ebend. 1800; „Handbuch der Strafrechtswiſſenſchaft und Strafgeſetzkunde,“ Halle 1804, 4 Bde.; 2. Aufl., 3 Bde., ebend. 1822; „Rechtliche Bemerkungen über die Gränzen des Buchhändlerrechts in Beziehung auf den Betrieb der Bücher durch Commiſſionäre, Antiquare zc.,“ Dresden 1814; „Erörterungen,“ ebend. 1806; „Beitrag zur Lehre von dem Verbrechen gegen die Freiheit, beſonders von dem Menſchenraub und der Entführung,“ Meißen 1806; „Ueber Gefändniſſe und Widerruf in Straffachen,“ Halle 1810; „Entwurf eines Strafgeſetzbuches für das Königreich Sachſen,“ Meißen 1813, 2 Bde.; „Die Strafrechtspflege in völkerrechtlicher Rückſicht, mit beſonderer Beziehung auf die deutſchen Bundesſtaaten,“ Dresden 1817; „Handbuch für angehende Juristen, zum Gebrauche während der Univerſitätszeit und bei dem Eintritte in das Geſchäftsleben,“ Halle 1828; „Die Homöopathie in ſtaatspolizeirechtlicher Hinſicht,“ Meißen 1829; „Regeln über das Verhalten der Studirenden bei Erlernung der Wiſſenſchaften,“ Halle 1831; „Geſchichte der deutſchen Strafgeſetze,“ Leipzig 1833. Ohne ſeinen Namen erſchienen 1814 „Rechtliche Bemerkungen über das Recht der Eroberung und Erwerbung im Kriege,“ welches zur Zeit des ruſſiſchen Gouvernements in Dresden heimlich gedruckt, vom Verfaſſer und einigen Freunden gebunden und, aus Anhänglichkeit an den König, vertheilt wurde. In deſſen Folge erhielt L. 1815 den Civilverdienſtorden. Noch ſchrieb er ein „Taſchenbuch für Badegäſte Pyrmonts,“ Meißen 1825, welches ſobald er mehrmals ſeiner Geſundheit wegen beſucht hatte. — 3) L., Friedrich Wilhelm, der Bruder der Vorigen, Oberkonſtorialrath, geboren 1781 zu Wittenberg, ludirte ſeit 1800 in Leipzig und in Wittenberg die Rechtswiſſenſchaft, ward 1804 in Dresden geheimer Archivkanzliſt, blieb bis 1822 in dieſer Stellung u. verwendete ſeine Mußeſtunden auf eine ausgezeichnete ſchriftſtelleriſche Thätigkeit. 1823 zum Oberkonſtorialrathe befördert, wurden ihm ſeit 1831 wichtige Arbeiten im Miniſterium des Cultus übertragen und er ſelbſt 1836 zum geheimen Archivverwalter ernannt. Er ſchrieb: „Ueber den Bund der Amphiklyonen,“ Berlin 1812; „Ideen zur Politik und Geſchichte der europäiſchen Staatsgeſellſchaft,“ Dresden 1816; „Ueber Erkenntniß und Kunſt in der Geſchichte,“ ebend. 1817; „Darſtellung der Verfaſſung des deutſchen Bundes,“ Leipzig 1818; „Darſtellung der griechiſchen Staatsverfaſſung,“ ebend. 1822; „Geſammelte Blätter aus Wilhelm's Rom

Dresden 1825; „Ueber die Bestimmung des Gelehrten und seine Bildung durch Schule und Universität,“ Berlin 1833.

**Littmoning**, in Oberbayern, an der Salzach, sehr freundliche Stadt u. Sitz eines Landgerichtes und eines Kollegiatstiftes, hat breite Strassen, massive Häuser, zum Theil mit einer Art italienischer Dächer, ein Bergschloß, eine gothische Stiftskirche mit merkwürdigen Grabmälern, ein aufgelöstes Augustinerkloster, dessen Kirche im neuen Style erbaut ist, ein Leprosenhaus, ein Krankenhaus, Brauereien, Branntweimbrennereien, Tuchmacherei und 1300 Einwohner. — Das Schloß war einst Sitz mächtiger Grafen. Als es mit der Stadt später an Salzburg kam, erhielt es einen eigenen Burghauptmann, und die Erzbischöfe hielten hier zu manchen Zeiten Hof. Die Stadt litt 1571, das Schloß 1801 sehr durch Brand. Vom Jahre 1640 — 1642 lebte zu L. der Chorherr Bartholomäus Holzhauser, der Stifter der Bartholomäer (s. d.). Bayerisch wurde die Stadt im Jahre 1810. Die Umgegend ist reich an römischen und agilolfingischen Alterthümern. mD.

**Loaldo**, Giuseppe, ein bekannter italienischer Astronom und Meteorolog, geboren den 11. Juli 1719, widmete sich Anfangs dem geistlichen Stande und wurde Abbat. Erst später trieb er auch emsig Mathematik, Physik u. Astronomie; aber erst 1765 ward ihm, zu Folge eines Beschlusses der venetianischen Regierung, die Aufführung einer Sternwarte zu Padua aufgetragen, zu der er, wegen bequemer Lage und Kostenersparniß, den großen Thurm des dasigen alten Schlosses bestimmte. Seit dieser Zeit widmete sich L., zumal, da er 1778 einen vortrefflichen Mauerquadranten von Ramsden erhalten hatte, fortan der Astronomie und sein Neffe, der Abbat Ghiminello, stand ihm würdig zur Seite. Noch ehe L. Professor an der Sternwarte zu Padua geworden war, versuchte er nicht nur das Problem: „aus gut gewählten Barometerbeobachtungen auszumitteln, welcher Theil der gesammten Wirkung auf die Rechnung des Mondes falle,“ vollständig zu lösen, sondern er hatte auch schon eingesehen, daß, da die Gravitation eine verminderte Schwere in der Atmosphäre zur Folge haben muß, diese aber durch den Barometer gemessen wird, dieser das Instrument sei, jene Einwirkung, deren Erforschung durch Beobachtung von Winden wegen deren zu großer Veränderlichkeit nie zu erreichen seyn würde, möglichst genau zu bestimmen. Diese beiden Zwecke aber gaben L. Veranlassung, mit einer fast beispiellosen Ausdauer und ziemlicher Genauigkeit den Barometer und Thermometer täglich, 48 Jahre hindurch ohne Unterbrechung, zu beobachten und diese vielen Beobachtungen sind es, durch die er sich einen Namen erworben hat. Die Frucht seiner meteorologischen Arbeiten waren seine: „*Novae tabulae barometri aestusque maris*,“ Padua 1773; „*Saggio meteorol. della vera influenza degli astri etc.*,“ Venedig 1770, wieder herausgegeben von Daquin, Chambery 1784. Als Hauptresultat fand L., daß die mittleren Barometerhöhen im Mondesapogäum u. Perigäum verschieden sind, daß aber im Allgemeinen die Barometerhöhen im Apogäum größer, als im Perigäum sind u. ihre Differenz zu Anfang des Sommers u. Winters eine Viertelnie trägt. Später gab er auch eine Witterungslehre für den Feldbau heraus, wo er gewisse, nach dem Monde sich richtende, Perioden der Witterung annimmt u. feststellt. Er starb den 11. Nov. 1797 an einem Nervenschlage.

**Lortz**, Franz, ein berühmter italienischer Arzt, wurde am 1. Dezember 1658 zu Modena geboren und studirte und promovirte zu Bologna, worauf er nach seiner Vaterstadt zurückkehrte, in welcher er bereits in seinem 23. Jahre als Professor der Medizin mit Ramazzini angestellt wurde. Beide bestrebten sich gegenseitig, die Medizin auf festern Grund zu erbauen, als worauf sie bisher geruht hatte. Als Frucht dieses Strebens von L.'s Seite ist seine Schrift zu betrachten: „*Therapeutico specialis ad febres quassdam perniciosas, inopinato ac repente lethales, una vero chinachina peculiari methodo administrata*,“ Modena 1709 und in vielen folgenden Ausgaben, durch welche er den Rang eines der wenigen Aerzte, die die Medizin durch unerschütterliche, wichtige Erfahrungen bereichert haben, einnahm. Er wurde Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften u. Lanciai u. Fr. Hoffmannen ihn den Hippokrates von Modena. Einen Ruf, den er nach Turin

und bald darauf nach Padua erhielt, nahm er aus Liebe zu seiner Vaterstadt nicht an, wofür der Herzog durch Verbesserung seiner Stelle ihn belohnte. Ein starkes Zittern der Hand, das ihn im höhern Alter überfiel und das ihn den Puls zu fühlen verhinderte, zwang ihn, seine praktische Laufbahn aufzugeben. Er lebte nun in ehrenvoller Zurückgezogenheit, genoss die Freuden der Jagd und der Dichtkunst und starb endlich an der Wassersucht im März 1741.

Treiben ist beim Bergwesen eine Bezeichnung des Förderns durch Schächte vermittelt Maschinen. Man treibt Berge und Erze aus und Materialien jeder Art, auch Mauersteine und Maschinenstücke, in die Grube. Die Maschinen heißen Treibmaschinen und Treibegöpel die Behauptungen, unter denen sie befindlich sind. Die Bergleute, welche beim T. angestellt sind, heißen Treibejungen, Treibeknechte, Treibemänner, Treibeausrichter, Treibeleger. Das Maschinentreiben geschieht mit großen Tonnen, welche 10—15 Centner Gewicht fassen und die an großen eisernen Ketten und starken Lauen frei u. auf Tonnenleitungen heraus u. hinab geführt werden. Die Maschinen sind theils Rostkünste, theils Wasserräder, Rühräder genannt, weil dieselben nach beiden Seiten gedreht werden können, theils Dampfmaschinen. — T., Abtreiben, ist auch eine Schmelzoperation, welche bezweckt, die silberhaltigen Werke, welche vom Blei- und Kupferschmelzen fallen, vom Blei zu befreien und Silber darzustellen. Die Arbeit geschieht auf dem Treibeherde, einem Schmelzgefäße in der Form und Größe eines Backofens mit flachschüsselförmiger Sohle. Auf derselben werden die Werke, welche vor ihrem Erkalten in Röpfe gegossen wurden und die daher die Form von Kegelschnitten besitzen, aufgesetzt und unter Einwirken einer Windofenflamme geschmolzen. Auf die geschmolzene und glühende Masse läßt man starke Gebläse einwirken, um durch Luftzuführung das Blei zu Glätte zu oxydiren. Die Glätte wird von der Schmelzmasse theils mit Hacken abgezogen, theils fließt sie von selbst durch eine Gasse aus dem Ofen und an demselben herab. Wenn alles Blei oxydirt und entfernt ist, erscheint auf der geschmolzenen Masse im Ofen der Blick, ein grünlich-gelbes, zuckendes Lichtspiel: eine Anzeige, daß die Oberfläche des Geschmolzenen und deshalb die ganze Masse nur aus Silber besteht, welches im Begriffe ist sich zu oxydiren. Dies ist das Zeichen, den Prozeß zu enden u. das Blicksilber auf dem Herde erkalten zu lassen. Es ist 14—15löthig, wird vom Silberbrenner feingebrennt und als Brandsilber von 15½—15¾ Loth Gehalt zur Münzarbeit eingeliefert. Wenn die Blicksilber Gold enthalten, wird dasselbe durch die Quat vom Silber geschieden.

Treptow, mit dem Beinamen an der Rega — auch Neu-Treptow, zum Unterschiede von Alt-Treptow in Vorpommern — Stadt in Hinterpommern, Regierungsbezirk Stettin, etwas über eine Meile von der Mündung der Rega in die Ostsee. Sie hat 2 Kirchen, von denen die mit einem sehr hohen Thurme gezierete Marienkirche in dem Zeitraume von 1303—1370 erbaut wurde, ein altes Schloß, ein merkwürdiges großes Mühlenwerk auf der Bullenburg, Tuch- und Raschmanufakturen, eine Strumpffabrik, Fischerei und 6000 Einwohner. — Der Ort, welcher 1285 mit Mauern umgeben wurde, gehörte in alter Zeit zu der unfern davon gelegenen, ehemaligen Prämonstratenser Abtei Belbuck. Das genannte Kloster wurde im Jahre 1208 von dem Herzoge Kasimir gestiftet und erhielt die ersten Mönche aus Lund in der schwedischen Provinz Schonen. — An der Mündung der Rega ist der kleine Hafenplatz Dey, mit einer Seebadeanstalt. — Sophie von Schleswig-Holstein, Wittve Herzogs Philipp II. von Pommern, auf dem Schlosse zu T. an der Rega, Baltische Studien I. mD.

Traubund. Während des größten Lobens der Revolution zog sich in Preußen, wie in anderen deutschen Staaten, die conservative Partei zurück, jedoch ohne so völlig zu verschwinden, wie wohl anderswo der Fall war. Die Provinzen, wo sich ein größerer Theil der altliberalen Partei, durch die Ausschweifungen der Demokraten erschreckt, von Anfang an mit der Reaktion verbündete starke gegenrevolutionäre Strömung statt, die in mehren der alten G

namentlich in Pommern, in den Marken, Posen, Westpreußen und sogar in Ostpreußen, der Wiege des vormärzlichen preussischen Liberalismus, überwiegenden Einfluß gewann. In den Provinzen bestanden unter verschiedenen Namen, als: „patriotische Vereine“, „Preußen-Vereine“, „Krieger-Vereine“, „Vereine für König und Vaterland“, zahlreiche Gesellschaften, die für die Erhaltung des Thrones eintraten und in dieser Richtung eine Thätigkeit entfalteten, deren Folgen im November 1848 deutlich genug hervorgetreten sind. In Berlin scheint es zur Ernennung des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel nur ein einziger conservativer Verein bestanden zu haben, der „Verein für Wahrung der Rechte der Provinzen“, der indessen mit einer gewissen Schüchternheit auftrat und was Tageslicht auch dann noch scheute, als er in der „Neuen preussischen Zeitung“, deren erste Nummer am 1. Juli 1848 ausgegeben wurde, ein mit rücksichtsloser Energie auftretendes Organ erhalten hatte. Das Ministerium mußte erst durch Belagerungszustand und strenge Gesetze das Terrain sicher machen, ehe die reactionäre Partei von dem Versammlungsrechte Gebrauch zu machen wagte. Die Demokraten waren von den Straßen in Berlin völlig verschwunden, die Führer der unterdrückten Bewegung saßen im Gefängniß, oder befanden sich im Auslande, als im Februar des Jahres 1849 Aufforderungen zu einem „Königsbunde“ ergingen, der sich noch in demselben Monate konstituirte und im April den Namen „L. für König und Vaterland“ annahm. Die Stifter dieses Bundes, Graf von der Hübner, Graf von Luckner, von Heibud, Höpke, Jäckel, Kuhn, v. Ledebur, Dr. Lübbe, v. Maliczewsky, v. Nagler, v. Seib, Ungnad, Dr. Bollmer, Zweigert, gehörten sämmtliche zur Partei des spezifischen Preussenthums. In seiner Zusammensetzung waren das aristokratische und absolutistische Element vertreten, vielleicht mit Hinzufügung derjenigen constitutionellen Fraktion, die sich durch die Verhandlungen und Beschlüsse des vereinigten Landtags befriedigt fühlte. Bis zum Juli war der L. in Berlin bereits bis zu 11,000 Mitgliedern angewachsen, was sich leicht durch die Thatsache erklärt, daß die große gefinnungslose Masse, die sich früher zu den Demokraten gehalten hatte, jetzt zum L. sich drängte. Unter den ärmeren Klassen wirkten ähnliche Vorpiegelungen, wie sie früher bei den Demokraten vorgekommen waren; man versprach sich von dem Beitritt materielle Vortheile aller Art, Geldspenden, Rundschaft, Ausblühen des Geschäfts durch Verkehr der Ordnung, Herabsetzung der Steuern u. s. w. Die innere Einrichtung wurde lange sorgfältig geheim gehalten und ist erst jetzt bekannt geworden. Der Zweck des Bundes ist, nach den eigenen Aussagen desselben, die stilles Erheben des Volkes, die Belebung der Treue für den König und das königliche Haus in dem angestammten Fürstenhause Hohenzollern; die Beförderung der materiellen Wohlfahrt der Staatsangehörigen in jeder Weise, nach allen Kräften. Mitglied des Bundes kann jeder Vaterlandssohn werden, welcher die Zwecke des Bundes für die seinigen anerkennt und zu deren Förderung mit allen seinen Kräften mitwirken will, jedoch erst nach vorgängiger Prüfung und in der Regel erst nach dem zurückgelegten zwanzigsten Lebensjahre. Die Mitgliedschaft verliert Derjenige, welcher den Grundsätzen der Statuten des Bundes untreu wird, nach vorgängiger Untersuchung durch einen Ehrenrath, auf Beschluß von zwei Dritteln des Vorstandes. — Der Bund wird in drei Grade abgetheilt; der erste Grad verpflichtet nur im Allgemeinen zur Thätigkeit für die Erreichung der Zwecke des Bundes, der zweite Grad verpflichtet zur Annahme jedes Amtes, der dritte Grad verpflichtet zur Theilnahme an der Geschäftsthätigkeit des obersten Bundesrathes; es kann indessen jedes Mitglied des Bundes in acht demokratischer Weise jeden Grad in demselben erhalten. Alle Mitglieder des Bundes sind verpflichtet, sich an Anordnungen des Bundesoberhauptes und des großen Bundesrathes, so wie der Beamten zu unterwerfen. An der Spitze des Bundes steht das Bundesoberhaupt, dem diese Würde durch den großen Bundesrath auf 6 Jahre übertragen wird. Die Geschäfte werden bearbeitet durch den großen Bundesrath, dessen Vorstand der Bundesgroßmeister ist, welcher auf ein Jahr gewählt wird und das



Bundesoberhaupt vertritt. Seine Geldmittel schafft der Bund aus Eintrittsgeldern und aus Monatsgeldern von mindestens 1 Egr. monatlich, ferner aus Geschenken. Jeder Zweigbund hat eine besondere Kassenverwaltung und führt 5 % seiner Einnahme an den Hauptbund ab. Die Zweigvereine im Lande sind vom Bundesoberhaupt, vom Bundesgroßmeister und vom großen Bundesrathe abhängig und erhalten von ihm Instruktionen und Anweisungen, welche sie zu befolgen haben. Der große Bundesrath theilt sich in Abtheilungen, welche für die verschiedenen Zwecke des Bundes zu wirken haben. Eine Abtheilung bearbeitet die Vorlagen, über die zu beschließen ist, u. sucht die Belehrung des Volkes im Sinne des Les zu fördern und für denselben das allgemeine Vertrauen zu wecken. Eine andere Abtheilung hat die Listen über sämmtliche Bundesvereine und über die Vorträge, welche gehalten werden sollen, strenge Controle zu führen, neue Zweigvereine zu eröffnen und über die pünktliche Befolgung der Rituale zu wachen. Eine sechste hat die persönlichen und Ehrensachen zu überwachen. Eine siebente die Armen- und Unterstützungsangelegenheit. Eine achte die Schriftführung. Eine neunte hat die Aufnahme in den Bund zu leiten. Eine zehnte hat die regelmäßige Abhaltung der Bezirksversammlungen und die Verbindung unter den Bezirken zu überwachen. Eine elfte Abtheilung endlich hat die Festslichkeiten und ökonomischen Angelegenheiten der Vereine zu besorgen. Die Provinzen werden in Sprengel eingetheilt und für jeden derselben ein Provinzialbundesmeister ernannt, welcher als das Haupt aller Zweigvereine seines Sprengels anzusehen ist, aber den Anordnungen des Bundesoberhauptes, des Bundesgroßmeisters und des großen Bundesrathes Folge zu leisten hat. Den Anordnungen des Provinzial-Bundesmeisters haben sich wiederum die Zweigvereine zu fügen. Die Provinzial-Bundesmeister sind als solche Mitglieder des großen Bundesrathes und haben bei ihrer Anwesenheit in Berlin in demselben Sitz und Stimme. Nur in nöthigen Fällen können die Zweigvereine mit dem großen Bundesrathe Berlins direkt sich in Verbindung setzen. Auch die Aufnahme in den L. ist mit besonderen Förmlichkeiten verbunden. (Vergl. die Schrift: „Der L. für König und Vaterland, seine Statuten, seine innere Organisation und die Aufnahme in denselben von F. Kunze, Berlin 1849.) — Nach dem Muster des Les hat sich unter der Leitung des Grafen Otto v. Schlippenbach im Juli 1849 auch ein L. für Preußens Frauen und Jungfrauen konstituiert. Er wird als ein Orden betrachtet, welcher gestiftet und hervorgegangen ist aus treuer Liebe zum Könige und Vaterland; ausgenommen wird in denselben jede achtbare Frau oder Jungfrau, die den Muth in sich fühlt, den Weg mit dem Könige zu gehen, der gesagt: „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen.“ Die besondere Aufgabe des Vereins ist: die socialen Fragen würdig lösen zu helfen, auf welche die vielgestaltete Zeit so dringend hinweist. Zunächst beabsichtigt er die Stiftung eines Musterhauses zur Erzielung wolfellern und sittlichen Lebens, so wie bessere Erziehung der Kinder für die ärmere Volksklasse. Er besteht aus vier Gräben: der Henriettengrab (Farbe grün) nach der Gemahlin des großen Kurfürsten; 2) der Sophiengrab (Farbe weiß) nach der Gemahlin des Königs Friedrich I.; 3) der Louisengrab (Farbe rosenroth) nach der verstorbenen Königin; 4) der Elisabethengrab (Farbe himmelblau) nach der regierenden Königin. Bundesfeste sind: 1) Stiftungstag des preussischen Königthums, der 8. Januar; 2) Geburtstag des Königs, der 15. Oktober; 3) Geburtstag der Königin, der 17. November; 4) Geburtstag des Thronerben, der 22. März; 5) Stiftungsfest des Les, der 17. Juli. Graf Schlippenbach hat sich schon früher durch seine Bestrebungen für Kleinkinderbewahr- und Suppenanstalten für Arme bemerklich gemacht und ist von einer orthodox-religiösen Hinneigung. Dieser Verein hat nicht das Glück gemacht, das der Urheber von der Idee erwartete. Verfolgt von zahllosen Spöttereien der Berliner Witzblätter, ist er bei der Partei selbst dem Vorwurfe nicht entgangen, daß er die Frauen aus den Kreisen der Familie in die politische Debatte verlocke. — Von Seiten des Les wurde von der Stiftung behauptet, daß er den konstitutionellen Boden fest behauptet, wovon aber kein

so Vieles stimmt, was über seine Thätigkeit in die Oeffentlichkeit gebrungen ist. Unter den vielen Beweisen vom Gegentheile heben wir ein Dokument hervor, die Adresse eines Zweigvereins an das Ministerium, erlassen am 22. Juni 1849, worin es wörtlich heißt: „Wir nennen die Geltendmachung des gottgeordneten Regimentes durch offene Waffengewalt natürlich und sachgemäß, in direktem Gegensatz zu der von der Zeit mißgeborenen Praxis der Vereinbarung, eine Praxis, die noch nie einen Staat gegründet oder gerettet, sondern stets zerrüttet u. aufgelöst hat. Das Land, welches lange den revolutionären Schwindel geduldet hat u. vor dem Geschrei demokratischer Usurpationen deshalb verstummte, weil es das zweifellose Recht u. die rechtmäßige Gewalt von den natürlichen Inhabern nicht gehandhabt sah, athmet jetzt hoch auf bei der zuversichtlichen Energie, die es an seiner Regierung gewahrt wird; aber es gibt sich nun auch der Hoffnung hin, daß der Sieg des Rechtes u. der Ordnung den es von seines Königs Waffen zu erwarten berechtigt ist, nicht durch die Fortsetzung jener vorerwähnten Constitutionsexperimente wieder in Frage gestellt, oder gar unmöglich gemacht werde u. in Folge dieser, in allen gesunden Elementen des Volks durchgängig verbreiteten, Ansicht der Dinge bitten wir ein hohes Ministerium ehrfurchtsvoll: Hochdasselbe wolle höchstbald dahin wirken, daß vor der endlichen, mit Waffengewalt vollbrachten, Herstellung wohlbegründeter und festgeordneter Staatsverhältnisse eine sogenannte Volksversammlung entweder gar nicht einberufen, oder doch, nach erfolgtem Zusammentritt, sofort wieder vertagt werde.“ — Kann man, wo solche Bestimmungen ausgesprochen werden, noch von Konstitutionalismus reden, so kann es höchstens ein scheinbarer sein, den eine Partei im L. bis dahin, „daß wohlbegründete u. festgeordnete Staatsverhältnisse mit Waffengewalt hergestellt seien“, als Maske beibehalten wollte, wogegen die ehrlichere Partei gleich den vollen u. ganzen Absolutismus einzuführen gedachte. Ein Zwiespalt zwischen zwei solchen Parteien herrschte wirklich u. kam im Winter 1849 zum ärgerlichsten Ausbruch. In Folge dessen entstand ein Schisma und es konstituirten sich zwei L., der ältere unter dem Grafen Affeburg, der jüngere unter dem Grafen Luchner. Am 30. November hielt der neue L., der sich den Namen der „Treuen mit Gott für König und Vaterland“ beigelegt hat, seine erste Sitzung im englischen Hause, als der General v. Maliczewsky mit „einer Horde Männer“ erschien, um die Sitzung zu stören und Jedem für einen Verräther an König und Vaterland erklärte, der noch ferner fortginge. Die Sitzung wurde jedoch fortgesetzt, nachdem der Vorsitzende des neuen Bundes „dem General von Maliczewsky den Verräther in den Rücken zurückgeworfen hatte.“ In dem heftigen Pfalzenkriege, der sich erhoben hat, beschuldigt ein Verein den andern der Treulosigkeit und daneben laufen schmutzige Geldgeschichten. Dem neuen Vereine wird vorgeworfen, daß er sich zum Socialismus neige, den ältern beschuldigt sein Rival, daß er eine rein absolutistische Tendenz habe. Eine Generalversammlung sämmtlicher Zweigvereine, die vom 16. bis 18. Januar 1850 in Berlin abgehalten wurde, hat für den ältern L. entschieden. Der große Bundesrath, gegen den der jüngere L. seine Anklage richtete, hat ein Vertrauensvotum erhalten und es ist bestimmt worden, daß derselbe für die Folge aus 9—18 Mitgliedern besteht, welche sich selbst ergänzen und bei eintretenden Neuwahlen sich jederzeit wieder wählen können. Die Beschlüsse desselben sind absolut; bei allen Berathungen haben die Vertrauensmänner nur eine beratende Stimme und den Anordnungen und Beschlüssen des großen Rathes muß sich Jeder fügen. Dieselbe Generalversammlung bahnte eine Vereinigung mit den katholischen Vereinen an, indem sie eine Zuschrift des Fürstbischofs von Breslau: „die katholische Bevölkerung Deutschlands sei der Meinung, der L. propagandire gegen die katholische Religion und namentlich gegen die Piusvereine.“ dadurch beantwortete, daß sie den großen Bundesrath bestimmte, ein Mitglied von vorwiegend katholischer Gesinnung in seine Mitte aufzunehmen. Durch diese Maßregel hoffte man auf Rheinland und Westphalen einzuwirken, wo der L. bisher keinen Boden finden konnte. Die Handlungen des L. entsprechen wenig den hochschönenden Worten in Sittlichkeit und Humanität, womit die Statuten prangen. Wie die

eitungen desselben die pöbelhafteste Sprache führen, Schimpfreden, Verächtlichkeiten, Lügen massenweise in die Welt schleudern, so excelliren die Mitglieder im politischen und geselligen Leben in Gemeinheiten aller Art. Denunziationen, förmliche Mißhandlungen anders Denkender sind an der Tagesordnung; die Weiden, welche die falsche Anklage gegen Waldeck schmiedeten, sind bekanntlich Mitglieder des L. es. Die Provinzen haben von diesem Treiben ungleich mehr zu leiden, als die Hauptstadt; am ärgsten ist es da, wo der conservative Theil der Bevölkerung in starker Majorität ist. An mehreren Orten haben sich die Treubündler der Polizeigewalt bemächtigt, oder dies wenigstens versucht. Ja, in Danzig ist ihnen das in dem Maße gelungen, daß das dortige Kreisgericht endlich hat einschreiten und im Interesse der öffentlichen Sicherheit und Gerechtigkeit zu Denunziationen gegen eine preußenvereinerliche Bande von Sachträgern hat auffordern müssen, die seit längerer Zeit die Polizeigewalt sich angemast u. großen Unfug verübt habe“. Eine Anzahl von Sachträgern nämlich, unter der Anführung eines gewissen Weißbrenner, hat, wie das Kreisgericht in seiner amtlichen Bekanntmachung vom 1. Dezember berichtet, einen „sogenannten Sicherheitsverein“ gebildet. Dieser Verein ist von mehreren sich so nennenden „Freunden der Wahrheit u. des Rechts“ in einem öffentlichen Blatte gerühmt worden. Aber seine Thätigkeit hat darin bestanden, daß er Personen, die ihm gemeiner Verbrechen und, wie wenigstens andere Berichte behaupten, die ihm demokratischer Gesinnungen verdächtig erschienen, oder doch für verdächtig von ihm ausgegeben wurden, auf das Grausamste mißhandelt und zwar in dem Maße, daß unter Anderem am 19. Dezember ein armer Kleist „in Folge der erlittenen Mißhandlungen“ gestorben ist. Eine große Anzahl zum Theil höchst gefährlicher Mißhandlungen ist außerdem schon zur Untersuchung und theilweise zur Bestrafung gekommen. Gegen die Obrigkeit aber hat der Verein sich so benommen, daß seine Mitglieder, wie der erwähnte Bericht erzählt, „namentlich eine Untersuchung gegen Will und Genossen, wegen des an der Kreisfeste verübten gewaltsamen Diebstahls, durch widergesetzliches Betragen ungemein erschwert haben.“ Ja, als an demselben Tage, an welchem der Todschlag des Kleist verübt wurde, es der Polizei gelang, der Weißbrenner'schen Bande wenigstens ein zweites Opfer, Namens Greger, zu entreißen, drang Weißbrenner mit seinen Genossen in das Rathhaus ein, sprach seinen Unwillen darüber aus, „daß man ihnen den Greger abgenommen hätte, von dem sie eben das Geständniß eines Diebstahls zu erlangen in Begriffe gewesen wären, warf der Polizei vor, daß er und seine Kameraden mehr thaten, als jene und betrug sich verfahren anmaßend, daß er unfehlbar arretirt seyn würde, wenn man nicht die große Zahl wüthender kräftiger Männer gefürchtet hätte.“ Uebrigens war bei der Sitzung des Criminalgerichts am 22. Dezember ein Mitglied der Bande, ein gewisser Buschmann, überführt worden, daß er in Zeit von zwei Monaten bei Ausübung einer Polizeigewalt nicht weniger als fünf Menschen zum Theil lebensgefährlich mißhandelt, einem Gensdarmen, der ihn dabei zu stören versuchte, in's Gesicht gespieen und ihn einen „verfluchten Demokraten“ geschimpft habe; und doch wurde dieser Mensch, der schon viermal im Zuchthause gesessen hatte, nur zu einem Jahre neuer Zuchthausstrafe verurtheilt.

Ereue ist das Festhalten an der Pflicht in Bezug auf das Vertrauen, welches Andere in uns setzen, weshalb es eigentlich ein Pleonasmus ist, von Pflicht zu reden. Dagegen kann man wohl von Amts-L., Berufs-L., Bundes-L., L. in der Freundschaft und der Liebe, also auch in der Ehe sprechen, weil man hier an lauter Pflichtverhältnisse denkt, bei welchen Andere Vertrauen in uns setzen, oder wir in Andere. Bruch der L. oder L.-Bruch findet also statt, wenn Jemand dieses Vertrauen täuscht, sein Versprechen nicht hält und so die Pflicht nicht erfüllt. — Wenn von der L. Gottes gegen die Menschen die Rede ist, so ist dies blos eine bildliche Redensart. Denn Gott ist nicht verpflichtet. Setzen wir also Vertrauen auf ihn, so ist es blos ein Auf seine Güte oder Gnade, wobei wir uns bescheiden müssen, daß

tung gegen einzelne Menschen, wie trefflich sie auch seyn mögen, ist doch immer etwas Zufälliges und Veränderliches, weil wir an denselben, je genauer wir sie kennen lernen, desto mehr Unvollkommenheiten wahrnehmen, wodurch unsere Achtung allemal vermindert wird. Nur die Achtung gegen das Gesetz oder die Vernunft, in ihrer vollen Majestät als Gesetzgeberin gedacht, kann unbedingt und unbeschränkt seyn, weil wir dann in unserem moralisch-religiösen Bewußtseyn immer auch an Gott denken, dessen Stimme wir ja eben in der Forderung des Gewissens vernehmen. — Eben so unstatthaft ist auch der Einwurf, daß die Achtung gegen das Gesetz mehr abstoßend, als anziehend sei; daß sie daher das Gemüth mit Widerwillen gegen das Gesetz erfülle und so die Lust und Freude am Guten vertilge; vielmehr sei Liebe zum Gesetze einzig und allein als ächt sittliche T. anzusehen. Dieser Einwurf erledigt sich aber schon dadurch, daß wir denselben Gegenstand eben so wohl achten, als lieben können und daß bei uns Menschen, als sinnlich vernünftigen Wesen, nur die auf Achtung gegründete Liebe dauerhaft sein und sittlichen Werth haben kann. Es gilt dies selbst von unserer Liebe zu Gott. Auch diese Gottesliebe muß sich auf Gottesfurcht, d. h. auf Achtung gegen Gott gründen. Sonst wird sie phantastisch, wie bei jenen schmärmerischen Religionssecten, welche Gott nicht anders behandeln, als wäre er ein sinnliches Wesen, das man „mit Liebesarmen umfassen“ könne. Es ist also auch nicht wahr, daß die Achtung gegen das Gesetz die Lust und Freude am Guten vertilge. Im Gegentheil, je mehr wir das Gesetz achten und je anhaltender wir ihm ebendeshwegen folgen, desto leichter wird uns dessen Erfüllung und desto mehr Lust und Freude haben wir an dem Guten, das wir vollbringen. Der Ausdruck „Liebe zum Gesetze“ bezeichnet also mehr das idealische Ziel und Streben, dem wir uns aber nur durch Achtung gegen das Gesetz nähern können.

**Friesneder**, Franz von Paula, ein berühmter Astronom, geboren den 2. April 1745 zu Kirchberg in Oesterreich unter der Enns, ward im 16. Jahre Jesuit, studirte später Philosophie und Mathematik, wurde Doktor der Philosophie und Mitglied mehrer Akademien und erwarb sich, nachdem er 1781 Adjunkt, 1793 aber Astronom an der kaiserlich-königlichen Sternwarte zu Wien geworden war, wesentliche Verdienste um die Astronomie und mathematische Geographie. So entwarf er Sonnen-, Mond-, Mars- und Merkurtafeln, die in den von ihm berechneten und herausgegebenen „Wiener Ephemeriden“ von 1794—1806 stehen. Ferner war T. sehr thätig bei den Vermessungen von Westgalizien und Niederösterreich, wofür er das Ritterkreuz des Leopoldordens erhielt. Nach seinem, den 29. Jan. 1817 zu Wien erfolgten, Tode ward Littrow (s. d.) sein Nachfolger.

**Triglaw**, eine slawische Gottheit, unentschieden, ob männlichen oder weiblichen Geschlechts, ward vorzüglich in der Nähe von Stettin verehrt, wo ihr ein prächtiger Tempel auf dem mittelften der drei Hügel erbaut war. Dieser war mit vielen Bildwerken geziert; hierher wurden alle erbeuteten Reichthümer gebracht und hier befanden sich auch die silbernen Becher zum Weissagen. Das Bild der Gottheit hatte drei Köpfe von Gold, welche mit einem Schleier verdeckt waren u. Ziegenköpfe vorgestellt haben sollen. Außerdem befand sich hier ein heiliger Baum (wahrscheinlich eine Eiche), unter welchen eine heilige Quelle hervorsprudelte. Der heilige Otto ließ die Quelle verschütten, den Baum umhauen und das Götzenbild nach Rom schaffen; aber der Kultus des T. war auch an vielen anderen Orten verbreitet, wo sich auch Bildsäulen des Gottes fanden. So fand sich noch 1526 ein solches Bildniß im Prämonstratenserkloster zu Brandenburg; auch bei Kolberg, Weissen u. Zwickau hat man deren gefunden. Uebrigens war dem T. ein schwarzes Pferd geweiht.

\* **Trollhätta**. Unter dem Titel „T.-Album“ ist 1848 zu Gothenburg eine Beschreibung der großartigen Wasserfälle sowohl, als des Kanals und der Wasserbauten, mit schönen Ansichten, erschienen. Text von Orvar Odd, Zeichnung von L. Widrfseldt.

**Fronchin**, Theodor, ein berühmter schweizerischer Arzt, stammte aus einer

vornehmen reformirten Familie aus der Provence, die ihr Vaterland nach der Bartholomäusnacht verlassen hatte und wurde zu Genf 1709 geboren. Da sein Vater durch Unglück um sein Vermögen gekommen war, so wendete L. sich in seinem 18. Jahre an den berühmten Lord Bolingbroke, seinen Verwandten, der ihm das Studium der Medizin anrieth und ihn mit Empfehlungsbriefen an Boerhaave nach Leyden schickte. Dadurch fand er hier eine sehr gute Aufnahme, vollendete seine Studien, promovirte u. ließ sich in Amsterdam nieder, wo ihm Boerhaave's Empfehlung eine sehr glänzende Praxis verschafft hatte. Aus politischen Beweggründen verließ er indes die Stadt wieder, trotzdem, daß ihm die Stelle des Leibarztes beim Generalfstatthalter, Prinzen von Dranien, angeboten wurde und kehrte nach Genf zurück, wo ihm der große Rath den Titel eines professor honorarius der Medizin ertheilte. Hier beschäftigte ihn zumeist die neu aufgekommene Pocken-Inoculation, die er zuerst bei seinen Kindern anwendete und in der er sich bald eine solche Erfahrung erworb, daß er für den ersten der damaligen Impfsärzte Europa's gehalten wurde, weswegen man ihn 1756 nach Paris rief, um den Herzog von Chartres und die übrigen Kinder des Herzogs von Orleans zu impfen, welches ihm auch vollkommen gut glückte. Eben so impfte er 10 Jahre später am Hofe von Parma die Kinder des Königs, wofür er zum Leibarzte der Infanten ernannt wurde. Durch Alles dieses hob sich seine Praxis zu Genf außerordentlich und es strömten ihm Kranke aus allen Theilen Europa's zu. Endlich konnte er den verschiedensten Anträgen, die ihm gemacht wurden, nicht länger widerstehen und so nahm er 1766 den Ruf als Leibarzt des Herzogs von Orleans nach Paris an, welche Stelle ihm eine sehr ausgebreitete und einträgliche Praxis verschaffte. L. hatte viel Glück in der Behandlung chronischer Krankheiten; er war reich gegen seine Kranke, behauptete jedoch ihnen gegenüber sein Ansehen. Als eborener Republikaner war er offen und freimüthig; der Heilkraft der Natur und dem diätetischen Verhalten gab er vielen Raum in der Anordnung seines Heilplans; auch Armen stand er mit seiner Hülfe bei und theilte ihnen reichlich mit, so daß er nur ein mäßiges Vermögen hinterließ. Er starb am 30. Nov. 1781. Seine vielen Geschäfte verstatteten ihm zur Sammlung seiner Beobachtungen keine Zeit. Seine Schrift: „De colica pictorum“ (Genf 1757), hat keinen großen Werth.

Tropendorf, Valentin Friedland, der berühmteste Schulmann seiner Zeit, wurde den 14. Februar 1490 zu Tropendorf in der Oberlausitz, nach Anderen zu Friedland in der Niederlausitz geboren und in seinem ersten Jahre in ein Kloster in Görlitz gebracht, von wo er aber bald mit der Aeußerung, daß er lieber Bauer, als Mönch werden wolle, nach Hause zurückkehrte. Um jedoch seine Fähigkeiten nicht ganz unentwickelt zu lassen, ertheilten ihm der Pfarrer u. Schulmeister des Dorfes Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen. In seinem 16. Jahre (1506) bezog er die Schule zu Görlitz und zeigte solchen Fleiß und solche Ausdauer, daß der Rektor derselben ihm den Gebrauch seiner Bibliothek gestattete. Nach dem Tode seiner Eltern verkaufte L. das väterliche Besitztum und begab sich nach Leipzig, von wo aus er im Jahre 1515 als unterster Lehrer nach Görlitz zurückkehrte. Hier bildete er die übrigen Lehrer durch Unterricht in der lateinischen und griechischen Sprache noch mehr aus, legte aber nach Luther's Ausreten ein Amt nieder und begab sich 1518 nach Wittenberg, trat mit Luther und Reuchlin in nähere Verbindung und verrichtete bei einem getauften Juden die Beschäfte eines Dieners, um dafür Hebräisch von ihm zu lernen, weil er zu arm war, um das Honorar zu bezahlen. Im Jahre 1523 wurde er zum Rektor an das neuerrichtete Gymnasium zu Goldberg berufen, nahm aber, um den, ihm hier auf dem Weg gelegten, Hindernissen zu entgehen, 1527 eine Lehrerstelle in Plegnitz an, begab sich 1529 wieder nach Wittenberg und folgte 1531 abermals einem Rufe als Rektor nach Goldberg. Unter seiner Leitung gelangte nun die Schule zu einem so ausgebreiteten Rufe, daß die Zahl seiner Schüler, ~~welche~~ nun in einem Schulgebäude wohnten, oft über 1000 betrug. L. hat

Schüler in 6 Classen und jede derselben in Unterordnungen (tribus) getheilt. Anfangs übernahm er den Unterricht in den oberen Classen allein, später unterstützten ihn mehre Gehülfen und in den unteren Classen ertheilten die vorzüglichsten Schüler der oberen Unterricht. In Bezug auf die Anordnung seiner ganzen Schulanstalt hatte er eine, der republikanisch-römischen Verfassung ähnliche, Einrichtung getroffen. Die Entscheidung über wichtige Angelegenheiten der Schule lag zwei Consuln, von denen einer L. stets selbst war, zwei Censoren und einem Senate aus zwölf Senatoren ob. Die Censoren beaufsichtigten das Betragen der Schüler auf der Strafe, in der Schule und bei den Leibesübungen, während über den häuslichen Fleiß ein Quästor in jeder Classe, unter welchem die Quästoren der einzelnen Tribus standen, wachte; ein Oberquästor, dem sie sämmtliche Berichte abstatteten, händigte dieselben an L. ein. Für Ruhe, Reinlichkeit und Ordnung sorgten die Defonomen, sowie die Ephoren für anständiges Betragen bei Fische. Die Beamtenstellen wurden den fleißigsten und gestittetsten Schülern übertragen, welche dieselben einen Monat, oft auch bloß eine Woche verwalteten u. ihr Amt mit einer feierlichen Rede anzutreten und eben so niederzulegen pflegten. Leider konnte L. in seinen letzten Lebensjahren diese Schulverfassung nicht mehr kräftig aufrecht erhalten und, als er an der Einführung eines neuen Schulplans arbeitete, wurde das Schulgebäude durch eine Feuersbrunst verzehret, so daß L. sich mit den Schülern nach Riegnitz begeben mußte. Hier starb er, nach einer 33jährigen Wirksamkeit, von Alter, Anstrengung und Kummer aufgerieben, am 26. April 1556 und wurde in der dasigen Johanniiskirche begraben. Er ist der Verfasser mehrer Schriften, von denen wir folgende anführen: „Precationes“, „Methodus doctrinae catecheticae“, „Rosarium scholae Trocedorfii“, „*Ἐρωτηματα* de ordine regularum etc.“ Beral. über ihn Melancthon's „Declamationes“, 5. Bd., S. 817 ff.; Ludovici „Historia scholar. celesber.“ 3 Theile; Ruckhofs, „Geschichte des Schul- und Erziehungswesens“, S. 351, ff.; G. H. Rosenmüller, „Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten des XVI. Jahrhunderts“, 1. Bd., S. 103 ff.; Spieker, V. F. Trogendorf, in den „Verhandlungsblättern zur Jugendzeitung“, 1808, 49. St. und „B. K. Trogendorf, dargestellt von Dr. Gust. Pinzger“, Hirschberg 1835.

**Erzschler**, Friedrich Karl Adolph von, Präsident des geheimen Rathes für die Fürstenthümer Gotha und Altenburg, Kanzler, Oberfeuerdirektor und Stiftspropst zu Altenburg, wurde den 3. Juni 1751 in Kulmitsch bei Weida im Voigtlande geboren und nach dem frühen Tode seines Vaters von Hauslehrern so zweckmäßig gebildet, daß er schon in seinem 15. Jahre die Universität Jena besuchen konnte, wo er sich durch die Herausgabe von zwei Dissertationen: „De jure creditoris, mutata re oppignerata“ (1796) und „De donatione inter virum et uxorem per tertium facta, prohibita“ (1771), schon rühmlich bekannt machte und den Grad eines Doktors beider Rechte erwarb. Noch im Jahre 1771 zum Affessor bei der Landesregierung in Altenburg ernannt, gewann er bald das Vertrauen des Fürstenhauses, welches er bis zu dessen Erlöschen ungeschmälert befehlen hat und das ihm auch von Seite des neuen Herzogs Friedrich von Sachsen-Hildburghausen zu Theil wurde. Seinem regen Streben zum Wohle des Landes verdankte er im Jahre 1786 seine Erhebung zum Vizekanzler, 1794 zur Stelle eines wirklichen Kanzlers und geheimen Rathes und 1820 zum Präsidenten des geheimen Rathescollegiums in Gotha. Bei der Feier seines 50jährigen Dienstjubiläums, am 23. Oktober 1821, erhielt er von den Ständen der Fürstenthümer Gotha und Altenburg, wo er sich seit 1826 ausschließlich niederließ, die unzweifelhaftigsten Beweise der allgemeinen Achtung und Ergebenheit, wurde zugleich vom Könige von Sachsen mit dem Civilverdienstorden und vom Großherzoge von Weimar mit dem Orden des weißen Falken beehrt. (Vergleiche „Denkschrift der 50jährigen Dienstjubiläer Sr. Excell. des Herrn Friedrich Adolph v. L.“, Altenburg 1821.) Die Verdienste des Jahres 1830 veranlaßten ihn, sein Amt niederzulegen; er starb darauf den 31. Juli 1831 auf seinem Gute Falkenstein im Voigtlande. er faß 60jährigen Amtsthätigkeit zeichnete er sich durch Gerechtigkeit,



ment des Niederrheins zum Mitgliede der sogenannten *Chambre introuvable* erwählt, worin er mit der Minorität stimmte, trat 1819, von Neuem gewählt, auf die linke Seite und erklärte sich gegen die Ausnahmegeetze, stimmte aber für die neue Wahlform. Er starb den 11. Juli 1831. Sowohl als Mensch, wie auch in seinen Geschäften als Banquier, hat er sich durch Redlichkeit, Gewissenhaftigkeit und seine liberale Gesinnung die allgemeine Hochachtung erworben.

**Tugendgenie** und **Tugendkunst** sind Ausdrücke, die der Sache, welche sie bezeichnen sollen, nicht ganz angemessen sind. Man hat sie nämlich aus der Aesthetik auf die Moral übertragen, indem man meinte, daß der Tugendhafte ebenso, wie der schöne Künstler, Genie bedürfe, um seiner Aufgabe zu genügen. Es sollte nämlich Jener, als ein Tugendkünstler, das Ideal der Sittlichkeit durch seine Handlungen eben so verwirklichen, wie der Schönkünstler das Ideal der Schönheit durch seine Werke oder Leistungen zu realisiren habe. Als eine entfernte Analogie mag das immerhin gelten. Nur muß man dabei nicht folgenden wesentlichen Unterschied vergessen. Die Tugend ist ein Erzeugniß der Freiheit; es bedarf dazu bloß eines ernstlichen Entschlusses, des festen Willens, dem Gesetze der Vernunft zu gehorchen, nicht aber des Genie's, das ein bloßes Geschenk der Natur ist und mit der Sittlichkeit Nichts zu thun hat (s. Genialität). Daher lehrt auch die Erfahrung, daß diejenigen Individuen, welche die Natur auf solche Weise ausgezeichnet hat, in sittlicher Hinsicht oft auf einer sehr niedrigen Stufe und weit hinter solchen Menschen zurückstehen, an welchen sich nicht die geringste Spur von Genialität zeigt. Wenn daher Jacobi im *Woldemar* sagt: „Tugend ist eine freie Kunst“, und wie das Kunstgenie durch That der Kunst Gesetze gibt, so das sittliche Genie dem menschlichen Verhalten“ — so ist das eine sehr unphilosophische Rede. Dem menschlichen Verhalten gibt die Vernunft Gesetze, in welcher Beziehung sie eben praktisch heißt. Diese Gesetzgebung einem sittlichen oder T. zuwerfen, würde eben so viel heißen, als, sie ihrer Allgemeingültigkeit berauben, oder anderen Menschen, die unglücklicher Weise keine Genies wären, zumuthen, daß sie den Genies in ihrem Verhalten blindlings folgen sollten. Da möchten sie aber gar oft in die Sümpfe der Unsittheit gerathen. Auch ist es ein Mißbrauch des Ausdruckes, wenn derselbe Schriftsteller die Tugend eine freie Kunst nennt. Denn nicht Alles, was aus der Freiheit des Willens hervorgeht, ist darum auch eine Kunst, zu welcher allemal ein Können gehört, das nicht von bloßem Wollen abhängt; sonst müßten alle Menschen im Stande seyn, freie oder schöne Künstler zu werden. Vergleiche Kunst, auch freie und schöne Kunst.

**Tugendgesetz** ist jedes praktische Vernunftgebot, welches nicht bloß, wie das Rechtsgezet, den äußern Freiheitsgebrauch vernünftiger Wesen in ihrem Wechselverkehre regelt, um aus demselben jeden Widerstreit zu entfernen, sondern den gesammten (also auch den innern oder von der Gesinnung abhängigen) Freiheitsgebrauch dergestalt bestimmt, daß er in sich selbst durchaus einstimmig (absolut harmonisch) werde. (Vergleiche Rechtsgezet.) Wenn die Tugendgesetze Sittengesetze (*leges morales s. ethicas*) genannt werden, so ist dieser Ausdruck im engern Sinne zu nehmen. Denn im weitern (nach dem Sprachgebrauche der Alten) sind die Rechtsgesetze auch Sittengesetze, weil das Recht gleichfalls etwas Sittliches ist und sich daher auch überall in den Sitten der Menschen abspiegelt. Eben darum bezieht sich das bekannte Sprichwort: „Ländlich, sittlich“, ebensowohl auf das Rechtliche, als auf das Tugendliche im menschlichen Verhalten. — Ist nun aber vom T. e schlechweg die Rede, so versteht man darunter das höchste oder oberste, welches nach derselben engern Bedeutung des Wortes auch das höchste oder oberste Sittengesetz heißt. Dieses Gesetz, welches, wörtlich ausgedrückt, der erste Grundsatz der Tugendlehre (*principium aretologiae primum*) seyn würde, hat den Moralisten viel zu schaffen gemacht, indem sie es in einer so großen Menge von verschiedenen Formeln ausgesprochen haben, daß man ihnen sogar den Vorwurf machte, sie wüßten eigentlich gar nicht, was Tugend sei. Sieht man aber



weniger auf die Worte, als auf die Sache, so zeigt sich weit mehr Einstimmung, als man beim ersten Anblick erwarten sollte. Am kürzesten könnte man das allgemeine oder höchste L. in der Formel aussprechen: „Handle durchaus vernünftig, als Achtung gegen die Vernunft!“ Denn, was kann die Moral mehr von dem Menschen fordern? Diese Formel ließe sich dann auch leicht als Prinzip der Religionsphilosophie brauchen, um so den innigen Zusammenhang zwischen dieser u. der Moralphilosophie darzuthun. Denn man dürfte bei jener Formel nur zugleich an die absolute oder göttliche Vernunft (die Urvernunft) denken, um sich zu überzeugen, daß Tugend- und Religionslehre im Grunde ein und dasselbe Ziel vor Augen haben, weil ihr Prinzip ein gemeinschaftliches ist. Wollte man aber dieses Prinzip noch kürzer und zugleich faßlicher für den gemeinen Verstand ausdrücken, so könnte man geradezu sagen: „Folge dem Willen Gottes!“ Denn der Wille Gottes ist ja nichts Anderes, als der Ausdruck der Urvernunft, der höchsten und letzten Quelle aller Gesetze, sowohl der physischen, als der moralischen. Man kann aber freilich das oberste L. auch auf andere Weise darstellen und sich eben dadurch seines Gehaltes noch klarer und lebendiger bewußt werden. Wenn nämlich ein vernünftiges Wesen als solches handelt, so handelt es immer nach einem gewissen Grundsatz, ob es sich gleich desselben nicht stets klar und deutlich bewußt ist. Allein dieser Grundsatz ist an und für sich bloß subjektiv, d. h. das handelnde Subjekt richtet sich nur als Einzelwesen nach demselben. Ob auch andere handelnde Subjekte sich nach demselben richten können und wollen, bleibt dahingestellt. Ein solcher Grundsatz heißt eine Maxime (s. d.). So handelt der Egoist nach der Maxime: „Ich will nur für mein liebes Ich thätig seyn und daher auch die fremde Thätigkeit meinen eigenen Absichten unterwerfen,“ oder mit anderen Worten: „Ich will mich selbst als einzigen und höchsten Zweck und folglich alle Andern als bloße Mittel für mich betrachten und behandeln. Ein praktischer Grundsatz dieser Art hat offenbar nur das Gepräge der Subjektivität und Individualität. Denn, wenn ihn auch Mehrere zugleich befolgten, so würde er doch nur für Jeder insbesondere gelten und sie daher auch in der Anwendung auf's Leben tugendblich in Widerstreit mit einander und sogar mit sich selbst versetzen, weil jeder von dem Andern nicht als bloßes Mittel, sondern als Zweck betrachtet und behandelt seyn wollte, mithin Jeder die Maxime des Andern und insofern auch seine eigene verwerfe. Wenn dagegen Alle die Maxime annehmen: „Behandle die Menschheit überall (in Andern sowohl, als in dir selbst) nicht als bloßes Mittel, sondern stets zugleich als Zweck!“ so würden sie in der Anwendung derselben auf das Leben nie mit einander und auch nicht mit sich selbst in Widerstreit fallen. Denn, sie würden immer Dasselbe wollen; der individuelle Wille würde stets mit dem allgemeinen einstimmen. Der Grundsatz, nach welchem sie handeln, würde sich also populär auch in der bekannten Formel ausdrücken lassen: Was du nicht willst, daß Andere thun sollen, das thue du auch nicht!“ oder positiv ausgedrückt: „Was du willst, daß Andere thun sollen, das thue du auch!“ Es ist merkwürdig, daß diese Formel sich nicht bloß in unseren Religionsurkunden Job. 4, 16 und Matth. 7, 12 findet, sondern auch in einem alten sinesischen Buche, welches Abel Remusat in einer französischen Uebersetzung bekannt gemacht hat unter dem Titel: L'invariable milieu, chap. XIII, §. 3; s. dessen Notices des manuscrits, Paris 1818, Bb. 2. — Man sieht hieraus, daß sich der gesunde Menschenverstand überall auf gleiche Weise ausdrückt.) — Ein solcher Grundsatz wäre dann nicht mehr eine bloße Maxime, sondern ein wirkliches Gesetz u. zwar ein sittliches. Ein solches Gesetz ist nämlich ein objektiver Grundsatz, nach welchem sich eine Mehrheit von Handelnden richten soll. Je größer nun die Mehrheit ist, für welche das Gesetz gilt, oder verbindliche Kraft hat, desto umfassender ist es auch. Allgemein aber ist es, wenn es für alle vernünftigen Wesen gilt, daß sich jedes Individuum, in welchem die Vernunft sich wirksam zeigt, bei seinen Handlungen darnach richten kann und soll. Hat nun ein Individuum eine gewisse Maxime, so wird er, wenn er sittlich ge-

handeln will, sich fragen müssen: „Handelst du auch so, daß alle vernünftigen Wesen auf dieselbe Weise handeln können? Ist die Maxime deines eignen Willens in diesem Falle so beschaffen, daß sie als allgemeines Gesetz, als Pflichtgebot für alle vernünftigen Wesen aufgestellt werden könnte? Oder, bist du vielleicht, indem du nach dieser Maxime, auf diese bestimmte Weise handelst, mit dir selbst und allen Wesen, welche, wie du, vernünftig denken und wollen können, im Widerstreite begriffen? Im ersten Falle wird die Handlung eben so gewiß von allen vernünftigen Wesen gebilligt, als im zweiten gemißbilligt werden. Im ersten Falle wird sie gut, im zweiten böß heißen. Und wer immerfort, oder doch größtentheils, auf die eine oder die andere Weise handelt, wird auch selbst gut oder böß, tugendhaft oder lasterhaft genannt zu werden verdienen. Das I. kann daher auch in folgender Formel ausgesprochen werden: „Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne!“ — Bekanntlich hat Kant in seiner Kritik der praktischen Vernunft (§. 7 oder S. 54, A. 2) das oberste Sittengesetz so ausgesprochen und Viele haben dies als etwas ganz Neues betrachtet und bestritten. Allein, sobald man nicht an dem Worte klebt, sondern auf die Sache selbst sieht, so liegt derselbe Sinn in der vorhin erwähnten populären Formel der jüdischen, christlichen und sinesischen Moral. Ja, noch mehr: auch die stoische Moral, wie sie ursprünglich von Zeno gestaltet war, ging von demselben Prinzip aus. Denn nach dem Zeugnisse des Stobäus (eccl. II., p. 132, coll. 138 Heer.) sagte jener Philosoph, der Zweck alles menschlichen Strebens oder das höchste Gut (*το τελος*) sei ein durchaus einstimmiges Leben (*το ομολογουμενως ζην* = *καθ' ενα λογον και συμφωνον ζην*) und eben dies sei auch ein tugendhaftes Leben (*κατ' αρετην ζην*). Er forderte also auch von demjenigen, welcher tugendhaft leben wolle, seine Handlungsmaximen so zu nehmen, daß er selbst und alle vernünftigen Wesen stets nach demselben, als gemeinen Gesetzen, handeln könnten, weil sonst kein durchaus einstimmiges Leben möglich seyn würde. Deswegen saß auch Seneca (ep. ad Lucil. 20): *Sapientia est semper idem velle atque idem nolle, licet illam exceptionum placere, nisi rectum*. Eben darum haben auch manche neuere Moralisten mit Fichte behauptet, man könnte das oberste Sittengesetz kurzweg so ausdrücken: „Handle consequent!“ Und in der That, wenn man dabei nicht bloß an eine verhältnismäßige (relative), sondern an eine durchgängige (absolute) Consequenz der Handlungen denkt, so ist auch diese Formel nicht ganz verwerflich. Denn, wie wohl man auch von consequenten Bösewichtern spricht, so kann doch kein Bösewicht durchaus consequent handeln. Der Betrüger z. B. muß zuweilen auch ehrlich handeln, sich wenigstens so stellen, weil er sonst in tausend Fällen seinen Zweck nicht erreichen würde. Auch will er eben so wenig, als Andere, betrogen werden. Er ist also weder mit sich selbst, noch mit anderen Menschen einig, indem er seine bösen Zwecke verfolgt, mithin nicht durchaus consequent. — Indessen fand man schon im Alterthume Zeno's Formel ungenügend; man meinte, wie Stobäus (a. a. O.) weiter berichtet, sie sage zu wenig und wollte sie daher verbessern, indem man ihr Etwas zusetzte. Das Gesetz war Vielen zu formal; sie wollten ein materialeres haben. Darum fügte Kleanth, der Schüler u. Nachfolger von jenem, das Wort Natur hinzu (*το ομολογουμενως τη φυσει ζην*, *naturae conventionter vivere*). Daraus ergab sich die bekannte Formel: „Folge der Natur!“ oder: „Lebe der Natur gemäß!“ Das war aber eigentlich keine Verbesserung, sondern eine Verschlimmerung der Formel. Denn das Wort Natur (i. d.) ist so zweideutig, daß ein Wollüstling auch wohl sagen könnte, er folge der Natur, d. h. dem natürlichen Triebe. Deshalb stritten sich auch die folgenden Stoiker, von welcher Natur hier eigentlich die Rede sei: ob von der allgemeinen, oder von der besondern, der Natur des All, oder der Natur des Menschen. Da die meisten Stoiker Gott und Natur (die allgemeine) auf gewisse Weise identificiren und jene die gemeinsame Vernunft (*κοινος λογος*) nannten, so würde jene Formel

an Ende nichts Anderes sagen als: „Folge der Gottheit! Folge der gemeinsamen Vernunft!“ Dächte man aber die besondere Natur des Menschen, so entstände die neue Frage, ob die sinnliche oder sittliche, die thierische oder vernünftige Natur des Menschen gemeint sei? An jene ist wohl hier nicht zu denken, wenn man nicht den Hedonismus Aristipp's und der Cyrenaiker in die Moral einführen und dadurch den Moralismus gänzlich aufheben will. Also bleibt nur die vernünftige Natur des Menschen übrig. Und so kommen wir immer wieder auf die alte Formel zurück: „Handle durchaus vernünftig aus Achtung gegen die Vernunft!“ — Auf diese Weise ließe sich nun leicht von allen, noch so verschiedenen antiken, Formeln des höchsten Sitten- oder Jugendgesetzes zeigen, daß sie, wenn deren Urheber nur nicht ganz das Wesen der Sittlichkeit oder Tugend verkannten, ziemlich auf Eins hinauslaufen, oder doch etwas Wahres enthalten. Wir wollen aber hier nur noch einige kürzlich anführen. Wer da sagt: „Folge dem Gewissen,“ verweist uns eigentlich auch an die Vernunft, die sich eben im Gewissen offenbart, oder an den Willen Gottes, dessen Stimme das Gewissen nicht mit Unrecht heißt. — Wer aber sagt: „Folge dem sittlichen Gefühle!“ versteht entweder das Gewissen selbst darunter, oder dessen einzelne Regungen, oder wohl auch, wie manche britische Moralisten, einen besondern sittlichen Sinn (moral sense), dessen Annahme sich aber nur in so weit rechtfertigen läßt, als man darunter ein dunkles Bewußtseyn der Vernunftgesetze versteht. — Auch die Formeln: „Strebe nach Ähnlichkeit (oder, wie die Mystiker lieber sagen, Vereiniung) mit Gott!“ „Folge dem Absoluten (was denn doch nichts Anderes als das Göttliche ist)!“ „Läßt inen irdischen Beweggrund auf deinen Willen einwirken, sondern bestimme dich selbst nach absoluten Grundsätzen!“ „Handle nach Grundsätzen einer absoluten Berthgebung!“ „Fliehe das Irdische und strebe stets nach dem Himmlischen!“ „Sei immer einig mit dir selbst u. allen vernünftigen Weltwesen!“ — Auch diese Formeln werden sich leicht nach dem Bisherigen beurtheilen u. damit in Einklang bringen lassen. Was aber die sogenannten Prinzipien der Glückseligkeit und der Vollkommenheit anlangt, so verweisen wir deshalb auf die besonderen Artikel Ethik und Vollkommenheit. Hier ist im Allgemeinen über das L. nur noch Folgendes zu bemerken: 1) Ist es offenbar ein unbedingtes Pflichtgebot, oder, wie Kant sich ausdrückt, ein kategorischer Imperativ. Jede Bewegung, die man demselben beifügen möchte, würde eine Beschränkung seiner Nützlichkeit seyn; würde ihm seine höchste Würde, seine allumfassende Autorität entziehen; würde zu tausend Ausnahmen von der Regel Anlaß geben. Solche Ausnahmen macht aber der Mensch ohnehin genug, indem er gern dem sinnlichen Triebe folgt und daher den Verstand zu Hülfe ruft, um gegen die unbedingte Forderung des Gesetzes zu klügeln, d. h. sie in eine bloß bedingte zu verwandeln: die Vernunft kann aber dies nicht billigen und darum soll auch der Philosoph als Moralist (die über das Gute und Böse philosophirende Vernunft) dies nicht thun. Sonst autorisirt er selbst die Menschen zum Ungehorsam gegen das Gesetz, der zerstört das unbeschränkte, Achtung gebietende Wort der heiligen Schrift: Du sollst! — 2) Ist jenes Gesetz eben darum ein reines und darum bloß formales Prinzip der Tugendlehre. Denn es geht unmittelbar aus der gesetzgebenden oder praktischen Vernunft hervor, ohne Rücksicht auf den erfahrungsmäßigen Stoff menschlicher Handlungen, oder die im wechselvollen Leben gegebenen Gegenstände unsers Strebens und Wollens. Denn diese sind unendlich mannigfaltig und lassen sich durch keine allgemeine Formel umfassen, wie man auch dieselbe gestalten möchte. Ein empirisches und materiales Prinzip kann daher gar nicht die Spitze der Tugendlehre gestellt werden. Solche Prinzipien auszumitteln, ist Aufgabe der nachfolgenden Entwicklung des Prinzips in der Wissenschaft selbst, während im angewandten Theile derselben, der sogenannten anthropologischen Moral: Denn diese hat das reine und formale L. auf die im menschlichen Leben gegebenen Gegenstände unsers Strebens und Wollens zu beziehen und die dem erfahrungsmäßigen Stoff menschlicher Handlungen an

entstehen dann gar viele empirische und materiale Pflichtgebote oder *L.e.*, die in Collisionfällen auch gewisse Beschränkungen erleiden können. Aber sie sind erst Folgerungen aus jenem Principe, welche der durch Erfahrung befruchtete Verstand daraus ableitet; wo dann auch jene Fälle zu entscheiden sind, weil sie immer nur aus der Anwendung des Gesetzes auf besondere Gegenstände entstehen (s. Collision). Wer demnach sagt, jenes Gesetz sei zu inhaltsleer oder gehaltlos, weil es nicht auch zugleich den Stoff des Handelns darbiete, sondern eine bloße Handlungsweise bezeichne, der bedenkt nicht, daß das oberste Sitten- oder Tugendgesetz eben nichts Anderes seyn soll, als eine Norm, Regel oder Richtschnur für alle Handlungen, ihr Stoff sei, woher er wolle. Daher läßt sich auch gar nicht denken, daß etwa die vernünftigen Nordbewohner ein anderes Moralprinzip, als die Menschen haben müßten, weil sie vielleicht ganz andre Gegenstände des Strebens und Wollens, mithin auch einen andern Handlungsstoff haben. Oder soll es etwa so viel Moralprinzipien geben, als es Weltkörper im unendlichen Raume gibt? Wo bliebe denn da die Idee einer sittlichen Weltordnung, deren Verwirklichung die Aufgabe aller vernünftiger Weltwesen ist! —

Tychsen, Olof Gerhard, ein berühmter Orientalist, ward zu Tongern im Schleswig'schen am 14. Dezember 1734 geboren und war der Sohn eines armen Schneiders, in dessen Hause er eine fast pietistische Erziehung erhielt, während er auf der lateinischen Schule seiner Vaterstadt Unterricht in den höheren Wissenschaften erhielt. Bei der Armuth seines Vaters hätte er den Wunsch, zu studiren, nicht befriedigen können, hätte ihm nicht ein angesehenener Mann eine Freistelle auf dem Gymnasium zu Altona verschafft. Hier ward seine Neigung zu den orientalischen Sprachen entschieden und bei einem Oerrabiner erwarb er sich hier schon genaue Kenntniß des Rabbinischen u. Jüdisch-Deutschen. So bezog er 1756 die Universität Halle, ward hier bald als Lehrer am Waisenhause angestellt u. 1759 von Dr. Gallenberg wegen seiner Kenntnisse und Frömmigkeit zum Judenbelehrer bestimmt. Er bereiste nun mit einem Gehülfen Norddeutschland und Dänemark, kehrte aber nach schwachem Erfolge und großen Mühseligkeiten im Januar 1760 nach Halle zurück u. war eben so wenig glücklich auf einer zweiten Reise, erhielt jedoch 1760 den Ruf als Lehrer der orientalischen Sprachen an die Universität zu Wüßow, deren ordentlicher Professor er 1763 wurde. 1789 ward er als Professor u. Oberbibliothekar nach Moskau versetzt, wo er 1810 bei seinem 50jährigen Dienstjubiläum zum Kanzleirathe und Doktor der Theologie und Jurisprudenz ernannt ward und am 30. Dezember 1815 starb. — T. besaß eine ungemeine Gelehrsamkeit, besonders im Rabbinischen und Jüdisch-Deutschen und ward deshalb in allen darauf bezüglichen Gegenständen von Nah und Fern um Rath gefragt, den er mit großer Uneigennützigkeit und Dienstfertigkeit ertheilte. Aber sein Mangel an Geschmack, seine finstere theologische Denkart und sein schwach aufstrebender Geist, gepaart mit einer großen Eitelkeit und Prahlsucht, ließen ihn weniger leisten, als man hätte erwarten können. Doch hat er durch seinen Sammlerfleiß der Wissenschaft die erspriesslichsten Dienste geleistet, während er bei tieferen Untersuchungen oft auf die abenteuerlichsten Behauptungen gerieth; er hat ferner die semitische Palaeographie in Deutschland erst begründet durch seinen Widerspruch gegen Kennikott sodann den Weg zu festern Grundsätzen in der alttestamentlichen Kritik gebahnt und auch für die arabische Münzkunde vielfach nützlich gewirkt. Sein Ruf war so groß, daß die berühmtesten Gelehrten seines Faches durch ganz Europa mit ihm in Briefwechsel traten; er ließ sich aber durch den literarischen Betrüger Joseph Bella zu Palermo wegen einigen angeblich aufgefundenen wichtigen arabischen Handschriften, unter diesen einer vollständigen arabischen Uebersetzung des ganzen Livius, täuschen. Die Zahl seiner Schriften ist groß; diese sind sämmtlich aufgeführt in A. Th. Hartmann's „D. O. Tychsen oder Wanderungen durch mannigfaltigen Gebilde der biblisch-asiatischen Literatur“ (Bremen 1818 — 20, 3.).

## II.

Nebel ist nicht einerlei mit böß, obgleich im Griechischen und Lateinischen beides mit demselben Worte (*κακον*, *malum*) bezeichnet wird. Im Deutschen unterscheiden wir daher das natürliche U. (*malum physicum*) u. das sittliche U. (*malum morale*) und nennen, wenn wir genau sprechen, dieses allein das Böße. Da nun von diesem schon in einem besondern Artikel dieses Werkes Bd. 2. gehandelt worden, so verweisen wir auf denselben und fügen nur noch einige Bemerkungen über das U. der ersten Art bei. Es heißt nämlich darum natürlich oder physisch, weil es betrachtet wird als blos von der Wirksamkeit der Natur abhängig, also nicht aus der Freiheit des menschlichen Willens hervorzehend. Nun ist zuvörderst offenbar, daß wir dieses U. blos nach unserer Empfindung schätzen; denn wir nennen nur dasjenige so, was von uns unangenehm empfunden wird, was irgend ein Mißvergnügen oder im höheren Grade einen Schmerz in uns erregt. Das kann aber nicht nur für Andere, sondern am Ende für uns selbst sehr wohlthätig seyn, mithin wieder angenehme Empfindungen, Vergnügen und Freude zur Folge haben. Es ist also hier Alles relativ; es gibt kein absolutes U. in der Welt; wenigstens kann das physische nicht dafür erklärt werden. Denn selbst der Tod, welcher gewöhnlich als das höchste U. dieser Art angesehen wird, ist nur etwas Relatives, eine Auflösung des individualen Lebens, wodurch das allgemeine Leben in der Natur nicht aufgehoben wird. Daher kann auch der Tod unter gewissen Umständen dem Menschen gleichgültig, oder sogar wünschenswerth seyn, daß er sich ordentlich darnach sehnt und am Ende wohl gar ihn sich selbst gibt. Verlangt also Jemand, daß kein U. in der Welt sei, so verlangt er eigentlich, daß es in der Natur keine lebenden und empfindenden Einzelwesen geben solle. Denn sobald wir diese sehen, müssen wir sie auch den Einwirkungen der Außenwelt dargelegt denken, daß sie von derselben unangenehm berührt werden können. Daher meinten auch einige indische Philosophen, das höchste Gut sei eigentlich eine völlige Unempfindlichkeit oder absolute Indolenz. Und die, welche im Nichtsthun (*dem dolce far niente*) ihre Glückseligkeit suchen, denken im Grunde eben so. Denn sie sehen wohl ein, daß, sobald der Mensch etwas thut oder nach außen wirkt, er sich einer Gegenwirkung aussetzt, die ihn mehr oder weniger in seiner Thätigkeit hemmt, mithin seine Beschränktheit auf eine bald mehr, bald weniger empfindliche Weise fühlen läßt. Es ist aber auch das U. ein nothwendiges Reizmittel zur Thätigkeit. Denn, wenn uns auch nicht Hunger und Durst und andere, mehr oder weniger schmerzhaft, Empfindungen zur Thätigkeit nöthigten, so würden wir bald die Hände in den Schooß legen. An Entwicklung und Ausbildung unserer Kräfte, an Cultur, an Kunst und Wissenschaft, an höhere Geselligkeit im häuslichen, bürgerlichen und kirchlichen Leben wäre dann gar nicht zu denken. Dann würde sich aber die Anlage zur Sittlichkeit nicht in uns entfalten können. Freilich entspringen daraus wieder eine Menge von neuen Uebeln, welche das bloße Thier und der demselben noch nahe stehende Naturmensch gar nicht kennt. Wollten wir aber darüber Klage führen, so müßten wir uns selbst anklagen. Denn das U., welches uns die Natur zufügt, ist weit geringer, als das, welches die Menschen einander selbst zufügen. Auf diese Art wird also das moralische U. (das von uns selbst verschuldete Böße) mit einer reichhaltigen Quelle des physischen U.s. Diese Quelle zu verstopfen, hängt von unserem Willen ab. Und wollten wir nur unsere geistigen Kräfte nicht anstrengen, so würde viel anderes U. wegsallen, da die

feren Zwecken unterwirft, wenn wir es recht anfangen. — Als Strafe der Sünde läßt sich das physische U. nur insofern betrachten, als es zum Theil eine Folge des moralischen ist. Dagegen läßt sich auf dem religiösen Standpunkte jenes U. indogefammt als ein Erziehungsmittel für den Menschen in der Hand Gottes ansehen, nach dem Spruche: „Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er“, oder: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge — also auch das physische U. — zum Besten dienen.“ — Uebrigens vergleiche ausser den Schriften, welche bereits in den Artikeln: böss, Optimismus und Theodicee, angeführt worden, noch folgende: Schwab, De permissione mali divinis perfectionibus non refragante, Alms 1786, 8.; Blessing's versuchter Beweis von der Nothwendigkeit des U.s und der Schmerzen bei fühlenden und vernünftigen Geschöpfen, Dessau 1783, 8.; Billoume, Von dem Ursprunge und den Absichten des U.s, Leipzig 1785 — 87, 3 Bde., 8.; Weishaupt's Apologie des Risivergnügens und des U.s, Regensburg 1787, 2 Theile, 8., 2. Ausgabe 1790. — Nach den Ansichten des neuern Pantheismus wird das physische sowohl, als das moralische U. erklärt in Bläsche's Schrift: Das Böse im Einklange mit der Weltordnung dargestellt, oder: Neuer Versuch über den Ursprung, die Bedeutung, die Gesetze und Verwandtschaften des U.s, Leipzig 1827, 8. — Bemerkenswerth ist auch noch folgende Schrift von Schelling: Antiquissimi de primo malorum humanorum origine philosophomati (Genes. c. 3.) explicandi tentamen criticum et philosophicum, Tübingen 1792, 4.

Ueberraschend heißt, was so plötzlich über uns kommt, daß wir es nicht voraussehen oder erwarten konnten. Das U.e findet daher nicht blos im Leben, sondern auch im Gebiete der Wissenschaft und Kunst statt. In der Wissenschaft wird der menschliche Geist zuweilen von Erfindungen und Entdeckungen überrascht, indem ihm plötzlich ein Licht aufgeht oder Etwas einfällt, was ihm Aufschluß über Dinge gibt, die er lange vergeblich zu erforschen suchte. So soll Newton von seinem Gravitationsystem überrascht worden seyn, als er, unter einem Baume liegend, einen Apfel von demselben herabfallen sah; ebenso Archimedes von der Auflösung eines mathematischen Problems, als er in eine Badewanne fleg und sein Körper einen Theil des Wassers daraus verdrängte, weshalb er mit dem freudigen Ausrufe: *εὕρηκα! εὕρηκα!* wieder herausprang, um seinen glücklichen Fund der Welt zu verkündigen. Diese Art der Ueberraschung mag wohl auch Anlaß gegeben haben, daß man gewisse Gedanken, Empfindungen oder Einfälle einer höhern Eingebung oder übernatürlichen Einwirkung auf den menschlichen Geist zuschrieb, ob man gleich, wenn man alle vorausgegangenen Thatsachen des Bewußtseyns in ununterbrochener Reihenfolge hätte überschauen können, den natürlichen Ursprung jener, als des Endergebnisses von diesen, bald erkannt haben würde. — Im Gebiete der Kunst verdanken viele Werke den großen Eindruck, welchen sie bei ihrer ersten Erscheinung machen, hauptsächlich dem Umstande, daß wir durch das Neue, Ungewöhnliche oder Wunderbare, was sie uns zur Anschauung darbieten, überrascht werden. Haben sie jedoch keinen tiefern Gehalt, so verliert sich auch jene Wirkung bald wieder. Das allzustrebare Streben nach solchen Effekten (z. B. in der dramatischen Kunst durch sogenannte coups de théâtre) ist daher fehlerhaft und hat schon manchen Künstler um seinen Ruhm gebracht. An der Erscheinung des Lächerlichen hat die Ueberraschung gleichfalls bedeutenden Antheil (s. Lachen). Im Leben wird das U.e vornämlich dann geliebt, wenn es etwas Erfreuliches ist. Daher suchen Freunde und Geliebte einander durch Beweise des Wohlwollens gern zu überraschen. Indessen kann das U.e so schreckhaft werden, daß es schädlich, oder wohl gar tödtlich auf uns einwirkt. So ward eine arme Schwester Leibnizens vom Schlage gerührt, als sie von dem bedeutenden Nachlasse jenes Philosophen, der sonst keine Erben hinterlassen hatte, überrascht wurde. Das sogenannte Ueberraschungssystem, welchem Manche sehr ergeben sind, soll daher im Leben nicht minder, als in der Kunst, nur mit Besonnenheit angewandt werden. Ja, selbst im Kriege fordert dies die Klugheit, weil man sonst

nicht vom Feinde in der Flanke, oder gar im Rücken überrascht wird, während man ihn in der Fronte überraschen wollte. — Vom Tode überrascht zu werden, alten Manche für ein großes Unglück, in der Meinung, der Mensch könne sich am nicht so, wie auf dem Krankenbette, noch bekehren. Da aber solche Befehungen doch in der Regel keinen hohen Werth haben und die Todesangst dabei sehr zu wirken pflegt, als die wahre Buße, so halten wir aus diesem Grunde einen schnellen Tod für kein besonderes Unglück. Doch wollen wir ihn auch nicht gerade unter allen Umständen für wünschenswerth erklären und es daher gern einer höhern Fügung überlassen, ob uns der allweise Gott mit einem plötzlichen Tode überraschen will, oder nicht. Und da es eine der ersten Lehren des Christenthums ist, daß unser Leben eine beständige Meditation des Todes sei: so kann der Christ eigentlich nie vom Tode überrascht werden, wenigstens nicht in der Art, daß ihn der Tod unvorbereitet fände.

Uthlich, geboren am 27. Februar 1799 in Köthen, war das einzige Kind seiner Eltern, die lange Zeit in einer Gold- und Silberwaarenfabrik die Aussicht geführt hatten und später von einer Pension lebten. Mit 18 Jahren bezog er die Hochschule Halle, wo damals Wegscheider den Samen des Rationalismus streute. U. war einer der eifrigsten Schüler dieses „Theologen“. Noch war das Triennium nicht ganz verfloßen, als U. von Halle schied, um in Köthen bei einem Hofbeamten eine Hauslehrerstelle anzunehmen. Er verweilte in diesem Hause bis 1824, der auch sonst als Volksschullehrer und Prediger vielfach thätig, wobei er Gelegenheit fand, sich auch mit der orthodox-protestantischen Richtung bekannt zu machen, ohne jedoch dem Rationalismus untreu zu werden. 1824 wurde er in dem Dorfe Diebzig bei Alten als Pfarrer angestellt, wo er jedoch nicht zufrieden war; die Ungnade seines Landesfürsten hatte er sich durch eine, in den Landesblätter aufgenommenen, Lebensbeschreibung des Fürsten Wolfgang von Anhalt, eines eifrig-protestantischen Fürsten, der das Augsburger Bekenntniß einer der ersten unterzeichnete und dem Protestantismus später sogar die Regierung seines Landes zum Opfer brachte, zugezogen. Das Leben dieses Fürsten veröffentlichte nun U. gerade zur Zeit, als der Uebertritt seines damaligen Fürsten zur katholischen Kirche erkannt wurde. Er wurde bei mehreren Beförderungen übergangen. Was ihn aber in Köthen mißlieblich machte, empfahl ihn im benachbarten Preußen, dessen Regierung ihm die einträgliche Pfarrstelle von Bommelte und Helgeleben übertrug, die er von 1829 — 45 bekleidete. Eine Reihe von Jahren hindurch trat er nur selten und dann unbeachtet in Zeitschriften als Schriftsteller auf. Erst im Sinentenischen Streite trat er aus seinem Dunkel hervor. Pfarrer Sintenis hatte einen Aufsatz gegen die Anbetung Christi veröffentlicht und war deswegen mit Absetzung bedroht worden. Die Rationalisten, hiedurch gewarnt, begannen nun, sich zu organisiren. U. entwarf den Plan zu ihren zeitweiligen Zusammenkünften und veranlaßte am 29. Juni 1841 die Versammlung der rationalistischen Geistlichen zu Gradau, der erste Keim der „protestantischen Freunde“. Bei dieser, wie bei den folgenden, von Tausenden besuchten, Versammlungen führte U. den Vorküh. Die religiösen Ansichten, welche er in seinem „Büchlein vom Reiche Gottes“ (Magdeburg 1841) entwickelt, mögen wohl im Ganzen die seiner Genossen seyn. Die Hauptsätze sind folgende: „Der Mensch ist von Anfang weder gut, noch böse, er ist die Wirkung von zwei Kräften unterthan, dem aufwärts treibenden Ringen der Seele, dem Walten der sinnlichen Triebe. Gewährt er einem der letzteren die Herrschaft, so ist er der Sünde verfallen; folgt er dem höhern Zuge, so wird er weiser und besser, kommt Gott näher. Der Schöpfer erbarmt sich dieses schweren Kampfes der Sterblichen, indem er ihnen Helfer sendet, um sie auf den rechten Weg zu leiten. Der edelste dieser Helfer, der sich als der Mensch darstellt, wie alle seyn sollen, war Jesus. Sein Wesen läßt sich nicht in einen Begriff fassen, denn es ist etwas Geheimnißvolles an ihm. (Also doch!) Er ist der Helfer, jeder wird sein Sehnen befriedigt finden, der sich an ihn hält. Sein Reich ist die Welt ist das Himmelreich, das er auf Erden gestiftet, die Vereinten

Menschen unter ihm, um weise, gut und selig zu werden. Die Taufe ist die Aufnahme in das Reich Jesu; das Abendmahl, das eingesezte Zeichen des Bundes, vertritt die Stelle leiblicher Anschauung des Hellands, die Beichte ist die Vorbereitung dazu. Die Bibel enthält Gottes Wort; der in ihr wohnende Geist entscheidet, nicht der Buchstabe. Jesus ist der sichere Führer, der starke Erliher, der heilige Verdhner, der Herr u. Hellant des Frommen, sein Leben, sein Ein u. Alles. Jesus führt zu Gott dem Vater, dessen reinstes Bild er ist. Der heilige Geist ist das, was von Gott in unsere Seele fließt, mit ihr Eins wird. Das Reich Jesu ist immer von ihm durchdrungen, seine Erweisung sind gute Früchte, sein Gebelhen ist nur bei Freiheit möglich. Der Glaube macht selig: von ihm kommt die rechte Gestinnung, die aber den Werth der Menschen allein entscheidet; von ihm kommt Frömmigkeit, Liebe und Herzensreinheit. Jesus verbürgt auch dem bereuenden Sünder Vergebung durch seinen Beruf als Erlöser, durch seinen Opfertod für ein Geschlecht, das es nicht um ihn verdient hatte. Das Leben ist unsere Schule für das Himmelreich. Jesus ist Zeuge des ewigen Lebens.“ U. entfaltete eine außerordentliche Thätigkeit für die Sache des Lichtfreundthums. In einer einzigen Woche wohnte er Versammlungen bei in Wittenberg, Berlin, Breslau, Liegnitz, Landshut, Görlitz und Dresden und war in den nächsten acht Tagen thätig in Pommelte, Leipzig, Zwickau und Halle. Die Regierungen verboten, indessen nach wenigen Jahren diese öffentlichen Versammlungen und von seiner gefälligen Behörde erhielt U. die Weisung, den Umkreis seiner Parochie nicht zu überschreiten. Bald darauf wurde er indessen von einer Gemeinde der durchweg rationalistischn Stadt Magdeburg zum Prediger gewählt. Nun erstreckte sich ihm auch eine politische Laufbahn, indem er zum Mitgliede der preussischn constituirenden Versammlung gewählt wurde. Deren Linken und zuletzt auch der Steuerverweigerern angehörig, zeichnete er sich als Abgeordneter nur durch einige unpraktische und nebelhafte Vorschläge aus, unter denen der bekannteste — der erste Schritt zum schmählischen Untergange der Versammlung — sein Antrag vom 15. Juni: die Versammlung möge beschließen, daß sie keines Schutzes Bewaffneter bedürfe und sich unter dem Schutze der Berliner Bevölkerung stelle. U. ist Hauptmitarbeiter der „Blätter für christliche Erbauung von protestantischen Freunden“. Er schrieb ferner „Die protestantischen Freunde, Sendschreiben an die Christen des deutschen Volks“, Dessau 1845; „U. s. Bekenntnisse“, 3. Auflage, Leipzig 1845; „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“, Leipzig 1845; „Ansprache an die protestantischen Freunde auf der Asse im Lande Braunschweig“, Wolfenbüttel 1845. U. hat nächst Wislicenus und Professor König am meisten in der Neuzeit zur Zersezung u. Selbstaufösung des Protestantismus beigetragen.

Figuren, ein altes Volk Hochasiens, dasselbe war früher Gegenstand vielfach verschiedener Meinungen; man hielt sie besonders für einen finnischen Volksstamm und brachte verschiedene ähnlich klingende Benennungen alter u. russischer Schriftsteller mit ihnen in Verbindung und fand sogar die Ungarn in ihnen wieder. — Neuere Untersuchungen haben jedoch gezeigt, daß sie rein türkischen Stammes sind und den Stamm der sogenannten Osttürken bilden, welche noch zerstreut in der Bucharei, Songarei, Sifan, Lurfan ic. unter Kirgisen und Kalmücken wohnen; doch ist der Name U. selbst verschwunden. — Ihre Sprache ist gewissermassen als Stammsprache der türkischen zu betrachten und dient sehr gut zur Erklärung vieler Erscheinungen in derselben. Vgl. Klaproth, „Reisen in den Kaukasus“ (2. Thl., S. 481 ff.) und „Ueber Sprache und Schrift der U.“ (Halle 1813, 8.).

\* Ufsias. Eine zweite, weniger wichtige Handschrift (Cod. Carolinus) befindet sich zu Braunschweig. Ausgaben haben wir von Fr. Junius, Dortrecht 1665 und Amsterdam 1684; (G. Stiernhelm), Stochholm 1671, 4.; G. Eye, Dröb 1750, Fol.; F. A. Mittel (aus dem Cod. Carol.), Braunschweig 1761, 4.; Ihre, Upsala 1763, 4.; J. Chr. Zahn, Weiffensfels 1805, 4.; J. Gaugengigl, Zffau 1848, 2. A. 1849; am vollständigsten von Gabelentz u. Loebe, 1836 f.



Proben in den Lehrbüchern von Zeune, Ziemann, Bischof, Frommann, Wadergel, Kehrlein.

Ulrich, Anton, Herzog von Braunschweig, einer der gebildetesten Fürsten seiner Zeit, am 4. Oktober 1633 zu Hildesheim im Lüneburgischen geboren, zeigte von sehr frühe eine seltene Liebe zu den Wissenschaften und besog, nachdem er unter seinen Lehrern, Fr. v. Kramm und dem in der deutschen Literatur bekannten G. Schottel, treffliche Vorstudien gemacht hatte, die Universität Helmstädt, wo sich der Theologie u. der Poesie widmete. Seine Kenntnisse suchte er auf einer Reise durch Deutschland, Holland, Frankreich und Italien immer mehr zu erweitern und nahm nach seiner Zurückkunft an der Landesverwaltung thätigen Antheil. Nach dem Tode seines Bruders, des regierenden Fürsten Rudolph August (1704), ward er Regent des braunschweig-wolfenbüttel'schen Landes und trat 1710 mit seiner Person zur katholischen Kirche über, ohne jedoch seine Unterthanen in der Ausübung der protestantischen Religion im Geringsten zu beschränken. Er starb am 27. März 1714 und hinterließ den Ruhm eines eben so guten und einsichtsvollen Fürsten, als eines freigebigen Gönners und Beförderers der Künste und Wissenschaften. Als Dichter gehört Anton U. zu der Schule Hoffmannswaldau's, vermied aber die, diesem Dichter eigene, Witzerei und unsittliche Selbstverwirrung. In Gedankenleere und wässeriger, gedehnter Darstellung scheint er ihn jedoch überbieten zu haben. Seine geistlichen Poeten: „Kurfürstliches David's Harffenspiel“, Nürnberg 1667, 8., Wolfenbüttel 1670, 8., wurden, obschon sie sich nicht über das Gewöhnliche erhoben, in viele Gesangbücher aufgenommen. Seine Romane: „Die durchlauchtige Syrerin Aramena“, Nürnberg. 1669 u. 1678, 5 Thle., umgearbeitet von S. Albrecht, Berlin 1782—86, 3 Thle., 8. und „Octavia, mische Geschichte“, Nürnberg. 1687—1707, 8 Thle., 8., neue Ausgabe, Braunschweig 1712, 6 Thle., 8., fanden zu ihrer Zeit zahllose Leser und gelten als schöpferische Fundgrube wahrer Weltklugheit. An Erfindungsgeist fehlte es dem Verfasser nicht; die Geschichte ist aber bis zur Unleidlichkeit gedehnt und die Charaktere bleiben schon beschweben, weil die Denkart und die Sitten verschiedener Zeiten in einer damals beliebten, pretiosen Flachheit vermischt sind, ohne alle Individualität, matt und trocken. Dem Styl fehlt es an Kraft und Bestimmtheit; die Sprache ist ziemlich rein, aber höchst altväterisch. U.'s Singspiele und dramatische Gelegenheitsgedichte übergehen wir mit Stillschweigen, da sie längst aus dem Andenken der Lesewelt verschwunden sind.

Ulrich, Johann August Heinrich, geboren 1746 zu Rudolstadt und gestorben 1813 zu Jena als ordentlicher Professor der Philosophie und Sachsen-oburgischer Hofrath, wie auch Sachsen-Gothaischer geheimer Hofrath, gehört zu den deutschen Eklektikern in der Periode zwischen Leibnitz und Kant, sich mehr jenem hinneigend und daher auch diesen bestrittend. — Seine vorzüglichsten Schriften sind: *Notio certitudinis magis evoluta et ad praescientiam futurorum contingentium et mediam accommodata*, P. I.—III., Jena 1766—67, 4. — Von der Beschaffenheit und dem Nutzen einer Encyclopädie in den Wissenschaften und insbesondere in der Philosophie, Jena 1769, 8.; Erster Umriss einer Anleitung zu den philosophischen Wissenschaften, Jena 1772—76, 2 Thle., 8.; *Initia philosophiae iusti*, Jena 1781, 8., wiederholt mit dem Beisatze: *s. juris naturae, socialis et gentium*, ed. partis generalis III., specialis II., auctior et correctior, Jena selbst 1789, 8.; *Eleutheriologie oder über Freiheit und Nothwendigkeit*, Jena 1788, 8.; *Einleitung zur Moral*, Jena 1789, 8. Auch hat er Mehreres in fremden Sprachen übersetzt.

Ung Beg (großer Fürst), Beherrscher der Mongolen, hieß eigentlich *Murimac* Laratal, war der Enkel Timur's und ward 1393 geboren. Schon 1407 bezog ihm sein Vater Schahroch die Verwaltung von Cherasan, Rasendgran und Maweralnahr; er schlug seine Residenz in Samarland auf und regierte weniger durch Milde und Gerechtigkeitsliebe, als durch seine

ßen und Wissenschaften aus, so daß sein Hof der Mittelpunkt aller Gelehrsamkeit Hochastens ward und ihm der Titel u. Beg beigelegt ward, unter dem er allein bekannt geworden ist. Vorzüglich liebte er die mathematischen Wissenschaften, errichtete in Samarkand eine große Sternwarte, deren Leitung er den berühmtesten Astronomen seiner Zeit übertrug, ließ zum Behufe astronomischer Beobachtungen einen großen Quadranten verfertigen und war bei der Entwerfung seiner berühmten Sternafel (1437) selbst sehr thätig; auch errichtete er zu Samarkand eine berühmte Universität, welche lange Zeit für die ausgezeichneteste des Islams galt. Seit 1446 war er Beherrscher des ganzen Reiches seines Vaters; doch empörte sich 1449 sein Sohn Abdollatif gegen ihn, besiegte ihn und ließ ihn erdrosseln. Die astronomischen Tafeln sind herausgegeben worden von Thomas Hyde, Oxford 1665, persisch u. lateinisch, mit Commentar. Eben so ist ein ihm zugeschriebenes Geschichtswerk von J. Grävius herausgegeben worden (1656).

\* Ungarn. (Die ungarische Revolution.) Es gehörte eben kein besonderer politischer Scharfblick dazu, um vorauszusehen, daß die Pariser Februarrevolution von 1848 sich auch nach u. fortpflanzen werde, wo des Jünderkoffes genug aufgehäuft lag. Seit Jahrzehenden bereits arbeitete dort die Opposition, erst heimlich dann offener, an der Magyarisirung des Landes, u. es bedurfte nur eines gewandten Führers, um die vorbereiteten Streitmassen in Bewegung zu setzen. Ein solcher fand sich bald genug in der Person Kossuth's (s. d.). Dieser Mann, wie ihn ein Augenzeuge der Revolution charakterisirt, an Ehrgeiz ein Catilina, an Schwungsucht ein Guise, an Verebsamkeit ein Demosthenes, wenigstens für magyarisirte Ohren, kannte die Schwachheiten und Leidenschaften seiner Nation hinlänglich, um selbe als Triebfedern benutzen zu können, und war ganz dazu gemacht, den Leitmann und Bannerträger einer revolutionären Bewegung abzugeben. Seine Wahl zum Reichstagsdeputirten für das Pesther Komitat im Jahre 1848 öffnete ihm den Zutritt zu der Bühne, auf welcher er von da an seine weltgeschichtliche Rolle spielte. Schon nach wenigen Sitzungen hatte er die Zügel der Opposition in seiner Hand. Der Umsturz in Frankreich ließ ihn nur zu bald die Larve der Mäßigung abwerfen, die er Anfangs vorgenommen hatte, u. kaum war die Kunde von den Pariser Ereignissen im Lande erschollen, so trat Kossuth im Reichstage mit einer fulminanten Rede gegen das Wiener Cabinet auf. Diese Rede war der Fehdehandschuh, den die Magyaren dem Hause Oesterreich hinwarfen. Der Aufstand der Wiener am 13. März brachte auch in u. die Dinge zum Ausbruch. Zwei Tage später, am 15. März, bemächtigten sich zu Pesth die Studenten und Juraten einer Presse und ließen eine Proklamation drucken, in welcher sie nachstehende zwölf Punkte als die Wünsche des Volkes erklärten: 1) Wir verlangen Pressfreiheit und die Vernichtung der Censur; 2) ein verantwortliches Ministerium; 3) jährlichen Landtag in Pesth; 4) Gleichheit vor dem Gesetze in religiöser und bürgerlicher Hinsicht; 5) Nationalgarde; 6) gleiche Theilnehmung an den Lasten, wir steuern Alle gleich; 7) die Aufhebung der Urbarialgesetze; 8) Geschworenengerichte; 9) eine Nationalbank; 10) das Militär beschwöre die Konstitution, unsere Soldaten schleppe man nicht mehr in's Ausland, die ausländischen, fremden schaffe man weg; 11) die politischen Staatsgefangenen sollen freigelassen werden; 12) Union, Verbindung Siebenbürgens mit u. Die auf dem Rathhause versammelten Väter der Stadt wurden urgirt, durch eine Kommission das allgemeine Verlangen dem Könige unterzubreiten, und damit von vorne herein Alles genau nach dem Musterbilde einer perfecten Revolution geschehe, trat ein Sicherheitsausschuß zusammen, ward die Bürgergarde verstärkt und mit den Nationalfarben ausgestattet. Die bewaffnete Macht hielt sich bei diesen Demonstrationen gänzlich passiv, sich nach dem Verhalten der Regierung bei den Wiener Ereignissen richtend. Sie schritt sogar nicht ein, als der Schriftsteller Stancsics, einer der überspanntesten Demokraten, aus dem Staatsgefängnisse zu Ofen befreit und im Triumphe nach Pesth herübergebracht wurde. Abends waren, um den Volksfest zu feiern, die beiden Schwesterstädte festlich erleuchtet. Inzwischen war eine

eichsdeputation, der sich viele ungarische Jugend mit obligater Zuthat von At-  
 a's u. Schleppläbeln angeschlossen hatte, nach Wien abgegangen u. am 18. März  
 rt angekommen, von den Bürgern freudetrunken empfangen, die nun damals  
 mal die Karotte hatten, Oesterreich in die Luft sprengen und Wien von der  
 auptstadt einer Monarchie ersten Ranges zu einer Provinzialstadt herabbringen  
 wollen. Denn daß sie nicht eingesehen haben sollten, wie die Hauptfor-  
 rung der Deputation — ein selbstständiges ungarisches Ministerium — die  
 Stremmung U. S. und seiner Kronländer von den übrigen Erbprovinzen und  
 s Verschwinden Oesterreichs aus der Reihe der europäischen Großmächte  
 r Folge haben mußte, ist doch wohl nicht anzunehmen, — es würde ein  
 iugroßes Uebermaß politischer Kurzsichtigkeit voraussetzen. Lange befürmten  
 e Abgeordneten, unter ihnen Fürst Esterházy, die Grafen Ludwig Bat-  
 hany, Szechenyi, Cziraky, wie Kossuth und selbst der Palatin, Erzherzog Ste-  
 an, den Kaiser fruchtlos, und schon drohten neue Demonstrationen von Seite  
 iener Aula im Vereine mit der aufgeregten ungarischen Jugend. Endlich gab  
 r gütige, aber allzuschwache Ferdinand nach und bewilligte die Bildung eines  
 abhängigigen ungarischen Ministeriums, das in Ofen seinen Sitz  
 hmen sollte. Erzherzog Stephan wurde zum Vizekönige U. S. ernannt und erließ  
 r den Grafen L. Batthyany ein Handbillet, in welchem er diesen von den Zugs-  
 indnissen des Kaisers benachrichtigte, zugleich mittheilend, daß er (Batthyany)  
 m Sr. Majestät zum Präsidenten des Ministeriums ersehen sei. Hiemit war  
 an der entscheidende Würfel gefallen und die alte feste Verknüpfung U. S. mit den  
 rigen Erbprovinzen durchhauen; es blieb nur noch ein loses, bloß scheinbares  
 and in der Person des gemeinsamen Fürsten. — Der ungarische Reichstag er-  
 eß während dieser Tage eine Erklärung der versammelten Stände, worin er  
 iter Anderm nachstehende Landesangelegenheiten und Gesetze als unausschießbar  
 eichnete: 1) Die gesetzliche Begrenzung und Fortsetzung der neuen Reorganisa-  
 um des verantwortlichen Ministeriums; 2) die auf das Repräsentativsystem be-  
 änderte Art der Zusammensetzung des nächstens in Pesth abzuhaltenden Reichs-  
 ges; 3) die Ausdehnung der Besteuerung auf alle Einwohner des Landes; 4)  
 is Aufhören der Urbarialverhältnisse mit Entschädigung der Privatbesitzer von  
 eiten des Staates; 5) die alsbaldige Errichtung der Nationalgarde zur Aufrecht-  
 iltung des innern Friedens und der Freiheit im Lande; 6) bei Abschaffung der  
 nsur Sicherung der Pressfreiheit durch Geschwornengerichte. Daß bei den ob-  
 altenden Umständen alle noch zu erledigenden Arbeiten des Landtages mit großer,  
 ertührender Hast betrieben und fast alle Vorschläge und Gesetzentwürfe „ohne  
 hraste“ angenommen wurden, läßt sich leicht denken. Derlei Artikel waren die  
 weinsame Lastentragung, das Stimmrecht der Landtagsdeputirten, die Aufhebung  
 r geistlichen Zehnten u. s. w. In der Sitzung vom 23. März erschien der Mi-  
 nisterpräsident Graf L. Batthyany und verkündete den Ständen diejenigen Män-  
 r, welche er dem Könige vorzuschlagen gedenke, nämlich als Premierminister  
 rste Paul Esterházy, Finanzen Ludwig Kossuth, Kommunikation Graf  
 itephan Szechenyi, Kultus und Unterricht Baron Joseph Edvös, Acker-  
 m und Handel Gabriel Klauzal, Krieg Oberst Lazar Meszaros, Justiz  
 rang Deak. Die Liste wurde mit lebhaftem Jubel begrüßt. Am 1. April  
 fahrte man in Pesth, daß die vorgeschlagenen Minister vom Könige bestätigt  
 oden seien und ihre Portefeuilles übernommen hätten. Die Nachricht kam eben  
 u zur rechten Zeit, um einen gewaltsamen Ausbruch der durch die Klubs auf-  
 eigten Massen für diesmal niederzuhalten; denn schon war den Crastabos die  
 htsache Entschließung zu lange ausgeblieben und man war schon damals halb  
 icht, im Falle einer Verneinung die pragmatische Sanktion zu zerreißen u. die  
 icht dem Bajonette zu vertauschen, wie ein unter'm 27. März erlass-

In des Reichs Sicherheitsausschusses unweidentlich darthut. Der L-  
 itterwille seine Arbeiten mit unermüdblicher Thätigkeit fort. An d

wohner der ungarischen Nebenländer wurde eine Adresse erlassen, welche zur Eintracht und Brüderlichkeit aufforderte. Aber diese Völker hatten die magyarische, etwas unbulbsame Liebe bereits kennen und würdigen gelernt, und darum fand jene Ansprache nicht die erwartete glänzende Aufnahme, namentlich nicht in Kroatien und eben so wenig bei den Sachsen und Walachen Siebenbürgens, wo nur der ungarische Adel und die Szekler für die Union mit U. eiferten. Am 11. April hielt der Reichstag seine letzte Sitzung; die Sanktion der Gesetzeswürfe erfolgte, der König erschien persönlich in Preßburg und ward mit stürmischem „Eisen!“ empfangen. — Den 14. traf das Ministerium in Budapesth ein, einige Tage später der Erzherzog Bizekönig. Der Sicherheitsausschuß erklärte sich aufgelöst. Feierlichkeiten folgten nun auf Feierlichkeiten, aber sonderbar, während man der allgemeinen Freiheit öffentliche Feste weihte, schien man zu den Judenverfolgungen des finstern, knechtischen Mittelalters zurückkehren zu wollen. Zu Pesth waren die Israeliten am 19. April durch einen stark angewachsenen Kramall bedroht, da nur durch das vereinte Einschreiten der Bürgergarde und des Militärs zerstreut werden konnte. Ähnliche ärgerliche Ausbrüche fanden in Preßburg und in Neusatz an der Waag statt. Die Verstimmung über diese Vorgänge war jedoch nur vorübergehend, zumal die drohende Miene, welche Kroatien anzunehmen begann, die öffentliche Aufmerksamkeit in weit höhern Grade beschäftigte. Der König hatte den energischen Freiherrn von Jellachich zum Ban von Kroatien ernannt, von dem Jedermann wußte, daß er die Rechte seines Monarchen und die kroatische Nationalität gegen jeden Eingriff bis zum Äußersten vertheidigen werde. Hinzu dem Ban stand das Volk, einmüthig in seinem Haffe gegen die Magyaren, welchen insbesondere der versuchte Sprachzwang und andere Verletzungen des Nationalgeföhles hervorgerufen und genährt hatten. „Lieber die russische Krone, sagt man dort, als den magyarischen Uebermuth.“ Volksredner donnerten gegen die Magyaren, die Presse machte Chorus gegen sie, eine Deputation begab sich nach Wien, um dem Kaiser im Namen der Nation eine aus 31 Punkten bestehende Petition zu überreichen, während der Ban, der mittlerweile auch Kommandant der ganzen Militärgränze geworden, offen erklärte, daß er weder den ungarischen Bizekönig noch das magyarische Ministerium als seine Vorgesetzten anerkenne. Auch die Rajzen (Serben) fingen an sich zu erheben und hausten in Groß-Rikinda, wo der erste Tumult losbrach, auf eben nicht glimpfliche Weise. Die Gegenrevolution hatte begonnen. Kossuth, der einsichtsvoll genug war, das drohende Ungewitter nicht gering zu achten, gedachte sich zu rüsten und bestellte schon Ende April bei der Pesther Maschinenbaugesellschaft 100,000 Stück Feuegewehre. Das Ministerium schrieb als Embryo der später so berühmt gewordenen Honved die Bildung einer 100,000 Mann starken regulären Nationalgarde aus. In die Reihen derselben einzutreten wurden pensionirte oder einfach ausgetretene oder ausgeschiedene Offiziere und Unteroffiziere aufgeföhrt und ihnen Solberhöhung u. Avancement um einen Rang angeboten. Auch bewarb man sich um die Sympathien der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt durch die bekannte Volksgesandtschaft, zu welcher Pazmandy und der Publizist Szalay erlesen wurden. Dies war der Anfang zu dem später von Kossuth mit ziemlichem Glücke ausgebeuteten Rönöver, fast an jedem Hoflager, in jeder bedeutenden Stadt Emiffäre zu unterhalten, um dem Hause Oesterreich fortwährend äussere oder innere Feinde zu erwecken. Die Wiener arbeiteten durch ihre Sturmpetition vom 15. Mai, welche den Kaiser zur Flucht nach Innsbruck veranlaßte, der magyarischen Umsturzpartei neuerdings in die Hände. Man betrieb jetzt in U. die Rüstungen noch lebhafter u. dehnte die Besoldungen zum Nationalkriegsdienste auch auf das aktive Militär aus, von dem nach und nach ein großer Theil der kaiserlichen Fahne abwendig gemacht wurde. Das Drückendste bei den kriegerischen Ausföhren war der Mangel an Geld. Zwar wurden durch freiwillige Gaben nicht unbedeutende Opfer auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt, doch deckten sie begreiflich den Bedarf bei Weitem nicht. Da ward von dem gesammten Ministerrathe mit Genehmigung des Erzherzogs

lediges die Ausgabe von ein- und zweiguldrigen ungarischen Banknoten be-  
 iliget, eine Seidfabrik, welcher nach der Hand Kossuth eine so großartige Aus-  
 hnung gegeben hat. Während der politische Horizont in Äthien drohende Wol-  
 ken emporkwatzte, unabhürte sich die Aussicht auch gegen Siebenbürgen hin. Die  
 omanen hielten zu Blasendorf eine riesenhafte Volksversammlung und beschloffen  
 100 Tausend innigen Anschluß an Oesterreich, unverbrüchliche Treue gegen  
 das Kaiserhaus, Zurückweisung der Union mit U., Erhebung aller drei Landes-  
 rachen Siebenbürgens, der deutschen, walachischen und ungarischen, zu den diplo-  
 matischen der Gesetzgebung und Landtagsverhandlungen. Zwar setzten die Ungarn  
 die Szekler durch ihr Uebergewicht auf dem Landtage die Union Transylva-  
 niens mit Magyaren dennoch durch, es war aber damit nichts weiter gewonnen,  
 die Sachsen und Walachen desto mehr gegen diese aufgedrungene Verbindung  
 erbitterten. Auch der Ban setzte seinen Widerstand mit großer Energie fort. Er  
 betete ein verantwortliches kroatisches Ministerium und ließ die öffentlichen Kassen  
 Reufas, Nitrowitz u. in Beschlag nehmen. Dem vom Palatin zum könig-  
 lichen Kommissär für Kroatien und Slavonien ernannten Feldmarschalllieutenant  
 Grabowitsky ward bedeutet, daß er seine Vollmachten in Kroatien nun u. nim-  
 mer geltend machen können. Gleich entschiedene Sprache für die Dynastie  
 die gegen die Ungarn führte der ehrwürdige Patriarch und Erzbischof von Karlo-  
 witz, Kajasich, und das Schutzbündniß zwischen den Kroaten und Serben war  
 schon damals so gut als geschlossen. Der gesammte Süden der ungarischen  
 Provinzen schien die Waffen gegen die Magyaren ergreifen zu wollen, nur die  
 Kroaten im Banat machten in der bekannten politischen Unmündigkeit ihres  
 Stammes eine Ausnahme. Unterdessen wurde der Ban an das kaiserliche  
 Lager in Innsbruck beschieden, was zu Agram große Aufregung hervorrief, in-  
 dem man für den geliebten Landeschef in Besorgniß war. Jellachich aber theilte  
 seine Furcht nicht und schickte sich zur Abreise an, den Befehl hinterlassend, wäh-  
 rend seiner Abwesenheit die Rüstungen eifrigst fortzusetzen. Doch nicht in Kroa-  
 tien, im Serbenlande, in der spätern Wolowodina, fiel der erste Schuß, das Signal  
 zu Bürgerkriege. Starke Haufen von Raizen brachen am 7. und 8. Juni aus  
 Titel gegen Titel ein, verbrüdereten sich mit den dortigen Tschakisten und setz-  
 ten sich sodann zwischen den alten Admerschanzen fest. Ungarischerseits war man  
 schwach, die Segner energisch zurückzuweisen. Zwar entsendete der Feldmarschall-  
 lieutenant Grabowitsky am 11. eine mobile Kolonne gegen Karlowitz, um den da-  
 selbst seit dem Monate Mai versammelten serbischen Centralausschuß zu verjagen; aber  
 die Raizen, etwa 6000 Mann stark, leisteten kräftigen Widerstand und warfen den  
 Ungarn zurück, der im Unmuth über die sieglose Expedition einen Theil der Stadt  
 Karlowitz durch Granaten in Brand steckte. Nach wenigen Tagen war das Heer  
 der Raizen durch Zugang aus der Militärgränze und selbst aus dem türkischen Ser-  
 wenien über 15,000 Mann angewachsen. Kanonen und Munition verschaffte es sich  
 aus dem k. k. Arsenal zu Titel. An seine Spitze stellte sich der jugendliche Kriegs-  
 held Stratimirovich. Die Ungarn beesteten sich nun gleichfalls ihre Streit-  
 kräfte zu sammeln und dirigirten sie nach den bedrohten Punkten. General Ottin-  
 brach mit bedeutenden Kavalleriemassen nach den südlichen Gegenden auf. Bei  
 Szegedin wurde das ungarische Lager ausge schlagen. — Mittlerweile  
 kehrte der Ban am kaiserlichen Hoflager eine freundliche Aufnahme gefunden und  
 am 29. Juni wieder nach Agram zurückgekommen, wo sein Erscheinen um  
 hundertfachen Jubel erregte, je weniger man sich eines so günstigen Ausgangs ver-  
 muthete, da kurze Zeit vorher — am 10. Juni — in einem kaiserlichen Mani-  
 fest die Kroaten und Slavonier von dem Widerstande gegen ihre Vereinigung mit  
 der ungarischen Krone abgemahnt und die Vorschritte des Ban im ungnädigsten  
 Töne besprochen worden waren. So standen die Angelegenheiten, als am 5.  
 Juli die Nationalversammlung eröffnet wurde und zwar durch den Erz-  
 bischof von Karlowitz. Die Thronrede ward mit großem Beifalle aufgenommen. Am  
 7. Juli hielt Kossuth jene denkwürdige Rede, in welcher er mit oratorischer Mel-

die verschiedenen Verhältnisse der damaligen staatlichen Zustände schilderte. Unterhalb Stunden hindurch floß der Strom seiner begeisterten Worte ununterbrochen und endete mit einem Aufrufe an die Volksrepräsentanten, das Aeuferste für die Rettung des Vaterlandes zu thun. Zu diesem Zwecke schlug der Redner die Bewilligung von 200,000 Mann Soldaten und 42 Millionen Gulden vor. Der Antrag wurde genehmiget, u. selbst der Führer der Opposition, Kary, dem sogar ein Kossuth noch zu gemäßigt schien, war einer der Ersten, die da riefen: „Wir geben sie!“ Den Rest des Monats brachte das Parlament mit Wortgefechten über die Adresse, den italienischen Krieg u. dgl. zu, und nur das tüchtige Rekrutirungs-gesetz konnte als ein erheblicher Gewinn der Debatten betrachtet werden. Der 5. August war der Tag, an welchem das erste ungarische Papiergeld (die zweigulbigen Noten) in Umlauf gesetzt wurde, und man ahnte damals noch nicht, daß es im Laufe eines Jahres zu der ungeheuren Masse von 90 Mill. Gulden C. M. anschwellen werde. — Auf dem Kriegsschauplatze war nach gegenseitiger Uebereinkunft vierzehntägige Waffenruhe eingetreten, aber schon am 30. Juni kam es zu neuen Kämpfen. Es folgte eine Reihe von Scharmügeln und Treffen, von denen jedoch nur einige wenige bedeutend genannt werden können. Die Serben hatten sich in Szent-Lamós festgesetzt und dort ihr stärkstes Bollwerk gefunden. Schon am 14. Juli unternahmen die Ungarn den ersten Sturm gegen diesen Platz, aber ohne Erfolg. Am 19. August rückten sie, 35,000 Mann stark, unter dem Befehle des Generals Bechtold abermals zum Angriffe vor. Es entspann sich ein hitziges Gefecht, welches von 5 bis 10 Uhr Morgens währte. Dreimal stürmten die Magyaren gegen die Schanzen an, mußten sich aber endlich nach namhaftem Verluste von Todten und Verwundeten in ihre frühere Stellung zurückziehen. Bei dem zweiten Treffen, das am nämlichen Tage stattfand, waren die Serben der angreifende Theil. Es galt der freien Militärkommunität Weiskirchen, die schon seit vier Monaten von den Rajzen bedroht war. Bereits waren die Stürmenden in die schlecht besetzte Stadt eingedrungen, schon brannte diese an mehreren Orten, als zur rechten Zeit ungarische Hülfe erschien und im Vereine mit der tapfern deutschen Bevölkerung die Feinde wieder hinaustrieb. Dagegen nahmen die Serben Moldova und verwandelten es in einen Schutthaufen. Ein zweiter Sturm, welcher am 30. August, geleitet von dem kaiserlichen General Rugent, auf Weiskirchen unternommen wurde, mißlang abermals. Ein ungarisches Honvebbataillon mit eine Abtheilung Linieninfanterie warfen den Feind mit gefällttem Bajonette zurück. Auch der ungarische Oberst Kiss bestand am 2. September einen glücklichen Kampf gegen die Serben. Sein Angriff auf das Perlaszer Lager gelang vollkommen und sieben Kanonen nebst vielen Munitionswägen waren die Beute des Sieges. Es beschränkte man sich in diesen Gegenden, ohne daß es zu einer entscheidenden Schlacht gekommen wäre, auf den kleinen Krieg, der dem Lande übrigens mehr Schaden brachte, als die Kämpfe großer und geregelter Armeen je verursachen. Es lief in der Hauptsache Alles auf Ueberrälle, Raubzüge, Plünderung u. Brand hinaus, und in dieser Art, den Streit zu führen, waren die Serben ihren Gegnern sichtlich überlegen. Ihre Rajza's oder Streifzüge waren eben so kühn, als die Partisangefechte in Algerien, aber auch eben so blutig und grausam. — Bald trat noch ein zweiter, gefährlicherer Feind gegen die Ungarn in die Schranken. Wir wissen bereits, daß die Kroaten seit Monaten mit Nacht rückten. Zwar war die kroatisch-ungarische Frage durch Bescheid des Kaisers vom 19. Juni unter die Vermittlung des Erzherzogs Johann gestellt worden, aber die Konferenzen zu einem friedlichen Ausgleich derselben, welche im Juli unter der persönlichen Anwesenheit des Ban sowie des Erzherzogs Palatin und des ungarischen Premierministers zu Wien stattfanden, führten zu keinem befriedigenden Resultate. Die Nationalversammlung hoffte noch immer, die Sache mit der Feder oder mit Worten abmachen können, während der Ban schon zum Losschlagen bereit stand. Eine Ablegung an den Wiener Reichstag hatte nicht den gewünschten Erfolg; man mußte et unangenehme Wahrheiten hinsichtlich der ungarischen Separationsgelüste hören.

Dazu wurde ein kaiserliches Handbillet bekannt, welches das Manifest vom 10. Juni widerrief und den Ban für einen getreuen und loyalen Ritter der Krone erkannte. Man wußte auch, daß die Generale und ein großer Theil der Offiziere im Interesse des Hofes seien, daß man in den Städten und Festungen des Südens einen Abfall vorbereite, der mit dem Erscheinen der ersten kroatischen Fahne sich erklären sollte. Am 11. September überschritt die Vorhut des Ban wirklich die Drau und nahm ohne Schwertschlag die nächstliegenden ungarischen Ortschaften. Unter diesen Umständen war die Bestürzung und Aufregung in Pesth sehr groß, und die Verwirrung wuchs noch, als am 10. September das Ministerium abankte. Das Anerbieten des Palatin, einstweilen die Zügel der Regierung ergreifen zu wollen, wurde in der Sitzung der Nationalversammlung vom 11. September heftig abgewiesen, und Kossuth und Szemere erhielten die Ermächtigung, als Minister fort zu fungiren. Am 12. September zeigte Graf Batthyany dem Unterkaufe an, daß er von dem Palatin beauftragt sei, ein neues Ministerium zu bilden, aber schon in der Abend Sitzung vom 16. erklärte er, daß, weil die Kroaten von Oben in ihrem Angriffe gegen U. nicht gehindert würden, er aufgehört habe, Minister zu seyn. Das Haus gab ihm aber in Masse ein Vertrauensvotum und oberte ihn im Namen des Vaterlandes auf, seine Stellung wieder einzunehmen. Unter der Bedingung, daß man seine Politik, dem Ban jeden Schritt Boden freizugeben und Pesth bis auf's Aeufferste zu vertheidigen, billige, gab Batthyany dem Wunsche der Versammlung nach. Tags darauf theilte er die Ministerliste mit, nämlich Ohyczy, Szentkiralyi, Graf Alexander Erdödy, Baron Bay, Baron Kemeny, Baron Cötves und Reszaros, doch wurden die Portefeuilles nicht vertheilt. Kossuth war auch nicht mächtig und veröffentlichte in seiner Zeitung vom 19. September einen wirklich ergreifenden Aufruf zur Vertheidigung des Vaterlandes. Am selben Tage gab es eine heftige Debatte im Parlamente, als der Präsident Pazmany die Anzeige machte, daß sechs sächsische Deputirte ihren Austritt erklärt hätten, weil das Haus von dem Pfade der Gesezlichkeit abgewichen sei. Pany rief ihnen Worte nach, die den Geist, von welchem die aufferste Instanz der ungarischen Nationalversammlung befeelt war, in merkwürdiger Weise charakterisiren. „So gehet heim, ihr Feiglinge und Verräther!“ sagte er, „brecht eure Eide, die ihr geschworen, und statt aufrecht im Bewußtseyn der bessern Uebereinkunft einherzugehen, wie es Männern geziemt, fallt nieder vor dem Palatama, den ihr anbetet, und schlagt vor ihm mit euren hohlen Schädeln als den nöthigen Knechte dreimal den Staub der Erde. Wir aber werden euch den Krieg ringen in die Thäler und Berge eures Landes, und wenn dann eure Städte und Dörfer brennen und die Mütter an den rauchenden Trümmern den Tod ihrer Kinder beweinen, dann kommt der Fluch über euch, und ihr werdet verzweifeln und erwachen aus dem Wahne, daß man ein Wort, ein gegebenes Wort brechen dürfe, wenn ein Fürst oder seine Knechte es verlangen.“ — Nunmehr, da der Krieg erklärt war, bot die ungarische Regierung, man muß ihr diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, Alles auf, um der drohenden Gefahr mannhast zu begegnen. Pesth verwandelte sich in ein Heerlager. Nationalgardisten, Freiwillige aus der Kaiserstadt und andere Korps sammelten sich da. Die in Ofen garnisonirenden ungarischen Grenadiere, die gemeinen Soldaten überhaupt verließen scharfenweise die kaiserliche Fahne und schwuren zur Trikolore. Von den Offizieren wußten sich die meisten nicht zu raten, noch zu helfen; gar viele waren im Zweifel, ob sie der Sache des Kaisers dienten, wenn sie für oder wenn sie gegen den Ban stritten. Einige Offizierkorps soberten diesen auf, ihren Abgeordneten den Befehl mit der Unterschrift Sr. Majestät vorzuzeigen, darin der Angriff auf U. deutlich u. bestimmt angeordnet zu seyn. In den südlichen Gegenden resignirten die Generale Dechold u. Wollenhofer, Blumberg zog sich mit seinen Uhlanen zurück, der tapfere Dittinger begab sich geradezu zum Ban. Dieser erließ bei seinem Uebergange über die Drau eine Proclamation an die Ungarn, welche behauptete, daß die Kroaten nur das Beste der Nation wollten und daß ihre Waffen nur gegen jene verderbliche Partei gerichtet seyn

welche die Macht der Krone durch Trug und List gebrochen, die Wutentzündung unter den Büßern des Landes gestört, u. s. geschwätigen Verband mit Oesterreich gewaltfam gelockert, ja selbst ihre Sympathien für die Feinde Oesterreichs mit der größten Verwegenheit öffentlich zur Schau getragen haben. Am 14. waren die Kroaten bereits bis Kanischa vorgerückt, ohne Widerstand gefunden zu haben. Das Kürassierregiment Hardegg, die im späteren ungarischen Feldzuge so berühmt gewordenen Kreis-Chevaurlagers und andere Truppenabtheilungen stießen zu ihnen. Gleichzeitig kam die Kunde, daß im Trentschiner und Neutraer Komitee unter der Leitung des protestantischen Predigers Hurban die slavische Bevölkerung gegen die Magyaren sich erhebe. Den 21. sollte eine Konferenz Jellachich's mit dem Erzherzoge Stephan am Plattensee stattfinden, allein die Soldaten widersetzten sich dem Vorhaben des Ban, sich zu dem etwa einen Büchsen schuß vom Ufer entfernt ankommenden Dampfboote des „Erzherzogs“ einzuschiffen, und nach Ungarn Hin- und Herpenden von Parlamentären ging man unverrichteter Dinge von einander. Am 24. September traf im Lager ein kaiserlicher Kurier mit dem vom Ban erbetenen Handbillet ein, worin der Kaiser die bisherigen Schritte des letzteren billigte und zugleich bekannt machte, daß allen in U. stationirten Regimentern gegen die kroatische Armee zu kämpfen verboten sei, ferner alle Uebertreter dieses Befehles für Rebellen erklärte. Die Hülfsung kam zu spät, um noch die erwünschte Wirkung thun zu können, denn bei dem am 26. September erfolgten Zusammenstoße der Divisionen Kempen und Schönpl mit den etwa 17,000 Mann starken Magyaren fochten die kaiserlichen Regimenter Nikolaus- und Alexander-Grafen, dann die Infanterieregimenter Ernst u. Wasa bereits in den Reihen der Letzteren. Am 27. rückte die kroatische Armee in Stuhlweissenburg ein. — Zu Pesth ging es in dieser Zeit ziemlich bunt her. Die Fraktionen verdächtigten einander und witterten gegenseitig Verrath. Zum Unglücke war der einzige Mann, welcher damals viel zum Bessern hätte leiten können, der Graf Stephan Széchenyi, in Jussinn verfallen und nach der Heilanstalt Döbling bei Wien gebracht worden. Batthyany befand sich in bedeutender Verlegenheit; Kossuth und die Bergpartei waren ihm bereits über den Kopf gewachsen. Der Agitator entfaltete eine wahrhaft bewundernswürdige Thätigkeit. Er war, obwohl nicht mehr Minister, die Seele des Ministeriums, leitete die Regierung und das Parlament, unterhielt eine ausgebreitete Korrespondenz mit dem In- und Auslande, gründete in allen Städten u. Flecken Vereine zur Vertheidigung des Vaterlandes, erließ tagtäglich die glühendsten Proklamationen und füllte nebstbei sein „Kossuth Hirlay“ mit Aufsätzen des verschiedensten Inhaltes. Die Geschichte kennt keinen Mann, der so wie Kossuth alle Triebfedern einer großen Volksbewegung beherrschte. Man fing an, eifrig an der Befestigung von Budapesth zu arbeiten, und Alt und Jung, Bornheim und Gering griff zu Haxe und Spaten. In der Reichstags Sitzung vom 24. September wurde der allgemeine Landsturm ausgedient und der größte Theil der Versammlung ausgesendet, um persönlich das Volk zu den Waffen zu rufen. Kossuth verließ Pesth mit der Aeußerung, daß er mit 150,000 Mann Landsturm wieder lehren werde. In der That schienen seine flammenden Reden die Landkärmler aus der Erde hervorzurufen. Aufgefangene Briefe des Ban an den österreichischen Kriegeminister Latour setzten das ohnedies nur schwach verschleierte Einverständnis des Wiener Kabinetts mit der kroatischen Erhebung vollends außer Zweifel. Um so mehr war Noth am Manne. Der Landsturm sollte das Vaterland retten, den regulären ungarischen Truppen mißtraute man, namentlich den Oberoffizieren, welche mit Argusaugen bewacht wurden. Man beschloß die Armee zu purificiren und ernannte zu diesem Zwecke in der Person Deöthy's einen außerordentlichen Kriegskommissär. Inzwischen hatte der Palatin nach der mißglückten Zusammenkunft mit Jellachich sich nach Wien begeben und dort seine Würde niederzulegen. Die Nachricht von seiner Abdankung überbrachte am 27. September ein Kurier Wien dem Repräsentantenhause, zugleich mit einem königlichen Manifeste, den General Graf Franz Lamberg, Kommandanten von Preßburg,



um außerordentlichen k. Kommissär in U. und zum Oberbefehlshaber der sämtlichen Streitkräfte auf ungarischem Boden, Linie und Landwehr, ernannte und veründigte, Graf Lamberg habe die Aufgabe, die Streitigkeiten zwischen den Kroaten und Ungarn zu schlichten und die Waffenruhe herzustellen; die in Nord-U. ausgebrochenen Unruhen würden durch Einschreiten einer militärischen Macht aus Mähren unterdrückt werden. In einem zweiten Manifeste wurde dem Militär befohlen, er Fahne, zu welcher es geschworen, ohne Verzug wieder zu folgen und sich aller gegenseitigen Feindseligkeiten zu enthalten. Zugleich wurde der Ministerpräsident Graf L. Batthyany entlassen und der Baron Nikolaus Hay mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt. Gleich nach der Ankunft dieser Depeschen wurde ein Eilbote an Kossuth geschickt, welcher sich noch auf seinem Werbezuge befand. Er traf Abends ein, an der Spitze von 12,000 Landsturmleuten, und besaß sich sogleich in die Sitzung des Repräsentantenhauses. Auf seinen Antrag wurde das erwähnte Schreiben des Königs, weil es von keinem verantwortlichen ungarischen Minister gegengezeichnet war, der Form und dem Inhalte nach für ecklos und verfassungswidrig, und daher für nichtig erklärt. Jedem aus dem Civil oder Militär wurde bei Strafe des Hochverrathes unterfangt, dem Grafen Lamberg gehorsam zu leisten. Niemanden als dem Ministerpräsidenten und dem neutralen Landesvertheiligungsausschusse sei im gesammten Ungarlande Folge zu geben. Auf die Nachricht von diesen Vorgängen gerieth die Bevölkerung der Hauptstadt in furchtbare Aufregung, welche durch wühlerische Emiffäre auf den höchsten Grad gesteigert ward. Am 28. September um 2 Uhr Nachmittags ertönte der allgemeine Ruf: „Zu den Waffen!“ Bürgergarden, Honveds, Sensenmänner, Leute aus allen Ständen, kürzten nach Ofen hinüber, wo man den Grafen Lamberg zu finden glaubte. Der politische Märtyrer wollte sich eben in einem Flaker nach der Reichsversammlung begeben und gerieth auf der Schiffbrücke mitten unter den rasenden Haufen. Raun erkannt, ward er aus dem Wagen gerissen, beschimpft, erstochen, geschlagen, von unzähligen Sensenhieben zerfleischt, halbtodt über die Brücke nach Pesth geschleppt und endlich dort in einer Nebengasse vollends ermordet. Unmenschen raubten sich um die blutigen Fetzen seiner Kleidung. Der Reichstag mißbilligte zwar diese Gräueltat schändlicher Lynchjustiz, aber die Untersuchung über das Verbrechen scheint nicht ernstlich betrieben worden zu seyn, wenigstens wurden keine darauf bezüglichen Aktenstücke veröffentlicht. — Ritterweile hatten die kroatische Armee mehrere Unfälle betroffen. Ein nachgesendeter bedeutender Transport Munition war von dem Honvedmajor Perczel weggenommen worden, Generalmajor Filgelli, der sich zu Lamberg nach Ofen begeben wollte, in ungarische Gefangenschaft gerathen, ein Treffen bei Pakozd am 29. September, wo der ungarische General Roga eine beinahe uneinnehmbare Stellung genommen hatte, für die Kroaten nachtheilig ausgefallen. Jellachich erwirkte einen dreitägigen Waffenstillstand und benützte diese Zeitfrist zu einem raschen Marsche aus der linken Flanke, um sich der österreichischen Gränze zu nähern, theils um den Sendungen von schwerem Geschütze und Geld, an welchem es ihm fehlte, entgegenzutreten, theils weil das tolle Treiben der Wiener Jakobiner ihn nach der Kaiserstadt rief. Sein Hauptquartier war am 1. Oktober in Moor, am 2. in Kis Ber, am 3. in Raab, am 4. in Hochstraß, am 5. in Ungarisch-Altenburg, und am 7. ward er bereits bei Bruck auf österreichischem Boden. In Pesth athmete man nach der Entfernung der Kroaten wieder leichter. Man hatte dort mit Recht eine herrliche Soldatenraube für den Nord-Lamberg's gesichert. Diese Riffelthat hatte der ungarischen Revolution die Bluttaufe gegeben, die Rückkehr auf den normalen Weg abgeschnitten, den Schlund der offenen Empörung unverschießbar gemacht. Noch ein politisches Opfer fand in diesen Tagen seinen Tod, Graf Jozsef Zichy, gewesener Administrator des Stuhlweissenburger Komitats, am 30. September, beschuldigt des Einverständnisses mit den Feinden des Königs, mit seinem Könige, auf der Insel Gespel standrechtlich gehängt worden. Bei diesem Kriegsgerichte führte der Major Arthur Ödög-

nachmals so berühmt gewordener Name hier zum ersten Male gelehrt wurde. Im Repräsentantenhaus brauchte zu dieser Zeit ein gewaltiger Sturm auf, erzeugt durch ein königliches Manifest vom 3. Oktober, welches den Reichstag aufhob, alle Beschlüsse desselben, die nicht vom Könige sanktionirt worden, für ungültig erklärte, dem Ban Jellachich alle in U. und seinen Nebenländern liegenden Truppen und bewaffneten Körper unterordnete, das Königreich U. den Kriegsgesetzen unterwarf und alle Komitatskongregationen einstellte, endlich dem Ban Vollmacht als außerordentlicher Kommissär und Stellvertreter des Königs ertheilte und diesen insbesondere auftrug, gegen die Mörder des Grafen Lamberg nach der vollen Strenge der Gesetze zu verfahren. Kontrafigurirt war dieses Aktenstück von Adam Kossuth mit dem Titel eines Ministerpräsidenten. Das Haus der Vertreter schloß dagegen am 7. Oktober einen Beschluß, kraft dessen der Ban Jellachich, falls er seiner Mission nachkommen wolle, und Jeder, der ihm Folge leistete, als Vaterlandsverräther erklärt und Adam Kossuth als Usurpator des Ministeralters in den Anklagestand versetzt wurde. Zu dieser entschiedenen Sprache fühlte sich das Parlament um so mehr ermuthiget, als man zu Pesth genaue Kunde von der in Wien vorbereiteten neuen Revolution hatte, deren Ausbruch auch wirklich am 6. Oktober erfolgte, und als nebstbei die Waffen der U. gleichzeitig bedeutende Vortehille erlangten, indem die kroatischen Generale Roth und Philippowich, welche sich auf ihrem Marsche zur Vereinigung mit der Nachhut des Ban verspätet hatten, am nämlichen Tage von Perczel u. Odryen geschlagen u. mit ihrem 8000 Mann starken Korps zur Kapitulation gezwungen wurden. Nun hatte Kossuth gewonnenes Spiel. Er wurde am 8. Oktober auf Jaks's Vorschlag zum Präsidenten des bereits am 11. September gebildeten Landesvertheidigungsausschusses gewählt und regierte seit jenem Tage bis zu seiner Abdankung in Arad mit einer Unabwandelbarkeit, wie sie außer König Matthias wohl noch kein ungarischer Monarch befeß. Das Repräsentantenhaus war fortan nichts weiter als die willkürliche Maschine in den Händen des Agitators. Das Oberhaus vollends, die ehemalige Magnatentafel, spielte fortwährend eine passive Rolle. Der hohe Adel hielt sich mit wenigen Ausnahmen in den Gränzen einer stillen Neutralität. Kossuth rief daher mit um so größerer Leichtigkeit die Zügel unumschränkter Herrschaft an sich. Der Präsident des Reichstages Bazmandy räumte rasch das Feld und begab sich zur Armee. Kossuth befolgte nun eine ganz revolutionäre Politik; er dekretirte die Einziehung der Güter der Erzherzoge Albrecht und Stephan, so wie des Bankiers Sina, weil dieser mit Jellachich, dem Feinde u. s. in Briefwechsel gestanden. Unerhörlich war der Agitator in der Ausbringung der Mittel, durch welche die usurpirte Unabhängigkeit der Magyaren erhalten werden konnte. Er hatte sich bei Zeiten der wichtigen Festungen Komorn, Esseg, Peterwardein, Munkacs und Leopoldstadt zu versichern gewußt. Nur Arad und Temesvar unter ihren tapfern und eidtreuen Kommandanten Berger und Rufavina verschlossen sich als letzte Bollwerke der Oesterreicher den Befehlen und Verlockungen des ungarischen Landesvertheidigungsausschusses. Die Organisation des Landsturmes betrieb Kossuth mit wahrhaft beispiellosem Geschick. Die Massen schienen auf seinen Wink aus den Wolken herniederzufallen. 50,000 Mann Honveds zogen nach Szegedin zur Unterdrückung der raißischen Erhebung, mit dem Rufe: „Eljen Kossuth es a szabadsag!“ (es lebe Kossuth und die Freiheit!). Der Kampf währte in jenen Gegenden mit großer Erbitterung fort. In Nordungarn war ein gallisches Korps unter F. M. L. Simunich eingefallen, aber durch die Pressburger, Lyrnauer und Neutraer Nationalgarden zurückgeschlagen worden. In Siebenbürgen war der Bürgerkrieg gleichfalls ausgebrochen; die Szekler erhoben sich für die Tricolore, Walachen und Sachsen standen für die kaiserliche Fahne auf, und F. M. L. Buchner rüstete sich, die Ruhe und Geseßlichkeit im Lande mit bewaffneter Hand herzustellen. Man schenkte aber damals diesen Vorgängen geringere Aufmerksamkeit, da alle Blicke nach der Kaiserstadt gerichtet waren. — Wien hatte sich eigens für die U. erhoben; die Verhinderung des Abmarsches der nach U. bestimmten

Regimentar war dort das Signal des Ausbruches gewesen, um so mehr war von den Magyaren eine Hülfeleistung zu erwarten. Der ungarische Reichstag erließ wie alsbald eine langathmige Proklamation an die Wiener, in welcher er diesen allen möglichen Beistand gegen den gemeinsamen Feind versprach; aber den schönen Worten entsprach die That nicht. Die ungarische Armee unter Moga, welche den Ban bis zur österreichischen Gränze verfolgt hatte, blieb dort theilnahmslos stehen. Als formeller Grund dieses Zögerns wurde angegeben, daß, den österreichischen Boden betreten, -gleichzeitig ein Einbruch in deutsches, also unverletzliches Gebiet sei. Auch habe weder der österreichische Reichstag noch der Wiener Magistrat das Heer herbeigerufen, dessen Erscheinen mithin ein völlig unberechtigtes wäre. Der eigentliche Grund war aber ein anderer. Im ungarischen Heere dienten noch viele alte österreichische Offiziere, die sich entschieden weigerten, die Gränzen zu überschreiten und auf deutschem Boden gegen kaiserliche Truppen zu kämpfen. Kossuth mußte aus Pesth herbeieilen, um den Geist des Widerspruches zum Schwelgen zu bringen. Es war eine durchgängige Epuration des Heeres nöthig, welche die einzelnen Armeetheile momentan desorganisirte, so daß an einen Angriff gegen eingeschulte, an ihre Offiziere gewöhnte Truppen nicht zu denken war. Als nämlich der Wiener Reichstag die ungarische Armee zum Einmarsch aufgefördert und diese ihre neue Organisation vollendet hatte, kam die Hülfe zu spät. Der Sturm auf Wien hatte begonnen, die Stadt am 30. Oktober kapitulirt, an demselben Tage, da die Ungarn bei Schwechat erschienen. Hier kam es zu einem Treffen, in welchem die Magyaren die Geschlagenen waren, so sehr auch Kossuth in seinen schätzbaren Berichten die Niederlage in einen halben Sieg umzuwandeln wußte. Mit dieser Schlappe endigte der kroatisch-ungarische Feldzug, die erste Periode des ungarischen Revolutionskrieges, und man stand jetzt am Beginne eines österreichisch-ungarischen Feldzuges; denn nach dem Falle Wien's konnte man keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß der Kaiser die ihm zu Gebote stehenden Streitkräfte nunmehr zur Unterwerfung der Magyaren verwenden werde. Deshalb traf Kossuth die ausgebehntesten Vertheidigungsmaßregeln. Er vermehrte fortwährend das Heer und den Landsturm und ließ Tag und Nacht an den Befestigungen Raab's, Pesth's u. Ofen's arbeiten. Im ganzen Lande entwickelten die Kommissäre des Vertheidigungsausschusses ihre unermüdbliche Thätigkeit. Selbst der Räuberhauptmann Rozsa Sandor wurde mit sammt seiner Bande in die Reihen der Landesvertheidiger aufgenommen. Zugleich that man den ersten Schritt, sich in die Arme der europäischen Propaganda zu werfen, indem man eine polnische Legion bildete und dem alten Rebeller Dem, der auch auf den Barrikaden von Wien mitgekämpft hatte, das Oberkommando der nach Siebenbürgen bestimmten Truppen übertrug. Am 12. November erließ der zum Oberbefehlshaber der gegen U. bestimmten kaiserl. Armee ernannte Fürst Windischgrätz einen Aufruf an den F. R. L. Moga und sämtliche in U. befindliche k. k. Generale, Stabs- und Oberoffiziere, in welchem diese ermahnt wurden, zu ihrer Pflicht unter die kaiserliche Fahne zurückzukehren, wofür ihnen Amnestie gewährt ward. Görgey antwortete als Obergeneral der Insurgenten in einer Proklamation, daß die ungarische Armee den Landesvertheidigungsausschuss als das Organ der Repräsentanten des Volkes für ihre gesetzmäßige Regierung anerkenne und seine Anordnungen für den Ausdruck der Majorität der Nation. Auch die Proklamationen des Kaisers thaten nicht die erwünschte Wirkung; vergebens wurde jeder Nationalität gleicher Schutz und gleiches Recht verheißen, auf der Grundlage der konstitutionellen Gesetze und Freiheiten, die so wenig angetastet und beeinträchtigt werden sollten, als die bäuerlichen Verhältnisse, ja umsonst wurde in Bezug auf letztere eine besondere Ansprache und kaiserliche Zusicherung an die Landesbewohner erlassen. Alles beharrte auf dem Widerstande, ja Kossuth u. die ungarische Gewalthaberschaft erklärten sich gegen jeden Sedanten eines kaiserlichen Mandates, verwarfen selbst den von Borrosch vorgeschlagenen u. von dem Reichstage angenommenen Kongress der Völker u. s. entschieden und

Kaiserhaus nicht in Aussicht, als höchstens und vielleicht die Personalmittel. — So kam der Dezember heran, und die ersten Tage dieses Monats kündeten das weltgeschichtliche Ereigniß der Thronentsagung des Kaisers Ferdinand I. Er legte am 2. Dez. die Regierung nieder, und der präsumtive Thronerbe Carl Franz trug seine Rechte auf seinen ältesten Sohn über, welcher hierauf allen Bürgern der Monarchie seine Thronbesteigung unter dem Namen Franz Joseph I. verkündete, beifügend, es sei sein Ziel, alle Provinzen u. Volksstämme des Kaiserreiches in einen großen Staatskörper zu verschmelzen; zur Befestigung der Ordnung seien die erforderlichen Anstalten getroffen. Der ungarische Reichstag entgegnete mit einem andern Manifeste, in dem die Thronentsagung für null und nichtig erklärt wurde: „Der Königsthron u. s.“, hieß es darin, „kann ohne vorausgegangene Einwilligung der Nation nach einem der ganzen Welt gemeinsamen Gesetze nur durch den Tod des gekrönten Königs erlediget werden. Stirbt der gesetzlich gekrönte König, so ist Derjenige, den die Erbfolge unmittelbar trifft, verpflichtet, mit der Nation einen Krönungsbrief abzufassen, die Landesgesetze und die Verfassung zu beschwören und sich mit der Krone des heil. Stephan von der Nation krönen zu lassen. Er kann zwar auch vor seiner Krönung gewisse Herrscherrechte ausüben, aber nur im Sinne der Gesetze. Dies kann jedoch nur im Falle des Ablebens des gekrönten Königes geschehen, und diesen einzigen Fall ausgenommen, kann ohne den Willen der Nation und die vorausgegangene Zustimmung des die Nation vertretenden Reichstages in dem Besitze des ungarischen Königsthrones keinerlei Veränderung erfolgen, so war, als Kaiser und König Franz I. wegen vorjünglicher Krönung des noch jetzt lebenden Ferdinand V. die Nation zur reichstägigen Einwilligung aufforderte, der Reichstag im Jahre 1830 nur unter der ausdrücklichen Klausel in die Krönung Ferdinands V. einwilligte, daß er bei Lebzeiten seines Vaters keinerlei Herrscherrechte ausüben dürfe. Von mehr wird also zu einem Thronwechsel die vorläufige Vernehmung und Einwilligung der Nation erheischt, wenn der noch nicht im Besitze des Thrones gewesen, also auch darüber zu disponiren nicht befugte unmittelbare präsumtive Thronerbe des Nebenzeuges mit Beseitigung der Kinder, welche dem am Leben befindlichen Könige etwa noch geboren werden könnten, den Herrscherthron auf einen entfernteren Familienzweig zu übertragen beabsichtigt.“ Am 10. Dezember erfolgte die Erklärung der ungarischen Armee an der obern Donau im Sinne des oben angeführten Reichstagsbeschlusses. Die Offiziere gelobten dem ungarischen Reichstage und der durch denselben beauftragten Regierung unbedingten Gehorsam. Rumek wurde die Portefeulle vertheilt. Kossuth behielt die Leitung der Finanzen, Keszáros das Kriegswesen, Graf Kasimir Batthyány ward Minister des Aeußern, das Innere übernahm Nyáry, das Politische Labislaus Madarasz, die Handelsangelegenheiten Pulszky und Szemere ward Chef der Justiz. — Mitte Dezember begann die österreichische Armee ihre Operationen gegen U. Die Hauptarmee unter dem speziellen Befehle des Fürsten Windischgrätz bestand aus dem ersten Armeekorps unter Jellačić, dem zweiten unter F. M. L. Graf Wrzbna, dem Reservekorps unter F. M. L. Duca di Serbelloni und der detachirten Brigade unter F. M. L. Simunich. Von Galizien aus rückte das Armeekorps unter F. M. L. Graf Schlik vor, von Steiermark aus drangen die Korps der Generale Dahlen und Graf Rugent in den südwestlichen Theil U. ein, General Theodorowich stand an der Spitze der Gränzer und Serben im Banat, F. M. L. Baron Buchner in Siebenbürgen. Diesen verschiedenen Korps, im Ganzen 120.000 Mann zählend, war die gemeinsame Aufgabe vorgezeichnet, von den Landesgränzen her gegen den Mittelpunkt U. s. Budapesth, vorzudringen. Die Insurgenten veranstalteten nicht minder umfassende Rüstungen. Kossuth's glühende Aufrufe begeisterten die gesammte Nation, und aus allen Ecken strömte die kampffähige Mannschaft herbei. In kurzer Frist stand eine Macht bereit, aber noch fehlte es zum Theil an Waffen u. Munition, hiezu zur Beschaffung derselben eine fabelhafte Thätigkeit entfaltet.

Auch war die Organisation einer aus größtentheils ungebübten Leuten zusammengerafften Armee nicht so bald eine fertige, zumal es anfänglich auch an guten und verlässigen Offizieren fehlte, und erst später gelang es den unermüdblichen Bemühungen Paul Ruary's dieselbe statt auf österreichischem, auf acht magyarischem Fusse zu bewerkstelligen. Das Armeekorps des Fürsten Windischgrätz begann am 15. Dezember seine Bewegungen. Schlick, welcher die Offensive schon früher ergriffen hatte, war am 10. Dezember bis Eperies, am 22. bis Kaschau vorgebrungen. Windischgrätz hatte am 16. sein Hauptquartier in Petronel, während der Ban die Schanzen bei Barendorf erkürmte, und seine Avantgarde Ungarisch-Altenburg nahm. Zur Verbindung mit dem Grafen Nugent, der über Güns und Stein am Anger vorrückte, besetzte die Brigade Horvath Debenburg. Als am 18. die Kolonnen des Fürsten Windischgrätz vor Pressburg ankamen, hatten die Ungarn die Stadt bereits vollständig geräumt und die Schiffsbrücke abgefahren. Görgey befürchtete mit Recht, von Pesth abgeschnitten zu werden, und wich daher zurück. In Tyrnau, einer ganz offenen Stadt, hatte sich der Oberst Guyon hinter Barricaden versammelt, mußte aber den Platz am 23. nach mörderischem Kampfe den von allen Seiten hereinbrechenden Scharen des General Simunich überlassen. Inzwischen hatte der Ban mit dem 1. Armeekorps die Ungarn unter Görgey nach einem heißen Kampfe, in welchem er und der Feldzeugmeister Baron Zeißberg nahe daran waren, gefangen zu werden, gegen Raab zurückgedrängt. Am 25. hatte Nugent das Perczel'sche Korps bis Janoshaza zurückgeworfen, und die Brigade Horvath war am 26. in Kapuvar eingerückt, um so die Verbindung zwischen dem Ban und Nugent herzustellen. Auf der ganzen Strecke, welche die kaiserlichen Truppen an beiden Donaufern besetzten, im Pressburger, Wieselburger und Debenburger Komitate, war die gesetliche Ordnung hergestellt worden und die Einsetzung der k. Regierungskommissäre geschehen. Am 26. befand sich das kaiserliche Hauptquartier in St. Miklos bei Hochstraß, die Vorposten waren eine halbe Stunde von Raab entfernt. Hier erwartete man ersten Widerstand. Die Stadt war von den Ungarn stark verschanzt worden, die ganze Gegend von Gräben durchwühlt, von Erdwällen durchkreuzt, und allen Andeutungen zufolge sollte im Schutze dieser Befestigungen Alles, was das Land an regelmäßigen Truppen und Landsturm aufbieten konnte, konzentriert seyn. Es schien daher das weitere Vordringen gegen Pesth erst durch eine blutige Schlacht erkaufte werden zu müssen. Aber schon am 27. empfing der Marschall die Meldung, daß der Feind die Stadt und seine Verschanzungen geräumt und sich mit dem Gros der Armee gegen Komorn, mit einem kleineren Theile aber gegen Ofen zurückgezogen habe. Raab wurde besetzt; und noch in der Nacht unternahm General Dtinger von dort aus mit seiner von wahren Pappenheimergeiste besetzten Reiterbrigade einen Angriff gegen die auf der Fleischhauerstraße zurückweichende Nachhut des Feindes, die er bei Dabolna überfiel und vollständig schlug. Am 29. hatte der Ban sein Hauptquartier in Pis Ber, und General Perczel stand ihm mit 10,000 Mann bei Moor gegenüber. Zwar nahm der Ban die Schlacht an, hielt sich jedoch anfangs defensiv, um die Division Hartlieb abzuwarten, nach deren Eintreffen er die Offensive ergriff, das Centrum der Ungarn sprengte und sie gegen Stuhlweissenburg zurückdrängte. Nachdem diese noch weiter, bis Ofen, zurückgewichen, brach am 30. der Fürst gegen Pesth auf, während Graf Wrba mit dem zweiten Armeekorps Komorn einschloß, wo die Donau und Waag so fest gefroren waren, daß die schwersten Geschütze darüber fahren konnten. Auch die übrigen Korps machten in ihren Operationen Fortschritte, ohne von Seite der Ungarn erheblichen Widerstand zu finden, und es waren nicht weniger als acht Heersäulen, welche von allen Seiten gegen Pesth anrückten. — Im Süden hatten die Serben am 14. Berscheb wobert, einen Angriff der Magyaren auf Karlowitz abgeschlagen und am 16. abermals unter Ruicania bei Czrepai gesiegt; dennoch rückte hier der Kampf nur theilweise seiner Entscheidung näher, da die Magyaren nicht allein Berscheb wieder in ihre Gewalt bekamen, das Tomassowacz, Dobriczacz und Klibunacz

höften, sondern auch bis Neudorf und Banskova vordringen und Temeswar und Arad bedrohen. Die letztgenannte Festung wurde jedoch durch die am 14. Sept. bei Engelbrunn bewerkstelligte Vereinigung der Kolonnen des Generalmajors Graf Leiningen aus dem Banat und des Oberlieutenants Berger von Bianchi-Gusarterie aus Siebenbürgen, welche ein siegreiches Gefecht auf den Ebenen von Et Niklos möglich machte, entsetzt. Das 15,000 Mann starke ungarische Gerüthskorps wurde zerstreut, Arad auf ein halbes Jahr mit Proviant und Munition versehen. In Siebenbürgen, wo die Kaiserlichen anfänglich siegreich gewesen, hatten nach der Ankunft Dem's die Dinge eine andere Wendung genommen, und F. M. L. Wardener mußte Klausenburg räumen. Wir gehen indes auf die dortigen Kriegsbereignisse nicht näher ein, als es eben der Zusammenhang erfordert, da selbe bereits in dem Artikel Siebenbürgen des vorliegenden Supplementbandes ausführlich dargezogen sind. Am Schlusse des Dezembers hatten die magyarischen Heerführer ihre Streitkräfte sämmtlich an die Theiß zurückgezogen, um, geleitet durch die Theißsümpfe, neue Truppen ausheben und organisiren, so wie auch mit ihren concentrirten Massen der weit ausgedehnten Operationsbasis der Kaiserlichen die Spitze bieten zu können. Vor Ofen stand noch ein ungarisches Korps, und die Bewegungen der österreichischen Besatzung zu überwauchen; Komorn war mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf hinlänglich versehen und, unter den Befehl des Obersten Matthey gestellt, zu ausdauernder Behauptung angewiesen worden. — Am 1. Jänner 1849 war das Hauptquartier des Fürsten Windischgrätz zu Pest, von wo aus derselbe eine Proklamazion erließ, der zufolge gedroht wurde, das Vermögen eines Jeden zu konfisziren, der es mit den Rebellen habe. Die Stellung der kaiserlichen Armee war nun folgende: Schlad bei Kaschau und Mibels, Generalmajor Göz bei Neustadt, Simunich, welcher ein kleines Korps vor Leopoldstadt gelassen, bei Neutra, ein Theil des zweiten Armeekorps unter F. M. L. Ramberg bei Komorn, diese Stellung einnehmend, der Rest des genannten Korps auf der Fleischhauerstraße gegen Ofen vorrückend. Die Hauptarmee, nach der Schlacht bei Moor, wenige Stunden vor Ofen, endlich Ragent bei Erdmend. Die Bewegungen des Gesammtheeres waren trefflich kombinirt, und der Feldmarschall ward hiebei durch den guten Geist der Armee kräftig unterstützt. Der Vormarsch gegen die Hauptstadt erfolgte in Mitte einer sehr strengen Jahreszeit und einer Kälte von beinahe 20° auf allen den verschiedenen Linien mit einer solchen Präzision, daß am 4. Jänner die ganze Armee bei Buda-Oers, Leteny und Groß-Lordagy, also nur zwei Stunden von den Mauern Ofens vereinigt stand. — Windischgrätz hatte sein Hauptquartier in Bicska, woselbst die Abgeordneten des ungarischen Reichstages, Graf Ludwig Batthyany, Graf Mallath, Bischof Louvics und der frühere Minister Deal eintrafen, um Friedensvorschlüge zu machen. Der Fürst wies die Deputation entschieden zurück und verlangte unbedingte Unterwerfung, da er nicht gewohnt sei, mit Rebellen zu unterhandeln. Vor Ofen, bei Hanszabegh, hatte die Avantgarde des Banus noch ein nicht sehr blutiges Gefecht mit den Ungarn zu bestehen, welche sich hierauf durch Promontor zurückzogen und die Höhen der Stadt besetzten. Der einzige bedeutende Zusammenstoß, welcher seit der Schlacht von Moor auf ungarischem Boden statt fand, war das Treffen bei Kaschau am 4. Jänner, in welchem Schlad sein eminentes Feldherrntalent glänzend entfaltete. Er schlug das unter dem Kommando des Generalmajors Mesaros zum Ueberfalle gegen Kaschau anrückende Insurgentenheer, machte viele Gefangene, erbeutete 10 Kanonen, die Kasse der polnischen Legion mit 10,000 Stück Dukaten und eine Mesaros gehörende Aktentiste. — Die kaiserliche Armee glaubte, und dies wohl mit Recht, unter den Kanonen von Ofen einen heißen Kampf bestehen zu müssen, aber in der Nacht vom 4. zum 5. räumten die Ungarn in aller Stille die Hauptstadt, und es war kein Feind mehr zu treffen. Obgleich flug genug, um einzusehen, daß er mit seiner entmuthigten Streitmacht nicht Stand halten könne und durch eine Niederlage das ganze Land opfern, gab Buda-Oers ohne Schwertschrei preis. Rossuth hatte sich schon am Morgen des New-

jahrstages nach Debreczin aufgemacht, begleitet von dem Landesverteidigungsausschusse u. den Deputirten des Reichstages. Die Krone des heil. Stephan und die Reichsinsignien, ferner die Banknotenpresse, in diesem Kriege ein besonders wirksames Instrument, nahm er mit sich fort. Am 5. gegen Mittag rückte der Marschall in Pesth ein. Der Ban führte die ersten Kolonnen an u. besetzte vor dem Fürsten, der noch denselben Abend seinen Sohn mit den Schlüsseln der beiden Schwesterstädte zum Kaiser sandte. Man fand in Pesth-Ofen noch viele ärarische Vorräthe, den von den Ungarn ausgerücketen Kriegsdampfer „Mesaros“ und aus den Beschanzungen, unter deren Trümmern die Landesvertheidiger, ihren Manifesten zufolge, sich hatten begraben lassen wollen, noch die Kanonen, aber vernagelt. Der Feldmarschall hatte kaum von Budapesth Besitz genommen, als er auch schon die geeigneten weiteren Vorkehrungen traf, um die Punkte Szolnok und Waizen — Görgey war, sein Heer theilend, über letztere Stadt abmarschirt, während Perczel nach Szolnok ging — fest zu halten und sich dadurch in den Stand zu setzen, die fliehenden Gegner weiter zu verfolgen. Somit wäre ein strategisches Bild der Operationen von Pressburg bis Pesth in allgemeinen Umrissen gezeichnet. — Am 6. Jänner erfolgte die Bekanntmachung, daß das Pesther Komitat, die Städte Pesth und Ofen, dann der Jazyger und Rumaner Distrikt in Belagerungszustand erklärt seien. Der k. Kommissär für die Städte Pesth, Ofen und Altosen, Joseph Hovas, veröffentlichte die Ordre die Waffen abzuliefern, widrigenfalls man strenge Strafe zu gewärtigen habe. Zur Untersuchung politischer Vergehen u. Verbrechen trat eine militärisch-politische Centralkommission zusammen, welche im Laufe des Janners und Anfangs Februar mehre Prozesse und Untersuchungen erledigte. Der Steiermärker Vitalis Söll, Kommandant des Honved-Tiroler-Jägerbataillons, welcher mit den Waffen in der Hand ergriffen worden war, wurde erschossen. Gleiches Schicksal ereilte den Komorner Müller Csöny. Der gefeierte magyarische Dichter Csuczor, ein Benediktinerpriester, ward wegen seines zum bewaffneten Aufstande entflammenden Gedichtes „Kiado, d. i. zum Ausbruche“, zu sechsjährigem Festungsarreste in Eisen verurtheilt. Viel Aufsehen erregte die Verhaftung des ehemaligen Konseilspräsidenten Grafen Ludwig Batthyany. — Unterdessen war am 11. Jän. Kossuth mit seinen Anhängern in Debreczin eingetroffen, wo er verkündete, daß er sich jetzt erst in seinem wahren Elemente, d. h. auf dem magyarischem Boden befinde. Schon Tags darauf wurde das ungarische Rumpfsparlament eröffnet. Kossuth setzte die großartigsten Rüstungen zum fortgesetzten Widerstande in's Werk. Man rekrutirte fleißig in den von den kaiserlichen Truppen nicht besetzten Gespanschaften; überall wurden Cadres errichtet, um neue Bataillone und Batterien zu bilden; Pulvermühlen, Gewehrfabriken, Kanonengießereien standen in unglücklich kurzer Zeit da. Den anscheinenden Zauber erklärt die rastlose Thätigkeit der Banknotenpresse, welche Kossuth Tag und Nacht in Bewegung erhielt. Auch auf geheimen Schleichwegen bezog man fortwährend Gewehre. Aus Polen kamen täglich Verstärkungen, darunter erfahrene Generale wie Dembinski, berühmt durch seinen herrlichen Rückmarsch in Litthauen, Wisoczkj u. A. In der Hauptstadt hatte Kossuth gefährliche Verbindungen, durch welche er über alle projektirten Operationen der Kaiserlichen die genauesten und verläßlichsten Berichte bekam. Kamernlich ließen sich die Juden zu Spionen und Lieferanten der Insurgenten gebrauchen, weshalb Fürst Windischgrätz strenge Mandate gegen sie ergehen ließ, die Judengemeinden für jeden aus ihrer Mitte hervorgehenden Verräther solidarisch haftbar machend und mit einer Strafe von 20,000 fl. bedrohend. Diese Maßregel wirkte aber eben so wenig ab, als die Manifeste des Königes an die Nation, die Aufrufe des Feldmarschalls an das fahnenflüchtige Militär, als selbst die zur Ruhe und Unterwerfung ermahnenden Hirtenbriefe der Bischöfe irgend eine erhebliche Wirkung hatten. Das Volk war durch die Emiffäre Kossuth's zu sehr heizet und fanatisirt. Leicht ist es, in politisch bewegter Zeit den unwissenden Massen zu gewinnen, indem man ihm goldene Berge verspricht; stänlose ~~\_\_\_\_\_~~ unter machen da immer Glück und Gelingen die Masse. So hatten si

dieserigen stark getrübt, welche den Krieg nach dem Falle der Hauptstadt beendigt glaubten. Eben jetzt verdoppelten die Magyaren ihre riesenhaften Anstrengungen, eben jetzt waren sie mehr denn je entschlossen, einen Verzweiflungskampf zu führen. — Kossuth und seinen Anhang zu vernichten, dagegen die andern Parteien im Lande für das Kaiserhaus neu zu gewinnen, war der Plan, den Windischgrätz in Gemeinschaft mit den Häuptern der altkonservativen Partei u. s. in häufigen Konferenzen entworfen hatte. In Gemäßheit dieses Planes wurden der Belagerungszustand in Presburg, Pesth und Ofen mit großer Milde gehandhabt, aber mit diesen versöhnlichen Maßregeln stimmten die Beschlüsse des österreichischen Ministeriums über die künftige Stellung u. s. freilich nicht sehr. Kroatten u. Dalmatien, die neu gebildete Wojwodschafft Serbien, das gesammte Siebenbürgen sollten gänzlich von U. getrennt werden, ihre Provinziallandtage erhalten u. den österreichischen Reichstag beschiden. Diese Zerstückelung des Vaterlandes mußte selbst in dem konservativsten u. dem Kaiserhause geneigtesten Ungar den Nationalstolz beleidigen, u. man darf sich daher nicht wundern, daß die Bemühungen des Fürsten Windischgrätz keinen nennenswerthen Erfolg hatten. Während er in Pesth diese Unterhandlungen betrieb u. die Operationen den Untergeneralen überließ, ergab sich auf der Kriegsbühne manche blutige Scene. In Siebenbürgen erhielt sich Bem in entschiedenem Vorthelle über die Kaiserlichen und hatte am 26. Jänner Karlsburg genommen, dadurch einen bedeutenden Stützpunkt gewinnend. Der Krieg im Banat, obwohl viele Menschenleben hinraffend, konnte keine große Entscheidung auf die übrigen Operationen ausüben, denn er war ein reiner Partisanenkrieg, welcher mit abwechselnden Glücke geführt wurde. Die Serben, an einem Punkte geschlagen, sammelten sich an einem andern, um von Neuem ihre Einfälle zu wiederholen, und in derselben Lage befanden sich auch die Magyaren. Die bedeutendste Waffenthat der Serben war die Erstürmung von Werchez nach einem heftigen tagelangen Kampfe am 19. Jänner unter dem Oberbefehle des Generals Theodorowich. Am Schlusse des Monats war Komorn, Leopoldstadt und Eßeg noch in den Händen der Magyaren, sie hatten alle Versuche der Kaiserlichen, den Theißübergang zu erzwingen, zurückgeschlagen, hatten sich concentrirt und fuhren fort, sich zu organisiren, während die Oesterreicher durch das Vorgehen an die Theiß nichts gewonnen hatten, als eine erschwerte Verproviantirung, eine Zersplitterung ihrer Streitkräfte, welche beim Beginne des Feldzuges den Ungarn überlegen, jetzt aber durch Krankheiten, Gefechte und die Zurücklassung der nöthigen Besatzungen in den okkupirten Theilen des Landes so geschwächt waren, daß ihnen die Ungarn bereits gleich kamen. — Fürst Windischgrätz war am 1. Februar noch in Pesth, von wo er die Leiche des gemordeten Grafen Lamberg unter glänzenden militärischen Ehrenbezeugungen nach der Festung Ofen übertragen ließ. Für sein Pazifikationsgeschäft war das Benehmen der Septemviraltafel, des höchsten Gerichtshofes u. s., von schlechter Bedeutung. Die Banaltafel zu Ugram hatte nämlich vom Fürsten begehrt, daß die bei der Septemviraltafel anhängigen kroatischen Prozesse ihr nunmehr zur Entscheidung herausgegeben werden sollten, indem Kroatten von U. unabhängig sein müsse. Windischgrätz erklärte dies Begehren für billig, nichtsdestoweniger aber protektirte die Septemviraltafel mit aller Kraft gegen jede Beeinträchtigung der Integrität der ungarischen Krone und ließ die kroatischen Prozesse nicht aus ihrer Hand. Mittlerweile war Thawetter eingetreten, welches die Straßen zwischen Donau und Theiß in einen so grundlosen Zustand versetzte, daß die Fortschaffung des schwereren Feldgeschützes gerabezu unmöglich wurde, was nichts weniger als günstig auf die Operationen der Kaiserlichen einwirkte. Ihre Offensivbewegungen hatten sich auf einmal fast auf allen Punkten umgewandelt in Defensivstellungen, welche meist auch nicht behauptet werden konnten. Die Magyaren bedrohten von der Zips aus sogar Galizien, zu dessen Schutze der Landsturm aufgeboden wurde. Der einzige namhafte Erfolg der österreichischen Waffen in dieser Zeit war die Einnahme von Leopoldstadt. Nachdem Simunich die Festung einen Monat lang angegriffen, eröffnete er am 2. Februar das Feuer und hatte schon nach einer



die Ueberraschung, die weiße Fahne auf den Bällen flattern zu sehen. Er wurde hierauf zur engern Eernrung von Komorn beordert. Dagegen: Sturm, welchen Schlik auf die Stellungen der Magyaren bei Tokay am inner unternommen hatte, unglücklich ausgefallen, und nachdem er sein Korps hau wieder gesammelt, wurde er von Torna, wo er am 10. Februar Besetzt, durch Görgey über Rima Szombath nach Petervasara auf die Truppen Windischgrätz zurückgedrängt. Dieser Erfolg machte es Görgey möglich, dem ungarischen Hauptheere zu vereinigen, welches unter dem Oberbefehle Iskri's bei Polgar und Lisza Füred seinen Uebergang über die Theiß belagert hatte und bis Kapolna und Erlau vorgebrungen war. Von hier aus die Magyaren über Gyöngyös bis Hatvan vor, worauf die Kriegskanzlei sich nach Raab verlegt und die Kanonen Ofen's auf Pesth gerichtet wurden, Einwohner bei einer für die Kaiserlichen unglücklichen Schlacht im Zaume zu können. Das Resultat des Vorrückens der Ungarn bis sechs Meilen von Raab, abgesehen von dem moralischen Einbruche, die Vereinigung Görgey's Hauptarmee, die Säuberung der Komitate zwischen der Hernad, Theiß und Karpathen von den Oesterreichern, die Abdrängung Schlik's von seiner ionsbass, Gallizien; ferner konnten die Ungarn dadurch ihren rechten Flügel Karpathen lehnen, während sie die Kaiserlichen zur Veränderung ihres ganzplanens zwangen. Nachdem sie den Zweck ihrer Expedition erreicht, lie sie sich wieder hinter die Theiß, ohne eine Schlacht auf einem ihnen weniger Terrain anzunehmen, ließen aber eine starke Nachhut bei Kapolna und urück. Am 25. Februar hatten Windischgrätz und der Feldzeugmeister Batsberg ihre Hauptquartiere wieder in Gyöngyös, und der Fürst beschloß, er aus die Magyaren bei Kapolna mit vereinten Kräften anzugreifen, wessch Schlik den Befehl erhielt, von Petervasara gegen Berpeleth vorzugehen, Hauptarmee zu stoßen. Am 26. rückte das Korps des Feldmarschall-Kleu Graf Wrbná von Gyöngyös gegen Kapolna und das des Feldmarschall-antis Fürst Schwarzenberg von Krotzallas gegen Raab vor. Zwei Stunden: den genannten Orten trafen die Spitzen der beiden Kolonnen auf die ;; sogleich begann der Angriff und dauerte von zwei Uhr Nachmittags bis inkelheit, ohne daß die Kaiserlichen einen erheblichen Vortheil errungen hätten. In demselben Tage war auch Schlik von Petervasara gegen Berpeleth aufen, fand aber das Defilee von Stroß durch die Ungarn besetzt und konnte h bedeutenden Opfern Herr desselben werden, so daß seine Vereinigung mit uptarmee an diesem Tage unmöglich war. Als am 27. früh der stets kommende Kanonendonner in der linken Flanke das Vorrücken Schlik's be-; begann auch Windischgrätz seine Angriffe von Neuem. Kapolna wurde fig vertheidiget und erst am Abende, nachdem Schlik Berpeleth genommen h mit Wrbná vereinigt hatte, von den Ungarn geräumt, welche ihren Rück- ie Meile östlich nach Raflar antraten, immer in gleicher Höhe mit dem aal weichenden Korps. Nach einer Stunde Verfolgung machte die eindre- Nacht dem Kampfe ein Ende. Beide Theile hatten mit außerordentlicher felt gestritten, auf ungarischer Seite besonders die Husaren durch Kühnheit egezeichnet. Die ungarischen Nachrichten gaben die beiderseitige Stärke für nski auf 40,000 Mann mit 120 Kanonen, für Windischgrätz auf 50,000 mit 140 Geschützen an. Die Ungarn zählten 2 — 300 Tödt und 1000 jene, darunter das in Esseg übergegangene Bataillon Zanini, welches zu ia in der Kirche gefangen genommen wurde. Der Verlust der Oesterreicher was geringer. Der Feind verließ auch seine letzte Position, da Schlik, gegen Erlau zog, seine Rückzugslinie gegen Miskolcz und Tokay bedrohte. larschall rückte am 28. auf der ganzen Linie vor und verlegte am ein Hauptquartier nach Raflar. Dembinski wurde zu Lisza-Füred r ungarischen Armee wegen seiner schlechten Disposition arrethet: ihn nach Debreczin, und Better erhielt das Oberkommando. Auch

deren Theilen des Kriegsschauplatzes hatte sich mittlerweile Erwähnenswerthes zugetragen. Die Division des Feldmarschall-Lieutenants Gläser nahm am 10. Februar Alt-Brad, und der Ort wurde zur Strafe der Böswilligkeit der Einwohner in Brand gesteckt. Die feindseligen Demonstrationen der dort wohnenden Ragyaren hatten schon mehrmal den Kommandanten der Festung veranlaßt, seine Kanonen nach der Stadt spielen zu lassen. Den 30. Jänner früh fünf Uhr griff Generalmajor v. Trebersburg die Vorstädte von Esseg in fünf Kolonnen mit Sturm an. Um sechs Uhr waren die Kaiserlichen bereits im Besitze dreier Vorstädte. Die Aufforderung zur Uebergabe der Festung war diesmal fruchtlos. Feldzeugmeister Nugent unternahm mittlerweile eine Detachirung nach Mohacs, um diesen Ort zu besetzen und sich hiedurch mit den am linken Donauufer operirenden Serben in Verbindung zu setzen. Am 14. Februar streckte die 4500 Mann starke Garnison von Esseg auf dem Glacis die Waffen. Die Festung nebst allen Vorwerken wurde sofort von den kaiserlichen Truppen besetzt. Es fanden sich daselbst eine namhafte Anzahl Geschütze von verschiedenem Kaliber, 2000 Centner Pulver, bedeutende Vorräthe an Lebensmitteln und 34,000 fl. C.-M. in den verschiedenen Kassen. Nugent hatte sohin den ersten Theil seiner Aufgabe gelöst und wendete sich nunmehr gegen den noch wichtigern Waffenplatz Peterwardein. Bei Komorn war es auf dem rechten Donauufer schon zu mehren Gefechten zwischen der Besatzung und der Brigade Lederer gekommen. Die Garnison machte nämlich am 17. und 21. Februar Ausfälle, die aber kräftig zurückgeschlagen wurden. Endlich traf die Division Simunich am linken Donauufer ein, es ging an den Bau einer Schiffsbrücke bei Gönyö zur Verbindung der beiden Donauufer, und mit der Ankunft des Belagerungstrains von Leopoldstadt sollte die Beschließung der Festung beginnen. — Am 5. März war Fürst Windischgrätz bereits wieder in Ofen, wo er die Kossuth'schen Banknoten für ungültig erklärte, jeden Verkehr mit den insurgirten Landstrichen der standrechtlichen Behandlung unterwarf, zur Leistung der Requisitionen allein die beim Auftruhre bethelligten Bürger, Edelleute, Städte und Gemeinden verpflichtete und alle Grundherren und öffentlichen Beamten, die beim Anmarsche der kaiserlichen Truppen sich entfernen würden, mit der Konfiskation ihres Vermögens bedrohte. In der allgemeinen Bestürzung über diese Maßregeln erregte die von dem Kaiser am 4. März bewilligte oder oktroyirte Reichsverfassung für die Gesamtmonarchie und die Auflösung des Kremsther Reichstages nicht die Emulation, wie es zu anderen Zeiten gewiß geschehen wäre. Die Kriegsoperationen betreffend, entwarf der Feldmarschall einen Plan, von dem er die Vernichtung der Ungarn mit Sicherheit erwartete. Sie sollten von den verschiedenen Corps der österreichischen Armee in einen Kreis an der Theiß eingeschlossen und so, durch und Verpflegungsmangel, etwa auch inneren Jermwürnissen preisgegeben, zur Uebergabe gezwungen werden; Schlick erhielt den Oberbefehl über die Nordarmee, Jellachich den über die Südararmee, der Feldmarschall blieb in Pesth, um von dort aus seine Anstalten zu treffen. Indes hatte Kossuth das ungarische Heer auf 120,000 Mann gebracht, und es konnte nöthigenfalls noch durch einen 100,000 Mann starken Landsturm vermehrt werden. Ausgezeichnete Generale, ein beträchtlicher Artilleriepark standen ihm zu Gebote. Für den Heerbedarf sorgten die unermüdblichen Banknotenpressen. Die Komitate jenseits der Theiß waren entschlossen, sich bis auf den letzten Mann zu wehren. Alle Männer sollten Waffen schmieden oder diese und Lebensmittel den Armeen nachführen, Weiber und Kinder sich der Pflege der Verwundeten widmen, alle öffentlichen Gebäude in Kasernen verwandelt, alle Glocken in Kanonen, alles Blei in Kugeln umgegossen, in allen Kellern Salpeter gegraben, alle zum Ackerbau nicht unumgänglich nöthigen Pferde vor die Kanonen gespannt werden. In einer Sitzung des Repräsentantenhauses hielt Kossuth eine Rede, durch die er alle Anwesenden aufs Höchste enthielt. Am Schlusse derselben ließ er Alle schwören, ihm in dem Kampfe mit Oesterreich beizustehen; alle Hände hoben sich zum Schwure. Eine lange Stille folgte dieser Leistung. Dann sagte Kossuth mit kräftiger Stimme: „Nun ist das Vater-

land gerettet!“ Solche Theatercoups wußte der Agitator mit großem Geschick anzuwenden. Er kannte sein Volk. Das fanatisirte Nationalgefühl, der Freiheitschwindel that in Ungarn dieselben Wunder, wie weiland in Frankreich u. ermüdete zusammengelaufenen und zusammengetriebenen Bauern, einem in Waffenübung und Kriegserfahrung weit überlegenen Heere die Stirne zu bieten. Nachdem die Magyaren einmal die numerische Uebermacht errungen, wurde diese die Grundlage ihres Kriegssystems. Ueberall auf der kürzesten Linie gegen den weit ausgespannenen und daher nirgends starken österreichischen Kordon vorzubrechen, war der Hauptkerngriff ihrer Operationen. Den großen Krieg so viel als möglich zu vermeiden und den ganzen Kampf in lauter einzelne Gefechte und Ueberfälle aufzulösen, hiezu hatte Kossuth's Heermacht die besten Lehrmeister in den polnischen Führern. Leichtfüßig und gut beritten waren die Ungarn von jeher, u. ihre Korps, namentlich das Görgey'sche, leisteten hinsichtlich der Beweglichkeit wahrhaft Staunenswerthes. — Bei den beiden Hauptarmeen war im Monate März bis auf den Ueberfall am 5. bei Szolnok kein entscheidender Schlag gefallen. Die Magyaren unter Damjanich brachten der Brigade Karger große Verluste bei, ja sie wäre gänzlich ausgerieben worden, wenn nicht das Korps des Generalmajors Ottinger sie aufgenommen hätte, dessen Kavallerie nun ihrerseits die ungarischen Husaren bearbeitete. Vor Komorn, das den Oesterreichern die Donau sperrte und darum kein geringer Stein des Anstoßes war, hatte inzwischen Feldzeugmeister Welken das Oberkommando übernommen und die eigentliche Belagerung angefangen (s. Komorn). Erst gegen Ende März begannen die Operationen en Gros, aber das Kriegsglück war von den Fahnen der Kaiserlichen gemichen. Ihre schwere Reiterei, ihr großer Train konnte in dem von einem unaufhörlichen Landregen verschlammten Boden nicht fortkommen. Im Rücken wurden sie von Guerillakorps beunruhigt, die immer lecker auftraten und der Armee bedeutenden Schaden zufügten, indem sie die Zufuhren abschnitten oder doch zu Umwegen nöthigten. Die Csikos (Kopfhirten) unternahmen unter ihrem Führer Fülöp ausgebehnte Streif- und Raubzüge, und obwohl sie nur mit Bleiknopfspeichen bewaffnet waren, machte doch ihre Berwegenheit und die unerreichbare Schnelle ihrer Pferde sie zu gefährlichen Feinden. Mitte März hatten sich Schlid und Jellachich in Pesth zu einem Kriegsrathe eingefunden, in welchem beschlossen wurde, der schlechten Witterung wegen vorläufig zuwarten, jedoch so viel möglich die gegenwärtigen Stellungen zu behaupten. Allein die Magyaren benützten die für sie günstigen Umstände und schritten zu energischem Angriffe. Görgey führte jetzt an der erkrankten Vetter Stelle den Oberbefehl des vereinigten Heeres, das aus den Korps Görgey, Damjanich, Klapka und Aulich bestand. Er betrat wieder seinen alten Kriegsschauplatz in den obern Gegenden und fügte den Korps von Göb und Jablonowsky wie den Freiwilligen Hurban's empfindliche Schläge bei, so daß Feldmarschall-Lieutenant Ramberg mit Hinterlassung von Gepäck und Kanonen sich auf Waizen zurückziehen mußte. Graf Schlid erlag bei Gyöngyös gegen Dembinski, alle Korps der Oesterreicher verließen ihre Stellungen an der Theiß. Am 5. April unternahm nun der Feldmarschall selbst einen Angriff auf die bei Hatvan aufgestellten magyarischen Korps unter Görgey und Klapka, wurde jedoch mit Verlust zurückgeschlagen und so eilig verfolgt, daß er bei Gödöllö keine Zeit hatte, von Neuem Stellung zu nehmen, sondern seinen Rückzug unverweilt nach Pesth nehmen mußte. Dabei kam es am 6. abermals zu einem Gefechte, in welchem die Tapferkeit der Brigade Fiedler und der Heldennuth einiger kaiserlichen Schwabenen die Niederlage des ganzen Heeres abwendeten. Das erste Korps war durch den eiligen Rückzug des Centrums in eine sehr schwierige Lage gekommen. Die Magyaren warfen sich mit Ungeßüm auf seine linke Flanke, schnitten sie von der Hauptarmee ab, und es gelang dem Ban nur mit Mühe, einen Theil seiner Truppen gegen Pesth zu retten, während der Rest versprengt wurde und erst nach mehren Tagen wieder zu seinem Korps gelangen konnte. Die Kaiserlichen waren also nicht aus strategischer Berechnung, sondern in Folge von

von den Magyaren über sie errungenen Vortheile, am 8. vor und in Pesth konzentriert. Die Divisionen Jablonowsky, Göz, Schlic, Windischgrätz, Zellachich umschlossen in einem großen Bogen, der von Palota, Kereestur bis Sorosfar sich ausdehnte, die bedrohte Hauptstadt; die Magyaren standen ihnen auf dem Rakosfelde, eine halbe Stunde vor Pesth, gegenüber. In der Stadt war die Aufregung ungeheuer; die seit dem 3. andauernden Durchzüge von Munitions- und Packwägen, Reservelafetten, Wägen mit Verwundeten, einzelnen waffenlosen Unverwundeten, kleineren versprengten Korps hätten hingereicht, den Bewohnern den misslichen Stand der Dinge anzudeuten, wenn sie nicht ohnehin schon durch ihre Verbindung mit den Insurgenten über Alles unterrichtet gewesen wären. Die Knechtlichen nahmen Quartiere in dem besetzten Ofen oder suchten Pässe nach Wien zu erhalten, die magyarisch Gesinnten eilten auf den Bloksberg, um das Heranrücken ihrer Landsteute zu beobachten. Am 7. April kam Windischgrätz selbst nach Pesth und nahm im Schwan sein Hauptquartier. Am folgenden Tage erließ der Generalkommandant von Budapesth, Graf Urbna, eine Bekanntmachung, daß das Zusammenstehen auf den Strassen, das unnütze Fahren verboten sei und vom Militär mit vollem Gebrauche der Waffen verhindert werden würde. — In Siebenbürgen hatte das Kriegsglück bereits im ersten Drittel des März umgeschlagen. Dem nahm, ungeachtet der Intervention eines nicht unbeträchtlichen russischen Armeekorps, Hermannstadt und Kronstadt, drängte den Feldmarschall-Lieutenant Buchner über die Gränzen nach der Walachei und war gegen Ende des Monates Herr des ganzen Landes, mit Ausnahme der Festung Karlsburg, welche bis zum späten Tage des Entsatzes als ein uneinnehmbares Bollwerk aushielt. Auch in Süd-U. flatterte die Trikolore siegreich. Der serbische Nationalheld Knicjanin war mit seinen Hilfstruppen in die türkische Heimath zurückgekehrt. Nicht sowohl die Besorgniß der türkischen Regierung, ihre Völker mit den österreichischen Serben am andern Donauufer zu Unabhängigkeitsentwürfen geheißen zu sehen, hatte seine Abberufung veranlaßt, als vielmehr die Abneigung der österreichischen Armee mit solchen barbarischen Bundesgenossen zu dienen. Am 22. März ergriffen die Magyaren wieder die Offensive gegen die Serben. Perczel und Graf Kasimir Batthyany marschirten nach sieghaften Gefechten bei Zombor, Sirig und Horgos auf Peterwardein, verstärkten die Garnison und versahen sie mit frischen Lebensmitteln. Am 2. April erstürmten die Magyaren das bis jetzt unbezwungene Szent-Tamas und die Römerschanzen. Auch Dem traf jetzt auf dem dortigen Kriegsschauplatz ein, um dem Buchner'schen Korps, welches sich durch die Walachei in's Banat gezogen hatte, zu begegnen. Der gewandte Pöst besetzte Karansebes und war bereits am 19. April in Lugos, während sich die Oesterreicher in der Richtung nach Temesvar zurückzogen. Am 29. April behauptete Perczel zwischen Jankahid und Ulemer abermals das Feld und besetzte Tagß darauf Groß-Becskerek. Der Vereinigung der Korps Dem's, Perczel's und Becsey's stand nun nichts mehr im Wege. — Um Pesth und Ofen fanden mittlerweile unausgesezte Angriffe der Ungarn statt, welchen es aber nicht darum zu thun war, die Hauptstadt zu nehmen, sondern die Kaiserlichen zu täuschen, um desto sicherer ihren eigentlichen Plan, den Entsatz von Komorn, durchzuführen zu können. Während die magyarischen Heerführer durch Husaren und Artillerie bald diesen, bald jenen Theil der österreichischen Linie alarmiren ließen und den Feind in der Meinung erhielten, er hätte noch immer die Hauptstärke der Insurgenten sich gegenüber, umging Dembinski Pesth und vereinigte sich mit Görgey. Am 10. April warf sich ein ungarisches Korps mit Uebermacht auf Szent-Endre, anderthalb Stunden ober Pesth, sprengte die dort befindlichen Oesterreicher u. schlug eine Schiffbrücke über die Donau. Dadurch wurde das bei Waizen stehende Korps des Feldmarschall-Lieutenants Esorich von dem übrigen linken Flügel der Armee abgeschnitten. Damjanich marschirte direkt gegen Waizen los u. traf daselbst auf die Brigaden Göz und Jablonowsky. Es entwickelte sich in der Stadt ein furchtbarer Straßenkampf, an welchem auch die Einwohner gegen die Oesterreicher Theil nah-

men. Der tapfere **Ödy** focht wie ein Gemeiner in den ersten Reihen und fiel, von den Kugeln der polnischen Schützen durchbohrt, sterbend in die Hände der Feinde. **Görgey** ließ ihn mit allen militärischen Ehren beerdigen. **Damjanich** behauptete die Stadt, und die Kaiserlichen zogen sich nach **Partany** zurück, wo sie auf der Schiffbrücke nach **Oran** übersehten. In dieser Verlegenheit erblickte das **Wiener Kabinét** das einzige Mittel zur günstigeren Wendung der Dinge in der Abberufung des Feldmarschalls Fürsten **Windischgräß**. Am 12. April wurde durch Allerhöchstes Handschreiben der Feldzeugmeister **Welden** mit dem Oberkommando der in **Ungarn** und **Siebenbürgen** operirenden österreichischen Armee beauftragt u. **Windischgräß** nach **Olmütz** an das kaiserliche Hoflager berufen. Das öffentliche Urtheil legte diesem Feldherrn zur Last, daß er durch sein langes Stillsitzen in Besitz der durch seine anfänglichen siegreichen Erfolge fast ganz aufgelösten ungarischen Armee Zeit gelassen habe, sich zu reorganisiren und mit allem nöthigen Material zu versehen, und daß er den Sieg bei **Kapolna** nicht benützt, indem er die **Ungarn**, nur schwach verfolgt, sich hinter die **Theiß** zurückziehen ließ u. weiter nichts that, als die **Theißlinie** zu beobachten, deren Ausdehnung von **Tokay** bis **Szegedin** eine wenigstens dreimal so starke Armee erfordert hätte, sollte die Nacht nicht zerstückelt werden. Die zu vielfache Vertheilung seiner Streitkräfte warf man dem Fürsten überhaupt als seinen Hauptfehler vor, denn **Komorn** blockiren, **Peß** und **Ofen** decken und zugleich die **Theiß** beobachten, war bei der großen Ausdehnung des Kriegstheaters eine Unmöglichkeit, wollte man die Verbindungen unter einander nicht aufgeben. — Während die ungarischen Heere gegen **Komorn** vorrückten, hatte der Reichstag einen wichtigen, folgenreichen Schritt gethan, indem er u. mit Einschluß **Siebenbürgens** und **Kroatiens** zu einer unabhängigen Republik unter einem verantwortlichen Präsidenten erklärte. Am 14. April versammelten sich in **Debreczin** die Vertreter der Nation, um die Hauptfrage zu lösen und über das Loos u. s. und des an dessen Spitze gestandenen **Habsburg-Lothringischen** Herrscherhauses zu entscheiden. Damit die zu fassenden Beschlüsse mit einer um so größern Deffenlichkeit stattfinden konnten, wurde die Sitzung in der großen Kirche der Reformirten in Gegenwart von Tausenden aus dem Volke gehalten. **Ludwig Kossuth**, der Präsident des Landesverteidigungsausschusses, leitete Bericht ab über die gewonnenen Schlachten u. das siegreiche Fortschreiten der tapfern Armee. Besonders hob er den Umstand hervor, daß jetzt die Zeit gekommen sei, in der **U.** seine dreihundertjährigen Fesseln abschütteln, im Familienrath der europäischen Staaten seinen würdigen Platz einnehmen und hauptsächlich jener Dynastie in's Reine kommen müsse, welche die Liebe und Treue der wohlwärtigen ungarischen Nation durch ihre eigenen Meineide und unerschöpflichen Verrätheren leichtsinniger Weise auf immer verächtet habe. Diesen Beschluß der Nationalversammlung verlangte das Volk, welches die Lasten der Freiheitskämpfe zu und mit patriotischer Bereitwilligkeit trage; es fordere dies die tapfere Armee, welche zur Rettung des Vaterlandes ihr Leben aufopfere. Im Namen der Nation wurde bestimmt ausgesprochen werden: 1) **Ungarn** sammt dem damit gesetzlich verknüpften **Siebenbürgen** und allen dazu gehörigen Theilen, Ländern und Provinzen wird als ein freier, selbstständiger und unabhängiger europäischer Staat öffentlich erklärt; die Flächeninheit dieses ganzen Staates wird als untrennbar u. seine Integrität als unverletzlich erklärt. 2) Das **Habsburg-Lothringische** Haus hat durch seinen Meineid und Verrath, durch die Waffenergreifung gegen die ungarische Nation, nicht minder durch die Kühnheit, mit welcher es vor der Zerstückelung des Landes, der Trennung **Siebenbürgens** und **Kroatiens** von **U.** nicht zurückbezte, mit seinen eigenen Händen die pragmatische Sanktion, wie überhaupt jedes Band, welches auf Grundlage gegenseitiger Verbindung zwischen ihm und **Ungarn** sammt seinen Nebenländern bestand, gebrochen. Dieses meineidige Haus **Habsburg-Lothringens** wird von der Herrschaft über **Ungarn**, das damit vereinigte **Siebenbürgen** und alle dazu gehörenden Theile und Länder im Namen der Nation auf ewig ausgeschlossen, entsetzt und von dem Genuße des Landesbodens und aller Bürger-

von den Magyaren über sie errungenen Vortheile, am 8. vor und in Pesth konzentriert. Die Divisionen Jablonowsky, Göz, Schlic, Windischgrätz, Zellachich umschlossen in einem großen Bogen, der von Palota, Keresztur bis Sorokfar sich ausdehnte, die bedrohte Hauptstadt; die Magyaren standen ihnen auf dem Kafossfelde, eine halbe Stunde vor Pesth, gegenüber. In der Stadt war die Aufregung ungeheuer; die seit dem 3. andauernden Durchzüge von Munitions- und Packwägen, Reservelafetten, Wägen mit Verwundeten, einzelnen waffenlosen Unverwundeten, kleineren versprengten Korps hätten hingereicht, den Bewohnern den misslichen Stand der Dinge anzudeuten, wenn sie nicht ohnehin schon durch ihre Verbindung mit den Insurgenten über Alles unterrichtet gewesen wären. Die Klengstlichen nahmen Quartiere in dem besetzten Ofen oder suchten Pässe nach Wien zu erhalten, die magyarisch Gesinnten eilten auf den Blockberg, um das Heranrücken ihrer Landsleute zu beobachten. Am 7. April kam Windischgrätz selbst nach Pesth und nahm im Schwan sein Hauptquartier. Am folgenden Tage erließ der Generalkommandant von Budapesth, Graf Wrblna, eine Bekanntmachung, daß das Zusammenstehen auf den Straßen, das unnütze Fahren verboten sei und vom Militär mit vollem Gebrauche der Waffen verhindert werden würde. — In Siebenbürgen hatte das Kriegsglück bereits im ersten Drittel des März umgeschlagen. Dem nahm, ungeachtet der Intervention eines nicht unbeträchtlichen russischen Armeekorps, Hermannstadt und Kronstadt, drängte den Feldmarschall-Lieutenant Buchner über die Gränzen nach der Walachei und war gegen Ende des Monats Herr des ganzen Landes, mit Ausnahme der Festung Karlsburg, welche bis zum späten Tage des Entsatzes als ein uneinnehmbares Bollwerk aushielt. Auch in Süd-U. flatterte die Trifolore siegreich. Der serbische Nationalheld Knicsjanin war mit seinen Hilfstruppen in die türkische Heimath zurückgekehrt. Nicht sowohl die Besorgniß der türkischen Regierung, ihre Völker mit den österreichischen Serben am andern Donauufer zu Unabhängigkeitsentwürfen geheißen zu sehen, hatte seine Abberufung veranlaßt, als vielmehr die Abneigung der österreichischen Armee mit solchen barbarischen Bundesgenossen zu dienen. Am 22. März ergriffen die Magyaren wieder die Offensive gegen die Serben. Perczel und Graf Kasimir Batthyany marschirten nach sieghaften Gefechten bei Zombor, Sirig und Horgos auf Peterwardein, verstärkten die Garnison und versahen sie mit frischen Lebensmitteln. Am 2. April erstürmten die Magyaren das bis jetzt unbezwungene Szent-Tamas und die Römerschanzen. Auch Dem traf jetzt auf dem dortigen Kriegsschauplatz ein, um dem Buchner'schen Korps, welches sich durch die Walachei in's Banat gezogen hatte, zu begegnen. Der gewandte Pole besetzte Karansebes und war bereits am 19. April in Lugos, während sich die Oesterreicher in der Richtung nach Temesvar zurückzogen. Am 29. April behauptete Perczel zwischen Zankahid und Ulemer abermals das Feld und besetzte Tags darauf Groß-Becskerek. Der Vereinigung der Korps Bem's, Perczel's und Becsey's stand nun nichts mehr im Wege. — Um Pesth und Ofen fanden mittlerweile unausgesezte Angriffe der Ungarn statt, welchen es aber nicht darum zu thun war, die Hauptstadt zu nehmen, sondern die Kaiserlichen zu täuschen, um desto sicherer ihren eigentlichen Plan, den Entsatz von Komorn, durchzuführen zu können. Während die magyarischen Heerführer durch Husaren und Artillerie bald diesen, bald jenen Theil der österreichischen Linie alarmiren ließen und den Feind in der Meinung erhielten, er hätte noch immer die Hauptstärke der Insurgenten sich gegenüber, umging Dembinski Pesth und vereinigte sich mit Görgey. Am 10. April warf sich ein ungarisches Korps mit Uebermacht auf Szent-Endre, anderthalb Stunden ober Pesth, sprengte die dort befindlichen Oesterreicher u. schlug eine Schiffbrücke über die Donau. Dadurch wurde das bei Waizen stehende Korps des Feldmarschall-Lieutenants Esorich von dem übrigen linken Flügel der Armee abgeschnitten. Damjanich marschirte direkt gegen Waizen los u. traf daselbst auf die Brigaden Göz und Jablonowsky. Es entwickelte sich in der Stadt ein furchtbarer Straßenkampf, an welchem auch die Einwohner gegen die Oesterreicher Theil nah-

nen. Der tapfere Odysoch socht wie ein Gemelner in den ersten Reihen und fiel, von den Augen der polnischen Schützen durchbohrt, sterbend in die Hände der Feinde. Görgey ließ ihn mit allen militärischen Ehren beerdigen. Damjanich behauptete die Stadt, und die Kaiserlichen zogen sich nach Partany zurück, wo sie auf der Schiffbrücke nach Gran übersehten. In dieser Verlegenheit erblickte das Wiener Kabinét das einzige Mittel zur günstigeren Wendung der Dinge in der Abberufung des Feldmarschalls Fürsten Windischgrás. Am 12. April wurde durch Allerhöchstes Handschreiben der Feldzeugmeister Welden mit dem Oberkommando er in Ungarn und Siebenbürgen operirenden österreichischen Armee beauftragt u. Windischgrás nach Olmütz an das kaiserliche Hoflager berufen. Das öffentliche Urtheil legte diesem Feldherrn zur Last, daß er durch sein langes Stillsitzen in Besitz der durch seine anfänglichen siegreichen Erfolge fast ganz aufgelösten ungarischen Armee Zeit gelassen habe, sich zu reorganisiren und mit allem nöthigen Material zu versehen, und daß er den Sieg bei Kopolna nicht benützt, indem er die Ungarn, nur schwach verfolgt, sich hinter die Theiß zurückziehen ließ u. weiter nichts that, als die Theißlinie zu beobachten, deren Ausdehnung von Tokay bis Szegedin eine wenigstens dreimal so starke Armee erfordert hätte, sollte die Nacht nicht zerstückelt werden. Die zu vielfache Vertheilung seiner Streitkräfte warf man dem Fürsten überhaupt als seinen Hauptfehler vor, denn Komorn blokiren, Pesth und Ofen bedecken und zugleich die Theiß beobachten, war bei der großen Ausdehnung des Kriegstheaters eine Unmöglichkeit, wollte man die Verbindungen unter einander nicht aufgeben. — Während die ungarischen Heere gegen Komorn vorrückten, hatte der Reichstag einen wichtigen, folgenreichen Schritt gethan, indem er u. mit Einschluß Siebenbürgens und Kroatiens zu einer unabhängigen Republik unter einem verantwortlichen Präsidenten erklärte. Am 14. April versammelten sich in Debreczin die Vertreter der Nation, um die Hauptfrage zu lösen und über das Loos u. s. und des an dessen Spitze gestandenen Habsburg-Lothringischen Herrscherhauses zu entscheiden. Damit die zu fassenden Beschlüsse mit einer um so größern Oeffentlichkeit stattfinden konnten, wurde die Sitzung in der großen Kirche der Reformirten in Gegenwart von Tausenden aus dem Volke gehalten. Ludwig Kossuth, der Präsident des Landesvertheidigungsausschusses, leitete Bericht ab über die gewonnenen Schlachten u. das siegreiche Fortschreiten der tapfern Armee. Besonders hob er den Umstand hervor, daß jetzt die Zeit gekommen sei, in der u. seine dreihundertjährigen Fesseln abschütteln, im Familienkreise der europäischen Staaten seinen würdigen Platz einnehmen und hauptsächlich jener Dynastie in's Reine kommen müsse, welche die Liebe und Treue der obernüthigen ungarischen Nation durch ihre eigenen Meineide und unerschöpflichen errätherelen leichtsinniger Weise auf immer verächtet habe. Diesen Beschluß der Nationalversammlung verlangte das Volk, welches die Lasten der Freiheitskämpfe zu und mit patriotischer Bereitwilligkeit trage; es fordere dies die tapfere Armee, welche zur Rettung des Vaterlandes ihr Leben aufopfere. Im Namen der Nation folgende bestimmt ausgesprochen werden: 1) Ungarn sammt dem damit gesetzlich verbundenen Siebenbürgen und allen dazu gehörigen Theilen, Ländern und Provinzen wird als ein freier, selbstständiger und unabhängiger europäischer Staat öffentlich erklärt; die Glükeneinheit dieses ganzen Staates wird als untrennbar u. seine Integrität als unverlezt erklärt. 2) Das Habsburg-Lothringische Haus hat durch seinen Meineid und Verrath, durch die Waffenergreifung gegen die ungarische Nation, nicht minder durch die Kühnheit, mit welcher es vor der Zerstückelung des Landes, der Trennung Siebenbürgens und Kroatiens von u. nicht zurückbebt, sich seinen eigenen Händen die pragmatische Sanktion, wie überhaupt jedes Band, welches auf Grundlage gegenseitiger Verbindung zwischen ihm und Ungarn sammt seinen Nebenländern bestand, gebrochen. Dieses meineidige Haus Habsburg-Lothringens wird von der Herrschaft über Ungarn, das damit vereinigte Siebenbürgen und alle dazu gehörenden Theile und Länder im Namen der Nation auf ewig abgesetzt und von dem Genuße des Landesbodens und aller Bürger-

Regierung in seiner Rede im Parlamente als eine revolutionäre erklärte; für das Aushwärtige Graf Kasimir Batthiany, für die Kommunikation L. Gsanyi, für Kultus und öffentlichen Unterricht den Gsanader Bischof M. Horvath, für die Justiz S. Butovics. Das Kriegsministerium blieb unbesezt; später erhielt Görgey dieses Portefeuille, und Klapka übernahm interimistisch die Leitung. — Die magyarische Empörung hatte längst aufgehört eine rein nationale zu seyn. Das unglückliche Land war der Balysatz geworden, auf welchem die aus allen Weltgegenden versammelten Feinde der Ordnung den Sieg der Revolution zu erkämpfen kamen. Die Umsturzpartei in allen europäischen Ländern betrachtete die Magyaren als ihre Vorkämpfer und baute auf die Erfolge derselben das Gelingen ihrer Pläne. Als nun die österreicheische Armee bis nach Preßburg zurückgebrängt war und im Innern des Landes nur noch Arad, Temeswar und Ofen besetzt hielt, Wien selbst die Gefahr eines Handstreiches von Ungarn her bedrohte, da war des Triumphirens im Heerlager der Radikalen kein Ende mehr, und das Zusammenbrechen aller Throne, die Auflösung der europäischen Staatensfamilie in ein Konvolut von Republikan und Republikan schien den Heißblütigern bereits eine ausgemachte Sache. Aber Oesterreich machte einen gewaltigen Strich durch die Rechnung, da es sich in seiner Bedrängniß entschloß, die russische Hilfe anzunehmen. Deutsche Hilfe, die zunächst berufen gewesen wäre, die alte Herrschaft des deutschen Wesens über die Donauländer zu behaupten, war nicht bereit noch gewillt. Unsere Magyaromanen hatten in ächt deutscher Weise nur für die Folgen Ungarn, nicht aber für die von diesen auf das Grausamste misshandelten urdeutschen Sachsen Theilnahme. Rußland aber kämpfte in eigener Sache, nachdem die den Banner der Magyaren zugesellten Polen der Bewegung ihr Ziel auch in russisches Gebiet zu weisen gesonnen waren. Am 1. Mai wurde die Ankunft der Russen von der österreicheischen Regierung offiziell verkündet, und es trat somit der Revolutionskrieg in seine dritte Periode, die austro-russisch-ungarische. — Der jugendliche Kaiser Franz Joseph übernahm Anfangs Mai selbst den Oberbefehl über sämtliche österreicheische Heere und begab sich persönlich zur Nordarmee, freudig begrüßt von seinen tapfern Kriegern. Er erließ auch eine neue Proklamation an die irreführten Bewohner von U. und Siebenbürgen, sie zur Rückkehr an ihre Pflicht ermahmend. Diese Proklamation lautete: „Eine verbrecherische Partei, von gewissenlosen Umsturzmannern geführt — nachdem sie Frevel auf Frevel gehäuft und alle Mittel der Lüge und Verhörung erschöpft hat, um Euch zum hochverrätherischen Treubruche zu verleiten und das Band zu zerreißen, das seit einer langen Reihe von Jahren unsere Völker in friedlicher Eintracht umschlungen hielt — führt offenen Krieg gegen Euren König, um Ihn seiner angestammten Rechte zu berauben und sich selbst die Herrschaft über Euch und das Eigenthum Anderer anzueignen. Unter dem trügerischen Vorwande, als schwäche Eure Nationalität oder Eure Freiheit in Gefahr, opfert sie das Blut Eurer Brüder und Söhne, die Habe des ruhigen Bürgers, die Wohlfahrt Eures blühenden Landes, und ruft Euch zu den Waffen gegen Uns, gegen Euren König, der allen seinen Völkern — auch jenen, die früher keine solche besaßen — eine freie Verfassung gegeben, alle Nationalitäten seines großen Reiches gewähleistet, jeder eine gleiche Berechtigung zugesichert hat. Und nicht allein auf ihr verruchtes Beginnen beschränkt sich diese Partei. Unsere ernste Mahnung misachtend, sucht sie nun ihre Hauptstütze unter dem Auswurfe fremder Länder. Tausende von Ruhestörern und Abenteuerern, Menschen ohne Vermögen und Gesittung, nur durch die Gemeinsamkeit verbrecherischer Absichten verbündet, stehen in ihrem Solde. Schon sind sie zu Leitern des Aufruhrs geworden; auf Eure Kosten, mit Eurem Blute sollen ihre schändlichen Pläne durchgeführt, Ihr selbst als blinde Werkzeuge fremder Umtriebe zum Umsturze jeder wahren Freiheit, jeder geselligen Ordnung, auch in anderen Ländern, mißbraucht werden. Solchem frevelhaften Treiben ein Ziel zu setzen, Euch von Euren Bedrückern zu befreien und Unserer Monarchie den von der großen Mehrzahl ersehnten Frieden zu sichern, ist daher nicht allein unsere



Pflicht und Unser unerschütterlicher Vorsatz, sondern auch die Aufgabe jeder Regierung, die die Ruhe und Wohlfahrt der von der Vorsehung ihr anvertrauten Völker gegen die allgemeinen Feinde des Friedens und der Ordnung zu wahren hat. Von diesen Gesinnungen erfüllt, hat Unser erlauchter Bundesgenosse, Se. Majestät der Kaiser von Rußland, sich mit Uns vereinigt, um den gemeinschaftlichen Feind zu bekämpfen. Auf Unseren Wunsch und im vollsten Einverständnisse mit Uns erschienen seine Heere in Ungarn, um im Bunde mit aller uns zu Gebote stehenden Macht dem Eure Fluren verheerenden Kriege schnell ein Ende zu machen. Betrachtet sie nicht als Feinde Eures Vaterlandes, sie sind die Freunde Eures Königs, die Ihn in seinem festen Vorhaben, Ungarn von dem drückenden Joche einheimischer und fremder Bösewichter zu befreien, kräftigst unterstützen. Mit derselben Mannszucht, wie meine Truppen, werden sie jedem treuen Staatsbürger den verdienten Schutz angeheißt lassen, mit derselben Strenge in der Bevächtigung des Aufstandes vorgehen, bis Gottes Segen der gerechten Sache den Sieg verleiht. Gegeben in Unserm kaiserlichen Lustschlosse Schönbrunn am 12. Mai 1849. Franz Joseph m. p. F. Schwarzenberg m. p. — Die russische Regierung ihrerseits erließ an ihre Repräsentanten im Auslande eine Circularefische, des Inhalts: „Der Aufstand in Ungarn hat in letzter Zeit solche Fortschritte gemacht und sich so sehr entwickelt, daß Rußland nicht mehr gleichgültiger Zuschauer davon bleiben kann. In Folge einer augenblicklichen Unzulänglichkeit der Kräfte Oesterreichs, welche auf verschiedene Punkte vertheilt sind, wo sie die Nothwendigkeit zurückhält, für die Vertheidigung der Gränze des Reiches zu sorgen, ist das Hauptcorps der Insurgenten nach und nach von der Theiß bis zur Donau vorgebrungen. Fast ganz Oberungarn und ganz Siebenbürgen ist in ihren Händen. In demselben Verhältnisse, wie ihre militärischen Operationen sich ausdehnen, hat auch der Kreis ihrer Umsturfspläne sich vergrößert. Die ursprünglich magyarische Bewegung hat einen bedeutenden Umfang gewonnen. Durch die Gegenwart von polnischen Emigranten, welche in dem ungarischen Heere ganze Corps bilden, so wie durch den Einfluß Einzelner, die, wie Dem und Dembinski, zu lesen gehören und unumschränkt Angriffs- und Vertheidigungspläne entwerfen, ist die ungarische Rebellion die Grundlage einer offenbar in Polen vorbereiteten Insurrection geworden. In Galizien hofft man dieselbe zunächst ausbrechen zu lassen und dann nach Umständen in unseren Provinzen. Die Intriguen und Umtriebe dieser Aufwiegler haben der Empörung Saat schon in Galizien und Krakau ausgestreut; von Siebenbürgen aus suchen sie den Anstrengungen, die wir gemeinschaftlich mit der Türkei machen, um in den Fürstenthümern die Ruhe zu besorgen, Hindernisse in den Weg zu legen, indem sie den Unzufriedenen unter den Moldo-Walachen allen möglichen Vorschub geben, und auf der weiten Ausdehnung unserer Gränzen bringen sie einen permanenten Zustand von Aufreizung und Gährung hervor. Eine solche Lage kann aber unmöglich dauern ohne Gefahr für unsere wichtigsten Interessen; sie trägt den Keim von Verwickelungen in sich, welchem zuvorzukommen uns die einfachste Klugheit gebietet. Da die österreichische Regierung ihrerseits der zufälligen Schwierigkeit ihrer politischen Lage wegen den Insurgenten in diesem Augenblicke nicht eine solche Macht entgegenstellen kann, wie nöthig ist, ohne andere, nicht minder wichtige Theile ihres Gebietes zu entblößen, so hat sie Se. Majestät den Kaiser formell darum angesucht, ihr zur schleunigen Unterdrückung eines Aufstandes behilflich zu seyn, der die Ruhe der beiden Kaiserthümer gefährdet. Die beiden Kabinete mußten sich natürlich in diesem wichtigen Punkte begegnen, da er ihr gemeinschaftliches Interesse berührt, und in Folge dieses Uebereinkommens sind unsere Truppen in Galizien eingerückt, um ihrerseits dazu mitzuwirken, daß die Flamme der Revolution auf ihrem Heerde schneller erstickt werde. Die Regierungen, welche eben so sehr dabei interessirt sind, wie wir, daß die Ruhe aufrecht erhalten werde, die in Ungarn gänzlich zerstört oder in seinen Nebenländern durch die jugelloseste Demagogie bedroht ist, werden nicht die Beweggründe nicht verkennen, die unsere Handlungsweise be-

dem der Kaiser zu seinem großen Bedauern aus der passiven und zuwartenden Stellung heraustritt, die derselbe bis heute behauptet hat, bleibt Se. Majestät dem Geiste seiner früheren Erklärungen vollkommen treu. Denn als der Kaiser es aussprach, daß er allen Staaten das Recht zuerkenne, darüber nach ihrer Einsicht zu entscheiden, wie sie sich politisch konstituiren wollen, indem er den Grundsatz streng befolgte, sich eben so wenig in die Veränderungen mischen zu wollen, die sie mit Regierungsformen als mit ihrer innern Organisation vornehmen, hat Se. Majestät sich die volle Freiheit des Handels für den Fall vorbehalten, wenn die Rückwirkung der Revolution in der Nachbarschaft seine eigene Sicherheit oder das an den Grenzen bestehende Gleichgewicht zu seinem Nachtheile gefährden sollte. Daß aber unsere Sicherheit im Innern des Reiches durch das bedroht wird, was in U. geschieht oder sich vorbereitet, geht klar hervor aus den Plänen und Bemühungen, welche die Insurgenten selbst eingestehen, und jeder Angriff von dieser Seite gegen das Fortbestehen und die Einheit der österreichischen Monarchie würde zugleich ein Angriff auf den Territorialbesitz seyn, den Se. Majestät dem Geiste und dem Buchstaben der Traktate gemäß für nöthig erachtet für das Gleichgewicht von Europa, wie für die Sicherheit seiner eigenen Staaten. Angenommen sogar, daß vorübergehende Ursachen einem unabhängigen Ungarn ein ephemeres Daseyn verleihen können, so wird es doch jedem, der die Mittel und Hilfsquellen Oesterreichs kennt, einleuchten, daß es auf die Dauer gar keine Aussicht habe, bestehen zu können. Aber erhoben, wenn auch nur für kurze Zeit, auf der Basis der Anarchie und durchbrungen von dem feindlichen Geiste, der die Häuptlinge Ungarns gegen Rußland beseelt, wird uns daher nicht weniger eine große Gefahr bereitet, welcher wir nicht gestatten dürfen, eine unheilvolle Ausdehnung zu gewinnen. Indem der Kaiser also seine polnischen Provinzen u. die an der Donau liegenden Länder vor der Gefahr einer Propaganda schützt, deren Bestimmung es ist, sie in steter Unruhe zu erhalten, indem er der österreichischen Regierung, auf ihr ausdrückliches Verlangen, die Wiederherstellung des Friedens in diesem Theile ihrer Staaten beschleunigen hilft, glaubt Se. Majestät zu gleicher Zeit in seinem eignen Interesse und in dem der Ordnung und Ruhe von Europa zu handeln. — In Debreczin hatte eine Weiberfotterie, an deren Spitze Kossuth's hochfahrende Gemahlin stand, großen Einfluß auf die Leitung der Angelegenheiten erlangt, und von ihr war der Befehl zur Wiedereroberung Ofen's erwirkt worden, weil die Damen um jeden Preis in Pesth residiren wollten. Görgey, überzeugt, daß er mit dieser Operation einen strategischen Fehler begehe, indem er dadurch den Kaiserlichen Zeit ließ, ihre Kräfte zu sammeln, gehorchte nur mit Widerwillen. Ueberhaupt war er seit der Unabhängigkeitserklärung, deren Unausführbarkeit er einsah, mit der Junta nicht mehr im besten Einklange. Die Belagerung begann am 4. Mai und endete den 21. mit der Erstürmung Ofen's u. dem Tode des tapfern Hengst und der meisten seiner Offiziere (s. Ofen, Suppl. I.). Der ersehnte Einzug in Pesth fand nun wirklich statt, nachdem das Repräsentantenhaus in Debreczin seine Sitzungen am 31. Mai geschlossen hatte. Der Präsident der Republik fuhr mit seiner Gattin und Schwester in einem vierspännigen Wagen des Grafen Karolyi durch die Hatvaner (damals Pressfreiheits-) und Waiqner Gasse zur Stadt herein, umgeben von der glänzenden Suite seiner Generale, der deutschen Legion und einer ungeheuren Volksmenge. Das geschah am 5. Juni; aber bei aller Ostentation war den Häuptern des Aufstandes die russische Dajwischenkunst ein drückender Stein auf dem Herzen. Kossuth hatte schon bei der ersten Kunde im Namen der ungarischen Nation feierliche Verwahrung wider den Einmarsch der Russen eingelegt und einen förmlichen Kreuzzug gegen die Truppen des Czaren aufgerufen. Strenge Maßregeln zu Rüstungen aller Art wurden getroffen, und man rief zur Abwendung der Gefahr selbst den Himmel zu Hülfe, indem man auf den 6. Juni einen allgemeinen Fasttag anordnete. Gleichzeitig wurden Konventionen der liegenden Güter loyal gesinnter Magnaten, geistlicher Würdenträger, Kleriker und Bürger angeordnet. Ende des Monats fanden in Ofen

ihre Erschießungen laut Spruch des Statuargerichtes statt. — In Siebenbürgen traten sich inzwischen die Wozen (Gebirgswalachen) unter dem kühnen Janku, u. Könige der Berge, massenhaft erhoben. Dieser Janku ist ein geistreicher, ergötlicher Mann. Es zeigt keine geringen Fähigkeiten, eine rohe und disziplinirte Bergstruppe von nahe 40,000 Mann an militärische Führung zu gewöhnen und t ein Jahr hindurch mit Lebensmitteln zu versehen. Janku's Truppen vergöteten und fürchteten ihn. Wie jedes in der Kindheit der Civilisation befindliche Volk, hielten auch sie sehr viel auf äußere Pracht und erblickten sie ihn in seinen Ehren, mit Gold bedeckten Rationalkleidung und sahen den Glanz seiner Umgebung, so unterwarfen sie sich freiwillig seinen Befehlen. Er konnte sein Volk, wozu, wodurch er dessen Gunst erlangen und es fortwährend unter seiner Fahne halten konnte. Er ließ seiner Neigung zu Grausamkeiten, seinem tiefen, unerfüllbaren Hass gegen die Magyaren freien Lauf. Diese hinwieder kannten eben wenig Schonung gegen ihre Gegner, u. so wütheten durch neun Monate Feuer u. Schwert in dem unglücklichen Siebenbürgen. Wenigstens der vierte Theil der Bewohner wurde hingemordet, über 300 Dörfer und 12 Städten fielen als Brandopfer der Revolution. Die walachische Erhebung und die Nachricht von der Kriegerthaten der Russen bewogen den General Bem, eiligst auf den Schauplatz der früheren Thaten zurückzukehren. In Süd-U. hatte sich die Lage der Dinge: die Oesterreicher nicht gebessert. Bem besetzte am 8. Mai den Stabsort eiskirchen, Buchner mußte, Altsova räumend, wieder den walachischen Bergen aufsuchen. Perczel stand am 10. Mai in Pancsova, dem Stabsort des Deutschbanater Grenzregiments. Neusatz wurde von den Magyaren ausgeplündert. Die österreichische Nordarmee, wieder zur Wanderschaft gelangt, unternahm am 5. Mai von Preßburg aus eine Vorrückung gegen Raab. Baron Welden wurde Ende des Monats auf sein Begehren der Oberbefehlshaberstelle enthoben und dieselbe dem aus Italien herbeigerufenen Feldmarschall-Lieutenant Baron Haynau übertragen, den der Kaiser gleichzeitig zum Abzeugmeister ernannte. Ihn unterstützten Schlik, Benedek, Wohlgemuth u. Bechtold. Die Stärke des Hauptheeres betrug ungefähr 80,000 und welche 70,000 Mann standen, in verschiedene Korps vertheilt, am Plattensee, im ettauer Lager, in Süd-U. unter dem Ban, in Siebenbürgen unter Clam-Gallas. Von russischer Seite rückten 140 Bataillone gegen U. und Siebenbürgen an, 60 hielten Polen besetzt. Die Gardes verließen Petersburg im Mai. Zum Reiterdienste wurde ein eigenes Dragonerkorps gebildet, aus acht Regimentern bestehend, der Park zählte 400 Geschütze. Alle drei Großfürsten — Michael, Alexander und Konstantin — wurden an die Spitze bedeutender Kommando's bestellt. Zur eigentlichen Offensive waren fünf Armeekorps bestimmt, jedes 20,000 Mann Fußvolk und 6000 Mann Reiterei stark, mit den Reserviren etwa 170,000 Mann. Die Oberbefehlshaberstellen erhielten Baskewitsch, Rüdiger und Sasz (s. dd.). Die regulären ungarischen Streitkräfte, den Landsturm und die Zekler nicht mitgerechnet, betragen beiläufig 170,000 Mann. Von fremden Nationalitäten befanden sich dabei ein Bataillon deutsche Legion, ein Bataillon italienische Legion, drei Bataillone polnische Legion, drei Schwadronen polnische Lanciers. Die Feldartillerie bestand aus 400 Kanonen. Neben der unangenehmen Beschaffenheit des Terrains, welches — bald Gebirgsland, bald von breiten, sumpfungebenen Stromlinien durchschnittenen Ebene, bald dürre wüste, dazu straßenarm und nach jedem Regengusse dem Fuhrwerke fast gänzlich unzugänglich — den Angreifenden die verschiedenartigsten Schwierigkeiten entgegensetzt, dann dem eigenthümlichen Klima, das den daran nicht gewöhnten Oesterreichern und Russen decimirende Krankheiten zuzog, wie denn auch die Cholera fürchtbar in ihren Reihen wüthete, — kam der Defensiv Charakter des Volkskrieges am meisten zu statten. Die Volksleidenschaften hatten den höchsten Grad erreicht, und Kossuth versäumte nichts, diese noch mehr aufzureizen. In ihrer neuen flammenden Proklamation (datirt von Budapesth 29. Ju

ganze Nation zu den Waffen. Sie war eine wiederholte Predigt zum Kreuzzuge gegen die Russen, welche mit den Worten: „Das Vaterland ist in Gefahr! Bürger des Vaterlandes! Zu den Waffen! zu den Waffen!“ begann und also schloß: „Jeder Landesbürger zu den Waffen! zu den Waffen! So ist der Sieg gewiß, aber auch nur so. Und darum verordnen wir und befehlen einen allgemeinen Landsturm für die Freiheit im Namen Gottes und des Vaterlandes.“ In diesem Aufrufe war zugleich der Plan der ungarischen Kriegsführung angedeutet, wie sie im Sinne Kossuth's geschehen sollte. Ein Guerillakrieg wurde bezweckt, ganz in der Art, wie ihn die Spanier gegen Napoleon mit vollständigstem Erfolge führten. Von der Kanzel herab und durch die Glocken sollte das Volk gerufen werden. Wer kein Schießgewehr habe, greife zur Sense und Hade. Wo die Russen erscheinen, solle alsbald die Sturmglocke die Mannschaft auf den Sammelplatz rufen. Besonders lasse sich das Volk angelegen seyn, dem Feinde in der Nacht nirgend Ruhe zu gestatten, sondern ihn immer unversehens zu überfallen, sich zurückzuziehen und wieder anzugreifen, ihn durch Glockengeläute ewig aufzustören, damit er keinen Augenblick Raß auf dem Boden finde, den er so gottlos betreten. Der Proviant müsse überall bei Seite geschafft werden, damit der Feind vor Hunger umkomme, und im Nothfalle zünde man Dörfer und Städte an, um den wilden Russenhorden jeden Halt- und Ruhepunkt zu entziehen. Gleichzeitig mit Kossuth erließ Szemere als Minister des Innern eine ähnliche Ordre an die weltlichen Behörden und Bischof Horvath einen Aufruf an die Geistlichen aller Konfessionen in U. Letzterer hatte als Minister des Kultus früher schon einige loyale Bischöfe ihrer Würde entsetzt und die erledigten Stühle an Patrioten vergeben. — Ende Mai waren die ungeheuren Rüstungen der Russen beendet. Das Hauptcorps unter Paskevitch sammelte sich in Duxla an der ungarischen Gränze. Hier fand sich Kaiser Nikolaus von Warschau aus persönlich ein, um die Truppen durch seine Anwesenheit zu begeistern. Zu Anfang Juni begannen die Bewegungen. Am 4. dieses Monats erließ der russische General en Chef Marschall Paskevitch einen Aufruf an die Bewohner U.S., des Inhaltes: das russische Heer betrete ihr Land nicht als Feind, sondern auf den Ruf ihres Königes und Herrn. Des Feldzeugmeisters Baron Haynau aus dem Hauptquartier Altenburg datirte Armeebefehl lautete: „Soldaten! Die Armee ist zum Wiederbeginne der Operationen versammelt. Aus diesem Anlasse ist auch unser gütiger, für das Wohl seines Heeres unablässig besorgter Monarch in unsere Mitte gekommen. Soldaten Oesterreichs! Euer hochherziger und ritterlicher Kaiser und Herr, und ihr russischen Krieger! der Freund eures erlauchten Czars will Zeuge seyn unseres gemeinschaftlichen Wettstreites im Kampfe. Dies soll, dies wird unsern Muth zur Begeisterung entflammen, unsere Kraft verdoppeln, deren Streiche das Heer der magyarischen Rebellen und ihrer verworfenen Genossen erschüttern und vernichten werden. Es ist nicht U.S, nicht Oesterreichs Friede allein, den zu erringen wir gemeinschaftlich berufen sind. In ganz Europa werden Millionen, das Glück der Staaten in Ruhe und Ordnung, in geselliger Entwicklung suchend, unseren Siegen jubeln, unsere Erfolge segnen. Darum seid muthig und ausdauernd in der Gefahr des Kampfes, seid aber auch edel und menschlich gegen die wehrlosen und bedrängten Landesbewohner, übt diese Tugenden im Vereine mit Tapferkeit zur Ehre unseres Standes und unseres Sieges. Soldaten! Ich vertraue auf euch, sowie auch ihr überzeugt seyn möget, daß ich euren Anstrengungen die verdiente Anerkennung eures geliebten Kaisers und Herrn zu verschaffen mir zur angenehmsten Pflicht machen werde.“ Der Feldzugsplan der Verbündeten war mit großer Umsicht entworfen. Fürst Paskevitch hatte aus den Operationen seiner berühmten Vorgänger in U., Eugen und Montecuculi, sowie aus dem Unglücke des Fürsten Windischgrätz die Lehre geschöpft, daß die Ebenen an und hinter der Theiß die feste Burg der Ungarn seien. Diese Steppen zu besetzen oder wenigstens die Zugänge dazu zu verschließen, wurde die Aufgabe der Verbündeten. Um dieses Ziel zu erreichen, strebte Paskevitch über Epries und Kaschau nach Forro und beschloß, einen seiner Generale

Theißübergang bei Lokay besetzen zu lassen. In dieser Stellung bei Forro rohte er die Theißlinie, konnte aber auch den Ungarn, wenn sie von Pesth sich lözogen, entgegenrücken. Haynau hatte die Aufgabe, Görgey so lange als möglich zu beschäftigen, um den Russen Zeit zu lassen, den Rückzug abzuschneiden. Also sollte der Ban gegen die Theiß, nach Befinden auch gegen Pesth, heranziehen und die drei in Siebenbürgen einbrechenden Generale hatten die Bestimmung, den Ungarn diesen letzten Zufluchtsort zu verschließen. So bewegten sich Truppenkörper, und zwar das Hauptheer von Pressburg südöstlich, eine Re- abtheilung desselben von Besprim nordöstlich, der Ban von der untern Donau östlich, Paskewitsch von Kaschau südwestlich gegen die Mitte des Landes, alle mit der anscheinenden Hauptrichtung gegen Pesth. Der Rücken der ungarischen Armee wurde von drei Seiten bedroht, von den Russen, von dem Ban und dem aus dem Pettauer Lager ausrückenden Korps des Grafen Nugent. Der im gefattet nicht, die Anzahl der einzelnen Kämpfe und Gefechte in U., die eigentlichen Kombinationen des Fürsten von Warschau, die glänzenden Waffen- des Barons Haynau's, den eisernen Widerstand des ritterlichen Ban gegen über- ne Streitkräfte, den Zug des Feldzeugmeisters Nugent, Görgey's wunderbar irte Märsche und meisterhafte Rückzüge, Bem's „Glück und Ende“ in Sieben- jen in's Ausführliche zu schildern, und wir begnügen uns daher mit einer Be- zung der Operationen der verbündeten Heere in U., die dem trefflich redigir- Journale „der österreichische Soldatenfreund“ aus einer tüchtigen militärischen re zusloß u. mit einem Male das lange Dunkel aufhellte, das über den eigent- lichen Gang der letzten Scenen auf den ungarischen Kriegsschauplätzen herrschte. h wollen wir später die vorzüglichsten Schlachtmomente besonders hervorheben. In den regulären ungarischen Streitkräften waren 25,000 Mann in Siebenbürgen ondet und 20,000 Mann zum Schutze der Karpathenübergänge zwischen Leut- u und Bartfeld aufgestellt. Die übrigen Heeresabtheilungen nahmen eine i der Waag über Komorn nach Temesvar die Donau und die eiß quer durchschneidende Linie ein, welche als vorläufige Opera- nsbasis der Ungarn angenommen werden kann. Die Aufstellung war unge- folgende: am Waagausflusse 40,000 Mann unter Görgey, in Raab 25,000 nn unter Klapka, am Plattensee und gegen Földvar Aulich mit 15,000 nn, um Siegedin und Theresiopel 35,000 Mann unter Perczel u. Guyon, Temesvar und Arab 18,000 Mann unter Becsey. Diesen gegenüber stan- zwei kaiserliche Hauptarmeen, nämlich: die österreichische mit der russischen Di- on Paniutine unter dem Feldzeugmeister Baron Haynau und Pressburg, russische unter Feldmarschall Fürst Paskewitsch zu Duxla in Galizien. Die reichische Armee mit der Division Paniutine konzentrirte sich rasch auf dem ten Donauufer und drang dann gegen Raab vor. Klapka versuchte vergebens widerstehen. Er zog sich eiligst unter dem Schutze des Donaubrückenkopfes Komorn in ein verschanztes Lager, welches Feldzeugmeister Haynau, dem rde auf dem Fuße folgend, alsogleich cernirte. Die russische Armee war zu cher Zeit von Duxla über die Karpathen gegangen, hatte die zur Vertheidigung Bergpässe ihr gegenüberstehenden Insurgenten, 20,000 an der Zahl, zerstreut Kaschau besetzt. Ein Blick auf die Karte wird genügen, um zu zeigen, daß, in Görgey, durch das österreichische Heer beschäftigt, bei Komorn zu ver- lichen bestand, die russische Hauptmacht, von Kaschau aus über Uelau und wan senkrecht auf das Centrum der feindlichen Operationsbasis tend, dieselbe durchbrechen, Pesth und Ofen in die Hände der kaiserlichen Armee ren, die zerstückelten Streitkräfte der Insurgenten theilweise in Komorn isoll- i oder hinter die Theiß in divergirender Richtung sich zurückziehen zwün- würde. Durch die Diversion eines Korps des russischen Heeres gegen De- zlin und den momentanen Aufenthalt des übrigen Theiles in Wislolez wurden ungarischen Chefs über die wahren Absichten des russischen Feldherrn getäuscht. unklar stellte die durch das russische Heer von den Karpathenabhängigen zurück-

gebrängten Insurgentenabtheilungen zwischen Alberti, Szegled und Etrum, der angenommenen Operationsbasis auf. Görgey gefiel sich spannen Lager um den Donaubrüdenkopf bei Komorn. Er trach Stellung und durch mehrmahlige, besonders am 2. Juli unternommen ihm gegenüberstehende österreichische Armee aufzuhalten, nicht be durch eigenes Zögern die Ausführung des vom Fürsten Paskevitsch Planes förderte. Erst als der russische Feldmarschall über den Sa Rössel vorrückte, gewahrten die Insurgentenführer ihren Fehler, durch eine kombinierte Operation aus Komorn und Szolnok ihre in Waizen zu bewerkstelligen. Der österreichischen Armee seine ten zu verheimlichen, unternahm Görgey am 11. Juli vom verscha Donaubrüdenkopfe einen Ausfall, ließ aber zugleich seinen Tral rücken und folgte in der Nacht mit seiner Armee, die Straße geg schlagend, um daselbst wo möglich vor Ankunft der russischen Truppe sich mit Dembinski zu vereinigen, der zu gleichem Zwecke von Szol Bereny und Alberti vordrang. Der Feldmarschall Paskevitsch hat quartier in Gyöngyös mit dem 2. Korps, das 4. weiter zurück in 3. vorwärts in Hatvan, als er durch seine über Waizen bis Szobd Patrouillen vom Marsche des Feindes am 14. Abends unterrichtet gleich erhielt General Sas Befehl, mit einer Brigade Kavallerie vorzurücken, die übrige Kavallerie sollte nach Möglichkeit folgen stützen. Die Infanteriekorps wurden folgendermassen disponirt: raschen Schrittes über Asod nach Waizen dem Görgey'schen Korps Das 4. Korps mußte aus Kapolna nach Gyöngyös vorrücken u binski Front machen, das 2. vorläufig in Hatvan sich aufstellen, s ständen dem 3. oder 4. Korps als Reserve zu dienen. Durch die umsichtigen Dispositionen ward der Plan der Magyaren vereitelt lichen Eventualitäten vorgebeugt. Die zwei feindlichen Heere Ob binski's durch seine Masse getrennt haltend, konnte der russische Fe gen derselben, der sich vorwagen würde, mit Uebermacht entgeg Görgey's Bemühungen, am 15. Juli aus Waizen zu debouchiren, und nach 30,000 Mann und 70 Geschütze in's Feuer führte, zersc dem Widerstande der schwachen, nur drei Regimenter Kavallerie m zählenden russischen Avantgarde unter Sas. Er eilte daher, auf s ziehend, in der Nacht vom 16. auf den 17. auf die offene Straße Gyarmath, um Loffoncz zum Rückzuge zu benügen. Die Einnahme eine Infanteriekolonne des 3. russischen Korps und die rasche Ber garischen Arrieregarde bis Balassa-Gyarmath, wobei dieselbe 2000 büßte, beschleunigte diesen Rückzug. Der General Grabbe, der Loffoncz beordert ward, hinderte die Insurgenten, sich in die Bergs Ueber Rima-Szombath, das am 19. Juli schon erreicht und wieder ging Görgey hastig nach Rima-Seq und Ruinok der Theiß zu. sche Korps hatte kein besseres Loos. Es war schüchtern von E nach Jas-Bereny und Alberti vorgerückt. Die Avantgarde der 6000 Mann Kavallerie, näherte sich Hatvan, wurde bei Tura vor Roi erreicht, mit Verlust in die Flucht geschlagen und über Rag Da zu gleicher Zeit die ersten Kolonnen der österreichischen Arme 11. Juli den Magyaren wieder abgenommenen Ofen debouchirt Dembinski eilig nach Szegebin, um sich mit den in Südbungarn o zu vereinigen. So war der Zweck der Operationen glänzend und Ofen waren gefallen, das ganze Land bis an die Theiß Die Streitkräfte der Republik, in zwei Theile getheilt, mußten sel divergirender Richtung gegen Norden und Süden in raschem diesem Flusse ihr Heil suchen. Die beiden kaiserlichen Heere ha Rössel eine neue gemeinsame Operationsbasis gewonn

ingen konnten sie jetzt, in immerwährender Verbindung mit einander stehend, die zwei gegen Tokay und Szegedin zurückgeworfenen Heeres- der Insurgenten immer von einander getrennt halten, ihre Vereinigung un- h machen und bei guter Gelegenheit angreifen und vernichten. Dies blieb itende Gedanke bei den ferneren Operationen der beiden kaiserlichen Heerführ- Ihre Bewegungen waren folgende: Feldzeugmeister Haynau überließ einem die Eernung des nun isolirt stehenden Komorn (ein glücklicher Ausfall a's von dort war sohin eine vereinzelte, auf das Ganze keinen Einfluß aus- e Waffenthat) und entsendete den General Schlid gegen Szolnok, indes bft über Kecskemet und Theresiopel gegen Szegedin sich bewegte. Fürst witsch überließ die Verfolgung des Görgey'schen Korps über Szolnok und Szombath dem General Grabbe, der bald durch das von Gyries u. Kaschau rückende Korps des Generals Sacken verstärkt werden mußte. Seine Haupt- disponirte der russische Feldherr folgendermaßen: das 4. Korps rückte nach Kövess, von wo aus, wenn es die Umstände erheischen sollten, es zur An- zung Grabbe's nach Miskolc eilen oder über Eszege nach Debreczin Görgey kommen konnte. Das 2. und 3. Korps von Gyöngyös raschen Schrittes auf ilo beordert, erzwang hier den Theißübergang und besetzte Tisza-Füred in der ng, entweder auf das Görgey'sche Korps, wenn es von Tokay nahen sollte, uch auf die durch die Armee des Feldzeugmeisters Baron Haynau von Sze- verdrängte Insurgentenmacht sich zu werfen. Die in zwei Theile zerstückelte rrische Armee, jeden Stützpunktes entbehrend, unschlüssig über die wei- Operationen, suchte nun vergebens einen Vereinigungspunkt zu gewin- Indem Görgey mit einem Theile seiner Korps hinter dem Sajo ilte und eine Kolonne unter Ragy Sandor nach Debreczin entsendete, tnte er die russische Hauptmacht an sich zu ziehen, wenn sie aber gerückt, schnell über die Theiß zu gehen und über die durch Ragy or offen gehaltene Straffe nach Süden zu eilen. Nun kam der zweite ptmoment der russischen Operationen, die Bedeutung ihrer koncen- en Aufstellung. Zwischen Gyöngyös, Mezö-Köverd und Tisza-Füred ge- elt, beherrschte der Fürst von Warschau die Strassen nach Kaschau, Loffoncz, en und Pesth, und durch die Erzwingung des Ueberganges über die Theiß ige von Debreczin und Großwardein. Durch geschickte Echelonirung seiner en gelang es ihm, das Görgey'sche Korps der Art über die Theiß entkommen ffen, daß es wieder in das Netz seiner Operationen gerieth, ohne deshalb die eille seiner imposanten Stellung aufzugeben, welche der aus Pesth hervor- nden österreichischen Hauptarmee ihr Unternehmen gegen die am Szegedin atrirte zweite Insurgentenmacht erleichtern sollte. Diese zweite von Dem- ki und Meszaros kommandirte Macht, von F. J. M. Haynau aus Szege- erausgeschlagen, versuchte umsonst die Stellung bei Szöreg zu behaupten. bedeutendem Verluste in die Flucht geschlagen, ward sie durch das wohlkom- e Borrücken des Generals Schlid nach Rako und längs des rechten Ufers Karos gezwungen, in südlicher, also divergirender Richtung, sich eilig zuziehen und Temeswar aufzugeben, einen Vereinigungspunkt an der sieben- schen Gränze suchend. In Siebenbürgen aber hatte Dem nach der bei Serz erlittenen Niederlage Maros-Basarhely, das Depot seines Kriegsmaterials, ben müssen, und General Lüders besetzte diesen Ort und vereinigte sich da- mit der aus Distritz vordreichenden Kolonne des Generals Grotenhjelm. ) die Besetzung von Maros-Basarhely ward aber die russisch-österreichische e in Siebenbürgen auf der einen Seite Herr des Karosthales, auf der an- dominirte sie über das gleichfalls genommene Klausenburg die Straffe nach warbin. Durch das Erstere konnte sie sich mit dem F. J. M. Baron Haynau Karlsburg, auf der zweiten Straffe mit Wasskewitsch in Verbindung setzen. und nunmehr die österreichische Hauptarmee vom 2. bis zum 10. August fallsam von Szegedin nach Temeswar vordrang und so in e

vallée Linie mit dem russischen Hauptheere kam, vollführte der Feldmarschall Paskevitsch seine dritte Hauptbewegung. Tokay durch das Saken'sche Korps besetzt haltend und das russische Dragonerkorps aus der Bukowina auf der Straße gegen Munkacs vorschiebend, führte er selbst am 2. August seine Hauptmacht nach Debreczin. Görgey, dessen Vortreffen hier geschlagen wurde, durch diese kombinierten Bewegungen in die Enge getrieben, schlug die Richtung nach Arad ein. Ihm auf der Ferse folgend, besetzte das Rüdiger'sche Korps am 8. Großwardein und die Straße nach Klausenburg, während acht Regimenter Kavallerie eilig nach Remete und K.-Jenö auf der Araderstraße vorbrangen. Demnach war am 8., 9. und 10. August die Aufstellung der kriegsführenden Parteien folgende: In Großwardein die russische Hauptmacht; in Remete und K.-Jenö die russische Avantgarde; gegen Neu-Arad das österreichische Korps des F. M. L. Schlik; in Temesvar die österreichische Hauptarmee unter F. J. M. Baron Haynau. Die zwei feindlichen Armeen waren, die eine unter Görgey am Körös, die andere unter Bem im vollen Rückzuge gegen Lugos. Sollten sie sich vereinigen, um den letzten entscheidenden Kampf zu wagen, so blieb ihnen, wenn anders die Vereinigung durch große Opfer gelang, als Kriegsschauplatz nur das Marosthal übrig. Hier aber von Großwardein durch die russische Hauptmacht, von Temesvar durch das österreichische Gros, endlich aus Siebenbürgen von Karlsburg aus durch General Lüders gedrängt, würden sie einer unvermeidlichen kompletten Niederlage entgegengegangen seyn. In dieser kritischen Lage versuchte die revolutionäre Regierung den Weg der Unterhandlung bei Feldmarschall Paskevitsch einzuschlagen, wurde aber von diesem kurz abgefertiget und auf unbedingte Unterwerfung hingewiesen. Dadurch jeder Hoffnung beraubt, trat die Junta ab, und selbst Kossuth erklärte in seiner Abdikation die ungarische Sache für verloren, was Görgey, zum Diktator ernannt, in seiner Proklamation bestätigte. Mit der darauf folgenden Unterwerfung des Letztern und seinem Befehle zur Beendigung des Kampfes schlossen die großen strategischen Operationen. — Dies die Hauptumrisse des russisch-österreichischen Feldzuges in U., gegründet auf offizielle Belege. Mit den Berichten der Parteiblätter, welche bis zum letzten Augenblicke, bis zur Katastrophe von Bilagos, die Magyaren Siege auf Siege erringen, die Oesterreicher u. Russen hingegen fast bis auf den letzten Mann aufgerieben seyn ließen, stimmt diese Darstellung freilich nicht überein. Nie aber auch ist die Geschichte mit solcher Schamlosigkeit verfälscht, das Publikum in so frecher Weise am Narrenseile herumgeführt worden, als es damals durch die radikalen Zeitungsschreiber geschah. Gegen die Kriegsberichte derselben waren die Napoleon'schen Bulletins aus Rußland wahrlich nur unschuldige Scherzlügen. — Nun zu den interessanteren Details! — Zellschich hatte schon am 25. Mai die Offensive ergriffen, und es entspannen sich mehre Gefechte mit der Garnison Peterwardein's und dem Korps Perczel's. Knicjanin mit seinen Serben erschien ebenfalls wieder auf dem Kriegsschauplatz. Neusatz war erstürmt worden, die Bacska wieder in österreichischen Händen. Temesvar ward auch im Juni von den Ungarn vergeblich berannt, Arad dagegen mußte am 29. Juni kapituliren (s. Arad Suppl. II.). F. M. L. Graf Lam-Gallas hatte mittlerweile das Kommando des auf walachischem Boden stehenden Buchner'schen Korps übernommen und wartete daselbst auf weitere Ordre zur gemeinschaftlichen Operation mit den Russen. Die russischen Generale Lüders u. Grötenhjelm erhielten auch im Juni Befehl zum Einmarsch in Siebenbürgen. Lüders trat seinen Marsch am 17. Juni an, schlug bereits am 19. die Magyaren bei dem Kloster Bredialo und rückte Tags darauf in Kronstadt ein. Die ungarische Nordarmee eröffnete den Feldzug am 13. Juni und es kam in der Gegend um Komorn zu blutigen Affären, in welchen bald diese bald jene Partei die Oberhand behauptete. Haynau mit der österreichischen Hauptarmee und der russischen Division Paniutine begann am 25. Juni die allgemeine links echelonirte Vorrückung. Am 28. erfolgte der Angriff auf Raab. Der Sturm geschah unter den Augen des Kaisers, der sich selbst dem Kugelregen aussetzte. Nach hartnäckigem



lande wurden die Verschanzungen genommen und die Feinde nach Acs  
 worfen (s. Raab, Supplem. I.). Hierauf verließ der Kaiser die Armee  
 und kehrte in seine deutschen Erbstaaten zurück. Am 11. Juli Mittags  
 : debouchirte Görgey, von dichtem Nebel und Regenwetter begünstigt, aus  
 gegen Waizen; um seine Absicht zu decken, ließ er mit einem Theile seiner  
 nacht die Oesterreicher angreifen (s. oben). Die Ungarn warfen sich mit  
 nden Infanteriemassen auf das erste Armeekorps im Acser Walde, aber die  
 en Sartori, Bianchi, Reischach und die Kavalleriebrigade Ludwig leisteten  
 heldenmüthigen Widerstand, daß der Feind in seine Verschanzungen zurück-  
 mußte. Inzwischen war das dritte österreichische Armeekorps unter F. W. L.  
 erg im Marsche auf die Hauptstadt begriffen. Major Wussin, der mit  
 Streifkommando den Bakonyer Wald durchzogen, besetzte am 11. Juli Ofen  
 Schwerekreich. Tags darauf rückte das dritte Armeekorps ein, und so war  
 esh abermals in der Gewalt der Kaiserlichen. Beide Schwesterstädte wur-  
 Belagerungszustand erklärt, die Nationalgarden aufgelöst, die Waffen  
 48 Stunden bei Strafe des Erschießens abgefordert, alle Kongregationen,  
 umlungen, Klubs und Lesegesellschaften untersagt. Die Obrigkeiten mußten  
 em Kopse für die Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung, die Hauseigen-  
 für ihre Inwohner haften. Zusammenrottungen auf den Straßen, die  
 nlliteratur, unterlagen kriegsrechtlicher Ahndung. Den 19. traf Haynau  
 n Befehl ein und erließ noch am nämlichen Tage nachstehende Proklamation  
 Bewohner von Budapesth: „Nach unsern Siegen, welche die für die ge-  
 Sache geführten k. k. Waffen über jene der Verräther errungen haben, sind  
 eder in eurer Mitte, die alten Fahnen Oesterreichs wieder auf eure Thürme  
 gt. Unsere Gefühle gegen euch sind aber anders, als sie es waren, da wir  
 ur Kurzem verließen. Zu jener Zeit hätten wir, durch euer Benehmen ge-  
 is dazu bewogen, euch trotz der früheren Verirrung Vertrauen geschenkt und  
 unmöglich gehalten, daß ihr je wieder treulos in feindselliger Weise gegen  
 istreten würdet. Ihr mit Ausnahme Weniger habt uns bitter getäuscht.  
 önnen daher auch den Versicherungen eurer friedlichen Gesinnungen nicht  
 igt Glauben schenken. Ihr, größtentheils Deutsche an Sprache und Sitte,  
 ieder Theil genommen an dem Bestreben, im Gefolge eines ruchlosen Wort-  
 an dem Chimärischen Gebäude einer magyarischen Republik zu arbeiten. Ein  
 des Blutes des edlen Hengstl und seiner tapfern Waffengefährten fällt auf  
 äupter, ihr haltet den Brand fanatischer Wuth schüren, der ihn in der Treue  
 nen Kaiser verzehrte. Ihr habt die Wohlgeknnten unter euch verfolgt,  
 von ihnen und wehrlos in eure Hände gefallene Soldaten des Kaisers hin-  
 het. Ich könnte sie mit eurem Verderben, mit jenem eurer Städte rächen,  
 h folge der Großmuth meines Kaisers u. Herrn; vernehmt aber die Warn-  
 mme eines alten Kriegers, der bewiesen hat, wie er sein Wort hält. Dem  
 wird verfallen, ohne Unterschied des Standes und Geschlechtes, in  
 r Frist und zwar an der Stätte seines Verbrechens: ein Jeder, der durch  
 That oder durch Tragen revolutionärer Abzeichen die Sache der Rebellen zu  
 ügen wagt; derjenige, welcher sich erköhnt, einen meiner oder unserer all-  
 wien Soldaten mit Worten oder thätlich zu beleidigen; jener, der sich in  
 erliche Verbindungen mit den Feinden der Krone einläßt, oder durch bö-  
 ausgebreute Gerüchte den Funken der Rebellion anzufachen versucht; und  
 ) unterfangen sollte, wie es früher leider geschehen, Waffen zu verheimlichen  
 nicht in der durch meine Kundmachung bekannt gegebenen Frist abzuliefern.  
 en verspreche ich dem wohlgeknnten, seine rebliche Denkungsart an den Tag  
 n Bürger, dem ruhigen Landmanne und ihrem Eigenthume meinen Schutz,  
 iser gütiger Kaiser und Herr wird die schwere Last erleichtern, welche die  
 gnstvolle Zeit ihnen aufgebürdet hat.“ Gleichzeitig wurden die beiden Ju-  
 reinden in Pesth und Altosen ihres gesepwidrigen Benehmens und ihrer be-  
 i Sündelung zur Trikolore wegen mit einer namhaften Reqr

daß keinem meiner zurückbleibenden Offiziere und Soldaten, so wenig des tapferen Heeres, das sich mit uns zu dem heiligen Zwecke der Wiederingung der Ordnung verbündet hat, auch nur ein Haar gekrümmt werde. diese meine Warnungen nicht beachten solltet, wenn auch nur ein Theil im frechen Hohne sie zu übertreten wagen sollte, so wäre Vernichtung. Ich würde dann, Alle für Einen und Einen für Alle haftend, euer Eigenthum als zur Sühne ruchloser Thaten verfallen betrachten; euer Stadt, ihr Pesther! die jetzt nur theilweise Spuren gerechter Strafe an (Anspielung auf das verheerende Bombardement, welches Henski während der Lagerung Ofen's auf Pesther gerichtet hatte), würde bald darnach nur Schutthaufen seyn, als Denkmal eures Verrathes, als Denkmal seiner. Glaubt mir, daß ich mein Wort halte, sei es um Ruchlosigkeit zu strafen um Verdienst zu lohnen. Brescha's treulose Bewohner, die, so wie ihr durch die Häupter der Rebellen getäuscht, neuen Verrath begingen, u. zum Beispiele dienen, ob ich gegen Empörer Nachsicht kenne. Seht die Züchtigung, die dort stattfand, und hütet euch, mich durch freche Schritte meiner Warnungen zu zwingen, eine gleiche über euch zu verhängen." Ende des Monats wurde in Pesther die kaiserliche Verordnung bekannt, es bei der Aufhebung sämtlicher Arbarialschuldsigkeiten zu verbleiben gegen eine Entschädigung solcher, welche durch diese Aufhebung in ihrem einen Verlust erlitten, baldigst ausgemittelt u. flüssig gemacht werden so für den aufgehobenen gefälligen Zehent sollte ein Ausgleich geleistet. Gleichzeitig traf der Bevollmächtigte k. k. Hofkommissär für U., Freireinger, in Pesther ein. Laut kaiserlicher Entschließung vom 21. Juli Resignation des Erzbischofes von Gran und Primas von U., Ham, ar und der Fürstlicher Bischof Scitovskij zu seinem Nachfolger ernannt. der blutigsten Tage im ganzen Kriege war der bei Segyes. Am 14. 2 die Ungarn einen dreifachen Angriff gegen die in den untern Gegenden kaiserlichen Truppen vorbereitet, dessen Hauptaufgabe es war, die Kor der südlichen Truppen zu verhindern, während der Ban seinerseits die lange zu behaupten suchen mußte, bis die seit Wochen mit Sehnsucht erwartete Armee herabgelangt seyn würde. Er wollte deswegen dem A

Sieg war übrigens das letzte Ausfluchten des Waffenglückes der Insurgenten. — In Siebenbürgen hatte mittlerweile (12. bis 15. Juli) die Verbindung des russischen Korps mit jenem des F. M. L. Grafen Lam stattgefunden, und man schritt nun zur Offensive. Die in Masse aufgestandenen Szekler wurden von Grotenhjelms geworfen und gezüchtigt, ein Schicksal, das sie durch ihre gegen die Sachsen und Walachen ausgeübten Grausamkeiten reichlich verdient hatten. Lüders gewann gegen Bem die Schlachten bei Schäßburg (31. Juli) und Großscheuern (5. Aug.) und befreite Hermannstadt, während Graf Lam-Gallas den Insurgentenhauptling Gal Sandor besiegte. Am 12. August wurde Karlsburg entsezt, dessen brave Garnison unter ihrem tapferen Kommandanten Oberst Augustin eine Belagerung von vier Monaten ausgehalten hatte. — Der Festungskommandant von Komorn, Klapka, hatte in der letzten Hälfte des Monats Juli all die versprengten und abgetrennten Korps und Detachements, welche Örgen von den Russen forciert zurücklassen mußte, an sich gezogen und die Besatzung von Komorn wurde dadurch viel stärker, als das Cernirungskorps vermuthete. Bereits zu wiederholten Malen hatte jene mit schwächeren und stärkeren Kolonnen Ausfälle gemacht und zweimal schon Postwägen mit Kurieren und bedeutenden Geldsummen in Silber aufgehoben und in die Festung eskortirt. Die Hauptausfälle fanden am 30. Juli und 3. Aug. statt. Am erstgenannten Tage 5 Uhr Morgens wurde die Brigade Pott von ungarischen Infanteriekolonnen heftig mit gefälltem Bajonette angegriffen und nachdem sie dreimal festen Fuß gefaßt u. ruhmvollen Widerstand geleistet hatte, zurückgeworfen und über Bagota und Reuhäusel verfolgt. Zu gleicher Zeit wurde die Brigade Liebler, welche auf der Schüttinsel stand, von feindlicher Uebermacht angegriffen u. nach kurzem, aber sicherem Kampfe zum Rückzuge gezwungen. Die österreichischen Beobachtungskolonnen bei Rapa und Martos wurden ebenfalls überrumpelt und entweder gefangen oder zurückgeschlagen. Am 3. August führten die fliegenden Magyaren abermals aus ihren Bergen hervor und stießen bei Rocsa und Acs auf eine größere Abtheilung des Cernirungskorps. Hier wurde die eigentliche Schlacht gekämpft. Die Oesterreicher unter dem Kommando des Generalmajors Darco fanden 5 bis 6000 Mann stark mit 5 schweren Batterien in einer vortrefflichen Stellung und wurden von 8000 Ungarn unter Klapka's persöhnlicher Führung angegriffen und nach einem hartnäckigen u. blutigen Gefechte mit großem Verluste zurückgeworfen. Immer weiter rückten die Ungarn vor. Öbny, das General-Entrepot für die Bedürfnisse der österreichischen und russischen Armee, ein Hauptkapelpiaz an der Donau, Raab, die bereits zum achten Male bald von den Oesterreichern, bald von den Ungarn besetzte Stadt, wurden genommen und die ungarischen Vorposten bis Hochstraß vorgeschoben. Die Beute, welche die Ungarn machten, war ungeheuer. Den Oesterreichern wurden 20 Kanonen, zwei Feldbatterien, eine Feldpresse und die Kriegskasse abgenommen; 2760 Stück Ochsen, welche so eben zur kaiserlichen Armee nach Pesth getrieben werden sollten, wurden aufgefangen und als willkommenen Preise in die sicheren Verschanzungen der Festung gebracht. Bei Öbny lagen fünf Dampfschlepper mit Getreide und Pulver beladen und wurden stromabwärts in's Bereich Komorn's geführt. In Raab war Munition und Proviant für die kaiserliche Armee in Hülle und Fülle; viele tausend Centner Mehl und zahlreiche Wagen mit Waffen geriethen den Ungarn in die Hände. Eine andere Kolonne nahm bei Galantha den Russen 30,000 Monturstücke ab, die den Honveds sehr gelegen kamen. Durch diesen kühnen Ausfall hatte Klapka das kaiserliche Cernirungskorps zu beiden Seiten der Donau völlig gesprengt und die kaum erst wieder hergestellte Postverbindung zwischen Wien und Pesth abermals unterbrochen. Die Aufregung, welche die Kunde dieses Ereignisses in Wien hervorbrachte, war ungeheuer. Im Kriegsministerium war man auf so Etwas nicht vorbereitet und bedauerte schmerzlich, aber zu spät, den Anträgen des F. M. L. Eszrich nicht Folge gegeben zu haben, welcher schon oft um Verstärkung gebeten hatte, da er das Unzureichende seiner Kräfte wohl fühlte. Man besorgte sogar, die Ungarn könnten einen Handreich gegen Wi-

nehmen. Um diesem zu begegnen, mußte in größter Eile ein Theil der Besatzungen aus Wien, Linz, Prag und Brünn aufbrechen, um die Trümmer des kaiserlichen Armeekorps, die sich in Pressburg allmählich wieder zusammenfanden, zu unterstützen. Klapka hatte sein Hauptquartier in Raab genommen, durfte es jedoch nicht wagen, weiter gegen Wien vorzudringen, da es mit der Sache der Insurrektion in den übrigen Theilen u. s. sehr mißlich stand, und somit hatte seine glänzende Waffenthat, wie wir weiter oben schon angedeutet, für den Verlauf des Feldzuges kein entscheidendes Gewicht. Nach der Hand erschien der Kriegsminister Graf Gyulay persönlich bei dem österreichischen Gernirungskorps. Mitte August wurde die Offensive wieder ergriffen u. Raab aufs Neue von kaiserlichen Truppen besetzt. — Haynau nahm am 3. August die Stadt Ezegebin ohne Schwertstreich; 3000 weiße Fahnen wehten aus den Fenstern der Häuser den Eintretenden entgegen. Am 4. wurden die Ungarn aus den starken Verschanzungen bei Uj-Ezegebin vertrieben, nachdem vorher der F. M. L. Ramberg bei Kaniffa den Uebergang über die Theiß forciert hatte und ihre Rückzugslinie bedrohte. Tags darauf erlitt Dembinski eine Niederlage bei Szöregy und zog sich nun nach Temesvar, welche Festung von den Insurgenten schon seit langer Zeit fruchtlos belagert und besetzt wurde (s. Temesvar Suppl. II.). In der Nähe der Stadt konzentrirten die Magyaren ungefähr 50,000 Mann und schienen die Schlacht, welche ihnen die Oesterreicher boten, annehmen zu wollen. Am 9. stellten sich beide Armeen in Schlachtrordnung auf und es entspann sich eine lebhaft Kanonade. Während des heftigsten Feuers traf Bem aus Siebenbürgen ein und übernahm das Oberkommando; unter ihm befehligten Dembinski, Perczel und Guyon. Haynau wollte um jeden Preis das hartbedrängte Temesvar entsetzen und drang ungehindert vorwärts; allein die Ungarn hatten sich zwei Stunden vor der Festung in ausgedehnter Linie in einer Gegend aufgestellt, wo sie ihre Batterien in vortrefflicher Weise postiren konnten. Um 8 Uhr Morgens begann die Kanonade, bei welcher die Ungarn mehr als 100 Geschütze mitspielen ließen, und nach einem zwölfstündigem Feuer zogen sie sich nach Lugos zurück, ohne in dem letzten Entscheidungskampfe jenen äußersten Grad der Energie und Aufopferung gezeigt zu haben, welcher dem Falle eines großen Volkes würdig gewesen wäre. Der Ruhm des Tages gebührt dem Fürsten Liechtenstein, welcher die lange schwankend stehende Schlacht durch sein rechtzeitiges Eintreffen mit beträchtlichen Reserven schnell entschied. Die Sieger fanden auf dem Schlachtfelde eine große Anzahl weggeworfener Waffen, Vorräthe aller Art, welche die Insurgenten an verschiedenen Orten zurückgelassen hatten, wurden eingebracht, die Zahl der Gefangenen und Ueberläufer betrug mehrere Tausende. Haynau entsetzte noch am Tage der Schlacht an der Spitze von zwei Kavalleriedivisionen Temesvar. Das fliehende magyarische Heer wurde von dem dritten Armeekorps, dem Reservekorps und der Reiterdivision Ballmoden unablässig verfolgt. — Görgey, durch die trefflichen Kombinationen des Fürsten Baskewitsch fortwährend vom Dembinski'schen Armeekorps abgeschnitten, suchte, von der Hernadmündung an die Gränze Siebenbürgen's rückend, vergeblich mit einer Truppenabtheilung Bem's sich zu vereinigen. Statt ein befreundetes Heer zu treffen, stieß er auf russische Vorposten. Links von ihm in Siebenbürgen standen russische Kolonnen, während rechts sich die russische Hauptarmee gegen Großwardein bewegte. Von beiden Seiten bedrängt, eilte er vorwärts gegen Arad. Der ungarische Alte Ueberall und Nirgends hatte endlich seinen Meister in kombinierten Märschen u. Kontremärschen gefunden. Er war bereits seit einem Monate Spießruthen gelaufen durch die Wiken der Kosaken und die Bajonette der russischen Infanterie, und sein Heer hatte unter den unbeschreiblichen Mühseligkeiten dieser, die menschliche Kraft übersteigenden Anstrengungen außerordentlich gelitten. Bei Arad angekommen, hoffte er dort zu der ungarischen Südbarmee stoßen zu können, allein die österreichische Armee hatte bereits Temesvar entsetzt und Arad am linken Marosufer bedroht. Görgey kam zu spät, denn am 10. August Vormittags traf F. M. L. Graf Schlik mit einem Theile seines Armeekorps umweit

krad auf die 8 bis 10,000 Mann starke Vorhut der Magyaren, die eben bebou ihren wollte, und warf sie mit großem Verluste nach Arad zurück. Görgey schlug hierauf den Weg über Rabna an der Maros ein, wo er eine Brücke schlagen ließ, um über Lippa nach Lugos zu entkommen. Haynau hatte jedoch, dieses Mandver voraussehend, bereits eine Kolonne nach Lippa dirigirt, welche die eben anlangende Avantgarde des Feindes sogleich über den Fluß zurückwarf, worauf derselbe die Brücke abbrannte. Diese Operationen entschieden, denn nun blieb Görgey kein Ausweg mehr übrig; von Großwardein her das ihm auf dem Fusse folgende Korps des russischen Generals der Kavallerie, Grafen Rübiger, von Siebenbürgen her die Vorhut der verbündeten Armee bei Deva, wo das feste Bergschloß in die Luft stieg und 14,000 Insurgenten vernichtet wurden, endlich am linken Marosufer die österreichische Donauarmee. So von allen Seiten umzingelt, entschloß sich Görgey zu der berühmten Kapitulation bei Bilagos. Diese erfolgte am 13. Aug. zu Abend dieses Tages streckte das magyarische Heer vor dem General Rübiger die Waffen. Es bestand noch aus 20,000 Mann Infanterie, 2000 Mann Reiterei u. 140 Kanonen. Mit ihm ergaben sich 11 Generale, darunter die bekanntesten Namen Ernst Kis, Pöltenberg, Nagy Sandor, Kulich, Leiningen, Wetter. Es fanden sich auch viele Ablegaten bei diesem Korps wie in Arad, unter andern auch Kaul Nary. Die weltgeschichtliche Bedeutung dieser Scene wird es rechtfertigen, wenn wir ihr eine ausführliche Schilderung widmen und dazu die Mittheilungen eines Augenzeugen an den „Lloyd“ benutzen. „Bei Arad erhebt sich das Renaissancegebirge, welches sich bis nach Siebenbürgen hinein erstreckt. Auf dem Gipfel des höchsten Berges jener Kette, zwei Meilen von Arad, liegen die Ruinen der ersten Bilagos, die durch die Katastrophe vom 13. August eine neue Berühmtheit langte hat. Die heiße Sonne dieses Tages beleuchtete mit ihren scheidenden Strahlen die düstern und stummen Reihen des Insurgentenheeres, das auf beiden Seiten der Landstraße vor Szöllös in dichten Kolonnen aufgestellt war. In traurigem Gespräche standen Gruppen von Offizieren vor ihren Bataillonen. Tabakoffiziere in glänzender Uniform ritten auf und ab, hie und da ein tröstendes Wort an die Verzweifelnden richtend; die sonst den Magyaren so eigenhümliche rüchschvolle Lustigkeit hatte einem tief niederdrückenden Schmerze Platz gemacht. „So weit mußte es mit uns kommen!“ hörte man von allen Seiten klagend erklingen. Flüche, wie sie nur dem Magyaren in seinem Unglücke zu Gebote stehen, hallten dumpf aus den geschlossenen Reihen. Es schien, als befände man sich auf einem großen Leichenselbe. Hier sah man die wilden Gestalten des Rements Prinz von Preußen, eben so brave Soldaten im Kriege, als undisciplinirt im Frieden, die zusammengeschnittenen Bataillone Alexander, Schwarzenberg, Franz Karl, Don Miguel, Basa. Wenige von denen, die den Schwur gegen den Kaiser gebrochen hatten, waren hier, um die Siege des rächenden Doppelkriegers zu sehen. Auf den blutigen Schlachtfeldern Oberungarns, an den Ufern der Donau und der Waag, hatten die meisten den Tod gefunden, denn geschont wurden sie nicht. Als der Kern der Görgey'schen Armee mußten sie jeden ersten Anstoß aushalten, jeden schweren Kampf bestehen. Wie in jedem heißen Kampfe, so auch hier, schlossen sich an sie die beiden Rivalen an Tapferkeit, die „Schwoßneder“ Damjanich's und Földvay's, das dritte und neunte Honvedbataillon. Diese, die sogenannten Rothkäppler, bildeten die Elite der Honved. Sie verstanden nur das eine Kommando „Eldre (vornwärts)“, und ihr wilder Schlachtruf „Eljen a magyar“, den sie am lustigsten im dichten Pulverdampfe ertönen ließen, machte öfters Schrecken u. Verwirrung hervor. „Drittes und neuntes Bataillon Eldre!“ hieß es, wo Gefährliches auszuführen war; der dritte Theil, die Hälfte, aber die Aufgabe war gelöst. Die Husaren lehnten an ihren mageren abgegrugten Pferden, schienen mit ihnen eine letzte stumme Zwiesprache zu halten und zu nehmen Abschied zu nehmen. „Ich muß dich verlassen und zu Fusse gehen, sie ein Hund“, murrten sie ihren treuen Gefährten in's Ohr. Dem größten Theile aber schien dies ein Unglück, das ihm das Herz brechen würde.

über die Theiß forciert hatte und ihre F... Offiziers. Aus den gegen  
Dembinski eine Niederlage bei Szö... uiger Reugierde die feurigen  
Festung von den Insurgenten schon... schärften Maßregeln, Drohu  
wurde (s. Temes var Suppl. II... Menge von Damen der m  
Magyaren ungefähr 50,000 M... Generalisation der Truppen bestrug. U  
Oesterreicher boten, annehmer... wendung brachten sie nicht hervor! Da  
Schlachtordnung auf und es... Herrennen, als wäre es dem Feinde  
heftigsten Feuers traf Ber... zu thun. Dem in Siebenbürgen ha  
mando; unter ihm bese... er öfters im komischen Anmuth ausbr  
um jeden Preis das k... kommandirt, aber so viele S. . . . wa  
wärts; allein die Ur... harter Mühe meinen Weg durchgewunden  
behnter Linie in ein... schobedekten Gebäude, dem einzigen Wirt  
Weise postiren kor... Eingange erblickte ich den Oberkommandanten  
die Ungarn mek... Er war in seiner bekannten einfachen  
stündigem Feuer... die von der des um ihn stehenden Generalkabes fi  
ungskampfe j... mit goldenem Krage, hohen über's Nite  
welcher dem... schwarzen Güte mit wallender weißer Fede  
Tages gebi... einem hübschen Mädchen, dem er anmuthige Sch  
Schlacht t... wenige Minuten vor der durch ih  
schied. I... über us Schicksal entschied, umgeben von Männern,  
Waffen, f... die höchstlichste Verzweiflung ausgedrückt war, konnte d  
gelassen h... oder die Ruhe des reinen Gewissens? Wer m  
trug mehr... woigte ein Generalkab, dessen Pracht und Glanz  
von zwei... die ihn Prinz's erinnerte. Alles hatte sich wie zu einem  
von dem... Formen geworfen. Die sonnengebräunten, jugendlich sch  
unablässig... hagen, mit Gold überladenen Atilla's, Güte mit wehen  
Pastewits... auf feurigen Rossen, mit der Anmuth, die nur der m  
von der s... wesen ist, bildeten sie eine so kriegerische Gruppe, als f  
einer Tri... Malers schaffen kann. In diesen Betrachtungen n  
zu treffen... einzelne Bewegung, die sich unter den Anwesenden zeig  
standen r... hatte sich auf sein Pferd aemorken und ihm nach  
Brokmar

und, indem ihm die früher nie gekannten Thränen in den Augen, andief: „Sein und seiner Kameraden Wille sei, sich das Gefühl der ganzen Armee seyn.“ Obergrey rief und bemerkte ganz trocken: jetzt sei keine Zeit zu genug da, um jede Meuterei zu dämpfen. — Nur empfinden und wiedergeben, das den Mann trennen muß. Viele zerbrachen sie in un- Thränen das kalte Eisen, während eine sie gegen den Feind führen, aber die sah, wie sich Offiziere und Gemeine in von einander Abschied nahmen. An andern en gegen ihre Führer und beschuldigten sie des die Trauer, die Verzweiflung beschreiben, die Er, der sich nur auf seinem Pferde behaglich fühlte, e der letzte „Bata“ zu Fuße fortzuschleppen! Mancher der sich ohne Juden ein Ollied amputiren ließ, brach wie verzweifelte Schluchzen aus. Inmitten dieser Scenen ritt Obergrey, wie eine marmorne Statue des Mars, umher, und nur hie man seine metallene Stimme in Ermahnungen zur Beschleunigung zwischen hatten sich auch die Schatten der Dämmerung über die we- er geworfen und vermehrten noch das Düstere des Vorganges. Die armen er des in unglückseliger Verblendung unternommenen Krieges hatten sich auf ad vom Abendthau bedeckte Gras geworfen; neben ihnen starrten die in Pyra- iden aufgestellten Waffen, die Fahne in der Mitte, als wären es geisterhafte stelette jener Bataillone, deren Reihen einst so viel Muth, so viel Aufopferung elobte. Aber ihre Raft währte nicht lange. Die russische Eskorte kam herange- prengt, und noch denselben Tag mußten sich die so Begleiteten eine Station weit nach Jarand fortzuschleppen. „Das ist unsere Ehrenwache!“ hörte ich in ihren Reihen andrufen. Der Marsch unter russischer Eskorte von Spölds bis Sarkad währte acht Tage. Wer zufällig während dieser Zeit auf die Trümmer der unga- ischen Armee gestoßen wäre, hätte geglaubt, einer jener bunten Karawanen der rabischen Sandwüste zu begegnen. Die Sonne sandte ihre heißesten Strahlen uf die sandige Fläche, über die sich eine unendliche Menge von Wagen, Reitern und Fußgängern in der tollsten Unordnung bewegte. Jeden Augenblick krochte der Jung, wo dann Alles herumtritt, fluchte, schrie und zur Abwechslung sich gegen- eilig prügelte. Burden aber die Landstraßen breiter oder boten die Felder an der Seite einen nur einigermaßen fahrbaren Weg dar, so entwickelte sich das tollste Schauspiel, welches man sich nur vorstellen kann. Alles, was nicht darauf ange- wiesen war, auf eigener Basis einherzuwandeln, suchte dem andern zuvorzukommen, in allgemeines Wettrennen begann, wo es dann an Unglück und komischen Sce- nen mancherlei Art nicht fehlte. Staunen aber mußte man über den unbeweg- aren Gleichmuth und die Gemüthsruhe der russischen Eskorte. Nichts konnte ihr in Lächeln oder eine geringe Bewegung entreißen; abgemessen und kalt schritt sie dahin, als wäre sie auf einer Wachtparade ihrer kalten Heimath. Eine Ausnahme machten die sächlichen Kosaken; letztere hatten sich bald mit den wenigen noch verbliebenen Kasaren befreundet, die sich über ihre Art zu Pferde zu sitzen gewaltig lustig mach- ten, ihnen hierüber allerlei gute Rathschläge ertheilten und sie unter ihren väter- lichen Schutz nahmen. Während der achttägigen Gefangenschaft wurden die Hon- deroffiziere von den Russen als Kameraden auf das freundschaftlichste behandelt. Die Oberoffiziere speisten an derselben Tafel, und es wurden, freilich kleine, Stücken als Reisespesen ausgezahlt. Dies bewirkte, daß sich Viele noch immer die besten Hoffnungen machten. Als aber Tag auf Tag verging, und sie weder aufgespart wurden, in russische Dienste zu treten, noch der Herzog von Leuchten- berg oder der Großfürst Konstantin sich zum Könige von U. krönen ließ, zerplatzten müd und noch vor der ernstlichen Wirklichkeit die glänzenden Selbstblafen, die

Einbildungskraft vorgeschwebt hatten. In wenigen Tagen wurde die magyarische Armee mit der ungeheuren Zahl der politisch Kompromittirten von Sarkab nach Gyula transportirt und hier den kaiserlich österreichischen Truppen übergeben." — Sogleich nach der Kapitulation von Bilagos kündigte auch General Damjanich, Kommandant der Festung Arab, den Russen seine Unterwerfung an. Man fand dort außer den Banknotenpressen und vielen hieher geflüchteten werthvollen Fahrnissen der Insurgentenhäuptlinge Kossuth und Kis unermessliche Vorräthe von Montur- und Rüstungszeug aller Art im Betrage von mehreren Millionen Gulden. Am 16. August vereinigte sich die Südmarmee des Ban bei Neu-Beck mit der Donauarmee. Dies war eines der bedeutendsten Ergebnisse der letzten Siege. In diesen Tagen wurden auch die in den Händen der Ungarn befindlichen Gefangenen befreit, darunter die Generale Roth, Philippowich u. Fligelli. Gleichzeitig streckten die in Facet, Deva, Dobra u. Karansebes zerstreut stehenden Reste des ungarischen Heeres, im Ganzen, das Korps Görgey's nicht mitgerechnet, 25,000 Mann mit 176 Geschützen die Waffen. U., Siebenbürgen und das Banat waren gereinigt. Es gab keine magyarische Armee mehr, und was sich nicht ergeben hatte oder gefangen war, warf die Waffen weg und zerstreute sich, um nach der Heimath zu fliehen. Nur Bem und Guyon hatten noch eine Schar beisammen, mit welcher sie ihren Weg über Facet nach Siebenbürgen nahmen. Kmetz blieb mit 3000 Mann in Lugos zurück, um den Rücken zu decken. Die österreichische Macht, über 80,000 Mann stark, drang von zwei Seiten mächtig vor. In Folge dessen gab Bem an Dembinski den Befehl, den Feind aufzuhalten, welchem dieser aber nicht Folge leistete, auf die gänzliche Deroute seiner Truppen sich berufend. Kmetz nahm es auf sich. Das, was er nun bewirkte, ist einer der Glanzpunkte der ungarischen Kriegsgeschicht. In verzweiflungsvollem Kampfe hinderte er einen halben Tag lang die große Macht am Vorrücken. Anfangs vor Lugos, dann in den Straßen dieser Stadt setzte er den Kampf fort und ermüdete die Oesterreicher. Endlich wurde sein kühnes Häuflein gänzlich zersprenget; er selbst konnte sich nur in Zivilkleidern über Mehadia retten. Bem's und Guyon's Truppen gelangten an demselben Tage nach Facet, den nächsten (16. Aug.) nach Dobra in Siebenbürgen. Hier aber trennten sich die in U. Gebürtigen vom Korps ab und suchten über die Berge in ihre Heimath zu gelangen. Bem mühte sich umsonst, sie zum Aushalten zu vermögen. Er stellte sich selbst auf die Landstrasse hinaus, um die Flüchtigen mit dem Degen in der Faust zurückzujaugen. Umsonst! das Korps löste sich bis auf ein paar Tausend Mann auf, und Bem, außer Stande, mit dieser schwachen Mannschafft noch irgend etwas zu unternehmen, suchte nun auch sein Heil jenseits der Landesgränze (17. August). Der kaiserliche General en Chef hatte daher vollkommen Recht, als er sein neuntes, zu Temesvar am 18. August erlassenes Bulletin mit den Worten schloß: „Das blutige ungarische Drama ist zu Ende, und es mag als eine glückliche Vorbedeutung gelten, daß eben heute, am Geburtsstage unsers allergnädigsten Monarchen, die Gewißheit hievon und die Verheißung des Friedens verkündet werden kann.“ Auch zwei Armeebefehle ertieß Haynau noch aus Temesvar. In einem wurde die Bravour und Ausdauer der tapfern österreichischen Krieger gebührend anerkannt, in dem andern ward vollkommene Amnestie für die gesammte Mannschafft vom Feldwebel oder Wachmeister abwärts ertheilt, welche im Momente des Umsturzes aus den Reihen der kaiserlichen Truppen zu den Rebellen übergegangen. Alle wurden jedoch ohne Rücksicht auf ihre früher bekleidete Charge als Gemeine in die österreichische Armee eingereiht. Dasselbe geschah mit den diensttauglichen Honveds ohne Unterschied des Port d'eepe. Kadeten oder Unteroffiziere, welche mittlerweile Oberoffiziere geworden, waren in dem Generalpardon mitbegriffen. Ueber die Führer des Insurgentenheeres und die Häuptlinge der Revolutionspartei behielt sich der Feldzeugmeister die weitere Verfügung bevor. Die Amnestie wirkte. Die Festung Peterwardein mit einer Besatzung von 8000 Mann kapitulirte am 5. Sept. und wurde 7. von den Kaiserlichen besetzt. Die Uebergabe von Munkacs an die Russen



war bereits am 27. August erfolgt. Komorn allein trotzte bis zum 27. Septbr. (s. Komorn Suppl. I.). Der kleine Krieg mit einzelnen verstreuten Infanterienhaufen dauerte übrigens nach Beendigung des eigentlichen Feldzuges noch einige Zeit fort. Im Restler Komitate wurde dem Treiben der Guerilla's durch die Gefangennehmung und Erschießung ihres Häuptlings Földy bereits am 30. Aug. ein Ende gemacht. Andere Abtheilungen organisirten sich zu Räuberbanden, welche lange den öffentlichen Verkehr beunruhigten, bis die in neuester Zeit gebildete ungarische Gendarmarie ihnen das Handwerk legte. Die Russen räumten nach vollendeter Pazifikation des Landes dasselbe vollständig und machten somit die Prophezeiungen Derjenigen zu Schanden, welche vorauswissen wollten, sie würden als Unterpfand für die aufgewendeten Kriegskosten einen Theil Ungarns in ihren Händen behalten. — Wir haben jetzt noch einen Blick auf das Gebaren der ungarischen Junta während der letzten Tage der Revolution zu werfen. Es geschah hier Dinge, deren Nuancen ergänzende Theile des Ganzen sind, um welche aber nur derjenige wissen kann, vor dessen eingeweihten Augen sich die Begebenheiten entwickelten. Darum wählen wir für diesen Theil unserer Skizze den Magyaren Szilagyí zu unserm Gewährsmann (s. unten Quellenangabe). In der verhängnisvollsten Zeit, da von allen Seiten der Feind immer mehr und mehr vordrang, war innere Zwietracht ausgebrochen. Kossuth der Gouverneur und Görgey der Oberkommandant und Kriegsminister hatten sich entzweit. Kossuth fürchtete, daß Görgey ihm über den Kopf wachsen möchte, indem zwei so gewichtige Aemter in einer Hand diesem Macht genug verliehen, um jeden, der seinen Plänen im Wege stand, zu entfernen. Görgey hingegen wollte nicht von Kossuth und den übrigen Tablakov's (Gerichtstafelbeisitzer — ein Spottname für die vormärzliche Opposition und die Rabulisten des ungarischen Corpus juris) Kriegspläne annehmen. Letztere arbeiteten einen Operationsplan aus, den Görgey verwarf. Aber man wollte ihm diesen mit Gewalt aufdringen. Endlich theilte er den Herren unsummtig mit, daß die Kaiserlichen vor Komorn ständen und daß, weil er ihr Vordringen nach Pesth zu verhindern weder im Stande sei, noch auch wolle, die Regierung fliehen möge, wohin es ihr beliebe. In Pesth faßte man den Beschluß, zwei Generale an Görgey abzusenden, mit dem Mandate, ihn zum Gehorsame aufzufordern und die ganze Wehrkraft in Unterungarn zu konzentriren. Die beiden Generale waren Kiss und Aulich, die von Esanyi begleitet wurden. Nichts zeigt deutlicher, daß weder Kossuth noch Görgey durch und durch revolutionäre Charaktere waren. Beide als Häupter derselben Sache konnten neben einander nicht bestehen, und doch hatte keiner von ihnen den Muth, sich des Andern zu entledigen. Görgey, der die Wirkung seines Briefes im Voraus bei sich berechnet hatte, empfing die Generale mit aller Zuorkommenheit, indem er ihnen die Versicherung gab, daß er die Souverainität der Regierung, deren Mitglied er sei, vollkommen anerkenne und bereit sei, ihre heilsamen Anordnungen auszuführen. Und ungeachtet dieser wohlgeglückten Verstellung datirt sich Görgey's Kapitulation schon von daher. Sein Zweck war, der Regierung den Beweis zu liefern, daß er wohl ohne sie, nicht aber sie ohne ihn bestehen könne. Er erreichte auch diesen Zweck. Die Regierung verlor den Kopf und entfloh, der größere Theil der Beamten rannte bis Secskemet. Kossuth hielt sich in Ezegled auf, während bloß noch Esanyi, Bulovics und Szemere in Pesth residirten. Kossuth sah wohl ein, welche große Macht den Ungarn entgegenrückte. Er erblickte noch die einzige Hoffnung darin, wenn alle Armeen unter Einem Oberhaupte sich konzentriren. Er würde Dem gewünscht haben, doch dieser war in Siebenbürgen, Görgey scheute er, ohne aber die Entschlossenheit zu haben, ihn völlig auf die Seite zu stoßen. Er hielt in der Nacht auf den 2. Juli einen großen Kriegsrath, in Folge dessen Resaros, mit Dembinski an der Seite, zum Oberfeldherrn ernannt wurde. Die Reichsversammlung aber, welcher er so viel Selbstständigkeit zuschrieb, daß sie ihn wegen dieses Coup de main zur Verantwortung ziehen würde, vertagte er. Somit ~~wurde~~ ohne Beisehen des Kriegsministers, der zu jener Stelle das meiste Ver eine

Angelegenheit erlediget, bei der man die schädlichen Folgen nicht berücksichtigte, die hieraus, wenn man nur den Charakter Görgey's allein in Anschlag bringt, nothwendiger Weise entstehen mußten. Dieser wurde, als er von dem Treffen bei den Sionyer Schanzen ermüdet zurückkehrte, von der Nachricht überrascht, daß ihm das Kriegsministerium genommen sei und daß Andere das Oberkommando erhalten hätten. Erboßt über das inkonsequente Ernennen und Absetzen, zeigte er der revolutionären Regierung an, daß er ihr nicht gehorchen, sondern ganz unabhängig von ihr, nach seiner Einsicht handeln werde, weil er zu ihr nicht das geringste Vertrauen habe. Hiemit war seiner Konzentrationssplan vernichtet, den Kossuth um jeden Preis hatte durchführen wollen. So leicht es gewesen wäre, anfänglich die ungarischen Truppen zu vereinigen, als noch keine feindlichen Kräfte zwischen den verschiedenen Abtheilungen waren, so unmöglich ward es später, was Görgey zu dieser Zeit vielleicht selbst nicht vorher sah. Die Regierung setzte, nachdem auch ihre letzten Repräsentanten Pesth verlassen hatten, ihren Weg unausgesetzt von Szegled nach Kecskemet und von da nach Szegedin fort, in dessen Sandsteppen sie erst Halt machte. Hiermit war die Aufstellung der Banknotenpresse ihre erste Sorge. Das Parlament beschloß seine Sitzungen fortzusetzen u. bestimmte zum Eröffnungstage den 21. Juli. Hingegen geschah von der Regierung aus kein Schritt, um Görgey zu versöhnen oder zu vernichten. Kossuth wurde am Tage seiner Ankunft in Szegedin (12.) von Fackelzügen und Musik begrüßt. Der große Freiheitsplatz schwamm in einem rothen Lichtmeere, während durch die plötzlich entstandene tiefe Stille des Geseierten Stimme wie ein Orkan erscholl. Die Rede enthielt zwei Hauptpunkte, erstens, daß er Szegedin zum Centrum der Kriegsoperationen gewählt habe und glaube, von hier aus werde die Freiheit Europa's ihren Siegeszug nehmen, dann, daß wenn sich ein Glender trafe, der das Vaterland unterjochen und die diktatorische Gewalt an sich reißen wollte, er mit eigener Hand ihn ermorden würde. Jedermann verstand, daß sich dies auf Görgey bezog. Es gab daher wenig Elfen's, von mancher Seite her vernahm man sogar ein leises Murren. So groß war damals Görgey's Popularität. Die wärmsten Anhänger der ungarischen Revolution stellten Kossuth und Görgey auf ein Niveau, und viele ließen sich verlauten, daß die unbeschränkte Macht, da man jetzt eines Soldaten, aber keines Diplomaten bedürfe, an Görgey zu übergeben sei. Kossuth und Szemere, sein anhänglichster Agent in dieser Zeit, wußten dies Alles. Der Erste, um des Nebenbuhlers Macht zu paralyßiren, wollte unter seinem eigenen Kommando ein Heer von 40,000 Mann bilden, welches aber ungeachtet aller Proklamationen bloß auf eine sehr geringe Zahl anwuchs. Die Regierung verlor von Tag zu Tag an Volkstheumlichkeit, nicht wegen der Geheimniskammer, die ihre Handlungen bedeckte, nicht durch die Intriguen, welche die Menge nur ahnte, aber nicht wußte, nicht darum, weil es bekannt war, daß ihre Politik auch der Nationalversammlung ein Geheimniß sei — sondern weil ihre Handlungen, ihre Verordnungen keinen gewünschten Erfolg zeigten. Offen wurde das Ministerium angeklagt, verurtheilt und nur Wenige fanden sich, die es vertheidigten. Aber auch das Parlament verlor allmählich seinen Kredit. Man warf ihm Mangel an Selbstständigkeit vor, man fand, daß diese Repräsentanten nicht der Ausdruck des Volkswillens, sondern das bloße Echo einer Regierung seien, welcher eine Richtung zu geben, ein Gegengewicht zu bilden, ihre Pflicht gewesen wäre. Am 21. Juli fand die sehnlich erwartete erste Unterhaus Sitzung statt. Indeß die Rede Szemere's, obwohl als Meisterstück von Leichtigkeit und Abrundung in oratorischer Hinsicht tadellos, war es desto weniger in politischer. Statt offene Aufschlüsse zu geben, verhüllte sie geschickt die häßlichsten Punkte, ertheilte keine Rechenschaft über das Verfahren der Regierung Görgey gegenüber und des letzten Handlungen, ja sogar nicht frei von absichtlichen Täuschungen, indem sie die Widerhandsfähigkeit der Nation den austro-russischen Armeen gegenüber viel zu hoch anschlug und die Aussicht eines günstigen Ausganges des Kampfes allzu sanguinische Hoffnungen lag legte. Und dies that Szemere in einer Zeit, wo das Ministerium

bereits so ziemlich überzeugt war, daß es sich auch in Siegedin nicht lange mehr würde halten können, und Kossuth in einem Briefe an Dem vom 16. Juli schon den Rückzug der Regierung nach Großwarden angedeutet hatte. Kaum gibt es aber ein Volk, das durch die leere Hoffnung allein so beglückt werden könnte, als der Ungar. Die glänzende Rede Szemere's hatte die kühnsten Gemüther so ziemlich beruhiget. Denn wenn sich Alles so verhielt, als dieser es vortrug — und wer würde an dem offiziellen Berichte eines Ministers zweifeln? — so stand ja Alles ganz prächtig. Trotzdem waren der Unzufriedenen noch viele. Gegen den Gouverneur murmelten sie wohl nicht, aber laut verdamnten sie jene Weiberlotterie, die sich in Alles mischte, überall nur verdarb, und bebauerten die Schwächen Kossuth's, der dies um sich litt. Offen sprach es die „Siegediner Zeitung“ aus: „Um unsern geliebten Gouverneur bildet sich schon eine Hofmässige Umgebung, und wir finden den Einfluß der Frauen, deren Beruf es ist, die Leiden der Menschheit zu lindern, in den Sälen der Regierung nicht zu ihrem Kreise gehörig und ihre Wirken ausser denselben nicht in Allem zweckmäßig und in der Ordnung.“ Gleichzeitig verlangte die öffentliche Meinung im Wege der Presse, daß der Oberbefehl sämmtlicher Truppen an Görgey übergeben werde. Doch die Regierung willfahrte weder dem, noch sprach sie es aus, in welcher Hinsicht sie Görgey beschuldige. Das Parlament schwieg zu dem Allen und beschäftigte sich fünf Tage lang mit der Frage: wie die jetzt gegen Ungarn Krieg führenden Nationen der Nebenländer des Königreiches zu beruhigen seien? Die Debatten wurden mit vieler Heftigkeit geführt. Die Einen hielten den Sieg über die vereinigte Macht Oesterreichs und Rußlands nur dann für möglich, wenn die Streitkräfte R. S. durch den Beitritt jener Nationen verstärkt würden, denen man deshalb die ausgedehntesten Concessionen anbieten müsse. Sie verwehnten indeß, um sich nicht zu compromittiren, den angedeuteten eigentlichen Beweggrund ihrer Anträge hinter kosmopolitischen Fioskeln. Die Gegenpartei betrachtete dies als die Vernichtung der Herrschaft des Magyarenthums, indem die Kroaten, Serben, Walachen, Sachsen für Seringeres, als ihnen von Oesterreich versprochen wäre, die Waffen nicht ablegen würden. Ihnen jetzt Selbstständigkeit einräumen zu wollen, sei Inkongruenz, nachdem die ungarische Nation so lange und mit so großen Opfern ihr patriotisches Uebergewicht erstrebt habe. Diese Partei, größtentheils aus der vormaligen ultramagyarischen Opposition bestehend, erklärte, sie setze in jene Völker auch nach der Pazifizirung derselben kein Vertrauen und hätte sie lieber vernichtet gesehen. Die Mehrheit setzte jedoch den Beschluß durch, in der nächsten öffentlichen Sitzung die Wünsche der Nationalitäten, d. i. die Gleichberechtigung zu gewähren. Die Magyaren hatten durch die Revolution sich zum alleinberechtigten Volke aufwerfen wollen, und nun kamen sie selbst dazu, aus U. einen Föderativstaat zu machen. — Inzwischen reiste Kossuth von Siegedin nach Arab, wo er mit einer glänzenden Fadelmusik empfangen wurde, und von dort nach Temesvár, um mit Dem zusammenzukommen. Der eine Zweck dieser Konferenz war, sich mit dem großen Feldherrn zu berathen, wie er diesem jetzt, da die separatistischen Bestrebungen Görgey's klar vorlägen und die Truppen bald so ziemlich konzentriert seyn dürften, den Oberbefehl in die Hand spielen könnte. Der andere Zweck aber war, sich über den Einbruch in die Moldau zu verständigen, wodurch die Insurgentenführer der türkischen Politik eine andere Wendung zu geben und ihre Truppen zu vermehren hofften. Sie setzten diese Invasion wirklich in's Werk, und es war nicht an ihnen, daß sie keinen Erfolg hatte. Eine Bewegung der Armeen folgte nach der andern, Schlacht auf Schlacht wurde geschlagen, ohne daß irgend Jemand, die intimen Freunde des Ministeriums nicht ausgenommen, über die eigentliche Sachlage etwas wußte. Die öffentliche Meinung forderte unausgesetzt Görgey zum Oberbefehlshaber. Endlich konnte sich das Parlament diesem allgemeinen Wunsche nicht mehr widersetzen, um so mehr, da die Truppen, nachdem die beabsichtigte Konzentration bei Hatvan nicht gelungen war, eilig ihren Weg gegen Siegedin fortsetzten. Kaum aber bekam Perzel Wind von diesen Absichten,

so machte er das Ministerium darauf aufmerksam, daß er der älteste General sei, daß er den um zwei Tage später ernannten Görgey nicht über sich dulden werde. Er ertrüge wohl noch einige Zeit den Dembinski und Meszaros, ernenne aber das Ministerium nicht ihn zum Oberkommandanten, so werde er es überfallen und aufhängen lassen. Und wie handelte nun das Ministerium? Szemere wirkte dahin, daß Perczel ernannt werde, Szanyi und Aulich wollten um jeden Preis Görgey und sprachen es offen aus, daß Perczel seiner Stelle entsezt werden müsse, indem die Regierung einen solchen Affront nicht leiden dürfe. Dies wurde auch wirklich beschlossen, und als Perczel einige Tage darauf nach Szegedin kam, erklärte ihm der Kriegsminister Aulich, er sei nicht mehr General und habe seine Truppen an Wisoczky zu übergeben. Aber auch Görgey wurde nicht ernannt, sondern abermals Meszaros, an dessen Seite man Dembinski beorderte. Endlich ernannte sich das Parlament, das seit zwei Monaten kaum ein Zeichen seiner Existenz gegeben hatte, und erklärte am 27. Juli, daß sämtliche Heere u. s. konzentriert und unter einem Anführer gestellt werden müßten, ferner, daß unter allen Generalen, welche die ungarischen Truppen seit dem Beginne der Revolution befehligten, Görgey derjenige sei, dessen vorragende Fähigkeit das unbedingte Vertrauen der Nation verdiene. Sogleich auch ernannte es ihn zum Oberbefehlshaber, mit dem Bemerkten, daß er, vorbehaltlich einer Ueberwachung von Seite der Regierung und der Nationalversammlung, unter Verantwortlichkeit die Kriegsoperationen unabhängig leiten könne, und ihm alle übrigen Generale zu gehorchen hätten. Unter sämtlichen Deputirten befanden sich nur zwei, die dieser Ernennung entgegen stimmten, und Perczel allein war es, der Görgey des Verrathes anklagte. Aber er urtheilte nicht nach Thatfachen, sondern in Folge des unendlichen Hasses, den er gegen den Nebenbuhler fühlte. So lange das Glück auf Seite der Ungarn war, schien das kleinliche Rivalisiren der Führer von keiner Erheblichkeit, es ward aber zu einem kolossalen Hindernisse für das Gedeihen ihrer Sache, in dem Augenblicke, als ihnen die launische Fortuna den Rücken kehrte. Während sich die Gemüther der Hauptlinge gegenseitig immer mehr erbitterten, und statt einigen Zusammenwirkens überall nur Eifersucht und Zwiespalt zu sehen war, machte der Feind immer größere Fortschritte und rückte schon ganz nahe an Szegedin heran. Das Parlament hielt am 28. Juli seine letzte Sitzung in dieser Stadt. Kriegsberichte wurden vorgelesen. Duschek verlangte eine Anleihe von 60 Millionen. Szemere schlug die Gleichberechtigung der Nationalitäten nach denselben Grundsätzen vor, wie sie in der geheimen Konferenz beschlossen waren. Es sollten die dormalen gegen die Magyaren in Waffen stehenden Nebenvölker amnestirt werden, ihre Munizipalitäten bleiben, jede Nation in sprachlicher Hinsicht gleichberechtigt seyn. Die Opposition machte saure Gesichter, die Anderen aber billigten und nahmen an. Weiter beantragte Szemere die Emanzipation der Juden, mitinbegriffen die Erlaubniß zur Heirath derselben mit Christen. Auch dies bekam seine Privat's. Endlich beschloß das Parlament — sich auch von Szegedin weiter zu flüchten. In den Vormittagsstunden desselben Tages gerieth das Pulvermagazin im Isoter'schen Gebäude zu Neu-Szegedin in Feuer und slog unter fürchterlichem Krachen auf. Die meisten anliegenden Häuser wurden beschädiget und über 800 Mann gingen zu Grunde. Kaum kostete eine Schlacht so viel Menschenleben, als diese Explosion. Indessen wurde der Beschluß der Nationalversammlung, welcher Görgey zum Oberkommandanten ernannte, an Kossuth gesandt. Dieser erklärte, sich dieser Anordnung gern zu unterwerfen, setzte aber dabei seine Reservationen gegen jenen fort. Bis Mitternacht hielt das Ministerium über diesen Gegenstand Berathung, und der geheime Beschluß war: scheinbar der Nationalversammlung zu folgen, in der That aber das Kommando in Dem's Hände zu spielen. Also hier wieder Intriquen, statt männlichen, offenen Auftretens. Wenn Kossuth kein Vertrauen in Görgey setzte, wenn er einen gegründeten Verdacht gegen ihn hegte, warum that er dies jetzt dem Parlamente nicht zu wissen, damit dieses seine Schritte danach

Am 30. Juli verfügte sich Szemere in das Lager Görgey's und am näm-

den Tage wurde auch im Kriegsrathe, wie früher schon im Parlamente beschloſſen, von Szegedin wegzuziehen. Demzufolge ſtoben am Abende des 1. Auguſt die Nationalverſammlung, das ſtark zuſammengeſchmolzene Miniſterialperſonal und die Schar der Zeitungſchreiber aus einander und begaben ſich theils nach Großwardein, theils nach Alt-Brad. Die Zahl der Verwaltungsmitglieder wurde noch mehr verringert, indem man die nicht mehr Bedürfigten entließ, theils aus Mangel an Geld, theils weil die Regierung von nun an ſtets der Armee folgen wollte. Wie geſagt, man litt Mangel an Geld; denn ſo einfach auch die ungarischen weiguldennoten lithographirt waren, man konnte durch ſie den ungeheuren Bedarf doch nicht decken, indem während des ewigen Hin- und Herziehens die Banknotenpreſſe, deren Aufſtellung ſtets einige Tage erforderte, wenig drucken konnte, ob Duſchet die Sache nicht beſonders thätig betrieb. Die Regierung erließ eine neue geſchickt verfaßte Proklamation an das Volk, in welcher ſie dieſes überzeugen wollte, daß ſie in ſo kriegeriſchen Zeiten nicht fortwährend auf einem und demſelben Plage reſidiren könne, — und eine andere an die verſchiedenen Gerichtsbehörden, in der ſie die Beamten aufrief, die Verordnungen „jener Regierung, die als Verſchutz des Volkes, dieſem ihre Kraft, Ausdauer und ihren ſelbſtverläugnenden Charakter verdankt und es ſehr gut weiß, daß ſie innerhalb der Grenzen u. ſ. überaus auf der mächtigen Baſis der unerſchütterlichen Stärke eines Heldevolkes ruhet,“ zu befolgen und wo immer ſie datirt ſeyn mögen, mit Achtung und Gehorſam aufzunehmen. Dieſes Alles hatte aber wenig Erfolg. Das Volk war niedergeschlagen, und was die Hauptgrundlage der Exiſtenz einer Regierung iſt — das Vertrauen in ſie verlor ſie Tag zu Tag. Die Räumung Szegedin's wurde laut verdammt. Man wurde, ſagte man, mit ungeheuren Koſten Schanzen gebaut, das Volk aufgerufen, angeleiſert, um, als es zur Erhebung gekommen war, im Stiche ge-laſſen zu werden. Man ging mit dem Tadel auch auf früher begangene Fehler zurück und verwünschte den ſchlechten politiſchen Takt, welchen die Revolutionshauptlinge durch die Unabhängigkeitserklärung u. ſ. bewieſen hatten. Koſuth hielt ſich in Szegedin auf; ſein Gemüthszuſtand verrieth deutlich, was für ſchlimme Wendung die Dinge genommen. Das Parlament hielt, ſobald nur ein Theil ſeiner Mitglieder in Szegedin eingetroffen war, eine geheime Sitzung (am 4. Auguſt) die einzige, zu welcher ihm noch Zeit blieb. Zuerſt wurde das Miniſterium interpellirt über den Stand der Angelegenheiten. Statt Szemere's antwortete Hajnik, einer der entſchiedenſten Charaktere der Revolution, daß der ausführlichere Bericht im „Pöſteny“ (dem Organe der Regierung) zur Veröffentlichung kommen werde. Zugleich bemerkte er, die Reiſe Szemere's zu Görgey hätte den Zweck, die Konzentrirung der Truppen zu bewerkſtelligen. Allein dieſes war eine unmögliche Sache, da zwiſchen Görgey und Dembinski zu ſtarke feindliche Raffen ſich eingeſchoben hatten; ſie waren die Truppen dieſer Feldherren durch die fortwährenden unerhörten Anſpannungen bereits zu ſehr ermüdet und herabgekommen. Wie ſehr nun auch die Regierung den mißlichen Gang der Angelegenheiten verbergen wollte, ſie konnte den ſcharfen Augen der Deffentlichkeit nicht täuſchen. Görgey allein beſaß noch immer Vertrauen im Volke, während die Regierung ihrerſeits eben ſo beharrlich die Mißtrauen war. Noch in Szegedin ging Koſuth mit ſeinem Lieblingsplane um, ſein Oberkommando an Bem zu bringen. Vor Monaten vielleicht hätte dieſer Schritt einen günſtigen Erfolg gehabt, aber in dem jetzigen Momente war der Erfolg der Republik durch ihn nicht um einen Tag aufzuhalten. Es war überhaupt ein großer Fehler von Koſuth, die Oberbefehlshaber fortwährend, wie einen ſchweren Stein, zu wechſeln, und ein noch größerer, dieſes Verfahren auch in der letzten Zeit fortſetzen zu wollen. Unterdeſſen zog ſich der verderbend drohende Ring, in welchem die Heere der verbündeten Mächte die Inſurgenten eingeſchloſſen hatten, immer enger und enger zuſammen. Allen Muth verlierend, ſüchtete Koſuth einen Theil der Regierung nach Lugos, darunter Duſchet und Berenyi, zu entziehen. Koſuth ſelbſt blieb in Neu-Brad, bei dieſen Koſuth ſelbſt. Die Woche vor dem Ausbruch der Revolution war die Zeit des größten Wirrwarrs. Lugos iſt ein kleines Städtchen

Zahl der dorthin Geflüchteten, war so groß, daß kaum Alle nothdürftige Unt-  
 sanden. Von einem Parlamente konnte natürlich keine Rede mehr seyn; die  
 nach Großwardein war abgeschnitten, die Beamten waren zerstreut, die  
 von einander geschieden. Die einzelnen Korpskommandanten thaten, was  
 gut hielten; der Eine setzte den Krieg auf diese, der Andere auf jene Wei-  
 Nigends eine Spur von Einheit! Je schlimmere Wendung die Angelege-  
 nahmen, desto mehr wuchs die Verwirrung in den Anordnungen des Minis-  
 und die Zuchtlosigkeit im Heere. Trotz der vielen verschärften Verbote des  
 löny" saullente stets eine große Menge von Honvedoffizieren höheren Ran-  
 den Städten, wo die Regierung sich zeitweilig aufhielt. In Lugos sah man  
 Bronzekrügen-Inhaber, als auf den Schlachtfeldern. Die pulverscheuen Tab-  
 Majore vermehrten sich zuletzt wie Ameisenhaufen. Sie trugen nicht wenig  
 allgemeinen Entmuthigung bei, indem sie, um ihre Feigheit zu bemänteln,  
 geheuerlichsten Nachrichten austrumpeteten. Das Vertrauen zum ungarischen  
 hing auch an zu sinken; man konnte zwar noch einkaufen, aber zu  
 dreifachen Preis. Unter diesen Umständen traf Bem in Lugos ein, reiste abe-  
 wieder nach Temesvar ab, um wo möglich noch an der dort sich engagirenden  
 Theil zu nehmen. Der Ausgang dieser Schlacht war zwar noch ungewiß, aber  
 hatten mehr Hoffnung. Alles bereitete sich vor nach Arab zu flüchten.  
 ließ seine Banknotenpressen, die kaum erst 24 Stunden aufgestellt waren,  
 einpacken. So fehlte es wieder an Geld. Die Soldaten hatten schon seit  
 Tagen keine Löhnung bekommen. Zeichen von Unzufriedenheit bemerkte man  
 all. Die Schlacht vor Temesvar demoralisirte die ungarischen Truppen g  
 Auf dem Walselbe blieben zwar wenige, aber die ganze Armee ward zer-  
 und suchte in ordnungsloser Flucht ihre Rettung. Ein großer Theil floh  
 Wälder, andere entwichen haufenweise und wurden dann aufgefunden. U  
 zur Unmöglichkeit geworden, mit solchen Truppen noch eine Schlacht zu b  
 In Arab wurde am 11. August bei Anbruch des Tages ein gemischter  
 und Ministerrath gehalten. Kossuth und Görgey machten sich gegenseitig  
 tersten Vorwürfe. Der Beschluß wurde Abends durch zwei Plakate an  
 Kossuth dankte auf Aufforderung Görgey's in seinem und dem Namen der  
 ab und ernannte Görgey zum Diktator. Wie man sagt, hätte Görgey  
 erklärt, die Diktatur nur anzunehmen, um die Waffen zu strecken. Kossuth  
 noch am selben Tage nach Lugos ab. Die von den beiden Hauptlingen er-  
 Plakate, worin sie ihre Schritte rechtfertigen wollten, waren alles Andere,  
 Sprache von Männern, die sich selbst Rechenschaft abgelegt hatten. Beide  
 nen darin niedergedrückt von ihren Fehlern, von den Ereignissen. Umsonst  
 man in diesen Aktenstücken jenes würdevolle Gepräge, das sonst ihren  
 ausgedrückt war. Die Kapitulation von Bilagos schnitt den gordischen  
 der Revolution vollends entzwei. Duschek, der nie ein glühender Anhän-  
 Umsturzpartei gewesen war, übergab nach diesem Ereignisse eine halbe  
 Gold und Silber und die Banknotenpresse an die Oesterreicher. Außerdem  
 auch an Staats- und Privatgut im Werthe von mehreren Millionen denselben  
 geliefert. Die Kapitulationen brachten, wie denkbar, eine Masse von  
 Gewehren und Pferden in die Hände der Kaiserlichen. Doch wurden auch  
 Kanonen in Schluchten geworfen oder vernagelt, viele Gewehre zerbrochen,  
 rend eine große Zahl von Husaren ihre Pferde tödteten. — Die Motus  
 welchen Görgey sich bei seiner Ergebung leiten ließ, sind den mannichfachen  
 legungen unterworfen worden. Von der Behauptung der Kossuthianer: d  
 sches Geld den tapfern General zum Verrathe verlockt — bis zu jener: d  
 guter Ventus ihn vom Hochverrathe zur Loyalität zurückgeführt habe, wo  
 Thema in unendlichen Variationen besprochen. Ein sicheres Urtheil wird  
 spätere Zeit fällen können. Görgey selbst hat bisher geschwiegen, und man  
 nur zwei, ursprünglich für die Oeffentlichkeit nicht bestimmte, Briefe von  
 welchen die Sache besprochen ist. Der eine derselben ist an den russischen

abiger gerichtet und lautet: „Herr General! Sie kennen gewiß die traurige  
 Geschichte meines Vaterlandes. Ich verschone Sie demnach mit einer ermüdenden  
 Wiederholung aller jener auf eine unheimliche Weise zusammenhängenden Begeben-  
 heiten, welche uns immer tiefer in den Verzweiflungskampf erst um unsere legti-  
 men Freiheiten, dann um unsere Existenz verwickelten. Der bessere, und ich darf  
 behaupten, auch der größere Theil der Nation hat diesen Kampf nicht leichtfin-  
 nig gesucht, wohl aber mit Hilfe vieler Ehrenmänner, welche zwar der Nation  
 nicht angehören, zu derselben jedoch mit darein gezogen wurden, ehe sich Standhaft  
 und siegreich beendeten. Da gebot es die Politik Europa's, daß Sr. Majestät der  
 Kaiser von Rußland mit Oesterreich sich verband, um uns zu besiegen und den  
 Weg für Ungarns Verfassung unmöglich zu machen. Es geschah! Viele der  
 besten, wahren Patrioten Ungarns hatten dies vorausgesehen und auch warnend  
 ausgesagt. Die Geschichte unserer Tage wird es einst enthüllen, was die  
 Unvorsichtigkeit der provisorischen Regierung Ungarns dazu bewog, ihr Ohr vor jenen  
 vernünftigen Stimmen zu verschließen. Diese provisorische Regierung ist nicht mehr.  
 Die höchste Befehlsbefugnis hat sie am schwächsten gefunden. Ich, der Mann der That,  
 er nicht der vergeblichen, erkannte ein ferneres Blutvergießen als unnütz, als  
 heilbringend für Ungarn, wie ich dies bereits im Beginne der russischen Inter-  
 vention erkannte; ich habe heute die provisorische Regierung aufgefordert, unbedingt  
 zu danken, weil ihr Fortbestehen die Zukunft des Vaterlandes nur von Tag zu  
 Tag trüber, bedauernswerther gestalten könne. Die provisorische Regierung erkannte  
 dies und dankte freiwillig ab, die höchste Gewalt in meine Hände niederlegend.  
 Ich benütze diesen Umstand nach meiner besten Ueberzeugung um Menschenblut  
 zu sparen, um meine friedlichen Mitbürger, welche ich fern von vertheidigen zu  
 brauchen bin, wenigstens von dem Elende des Krieges zu befreien, indem ich unbe-  
 dingt die Waffen strecke und dadurch vielleicht den Impuls gebe, daß die Führer  
 der von mir getrennten Abtheilungen der ungarischen Streitmacht, gleich mir er-  
 kennend, wie dies gegenwärtig für U. das Beste sei, in Kurzem das Gleiche  
 thun. Ich vertraue hiebei auf die vielgerühmte Großmuth Sr. Majestät des Ka-  
 isers, daß er so viele meiner braven Kameraden, welche durch die Nacht der Ver-  
 luste, als frühere österreichische Offiziere, in diesen unglücklichen Kampf gegen  
 Oesterreich verwickelt worden sind, nicht einem traurigen ungewissen Schicksale und  
 dem tiefgebeugten Völkern U. S., welche auf seine Gerechtigkeitsliebe bauen, nicht wehr-  
 los der blinden Rachemuth ihrer Feinde preisgeben werde. Es dürfte ja vielleicht  
 zu sagen, wenn ich allein als Opfer falle. — Diesen Brief adreßire ich an Sie,  
 Herr General! weil Sie es waren, der mir zuerst Beweise jener Achtung gab,  
 welche mein Vertrauen gewannen. Beilen Sie sich, wenn Sie ferneren unnützen  
 Blutvergießungen die Einhalt thun wollen, den traurigen Akt in der kürzesten Zeit,  
 und in der Art möglich zu machen, daß er nur vor den Truppen Sr. Majestät  
 des Kaisers von Rußland stattfindet, denn ich erkläre feierlich, lieber mein ganzes  
 Leben in einer verzweifeltsten Schlacht gegen welche immer Uebermacht vernichten zu las-  
 sen, als die Waffen vor österreichischen Truppen unbedingt zu strecken. — Ich marschire  
 über den 12. August nach Bilagos, übermorgen den 13. nach Boros-Jend, den  
 14. nach Deel, welches ich Ihnen aus dem Grunde mittheile, damit Sie mit Ihrer  
 Armee acht zwischen die österreichischen und meine eigenen Truppen ziehen, um mich  
 anzuschließen und von jenen zu trennen. Sollte dies Manöver nicht gelingen,  
 so werde ich die österreichischen Truppen mit auf dem Fuße folgen, so werde ich ihre An-  
 fälle entschlossen zurückweisen und mich gegen Großwardein ziehen, um auf diesem  
 Wege die kaiserlich-russische Armee zu erreichen, vor welcher alle meine Truppen  
 bereit erklärten, die Waffen freiwillig abzulegen. Ich erwarte Ihre Ant-  
 wort in kürzester Zeit und schliesse mit der Versicherung meiner unbegrenzten Hoch-  
 achtung. Als-Neud am 11. August 1849, 9 Uhr Abends. Arthur Görgey  
 ungarischer General.“ — Der zweite Brief, an Klapka geschrieben, ist nach-  
 stehenden Inhalts: „Lieber Freund Klapka! Seit wir uns gesehen, geschahen zwar  
 keine unvorhergesehenen, aber entscheidende Dinge. Die ewige Eifersucht der

die gemeine Eifersucht einiger ihrer Mitglieder hatte es glücklich dahin gebracht, wie ich dies bereits im April vorausgesagt. Als ich die Theil bei Tolos, nach manchen ehrenreichen Gefechten mit den Russen, passirt hatte, erklärte der Landtag, daß er mich zum Oberkommandanten wünsche. Kossuth ernannte heimlich Dem. Das Land glaubte, ich sei es, weil Kossuth auf den Antrag des Landtages eine jesuitische Antwort geben ließ. Die Spitzbuberei war die Quelle alles Dessen, was später geschah. Dembinski wurde bei Szöreg geschlagen, Bem bei Maros-Basarhely gesprengt. Letzterer eilte nach Temesvar unter dessen Mauern Dembinski retirirte. Er kam während der Schlacht bei Temesvar auf dem Wahlplatze an, restituirte das Gefecht auf einige Stunden, dann wurde er aber dergestalt geworfen, daß von 50,000 — nach Kossuth's Berechnung — nur 6000 beisammen blieben. Das andere ward alles gesprengt, wie mir Becsey meldete. Mittlerweile rückte der Oesterreicher zwischen Temesvar und Arad vor. Das Kriegsministerium hatte Dembinski den Befehl ertheilt, sich, wie natürlich, auf die feindliche Festung Arad und nicht auf die feindliche Temesvar zurückzuziehen. Dembinski aber hatte diesem Befehle entgegengehandelt. Weßhalb? kann ich nicht bestimmen. Allein es sind zu viel Daten vorhanden, zu vermuthen, daß es aus Eifersucht gegen mich geschehen ist. Die Folge von allem diesem war, daß ich mit dem Kopfe, womit ich Komorn — nach Abschlag der bedeutenden Verluste, welche ich bei Wajzen, Retfag, Görömböly, Zolica, Gethely, Debreczin erlitt — verließ, allein dastand, von Süden durch die Oesterreicher, von Norden durch die Hauptmacht der Russen zugleich bedroht. Ich hatte zwar noch einen Rückzug von Arad über Radna nach Siebenbürgen. Allein die Rücksicht für mein Vaterland, dem ich um jeden Preis den Frieden geben wollte, bewog mich die Waffen zu strecken. Erst hatte ich die provisorische Regierung aufgefordert, einzusehen, daß sie dem Vaterlande nichts mehr helfen, dasselbe nur noch tiefer in's Unglück stürzen könne, und daher abhandeln sollte. Sie that es und legte alle Civil- und Militärgewalt in meine Hände nieder, worauf ich, da die Zeit drängte, den raschen zwar, aber dennoch wohl überlegten Entschluß faßte, vor der Armee Sr. Majestät des Kaisers von Rußland die Waffen unbedingte zu strecken. Die Tapfersten und Bravsten meiner Armee stimmten mir bei; alle Truppenabtheilungen aus der nächsten Umgebung Arad's schlossen sich mir freiwillig an. Die Festung Arad unter Damjanich hat erklärt, ein Gleiches thun zu wollen. Bis jetzt werden wir so behandelt, wie es der brave Soldat vom braven Soldaten erwarten mußte. Erwäge, was Du thun kannst und thun sollst. — Großwardein am 16. August 1849. Arthur Görgey. — Mit der Uebergabe der Festungen Munkacs, Peterwardein und Komorn hatte das große Drama ein Ende. Die Vergeltung, die Bestrafung ist noch übrig. Kossuth, Better, Perczel, Wisoczky, Kasimir Batthyany, Bakos, Szemere, Hahn, Resaros, Dembinski, Bem, ein großer Theil der Deputirten und der Zeitungsgredakteure retteten sich in's Ausland. Heimathlose Flüchtlinge betrauern sie weit im Osten den Sturz ihres voreiligen Werkes, die Verwirklichung ihrer unausführbaren Ideen. Die chimärischen Bestrebungen auf eine nie erreichbare Unabhängigkeit Ungarns, die unüberlegte Otkropfung einer Republik in Mitte zweier mächtigen Monarchien, die eine solche Staatsform in ihrer nächsten Nähe nie gebulden werden, sind es hauptsächlich gewesen, die ihr Werk, für das sie die Fahnen ergriffen, zertrümmerten. Auch der verderbliche innere Zwist hatte in diesen falschen Schritten seine Wurzel. Görgey's Zerwürfniß mit den Hauptern der Revolution schreibt sich vornämlich von dem verhängnißvollen 14. April her, und ebenso fand bei der weitüberwiegenden Mehrzahl des Volkes die Republik durchaus keine Sympathie. Kein Volk ist so durch und durch unglücklich gekannt, wie die Ungarn. Das Heer kämpfte für den König Ferdinand V., das es; von den Vorkriegselungen der Kossuth'schen Emittäre geküßelt, durch Hofintriguen vom Throne gestossen wähnte. Der ungarische Husar ist nicht Sold, weil er Husar, sondern weil er des Königs Husar, des Königs Reiter und Ritter ist.

1. der Armee die Kunde von der Einföhrung der Republik zugebracht wurde,



ekamen die Offiziere Befehl, dies den Soldaten gegenüber zu widersprechen. Es ward bekannt gemacht, daß bei Todesstrafe kein solches Gerücht ausgebreitet werden dürfe. Nur durch grellen Betrug konnte die Republik eine Zeit lang durchgeführt werden; bei Entdeckung desselben fand sie auch ihr Ende. Kossuth hatte bei den Soldaten zu keiner Zeit irgend ein Ansehen. „Nie — sagten sie — steht man ihn in Gefahr, er schwächt nur.“ Nichts ist geeigneter, in den Augen eines Ungarn Jemanden verächtlich zu machen, als der Mangel kriegerischen Muthes. — Nach den in die Hände der Oesterreicher gefallenem Notabilitäten der Revolution griff die Justiz mit eiserner Faust. So wurden von der in Pesth zusammengetretenen Untersuchungskommission für politische Verbrecher, um nur die hervorragenderen Namen zu nennen, Ladislaus Zelinski, kaiserlicher Kämmerer, früher Ublanrittmeister, wegen Versuch zu Verführung der Mannschaft seines Regiments zu zehnjähriger Schanzarbeit in Eisen, Johann v. Rudnyanský, Bischof von Neutra, wegen Theilnahme am bewaffneten Aufstande zu sechsjährigem Festungsirrethe nebst Entsetzung vom bischöflichen Amte, Christoph Graf Niczky wegen Versuch zur Verführung kaiserlichen Militärs zu fünfjähriger Schanzarbeit in eichten Eisen, Graf Stephan Karolvi, kaiserlicher Kämmerer und Administrator der Obergeispanwürde im Pesther Komitate, wegen Errichtung, Ausrüstung und Kommando einer seinen Namen führenden Reiterkhaar, nebst Verlust benannter Würden, Verpflichtung zur Bezahlung eines Fönale von 150,000 fl. G. M. u. Erlass der zu obigem ungesetzlichen Zwecke von der Rebellenregierung empfangenen Gelder, zu zweijährigem Festungsirrethe, — ferner Ladislaus Csanyi, Minister der Kommunikation nach dem 14. April, Baron Johann Jeseňak, Kommissär der Republik in der Slovakei, und Graf Ludwig Batthyany, der gewesene Präsident des ungarischen Märzministeriums, wegen Hochverrath zum Tode durch den Strang verurtheilt und sämmtliche Urtheile nach Bestätigung u. Kundmachung vollzogen. Batthyany (s. d. Suppl. II.) hatte sich im Gefängnisse mit einem Dolchmesser eine Wunde am Halse beigebracht, welche die Abänderung der ursprünglich zuerkannten Todesart in die Hinrichtung durch Pulver und Blei unvermeidlich machte. Er endete am 6. Oktober, also gerade ein Jahr, nachdem der österreichische Kriegsminister, Graf Latour, als Opfer scheusslicher Volkswuth gefallen. Am nämlichen Tage schlug zu Arab die Todeskumde für die Blüthe der ungarischen Generalität. Es wurden dort nach kriegsrechtlichem Spruche zum Strange verurtheilt, aber durch die gemilderte Todesart von Pulver und Blei hingerichtet: Ernst Kiss, früher Oberst bei Hannover-Husaren, Joseph Schweidel, früher Major im kaiserlichen Husarenregimente Großfürst Alexander, Aristides v. Desseroffy, seit 1839 Rittmeister im Pensionatsstande, Wilhelm Lazar, quittirter Lieutenant. Durch den Strang starben: Graf Karl Becken, f. k. Kämmerer, früher Major bei Hannover-Husaren, Ludwig Nulich, früher Oberstlieutenant bei Alexander-Infanterie, Ignaz v. Török, früher Oberstlieutenant im Geniecorps und Fortifikationsdirektor in der Festung Komorn, Georg Lahner, früher Major bei Gyulan-Infanterie, Ernst Rölt v. Röltenberg, früher Rittmeister im Husarenregimente Großfürst von Rußland, Joseph v. Nagy-Sandor, Rittmeister in Pension, Karl Knežich, früher Hauptmann im 34. Infanterieregimente, Graf Karl Leiningen von Westerbürg, früher Hauptmann im 31. Infanterieregimente, endlich Johann Damjanich, früher Hauptmann im 61. Infanterieregimente. Sämmtliche Verurtheilte, bis auf Leiningen und Röltenberg, waren geberne Ungarn. Sechs von ihnen hatten zum Generalstabe Görgey's gehört, Männer von unbefrittener Bravour und Fähigkeit, die seinen Ruhm begründet, seine Werke in Ausführung gebracht, für ihn gekämpft hatten. Für Görgey's Nachruhm wäre es sicher besser gewesen, wenn er mit seinen tapfern Waffengefährten das Todesloos getheilt hätte. Am 21. Oktober wurden Fürst Mieczslaw Woronieczki, Oberst in der revolutionären Armee, Peter Giron, Kommandant der deutschen Legion, und Karl Abancourt, früher Korporal, bei den Insurgenten Adjutant Dembinski's, am 21. Oktober

Baron Sigmund Perenyi, Präsident des Oberhauses, als welcher er nach seinem eigenen Geständnisse zu dem Akte des 14. April mit seinem Einflusse und Rathe wesentlich beigetragen hatte, Emmerich Szacsnyay, der die Unabhängigkeits-Charte mitredigirt und vorgelesen, und Czernyus, Rath im kais. Ministerium — durch den Strang hingerichtet, Tags darauf General Ludwig Razinczi erschossen. Diese Exekutionen, die unheimliche Folge der Katastrophe, würden zum Theil nicht befremdet haben, wenn sie noch in das Getümmel des Kampfes gefallen wären. Um Monate später machten sie einen sehr ungünstigen Eindruck. In politischen Kämpfen sollte nach dem Siege wenigstens kein Blut mehr fließen. Dem Gesetze Achtung zu verschaffen ist die erste Pflicht des Regenten, aber eben so auch das schönste Recht der Krone die Gnade. Die demokratische Presse versäumte nicht, bei diesem Anlasse den Nachdruck der österreichischen Regierung recht grell hervorzuheben, schwieg aber wohlweislich von den vielen Opfern, welche während der Revolution den ungarischen Standgerichten gefallen waren. Klapka entblödete sich sogar nicht, in der „Times“ dem englischen Volke aufbinden zu wollen, als hätte die Insurgentenregierung keine Todesstrafe wegen politischen Verbrechens vollzogen. Wenn schon der Name Graf Dehön Zichy allein im Stande ist, diese Angabe in den Augen von ganz Europa Lügen zu strafen, so könnte man noch viele andere Beispiele ähnlicher Exekutionen anführen, wenn die magyarischen Gerichte, ebenso wie die österreichischen, Stand und Charakter der Verurtheilten öffentlich bekannt gemacht hätten. Aber die Galgen im südlichen U. sind allzu bekannte Thatsachen, um wegdisputirt werden zu können, und die Namen Pfarrer Roth, Meyer, Kovachanibal u. A., welche alle den Märtyrertod für ihre Anhänglichkeit an das Kaiserhaus durch ungarische Blutgerichte fanden, stehen noch in zu frischem Andenken, um solche u. ähnliche Unwahrheiten gehörig zu würdigen. Ja noch mehr, Klapka selbst hat, österreichischen Blättern zufolge, während seines Kommando's in der Festung Komorn mehrere Individuen hinrichten lassen, darunter den getauften Juden Chon. — So der Anfang, der Gang und das Ende dieser merkwürdigen Weltbegebenheit! Die schwärmerischen Anhänger der ungarischen Revolution unter Deutschen wädheten, die Erhebung der Magyaren sei rein nur ein Fortschritt des riesig erwachten Selbstbewußtseins, ein Kampf für die allgemeinen Menschenrechte, für Geltendmachung der sozialen Zustände nach der Richtung des Zeitgeistes, und als die polnische Propaganda in Reihe und Glied trat, ein Kampf für die europäische Freiheit. Allein genauer beim Lichte besehen, stritten die Ungarn sonderbarer Weise unter dem Deckmantel der französischen Ideen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit für die Aufrechterhaltung ihres alten, ungebrochenen Agrikulturlebens. „Der zähe Konservatismus der Feudalität, welche durch die neue österreichische Reichsverfassung ernstlich bedroht schien, verschmähte es nicht, unter der Maske des nationalen Unabhängigkeitsstimmes die Kampfesprinzipien einem Staate zu entleihen, dessen 4. August 1789, wie Graf Arco-Valley in der bairischen Kammer richtig gesagt hat, dem alten feudalen Rechte durch ganz Europa den Fehdehandschuh in's Gesicht geworfen. In den Magyaren fecht die republikanische Reaktion gegen die gesetzliche Gewalt, welche allerdings durch die politische Anerkennung des Bürgerstandes den „Jakobinismus“, wie die französischen Emigrirten zu ihrer Zeit das nannten, in den ungebrochenen Agrikulturstaat eintrug. Daß die Slaven die Wiener Regierung in ihrem schweren Kampfe treu unterstützten, war eine nothwendige Konsequenz ihrer bisherigen Lage zu der herrschenden Gewalt in U. Die so lange im Lebenssysteme niedergebhaltenen Stämme stritten für ihre ökonomische wie politische Gleichberechtigung, denn daß die siegenden Magyaren die Revolutionsideen alsbald abgelegt haben würden, ist nur zu unwidersprechlich aus einzelnen Dokumenten belegt: es kämpfte, um es kurz zu sagen, die zum freien Bauernthume durchdringenwollende Leibeigenschaft gegen das als Sansculotten verkleidete Junkerthum der österreichischen Monarchie. Die Nationalität war dabei natürlich die ideelle Fahne, unter welche die Scharen sammelten

wurden. Denn wie wenig in den Schlachten an der untern Donau ein „Racenkampf“ statt fand — auch eines von den vielen Wörtern, bei denen man sich vor lauter Allerlei gar nichts denken kann — beweisen die sogenannten Magarhonen, d. i. die Edelente unter den Serben u. Kroaten, die wohl wußten, daß mit dem Falle U. auch der alten Lebenswirtschaft zu Grabe geläutet werden würde.“ Dies die Worte eines österreichischen Publizisten. Es ist auch leicht begreiflich, daß der Adel in seinen hundertfältigen Privilegien, daß die Tausende von Juraten und Advokaten, Kossuth an ihrer Spitze, in dem Wirrwarr der altungarischen Gesetzgebung und Landesverfassung sich besser gefielen, als in dem Rechtsstaate, den der Umschwung der Dinge in Oesterreich auch nach U. verpflanzen wollte; aber schwerer zu begreifen wäre es, wie das unter den bisherigen Zuständen tief niedergedrückte Volk dennoch so opfermüthig für das starre Magyarenthum kämpfte, wenn man nicht wüßte, welche falsche Schibolethe die Führer auf die Sturmstufen der Empörung zeichneten. Und welche Opfer hat dieses Volk gebracht! U. hat durch den Revolutionkrieg, der theilweise einen sehr blutdürstigen und grausamen Charakter zeigte, unennbar gelitten. Manche Gegenden des Landes sind ganz entvölkert worden, und es herrschen dort mitunter Zustände, von denen man sich gar keinen Begriff machen kann, wenn man sie nicht selbst gesehen hat. Tausende von Familien sind im eigentlichen Sinne des Wortes an den Bettelstab gekommen, der Kredit hat fast ganz aufgehört. Viele Jahre der ungestörtesten Ruhe und des tiefsten Friedens müssen vergehen, wenn das Land sich nur einigermaßen wieder erholen soll. Was die bevorstehende neue Organisation U. betrifft, so hat nach den durch die Wiener Zeitung hierüber veröffentlichten Aktenstücken die centralistische Ansicht einen vollständigen Sieg über die föderalistische davongetragen. Die in der österreichischen Reichsverfassung schon ausgesprochene Idee der einigen, untheilbaren Erbmonarchie, in der alle Volksstämme des Reiches und alle Staatsbürger vor dem Gesetze gleiche Berechtigung genießen und in welcher die vollziehende Gewalt in allen Richtungen nur vom Kaiser ausgeht, bildet das leitende Prinzip in den oben erwähnten Aktenstücken, die vor Allem die einheitliche Konstituierung des ganzen Reiches, die Gleichstellung der Vortheile und Lasten aller Kronländer in Rücksicht nehmen und in der Durchführung des centralistischen Prinzipes ihre Hauptaufgabe erblicken. Deshalb wird auch ausdrücklich erklärt, daß die ehemalige Landesverfassung U. beseitigt sei, und daß, wie für die übrigen Kronländer, ein besonderes Statut, begründet auf die Prinzipien der Reichsverfassung, die landesverfassungsmäßigen Beziehungen U. regeln werde. Bei der bevorstehenden Abfassung dieses Statuts werden Vertrauensmänner mitwirken. Weiter erklären jene Aktenstücke, daß es nicht gerechtfertigt erscheinen würde, U. auf Kosten der treugebliebenen Bestandtheile des Reiches Sonderbegünstigungen zu gewähren oder ihm zum Nachtheile einzelner, das Land bewohnender Volksstämme solche Einrichtungen zu geben, die das Prinzip der Gleichberechtigung der Rationalitäten zur Täuschung oder zur praktischen Unmöglichkeit machen würden. Demgemäß sollen, wie bereits die Reichsverfassung bestimmt, Kroatien und Slavonien mit den kroatischen Küstenländern, so wie Siebenbürgen mit dem Sachsenlande neben dem Königreiche U. als eigene Kronländer bestehen; eben so soll die Wojwodschafft Serbien eine von U. unabhängige Stellung erhalten. Somit hat die Revolution gerade das Gegentheil von Dem herbeigeführt, was die Umsturz männer durch sie erzielen wollten. Statt daß der Magyarenismus die von ihm angestrebte Alleinherrschaft erlangt und die Nebensländer seinem Sprach- und Verwaltungszwange unterworfen hätte, sehen wir diese Provinzen jetzt der ungarischen Krone entschlüpft und unmittelbar der Centralregierung in Wien unterstellt; U. selbst ist, was es nie gewesen, ein österreichisches Kronland geworden. Statt daß es gelungen wäre, die chinesische Mauer zwischen Oesterreich und U. noch höher u. unübersteiglicher aufzuthürmen, ist jetzt der Weg von einem Lande zum andern offener als je. Oesterreich hat eine große Krisis durchgemacht; sie begann mit föderativen Abneigungen u. endigte in einem Staate,

der, gegen den frühern gehalten, die höchste Achtung verdient. — Die magyarische Revolution, kurzgefaßte Schilderung der jüngsten Zeitereignisse in U. und Siebenbürgen, von einem Augenzeugen, Pesth 1849; Alwin Kurz: Geschichte des ungarischen Freiheitskampfes, Glogau 1849; Alexander Szilagyi: Die letzten Tage der magyarischen Revolution, Leipzig 1850; Oesterreichischer Soldatenfreund, Lloyd, Allgemeine Zeitung und andere öffentliche Blätter. mD.

Union. Die selig entschlafene deutsche Nationalversammlung (S. 1.) u. ein nicht unbedeutender Theil Deutschlands sprachen die Meinung aus, daß das österreichische Cabinet nicht Willens sei, auf irgend eine wahrhaft nationale und freiere Gestaltung des in Deutschland angestrebten Unionsstaates einzugehen; von Berlin aus ist dann die Ansicht vertreten worden, als sei es unmöglich, das Oesterreich in eine gleiche oder ähnliche Stellung und Berechtigung innerhalb des deutschen Bundesstaates eintreten könne, wie Preußen und die übrigen Staaten; man hat darauf hin den Ausschluß Oesterreich's geradezu gefordert und das Prinzip des Bundesstaates so modellirt, daß es diesen Ausschluß allerdings bedingt. Ja, das Berliner Cabinet ist so weit gegangen, eben auf diese seine Ueberzeugung gestützt, einen Universalplan in Wien vorzulegen, der Deutschland auf immer in zwei Theile zerreißen und offenbar nichts Anderes als eine Teilung Deutschlands, eine Theilung der Macht zwischen Oesterreich und Preußen unter wechselnden, verwirrenden, ja wohl unausführbaren Formen herbeiführen würde. (Man vergleiche die unten folgenden „Grundlinien zu einer Unionsakte.“) Anstatt die Lage der Staaten zu einander und ihre nothwendige Bedingung der Existenz so zu wahren, wie sie sind; anstatt die, immerhin auch verschiedenen, Interessen u. Zustände zu einer Ausgleichung zu bringen, mit der die deutsche Nation sich als Ganzes befriedigen könnte und so eine praktische Einigung mit Volksrepräsentation und tüchtiger Centralgewalt zu schaffen, zog man es von Berlin aus vor, mit abstrakten, einseitig für Preußen's vermeintliche Interessen gebildeten, Prinzipien aufzutreten und zu behaupten, daß nach diesen allein der deutsche Bundesstaat gebildet werden könne. Oesterreich trat aber keineswegs der Bildung eines nationalen deutschen Bundesstaates mit Volksrepräsentation und einer starken Centralgewalt feindlich entgegen und zwar schon vor dem Abschlusse der Frankfurter Versammlung, sondern war gerade damals (Ende 1848 u. Anfangs 1849) eben darüber mit Preußen in Verhandlung, als die einzelnen Staaten auch vom Reichsministerium und der Nationalversammlung aus zu ihren Verständigungsnoten aufgefordert wurden. Diese Verhandlungen waren ihrem Abschluß nahe, als Preußen eine Circularnote vom 23. Jan. erließ u. dann erst nach den Abstimmungen in Frankfurt, welche jene schwachvolle Verbindung der Erbkaiserlichen für das preussische Kaiserthum mit den Republikanern für die Einführung einer deutschen Republik und republikanische Grundlage des Kaiserstaates an's Licht brachte, alsbald eine Schwenkung machte, die im Wesentlichen darin bestand, Oesterreich's Volk und deutsche Provinzen aus dem deutschen Bundesstaate und der Vertretung der Nation herauszudrängen und das Prinzip der Unmöglichkeit aufzustellen, Oesterreich als gleichberechtigtes und gleichverpflichtetes Glied in die deutsche Verfassung aufzunehmen. Jene Aktenstücke aber, die über diese Verhandlungen Aufschluß geben hätten können, hat man in Berlin weder den Kammern vorgelegt, noch veröffentlicht! Oesterreich schwieg darüber; es war dieß ein Fehler, sowohl der öffentlichen Meinung, als der Nationalversammlung gegenüber, wodurch beide irregeleitet und gegen Oesterreich eingenommen wurden. — Die preussische Regierung hatte sich noch vor dem Schlusse des Jahres 1848 (am 19. Dezember) in Wien in einer Denkschrift dahin ausgesprochen, „daß bis zur Erreichung des Definitivums der einzig dormalen bundesgesetzlich bestehende Hüter und Wahrer des Friedens in Deutschland, nämlich der an die Stelle des Bundestages getretene Reichsverweser, mit seinem die Executivgewalt des Bundes bildenden Ministerium, für die Zeit des Provisoriums sowohl möglichst zu stützen und zu kräftigen, als eben durch auch auf die rechten Wege zu leiten und zu erhalten sei“. Sie schlug für

den Zeitpunkt nach geschener erster Lesung des Verfassungsentwurfes in Frankfurt eine Initiative der Regierungen zur bessern Organisation des Provisoriums vor, „um Seitens der Regierungen mit der Versammlung in Verbindung zu treten und so den Uebergang zu einer gesetzlichen Feststellung des Definitivums zu finden.“ Sie beantragten deshalb die unverzügliche Bildung eines Staatenhauses, welches als zweite Instanz der Beratungen über der Verfassung neben die Nationalversammlung gestellt würde aus Abgeordneten der Regierungen und weiter ein, neben die Centralgewalt zu stellendes Fürstencollegium, zunächst aus den königlichen souveränen Häusern, in Verbindung mit welchen der Centralgewalt ein leitender Einfluß auch auf die Verfassungsberatungen in beiden Häusern einzuräumen wäre. — Was die Verfassung selbst betrifft, so erklärt die preussische Regierung: „daß die Neugefaltung sich an den, in seinem Wesen keineswegs aufgehobenen, deutschen Bund anschließen müsse“ und daß die Theilnahme Oesterreich's eine Beibehaltung der wesentlichen Verhältnisse des Staatenbundes bedinge. Ob die Executivgewalt einem Directorium zu übertragen, oder eine einheitliche Oberleitung zu bestellen sei, welcher die nöthigen Moderamina und Garantien an die Seite zu stellen wären, sprach Preußen in seiner Denkschrift nicht aus; es erkannte als nothwendig, dieser Executivgewalt ein repräsentatives Element gegenüber zu stellen, empfahl die Verschmelzung der materiellen Interessen, die größere Concentrirung der deutschen Wehrverfassung und endete schließlich mit der Beachtung einerseits der Stellung Oesterreich's, „für das nur ein, dem bisherigen Staatenbunde analoges, Verhältniß maßgebend seyn könne“ und andererseits des im deutschen Volke bestehenden Strebens nach Einheit mit den Worten: „daß Nichts im Wege zu stehen scheine, daß das übrige Deutschland sich zu einem engerm Verbände consolidire“ und daß die königliche Regierung nicht zweifle, „daß sich bei weiterer Verständigung die Formel finden lassen werde, unter welcher das Verhältniß dieses engeren zu dem weitern Bunde auf eine, beiden Theilen gleich förderliche, Weise geordnet werden könne.“ In einer zweiten Denkschrift beantragte Preußen eine Eintheilung Deutschlands in Kreise (Wehrherzogthümer) mit militärischer Verschmelzung und gemeinsamer oberster Justizpflege und die Aufstellung einer starken Centralgewalt. In der Hauptsache ging die österreichische Regierung auf diese Vorschläge ein; sie beanstandete nur das Staatenhaus, wollte gemeinsame Volksvertretung in den Kreisen, vor Allem aber Verständigung über die materiellen Mittel, um der Revolution entgegenzutreten, die nach ihrer Ansicht nicht warten würde, bis sich die Regierungen über das Definitivum geeinigt hätten. Daraus ist wohl zu entnehmen, daß Oesterreich schon damals die Idee einer Volksvertretung für die deutsche Nation nicht von sich wies; es wollte nur, daß zuerst Ordnung und die Grundlage der Repräsentation in den einzelnen Gruppen Deutschland's hergestellt werde. Die Persidie Preußen's bildete aber in der Zwischenzeit die Idee eines Sonderbundes immer mehr aus und bereitete eine Verbindung seiner Ansichten mit denen der erbkaiserlichen Partei zu Frankfurt vor, welche begreiflich dahin führen mußte, Oesterreich zänzlich aus der neuen Gestaltung Deutschland's zu verdrängen. Am 23. Jänner rief das Berliner Cabinet eine Circularnote an die deutschen Regierungen, worin es die Nothwendigkeit „eines engeren Vereins der deutschen Staaten zur Verteidigung ihrer gemeinsamen politischen und materiellen Interessen innerhalb und auf der Basis des bestehenden Bundes“ wiederholte. Es versicherte, daß Preußen nicht umhin könne, diesem engeren Bunde sich anzuschließen und der Förderung u. jederlichen Entwicklung desselben alle seine Kräfte zuzuwenden. Weiter erklärte es, daß es nicht abwarten, „nicht durch die entfernte Aussicht auf einen künftigen vollständigen Anschluß Oesterreich's sich bestimmen lassen könne; daß es durch die laut ausgesprochene Stimmung des eigenen Landes und Volkes, durch die allgemeine deutsche Bewegung zu einer kräftigen Gestaltung des Bundesverbandes gedrängt werde“. So stellte Preußen plötzlich die öffentliche Meinung als eine bereits abgeschlossene und gleichsam für den Sonderbund gewonnene hin, ob-

Oesterreich sich niemals in den Verhandlungen mit Preußen auch für seinen Theil einer solchen kräftigen Gestaltung des Bundesverbandes widersetzt, vielmehr selbst Vorschläge in Bezug darauf gemacht und theilweise auf die bisherigen preussischen eingegangen war und obwohl weder in der Nationalversammlung, noch unter dem deutschen Volke eine so ungetheilte und überwiegende Meinungsmeinheit bestand, die den Ausschluß Oesterreich's, oder gar eine alleinige Executive Preußen's gewünscht hätte. Ein offener, prinzipieller und thatsächlicher Irrthum, der seine übeln Konsequenzen für die deutsche Verfassungsfrage mitbrachte, ist der preussischen Circularnote (vom 23. Jänner) besonders vorzuwerfen. Nachdem sie nämlich ausgesprochen, daß der österreichische Staat mit alten Banden an Deutschland gefettet sei und seinerseits Deutschland auf die alte Verbindung mit Oesterreich nicht verzichten und am wenigsten die preussische Regierung einen, auf Ablösung der bestehenden Bande beruhenden, Plan bevorzugen könne, — beantragt sie den Zusammentritt der übrigen deutschen Staaten zu einem Bundesstaate innerhalb des Bundes und sucht dessen Möglichkeit, ohne den Bund selbst und das Verhältniß der nicht beitretenden Glieder zu stören, aus dem Beispiele des Zollvereins nachzuweisen. — Es hat dies aber mit dem Zollvereine eine ganz andere Bewandniß; er ist kein Staat, sondern ein völkerrechtlicher, zeitweiliger Vertrag, der jeden Augenblick, nach Ablauf der ihn bildenden Verträge, aufgehoben werden kann, ohne dadurch die Freiheit oder die Staatsgewalten der einzelnen Staaten zu gefährden oder umzuändern. Es findet also keine Analogie zwischen dem Zollvereine und der Bildung eines Bundesstaates statt. Weder die Verhältnisse des deutschen Bundes werden durch ihn berührt, noch die Hoheitsrechte der einzelnen Staaten annullirt oder modifizirt. Ueberdies konnte der Zollverein gebildet werden, weil weder die deutsche Bundesakte, noch die Wiener Schlussakte (vom Jahre 1820) Bestimmungen gegen Errichtung einer solchen Verbindung enthielten. Das Wiener Cabinet ließ sich durch diesen irrthümlichen Vergleich nicht beirren; es erklärte in einer Note vom 4. Februar an seinen Gesandten in Frankfurt sich gegen den, zum Einheitsstaate strebenden, von Preußen vorgeschlagenen Bundesstaat und gab am 9. März seine weiteren Einigungsvorschläge an die Centralgewalt ein, die mit einem frühern Vorschlage des Königs von Preußen im Einklange dahin gingen, Deutschland nach seinen Stämmen und Interessen, mit Beachtung der Souveränitäten, in staatliche Gruppen zu theilen, diese in sich durch gemeinsame Wehrverfassung, Gerichtspflege und Volksvertretung aneinander zu binden, zu oberst aber ein Direktorium zu setzen, dem ein Parlament, aus dem Volksvertretungen der Gruppen hervorgegangen, zur Seite stünde. Es hatte sich auch bereits kurz zuvor über die Gestaltung dieses Direktoriums ausgesprochen und Preußen, in dessen Ministerium inzwischen ein, dem Zusammenstehen mit Oesterreich günstiger, Wechsel vorgegangen, war durch Circularnote vom 10. März dem österreichischen Vorschlage beigetreten und lud die übrigen Regierungen zum Beitritte ein. So schien sich also damals wirklich eine, das ganze Deutschland umfassende, Unionsverfassung wenigstens innerhalb der Regierungen, wenn Preußen aufrichtig, ehrlich und fest auf der als möglich erkannten Grundlage beharrt wäre, vorzubereiten, die man mit der Nationalversammlung vereinbart hätte und vereinbaren wollte; denn diese selbst nahm die sogenannten Verständigungsnoten der einzelnen Regierungen entgegen u. die mächtigen Regierungen hatten sich ohne Ausnahme, bis auf Preußen, für die Direktorialverfassung mit parlamentarischer Vertretung erklärt; die erbkaisersliche Partei war in der Minorität in der Nationalversammlung vor ihrer Verbindung mit der Linken geblieben und eine offene Erklärung Preußen's hätte diese Partei ohne Zweifel zur Besinnung gebracht. Auch Oesterreich war beim Reichsministerium auf eine Vereinbarung mit der Nationalversammlung eingegangen. Das perfide Preußen schwieg aber in seiner Verständigungsnote ganz über die Oberhauptsfrage. Was läßt sich über das Benehmen einer Regierung, sowohl gegen Oesterreich, als auch gegen Deutschland sagen, wenn man von ihr erfährt, daß dieselbe (preussische) Regierung sich in

derselben Zeit mit den österreichischen Vorschlägen einverstanden erklärte und zugleich mit den Gegnern dieser Vorschläge im Reichsministerium und der Nationalversammlung über andere Vorschläge in Unterhandlung trat? Ueber jeden Zweifel haben, behaupten wir: daß dies der Hauptgrund war, weshalb die Erbkaiserlichen neuen Muth gewannen — zur Zerreiſung Deutschland's und nun zum Abschlusse der Verfassung mit der leidenschaftlichsten Hast drängten, die nicht einmal den Schwacher mit Prinzipien und das Compromiß mit ihren entschiedensten politischen Feinden scheute. Von diesem Zeitpunkte an datirt die unselige Trennung und Zerreiſung Deutschland's, die von Preußen gestützt wurde; die Feindseligkeit zwischen Preußen und Oesterreich, die Preußen hervorrief und verschuldete, weil es um vollkommene Schwelung machte, welche Oesterreich gar nicht erwarten konnte und welche unter engverbündeten Staaten kaum erhört ist. Solche Schmach hat Preußen unserem armen Deutschland zugefügt; die unparteiſche Geschichte wird in aller ihrer Strenge darüber richten! — Die Kaiserboten von Frankfurt kamen nach Berlin; der König von Preußen nannte den Beschluß, den sie brachten, trotz des bekannten schriftlichen Compromißes zwischen den Erbkaiserlichen und den Republikanern, welches eine Majorität von 4 Stimmen für das Kaiserthum Preußens zu Wege gebracht hatte, die „Stimme der Vertreter des deutschen Volkes“ und rüpfte an die Annahme die Bedingung der Bestimmung der Fürsten des deutschen Volkes. Dadurch wurde, weil die an ihr Compromiß gebundenen Boten diese Bedingung nicht annehmen konnten, die zweideutige Antwort einer Ablehnung. Damals hätte Preußen noch, wo sich bald darauf ein großer, ja wohl der sichtbarste Theil seines Volkes für die Ablehnung der Kaiserwürde gestimmt und mit derselben einverstanden zeigte, der deutschen Verfassungsfrage eine entschiedene Wendung zur Einigung des ganzen Deutschland's geben können, wenn es die auten Stimmen aus Süddeutschland und Oesterreich vernehmen und beachten hätte mögen, um so mehr, da bereits von den Fürsten der großen Staaten Deutschland's, namentlich von dem Könige von Bayern, eine Protestation gegen die Kaiserwürde in Berlin eingelaufen war und es überdies dort bekannt seyn mußte, wie sich Oesterreich, ja alle größeren Staaten, gegen den Einheitsstaat und seine Consequenzen ausgesprochen hatten. Aber noch am Abende desselben Tages erließ das preußische Kabinet an alle deutschen Regierungen eine Circularnote, worin die Bedeutung „der in Frankfurt getroffenen Wahl“ anerkannt und in Folge derselben die Bereitwilligkeit, an die Spitze Deutschland's zu treten, erklärt und die „volle Rechtsgültigkeit der Wahl“ von dem freien Einverständnisse der Regierungen abhängig gemacht wurde. Es ist dies einer von den „preußischen Pfiffen“. Preußen glaubte also, auf der einen Seite die Rechtsgültigkeit der Wahl (wer gab der Nationalversammlung hiezu ein Mandat? —!) anzuerkennen und nach seiner Meinung auslegen zu können, auf der andern aber die Verfassung (zu deren Zustandbringen — zwischen den Regierungen und dem deutschen Volke die Nationalversammlung berechtigt war), ablehnen zu dürfen. Ein solcher Widerspruch mußte die gefährlichsten Consequenzen in seinem Gefolge haben; gerade diejenigen, welche schon von Anfang an die Machtvollkommenheit der Nationalversammlung behauptet hatten, wurden in ihrer Meinung bekräftigt und der Widerstand gegen das Vorschreiten der Regierungen provocirt. Dennoch erklärte aber diese Circularnote allen deutschen Regierungen den Entschluß des Königs: „dem ergangenen Rufe Folge leistend und eingedenk der Ansprüche, welche ihm Preußen's Stellung in Deutschland gewährt, an die Spitze eines deutschen Bundesstaates zu treten, der aus denjenigen Staaten sich bilden sollte, welche sich umselben aus freiem Willen anschließen möchten“ und lud sie ein, binnen 14 Tagen durch eigens nach Frankfurt zu sendende Bevollmächtigte bindend sich zu erklären. Anstatt, daß Preußen hier einen entscheidenden Entschluß fassen mußte: entweder mit dem Bruche der von ihm anerkannten, noch bestehenden, Bundesverfassung die Kaiserwahl ohne Bedingung mit der Verfassung annehmen, oder abzuschließen und laut diejenigen Punkte, welche in der Verfassung als unausführbar

erschieden, verwerfen, suchte es abermals den Weg einer halben Vereinbarung in Frankfurt zu betreten, der bereits mehrmals zurückgewiesen war. Es schlug nun einen Sonderbund im deutschen Bunde vor, von welchem man nicht wissen konnte, wie er sich gestalten würde und ob er auch nur die mäßigen Ansprüche der deutschen Nation zu befriedigen vermöge. Preußen wurde deshalb doppelt abgewiesen, von den Fürsten sowohl, als von der Nationalversammlung. Diese beharrte auf der Richtvereinbarung und zog 28 Regierungen, sehr unvermuthet für das Berliner Cabinet, auf ihre Seite, die dann erst später mit ziemlicher Mühe für Preußen gewonnen werden mußten. Ferner mußte die preussische Regierung ihre eigene zweite Kammer auflösen, als sie das preussische Ministerium zur Annahme der Frankfurter Verfassung zu bewegen suchte und endlich, nachdem auch in der bereits versammelten Nationalversammlung feindselige Beschlüsse gegen Preußen's Regierung gefaßt waren, seine eigenen Deputirten von derselben abberufen. Desterreich hatte, auf seinen Rechtsboden der Vereinbarung, der auch von der Nationalversammlung mit ihm betreten, aber nicht durchgeführte, gestützt, dies schon früher gethan; es hatte in einer Note in Berlin die, von der Nationalversammlung außerhalb des Bereiches ihrer Befugnisse gefaßten, Beschlüsse mit den von Preußen daraus gezogenen Folgerungen verworfen und sich gegen die Uebernahme der Centralgewalt durch eine der deutschen Regierungen allein verwahrt. Es lehnte also die Sendung nach Frankfurt ab. Die bald darauf ausgebrochenen anarchischen Aufstände in Dresden, in den preussisch-westlichen Provinzen, in der Pfalz und in Baden gaben Preußen Gelegenheit zur Entwicklung seiner militärischen Kräfte und zur Befestigung seiner hegemonischen Bestrebungen. — Nachdem wir hier einleitend im Allgemeinen die wesentlichsten Momente zu dem Artikel II. vorausgeschickt, gehen wir nun über auf die Darstellung des Verlaufs und der Verhandlungen und lassen dabei die wichtigsten Actenstücke mit einfließen. Das Circular, welches die preussische Regierung noch am Abende des 28. Aprils erließ und welches die Aufforderung an die deutschen Regierungen enthielt, sich durch Entsendung von Bevollmächtigten nach Berlin direct mit ihr in Verbindung zu setzen, lautet: „In dem Circular vom 3. ds. Mts. ist die Hoffnung ausgesprochen, daß die königliche Regierung binnen 14 Tagen im Stande seyn werde, eine definitive Erklärung über die deutsche Sache abzugeben. Nachdem dieser Zeitraum verstrichen, hat das königliche Staatsministerium, um keinem Zweifel über seine Ansicht und seine Aufrichtigkeit Raum zu lassen, es für seine Pflicht gehalten, schon am 21. resp. 23. ds. Mts. den preussischen Kammern zu erklären, wie es Sr. Maj. dem Könige nicht zur Annahme der unveränderten, von der deutschen Nationalversammlung beschlossenen, Verfassung rathen könne. Die definitive Entscheidung Sr. Majestät hat aber um einige Tage sich verzögern müssen, weil noch nicht alle deutsche Regierungen sich ausgesprochen haben. Die Entschliesung Sr. Majestät ist nunmehr erfolgt und Ew. zc. erhalten anliegend die Abschrift der beschlossenen Erklärung, wie sie unterm heutigen Datum an den königlichen Bevollmächtigten bei der provisorischen Centralgewalt ergangen, um durch die letztere der Nationalversammlung mitgetheilt zu werden. Indem wir dies zur Kenntniß der deutschen Regierungen bringen, glauben wir, daß die Gründe, welche den Entschluß Sr. Majestät bedingten, keiner weiteren Ausführung bedürfen und wir können nicht zweifeln, daß jede deutsche Regierung dem erhabenen Sinne Seiner Majestät, Seiner Bundestreue gegen die verbündeten deutschen Staaten und Seiner uneigennütigen Gesinnung werde Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die königliche Regierung verkennt dabei keineswegs den Ernst und die Gefahren des Augenblicks und sie hofft, daß auch die übrigen deutschen Regierungen dieselben mit vollem Bewußtseyn in's Auge fassen. Daß das Bedürfniß der Nation nach größerer Einigung und Kräftigung befriedigt werden muß, auch nachdem die, in Frankfurt zunächst von der Versammlung angestrebte, Form sich als unmöglich erwiesen hat, wird jedem Besonnenen als unabweisbare Nothwendigkeit erscheinen und sie vertraut darauf, daß die anderen deutschen Regierungen ihr dazu die Hand bieten



werden. Sie hat in ihrer, nach Frankfurt gerichteten, Erklärung noch einmal eine Möglichkeit in Aussicht stellen wollen, daß die Rationalversammlung selbst von dem von ihr betretenen Wege zurückkomme und die Hand zu Abänderungen der Verfassung bieten möchte, so daß demnach das Werk der Vereinbarung und Verständigung mit ihr zu Stande käme. Daß dies für die Beruhigung der Nation höchst wünschenswerth und daher im Interesse der Regierungen wäre, darüber wird nicht leicht ein Zweifel gehegt werden. Aber sie verhehlt sich nicht, wie wenig Aussicht dazu vorhanden ist, daß diese Hoffnung verwirklicht werde und alle deutsche Staaten werden mit ihr auf den entgegen gesetzten Fall gefaßt seyn müssen — zugleich aber auch darauf, daß durch ein starres Festhalten der Versammlung an ihren bisherigen Beschlüssen in manchen Ländern gefährliche Krisen hervorgerufen werden können. Diesen gemeinsam, ernst und kräftig entgegenzutreten, wo möglich aber sie durch ein entschiedenes Handeln und Vorwärtsgen zu verhindern, ist die Aufgabe und Pflicht der Regierungen Deutschland's. Die königliche Regierung ist dazu in vollem Umfange bereit. Im festen Vertrauen auf die Zustimmung, die ihr von allen gesunden und redlichen Elementen im eigenen Lande zu Theil werden wird, ist sie darauf gefaßt, den zerstörenden und revolutionären Bestrebungen nach allen Seiten hin mit Kraft und Energie entgegenzutreten und wird ihre Maßregeln so treffen, daß sie den verbündeten Regierungen die etwa gewünschte und erforderliche Hülfe rechtzeitig leisten könne. Die Gefahr ist eine gemeinsame u. Preußen wird seinen Beruf nicht verläugnen, in den Tagen der Gefahr einzutreten, wo und wie es Noth thut. Wir gehen von der, von allen Besseren getheilten, Ueberzeugung der Nothwendigkeit aus, daß der Revolution in Deutschland ein Ziel gesetzt werden müsse. Ihre Kraft kann aber vollständig nur dadurch gebrochen werden, daß sie keinen Vorwand mehr findet, durch welchen die Gemüther der Besseren über ihre wahren Absichten u. Endzwecke beängstigt werden. Dieses Ziel kann nicht durch passives Abwarten und partiellen Widerstand erreicht werden, sondern nur durch thätiges Eingreifen und Handeln. Die königliche Regierung hatte in ihrer Circular-Depesche vom 3. d. M. den Weg angedeutet, auf welchem sie damals, vermittelst gemeinsamer Berathungen in Frankfurt, zu dem erstrebten Ziele glaubte hinwirken zu können. Dieser Weg hat sich inzwischen als nicht mehr möglich erwiesen, sowohl dadurch, daß mehrere der größten deutschen Staaten es ablehnten, auf diese Berathungen in Frankfurt überhaupt einzugehen und an denselben Theil zu nehmen, als auch dadurch, daß die Mehrzahl der übrigen Regierungen, unter Beseitigung der von ihnen selbst gehegten Bedenken, sich beeilten, ihre volle Adhäsion an die Frankfurter Beschlüsse und ihre Annahme der dort beschlossenen Verfassung zu erklären. Wir müssen nunmehr wünschen, daß diejenigen deutschen Regierungen, welche zu weiteren Berathungen über den jetzt einzuhaltenden Gang und die fernere Entwicklung des Verfassungswerks mit Preußen geneigt sind, sich direkt hieher nach Berlin wenden mögen und entweder eigene Bevollmächtigte hieher senden, oder ihre Gesandten mit Instruktionen versehen, um sich mit der königlichen Regierung zu verständigen, welche letztere in diesem Falle bereit ist, ihre Ansichten umfassend darzulegen und mit Vorschlägen entgegenzukommen. Die Haltung und die weiteren Beschlüsse der Rationalversammlung, nachdem ihr der Entschluß Sr. Majestät des Königs bekannt geworden, werden in der allernächsten Zeit ergeben, in wie weit noch auf eine Verständigung mit derselben und ein Mitwirken ihrerseits zu dem angestrebten Ziele zu hoffen ist. Die königliche Regierung hatte immer an der Ueberzeugung festgehalten, daß die Verfassung Deutschlands, wenn sie die Keime einer günstigen Entwicklung u. die Bürgschaft der Dauer in sich tragen soll, durch das Zusammenwirken der Regierungen und der Vertreter der deutschen Nation zu Stande kommen müsse. Sie bleibt diesem Grundsatze auch jetzt und für die Zukunft treu. Sollte es sich herausstellen, daß jede Hoffnung auf die Mitwirkung der Rationalversammlung in ihrer jetzigen Gestalt aufgegeben werden müsse, so hält sie es nur um so mehr für die Pflicht und die Aufgabe der deutschen Regierungen, dem Bedürfnisse der

tion bald eine volle und umfassende Befriedigung zu gewähren, indem sie derselben ihrerseits eine Verfassung darbieten, welche dem Begriffe des Bundesstaates entspreche und durch eine wahrhafte Vertretung des Volkes dem letztern die Gewißheit einer gesetzlichen Mitwirkung erhalte. Der Entwurf einer solchen Verfassung würde die Arbeit der Nationalversammlung wieder aufnehmen und durch die, in selbe durch eine Verknüpfung unglücklicher Umstände eingebrungenen, zerstörenden Elemente beseitigen; sie wird also jedenfalls auf der Errichtung einer kräftigen u. einheitlichen Exekutivgewalt und einer Nationalvertretung in Staatenhaus u. Volkshaus mit legislativen Rechten basirt seyn müssen. Indem wir diese Grundzüge festhalten, können wir das Einzelne der weitern Berathung überlassen u. zweifeln nicht, daß aus dem einmüthigen Streben nach dem großen Ziele und der allseitigen Erkenntniß dessen, was der Nation Noth thut, ein Werk hervorgehen werde, welchem auch die, alsdann in kürzester Frist zur Revision dieser Verfassung zusammenzurufenden, beiden Häuser eines deutschen Reichstages ihre Anerkennung u. Zustimmung nicht versagen werden. Wir müssen daher den deutschen Regierungen den dringenden Wunsch ausdrücken, daß sie uns durch die Sendung von Bevollmächtigten, oder durch Ertheilung von Instruktionen bald in den Stand setzen mögen, eine weiter eingehende Behandlung eröffnen zu können. Berlin, 28. April 1849. Der Ministerpräsident Graf von Brandenburg.“ Dieser Einladung Preußens entsprachen die Regierungen von Bayern, Sachsen und Hannover; auch die kaiserlich österreiche Regierung erklärte sich bereit, an den Besprechungen Theil zu nehmen. Die übrigen deutschen Staaten achteten sich durch die Stellung, die sie einmal zu der Nationalversammlung und ihren Beschlüssen eingenommen hatten, verhindert, auf diese Verhandlungen einzugehen. Von Seiten Oesterreichs und Bayerns wurden die Gesandten, Freiherr von Prokesch-Osten und Freiherr von Lerchenfeld, mit der Theilnahme an der Konferenz beauftragt; von Seiten Sachsens erschien der Staatsminister Freiherr von Deust, von Hannover der Vorstand des Ministeriums des Innern Dr. Stüve und der Klosterrathe von Wangenheim. Preußen beauftragte mit der Führung der Verhandlungen den Generallieutenant v. Radowiz. Ehe indeß noch die Konferenzen beginnen konnten, hatte sich die Stellung der Nationalversammlung in Frankfurt so wesentlich verändert, daß auf ihre Mitwirkung nicht mehr zu zählen war. Mehrere Regierungen riefen die Vertreter ihrer Staaten ab, wie bereits angegeben und „dadurch wurde nöthig (wie sich das preussische Ministerium in der Kammer bei Vorlegung der Aktenstücke über das Bündniß vom 26. Mai ausdrückte), bei Entwerfung der Verfassung zugleich auf die Bildung eines neuen Reichstages Rücksicht zu nehmen, welchem die Verfassung zur Revision und Annahme vorgelegt werden könne.“ „Es wurde damit zugleich eine der Aufgaben der Konferenzen, neben dem ursprünglichen Hauptzwecke der Berathung der Verfassung, gleich jetzt für ein Provisorium Fürsorge zu tragen, welches, bis diese Verfassung selbst in's Leben trete, ein sicheres Rechtsverhältniß auf der Grundlage voller Unabhängigkeit und Freiheit zwischen den sich vereinigenden Staaten festsetze und eine Gemeinschaft unter ihnen begründe, die einem jeden die erforderlichen Garantien gebe. Den förmlichen Konferenzen gingen vertrauliche Besprechungen vorher, in welchen man sich über den einzuhaltenden Gang der Verhandlungen u. die wesentlichen Zwecke einigte. Bei diesen vertraulichen Besprechungen legten die hannoverschen Bevollmächtigten einen Entwurf zur Neugestaltung des Abschnittes von dem Reichsoberhaupt vor, welcher später veröffentlicht worden ist, begleitet von einer denselben motivirenden Denkschrift. (Man vergleiche hierüber Allgemeine Zeitung, Beilage zu Nr. 182, Hauptblatt und Beilage Nr. 183, Beilage zu Nr. 184 vom Jahre 1849, ferner den hannoverschen Entwurf zur Verfassung des deutschen Reichs in demselben Blatte und Jahrgang, Beilage zu Nr. 185.) Wir fügen hier den betreffenden Abschnitt aus dem hannoverschen Entwurfe folgen, mit der Bemerkung, daß dieser Entwurf die Form der Frankfurter Beschlüsse und des preussischen Entwurfs beibehielt. Er lautet: „Abschnitt III. Das Reichsoberhaupt. I. (§. 65—67 des vereinbarten preussischen Entwurfs.) §. 65. Die Regier.

ung des Reichs besteht, unter dem beständigen Präsidium (Vorstande) des Kaisers von Oesterreich u. des Königs von Preußen, aus einem von sämtlichen Regierungen der deutschen Einzelstaaten erwählten Reichsrathe von fünf verantwortlichen Mitgliedern. (§. 2. (66.)) So lange Oesterreich durch seine inneren Verhältnisse behindert ist, die jetzt vereinbarte Verfassung in seinen deutschen Bundesländern vollständig zur Anwendung zu bringen, ruhen dessen Präsidialrechte. Dasselbe findet in allen denjenigen Fällen statt, wo Oesterreich behindert ist, an den Anstalten des Reiches Theil zu nehmen, oder Reichsbeschlüsse unter Zustimmung des Reichstages in seinen Bundesländern auszuführen. Bis dahin und in so weit ist der König von Preußen allein Vorstand des Reichs. (Vergl. Abschnitt I. §. 3.) §. 3. (67.) Die Reichsvorstände können sich zeitweilig durch einen volljährigen Prinzen ihres Hauses vertreten lassen. §. 4. (Zusatz.) Die Wahl der Mitglieder des Reichsraths geschieht dergestalt, daß die österreichische und die preussische Regierung jede ein Mitglied ernennet; das dritte Mitglied wird von Bayern, das vierte von Sachsen, Hannover und Württemberg nach Stimmenmehrheit; das fünfte von allen übrigen deutschen Regierungen, ebenfalls nach Stimmenmehrheit ernannt, wobei das Stimmrecht nach der Stimmenzahl im Staatenhause bemessen wird. (Modifikationen bleiben vorbehalten.) §. 5. (Zusatz.) Die Mitglieder des Reichsraths müssen Angehörige eines deutschen Bundeslandes seyn, ein höheres Staatsamt (ober Militärcommando) bekleidet haben und können nicht zugleich Mitglieder des Reichstags seyn. §. 6. (Zusatz.) Sie heißen Reichsräthe und beziehen einen Gehalt vom Reiche. §. 7. (Zusatz.) Mit der Würde eines Reichsvorstandes ist ein Einkommen nicht verbunden. Art. II. §. 68 — 70 des vereinbarten preussischen Entwurfs. §. 1. (68.) Wenn beide Reichsvorstände, oder einer von ihnen, beziehungsweise ihre Stellvertreter, am Sitze der Reichsregierung anwesend sind, so müssen die von ihnen zu unterzeichnenden Beschlüsse und Handlungen der Reichsregierung durch die Gegenzeichnung von wenigstens einem der Reichsräthe legalisirt werden. §. 2. (69.) In Abwesenheit der Reichsvorstände oder ihrer Stellvertreter werden die Verfügungen der Reichsregierung und die Reichsgesetze vom Reichsrathe allein erlassen. Nur bei Kriegserklärungen und Friedensschlüssen ist die persönliche Mitwirkung des Reichsvorstandes unerlässlich. §. 3. (70.) Die Reichsvorstände sind unverleßlich und unverantwortlich für ihre Person. Sie repräsentiren Deutschland in seiner Einheit. §. 4. (Zusatz, vergl. §. 77 des preussischen vereinbarten Entwurfs.) Die Reichsräthe bilden ein Collegium (Reichsrath), in welchem jedes Mitglied gleiche Berechtigung hat. Sie bestimmen die Vertheilung der Geschäfte unter sich und jedes Mitglied kann in dem ihm zugeheilten Geschäftskreise selbstständig verfügen. Der von Oesterreich ernannte Reichsrath kann bei Gegenständen, rücksichtlich deren nach Abschnitt I. §. 3. den österreichischen Ländern Ausnahmen zugestanden werden möchten, weder die unmittelbare Geschäftsführung übernehmen, noch eine entscheidende Stimme abgeben. Instruktionen von Seiten der wählenden Regierungen dürfen den Mitgliedern des Reichsrathes nicht ertheilt werden. §. 5. (Zusatz.) Die Reichsräthe sind für jede Regierungshandlung in ihrer Gesamtheit sowohl als jeder einzeln in seinem Geschäftskreise den deutschen Regierungen und dem Reichstage verantwortlich. §. 6. (Zusatz.) Alle Regierungshandlungen des Reichsrathes bedürfen zu ihrer Gültigkeit der Unterzeichnung wenigstens eines der Reichsräthe. §. 7. (Zusatz.) Der Sitz des Reichsrathes ist . . . . . Es kann derselbe aber durch den Beschluß des Reichsrathes an jeden andern Ort innerhalb des deutschen Bundesstaates verlegt werden. Art. III. (§. 71 — 82 des preussischen vereinbarten Entwurfs.) §. 1. (§. 71.) Der Reichsrath übt über die völkerrechtliche Vertretung u. s. w. wie §. 71 des preussischen Entwurfs. §. 2. (§. 72.) Der Reichsvorstand erklärt Krieg und schließt Frieden nach den Beschlüssen des Reichsrathes. §. 3. (§. 73.) Der Reichsrath schließt die Bündnisse u. s. w. wie §. 73 des preussischen Entwurfs. §. 4. (§. 74.) Der Reichsrath nimmt Kenntniß von den, von den Einzelstaaten abzuschließenden, Verträgen und ertheilt denselben geeigneten Falls seine

ung. Vergl. Abschnitt II. §. 5. (§. 75.) Der Reichsrath beruft und schließt den Reichstag; er hat das Recht des Gesetzesvorschlags u. s. w. (wie §. 80 der Frankfurter Verfassung). §. 7. (§. 79.) Das Recht der Begnadigung u. Strafmilderung in den Strassachen, welche zur Zuständigkeit des Reichsgerichts gehören, haben die Reichsvorstände nach Anhörung des Gutachtens des Reichsraths. Zu Gunsten eines, wegen seiner Amtshandlungen verurtheilten, Reichsraths kann das Recht der Begnadigung und Strafmilderung nur dann ausgeübt werden, wenn dasjenige Haus, von welchem die Anklage ausgegangen ist, darauf anträgt. §. 8. (§. 80.) Dem Reichsrathe liegt die Wahrung des Reichsfriedens ob und er hat die dazu nöthigen Sicherheitsmaßregeln zu ergreifen und zu verantworten. §. 9. (§. 81.) Der Reichsrath hat die Verfügung über die bewaffnete Macht. §. 10. (§. 82.) Ueberhaupt hat der Reichsrath die Regierungsgewalt in allen Angelegenheiten des Reichs, nach Maßgabe der Reichsverfassung. Ihm, als Träger dieser Gewalt, stehen diejenigen Rechte und Befugnisse zu, welche in der Reichsverfassung der Reichsgewalt beigelegt und dem Reichstage nicht zugewiesen sind." — Preußen erklärte: wie ernste Aufmerksamkeit und sorgfältige Erwägung diesem Entwurfe auch von seiner Seite gewidmet wurde, so könne es sich doch nun dahin aussprechen, „daß ihm derselbe nicht geeignet erscheine, den Berathungen zu Grunde gelegt zu werden, da er weder der Stellung Preußens, noch dem Bedürfnisse der Nation entspreche, welche eine in ihrer Competenz scharf begränzte, aber nicht in ihrem eignen Innern zersplitterte Oberleitung verlange; Preußen müsse die Form eines Direktoriums von vornherein als unzulässig für die Exekutive bezeichnen und könne namentlich auch die Art und Weise, in welcher dieses Direktorium zugleich sein eigenes verantwortliches Ministerium darstellen würde, als praktisch durchführbar nicht erachten.“ Dieser Vorschlag kam daher auch in den weiteren Berathungen der Conferenz nicht wieder in Aufnahme. Diesen Berathungen wurde vielmehr die Frankfurter Aufstellung, mit den von Preußen und den anderen Regierungen beantragten Modifikationen, zu Grunde gelegt. — Hören wir nun die Ansicht der preussischen Regierung in Bezug auf Oesterreich mit den eigenen Worten ihres Ministeriums in der Kammer wörtlich: „Die preussische Regierung konnte aber zugleich nicht umhin, ihre Ansicht offen dahin auszusprechen, daß Oesterreich durch seine ganze europäische Stellung und die inneren Bedürfnisse seiner eigenen Monarchie verhindert sein werde, sich dem beabsichtigten Bundesstaat ganz in derselben Weise, wie die übrigen Regierungen, anzuschließen und daß von vornherein Rücksicht darauf zu nehmen sein werde, das Verhältniß des Bundesstaats zu Oesterreich auf eine, beiden Theilen genügende, Weise festzustellen. Je wichtiger dies Verhältniß für alle Betheiligte war, um so wünschenswerther war es auch, darüber bald in's Klare zu kommen und sich deshalb auch gegen Oesterreich offen darüber auszusprechen. Die Verhandlungen darüber mit dem österreichischen Kabinet mußte Preußen für seine Pflicht erachten zu übernehmen und die königliche Regierung entschloß sich daher, den Generallieutenant Freiherrn von Caniz nach Wien zu senden, um dort die diesseitigen Ansichten u. Beweggründe offen (!!--) darzulegen und den Vorschlag zu einer U. zu machen, welche die ganze österreichische Monarchie in eine enge und unauflöbliche Verbindung mit dem deutschen Bundesstaate setzen sollte. Bis Bundesstaat und U. in's Leben treten könnten, erklärte Preußen sich, nach dem ihm ausgedrückten Wunsche mehrerer Regierungen, bereit, die provisorische Leitung der gemeinsamen deutschen Angelegenheiten zu übernehmen und erwartete dazu Oesterreichs Zustimmung.“ Freiherr von Caniz wurde mit der Sendung nach Wien betraut, wohin er am 10. Mai abging. Am 17. Mai begannen die Conferenzen der oben genannten Bevollmächtigten. Der Raum gestattet nicht, die dabei gepflogenen Verhandlungen hier mitzutheilen und wir müssen uns daher begnügen, auf die (zu Berlin erschienenen) „Aktenstücke betreffend das Bündniß vom 26. Mai und die deutsche Verfassungsangelegenheit“ zu verweisen. Der österreichische Gesandte trat schon nach der ersten Sitzung von den Berathungen zurück, weil das Verhältniß Oesterreichs durch den U.-S.-Vorschlag,

über den die Regierung sich äußern werde, ein anderes geworden sei. An die Beratungen über die Verfassung knüpfte Hannover einen, von den anderen Regierungen acceptirten, Vorschlag über die Feststellung des Rechtsverhältnisses zwischen den vereinigten Regierungen während des Provisoriums. Durch das Schluß-Protokoll vom 26. Mai wurde sowohl der von den Regierungen dem übrigen Deutschland vorzulegende Entwurf der Verfassung und des Wahlgesetzes, als auch dieses Rechtsverhältniß in Form eines Statuts eines Bündnisses auf Ein Jahr zwischen den Regierungen von Preußen, Sachsen und Hannover festgestellt. Bayern behielt sich seine schließliche Erklärung vor. Wir theilen nun im Folgenden die drei Instrumente in ihrer vollen Extensität mit. „Schluß-Protokoll. Verhandelt zu Berlin, am 26. Mai 1849, Abends 10 Uhr. (In Gegenwart der Unterzeichneten.) Der Bevollmächtigte der königlich preussischen Regierung legt als Proposition seiner Regierung vor: a) den Entwurf der Verfassung für den zu bildenden deutschen Bundesstaat, wie dieser Entwurf aus den Konferenzsitzungen der Bevollmächtigten von Preußen, Bayern, Sachsen und Hannover vom 17., 18., 19., 20., 21., 22., 23., 24. und 26. dieses Monats und Jahres hervorgegangen ist; b) den Entwurf des Wahlgesetzes zu dem Verfassungs-Entwurf ad a, auf Grund dessen die Wahlen zur Verathung und Vereinbarung über diesen Verfassungs-Entwurf zwischen den Regierungen und der Volks-Repräsentation von den betreffenden Regierungen demnächst anzuordnen sind; c) den Entwurf einer Note, mittelst welcher Preußen, in eigenem Namen und im Auftrage der hier vertretenen und gegenwärtig zustimmenden Regierungen, die Regierungen der sämmtlichen übrigen deutschen Bundesstaaten zum Anschluß an die, in der Note selbst näher präcificirte, Proposition unverzüglich einladen wird. Der Bevollmächtigte der königlich bayerischen Regierung ist noch außer Stande, sich über die gemachten Vorlagen der königlich preussischen Regierung auszusprechen, hält sich demgemäß seine Erklärung offen und ist der Hoffnung, diese Erklärung noch vor Entsendung der ad c erwähnten Note abgeben zu können. Die Bevollmächtigten der königlich sächsischen und hannoverschen Regierung erklären, unter ausdrücklicher Bezugnahme und Hinweisung auf ihre, in den Konferenz-Protokollen der Sitzungen vom 17., 18., 19., 20., 21., 22., 23., 24. und 26. laufenden Monats und Jahres niedergelegten, Ansichten und Bemerkmungen und unter Vorbehalt einer zunächst die Oberhauptfrage betreffenden nähern, dem heutigen Protokoll schriftlich zuzufügenden Erklärung, daß sie der, in den vorangeführten Vorlagen der königlich preussischen Regierung gemachten Proposition, Namens und im Auftrage der durch sie vertretenen Regierungen, ihre Zustimmung ertheilen, dieselben, wie hiemit geschieht, förmlich acceptiren und als nunmehr gegenseitig rechtsverbindend anerkennen. Sie ermächtigen die königlich preussische Regierung zugleich, den sämmtlichen anderen deutschen Regierungen auch im Auftrage ihrer Regierungen die ad a, b und c vorangeführten Vorlagen zuzufertigen und außerdem in angemessener Weise zur Oeffentlichkeit zu bringen. Die Bevollmächtigten der königlich hannoverschen Regierung legen als Propostion ihrer Regierung vor: d) den Entwurf zu einer nähern Feststellung des Rechtsverhältnisses, welches zwischen den, durch den gegenwärtigen Abschluß verbundenen, königlichen Regierungen während des in der vorangeführten Note ad c bezeichneten Provisoriums eintreten wird. Die Bevollmächtigten der königl. preussischen u. der königl. sächsischen Regierung erklären, daß sie der, in dem vorangeführten Entwurf sub lit. d gemachten, Propostion der königlich hannoverschen Regierung, Namens und im Auftrage der durch sie vertretenen Regierungen, ihre Zustimmung ertheilen, dieselbe, wie hiemit geschieht, förmlich acceptiren und für nunmehr gegenseitig rechtsverbindend anerkennen. Eine Deklaration zu dem Verfassungs-Entwurf ad a, deren Abfassung noch einige Frist erfordert, ist in der Note ad c vorzubehalten. Der Entwurf zu dieser Deklaration wird nach Anleitung und Maßgabe der Protokollarischen Aufzeichnungen in den Konferenz-Sitzungen vom 17., 18., 19., 20., 21., 22., 23., 24. und 26. laufenden Monats und Jahres Seitens

ischen Regierung ausgearbeitet und vor weiterer Entsendung und Veröffentlichung der königlich sächsischen und hannover'schen Regierung zur Kenntnissnahme, Prüfung und Zustimmung eingereicht werden. Die ad litr. a, b, c und d vorangeführten Vorlagen sind zu dem gegenwärtigen Protokolle, als dessen integrierende Bestandtheile, von den Bevollmächtigten der königlich preussischen, sächsischen, hannover'schen Regierung und dem Protokollführer paraphirt worden und sollen dem Protokolle urschriftlich angefügt werden. Ueber diesen Vorgang ist das gegenwärtige Protokoll aufgenommen und nach erfolgter Verlesung und Genehmigung von den Regierungsbevollmächtigten mit dem Protokollführer unterzeichnet worden zu Berlin, wie Eingangs. Für Preußen v. Radowiz; für Bayern Graf v. Lerchensfeld; für Sachsen Freiherr v. Deuß; für Hannover Gräve, St. v. Wangenheim. Protokollführer Blömer." — Entwurf der Verfassung des deutschen Reichs. Abschnitt I. Das Reich. Artikel I. §. 1. Das deutsche Reich besteht aus dem Gebiete derjenigen Staaten des bisherigen deutschen Bundes, welche die Reichsverfassung anerkennen. Die Festsetzung des Verhältnisses Oesterreich's zu dem deutschen Reiche bleibt gegenseitiger Verständigung vorbehalten. §. 2. Hat ein deutsches Land mit einem nichtdeutschen Lande dasselbe Staatsobershaupt, so soll das deutsche Land eine, von dem nichtdeutschen Lande getrennte, eigene Verfassung, Regierung und Verwaltung haben. In die Regierung und Verwaltung des deutschen Landes dürfen nur deutsche Staatsbürger berufen werden. Die Reichsverfassung und Reichsgesetzgebung hat in einem solchen deutschen Lande dieselbe verbindliche Kraft, wie in den übrigen deutschen Ländern. §. 3. Hat ein deutsches Land mit einem nichtdeutschen Lande dasselbe Staatsobershaupt, so muß dieses entweder in seinem deutschen Lande residiren, oder es muß auf verfassungsmäßigem Wege in demselben eine Regentenschaft niedergesetzt werden, zu welcher nur Deutsche berufen werden dürfen. §. 4. Abgesehen von den bereits bestehenden Verbindungen deutscher und nichtdeutscher Länder, soll kein Staatsobershaupt eines nichtdeutschen Landes zugleich zur Regierung eines deutschen Landes gelangen, noch darf ein im Reiche regierender Fürst, ohne seine deutsche Regierung abzutreten, eine fremde Krone annehmen. §. 5. Die einzelnen deutschen Staaten behalten ihre Selbstständigkeit, so weit dieselbe nicht durch die Reichsverfassung beschränkt ist; sie haben alle staatlichen Hoheiten und Rechte, so weit diese nicht der Reichsgewalt ausdrücklich übertragen sind. — Abschnitt II. Die Reichsgewalt. Art. I. §. 6. Die Reichsgewalt übt dem Auslande gegenüber die völkerrechtliche Vertretung des Reiches und der einzelnen deutschen Staaten aus. Die Reichsgewalt stellt die Reichsgeandten und die Consuln an. Sie führt den diplomatischen Verkehr, schließt die Bündnisse und Verträge mit dem Auslande, namentlich auch die Handels- und Schifffahrtsverträge, so wie die Auslieferungsverträge ab. Sie ordnet alle völkerrechtlichen Maßregeln an. §. 7. Die einzelnen deutschen Regierungen haben ihr Recht, ständige Gesandte zu empfangen, oder solche zu halten, auf die Reichsgewalt übertragen. Auch werden dieselben keine besonderen Consuln halten. Die Consuln fremder Staaten erhalten ihre Exequatur von der Reichsgewalt. Die Absendung von Bevollmächtigten an den Reichsvorstand oder andere deutsche Regierungen ist den einzelnen Regierungen unbenommen. §. 8. Die einzelnen deutschen Regierungen sind befugt, Verträge mit anderen deutschen Regierungen abzuschließen. Ihre Befugniß zu Verträgen mit nichtdeutschen Regierungen beschränkt sich auf Gegenstände, welche nicht der Zuständigkeit der Reichsgewalt zugewiesen sind. §. 9. Alle Verträge nicht rein privatrechtlichen Inhalts, welche eine deutsche Regierung mit einer andern deutschen oder nichtdeutschen abschließt, sind der Reichsgewalt zur Kenntnissnahme und, insofern das Reichsinteresse dabei theilhaftig ist, zur Bestätigung vorzulegen. Artikel II. §. 10. Der Reichsgewalt ausschließlich steht das Recht des Krieges und Friedens zu. Artikel III. §. 11. Die Reichsgewalt die gesammte bewaffnete Macht des Reiches zur Verfügung. Das Reichsheer besteht aus der, zum Zwecke des Krieges bestimmten, ge-

ten Landmacht der einzelnen deutschen Staaten. Diejenigen Staaten, welche ger als 500,000 Einwohner haben, sind durch die Reichsgewalt zu einem größtenteils Ganzen zu vereinigen, oder einem angränzenden größern Staate anzuverleihen. Ueber die Bedingungen solcher Zusammenlegung haben sich die betreffenden Regierungen, unter Vermittelung u. Genehmigung der Reichsgewalt, zu vereinbaren. §. 13. Die Reichsgewalt hat in Betreff des Heerwesens die allgemeine Gesetzgebung und überwacht die Durchführung derselben in den einzelnen Staaten durch fortbauende Controle. Den einzelnen Staaten steht die Ausbildung ihres Kriegswesens auf Grund der Reichsgesetze, der Wehrverfassung und der Beschlüsse der nach §. 12 abgeschlossenen Vereinbarung zu; sie haben die Verantwortung über ihre bewaffnete Macht, so weit dieselbe nicht nach §. 11 für den Reich in Anspruch genommen wird. §. 14. Der von der Reichsgewalt ernannte Feldherr und diejenigen Generale, welche von diesem zum selbständigen Commando einzelner Corps bestimmt werden, so wie die Gouverneure, Mandanten und höheren Festungsbeamten der Reichsfestungen, leisten der Kaiser vorstehende und der Reichsverfassung den Eid der Treue. §. 15. Alle, durch die Verwendung von Truppen zu Reichszwecken entstehenden Kosten, welche den durch die Reichsgewalt festgesetzten Friedensstand übersteigen, fallen dem Reiche zur Last. §. 16. Ueber eine allgemeine, für das ganze Reich gleiche, Wehrverfassung ergeht ein besonderes Reichsgesetz. §. 17. Die Befetzung der Befehlshaberstellen und die Ernennung der Offiziere in den einzelnen Contingenten bis zu den, diesen Contingenten entsprechenden Graden, ist den betreffenden Regierungen überlassen; nur die Contingente zweier oder mehrerer Staaten zu größeren Ganzen combinirt, ernennt die Reichsgewalt unmittelbar die Befehlshaber dieser Corps, insofern der Grad nicht innerhalb der Ernennungs-Befugniß einer der beteiligten Regierungen liegt. Für den Krieg ernennt die Reichsgewalt die commandirenden Generale der, auf den verschiedenen Kriegstheatern operirenden, selbstständigen Corps. §. 18. Der Reichsgewalt steht die Befugniß zu, Reichsfestungen und Küstenvertheidigungswerke anzulegen und, insoweit die Sicherheit des Reiches es erfordert, vorhandene Festungen gegen billige Ausgleichung, namentlich für das Material, zu Reichsfestungen zu erklären. Die Reichsfestungen und Küstenvertheidigungswerke des Reiches werden auf Reichskosten unterhalten. §. 19. Die Seemacht ist ausschließlich Sache des Reiches. Es ist keinem Einzelnen gestattet, Kriegsschiffe für sich zu halten oder Kapervriefe auszugeben. Die Besatzung der Kriegsflotte bildet einen Theil der deutschen Wehrmacht. Sie ist abhängig von der Landmacht. Die Mannschaft, welche aus einem einzelnen Contingente für die Kriegsflotte gestellt wird, ist von der Zahl der, von demselben zu liefernden, Landtruppen abzurechnen. Das Nähere hierüber, sowie über die Kostenvertheilung zwischen dem Reiche u. den Einzelstaaten, bestimmt ein Reichsgesetz. Die Ernennung der Offiziere und Beamten der Seemacht geht allein vom Reiche aus. Der Reichsgewalt liegt die Sorge für die Ausrüstung, Ausbildung und Unterhaltung der Kriegsflotte und die Anlegung, Ausrüstung und Unterhaltung der Kriegshäfen und Seearsenalen ob. Ueber die, zu Errichtung von Kriegshäfen und Marineetablissements nöthigen Enteignungen, so wie über die Befugnisse der dabei anzustellenden Reichsbehörden, bestimmen die zu erlässenden Reichsgesetze. Artikel IV. §. 20. Die Schiffahrtsanstalten am Meere und in den Mündungen der deutschen Flüsse (Häfen, Seetonnen, Leuchtschiffe, das Lootsenwesen, das Fahrwasser u. s. w.), bleiben der Fürsorge der einzelnen Uferstaaten anverleihen. Die Uferstaaten unterhalten dieselbe aus eigenen Mitteln. Ein Reichsgesetz wird bestimmen, wie weit die Mündungen der einzelnen Flüsse zu rechnen sind. §. 21. Die Reichsgewalt hat die Oberaufsicht über diese Anstalten und die Uferstaaten. Es steht ihr zu, die betreffenden Staaten zu gehöriger Unterstützung anzuhalten. §. 22. Die Abgaben, welche in den Seeverkehrsstaaten für die Benutzung der Schiffahrtsanstalten erhoben werden, sind zur Unterhaltung dieser Anstalten nothwendigen, Kosten nicht zu

§. 23. In Betreff dieser Abgaben sind alle deutschen Schiffe gleichzustellen. Eine höhere Belegung fremder Schifffahrt kann nur von der Reichsgewalt ausgehen. Die Mehrabgabe von fremder Schifffahrt fließt in die Reichskasse. Artikel V.

§. 24. Die Reichsgewalt allein hat die Gesetzgebung über den Schifffahrtsbetrieb und über die Flößerei auf denjenigen Flüssen, Kanälen und Seen, welche mehr deutsche Staaten im schiffbaren oder flößbaren Zustande durchströmen, oder begrenzen. Sie überwacht die Ausführung der darüber erlassenen Gesetze. Sie hat die Oberaufsicht über die eben bezeichneten Wasserstraßen und über die Mündungen der in dieselben sich ergießenden Nebenflüsse. Es steht ihr zu, im Interesse des allgemeinen deutschen Verkehrs die einzelnen Staaten zur gehörigen Erhaltung und Verbesserung der Schiffbarkeit jener Wasserstraßen und Flussmündungen anzuhalten. Die Wahl der Verbesserungs-Maßregeln und deren Ausführung verbleibt den einzelnen Staaten. Ueber die Aufbringung der erforderlichen Mittel ist nach Maßgabe der reichsgesetzlichen Bestimmung zu entscheiden. Alle übrigen Flüsse, Kanäle und Seen bleiben der Fürsorge der einzelnen Staaten überlassen.

§. 25. Alle deutschen Flüsse sollen für deutsche Schifffahrt von Flusszöllen frei seyn. Auch die Flößerei soll auf schiffbaren Flussstrecken solchen Abgaben nicht unterliegen. Das Nähere bestimmt ein Reichsgesetz. Bei den, mehrere Staaten durchströmenden oder begrenzenden, Flüssen tritt gleichzeitig für die Aufhebung dieser Flusszölle eine billige Ausgleichung ein.

§. 26. Die Hafens-, Frach-, Waag-, Lager-, Schleusen- und dergleichen Gebühren, welche an den gemeinschaftlichen Flüssen und den Mündungen der, in dieselben sich ergießenden, Nebenflüsse erhoben werden, dürfen die zur Unterhaltung derartiger Anstalten nöthigen Kosten nicht übersteigen. Es darf in Betreff dieser Gebühren keinerlei Begünstigung der Angehörigen eines deutschen Staates vor denen anderer deutschen Staaten stattfinden.

§. 27. Flusszölle und Flussschifffahrts-Abgaben dürfen auf fremde Schiffe und deren Ladungen nur durch die Reichsgewalt gelegt werden. Artikel VI.

§. 28. Die Reichsgewalt hat über die Eisenbahnen und deren Betrieb, so weit es der Schutz des Reiches, oder das Interesse des allgemeinen Verkehrs erheischt, die Oberaufsicht und das Recht der Gesetzgebung. Ein Reichsgesetz wird bestimmen, welche Gegenstände dahin zu rechnen sind.

§. 29. Die Reichsgewalt hat das Recht, so weit sie es zum Schutze des Reiches, oder im Interesse des allgemeinen Verkehrs für nothwendig erachtet, Eisenbahnen anzulegen, wenn der Einzelstaat, in dessen Gebiet die Anlage erfolgen soll, deren Ausführung ablehnt. Die Benutzung der Eisenbahnen für Reichszwecke steht der Reichsgewalt jederzeit gegen Entschädigung frei.

§. 30. Bei der Anlage oder Bewilligung von Eisenbahnen durch die einzelnen Staaten ist die Reichsgewalt befugt, den Schutz des Reiches und das Interesse des allgemeinen Verkehrs wahrzunehmen.

§. 31. Die Reichsgewalt hat über die Landstraßen die Oberaufsicht und das Recht der Gesetzgebung, so weit es der Schutz des Reiches oder das Interesse des allgemeinen Verkehrs erheischt. Ein Reichsgesetz wird bestimmen, welche Gegenstände dahin zu rechnen sind.

§. 32. Der Reichsgewalt steht das Recht zu, zum Schutze des Reiches, oder im Interesse des allgemeinen deutschen Verkehrs zu verfügen, daß aus Reichsmitteln Landstraßen und Kanäle angelegt, Flüsse schiffbar gemacht, oder in ihrer Schiffbarkeit erweitert werden. Die Anordnung der dazu erforderlichen wasserbaulichen Werke erfolgt nach vorgängiger Verständigung mit den theilhaftigen einzelnen Staaten; diesen bleibt die Ausführung und auf Reichskosten die Unterhaltung der neuen Anlagen überlassen. Art. VII.

§. 33. Das deutsche Reich soll ein Zoll- und Handelsgebiet bilden, umgeben von gemeinschaftlicher Zollgränze, mit Wegfall aller Binnengränzzölle. Die Aussonderung einzelner Orte und Gebietstheile aus der Zolllinie bleibt der Reichsgewalt vorbehalten. Der Reichsgewalt bleibt es ferner vorbehalten, auch nicht zum Reich gehörige Länder und Landestheile mittelst besonderer Verträge dem deutschen Zollgebiete anzuschließen.

§. 34. Die Reichsgewalt ausschließlich hat die Gesetzgebung über das gesammte Zollwesen, so wie über gemeinschaftliche Produktions- und Verbrauchssteuern. Welche Produktions- und Verbrauchssteuern gemeinschaftlich



nen sollen, bestimmt die Reichsgesetzgebung. §. 35. Die Erhebung und Verwaltung der Zölle, so wie der gemeinschaftlichen Produktions- und Verbrauchssteuern, schiebt unter Oberaufsicht der Reichsgewalt. §. 36. Auf welche Gegenstände die einzelnen Staaten Produktions- oder Verbrauchssteuern für Rechnung des Staates oder einzelner Gemeinden legen dürfen und welche Bedingungen und Beschränkungen dabei eintreten sollen, wird durch die Reichsgesetzgebung bestimmt. §. 37. Die einzelnen deutschen Staaten sind nicht befugt, auf Güter, welche über die Reichsgränze ein- und ausgehen, Zölle zu legen. §. 38. Die Reichsgewalt hat das Recht der Gesetzgebung über den Handel und die Schifffahrt und überwacht die Ausführung der darüber erlassenen Reichsgesetze. §. 39. Der Reichsgewalt steht es zu, über das Gewerbewesen Reichsgesetze zu erlassen und die Ausführung derselben zu überwachen. §. 40. Erfindungspatente werden ausschließlich von Reichs wegen auf Grundlage eines Reichsgesetzes erteilt; auch steht der Reichsgewalt ausschließlich die Gesetzgebung gegen den Nachdruck von Büchern, jedes unbefugte Nachahmen von Kunstwerken, Fabrikzeichen, Mustern und Formen und gegen andere Beeinträchtigungen des geistigen Eigenthums zu. Artikel VIII. §. 41. Die Reichsgewalt hat das Recht der Gesetzgebung und die Oberaufsicht über das Postwesen, namentlich über Organisation, Tarife, Transit, Portotheilung und die Verhältnisse zwischen den einzelnen Postverwaltungen. §. 42. Postverträge mit ausländischen Postverwaltungen dürfen nur mit Genehmigung der Reichsgewalt geschlossen werden. §. 43. Die Reichsgewalt ist befugt, Telegraphenlinien anzulegen und die vorhandenen gegen Entschädigung zu benützen, oder auf dem Wege der Enteignung zu erwerben. Weitere Bestimmungen hierüber, so wie über Benützung von Telegraphen für den Privatverkehr, sind einem Reichsgesetze vorbehalten. Artikel IX. §. 44. Die Reichsgewalt ausschließlich hat die Gesetzgebung und die Oberaufsicht über das Münzwesen. Es liegt ihr ob, für das ganze Reich dasselbe Münzsystem einzuführen. Sie hat das Recht, Reichsmünzen zu prägen. §. 45. Der Reichsgewalt liegt es ob, im ganzen Reich dasselbe System für Maß und Gewicht, so wie für den Feingehalt der Gold- und Silberwaaren zu begründen. §. 46. Der Reichsgewalt steht über das Bankwesen und das Ausgeben von Papiergeld die Erlassung allgemeiner Gesetze und die Oberaufsicht zu. Artikel X. §. 47. Die Ausgaben für alle Maßregeln und Einrichtungen, welche von Reichswegen ausgeführt werden, sind von der Reichsgewalt aus den Mitteln des Reiches zu bestreiten. §. 48. Zur Bestreitung seiner Ausgaben ist das Reich zunächst auf die Matrikularbeiträge der einzelnen Staaten angewiesen. §. 49. Die Reichsgewalt ist befugt, in außerordentlichen Fällen Anleihen zu machen oder sonstige Schulden zu contractiren. Art. XI. §. 50. Den Umfang der Gerichtsbarkeit des Reiches bestimmt der Abschnitt vom Reichsgericht. Art. XII. §. 51. Der Reichsgewalt liegt es ob, die, kraft der Reichsverfassung allen Deutschen verbürgten, Rechte oberaufsichtlich zu wahren. §. 52. Der Reichsgewalt liegt die Wahrung des Reichsfriedens ob. Sie hat die für die Aufrechterhaltung der innern Sicherheit u. Ordnung erforderlichen Maßregeln zu treffen: 1) wenn ein deutscher Staat von einem andern deutschen Staate in seinem Frieden gestört oder gefährdet wird; 2) wenn in einem deutschen Staate die Sicherheit und Ordnung durch Einheimische oder Fremde gestört oder gefährdet wird. Doch soll in diesem Falle von der Reichsgewalt nur dann eingeschritten werden, wenn die betreffende Regierung sie selbst dazu auffordert, es sei denn, daß dieselbe dazu notorisch außer Stande ist, oder der gemeine Reichsfrieden bedroht erscheint; 3) wenn die Verfassung eines deutschen Staates gewaltsam oder einseitig aufgehoben oder verändert wird und durch das Anrufen des Reichsgerichtes unverzügliche Hülfe nicht zu erwirken ist. §. 53. Die Maßregeln, welche von der Reichsgewalt zur Wahrung des Reichsfriedens ergriffen werden können, sind: 1) Erlasse, 2) Absendung von Commissarien, 3) Anwendung von bewaffneter Macht. Ein Reichsgesetz wird die Grundzüge bestimmen, nach welchen die, durch solche Maßregeln veranlaßten, Kosten zu tragen sind. Der Reichsgewalt liegt es ob, die Fälle und Formen, in welchen die

Macht gegen Störungen der öffentlichen Ordnung angewendet werden soll, durch ein Reichsgesetz zu bestimmen. §. 55. Der Reichsgewalt liegt es ob, die gesetzlichen Normen über Erwerb und Verlust des Reichs, und Staatsbürgerrechts festzusetzen. §. 56. Der Reichsgewalt steht es zu, über das Heimathsrecht Reichsgesetze zu erlassen und die Ausführung derselben zu überwachen. §. 57. Der Reichsgewalt steht es zu, unbeschadet des, durch die Grundrechte gewährleisteten, Rechts der freien Vereinigung und Versammlung, Reichsgesetze über das Associationswesen zu erlassen. §. 58. Die Reichsgesetzgebung hat für die Aufnahme öffentlicher Urkunden diejenigen Erfordernisse festzustellen, welche die Anerkennung ihrer Richtigkeit im ganzen Reiche bedingen. §. 59. Die Reichsgewalt ist befugt, im Interesse des Gesamtwohles allgemeine Maßregeln für die Gesundheitspflege zu treffen. Artikel XIII. §. 60. Die Reichsgewalt hat die Gesetzgebung, so weit es zur Ausführung der ihr verfassungsmäßig übertragenen Befugnisse u. zum Schutze der ihr überlassenen Anstalten erforderlich ist. §. 61. Der Reichsgewalt liegt es ob, durch die Erlassung allgemeiner Gesetzbücher über bürgerliches Recht, Handels- und Wechselrecht, Strafrecht und gerichtliches Verfahren die Rechts-Einheit im deutschen Volke zu begründen. §. 62. Alle Gesetze und Verordnungen der Reichsgewalt erhalten verbindliche Kraft durch ihre Verkündigung von Reichs wegen. §. 63. Reichsgesetze gehen den Gesetzen der Einzelstaaten vor, insofern ihnen nicht ausdrücklich eine nur subsidiäre Geltung beigelegt ist. Artikel XIV. §. 64. Die Anstellung der Reichsbeamten geht vom Reiche aus. Die Dienst-Tragmatik des Reiches wird ein Reichsgesetz feststellen. — Abschnitt III. Das Reichs-Oberhaupt. Artikel I. §. 65. Die Regierung des Reiches wird von einem Reichsvorstande an der Spitze eines Fürsten-Collegiums geführt. §. 66. Die Würde des Reichsvorstandes ist mit der Krone von Preußen verbunden. §. 67. Das Fürsten-Collegium besteht aus 6 Stimmen, u. zwar: 1) Preußen; 2) Bayern; 3) Sachsen, Sachsen-Weimar, Sachsen-Coburg-Gotha, Sachsen-Meiningen-Hildburghausen, Sachsen-Altenburg, Anhalt-Desfau, Anhalt-Bernburg, Anhalt-Köthen, Schwarzburg-Sondershausen, Schwarzburg-Rudolstadt, Reuß ältere Linie, Reuß jüngere Linie; 4) Hannover, Braunschweig, Holstein, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz, Oldenburg, Lübeck, Bremen, Hamburg; 5) Württemberg, Baden, Hohenzollern-Hechingen, Hohenzollern-Sigmaringen, Liechtenstein; 6) Kurhessen, Großherzogthum Hessen, Luxemburg und Limburg, Nassau, Waldeck, Schaumburg-Lippe, Lippe-Detmold, Hessen-Homburg und Frankfurt am Main. Die Staaten, welche einen gemeinschaftlichen Bevollmächtigten zum Fürsten-Collegium bestellen, haben sich über dessen Wahl zu verständigen; für den Fall der Nichtverständigung wird ein Reichsgesetz die Mitwirkung der Betheiligten bestimmen. Artikel II. §. 68. Der Reichsvorstand wird während der Dauer des Reichstages am Siege der Reichs-Regierung residiren. So oft sich der Reichsvorstand nicht am Siege der Reichs-Regierung befindet, muß einer der Reichsminister in seiner unmittelbaren Umgebung seyn. §. 69. Der Reichsvorstand übt die ihm übertragene Gewalt durch verantwortliche, von ihm ernannte Minister aus. §. 70. Alle Regierungshandlungen des Reichsvorstandes bedürfen zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung von wenigstens einem der Reichsminister, welcher dadurch die Verantwortung übernimmt. Artikel III. §. 71. Der Reichsvorstand übt die völkerrechtliche Vertretung des deutschen Reichs und der einzelnen deutschen Staaten aus. Er stellt die Reichsgesandten und die Consuln an und führt den diplomatischen Verkehr. §. 72. Der Reichsvorstand erklärt Krieg und schließt Frieden. §. 73. Der Reichsvorstand schließt die Bündnisse und Verträge mit den auswärtigen Mächten ab und zwar unter Mitwirkung des Reichstags, insofern diese in der Verfassung vorbehalten ist. §. 74. Alle Verträge, nicht rein privatlichen Inhalts, welche deutsche Regierungen unter sich oder mit auswärtigen Regierungen abschließen, sind dem Reichsvorstande zur Kenntnissnahme und, in sofern das Reichs-Interesse dabei betheilligt ist, zur Bestätigung vorzulegen. §. 75. Der Reichsvorstand beruft und schließt den Reichstag; er hat das Recht, das Volkshaus aufzulösen.

76. Das Fürsten-Collegium unter dem Voritze des Reichsvorstandes, oder in sen Verhinderung unter dem Voritze Bayerns, hat das Recht des Gesetz-Vorlages. Es übt die gesetzgebende Gewalt, in Gemeinschaft mit dem Reichstage, ter den verfassungsmäßigen Beschränkungen aus. §. 77. Das Fürsten-Col- lum faßt seine Beschlüsse durch absolute Majorität der anwesenden Bevoll- chtigten. Bei gleicher Stimmenzahl entscheidet die Stimme des Vorsitzenden.

78. Der Reichsvorstand verkündigt die Reichsgesetze und erläßt die zur Voll- jung derselben nöthigen Verordnungen. §. 79. In Strassachen, welche zur ständigkeit des Reichsgerichtes gehören, hat der Reichsvorstand das Recht der gnadigung und Strafmilderung. Das Verbot der Einleitung oder Fortsetzung r Untersuchungen kann der Reichsvorstand nur mit Zustimmung des Reichstags affen. Zu Gunsten eines wegen seiner Amtshandlungen verurtheilten Reichs- nisters kann der Reichsvorstand das Recht der Begnadigung und Strafmilder- g nur dann ausüben, wenn dasjenige Haus, von welchem die Anklage ausge- ngen ist, darauf anträgt. Zu Gunsten von Landes-Ministern steht ihm ein es Recht nicht zu. §. 80. Dem Reichsvorstande liegt die Wahrung des chsriedens ob. §. 81. Der Reichsvorstand hat die Verfügung über die be- ffnete Macht. §. 82. Ueberhaupt hat der Reichsvorstand in allen Angelegen- ten des Reiches nach Maßgabe der Reichsverfassung die Regierungsgewalt, che derselbe nach §. 76. als Theilhhaber an der gesetzgebenden Gewalt, unter stimmung u. in Verbindung mit dem Fürsten-Collegium, ausübt. Dem Reichs- rstande stehen diejenigen Rechte und Befugnisse zu, welche in der Verfassung der chsgewalt beigelegt u. dem Reichstage nicht zugewiesen sind. — Abschnitt IV. er Reichstag. Artikel I. §. 83. Der Reichstag besteht aus zwei Häusern, n Staatenhause und dem Volkshause. Artikel II. §. 84. Das Staatenhaus rd gebildet aus den Vertretern der deutschen Staaten. §. 85. So lange die tsch-österreichischen Lande an dem Bundesstaate nicht Theil nehmen, vertheilt ) die Zahl der Mitglieder des Staatenhauses nach folgendem Verhältnisse: reußen 40 Mitglieder, Bayern 20, Sachsen 12, Hannover 12, Württemberg 12, den 10, Kurhessen 7, Großherzogthum Hessen 7, Holstein 6, Mecklenburg- hwerin 4, Euremburg-Limburg 3, Nassau 4, Braunschweig 2, Oldenburg 2, chsen-Weimar 2, Sachsen-Coburg-Gotha 1, Sachsen-Meinungen-Hildburghausen Sachsen-Altenburg 1, Mecklenburg-Strelitz 1, Anhalt-Deßau 1, Anhalt-Bern- rg 1, Anhalt-Röthen 1, Schwarzburg-Sondershausen 1, Schwarzburg-Rudol- dt 1, Hohenzollern-Hechingen 1, Rechtenstein 1, Hohenzollern-Sigmaringen 1, albed 1, Reuß ältere Linie 1, Reuß jüngere Linie 1, Schaumburg-Lippe 1, ppe-Deilmold 1, Hessen-Homburg 1, Lauenburg 1, Lübeck 1, Frankfurt 1, Dres- n 1, Hamburg 2, in Summa 167 Mitglieder. §. 86. Die Mitglieder des taatenhauses werden zur Hälfte durch die Regierung und zur Hälfte durch die olksvertretung der betreffenden Staaten ernannt. Wo zwei Kammern bestehen, rd die Hälfte von jeder Kammer gewählt; bei ungleichen Hälften fällt die größ- e auf das Volkshaus. §. 87. In denjenigen Staaten, welche nur ein Mitglied das Staatenhaus senden, schlägt die Regierung drei Candidaten vor, aus denen e Volksvertretung mit absoluter Stimmenmehrheit wählt. Auf dieselbe Weise ist denjenigen Staaten, welche eine ungerade Zahl von Mitgliedern senden, in etreff des letzten derselben zu verfahren. §. 88. Wenn mehre deutsche Staaten einem Ganzen verbunden werden, so entscheidet ein Reichsgesetz über die da- ch etwa nothwendig werdende Abänderung in der Zusammensetzung des Staaten- hses. §. 89. Mitglied des Staatenhauses kann nur seyn, wer 1) Staatsbürger s Staates ist, welcher ihn sendet; 2) das 30. Lebensjahr zurückgelegt hat; ) sich im vollen Genuße der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte be- det. §. 90. Die Mitglieder des Staatenhauses werden auf sechs Jahre wählt. Sie werden alle drei Jahre zur Hälfte erneuert. Auf welche Weise ch den ersten drei Jahren das Ausscheiden der einen Hälfte stattfinden soll, ed durch ein Reichsgesetz bestimmt. Die Ausgeschiedenen sind stets wie

bar. Wird nach Ablauf dieser 3 Jahre und vor Vollenbung der neuen Wahlen für das Staatenhaus ein außerordentlicher Reichstag berufen, so treten, so weit die neuen Wahlen noch nicht stattgefunden haben, die früheren Mitglieder ein.

Artikel III. §. 91. Das Volkshaus besteht aus den Abgeordneten des deutschen Volkes. §. 92. Die Mitglieder des Volkshauses werden auf vier Jahre gewählt. Die Wahl geschieht nach den in dem Reichswahlgesetze enthaltenen Vorschriften.

Artikel IV. §. 93. Die Mitglieder des Reichstages beziehen aus der Reichskasse ein gleichmäßiges Tagegeld und Entschädigung für ihre Reisekosten. Das Nähere bestimmt ein Reichsgesetz. §. 94. Die Mitglieder beider Häuser können durch Instruktionen nicht gebunden werden. §. 95. Niemand kann gleichzeitig Mitglied von beiden Häusern seyn.

Artikel V. §. 96. Zu einem Beschlusse eines jeden Hauses des Reichstages ist die Theilnahme von wenigstens der Hälfte der gesetzlichen Anzahl seiner Mitglieder und die einfache Stimmenmehrheit erforderlich. Im Falle der Stimmengleichheit wird ein Antrag als abgelehnt betrachtet. §. 97. Das Recht des Gesetzesvorschlags, der Adresse und der Erhebung von Thatsachen, so wie der Anklage der Minister, steht jedem Hause zu. §. 98. Ein Reichstagsbeschluss kann nur durch die Uebereinstimmung beider Häuser gültig zu Stande kommen. §. 99. Ein Reichsbeschluss kann nur durch die Uebereinstimmung beider Häuser einerseits, so wie des Reichsvorstandes und Fürsten-Collegiums andererseits, gültig zu Stande kommen. Ein Reichstagsbeschluss, welcher die Zustimmung der Reichsregierung nicht erlangt hat, darf in derselben Sitzungsperiode nicht wiederholt werden. §. 100. Ein Reichstagsbeschluss ist in folgenden Fällen erforderlich: 1) Wenn es sich um die Erlassung, Aufhebung, Abänderung oder Auslegung von Reichsgesetzen handelt. 2) Wenn der Reichshaushalt festgestellt wird, wenn Anleihen contrahirt werden, wenn das Reich eine im Budget nicht vorgesehene Ausgabe übernimmt, oder Matrifularbeiträge oder Steuern erhebt. 3) Wenn fremde See- u. Flussschiffahrt mit höheren Abgaben belegt werden soll. 4) Wenn Landesfestungen zu Reichsfestungen erklärt werden sollen. 5) Wenn Handels-, Schiffsahrts- u. Auslieferung-Verträge mit dem Auslande geschlossen werden, so wie überhaupt völkerrechtliche Verträge, insofern sie das Reich belasten. 6) Wenn nicht zum Reiche gehörige Länder oder Landestheile dem deutschen Zollgebiete angeschlossen, oder einzelne Orte oder Gebietstheile von der Zolllinie ausgeschlossen werden sollen. 7) Wenn deutsche Landestheile abgetreten, oder wenn nichtdeutsche Gebiete dem Reiche einverleibt oder auf andere Weise mit demselben verbunden werden sollen. §. 101. Bei Feststellung des Reichshaushaltes treten folgende Bestimmungen ein: 1) Alle die Finanzen betreffenden Vorlagen der Reichsregierung gelangen zunächst an das Volkshaus und sodann an das Staatenhaus. 2) Bewilligungen von Ausgaben dürfen nur auf Antrag der Reichsregierung und bis zum Verlaufe dieses Antrages erfolgen. Jede Bewilligung gilt nur für den besondern Zweck, für welchen sie bestimmt worden. Die Verwendung darf nur innerhalb der Grenzen der Bewilligung erfolgen. 3) Die Dauer der Finanzperiode und Budgetbewilligung ist drei Jahre. 4) Das Budget über die regelmäßigen Ausgaben des Reichs und über den Reservefond, so wie über die, für beides erforderlichen Deckungsmittel, wird auf dem ersten Reichstage durch Reichstagsbeschlüsse festgestellt. Eine Erhöhung dieses Budgets auf späteren Reichstagen erfordert gleichfalls einen Reichstagsbeschluss. 5) Dieses ordentliche Budget wird auf jedem Reichstage zuerst dem Volkshause vorgelegt, von diesem in seinen einzelnen Ansätzen, nach den Erläuterungen und Belegen, welche die Reichsregierung vorzulegen hat, geprüft u. ganz oder theilweise bewilligt oder verworfen. 6) Nach erfolgter Prüfung und Bewilligung durch das Volkshaus wird das Budget an das Staatenhaus zur Berathung und Beschlussnahme abgegeben. Wenn dieser Beschluss nicht mit dem des Volkshauses übereinstimmt, so geht das Budget zu fernerer Verhandlung an das Volkshaus zurück. Ein endgültiger Beschluss kann nur durch die Uebereinstimmung beider Häuser zu Stande kommen. 7) Alle außerordentlichen Ausgaben und deren Deckungsmittel bedürfen, gleich der

Erhöhung des ordentlichen Budgets, eines Reichstagsbeschlusses. 8) Die Nachweisung über die Verwendung der Reichsgelder wird dem Reichstage und zwar zuerst dem Volkshause, zur Prüfung und zum Abschlusse vorgelegt. Artikel VI. §. 102. Der Reichstag versammelt sich jedes Jahr am Sitze der Reichsregierung. Die Zeit der Zusammenkunft wird vom Reichsoberhaupt bei der Einberufung angedeutet, in sofern nicht ein Reichsgesetz dieselbe festsetzt. Ausserdem kann der Reichstag zu ausserordentlichen Sitzungen jederzeit vom Reichsoberhaupte einberufen werden. §. 103. Die ordentlichen Sitzungsperioden der Landtage in den Einzelstaaten sollen mit denen des Reichstages in der Regel nicht zusammenfallen. Das Nähere bleibt einem Reichsgesetze vorbehalten. §. 104. Das Volkshaus kann durch das Reichsoberhaupt aufgelöst werden. In dem Falle der Auflösung ist der Reichstag binnen drei Monaten wieder zu versammeln. §. 105. Die Auflösung des Volkshauses hat die gleichzeitige Vertagung des Staatenhauses bis zur Wiederberufung des Reichstages zur Folge. Die Sitzungsperioden beider Häuser sind dieselben. §. 106. Das Ende der Sitzungsperiode des Reichstages wird vom Reichsoberhaupte bestimmt. §. 107. Eine Vertagung des Reichstages oder eines der beiden Häuser durch das Reichsoberhaupt bedarf, wenn sie nach Eröffnung der Sitzung auf länger als 14 Tage ausgesprochen werden soll, der Zustimmung des Reichstages oder des betreffenden Hauses. Auch der Reichstag selbst, so wie jedes der beiden Häuser, kann sich auf 14 Tage vertagen. Artikel VII. §. 108. Jedes der beiden Häuser wählt seinen Präsidenten, seine Vicepräsidenten und Schriftführer. §. 109. Die Sitzungen beider Häuser sind öffentlich. Die Geschäftsordnung eines jeden Hauses bestimmt, unter welchen Bedingungen vertrauliche Sitzungen stattfinden können. §. 110. Jedes Haus prüft die Vollmachten seiner Mitglieder und entscheidet über die Zulassung derselben. §. 111. Jedes Mitglied leistet bei seinem Eintritte den Eid: „Ich schwöre, die deutsche Reichserfassung getreulich zu beobachten und aufrecht zu erhalten, so wahr mir Gott helfe.“ §. 112. Jedes Haus hat das Recht, seine Mitglieder wegen unwürdigen Verhaltens u. d. d. äussersten Falls auszuschließen. Das Nähere bestimmt die Geschäftsordnung jedes Hauses. Eine Ausschließung kann nur dann ausgesprochen werden, wenn eine Mehrheit von zwei Dritteln der Stimmen sich dafür entscheidet. §. 113. Weder Ueberbringer von Bittschriften, noch überhaupt Deputationen sollen in den Häusern zugelassen werden. §. 114. Es soll eine allgemeine Geschäftsordnung unter Zustimmung beider Häuser erlassen werden. Die Anwendung dieser Geschäftsordnung im Einzelnen bleibt den Beschlüssen jedes Hauses vorbehalten. Artikel VIII. §. 115. Ein Mitglied des Reichstages darf während der Dauer der Sitzungsperiode ohne Zustimmung des Hauses, zu welchem es gehört, wegen strafrechtlicher Anschuldigungen weder verhaftet, noch in Untersuchung gezogen werden, mit alleiniger Ausnahme der Ergreifung auf frischer That. §. 116. In diesem letztern Falle ist dem betreffenden Hause von den anordneten Massregeln sofort Kenntniss zu geben. §. 117. Jedes Haus ist befugt, in die Dauer seiner Sitzungsperiode die Aufhebung derjenigen Verhaftungen zu verfügen, welche über ein Mitglied desselben zur Zeit seiner Wahl verhängt gewesen, oder nach dieser bis zur Eröffnung der Sitzungen verhängt worden ist. §. 118. Kein Mitglied des Reichstages darf von Staatswegen zu irgend einer Zeit wegen seiner Abstimmung oder wegen der, in Ausübung seines Berufes gehaltenen, Aeusserungen gerichtlich oder disciplinärlich verfolgt oder sonst ausserhalb der Versammlung zur Verantwortung gezogen werden. Artikel IX. §. 119. Die Reichsminister und die von ihnen bezeichneten Commissarien haben das Recht, an Verhandlungen beider Häuser des Reichstages beizuwohnen und jederzeit von denselben gehört zu werden. §. 120. Die Reichsminister haben die Verpflichtung, auf Verlangen jedes der Häuser des Reichstages in demselben zu erscheinen und Auskunft zu erteilen, oder den Grund anzugeben, weshalb dieselbe nicht erteilt werden könne. §. 121. Die Reichsminister können nicht Mitglieder des Reichstages sein. §. 122. Wenn ein Mitglied des Volkshauses im R

Amt oder eine Beförderung annimmt, so muß es sich einer neuen Wahl werfen; es behält seinen Sitz im Hause, bis die neue Wahl stattgefunden.

**Abchnitt V. Das Reichsgericht. Artikel I. §. 123.** Die dem zustehende Gerichtsbarkeit wird durch ein Reichsgericht ausgeübt. §. 124. Zuständigkeit des Reichsgerichts gehören: a) Klagen eines Einzelstaates gegen Reichsgewalt wegen Verletzung der Reichsverfassung durch Erlassung von Gesetzen und durch Maßregeln der Reichsregierung, so wie Klagen der Reichsgewalt gegen einen Einzelstaat wegen Verletzung der Reichsverfassung. b) Streitigkeiten zwischen dem Staatenhause und dem Volkshause, unter sich und jedem von ihnen und der Reichsregierung, welche die Auslegung der Reichsverfassung betreffen, wenn die streitenden Theile sich vereinigen, die Entscheidung des Reichsgerichts einzuholen. c) Politische und privatrechtliche Streitigkeiten zwischen den einzelnen deutschen Staaten. d) Streitigkeiten über die Regierungsfähigkeit und Regentenschaft in den Einzelstaaten. e) Streitigkeiten der Regierung eines Einzelstaates und dessen Volksvertretung über die Gültigkeit oder Auslegung der Landesverfassung. f) Klagen der Angehörigen eines Einzelstaates gegen die Regierung desselben, wegen Aufhebung oder ungewollter Veränderung der Landesverfassung. Klagen der Angehörigen eines Einzelstaates gegen die Regierung wegen Verletzung der Landesverfassung bei dem Reichsgerichte nur angebracht werden, wenn die in der Landesverfassung gegebenen Mittel der Abhilfe nicht zur Anwendung gebracht werden können. Klagen deutscher Staatsbürger wegen Verletzung der durch die Reichsverfassung ihnen gewährten Rechte. Die näheren Bestimmungen über den Umfang des Klager Rechtes und die Art und Weise, dasselbe geltend zu machen, bleibt der Reichsgesetzgebung vorbehalten. g) Beschwerden wegen verweigerter oder unrichtiger Rechtspflege, wenn die landesgesetzlichen Mittel der Abhilfe erschöpft sind. h) Strafgerichtsbarkeit über die Anklagen gegen die Reichsminister, insofern deren ministerielle Verantwortlichkeit betroffen. i) Strafgerichtsbarkeit über die Anklagen gegen die Minister der Einzelstaaten, insofern sie deren ministerielle Verantwortlichkeit betreffen und die Gerichte der Einzelstaaten dazu nicht zuständig sind. j) Strafgerichtsbarkeit in den Fällen des Hoch- und Landesverrats gegen das Reich. Ob noch andere Verbrechen gegen das Reich der Gerichtsbarkeit des Reichsgerichts zu überweisen sind, wird späteren Reichsgesetzen vorbehalten. k) Klagen gegen den Reichsfiskus, wo ein gemeinrechtlicher Gerichtsstand begründet seyn sollte. l) Klagen gegen deutsche Staaten, wenn die Verpflichtung dem Anspruche Genüge zu leisten, zwischen mehreren Staaten zweifelhaft oder stritten ist, so wie, wenn die gemeinschaftliche Verpflichtung gegen mehrere in einer Klage geltend gemacht wird. §. 125. Ueber die Frage, ob ein Streit die Entscheidung des Reichsgerichts geeignet sei, erkennt einzig u. allein das Reichsgericht selbst. §. 126. Ueber die Einsetzung und Organisation des Reichsgerichts über das Verfahren und die Vollziehung der reichsgerichtlichen Entscheidungen Verfügungen wird ein besonderes Gesetz ergehen. Diesem Gesetze wird eine Bestimmung, ob und in welchen Fällen bei dem Reichsgerichte die Urtheile durch Geschworene erfolgen soll, vorbehalten. Eben so bleibt vorbehalten: wie weit dieses Gesetz als organisches Verfassungsgesetz zu betrachten ist. Der Reichsgesetzgebung bleibt es vorbehalten, Admiraltäts- und See-Gerichte zu errichten, so wie Bestimmungen über die Gerichtsbarkeit der Gesandten in dem Reiches zu treffen. — **Abchnitt XVI. Die Grundrechte des deutschen Volkes. §. 128.** Dem deutschen Volke sollen die nachstehenden Grundrechte gewährleistet seyn. Sie dienen den Verfassungen der deutschen Einzelstaaten zur Norm und werden ihre Anwendung auf deren besondere Verfassungen in den Gesetzgebungen dieser Staaten finden. Artikel I. §. 129. Das deutsche Volk hat das deutsche Reichsbürgerrecht. Die ihm kraft dieses Rechts kann er in jedem deutschen Lande ausüben. Ueber das

zur deutschen Reichsversammlung zu wählen, verfügt das Reichswahlgesetz. §. 131. Jeder Deutsche hat das Recht, an jedem Orte des Reichsgebietes seinen Aufenthalt und Wohnsitz zu nehmen, Liegenschaften jeder Art zu erwerben und darüber zu verfügen, jeden Nahrungszweig zu betreiben, das Gemeindebürgerrecht zu gewinnen. Die Bedingungen für den Aufenthalt und die Wohnberechtigung in den Einzelstaaten werden durch ein allgemeines Heimathsgesetz, jene für den Gewerbebetrieb durch eine allgemeine Gewerbeordnung von der Reichsgewalt festgesetzt. §. 132. Kein deutscher Staat darf zwischen seinen Angehörigen und anderen Deutschen einen Unterschied im bürgerlichen, peinlichen und Prozeßrechte machen, welcher die letzteren, als Ausländer, zurücksetzt. §. 133. Die Strafe des bürgerlichen Todes soll nicht stattfinden und da, wo sie bereits ausgesprochen ist, in ihren Wirkungen aufhören, so weit nicht hiedurch erworbene Privatrechte verletzt werden. §. 134. Die Auswanderungs-Freiheit ist von Staatswegen nicht beschränkt; Abzugsgelder dürfen nicht erhoben werden. Die Auswanderungsangelegenheit steht unter dem Schutze und der Fürsorge des Reiches. Artikel II. §. 135. Vor dem Gesetze gilt kein Unterschied der Stände. Alle Standesvorrechte sind abgeschafft. Die Deutschen sind vor dem Gesetze gleich. Die öffentlichen Ämter sind für alle Befähigten gleich zugänglich. Die Wehrpflicht ist für alle gleich; Stellvertretung bei derselben findet nicht statt. Das Nähere hierüber wird durch das Wehrgesetz bestimmt. Artikel III. §. 136. Die Freiheit der Person ist unverletzlich. Die Verhaftung einer Person soll, außer im Falle der Ergreifung auf frischer That, nur geschehen in Kraft eines richterlichen, mit Gründen versehenen Befehls. Dieser Befehl muß im Augenblicke der Verhaftung, oder innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden dem Verhafteten zugestellt werden. Die Polizeibehörde muß Jeden, den sie in Verwahrung genommen hat, im Laufe des folgenden Tages entweder freilassen, oder der zuständigen Behörde übergeben. Jeder Angeeschuldigte soll gegen Stellung einer vom Gerichte zu bestimmenden Kaution oder Bürgschaft der Haft entlassen werden, sofern nicht dringende Anzeigen eines schweren peinlichen Verbrechens gegen denselben vorliegen. Im Falle einer widerrechtlich verfügten oder verlängerten Gefangenschaft ist der Schuldige und nöthigenfalls der Staat dem Verletzten zur Genugthuung und Entschädigung verpflichtet. Die für das Heer- und Seewesen erforderlichen Modifikationen dieser Bestimmungen werden besonderen Gesetzen vorbehalten. §. 137. Die Strafen des Prangers, der Brandmarkung und der körperlichen Züchtigung sind abgeschafft. §. 138. Die Wohnung ist unverletzlich. Eine Haussuchung ist nur zulässig: 1) in Kraft eines richterlichen, mit Gründen versehenen Befehls, welcher sofort oder innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden dem Betheiligten zugestellt werden soll; 2) im Falle der Verfolgung auf frischer That, durch den gesetzlich berechtigten Beamten; 3) in den Fällen und Formen, in welchen das Gesetz ausnahmsweise bestimmten Beamten, auch ohne richterlichen Befehl, dieselbe gestattet. Die Haussuchung muß, wenn thunlich, mit Zuziehung von Hausgenossen erfolgen. Die Unverletzlichkeit der Wohnung ist kein Hinderniß der Verhaftung eines gesetzlich Verfolgten. §. 139. Die Beschlagnahme von Briefen und Papieren darf, außer bei einer Verhaftung oder Haussuchung, nur in Kraft eines richterlichen, mit Gründen versehenen Befehls vorgenommen werden, welcher sofort, oder innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden dem Betheiligten zugestellt werden soll. §. 140. Das Briefgeheimniß ist gewährleistet. Die bei strafgerichtlichen Untersuchungen und in Kriegesfällen nothwendigen Beschränkungen sind durch die Gesetzgebung festzustellen. Artikel IV. §. 141. Jeder Deutsche hat das Recht, durch Wort, Schrift, Druck und bildliche Darstellung seine Meinung frei zu äußern. Die Censur darf nicht eingeführt werden. Ein Preßgesetz zur Wahrung der öffentlichen Sicherheit und der Rechte Dritter wird vom Reiche erlassen werden. Ueber Preßvergehen, welche von Amts wegen verfolgt werden, wird durch Schwurgerichte geurtheilt. Artikel V. §. 142. Jeder Deutsche hat volle Glaubens- und Gewissensfreiheit. §. 143. Jeder Deutsche hat

in der gemeinsamen häuslichen und öffentlichen Uebung seiner Religion. Verbrechen und Vergehen, welche bei Ausübung dieser Freiheit begangen werden, sind nach dem Gesetze zu bestrafen. §. 144. Durch das religiöse Bekenntniß wird der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte weder bedingt, noch beschränkt. Den staatsbürgerlichen Pflichten darf dasselbe keinen Abbruch thun. §. 145. Jede Religions-Gesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbstständig und bleibt im Besitze und Genuß der für ihre Kultus-, Unterrichts- u. Wohlthätigkeitszwecke bestimmten Anstalten, Stiftungen und Fonds. Es besteht fernerhin keine Staatskirche. Neue Religions-Gesellschaften dürfen sich bilden; einer Anerkennung ihres Bekenntnisses durch den Staat bedarf es nicht. §. 146. Niemand soll von Staatswegen zu einer kirchlichen Handlung oder Feierlichkeit gezwungen werden. §. 147. Die Formel des Eides soll künftig lauten: „So wahr mir Gott helfe.“ §. 148. Die bürgerliche Gültigkeit der Ehe ist nur von der Vollziehung des Civil-Altes abhängig, die kirchliche Trauung kann nur nach der Vollziehung des Civil-Altes stattfinden. Die Religions-Verschiedenheit ist kein bürgerliches Ehehinderniß. §. 149. Die Standebücher werden von den bürgerlichen Behörden geführt. Artikel VI. §. 150. Die Wissenschaft u. ihre Lehre ist frei. §. 151. Das Unterrichts- u. Erziehungswesen steht unter der Oberaufsicht des Staats; er übt sie durch eigene, von ihm ernannte Behörden aus. §. 152. Unterrichts- u. Erziehungs-Anstalten zu gründen, zu leiten und an solchen Unterricht zu erteilen, steht jedem Deutschen frei, wenn er seine Befähigung der betreffenden Staatsbehörde nachgewiesen hat: der häusliche Unterricht unterliegt keiner Beschränkung. §. 153. Für die Bildung der deutschen Jugend soll durch öffentliche Schulen überall genügend gesorgt werden. Eltern oder deren Stellvertreter dürfen ihre Kinder oder Pflegebefohlenen nicht ohne den Unterricht lassen, welcher für die unteren Volksschulen vorgeschrieben ist. §. 154. Die öffentlichen Lehrer haben die Rechte der Staatsdiener. Der Staat stellt unter gesetzlich geordneter Theilnehmung der Gemeinden aus der Zahl der Geprüften die Lehrer der Volksschulen an. §. 155. Unbemittelten soll in allen Volksschulen und niederen Gewerbeschulen freier Unterricht erteilt werden. §. 156. Es steht einem Jeden frei, seinen Beruf zu wählen u. sich für denselben auszubilden, wie und wo er will. Artikel VII. §. 157. Jeder Deutsche hat das Recht, sich mit Ditten und Beschwerden schriftlich an die Behörden, an die Volksvertretungen und an den Reichstag zu wenden. Dieses Recht kann sowohl von Einzelnen, als von Corporationen ausgeübt werden; beim Heere und der Kriegsflotte jedoch nur in der Weise, wie es die Disciplinar-Vorschriften bestimmen. §. 158. Eine vorgängige Genehmigung der Behörden ist nicht nothwendig, um öffentliche Beamte wegen ihrer amtlichen Handlungen gerichtlich zu verfolgen. Artikel VIII. §. 159. Die Deutschen haben das Recht, sich friedlich und ohne Waffen zu versammeln, einer besondern Erlaubniß dazu bedarf es nicht. Volksversammlungen unter freiem Himmel können bei dringender Gefahr für die öffentliche Ordnung und Sicherheit verboten werden. §. 160. Die Deutschen haben das Recht, Vereine zu bilden. Dieses Recht soll durch keine vorbeugende Maßregel beschränkt werden. Die Ausübung der in diesem Paragraphen und im §. 159. festgestellten Rechte soll zur Wahrung der öffentlichen Sicherheit durch das Gesetz geregelt werden. §. 161. Die in den §§. 159 und 160 enthaltenen Bestimmungen finden auf das Heer und die Kriegsflotte Anwendung, insoweit die militärischen Disciplinarvorschriften nicht entgegen stehen. Artikel IX. §. 162. Das Eigenthum ist unverletzlich. Eine Enteignung kann nur aus Rücksichten des gemeinen Besten, nur auf Grund eines Gesetzes und gegen gerechte Entschädigung vorgenommen werden. Das geistige Eigenthum soll durch die Reichsgesetzgebung geschützt werden. §. 163. Die Bestimmungen über die Veräußerlichkeit und Theilbarkeit des Grundeigenthums, sowohl unter den Lebenden, als von Todes wegen, bleiben der Gesetzgebung Einzelstaaten überlassen. Für die todte Hand sind Beschränkungen des Rechts, Eigenschaften zu erwerben und über sie zu verfügen, im Wege der Gesetzgebung Gründen des öffentlichen Wohles zulässig. §. 164. Jeder Untertänigkeits-



dreifach: 1) die Patrimonialgerichtsbarkeit u. die grundherrliche Polizei, sammt diesen Rechten fließenden Befugnissen, Exemptionen und Abgaben; 2) die in guts- und schutzherrlichen Verbänden fließenden persönlichen Abgaben und Steuern. Mit diesen Rechten fallen auch die Gegenleistungen und Lasten weg, dem bisher Berechtigten dafür oblagen. §. 165. Ohne Entschädigung sind abzulösen: 1) die Patrimonialgerichtsbarkeit u. die grundherrliche Polizei, sammt diesen Rechten fließenden Befugnissen, Exemptionen und Abgaben; 2) die in guts- und schutzherrlichen Verbänden fließenden persönlichen Abgaben und Steuern. Mit diesen Rechten fallen auch die Gegenleistungen und Lasten weg, dem bisher Berechtigten dafür oblagen. §. 166. Alle, auf Grund und Boden, privatrechtlichen Abgaben und Leistungen, insbesondere die Zehnten, abzulösen: ob nur auf Antrag des Belasteten oder auch der Berechtigten und über welche Weise, bleibt der Gesetzgebung der einzelnen Staaten überlassen. Es ist kein Grundstück mit einer unablösbaren Abgabe oder Leistung belastet. §. 167. Im Grundeigenthum liegt die Berechtigung zur Jagd auf eigenem Grund und Boden. Die Jagdgerechtigkeit auf fremdem Grund und Boden, Jagd- und Jagdfrohnden und andere Leistungen für Jagdzwecke sind aufgehoben. Die Jagdgerechtigkeit bleibt der Landesgesetzgebung überlassen. Nur abzulösen ist die Jagdgerechtigkeit, welche erweislich durch einen lästigen, mit dem Eigenthümer abgeschlossenen Vertrag erworben ist; über die Art u. die Bedingungen der Ablösung haben die Landesgesetzgebungen die Weisung zu bestimmen. Die Ausübung des Jagdrechts aus Gründen der öffentlichen Sicherheit und des öffentlichen Wohls zu ordnen, bleibt der Landesgesetzgebung vorbehalten. Die Jagdgerechtigkeit auf fremdem Grunde und Boden darf in Zukunft nicht wieder als Jagdgerechtigkeit bestellt werden. §. 168. Die Familiensfideicommissare sind aufzuheben. Die Art und Bedingungen der Aufhebung bestimmt die Gesetzgebung der einzelnen Staaten. Ueber die Familiensfideicommissare der regierenden Fürstlichen: bleiben die Bestimmungen der Landesgesetzgebungen vorbehalten. §. 169. Zehntenverband ist aufzuheben. Das Nähere über die Art und Weise der Aufhebung haben die Gesetzgebungen der Einzelstaaten anzuordnen. §. 170. Die Vermögens-Einziehung soll nicht stattfinden. §. 171. Die Besteuerung geordnet werden, daß die Bevorzugung einzelner Stände und Güter in den Gemeinden aufhört. Artikel X. §. 172. Alle Gerichtsbarkeit geht in die Hände der Landesgewalt. Es sollen keine Patrimonialgerichte bestehen. §. 173. Die Landesgewalt wird selbstständig von den Gerichten geübt; Kabinetts- u. Ministerialjustiz ist unstatthaft. Niemand darf seinem gesetzlichen Richter entzogen werden. Ausnahme-gerichte sollen nicht stattfinden. §. 174. Es soll keinen privilegierten Gerichtsstand der Personen oder Güter geben. Der Militärgerichtsbarkeit bleibt jedoch die Beurtheilung der von Militär-Personen verübten Verbrechen vorbehalten, mit Einschluß der Disciplinarfälle. §. 175. Kein Richter darf, durch Urtheil und Recht, von seinem Amte entfernt, oder an Rang und Gehalt einträchtig werden. Suspension darf nicht ohne gerichtlichen Beschluß erlassen werden. Kein Richter darf wider seinen Willen, ausser durch gerichtlichen Beschluß in bestimmten Fällen u. Formen, zu einer andern Stelle versetzt werden. §. 176. Das Gerichtsverfahren soll öffentlich sein. Ausnahmen von der Öffentlichkeit bestimmt im Interesse der Gerechtigkeit das Gesetz. §. 177. In Strafsachen gilt der Anklageprozeß. Schwurgerichte sollen jedenfalls über schwerere Strafsachen und schwerere politische Verbrechen urtheilen. §. 178. Die bürgerliche Rechtspflege soll in Sachen besonderer Verfahrungsart durch sachkundige, von den Berufsgenossen frei gewählte, Richter oder mitgeübt werden. §. 179. Rechtspflege u. Verwaltung sollen getrennt von einander unabhängig seyn. Ueber Kompetenz-Conflikte zwischen den Verwaltungs- und Gerichtsbehörden in den Einzelstaaten entscheidet ein durch das Gesetz bestimmter Gerichtshof. §. 180. Die Verwaltungs-Rechtspflege hört über alle Rechtsverletzungen entscheiden die Gerichte. Der Polizei steht keine gerichtliche Befugnisse zu. §. 181. Rechtskräftige Urtheile deutscher Gerichte sind in deutschen Ländern gleich wirksam und vollziehbar. Ein Rechtsgesetz wird durch das Gesetz bestimmt. Artikel XI. §. 182. Jede Gemeinde hat als Gemeinde-Verfassung: a) die Wahl ihrer Vorsteher und Vertreter; b) die

Verwaltung ihrer Gemeinde-Angelegenheiten unter gesetzlich geordneter Obergewalt des Staates; c) die Veröffentlichung ihres Gemeindehaushaltes; d) Oeffentlichkeit der Verhandlungen als Regel. §. 183. Jedes Grundstück soll einem Gemeindeverbande angehören. Beschränkungen wegen Waldungen und Büschereien bleiben der Landesgesetzgebung vorbehalten. Artikel XII. §. 184. Jeder deutsche Staat soll eine Verfassung mit Volksvertretung haben. Die Minister sind der Volksvertretung verantwortlich. §. 185. Die Volksvertretung hat eine entscheidende Stimme bei der Gesetzgebung, bei der Besteuerung, bei der Ordnung des Staatshaushaltes; auch hat sie das Recht des Gesetzesvorschlags, der Beschwerde, der Adresse, so wie der Anklage der Minister. Die Sitzungen der Landtage sind in der Regel öffentlich. Artikel XIII. §. 186. Den nicht deutsch redenden Volksstämmen des Reichs ist ihre volksthümliche Entwicklung gewährleistet; namentlich die Gleichberechtigung ihrer Sprachen, so weit deren Gebiete reichen, in dem Kirchenwesen, dem Unterrichte, der innern Verwaltung und der Rechtspflege. Artikel XIV. §. 187. Jeder deutsche Staatsbürger in der Fremde steht unter dem Schutze des Reichs. — Abschnitt VII. Die Gewähr der Verfassung. Artikel I. §. 188. Der Reichsvorstand leistet auf die Reichsverfassung folgendes eidliches Gelöbniß: „Ich schwöre, das Reich und die Rechte des deutschen Volkes zu schirmen, die Reichsverfassung aufrecht zu erhalten und sie gewissenhaft zu vollziehen. So wahr mir Gott helfe.“ Der Eid der Bevollmächtigten zum Fürsten-Collegium lautet, wie folgt: „Ich schwöre, das Reich und die Rechte des deutschen Volkes zu schirmen und die Reichsverfassung aufrecht zu halten. So wahr mir Gott helfe.“ Diese Eidesleistungen geschehen bei Einführung gegenwärtiger Verfassung vor den, zu einer Sitzung vereinigten, beiden Häusern des Reichstages. Bei späterem Wechsel wird der Eid im versammelten Fürsten-Collegium abgelegt und die darüber aufgenommene Urkunde dem nächsten Reichstage übergeben. §. 189. Die Reichsbeamten haben beim Antritt ihres Amtes einen Eid auf die Reichsverfassung zu leisten. Das Nähere bestimmt die Dienstpragmatik des Reichs. §. 190. Ueber die Verantwortlichkeit der Reichsminister soll ein Reichsgesetz erlassen werden. §. 191. Die Verpflichtung auf die Reichsverfassung wird in den Einzelstaaten mit der Verpflichtung auf die Landesverfassung verbunden und dieser vorangestellt. Artikel II. §. 192. Keine Bestimmung in der Verfassung oder in den Gesetzen eines Einzelstaates darf mit der Reichsverfassung in Widerspruch stehen. §. 193. Eine Aenderung der Regierungsform in einem Einzelstaate kann nur mit Zustimmung der Reichsgewalt erfolgen. Diese Zustimmung muß in den, für Aenderungen der Reichsverfassung vorgeschriebenen, Formen gegeben werden. Artikel III. §. 194. Abänderungen in der Reichsverfassung können nur durch einen Beschluß beider Häuser und mit Zustimmung sowohl des Reichsvorstandes, als des Fürsten-Collegiums erfolgen. Zu einem solchen Beschluß bedarf es in jedem der beiden Häuser: 1) der Anwesenheit von wenigstens zwei Dritteln der Mitglieder; 2) zweier Abstimmungen, zwischen welchen ein Zeitraum von wenigstens acht Tagen liegen muß; 3) einer Stimmenmehrheit von wenigstens zwei Dritteln der anwesenden Mitglieder bei jeder der beiden Abstimmungen. Artikel IV. §. 195. Im Falle des Kriegs oder Aufruhrs können die Bestimmungen der Grundrechte über den Gerichtsstand, die Presse, Verhaftung, Haussuchung und Versammlungsrecht von der Reichsregierung oder der Regierung eines Einzelstaates für einzelne Bezirke zeitweise außer Kraft gesetzt werden; jedoch nur unter folgenden Bedingungen: 1) die Verfügung muß in jedem einzelnen Falle von dem Gesamt-Ministerium des Reichs oder Einzelstaates ausgehen; 2) das Ministerium des Reichs hat die Zustimmung des Reichstages, das Ministerium des Einzelstaates die des Landtages, wenn dieselben zur Zeit versammelt sind, sofort einzuholen. Wenn dieselben nicht versammelt sind, so müssen bei ihrem Zusammentreten die getroffenen Maßregeln ihnen sofort zur Genehmigung vorgelegt werden. Weitere Bestimmungen bleiben dem Reichsgesetz vorbehalten. Für die Verkündigung des Belagerungszustandes sind bis dahin die bestehenden gesetzlichen Vorschriften in Kraft. — Entwurf

**Gesetzes, betreffend die Wahlen der Abgeordneten zum Volks-**

§. 1. Wähler ist jeder selbstständige unbescholtene Deutsche, welcher das Lebensjahr zurückgelegt hat. §. 2. Als selbstständig ist Derjenige anzusehen, an den Gemeinbewahlen seines Wohnorts Theil zu nehmen berechtigt ist und eine direkte Staatssteuer zahlt. §. 3. Von der Berechtigung zum Wahlrecht ausgeschlossen: 1) Personen, welche unter Vormundschaft oder Curatel stehen; 2) Personen, über deren Vermögen Konkurs oder Fallituzustand gerichtlich ausgesprochen worden ist, bis dahin, daß sie ihre Creditoren befriedigt haben; 3) Personen, welche eine Armen-Unterstützung aus öffentlichen oder Gemeindemitteln beziehen; 4) Personen, die im letzten, der Wahl vorhergegangenen, Jahre bezogen haben. §. 4. Als unbescholten sind von der Berechtigung zum Wählen diejenigen Personen ausgeschlossen, denen durch rechtskräftiges Erkenntniß nach den Gesetzen des Einzelstaates, durch richterlichen Urtheil erging, entweder unmittelbar, oder mittelbar, der Vollgenuß der bürgerlichen Rechte entzogen ist, sofern sie in diese Rechte nicht wieder eingesetzt worden sind. §. 5. Des Rechtes zu wählen soll, unbeschadet der sonst verhängten Strafen, für eine Zeit von 4—12 Jahren durch strafgerichtliches Erkenntniß ausgesprochen werden, wer bei den Wahlen Stimmen erkaufte, oder mehr als einmal bei der, für einen und denselben Zweck bestimmten, Wahl seine Stimme abgab, oder zur Einwirkung auf die Wahl überhaupt gesetzlich unzulässige Mittel anwandte. §. 6. Wählbar zum Abgeordneten des Volkshauses ist jeder unbescholtene Deutsche, welcher das 30. Lebensjahr zurückgelegt und seit mindestens 3 Jahren einem deutschen Staate angehört hat. §. 7. Personen, die ein öffentliches Amt bekleiden, bedürfen zum Eintritte in das Volkshaus keines Urlaubes, aber die Kosten ihrer amtlichen Stellvertretung zu tragen. §. 8. In jedem Einzelstaate sind Wahlkreise von je 100,000 Seelen der, nach der letzten Volkszählung vorhandenen, Bevölkerung zu bilden. §. 9. Ergibt sich in einem Einzelstaate bei der Bildung der Wahlkreise ein Ueberschuß von wenigstens 50,000 Seelen, so ist hierfür ein besonderer Wahlkreis zu bilden. Ein Ueberschuß von weniger als 50,000 Seelen ist unter die anderen Wahlkreise des Einzelstaates vertheilt. §. 10. Kleinere Staaten mit einer Bevölkerung von wenigstens 50,000 Seelen bilden einen Wahlkreis. Diesen soll die Stadt Lübeck gestellt werden. Diejenigen Staaten, welche keine Bevölkerung von 50,000 Seelen haben, werden mit anderen Staaten, nach Maßgabe der Reichs-Wahlmatrikel, zur Bildung von Wahlkreisen zusammengelegt. §. 11. Die Wahl ist indirekt; die Wähler wählen Wahlmänner und diese wählen den Abgeordneten. §. 12. Die Wahlkreise zerfallen in Wahlbezirke. Der Wahlbezirk des Wahlmänner. §. 13. Das Wahlrecht in einem Wahlbezirke ausüben will, muß in demselben zur Wahl und seit mindestens drei Jahren seinen festen Wohnsitz haben und wahlberechtigt seyn. Er muß außerdem auf Erfordern nachweisen, daß er mit der Rate der von ihm zu zahlenden direkten Staatssteuer nicht im Rückstande ist. §. 14. Die Wähler werden bei der Wahl der Wahlmänner in drei Abtheilungen getheilt. Jede Abtheilung wählt ein Drittel der zu wählenden Wahlmänner. §. 15. Die Bildung der Abtheilungen erfolgt nach Maßgabe der von den Wählern zu entrichtenden direkten Staatssteuer und zwar in der Art, daß auf jede Abtheilung ein Drittel der Gesamtsumme der Steuerbeträge aller Wähler fällt. Diese Gesamtsumme wird berechnet: a) gemeindeweise, falls die Gemeinde einen Bezirk für sich bildet; oder in mehre Bezirke getheilt ist; b) bezirksweise, falls mehrere Gemeinden zusammengesezt ist. Den Regierungen der Einzel-

es überlassen, für diejenigen Gemeinden oder Bezirke, in welchen keine, oder nicht alle landüblichen direkten Steuern zur Hebung kommen, der ausfallenden Steuer, Behufs Feststellung der Wahlberechtigung und der Abtheilung, eine andere zu substituiren. §. 16. Die erste Abtheilung besteht aus denjenigen Wählern, auf welche die höchsten Steuerbeträge bis zum Belaufe eines Dritttheils der Gesamtssteuer fallen. Die zweite Abtheilung besteht aus denjenigen Wählern, auf welche die nächstniedrigeren Steuerbeträge bis zur Gränze des zweiten Dritttheils fallen. Die dritte Abtheilung endlich besteht aus den am niedrigsten besteuerten Wählern, auf welche das letzte Dritttheil fällt. §. 17. In jedem Bezirke ist ein Verzeichniß der stimmberechtigten Wähler (Wählerliste), mit Angabe des Steuerbetrages bei den einzelnen Namen, aufzustellen. Diese Listen sind spätestens 4 Wochen vor dem zur Wahl bestimmten Tage zu Jedermanns Einsicht aufzulegen und dies öffentlich bekannt zu machen. Einsprachen gegen die Listen sind binnen 8 Tagen nach öffentlicher Bekanntmachung bei der Behörde, welche die Bekanntmachung erlassen hat, anzubringen und innerhalb der nächsten 14 Tage zu erledigen, worauf die Listen geschlossen werden. Nur diejenigen sind zur Theilnahme an der Wahl berechtigt, welche in die Listen aufgenommen sind. §. 18. Aus den Wählerlisten ist für jede Gemeinde oder Bezirk (§. 15.) eine Abtheilungsliste anzufertigen, wegen deren Berechtigung die Vorschriften des vorhergehenden Paragraphen Platz greifen. §. 19. Bei der Wahlhandlung sind Gemeindeglieder zuzuziehen, welche kein Staats- oder Gemeindeamt bekleiden. §. 20. Die Wahlen erfolgen abtheilungsweise durch offene Stimmgebung zu Protokoll, nach absoluter Mehrheit. §. 21. Ergibt sich bei der ersten Abstimmung keine absolute Stimmenmehrheit, so findet die engere Wahl statt. §. 22. Die gewählten Wahlmänner treten zur Wahl des Abgeordneten zusammen. §. 23. Die Wahlmänner wählen durch offene Stimmgebung zu Protokoll, nach absoluter Mehrheit. Ergibt sich bei der ersten Abstimmung eine solche nicht, so findet die engere Wahl statt. Der Tag der Wahlen wird für das gesammte Reich ein und derselbe seyn. Die Wahlen, welche später erforderlich werden, sind von den Regierungen der Einzelstaaten auszusprechen. §. 24. Die Wahlkreise und Wahlbezirke, die Wahldirektoren und das Wahlverfahren, in soweit dieses nicht durch das gegenwärtige Gesetz festgesetzt worden ist, werden von den Regierungen der Einzelstaaten bestimmt. — Statut des Bündnisses vom 26. Mai 1849. Da unter den gegenwärtigen Verhältnissen die vom deutschen Bunde gewährte innere und äussere Sicherheit Deutschlands gefährdet und daher die Umstände zur Herstellung einer einheitlichen Leitung der deutschen Angelegenheiten eine engere Vereinigung derjenigen Regierungen, welche entschlossen sind, nach gleichen Grundsätzen zu verfahren, nothwendig machen, so ist unter den Regierungen von Preussen, Sachsen und Hannover folgender Vertrag geschlossen worden: Artikel I. Die königlichen Regierungen von Preussen, Sachsen und Hannover schliessen, in Gemässheit des Artikles 11. der deutschen Bundes-Act vom 8. Juni 1815, ein Bündniß zum Zwecke der Erhaltung der äussern und innern Sicherheit Deutschlands und der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der einzelnen deutschen Staaten. Sie behalten dabei sämmtlichen Gliedern des deutschen Bundes alle, aus diesen hervorgehende Rechte und die, diesen Rechten entsprechende, Verpflichtungen ausdrücklich vor. Artikel II. Der Beitritt zu diesem Bündnisse bleibt allen Gliedern des deutschen Bundes offen; der Beitretende erlangt durch den Beitritt das Recht auf Leistung der durch den ausgesprochenen Zweck des Bündnisses bedingten Hülfe. Diese Hülfe wird theils in Vermittelung oder Beförderung gütlichen oder rechtlichen Austrags sich ergebender Ansprüche und Streitigkeiten, theils in militärischem Schutze gegen unrechtmässige Gewalt jeder Art bestehen. Artikel III. §. 1. Die Oberleitung der zur Erreichung des Zweckes dieses Bündnisses zu ergreifenden Massregeln wird der Krone Preussen übertragen. Für die Ausübung dieser Oberleitung sind für die Dauer eines Jahres, vom 1. Juni anfangend, die unten folgenden weiteren Verabredungen getroffen. Sollte auf dieses Jahres die Reichs-Verfassung ins Leben treten, so finden sich

ich die Bestimmungen derselben ihre Anwendung. Wäre aber mit Ablauf eines Jahres die verfassungsmäßige Ordnung in Deutschland noch nicht wieder hergestellt, so wird die Verlängerung dieser Verabredungen vorbehalten. §. 2. Zur Führung der, auf die Erreichung des Zweckes des Bündnisses bezüglichen, Geschäfte soll ein Verwaltungsrath gebildet werden, zu welchem jeder der Verbündeten einen oder mehre Bevollmächtigte absendet. Dieser Verwaltungsrath tritt sofort, nach der Ratifikation des gegenwärtigen Vertrages, zu Berlin zusammen. Der Verwaltungsrath hat von allen, in Gemäßheit des gegenwärtigen Bündnisses vorkommenden, Geschäften Kenntniß zu nehmen, über solche zu berathen und rüchichtlich derjenigen Geschäfte, welche allgemeine und dauernde Anordnungen, sowie namentlich die Verwaltung und Erledigung von Beschwerden und sonstigen Rechts-Verhältnissen betreffen, entscheidend zu beschließen; über diejenigen Geschäfte aber, welche lediglich die Vollziehung getroffener Anordnungen, sowie im einzelnen Falle zu treffende Maßregeln angehen, sein Gutachten zur vollziehenden Beschlußnahme der Krone Preußens abzugeben. Ueberdies liegt den Mitgliedern des Verwaltungsrathes ob, alle Communicationen zwischen der Krone Preußens und ihren resp. Regierungen über die Angelegenheiten, welche mit dem gegenwärtigen Bündnisse zusammenhängen, zu vermitteln und wird deshalb die Krone Preußens nur auf diesem Wege mit den Regierungen communiciren. §. 3. Zu denjenigen Angelegenheiten, welche der definitiven Beschlußnahme des Verwaltungsrathes unterliegen, gehören: 1) Die Aufnahme neuer Mitglieder in das Bündniß, die Feststellung der befalligen Beitritts-Urkunden und der zu stellenden Bedingungen in Bezug auf Theilnahme an der Verwaltung der Geschäfte, auf zu leistende Hülfe, auf Prüfung und Abstellung derjenigen, gegen die Theilnehmer angebrachten Beschwerden, durch welche Störungen der innern Sicherheit hervorgerufen seyn möchten. 2) Die Maßregeln Behufs Berufung des über die Verfassung beschließenden Reichstages und Leitung der Verhandlungen desselben. Bei vorkommenden Gesuchen um Hülfeleistung, im Falle innerer Unruhen, um Ernennung und Instruktion der den militärischen Operationen beizugebenden Civil-Commissarien; die Entscheidung der Frage, ob über die etwaigen Beschwerden eine Vermittelung zu versuchen, oder solche in das Bundes-Schiedsgericht zu verweisen seien, sowie Erstattung der Kosten der Hülfeleistung und das schließliche Liquidations-Geschäft. §. 4. Werden diplomatische Verhandlungen, sei es zur Abwendung der Gefahr äußern Krieges, oder um Abschluß von Allianzen, oder Behufs Herstellung des zerstorhten Friedens nothwendig, so sollen dieselben durch die Krone Preußens geführt und der Verwaltungsrath über den Gang derselben in vollständiger Kenntniß erhalten werden. Demselben steht es frei, zu bestimmen, ob in besondern Fällen die verbündeten Regierungen eigene Bevollmächtigte zur unmittelbaren Theilnahme an den Verhandlungen absenden, oder ob deren diplomatische Agenten an Ort und Stelle lediglich die Verhandlung zu unterstützen haben. §. 5. Die militärischen Operationen werden durch die Krone Preußens geleitet, welcher die Verbündeten zu diesem Ende alle diejenigen Befugnisse einräumen, welche nach der Kriegsverfassung des deutschen Bundes in den §§. 50, 53, 54, 57 — 64 dem Oberfeldherrn zustehen; sie denn überhaupt in Bezug auf die militärischen Verhältnisse die Bestimmungen dieses Bundesgesetzes analoge Anwendung finden sollen. Die Verbündeten werden zu diesem Zwecke ihre Kriegsmacht in Bereitschaft halten. Die näheren Bestimmungen über die Zahl der zu stellenden Truppen, die Art der Stellung derselben u. s. w. bleiben weiteren Verabredungen vorbehalten. Im Allgemeinen soll die Verwendung der Truppen zum Zwecke der Erhaltung innerer Ordnung in der Art geschehen, daß zunächst jedem der Verbündeten die Erhaltung der Ruhe im eigenen Lande und den unmittelbar angrenzenden Gebieten obliegt. Es kann daher in allen dringender Eile jede der verbündeten Regierungen den benachbarten Bundes-Mitgliedern die begehrte Hülfe ohne weitere Rückfrage leisten. Sobald jedoch militärische Operationen von umfassenderem Charakter erforderlich werden, soll die Krone, zur Disposition gestellte, Truppenmacht als eine Armee betrachtet werden.

freien Zustimmung der Nationalvertretung beruhe. Sie werden daher in Gemeinschaft mit denselben Regierungen, welche sich dem Verfassungsentwurfe anschließen, aus diesen deutschen Landen einen Reichstag in dem Umfange und nach den Wahlbestimmungen berufen, welche der Verfassungsentwurf vorläufig bezeichnet. Diesem, lediglich hiezu versammelten, Reichstage wird dann der genannte Entwurf zur Berathung und Zustimmung übergeben werden. Auf dem hier bezeichneten Wege hoffen die Regierungen sich mit allen verständigen und wohlbedenkenden Männern der Nation zu begeben; mit allen, welche, von der ganzen Bedeutung des Augenblicks durchdrungen, eines unbefangenen Urtheils über die Lage des Vaterlandes fähig sind. Die eben erwähnte Denkschrift zu dem Inhalte des Verfassungsentwurfs war bei dem Abgange dieses Aktenstücks noch nicht beendigt und wird unverzüglich nachfolgen. Berlin den 28. Mai 1849. Der Ministerpräsident. (gez.) Graf von Brandenburg. — Bald darauf erfolgte die Auswechslung der Relationen des geschlossenen Vertrags zwischen den Regierungen von Preußen, Sachsen und Hannover. Die Verhandlungen mit der kaiserlich österreichischen Regierung hatten unterdessen nicht zu einer Einigung geführt. Frhr. v. Canitz überreichte die Grundlinien zu einer Unionsakte, begleitet mit einer Denkschrift der k. preussischen Regierung vom 9. Mai. Der Wortlaut der Unionsakte ist folgender: . . . 1) Die deutsche U. ist ein unlöslicher, völkerrechtlicher Bund und besteht aus: a) der österreichischen Monarchie, b) dem deutschen Bundesstaate. Die Bünde von Posen, Schleswig-Holstein und Lauenburg, Limburg in der U. werden durch Zusatzverträge geordnet. 2) Der Austritt aus der U. steht keinem Gliede frei. Die Aufnahme neuer Glieder erfordert die Zustimmung sämmtlicher anderen. Veränderungen in dem gegenwärtigen Bestande der Unions-Glieder könne keine Veränderung in den Rechten und Pflichten derselben in Bezug auf die U. bewirken; freiwillige Abtretungen einzelner Theile des U.s-Gebietes bedürfen der Zustimmung der U. 3) Der Zweck der deutschen U. ist die Erhaltung der äußern und innern Sicherheit, so wie der gegenseitigen Wohlfahrt ihrer Glieder. 4) Zwischen den Gliedern der U. besteht ewiger Friede; Streitigkeiten zwischen beiden sind auf Anrufen jedes Theiles an einen der obersten Gerichtshöfe als Austragal-Instanz zu verweisen. 5) Das U.s-Gebiet ist dem Auslande gegenüber in sofern ein gemeinsames, daß jeder Angriff auf dasselbe, von welcher Seite er komme und welchen Theil der Gränze er bedrohe, stets mit gemeinschaftlichen Kräften zurückgewiesen wird. 6) Wenn eines der beiden Glieder sich zu einem Angriffskriege genöthigt erachten sollte, so liegt ihm ob, dem andern Theile die Ueberzeugung zu geben, daß dieser Krieg durch das Gesamtinteresse der U. geschehen sei. Nur unter dieser Voraussetzung wird der Krieg eine gemeinsame Sache der U. 7) Die gegenseitigen Leistungen beider Glieder der U. in den unter 5 und 6 ange deuteten Fällen werden durch eine besondere Uebereinkunft im Voraus geregelt. 8) Die beiden Glieder der U. behalten das Recht der Bündnisse und Verträge mit auswärtigen Staaten, ohne daß hieraus eine Verpflichtung für die U. erwachse. Keine Verbindung dieser Art darf jedoch Bestimmungen enthalten, welche die Sicherheit der U. und ihrer Glieder irgendwo gefährden. 9) Die U. ernennet und beglaubigt sämmtliche beständige Gesandten im Auslande. Der durch diese Missionen gehende völkerrechtliche Verkehr wird im Namen und Auftrage der deutschen U. geführt. Die Gesandtschaften empfangen von der U. ihre Instruktionen u. berichten an dieselbe. Die Besetzung der diplomatischen Posten geschieht nach einem, zwischen beiden U.s-Gliedern besonders zu regelnden Turnus. 10) Jedem der beiden Glieder der U. bleibt es überlassen, für besondere Zwecke Bevollmächtigte an auswärtige Regierungen abzuschenden. Diese werden dann nur von dem betreffenden Gliede beglaubigt und instruiert, haben jedoch die ständigen U.s-Gesandten am Orte stets in voller Kenntniß ihrer Geschäftstätigkeit zu erhalten. 11) Sämmtliche Consulate werden von der U. bestellt und in deren Namen verwaltet. 12) Die bisherigen Bundesfestungen gehen in das Eigenthum und die Verwaltung der U. über. 13) Es werden unverzüglich Verhandlungen eröffnet,

in die möglichste Gemeinschaft zwischen beiden Gliedern der U. in Bezug auf Freizügigkeit, gerichtliche Hülfe, Befreiung des Verkehrs, Handelsinteresse, Schifffahrt, Posten und Eisenbahnen, Münzen, Maß und Gewicht, Auswanderung u. durch besondere Verträge zu erzielen. 14) Als Organ für die Leitung der U.s. Ingelegenheiten tritt ein permanentes Direktorium von vier Mitgliedern zusammen. Oesterreich sendet deren zwei, Preußen und die anderen deutschen Staaten gleichfalls zwei. Den Geschäftsvorsitz übernimmt Oesterreich. Das U.s. Direktorium nimmt seinen Sitz in Regensburg. 15) Die Mitglieder des Direktoriums können von ihren Vollmachtgebern jederzeit abberufen werden. Sie sind an die Instruktionen gewiesen, welche ihnen von den verfassungsmäßigen Gewalten der beiden U.s. Glieder zukommen und haben diese in allen Fällen einzuhalten, wo sie sich in ihren Beschlüssen nicht zu einigen vermögen.“ Die hierauf erfolgte, vom 16. Mai 1849 datirte, Denkschrift des k. k. österreichischen Cabinets sagt Eingang: „Die kaiserliche Regierung ist gewiß weit entfernt, die Gefahren zu verkennen, von welchen Deutschland durch die vorübergehende Verbindung der unitarischen mit der demokratischen Partei bedroht wird. . . . . Seiner Pflicht getreu, hat das kaiserliche Cabinet zwar die Nothwendigkeit einer Neugestaltung Deutschlands zugestanden und auch seine Mitwirkung zur Gründung eines einigen, mächtigen u. starken Deutschlands zugesichert, jedoch zugleich die unwandelbare Ueberzeugung ausgesprochen, daß dieses Ziel nur dann zu erreichen sei, wenn das neue Verfassungswerk die Achtung der wohlverworbenen Rechte Aller, die Berücksichtigung und Förderung der staatlichen u. materiellen Interessen der Einzelnen als obersten Grundatz anerkenne. Auf diesem Grundsatz beruhen Oesterreich's Vorschläge für die Bildung eines Reichsdirektoriums, für die Vertretung des Volkes bei demselben und für die organische Vereinigung der, von einem und demselben Stamme besohnten, ohnehin durch gemeinsame Interessen verbundenen Länderteile.“ Weiter fährt die Denkschrift fort: „Der Bau, zu dessen Gründung Oesterreich aufrichtig mitzuwirken wünschte und an welchem es, nach dem von ihm angedeuteten Plane, auch mitzuwirken in der Lage gewesen wäre, war nicht sowohl auf die Befriedigung der in diesem Augenblicke in arger Täuschung besangenen öffentlichen Meinung, als vielmehr auf die Bedürfnisse der Zukunft berechnet. In ihm waren Bürgschaften seiner Dauer zu finden. So vergeblich auch die Bemühungen des kaiserlichen Cabinets gewesen, eine Verständigung mit der königlich preussischen Regierung über diese Fragen herbeizuführen, gab es sich doch auch immer der Hoffnung hin, daß eine solche vor dem Eintritte ernstlicher Ereignisse zu erzielen seyn werde. Die, durch Herrn General von Caniz nach Wien gelangte, Denkschrift des k. preussischen Hofes vom 9. hat diese Hoffnung vernichtet und die bedauerliche Ueberzeugung gewährt, daß die Ansichten Preußen's von jenen Oesterreich's wesentlich verschieden geblieben sind. . . . Da die, von dem k. preussischen Hofe gefaßten, Entschlüsse bereits zur vollen Reife gebracht zu seyn scheinen, dürfte das kaiserliche Cabinet sich darauf beschränken können, die von ihm verlangte Erwiderung auf die Vorschläge, welche Preußen ihm gemacht hat, hier niederzulegen. Die Krone Preußen beabsichtigt den Forderungen der Zeit „durch die Herstellung der Macht und Einheit Deutschlands mit der Möglichkeit eines gemeinsamen und kräftigen Auftretens gegen das Ausland und einer freien und fruchtbaren Entwicklung freisinniger Institutionen im Innern; durch die Schöpfung einer kräftigen, nicht durch die Möglichkeit innern Widerspruchs in sich selbst gelähmten, also einer einheitlichen Exekutiv-Gewalt; endlich durch die Bildung einer National-Vertretung in Staatenhaus und Volkshaus mit gesetzgebenden Befugnissen“ zu entsprechen u. diesen so errichteten Bundesstaat in ein vertragsmäßiges U.s. Verhältniß zu Oesterreich zu setzen. An die Rundgebung dieses Vorschlags werden die Vorschläge geknüpft: 1) daß Oesterreich die Grundzüge dieser U., wie sie in der Einsicht mitgetheilten Entwürfe angedeutet sind, annehmen und sich verpflichten zu Berlin ermächtigen wolle, daraufhin mit Preußen abzuschließen, daß Preußen es übernehme, diese U. den anderen deutschen Regierungen

Nationalvertretung gegenüber in's Leben zu rufen, deren Einführung in die völkerechtlichen Beziehungen aber von Preußen und Oesterreich gemeinschaftlich zu geschehen habe, wogegen 3) Oesterreich offenkundig zu erklären hätte, daß es der Bildung des Bundesstaates, mit Preußen an der Spitze, nicht entgegen sei und Preußen völlig freie Hand darin lasse, die hiezu nöthigen Schritte zu thun und mit den übrigen deutschen Regierungen selbstständig die erforderlichen Verhandlungen und Verabredungen zu treffen und daß 4) Oesterreich seine Zustimmung gebe, daß Preußen bis zum Abschlusse der Bundesstaatsverfassung die provisorische Central-Gewalt übernehme. Es liegt — wie gesagt — nicht in unserer Absicht, uns hier in eine Erörterung einzulassen, ob die Bildung eines so vollkommen einheitlichen Bundesstaates unabwiesliches Bedürfniß und auch ersprießlich sei. Zu den Anträgen 1 und 2 glaubt man bemerken zu sollen, daß wir nicht wohl mit Preußen eine bindende Uebereinkunft abzuschließen in der Lage sind, in welche als eigentlicher Paciscent ein Bundesstaat einzutreten hätte, der noch nicht einmal gebildet ist und über dessen Beschaffenheit und Verfassung zur Stunde noch kein Urtheil gefällt werden kann, da uns aus dem mitgetheilten Entwurfe des Verfassung-Abschnittes über das Reichsoberhaupt wohl die Absichten der Krone Preußens ersichtlich werden, welche dieselbe in Bezug auf die, von ihr zu diesem Bundesstaate einzunehmende, Stellung hegt, die Bildung dieses Bundesstaates jedoch, nach Preußen's eigener Erklärung, erst den diesfalls zu eröffnenden Verhandlungen vorbehalten bleiben muß. Was den sub 3 gestellten Antrag betrifft, finden wir denselben nicht im Einklange mit den, an Oesterreich, wie an alle übrigen Bundesstaaten ergangenen, Unterhandlungen und eben so wenig vereinbar mit der von Oesterreich bezeugten Bereitwilligkeit, sich bei diesen Verhandlungen zu betheiligen, welches Vorhaben es auch auszuführen gedenkt. Hinsichtlich des vierten Antrages endlich glaubt man wohl nicht der Berufung auf die zahlreichen Beweise von Vertrauen zu bedürfen, welche Oesterreich Preußen gegeben hat und gewiß noch immer zu geben bereit seyn wird. Auch liegen die Beweggründe für die, von dem kaiserlichen Cabinete wiederholt ausgesprochenen, Wünsche zu nahe, als daß über dieselben noch ein Zweifel obwalten sollte. Oesterreich verkennt Preußen's Stellung gewiß nicht, kann aber die seine darüber nicht vergessen und so wenig es selbst die ausschließliche Leitung der provisorischen Central-Gewalt in Anspruch nehmen würde, eben so wenig vermag es sich der, von einer andern Macht selbstständig geübten, Gewalt unterzuordnen, was doch jedenfalls, wenigstens bis zur vollständigen Auflösung der bisherigen Bundesverhältnisse, der Fall seyn müßte. Die Aufgabe, welche Preußen in dieser gefahrvollen Zeit zugewiesen ist, muß allerdings als eine schwierige und große anerkannt werden. Es ist aber doch wohl nicht anzunehmen, daß es begründete Besorgnisse hegen dürfe, die Lösung dieser Aufgabe erschwert zu sehen, wenn Oesterreich und Bayern es in derselben unterstützen. Die sich sonach ergebende Schwierigkeit, auf die von Preußen gemachten Vorschläge einzugehen, wird jedoch das, in allen sonstigen wesentlichen Fragen so glücklich bestehende und innige Einvernehmen zwischen beiden Mächten nicht zu stören vermögen....“ In einer zweiten Denkschrift des kaiserlich österreichischen Cabinets von demselben Datum wird Preußen der Vorschlag zur Bildung einer neuen provisorischen Central-Gewalt gemacht; es heißt unter anderen darin: „Es würde auch Preußens (alleinige) Uebernahme der Central-Gewalt in Deutschland, wie auswärts, manches Mißtrauen rege machen und dessen alleiniges Auftreten die Hindernisse noch vermehren, deren Bewältigung ohnehin schwierig genug seyn dürfte. Diese Rücksicht gilt insbesondere der, unverkennbar in Süddeutschland gegen Preußen herrschenden Stimmung, welcher durch Oesterreich's Theilnahme an der Central-Gewalt jeder Vorwand benommen würde.“ Auf beide Denkschriften erwiderte General v. Canitz durch Promemoria. Die Verhandlungen zwischen Preußen und Oesterreich hatten indes nicht zur Einigung geführt; ersteres erklärte sich bereit zur Entgegennahme österreichischer Vorschläge über Oesterreich's Stellung zu dem Bundesstaate. — Ich mit der k. bayerischen Regierung haben vertrauliche Besprechungen stattge-



1, sowohl über die Bildung einer neuen Central-Gewalt, als über die Ge-  
 g der definitiven Verfassung des Bundesstaates. Der k. bayerische Minister  
 v. Bfordten kam zu diesem Zwecke nach Berlin, wo er Ende Juni und  
 18. Juli 1849 verweilte und mit dem General v. Radowiz mehre vertrauliche  
 Besprechungen pflog, dem er auch die Abänderungsvorschläge übergab, da Bayern  
 seine schließliche Erklärung über die am 26. Mai getroffenen Verabredungen  
 (s. das Schlussprotokoll vom 26. Mai) vorbehalten hatte. Es wurde bereits ge-  
 sagt, daß die Besprechungen nicht zu dem von Preußen sehnlichst gewünschten Ziele  
 führten, da Herr v. d. Bfordten gegen den Inhalt des Verfassungsentwurfes  
 seinen Bedenken erhob. Näheres ersehen wir aus dem Erlasse des bayerischen  
 Staatsministers des k. Hauses und des Aeußern, welcher nach der Rückkehr  
 des Staatsministers v. d. Bfordten an die k. Gesandtschaften erging. Er heißt:  
 dem der unterzeichnete Staatsminister von der Reise zurückgekehrt ist, welche  
 ihm allerhöchsten Auftrage nach Wien und Berlin gemacht hat, erscheint es  
 nöthig, den königlichen Gesandtschaften über den gegenwärtigen Stand der  
 den Verfassungsfrage folgende Eröffnungen, theils zu ihrer eigenen Instruk-  
 tion, theils zu vertraulicher Mittheilung an die Regierungen, bei welchen sie be-  
 zogen sind, zu machen. Die größte Gefahr des Augenblicks liegt in dem droh-  
 enden Bruche zwischen Oesterreich und Preußen. Dieser Gefahr entgegen zu  
 gehn, war der Zweck der erwähnten Reise und er wurde in zwei Richtungen  
 ergriffen: einmal durch das Hinarbeiten auf Bildung einer neuen provisorischen  
 Central-Gewalt in Berlin Theil zu nehmen u. ermächtigte ihren Gesandten hiezu.  
 Das preussische Cabinet zeigte Anfangs wenig Lust, hierauf einzugehen, verstand  
 doch ebenfalls dazu und es fanden am 27. und 28. Juni d. J. Berathun-  
 gen statt, welche jedoch leider zu dem gewünschten Ziele nicht führten, vielmehr  
 die Gefahr eines förmlichen Bruches zwischen den beiden deutschen Großmächten  
 erhöht haben. Oesterreich, das sich bisher im ausschließlichen Besitze sowohl  
 der provisorischen Central-Gewalt, als durch die Person Seiner kaiserlichen Hoheit des Reichs-  
 hersers der provisorischen Central-Gewalt befand, wiederholte den, schon am  
 18. Mai d. J. schriftlich an Preußen gemachten Vorschlag, gemeinschaftlich eine  
 neue provisorische Central-Gewalt zu bilden und sie sofort zu übernehmen und stellte es  
 an, ob die übrigen Königreiche ein drittes Mitglied dazu wählen, oder ob von  
 Neuem die Wahl abgesehen werden soll. Bayern erklärte, daß es sich diesem Vorschlage  
 nicht widersetze und für sich auf jede Bethelligung an der provisorischen Central-Gewalt  
 verzichte, sofern dieselbe nur auf eine bestimmte Zeit gegründet u. die militärische  
 Competenz derselben nach der Bundes-Militär-Verfassung geregelt werde. Man  
 hoffte an Preußen die Wahl des Ortes für den Sitz dieser Gewalt und die  
 Leitung darüber, ob ihre Ausübung an Prinzen, oder an höhere Staats-  
 beamteten übertragen werden soll und deutete an, daß faktisch die Geschäfte an  
 die Prinzen überlassen bleiben würden. Auf dieses Entgegenkommen war vergeblich;  
 Preußen erklärte, an Bildung einer neuen Central-Gewalt erst dann Hand anlegen  
 zu können, wenn Oesterreich vorher die bestimmte Erklärung abgebe, daß es den  
 Verfassungsentwurf vom 28. Mai nicht als den Bundesverträgen von 1815 wi-  
 derständig erachte und seine Durchführung in ganz Deutschland in keiner Weise  
 hindern wolle. Diese Erklärung konnte der österreichische Gesandte nicht geben  
 und Oesterreich wird sie nicht geben. Es steht daher das vollständige Abbrechen  
 der Verhandlungen über diese Frage zwischen Oesterreich und Preußen zu erwar-  
 ten und die deutschen Regierungen werden sich entscheiden müssen, ob sie fortan  
 den Erzherzog Reichsverweser, oder die Krone Preußen als die Central-Gewalt be-  
 zogen. Die letztere tritt zwar faktisch als solche auf und wünscht auf dem Wege  
 der Handlung es rechtlich zu werden; der Erzherzog hat aber das Recht offenbar  
 nicht. Die Weigerung Preußens, den Reichsverweser ferner anzuerkennen, kann  
 die Auflösung der Nationalversammlung nicht begründet werden. Die Rechte  
 der Nationalversammlung durch förmlichen einstimmigen Beschluß an-  
 zuerkennen. Gesezt aber, die bisherige provisorische Centralgewalt

mehr, so wäre jedes Mitglied des unauf lösblichen Bundes von 1815 verpflichtet, selbst ohne Verzug zur Bildung eines neuen Central-Organs für diesen Bund mitzuwirken, damit der Bund nicht faktisch aufgelöst sei. Diese Mitwirkung an willkürlichen Bedingungen zu knüpfen und noch dazu an die Bedingung, daß Oesterreich die definitive Umgestaltung des ganzen Bundes in eine, die Grundzüge desselben verlebende, Verfassung genehmige, widerspricht den klarsten Rechtsätzen. Hierin findet Oesterreich und mit Recht einen Bruch der Verträge von 1815, die bisher selbst von den revolutionären Regierungen von Frankreich geachtet worden sind u. es läßt sich leicht voraussehen, welche Folgen dies nach sich ziehen kann. Die Verhandlungen über die definitive Verfassung, resp. über die Abänderung des Verfassungs-Entwurfes vom 28. Mai, ohne welche Bayern demselben nicht beitreten kann, konnten in Folge des Mißlingens der Bildung einer neuen provisorischen Centralgewalt nicht offizielle, sondern nur vertrauliche seyn. Bayern verlangt, daß die Reichsregierung beim Fürsten-Collegium mit dem Vorsteher verbunden werden soll, der zwischen Oesterreich und Preußen zu wechseln hätte; es verlangt außerdem Beschränkung der Kompetenz der Reichsregierung bezüglich der auswärtigen Vertretung, die den einzelnen Staaten nicht völlig entzogen werden dürfe; rückständig der Consumtions-, Produktions-Steuern, wegen seines Malzausschlages, rückständig der Gesetzgebung über Freizügigkeit, Heimath, Ansfähigmachung u. Gewerbenwesen; es verlangt endlich die Möglichkeit, das in Berlin entworfene Wahlgesetz eines freier und den bayerischen Zuständen entsprechender zu gestalten. Von Seite Preußens wird auch hier in allen wesentlichen Punkten, namentlich an der preussischen erblichen Reichsvorstandschast und daran festgehalten, daß der Reichsvorstand allein die ganze diplomatische Vertretung, die Disposition über die Armee, die Entscheidung über Krieg und Frieden und die Wahrung des innern Friedens, also eigentlich alle Souveränitätsrechte in sich vereinige. Es ist nicht mehr zu verkennen, daß man die Scheidung des übrigen Deutschland's von Oesterreich und seine Unterwerfung unter Preußen erstrebt und daß man die ganze Frage lediglich als eine Frage der Macht und des Interesses auffaßt. Zu wünschen bleibt nur, wenn auch schwer zu hoffen, daß die Lösung der Frage nicht eine gewaltthätige werde, daß sie insbesondere nicht aus einer deutschen Angelegenheit sich in eine europäische verwandele. Damit Bayern bis zum letzten Augenblicke bestrbt bleibe, dies abzuwenden, werden die gepflogenen vertraulichen Verhandlungen im schriftlichen Wege zu officiellen gemacht werden. Diese Ausführungen werden hinreichen, der k. Gesandtschaft die abschriftlich anliegenden, zwischen dem Unterzeichneten und dem Grafen v. Brandenburg gewechselten, Notizen zu erläutern und im Zusammenhange mit diesen die gegenwärtige Stellung Bayern's zur deutschen Frage klar zu machen. München den 12. Juli 1849. (gez.) von der Bfordten." Hierauf entgegnete die preussische Regierung in nachstehendem Circular: "Der k. bayerische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herr Dr. v. d. Bfordten, hat nach seiner Rückkehr aus Berlin unter'm 12. Juli ein Circular an die k. bayerischen Gesandtschaften erlassen, um denselben über die hier stattgefundenen Besprechungen und über den Stand der deutschen Verfassungsfrage im Allgemeinen Eröffnungen zu machen, welche als theils zu ihrer eigenen Instruktion, theils zu vertraulicher Mittheilung an die Regierungen bestimmt bezeichnet werden. Die k. Regierung hat nicht ohne Erstaunen von diesem Aktenstücke Kenntniß nehmen können, welches vom Anfang bis zu Ende eine Anklageschrift gegen Preußen bildet u. in welchem der k. bayerische Minister mit der Rolle eines Anklägers zugleich die eines Vermittlers in Anspruch nimmt. Die deutschen Regierungen, denen dies Circular mitgetheilt worden, können nicht weniger, als wir, durch diese Eröffnungen überrascht worden seyn. Es bedarf für sie wohl kaum der aufklärenden Bemerkung, daß hier kein Bedürfniß gefühlt hat, eine vermittelnde Thätigkeit des k. bayerischen Ministers eintreten zu sehen. Wenn das k. Cabinet die Anwesenheit des Herrn von Bfordten als eine willkommene Gelegenheit ergriffen hat, durch vertrauliche Verhandlungen den Zweck der Verständigung über die vorliegenden Fragen zu

ordern, so ist es nicht von der Voraussetzung ausgegangen, daß der k. bayerische Minister sich auf jenen Standpunkt zu stellen gemeint seyn könne. Es liegt mir nedes daran, Ew. ic. vollständig von der Lage der Dinge unterrichtet zu sehen; ich übersende Ihnen daher in der Anlage das erwähnte Circular, so wie die, hier mit Herrn v. d. Pfordten gewechselten Aktenstücke. Der Minister v. d. Pfordten hat es für gut gefunden, einen offenen Bruch zwischen Oesterreich und Preußen als nahe bevorstehend und fast unvermeidlich anzukündigen; er wirft die Schuld davon einzig und allein auf Preußen, welchem er sowohl in dem Verhalten zur bisherigen provisorischen Centralgewalt, als in den Bestrebungen für Errichtung eines Bundesstaates einen Bruch „der selbst von den revolutionären Regierungen Frankreichs bisher geachteten Verträge von 1815“ vorwirft und welches er des Ehrgeizigen Trachtens anklagt, Oesterreich aus Deutschland hinausdrängen und letzteres sich unterwerfen zu wollen; er stellt die gewaltsame Lösung der deutschen Frage, oder eine Verwandlung derselben in eine europäische Frage in Aussicht undietet zur Vermeidung solchen Uebels noch einmal die Vermittelung Bayern's an. Welche Gründe den k. bayerischen Minister berechtigen konnten, einen drohenden Bruch zwischen den beiden Großmächten auf so bestrebende Weise zu verkündigen, müssen wir dahin gestellt lassen. In den hier stattgefundenen vertraulichen Berechnungen konnte sicherlich kein Anlaß dazu liegen. Wäre eine solche Gefahr vorhanden, so würde wohl kaum die Dazwischenkunft des Herrn von der Pfordten dieselbe vermindert haben, so wenig wir annehmen können, daß die Gefahr, wie es das Circular andeutet, durch die Besprechungen vermehrt worden sei. Was aber die gegen Preußen gerichteten Vorwürfe betrifft, so genügt es, dieselben ausgerechnet zu haben, damit sich ihre Widerlegung in sich selbst finden. Die k. Regierung kann es nicht ihrer Würde gemäß achten, sich auf eine Vertheidigung gegen dieselben einzulassen. Am wenigsten glauben wir nöthig zu haben, unsere Achtung der Bundesverträge von 1815 zu beweisen, einer Regierung gegenüber, welcher wir soeben durch die That gezeigt haben, daß wir die, durch diese Verträge uns auferlegten, Bundespflichten heilig zu halten u. zu erfüllen wissen, auch wenn wir für den Augenblick es als Thatsache annehmen müssen, daß ein gemeinsames Organ dieses Bundes nicht besteht; durch den Mangel dieses Organs ist der Bund selbst für uns nicht aufgehoben. Wohl aber hält es die k. Regierung für Pflicht, sich noch einmal offen über ihre eigene Stellung auszusprechen, um jeden Gedanken zu entfernen, als könne ihr Standpunkt verrückt worden seyn. Wir halten einfach an dem Standpunkte fest, den wir durch das Bündniß vom 26. Mai gemeinsam mit den, demselben beigetretenen, Regierungen eingenommen haben. Der wesentliche Zweck dieses Bündnisses war u. ist, nicht nur für den Augenblick die Sorge zu gemeinsamem Handeln und gegenseitigem Schutz zu treffen, sondern auch die Gestaltung eines Definitivums einzuleiten, wie die verbündeten Regierungen es den Bedürfnissen der deutschen Nation entsprechend erachten konnten. Beide Zwecke müssen wir für gleich wichtig halten; die große Krise, welche Deutschland im vergangenen Jahre erschüttert hat, muß bald einem heilsamen und dauernden Abschluß entgegengeführt werden, wenn die Gefahren der Zukunft nicht größer werden sollen, als die der Vergangenheit. Hierin liegen die Bedingungen für unsere Stellung sowohl zu der Frage um Bildung einer provisorischen Centralgewalt, als zu der Frage um die definitive Verfassung Deutschland's. Beide können wir nicht ohne Beziehung auf einander behandeln. Wir können zu einem neuen Provisorium nur unter der Voraussetzung die Hand bieten, daß durch dasselbe die Erreichung jener wesentlichen Aufgaben nicht gehemmt und gefährdet werde. Je fester wir überzeugt sind, daß wir uns sowohl mit dem Bündniß vom 26. Mai, als mit dem, durch dasselbe in Aussicht gestellten, Bundesstaat innerhalb der Verträge von 1815 bewegen, um so mehr müssen wir an der Anerkennung dieser Thatsache (welcher übrigens selbst die frühere provisorische Centralgewalt bekanntlich nicht entgegengesetzt hat) als der nothwendigen Voraussetzung für die weitere Verhandlung, festhalten. Wir sind dies nicht allein uns sel

Oldenburg, Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt, Fürstenthum Reuß ältere und jüngere Linie und die freien und Hansestädte Hamburg und Bremen; c) die Bereitwilligkeit zum Beitritt erklärten vorläufig: das Großherzogthum Luxemburg, Herzogthum Nassau und Röhren, die Fürstenthümer Schwarzburg-Sondershausen, Waldeck und Schaumburg-Lippe, die Landgrafschaft Hessen-Homburg und die freie Hansestadt Lübeck; d) Erklärungen waren noch nicht eingegangen: vom Königreich Württemberg, von den Fürstenthümern Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen, Lippe-Deimold, Liechtenstein und von der freien Stadt Frankfurt. Die Verhältnisse in Holstein und Lauenburg waren den weiteren Friedensverhandlungen vorbehalten worden. — Inzwischen wurden die, eine Zeit lange unterbrochenen, Verhandlungen mit der kaiserlich österreichischen Regierung wieder von Preußen aufgenommen, wozu die Anwesenheit des früheren Unter-Staats-Sekretärs im Reichsministerium, Legationsraths v. Biegeleben, Veranlassung war. Dieser war im Anfang Augusts (1849) nach Berlin gekommen, um vertrauliche Eröffnungen anzuknüpfen, weil der damalige Reichsverweser Erzherzog Johann den ernstlichen Wunsch aussprach: „aus seiner schwierigen und nicht mehr allseitig anerkannten Stellung auf eine, alle Regierungen befriedigende, Weise zurückzutreten. Schriftliche Verhandlungen fanden zwischen dem preussischen Cabinet und dem Herrn v. Biegeleben nicht statt, sondern dieser legte nur in durchaus vertraulicher Weise den Entwurf einer Uebereinkunft über ein Provisorium vor. Die preussische Regierung anerkannte beide Fassungen, nämlich den Entwurf, sowie die wenigen, von Herrn v. Biegeleben beigefügten Modifikationen, als ihrem Standpunkte völlig entsprechend. Nachdem die Besprechungen in Berlin zur wesentlichen Annäherung einer Verständigung geführt hatten, reiste Herr v. Biegeleben zu gleichem Zwecke nach Wien. Der preussische Gesandte in Wien wurde von seiner Regierung zugleich von der ganzen Angelegenheit in Kenntniß gesetzt und zu näheren Besprechungen darüber mit dem k. k. Minister-Präsidenten ermächtigt. Das Resultat der Vorverhandlungen war, daß das k. k. Cabinet, von dem aufrichtigen Wunsch nach einer Einigung über diese wichtige Angelegenheit befeelt, sich entschloß, einen im Wesentlichen ähnlichen, nur in einigen Stücken modificirten, Entwurf der preussischen Regierung in offizieller Weise vorzulegen. Es kam auch wirklich über diese Fassung eine Uebereinkunft zu Stande und wurde am 30. September zwischen dem k. k. österreichischen Minister-Präsidenten Fürsten v. Schwarzenberg und dem k. preussischen Gesandten Grafen v. Bernstorff abgeschlossen und die Ratifikation der Regierungen vorbehalten. Die Regierungen von Oesterreich und Preußen übernahmen sofort die provisorische Leitung der gemeinsamen deutschen Angelegenheiten als Interim (s. „das Interim, die kleinen deutschen Staaten und die deutsche Freiheit von Franz Schuselka,“ Wien 1849, eine Schwäbischschrift; ferner „Beiträge zur neuesten deutschen Geschichte von J. G. Droyfen,“ Braunschweig). Unterdessen wurden die Sitzungen des Verwaltungsrathes fortgesetzt. Man will bei der Verwaltung festgestellt haben: „daß die Verhandlung einer Regierung über ihren frei zu beschließenden Beitritt zu einem bereits abgeschlossenen und zu Recht bestehenden Vertrage nur auf Einigung über den urkundlich vorliegenden Inhalt dieses Vertrages, nicht aber auf eine Modifikation des Inhaltes selbst gerichtet werden könne; daß ferner in jedem Falle der Anschluß an das Bündniß nur unbedingt geschehen dürfe und deshalb auch an den Vorbehalt einer, noch zu erwartenden, ständischen Genehmigung nicht zu binden sei.“ Den später tretenden Regierungen wurde die Befugniß gewährt, zur Mitbesorgung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten und Wahrnehmung ihrer eigenen Interessen einen andern Bevollmächtigten zum Verwaltungsrathe abzuordnen, oder einem andern Mitgliede desselben diesen Auftrag zu geben. Am 2. Juli (1849) wurde das preussische Schiedsgericht zu Erfurt installiert. — In der Sitzung am 30. Juli 1849 nahmen die hessische und hessisch-nassauische Bevollmächtigte den Antrag, daß der Verwaltungsrath über einen Termin zur Vornahme der Wahlen für das Reichsversammlungstag, beziehungsweise über die Berufung des Reichstags

elbst, verständigen und demnächst die verbündeten Regierungen auffordern möge, die ihrerseits dazu nöthigen Maßregeln ungesäumt zu ergreifen; am 26. September erneuerte er diesen Antrag motivirt und, nachdem mehre bedeutende Debatten vorangegangen waren, wurden die Verhandlungen in diesem Betreffe am 19. Oktober geschlossen. Von diesem Tage datirt sich der Bruch zwischen der Union und der sächsischen und hannoverschen Regierung. Es heißt in dem Sitzungsprotokolle eines Datums: „Mit Ausnahme des k. sächsischen und des k. hannoverschen Bevollmächtigten haben die sämmtlichen Bevollmächtigten der, auf Grund des Vertrages vom 26. Mai verbündeten, Regierungen sich zu folgender Feststellung vereinigt: 1) Der 15. Januar 1850 ist als derjenige Tag angenommen, an welchem die allgemeine Wahl der Abgeordneten zum Volkshaufe für den nächsten Reichstag nach einem, von dem Verwaltungsrathe vorher zu beschließenden, gemeinschaftlichen Ausschreiben desselben in dem ganzen Bereiche der verbündeten Staaten stattfinden wird.“ In der Sitzung am 23. Oktober legte der Vorsitzende folgende gemeinschaftliche Note des k. sächsischen und des k. hannoverschen Bevollmächtigten vor: Die unterzeichneten Bevollmächtigten der k. sächsischen und der k. hannoverschen Regierung sehen sich in die Nothwendigkeit versetzt, nach dem Verlaufe der bisher taggefundenen Verhandlungen über die Feststellung eines Termins zur Anordnung der Wahlen für den demnächstigen Reichstag folgendes zur Kenntniß der königlich preussischen Herren Bevollmächtigten u. Vorsitzenden im Verwaltungsrathe der, durch den Vertrag vom 26. Mai 1849 verbündeten, Regierungen zu bringen und dessen Mittheilungen an den Verwaltungsrath zu beantragen. In Festhaltung des Vertrages vom 26. Mai 1849 müssen die Regierungen von Sachsen und Hannover in dem, von der königlich preussischen und der Mehrzahl der übrigen verbündeten Regierungen beabsichtigten Vorschritte, mit Bestimmung eines äußersten auf den 15. Januar 1850 festgesetzten Termins, zur Vornahme der Wahlen Behufs des demnächst zu berufenden, die deutsche Verfassung mit den Regierungen vereinbarenden, Reichstages in ihren Ländern zu verfahren und es den nicht einverstandenen Regierungen zu überlassen, ob und wann sie in gleichem Maße vorschreiten wollen, eine, dem Bündnisse vom 26. Mai entgegenlaufende, die Zwecke desselben gefährdende und insbesondere die äußere und innere Sicherheit Deutschlands bedrohende, Maßregel erblicken. Die Unterzeichneten dürfen sich dabei nicht allein auf die in den Sitzungen des Verwaltungsrathes vom 5. und 9. d. M. entwickelten Gründe, sondern auch auf den Inhalt der Note des Unterzeichneten königl. sächsischen Bevollmächtigten vom 2. Juli d. J. beziehen, worin bereits die Nothwendigkeit einer Verständigung mit Oesterreich in ihrem entschiedenen Einflusse auf die Wirksamkeit und den Erfolg der Bestrebungen des Verwaltungsrathes auf Bildung eines Bundesstaates hervorgehoben sind; auch erblicken sie in der, von dem kön. preussischen Regierungscommissär in der zwölften Sitzung der zweiten Kammer der hiesigen Nationalversammlung im Namen der Regierung ausgesprochenen Erklärung: „daß ein Zusammenhalten mit Oesterreich eine Lebensfrage für das deutsche Verfassungswerk ist,“ einen sehr kräftigen Stützpunkt für ihre Ansicht. Die Unterzeichneten müssen sich und ihre Regierungen daher gegen alle die Folgen, welche sich, ihrer Uebersetzung nach, einem solchen Vorschritt der königlich preussischen Regierung und der übrigen sich ihr anschließenden Regierungen knüpfen werden, hierdurch feierlich warnen und gegen die Befugniß dieser Regierungen zu einem solchen Schritte, das aufferhalb der Zwecke des Bündnisses und des Art. XI. der Bundesakte steht und eben so den Befugnissen des Verwaltungsrathes, bei welchem in Ermangelung einer besondern Vereinigung zu einer bindenden Beschlußfassung die Einwilligung der Stimmen als erforderlich vorausgesetzt werden muß, widersprechend, durch protestiren, daß es nicht gelungen, den Süden Deutschlands in den Reichsverband, wie er durch den Verfassungs-Entwurf bestimmt worden, aufzunehmen; daß vielmehr nicht mehr zu erreichen gewesen, als die Herstellung eines nord- und mitteldeutschen Bundes,“ so wird auch gegenwärtig der Vertrag nicht annehmen seyn, wo die Vorbehalte der königl. sächsischen

abgedruckt findet. Besonders wichtig, aber von zu hier mitgetheilt werden könnten, sind in diesem Deutschen Reichsminister, Freih. v. Beust, datirt 19, an den königlich preussischen Minister des Ausdrucks in den „Aktenstücken betreffend etc.“ II. Bd., letzten Erklärungen der königlichen Regierungen von 4. und 11. November (abgedruckt wie oben S. 135) ungen der „treugebliebenen“ Bevollmächtigten d. 17. November zu dem Beschlusse: 1) Die allgemeine Volksversammlung des nächsten Reichstages in den deutschen Staaten auf den 31. Januar die verbündete Regierungen sind ersucht, im Ausfertigung sofort zugehenden Beschlusses, nahme dieser Wahl rechtzeitig mit der ersten demnächst einzuberufende Reichsversammlung wird in der Stadt Erfurt zu des letzten Novembers dem Verwaltung über den Anschluß des Fürstenthums Waldeck egelegt worden war, hatten nun alle deutschen die durch besondern Vertragsschluß beigetreten waren, rt. Wirkliche Theilnehmer des Bündnisses waren, ntrahenten — die königlichen Regierungen von: 1) 1) Hannover (diese beiden Staaten gehörten formell Austritt erfolgte erst später) — die Regierungen von m Hessen, 6) Kurfürstenthum Hessen, 7) Sachsen-merin, 9) Mecklenburg-Strelitz, 10) Oldenburg (trat Braunschweig, 13) Sachsen-Koburg-Gotha, 14) schen-Altenburg, 16) Anhalt-Desau und Anhalt-g, 18) Schwarzburg-Rudolstadt, 19) Schwarzburg-urg-Lippe, 21) Lippe-Detmold, 22) Waldeck, 23) jüngere Linie, 25) Lübeck, 26) Bremen, 27) Ham-ellung zählte der Bundesstaat 7480 □ Meilen und der Sitzung am 13. Februar 1850 zog der Verwaltung mal in Vorschlag gebrachte „Additionalkarte zu dem deutschen Reiches“ in Beratung; durch dieselbe Union“ für die verbündeten Staaten eingeführt. Gesamtheit derjenigen Staaten, welche die Reichs- den deutschen Bundesstaat unter dem Namen: „deut- und Staatenhaus führen den Namen: „Parla- n.“ Dem entsprechend werden sämtliche Bezeich- che gebildet. Artikel II. Das Verhältniß der U. nden, deutschen Staaten bleibt der nähern gegenseit- t. Art. III. Die deutsche U. übt als politische Ge- und alle diejenigen Rechte aus u. erfüllt alle die- amtlichen darin begriffenen Einzelregierungen seither IV. Die der U. Gewalt zustehende völkerrechtliche staats (§. 6 und 7 der Reichsverfassung) wird auch deutschen Staaten gegenüber ausgeübt. Art. V. Das ht des Kriegs und Friedens (§. 10 der Reichsver- l. verbleibenden, deutschen Staaten gegenüber nicht iben im Verhältnisse zu diesen die, den Landfrieden der Bundesgesetzgebung von 1815 in Kraft. Das er Weise geordnet, welche sich der Krieg it. Art. VI. Das Fürsten-Collegium ~~...~~ ften; 2) Sachsen, Sachsen-Weimar, C

nigen-Silbberghausen, Sachsen-Koburg-Gotha, Sachsen-Altenburg, Anhalt-Desau, Anhalt-Bernburg, Anhalt-Röthen, Schwarzburg-Sondershausen, Schwarzburg-Rudolstadt, Reuß ältere Linie, Reuß jüngere Linie; 3) Hannover, Braunschweig, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz, Oldenburg, Lübeck; Bremen, Hamburg; 4) Baden; 5) Kurhessen, Großherzogthum Hessen, Nassau, Waldeck, Schaumburg-Lippe, Lippe. Neu eintretende Staaten rücken da ein, wo sie in dem §. 67 der Reichsverfassung verzeichnet sind. Art. VII. Bei dem dermaligen Umfang des Bundesstaates vertheilt sich die Zahl der Mitglieder des Staatenhauses in folgender Weise: Preußen 40 Stimmen, Sachsen 12, Hannover 12, Baden 10, Kurhessen 7, Großherzogthum Hessen 7, Mecklenburg-Schwerin 4, Nassau 4, Braunschweig 2, Oldenburg 2, Sachsen-Weimar 2, Sachsen-Weiningen-Silbberghausen 1, Sachsen-Koburg-Gotha 1, Sachsen-Altenburg 1, Mecklenburg-Strelitz 1, Anhalt-Desau 1, Anhalt-Bernburg 1, Anhalt-Röthen 1, Schwarzburg-Sondershausen 1, Schwarzburg-Rudolstadt 1, Waldeck 1, Reuß ältere Linie 1, Reuß jüngere Linie 1, Schaumburg-Lippe 1, Lippe-Deimold 1, Lübeck 1, Bremen 1, Hamburg 2, zusammen 120 Stimmen. Neu eintretende deutsche Staaten erhalten dieselbige Zahl von Mitgliedern in das Staatenhaus, welche der §. 85 der Reichsverfassung für sie angibt. Art. VIII. Diejenigen Mitglieder der U., welche mit Staaten ausserhalb der U. in Zollvereinsverträgen stehen, oder durch Handelsverträge völkerrechtliche Verbindlichkeiten eingegangen sind, können in der Ausübung der dadurch übernommenen Pflichten nicht behindert werden. Es bleibt vorbehalten die darauf bezüglichen Bestimmungen des Abschnitts II. Art. VII. der Reichsverfassung suspendirt, bis jene Verträge abgelaufen sind. Art. IX. Die Bestimmungen des vorstehenden Paragraphen finden auch auf den Abschnitt II. Art. II. der Reichsverfassung insoweit Anwendung, als in Beziehung auf Münzen, Papiergeld, Maß und Gewicht hindernde Verträge bestehen möchten. Art. X. Der Beitritt eines deutschen Staates zu der U. ist nicht als Abänderung der Reichsverfassung zu betrachten, sondern erfolgt kraft eines Beschlusses der Unionvorstände. Unter Vorbehalt desselben kann die Aufnahme durch den Unionsvorstand einzuwickeln verfügt werden. Vorstehende Artikel bilden für den, im Eingange bezeichneten Zeitraum einen integrierenden Theil der Reichsverfassung, mit gleicher bindender Kraft, wie die Verfassung selbst. — Außerdem wurde noch vorgelegt in derselben Sitzung am 13. Februar ein anderes „Einberufungsbekret für den definitiv am 20. März zusammentretenden Reichstag“. Dasselbe weist auf die, durch Artikel III. und IV. des Vertrages vom 26. Mai eingegangene, Verpflichtung der verbündeten Regierungen zu der baldigen Berufung eines Reichstages hin und setzt fest: 1) Die in Art. IV. des Vertrages vorgesehene Reichsversammlung ist auf den 20. März 1850 in der Stadt Erfurt einzuberufen; 2) es wird dieser Reichsversammlung der Entwurf der Verfassung des deutschen Bundesstaates und des betreffenden Wahlgesetzes, wie derselbe ursprünglich und vertragsmäßig festgestellt worden, durch den Verwaltungsrath zur Vereinbarung vorgelegt werden; 3) alle Zuständigkeiten der Reichsversammlung sind durch die Vereinbarung über den Verfassungsentwurf und das Wahlgesetz begrenzt und beschlossen; 4) alle verbündeten Regierungen haben das Einberufungsbekret des deutschen Verwaltungsrathes rechtzeitig im ordentlichen Wege bekannt zu machen. Bei der Eröffnung des Reichstages selbst und der Uebergabe der Vorlagen (Entwurf und Additionalakte) wird der Verwaltungsrath durch seine Commissäre zugleich eine Botschaft an die Reichsversammlung gelangen lassen, worin die sofortige Einsetzung der Reichsregierung beantragt und dieser die Bestimmung der, alsbald in Vollzug zu setzenden, Verfassungsartikel überlassen wird. — Am 25. und 26. Februar wurde im Verwaltungsrathe die Additionalakte nochmals discutirt und in fast ganz unveränderter Fassung angenommen. Aus Anlaß der Zusatzakte gab in der Sitzung des Verwaltungsrathes (vom 26. Februar) der großherzoglich hessische Bevollmächtigte sein Bedenken zu Protokoll: daß die Bildung von Curien für das Fürsten-Collegium sehr mangelhaft sei. Daß dem Großherzogthume Hessen im Staatenhause die, von der Frankfurt

fung ihm zugetheilt, acht Stimmen wieder zuerkannt werden sollen. Der nburg-strelitz'sche Bevollmächtigte erklärte im Namen seiner Regierung, daß erhaupt nicht weiter auf vertragmäßige Verpflichtungen eingehen möchte, die Verfassung nur zu einer Vereiöverfassung eines Complexes deutscher en, gegenüber den Staaten, die nach Oesterreich und Preußen die größten utschland, zusammen schwinde. Am 1. März kam die Botschaft der Regier- an den Reichstag zur Discussion, so daß dann alle Vorlagen ihre Erledig- zefunden hatten. Am letzten Tage kam auch die hannover'sche Austritts- ung zur Berlesung. Natürlich waren alle Bevollmächtigten mit derselben bekannt und auf die Discussion vorbereitet. Zwei Mitglieder (v. Lepel und f) gaben „ber, über den offenen Vertrags- und Treuebruch (!) sich kund- ven, Indignation“ den entsprechenden Ausdruck durch protokollarische Erklär- , welchen alle Mitglieder (mit Ausnahme v. Derzens für Mecklenburg- s) beistimmten. So wenig auch im Allgemeinen der Rücktritt Hannovers chend war, so rief doch die definitive Nachricht hievon in Berlin, wie über- in Preußen, Erbitterung und Entrüstung hervor. Es hieß: „Man schlei- ns den gebrochenen Vertrag offen in's Antlitz; man höhnt sogar, weil man i pocht, daß der Landfriede des deutschen Bundes vor der Rache schirmt.“ gestanden damals selbst „Stodpreußen“ zu, es könne von ihnen nicht be- lit werden, daß Hannover (und Sachsen) faktisch das Recht beizöhne, von orbehalte „noch jetzt“ Behufs des Austritts Gebrauch zu machen. Oester- jatte sich in einer Note gegen die Einberufung eines Reichstags zu Erfurt hrt, wodurch zwischen diesem Staate und Preußen einige Konflikte hervor- n wurden, die jedoch bald ihre Ausgleichung fanden. Wie bereits früher , schloß Bayern sich ebenfalls von der U. aus; nicht allein, weil das Bünd- brundsätze enthielt, welche den Wünschen und dem Wohle des bayerischen s entgegen standen, sondern weil, nach dem freiwilligen Ausscheiden aus dem t Bunde des Reiches von Oesterreich, Bayern dem Könige von Preußen Hegemonie einräumen konnte und wollte. Württemberg hielt an derselben t fest und folgte dem Beispiele Oesterreichs und Bayerns. — Obwohl nun, den Ausschreibungen der einzelnen Regierungen, die Wahlen für den Reichs- vrgenommen wurden, denen sich aber die preussischen Demokraten entzlugen, ubte man doch immer, besonders in Erfurt, daß eine weitere Verlegung des ns stattfinden und eine andere Stadt zum Sitze erwählt werde, da hier die affung aller Vorkehrungen darauf schließen ließ. Inbeß wenige Tage vor O. März begann man mit der Einrichtung der Augustiner-Kirche zu Erfurt. lbenbe des 19. März waren die Abgeordneten ungefähr zur Hälfte eingetrof- Erfurt war stille, nicht eine einzige Fahne wehete und die Bewohner trieben inmert ihr Tagewerk. Sonderbarer Weise herrschte eine lächerlich-strenge icontrolle, aber nur an einem Punkte, am Bahnhofe. Jeder Einpassstrende der Verifikation unterworfen, wodurch selbst Abgeordnete in Verlegenheit . Mittlerweile standen aber sieben andere Thore frei. Noch an dem Abende itete sich das Gerücht, daß von Seite des Verwaltungsrathes, der unter- seine Sitzungen in Berlin beschloffen und seine Ueberriedelung nach Erfurt ommen hatte, eine mehrwöchentliche Vertagung beabsichtigt werde, die jedoch als nicht eher eintreten würde, als bis irgend ein positives Resultat erreicht, erfassung en bloc (über Bausch und Bogen) angenommen und eine Unions- ng eingesetzt wäre; für die Revision der Verfassung und die Berathung rigen Vorlagen dürfte dann den Regierungen eine kurze weitere Frist wün- werth erscheinen. — Die Eröffnung der Parlamentsitzung und die Vorbe- g zur Constituirung der beiden Häuser sind am 20. März nun wirklich pro- amäßig vor sich gegangen. Mit Glockengeläute, Gesängen der vereinigten laseln und einem feierlichen Umzuge sämtlicher Gewerke mit ihren ~~Junungs-~~ wurde der Festtag eingeweiht. Um 10 Uhr begaben sich die ~~Parlamentshäuser,~~ je nach ihren Glaubensbekenntnissen gesond



Eröffnungsbrede zu lesen. Keine Begrüßung, keine Anrede an die B  
Der Vortrag ist eine, im bürren Geschäftsstyl gehaltene, Motivierung  
würdigen Handlung und lautet: „Meine Herren! Die durch das  
26. Mai verbündeten Regierungen haben sich verpflichtet, dem dem  
eine Verfassung nach dem damals zugleich eröffneten Entwurfe zu ge  
einem Reichstage zur Genehmigung vorzulegen. Man ging damals  
von der Erwartung aus, daß ganz Deutschland, ausser den österreichisch  
sich diesem Bündnisse anschließen werde, doch wurde hievon der Vollzug  
abhängig gemacht, sondern im §. 1. bereits die Möglichkeit vorausg  
vielleicht auch andere Staaten nicht beitreten würden. Sobald demna  
nach und nach eingehenden Erklärungen feststand, daß die große D  
deutschen Regierungen zum Anschluß entschlossen war, durften die  
Staaten nicht zögern, das der Nation gegebene Versprechen, so weit  
lag, zu erfüllen, obgleich Bayern, Württemberg und einige kleinere  
theils den Beitritt versagten, theils sich vorläufig jeder bestimmten  
enthielten. Nur Hannover und Sachsen waren anderer Ansicht; sie  
nicht für zeitgemäß, mit der Berufung eines Reichstags vorzuschreiten  
Verhältniß zu Oesterreich, oder doch zu Bayern und Württemberg fe  
Sachsen ist bei dieser Ansicht stehen geblieben, Hannover aber hat f  
Bündnisse ganz losgesagt u. es ist deshalb vom Verwaltungsrath die  
einer Klage beim Bundesschiedsgerichte beschlossen worden. Bis zur  
dieser Angelegenheit aber sind beide Regierungen auch ferner als W  
zu betrachten und bei ihren früheren Verpflichtungen festzuhalten.  
wärtige Parlament ist zusammengetreten, um das Verfassungswerk zu  
zu bringen. Es werden Ihnen, neben dem Entwurfe der Verfassung d  
Reiches und dem Wahlgesetze für die Abgeordneten zum Volkshause,  
Reichsgesetz-Entwürfe, betreffend das Reichsschiedsgericht und das Ve  
Hoch- und Landesverraths gegen das Reich, vorgelegt werden. Da u  
fassungsbestimmungen nicht auszuführen sind, bis das Verhältniß zu  
deutschen Staaten geordnet seyn wird, so wird zugleich eine Addition  
Prüfung und Erklärung des Parlaments eingebracht werden. Auch  
der Zoll- u. Handelsangelegenheiten liegen eigenthümliche Verhältnisse

Regelung dieser verwickelten Verhältnisse dürfte vorerst am zweckmäßigsten dem Verwaltungsrathe überlassen und ihre definitive Feststellung einem künftigen Paramente vorbehalten bleiben. Die Vertretung des Verwaltungsrathes im Paramente ist in die Hände von fünf Commissären gelegt worden. Es sind diese functionen dem General v. Radowiz, dem Staatsminister Freiherrn v. Carlowitz, dem Legationrath Dr. Liebe, dem Präsidenten Vollbracht und dem Geh. Rath Freiherrn v. Lepel übertragen worden, welche demnach den öffentlichen Sitzungen beiwohnen, so wie zu allen nöthigen Mittheilungen und Ausschüssen in den Ausschüssen und Commissionen bereit seyn werden. Ich erkläre hierdurch im Namen der verbündeten Regierungen dieses Parlament für eröffnet.“ — Unmittelbar darauf brach die Versammlung auf, um sich nach dem Martinskloster zu begeben, wo jedes der beiden Häuser sofort seine erste vorbereitende Sitzung hielt. Das Hauptschiff der Augustinerkirche bildet das Lokal des Volkshauses, die beiden Seitenschiffe wurden zu den Galerien umgewandelt, das Ganze macht einen schlechten Eindruck. Das Lokal des Staatenhauses, ebenfalls in der Augustinerkirche, ist schön, ansehnlich. Im letztern führte als Alterspräsident der ehemalige Staatsminister v. Eichhorn den Vorsitz; allein er war diesem Amte so wenig gewachsen, daß seine ganze Haltung einen peinlichen Eindruck auf alle Anwesenden machte. Von den Rednern ergriff zuerst der Bevollmächtigte v. Carlowitz das Wort, um dem Präsidenten sechs Botschaften des Verwaltungsraths zu übergeben, nämlich: die Eröffnungsbotschaft, den Entwurf der Verfassung nebst der Additionalkarte, der Denkschrift dazu, den Gesetzentwurf des Verfahrens gegen Hochverrath am Reiche betreffend, den Entwurf eines Gesetzes über das Reichsgericht und eine allgemeine Beschäftigungsordnung für beide Häuser. Bei der nunmehr erfolgenden Wahl des revisorischen Präsidenten erhielt Abgeordneter Fr. v. Auerswald von 63 Anwesenden 50 Stimmen. Dieser dankte mit wenigen Worten und schritt dann zur Ausweisung der Abtheilungen. Im Volkshause, wo Abgeordneter v. Frankenberg den Vorsitz führte, machte v. Radowiz dieselben Vorlagen, welche v. Carlowitz im Staatenhause übergeben hatte. Der Präsident wurde hierauf ermächtigt, bis nach stattgehabter Prüfung der Wahlen dieses Amt einstweilen fortzuführen. Herr v. Frankenberg sprach einige den Umständen angemessene Worte und schlug sofort die Verlosung der Abtheilungen vor. Fr. v. Radowiz gab u. a. an, daß die Gesamtzahl der Abgeordneten des Volkshauses, die für Hannover und Sachsen einbegriffen, 270 sei, so daß die Bedingung der definitiven Constituierung erfüllt seyn werde, wenn sich 136 Abgeordnete legitimirt haben. Bei der Verlosung fanden sich 132 Namen in der Urne, zu denen im Verlaufe des Beschlusses noch vier oder fünf neue kamen. Im Voraus über den Charakter der Versammlung im Einzelnen etwas zu sagen, wäre voreilig; zu welcher Entwicklung aber die U. selbst zu gelangen vermag, wird wohl schon die nächste Zukunft ehren. An Oesterreich, wie nicht minder an Bayern, ist es, auf das Recht der gemeinsamen Verhandlungen zurückzukommen. Dazu gibt die Verfassungsrevision der deutschen Bundesakte das letzte Mittel ab. Man vergleiche: „Erfurt. Politische Gedendblätter für preussische Deputirte“. Dr. Julius Stahl: „Die Anfänge über das Bündniß vom 26. Mai“, Berlin 1849; „Ueber die Verhältnisse Preußens bei der Versammlung der Abgeordneten des engern deutschen Bundes zu Erfurt“, Gotha 1850; A. Dudaiz: „Zur Revision des Verfassungsentwurfs vom 26. Mai 1849“, Bremen; J. G. Droysen: „Beiträge zur neuesten deutschen Geschichte“, Braunschweig; Götz: „Der deutsche Bundesstaat und das deutsche Reich“, Ulm; B. Bauer: „Der Untergang des Frankfurter Parlaments“, Berlin.

**Universalien** (entia universalia), Allgemeinheiten oder Allgemeinbegriffe. Die Scholastiker die Geschlechts- oder Allgemeinbegriffe Mensch, Tugend u.), welche nicht ein einzelnes Ding, sondern etwas, vielen einzelnen Dingen Gemeinschaftliches bezeichnen. Wie nun aber dieser Begriffe oder Dinge Sein oder Gedachtwerden, wie ihr Verhältniß einerseits zu den Einzeindingen

Die an ihnen Theil haben, aber nicht sie selbst seyn sollten, andererseits ist dem menschlichen Verstande, der sie denkt, göttlich zu dem Allgemeinen, dem Absoluten der Dinge, Gott, gefaßt werden müsse, darüber entstanden unter den Scholastikern lange und harte dialektische Kriege und die Verschiedenheit der Auslegung dieses Problems liegt fast den sämtlichen Spaltungen der Scholastik zu Grunde, mit denn ganz besonders die Frage: ob die U. ante rem, in re oder post rem (vor, in oder aus den Einzeldingen) seien, den Lebenspunkt in den Systemen des Realismus und des Nominalismus ausmache (s. d. Art. Scholastik).

Ullingen, Pfarrdorf im Oberamte Nellingen des württembergischen Donaukreises, mit 1100 Einwohnern, liegt an der Kanzach und zwar an der Einmündung des Kanzachthales in das Donauthal und zeichnet sich durch seine Bauart gegen viele Dörfer sehr zum Vortheile aus. Am Ende des Dorfs steht ein ehemaliges Frauenkloster, das seinen ersten Ursprung 1414 durch drei Schwestern erhielt, welche in einem gewöhnlichen Hause beisammen wohnten und sich so zu einem ehelichen Stande verpflichteten. Etwa 50 Jahre später vermehrte sich die Anzahl der Bewohnerinnen und es ward ein förmliches Kloster von der Regel des h. Franziskus. Im dreißigjährigen Kriege nahmen es die Feinde sammt dem Dorfe so hart mit, daß beide längere Zeit ganz entvölkert waren. Erst 1669 wurde der Grund zu dem jetzigen stattlichen Klostergebäude gelegt; Kaiser Joseph aber hob im vorigen Jahrhunderte die Anstalt auf. Mit der Herrschaft Bussen kam U. 1786 von den Truchsessern von Waldburg an das fürstliche Haus Thurn und Taxis.

\* **Unschuldige Kinder.** In dem Artikel: „Kinder, die Unschuldigen,“ im Hauptwerke, wird die Zahl der auf Herodes Befehl gemordeten Kinder — auf den Grund mehrerer Legenden — auf 14,000 angegeben. — Diese Angabe widerlegt einer unserer Freunde in einer schriftlichen Mittheilung an die Redaktion folgendermaßen: „Schon Seyy (in seinem Leben Jesu) gibt die Zahl der gemordeten Kinder zu groß an; doch sagt er ausdrücklich, daß es nicht mehr als 60 gewesen. Es hatte die ganze Umgegend von Bethlehem kaum 2000 Einwohner und es können also, nach den allgemeinen Gesetzen der Bevölkerungsbewegung, in dem hier zur Sprache kommenden Zeitraume kaum mehr als 36 Kinder geboren worden seyn. In diesem Punkte stimmen alle hieher Bezug habenden historischen Werke überein.“

Urach, Stadt mit 3000 Einwohnern, im Schwarzwaldkreise des Königreichs Württemberg, Sitz eines Oberamtes und mehrerer Bezirksbehörden, liegt zwischen hohen Alpengebirgen, die zum Theil mit Wald bewachsen sind, an den beiden fließenden Erms und Eltsach, welche sich unterhalb ihrer Mauern vereinigen. Die steilen felsigen Waldbände, welche die Stadt auf zwei Seiten umgeben, bilden mit den fruchtbaren Obstgärten des Thales einen malerischen Gegensatz. Die Stadt selbst ist mit Mauern und theilweise mit Wällen umgeben, hat zwei Thore, das obere und das untere Thor, von welchen das erstere mit einem Thurme versehen ist. Außerdem standen ehemals noch mehre Thürme um die Stadt, die aber schon in älteren Zeiten abgebrochen worden sind. Das merkwürdigste Gebäude ist unstreitig das königliche Schloß, zwar nur ein einfaches, von Holz aufgeführtes Gebäude, an welches sich aber eine Reihe der wichtigsten Erinnerungen aus der vaterländischen Geschichte knüpft. Graf Ludwig I. von Württemberg ließ es nach der Theilung des Landes, durch welche U. die Residenz der Uracher Linie ward, 1443 erbauen. Ein älteres Schloß, welches auf derselben Stelle stand, wurde bei jener Gelegenheit abgebrochen, nur das sog. Wasserschloßchen, welches sich mitten im See gegen den Thiergarten hin befand, blieb stehen. Graf Eberhard im Bart, Sohn des Vorigen, verschönerte das Schloß, aus Veranlassung seiner Vermählung 1476. Im letzten Viertel des vergangenen Jahrhunderts ließ Herzog Karl das Wasserschloßchen abbrechen und den See, der es umgab, trocken legen. Das Hauptgebäude verwandelte er in ein Jagdhaus; mit den denkwürdigen Zimmern nahm er keine Veränderung vor und selbst der Eberhard im Bart erbaute, Ritteraal steht noch in seiner ehemaligen Gestalt.

Begen der vielen Goldverzierungen heißt er gewöhnlich nur die „goldene Stube.“ Auch wird hier eine hölzerne Abbildung des kolossalen wilden Schweins, das Herzog Ulrich 1507 auf dem Rosse bei Urach geschossen hatte, aufbewahrt und in der Mitte des Saales liegt auf einem Tische eine Kugel, welche im dreißigjährigen Kriege in den Saal des Schlosses geschossen worden war; auf der Flur sieht man das in Lebensgröße schön geschnitzte Bild des wahnsinnigen Grafen Heinrich von Württemberg, der 1519 auf der Festung Hohen-Urach starb. Im ersten Stocke des Schlosses befindet sich noch eine alte stattliche Bettlade, irriger Weise für die Brautbettstelle des Herzogs Ulrich ausgegeben, aber wahrscheinlich die Bettstelle Herzog Eberhards im Bart. Vor längerer Zeit diente es zum Abteilquartier der königlichen Familie; seit 1829 aber ist es, mit Ausnahme weniger Gemächer, zur Wohnung der Geistlichen eingerichtet. Die Pfarrkirche St. Amand ist ein ansehnliches Gebäude, dessen Inneres sich in drei Gewölbe theilt, wovon das größere auf 14 Säulen ruht. Im Chor derselben steht noch der Kirchenstuhl Eberhards im Bart, mit Schnitzwerk und der Inschrift: „Attempo, Eberhardus Comes de Wirtemberg et de Moempelgard 1472.“ Außerdem sind in dieser Kirche noch viele andere Gemälde und Wappen, darunter auch das Denkmal des Herzogs Eberhard Christian von Braunschweig-Lüneburg, der am 31. Juli 1703 bei Munderkingen fiel und hier begraben wurde. Eberhard im Bart ließ von 1479 bis 1499 die Kirche aufführen; sein Stuhl mit der Inschrift 1472 ist daher zweifellos älter, als die Kirche selbst, aber diese wurde in der erwähnten Zeit bloß renovirt. Durch den Ausbruch der Pulvermühle 1707 litt sie bedeutenden Schaden. Das Gewölbe bekam über hundert Risse und nur die Festigkeit ihres Baues schützte es vor gänzlicher Vernichtung. Das, früher „Mönchshof“ genannte, Collegiatenstiftsgebäude ist jetzt, nachdem es zu verschiedenen Zeiten verschiedene Bestimmungen gehabt, eines der vier protestantischen Vorbereitungsseminarien des Königreichs. Die Einwohner sind sehr thätig und arbeitsam, sie neigen sich mehr zu Gewerben, als zum Feldbau hin. Wiesenbau und Obstzucht sind bedeutend, unter der Viehzucht ist die der Schafe am stärksten. Das Hauptgewerbe ist die Leinwandweberei, die schon zu den Zeiten Herzogs Friedrich I. getrieben wurde. Der Herzog selbst es in dem alten Wasserschloßchen eine Damastweberei anlegen und verband sich mit einigen Kaufleuten. Er und seine Nachfolger ertheilten den Webern auch mehrere Privilegien und die Uracher Leinwand genoss bald einen ausgezeichneten Ruf. Nicht unbedeutend sind auch die mit der Leinwandweberei verknüpften Färbereien, mehrere Mühlenwerke, Bierbrauereien und Branntweindrennerien. Auch der Handel, besonders der mit Leinwand, ist von Bedeutung. Seit 1724 wird hier auch jährlich am Jakobifeiertage ein Schäfermarkt und alle zwei Jahre an demselben Tage ein Schäferlauf gehalten. Ein Frauenkloster, die Klause genannt, ging nach der Reformation ein, bei welchem Ereigniß der größte Theil der Schwärmer nach Offenhausen sich versetzen ließ. Urach hat auch sehr gute Brunnenanstalten. Ein noch für jeden Württemberger denkwürdiger Gegenstand ist der Marktplatz, auf welchem der Kanzler Matthäus Enzlin enthauptet wurde. — U. gehörte in früheren Zeiten den Grafen von U. und war die Hauptstadt ihrer Grafschaft. Ihr Ursprung ist unbekannt; denn die Meinung mehrerer Geschichtschreiber, daß daselbst ein Jagdschloß des Kaisers Caracalla gewesen sei, oder daß hier das römische Atræ Flavie gestanden habe, wird nirgends durch Gründe gerechtfertigt. Im Jahre 1137 kommt ein Episkop, Priester von Urach, Presbyter von Uraha, vor und dies ist die erste zuverlässige Nachricht. In der Taufcurkunde der U. und Wittingen 1254 ist ein Schultheiß Hermann von U., Hermannus scultetus de Urach, unterzeichnet, woraus man schließen kann, daß der Ort schon damals eine städtische Verfassung gehabt haben muß. Auch erscheint Schloß und Stadt unter denselben Plätzen, die bei dem Einfall Konrads von Weinsberg 1311 erobert werden konnten. Allein erst nach der Theilung Württembergs 1441, als U. die Residenz der einen Linie geworden war, bildete es sich ~~wahrhaftig~~ Graf Ludwig I. ließ das neue Schloß und dessen Sohn Eberhard der

die Kirche erbauen. Die Einwohner mehrerer benachbarten Weiler zogen in die Stadt und diese gewann nun bald eine ziemliche Bedeutung. Graf Eberhard sorgte bald für ihre Verschönerung; 1472 verordnete er, daß die Häuser, statt wie bisher mit Stroh, in Zukunft mit Ziegeln bedeckt werden sollten. An die Geschichte der Stadt knüpfen sich, ausser den schon erwähnten, noch vielfache Erinnerungen, besonders aus den Zeiten des Grafen Eberhard im Bart, der den größten Theil seines Lebens hier zubrachte. In dem Schlosse daselbst (nicht auf Hohen-u.) wurde am 11. Dezember 1445 der vortreffliche Herzog Eberhard I. geboren. Von hier aus machte er 1468 seine Reise nach Palästina, hier schloß er 1573 den merkwürdigen Vertrag und hier feierte er 1474 seine glänzende Vermählung mit der schönen Barbara von Mantua. In dem Schlosse von u. erblickte am 12. Mai 1515 der Herzog Christoph das Licht der Welt. In den Streitigkeiten des Landes mit Herzog Ulrich hielten es die Uracher, wie ihr Obervogt Dietrich Spät, mit der Herzogin Sabina, welche nach der Trennung von ihrem Gemahl mehrere Wochen hier lebte. Stephan Weiler, der Untervogt in u., war dagegen ein treuer Anhänger seines Herrn und als Spät nach der Betrübung Ulrichs die Bürger dem schwäbischen Bunde hulldigen ließ und Weiler sich widersetzte, wurde dieser am 9. April 1519 bei einem Auslaufe von Bürgern erschlagen; nach wenigen Tagen zwangen letztere auch die Besatzung von Hohen-u., sich an den schwäbischen Bund zu ergeben. Als daher Ulrich am 6. September mit gewaffneter Hand vor die Stadt rückte, widersetzten sich die U. er so hartnäckig, daß der Herzog sich genöthigt sah, am Abend desselben Tages wieder abzuziehen; die Herzogin Sabina aber, die sich damals in der Stadt befunden haben soll, hatte eilends vor ihrem beleidigten Gemahl die Flucht ergriffen. Nach der Rückkehr Ulrichs wurde auch hier, wie im ganzen Lande, die Reformation eingeführt. Im dreißigjährigen Kriege wurde die Stadt vom 21. Oktober bis 2. November 1634 von dem Obersten Buttler und nachher von Mora und Gallas belagert. Sie leistete zwar Anfangs hartnäckigen Widerstand, that mehre glückliche Ausfälle und wies alle Aufforderungen zur Uebergabe muthig zurück; als aber der Auszug ihres Pulverthurmes sie des größten Theiles ihrer Vertheidigung beraubte, ward sie genöthigt, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, worauf sie dann auch der Plünderung preisgegeben wurde. Vier Jahre später hatte sie dasselbe Schicksal und am 15. April 1707 richtete die in die Luft fliegende Pulvermühle große Verwüstungen an. In den Jahren 1634 bis 1636 erlitt das Oberamt u. einen Schaden von mehr als einer Million Gulden und später noch bis 1649 dauerten abwechselungsweise Einquartierungen, Plünderungen und dergleichen fort. Zu diesem Schrecken hatte sich auch die Pest gesellt, die 1635 besonders stark wüthete. Die neueren Ereignisse betrafen u. weniger, als andere Orte. Im Sommer 1796 rückten die ersten Franzosen im Oberamt ein und am 26. Juli erschien General Vandamme in u. Weil aber die Bewohner desselben so klug waren und dem nach Deute Küstern mit einigen Stücken seiner Leinwand zc. entgegenkamen, zog der Freibeuter wieder ab. Mögen später Deutschlands Verhältnisse sich auch ganz anders gestalten haben, als es nach seinen großen Opfern in den Jahren 1814 und 1815 zu erwarten berechtigt war, so wird doch kein ächter Deutscher jene Zeit und mit ihr die französische Vampyre, wie Vandamme, Davoust und Consorten zurückwünschen, deren Namen in allen deutschen Gauen eine so traurige Berühmtheit erlangt haben, daß noch unsere Urenkel sie nicht vergessen werden. — Am 22. September lagerte der österreichische General Nauendorf bei u., setzte aber schon den andern Tag die Verfolgung des französischen Heeres fort. — Unter den Uberschwemmungen, welche die Grms in der Stadt und im Thale verursachte, war die von 1789 die Bedeutendste. Sie riß in gedachtem Jahre mehrere Brücken, die Hammerschmiede und eine Sägmühle weg, auch verloren damals zwei Menschen ihr Leben. — Die Grafen von u. machten zu ihrer Zeit eines der angesehensten Häuser in Deutschland; ihre Besitzungen waren sehr ausgebreitet, auch standen sie den edelsten Familien, als: Württemberg, Zähringen u. Zollern fortwährend in

Verbindung. Wie die Ritter von U. ungetheiltes Ansehen genossen, so nahmen auch die Aebte, Bischöfe und Cardinäle aus diesem Geschlechte stets ehrenvolle Stellen ein. Schon der Sohn Eginos I., des Stifters der Linie, Cuno I., tritt als Cardinal und geachteter päpstlicher Legat auf, als welcher er 1111 den Kaiser Heinrich VI. in den Bann hat und die deutsche Geistlichkeit gegen ihn aufmahnte. Er wurde nachher sogar um päpstlichen Stuhle vorgeschlagen, fand es aber seinen Verhältnissen angemessener, seinen Freund, den Erzbischof Guido von Bienne, an seine Stelle zu setzen. Ein Sohn Eginos II., Gebhard, zeichnete sich als Abt von Hirschau, päterlich als Bischof von Speyer aus; dessen Schwester Alberada war Aebtissin des Klosters zu Lindau, legte aber diese Stelle wieder nieder und ging als Nonne in das Frauenkloster zu Zwiefalten. Den größten Glanz erhielt das Haus unter Eginos V., auch Eginos mit dem Bart genannt. Durch seine Vermählung mit Agnes von Jähringen gelangte er in den Besitz des größten Theils der jährlingischen Güter; da Agnesens Bruder, Berthold V., 1218 kinderlos starb, so waren diese und ihre Schwester Anna die einzigen rechtmäßigen Erben der ansehnlichen Besitzungen auf dem Schwarzwald, in Burgund und in Helvetien. Zwar machten auch Kaiser Friedrich II. und die Herzoge von Teck Ansprüche an das reiche Erbe, aber die Grafen von U. griffen zu den Waffen, um ihr rechtmäßiges Eigenthum zu erkämpfen, und der Kaiser hielt es für besser, sich mit den mächtigen Grafen gültlich zu vergleichen, was denn auch 1219 zu Ulm geschah. Unter seinen Söhnen zeichneten sich Egon VI. und Cuno besonders aus. Letzterer war einer der berühmtesten Männer seiner Zeit, groß in weltlichen, wie in geistlichen Geschäften; 1219 wurde er zum Bischof von O'Porto und später zum Cardinal gewählt. Als Papst Honorius III. starb, wollte man ihm diese Würde zuerkennen, aber wie sein großer Ahn Cuno I. lehnte er dieselbe ab, wendete sich dem Cardinal Hugolino — Gregor IX. — zu u. zog sich nach einem langen geschäftsvollen Leben in das stille Felsenthal zu dem Sitze seiner Väter zurück. Während er hier mit dem Bau eines Klosters beschäftigt war, erhielt er den beschwerlichen Auftrag, als päpstlicher Legat nach Palästina zu gehen, um dort den Kreuzzug zu unterstützen. Allein auf der Reise dahin starb er um das Jahr 1230. Sein Bruder, Egon VI., zum Unterschied von seinem Vater auch Egon d. j. genannt, war Erbe und Stammvater des Hauses. Nachdem er die jährlingischen Güter erhalten hatte, nannte er sich gewöhnlich Graf von U. und Freiburg. Schon mit seinem Vater theilte er die Regierung, überlebte diesen aber nur wenige Jahre. Er starb 1236, wurde in dem Kloster Thennembach beigesetzt und hinterließ vier Söhne, von welchen der jüngste den geistlichen Stand ergriff, die drei älteren aber, Konrad, Berthold und Heinrich, sich in die Herrschaft U. theilten. Konrad, der älteste, erhielt Freiburg und wurde Stifter der Freiburg'schen Grafenlinie, welche 1457 mit Johann von Freiburg ausstarb. Berthold blieb im Besitze der Grafschaft U., nebst einem Theile von Rürtingen. Als er aber 1260 kinderlos starb, ging die Grafschaft an das Haus Württemberg über. Heinrich, der jüngste von Egon's Söhnen, erhielt die Güter auf dem Schwarzwalde, nebst einem Theile von U. Er nahm seinen Sitz auf dem Schlosse Fürstenberg, führte davon auch den Namen und wurde Stifter des jetzt noch blühenden Geschlechts der Fürsten von Fürstenberg, welches bis auf den heutigen Tag den alten Familien-Namen Egon in seinem Stamme fortgepflanzt hat.

Uranogäa (von *ovpavos*, der Himmel und *γαια*, die Erde), könnte im Deutschen durch Himmelerde übersetzt werden. Was aber das, mit diesem zusammengesetzten Ausdruck, dessen sich Alchemisten und Kabbalisten häufig bedient haben, bezeichnete Ding eigentlich sei, ist schwer zu sagen. Nach der Erklärung jener Aifterweissen soll es seyn der allgemeine Grundstoff der Dinge (*materia universalis*), oder der zur Erde gewordene Himmel (*coelum terrificatum*), oder auch das Keime der Natur (*purum naturae*), desgleichen die im Mittelpunkte der Erde gehobte, durch die Erdporen hervordringende und alles Erzeugbare ~~schaffende~~ und erhaltende, Quittessenz des Himmels und aller Elemente (*quintess.* *coeli*

et elementorum omnium, quod (quae) in centro terrae excoquitur et hinc per poras terrae amandatum producibilia omnia procluit, praeservat, alit — wie es Peter Joh. Faber in seinem Manuscriptum secretum. c. 26. beschreibt). Um diese Essenz zu bereiten, müsse man aus Feuer Luft, aus Luft Wasser, aus Wasser Erde und aus Erde wieder Feuer machen. Wahrscheinlich ist es dasselbe Ding, welches jene Alerweisen auch tinctura universalis nannten.

Urban, Kaspar Bonifaz, Erzbischof von Bamberg, ist geboren zu Demberg, einem Dorfe in Altbayern, den 6. Januar 1773 und erhielt den 26. März 1796 die Priesterweihe. Er trat mit dem Ordensnamen Bonifaz in die Genossenschaft regulirter Chorherren. Nach der Auflösung des Stiftes übernahm er am Gymnasium zu München eine Professur, ward zum königlich bayerischen Hofkaplane ernannt und mit dem hohen Vertrauen beehrt, den Prinzessinnen Königs- und-Unterricht zu erteilen. Als in Folge des bayerischen Concordates die Domkapitel neu organisirt wurden, ward u. 1821 die 8. Kanonikatsstelle im Kapitel zu München verliehen u. am 9. November 1827 auch das Pfarramt an der Liebfrauenkirche übertragen. Dem ehrenvollen Rufe als Dombuchant in Regensburg im März 1832 folgend, besorgte er mit Umsicht u. Gewissenhaftigkeit die Geschäfte des Generalvikariats, so daß er zur Erweiterung seiner hohen geistlichen Funktionen am 8. Dezember 1834 als Bischof von Lenaria zum Weihbischofe erhoben wurde. Noch in demselben Monate, den 20. Dezember, ernannte ihn der Papst zum Dompropste und seine Konsekration als Bischof ward den 22. März 1835 vollzogen. Am Neujahrstage 1840 erhob ihn Bayerns König zum Ritter des Civilverdienstordens der bayerischen Krone, später zum Comthur und er verwaltete nach dem Ableben des Bischofs von Schwäbl als Bischofs-Verweser den Kirchensprengel von Regensburg. Als durch den Tod des Erzbischofs Joseph Maria Fraunberg, im Januar 1842, der erzbischöfliche Stuhl von Bamberg in Erledigung kam, wurde u. den 20. Februar 1842 zum Erzbischofe von Bamberg ernannt und hielt den 24. Juli seinen feierlichen Einzug. Sein Hirtenbrief, worin er mit rührender Einfachheit aber tiefergreifender Innigkeit seiner anvertrauten Heerde die eifrige Pflege der 3 theologischen Tugenden: Glaube, Hoffnung und Liebe, an das Herz legte, zeugte von seiner gründlichen religiösen Bildung. Den 26. März 1846 war ihm die seltene Gnade des 50jährigen Priesterjubiläums bei ungeschwächter Körper- u. Geisteskraft beschieden. Mit jugendlicher Kraft und Ausdauer verrichtet er alle seine oberhirtlichen Amtsgeschäfte und seine, bis in das Greisenalter ungetrübt sich bewährende, Gesundheit hat leider nur im vorigen Jahre einen gefährlichen Krankheitsanfall zu bestehen gehabt, welcher sich bei seiner Anwesenheit in München, wohin er als Reichsrath berufen ward, zum allgemeinen Bedauern wiederholte. Jedoch siegte auch diesmal seine kräftige, durch Einfachheit und Mäßigkeit gestählte Natur. Möge die göttliche Vorsehung noch lange diesen Kirchenfürsten erhalten, welcher nicht nur einzelne Bedrängte, sondern auch die mannigfaltigsten Wohlthätigkeits-Anstalten mit großartiger Munificenz zu unterstützen sich zur höchsten Freude rechnet. Seine Herablassung und Milde, seine unermüdete Thätigkeit, seine christliche Demuth und Frömmigkeit, gepaart mit erfahrungreicher Weisheit, beigenschaften ihn zu einem Hirten nach dem Herzen Gottes, zu einem wahrhaft apostolischen Manne.

Urfé, Honoré d', der berühmteste französische Romanschriftsteller im 16. Jahrhunderte, den 11. Februar 1567 zu Marseille geboren, widmete sich nach Beendigung seiner Studien dem Kriegsdienste und zeichnete sich sowohl durch seine Tapferkeit in den Kämpfen der Ligue, als auch durch seine diplomatische Gewandtheit in mehreren Unterhandlungen mit Savoyen und Venedig aus. Er geriet auch einige Male in Gefangenschaft, aus der er aber nicht nur stets befreit wurde, sondern auch manchen Vortheil zog. Am Hofe Heinrich's IV. konnte er sich seiner günstigen Aufnahme erfreuen, weil seine Familie sich gegen die bourbonische Partei erklärt hatte; desto beliebter war er aber am savoyen'schen Hofe. Was man von seinen galanten Abenteuern, die er in seinen Romanen verpackt erzählt haben

soll, früher fabelte, ist von neueren, wohlunterrichteten Literaturhistorikern längst widerlegt worden. In seinen späteren Jahren zog sich U. auf sein Landgut bei Nizza zurück, um sich ausschließlich mit literarischen Arbeiten zu beschäftigen. Er starb aber, ehe er seine begonnenen Arbeiten vollenden konnte, 1625 zu Villefranche an einer Brustkrankheit. Der provencalisch-romantische Geist, der im südlichen Frankreich noch jetzt nicht ganz verschwunden ist, scheint auch auf U. seinen Einfluß geäußert zu haben. Es ist zwar nirgends die Sprache davon, daß ihm Montemayor zum Vorbilde gedient habe, es scheint aber dennoch der Fall gewesen zu seyn und dann viele die Vergleichung zu Gunsten des Spaniers, der besonders in den poetischen Stellen seinen Nachahmer weit hinter sich zurückläßt, aus. Die „Astrea“, Paris 1637, 5 Bde., 8.; Rouen 1647, 5 Bde., 8.; Paris 1733, 5. Bde., 12.; das Werk, worauf U.'s Ruhm gegründet ist, nennt er selbst einen allegorischen Schäferroman (Pastorale allégorique). Die Allegorie beschränkt sich aber nur auf die verdeckte Einkleidung wirklicher Begebenheiten in eine bukolische Dichtung, in die eine Menge artiger Novellen eingeschaltet sind, ohne daß die ohnehin schon sehr labyrinthische Verwicklung im Ganzen ihre Einheit verlore. An einen eigentlich idyllischen Charakter der Personen ist nicht zu denken. Die romantischen Schäfer und Schäferinnen handeln und sprechen im Geiste und im Style der Ritterromane und wechseln sogar elegant geschriebene Liebesbriefe. Die durchgehends herrschende romantische Sentimentalität wird besonders durch die unaufhörliche Wiederholung derselben jätlichen Phrasen, so wie durch die endlose Bedehntheit der Gespräche und Monologe unerträglich und man muß in unserer, einem völlig andern Geschmack folgenden, Zeit den Roman einen langweiligen nennen. Die anderen Werke U.'s: „La Syreine“, Paris 1618, 8.; „La Sylvanire“, Paris 1625, 8.; „Epitres morales“, Lyon 1620, 8., sind längst vergessen.

Ursprung, ehemaliges Benediktiner-Frauenkloster, in einem einsamen Thalkeffel am Fuße der schwäbischen Alp, im württembergischen Oberamte Blaubeuren, hat seinen Namen von einer daselbst entspringenden Quelle, der „Ursprung“ genannt u. wurde 1187 von den 3 Brüdern: Rüdiger, Albrecht und Walter von Schelllingen, unter Vermittelung des Abtes Berner von St. Georgen, gestiftet. Allein schon früher, zu Anfang des 9. Jahrhunderts, soll von den Eltern des heiligen Ulrich's, aus dem Geschlechte der Grafen von Dillingen, hier eine Kapelle erbaut worden seyn und in noch älteren Zeiten, erzählt die Chronik des Klosters, stand hier ein den Göttern geweihter Hain: eine Sage, die von dem geheimnißvollen Ursprung der Quelle, so wie von der Lage des Ortes, einem durch hohe Berge eingeschlossenen Thalgrunde, sehr begünstigt wird. Die Stifter des Klosters übergaben ihre Schenkungen dem Abte von St. Georgen, der den heiligen Ulrich zum Patron und einen Grafen von Berg zum Schirmvogte wählte. Das Kloster wurde mit Nonnen von Amtenhausen besetzt und die Regel des heiligen Benedikt eingeführt. Die erste Vorsteherin hieß Irmetraut, fürchte den Namen „Meisterin“ und erst die Meisterin Gertraud Schenk von Castell nahm 1664 den Titel einer Äbtissin an, denn die Stiftung hatte sich durch ansehnliche Güter vermehrt. Die Herren von Berg, Ennabeuren, Stein, Etadion, Wernau, Westernach u. selbst der Herzog Rudolph von Oesterreich hatten das Kloster reich beschenkt. Mit der Zunahme der irdischen Güter vermehrte sich aber leider, wie in den meisten Klöstern, auch die Unordnung. Die Meisterin Margaretha Anna von Freiberg sah sich 1475 genöthigt, Hülfe und Abstellung dieser Mißheiligkeiten von der Pfalzgräfin Reichtilb zu Rottenburg zu verlangen. Diese, Wittve des Herzogs Albrecht von Oesterreich und Mutter des ersten Herzogs von Württemberg, Eberhard's im Bart, kam auch wirklich mit einem großen Gefolge nach U., fand aber hier den hartnäckigsten Widerstand. Die Nonnen hatten sich nämlich in das Krankenhaus zurückgezogen und die Thüre geradezu verrammelt. Die Pfalzgräfin befahl ihren Leuten, das Haus mit Gewalt zu öffnen, doch diese weigerten sich, Hand anzulegen. Die Fürstin mußte daher zu einem kräftigern Mittel schreiten. Sie ließ Glocke in Schelllingen anziehen; nun eilte die bewaffnete Bürgerschaft



öffnete gewaltsam die verammelte Pforte. Es wurde hierauf eine neue Organisation eingeführt, nach welcher es auf friedlichem Fuße zuging, bis die Gründung der letzten Abtissin, Abundantia von Barille (1797) neuen Zwist herbei führte. Ein Theil der Schwestern verlangte die Verwandlung des Klosters in ein weltliches Damenstift. Ehe aber dieser Streit zur völligen Entscheidung kam, fiel U. mit der Herrschaft Schelllingen an Württemberg, unter welchem das Kloster 1806 aufgehoben wurde. Mancherlei kriegerische Schicksale hatten in frühen Zeiten schon sein Ausblühen gehemmt. In den Kämpfen der Welfen und Staufer wurde es, da der Schirmvogt, Graf Ulrich von Berg, auf der Seite der Welfen war, sehr hart von den Hohenstaufen mitgenommen, 1250 ganz niedergebrannt. Papst Alexander VI. kam ihm 1258 durch einen Ablassbrief wieder zu Hülfe. Am 7. August 1622 brannte aus einer unbekanntem Veranlassung das ganze Kloster, mit Ausnahme des 1589 erbauten Thurmes, nieder. Im Jahre 1627 wurde es, nach den Inschriften der Kirche, wieder neu aufgeführt. Während des 30jährigen Krieges 1642 wurde es nach mancherlei Drangsalen von einem Streifcorps der Besatzung von Ulm ausgeplündert. Im Jahre 1702 mußten die Frauen vor den Franzosen fliehen, bei welcher Gelegenheit mehre Kisten mit Dokumenten in den Bodensee verloren gingen.

Ursulaberg. Der; bei dem Städtchen Pfullingen, unweit Reutlingen (s. d.), soll auf seinem Rücken einst eine Burg getragen haben. Im Munde des Volkes gehen von demselben verschiedene Gespenster-Geschichten, nach welchen er von Feen bewohnt wird. Er soll, geht die Sage, nur bei Tag ein Berg seyn, sich des Nachts aber in eine Höhle verwandeln; in welcher ein Geist bei unendlichen Schätzen auf Erlösung harre. Ein Bürger von Pfullingen entschloß sich einst, dieses Wagniß zu unternehmen und ging daher wirklich nach der Höhle. Dort erschien ihm der Geist in der Gestalt einer Nonne und lud ihn ein, drei Nächte hinter einander mit ihm zu speisen, ohne einen Laut von sich zu geben; dann sei seine Erlösung vollendet und der Mann im Besitze eines unglaublichen Vermögens. Dieser ging den Handel wirklich ein und begab sich nach dem Einbruche der Nacht auf die bezeichnete Stelle, wo ihm der Geist abermals als Nonne erschien. Ohne Furcht ließ sich der Bürger die Mahlzeit behagen. In der zweiten Nacht kam er wieder; statt der Nonne nähete sich aber eine gräßliche Schlange, die zischend an seiner Seite Platz nahm. Kaum vermochte der Pfullinger einen lauten Schrei des Entsetzens beim Anblicke dieses schauerlichen Gastes zurückzuhalten. Dennoch überwand er sein Grausen und kehrte bei dem dämmernden Morgenrothe nach der Stadt zurück. Als aber die dritte Nacht anbrach, fand man ihn todt auf seinem Bette. Seit dieser Zeit wollte Niemand mehr den gefährdeten Geist erlösen.

Ustoken (Ueberläufer), sind ein slavischer Volksstamm, welcher zu Anfang des 15. Jahrhunderts vor den Türken nach Kroatien und Dalmatien flüchtete und hier von Land- und Seeräuberlei lebte und lange Zeit den Venetianern und Türken und selbst den Oesterreichern viel zu schaffen machte, bis sie endlich unter Kaiser Matthias (1618) gebändigt und in verschiedene Theile des innern Landes vertheilt wurden. Sie wohnen vorzüglich in der Nähe von Jengh und Karlsbad, in Dörfern und Höfen und treiben Ackerbau u. Viehzucht, nähern sich in Sprache und Tracht den Kroaten, sind der Religion nach Katholiken und gehören zu den Graniern.

Uttenheim, Christoph von, Fürstbischof von Basel, geboren 1. Januar 1447, war zuerst Propst am Stifte St. Thomas in Straßburg, wurde wahrscheinlich 1479 Domkustos am Hochstifte Basel u. 1500 Coadjutor seines Vorgängers Kaspar zu Rhyn. Als er nach dessen Tode 1. Dezember 1502 auf den bischöflichen Stuhl erhoben wurde, nahm er nur mit Widerstreben die hohe Würde an. Sogleich legte er an zur Durchführung einer ächten Reformation im Sinne und Geiste der alten Kirche. Nachdem er mit seinem gelehrten Freunde Wimpfeling, der, mehr Neigung hatte für die Einsamkeit des Klosters, als für das äußere Leben, er Aussenwelt, neue musterhafte Synodalstatuten ausgearbeitet, berief

: 1503 alle Geistlichen seines Bisthums zu einer Synode, richtete Worte hohen Ernstes gegen die Unwissenheit und den sittenlosen Wandel des Klerus, gegen die Uebereilung der Zeit an sie und verpflichtete Alle durch einen Eid zur treuen Erfüllung der vorgelegten Statuten. Der Bischof selbst leuchtete durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit Allen voran. Er war Magister der freien Künste, Dr. Decretorum und hatte längere Zeit als Rektor der unlängst gestifteten Universität Baselorgestanden. Um einen neuen Geist reformatorischen Eifers und ächter Wissenschaft im Klerus und Volke zu pflanzen, sammelte und berief er einen schönen Kreis gelehrter Männer nach Basel. Freilich waren auch Viele darunter, die als Anhänger der neuern Richtung der Wissenschaft und als Feinde der scholastischen Methode ohne wirkliches Verdienst in den Ruf großer Gelehrsamkeit gekommen waren, und diese, vereint mit den freiheitslüfternen Behörden der kurz vorher (1501) in den Schweizerbund aufgenommenen Stadt, wandten Alles an, die Reformation Luther's und Zwingli's auch in Basel einzuführen und dadurch besonders die Pfaffen und fürstlichen Gerechtfame zu schmälern. Mit Ruth und Beißigkeit vertheidigte der Bischof die katholische Kirche und seine Rechte. Aber er war alt und kränklich und fühlte sich dem wilden Parteigeiste, der immer mehr an sich griff, nicht gewachsen. Im Mai 1519 ließ er sich in Nikolaus von Diesbach einen Coadjutor an die Seite setzen und als dieser 1526 sich zurückzog, legte er lebensmüde Greis 19. Februar 1527 die geistliche und weltliche Verwaltung in die Hände des Kapitels und starb 16. März des nämlichen Jahres in seiner Stadt Delsberg, wo er die letzten Tage seines Alters zubrachte. Es wird von ihm erzählt, er habe eine solche Andacht zum heiligen Messopfer gehegt, daß er, da er wegen Altersschwäche nicht mehr zum Altare gehen konnte, sich hinführen ließ. — Sein Name leuchtet würdig hervor aus den drangvollen Stürmen der Reformation und glänzt unter denen, welche damals in der katholischen Kirche, in der Wissenschaft auf kirchlichem Wege neues Leben zu wecken suchten. L.

Uttenweiler, Pfarrdorf mit 1200 Einwohnern, im Oberamte Riedlingen des württembergischen Donaukreises, ein ziemlich ansehnlicher Ort, der am Reutibache, welcher nicht weit davon entspringt, im flachen Umfange eines romantischen Thales liegt, welches nach Sauggart hinabzieht und von dem Reutibache bewässert wird. In der Gegend ist auch ein Weiher. — Ohne Zweifel kommt der Name von *Utta villa* her, denn das Bildniß einer Heiligen dieses Namens wird in der Pfarrkirche zu U. aufbewahrt. Auf dem Käpelberg bei dem Orte selbst waren früher zwei Schlösser; die ansehnliche Kirche hat zwei Thürme und enthält verschiedene Denkmäler, unter denen sich das sogenannte *Dautengrab* (vielleicht der *Utta* Grab) befindet. Die Einwohner treiben starken Flachsbau und Flachsspinnerei, auch befinden sich daselbst mehre Mühlen. In früheren Zeiten stand hier ein Augustiner-Kloster, dessen Stifter die Herren von Unlingen gewesen seyn sollen. Im Jahre 1803 ward das Kloster dem Deutschorden zugetheilt, 1806 aber von Württemberg in Besitz genommen und aufgehoben; 1822 wurden von dem Klostergebäude, welches aus vier Flügeln bestand, drei abgebrochen und der vierte zu einem Pfarrhause eingerichtet. Mit Marchthal kam das Besitztum von U. 1803 in den Fürsten von Thurn und Taxis und 1806 unter württembergische Landeshoheit. Nahe bei dem Orte liegt eine, etwa vier Fuß tiefe Quelle, über welcher früher ein Bad gewesen. Häufig wird noch jetzt das Wasser von der Einwohnern nicht ohne Erfolg gegen Haut-Ausschläge benützt.

## B.

Bagabund heißt ein Soldat, der ohne bestimmten Zweck und ohne besondere Richtung auf gut Glück in der Welt herumstreift und sich vom Zufalle leben läßt, ob und wo er Etwas zur augenblicklichen Stillung der dringendsten Bedürfnisse findet. Gewöhnlich sind die B.en zugleich Bettler und mitunter, wenn der Bedürfnis dringend ist und sich Gelegenheit findet, Diebe. Sie sind dem Gesellschaftsverbande gefährlich, weil es mehrentheils Personen sind, welche eine ansehnliche Beschäftigung, obwohl sie Kräfte und Fähigkeiten dazu besitzen, scheuen und ein wüthes, herumstreifendes Leben als Landstreicher vorziehen, ~~und für die~~ Gesellschaft gar Nichts thun. Zu den Herumstreichenden gehören jedoch aber auch die ohne ihre Schuld heimatlos und herberglos Gewordenen, d. h. solche Unglückliche, worüber vor mehreren Jahren vorzüglich in der Schweiz geflagt wurde, welche in keinem Orte als Einheimische zugelassen und bald vom Geburtsorte, weil sie (angeblich) zu lange von da fort, bald aus dem Orte oder der Provinz, weil sie (angeblich) ihr Heimathrecht verzogen, ausgestossen werden und nun nirgends eine feste Zuflucht mehr finden. Im engern Sinne nennt man diejenigen, welche sich zwar nicht aus dem Orte, sondern von jeder bestimmten Beschäftigung entferten und gewissermaßen vom Strome leiten lassen, ob er ihnen Etwas zuführt, Stromer; ihr Treiben Herumstromern. — Da das Bagabundiren immer mehr überhand zu nehmen scheint, dem allgemeinen Wohle aber höchst nachtheilig wird, so haben die meisten Staaten die, zur Aufgreifung und Transportirung der B.en erforderlichen, Maßregeln für Sache einer allgemeinen Polizei angesehen und gegenseitig kostenfrei erpedirt, dabei aber auch sich zur unweigerlichen Aufnahme der anderwärts ausgewiesenen Ihrigen verpflichtet.

Baldes, Gerontimo, spanischer General, war 1770 in Oestreich geboren, widmete sich frühzeitig dem Seebienste, begleitete die Expedition des Malappina, zeichnete sich dann im Seekriege vortheilhaft aus, avancirte bis zum Viceadmiral und rettete 1808 die spanische Flotte nach Minorca. Auf Murat's Befehl ward er aber vom Commando abberufen und ergriff nun die Partei der Insurgenten, war bei der ersten Belagerung von Saragossa und ging später als Generalcapitan nach Oestreich. Hier ward er bei Espinosa schwer verwundet, wandte sich dann nach seiner Wiederherstellung nach Cadix, wo er das Commando der im Hafen liegenden Flotte übernahm, hierauf Gouverneur der Stadt ward und sich entschieden den liberalen Grundsätzen juneigte. Deshalb ward er unterdessen von den Cortes zum Generallieutenant ernannt, nach Ferdinand's VII. Rückkehr (1814) gefangen nach Alicante abgeführt und hier festgehalten, bis die Cortes 1820 ihn wieder befreiten. Nun ward er Kriegsminister, legte aber 1822 sein Amt wieder nieder, trat in die Versammlung der Cortes ein, wurde Xefe politico, Generalgouverneur von Cadix und nach der Absetzung des Königs Präsident der Regentschaft, als welcher er nach dem Einrücken der Franzosen zuerst nach Gibraltar, dann nach Marokko flüchtete, von wo er, als er nur durch die dringenden Bewerbungen des nordamerikanischen Consuls der Auslieferung an Spanien entgangen war, sich nach England wandte und hier bis zum Tode Ferdinand's VII. blieb. Nun kehrte er nach Spanien zurück und focht in der christlichen Armee in den Nordprovinzen, deren Obercommando er seit der Mitte des Novembers 1833 an Sarzfield's Stelle erhielt. Endlich kämpfte er gegen Merino und rückte den 28. Nov. in Burgos ein, doch richtete er sonst wenig aus und mußte bei dem Sturze des Ministeriums Zea das Commando wieder niederlegen. Endlich ward er am 17. Februar 1835 an Klaunder's Stelle Kriegsminister, über-

ahn als solcher den 7. April desselben Jahres wieder das Obercommando gegen die Carlisten, suchte durch Versprechung von Amnestie die Anhänger des Prätexten zu gewinnen und schloß durch Lord Elliot's Vermittelung am 29. April mit ZumalacarreGuy den Vertrag zu einer menschlichen Behandlung und Ausschelung der Kriegsgefangenen, legte jedoch nach der Auflösung des Ministeriums Martinez auch den Oberbefehl nieder (5. Juli 1835) und seit dieser Zeit scheint ganz in das Privatleben sich zurückgezogen zu haben.

Vallisneri, Anton, berühmter Arzt und Naturforscher, ward am 3. Mai 1661 zu Trasilico, einem Schlosse im Modenesischen, geboren, studirte zu Bologna in Parma Medizin und Naturgeschichte und ließ sich hierauf in Scandiano als praktischer Arzt nieder. Hier machte er die Naturgeschichte zu seinem Hauptstudium und gelangte durch seine vielen Entdeckungen, die er machte, bald zu dem großen Rufe, wodurch die Regierung von Venedig bewogen wurde, ihm im Jahre 1700 eine Professur der Medizin zu Padua zu übertragen, in welcher Stelle er am 28. Jänner 1730 starb. Die Naturgeschichte verdankt ihm eine enge interessanteste Wahrnehmungen, die sich vorzüglich auf die Insekten beziehen. Er hat er sorgfältig die Lebensart der Ameisenlöwen beschrieben; auch vom Chaileon hat er zuerst eine sehr vollständige Beschreibung gegeben. Seine vielen, in italienischer Sprache geschriebenen, Schriften handeln über den Ursprung der Insekten, die Entstehung der Eingeweidewürmer, die Naturgeschichte des Chamaleon, den Ursprung der Quellen, über die Rinderpest, über den Nutzen und Schaden warmer und kalter Getränke und Bäder; sein wichtigstes Werk aber seine: „istoria della generazione dell' uomo et degli animali“. Seine amtlichen Schriften gab sein Sohn gesammelt unter dem Titel: „Opere medico-fisiche“ (Vened. 1733, 2 Bde., Fol.) heraus. — Die Botaniker haben ihm Ehren eine Pflanze aus der Familie der Hydrocharitaceen Vallisneria genannt.

Vancouver, Georg, ein berühmter englischer Seereisender, wurde um das Jahr 1750 geboren, begleitete den Capitän Cook auf seiner zweiten und dritten Reise um die Welt, wurde im Jahre 1780 zum Schiffsleutnant und 1790 zum Capitän ernannt und erhielt von der Regierung den Auftrag, zu untersuchen, ob zwischen dem 30. und 60. Grade nördlicher Breite ein inneres Meer, oder ob Verbindungskanäle zwischen dem bekannten Meerbusen des atlantischen und des arabischen Oceans vorhanden seien. Er verließ am 1. April 1791 mit zwei Schiffen Balaclava, segelte um das Vorgebirge der guten Hoffnung nach Neu-Holland, entdeckte den Georgshafen und schiffte dann nach der Westküste von Nordamerika ab, nachdem er drei Jahre mit der Untersuchung jener Küste zugebracht hatte, fand er 1791 mit Gewißheit, daß keine Verbindung zwischen beiden Meeren vorhanden sei. Er kehrte im September 1795 nach England zurück und starb, nach Ausarbeitung seiner Reisebeschreibung, im Mai 1798 zu Petersham in Folge seiner großen Anstrengungen. Die Beschreibung seiner Reise gab er unter dem Titel heraus: „Entdeckungsreise in dem stillen nördlichen Ocean und um die Erde, auf welcher die Nordwestküste von Amerika sorgfältig untersucht und aufgenommen worden ist; auf Befehl des Königs von England unternommen von 1790—95“, London 1798.

Varnbach, oder Formbach, in Niederbayern, in herrlicher Gegend am Inn, der hier den für die Schifffahrt gefährlichen Strompaß Karpfenstein überbrückt, ehemaliges Benediktinerkloster, gestiftet um 1093 von den Grafen Haimo und Egbert von Neuburg, welche sich auch von B., Lambach, Bels, hatten u. s. w. (s. Neuburg am Inn). Der gelehrte Angelus Rumpfer, Abt von B., schrieb eine Geschichte seines Stiftes, welche vom Ursprunge desselben bis 1505 reicht. — Monumenta Formbacensia, Mon. Boic. IV.; Rorig: Kurze Geschichte der Grafen von Formbach, Lambach und Putten, in Hinsicht auf ihre Abstammung, Besitzungen, Ministerialen und Stiftungen, Abhandlung der Akademie der Wissenschaften, 1804.

Vatismenil, ein französischer Staatsmann, trat, nach Zurückleg

juristischen Studien, während Napoleon's Herrschaft als Advokat auf, wurde nach dem Jahre 1814 zum Kronanwalt ernannt, verfolgte in dieser Stellung alle Freyvergehen mit unerbittlicher Strenge, setzte sich aber dadurch dem Haß und Spott der Liberalen aus, wurde alsdann zum Generaladvokaten ernannt und übernahm unter dem Ministerium Martignac das Portefeuille des öffentlichen Unterrichts. Von jetzt an neigte er sich mehr zum Liberalismus hin, ließ der Geißlichkeit nicht mehr den Schuß angedeihen, wie sein Vorgänger Frayssinous, nahm die neueren Sprachen als Unterrichtsgegenstände in die Collegien auf, setzte dem Schullehrern Medaillen aus, wurde aber schon 1829 unter dem Ministerium Villèle von Montbel verdrängt, der mehr im absolutistischen Sinne regierte.

**Battel**, Emmerich von, geboren 1714 im Fürstenthum Neuchâtel, studirte zu Basel Philosophie und Theologie, widmete sich aber späterhin dem Staatsdienste, besonders im diplomatischen Fache. Er ward daher 1746 als Legationsrath in Dresden, dann eine Zeit lange als kursächsischer Minister in Wien, endlich 1758 wieder in Dresden bei der geheimen Kanzlei mit dem Titel eines geheimen Raths ange stellt. Hier starb er auch 1761. Seinen Ruhm als philosophischer Schriftsteller verdankt er vornämlich einem Werke über das Völkerrecht: *Droit des gens, ou principes de la loi naturelle appliqués à la conduite et aux affaires des nations et des souverains*, London 1757, 2 Bde. 4. und öfter. deutsch von Joh. Chr. Schulin, Nürnberg. 1754—60, 3 Theile, 8., auch Mailand, 1771, 8., welches in der politischen Welt beinahe ein gleiches Ansehen mit dem Werke des Grotius über denselben Gegenstand (*de jure belli ac pacis*) erlangt hat und daher oft als Autorität in politischen Streitigkeiten angeführt wird. Es ist aber meistens nach Wolf abgefaßt, indem B. dessen größeres Werk über das Völkerrecht umgearbeitet und in ein, für Staatsmänner leichteres und gefälligeres, Gewand eingekleidet hat. Doch weicht er in manchen Punkten von seinem Vorgänger ab und verwirft auch dessen Hypothese von dem allgemeinen Völkerstaate (*civitas gentium maxima*). — Außerdem hat B. auch geschrieben: *Défense du système leibnition contre les objections et les imputations de Mr. Crousaz contenues dans l'examen de l'essai sur l'homme de Mr. Pope*, Leyden 1741, 8.

**Baur**, Thierry, Baron de, ein berühmter österreichischer Artilleriegeneral, ward den 4. Juni 1748 zu Petit-Failly in Lothringen geboren und auf der Militärschule zu Sedan gebildet und trat 1768 als Cadet in das Ingenieurcorps zu Brüssel, avancirte bis 1778 zum Oberlieutenant, als welcher er den bayerischen Erbfolgekrieg mitmachte und den Bau einiger Verschanzungen und nach dem Frieden den Bau mehrerer Werke an der Festung Theresienstadt in Böhmen leitete, avancirte hierauf zum Capitän, ward 1788 wegen seiner Tapferkeit vor Dubla Major und erhielt 1789, wegen seiner ausgezeichneten Bravour bei der Belagerung Belgrad's, wo er, obwohl schwer verwundet, die Eröffnung der Laufgräben leitete und vor Türkisch-Strittin, den Maria-Theresienorden u. ward in den Freiherrnstand erhoben. Nach geschlossenem Frieden ward er Lokalienie-Direktor zu Prag, ging aber nach dem Ausbruche der französischen Revolution mit zu der Rheinarmee und zeichnete sich so aus, daß er zum Oberlieutenant u. 1796 zum Obersten ernannt ward. Jetzt setzte er Ingolstadt in Vertheidigungsstand, leitete die Belagerung von Kehl und darauf von Hüningen, ward kurz nach einander Generalmajor und Feldgeniedirektor und nahm an allen Ereignissen der Feldzüge von 1799 und 1800 den entschiedensten Antheil. Nach dem Frieden ward er General-Genieedirektor bei der Armee des Erzherzogs Johann, leitete 1805 das Geniewesen bei der italienischen Armee, bekam 1806 ein Regiment, ward 1807 Feldmarschalllieutenant und 1809 General-Genieprobidirektor der österreichischen Armee, gerieth aber bei der Uebergabe Wien's in französische Gefangenschaft, ward jedoch bald ausgewechselt und zum interimistischen General-Commandanten von Wien ernannt, avancirte 1813 zum Feldzeugmeister, ward 1817 wirklich geheimer Rath und starb zu Wien den 4. April 1820.

**Beglia**, Stadt u. Bischofsitz im Königreiche Syrien, s. Duarnero. mD.

**Beilobder**, Valentin Karl, ein berühmter protestantischer Kanzelredner, den 10. März 1794 zu Nürnberg geboren, wurde in seiner Vaterstadt Pfarrer an der Regidienkirche und später k. bayerischer Dekan und Hauptpastor an der St. Sebalduskirche zu Nürnberg, wo er am 11. April 1828 starb. B. gehört zu den vorzüglichsten ascetischen Schriftstellern und Kanzelrednern Deutschland's, dessen Schriften mit großem Beifalle aufgenommen und zum Theil in mehren Auflagen verbreitet worden sind. Die hauptsächlichsten sind folgende: „Predigten über freie Texte auf alle Sonn- und Festtage“ (Leipz. 1799 — 1800, 2 Bde.); „Neue Predigten auf alle Sonn- und Festtage“ (Nürnberg. 1816 — 17, 2 Bde.); „Predigten über auserlesene Stellen der Psalmen“ (Nürnberg. 1820, 2 Bde.); „Predigten über die Episteln des ganzen Jahres“ (Leipz. 1806, 3 Bde.); „Predigten über die Evangelien des ganzen Jahres“ (Leipz. 1820, 2 Bde.); „Predigten über Texte und Schriften des Apostels Johannes“ (Nürnberg. 1828, 2 Bde.); „Summarische Erklärung der Sonn-, Fest- und Feiertageepisteln zum Vorlesen am Altare“ (Leipz. 1808); „Sammlung biblischer Texte“ (Nürnberg. 1794); „Gebete am Morgen und Abend“ (Nürnberg. 1801, 2 Bde., neue Aufl. 1827); „Ideen über Leben, Tod und Auferstehlichkeit“ (Nürnberg. 1824, 3. Aufl.); „An junge Christen bei der ersten Feier des Abendmahls“ (Nürnberg. 1815, 3. Aufl.); „Communionbuch für denkende Christen“ (Nürnberg. 1822, 7. Aufl.); „Christliches Beicht- und Communionbuch für Andächtige“ (2. Aufl. 1815); „Lieder, Erzählungen und Fabeln für Kinder“ (Nürnberg. 1826, 4. Aufl.). Mit Scheibler und Hennings gab er heraus: „Uebersichtliche Chronik der dritten Jubelfeier der deutschen evangelischen Kirche“ (Erfurt und Gotha 1819, 2 Bde.) und in Baters „Jahrbuch der häuslichen Andacht“ lieferte er mehre werthvolle Beiträge. Anonym erschien von ihm: „Wie sehr die protestantische Kirche Ursache habe, es nie zu vergessen, sie sei ihr Daseyn vorzüglich der Erneuerung des Lehrganges von der wahren evangelischen Freiheit huldig; eine veränderte Auflage der von Dr. Fr. W. Reinhard den 31. Oktober 1800 gehaltenen Predigt“ (Dresden und Pirna 1801). Dieses Schriftchen enthält eine wichtige und scharfsinnige Parodie der bekannten Predigt Reinhard's über die freie Gnade Gottes in Christo.

**Belasco**, Don Aciso Antonio Palomino y, als Maler und als Schriftsteller über Malerei rühmlichst bekannt, wurde 1653 zu Basulance geboren. Er war fast zum Jünglinge herangewachsen, als er mit seinen Eltern nach Cordova ging, um Philosophie und Theologie und die Rechte zu studieren. Die so lange schlummernde Reigung zur Malerei erwachte hier in ihm durch den Anblick einiger trefflichen Gemälde und bestimmte ihn, sich unter der Leitung des Don Juan de Balbes der Kunst zu widmen, ohne deshalb die gelehrten Studien ganz aufzugeben. Mit Don Juan de Alfaro ging er nach Madrid, um die dortigen Gemälde berühmter Künstler zu studiren; als dieser starb, vollendete er einige von jenem angefangene Gemälde. Durch seinen Freund, dem Kammermaler Careno, wurde ihm der Auftrag, die Galerie del Tierzo zu malen und er entledigte sich dieses Auftrages so gut, daß ihm der König im Jahre 1688 die Würde eines königlichen Malers u. nicht lange nachher den damit verbundenen Gehalt ertheilte. Er war sehr fleißig und hat eine zahllose Menge von Gemälden hinterlassen; die werthvollsten befinden sich zu Madrid, Valencia und Salamanca. Er hatte genaue Kenntnisse der Mathematik u. Architektur; seine Zeichnung ist daher richtig, auch sein Colorit angenehm und lebhaft, die Composition sinnreich. B. starb im Jahre 1726, nachdem er ein Jahr vorher in einen geistlichen Orden eingetreten war. Außer einigen anderen Schriften besitzen wir von B. ein Werk über Malerei unter dem Titel: „El museo pictorico y escala optica“, wovon der erste Theil 1715, die beiden letzten aber zu Madrid im Jahre 1724, Fol., erschienen. Der dritte Theil (auch unter dem Titel: „El Parnaso Espanol pintorico laureado“ etc.), welcher die Biographien der spanischen Maler enthält, ist die wichtigste. Das Werk ist zwar nicht, wie das von Vasari, beurtheilt

viele Nachrichten, da sie ohne kritische Prüfung aus mündlicher Uebersetzung aufgenommen wurden, falsch und die Zeitangabe oft verwirrt und unrichtig; dennoch heben diese Mängel die sonstigen Verdienste des Werkes von B., die in manchen sehr wichtigen, anderwoher nicht bekannten Notizen bestehen, keineswegs auf.

Bella, Giuseppe, ein berühmter literarischer Betrüger, um das Jahr 1750 auf der Insel Malta geboren, widmete sich theologischen Studien und ward Kaplan des Malteserordens. Mit dem arabischen Dialekte, der jetzt noch auf Malta gesprochen wird, vertraut, wußte es ihm möglich, einen literarischen Betrug, der ihm nicht nur großes Ansehen, sondern auch bedeutenden Vortheil brachte, auszuführen. Er gab nämlich vor, während seines Aufenthaltes zu Palermo (1782) in der Abtei des heil. Martin eine arabische Handschrift, welche die Correspondenz zwischen den arabischen Statthaltern Siciliens und ihren Gebietern in Afrika enthalte; ferner eine andere, in welcher die wichtigsten, auf die Herrschaft der Normannen in Sicilien bezüglichen, Dokumente vereinigt seien und eine dritte, durch welche die verlorenen Bücher des Livius in einer arabischen Uebersetzung gerettet seien, entdeckt zu haben. Alfonso Ariolbi, Erzbischof von Heraklea und Richter der apostolischen Legation auf Sicilien, welchen B. von dem Funde in Kenntniß setzte, unterstützte den Betrüger auf jede mögliche Weise und erbot sich zur Befreiung aller zur Herausgabe der angeführten Werke nöthigen Kosten. Zuerst erschien als Uebersetzung aus dem Arabischen der „Codice diplomatico di Sicilia sotto il governo degli Arabi“ (Palermo 1789—1792, 3 Bde., 4.) und später, als man Zweifel über die Richtigkeit dieser Urkunden aufserte, auch der erste Band der angeführten Correspondenz unter dem Titel: „Kitab divan Mesr; Libro del consiglio di Egitto“ (Palermo 1793, Fol.). Schon hatte man mit dem Druck des zweiten Bandes begonnen, als J. Hager, ebenfalls ein gelehrter Marktschreiber, auf einer Reise nach Sicilien den Betrug entdeckte und der Welt bekannt machte. Es wurden nun von mehreren Seiten Untersuchungen angestellt und gefunden, daß der Originaltext nicht die gewöhnliche Schriftsprache, sondern der verdorbene arabische Dialekt auf Malta sei und daß die Namen in dem ebenfalls bekannt gemachten, neuentdeckten Livius ganz anders geschrieben seien, als es bei den Arabern gewöhnlich ist. Claus Lychsen erklärte die von B. vielgepriesene Inschrift eines alten Ringes, den man für den Ring Königs Roger ausgab, für einen gewöhnlichen Spruch aus dem Koran. B. wurde nach Entdeckung des unverschämten Betrugs seiner Stellen entsetzt und zu Gefängnißstrafe verurtheilt. Er starb um das Jahr 1824. (Vergl. J. Hager's „Nachricht von einer literarischen Betrügerei“, Erlangen 1799, 8.).

Veräußerung (alienatio) bezeichnet diejenige Handlung, vermöge deren Jemand das Eigenthum (Proprietät) seiner Sache oder seines Rechts, oder wenigstens die Verfügung (dominium, jus in re) auf den Andern überträgt. Die V. unterscheidet sich von der Lossagung, Entsagung und Dereliction darin, daß bei den letzteren bloß der bisherige Besitzer die Sache nicht mehr haben will, ohne gerade am künftigen Annehmer ein besonderes Interesse zu haben. Nicht einmal bei jedem Verkaufe findet zugleich V. statt, sondern nur beim Verkauf der eigenen Sache. Man bedient sich des Ausdrucks V. bei allen Contracten, wodurch das Eigenthum auf den Andern übertragen wird, wie bei den meisten Verkäufen, bei Vertauschungen, Abtretungen, Schenkungen, An- und Ueberweisungen u. a., sollte auch die Uebertragung vor der Hand bloß eventuell geschehen, wie beim Pfandvertrage, bei welchen das Realrecht bloß eventuell auf den Gläubiger übertragen wird, falls er seine Befriedigung vom Schuldner selbst nicht erlangen sollte. Verfügungen über bewegliche Güter, also auch V., sind nach dem natürlichen Rechte zu beurtheilen und daher nur den allgemeinen Regeln unterworfen, welche bei Contracten überhaupt stattfinden, wie z. B. daß freie, nicht durch List oder Betrug erschlichene, oder durch Einschüchterung erpresste oder durch Gewalt erzwungene Einwilligung vorhanden sei, daß der Ver-

assernde frei zu verfügen vollkommen berechtigt sei u. s. f. Sachen und Güter, die mehreren Privaten zugleich gehören (gemeinschaftliche), oder die zu öffentlichen Zwecken bestimmt sind, können daher vom Einzelnen gültiger Weise nicht veräußert werden. Zur V. von Immobilien, deren Besitz bloß durch das Uebereinkommen der Völker garantirt wird, gehört auch noch entweder die Eintragung des neuen Besitzers in die dazu bestimmten Verzeichnisse beim Richter, in dessen Bezirke die unbewegliche Sache gelegen, oder, wie fast überall, die obrigkeitliche Bestätigung. Frauenspersonen bedürfen zu V. eines Curators, oder da, wo die Curatel nicht üblich ist, der Zuziehung eines der Rechte kundigen Beistandes.

**Verbrecher-Colonien** sind Ansiedelungen ausser dem Staatsgebiete durch deportirte Verbrecher. Der Staat sucht dadurch gefährliche Menschen aus seinem Schoosse zu entfernen und sie, wo möglich, anderwärts zu nützlichen Gliedern der Gesellschaft zu bilden. Ein sehr lobenswerthes Unternehmen, obwohl nicht jeder Staat Gelegenheit und Mittel dazu hat. In einer solchen Colonie werden natürlich die Verbrecher Anfangs einer strengen Zucht unterworfen u. zu bestimmten Arbeiten angehalten. Nach und nach muß im Verhältnisse zu bemerkbarer Besserung die Strenge nachlassen u. den Colonisten entweder Boden zur Bearbeitung für sich geben, oder die Mittel zur Ausübung eines andern nährhaften Gewerbs gegeben werden, damit ihr physischer sowohl, als moralischer Zustand gründlich verbessert werden. Ob man solchen Colonisten die Rückkehr in die Heimath gestatten sollte? eine Frage, die sich schlechthin weder bejahen, noch verneinen läßt. Die Persönlichkeit und andere Umstände müssen hier entscheiden. Warum sollte z. B. einem solchen Colonisten die Rückkehr nicht gestattet werden, wenn er hinlängliche Beweise seiner Besserung gegeben und in der Heimath ein Gut geerbt hat, das ihm u. die Seinigen weit besser nähren würde, als das Stück Acker, welches man ihm in der Colonie angewiesen? — Auch sollte man Ehegatten nie trennen, wenn einer dem andern aus Anhänglichkeit folgen will. Die Fortdauer einer solchen Verbindung kann ja selbst zur Besserung des Verbrechers beitragen. In diesem Falle könnte man aber auch die Kinder unbedenklich folgen lassen, wenn dergleichen Familienhanden sind und die Colonie schon Anstalten zur Bildung der Jugend hat. Für solche Anstalten müßte von Rechts wegen gleich mit bei Anlegung der Colonie gesorgt werden.

**Verdienst** ist eigentlich der Erwerb durch Dienstleistungen. Daher sagt der Landwirth: er habe an seiner Arbeit so und so viel verdient und auf gleiche Weise ist der Ausdruck zu verstehen, wenn im Lebensverkehre von gutem oder schlechtem V. die Rede ist. In dieser Bedeutung sagt man auch gewöhnlich Verdienst, und nicht das V. Braucht man aber das Wort als Neutrum, so verändert sich dessen Bedeutung, indem man an etwas Höheres, als gemeinen Erwerb, denkt. Und so sind auch die Ausdrücke zu nehmen, wenn vom Sich-Verdienten die Rede ist, oder von verdienstlichen Handlungen die Rede ist. Man denkt nämlich alsdann an den Werth, den diese Handlungen haben, auch abgesehen von dem Erwerbe. Allein auch hier ist wieder ein doppeltes V. zu unterscheiden: ein relatives, wenn die Handlungen nur einen äußern Werth haben oder bloß nützlich sind, und ein absolutes, wenn die Handlungen einen innern Werth haben oder sittlich gut sind. Auf jenes beziehen sich die sogenannten V.-orden; nur man belohnt damit Jeden, der sich in irgend einer Beziehung um den Staat oder dessen Regenten äußerlich verdient gemacht hat, wenn er es auch nur aus Ehrgeiz oder andern unreinen Triebfedern gethan, mithin seine Handlung gar keinen sittlichen Werth hätte. Daher kommt es denn, daß zuweilen sogar böse Handlungen, wenn sie dem Mächtigen nützen, von diesem durch Ertheilung eines solchen Ordens belohnt werden. Ein absolutes V. aber kann einer Handlung erst dann zugesprochen werden, wenn sie durchaus oder in jeder Hinsicht (materiell und formell — dem Gehalte und der Triebfeder nach) gut ist. Diesem moralischen V. steht also die moralische Verschuldung entgegen, welche aus unsittlichen oder bösen Handlungen hervorgeht. Keines von beiden kann von einem Subjekt



das andere übertragen oder mit einander vertauscht werden (das B. von A mit der Schuld von B oder umgekehrt) weil beide etwas Inneres, durchaus Unäußliches sind. — Daß auch der beste Mensch kein solches B. habe ist eine höchstbene Behauptung, denn alsdann wäre er innerlich gar Nichts werth. Sein B. ist nur immer beschränkt durch seine Schuld, weil auch der beste Mensch nicht frei von Sünden ist. Daher soll freilich Niemand auf sein B. stolz seyn oder treten, sondern stets in Demuth auch seiner Schuld eingedenk seyn und nach höherer Vollkommenheit streben. — Wenn gewisse Handlungen vorzugsweise verdienstlich genannt werden, so versteht man darunter Handlungen der Gütigkeit oder Liebesdienste, weil diese nicht erzwingbar sind, wie die Handlungen der Gerechtigkeit gegen Andere. Es können aber dergleichen Handlungen doch verdienstlos, d. h. ohne moralisches B. seyn, wenn sie nicht aus einer ächt stillischen Gesinnung hervorgingen. Vergl. Abbt, vom Verdienste, Berl. 1765, 8.

\* **Bereinigte Staaten Nordamerika's.** Den neuesten Nachrichten über die Bevölkerung der bedeutendsten Städte in den V. St. zufolge ergeben sich folgende Ziffern: New-York zählt 500,000 Einwohner, Philadelphia 150,000, Boston 130,000, Baltimore 105,500, Cincinnati 100,000, St. Louis in Missouri über 40,000; Buffalo im Staate New-York, dessen Bevölkerung im Jahr 1825 2412 Seelen zählte, hat heute deren 45,000.

**Verfall** ist die allmähliche Abnahme oder Verschlechterung eines Dinges. Dabei spricht man sowohl vom V.e der Reiche, als vom V.e der Künste und Wissenschaften, mithin auch vom V. einzelner Zweige derselben, z. B. der der Philosophie. Die Philosophie verfällt nämlich, wenn entweder ein blinder Dogmatismus, oder ein ängstlicher Scepticismus, oder auch ein willkürlicher Syncretismus u. Eklekticismus auf dem Gebiete derselben überhand nimmt. Wenn aber vom V.e der Menschheit überhaupt die Rede ist, denkt man vorzugsweise an ein überhand nehmendes moralisches und religiöses Verderben, welches man auch den V. der Sitten und der Religion nennt. Letztere kann aber eben sowohl durch den Aberglauben, als durch den Unglauben verfallen, obwohl Viele meinen, es stehe vortreflich um die Religion, wenn die Menschen nur recht viel glauben: beten, wallfahrten, fasten, beichten u. — Da die Klage über den V. der Menschheit zu allen Zeiten vernommen worden, so kann sie wohl in dieser Allgemeinheit nicht gegründet seyn. Es kann also nur einzelne Perioden des Verfalls gegeben haben, auf welche dann auch wieder Perioden des Emporsteigens folgten.

**Vergnügen** ist ein angenehmes Gefühl oder ein Gefühl der Lust, welches aus der Befriedigung gewisser Bedürfnisse hervorgeht. Nach der Verschiedenheit dieser Bedürfnisse kann auch das V. selbst verschieden seyn. Das V. hat also verschiedene Quellen. Entspringt es aus körperlichen Bedürfnissen, so heißt es körperliches V., wie das V., welches der Hungerige und Durstige beim Essen und Trinken empfindet. Entspringt es aber aus geistigen Bedürfnissen, so heißt es geistiges V., wie das V., welches wir empfinden, wenn wir etwas Unterhaltendes lesen oder hören, oder wenn wir sehen, daß es unseren Freunden wohl geht. Beide Arten des V.s können sich aber auch mit einander verbinden, vermischen, so daß das Uebergewicht bald auf die eine, bald auf die andere Seite fallen kann; wie es in Gesellschaften und bei den Genüssen, welche dieselben durch Schwänke reizen, Spiele, Tänze zc. darbieten, gar oft der Fall ist. Die alten Philosophen unterschieden auch das bewegliche und das stehende V. (*ἡδονή ἐν κινήσει*, voluptas in motu — *ἡδονή κατὰ στασιμότητα*, voluptas stans s. stabilis). Diese Unterscheidung fällt aber mit jener eigentlich zusammen. Denn das bewegliche V. sollte in einem angenehmen Sinnenkitzel, das stehende hingegen in einem ruhigen Zustande der Seele bestehen. Diese Unterscheidung wandten sie dann auf die Frage an: ob das V. das höchste Gut des Menschen sei, indem Einige bloß das bewegliche, Andere bloß das ruhige, noch Andere beide Arten des Vergnügens, in stetiger Verbindung gedacht, als das höchste Gut betrachtet wissen wollten. Wenn aber die Idee des höchsten Gutes auf solche Weise bestimmt, so kommt Nichts

ter, als ein bald größerer, bald feinerer Hedonismus oder Eudämonismus her-. Die Unterscheidung des physischen und des moralischen V. s. fällt im- mer auch mit jener zusammen. Denn das sogenannte moralische V. soll nichts an- des seyn, als das Wohlgefallen an sittlich-guten Handlungen, gehört also mit geistigen Vergnügen und ist unstreitig die edelste Art desselben. Gleichwohl die Bezeichnung unpassend, denn das V. als solches ist noch nichts Moralisches, in es sich auch auf etwas Moralisches beziehen, oder aus der Moralität hervor- en kann. — Vergl. Abicht's Versuch einer Metaphysik des V. s., Spj. 1789, 8.; ves' Resultat der philosophirenden Vernunft über die Natur des V. s. u., Leipz. 1793, 8.; Leveque de Pouilly's Theorie der angenehmen Empfindungen, aus Französischen von Dreves, Jena 1793, 8. — Wegen des Gegentheils von V. Schmerz.

Verheyen, Philipp, ein berühmter Anatom, wurde zu Verbrud in den verlanden am 23. April 1648 geboren. Anfangs sollte er bei der Lebensart er Eltern, einfacher Landloute, bleiben, indessen bemerkte der Geistliche seines s vorzügliche Geistesanlagen in ihm und verschaffte ihm daher eine Stelle im legium zu Löwen. Nachdem er sich hier drei Jahre die nöthige Vorbildung orden hatte, wollte er sich der Theologie widmen, allein eine Verletzung eines ees, die eine Amputation nöthig machte, zwang ihn, seinen Vorsatz aufzugeben. studirte nunmehr zu Löwen und Leyden Medizin, worauf er nach Löwen zu- fehrt, hier 1683 promovirte, 6 Jahre später die Professur der Anatomie und 3 die der Chirurgie erhielt. Er starb am 28. Januar 1710. Bei seinen Leb- n war V. eine der größten Zierden seiner Universität und ohne Widerspruch kent er eine vorzügliche Stelle in der Geschichte der Anatomie. Er ist viel- gelobt und getadelt worden; gewiß ist, daß seine Werke, neben wichtigen neuen tsachen, auch große Irrthümer enthalten. Die vorzüglichsten derselben sind: mpendii theoriae practicae pars I. et II.“ (1683); „De febribus“ (1692); atomia corporis humani“ 1693, 4.; die beste Ausgabe ist die Brüsseler (1726).

\* Verhör ist jede mündliche Vernehmung einer Person vor einer Behörde, Auskunft über den Thatbestand zu erhalten, gleichviel, ob solches Administrat- und Polizey, oder Justizsache betreffe. In Sache des Strafrechts unter- idet sich dabei das Verfahren als accusatorischer oder inquisitorischer resh. Beim letztern besonders soll durch das anzustellende V. nicht bloß die lage, sondern auch die Unschuld, sowie alles Dasjenige ermittelt werden, s selbst bei der erwiesenen Anschulldigung zur Exculpation oder Strafmil- ung gereichen kann. Das V. befaßt sich daher nicht bloß mit dem Angeklag- t, sondern auch mit Befragung und Gegeneinanderstellung der Zeugen, sowie t derjenigen Personen, welche um die Sachverhältnisse wissen können. Bei btigen Untersuchungssachen ist das V. an gewisse Formen gebunden; es sollen, ser dem Protokollanten, ein Richter und zwei Schöppen zugegen seyn, die altenen Aussagen aber, so weit möglich, wörtlich niedergeschrieben werden. lichen V. en mit dem Beschuldigten soll eine umständliche Ermahnung zur Wahr- sausgabe mit Bemerkung der nachtheiligen Folgen des Abläugnens vorausgehen. i derartige V. nennt man dann ein formelles, im Gegensatz zu den sum- rischen V. en, wobei solches nicht stattfindet. Das summarische V. soll jederzeit ausgehen und auf frischer That angestellt werden, um zu erforschen, ob die he von solcher Bedeutung sei, um mit Anwendung des formellen V. s. zu ver- ren. Nach der Sitte des Mittelalters hatte man in Sachen des Strafrechts, id es an „Haut u. Haar“ ging, noch das articulirte V. Es wurden ick gewisse Fragen in einer solchen Ordnung, woraus zum Behufe der Ueber- rung eine richtige Schlussfolge hervorgehen sollte, aufgestellt, welche der Beschul- te bloß mit Ja oder Nein zu beantworten hatte. Dieses Verfahren, wider den Rechte Unkundigen einen künstlichen Beweis, ohne Verstattung des Gegende- kes, zu führen, ist jedoch aus leicht begreiflichen Gründen in gebildeteren Staa- ohne spezielle Verbotungsgesetze längst aus der Übung gekommen. Da das

richtung auf dasselbe, wiefern es überhaupt veräußerlich ist. Denn, gar nicht veräußerlich, so könnte vernünftiger Weise Niemand daran sein wollen; und wollte Jemand doch, weil er subjektiv unvernünftig würde die Vernunft die Verzichtung als nicht geschehen betrachten — Jemand auf das Recht der Denk- oder Glaubensfreiheit verzichten wollen, fern aber die Rechte veräußerlich sind, so kann die V. in Ansehung p sowohl, als sachlicher Rechte stattfinden. Wird ein persönliches Recht aufgegeben, so wird die Person, auf die es sich bezog, in dieser Bezie ihrer Rechtspflicht frei; wie wenn Jemand bisher berechtigt war, Leisten Anderen zu fordern, diese Forderung aber gar nicht mehr geltend machen erklärt. Hieher würde auch die Freilassung eines Sklaven gehören. Sklaverei überhaupt rechtlich wäre und der Sklave nicht als bloße Sache sehen würde. Seine Freilassung wäre daher eigentlich der Freilassung gefangenen Thieres gleich, mithin vielmehr als Aufhebung eines sachlichen zu betrachten. Wird nämlich ein sachliches Recht schlechthin aufgegeben, die Sache, die bisher Eigenthum eines Berechtigten war, herrenlos, vor daß es Allein-Eigenthum war; wie wenn Jemand eine Hütte verläßt, vorher allein bewohnte, um sich anderswo niederzulassen. Die Hütte kann Jedem (auch dem Verlasser selbst wieder, wenn ihm kein Anderer zuvor in Besitz genommen werden, nach dem Grundsatz: Die verlassene Sache herrenlos) dem ersten Besitznehmer zu (res derelicta [tamquam res nulli primo occupanti]). War aber die Sache Gesamteigenthum mehrerer Verlasser der bisher Berechtigte nur seinen Antheil an derselben. Dieser den Anderen zu als Miteigenthümern, wegen der moralischen Persönliche zusammen constituiren. Mithin darf jenen Antheil kein außer dieser Person sich Befindender in Besitz nehmen, wofern nicht die Anderen damit ein sind. Selbst der Verlasser müßte diese Einwilligung nachsuchen, wenn Neuem seinen früheren, oder irgend einen andern Antheil an dem Gesamthe zu haben wünschte; denn sein Recht war mit der V. erloschen. Jedermann befugt sei, ein veräußerliches Recht durch V. aufzugeben, lei Zweifel, wiefern der Verlasser bloß seinen eigenen Freiheitkreis verengen

letzt, ob man gleich Habe und Gut, die ein Verstorbener zurückläßt, auch dessen Erbschaft nennt. Nur auf den freiwilligen Tod würde jener Begriff ebenfalls anwendbar seyn. Ob aber dieser (nach dem Rechtsgefesse sowohl, als nach dem Tugendgefesse) erlaubt sei, darüber s. Selbstmord.

\* Verona ist seit dem letzten italienischen Kriege die Residenz des kaiserlichen Statthalters für das lombardisch-venetianische Königreich, da das Vizekönigthum zur Zeit aufgehoben ist, und der Sitz der obersten Civil- und Militärbehörden. Die Stadt wurde vor einigen Jahren durch detachirte Forts und nach einem in bastionirten Systeme besetzt.

Verrocchio, Andrea del, ein berühmter italienischer Maler, Kupferstecher, Bildhauer, ward um 1432 zu Florenz geboren und errarb sich dajelbst bald einen bedeutenden Ruf. Vorzüglich war er Meister in der Perspektive, aber nur seine Federzeichnungen waren ausgezeichnet, während die Farbenmalerei ihm wenig gelang, da er die Behandlung des Colorits nicht verstand. Höher war er Goldarbeiter, Bildhauer und Metallgießer. Als ersterer verfertigte er verschiedene Gefäße in die päpstliche Kapelle und für den Großherzog von Florenz; als letzterer hat er sich durch die Grabmale Johann's, Peter's und Cosmos von Medici in Florenz und die Reiterstatue des venetianischen Befehlshabers, Bartolomeo da Bergamo ausgezeichnet, doch starb er noch vor der Vollendung der letztern, er sich bei dem Gusse desselben zu sehr angestrengt hatte, 1488 in Venedig. Erwürdig ist noch, daß er zuerst das Abdrücken der menschlichen Gesichter in Gyps gesucht haben soll. Unter seinen Schülern sind Leonardo da Vinci u. Peter Ruolino (s. dd.) die berühmtesten, welche ihn aber als Maler weit übertrafen.

Verschleimung ist nach den alten Humoralpathologen eine Krankheitsanlage, die bei einer Menge von Menschen existiren u. eine der häufigsten Veranlassungen schwerer Krankheiten seyn soll. Sie gibt sich durch übermäßige Schleimzeugung zu erkennen, die ihr Produkt einen bald durchsichtigen, glasartigen, bald dicken weißen oder grauen oder gelben oder grünen Schleim in den Nasenhöhlen, den Gehöröhren, dem Magen, den Därmen, der Harnblase etc. absetzt, von welchen Orten aus dasselbe durch ihre Ausführungskanäle nach Außen geworfen wird. Wenn dieses aber eintritt, soll der angesammelte Schleim verdorbenen Appetit, Geschwulst von Völle, Ebel, Erbrechen, gestörte Gallenbereitung, seltenen und harten Stuhl etc. bewirken und sogar Verhärtung, Geschwulste, Wassersucht und viele Krankheiten mehr und endlich selbst den Tod bedingen können. Eine solche geheuliche V. entstehe aber durch den häufigen Genuß unverdaulicher, mehligter, fetter Speisen, durch Mangel eines guten Blutes, durch Schwäche der Gefäße u. dergleichen, durch verringerte thierische Bewegung, durch Verdünnung der wässrigen Bestandtheile der Säfte und durch Zurückhaltung der festen Theile derselben, welches beides aus Schwäche der absondernden Organe beruht werde. — Diese Theorie von der V. hat lange Zeit bei Aerzten und Laien in unerschüttertem Ansehen gestanden; indessen ist die neuere Medizin weit davon entfernt, sie als die richtige anzuerkennen; denn, indem diese mehr auf die Leiden der festen, als der flüssigen Theile Rücksicht nimmt, sucht sie die Ursache einer übermäßigen Schleimzeugung nicht in einer abnormen Mischung des Blutes, sondern in einer Affektion der Schleimhäute, die, wenn sie sich in einem Reizzustande befinden, eine dickere Masse Schleimes, als gewöhnlich, absondern. Allerdings können solche Affektionen der Schleimhäute übele und selbst lebensgefährliche Zufälle erzeugen und zwar vorzüglich dann, wenn die Schleimhäute edler Organe: der Lungen, der Harnblase u. dergleichen ergriffen sind; niemals aber ist das Produkt, das sie erzeugen, vermehrte Schleim, als die Ursache des Uebels zu betrachten, sondern es ist die Absonderung als eine Hülfe der Natur anzusehen, die theils durch diese Absonderung die, in einem entzündlichen Zustande befindliche, Schleimhaut vor der Einwirkung fremder scharfer Stoffe zu schützen bemüht ist, wie z. B. die Schleimhaut der Nase und Luftröhre bei Katarrh vor der Einwirkung der äußern rauhen Luft, theils aber denselben als kritische Absonderung erzeugt, was wir z. B. bei-

Strafen gewahrt werden, der in seiner Festigkeit nachläßt, je mehr der **Wille** an Menge und Consequenz zunimmt. Nach allem diesem stellt sich nicht der **W.** als eine Hauptquelle vieler Uebel dar, sondern sie nimmt bloß eine sehr untergeordnete Stelle ein, von welcher aus sie nie den Schluß erlannt, daß eine transiente Erscheinung, die mit ihr gleichzeitig eintritt, durch sie bedingt wird.

**Verstärkungsrecht** (*ius corroborationis*) hat sowohl jeder Einzelne, als jede Gesellschaft, also auch jeder Staat und jedes Volk, sobald die Verstärkung, d. h. die Vermehrung der Kraft oder Macht, nicht durch gewaltsamen Eingriff in ein fremdes Freiheitsgebiet geschieht, z. B. durch Wegnahme des Eigenthums Anderer. Wie ferne man sich durch Abschließung eines Bündnisses mit Anderen oder durch Anlegung einer Colonie verstärken kann, ist die Befugniß dazu auch in jenem Rechte mit eingeschlossen. Die beste Ausübungsart jenes Rechtes aber besteht darin, daß eine physische oder moralische Person ihre innere Kraft möglichst zu entwickeln und auszubilden sucht. Denn eine solche intensive Verstärkung ist weit vortheilhafter, als jede extensive und verlegt auch nie ein fremdes Recht. Ein Staat also, der immer nur darauf ausgeht, sein Gebiet durch Eroberungen zu erweitern u. sich dadurch zu verstärken sucht, ohne an jene innerliche Verstärkung zu denken, handelt nicht nur sehr unrecht, sondern auch sehr thöricht. Denn das größere Gebiet bietet den Feinden auch mehr Angriffspunkte dar und fordert daher mehr Aufwand an Kraft zur Vertheidigung. Daher sind alle Reiche, welche durch immer weiter ausgebreitete Eroberungen zu politischen Ungeheuern anwachsen, über kurz oder lange wieder zerfallen, wie das neueste französische, trotz seinem kräftigen Eifer, der es sogar selbst überlebte.

**Berwirrtheit** (*domantia, amentia*) ist diesienige Hauptform der Seelenstörungen, wo das Delirium sich ebenfalls, wie bei der Manie, auf alle Gegenstände erstreckt, nur mit dem Unterschiede, daß Schwäche und Depression damit verbunden sind. Denn die **B.** beraubt den Menschen der Fähigkeit, die Gegenstände gehörig aufzufassen, die Verhältnisse derselben einzusehen, sie zu vergleichen und die Erinnerung an dieselben vollkommen zu behalten, woraus die Unmöglichkeit, richtig zu urtheilen, entspringt. Die Reden der Berwirrten sind daher unzusammenhängend; sie wiederholen Worte, selbst ganze Redensarten, ohne einen bestimmten Sinn damit zu verbinden und sprechen, wie sie urtheilen, ohne das Bewußtsein von dem zu haben, was sie sagen. Viele haben auch den größten Theil ihres Gedächtnisses verloren, haben höchstens nur das Gedächtniß der Greise und vergessen im Augenblicke, was sie so eben sahen, hörten, sagten oder thaten. Sie haben weder Neigungen oder Abneigungen, empfinden weder Haß noch Liebe und sind gleichgültig für alle Gegenstände und wenn sie ihnen früher noch so lieb waren. — Zu den Ursachen der **B.** zählt man alle die, welche überhaupt Seelenstörungen zu erzeugen vermögen; indes scheint doch bei den Ursachen der **B.** die Einwirkung der Seele auf den Körper geringer, als bei der Manie zu seyn, obgleich sich auch hier Fälle finden, wo in Folge moralischer Einwirkungen physische krankhafte Anordnungen entstehen und hierdurch die **B.** herbeigeführt wird. Uebrigens unterscheidet man eine akute u. eine chronische **B.**, sowie eine aus Altersschwäche. Bei der chronischen ist bisher die Behandlung fast immer fruchtlos gewesen. Bei Behandlung der akuten müssen vor Allem die Ursachen entfernt werden; im Uebrigen aber hilft man durch Hülfe der Lebensweise u. die Anwendung tonischer Mittel; im Allgemeinen werden hier Frictionen, Bewegungen, vorzüglich zu Pferde, Fußbäder, die China, Moschus, Valerian zc. für nützlich gehalten. Endlich ist die Behandlung der **B.** aus Altersschwäche fast nur darauf beschränkt, den Gang dieser Art von Seelenstörung zu hemmen und ihren ungünstigen Ausgang einigermaßen aufzuhalten, was bisweilen der Aufenthalt auf dem Lande und in einer reinen Luft, mäßige Bewegung und eine stärkende Lebensweise vermag.

**Verzinnen** heißt: Eisen oder Kupfer oder dessen Legirung mit einem dünnen Ueberzuge von Zinn versehen, um entweder jene Körper vor dem schädlichen Oxidiren zu sichern, besonders bei Geschirren, welche zur Zubereitung und Aufbe-

wahrung von Speisen dienen, oder ihnen auch nur ein hübscheres Ansehen zu geben. Die zu verzinnenden Stellen werden mit Schabeisen, Feilen, Scheidewasser oder mit verdünnter Schwefelsäure gereinigt, worauf die Waare meist mit Casmial bestreut, in das geschmolzene Zinn getaucht oder letzteres mit Berg oder leinenen Lappen darauf gestrichen u. überall gleichförmig verbreitet wird. Durch Schlagen oder Reiben mit einem Glätthammer wird die Verzinnung dichter und dauerhafter gemacht. Besonders hart wird der Ueberzug, wenn Zink unter das Zinn kommt. Einen hohen Glanz und vorzügliche Härte hat die englische Verzinnung aus einer Composition von 10 Theilen reinem Zinn, 1 Theil bleifreiem Zink, 1 Theil Wis- muth und ein Theil Messing. Nur bei Koch- und Speisegeschirren ist sie nicht anwendbar. In den Nadelwerkstätten kocht man die Stednadeln, um sie zu v., in einem Gemische von Zinn, Quecksilber und Weinslein, oder man siedet sie in einer Weinsleinauflösung zwischen Zinnplatten, welche an einem eisernen Kreuze in den Stedetopf gehängt sind.

**Blaq. d'Azur**, Felix, ein berühmter französischer Anatom und Physiolog, wurde zu Valongne 1748 geboren. Aus Liebe zu den Wissenschaften wollte er sich anfänglich dem geistlichen Stande widmen, ergriff aber, auf den Wunsch seines Vaters, eines Arztes, das medizinische Fach und begab sich demzufolge 1765 nach Paris. Hier betrieb er mit vorzüglichem Eifer das Studium der Chemie, Physik, Naturgeschichte und endlich der Medizin, worauf er 1773 einen Curfus der menschlichen und vergleichenden Anatomie eröffnete. Das Aufsehen, das diese Vorlesungen erregten, erweckte bald den Reiz, der es dahin brachte, daß sie ihm untersagt wurden. B. reiste nun nach seiner Heimath und stellte da Untersuchungen über den Bau der Fische an, die von der Akademie der Wissenschaften beifällig aufgenommen wurden. Bei seiner Rückkehr nach Paris stiftete er eine medizinische Gesellschaft, zu deren beständigem Sekretär er ernannt wurde. Diese Gesellschaft umfaßte sehr vorzügliche Köpfe, leistete in den Wissenschaften Großes und erhielt daher den Namen der „königlichen Gesellschaft der Wissenschaften“; völlig wurden aber seine Wünsche erfüllt, als ihn die französische Akademie 1778 zum Nachfolger Buffon's ernannte. Er starb am 20. Juni 1794, erst öpft von den fürchterlichen Eindrücken, die die Schreckstage auf ihn gemacht hatten. — B. war sehr reizbar und für die Ehre und den Ruf sehr empfänglich; er hatte einen hellen, philosophischen Geist, der dem, womit er sich beschäftigte, immer allgemeynere Ansichten abzugewinnen suchte. Wir verdanken ihm mehre neue Entdeckungen in der Anatomie der Fische und Vögel; sehr schätzenswerth sind seine Untersuchungen über das zweite und dritte Hirnnervenpaar, so wie über das Hirn selbst, durch dessen Erforschung er den ersten Anlaß zu vielen folgenden, sehr dankenswerthen, Untersuchungen desselben gegeben hat. Die Lobreden, die er als Sekretär der medizinischen Gesellschaft auf verstorbene Mitglieder derselben gehalten, werden zu den vorzüglichsten in ihrer Art gezählt. Seine gesammelten Werke („Oeuvres de V.“) erschienen zu Paris in 6 Bänden, 8. und in I. Bde., 4.

**Bleih**, Gerhard Ulrich Anton, Professor der Mathematik und herzoglich anhaltisch-dessauischer Schulrath, ward den 7. Jänner 1763 geboren. Schon als Knabe zeigte er viel Lust und Wohlgefallen zu Mathematik und besonders zog ihn die praktische Geometrie an. Nächst der Liebe für Mathematik bekundete er eine große Neigung zum Militär und besonders zum Ingenieurcorps. Sein Schicksal bestimmte ihn aber zum Lehrstande. Er ward im August 1786 Lehrer an der Hauptschule in Dessau und starb daselbst als Schulrath und Professor der Mathematik am 12. Januar 1836 an den Folgen des Schlagflusses. Mit welcher Klarheit, Deutlichkeit u. Ausdehnung er seine Wissenschaft umfaßte, davon zeugen seine zahlreichen Schriften in den Fächern der reinen und angewandten Mathematik, Physik ic., von denen ein großer Theil zwei und mehre Auflagen erlebten. Besonders verdienen erwähnt zu werden, seine: „Anfangsgründe der Mathematik“ (Leipzig, 4 Theile in 6 Abtheilungen. I. Theil, 1. Abthl., 4. 1836, I. Theil, 2. Abth. 1825; II. Theil, 1. Abth., 3. Aufl. 1824, II.

3. Aufl. 1826; III. Theil 1813 u. IV. Theil 1821); „Anfangsgründe der Naturlehre für Bürgerschulen“ (Leipzig 5. Aufl. 1823); „Physischer Kinderfreund“ (ebendaf. 10. Bändchen 1808 — 1815); „Erster Unterricht in der Mathematik für Bürgerschulen“ (ebend. 5. Auflage 1823).

**Billaume, Peter**, geboren 1746 zu Berlin, war zuerst Prediger bei der französischen Colonie in Halberstadt, dann (seit 1787) Professor der Moral und der schönen Wissenschaften am joachimsthalischen Gymnasium zu Berlin, legte aber im Jahre 1793 diese Stelle nieder und privatisirte seitdem zu Brahe-Trolleburg, einem Landgute des Grafen Reventlow, auf der Insel Fühnen, ward jedoch drei Jahre darauf zum Mitgliede des Nationalinstituts in Paris ernannt. Er hat, ausser vielen pädagogischen Schriften, auch folgende philosophische herausgegeben: Von dem Ursprunge und den Absichten des Nebels, Leipzig 1784 — 1787, 3 Bde., 8.; Abhandlungen über die Kräfte der Seele, ihre Geisligkeit und Unsterblichkeit, Wolfenbüttel 1786, 8. (Thl. 1.); Vom Vergnügen, Berlin und Liebau 1788, 8.; Versuche über einige psychologische Fragen, Leipzig 1789, 8.; Ueber das Verhältniß der Religion zur Moral und zum Staate (Liebau 1791), eine populäre Logik zur Einleitung in die Schulwissenschaften (Hamb. u. Mainz 1805, 8.) und eine Histoire de l'homme (Dessau 1783, 8., Aufl. 2., Wolfenb. 1786. Deutsch: Dessau und Leipzig 1783, 8., Ausg. 3. 1802), geschrieben; desgleichen Barw's philosophische Untersuchungen über die Griechen aus dem Französischen mit Anmerkungen in's Deutsche übersetzt, Berlin 1789, 2 Thle., 8. — Er ist aber nicht zu verwechseln mit einem andern Billaume (Christ. A.), welcher einen Versuch einer Theorie der Criminalgesetzgebung (Kopenhagen 1819, 8.) herausgegeben.

**Bitter, Charles François Dominique de**, ein in Deutschland bekannter und um die Verbreitung der deutschen Literatur verdienter Franzose, den 4. November 1767 zu Volcken in Lothringen geboren, erhielt seine Erziehung in dem Benedictinercollegium zu Metz, kam 1781 in die Artillerieschule dieser Stadt und 1784 als Lieutenant in Garnison nach Straßburg, wo gerade Mesmer's magnetische Versuche großes Aufsehen erregten. B. vertiefte sich in ernstliche Untersuchungen über diesen Gegenstand und legte die gewonnenen Resultate in dem wenig bekannt gewordenen Romane: „Le magnétiseur amoureux“ (Genf 1787, 12.) nieder. Bei dem Ausbruche der Revolution erklärte er sich in mehreren Traktaten gegen dieselbe, und entfernte sich, nachdem er die in mancher Beziehung heftige Schrift: „De la liberté“ (Metz und Paris 1791, 8.) dem Drude abgeben hatte, aus Frankreich, um in die Reihen der royalistischen Armee zu treten. Nach der Niederlage derselben kam er in seine Vaterstadt zurück, mußte aber, da ihm von den Freiheitsmännern nachgestellt wurde, zum zweiten Male entfliehen. Er ging nach Aachen und von da nach Lüttich; als sich die französische Armee jedoch bald dieser Stadt näherte, begab er sich nach Norddeutschland und hielt sich zu Münster, Holzminden, Driburg und besonders zu Göttingen, wo er mit den bekanntesten Gelehrten der Universität in freundschaftlichsten Verhältnissen lebte, auf. Sein Entschluß, nach Rußland zu gehen, scheiterte zu Lübeck, wo er von der Familie Kobbe so gastfreundlich aufgenommen wurde, daß er noch in dieser Stadt zu bleiben beschloß. Hier lernte er im Umgange mit Stolberg, Jacobi, Voß, Klopstock, Meyer, Brandis, Gerstenberg und Anderen die deutsche Literatur kennen und ward der philosophische und literarische Vermittler zwischen Deutschland und Frankreich. Als das französische Heer 1806 Lübeck eroberte und sich die schändlichsten Excesse erlaubte, suchte B., selbst mit Gefahr seines Lebens, überall, wo er nur konnte, Hülfe zu leisten. Auch für die Erhaltung des, durch die französische Occupation gefährdeten, deutschen Unterrichtswesens und Handels verwendete er sich kräftig. Nach dem Falle des Handlungshauses Kobbe nahm er die Stelle eines Professors der französischen Literatur auf der Universität Göttingen an (1811). Zeichen der Achtung wurden ihm von allen Seiten zu Theil, obgleich es ihm auch keineswegs an bitteren Kränkungen. Die empfindlichste

war ihm seine Entsetzung von seiner Professur nach der Vertreibung der Franzosen aus Deutschland. Der Kummer untergrub allmählig seine Gesundheit und er starb am 26. Februar 1815, tief betrauert von Allen, die ihn näher zu kennen Gelegenheit hatten. Von seinen Schriften nennen wir folgende als die bedeutendsten: „Philosophie de Kant ou Principes fondamentaux de la philosophie transcendente“ (Neuchâtel 1801, 8.); „Coup. d'oeil sur les universités et le mode d'instruction publique de l'Allemagne protestante“ (Göttingen 1808, 8.); „Coup d'oeil sur l'état actuel de la littérature ancienne et de l'influence de la réformation de Luther“ (Paris 1803, neue Ausg. 1809, 8.); und „Lettre a Madame la comtesse Fanny de Beauharnais sur Lübeck“ (Lübeck 1806, 8.).

Binet, Alexander, einer der hervorleuchtendsten Männer unter den protestantischen Theologen unserer Zeit, ward den 17. Juni 1797 zu Duchy, ganz nahe bei Lausanne, im Kanton Waadt, geboren und machte seine Studien am Gymnasium und an der Akademie zu Lausanne. Im Jahre 1817, als er eben in die zweite Classe der Theologie eintrat, wurde er nach Basel berufen, um an den neuerrichteten öffentlichen Lehranstalten französische Sprache und Literatur zu lehren. Zu Lausanne 1819 zum Prediger ordinirt, wurde er im nämlichen Jahre zum außerordentlichen Professor der französischen Literatur an der Universität Basel ernannt und 1835 zum ordentlichen Professor befördert. Schon in Basel wirkte B. mit großem Segen als Lehrer, Prediger u. Schriftsteller und genoß allgemeine Verehrung. In noch viel höherem Grade aber war dieses der Fall, als B. im April 1837 als Professor der praktischen Theologie an die Akademie seines lieben Lausanne berufen wurde. Sein Unterricht übertraf alle Erwartung. In allen seinen Worten herrschte eine Innigkeit des Offenbarungsglaubens, eine tiefe Lebensfülle, daß die Studierenden von ihrer gewaltigen und doch milden Macht ergriffen und festgehalten wurden. Sein Vortrag war voll Ernst, Anmuth und Zierlichkeit und ließ Nichts zu wünschen übrig. Seine „Discours sur quelques sujets religieux“, 1. Aufl., Neuchâtel 1845; „Nouveaux discours“, 2. Aufl. 1841 und andere einzelne Predigten sind wahre Muster der Kanzelberedsamkeit, an Klarheit und Fülle der Gedanken, an Reinheit und Eleganz der Sprache, an Wärme und Schwung des Vortrags. Durch seine religions-philosophischen und polemischen Schriften geht als Hauptgedanke, neben innigem und demüthigem Christenglauben, das Streben nach religiöser Freiheit, nach Unabhängigkeit des religiösen Lebens von der Staatsgewalt. Dafür kämpfte B. sein ganzes Leben lange. Im Jahre 1845 rath die waadtländische Revolution aus. Die Behörden des Landes hatten in Anerkennung des Grundgesetzes, daß kein Kanton sich in des andern religiöse Angelegenheiten mischen solle, den Antrag des Kantons Aargau auf die Vertreibung der Jesuiten aus der Eidgenossenschaft abgelehnt. Deswegen wurden sie gestürzt und ihre radikalen Gegner zu ihren Stellen erhoben. Diese griffen auf ihre Weise auch in die religiösen Verhältnisse ein und suchten sie zu Partezwecken zu mißbrauchen. B. aber, der wackere Kämpfer für kirchliche Freiheit, konnte unter solchen Umständen nicht mehr in der sogenannten waadtländischen Staatskirche bleiben, trat aus derselben und legte seine Professur nieder. Zwar erhielt er 1845 die durch den Abgang seines Freundes Monnard erledigte Stelle eines Professors der französischen Literatur, wurde aber schon 1846 durch einen Gewaltakt der Regierung von derselben entfernt, weil er sich der Sache der 185 demissionirenden Beschlüssen annahm, die auf einen despotischen Erlaß des Staatsrathes, gleich ihm, daß der Staatskirche traten und dadurch nicht nur ihre Stellen verloren, sondern in jeder Ausübung des geistlichen Amtes durch harte Maßregeln gehindert wurden. Mit ihnen gründete B., als ihr intellektuelles und moralisches Haupt, die sogenannte freie, vom Staate unabhängige Kirche. An der von ihnen gestifteten freien Akademie ward er wieder Professor der Theologie und es war für diese wichtige Neugestaltung sein (4. Mai 1847) zu Clarens erfolgter Tod ein unersetzlicher Verlust. Wir dürfen diese auffallende Erscheinung mit dem Pusey'schen Engländer vergleichen und als einen großen Fortschritt zur Annäherung



stöße Kirche beschreiben. Desto mehr ist B.'s Tod zu beklagen, der ihr Dasein u. Leben gab und manche annähernd katholische Ideen in ihr weckte. Unter seinen vielen Schriften führen wir noch an: „Chrestomatie française“, 3. Aufl., 3 Bde., Basel 1838; „Sur la séparation de l'église et de l'état“, Laus. 1843; „Essais de philosophie morale et de morale religieuse“; „Etudes évangéliques“, Lausanne 1847; „Etudes sur Blaise Pascal“, Lausanne 1848. Seine sammtlichen Werke sollen nächstens erscheinen. L.

**Biotti, Giovanni Battista**, einer der größten Violinspieler und Violin-Componisten der letzten florenen Zeit, wurde geboren 1755 zu Fontana im Piemontesischen, erhielt seine musikalische Bildung von dem berühmten Pugnani und wurde, noch ziemlich jung, Violinist in der königlichen Kapelle zu Turin, von wo er sich jedoch schon 1780 wegbegab, um zu reisen. Obgleich als Künstler mit dem Siegeskranze geschmückt, wurde er doch genöthigt, beim Ausbruche der Revolution Paris, woselbst er sich von 1782 an aufhielt, zu verlassen und nach London zu gehen. Gleichem Ruhm erwartete er sich auch hier durch sein geistvolles, lebendiges, ja vollendetes Spiel, in Folge dessen er Anfangs im großen Concerte, dann als Director des Opernorchesters angestellt wurde. Merkwürdig ist es, daß B. neben diesem seinem Amte stets einen Handel und zwar mit Wein trieb. Ganz plötzlich erhielt er 1798 die Weisung, London zu verlassen; er ging nach Hamburg, 1819 aber wieder nach Paris, wo er jedoch nur auf kurze Zeit die Direction der großen Oper übernahm. Kurz darauf begab er sich wieder nach London, wo er endlich den 3. März 1824 starb. Die vorzüglichsten unter seinen Compositionen sind seine Violinconcerte und seine Solo's für die Violine mit Begleitung des Basses, außer welchen er auch noch Violinduette und Violinquartette und Trio's, Concertantymphonien für zwei Violinen u. schrieb. Lebende Zeugen seiner Kunst und Geschicklichkeit sind seine Schüler, unter denen sich die ausgezeichnetsten, jetzt lebenden Violinvirtuosen befinden, z. B. Rode, Albay, La Barre, Libon, Gartin, Pixis u.

**Bitet, Louis**, ein berühmter Arzt, ward zu Lyon 1736 geboren, wo Vater und Vorfahren berühmte Aerzte gewesen waren. In seiner Jugend zur Schwermuth geneigt, faßte er den Entschluß, Karthäusermönch zu werden, wählte sich aber doch endlich der Medizin, die er zu Montpellier und Paris studirte. Nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt, trat er nach einiger Zeit als praktischer Arzt auf, zeigte sich aber dabei noch auf andere Weise für das Wohlergehen seiner Mitbürger besorgt, namentlich, indem er Vorlesungen über Anatomie und Chemie hielt u. sogar die Anstellung dreier Lehrer: für Anatomie, Naturgeschichte und Chemie betrieb. Ferner that er Vorschläge zur Verbesserung der Lyoner Hospitäler. Er machte auch seine Vertheidigung der Gebrüder Para, die angeklagt waren, ein Mädchen ermordet zu haben, vieles Aufsehen. Eben so war er der erste Arzt, der an der Thierarzneyschule sich der Behandlung der Thiere unterzog. Er gab eine Pharmacopöe und ein medizinisches Journal heraus und betrieb endlich die Errichtung einer Hebammenschule. Mitten in diesen Beschäftigungen fand ihn die Revolution. Nunmehr erweiterte sich sein Wirkungskreis; er wurde Wähler, Maire u. endlich Deputirter zum Nationalconvent. In den Aufstand Lyon's verwickelt mußte er fliehen und hielt sich hierauf im Kanton Zürich auf, bis ihm der 18. Brumaire seinen Sitz in der gesetzgebenden Kammer wieder zurückgab. Er starb zu Paris am 25. Mai 1809, von Leuten aller Meinungen, hauptsächlich aber von seinen Lyoner Mitbürgern herzlich betrauert als ein sehr geschickter Arzt, von seltener Rechtsschaffenheit und Hochherzigkeit. Er hatte eine Menge Schriften hinterlassen, als: „Observations sur les maladies regnantes à Lyon 1768—84“; „Dissert. sur les noyés“ (1768); „Matière médicale reformée“ (1770); „Médecine vétérinaire“ (1771, 3 Vol.); „Médecine expectante“ (1803, 3 Vol.); „Le médecin du peuple“ (1804, 13 Vol.); „Traité de la sangsue médicinale“ (1809).

**Bitringa, Campegius**, ein berühmter holländischer Theolog, ward den 16. Mai 1659 zu Leeuwarden geboren, bildete sich in seiner Vaterstadt und in Fre-

edter und zeichnete sich so aus, daß er schon 1679 die theologische Doktorwürde, 681 die Professur erhielt. Trotz der vortheilhaftesten Anerbietungen von Utrecht, lieb er doch stets in Franeker und starb daselbst den 31. März 1722. — Von seinen, zu damaliger Zeit sehr geschätzten, vielen Schriften nennen wir nur seinen: „Commentarius in Jesaiam“ (Herborn 1715—22, 2 Bde., Fol.), welcher noch jetzt dem biblischen Exegeten manche wichtige Ausbeute gewährt.

**Bibliopugli**, der Hauptgöze der Mexikaner, ward in unförmlicher Mannsgestalt u. in sitzender Stellung abgebildet. Sein Kopf soll die Gestalt eines Löwenkopfes gehabt haben; sein Leib war unförmlich dick und bildete ein Gesicht mit weit aufstehendem Munde; die Füße waren sehr klein und Ziegenfüßen ähnlich, mit Klauen. Uebrigens hatte er auf dem Kopfe zwei Hörner, in der linken Hand einen Stab, in der rechten einen Schild nebst einem Baumzweige und auf dem Rücken zwei Flügel und war an verschiedenen Theilen der Körpers mit blauer Farbe bemalt. Dies Bild, aus Metall gegossen, stand in einem prächtigen, weitläufigen Tempel und ihm wurde jährlich im Mai mit vielen Ceremonien ein Fest gefeiert, wobei auch Menschenopfer gebracht wurden.

**Bogel**, Samuel Gottlieb von, einer der berühmtesten Aerzte, Sohn des berühmten Göttinger Professors der Medizin, Rudolph Augustin B. (geboren zu Erfurt 1724, gestorben zu Göttingen 1774) wurde zu Erfurt am 12. März 1750 geboren, studirte zu Göttingen und praktisirte daselbst bis 1780, wo er als Hof- und Garnisonsmedicus nach Rageburg und von da 1787 als Professor der Medizin nach Rpfod gelangte. Durch Lichtenberg dazu aufgemuntert, der die englischen Seebäder so sehr lobte, gründete B. das erste Seebad an deutscher Küste 1794 zu Dobberan und dadurch, sowie durch seine Schriften u. seine ausgebreitete Praxis, stieg sein Ansehen immer mehr und mehr; er wurde Leibarzt, geheimer Medicinalrath u. in den Adelsstand erhoben. 1821 feierte er sein Doktorjubiläum. Sein Tod erfolgte im 87. Jahre, am 19. Januar 1837. — Von seinen vielen Schriften erwähnen wir zuerst seine bekannteste, die so leicht von keinem Arzte ungelesen und unbenützt geblieben ist: „Handbuch der praktischen Arzneiwissenschaft“ (Stendal 1781—1816, 6 The.); ferner: „Ueber den Nutzen und Gebrauch der Seebäder“ (Stendal 1796); „Krankeneramen“ (Stendal 1796) und „Medizinisch-diagnostische Untersuchungen zur Erläuterung des Krankeneramens“ (Stendal 1824—31, 2 Bde.). Seine letzte Schrift war: „Medizinische Beobachtungen u. Remorabilien“ (Stendal 1834).

**Bogelschießen**, ein in vielen Gegenden übliches Volksfest, wobei mit Schießgewehren nach einem hölzernen, mannigfach gezierten und an einer aufgerichteten Stange befestigten Vogel geschossen wird, stammt aus den Zeiten des Mittelalters her, wo die Städte sich zu erheben und die Bürger Waffen zu führen anfangen, indem man dadurch eine Einübung im Treffen des Ziels beabsichtigte. Die ersten Spuren von B. finden sich um das Jahr 1286 in Schlesien; doch wurden sie später immer allgemeiner und allmählig zu einem städtischen Volksfeste erhoben, so daß fast jede Stadt jährlich ein solennes B. einführt. Die neueste Zeit scheint aber weniger Vergnügen mehr an dergleichen Festen zu finden und der Antheil daran wird fast von Jahr zu Jahr lauer, was wohl mehr in der Uebersättigung mit vielen anderen Vergnügungen, als in der Eigenthümlichkeit des B.s liegt, bei welchem sich der Werth des Bürgerstandes und die Idee einer geselligen Freiheit am Reinsten ausdrückt.

**Boght**, Kaspar, Freiherr von, der sich als Philanthrop einen weit berühmten Namen erworben hat, ward 1752 zu Hamburg geboren, widmete sich den Kameralwissenschaften, bereiste von 1770—74 ganz West- und Südeuropa u. lebte seitdem in Hamburg, wo er 1786 mit einigen Freunden eine Privatarbeitenanstalt für arbeitslose Arme errichtete, die wegen ihres guten Fortgangs schon 1787 zu einer Staatsanstalt erhoben ward und durch seinen Antrieb endlich zu einer Anstalt für viele andere Staaten diente. Zugleich führte er 1787 auf seinem Gute Flotbed an der Elbe eine Musterlandwirthschaft ein, wodurch dieses Dörf-

et der Kreisoberadministration, 1815 Baucommissionsrath, 1814  
 baucommissär bei dem Ministerium des Innern, 1818 Bau-  
 rung des Isarkreises und später auch Mitglied der Akademie der  
 München. In diesen seinen verschiedenen Stellen faßte und  
 mehr in sich die Idee der allgemeinen Landesverschönerung  
 en und suchte dieselbe durch das, von ihm seit 1821 redi-  
 "Baumwesen und Landesverschönerung" und als Vorstand  
 1823 gegründeten, Bauwerksschule zu München theo-  
 ben einzuführen, weshalb er auch die vom Hofrath  
 uerst angeregte Idee des Sonnenbaues, d. h.  
 nach der Mittagsseite, mit Eifer auffaßte, indem  
 rößerer bürgerlicher Wohlfahrt findet. Jeden-  
 bunden mit so tief gefühltem Philanthropis-  
 erth und das Ziel seines Strebens als ein sehr  
 u auch seine darüber ausgesprochenen Ideen in man-  
 w sehr fehn möchten. Auch als Schriftsteller hat er durch  
 en betreffende Schriften, wie durch Zeichnungen, Entwürfe u.  
 it nützlich gewirkt und sich selbst durch seinen „Geist der Lehre Im-  
 g's" (München 1832, 12.) auf dem theosophischen Gebiete versucht.  
 g ist eigentlich eine äußerliche Thätigkeit, wodurch wir Etwas  
 r auch vor Andere hinstellen — weshalb dieses Wort auch ge-  
 n Jemand bei Hofe oder in einer G.ellschaft sich Anderen zur  
 ntschaft darstellen läßt. Weil aber mit jener äußern Thätigkeit  
 inere verknüpft ist, wodurch Etwas unserm Bewußtseyn vergegen-  
 helst eben dieses Vergegenwärtigen auch ein Vorkellen und  
 niß dieser Thätigkeit eine V. Jede V. ist also ein mehr oder  
 d treffendes Abbild von irgend Etwas, welches der Gegenstand  
 er V. heißt, wie das Ich selbst das Subject derselben. Unter  
 läßt sich eben darum Alles befassen, was wir Anschauung, Ent-  
 , Gedanke und Idee nennen. Denn was man nie vorstellt  
 nan auch nicht sagen, daß man es erkennt habe. Die subjective  
 en, das Erzeugende derselben, heißt das V. s. Vermögen, wel-  
 isßvermögen heißt, wieferne wir eben die Dinge durch V. en von  
 gleich nicht jede V. schon eine wirkliche Erkenntniß ist. Denn  
 Dinge vorstellen, die nicht in unserm Erkenntnißkreise liegen,  
 rein erdichtet oder weil sie bloße Glaubenssachen sind. Der  
 V. en verliert sich in die dunkle Region des Nichtbewußtseyns.  
 ns wohl unserer V. en bewußt, aber nicht der Art und Weise.  
 Die Erklärung jenes Ursprungs aus Bewegungen der Ner-  
 hirnshern läßt die Hauptsache unerklärt, nämlich, wie sich  
 ffer Körpertheile in V. en verwandeln. — Wiewohl nun das  
 eine bloß innere (immanente oder ideale) Thätigkeit und folglich  
 nögen ein bloß theoretisches ist: so haben doch unsere V. en einen  
 z auf unsere äußere (transeunte oder reale) Thätigkeit, indem sie  
 deln anreizen, bald davon abhalten. Sie wirken also wie Kräfte,  
 hemmend, auf die Thätigkeit des Menschen in der Außenwelt  
 innen die V. en entweder sinnliche, oder verständige oder  
 lsen, je nachdem man das V. s. Vermögen auf seiner untersten  
 , oder auf seiner mittlern (als Verstand), oder auf seiner höch-  
 nft) betrachtet. Auch kann man sie in reine und empirische  
 : nachdem sie sich auf das beziehen, was in uns selbst aller  
 ible liegt, das a priori Bestimmte, Ursprüngliche und Transcen-  
 man solche Vorstellungen auch selbst ursprüngliche oder trans-  
 it — oder auf das, was uns die Wahrnehmung darbietet und  
 nd aller Erfahrung ausmacht, a posteriori Gegebene. Da

läßt sich auch in Ansehung unserer V.en Materie und Form oder V.s Stoff und V.s Weise unterscheiden, wiewohl die V. selbst erst aus der unzertrennlichen Vereinigung beider entsteht. Darum lassen sich beide nicht abgefordert von einander nachweisen. In logischer Hinsicht können die V.en abstrakt oder concret, weit oder eng, klar oder dunkel, deutlich oder undeutlich, geordnet oder ungeordnet seyn. Durch Verdeutlichung und gehörige Anordnung der V.en wird man ihrer erst mächtig. Man erlangt dadurch eine solche Herrschaft über sie, daß auch die praktische Thätigkeit, wiewfern sie durch V.en geleitet wird, glücklicher von Statten geht. Die Gesetze des Vorkellens werden vorzugsweise in der theoretischen Philosophie entwickelt, indem diese im Grunde nichts Anderes, als eine möglichst vollständige und allseitige Theorie des V.s-Vermögens ist. Das berühmte Werk von Reinhold unter diesem Titel war weder vollständig, noch allseitig u. überdies auf ein unstatthafes Prinzip erbaut, nämlich den Bewußtseynsatz; weshalb der Urheber selbst späterhin als unhaltbar aufgab (vgl. auch Reinhold). — In der dramatischen Kunst spricht man auch die Aufführung eines Schauspiels eine V., weil dadurch den Zuschauern etwas zur V. dargeboten wird. — Eine V. machen heißt auch zuweilen: so viel als: über und wider etwas sich erklären, damit ein Anderer dadurch bestimmt werde, anders zu handeln; weshalb dergleichen V.en, die gewöhnlich nichts Anderes als Beschwerden und Bitten enthalten, auch wohl Gegen-V.en genannt werden, wenn nicht etwa dieser Ausdruck im engeren Sinne von einer, gegen eine anderen gerichtete V. gebraucht wird. Das Recht dazu hat Jedermann, weil es eben nur V.en sind, durch welche man auf ein fremdes Gemüth einzuwirken sucht und hierin keine Beleidigung liegt.

\* **Vorurtheil** (*praejudicium, praejudicata opinio*) im weitern Sinne heißt ein Urtheil, wiewfern es für wahr gehalten wird, bevor man es geprüft hat. Hieraus folgt sogleich, wenn man das Wort V. in diesem weitern Sinne nimmt, nicht alle V.e Irrthümer genannt werden dürfen; es können sich vielmehr auch wahre Urtheile darunter befinden. Nur kann man von der Wahrheit eines Urtheils nicht gehörig überzeugt seyn, so lange dasselbe ein bloßes V. ist. Man ist nur davon überredet, aber nicht eigentlich überzeugt, also freilich in großer Gefahr zu irren. Daher kommt denn die zweite Bedeutung des Wortes V. Man versteht nämlich unter V.en im engeren Sinne Irrthümer, welche dadurch in uns entstanden sind, daß wir vor und also auch ohne Prüfung urtheilen. Dazu werden wir oft durch äußere Umstände bestimmt, vornämlich in der Jugend, wo man nicht nur überhaupt zum voreiligen Urtheilen geneigt ist, weil man noch nicht Kraft und Lust zum Prüfen hat, sondern uns auch von Erwachsenen (Eltern, Verwandten, Erziehern, Lehrern u.) eine Menge von Urtheilen als ausgemachte Wahrheiten mitgetheilt werden, ungeachtet sie es keineswegs sind. Daher ist es allerdings eine Maxime der Weisheit, gegen solche Urtheile mißtrauisch zu seyn und sie bei reiferem Verstande um so strenger zu prüfen. Und daher kommt auch der ewige Kampf der Philosophie mit den V.en. Denn die Philosophie kann durchaus kein Urtheil in ihr System aufnehmen, so lange es bloßes V. ist, möchte es scheinbar auch noch so allgemeingeltend und ehrwürdig seyn. Daß man aber bei Bekämpfung der V.e mit einer gewissen Vorsicht und Schonung zu Werke gehen soll, ist allerdings gegründet. Denn es könnten sich an gewisse V.e praktische Interessen geknüpft haben, die man nicht verletzen darf, denen man also erst eine sichere Grundlage geben muß, bevor man jene V.e angreift. Es wird aber auch der Philosophie nie gelingen, alle V.e auszurotten, theils, weil viele derselben zu tief eingewurzelt sind, theils, weil die Philosophen, als Menschen, welche irren können, selbst nicht über alle V.e erhaben sind. Man hat übrigens die V.e auf zwei Hauptclassen zurückgeführt: V.e des Ansehens (*praejudicia auctoritatis*) und V.e der Zeit (*praejudicia temporis*). Zu jenen bestimmt uns das Ansehen entweder einer einzelnen Person (*praejudicia personae*), oder einer Menge von Personen, z. B. gesetzgebende Körper (*praejudicia multitudinis*). Der sogenannte Köhlerglaube ist ebenfalls ein solches V. Die V.e der

t sind aber auch im Grunde nichts anderes, als B.e des Ansehens. Denn mag uns nun die alte, oder die neue Zeit zum Urtheilen ohne vorhergehende Prüfung bestimmen, so bestimmt uns doch eigentlich nur das Ansehen der Personen, welche der alten oder neuen Zeit angehören, zum Führer werden. Dabel ist es freilich von selbst klar, daß ein Urtheil darum, weil es alt oder neu, von Vielen sonst oder jetzt für wahr gehalten ist, nicht auch an sich wahr seyn müsse. — Endlich könnte man die B.e in theoretische und praktische eintheilen, je nachdem sie bloße Gegenstände der Erkenntniß, oder auch Gegenstände des Handelns betreffen. Indessen können auch jene durch Anwendung auf's Leben praktisch und dadurch sehr schädlich werden. Die moralisch lösenden B.e sind schon ihrem Ursprunge und Wesen nach praktisch und können, wenn sich der Fanatismus zu ihnen gesellt, den Menschen zu den gräßlichsten Thaten verleiten, wie so viele Erscheinungen in der Geschichte beweisen. Und es finden gerade viele B.e die meisten Liebhaber und Vertheidiger, bald aus Verredung, bald aber auch aus bloßer Politik.

**Bos**, Marten de, ein berühmter niederländischer Maler, geboren zu Antwerpen 1520, gestorben 1604, war der Sohn des Peter de B., der, selbst ein tüchtiger Maler, im Jahre 1519 Mitglied der Akademie zu Antwerpen geworden war. Nach Erlernung der Anfangsgründe bei seinem Vater, bildete er sich in der Schule des Franz Floris, reiste dann nach Italien und blieb in Venedig bei Tintoretto, mit dem er längere Zeit gemeinschaftlich arbeitete und öfters den Grund dessen historischen Gemälden anlegte. Für die Familie der Medicis verfertigte mehrere Portraits und wurde nach seiner Rückkehr aus Italien (1559) in die Alerakademie zu Antwerpen aufgenommen. Von B. gibt es eine große Anzahl Gemälden, die er während seines langen Lebens produziert hat. Sie bestehen theilweis aus historischen Scenen und Portraits, wovon die ersteren sich durch gute Composition und richtige Zeichnung, letztere durch große Wahrheit und gutes Licht empfehlen. Kupferstiche, die nach seinen Zeichnungen gefertigt sind, gibt mehrere hundert; am bekanntesten ist eine Reihe von Darstellungen aus dem Leben der heiligen Einsiedler, die R. Sabeler gestochen hat. Als einige seiner Schüler sind sein Neffe Wilhelm de B. und Wenzeslaus Köburger erwähnen.

**Boistermans**, Johann, ein vortrefflicher Landschaftsmaler, wurde 1647 zu Amstel geboren. Er erhielt von seinem Vater, ausser dem praktischen Unterrichte der Malerei, auch eine wissenschaftliche Erziehung und widmete sich, vorzüglich unter dem berühmten Hermann Saftleven in Utrecht der Landschaftsmalerei. Nach seines Vaters Tode reiste er nach Paris und lebte hier allen Vergnügungen; er es aber unter seiner Würde hielt, vom Verdienste seines Pinsels zu leben, so that er seine Gemälde gewöhnlich an Freunde verschenkte, sah er sich nach Verschwendung seines väterlichen Vermögens genöthigt, wegen Schulden Paris zu verlassen und nach seinem Vaterlande zurückzukehren. Nach einem kurzen Aufenthalte in Amsterdam ging er nach England und wurde hier von Karl II. beschäftigt worden; seyn, hätte er für seine Gemälde nicht zu enorme Preise gestellt. Da er auch in London seiner Verschwendung kein Ziel setzen konnte, wurde er von seinen Creditoren in das Gefängniß gesetzt, woraus ihn seine Freunde und Landsleute durch Zusammenschließung einer Summe befreiten. Als Jakob II. den William James als Gesandten nach Konstantinopel schickte, erhielt B. den Auftrag, die dahin zu begleiten und die reizende Umgebung jener Stadt zu zeichnen. Der Gesandte starb jedoch auf der Reise und von seinem Begleiter hat man seit dem Tode nichts wieder erfahren. Man vermuthet, daß er an den polnischen Hof gegangen, wohin er schon vor seiner Abreise von seinem Gönner, dem Marquis von Ardenne, einen Ruf bekommen hatte. Die wenigen Gemälde, die man von B. hat, werden sehr hoch geschätzt; nach dem Urtheile der Kenner übertrifft er seinen Lehrer in Bezug auf Erfindung, Ziertheit des Pinsels und lebhaftes Colorit.

**Donet**, Simon, ein berühmter Maler, geboren 1582 zu Pa von

seinem Vater Laurent in der Malerei unterrichtet, besuchte darauf England und ging nach seiner Zurückkunft mit dem französischen Gesandten Marquis de Jancy nach Konstantinopel. Er kam über Venedig, wo er die Gemälde Tizians, Pintoretto's und besonders Paolo Veronese's studirte, nach Frankreich zurück, reiste aber schon im Jahre 1614 wieder nach Italien und beschäftigte sich zu Rom auch längere Zeit mit dem Studium der Werke Raphael's und Michel Angelo's. Die Werke, die er an den verschiedenen Orten Italiens ausführte, verbreiteten schnell seinen Ruf und die Akademie des heiligen Lukas zu Rom ehrte 1624 seine Leistungen durch Uebertragung des Directorats. Im Jahre 1627 wurde er von Ludwig XIII. als Hofmaler mit einem jährlichen Gehalte von 400 Livres nach Paris berufen. Hier zeigte er sein Talent in der Ausschmückung des königlichen Palastes und vollendete die, von Philipp von Champagne angefangene, Galerie des hommes illustres. Er starb zu Paris im Jahre 1641. B. ist der erste ausgezeichnete Künstler Frankreichs, in dessen Werken der reine italienische Geschmack sichtbar wird, den seine Vorgänger durch incorrekte Zeichnung, kraßloses Colorit und Mangel an Erfindung nur zu sehr vermissen ließen. Er ist zugleich der Stifter einer ausgebreiteten Schule, aus der Künstler wie Le Brun, Le Sueur, Pierre Mignard, Louis und Henri Lesclapart hervorgegangen sind.

**Vox populi, Vox Dei** (Volkes Stimme, Gottes Stimme), ist nur insofern ein wahrhafter Ausdruck, als man unter dem Volke nicht das gemeine Volk oder den rohen Haufen — denn dessen Stimme könnte oft wohl eher des Satans Stimme heißen — sondern vielmehr das Volk im Ganzen versteht, mithin bei der Stimme des Volkes an dasjenige denkt, was man sonst auch die öffentliche Meinung nennt. Denn, wiewohl diese auch nicht untrüglich, so trifft sie doch meist das Rechte. Es ist gewiß an einem Menschen, den diese Stimme für schlecht erklärt, nicht viel Gutes. Man soll also diese Stimme nicht verachten, obwohl auch nicht derselben sich slavisch unterwerfen. Denn Gott selbst verlangt vom Menschen keinen blinden Glauben, sondern fordert ihn durch Vernunft und Schrift zur Prüfung auf. Wie könnte also eine Menschenmenge, bestände sie auch aus Millionen Köpfen, solchen Glauben heißen? —

Buarin, Johann Franz, Erzpriester und katholischer Pfarrer zu Genf, ward 1769 zu Collonge in Savoyen geboren. Im Jahre 1792 im Seminar zu Annecy zum Priester geweiht, wurde er schon während der französischen Revolution mit wichtigen Missionen beauftragt und wagte oft, der Todesgefahr sich aussetzend, in den sonderbarsten Verkleidungen die Gränze zu überschreiten, um einem Sterbenden den letzten Trost zu bringen, oder in einem verborgenen Winkel versammelten frommen Menschen Gottesdienst zu halten und sie im Glauben zu stärken. Eine wichtige, aber auch eine schwierige Stellung wurde ihm zu Theil, als er 1805 zum katholischen Pfarrer von Genf ernannt und noch mehr, als 1816 22 katholische Pfarreien von Frankreich und Savoyen getrennt und mit der Stadt Genf und deren altem Gebiete zu einem neuen Cantone der Schweiz verbunden wurden. Mit glühendem Eifer und unermüdblicher Thätigkeit lebte B. seinem heiligen Berufe. Er darf wohl der Stifter der katholischen Pfarrei in der Hauptstadt des französischen Protektantismus genannt werden. Als er Pfarrer wurde, zählte Genf nicht mehr als 500 Katholiken, hatten diese keine Kirche, keine wohlthätigen Anstalten. Bei B.'s Tode (6. September 1843) zählte Genf nahe an 10,000 Katholiken, hatten diese eine schöne Kirche und viele wohlthätige Anstalten, von denen B. mehre aus seinem Privatvermögen gründete, alle aber unter großen Schwierigkeiten einführte und unterstüzte. Wir nennen darunter nur das Haus der barmherzigen Schwestern, welche die Kranken der Stadt besuchen und über 300 Mädchen eine christliche Erziehung geben, das Waisenhaus, die Schule der christlichen Schulbrüder mit 300 Jöglingen und den Spital für arme und franke Katholiken. Freilich bedurfte es, um dieses Alles einzurichten und den Katholiken eine selbstständige Stellung zu erringen, in dem damals aristokratischen, auf seine alten Rechte und seinen Glauben eifersüchtigen Genf eines energischen, immerwährenden

n Kampfes. Aber B. kämpfte ihn auch mit jener Gewandtheit und eisernen Richtigkeit, die ihm allein den Sieg sichern konnte. Nie ging er einen Schritt rückwärts und trat selbst den Stadtbehörden und der Cantonsregierung mit Kühnheit und Beharrlichkeit gegenüber, sobald er die Interessen seiner Kirche bedroht oder angegriffen glaubte. Aber in allen diesen Kämpfen suchte er Nichts für sich. Er hielt seine Stelle, obgleich seine Talente, sein Eifer, seine Wirksamkeit und hohe Begünstigungen ihm den Weg zu den ersten Würden der Kirche eröffneten. Wieholt schlug er die ihm angebotene bischöfliche Würde aus. Als er nach langwieriger Krankheit im hohen Alter starb, nahmen 2 Bischöfe, 120 Priester und eine gewaltige Zahl aus dem Volke an seinem feierlichen Leichenbegängnisse Theil. — In seinen Schriften zeichnen wir aus: „Le protestantisme dévoilé,“ Paris 1841 und den „Katechismus des heiligen Sacraments der Ehe,“ der von einer empfehlenden Approbation des Erzbischofs von Lyon begleitet und (Landsküt 1843) auch ins Deutsche übersetzt ist. L.

**Bukovar**, Hauptort des Sirmierkomitates Slavoniens und Residenz eines Wojewoden, wird durch die hier mit der Donau sich vereinigende Buka in zwei Theile getheilt, in die „Altstadt“ und „Neustadt“ — jene rechts der Buka, diese, neuer entstanden und minder ansehnlich, links dieses Flusses. Es zählt im Ganzen 100 Einwohner und hat zwei Kirchen von hübscher Bauart, ein schönes Rathhaus, ein Franziskanerkloster und eine katholische Hauptschule. Die freundlichen Straßen sind mit Bäumen besetzt. Die Werkstätten der Handwerker haben die aller Orten in Slavonien, weit geöffnete Thüren, so daß man die Arbeiter in der Gasse aus beobachten kann. Lebhafter Handel, und in den beiden Flüssen sehr ergiebiger Fischfang. In der Umgegend wird viel Seide gewonnen. — Die Geschichtsforscher suchen hier das Carnacum der Römer. MD.

### W.

**Wachen** steht dem Schlafen (s. Schlaf) entgegen und bezeichnet beim Menschen denjenigen Zustand, wo er sich seiner selbst mit Klarheit so bewußt ist, daß er neuen Vorstellungen und Bestrebungen eine beliebige Richtung geben kann. Es gibt es auch hier mannigfaltige Abstufungen und Mittelzustände, wie vor dem völligen Einschlafen und dem völligen Erwachen. Im Zustande des Erwachens ist der Mensch, wie schon Heraklit bemerkte, mit Anderen eine gemeinsame Welt, im Zustande des Schlafens aber seine eigene, indem ihm bei Verschlossenheit des höchsten Sinnes der innere oder die Phantasie allerhand vorkaukelt, was er aus dem Inneren anschauet und empfindet. Nur wachend kann der Mensch freie Thätigkeit beweisen; schlafend ist er gleichsam gefesselt. Daher soll der erwachsene Mensch, lange er gesund ist, mehr wachen als schlafen, damit er seine Zeit nicht verlasset, sondern zur freien Thätigkeit benützen könne. Die Wachsamkeit, welche nicht aus Schlaflosigkeit als Folge eines krankhaften Zustandes entspringt, ist also die Tugend, welcher die Verschlafenheit als Laster entgegensteht. Man braucht auch jenes Wort noch in einem besondern moralischen Sinne. Man nennt nämlich einen Menschen auch wachsam, wenn er aufmerksam auf seinen sittlichen Stand ist und legt ihm dann auch ein waches oder wachendes Gewissen im Gegensatze aber ein schlafendes oder schlummerndes. So heißen die Kräfte überhaupt wach oder wachend (auch lebendig), wenn sie in Wirkthätigkeit sind, im Gegensatze aber schlafend oder schlummernd (auch todt).

**Badenroder**, Wilhelm Heinrich, ein berühmter deutscher Schriftsteller, 1722 in Berlin, wo sein Vater Bürgermeister war, geboren, zeigte schon früh eine Neigung zum Tiefsinne und während seiner Schuljahre große poetische Anlage.

welche durch den Umgang mit L. Tieck, an den er sich auch während seiner Studienzeit auf der Universität Halle angeschlossen, rasch entwickelt wurden. Er hatte sich der Jurisprudenz gewidmet und ward nach Beendigung seiner Studien als Referendar bei dem Kammergerichte in Berlin angestellt. Um diese Zeit entstanden die „Herzensbergpredigten eines kunstliebenden Klosterbruders“, Berlin 1797, 8., zu denen Tieck mehre Beiträge lieferte und welche die Anregung des Studiums der alten Meister, sowie die Hervorhebung andächtiger Begeisterung und religiösen Gefühls vor den berechnenden Verstandeseingriffen in die Kunst zum Zwecke hatten. Sie fanden zu ihrer Zeit bei den Künstlern großen Anklang; wodurch die beiden Freunde veranlaßt wurden, die Geschichte eines Künstlers zu schreiben. „Franz Sternbald's Wanderungen“ wurden gemeinschaftlich begonnen. W. wirkte aber nur bei dem Plane mit; denn, noch ehe er die Ausarbeitung der übernommenen Stellen beginnen konnte, entriß ihn ein früher Tod den 13. Februar 1798 der Kunst. Tieck vollendete allein das Werk (1798) und gab die wenigen, von seinem Freunde hinterlassenen, Aufsätze in den „Phantasien über die Kunst“ (1799) heraus. Es läßt sich nicht läugnen, daß W.'s Schriften kräftige, tiefgedachte, aus genauer Kunstkenntniß hervorgehende Reflexionen enthalten, aber eben so wahr ist die Bemerkung, daß das, durch sie vorgemachte, phantastische Liebäugeln mit der Kunst dem gründlichen Studium derselben sehr nachtheilig werden mußte. W.'s sämtliche Aufsätze sind in der neuen, ebenfalls von Tieck besorgten, Ausgabe der „Phantasien über die Kunst, von einem kunstliebenden Klosterbruder“ (Berlin 1814, 8.) gesammelt.

Waghorn, Thomas, der Schöpfer der in neuester Zeit so vielfach besprochenen Ueberlandpost (s. b. Suppl. II. S. 119), war im Anfange des Jahres 1800 zu Chatham in der Grafschaft Kent geboren, wurde in seinem 12. Jahre Kadet (Midshipman) auf der Flotte und noch nicht 17 Jahre alt Lieutenant. Bis dahin war sein Avancement sehr rasch, von nun an aber stockte es, denn W. ist als Lieutenant gestorben. Zu Ende des Jahres 1817 ward er, bei der damaligen starken Reduktion der Flotte, auf halben Sold gestellt und seitdem nicht mehr im aktiven Dienste der brittischen Kriegsmarine verwendet. Er ging sofort als dritter Mate (Unterschiffer) eines Ostindienfahrers nach Calcutta. Im Jahre 1819 heimgekehrt, ward er im Lootsendienste der Bombayer Marine angestellt, 1824 aber, beim Ausbruche des arracanischen Krieges, meldete er sich bei der ostindischen Kompagnie als Freiwilliger und erhielt das Kommando des Kutters „Rattles“ und einer Abtheilung Kanonenboote. Er kam fünfmal in's Gefecht, bestand zu Land und zu Wasser mancherlei Abenteuer, wurde verwundet und erkrankte an dem gefährlichen Arracanfieber, welches damals Tausende hinraffte und auch seine Gesundheit auf lange Zeit untergrub. Im Jahre 1827 kehrte er nach Calcutta zurück, wo seine geleisteten Dienste bei den Behörden dankbare Anerkennung fanden. Von da an beschäftigte ihn der große Plan, welcher die Aufgabe seines Lebens wurde, nämlich die Wiederherstellung des alten Ueberlandweges unter Anwendung der Dampfschiffahrt. W. war unermüdetlich in der Förderung dieses Planes; er wendete sich deshalb an die obersten Behörden in Indien und besuchte auf seiner Hinreise nach England die angesehensten Kaufleute in Madras, Mauritius, der Kapstadt und auf St. Helena, um sie für seine Idee zu gewinnen. Zu demselben Zwecke bereiste er alle bedeutendsten Handels- und Hafensplätze Englands und Schottlands und ging von einem Minister zum andern. Allein die englische Postdirektion und ebenso das Direktorium der ostindischen Kompagnie waren damals der Dampfschiffahrt auf dem Ocean noch entgegen. Endlich im Oktober 1829 ward er von Lord Ellenborough, dem damaligen Präsidenten des indischen Kontrollamtes, und von Herrn Loch, dem zeitweiligen Präsidenten der ostindischen Kompagnie, beauftragt mit Depeschen an den Gouverneur von Bombay über Aegypten nach Indien zu reisen und über die Thunlichkeit der Beschiffung des Rothen Meeres zum Zwecke der Ueberlandroute zu berichten. Er erreichte über Triest Alexandria in 9½ Tagen. In Suez sollte er das Dampfschiff „Enterprise“



Inden; es erschien aber nicht, und da er wichtige Regierungsdepeschen bei sich führte, so entschloß er sich in einem offenen Boote, ohne Karten und ohne Kompaß, allein durch das Rothe Meer zu steuern, indem er bei Tage die Sonne, Nachts den Nordstern zu seinem Führer nahm. So gelangte er in 6½ Tagen nach den 20 englische Meilen von Suez entlegenen arabischen Hafen Dschidda, und da er sah, daß dem „Entrepriese“ auf dem Wege von Bengalen nach Bombay die Maschine gebrochen sei. Auf einem Handelschiffe setzte er seine Reise fort und gelangte nach Bombay. Er hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß das Rothe Meer der in jedem Betrachte vorzüglichste Weg nach Indien sei, berichtete in diesem Sinne an die Regierung, und so kam durch seine Energie und Ausdauer das große Werk zu Stande, wodurch W. sich den Dank dreier Welttheile, Europa's, Asien's und Afrika's verdiente, und zu dessen Vollendung jetzt nur noch ein Kanal der eine Eisenbahn über den Isthmus von Suez fehlt. Auch die Errichtung der Büstenpost mit ihren acht Stationen und drei Hotels, in denen der Reisende allen tropischen Comfort findet, sowie die Dampfsboot-Kommunikation auf dem Nil, ist seine Schöpfung. Im Jahre 1846 machte W. den Versuch mit der Triester Route, um diese nöthigen Falles neben der von Marseille her benutzen zu können, und überdies ermittelte er die Thunlichkeit einer Route über Ancona und einer andern über Genua. Mehrere Jahre lang wohnte W. in Aegypten, um die Besorgung der Post persönlich zu leiten und zu überwachen. Dieser brave Offizier starb am 8. Jänner 1850 zu London. Seine Gesundheit hatte gelitten durch Angst und Gemüthsunruhe wegen der in Folge seiner Versuche mit der Triester Postroute auf ihm lastenden pekuniären Verbindlichkeiten, zu deren Deckung sein ganzes Vermögen nicht hinreichte. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, daß in England seit der Reform des Parlaments und seitdem die Whigs vorwiegend das Regiment führen, die Oligarchie und der aristokratische Nepotismus aufgehört habe. Bürgerliches Verdienst, das sich nicht zufällig einer hohen Protektion erfreut, hat den alten adelstolzen Familien gegenüber einen harten Stand. Die Regierung und selbst die ostindische Kompagnie sahen die aufsehernden Anstrengungen W.'s jahrelang zu, ohne seinem geringen Lieutenantshalbsolde etwas beizulegen. Erst wenige Monate vor seinem Tode ward diesem außerordentlichen Manne, der den größten praktischen Wohlthätern des Jahrhunderts zur Seite steht, die armselige Pension von 100 Pf. Sterl. verliehen, der fünfzehnte Theil dessen, was der königliche Oberfalkenaufseher für seine lächerliche Sinnfure bezieht. Jetzt ist die Presse bemüht, der bedrängten Wittve des Ueberlandwegschöpfers wenigstens diese Pension zu retten, damit sie nicht verhungert.

**Wahl** (etymologisch verwandt mit „Wohl“ u. „Wollen“) ist eine Handlung der persönlichen Freiheit des Menschen. Wer eine W. trifft, oder Etwas wählt z. B. eine Wohnung, eine Lebensart, eine Gattin u.), der hält Etwas für gut, und sein Wohl in irgend einer Weise davon abhängig und will es daher auch. Es würde aber gar keine W. stattfinden können, wenn nicht eine Mehrheit von wählbaren Dingen gegeben wäre. Diese wählbaren Dinge brauchen indeß nicht inander entgegengesetzt zu seyn, d. h. zu verschiedenen, einander ausschließenden Arten von Dingen zu gehören. Sie können auch nur dem Grade nach verschieden seyn, so daß man, indem man eines von ihnen wählt, bloß das Bessere (oder wenigstens so scheinende) dem Schlechtern vorzieht. Wo keines von ihnen vorzüglicher scheint, wird die W. schwer. Man greift dann entweder blindlings zu, oder läßt das Loos entscheiden. Man wählt also dann eigentlich nicht, sondern überläßt sich dem Zufalle. — Wenn unter Personen gewählt wird, besonders in Bezug auf Ämter und Würden oder Volksvertretung, so heißt Derjenige, welcher die Befugniß zu wählen hat, der Wähler, Wahlmann oder Wahlherr, Derjenige aber, welcher die Fähigkeit, gewählt zu werden, hat, der Wählbare. In der Regel gibt es mehr Wähler als Wählbare (plures sunt electores quam eligibiles). Doch kann in einzelnen Fällen auch das umgekehrte Verhältniß stattfinden. — Wegen der Gnaden-W. s. d. Art.

Wahlspruch (symbolum) ist ein allgemein gültiger, über Pflicht und Recht kurz entscheidender und auf das Leben leicht anwendbarer Satz, gegen dessen Wahrheit in der Seele kein Zweifel obwaltet, daher er derselben immer vor-schwebt und zur wirksamsten und sichersten Lebensregel wird. Welchen entscheidenden Einfluß solche Wahlsprüche auf ein entschlossenes, übereinstimmendes und unerschütterliches Verhalten haben, sieht man schon daraus, daß dieselben von den besten Lehren aller Zeiten empfohlen werden; aber auch das Beispiel der tugendhaftesten und weisen Menschen der Vor- und Mitwelt zeigt sie uns als die Grundlage ihrer, unter allen Verhältnissen sich gleich bleibenden, Denkart und Handlungsweise. Je unentbehrlicher aber solche Maximen und Grundsätze zur Bildung eines tugendhaften, festen Charakters sind, um so mehr müssen dieselben einer strengen Prüfung unterworfen werden, um von deren Uebereinstimmung mit den Gesetzen der Vernunft und des Christenthums vollständig überzeugt zu seyn. Man unterscheidet deshalb sorgfältig die Hauptmaximen, welche sich allein zu Wahlsprüchen eignen, von nur zufälligen Lebensregeln.

Wahrschäftigkeit (subjectiv das, was objectiv Wahrheit [s. d.] ist) dann vorhanden, wenn der Mensch sich äußerlich so erklärt, wie er in seinem Innern wirklich empfindet und denkt, oder wie es seiner Ueberzeugung gemäß ist, in welchem Falle man die Erklärung auch aufrichtig nennt, weil sie unser Gemüth gleichsam aufschließt, oder so richtet, daß es für Andere offen wird. Eben darum nennt man diese Aufrichtigkeit auch Offenheit. Ob aber eine gegebene Erklärung oder Aussage auch in allgemeiner Beziehung wahr sei, ist eine andere Frage; denn sie könnte in dieser Beziehung auch wohl un-wahr oder falsch seyn, wie wenn Jemand aus Irrthum ein falsches Zeugniß ablegt. Doch wird zweifeln auch wahrhaft für wahr oder wirklich gebraucht. Wenn nun von der W. die Rede ist, so versteht man darunter theils eine Pflicht, theils eine Tugend. Die Pflicht der W. besteht nämlich darin, daß man verbunden ist, sich gegen Andere so zu erklären, wie es unserm Innern gemäß ist und die Tugend der W. darin, daß man dieser Verbindlichkeit aus Achtung gegen das Vernunftgesetz auch wirklich nachkommt. Nun entsteht aber die Frage: Ist diese Verbindlichkeit eine unbedingte oder bedingte? Hierauf antworten wir: Beides, obwohl in verschiedener Beziehung. Unbedingt ist sie erstlich, wenn man sich gegen Andere freiwillig erklärt. Denn wenn man es nicht für rathsam hält, sich wahrhaft zu erklären, so darf man ja nur schweigen. Sie ist es aber auch zweitens, wenn Andere ein Recht haben, von uns eine wahrhafte Erklärung zu fordern und wenn sie vernünftiger Weise eine solche Erklärung von uns erwarten müssen. So ist es, wenn Jemand Andere belehren oder vor Gericht Zeugniß ablegen soll, oder wenn er von einem Reisenden wegen des rechten Wegs befragt wird. Hier sich wirklich falsch erklären, wäre gewissenlos und nichts Anderes, als bössliche Täuschung oder Lüge. Bedingt aber ist jene Verbindlichkeit, wenn Andere, ohne irgend eine rechtliche Befugniß, uns zu Erklärungen auffordern, welche von der Vernunft selbst gemißbilligt werden müßten, folglich auch vernünftiger Weise weder gefordert, noch erwartet werden könnten. So ist es, wenn ein Mörder oder Räuber uns befragt, wo der Gegenstand seiner mörderischen oder räuberischen Absicht sich befinde? Wir würden uns ja hier durch eine wahrhafte Erklärung zu Theilnehmern an einer bösen Handlung machen und das kann die Vernunft nicht fordern; sie kann das bloße Wort nicht höher stellen, als das Recht, kann nicht gebieten, daß man sein Wort zu einem Mittel des Unrechts mißbrauchen lasse, also sich selbst gemißmassen zu einem Werkzeuge des Bösen. Zwar sagen die moralischen Rigeristen in dieser Beziehung: man solle dann entweder schweigen, oder dem Andern widersprechen. Wenn das möglich ist, gut. Wenn aber unser Schweigen selbst zum Verräther würde, wenn unsere Widerstandskraft zu schwach wäre: sollen wir auch dann dem Mörder oder Räuber durch unser Wort zu einem Werkzeuge seiner Bosheit dienen? Das wäre doch eine sonderbare Befehlsgebung, die so Etwas verlangt. Und eben so wenig kann die Vernunft fordern, daß man sich gegen einen Lügner

en, der ängstlich nach seinem Zustande fragt, über die Gefahr, in welcher er sich befindet, wahrhaft erkläre und eben dadurch diese Gefahr vermehre, wosern nicht andere Rückfichten eintreten, die eine solche Erklärung nothwendig machen. Man muß es also in solchen Fällen dem Gewissen eines Jeden überlassen, nach den vorliegenden Umständen zu ermessen, wie er eben sich jetzt zu erklären habe. — Hienach beantwortet sich von selbst die Frage: ob es auch Luth., oder Scherzlügen gebe und ob diese der W. widerstreiten? Sie würden derselben allerdings widerstreiten, wenn sie wirkliche Lügen (mendacia) wären, d. h. falsche Aussagen, die mit Bewußtseyn der Falschheit und in böser Absicht geschehen. Ist aber dies nicht der Fall, so sollte man auch nicht von Lügen sprechen, weil dadurch nur Mißverstand bewirkt wird. Man nennt ja auch nicht jede Abtugung einen Mord, jede Entziehung einer fremden Sache einen Raub oder Diebstahl, selbst wenn jene Handlungen absichtlich geschehen; wie wenn Jemand einen mörderischen Angriff dadurch abwehrt, daß er dem Angreifer sein Leben oder eine Waffe nimmt. Warum sollte denn jede unwahre Aussage eine Lüge heißen, bald man ein Bewußtseyn von deren Unwahrheit hat?

**Wahrnehmung** (perceptio) ist die unmittelbare Auffassung eines Gegebenen als Bewußtseyn, sei es nun, daß Etwas von Außen gegeben sei, wo die W. durch den äußern Sinn bewirkt wird und daher selbst eine äußere W. heißt, oder daß es Etwas von innen gegeben sei, wo die W. durch den innern Sinn geschieht und daher selbst eine innere W. genannt wird (s. Sinn). Der Sinn ist also das eigentliche W.-s.-Vermögen (facultas percipiendi), wiewohl er anschaut und aufspürt, Verstand und Vernunft aber nehmen nicht wahr, weil sie weder anschauen, noch empfinden, sondern nur denkend vorstellen, jener durch bloße Begriffe, diese durch Ideen (s. Verstand u. Vernunft). Man muß sich bei dem Worte Wahrnehmen nur nicht durch die erste Silbe täuschen lassen. Denn diese ist nicht das Beiwort wahr (welches mit dem lateinischen verus stammverwandt ist), sondern sie kommt her vom altdeutschen Zeitworte wahren (welches soviel als licken, sehen oder merken bedeutet und mit dem englischen guard, dem französischen garder und dem italienischen guardare stammverwandt ist), wofür wir jetzt gewahren oder gewahrt werden sagen und wovon auch wahr sagen u. Wahrscheinlich abgeleitet sind. — W. ist also einerlei mit Gewahrnehmung, welches man auch hin und wieder, besonders in älteren Schriften, findet. Wer demnach sagt: Verstand und Vernunft seien auch W.-s.-Vermögen, weil wir durch sie das Wahre zu erkennen vermögen, täuscht sich durch eine falsche Etymologie. — Ein W.-s.-Urtheil ist folglich ein Urtheil, welches bloß ausagt, was man eben wahrgenommen (angesehen oder empfunden) hat, z. B. daß es in diesem Zimmer heiß sei, oder daß es gebliht und gedonnert habe. Solche Urtheile lassen sich aber auch nicht beweisen. Sie sind indemonstrabel. Man muß entweder eben dieselbe selbst wahrgenommen haben, oder Anderen auf ihr Wort glauben, was sie von ihren W.en berichten, wenn man von dem Wahrgenommenen Kenntniß erhalten will. Die Erfahrung geht aus lauter W.en hervor. Was daher nicht wahrnehmbar ist, das ist auch kein Gegenstand der Erfahrung, z. B. ein rein geistiges Wesen. Die Erfahrungsurtheile gehen indes weiter, als die bloßen W.-s.-Urtheile, weil jene aus der Verknüpfung und Vergleichung dieser hervorgehen. Ein Erfahrungsurtheil kann daher das Ergebniß sehr vieler W.-s.-Urtheile sein, z. B. das Urtheil, daß die Zugvögel im Frühlinge ankommen u. im Herbst wieder fortgehen. Denn eine einzige W. der Art würde uns noch nicht zu einem so umfassenden Urtheile berechtigen. Eine Theorie der W., verbunden mit einer Anwendung, recht wahrzunehmen und daraus richtige Folgerungen abzuleiten, heißt eine W.-s.-Lehre heißen und würde sich auch mit auf die Anstellung von Beobachtungen und Versuchen (s. dd.) erstrecken müssen, weil durch diese eben recht genaue und furchtbare W.en herbeigeführt werden sollen.

**Wahrscheinlichkeitsrechnung**, die, enthält die Lehre der Berechnung der mathematischen Wahrscheinlichkeit (Probabilität), welche durch das Berech-

Anzahl der günstigen Fälle zu dem Bruch dargestellt wird, dessen Zähler die Anzahl der günstigen Fälle und dessen Nenner die Anzahl aller möglichen Fälle enthält. Man unterscheidet: 1) Wahrscheinlichkeit aus Gründen oder Wahrscheinlichkeit a priori, wenn sich die Anzahl aller möglichen sowohl, als auch der günstigen Fälle auf rein wissenschaftlichem Wege angeben läßt und 2) Wahrscheinlichkeit aus Beobachtungen oder Wahrscheinlichkeit a posteriori, wenn es bei deren Bestimmung an sicheren Regeln fehlt, statt deren man Erfahrungen zu Hülfe nehmen muß. Ist der Werth dieses oben erwähnten Bruches irgend eines Ereignisses = 1, so sagt man, es sei Gewißheit vorhanden; ist derselbe aber =  $\frac{1}{2}$ , so nennt man das Ereigniß zweifelhaft; ist aber derselbe  $> \frac{1}{2}$ , so heißt es wahrscheinlich und wenn derselbe  $< \frac{1}{2}$ , so heißt es unwahrscheinlich. Das Fehlende der Wahrscheinlichkeit eines Ereignisses zur Gewißheit nennt man die Ergänzung der Wahrscheinlichkeit oder die entgegengesetzte Wahrscheinlichkeit. Kommt nur ein Ereigniß in Betracht, so heißt die Wahrscheinlichkeit einfach, kommen aber mehrere in Betracht, so heißt sie zusammengesetzt. Die Bestimmung der Anzahl aller einem gewissen Ereigniß günstigen und der Anzahl aller möglichen Fälle, welche bei diesem Ereigniß überhaupt eintreten können, ist vielen Schwierigkeiten unterworfen. Sehr wesentliche Dienste leistet dabei die combinatorische Analysis. — Gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts haben Pascal und Fermat die ersten hierher gehörenden Aufgaben aufgestellt und dadurch den Grund zur W. gelegt. Den ersten Lehrbegriff der W. verfaßte Jakob Bernoulli, herausgegeben von Nicolas Bernoulli unter dem Titel: „Jac. Bernoulli Ars conjectandi, opus posthumum; accedit tractatus de seriebus infinitis et epistola de ludo pilae reticularis“ (Basel 1713). Ueber Glücksspiele schrieb Montmort: „Essai d'analyse sur les jeux de hazard“ (8oc. éd. Paris 1713). Ferner haben sich um die W. verdient gemacht: Euler, d'Alembert, Johann und Daniel Bernoulli, Gauss, Lagrange, Trembley, l'Huilier, Letens, Meier u. A. Für Anfänger sind zu empfehlen: Biquilley, „Rechnung des Wahrscheinlichen“ (übersetzt von Müdiger, Leipzig 1788); „Lehrbuch der W. von Lacroir“ (übersetzt von Unger, Frankfurt 1818). Das wichtigste und vollständigste Werk über die W. ist aber: „Théorie analytique des probabilités par de Laplace“ (3. Aufl., Paris 1820).

Waiblingen, Stadt im Neckarthal des Königreichs Württemberg, in einer sehr schönen, an Wein, Obst und Getreide fruchtbaren Gegend, an der Rems, die eine halbe Meile unterhalb in den Neckar mündet, ist Sitz eines Oberamtes und mehrerer anderer Bezirksstellen und zählt 3600 Einwohner, die neben Landwirtschaft nicht unbeträchtliche Gewerbe treiben. Namentlich verdient die Brunnenteichfabrikation des hiesigen Zieglers Bihl anerkennend erwähnt zu werden. Außerhalb der Stadt steht die, 1488 massiv von Quadern erbaute, große Pfarrkirche. — W. ist eine der ältesten Städte Württembergs und ein ehemaliges Besitzthum der Hohenstaufen, deren Anhänger nach ihr in den italienischen Kämpfen den Namen Waiblinger — ital. Ghibellini — (s. d.) erhielten. — Schon 885 unterzeichnete Karl der Dicke eine Urkunde „ad Weibelingam“. Derselbe hält 887 zu W. nach Ostern Landtag und König Arnulf bringt 893 die Weihnachten auf dem k. Hofe zu W. König Heinrich IV. schenkte es 1088 nebst Winterbach (in pago Ramesdal, in comitatu Poponis) dem Bischof von Speier, Konrad III., Idem es aber 1141 wieder zum Reiche ein. Erst nach dem Untergange der Hohenstaufen scheint W. an Württemberg gekommen zu seyn. Ehemals befand sich hier eine Burg, die schon 1291 in einem Kriege des Grafen Eberhard von Württemberg mit den Grafen von Hohenberg zerstört worden ist. In späteren Zeiten war auch ein Schloß hier, welches die Bayern im 30jährigen Kriege 1645 zerstörten. Bei dieser Gelegenheit wurden die Einwohner sehr hart behandelt und die Stadt war eine Zeit lange beinahe gänzlich verlassen. Die Pfarrkirche zu W. waren eine der stärksten Mutterkirchen und bis gegen das Ende des 15. Jahrhunderts war eine große Menge umliegender Dörfer Filiale derselben. Hier und in der Umgegend

hat man sehr bedeutende römische Alterthümer entdeckt und der Geschichtschreiber Sattler erzählt: daß man 1530 beim Graben eines Fundaments auf alte Gräber gekommen und da Urnen nebst noch brennenden Lichtern gefunden habe, welche, sobald sie an die Luft gekommen, verlöscht seien. Im Jahre 1519 starben zu W. an der Pest 1300 Menschen. 1564 entstand durch die Unvorsichtigkeit eines Dienstmädchens ein Brand, wodurch mehre Häuser eingeeäschert wurden und fünf Kinder um's Leben kamen. Eine Sage läßt auch den Kaiser Friedrich Barbarossa (s. d.) in W. geboren werden und einer andern Ueberlieferung zufolge sollen auch die Leiber der heiligen drei Könige, als sie aus Italien nach Köln gebracht wurden, hier kurze Zeit aufbewahrt worden seyn.

• **Walachei.** Den Schlüsselstein der moldo-walachischen Revolution (vergl. **Walachei**, Band X., S. 666) bilden die unter den beiden Höfen, der suseränen u. der Schuzmacht, am 30. April 1849 getroffenen u. am 5. Juli in der Bukarester Zeitung veröffentlichten Bestimmungen über die Zukunft der Donaufürstenthümer. Wir lassen den wesentlichen Inhalt dieser Staatschrift, „Sened“ genannt, die in sieben Artikeln abgefaßt ist, folgen: „Der Kaiser und Selbstherrscher von Rußland und der Kaiser und Badschah der Osmanen, von dem gleichen Wunsche befeelt, für das Wohl der Fürstenthümer Moldau und W. zu sorgen, und ihren früheren Verpflichtungen getreu, welche diesen Ländern eine abgeordnete Verwaltung und manche andere Rechte gewähren, haben erkannt, daß in Folge der Unruhen, welche diese Provinzen und vorzüglich die W. ausgewählt haben, es nöthig sei, in vollkommener Uebereinstimmung außerordentliche und wirksame Maßregeln zu ergreifen, um die ihnen verliehenen Rechte und Privilegien zu schützen, sowohl gegen revolutionäre und anarchische Bestrebungen, als gegen den Mißbrauch der Gewalt, welche die Handhabung der Geseze gehemmt und die friedlichen Einwohner der Wohlthaten beraubt hat, die ihnen die zwischen Rußland und der Pforte geschlossenen Verträge zusicherten. 1) Daß wegen der Ausnahmiszustände, welche durch die letzten Ereignisse herbeigeführt wurden, die Hospodare der W. und Moldau künftig auf sieben Jahre durch Se. kaiserl. Maj. den Sultan ernannt werden sollen, damit auf diese Art die Verwaltung dieser Provinzen stets an den Würdigen komme, der sich des besten Rufes erfreut. 2) Das Staatsgrundgesez, welches den Fürstenthümern im Jahre 1831 verliehen wurde, soll in Kraft bleiben, bis auf diejenigen Abänderungen, welche Zeit und Erfahrung als nothwendig haben erkennen lassen, namentlich wegen der gewöhnlichen und außerordentlichen Versammlungen der Bojaren, welche einstweilen suspendirt sind, da sie mehr als einmal die Ursache zu bebauernswerthen Konflikten u. offener Widersetzlichkeit waren. Die hohen Höfe behalten es sich vor, über deren Wiedereröffnung u. die passende Zeit dazu sich mit einander zu verstehen. An ihre Stelle treten einstweilen ein Diwan oder Rath, aus Bojaren und einigen Mitgliedern der hohen Geistlichkeit bestehend, welche des allgemeinen Zutrauens am würdigen sind. Die Hauptbeschäftigung dieses Divans wird die Bestimmung der Steuern und die Prüfung des jährlichen Budgets seyn. 3) Um die nöthigen Verbesserungen einzuführen und die Mißbräuche abzustellen, welche sich eingeschlichen haben, werden zwei Revisionskommissionen eingesetzt, in Bukarest und in Jassy, welche das „Reglement“ zu revidiren und die etwa nöthigen Abänderungen vorzuschlagen haben. Die Arbeit dieser Kommissionen wird von dem Ministerium in Konstantinopel geprüft werden, welches sich darüber mit dem Kabinette von St. Petersburg einverstehen wird. Nach erhaltener beiderseitiger Genehmigung werden die vorzunehmenden Abänderungen unter der Form eines Hattischerifs Sr. Maj. des Sultans verkündet werden. 4) Da die Unruhen des vorigen Jahres es deutlich genug dargethan haben, daß Militärkräfte nöthig sind, um jede aufrührerische Bewegung sogleich zu unterdrücken, so haben beide kaiserl. Höfe beschloffen, um zu gleicher Zeit auch die Grenzen der Fürstenthümer gegen jeden Andrang von Außen zu decken, eine Dispositionsarmee von 25—35.000 Mann in denselben so lange ~~als~~ bis die Ruhe auf den Grenzen vollkommen hergestellt ist. Wenn von mehr

## Walachische oder rumänische Literatur.

zu besorgen ist, so werden in beiden Provinzen 10,000 Mann von jeder Seite bleiben, bis die Ruhe im Innern garantirt und die Arbeiten der organischen Verbesserung vollendet sind; dann aber werden die Truppen beider Mächte die Fürstenthümer zwar verlassen, sich jedoch in der Nähe bereit halten, für den Fall, daß wichtige Ereignisse ähnliche Maßregeln wieder erheischen. Auch wird für die Reorganisation der inländischen Miliz so gesorgt werden, daß sie durch ihre Disziplin und ihren Effectivstand eine hinlängliche Bürgschaft für die Aufrechterhaltung der Ordnung zu gewähren im Stande ist. 5) Während der Okkupationszeit werden beide hohe Höfe außerordentliche Kommissäre — jede Macht einen — in den Fürstenthümern halten, welche den Hospodaren Rath und Meinung mittheilen werden, wenn sie Mißbräuche oder etwas der öffentlichen Ruhe Gefährliches bemerken sollten. Die Instruktionen derselben werden von beiden Kabinetten gemeinschaftlich verfaßt und ertheilt, und dadurch ihnen ihre Pflichten und die Art der Theilnahme angedeutet werden, die sie an den Landesangelegenheiten zu nehmen haben. Beide Herren Kommissäre werden sich über die Wahl der Komiteemitglieder einvernehmen, denen die Revision des „Reglements“ aufgetragen wird, und dann darüber an ihre resp. Höfe berichten. 6) Die Dauer des gegenwärtigen Vertrages ist auf sieben Jahre festgesetzt worden, nach deren Verlauf die beiden hohen Höfe es sich vorbehalten, mit Rücksicht auf den Zustand, in dem sich die Fürstenthümer dann befinden werden, diejenigen weiteren Maßregeln zu treffen, die sie für geeignet halten, um diesen Provinzen auf lange Zeit Wohlstand und Ruhe zu sichern. 7) Es versteht sich, daß durch den gegenwärtigen Akt, der nur durch einen Ausnahmestand hervorgerufen und auf eine bestimmte Zeit geschlossen wurde, von den beiden Höfen an keiner der älteren die W. u. Moldau betreffenden Stipulationen und früheren Verträge so wenig, als an dem besondern Vertrage von Adrianopel etwas geändert wird, sondern daß alle in voller Kraft und Gültigkeit bleiben.“ — Im Juni 1849 ernannte der Großherr den obigen Bestimmungen gemäß die neuen Fürsten der Moldau und der W., nämlich den Bojaren Gregorius Ghika an die Stelle des Fürsten Stourdja für die Moldau und den Bojaren Darbo Stirbey an die Stelle des Fürsten Bibesco für die W. Die Salbung u. Inthronisation des Letztern hat am 16. Dez. des genannten Jahres stattgefunden. In der letzten Zeit meldeten die öffentlichen Blätter, daß der kommandirende General der russischen Armee in der Moldau und W., v. Lüders, von dem Kriegsministerium den Befehl erhalten habe, diese Provinzen unweilunglich zu räumen und daselbst bloß die 15. Infanteriedivision, die 9. reitende Artilleriebrigade und zwei Uslaneregimenter zurückzulassen. Zugleich wurde dem General eingeschärft, diesem Befehle die größtmögliche Publizität zu geben, was auch sogleich vollzogen wurde. Doch brachte derselbe Kurier — unabhängig von diesem Befehle — auch noch einen zweiten, worin dem General Lüders aufgetragen wurde, einen Rapport an das Kriegsministerium auszufertigen, des Inhaltes, daß die Strenge der Jahreszeit und die ungangbaren Wege den Abmarsch der Truppen vor dem Frühjahr unmöglich machen und daß der General sich nach Ausfertigen dieses Rapportes sofort mit Approvisionirung seiner Armee bis zum Monate Mai 1850 befassen solle.

**Walachische oder rumänische Literatur.** Die moldowalachische oder sogenannte rumänische Literatur theilt sich in zwei scharf geschiedene Perioden. Die erste umfaßt die Zeit von 1580 bis 1830, hat einen mehr moralischen Charakter, eine gelehrte Richtung, und die Prosa hat darin das Uebergewicht über die Poesie. Pantemir, Peter Major, Zichendela geben durch ihre Arbeiten dieser Epoche eine feste Richtung, Paris Rumuleno aber, Wakaresko u. Assafi bemühen sich, ihr eine mittelalterliche Schattirung zu erhalten. In der zweiten, mit dem Jahre 1830 beginnenden Periode tragen die Literaturerzeugnisse den Stempel einer sorgfältigen Ausarbeitung, sie zeichnen sich durch die Treue aus, die sie dem wirklichen Leben, was nicht einnimmt. Aber in dem allgemeinen

Die Dichter suchen Vorbilder, stimmen ihre Lieder nach verschiedenen Tönen u. mehr und mehr mit Nachahmung der französischen Literatur. Nur da, wo die nationale Selbstständigkeit glänzt nur dann hell, wo der rumänische Dichter sich nationalen Boden ausucht. In dieser Beziehung muß man vor Allen die von Karlowa nennen, dann folgen Alexandresko, Doniki, Ros und Regruzi. Alexandri und Solyako bedienen sich mit Glück alter Sagen aus der vaterländischen Geschichte. — Das kriegerische Treiben der Walachen, die unaufhörlich mit den Türken sich schlugen, hinderte sie natürlich der Bearbeitung ihrer Sprache und an der Entwicklung der Literatur. Wissenschaften, alle Künste konzentrierten sich im geistlichen Stande. In solange standen die Sachen vor dem Jahre 1580, als der Wojwode Ardiakens zuerst befahl, die Bibel mit lateinischen Lettern zu drucken. Man kann nicht sagen, daß die Rumänen gar keine Literatur hatten, aber ihr literarisches Leben beschränkte sich auf eine Menge Kriegs- und Liebeslieder, die in demselben Boden der Volkspoesie wuchsen. Von diesen einfachen Ergüssen sind nur wenige auf uns gekommen, Alles ging unter dem schweren Joch der Türken zu Grunde oder wurde durch die Intriguen der Fanarioten erstickt. Nur die, von patriotischem Geiste beseelte Männer bemühten sich, durch ihre Erzeugnisse die geschwundene Größe ihres Heimathlandes aufrecht zu erhalten; so Petru Rareş, dem Wasil Wolf auftrug, eine neue Gesetzsammlung zu veranstalten, welche im Jahre 1646 erschien. Fünfundzwanzig Jahre später gab der moldauische Metropolit Dositheus einen in Versen überetzten Pfalter heraus und dadurch viel zur Reinheit der Sprache bei. Nach Dositheus schloß die russische Muse geraume Zeit über ihre Erzeugnisse waren mindestens durch nichts ausgezeichnet, nur Kantemir entschloß sich, durch eine Uebersetzung alter Chroniken die rumänische Literatur eine umfassendere Richtung zu geben; er ging aber bald darauf ins Exil, und seine Uebersetzung blieb über hundert Jahre in dem moskauer Archiv aufbewahrt. Im Jahre 1830 gab Peter Major sein Werk über die rumänische Geschichte heraus, und erst zehn Jahre später trat die bedeutende Arbeit Kantemir's an's Licht. Außer Peter Major gehören zu den ausgezeichneten Schriftstellern Ardiakens Georg Sinkai, Paul Giorgowiki u. Zichendela. Der erste stammte aus einer Familie, welche der höchsten rumänischen Heiligkeit viele ausgezeichnete Mitglieder geliefert hatte. Georg, der sich als dem geistlichen Stande gewidmet, begab sich zur Vollendung seiner Ausbildung nach Rom, wo er durch die Verwendung des Kardinals Stephan Borgia Stelle als Sekretär der Propaganda erhielt. Diese bekleidete er von 1774 bis 1779, dann kehrte er in seine Heimath zurück, wurde Direktor aller rumänischen Unterrichtsanstalten und versah zugleich das Amt eines Censors rumänischer Bücher an der ungarischen Univerſität. In der Folge verlegte er seinen Wohnsitz in das Dorf des ungarischen Komitats Aba-Ujvar und arbeitete hier 34 Jahre lang ununterbrochen an einer allgemeinen Geschichte der Rumänen. Sein Werk, das bis jetzt noch nicht herausgegeben ist, besteht aus drei Foliobänden. — Während Zichendela sich mit historischen Arbeiten beschäftigte, bemühte sich Paul Giorgowiki durch Einführung einer etymologischen Orthographie die Sprache ihrer ursprünglichen Quelle näher zu bringen. Die eigentlichen Moldowalachen nahmen Verbesserungen ungern an, denn sie konnten sich von dem türkischen Sittler nicht so schnell trennen, als die Ardiaker, welche Giorgowiki's Partei ergriffen. Die Werke der Einfluß Zichendela's. Die Arbeiten dieses geachteten Mannes, welcher Geistlicher und Professor der Theologie war, haben zum Theil die Wahrheit der Moral zum Gegenstande; bemerkenswerther aber noch sind seine geistlichen Werke, die im Jahre 1814 an's Licht traten. In diesen zeichnet sich Zichendela durch Originalität auf eine treffende Weise, obwohl er Lafontaine nachahmte und seine Werke zum Theil überarbeitete. — Von den jetzigen Dichtern sind besonders Nicolai und Jwan Wakaresko bekannt. Nicolai

die Donau besuhr. — Regruzi gehört zu denjenigen moldauischen Dichtern, die, obwohl durch das Studium fremder Literaturen gebildet, doch den Stempel poetischer Eigenständigkeit bewahrt haben. Er legte den Grund zu seinem Ruhme durch Uebersetzungen aus Viktor Hugo und Büschkin, ehe er sein „Aprad Purice“ herausgab. Dieses Gedicht hat eine Episode aus der Geschichte Stephan's des Großen zum Gegenstande und stellt ein lebendiges Gemälde der Sitten, Gewohnheiten, der Tapferkeit und Vaterlandsliebe der alten Moldauer dar. Außerdem sind noch besonders bekannt seine „Sündfluth“ und seine „Flora oder das waldhische Blumenmädchen“. Als Prosaiker gilt Regruzi für einen angenehmen Erzähler; seine Novelle „Lepus'nano“ zeichnet in scharfen Zügen die jetzigen Sitten. Nicht minder bemerkenswerth ist seine Novelle „Joc“ und eine Erzählung unter dem Titel: „Auch Andere haben gelitten“ — obgleich darin, namentlich in der Erzählung, bei der Schilderung des weltlichen Lebens die Farben etwas stark aufgetragen sind. — Auf Regruzi folgen zwei junge Fabeldichter Kuliuceno und Doniki, die beide fast gleich begabt sind. Doniki hat bis jetzt nur ein kleines Fabelbuch herausgegeben; darin finden sich aber in ihrer Art vorzügliche Fabeln, wie z. B. der Affe und die zwei Katzen, die Fliege u. a. Karadscha, Dichter und Schauspieler, ist nicht ohne Talent, doch ist zu bemerken, daß er keine gründliche Bildung erhalten hat; sein Styl ist nicht gehörig ausgearbeitet, und neben glücklichen Ausdrücken stößt man oft auf gemeine, von dem gutem Geschmacke verworfene Worte. Pogor, der Uebersetzer der Henriade, ist auch bekannt durch ein Gedicht: „die Nationen erscheinen, die Nationen verschwinden“. Stammati, ein geborner Bessarabier, hat das Feld der rumänischen Poesie gleichfalls mit Glück betreten. Sein kleines elegisches Gedicht „Hafiza, die von den Eltern Verfluchte“ zeichnet sich vorzugsweise durch eine angenehme Form und Leichtigkeit der Versifikation aus. Nicht mit Stillschweigen ist Lokati Rosetti zu übergehen, in dessen Versen Liebe und Patriotismus und anmuthige Schwachhaftigkeit mit strenger Moral gepaart sind. Endlich erwähnen wir noch einen Griechen, Aristas, welcher der rumänischen Literatur wesentliche Dienste erzeugt hat, nicht durch Originalwerke, sondern durch Uebersetzungen, namentlich der Iliade. Hier zeigt er sich als einen wahren Bildner der Sprache, und seine Arbeit hat einen weit höhern Werth, als der größte Theil der Erzeugnisse der rumänischen Literatur. Unter den Frauen hat sich als Schriftstellerin bekannt gemacht Madame Murus, die Tochter des Dichters Assati, obwohl sie bis jetzt bloß sich mit Uebersetzungen beschäftigte. — Betrachtet man den allgemeinen Charakter der jetzigen Literaturperiode, so ist zu bemerken, daß sie eine doppelte Richtung hat. Auf der einen Seite streben die Vormänner der Literatur immer mehr dahin, den fremden Einfluß von sich zu entfernen, indem sie erkennen, daß nur unter dieser Bedingung der Keim der eigenen Nationalität sich entwickeln kann; auf der andern Seite fühlen alle wohldenkenden Köpfe, daß das Heil des Volkes sich einzig auf eine verständige Verbindung und Uebereinstimmung aller Kräfte gründet. — Nordische Biene 1849. md.

Walch, Johann Georg, geboren zu Meiningen 1695, ward 1723 Professor der Theologie zu Jena und starb 1775 als herzoglich sächsischer Kirchenrath und onolzbachischer Consistorialrath. Er nahm lebhaften Antheil an den philosophischen, zum Theil aber auch unphilosophischen Streitigkeiten zwischen Wolf, Lange und Budde, indem er, als Schwiegersohn des letztern, denselben gegen den erstern zu vertheidigen suchte und dadurch zu einiger Celebrität in der philosophischen Welt gelangte. Außerdem hat man von ihm folgende philosophische Schriften: Einleitung in die Philosophie, Leipzig 1727, 8. Auch lateinisch, ebd. 1730, 8.; Philosophisches Lexikon, Lpz. 1726, 8., oft wiederholt, Ausg. 4. oder 5., sehr vermehrt von Hennings, ebendas. 1725, 2 Bände, 8.; Historia logicae, in seinen Parerga academica (Leipzig 1721, 8.), S. 453 ff.; Diatriba de praemiis veterum sophistarum etc., ebd., S. 129 ff. Auch findet sich darin eine sehr beweisende Abhandlung über den angebliehen Atheismus des



Commentatio de philosophiis veterum eristicis (Jena 1755, 4.) ist von Johann Ernst Junn. W. und die Commentatio de philosophia orientali (hinter Michaelis' syntagma commentationum soc.-scient. Götting. oblatarum, Götting. 1767, 4.); sowie die Grundsätze der natürlichen Gottesgelahrtheit, Göttingen 1760, 8.; von Christian Wilhelm Franz W., die sich beide mehr als Philosophen und Theologen, denn als Philosophen ausgezeichnet haben.

**Baldemar**, Name von drei Königen Dänemark's. — 1) W. I., ein Sohn Kanut's des Frommen, wurde im Jahre 1134 geboren, gelangte 1139 zur Regierung, die er jedoch während seiner Minderjährigkeit bis 1147 mit Erich V. theilte, nach dessen Tode Sweno III. und Kanut V., zwei Fürsten aus königlichem Geschlechte, die Trennung des Reiches in drei Theile, von denen sie W. Jütland zugebacht hatten, verlangten; allein nach der Ermordung Sweno's (1156) durch Kanut V. und nach dem Tode des letztern in der Schlacht bei Wiburg, worin W. den Sieg davongetragen hatte, blieb dieser im ungetheilten Besitze der Krone. Er führte nun mehre, größtentheils siegreiche, Kriege mit den Wandalen, dem Erzbischofe von Lund und den Norwegern, ernannte im Jahre 1167 seinen ältesten Sohn Kanut zum Mitregenten und starb im Jahre 1182. — 2) W. II., Sohn des Vorigen, wurde 1170 geboren, nahm nach dem Tode seines Vaters den Titel eines Herzogs von Schleswig an und bestieg 1202, nach dem Ableben seines ältern Bruders, den Thron von Dänemark. Seine kriegerische Gesinnung bewährte er bald durch die Eroberung Lauenburg's und Norwegen's (1204), so wie durch die Unterwerfung der ganzen Ostsee Küste bis nach Plesland. Im Jahre 1208 nahm er sich eines zu ihm gestoheuen schwedischen Prinzen an und unterstützte ihn mit einem bedeutenden Heere, welches aber in Schweden geschlagen wurde; allein für den dadurch erlittenen Verlust entschädigte ihn im Jahre 1209 die Eroberung von Danzig, welches von seinem Vater erbaut, aber von den Polen später eingenommen worden war. Während einer Fehde, die er hierauf mit dem Bischofe Baldemar von Bremen begann, wobei er 1215 die Stadt belagerte, fielen der Markgraf von Brandenburg und der kaiserliche Pfalzgraf in sein eigenes Land ein und eroberten Hamburg, welches W. sich erst während des Winters von 1215 u. 1216 wieder unterwarf, dasselbe aber schon im folgenden Jahre an den Grafen Albrecht von Drlamünde abtrat. Im J. 1217 ernannte er seinen ältesten Sohn Erich zum Mitregenten, bestrafte 1219 die Plesländer für ihre Rückkehr zum Götzendienste und nahm um diese Zeit die Gemahlin und Kinder des Grafen Heinrich von Schwerin, welcher eine Reise in das gelobte Land antrat, in seinen Schutz. Da aber W. die Gräfin während der Abwesenheit ihres Gemahls zu verführen gewußt hatte, so bemächtigte sich der Graf bei seiner Rückkehr (1223) des Königs u. des Mitregenten mit List und führte sie gefangen nach Schwerin, wo er sie einige Jahre in engem Gewahrsam hielt. Bei der Nachricht von seinem Schicksale empörten sich die Pommern, Wandalen und Plesländer gegen Dänemark, der Graf von Lauenburg fiel in Holstein ein und eroberte es, indeß sich Lübeck zu einer freien Stadt erklärte. Kaum war aber W. aus seiner Haft, mit einem Schwure, sich niemals wegen der Gefangenschaft zu rächen, befreit worden, so ließ er sich sogleich vom Papste seines Eides entbinden und fiel mit einem zahlreichen Heere in Holstein ein. Geschlagen und verwundet, kehrte er jedoch fliehend in sein Land zurück und ein erneuter Einfall (1228) in Holstein u. Lauenburg wurde eben so wenig mit Erfolg gekrönt. Erst im Jahre 1235 begann er von Neuem einen Krieg mit dem deutschen Orden, eroberte die Insel Rügen, brachte 1237 Esthland wieder unter seine Herrschaft und starb im Jahre 1241. Um Dänemark, welches ihm die Stiftung des Danebrogordens verdankt, machte er sich zugleich durch Aufstellung einer Gesetzesammlung verdient. — 3) W. III., genannt Ritterdag, der Sohn König Christoph's II. von Dänemark, wurde am Hofe Kaiser Ludwig's des Bayern erzogen; allein während seiner Minderjährigkeit war das herrscherlose Dänemark sieben Jahre lange den Angriffen der Schweden und des Herzogs Baldemar von Schleswig ausgesetzt. Obgleich W. bei seiner Thronbe-

keigung im Jahre 1346 eine Zusammenkunft mit den benachbarten Fürsten von Pommern, Schleswig, Holstein und Brandenburg veranstaltete, um bei denselben die zwischen ihnen streitigen Punkte auszugleichen, so wurde er doch schon in den nächsten Jahren mit Holstein in blutige Kämpfe verwickelt, welche dessenungeachtet zu keinem entscheidenden Erfolge führten. Hierauf begann er einen Kreuzzug (1346) gegen die heidnischen Preußen und Litthauer, unternahm sodann mit dem Herzoge Ulrich von Sachsen einen Pilgerzug nach Palästina, kehrte 1347 wieder in sein Reich zurück, löste mehre, an die Holsteiner verpfändete, Feste ein, unterstützte 1350 den Kurfürsten Ludwig von Brandenburg, welcher einen falschen W. bekrigte, mit inem Heere, führte fortwährende Kriege mit dem Grafen von Holstein und unterstützte 1357 einen Aufstand in Dänemark, welcher durch die zu schweren Auflagen veranlaßt worden. In einem, 1364 ausgebrochenen, Kriege mit Norwegen und Holstein eroberten die Feinde sogar Kopenhagen und belagerten Helsingborg, welches W. indeß wieder entsetzte u. bald darauf Frieden schloß. Er brachte auch den noch übrigen Theil seines Lebens größtentheils unter beständigen Kriegen, sowie mit Beschäftigung aufrührerischer Bewegungen zu und starb im Jahre 1375 am Bodagra.

Waldemar, der Falsche, eine noch nicht ganz erklärte Erscheinung in der brandenburgischen Geschichte, war ein alter Mann, welcher im Jahre 1345 plötzlich auftrat und sich für den, 1319 zu Barwalde verstorbenen, Kurfürsten Waldemar I. von Brandenburg (s. Preußen) ausgab und in der That demselbenprechend ähnlich sah. Er behauptete nämlich, sein angeblicher Tod sei nur Verstellung gewesen, indem er, durch Gewissensbisse wegen zu naher Verwandtschaft mit seiner Gemahlin Agnes gequält, sich krank gestellt und einen fremden Leichnam statt seiner begraben lassen habe, dann geflohen, nach dem heiligen Grabe gewandert und in mehren Ländern umhergetirt sei, bis er den Tod seiner Gemahlin und die Zerrüttung u. Zerstückelung seines Staates erfahren habe; darum sei er jetzt zurückgekehrt, um den Frieden wieder herzustellen. Er fand eine Menge Anhänger und bald war die ganze Mark Brandenburg ihm zugefallen; die benachbarten Höfe erkannten ihn an, zumal, da er den ächten Siegelring des ächten W. rug und der Kaiser Karl IV., der 1348 in Brandenburg erschien, belehnte ihn eierlich von Neuem mit allen brandenburgischen Besitzungen, worauf er die Regierung ruhig führte. Doch, als der Kaiser sich mit dem Kurfürsten Ludwig von Bayern, der vor W.'s Auftreten Brandenburg besessen hatte, wieder ausgesöhnt hatte (1350), lud er W. auf den Reichstag nach Nürnberg, um seine Ansprüche nochmals zu erweisen; erklärte ihn, als er nicht erschien, seiner Besitzungen für erlustigt und entband die Unterthanen ihres Eides gegen denselben. Durch allerhand Verheißungen wurden auch die mit W. befreundeten Fürsten gewonnen und nur Anhalt und Sachsen-Wittenberg leisteten für diesen dem Kaiser noch Widerstand, doch zogen auch sie sich endlich zurück und W. floh nun nach Dessau, wo er 1351 öffentlich abdanke und, mit allen Ehren eines Fürsten behandelt, 1356 starb. — Man hat mancherlei Vermuthungen über diesen falschen W. aufgestellt; doch unterliegt es keinem Zweifel, daß irgend ein Betrug obgewaltet habe. Allgemein gilt er für einen ehemaligen Schildknappen W.'s, nur ist unentschieden, ob er ein Müllerburche, Namens Jakob Rehbold aus Hundelust, oder ein Bäckergefelle, Namens Mäntel aus Velitz, gewesen sei, der wegen seiner Ähnlichkeit mit dem verstorbenen Kurfürsten vom Kaiser unter Vorwissen Anhalt's aufgestellt wurde, um dem ihm feindlichen bayerischen Hause die brandenburgischen Besitzungen wieder zu entreißen und sie Sachsen und Anhalt zuzuwenden, wie auch bei der Belehnung (1348) im Falle eines unbeerbten Todes W.'s stipulirt wurde. Doch, als der Kaiser sich wieder mit Bayern ausgesöhnt hatte und seinen Vortheil darin sah, daß dieser Brandenburg erhielt, suchte er den Betrug wieder zu beseitigen und, nachdem der falsche W. durch Güte von Bayern zum Rücktritte bewogen war, mußte sich Anhalt in's Mittel schlagen und durch fortwährende Anerkennung der Wahrheit den ganzen Vorgang mit einem Schleier bedecken.

Waldburg, in der Zwickauer Kreisdirektion des Königreiches Sad

der **Stube, Stadt und Residenz des Fürsten von Schönburg-Badenburg** (s. Schönburg, Band IX., S. 233), mit großem Schlosse, den **Resten einer u. alten kaiserlichen Burg, Tuch- und Zeugweberei, Strumpfwirkerei und 2400 Einwohner.** Nicht neben der Stadt liegen die Dörfer **Altwaldburg** mit 700 Einwohnern, welche berühmtes **Löffergeschirr** liefern, **Altstadt** mit 1200 Einwohnern und **Rattumfabrikation und Eisleite**, welche als Vorstädte von W. betrachtet werden können. Der nahe fürstliche Park **Greenfield** hat herrliche Anlagen und eine **Villa**. In dem zur Herrschaft gehörenden Dorfe **Callenberg** war es, wo **Kunz von Kaufungen** die **Strickleitern** zum **Erklettern des Altenburger Schlosses** anfertigen ließ. — Im Verlaufe der Revolution von 1848 war W. der **Schauplatz eines Verbrechens**, das darthut, **welch eintmenschtes, zu allen Schandlichkeiten zu gebrauchendes Werkzeug das Volk in den Händen der Anarchisten ist, und dieses mitten im Civilisationsbereiche des 19. Jahrhunderts und in einem Lande, dessen Bewohner die übrigen deutschen Stammesgenossen an Bildung und Humanität zu überragen glauben.** Im Geiste des Widerstandes gegen die zu Recht bestehenden Verhältnisse hatten die ländlichen und städtischen Gemeinden der Schönburgischen Regesherrschaften den Fürsten, dessen Wohlthaten gegen die Untertanen nach Hunderttausenden sich berechnen, mit **Bittschriften** bestürmt, welche nichts weniger, als ein **gänzliches Aufgeben seiner Rechte und Einkünfte** verlangten. **Aufwiegler** zogen in der Gegend umher, das **bethörte Volk zu unfinniger Gewaltthat aufzachelnd.** Auf den 5. April wurde eine **Volkversammlung in W. angefangt**, mit der **bestimmt ausgesprochenen Drohung, zum Aeußersten zu schreiten, wenn der Fürst den gestellten Begehren nicht willfahren würde.** Keine **Warnung des sächsischen Ministeriums** erfolgte, kein **vorsehrender Schritt** geschah zur **Ausrechthaltung des Besizes**, und obgleich der Fürst noch vor dem 5. April seine **Entschliessung auf die eingerichteten Petitionen veröffentlichte** und diese sehr **bedeutende Zugeständnisse** enthielten, fand man sie doch nicht **ausreichend u. die Volkversammlung sollte besserungsgachtet abgehalten werden, um den erneuten Forderungen den gedrohten Nachdruck zu geben.** Die Zahl der Anwesenden schätzte man auf 15 bis 18,000. Nachdem gegen Mittag die an ihn gerichtete **Deputation vom Fürsten nicht in erwünschter Weise** beschieden worden war und er sich **geweigert hatte, auf den nahegelegenen Anger zu kommen, zog man in Masse unter Ruff u. Gesang vor das Schloß, aus dem sich der Fürst soeben mit einem seiner Söhne nach den Garten entfernen wollte.** Er wurde **mißhandelt; einen Wagen, der angefahren kam, um ihn aufzunehmen, warf man, nachdem die Stränge durchschnitten waren, in den Chausseegraben.** Als der Fürst sich hierauf unter den **Schutz** einer in der Nähe aufgestellten **Schwadron leichter Reiter** begab, wurden die **Reiter von einem Steinhagel des Volkes begrüßt und sprengten sodann in Masse den Berg hinan auf den Schloßplatz, scharf auf die Empörer einhauend.** **Anfangs** sah man, bald aber stand **Alles wie angenagelt u. leistete Widerstand.** Mit **Stangen, Brettern, Latten, Knüppeln** und einem **furchtbaren Steinhagel** wurde das **Müth** angegriffen und **zurückgeschlagen.** Aus dem **benachbarten Borwerke** schaffte man dann die **Leiter- und Düngerwägen** heraus, **stürzte sie um und baute eine Barrikade**, so daß die **Reiterei nicht mehr angreifen konnte.** Die **Linientruppen** und **Schützen** rückten gar nicht in die Stadt ein, und im **Angesichte einer Volksmenge von Tausenden** und einer **ansehnlichen Truppenmacht** durften einige **hundert Verbrecher** es wagen, sich **ungestrast der Zerstörungswuth zu überlassen.** **Nachmittags** gegen 3 Uhr drang man in das **Schloß ein, u. nun wurde Alles auf eine furchtbare Weise zertrümmert, aus den Fenstern gestürzt und zer schlagen.** **Mit den Glasplättern der prachtvollsten Spiegel** zerschnitt man die **aus den Fenstern hingenden werthvollen Gemälde, und die großen goldenen Rahmen zertrümmerte man in Stücke.** Die **schönsten Flügel, Uhren, kurz Alles, was nicht bereits in Sicherheit gebracht worden, wurde hinabgestürzt, die Keller erbrochen, der Wein getrunken oder die Flaschen zer schlagen, aufgefundenes Papiergeld in Stücke zerrissen, das mit aller der gefesselten Menge eigenen Thierheit gehaust, und keine Kommunal-**

jarbe ließ sich erblicken, und ruhig sahen die aufgestellten Truppen der Verwüstung zu. In den Straßen um das Schloß lagen die Federn aus den Betten an manchen Stellen einen Fuß hoch, der Leich am Schloßplaz und die benachbarten Bäume waren wie überschneit. Alle vorgefundnen Akten wurden zerrissen und verbrannt. In das Archiv wurde um 7 Uhr das erste Feuer gelegt; nachdem dieses völlig ausgebrannt war, legte man, da die Flamme nicht weiter um sich greifen wollte, an drei andern Orten Feuer im Schlosse an. Am Treppenhause eines Schloßflügels wurde in den Parterrezimmern mit den aus der Bibliothek auf den innern Schloßhof herabgeschleuderten Büchern und mit zerschmetterten Möbeln der Brand so lange genährt, bis Gewölbe und Decken barsten. Zugleich wurden auch im obern Stode verschiedene Feuer angemacht, die Kanzleiräume ebenfalls angezündet, wo die Akten, Aktentische und Regale eine furchtbare Gluth verurjachten. Bald brannte das ganze große Schloß; Tausende von Menschen lagerten sich im Garten, auf den Straßen und im Parke und schauten dumpf und gefühllos, wenn nicht in vandallischer Wuth frohlockend, das Zerstörungswerk an. Der große feinerne Thurm, welcher über 1000 Jahre alt ist, fing oben an der Spitze von der Hitze Feuer und war Nachts zwei Uhr völlig ausgebrannt. Die Hauptzerstörer des so festen Schlosses sollen Freischaren aus dem sächsischen und böhmischen Erzgebirge gewesen seyn. Nachdem das edle Werk der Verwüstung vollbracht, setzten sich diese Menschen schmelzend hin und spielten beim geraudten Champagner Schaakopf und Ekst. Die Letzten verließen erst mit dem grauen Morgen W. Kein Mensch krümmte ihnen ein Haar. Erst nach der Hand und viel zu spät ermannte sich die Regierung, um die Verbrecher zu finden und zu krasen, deren sie sich bei größerer Energie, schweres Unheil verhütend, während des lange hingespinnnen Aufstuhrs leicht hätte bemächtigen können. Die Ergebnisse des Prozesses sind in dem Art. Sachsen, Suppl. II., S. 529, mitgetheilt. wd.

**Bandt, Jakob Joseph**, Bischof von Hildesheim, ward geb. am 16. Aug. 1780 in dem obererhsfeldischen Flecken Dingelstädt, wo sein Vater Mädchenlehrer war und nebenbei mit der Buchbinderel sich beschäftigte, da seine Stelle ihm zu wenig einbrachte, als daß er seine Familie auch nur kärglich hätte ernähren können. Eine wahrhaft fromme, streng-religiöse Erziehung war Alles, was die guten Eltern ihrem Sohne und seinen beiden Schwestern für das Leben mitgeben konnten. Wie tief sie aber die Keime echter Religiosität den zarten Gemüthern ihrer Kinder einzupflanzen bemüht waren, das konnte man leicht aus gewissen Erzählungen W.s wahrnehmen, in denen er so gerne das häusliche Leben seiner Familie schilderte. Die täglichen Hausandachten, die frommen Nachtwachen vor großen Festen, an denen auch die Kinder, so weit ihre Kräfte es gestatteten, Theil nahmen, lassen uns leicht das Uebrige errathen. Es war der Wunsch der Eltern, den Sohn einst als würdigen Diener der Kirche zu sehen, und da die Neigung des Knaben diesem Wunsche entgegenkam, seine Wißbegierde und Liebe zu den Büchern auch einen guten Erfolg versprachen, so nahm man frühzeitig darauf Bedacht, ihm die Anfangsgründe der lateinischen Sprache beizubringen, das Uebrige vertrauensvoll der Vorsehung überlassend. Den 12jährigen Knaben führte der Vater dann nach Hildesheim, damit er die Gymnasialstudien beginne. Zuvor aber hatte er mit ihm einen nahegelegenen Wallfahrtsort besucht und ihn daselbst in die Bruderschaft Mariä vom guten Rathe einschreiben lassen, „denn du wirst“, sagte er, „in Zukunft des guten Rathes oft bedürfen.“ Bei der Mittellosigkeit der Eltern, war der Gymnasialst. genöthiget, zur Gewinnung seines Lebensunterhaltes neben der Unterstützung, die ihm das Gymnasium bot, das Almosen mildthätiger Leute in Anspruch zu nehmen, wobei ein irdener Topf, ähnlich jenem, von welchem in der Jugendgeschichte des großen Cäsar die Rede ist, einige Zeit hindurch eine nicht unbedeutende Rolle spielte. — Die Entfernung aus dem Schooße seiner innigst geliebten Familie, welche ein starkes Heimweh zur Folge hatte, und die nichtgeahnten Schwierigkeiten, die das Studium unter gedrückten Verhältnissen mit sich brachte, mochten den Grund abgegeben haben, daß

großen Theil des Guten, dessen die Diözese sich erfreut, unstreitig ihm zu verdanken hat. War er auch kein schaffender Geist, so wußte er doch das Gegebene, besonders im Leben, sich so zu eigen zu machen, daß seine Schüler und Untergebenen mit freudiger Willigkeit ihm folgten und nach seiner Anleitung mit Leichtigkeit auf Ideen und Bestrebungen eingingen, für welche das Genie oft wohl Bewunderung, aber nicht immer Liebe und regsamen Eifer zu erwecken vermag. Vor Allen lehrte u. unterwies W. durch ein gutes Beispiel, durch herrliche Tugenden, in deren Ausübung er redlich voranzugehen bemüht war. Allgemein anerkannt waren die Reinheit seiner Sitten, die Unbescholtenheit seines Wandels, seine achtungsvolle Frömmigkeit, seine Milde, Sanftmuth und Keuseligkeit gegen Jedermann. Arglos war er bis zur Raubetät, was allerdings Weltmenschen nicht begreifen konnten und ihm deshalb nicht selten übel deuteten. Er kannte nur Einen Weg zum Ziele, den, welchen sein Gewissen ihm vorzeichnete, dessen Stimme er mit größter Angestlichkeit folgte. Wenn darum Einer, so hatte gewiß W. es verdient, als er im Jahre 1830 mit einer Domherrn-Präbende beehrt wurde. Doch war dieses die höchste Stelle noch nicht, für welche der Herr in seiner heiligen Kirche ihn auserlesen hatte. — Als im September 1840 der Bischof Franz Ferdinand jeshorden war, dachten wohl Manche sogleich an den Domkapitular und Regens W. als den muthmaßlichen Nachfolger desselben. Umstände jedoch, die ihm keineswegs zur Unehre gereichten, und die leider bewirkten, daß bei der ersten Wahl für einen der Kandidaten die erforderliche Stimmenmehrheit erzielt wurde, verschoben eine Wahl zum Bischofe bis auf den 9. Dezember des nächsten Jahres. Nach jeshener Präkonisation ward er am 14. August 1842 durch den Weibbischof von Osnabrück, Karl Anton Lüpke, im Dome zu Hildesheim konsekriert. Den Rest voll schöner Pläne trat Jakob Joseph sein Hirtenamt mit Muth und Entschlossenheit an. Als er aber an die Ausführung derselben ging, da stellten sich allerlei Schwierigkeiten in den Weg, die er in der Zurückgezogenheit seines bisherigen Lebens wenig kennen gelernt hatte. Diese Schwierigkeiten wurden durch allbekannte, das kirchliche, wie das politische Gebiet berührende Bewegungen der letzten Jahre noch um ein Bedeutendes vergrößert und vermehrt. Welches Verzeið ihm dadurch verursacht wurde, davon gibt die beklagenswerthe Katechismus-Geschichte, die ihrer Zeit (1845) so viel Aufsehen machte, allein schon hinreichendes Zeugniß. Besonders weh that es ihm auch, daß die Einrichtung eines Knabenseminars im Jahre 1843 von der weltlichen Regierung inhibirt wurde, als bereits die nöthigen Lokale dazu hergestellt waren. Dennoch hat er die Einführung eines neuen Diözesan-Katechismus und die Errichtung eines Knabenseminars, die beide zu seinen liebsten Wünschen gehörten, nie ganz ausgegeben, vielmehr der letzteren durch mehre Schritte seine Aufmerksamkeit wieder zugewandt, zur Einführung eines neuen Katechismus aber noch am Tage vor seinem Tode, um die letzte Schwierigkeit zu beseitigen, eine bedeutende Summe Geldes zugesichert. — Einige seiner eben Wünsche hat Jakob Joseph übrigens erfüllt gesehen. So gelang es ihm, der theologischen Lehranstalt am bischöflichen Seminar durch Erwerbung frischer Lehrkräfte einen höhern Aufschwung zu geben, indem sechs Lehrstühle unter ihm neu besetzt wurden. — Es lag ihm weiter sehr am Herzen, in eilichen fast ganz protestantischen Städten der Diözese, in welchen eine nicht geringe Anzahl katholischer Einwohner wegen der weiten Entfernung von einem katholischen Gotteshause wiederholt und aufs Inständigste um einen Geistlichen gebeten hatten, Pfarreien zu richten, sollte es auch nicht ohne eigene große Opfer geschehen können. Solches wurde zu seiner Freude zur Ausführung gebracht zu Nienburg an der Weser durch Anstellung eines Garnisons-Geistlichen, dessen Besoldung das Kriegsministerium übernahm, und zu Osterode am Harz durch die Gründung einer Schulvikarie, woran der Verstorbene durch eine Beisteuer von 1000 Rthlr. persönlich sich beihüllte. Für zwei weitere Stellen ähnlicher Art, zu Lüneburg und Alfeld, er gleichfalls schon die Zusage von je 1000 Rthlr. gegeben, u. wollen, daß seine edle Absicht noch durch einen Theil seines Nachlasses löse

werden. Mehrere Andere, wie z. B. seine bekannte größte Bereitwilligkeit, mit welcher er das Verlangen der Donabrücker Diözesanen, endlich nach langem vergeblichen Harren ein Domkapitel und Priesterseminar zu bekommen, bei der Regierung zu verschiedenen Malen bevorwortete, obgleich seine Einnahme dadurch um ein Drittel vermindert werden sollte, — dieses und mehrere Andere übergehend, woraus sein frommer Eifer für die Ehre des Herrn und die Herrlichkeit seiner heiligen Kirche ebensoviele erfüllt ist, wie seine Mildbätigkeit, halten wir uns für verpflichtet, Zeugniß dafür abzulegen, daß dies Alles dem edlen Herzen des hochseligen Bischofs Jakob Joseph bei Weitem noch nicht genügte. Er glaubte bald in diesem, bald in jenem Stücke nicht Hinreichendes gethan zu haben und sehnte sich in dieser Unzufriedenheit mit seinem Wirken, je länger er die Bürde seines hohen Amtes zu tragen hatte, desto mehr nach der früheren stillen Einsamkeit des Seminars zurück, was um so erklärlicher erscheint, wenn man bedenkt, daß er ja doch wegen der Gedächtnislosigkeit seines Alters von den meisten Geschäften der Diözesanverwaltung sich zurückziehen und dieselben fast ausschließlich seinem Vikariat überlassen mußte. — Seine vorzüglichste Freude gewährten ihm nur noch die kirchlichen Funktionen, deren er sich bei der größten Anstrengung mit unerschütterlicher Ausdauer stets sehr gerne unterzog. Noch ein Jahr vor seinem Tode bereiste er fast die ganze Diözese, um das heilige Sakrament der Firmung zu spenden, nahm Theil an der Jubelfeier auf dem Hülfensberge, an der Einweihung des Kölner Domes, und eilte bald darauf wieder nach Würzburg, um der Versammlung der Bischöfe Deutschlands beizuwohnen. Obgleich er dort ziemlich unpaßlich wurde, so hielt er doch bis zur letzten Sitzung aus. Er kehrte krank in seine Diözese zurück, und ist seitdem nicht mehr ganz gesund geworden. Im Vorgefühle seines herannahenden Todes dachte er nun auch daran, seine zeitlichen Angelegenheiten zu ordnen. Leider war das Testament bei seinem Tode noch nicht bis zum Abschlusse gelangt. Eine übergroße Besorgniß, er möchte noch nicht gewissenhaft genug dabei verfahren seyn, hatte ihn beständig abgehalten, es rechtsgültig zu machen. Da nun aber nach seinem Tode erhebliche Zweifel darüber entstanden, ob er als Bischof überhaupt ein Recht zu testiren gehabt habe, weil die Gesetze, welche den Bischöfen solches absprechen, hier zu Lande noch nicht außer Gültigkeit gesetzt worden sind; so ist glücklicher Weise, um weitläufige Prozesse zu vermeiden, in den letzten Tagen zwischen dem Domkapitel und den muthmaßlichen Erben ein Vergleich abgeschlossen, durch welchen der größte Theil des nachgelassenen Vermögens der Kirche erhalten und der im Testament ausgesprochenen Absicht gemäß zu frommen Stiftungen verwandt werden wird. — Jakob Joseph starb, nachdem er einige Tage zuvor mit einem bedeutenden Theile seines Klerus die heiligen Exercitien gehalten und dadurch auf ein seliges Ende sich vorbereitet hatte, in der Nacht vom 15. auf den 16. Oktober 1849 am Schlagflusse eines schnellen, aber sanften Todes, und ward am 19. unter Begleitung eines großen Gefolges aus allen Ständen in der St. Annen-Kapelle neben dem Domkreuzgange feierlich begraben. — Paasch: in der „Theologischen Monatschrift“ 1850.

Wangen, ehemalige Reichs-, jetzt Oberamtsstadt im Donaukreise des Königreichs Württemberg, am Flusse Argen im sogenannten Allgäu, mit 1600 Einwohnern, welche beträchtlichen Felbbau und verschiedene Gewerbe (darunter ein Eisenhammer) betreiben. Sehenswerth sind: Die Stadtpfarrkirche, das Rathhaus, die ehemalige Stadtkanzlei, der Spital. Außerhalb der Stadt befindet sich ein aufsehenswerthes Kapuzinerkloster. — So weit man in der Geschichte zurückkehren kann, findet man Wangen als unmittelbar dem Reiche unterworfenen Ort und zugleich als eine der vier Markstädte des kaiserlichen Landgerichts in Schwaben. — Nach der Meinung einiger Geschichtsforscher ist W. das Vomania der Römer; eine römische Straße führt auch in der Nähe der Stadt vorbei. Kaiser Friedrich II. verfierte 1216 die Reichs-Unmittelbarkeit förmlich und Kaiser Rudolph I. bestätigte 1291 diese Verfierte nicht nur, sondern beschenkte sie auch noch mit mehreren Freiheiten.

1; allein dem ungeachtet wurde sie 1330 von Kaiser Ludwig IV. an den Grafen Hugo von Montfort verpfändet und 1352 von Kaiser Karl IV. den Grafen Eberhard II. und Ulrich IV. von Württemberg untergeordnet. Zehn Jahre später war Mitglied des Bundes, den einige oberländische Reichsstädte auf Kaiser Karl's Befehl mit einander schlossen, sowie 1384 des Bündnisses mit St. Gallen. In diesem Jahre kaufte sie sich auch von der Montfort'schen Pfandschaft los u. zog zu Anfang des 15. Jahrhunderts mit einigen andern Städten dem Abte von Gallen gen die Appenzeller zu Hülfe. Zur Zeit der Reformation wanderten viele angesehenere und reiche Familien aus, weil die Mehrzahl der Bürgerschaft dem katholischen Glauben treu geblieben war und die neue Lehre nicht in ihren Mauern wurzel faßte. Im Jahre 1538 brannte sie fast ganz ab. Gegen das Ende des dreißigjährigen Krieges hatte sie sehr viel zu leiden; 1646 wurde sie von den Schweden besetzt und im folgenden Jahre von den Kaiserlichen mit Sturm eingenommen und geplündert. Durch den Reichsdeputations-Schluß kam W. 1802 an bayerische Herrschaft und wurde 1810 an Württemberg abgetreten.

**Wapanaucki** (bei den Europäern Abenaki), nennen sich eine Anzahl verstreuter Indianerstämme Nordamerika's, welche, durch Sprache und Sitte miteinander verwandt, sich wegen des Anbringens der Europäer enger an einander schlossen und von den Engländer Mohicans genannt werden. Als einzelne Stämme derselben werden die Mikmaks, Etchemines, Mississak, Penobscots, Cassidians u. genannt, welche früher die westlichen Striche Obercanada's und Maine, New-Hampshire, New-York, Connecticut u. bewohnten u. gegenwärtig ihren Hauptstz auf der Westseite der Thames in Montville haben, aber sich in New-York und Massachusetts zerstreut leben und gewöhnlich in 3 Abtheilungen, den Bar-, Wolf- u. Turtelstamm, getheilt werden. Sie sind aber bedeutend zusammengeschmolzen, übrigens jedoch nicht mit den Mohawks zu verwechseln, welche einen Theil des Völkerbundes der Cherokeeen bilden.

**Ward, Maria**, Stifterin des Instituts der englischen Fräulein (s. d.), geboren den 23. Januar 1585, war die älteste Tochter von Marmaduk W., Gerichtsherrn zu Ghindal, Alt- und Neu-Mulwith und Remby, in der Grafschaft York, einem durch seine Rechtlichkeit eben so sehr, als durch seinen Reichthum u. seinen Adel angesehenen Manne. Maria wurde nicht allein in den, jeder Dame ihres Ranges nothwendigen, Kenntnissen frühzeitig und gründlich unterrichtet, sondern erlernte noch überdies die lateinische und französische Sprache, in welchen sie bald zu gleicher und bewunderungswürdiger Fertigkeit brachte. Ihre Schönheit, erhöht durch Tugend und Anmuth, ihr aufgeweckter Geist, ihre Grazie im ganzen Betragen und ihre vielseitige Bildung machten sie frühzeitig zum liebenswürdigsten Beschöpfe und berechnete sie zu den vortheilhaftesten Verbindungen mit den ausgezeichnetesten jungen Männern des Königreichs. Allein, weil sie sich schon im zehnten Jahre zum geistlichen Stande entschlossen hatte, wies sie alle die hohen Reize mit Sanftmuth und edlem Anstande zurück, obschon ihr Vater, wegen ihres wachsenden Körperbaues, ihren Entschluß ungern sah und selbst ihr Veihtvater ist den besorgten Eltern die gleichen Ansichten und Gesinnungen theilte. Es war ein edler Streit in Mariens Herze zwischen dem Gehorsam und der Ehrfurcht, die sie ihren so zärtlich liebenden Eltern schuldig war und zwischen der Pflicht, die sie sich selbst aus religiösen Gründen auferlegt hatte. England bot ihr zu wenig Sicherheit dar, ihren Entschluß zur Ausführung bringen zu können. Die Verfolgungen der Katholiken von Seite der Protestanten hatten schon tiefe Wurzeln gefaßt und droheten den geistlichen Körperschaften allenthalben ihren Untergang. Dies fürchtete sie vielleicht auch nicht ohne Grund, daß von mancher Seite dem Plane noch mächtig entgegenwirkt werden könnte: sie verließ daher im 1. Jahre, 1606, in Begleitung einer edlen Dame, Katharina Bentley, ihr Vaterland und begab sich nach St. Omer in der französischen Provinz Artois, wo sie um die Aufnahme in das allda existirende Kloster der Klarissinnen antrug. Sie wurde ihr bewilligt, aber sie wollte nur in die Reihe!


Schwestern aufgenommen werden. Hier verrichtete sie alle die schweren Arbeiten, welche diesen gewöhnlich zu Theil werden, mit ihren zarten Händen und ihr Betragen war so musterhaft, daß die Klosteroberin sie zur Vorseherin der Laienschwestern, wider ihren Willen, ernannte. Allein die Vorsehung hatte Maria zu weit wichtigeren Geschäften auserlesen. Schon lange hatte sich der Gedanke in ihr festgesetzt, der Menschheit auf die edelste Art, durch Erziehung der weiblichen Jugend, zu nützen und dieselbe zum höchsten Ziele des Daseyns durch Unterricht zu leiten. Da sie wohl einsah, daß alles dieses in dem von der Welt ganz abgeschiedenen Kloster, das sie sich zum Aufenthalt gewählt hatte, nicht bezweckt werden könne, bat sie demüthig um die Entlassung aus demselben, noch ehe der Zeitpunkt zur Ablegung der Ordensgelübde herangerückt war. Sie begab sich von da nach Gravelingen in den spanischen Niederlanden und errichtete daselbst ein neues Kloster nach der Vorschrift der heiligen Klara, jedoch mit einigen Modificationen, welche ihrem Hauptplane entsprechen sollten. Sie unterwarf es aus dieser Ursache ausschließlich der Jurisdiction des Bischofs. Da sie sich aber jeden Tag mehr überzeugte, daß sich die Ordensverrichtungen mit den Schulgeschäften und den Pflichten, welche eine vollkommene Erziehung als notwendiges Bedürfnis erforderten, in keinen wahren Einklang bringen ließen, ohne daß die einen den anderen hinderlich würden, verließ sie das von ihr gestiftete Kloster wieder, als das zweite Jahr vorüber war, mit Hinterlassung vieler heilsamen Lehren und Ermahnungen für die zurückbleibenden Klosterfrauen. Indessen hatte Maria schon in ihrem 24. Jahre das Gelübde der Keuschheit mit Bewilligung ihres Vaters abgelegt, ohne selbst mehr Klosterfrau zu seyn. Der von ihr entworfene Plan ergriff sie immer feureriger und beschäftigte ihren lebhaften Geist bei Tag und bei Nacht. Da sie aber die Unmöglichkeit der glücklichen Ausführung ohne Gehülfen, welche vom nämlichen Geiste und Bildung, wie die ihrige, beseelt wären, wohl einsah, unternahm sie, trotz der ihr drohenden Gefahren, 1609 eine Reise in ihr Vaterland; allein, so kurz auch ihr Aufenthalt in demselben war, so gewährte er ihr doch hohe Zufriedenheit u. führte sie näher zum Ziele: sie fand, was sie gesucht hatte, treue u. gebildete Freundinnen, auf deren thätige Mitwirkung sie sich bei der ersten Gründung ihres Institutes mit Zuversicht verlassen konnte. Diese waren: Maria Pointis, Winfrida Wigmor, von fürstlicher Abkunft, Gräfin Susanna Woodwod, Barbara Babthorpe, Johanna Braun, Gräfin Katharina Smith u. Barbara W., ihre jüngere Schwester. Von diesen edlen u. geistreichen Damen begleitet, verließ sie ihr Vaterland und kam glücklich wieder in St. Omer an. Nun wurde rasch thätige Hand an das Werk gelegt, ein Haus daselbst gekauft, zweckmäßig eingerichtet und zwar klösterlich geordnet, jedoch ohne sich streng an die sonst gewöhnlichen Klostergebräuche zu halten. Die neue Colonie beschäftigte sich, neben strenger Erfüllung der Religionspflichten, unablässig mit dem Unterrichte der weiblichen Jugend in allen, ihrem Alter und ihrer Fassungskraft angemessenen Fächern, wodurch sie sich die Gunst ihres Bischofs in so hohem Grade erwarb, daß dieser selbst die Bestätigung des neuen Institutes bei dem heiligen Stuhle nachsuchte und dasselbe dem Chursürsten von Köln, als damaligem Bischof von Lüttich, auf das Nachdrücklichste empfahl, welcher schon 1617 den englischen Fräulein ein Haus, eine Kirche und ein geräumiges Schulklokal einräumte. Diefem vorleuchtenden Beispiele folgten bald auch Köln selbst und Trier, so daß in dem kurzen Zeitraume von einigen Jahren unter Maria's kräftiger Leitung schon vier Institutshäuser in Deutschland aufblüheten und herrliche Früchte versprachen. Maria hatte schon früher die Podenkrankheit, welche ihre volle Wuth an ihr ausgeübt zu haben schien, glücklich wider alle Erwartung überstanden. Seit diesem Zeitpunkt war aber ihre Gesundheit einer ewigen Abwechslung von Nebeln verschiedener Art unterworfen. Während dem sie rastlos mit der Leitung der vier errichteten Institutshäuser beschäftigt war, wurde sie von einer äußerst gefährlichen Krankheit befallen, deren nachgelassene Folgen die Aerzte nur dadurch überwinden zu können glaubten, daß sie der schwächlichen Maria eine Reise in ihr Vaterland



und den Genuß der Seelust als eine unausweichbare Bedingniß vorschlugen und zur Pflicht machten. Sie gehorchte und kam, aber noch immer leidend, 1618 aus ihrem durch Parteienwuth zerrütteten Vaterlande zurück und besuchte wieder ihre neuen Pflanzschulen in Lüttich, Köln und Trier. In Brüssel wurde sie der spanischen Infantin Isabella bekannt, so wie dem berühmten Karmeliten P. Dominicus a Jesu, deren Achtung sie bald im vollen Maße genoss. Isabella war ganz für Maria's Plan begeistert und drang selbst in sie, persönlich nach Rom zu walten und den Vater der Christenheit um die Bestätigung ihres gemeinnützigen Institutes zu bitten. Sie trat die Reise den 1. Oktober 1621 in Pilgrimskleidern an und kam am Vorabende des heiligen Christfestes glücklich in Rom an. Schon am zweiten Tage nach ihrer Ankunft wurde sie dem heiligen Vater Gregor XV. zur Audienz vorgeführt. M. wurde nicht allein von demselben sehr gnädig aufgenommen, sondern erhielt auch auf der Stelle die Erlaubniß, in Rom selbst u. im ganzen Kirchenstaate Institutshäuser und Schulen nach ihrer Anordnung zu errichten. Der Aufenthalt Maria's in Rom erstreckte sich nur bis zum 12. Mai. Von da aus versügte sie sich nach Neapel, wo sie von dem Herzoge von Alba und den Cardinälen Carafa und Pamphilus mit vieler Auszeichnung empfangen wurde. Sie war nur etliche Monate in dieser Hauptstadt und schon standen Haus, Kapelle und Schule für sie und ihre Genossinnen geöffnet da. So tröstlich aber alle diese Begünstigungen für Maria waren, eben so empfindlich fiel ihrem gefühlvollen Herzen der Tod ihrer innig geliebten Schwester Barbara, welche den 25. Jänner 1623 in eine bessere Welt hinübergegangen war. Das folgende Jahr verlies sie diese Königsstadt und ging über Rom nach Perugia, woselbst sie von dem Bischöfe mit Sehnsucht erwartet worden. Sie erhielt da Haus und Kirche und ihre Einführung verewigt noch ein Lied, welches der eifrige Bischof selbst zu dieser Feierlichkeit verfertigt hatte. Genöthigt, ernstlich auf Wiederherstellung ihrer zerrütteten Gesundheit zu denken, entschloß sie sich auf dringliches Anrathen mehrerer Aerzte endlich, die Bäder zu Cassani zu besuchen. Hier wurde sie mit dem Cardinal Tressius bekannt, einem Manne, dem sie sich ohne Rückhalt vertrauen und dessen kluge Rathschläge für sie von großem Vortheil seyn konnten, da sich ihre Widersacher bereits nicht mehr scheueten, laut gegen sie sich auszusprechen. Unter diesen zeichnete sich vorzüglich ein engländischer Priester aus, welcher in Rom großen Anhang hatte. Er glaubte in Maria eine frömmelnde Schwärmerin entdeckt zu haben und prophezeite in seiner vorgefaßten Meinung nur traurige Folgen für die Zukunft. Sogar die Cardinale Torris und Carafa verbanden sich gegen die Stifterin eines Institutes, welches bereits schon seit drei Jahren in der Hauptstadt der Christenheit mit Bewilligung des Oberhauptes derselben die öffentlichen Schulen zur lauten Zufriedenheit des Publikums besorgt hatte und sogar mit Pensionen aus der päpstlichen Kammer begnadigt worden war. Indessen hatte die aus vier Cardinälen zusammengesetzte Commission die nachgesuchte Bestätigung hartnäckig versagt. Es kam so weit, daß die Schulen geschlossen und das Institut aufgelöst wurde. Maria murrte nicht gegen die harte Verfügung, sammelte aber mit Gelassenheit alle sachdienlichen Aktenstücke, legte sie in der Charwoche ehrfurchtsvoll den Cardinälen zur weitem Prüfung vor und erwartete in Demuth und auf Gott und die gute Sache vertrauend den schiedsrichterlichen Ausspruch ab. Dieser fiel ganz zu Maria's Vortheil aus: sie erhielt die Erlaubniß, ihre Berrichtungen fortsetzen zu dürfen und die Schulen wurden wieder geöffnet. So legte sich der erste Sturm bald, der vielleicht mehr aus Mißverständnis, als Bosheit, gegen Maria diesmal erregt war. Maria's Ruf hatte sich, trotz dieser unangenehmen Ereignisse, immer mehr zu ihrem Vortheile verbreitet. Im Herbst 1626 reiste sie über Florenz, wo sie von der Erzherzogin Maria Magdalena von Oesterreich, über Parma, wo sie von der regierenden Herzogin, und über Mailand, wo sie von dem Erzbischof und Cardinal mit vorzüglicher Auszeichnung empfangen worden, nach Innsbruck, in welcher Stadt ihr die nämlichen Gnadenbezeugungen von dem Kaiser Leopold und seiner Gemahlin Claudia zu Theil wurden. Am Schlusse

1626 kam sie in München an. Churfürst Maximilian und seine Gemahlin Elisabeth kannten bisher Maria nur aus dem Rufe, welcher ihr durch mehre, von Fürsten und Bischöfen erhaltene, Empfehlungsschreiben vorangegangen war. Sie wurde daher mit zuvorkommender Huld und Gnade empfangen und kaum hatte sie den Wunsch geäußert, auch in dieser Residenzstadt ein Institut zu errichten, so wurde ihr einstweilen, selbst gegen den Widerspruch mancher Herren von Bedeutung, ein Haus im Schrammergäßchen angewiesen. Da es aber noch an Individuen zur Besetzung desselben mangelte, wurden zwölf solche Fräulein und Schwestern von Köln her verschrieben. Anna Kerlin wurde dann in diesem Institutshause die erste deutsche Oberin, von Maria selbst ausgenommen. Maximilian war mit der Lehrmethode, der innern Einrichtung und dem musterhaften Betragen so sehr zufrieden, daß er sogar zur weitem Verbreitung derselben das Seinige beizutragen sich entschloß u. empfahl W. mittelst Schreibens vom 19. Juni 1627 dem damaligen Kaiser Ferdinand II. auf das Nachdrücklichste. Mit diesem vortheilhaften Geleitsbriefe und einem andern des schon erwähnten Karmeliten P. Dominicus a Jesu verließ Maria noch im nämlichen Jahre Bayerns Hauptstadt und begab sich nach der Kaiserstadt Wien. Ferdinand, von welchem Maria mit der nämlichen Auszeichnung, wie an anderen Höfen, behandelt wurde, wollte nicht hinter Maximilian zurückbleiben. In kurzer Zeit hatte die Schöpferin des Institutes schon ein sehr geräumiges Lokal und das beseligende Vergnügen, unter ihrer Aufsicht vortreffliche Gehülfinnen zu besitzen und bei Eröffnung der Schulsäle gegen 400 Kinder aus allen Klassen zu zählen. Ehe ein volles Jahr verschwunden, sah Maria auch ihr Institut zu Preßburg, in der Hauptstadt Ungarns, durch den für alles Gute so empfänglichsten Cardinal und Erzbischof Peter von Pazmany eingeführt. Nur in Prag glückte es ihr nicht, so gerne es der Kaiser selbst und vorzüglich die Großen Böhmens als Bedürfnis gewünscht hätten: diesmal war der Erzbischof aus dem gräflichen Hause Harrach ihr mächtigster Gegner. Der in Prag mißlungene Versuch, ein Institutshaus dort zu gründen, gab ihren Feinden neuen Sporn, dasjenige, was sie bisher durch Scheingründe und Besorgnis erregende Zweifel nicht bewirken konnten, durch Verläumdungen und finreich ausge dachte Lügen vollends durchzuführen. Sogar ihre Religiosität wurde angefaßt. Maria's Institut theilte das Schicksal mit jener berühmten Gesellschaft, deren Entstehen schon Neid, Mißgunst und Eifersucht erregt hatte und zu deren Sturz sich endlich eine halbe Welt verschworen hat. In München, wo man es am wenigsten vermuthet hätte, brach das erste Gewitter los. Alle diese Kränkungen mußten nothwendig auf den kränkenden Körper Maria's sehr nachtheilig einwirken, wenn schon ihr Geist sich immer aufrecht erhielt: denn sie leitete noch immer mit unvänderter Festigkeit, Umsicht und Klugheit alle ihre weit aussehenden Geschäfte. In dessen fand sie es nothwendig, abermal eine Reise nach Rom zu unternehmen. Die Beschwernisse der Reise in einer Jahreszeit, welche oft auch auf den gestärktesten Körper den nachtheiligsten Einfluß hat, versetzte auch den ihrigen in die traurigste Lage: neben den schon eingewurzeltten Nierenleiden stellte sich ein heftiges Fieber entzündlicher Art und ein anhaltender Husten ein, welche die traurigsten Folgen für ihre schwächliche Constitution mit Recht vermuthen ließen. Die Krankheit, deren Gefahr augenscheinlich war, dauerte drei volle Wochen in gleicher Heftigkeit an. Kaum einigermaßen hergestellt, übergab sie der, aus vier Cardinallen zusammengesetzten, Untersuchungs-Commission den Plan ihres Institutes und ihre von ihr selbst aufgesetzte Rechtfertigung gegen die ihr und ihren Gehülfinnen vorgeworfenen Beschuldigungen, so daß der Cardinal Borghese in seinem Referate freimüthig erklärte: er könne an der Beklagten Maria W. keine Schuld entdecken; ihre Absicht sei keine andere, als Gottes Ehre zu befördern und durch ihren Erziehungsplan der Menschheit nützlich zu seyn. Er hat zugleich, man möchte die fernere Untersuchung einem andern Cardinal übertragen, weil er wohl einsah, daß ihre mächtigen Feinde sich noch nicht zur Ruhe bequemen würden. Auf Gottes heiligsten Jungfrau Schutz allein vertrauend und daher Hülfe und Trost

mit Zuversicht hoffend, verließ die bedrängte und allenthalben verläumdete Maria Rom und ging wieder nach Deutschland zurück, wo sich indessen immer mehr schlimme Gerüchte über sie und ihre Institutsglieder verbreitet hatten. Es schien, als wenn sich eine ganze Welt gegen dieselbe verschworen hätte; es wurden ihnen ausgelassener, ärgerlicher Lebenswandel, Verführung der Jugend, heftige Lehren und, was in's Lächerliche fällt, sogar Intriquen gegen den Staat zum Vorwurfe gemacht, ohne daß man den Ort, wo die Verbrechen begangen worden, noch die Individuen, die sich derselben schuldig gemacht, genau benennen konnte: es konnte daher auch keine Spezialuntersuchung eingeleitet werden, weil die Angabe der Orte, der Zeit und der Personen in immerwährendem Widerspruch waren. Selbst bei Kaiser Ferdinand mußte man das Institut und die Vorsteherin desselben verdächtig machen. Ihre Lage wurde daher mit jedem Tage bedrängter und für ihre fernere Existenz gefährlicher. Maria appellirte neuerdings den 28. November 1629 an den Papst und bat um Beendigung ihrer Angelegenheit, erklärte aber in den ehrfurchtsvollsten Ausdrücken: sie hoffe, man würde endlich einmal ihre und ihrer verfolgten Schwestern Unschuld erkennen und die bereits erlittenen Kränkungen würden ihr, mit Gottes Hülfe unternommenes, Institut nur desto dauerhafter für die Zukunft gründen. Indessen erschien gegen alle Erwartung den 13. Jänner in Rom die Unterdrückungsbulle, vermöge welcher alle im Institute sich befindenden Individuen, sie mochten Gelübde abgelegt haben, oder nicht, das Institut verlassen und sich zu den Ihrigen in ihr Vaterland, wenn es je die Verhältnisse erlauben würden, zurück begeben sollten: ein Donner Schlag, welcher aber mehr die bekümmerten Eltern, welche ihre Kinder dem Institute anvertraut hatten, als die Glieder desselben und ihre oberste Vorsteherin erschütterte, welche ihren Trost in dem Bewußtseyn ihrer Schuldlosigkeit und streng erfüllter Pflichten fanden. Die Aufhebungsbulle kam in München an, als Maria eben wieder von heftigen Fieberanfällen u. ihrem Nierenleiden gequält war. Kaum hatte sie sich einige Tage davon erholt, so trat Dr. Jakob Golla, Dechant an der Frauenkirche, mit dem Pfarrer u. zwei Thohrherren als Zeugen den 7. Hornung 1631, Abends nach vier Uhr, in ihr Bohnzimmer ein und theilte ihr den von der Congregation des heil. Offitiums in Rom erlassenen Befehl mit, vermöge dessen sie, als der Ketzerei beschuldigt, zur zefänglichen Haft verurtheilt wäre. Um alles Aufsehen zu vermeiden, wurde ihr ein Wagen angetragen und bewilliget, sich in demselben bei eingebrochener Nacht an ihren angewiesenen Bestimmungsort abführen zu lassen. Maria nahm den von Rom erlassenen Befehl mit Demuth u. Ergebung in die unerforschlichen Rathschlüsse desjenigen an, welcher oft nur das Schlimme zuläßt, um den Gerechten zu prüfen: es floß keine Thräne des Misnthums über ihre von der Krankheit gebleichten Wangen herab; aber sie behielt sich in den ehrfurchtsvollsten Ausdrücken die Appellation an den heil. Stuhl vor und verließ ihren Wohnort, ohne sich bei ihren Töchtern beurlauben zu dürfen. Sie wurde nun in das Kloster der Clarissinnen am Anger abgeführt, wo ihr ein scheußlicher Kerker zur Wohnung angewiesen und aller Umgang mit den daselbst wohnenden Klosterfrauen, sowie mit den in Kummer und Thränen zurückgelassenen Gefährtinnen ihres Unglücks auf das Strengste untersagt wurde. Es wurde ihr nicht einmal erlaubt, dem heiligen Mesopfer beizuwohnen, noch an dem Tische des Herrn, selbst an hohen Festtagen, Theil zu nehmen. Ihre Mitschweftern versäumten keine Zeit, die kräftigsten Vorstellungen über die grausame Behandlung ihrer Oberin, welche sie als ihre wahre Mutter liebten u. verehrten, an Papst Urban VIII. gelangen zu lassen und ihn in den ehrfurchtsvollsten Ausdrücken zu bitten, den Untersuchungsprozeß neuerdings einzuleiten, den bisher geführten zu revidiren und ein den endlichen Befund angemessenes Urtheil zu fällen. Während diese Vorstellungen noch in Rom zur Untersuchung vorlagen, wurde die unglückliche Maria abermals von dem heftigsten Fieber befallen. Sie fühlte die Gefahr, in der sie sich befand und welche auch die Ärzte nicht abzuwenden vermochten. Sie bat inständig um die Ertheilung der heil. Sterbsakramente, welche ihr anfanglich verweigert und endlich, nach wiederholten Bitten, Golla nur



zu stellen und über ihren Wandel und die Verfassung ihres Instituts zu geben. Inniger, feuriger Dank, den sie dem Beschützer jedes Mütter Jesu auf den Knien abkattete, war das Erste, das sie achtete. Sie übereilte es auch nicht, den Ort ihrer Verbannung zu blieb noch im Anger bis zum Palmsonntage. Weil sie an diesem ihrem allgütigen Gotte ihre Gelübde dargebracht hatte, wollte sie nämlich Tage an dem Orte ihrer härtesten Prüfung im Beisein frauen feierlich und dankbar erneuern. Erst am Tage nach dieser Handlung verließ sie dieselben, aber nicht mehr in der Kloster sondern in derjenigen, welche ihre Nachfolgerinnen noch heut zu Die Freude und der Jubel über Maria's Befreiung sprach sich in und allgemein aus: selbst der kurfürstliche Hof nahm lebhaften glücklichen Wendung, welche die hart verfolgte, aber nicht ganz zu Unschuld erfahren hatte. Die ehrwürdige Maria hatte nun nichts An zu thun, als sich zur Reise nach Rom fertig zu machen. Schon im dort an, warf sich dem Oberhaupt der Kirche zu Füßen und bat in ihrer Angelegenheit, bethuernd, daß nur Beförderung der Ehre So heiligen Religion von jeher der Zweck gewesen, der sie befehlet hätte mals den Gedanken gehegt habe, von dem Glauben, den sie beschuhen und daß sie im Gegentheil Nichts sehnlicher wünsche, als für Blut zu vergießen und diese Bethuerungen mit Hingabe ihrer ihres Lebens zu bestegeln. Der heilige Vater, gerührt von diesen tröstete die gute Maria über die bereits überstandenen Leiden auf und versprach ihr allen Schutz gegen ihre Verfolger, erteilte ihr das stolischen Segen und entließ sie mit der huldvollen Versicherung, daß Befehl an die Nuntiaturn in Köln ertheilt werden würde, das auf in Deutschland wieder zu versammeln, welches auch unverzüglich Die Verfolgung hatte indes ihr Ende noch nicht erreicht: nur wurde so offen betrieben, sondern man nahm zu Krumm- und Schleichw flucht. So aufrecht bisher Maria's Geist bei all' den erschütternd sich erhalten hatte, so sehr litt nun ihr durch Reisen und die oftmal ihrer Nierenschmerzen entkräfteter Körper. Selbst Italiens Luft sc

selben ging es mit der Erholung nur sehr langsam. Um sie zu befördern, drangen die Aerzte in sie, Italien zu verlassen und die Bäder in Spaa, von welchen sie allein kräftige Wirkung erwartete, bald möglichst zu gebrauchen. Die folgsame Dulderin ließ durch zwei ihrer treuen Gefährtinnen den heiligen Vater um die Erlaubniß in den ehrerbietigsten Ausdrücken bitten, denn ihre Schwachheit erlaubte ihr noch nicht, die Bitte persönlich vorzutragen. Sie ward ohne Anstand gewährt. Der von Maria's Leiden und ihren unverschuldeten Verfolgungen gerührte Papst sprach nur mit Lobeserhebungen von ihr, empfahl sie nachdrücklich ihren Reise-Gesellschafterinnen und versprach, sie mit den kräftigsten Empfehlungsschreiben an seine Runtien und Minister zu unterstützen. Mit diesen ausgestattet, verließ sie Rom den 10. September 1637. Kaum in Siena angekommen, erkrankte sie neuerdings. In Florenz wurde ihr das unerwartete Vergnügen zu Theil, den Herzog von Northumberland, ihren nahen Verwandten, zu treffen, welcher sie mit dem zärtlichsten Wohlwollen und Freundschaft behandelte. In Vercelli kam ihr der Commandant entgegen und bewies ihr alle Auszeichnung, worauf gewöhnlich nur Personen vom höchsten Range Anspruch haben. Die nämliche wurde auch ihrer Begleiterin Maria Pointis zu Theil, indem es ihm wohlbekannt war, daß sie mit dem königlichen Hause von Savoyen in Verwandtschaft stehe. In Turin fanden die frommen Reisenden ihre Bewirthung in dem Palaste des päpstlichen Runtius, welcher die Aufträge seines Souveräns mit strenger Gewissenhaftigkeit besorgte. Maria kam in der letzten Adventwoche in der Hauptstadt Frankreichs an; es wurde ihr auch in dieser die nämliche Achtung und Auszeichnung zu Theil, welche ihr während des ganzen Zuges durch Italien erwiesen worden war. Allein, statt sich zu erholen und einige Ruhe nach so vielen Beschwernissen zu genießen, erkrankte sie die ersten Tage wieder und zwar auf die schmerzhafteste Art. Ihr erbarmungswürdiger Zustand hielt bis zum Eintritte des Maimonats an. Sie konnte daher erst den 20. d. M. Paris verlassen, um sich über Lüttich nach Spaa zu begeben, wo sie die ersehnte Erleichterung zu finden hoffte. Hier fand sie eine sehr kranke Bräun: statt ihre eigene Gesundheit zu pflegen, vertrat sie aus Mitleid mit ihrem Zustande bei ihr die Stelle einer sorgsamen Wärterin. Einigermassen nur erleichtert, nicht geheilt, verließ Maria Spaa zu früh und elkte wieder zurück nach Lüttich, wo viele und durch die vorhergegangenen Ereignisse in Unordnung gerathene Geschäfte ihre Gegenwart nothwendig machten. Auch in Köln stellte sich ein ähnliches Bedürfnis dar: der Kurfürst, überzeugt davon, wünschte ihre Gegenwart sehr sehnlich, um allda und in Bonn die verlassenen Institutshäuser wieder einzurichten und unter ihrer klugen Leitung die alte Ordnung herzustellen. Sie ging von da wieder nach Lüttich zurück, wo sie erneuete Anfälle ihres unheilbaren Uebels zu ertragen hatte. So erfreulich für Maria die Auszeichnung war, mit welcher sie in Italien und Deutschland allgemein behandelt wurde, so ränkend für ihr Ehrgefühl mußten ihr die lügenhaften Gerüchte seyn, die sich noch immer boshafte Menschen erlaubten und leichtgläubige Nachbeter, ohne den Grund zu untersuchen, sogar von Rom aus verbreiteten. Selbst in England glaubte man, Maria sei an dem Orte, wo ihr erstes Verbannungsurtheil ausgegangen, in enger lebenslänglicher Haft. Um alle diese Verläumdungen durch ihre persönliche Gegenwart am Kräftigsten zu widerlegen und zugleich auch in ihrem Vaterlande ihr Institut zu verbreiten, verließ sie, obgleich schon 54 Jahre alt und unaufhörlich krank, beinahe niemals schmerzlos, Deutschland und segelte, von zwei Engländerinnen aus ihrem Institute begleitet, nach London, wo sie den 20. Mai 1640 glücklich ankam. Sie ahnete wohl selbst, daß diese gefährliche Reise ihre letzte seyn würde: sie schrieb mehre zärtliche und lehrreiche Abschiedsbriefe an ihre Freundinnen und die in Deutschland zurückgelassenen Vorsteherinnen ihres wiederbelebten Institutes. Ihre Aufnahme war in London eben so glänzend und ausgezeichnet, die in der letztern Zeit in den vorzüglichsten Städten Italiens, Frankreichs und Deutschlands. Der päpstliche Runtius Rosetti war von ihrer Ankunft erriichtet und freute sich, eine Dame kennen zu lernen, deren rastlose

Vorthelle der heiligen Religion, zu welcher sie sich bekannte und zum Wohle der weiblichen Jugend, welches ihr so sehr am Herzen lag, ihr beinahe eben so viele Feinde, als Bewunderer zugezogen hatte. Maria wurde von ihm bald nach ihrer Ankunft der Königin und ihrer Prinzessin vorgestellt: beide empfingen sie mit Auszeichnung und königlicher Huld. Maria's Wunsch war, auch in ihrem unglücklichen Vaterlande ihr Institut aufkeimen zu sehen und dadurch den Töchtern ihrer Landsleute Gelegenheit zu verschaffen, sich zu bilden und in der Religion ihrer Ahnen zu befestigen. Allein die inneren Unruhen, die Religionspaltungen, die Parteienwuth unter ihnen selbst, die Verfolgungen der Katholiken u. der Hof gegen den König selbst vereitelten alle die guten Pläne der wohlwollenden Königin u. der frommen Maria. Diese sah sich sogar genöthigt, die Hauptstadt Englands, wo die Unruhen täglich gefährlicher wurden, zu verlassen und sich im Jahre 1642 in die Grafschaft York zu begeben. Zu Heuton Rundbey wurde sie im Octobr abermal krank und ging dann im Frühjahre 1643 nach Hewarth. Sie ließ überall, obgleich nicht ohne Lebensgefahr, sichtbare Spuren ihres Religionsseifers zurück. Sie unterrichtete die Jugend, stärkte ihre Landsleute im Glauben durch heilige Ermahnungen und tröstete dieselben durch sanfte Ueberredungen in ihren mannichfaltigen Leiden. Von Hewarth reiste Maria mitten durch die Feinde in die schon belagerte Stadt York: nachdem diese aber den 30. Juli 1644 erobert worden u. keine günstigere Wendung mehr zu erwarten war, begab sie sich nach Hewarth zurück und legte da das letzte Institutshaus an, sprach aber schon immer zu den Ihrigen von ihrem nahe bevorstehenden Tode, indem ihre Kräfte mit jedem Tage mehr sanken und ein schleichendes Fieber dieselben bald vollends zu vergehen drohte. Ein schnelles Anschwellen der Füße gab ihrer Vermuthung noch mehr Wahrscheinlichkeit und ihren trostlosen Umgebungen gründlichere Besorgnisse; sie sah ihrem näher anrückenden Lebensende mit unerschütterlichem Blide entgegen und traf mit voller Gegenwart des Geistes und christlichen Starkmuth alle jene Vorkehrungen, welche sie nothwendig zu haben vermuthete. Sie ließ einen Priester von London kommen. Von diesem erhielt sie die heilige Wegzehrung mit einer Andacht und Ergebung, welche alle Anwesende in die größte Rührung und traurigste Stimmung versetzte. Sie bat auch um die Ertheilung des h. Sacramentes der letzten Delung, welche ihr aber von dem schüchternen Priester verweigert wurde, theils weil er die Gefahr nicht so nahe glaubte, theils weil er befürchtete, bei allenschnelliger Entdeckung von den immer mehr gegen die Katholiken wüthenden Protestanten in eigene Lebensgefahr zu gerathen. Noch 30 volle Tage hielten Maria's Leiden an, welche durch die Beängstigungen auf der Brust bei immer steigender Geschwulst vermehrt wurden: aber sie waren bei aller Heftigkeit nicht vermögend, ihren heitern Blic und ihren immer gleich starken Geist zu trüben. Ihrer treuen Gefährtin, Barbara Bapthorpe, übertrug sie die Generalaufsicht über alle von ihr errichtete Institutshäuser und munterte sie auf, ihr Vertrauen einzig auf Denjenigen festzusetzen, welcher bisher in den heftigsten Stürmen ihr Beschützer war. Vorzüglich legte sie ihren, am Krankenbette umher versammelten, Töchtern die schwesterliche Liebe und Eintracht an's Herz, ohne welche sie niemals zum gehofften und so theuer erkämpften Ziele gelangen könnten. Sie vergab nicht nur selbst allen ihren Feinden und Verfolgern das an ihr verübte Unrecht von Herzen, sondern beschwor auch die Umsehenden, daß sie die Verfolgungen nicht allein verzeihen, sondern auch vergessen möchten. „Liebet Gott aus ganzem Herzen,“ sprach sie noch kurz vor ihrem Hinscheiden: „liebet euern Nächsten in Gott und wegen Gott.“ Dies waren ihre letzten Worte, nach welchen sie alle Umstehenden segnete, den Oekreuzigten inbrünstig an ihre Brust und Lippen drückte, ihren Blic gen Himmel erhob und den 30. Jänner 1645, Vormittags 11 Uhr, mit heiterer Miene ihre fromme Seele dem Schöpfer übergab. — Ihr Leichnam, welcher, statt enskaltet zu werden, vielmehr an Reizen und Annehmlichkeit gewonnen hatte, wurde in Wachsteinwand eingehüllt, in einen hölzernen Sarg eingeschlossen, ein blecherner Schild, worauf ihr Name eingegraben war, beigelegt und

zu Gosbrig vor der Kirchthüre in die Erde eingesenkt. Ihr wurde kein Monument zu Theil; im Gegentheil wurde ihre einfache Grabstätte in der Folge so verwüstet, daß jetzt keine Spur mehr davon zu entdecken ist.

**Warthausen**, Marktort im Oberamte Diberach des württembergischen Donaufreises, an der Riß, wurde vormalig in Ober- u. Unter-Warthausen eingetheilt und enthielt ein 1380 gestiftetes, 1785 aber aufgehobenes Franziskaner-Frauenkloster. W. war der Sitz einer ansehnlichen Herrschaft, deren Adel schon sehr alt ist, denn 727 blieb ein Ammann von W. in der blutigen Schlacht beim Heilenforst. Adelbert, Herr von W., lebte 1108. Kaiser Friedrich Barbarossa brachte den Besitz der Herrschaft käuflich an sich und die Familie von Warthausen erlosch mit Felix Friedrich, worauf die Güter an die Erb-Truchseffe kamen, welche sich auch nun Herren v. Warthausen nannten. Bei dieser Familie blieb die Herrschaft bis 1369. Johann Ehad von Mittel-Diberach erhielt sie 1536 als österreichisches Schwabenlehen. — Hierher flüchtete sich oft Wieland, als er noch Rathschreiber in Diberach war, ermüdet von den trockenen Berufsgeschäften, in die Arme der Muse und Freundschaft. Marie Sophie Larocke, eine der geistreichsten Schriftstellerinnen der Deutschen, sollte nämlich Wieland's Gattin werden. Mißverständnisse trennten jedoch das Liebesband, welches sich früher zwischen ihnen geknüpft hatte; dagegen blieb ihr Freundschaftsbund bis zu ihrem beiderseitigen Tode ungetrübt.

**Batelet**, Claude Henry, ein geschätzter französischer Dichter und Kunstkennner, 1718 zu Paris geboren, erhielt nach Beendigung seiner Studien von seinem Vater die einträgliche Stelle eines Generaleinnehmers der Finanzen und benützte eine Muße und sein reiches Einkommen, um sich in den Künsten und Wissenschaften weiter auszubilden. Er ließ sich sogar im Malen, Kupferstechen u. Bildhauen unterrichten, um sein Urtheil über Werke der Kunst zu festigen. Auf einer Reise durch Italien und die Niederlande studirte er die Meisterarbeiten älterer Künstler und legte die Resultate seiner Erfahrungen in einem Lehrgebichte über die Malerkunst nieder, welches ihm die Thüre der französischen Akademie öffnete (1760). Durch die Anlage eines herrlichen Gartens an der Seine, der unter dem Namen Moulin-Jolie lange berühmt war und durch seinen „Essai sur les jardins“ (Paris 1774, 8., deutsch, Leipzig 1776, 8.), ward er der Schöpfer eines bessern Geschmacks in der Gartenkunst. Zu der Encyclopädie lieferte er die auf Malerei, Zeichnenkunst und Kupferstechkunst bezüglichen Artikel, die jetzt noch zu den werthvollsten Arbeiten dieser Art gehören. Gegen das Ende seines Lebens verlor W. durch die Treulosigkeit eines Agenten fast sein ganzes Vermögen und der an Ueberfluß gewöhnte Mann mußte sich mit einem spärlichen Auskommen behelfen. Er starb am 12. Januar 1786. Sein Charakter wird einstimmig als in sehr liebenswürdiger geschildert. Sein Lehrgebicht „L'art de peindre“ (Paris 1760, 4., deutsch, Leipzig 1763, 8.) enthält viele ausgezeichnete Stellen, ist aber im Ganzen zu kalt und ohne alle Begeisterung. Sein vorzüglichstes, freisich noch sehr brauchbares, Werk ist das erst nach seinem Tode von Levesque herausgegebene „Dictionnaire des arts de peinture, sculpture et gravure“ (Paris 1792, 5 Bände, 8., deutsch bearbeitet von G. K. Heydenreich, Leipzig 1792 — 1795, 4 Bände, 8.). Seine Versuche in der dramatischen Poesie sind völlig unbedeutend.

**Weenink**, Johann Baptist, ein berühmter Maler, war ein Sohn des Malers Johann W., genannt Jan met de Konst u. wurde im Jahre 1621 zu Amsterdam geboren. Er reiste frühzeitig nach Italien und arbeitete in Rom unter dem Cardinal Pamphili. Nach zwei Jahren kehrte er aber in seine Vaterstadt zurück und blieb bis zu seinem Tode (1660) in Utrecht, obgleich ihn der erwähnte Cardinal durch mehrmalige Einladungen zur Rückkehr nach Italien zu bewegen gesucht hatte. W. hat in verschiedenen Arten der Malerei Meisterhaftes geleistet und kommt dem Micis und Douw am Nächsten. Auch hat er sich in der Kupferstecherkunst versucht, aber nur 2 Blätter geliefert. — Sein Sohn, Johann

geboren zu Amsterdam 1644 und gestorben daselbst 1719, empfing den ersten Unterricht bei seinem Vater; da er diesen aber schon im 16. Jahre verlor, studirte er von da an theils nach den Werken seines Vaters, theils nach der Natur. Er malte, wie dieser, historische Stücke, Landschaften, Blumen und Thierstücke und erreichte hierin nicht nur seinen Vater, sondern übertraf ihn auch später durch ein vollkommeneres Colorit. Für den Kurfürsten von der Pfalz, Johann Wilhelm, hat er viele Stücke, namentlich Jagden, gefertigt; außerdem haben aber fast alle Galerien Deutschlands Einiges von ihm.

**Weigel**, Erhard, ein ausgezeichnete Mathematiker und Astronom, geboren zu Weida im Nordgau den 16. Dezember 1625, flüchtete mit seinen Eltern wegen seiner Religion nach Bunsbedel, studirte in Halle und Leipzig, wurde 1653 Professor der Mathematik in Jena, auch herzoglich weimarscher Hofmathematiker und Oberbaudirektor und kaiserlicher Rath und starb den 21. März 1699 zu Jena. **W.** ist der Erfinder vieler nützlichen Maschinen, verbesserte den Kalender, die Himmelskugeln &c. Seine Schriften beziehen sich auf diese Gegenstände. Noch zeigt man sein Haus in Jena, in welchem er, statt der Treppen, eine mechanische Vorrichtung zum Emporheben angebracht hatte.

**Weinhold**, Karl August, wurde zu Meissen den 6. Oktober 1782 geboren. Seine ersten medizinischen Studien begann er am Colleg. medic.-chirurg. zu Dresden, wurde hierauf Militärchirurg, setzte aber bald nach erhaltenem Abschiede seine Studien in Wittenberg fort, von wo aus er eine wissenschaftliche Reise an die berühmtesten Universitäten und Spitäler Deutschlands, nach Paris, Ungarn, Dänemark und Schweden unternahm, nach deren Beendigung er in Wittenberg 1805 zum Doktor freit wurde. Hierauf ließ er sich in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt nieder, wo er gar bald vom Könige von Preußen den Hofrathstitel für seine verwundeten Kriegern geleisteten Dienste erhielt. Von hier trat er 1809 eine neue Reise an, auf der er sich in München, in der Schweiz und Italien aufhielt und von der er erst 1811 zurückkehrte, um sich in Dresden als Arzt niederzulassen. Hier zeichnete er sich besonders als Augenoperateur aus, weswegen er auch 1815 eine Anstellung an der neuerrichteten chirurgisch-medizinischen Akademie erhielt. In dessen vertauschte er im folgenden Jahre die sächsischen mit preussischen Diensten, indem er als Regierungsmedizinalrath bei der Regierung zu Merseburg angestellt wurde, von wo er bald nach Magdeburg als Direktor des dortigen Medizinalcollegiums und 1817 nach Halle als Professor der Chirurgie u. Direktor des chirurgischen Klinikums versetzt wurde. Von hier aus unternahm er nochmals eine literarische Reise nach London und später nach Kopenhagen und starb daselbst den 29. September 1829. — **W.** hat sich um die Medizin ein bleibendes Verdienst durch die Empfehlung des Graphits gegen Flechten, durch sein in manchen Fällen sehr empfehlenswerthes Heilverfahren gegen Syphilis, durch seine chirurgische Behandlung der Polypen in der Oberkieferhöhle &c. erworben. Bekannt sind seine literarischen Streitigkeiten, die er mit mehreren berühmten Ärzten, namentlich mit Hedenius in Dresden hatte; noch bekannter sein sonderbarer Vorschlag, die Infiltration zur Verhinderung der Zunahme der Population anzuwenden. Als seine besten Schriften erwähnen wir: „Der Graphit ein Heilmittel der Flechten“ (1812); „Ueber die abnormen Metamorphosen der Hygromorshöhle“ (1809); „Ueber das Leben und seine Grundkräfte“ (1817).

**Weiß**, Christian, geboren zu Taucha bei Leipzig, wurde von 1776 an in letzterer Stadt erzogen, genoss Anfangs Privatunterricht, besuchte dann die Nikolai-Schule unter Martini und Forbiger (damals Conrektor) und studirte von Ostem 1791 an in Leipzig Philologie, Philosophie, Naturwissenschaften und Theologie. Unter seinen akademischen Lehrern nennt er vorzugsweise Beck, Forbiger, Hendenreich, Hindenburg, Keil, Morus, Platner, Rosenmüller. Seit dem Herbst 1794 und nach einer viermonatlichen Fußreise in Schlesien &c. wandte er sich von den theologischen Studien mehr zur Philologie und Philosophie, ward Doktor der Philosophie im Jahre 1795, habilitirte sich zur philosophischen Fakultät im Jahre 1796



und fing an philosophische und philologische Vorlesungen zu halten. Diese unter-  
 rach er vom Herbst 1797 an, wo er Veranlassung fand nach Holland (Utrecht)  
 als Erzieher eines hoffnungsvollen Jünglings zu gehen, mit der Aussicht, größere  
 Reisen in Europa zu machen. Die damaligen politischen Verhältnisse Holland's  
 vereitelten diese Aussicht und er kehrte, indem er jene Verbindung aufgab, im  
 Herbst 1799, nach einem vierteljährigen Aufenthalte in Dresden, nach Leipzig  
 in seine früheren Verhältnisse zurück. Hier setzte er seine Vorlesungen ununter-  
 brochen fort, ward zum außerordentlichen Professor der Philosophie ernannt im  
 Jahre 1801 und trat diese Lehrstelle in demselben Jahre auf die gewöhnliche Weise  
 an. Im Jahre 1805 erhielt er unerwartet einen Ruf, nach Fulda, damals dem  
 Prinzen von Oranien gehörig, an das von demselben an der Stelle der aufge-  
 hobenen Universität neuerrichtete Lyceum als Professor der Philosophie zu gehen  
 und nahm den Ruf an, da seine Aussichten bei der Universität Leipzig damals noch  
 sehr entfernt zu seyn schienen. Nach drei Jahren machte die Besitznahme des Landes  
 durch die Franzosen ihm die Rückkehr nach Sachsen wünschenswert; er folgte da-  
 her (mit Ablehnung eines Rufes nach Dessau an des verstorbenen Professors Ernst  
 Tillych's Stelle) der Veranlassung, in Raumburg an der Saale die Direktion der  
 neuerrichteten Bürgerschule zu übernehmen, im Jahre 1808. Dort lebte und wirkte  
 er bis in den Herbst des Jahres 1816, zu welcher Zeit er als Regierungs- und  
 Schulrath zu der königlich preussischen Regierung in Merseburg versetzt wurde.  
 Seine philosophischen Schriften sind der Zeitfolge nach folgende: *De cultu divino,  
 interno et externo, recte indicando*, Leipzig 1796, 4. (Habilitationsschrift); *Frage-  
 mente über Seyn, Werden und Handeln*, Leipzig 1796, 8.; *Resultate der kritischen  
 Philosophie, vornämlich in Hinsicht auf Religion und Offenbarung*, Leipzig 1799,  
 3. (anonym, veranlaßt durch den Streit über Fichte's Atheismus); *Ueber die Be-  
 handlungsart der Geschichte der Philosophie auf Universitäten*. Einladungsschrift  
 u. Vorlesungen darüber, Leipzig 1800, 8.; *De scepticismi causis atque natura  
 commentatio philosophica*, Leipzig 1801, 4.; *Lehrbuch der Logik, nebst einer Ein-  
 leitung zur Philosophie überhaupt u. besonders zu der bisherigen Metaphysik*, Leip-  
 zig 1801, 8.; *Winkel über eine durchaus praktische Philosophie*, Lpz. 1801, 8.  
 Bezieht sich auf eine zu derselben Zeit erschienene Schrift von Rückert); *Lehr-  
 buch der Philosophie des Rechts, zu Vorlesungen und zum Privatgebrauche*, Lpz.  
 1804, 8.; *Beiträge zur Erziehungskunst, zur Vervollkommnung sowohl ihrer Grund-  
 sätze als ihrer Methode* (zugleich mit E. Tillych herausgegeben), Leipzig, 4 Hefte  
 in 2 Bänden, 1803—6, 8.; *Untersuchungen über das Wesen und Wirken der  
 menschlichen Seele, als Grundlegung zu einer wissenschaftlichen Naturlehre der-  
 selben*, Leipz. 1811, 8. (enthält viel Eigenthümliches); *Von dem lebendigen Gott  
 und wie der Mensch zu ihm gelange, nebst Beilagen* (hauptsächlich die Lehre Fr. H.  
 Jacobi's und dessen Streit mit Schelling betreffend), Lpz. 1812, 8.; *Gegen die  
 Angriffe des Herr Professors Steffens auf die Freimaurerei* (4 Abhandlungen von  
 4 genannten Verfassern) Leipz. 1721, 8.; *Ueber Beurtheilung und Behandlung  
 verwahrloster Kinder*, Halle 1827, 8.; *Vorlesungen über Religionsphilosophie*,  
 Leipz. 1829; Außerdem hat er mehre philosophische u. pädagogische Abhandlungen  
 in dem *Enomios*, in Gutschmuth's pädagogischer Bibliothek, in Duhl's und  
 Douterweck's philosophischem Museum, in Rasse's Zeitschrift für Anthropologie  
 und anderwärts drucken lassen, die aber hier nicht namhaft gemacht werden können.

**Weiß**, Franz Rudolph von, geboren zu Dierdon im Waadtlande 1751,  
 zuerst Lieutenant im Berner Schweizerregimente von Erlach in Frankreich, seit  
 1785 Mitglied des großen Rathes zu Bern und daffiger Stadtmajor, seit 1793  
 Oberst und Landvogt zu Wilden oder Moudon in der Landschaft Waadt, nachher  
 General der daffigen Schweizertruppen, ging 1798 nach Deutschland, wo er sich an  
 verschiedenen Orten, größtentheils in Wien, aufhielt, kehrte 1803 nach Bern zu-  
 rück, privatisirte seitdem hier und anderwärts in der Schweiz und entschied  
 1818 zu Copet bei Genf. Er ist vorzüglich berühmt geworden durch seine  
*philosophiques, politiques et moraux*, welche zuerst in der Schweiz 1785

8. erschienen und nachher mehre Auflagen erlebt haben. Die 10. Ausgabe erschien in Paris 1828, gleichfalls in 2 Oktavbänden. Außerdem hat er mehre politische und militärische Schriften und Abhandlungen herausgegeben, auch ein Memoire a Bonaparte, Bern 1801, 4. — Daß er eine sehr frühe Weltansicht hatte, beweist nicht nur seine Todesart, sondern auch seine Schrift: *Par tout il y a des maux, pur tout de l'oppression et de l'esclavage; mais nul part plus que dans les pays revolutionnaires*, Frankfurt a. M. 1801, 8. Darum führte er auch ein so unstatues Leben, ohne an irgend einem Orte Ruhe zu finden.

**Weiffenbach**, Joseph Anton, verdienter theologischer Literarchistoriker, geboren den 16. Oktober 1734 zu Bremgarten, einem Städtchen des jetzigen Cantons Aargau, aus angesehenener Familie, trat frühe in den Jesuitenorden, ward 1760 zum Priester geweiht und als Professor an das Collegium nach Luzern berufen. Auch nach Aufhebung des Ordens (1773) blieb er als Professor der Theologie in Luzern, bis er 1781 ein Kanonikat am Kollegiatstifte St. Verena in Zurzach erhielt. Er hatte diese Einkunftsstelle gesucht, um sich ungestört seinen schriftstellerischen Arbeiten widmen zu können, die ihm die Doktorwürde der Theologie erworben und selbst in Rom so geschätzt waren, daß Pius VI. 1787 in einem Breve an den Bischof von Konstanz ihn des Chordienstes entloh, damit er desto mehr Muße zum Schreiben nützlicher Bücher habe. Seine „*Eloquentia patrum*“, 9 Bde., Augsburg 1775, wurde 1844—46 von Regens Nidel und Professor der Theologie in Regensburg bei Manz in 4 Bdn.) übersetzt und neubearbeitet und wird stets ein Hauptwerk über Patrologie bleiben. Eben so verdienen seine „*Eloquentia Scripturae*“, 2 Bde., Augsburg 1789; „*Loci patrum illustres ad pleraque capita div. librorum*“, 4 Bde., ebend. 1784; „*Sammlung auserlesener Gleichnisse aus den Kirchenvätern*“, 2. Aufl., ebend. 1794 und „*Kritisches Verzeichniß der besten Schriften aller Sprachen zum Beweise und zur Vertheidigung der Religion*“, Basel 1784, rühmlich hervorgehoben zu werden. In zahlreichen apologetischen u. polemischen Schriften vertheidigt W. die katholische Kirche gegen den kirchlichen und politischen Revolutionsgeist seiner Zeit und weissagt in seiner geistreichen Schrift „*Die Vorboten des neuen Heidenthums und die Anstalten, welche dagegen vorgekehrt worden sind*“, Basel 1780, die über Europa hereindrehenden Stürme, deren Anfang er noch erlebte, die aber jetzt noch nicht zu Ende sind. Vergeblich warnt er mit heiligem Eifer Fürsten und Regierungen, Geistlichkeit und Volk und bringt vorzüglich auf ächt katholische Jugendbildung. Der unermülich thätige Mann gab überdies eine Schrift: „*De arte critica, ac maximo illa, quae doctrinam, traditionem, disciplinam et historiam ecclesiae retractat*“, Augsburg 1780; eine „*Theologia biblica*“, 3 Bde., ebend. 1785 u. die „*Lebensgeschichte des seligen Nikolaus von der Flüe*“, Basel 1787 (umgearbeitet Luzern 1832); „*Predigten*“; „*Virgils Werke zum Gebrauche der Schulen*“ (3 Bde), Gedichte u. a. m. Er starb den 11. April 1802 in seiner Vaterstadt Bremgarten, wohin er seit dem Beginne der helvetischen Revolution zurückgezogen.

**Wending**, im bayerischen Regierungsbezirke Schwaben und Neuburg, am Dossbache und an der Gränze des Rieses, wohlgebaute Stadt und Sitz eines Landgerichtes, mit 2200 Einwohnern, einem alten Schlosse, drei Kirchen, einem Kapuzinerkloster, einem Hospital und guten Gewerben, worunter insbesondere die Verfertigung von Holzeinfassungen für Bleistifte zu erwähnen ist. In der Nähe eine stark besuchte Wallfahrtskirche und das Wildbad, welches schon seit der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts als Heilquelle benützt wird. Die geringe Entfernung des Rieses mit seinen zahlreichen Städten und Dörfern, vereint mit der Schönheit der ganzen umliegenden Ebene und der sie begränzenden malerischen Höhen, bietet reichliche Gelegenheit zu angenehmen Ausflügen. — W., schon in Urkunden des 8. Jahrhunderts vorkommend, war ursprünglich ein Lehen des Bisthums Regensburg. 1306 kam es käuflich an die Grafen von Dettingen, die den Ort mit Mauern umgaben. 1467 brachte Herzog Ludwig der Reiche die Stadt

ch Kauf an sich. — Historische Beschreibung von W., Regalkreiser Jahrbuch II. md.

**Wendler, Johann**, Buchhändler zu Leipzig, bekannt als Gründer mehrerer Eritungen daselbst, ward geboren zu Nürnberg den 23. Oktober 1713. Dieser Mann, durch den Verlag der Schriften der Leipziger Professoren, besonders Heri's, reich geworden, suchte seinen nicht tadellosen Lebenswandel durch seinen Unthätigkeitsfinn wieder zu verdecken. Nach der dritten Auflage von Gellert's abeln" stiftete er drei Stipendien, jedes zu 100 Thalern, die auf zwei Jahre geben werden, sodann 1786 in Leipzig eine Freischule für Kinder unbemittelter Eltern und setzte zu deren Fortdauer 10,000 Thaler aus. 60 Kinder männlichen und weiblichen Geschlechtes erhalten in dieser, unter dem Namen der „Wendler'schen Freischule“ bestehenden, Anstalt von sieben Lehrern und einer Köchlerin ungelblichen Unterricht. Im Juni 1790 stiftete W. sechs Freistellen im Leipziger Lyceum, zunächst für Studierende aus Nürnberg, oder für solche, die aus dem Umfange von drei Meilen von seiner Vaterstadt gebürtig wären, und erst in deren Mangelung für studirende Ausländer. Nach seinem, am 15. Februar 1798 erfolgten Tode, Testamente waren auch andere Anstalten zc. mit Legaten versehen. So zielten namhafte Summen die beiden Wittwen- und der Armenstiftung, sowie die Spertiner an der Paulinerkirche. Im Wendler'schen Garten, welcher dicht an der Stadtmauer vor dem Grimmaischen Thore gelegenes Haus gränzte, stand sonst ein von Gellert gearbeitetes Denkmal, das W. Gellert hatte setzen lassen und das sich jetzt dem Univeritätsgarten neben dem Pausinum aufgestellt befindet.

**Wening-Jungenheim, Johann Nepomuk von**, Hofrath und Professor der Rechte zu München, ward geboren 1790 zu Hohenaschau in Bayern, studirte zu Landshut, wurde 1812 daselbst Doctor der Rechte, trat als Privatdocent 1813 in Göttingen auf, wurde 1815 als Stadtgerichtsrath nach München berufen, erhielt 1816 die ordentliche Professur des römischen Rechts an der Universität zu Landshut und folgte derselben bei ihrer Versetzung nach München (1826), wo er, als vielseitig gebildeter Gelehrter und als trefflicher Lehrer hochgeachtet, 1831 starb. Er schrieb außer Mehren, in juristischen Zeitschriften abgedruckten Abhandlungen: „Lehrbuch der Encyclopädie und Methodologie der deutschen Rechtswissenschaft“ (Landshut 1821); „Lehrbuch des gemeinen Civilrechts“ (besorgt durch den Professor Dr. Friz, München 1837, 5. Aufl. I. Bd.). Seine kleine Schrift: „Ueber die Mängel und Gebrechen der juristischen Lehrmethode zc.“ (Landshut 1820) wurde beim Erscheinen zwar confiscirt, nach sechs Jahren aber bei einem, von der Regierung eingeführten, neuen Studienplane zur Grundlage genommen.

**Wepfer, Johann Jakob**, ein berühmter schweizerischer Arzt, eine der ersten Genies seiner Zeit und geschickter Anatom, ward zu Schaffhausen den 23. Sept. 1700 geboren, studirte zu Basel und Straßburg und an mehreren Universitäten in Frankreich und ließ sich hierauf in seiner Vaterstadt als Arzt nieder, die ihn zu einem der ersten Physikus ernannte und ihm zuerst die Erlaubniß gab, alle im Hospitale Verstorbenen nach seinem Gefallen zu öffnen; außerdem wurde er zum Leibarzt mehrerer deutschen Fürsten, unter anderen auch des Herzogs von Württemberg, ernannt. Unter seinen Werken ist das vorzüglichste sein unsterbliches: „Acutae febris historica et novae etc.“ (Basel 1679 u. d.), das den Ärzten den Weg zeigt, wie Untersuchungen über Gifte und Arzneimittel veranstaltet werden müssen, gleichzeitig in Hinsicht der scharfsinnigen Versuche und des unermüdblichen Fleißes des Verfassers in Staunen setzt. Eine andere, nicht weniger werthvolle, Schrift sind seine „Observationes anatomicae ex cadaveribus eorum, quos apoplexia sustulit“ (1658 u. d.), in der er mehre neue Aufklärungen über den Schlagflusse und über Anatomie und Verrichtungen des Hirns gibt. — Wepfer starb am einem ansteckenden epidemischen Fieber, welches das kaiserliche Heer heimgelohrt hatte und in dessen Behandlung er sich thätig bewiesen hatte, am 28. Jan. 1681.

**Werder, Dietrich von dem**, der erste deutsche Dichter, dem die Fremder Meisterwerke gelang, den 17. Januar 1584 zu Werder

boren, kam, nachdem er eine vortrefliche Erziehung erhalten hatte, als 17ten Hof des Landgrafen Moriz von Hessen-Kassel u. ward, nachdem er zu weitem Ausbildung eine Reise nach Italien und Frankreich gemacht hat Hofmarschalle befördert. Während des dreißigjährigen Krieges stand er in Adolph's Diensten und erhielt von diesem ein Infanterieregiment; der Ein Kaisers nöthigte ihn aber, seine Entlassung zu nehmen. Später wurde er an wichtigen diplomatischen Sendungen gebraucht und von dem Churfürstlich Wilhelm zum Kriegsrathe ernannt. Er starb am 18. Dezember 11 seinem Gute Reinsdorf. Seine Uebersetzungen des „Befreiten Jerusalem Tasso (Frankf. 1626, 4.) und der 30 ersten Gesänge, des „Rasenden“ von Ariosto (Leipz. 1632—36, 3 Abtheil., 4.) in Stanzas sind für seine wohl wegen der Treue, mit welcher er den Geist des Originals wiedergibt auch wegen des kräftigen, edeln Stils musterhaft zu nennen. Hätte W. einformigen Alexandriner's einen kürzern jambischen Vers gewählt, so w Versuch noch weit besser gelungen.

Werlhof, Paul Gottfried, einer der größten Aerzte des vorigen Jahrhunderts, dabei vorzüglicher Gelehrter und geschätzter Dichter, ward zu Helm 24. März 1698 geboren, studirte in seiner Vaterstadt unter Melbom und ließ sich 1721 in Peina bei Hildesheim nieder, wo er eine einträgliche Praxis gewann. Von da wendete er sich nach vier Jahren nach Hannover, bald den ausgezeichnetsten Aerzten beigezählt wurde. Er erhielt später bei eines königlichen Leibarztes und starb am 26. Juli 1767. Seine hinterlassenen Werke rechtfertigen noch jetzt den Ruf, den er bei seinen Zeitgenossen hatte. Er zeichnete er sich, gegen die Gewohnheit seiner damaligen Collegen, durch große Einfachheit in seinen Arzneiverordnungen aus. Noch jetzt legt man Chronischen Petechien, weil er sie sehr genau beschrieben hat, seinen Namen indem man sie „morbus maculosus haemorrhagicus Werlhofii“ nennt. Uner Schriften zeichnen sich vorzüglich aus: „Observationes de febris intermittenibus“ (1752 u. d.), in denen er der Anwendung der China gegen Wechselfieber mit vieler Wärme das Wort redet. Seine „Opera medica“ (Wichmann 1775 und 1781, 3 Theile) heraus.

Wessely, Raphael Herz oder Hartwig, einer der vorzüglichsten Schriftsteller der neuern Zeit, 1725 zu Kopenhagen geboren, zeigte früher Jugend bedeutende Anlagen und bildete sich, obchon er sich durch dürftige Lage überall beschränkt sah, zum tüchtigen Religionslehrer aus. In Lin, wo er sich lange aufhielt, schloß er sich eng an Mendelssohn an und sich stets als einen eifrigen Verfechter der Ansichten derselben. Er lebte ohne Anstellung von dem Ertrage seiner Schriften und von der Unterstützung zahlreicher Freunde, bis er 1804 als Rabbiner der portugiesischen Jud Hamburg berufen wurde, wo er kurz darauf am 3. März 1805 starb. Sein züglichses Werk ist das epische Gedicht „die Mosaide“ in hebräischer Sprache (Berlin 1788, 8., deutsch von Hufnagel, Berlin 1788, 8.), dessen erste eine wahrhaft orientalische Glut der Phantasie athmen. Seine übrigen Werke größtentheils moralisch-theologischen Inhalts u. können hier nicht angeführt werden.

Wetterstedt, Gustav, Graf von, ein ausgezeichneteter schwedischer Mann und Gelehrter, wurde im Jahre 1776 zu Wasa in Faland geboren, auf der Universität zu Upsala, trat 1796 in die königliche Kanzlei, bereit 1797—99 einen großen Theil Europa's, bekleidete alsdann die Stelle eines freitars für den auswärtigen Wechsel, begab sich im Jahre 1805 als Legation freitar nach St. Petersburg und nahm von 1806—8 an den Feldzügen gegen Gustav IV. Adolph Theil. Nach der Revolution wurde er zum General ernannt, bekleidete 1812 den Kronprinzen von Schweden nach Alva und folgte während der Feldzüge von 1813 und 1814. Im Jahre 1814 unterzeichnete den Friedenstraktat mit Dänemark und später den mit Frankreich zu Paris. Er ernannte ihn der König zu einem der sechs Commissarien, welche t

## Beyhern — Wichmann.

Einigung Schwedens und Norwegens bewirken sollten. Im Jahre 1818 u. in einem der Herren des Reichs, 1819 in den Grafenstand erhoben u. 18 Führer des Kronprinzen Oskar auf dessen Reisen durch Europa erwählt. Schloß er als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, wozu ihn der im Jahre 1824 ernannt hatte, mehre Verträge mit Rußland, England u. Frankreich über Schiffahrt, Handel, Abschaffung des Sklavenhandels zc. ab u. er ist auch ferner auf allen Reichstagen, denen er schon seit dem J. 180 wohnte hatte, als einen eifrigen Vertheidiger der königlichen Rechte. Er ist auch als Gelehrter rühmlich bekannt und wurde nach und nach als Mitglied aller Akademien der Wissenschaften in Europa aufgenommen.

**Beyhern**, Schloß in Oberbayern, Landgerichts Dachau, an der Elz, ist vornehmlich durch seine werthvolle Kunstsammlung. Während die Landstädte der Gegend im Innern häufig mit Schätzen der Kunst und Wissenschaft angefüllt sind, so ist in Deutschland die Liebe und Pflege der Kunst unter den reichen Gutsbesitzern Ausnahmen und Beispielen von Sammlungen, wie die des Grafen Seckendorff u. Pommersfelden und Reichertshausen, des Baron v. Spedding, Sternburg, Thoma, des Baron v. Logghe zu W. dürften mehr vereinzelt stehen. Ein in das Schloß des Letztgenannten, sieht man sich alsbald in ein Museum für Kunst und Skulptur versetzt. Eine beträchtliche Anzahl ausgezeichnete deutscher, italienischer und französischer Meister, größtentheils der Neuzeit, sind die Sälen mit Geschmack und Verstand aufgestellt; Wände und Decken sind mit Gemälden besetzt. Man findet da die berühmte „Santala“ von Krieger, die „Leda“ desselben Meisters, Gemälde von Paolo Veronese, Consoni, P. S. Veronesi, Heideck, Pöhl, Bürkel, Weller, Piener, Rottmann, Wagenbauer, Zorn, Simonson, Quaglio, Gail, Dayer u. a., nicht zu vergessen zweier von Ary Scheffer aus Göthe's Faust, welche in den Kunstausstellungen Frankfurt Deutschlands die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Unter den Schöpfungen des Meißels zeichnen sich aus das „schlafende Mädchen“ von Schinkel, eine Flora von Terzani, eine Psyche von D. Hoyer, eine Venus u. die Karthago von Thorwaldsen, sowie verschiedene Basreliefs dieses Meisters, die von Roscher's Kopien nach den antiken Reliefsen im Palazzo Spada zu Rom. In diesen Kunstschatzen enthält das Schloß auch eine Bibliothek mit reicher Auswahl der deutschen, französischen, englischen und italienischen Literatur.

**Wichmann**, Johann Ernst, ein berühmter, vielbeschäftigter u. durch seine Lehrtätigkeit ausgezeichnete praktischer Arzt, ward zu Hannover den 11. März 1739 geboren, studirte zu Göttingen und reiste dann nach Paris und London, auf welcher Reise er für die englische Medizin eine große Vorliebe gewann, die er später in seinen Schriften häufig zu erkennen gab. Nach Beendigung seiner Studien kehrte er in seiner Vaterstadt als Arzt nieder, wo ihm seine Kenntnisse und Geschicklichkeit sehr bald eine zahlreiche und einträgliche Praxis verschaffte, daß er nach Werthof's Tode sich im Besitze des allgemeinen Zutrauens und Beweises der Anerkennung seiner Verdienste als Arzt, sowie als Schriftsteller erhielt er die Stelle eines königlich großbritannisch-hannoverschen Leibarztes am 13. Juni 1802. — W. hat sich durch mehre Schriften, hauptsächlich durch seine „Ideen zur Diagnostik“ (Hannov. 1794—1802, 2 Bde.) einen Namen gemacht. Er ist mit diesem Werke als der Schöpfer einer neuen u. wichtigsten medizinischen Doktrin, der Diagnostik, aufgetreten und hat durch seine eine Menge Nachfolger gefunden, die ihn indessen in Hinsicht des Schätzens, den ihm die Verschiedenheiten unter einander ähnlichen Krankheiten zu danken nicht erreicht haben. Zu bedauern ist, daß er bei seinen Untersuchungen wenig auf pathologische Anatomie Rücksicht nahm. Außer diesem Werke verdienen noch bemerkt zu werden: „Beitrag zur Geschichte der Kriebelkrankheit“ (Leipzig 1771); „Aetiologie der Krätze“ (Hannov. 1786), in welchem er behauptet, eine Thatsache, die erst in neuerer Zeit



gatte durch einmüthiges Gutver (vert. sous une seule application den, von der Königl. Societät zu London dafür ausgesetzten, Preis Sterling durch Mittheilung dieser Entdeckung verdienen zu wolke weniger ward er bei einer Reise nach England sehr zuvorkommen lernte dort die Maschine zum Dessen der Baumwolle kennen u seiner Spinneret zu Essonne ein. So war er unablässig für das Frankreich thätig und erfand noch eine Maschine zum Bleichen der er Hydrochelophore nannte, weil das siedende Wasser darin einen ward aber durch die unablässige Anstrengung endlich so abgESPANNT lancholle versank und in solcher 1824 starb.

Wiegleb, Johann Christian, ein sehr verdienstvoller un miker, ward geboren zu Langensalza 1732, erlernte in Dresden di und etablirte sich in seiner Vaterstadt, wo er zugleich Oberkammere begründete er eine Pensionsanstalt für junge Apotheker und starb 1 1800. Schriften von ihm sind: „Ueber Achemie“ (Weimar 177 der Chemie in der neuern Zeit“ (Berlin 1790—91, 2 Bde.); Chemie der mittlern und alten Zeit“ (Berlin 1792); „Chemisch die alkalischen Salze“ (Berlin 1781); „Handbuch der allgemeinen 1796, 2 Bde.). Auch lieferte W., in Verbindung mit Rosenthal, ung von Martius' „Unterricht in der natürlichen Magie“ (Leipzig 20 Bände).

\* Wien. (Wiener Katastrophe.) W. hatte in den die Ketten der Metternich'schen Politik zerbrochen, aber nicht lar neue Freiheit einer neuen, schlimmeren Tyrannei gewichen. Der wegungen, welche den Kaiser Ferdinand nach Tirol verscheuchten, Herrschaft in die Hände einer anarchischen Faktion gefammen, daß unterthänig geworden war der leichtsinnigen und unerfahrenen (vergl. den Artikel Oesterreich im Supplementbände I.) und dies in der Oktoberrevolution zu Tage, in dieser undankbarsten, u und widerfönnigsten aller Empörungen, welche die neuere Geschicht dankbar, weil sie gegen einen Fürsten gerichtet war, welcher sei Zugeständnisse schon fast mehr eingeräumt hatte, als mit dem

ie nichts Geringeres im Schilde führten, als das österreichische Kaiserthum in  
 uft zu sprengen. Siehten die Trennungsbefrebungen der Ungarn, so war  
 it der Kaiserstadt zu Ende, so sank das stolze W. zu einer gemeinen Provinz  
 abt herab. Allein daran dachte damals die tollköpfige Menge am allerwenig  
 nd selbst den besser Ueberlegenden schwebte dies kaum als Möglichkeit vor.  
 Wiener ist alles eher, als ein Machiavell. — Am 18. September hatte W.  
 eputation der Magyaren in seinen Mauern gesehen, die gekommen war, in  
 itrette zwischen Ungarn und seinen südslavischen Nebenländern die Hülfe  
 eichstages in Anspruch zu nehmen und durch dieses Schauspiel war neuer Z  
 off in die aufgeregten Gemüther geworfen worden. Eine große Menschenme  
 npfung die Fremden am Landungsplaz und begleitete sie unter Freudenges  
 nd begeisterten Hochs in die Stadt. Abends wurde ihnen von verschiede  
 demokratischen Klubs ein Fackelzug gebracht, und Dr. Tausenau verscherte  
 eser Gelegenheit in bethörender Rede das Volk der Magyaren der innigsten E  
 rthe W. s. Diese Partei hatte seit ihrer Konfektbrung die magyarischen In  
 sen in dem deutschen W. stets an die Spitze gestellt. Als nun einige Wo  
 äter, am 5. Oktober, ein Theil der Wiener Garnison zum Aufbruche gegen  
 ngarischen Insurgenten befehligt wurde, zeigten sich in trauriger Weise die  
 n jener verkehrten politischen Richtung. Petitionen und Protestationen wur  
 gen den Abmarsch eingebracht, natürlich ohne Erfolg. Abends versammelte  
 ne lärmende Menschenmenge vor der Kaserne des deutschen Grenadierbataill.  
 Richter“, auch erschien dort eine Deputation des demokratischen Vereins, we  
 n Soldaten Lebhochs brachte. Diese, bereits vom Geiste der Widersezung  
 :fickt, zertrümmerten in der Nacht die Einrichtungsstücke und Geschirre. D  
 ar genöthiget, am Morgen des zum Abzuge bestimmten Tages (6. Oktober) i  
 fffiere vor die Kaserne rücken zu lassen, welche die Grenadiere in die Mitte r  
 en mußten. Aber schon war das Volk in großen Massen zusammengelau  
 n den Abmarsch der Truppen gewaltsam zu verhindern. Eine Abtheilung  
 malgarde besetzte den Nordbahnhof, mehre Joche der Eisenbahnbrücke wurden  
 worfen, am Ausgange der Laborlinie Barrikaden errichtet. Der Kommand  
 s Bataillons führt zwar mit gefülltem Bajonette gegen die Barrikaden, o  
 r ein kleiner Theil seiner Soldaten folgt ihm über die Berrammlungen,  
 ebrtgen, mehr auf die Stimme der Auführer als auf die ihrer Pflicht höre  
 elben zurück, verlassen die Glieder und fraternisiren mit dem Volke. Umfi  
 rfuht der Generalmajor v. Bredy mit einem Bataillon Nassau-Infante  
 nigen Estabronen Reiterei und drei Kanonen den Fortmarsch der Grenadiere  
 zwingen. Er ist genöthiget, den Schauplaz zu verlassen und neue Befehle ein  
 len. Mittlerweile hatte sich der Ministerrath im Kriegsgebäude versammelt i  
 rnahm von einem Oberoffiziere der Nationalgarde den wenig trüßlichen Ber  
 is von dieser 18,000 Mann starken Truppe kaum der dritte Theil geneigt s  
 lste, für die gesekmäßige Sache einzustehen. Bald darauf kam es an den  
 rbrüden, wohin General Bredy mit verschärften Befehlen zurückgekehrt war, i  
 utigen Zusammenstöße. Die Pioniere, welche die Passage herstellen wollen, u  
 n vom Volke gehindert, Arbeiter stürzen an die Kanonen heran, um sie zu u  
 en. Der General läßt eine Decharge geben — diese wird von den Begnern  
 lebert — Soldaten feuern gegen Soldaten. Bredy fällt, von zwei Kugeln dur  
 chrt — das Militär zieht sich mit Hinterlassung der Kanonen zurück —  
 locken stürmen — die Verwirrung ist allgemein, die ganze Stadt geräth in  
 ra. Unter maßlosem Jubel zieht ein Theil der Grenadiere zur Aula —  
 abthore werden geschlossen — die Wälle mit Kanonen und durch Gardes  
 it. Absezung des Kriegsministers Latour ist das allgemeine Lösungsw  
 fer aber will die Ruhe mit Gewalt der Waffen hergestellt wissen. Der  
 ht sich in das Innere der Stadt. Auf dem Stephansplaz gerathen die  
 rden mit den Gardes des Kärnthner Viertels an einander, die sich  
 vome aufgestellt hatten, um das Sturmmläuten zu verhüten. Bürger se

Hauses, das den Mann birgt, auf welchen die Hezer seit Monaten Haß des Volkes geladen hatten und dem man jetzt allein die Schuld diesen Stunden geflossenen Blute beimißt. Noch aber hält Unentschiedenheit heimlichen Gedanken die Wage. — Im Reichstage hatten die Borgán große Bestürzung hervorgerufen; der Präsident Strohsbach, viele Mitglieder verließen die Residenz. Der Reichstag erwählte in Eile den Pillerstorfer zu seinem Vorsitzenden und berieth sich sodann, wie die Flamme des Bürgerkrieges zu erstickten sei. Sechs Mitglieder, mit ihm in der Hand, wurden ausgesendet, um vermittelnd einzuschreiten. Smolka und Goldmark eilen nach dem bedrohten Kriegsminister beschwören sie das Volk, seinen Sieg nicht zu entweihen; die Massen, und mehr anschwellen, antworten ihnen mit wildem Geschrei, die Abban verlangend. Borrosch entfernt sich zu Pferde, während Smolka, die andere Deputirte angeschlossen, sich in das Innere des Gebäudes beg Grafen zur Resignation zu vermögen, welche auch nach einigem Z Leiber kommt sie zu spät, denn die Wähler haben die Abwesenheit benützt, um die Wuth aufs Höchste zu reizen. Smolka sucht vergeblich abzuwenden; die Hefe des Volkes dringt in das Kriegsgebäude glückliche Graf wird nur zu bald aufgefunden, von den Unmenschen hinabgezerrt und auf die grausamste Weise im Hofraume ermordet einer daselbst aufgestellten Grenadierkompagnie, die nichts gethan, um des Krieges, den greissen General zu retten, schleppen die Unholde die Thore hinaus und hängen sie an den Arm eines Gasandelabers, wegen stand bestialischer Verunglimpfungen, bis gegen drei Uhr Mor bleibt. Bei Jedem, der noch sittliches Gefühl sich bewahrt hatte, scheußliche Mord das tiefste Entsetzen. Justizminister Dachs, dem glücksal zugebacht war, sowie Wessenberg u. Doblhoff entgingen durch licherer Bestirn der drohenden Gefahr. — Der Kaiser hatte auf dem Aufstande der Wiener Schönbrunn unter militärischer Bedeckung sich hin zu gerichtet. Ihn begleiteten die Kaiserin die Erzherzogin



werde. Zu Ende stellte er die Sicherheit der Stadt W., die Unverletzlichkeit des Thrones und des Reichstages unter den Schutz der Wiener Nationalgarde. Eine spätere Veröffentlichung brachte sein Verbot an die Nord- und Südbahn, Militär nach W. zu führen, so wie die Mittheilung, daß er eben darüber berathe, das Militär aus dem Reichsbilde der Stadt zu entfernen u. wegen des am heutigen Tage Vorgefallenen eine Amnestie für alle Civil- und Militärpersonen zu erwirken. Das Volk baute inzwischen, einen Angriff der Kriegsmacht fürchtend, rastlos in Barrikaden und gegen Abend begann es, um sich allgemein mit Waffen zu versehen, den Sturm auf das kaiserliche Zeughaus. Doch hier ward ihm der Sieg nicht so leicht, wie auf den übrigen Kampfplätzen. Die im Zeughause eingeschlossene Grenadierkompagnie, im Vereine mit bewaffneten Büchsenmachern, leistete, obgleich ein Theil des Gebäudes in Brand gerathen war, die ganze Nacht hindurch heldenmüthigen Widerstand und zog erst Morgens 7 Uhr unter lautem Zurufe der, solche Tapferkeit ehrenden, Menge ab. Der Militärkommandant von W. selbst, Graf Auersperg, welcher inzwischen seine Truppen im Schwarzenbergischen Garten, dann im kaiserlichen Belvedere zusammengezogen, hatte die kleine kühne Schaar aberufen, unter der Bedingung, daß die Nationalgarde fortan den Schutz des Zeughauses übernehme. Aber diese vermochte die Massen eindringender Pöbel nicht abzuhalten. Bei 150,000 Gewehre wurden verschleppt, dazu alte, höchst kostbare Waffen und Rüstungen, so wie viele Siegestrophäen der österreichischen Heere. Kossuth's vor wenigen Tagen in Pesth ausgesprochener Wunsch: „Eine Million jetzt für einen Krawall in Wien!“ — er war fürchterlich in Erfüllung gegangen. — Der Reichstag hielt am 7. Oktober Sitzung und empfing durch den Minister v. Krauß die offizielle Bekräftigung von der Flucht des Kaisers. In einer Proklamation des Monarchen, welche diesem Minister zur Genehmigung zugekommen war, hieß es unter anderen: „Er (der Kaiser) habe die Residenz verlassen wegen ihres Hanges zum Aufstande und um anderwärts die Mittel zu finden, die von einer kleinen Partei unterjochte Stadt zu befreien.“ Die Stellung des Reichstages war unverkennbar eine sehr schwierige geworden. Von allen Ministern befanden sich nur Krauß und Hornbostel noch in seiner Mitte; der neue Gemeinderath, der eigentliche Repräsentant der Bevölkerung W., war eben erst in seiner Konstituierung begriffen, die Nationalgarde durch Meinungsverschiedenheit zerfallen. Zwar hatte sich die Aufregung des vorigen Tages gemildert, aber dafür war das, nun größtentheils bewaffnete, Proletariat ein fürchterliches Werkzeug in den Händen jener Partei, die seit Langem schon den Sieg der Anarchie als den der guten Sache angepriesen hatte. Dennoch verzagten die im Schooße der Versammlung zurückgebliebenen Volksvertreter Oesterreichs nicht an einer glücklichen Vermittelung und schritten zur Berathung einer Adresse, deren Verfasser Billersdorf war und in welcher man unverholen seine Anhänglichkeit für den konstitutionellen Kaiser darlegte und hinzuweisen sich bemühte, wie die, in W. stattgefundenene, Bewegung niemals gegen den Thron gerichtet gewesen sei. Die Rückkehr des Monarchen erbittend, schloß die Adresse mit den Worten: „Ehnen Euere Majestät allen Völkern, welche dieser Rückkehr harren, den Frieden! Enden Sie nach dem Triebe Ihres edeln Herzens ohne Verzug einen Bürgerkrieg, der, in einem Theile entzündet, bald seine verzehrende Flamme über ein weites Reich verbreiten würde! Wählen Sie zur Lösung dieser großen Aufgabe Rathgeber, welche Ihres Vertrauens und jenes eines jeden freien, freilebenden Volkes würdig sind. Der Dank und Segen dieses Volkes wird die schönste Krone Eurer Majestät seyn.“ Zugleich entwarf der Reichstag ein Manifest an die Völker Oesterreichs, in welchem er erklärte: daß er nach den ersten Stunden des 6. Oktobers für seine heilige Pflicht angesehen habe, kraft seiner Völkermacht und durch Verständigung mit dem Volke von Wien die Anarchie, wie der Anarchie entgegen zu wirken. — Der neue Gemeinderath hielt die Sitzung am 7. Oktober Abends und erklärte sich ebenfalls für die Seine und des Reichstages Maßregeln milderten die Aufregung und

man sich der Hoffnung hin, Ordnung und Sicherheit herzustellen und den Conflict gütlich ausgleichen zu können, als am 9. October die Nachricht, daß der Ban Jellachich mit seinen Kroaten in der Nähe Wiens auf österreichischem Boden erschienen sei, die Stadt in neue Gährung brachte. Die Reichstagsabgeordneten Prato und Bilinski eilten in das Hauptquartier des Ban zu Rothneusiedel, diesen vor jedem weitem Vorrücken zu warnen. Seine Antwort war: „Als Staatsdiener habe er die Verpflichtung, nach Kräften der Anarchie zu steuern, als Militär zeige ihm der Geschüßedonner seine Marschroute.“ Der Graf Auersperg, nachdem er vergeblich Entwaffnung des Proletariats und Beschränkung der Presse gefordert, verließ in der Nacht vom 11. October den Schwarzenberggarten u. nahm bei Inzersdorf eine feste Stellung ein. Nach seinem Abzuge wurde im Lager die gräßlich verstümmelte Leiche eines Studenten gefunden und man schrieb die an dem Unglücklichen verübten Grausamkeiten der Rachgier der Soldaten zu. — Die radikale Presse schlug über die Truppenbewegungen gegen W. gewaltigen Lärm, spickte jede Zeile mit den Schlagworten „Verrath“ und „Reaktion“ und stachelte mit glühenden Worten zum Kampfe gegen den Feind auf, der die Freiheit zu vernichten gedenke. Die Wiener gedachten der Zeiten, da sie zweimal den mächtigen Heeren des Sultans ruhmreichen Widerstand geleistet und fühlten sich dadurch ermuntert, es auch jetzt mit einem Angriffe von Russen aufzunehmen. Die Basen wurden rings mit Kanonen besetzt, die Thormauern verstärkt, Erdschanzen u. neue Barrikaden stiegen empor, was waffenfähig war, wurde wehrhaft gemacht. Der Gemeinderath ließ 700,000 Stück scharfe Patronen verfertigen, desgleichen sept er 200 fl. C. M. für jede Wittve und 50 fl. für jedes Kind der am 6. und 7. October Gefallenen als jährliche Pension aus und sicherte eine ähnliche Versorgung der Hinterlassenen Derjenigen zu, die ferner im Dienste der Gemeinde fallen würden. Die Verwundeten sollten auf Kosten der Stadt verpflegt werden. Um die Hoffnungen der Kriegspartei zu verstärken, mußte in dem Augenblicke eine Deputation aus Ungarn erscheinen, welche dem Reichstage ein Manifest überbrachte, in welchem die Magyaren den Wienern für ihren Beistand dankten und ihnen Gehülfe anboten. Andererseits ward in der Reichstagsitzung vom 13. October ein Erlaß der gesüchteten czechischen Deputirten verlesen, in welchem die Versammlung aufgefordert wurde, das terroristische W. zu verlassen und ihren Sitz nach Brünn zu verlegen. Auf die deutsche Bevölkerung der Hauptstadt übten beide Vorkommnisse einen Einfluß, aus dem sich die nachhaltige Vorliebe für die magyarische Sache gegen das eigene Interesse zum Theil erklären läßt. Man hatte in neuerer Zeit zu dem Wiener viel von der Suprematie gesprochen, nach der die Slaven in Oesterreich strebten; jetzt schien das Besüchtete in der That der Erfüllung nahe. Gegen ihr gegebenes Wort hatten die Cechen den Reichstag verlassen, dessen Berathungsfreiheit sie jetzt vor der Welt in Zweifel stellten und vor Ws Thoren stand drohend eine Armee stammverwandter Brüder, während der Magyar in scheinbarer Großmuth den Bedrängten seine Hülfe zusagte. Unter solchen Umständen war eine Bevölkerung, welche die Kinderschuhe der Politik noch nicht vertreten hatte, von den Revolutionäern ohne Schwierigkeit dahin zu leiten, wo man sie haben wollte, — das „Eisen Kossuth“ ward das Feldgeschrei des Tages. So mit glaubten damals Viele, ja die Meisten, die Waffen für eine gute Sache ergriffen zu haben und die in dem unseligen Kampfe fielen — wir wollen sie beklagen, nicht aber herzlos verdammen. — Schon am 11. October war bekannt geworden, daß die Minister Hornbostel und Baron Doblhoff ihre Entlassung genommen hätten und der Kaiser nicht zur Rückkehr bewogen werden könne. Der Reichstagsabgeordnete Löbner hatte am kaiserlichen Hofe zu Brünn eine unfreundliche Aufnahme gefunden und auch eine Adresse, welche der Gemeinderath von W. an den Monarchen erlassen, war ohne Erfolg geblieben. Eine zweite Adresse hatte der Gemeinderath an den deutschen Reichsverweser abgesendet, in welcher dieser, den Wienern so theuere, Prinz um seine Verwendung gebeten wurde. Hier die ergänzende Bemerkung, daß die Centralgewalt zu Frankfurt in der That die Abgerichte

neten Welcker und Mosle als Reichskommissäre nach Oesterreich schickte, um sich über die Wiener Vorgänge Licht zu verschaffen und wo möglich dem Bürgerkriege Einhalt zu thun. Jene Herren richteten am 19. Oktober aus Passau eine Ansprache an die Bevölkerung Oesterreichs, worin sie die Wiener vor jedem Angriffe gegen das Militär warnten und auf die Hoffnung einer friedlichen Ausgleichung hindeuteten. In der Hauptstadt selbst verweilten sie gar nicht, sondern wendeten sich sogleich nach Olmütz, ohne aber dort Erwas zu erwirken. — Am 12. Oktober wurde W. Messenbauer, ehemaliger kaiserlicher Offizier, der nach seiner Verabschiedung von schriftstellerischen Arbeiten lebte, zum provisorischen Oberkommandanten der Wiener Wehrkörper ernannt. Diese waren aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzt. Ein Theil derselben, die eigentliche Nationalgarde, meist aus der vormärzlichen Bürgermilitz, somit aus dem Besitzthume hervorgegangen, verwünschte den gegenwärtigen Zustand der Dinge und sah die aufgedrungene Kameradie der „gestrichen Taden“ mit Abscheu; die Mehrzahl aber, aus dem Stegreife bewaffnetes Volk, gefiel sich außerordentlich in der neuen Lage, durch welche sie dem mühseligen Arbeiterleben entzogen worden war. In ihren Reihen fanden die Führer der Umsturzpartei und die Magyarenmanen den festesten Stützpunkt. Weiter wurde mit der Errichtung einer Mobilgarde und von Freikorps vorgegangen und durch dieses Anschwellen der bewaffneten Macht der Oberkommandant veranlaßt, sich mit einem förmlichen Generalkstabe zu umgeben, der sein Hauptquartier in der kaiserlichen Stallburg aufschlug. Zwei Tage nach Messenbauer's Ernennung langte der General Dem, bekannt aus dem russisch-polnischen Insurrektionskriege, in W. an und der Oberkommandant betraute ihn mit dem Befehle über die Mobilgarde. Das Erscheinen dieses Mannes, auf dessen Kriegserfahrung man kein geringes Vertrauen setzte, trug nicht wenig dazu bei, die Kampflust allgemein zu erhöhen. — Der Reichstag, noch immer friedlicher Vermittlung Glauben schenkend, oder doch den Anschein solcher Erwartungen sich gebend, sandte abermals Botschaften an den kaiserlichen Hof ab und erließ zugleich eine vom 20. datirte Proklamation an die Völker Oesterreichs, diese auffordernd, seine Worte am Throne zu unterstützen. Mittlerweile traf aber in W. ein Manifest ein, in welchem der Kaiser erklärte: „Er sei genöthiget, dem Aufbruch in W. und wo sonst mit Waffengewalt entgegenzutreten, bis Ordnung, Ruhe und Geseßlichkeit hergestellt und die Mörder der Grafen Lamberg und Latour der Gerechtigkeit überliefert seyn würden. Fürst Windischgrätz sei mit dem Oberbefehle aller kaiserlichen Truppen, mit Ausnahme derjenigen in Italien, beauftragt. Nach Bezwingung der Empörung werde es die Aufgabe des Ministeriums seyn, im Einklange mit den Mitgliedern des Reichstages durch Regelung der Presse, des Vereinsrechtes u. der Volkswehr mit der Freiheit die Ordnung zu sichern.“ In einem weitern Manifeste vom 19. Oktober sagte der Kaiser: „Die Ereignisse vom 6. hätten ihn genöthiget, seinen Sitz einstweilen nach Olmütz zu verlegen u. Maßregeln zur Wiederherstellung der gestörten Ordnung zu ergreifen; die den Völkern gewährten Rechte und Freiheiten würden ungeschmälert bleiben, ebenso die vom Reichstage gefassten und sanktionirten Beschlüsse über die Aufhebung des Unterthanen-Verbandes ic. u. das begonnene Verfassungswerk werde fortgesetzt werden.“ — Die von Tag zu Tag durch Hemmung des Verkehrs, Steigen der Lebensmittelpreise und ähnliche Bedrängnisse sich fühlbarer machende Gernirung der Hauptstadt beschwor bei der Bevölkerung eine ungeheuere Erbitterung heraus. Die Drohung wurde laut: „Wien würde ein zweites Saragossa werden.“ Windischgrätz seinerseits erließ am 20. ein Manifest aus Lundenburg, kraft dessen er W. in „Belagerungszustand“ erklärte und die Civilbehörden unter die Militärbehörden stellte. Der Gemeinderath, an den dieses Manifest durch Zusendung gelangte, setzte davon den Reichstag in Kenntniß und dieser erklärte: „in Betracht, daß die Herstellung der Ruhe und Ordnung nur den ordentlichen konstitutionellen Behörden ~~...~~ Betracht, daß die bestehende Aufregung nur durch die drohenden ~~...~~ hervorgebracht werde; in Betracht, daß das kaiserliche Manifest vom

stitutionelle Freiheit des Volkes und ungeförte Berathung des Reichstages neuerdings garantire —“ den vom Fürsten verfügten Belagerungszustand für ungesetzlich. Inzwischen begannen bereits einzelne Vorpostengefechte, wobei man sich manchmal sogar mit grobem Geschütze beschloß. Am 23. erließ Fürst Windischgrätz eine zweite Proklamation aus seinem Hauptquartier zu Hezendorf, des Inhaltes: „In Verfolg des von mir in meiner ersten Proklamation vom 20. d. M. verkündeten Belagerungszustandes und Standrechtes für die Stadt W., die Vorstädte u. nächste Umgebung habe ich befunden, als fernere Bedingung zu stellen: 1) Die Stadt W., deren Vorstädte und die nächsten Umgebungen haben 48 Stunden nach Erhalt dieser Proklamation ihre Unterwerfung auszusprechen und legion- oder compagnieweise die Waffen an einem zu bestimmenden Orte an eine Commission abzuliefern, so wie alle nicht in die Nationalgarde eingereichten Individuen zu entwaffnen, mit Bezeichnung der Waffen, welche Privateigenthum sind. 2) Alle bewaffneten Corps und die Studentenlegion werden aufgelöst, die Aula gesperrt, die Vorsteher der akademischen Legion und 12 Studenten als Geiseln gestellt. 3) Mehre von mir noch zu bestimmende Individuen sind auszuliefern. 4) Auf die Dauer des Belagerungszustandes sind alle Zeitungsblätter zu suspendiren, mit Ausnahme der Wiener Zeitung, welche sich bloß auf offizielle Mittheilungen zu beschränken hat. 5) Alle Ausländer in der Residenz sind mit legalen Nachweisungen der Ursache ihres Aufenthaltes namhaft zu machen, die Passlosen zur sofortigen Ausweisung anzuzeigen. 6) Alle Klubs bleiben während des Belagerungszustandes aufgehoben und geschlossen. 7) Ein Jeder, der sich a) obigen Maßregeln entgegen durch eigene That, oder durch auswieglerische Versuche bei Anderen widersezt; — wer b) des Aufruhrs oder der Theilnahme an demselben überwiefen, oder c) mit Waffen in der Hand ergriffen wird, — verfällt der standrechtlichen Behandlung. Die Erfüllung dieser Bedingungen hat 48 Stunden nach Veröffentlichung dieser Proklamation einzutreten, widrigenfalls ich mich gezwungen sehen werde, die allerenergischsten Maßregeln zu ergreifen, um die Stadt zur Unterwerfung zu zwingen.“ Die Proklamation wurde vom Reichstage gleichfalls für ungesetzlich erklärt, während auch der Gemeinderath Protest dagegen einlegte. Derselbe Tag sprach Robert Blum in der Aula vor einer zahlreichen Versammlung sich mit den entzündlichsten Worten über die Verhältnisse des Augenblickes aus. Er war mit seinen Collegen Fröbel, Hartmann und Trampuch bereits am 17. in W. eingetroffen, um an den Reichstag eine Adresse der Linken des Frankfurter Parlaments zu überbringen. Schon auf der Herreise, in Breslau, hatte er erklärt, „er werde aus W. entweder mit einer Siegesbotschaft heimkehren, oder dort unter den Kämpfern den Tod für die Sache des Volkes suchen.“ Sogleich nach ihrer Ankunft zu Wien hatten sich die genannten Abgeordneten an den permanenten Ausschuß des Reichstages, den Gemeinderath und das Studentencomité gewendet, von welchem letzterem sie als Ehrenmitglieder aufgenommen wurden. — Am 24. begann die engere Einschließung W.s, wobei es an der Rusdorfer Linie zu blutigen Konflikten kam. Die kaiserlichen Truppen erzwangen den Uebergang in die Brigittenau und die städtischen räumten die ganze Insel zwischen den äußeren Donaubrüden und zogen sich sechtend in die Leopoldstadt zurück. Tags darauf bemächtigte eine feindliche Colonne sich des Augartens, während der Ban durch den Prater vordrang. Bei diesen Affairen ging die Damenschwimmhschule in hellen Flammen auf. Noch aber gaben sich Viele der Hoffnung hin, es werde zu einer Beschließung der Metropole des Kaiserreiches nicht kommen, obgleich das diplomatische Corps, ein ominöser Fingerzeig, bereits vor mehren Tagen die Stadt verlassen hatte. Ein wiederholter Versuch des Reichstages und des Gemeinderathes, den Frieden zu vermitteln, erzielte Nichts weiter, als daß der Feldmarschall der Proklamation die Namen jener Personen bekannt gab, die er im Sinne des §. 3 seiner Proklamation ausgeliefert haben wollte. Als solche wurden der General Dem, ehemalige Unterstaatssekretär des ungarischen Ministeriums, Pulsky, Dr. e und die Mörder des Grafen Latour bezeichnet. Am nämlichen Tage

.) ward in der Sitzung des Reichstages ein Erlass des Kaisers, folgendes In-  
 es, mitgetheilt: Die „Fortdauer der Anarchie in B. nöthige, die Empörung mit  
 ften niederzubrüden, der Reichstag habe daher seine Sitzungen zu unterbrechen  
 sich am 15. November in Kremier zur Fortsetzung der Berathungen zu ver-  
 mehn.“ Der Reichstag protestirte in einer Adresse gegen seine Verlegung, wie  
 in die Behauptung, als herrsche in B. Anarchie und Empörung und erneuerte  
 Bitte um Einsetzung eines volksthümlichen Ministeriums. — Mittlerweile hat-  
 die Plänkelleien an den Vorposten unausgesetzt fortgebauert und die Wiener  
 h das Vorbringen des Feindes immer mehr Terrain verloren. Endlich kam  
 Tag der Entscheidung — der 28. Oktober — heran. Ehe wir aber den Leser  
 den Schauplatz versetzen, wo das Schwert dem Worte beider Theile Geltung  
 lassen sollte, wollen wir ihn mit den numerischen Verhältnissen und der Or-  
 ganisation der Streitkräfte bekannt machen, die zum Angriffe und zur Vertheidig-  
 sich gegenüber standen. Die unter das Commando des Fürsten Windischgrätz  
 stehente mobile Armee betrug 58 Bataillone Fußvolk, 67 Eskadronen Cavalerie,  
 ummen 115,000 Mann, und führte 264 Geschütze nebst 14 Brückenequipagen  
 sich. Sie bestand aus drei Corps, deren erstes der Van von Kroatiën, das  
 te der Feldmarschalllieutenant Graf Auersperg befehligte; das dritte sollte unter  
 noch abwesenden Feldmarschalllieutenant Fürst Reuß operiren und die Reserve  
 d unter dem Feldmarschalllieutenant Duca Serbelloni. Die diesen Truppen  
 egegengesetzte Streitmacht B.s wurde mit den Zugügen aus Graz, Linz und  
 nn auf beiläufig 20.000 Garden und uniformirte Bürger, 4000 Legionäre,  
 100 Mobilgarden, 3000 Eliten und 5000 andere Bewaffnete mit 72 Kanonen  
 hiedenen Kalibers angeschlagen. Es ergibt sich aus dieser Zusammenstellung,  
 die kaiserlichen Truppen den Insurgenten an Zahl bedeutend überlegen waren;  
 dies hatten jene erfahrene Generale zu Führern und waren durch den Besitz  
 ntllicher, die Residenz beherrschenden, Höhen in die vortheilhafteste Offensive ver-  
 Aber der politische Rausch, den ihnen ihre Agitatoren angezecht hatten, ließ  
 Wienern nicht Besonnenheit genug, dies abzuwägen; dazu erwarteten sie mit  
 erheit baldigen Entsatz durch die Ungarn. Die Fäden der Vertheidigung con-  
 irten sich in verschiedenen Brennpunkten, welche waren: 1) Der Reichstag u.  
 von ihm gewählte Wohlfahrtsausschuß, welch' letzterer in fester direkter Ver-  
 eung mit allen bewaffneten Körpern und mit den Ereignissen selbst stand; 2)  
 Gemeinderath, der sehr viele radikale Elemente enthielt; 3) das Generalcom-  
 do der Nationalgarde, für die Organisation der bewaffneten Macht; 4) das  
 dentencomité, welches nicht allein die Angelegenheiten der Legion leitete, son-  
 von der ganzen Bevölkerung als Centralpunkt für wichtige Meldungen be-  
 tet wurde (hierhin wurden alle Gefangenen, Kanonen, Bagagewagen, Kassen,  
 viertelstündigen Berichte vom Observatorium des Stephansturmes u. s. w.  
 acht); 5) das Centralcomité der demokratischen Vereine, welches durch seinen  
 luß auf die zahlreichen Mitglieder der verschiedenen Vereine, dann durch Pla-  
 und Deputationen einen nicht unbedeutenden Antheil an der Leitung der Be-  
 mg hatte. Daß im Hintergrunde auch noch heimlich agirt wurde, hat sich  
 her nur zu deutlich gezeigt. — In dumpfer, unheimlicher Stille waren die  
 stunden des 28. Oktobers vorübergeschlichen, als man plötzlich in verschiedenen  
 tungen den Donner des schweren Geschützes vernahm. Bald spielten die Bat-  
 n der Belagerer gegen alle Vorstädte und die große Kirche von St. Stephan  
 indete mit ihren erschütternden Schlägen, daß die Stunde des Angriffes ge-  
 nen. Von den Hochpunkten herab sah man rings um die Stadt ansehnliche  
 itmassen sich entfalten. Fast an allen Linien entbrannte der Kampf; am bes-  
 n tritt man um den Besitz des Ologantzer Bahnhofes, den Legionäre und  
 ilgarden gegen die anstürmenden Cerehaner standhaft vertheidigten, bis die in  
 unen ausfordernden Gebäude nicht längern Halt gestatteten. Unter den Mar-  
 klingen der erbitterten Sieger fand die Mehrzahl der Vertheidiger den Tod;  
 wenige retteten ihr Leben in die Gefangenschaft. Diese Gefangenen ver-

schleichen Linien waren indeß nur Scheinangriffe, durch welche der Feind die Belagerten allseitig beschäftigen und sie verhindern wollte, namhafte Verstärkungen nach den wirklich bedrohten Punkten zu entsenden. Der Hauptangriff war der Landstraße und der Leopoldstadt zugebacht und begann nach 11 Uhr Vormittags. Wir entlehnen die nähere Beschreibung des Kampfes dem in Wien erschienenen Volkskalender für 1850 (s. unten Quellenangabe). Vom Dorfe Stimmering her wälzten sich gegen Erdberg und den Prater die Colonnen des Ban. Sowohl die „kleine“ Linie, als jene bei St. Marx, an der eine der stärksten Barrikaden den Zugang sperrte, wurden aus vier Ahtzehnpfündern auf das Lebhafteste beschossen. Letztere stürmten Freiwillige des 5. Jägerbataillons im Vereine mit Seressanen und Kroaten, — mitten unter ihnen befand sich der eben so kühne, als umsichtige General Zeisberg. Die endliche Wegnahme dieses wichtigen Punktes wirkte auf die Vertheidiger der übrigen Barrikaden, welche die Hauptstraße dieser Vorstadt durchschnitten, bergestalt entmutigend, daß fast alle ohne Blutverlust in die Hände der Truppen geriethen. Gleich Anfangs der Operation war Oberlieutenant Knesevich mit drei Compagnien Ottochanern längs dem Kanale vorgebrungen, wodurch es ihm gelang, dem Feinde in die rechte Flanke zu fallen; die Brigade Karger brach am Rennwege vor, General Zeisberg aber, welcher am Kanal Blanken und Häuser durchbrochen hat, fällt nun mit den Seinigen in den Rücken der Wenigen, welche noch bei der Vertheidigung der Barrikaden ausgehalten haben. Noch vor Abend waren das Invalidenhaus, das Mauthgebäude, die Münze, das Thierhospital und das Schwarzenberg'sche Sommerpalais besetzt. Zur selben Stunde hatte sich der Kampf in der Leopoldstadt entsponnen, der vorzüglich in der Jägerzeile, wo General Bem die Vertheidigung der Barrikaden leitete, mit Hartnäckigkeit, Ausdauer und Todesverachtung durch volle acht Stunden fortgesetzt wurde. Dasselbst stürmten die Brigaden Grammont und Frank, nachdem eine Batterie zwei volle Stunden durch die Schußharten einer sogenannten „Sternbarrikade“, die den Angriff vom Prater her abwehren sollte, aber noch vor demselben aufgegeben worden war, ein mörderisches Granaten- und Kartätschenfeuer gegen die nächste „große“ Barrikade unterhalten hatte, welche für den angreifenden Theil als das letzte zu beseitigende Hinderniß erschien. Von dem Kugelregen war die Jägerzeile der ganzen Länge nach bestrichen. Kaum mehr als hundert Garben, Mobile und am 6. Oktober übergetretene Soldaten, durch die wohlgezielten Schüsse von Scharfschützen gedeckt, welche zu beiden Seiten in den Stockwerken der Häuser postirt waren, vertheidigten diese Barrikade, auf der eine deutsche und eine ungarische Fahne weheten, mit einem Löwengrimme, welcher in der Fronte jeden Sturm vereitelte und zahlreiche Opfer kostete. Außer dem Freicorps der Demokraten hatten abwechselnd an diesem heißen Kampfe auch Garben und Legionäre von Graß, Brunn und Linz Antheil genommen. Erst nachdem die Barrikade von der Czerningasse aus ungangen und im Rücken angegriffen war — was durch das Durchbrechen der Zwischenmauern in den Häusern zu Stande kam — gab Bem den Befehl zum Rückzuge, der, gedeckt von Scharfschützen, ohne Verwirrung angetreten wurde. Nicht minder heftig hatte man sich an den Eingängen der Fuhrmanns- und der Stadtgutgasse geschlagen, die gleichfalls verbarrikadirt waren. Dasselbst fehlten die gejagten Köhler der feierlichen und obderennischen Schützen nur selten, während die Anstürmenden unausgesetzt mit Kartätschen, Schrapnels und Granaten antreteten. Sieben Uhr Abends endlich waren die kaiserlichen Truppen im vollen Besitze der Jägerzeile bis zum Donaukanale. Zur selben Zeit gelang es auch dem Generalmajor Hys, vom Augarten aus den nördlichen Theil der Leopoldstadt zu nehmen und dadurch mit den Brigaden Frank und Grammont in Verbindung zu treten, worauf die beiderseitige Erschöpfung eine kurze Waffenruhe eintreten ließ. Schon im Verlaufe des Vormittags waren Feuerbrünste in der Franzensbrückengasse am Ausgange der Jägerzeile, beim Gasometer und in der Nähe des Oleggniger Bahnhofes signalisirt worden. Abends 7 Uhr meldete der Thurmwächter: *eren sechs und zwanzig; Wien schien in einem Feuermeere aufgehen zu wollen.*

Von größeren Gebäuden brannte das Odeon, das Universum, der Gasometer, dann die Zuckerraffinerien von Zinner und von Mack bis auf den Grund, der Sloggnitzer Bahnhof theilweise ab. Schon was allein an diesem Tage ein Raub der gefährlichen Flammen geworden war und was sonst durch Plünderung oder durch unthätige Zerdrückung verloren ging, betrug Millionen im Werthe. Aber, was noch höher angeschlagen werden muß, ist der Verlust zahlreicher Menschenleben. Raslos war die Erbitterung der Soldaten und sie mezelten in der ersten Hitze Alles nieder, was ihnen in den Weg kam, bewaffnet oder wehrlos. Aber auch an Tugenden von Edelmut und Hochherzigkeit einzelner Krieger fehlte es nicht in jenen unheilswangeren Stunden. Den darauf folgenden Morgen (29.) unterrichtete der Gemeinderath die Bevölkerung, daß eine Deputation verschiedener Corporationen in das Lager des Feldmarschalls abgehen würde, um über Bedingungen zu unterhandeln, die weder die Freiheit, noch die Ehre W. s verletzen. Später las man eine Proclamation Messenhausers, die Eingangs besagte, daß, sobald die Resultate der an den Feldmarschall gesendeten Deputation bekannt seyn würden, die Garben Compagnieweise und schriftlich die Erklärung abgeben sollten, ob sie die Fortsetzung des Kampfes verlangten, oder die Unterwerfung vorzögen. Nachmittags 4 Uhr erschienen vor dem Obercommandanten Vertrauensmänner aller Garbencompagnien, der akademischen Legion und der übrigen bewaffneten Körper. Vor dieser Versammlung erklärte Messenhausner, wie die vorhandene Munition kaum noch für einige Stunden ausreiche und daß er das Commando niederzulegen entschlossen sei, würde man noch ferners auf dem Kampfe bestehen. Als ihn eine Stimme mit den Worten unterbrach: „Die Ungarn kommen“ — entgegnete er bitter: „Sage mir Niemand mehr Etwas von den Ungarn, die haben uns oft genug getäuscht.“ Die Mehrzahl der Vertrauensmänner pflichtete dem Obercommandanten bei, der sich hierauf in den Gemeinderath begab. Unverweilt schritt man jetzt zur Ausfertigung einer Kapitulationsurkunde und wählte eine Deputation, sie an den Fürsten Windischgrätz zu überbringen. Maueranschläge benachrichtigten die Bevölkerung von der Wendung, welche die Dinge genommen hatten. Auch das Studentencomitè sprach nun seine Auflösung aus, mit dem Anhange, daß sich die Mitglieder desselben einzeln in die Vorkäbde begeben und die Gemüther beruhigen sollten. — Die Deputation verließ Nachts die Stadt, um dem Feldmarschall die unbedingte Unterwerfung W. s zu überbringen. Sie knüpfte daran die Bitten um Amnestie für alle übergetretenen Soldaten, freien Abzug der akademischen Legion, strenge Manneszucht von Seite der kaiserlichen Truppen, freien Abzug für sämmtliche Garben mit ihren Waffen, Ausfertigung von Pässen für alle Jene, die W. oder Oesterreich zu verlassen begeherten. Fürst Windischgrätz ging auf keines dieser Ansuchen ein, schloß aber die Unterredung mit den Worten: „Ich werde den Wienern zeigen, daß ich nicht so bin, wie man im Allgemeinen von mir denkt.“ Es war 4 Uhr Morgens, als die Deputation wieder die Stadt betrat. Dasselbst waren sowohl der Tag, als die Stunden der letzten Nacht unter den grauenhaftesten Art befürchten ließ. Die Kunde von der abzuschließenden Kapitulation hatte nämlich nur bei dem gemäßigtem Theile der Nationalgarde Anklang gefunden. Anders stand es mit der Mobilgarde. Unter ihr befanden sich, nebst so Vielen, die der hohe Sold und die Ungebundenheit des Kriegslebens gelockt, auch jene Unglücklichen, welche, weil sie ihren Fahneneid gebrochen, zurückschändern mußten, in die Hände eines Kriegsgerichts zu fallen. Dazu waren die Führer meist Männer, die theils aus politischer Exaltation, theils aus noch tiefer liegenden Gründen die Wiederaufnahme des Kampfes um jeden Preis wünschten und daher auch kein Mittel unversucht ließen, die durch sie Befehligen zum Widerstande aufzustacheln. Die Anarchie trat jetzt in den Vordergrund der Wirnisse und immer haltloser wurde der Damm, den ihr die Organe der Ordnung entgegen zu setzen im Stande waren. Von den Ultra's der radikalen Partei gehegte Volksmassen rotteten sich zusammen und rückten unter drohendem Geschrei gegen

Standquartier des Obercommandanten, ja sogar gegen die kaiserliche Burg an, konnten aber, durch die Entschlossenheit der dort aufgestellten Nationalgarde abgetrieben, ihr scheußliches Vorhaben nicht ausführen. Am Morgen des 30. Octobers unterrichtete Messenbauer die Einwohnerschaft durch Plakate, daß der Feldmarschall die Unterwerfung W.s unter der, als unerlässlich erachteten, Bestimmung des Belagerungszustandes angenommen habe. Aber, während er die Garde beschwört, sich nunmehr jeder weiteren Gewaltthat zu enthalten, versetzt das plötzlich wieder auftauchende Gerücht von der Annäherung der Ungarn das Volk neuerdings in Gährung. Anfangs zwar regte sich die Lust zur Wiederaufnahme des Kampfes nur in den entzündlichsten Köpfen; aber bald, eine Folge des gereizten und krankhaften Zustandes der Gemüther, stellten sich ganze Schaaren wieder unter die Fahne des Aufstuhres und in allen, von den kaiserlichen Truppen nicht besetzten, Vorstädten ertönt der Ruf: „Zu den Waffen!“ Die Nachricht von dem Anmarsche der Magyaren war diesmal allerdings nicht ungegründet. Es entspann sich zwischen ihnen und den Kaiserlichen bei Schwechat ein Treffen, in welchem sie geschlagen wurden. In W. wußte man dies freilich noch nicht; man sah vom Stephansthurme herab nur die Kanonenblitze, ohne den Gang der Schlacht ant nehmen zu können. Der Kriegspartei aber war es genug, die Ungarn in der Nähe zu wissen. Es erschien vor Messenbauer eine bewaffnete Deputation, mit dem Verlangen, die Bevölkerung von den Vorgängen draussen offiziell in Kenntniß zu setzen. Der Obercommandant wies dieses Anstinnen mit Hindeutung auf die abgeschlossene Kapitulation zurück. Als aber die Abgeordneten in ihren Forderungen immer ungefümer wurden und ihre Haltung verrieth, daß sie nöthigen Falls sogar zur Gewalt entschlossen seien, verließ den Bedrängten seine Standhaftigkeit und er gab leider so weit nach, daß er die Beobachtungen vom Stephansthurme in Form von telegraphischen Depeschen niederschrieb. Diese Mittheilungen, welche durch den Druck die schnellste Verbreitung fanden, führten den gänzlichen Ausschlag in den Gemüthern herbei und beseitigten in der Menge den letzten Rest von Besonnenheit. Ohne Verweilen wurde der Kampf neuerdings aufgenommen. Als Repressalie erfolgte von Seite der kaiserlichen Truppen eine heftige Beschießung jener Vorstädte, in welchen man wieder zu Feindseligkeiten geschritten war. Dies geschah, während eine abermalige Deputation des Gemeinderathes im Hauptquartiere des Feldmarschalls sich befand, um von dort die festgestellten Kapitulationsbestimmungen nach Wien zur Veröffentlichung zu überbringen. Messenbauer, welcher sein Observatorium auf dem Thurm nicht verlassen hatte, bemerkte mit Schmerz den Wiederbeginn des Kampfes. Vergebens war er schon seit einigen Stunden durch Abordnungen gedrängt worden, den Befehl zum Angriffe zu geben; er hatte dieses Verlangen entschieden zurückgewiesen. Nun wurde in dem neu zusammengetretenen Studentencomité der Beschluß gefaßt, dem unschlüssigen Messenbauer das Obercommando abzunehmen und es an den Chef seiner Feldadjutantur, Fenneberg, zu übertragen, der bei den Ultra's der Demokraten einen besondern Ruf genoss. Es währte nicht lange, so umstellten Bewaffnete den Thurm, während Andere auf dem Observatorium erschienen und den Obercommandanten, der das Vertrauen des Volkes verloren habe, durch Drohungen zwangen, seine Abdikation zu unterzeichnen. Aber weder der Reichstagsausschuß, noch der Gemeinderath bezeugten Lust, den Nachfolger Messenbauer's zu bestätigen. Auch bei einem großen Theile des Offiziercorps der Nationalgarde fand dieser Umtausch in der Befehlshaberrolle keine günstige Aufnahme. Weil man sich aber nicht hinlänglich stark fühlte, mit Fenneberg und dessen Anhänge, hinter dem alle übrigen Hitzköpfe in die Mobilgarde standen, förmlich zu brechen, so schlug man den Weg der Unterhandlung ein und gelangte so weit, daß sich der versöhnliche Messenbauer zur Wiederannahme des Obercommando bereit finden ließ, welches nunmehr Fenneberg gemeinschaftlich mit ihm führen sollte. Dieser Abweg trug indes sehr schlimme Früchte. Als nämlich das Gewicht von Messenbauer's Abdankung in Folge seines Verraths — so bezeichnete man jetzt jeden



britt, der minder überführt war — durch die Thätigkeit der Gegner dieses Annes in die verschiedenen Gardebezirke gedrungen war, da fielen dort auch die ten Bande nothdürftigen Gehorsams. Zum Unglücke hatte die Nationalgarde, ergangenen Aufforderung zufolge, bereits größtentheils die Waffen abgelegt und die kaiserliche Burg, das Landhaus, wo der Gemeinderath tagte und auch das rde-Obercommando kürzlich seinen Sitz genommen hatte und einige andere Posten wurden von ihr gehütet. Gegen das jetzt übermächtigte bewaffnete Proletariat es keine Bewältigung mehr. Eine, Nachts 9 Uhr an die Wehrkörper erlassene ndmachung Messenhausers, welche diesen den für die Ungarn ungünstigen Ausgig des heutigen Treffens mittheilte, machte einen ganz andern Eindruck, als n davon erwartete. Die Menge schrie über Lüge und Verrath der „Schwarzen“ und statt die Waffen niederzulegen, zwang sie diejenigen, welche dies be- s. gethan, selbe wieder zu ergreifen. In einigen Bezirken gedieh der Terroris- s so weit, daß man auf jeden Waffenfähigen förmlich Jagd anstellte. Die ht vom 30. auf den 31. Oktober war die qualvollste der ganzen Bewegungse- tode. Die Männer der Anarchie und des Fanatismus hatten nunmehr voll- men die Herrschaft über W. und wer damals die Kunde auf den Basteien hte, der sah in den um die Lagerfeuer versammelten Gruppen Scenen Abscheu- zender Bestialität und vernahm Aeufferungen, die das Blut zu Eis gerinnen hten. — Mit Tagesanbruch veröffentlichte der Gemeinderath die Bestimmungen er mit dem Fürsten Windischgrätz eingegangenen Capitulation. Sie enthielt, er den durch die frühere Proclamation bekannten Forderungen, noch: 1) daß dem Stephansthurme die kaiserlich österreichische Fahne und zum Zeichen der rwerfung an allen Linien weiße Fahnen aufzustocken seien; 2) der seit Anfang Oktobertage in Gewahrsam gehaltene Feldzeugmeister Freiherr von Reesey sei allen übrigen kaiserlichen Offizieren und Beamten, welche das gleiche Loos offen hätte, in das Hauptquartier nach Hezendorf ehrenvoll zu geleiten; 3) die ren Bestimmungen wegen Abgabe der Waffen seitens der Garde u. der übrigen rkörper; endlich 4) daß die Annahme dieser Capitulation vom Gemeinderath am 30. Oktober bis 8 Uhr Abends und ihre vollständige Durchführung zur ten Mittagsstunde dem Oberbefehlshaber der Armee angezeigt sein müsse. Im gerungsfalle sei die Bestürmung der Stadt und aller noch unbesezten Vorkäpfe erdwärtigen. Der Gemeinderath schloß dieses, W.s Unterwerfung aussprechende, nstünd mit der Mittheilung, daß Fürst Windischgrätz wiederholt feierlich ver- rt habe, die Erungenschaften des März und Mai durch den vorübergehenden rgerungszustand weder schmälern, noch aufheben zu wollen, wofür das kaiser- Wort bürge. In späteren Stunden versuchten Messenhausers und der Ge- nderath abermals durch Maueranschläge gegen die Gereiztheit der Gemüther kämpfen, allein diese Bestrebungen scheiterten an den Rationationen der in sich umtreibenden ungarischen Emiffäre. Nach der bei Schwechat verlorenen acht mußte die nächste Aufgabe für die ungarische Revolutionspartei seyn, die s Windischgrätz befehligte Armee sich möglichst lange vom Leibe zu halten. schen aber gelöst, wenn es gelang, in W., dessen Pulse noch so fieberisch en, eine letzte Schilderhebung hervorzurufen. „Ausgehalten, die Ungarn sind ' freischten die Sturmvögel durch alle Gassen. Die Plakate des Gemein- es wurden von den Mauern gerissen, dieser selbst im Landhause von bewaff- n Hausen bedroht. Die Mobilgarde verlagte die Mannschafft, welche auf Be- des Obercommando die Kanonen von den Basteien abführen wollte. Der b der Agitation war die Aula. Dort schwur sich unter wilden Verwünschun- der Kern der Umfurzpartei zusammen, die Stadt bis auf den letzten Blut- sen behaupten zu wollen. In größeren und kleineren Rudeln durchtobte die ilgarde die Straßen; leichtfertige Dirnen, völlig gerüstet, zogen in den Reihen er und besetzten mit den Männern zugleich die Stadthore. Anderseits drohte r Windischgrätz, den Sturm anzuordnen, würde die Stadt nicht bis 2 mittags übergeben seyn. Schon zeigten sich die Spitzen jener Col

welche zum Einrücken am Burghore befehligt waren. Bald darauf erschien vor dem äußern Thore, auf welchem bereits eine weiße Fahne flatterte, ein Parlamentär und man begann, die dort aufgethürmten Pflastersteine zu beseitigen. Plötzlich aber stürmte eine Abtheilung Mobilgarde herbei, riß die Friedensfahne ab, vertrieb Jene, welche mit der Hinwegräumung der Barrikade beschäftigt waren und setzte sich, zwei Kanonen aufpflanzend, theils am Thore, theils auf den nahe gelegenen Basteien fest. Inzwischen war vom Käthnerthore herab auf die eigenen Parlamentäre der Stadt geschossen worden. Damit war die Gränze des Zuwartens erreicht. Ein Wink und die Batterien der Belagerer überschütteten die Stadt mit einem Hagel von Kugeln und Raketen. Mit solch furchtbarer Gewalt donnerte das Geschütz, daß der Erdboden unter den Füßen schwankte. Schon nach den ersten Entladungen loderten in dem Flügel der Burg, welcher die kaiserliche Bibliothek und das Naturalienkabinet enthält, Flammen auf, welche auch die anstoßende Augustinerkirche ergriffen und den Dachstuhl derselben verzehrten. Ein gleiches Loos traf das an der Bastei unterm Käthnerthore gelegene Haus des Grafen Kolowrat. Das Feuermeer erhellte weithin die eingebrochene Nacht. Am Heftigsten hatte das Geschütz gegen das alte Käthnerthor und das Burghor gespielt. Durch letzteres drang eine Abtheilung Gränzer zuerst ein, nachdem sie die Kanonen den Weg gebahnt. Von da aus rückten starke Colonnen über den Kohlmarkt und Graben. Die gedrücktesten Bewohner dieser Häuserreihen empfangen die Soldaten mit Jubel. Ein großer Theil der Truppen campirte diese Nacht auf dem Stephansplatze. Von jenen Unsninnigen, welche an den Schrecknissen der Erstürmung allein Schuld trugen, war Keiner mehr zu sehen. Bei dem Einbringen der Truppen in die Stadt waren sie wie Spreu aus einander gefahren. Dem, Pulszky und Fenneberg entkamen durch die Flucht; Blum u. Julius Fiedel wurden in ihrem Gasthose verhaftet; Messenhauser und Jelowicki waren unter den Vielen, auf welche nach der Einnahme W.s gefahndet wurde, die Einzigen, welche sich freiwillig stellten. Die Besetzung der innern Stadt durchschnitt die letzten Sehnen des Aufstandes. Die Kunde davon wand endlich auch jenen rohen Helden in den Vorstädten die Waffen aus der Hand, die — so tief lag der Ruuh der Besserge sinnigen darnieder — noch während des Bombardements die Bevölkerung nach Gefallen terrorisiren durften. Die Revolution war besiegt, — es begann nun das Gericht. Schon in den Frühstunden des 1. November war an allen Straßen eine Proklamation des Fürsten Windischgrätz zu sehen. „Nachdem,“ erklärt der Feldmarschall, „die Kapitulation vom 30. Oktober durch den schändlichsten Verrath gebrochen worden sei, ohne Rücksicht auf jene Unterwerfungsakte, nunmehr folgende Anordnungen: 1) Belagerungsstand der Stadt, der Vorstädte und der Umgebungen in einem Umkreise von zwei Meilen; 2) Auflösung der akademischen Legion und der Nationalgarde, für welche letztere jedoch die Reorganisation vorbehalten sei; 3) allgemeine Entwaffnung, welche binnen 48 Stunden beendigt seyn müsse; diejenigen, welche man bei der, 12 Stunden nach Ablauf dieser Frist vorzunehmenden, Hausuntersuchung noch im Besitze von Waffen trifft, werden der standrechtlichen Behandlung unterzogen; 4) Verbot aller politischen Vereine, aller Versammlungen auf Straßen und öffentlichen Plätzen; 5) Beschränkung der Presse, — Druck, Verkauf und Anheftung von Plakaten, bildlichen Darstellungen und Flugschriften sind nur nach vorher erholter Bewilligung der Militärbehörde gestattet; 6) Ausweisung aller Aus- und Inländer, welche keine legalen Aufenthaltsnachweis beibringen können; 7) Verhängung der standrechtlichen Behandlung über Alle, die kaiserliche Truppen zum Treubruche zu verleiten suchen, durch Wort oder That zum Auftruhre reizen oder bei Zusammenrottungen mit den Waffen in der Hand ergriffen werden; 8) Auserlegung an den Gemeinderath, alle Barrikaden ungesäumt wegzuräumen und das Pflaster wieder herzustellen; 9) Unterordnung aller Civilbehörden unter die Militärbehörde während der Dauer des Belagerungsstandes; 10) Einsetzung einer gemischten Centralcommission zur obersten Leitung der Geschäfte während des Belagerungsstandes. Zu

rster derselben und gleichzeitig zum Stadtkommandanten ernannte der Fürst den  
 neralmajor Baron Gordon, welcher den Antritt seiner Funktion der Be-  
 erung alsbald durch Plakate kund gab und in diesen nebst der Rückgabe der,  
 i kaiserl. Zeughausa entnommenen, Waffen und Armaturstücke aufforderte. —  
 sowohl die geheimen Fäden der Oktoberbewegung in die Hände zu bekommen,  
 überhaupt die Schuldigen zur Verantwortung ziehen zu können, war gleich  
 h der Einnahme Ws eine Militär-Untersuchungscommission niedergesetzt wor-  
 . Hausuntersuchungen und Arrestirungen beginnen, die Gefängnisse werden  
 erfüllt. Zur Unterstützung der angestellten Nachforschungen und Aufgreifungen  
 :b die Stadt geraume Zeit hermetisch abgeschlossen und die Kommunikation nur  
 en Passscheine gestattet. Am 12. November erschien die erste Proklamation  
 für W. ernannten Civil- und Militärgouverneurs, Feldmarschallsleutenants  
 iherrn v. Welten. Nachdem in dieser Weise die Ordnung gesichert, brachten  
 wieder geöffneten Kaufläden ihre Reichthümer zur Schau, der Verkehr belebte  
 Straßen, in den lange verbotenen Werkstätten regte sich neues Leben. Die  
 isende, welche den Schrecknissen des Aufstandes entflohen waren, kehrten jetzt  
 zum heimathlichen Heerde und zu den schwer entbehrten Genüssen zurück,  
 rend anderseits die Baffermann'schen Gestalten mit ihren grotesken Physiognom-  
 i und Abzeichen spurlos verschwunden waren. Statt ihrer, deren Aeußeres  
 t selten Grauen erregte, wimmelten nun die Straßen von Soldaten aller  
 ffengattungen in ihren schmucken Uniformen, da W. der Sammelpunkt für die  
 ie, zur Operation gegen Ungarn bestimmte, Armee geworden. Bei Allem dem  
 die Stimmung eine gedrückte, ungeachtet die Ueberzeugung mehr und mehr  
 sich griff, daß Zustände, wie sie besonders in den letzten Tagen des Octobers  
 orgetreten waren, nothwendig und rasch ein Ziel gesetzt werden müßte, unge-  
 t der Gemeinderath diese Ueberzeugung durch eine, dem Fürsten Windischgrätz  
 24. November überreichte, Dankadresse im Namen der Bevölkerung gleichsam  
 iell dargelegt hatte. Die häufigen und mitunter kolossalen Brandruinen  
 nten noch zu nachdrücklich an die schweren Opfer, für welche die Pacifizirung  
 Stadt hatte erkauft werden müssen; die an den Thoren, auf den Hauptplätzen  
 Basteien aufgeschpanzten Kanonen, die Tag und Nacht dieassen durch-  
 sendenden Patrouillen zu augensällig an den Zwang des Belagerungszustandes.  
 u regten sich bei einem großen Theile derjenigen, welche die Wohlgestimmung  
 schließlich beanspruchten, extreme Reaktionsgelüste, die dem Gemeinwesen nicht  
 der verderblich werden konnten, als die eben erst überwundenen Bestrebungen  
 Ultra-Radikalismus. Nebstbei schlich sich das schändliche Denunzianten-  
 en, überallhin Mißtrauen säend und das gesellschaftliche Leben vergiftend, in  
 yem Uebermaße ein, daß die Zahl der eingelassenen geheimen Anzeigen die  
 je von 40,000 erreichte. — Es erübriget noch, schließlich jener Männer zu  
 nken, welche in den Oktoberkämpfen eine leitende Stellung inne gehabt und  
 nach dem Spruche des Kriegsgerichtes, in dessen Hände sie gefallen waren,  
 Tod erleiden sollten. Der Erste, welcher solchem Geschicke erlag, war Ro-  
 t Blum; er wurde am 9. November Morgens in der Brigittenau erschossen  
 Blum, Suppl. I.). Alle übrigen scharfen Exekutionen fanden im Stadtgr-  
 nächst demFischerthore statt. Dort starben am 16. Novemb. durch die Kugel:  
 uard Jelowicki, welcher unter Dem die Artillerie befehligte und Tags dar-  
 Eduard Preslern von Sternau; am 16. Wenzel Messenhauser.  
 iches Loos ereilte am 23. November den gewesenen Redakteur der Zeitschrift  
 : Radikale“, Julius Alfred Becher, dann den Literaten Hermann  
 llinek. Bis zu Ende des Jahres wurden noch weitere vier Personen er-  
 ften; bei drei anderen ward die Todesstrafe in vierjährige Schanzarbeit in Eisen  
 iewandelt. Dagegen erfreute sich der gleichfalls zum Tode verurtheilte Com-  
 andant der akademischen Legion, Aigner, völliger Begnadigung; eben so der  
 rat Fröbel, nur daß dieser über die Gränze geschafft wurde. —  
 inder: Denkschrift über die Oktoberrevolution; J. Pfundheller.

momente der Wiener Bewegung nach dem 26. Mai 1848 (in J. R. Vogl's Volkskalender für 1850); Allgemeine Zeitung; österreichische Blätter. md.

**Wiesensteig**, Stadt mit 1600 Einwohnern, im Oberamte Geislingen des württembergischen Donaufreises und ehemaliger Hauptort einer eigenen, darnach benannten Herrschaft, liegt in einem Thale der schwäbischen Alp (s. d.) und soll seinen Namen von Wiesentestaiga, d. i. Bergpfad des Wiesents oder wilden Waldboschen, haben. Die 1771 neu erbaute Kirche ist hoch und geräumig, hat einen gemalten Plafond und andere Gemälde, welche zum Theil noch von dem ehemals hier gestandenen Chorherrenstift herrühren. Auf dem benachbarten Kirchberg befand sich nämlich ein Benediktinerkloster, das von einem Grafen Rudolph, wahrscheinlich dem Stammvater des Helfenstein'schen Hauses, gestiftet und von Bischof Salomo I. 861 eingeweiht worden seyn soll. Dieses brannte 1087 ab und wurde nun in ein regulirtes Chorherrenstift verwandelt. Der Kirche gegenüber steht ein gleichfalls aufgehobenes Frauenkloster, welches noch einige alte Klosterfrauen bewohnen. Von den Einwohnern beschäftigen sich des Sommers Viele mit der Maurerei und Zwerei; des Winters hingegen drehen sie Spindeln und ziehen mit Geislinger Waaren im Lande herum. W. hat übrigens gute Viehmärkte und Aderlaß-Eisenfabrikate, welche wiederum eine große Anzahl Einwohner beschäftigen. — Im Jahre 1583 wurden hier noch 25 Heren verbrannt und 1648, am Markustag, die Stadt, bis auf wenige Gebäude, von den Schweden niedergebrannt, weil die verlangte Contribution nicht aufgetrieben werden konnte. Das Städtchen gehörte in alten Zeiten den Grafen von Helfenstein und war sogar die Residenz derselben. Graf Ludwig von Helfenstein versetzte 1446 den halben Theil der Herrschaft Wiesensteig an Württemberg, nahm aber 1450 die Stadt wieder ein, wodurch ein langer Streit entstand. Der letzte männliche Sprosse des Geschlechts, Graf Rudolph, starb hier 1627, worauf Fürstenberg und Kurbayern den Besitz erhielten. Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg besetzte im spanischen Erbfolgekriege den bayerischen Antheil der Herrschaft und hielt ihn einige Jahre inne; in Folge des Friedens von Baden aber mußte er das Besitztum wieder an Bayern abtreten. Im Jahre 1752 erhielt dieses durch Kauf auch den Fürstenberg'schen Antheil u. besaß nun die ganze Herrschaft bis zum Preshburger Frieden, in Folge dessen sie an Württemberg kam. — Auf einer benachbarten Höhe steht die Wallfahrtskirche Ave-Maria.

**Willamov**, Johann Gottlieb, ein bekannter deutscher Dichter, den 15. Januar 1736 zu Mohrungen in Preußen, wo sein Vater Prediger war, geboren, widmete sich, nachdem er in dem väterlichen Hause eine gute Erziehung genossen hatte, auf der Universität Königsberg der Theologie und Philosophie, ohne die Vorlesungen über schöne Literatur unbesucht zu lassen und kam nach Beendigung seiner Studien als Professor an das Gymnasium zu Thorn (1758), wo er mit einem mäßigen Gehalte arm, aber glücklich lebte. Poesie, Malerei und Mathematik waren seine liebsten Nebenbeschäftigungen. Die Direktion der deutschen Schule in Petersburg, welche er 1767 übernahm, war für ihn sehr unglücklich; denn, ohne allen Sinn für ökonomische Verwaltung, verwickelte er die Anstalt und sich selbst in so große Schulden, daß er 1776 sein Amt niederlegen mußte. Er erhielt zwar die ärmliche Stelle eines Lehrers an dem Fräuleinstift zu Petersburg, aber der Kummer über seine verunglückte Direktion stürzte ihn schon am 6. Mai 1777 in's Grab. W. war ein kenntnißreicher Mann, ausgerüstet mit trefflichen Anlagen, aber Unglück und Armuth verbitterten ihm das Leben und erdrückten seinen Geist. Großes Lob ward im vorigen Jahrhunderte seinem „Dithyramben“ (Berlin 1765, 8.); doch möchte auch die Einführung des Dialogs in die Fabel kein so großes Verdienst seyn, als man oft geglaubt hat. „Sämmtliche poetische Schriften“ (Lpz. 1779, 8. Wien 1793, 2 Thle., 8.).

**Windkell**, Georg Franz Dietrich aus dem, ein erfahrener u. gelehrter **Korkmann**, ward geboren den 2. Februar 1762 auf dem Rittergute Priorau im sächsische Sachsen, erhielt seine Bildung auf dem Pädagogium in Halle und

der Landschule zu Grimma und bezog, mit umfassenden Kenntnissen ausgerüstet, die Universität Leipzig, um daselbst die Rechte zu studiren. Ein Sturz mit dem Pferde und eine dadurch erhaltene Beschädigung auf der Brust geboten ihm jedoch, eine andere, als eine sitzende Lebensart zu wählen, weshalb er bei dem Bildhauer Söhnel zu Eigenroda bei Torgau die Forstwissenschaft und Jägerei erlernte. Nach seiner Befähigung in beiden Fächern suchte er um eine Anstellung im Jagdsache beim sächsischen Hofe wiederholt nach, wurde aber jedesmal zurückgewiesen, weil zufolge seines Stammbaumes, den er vorlegen mußte, die Reihe seiner Ahnen durch eine sogenannte Mißheirath unterbrochen worden war. Er lebte sodann einige Jahre auf seinem Familiengute, trieb die Landwirthschaft und erweiterte seine Kenntnisse in der Forstwissenschaft und ging, da er in Sachsen ohne Anstellung blieb, in die fürstlich bessauiischen Hofdienste, um daselbst im Forstfache angestellt zu werden, wozu er die besten Aussichten hatte; er fand sich jedoch abermals jetauscht und mußte noch eine bittere Zurücksetzung erfahren. Im Schmerzgeföhle nerfüllter Hoffnungen und verlorener Zeit gab er seine Hoffelle auf und lebte on nun an auf dem Lande, unweit Leipzig, den Mäsen. Zu Obernitzschka bearbeitete er sein classisches „Handbuch für Jäger 1c.“ (1820 — 1822, 3 Theile, . Auflage). Seit 1813 führte er die ihm vom königlich bayerischen Kämmerer, reiherrn v. Thüngen, übertragene Administration der wohl 40,000 bayerische Tagerke betragenden Wäldungen der Familie von Thüngen mit einer Thätigkeit und mffigkeit, die nicht ohne den besten Erfolg blieb. Dafür belohnte ihn in ruhigen Tagen nicht nur diese Grundherrnfamilie, sondern auch die freundschaftlichen erhältnisse, in die er mit den berühmtesten Forstmännern in ganz Deutschland treten war; die Aufnahme in mehre gelehrte Gesellschaften und die Hochachtung s ganzen weibmännischen Publikums.

Winslow, Jakob Benignus, ein berühmter Anatom, zu Odensee auf der Insel Fünen den 9. April 1669 geboren, wollte sich erst der Theologie widmen, wirtte aber nachher Medizin und ging, unterstützt vom Könige von Dänemark, ch Paris, wo er vorzüglich unter Duvernoy die Anatomie betrieb. Durch das fen von Bossuet's „Exposition de la doctrine de l'église“, wurde er, wie sein roßoheim Stenonis, für das katholische Glaubensbekenntniß gewonnen, zu dem öffentlich übertrat. Dadurch verlor er alle Unterstützung aus seinem Vaterlande id er blieb nun in Paris und wurde von der Pariser medizinischen Fakultät renfrei zum Doktor und später zum Professor der Anatomie am königlichen Gar n ernannt. Er starb in hohem Alter den 3. April 1760. Er hat das Verdienst, atomische Entdeckungen und Beobachtungen mit vielem Fleiße aus anderen Christen zusammengetragen und mit vieler Klarheit und Beurtheilung zusammen stellt zu haben. Sein vorzüglichstes Werk ist: „Exposition anatomique de la rature du corps humain“ (Paris 1734, 4. u. öfter).

Winter, Johann Wilhelm von, Graf von Huesfen, ein ausgezeichnete rländischer Seeheld, wurde im Jahre 1750 zu Terel geboren, nahm schon in inem zwölften Jahre Seedienste und war bei dem Ausbruche der holländischen :evolution bis zum Schiffleutenant gestiegen. Da sich W. jedoch auf die Seite r Patrioten gestellt hatte, so begab er sich nach Befiegung seiner Partei durch e des Erbstatthalters nach Frankreich, nahm bei dem Ausbruche der französischen :evolution Dienste bei der Landarmee, focht in den Jahren 1792 und 1793 unter umouriez und Pichegru und rückte zum Brigadegeneral auf. Im Jahre 1795 ahm er an dem Feldzuge des letztern gegen Holland Theil, trat aber bald dar uf, einer Einladung von Seiten seines Vaterlandes gemäß, als Contreadmiral ieder in holländische Seedienste und wurde schon im nächsten Jahre zum Vices dmiral und zum Commandanten der Terelstotte befördert. Obgleich dieselbe nach er im Hafen von einer starken englischen Escadre blockirt wurde, so gelang es B. doch, trotz der großen Wachsamkeit der Engländer, am 7. Oktober 1797 mit 16 Linien- und 13 anderen Schiffen aus dem Terel auszulaufen, wor- nglische, aus 20 Linien- und 15 anderen Schiffen bestehende Flotte, 4

Admiral Duncan befehligte, angriff. Allein W. wurde nach einem heißen Kampfe geschlagen und gefangen genommen, bald darauf wieder ausgewechselt und zur Untersuchung seines Benehmens vor ein Kriegsgericht gestellt, welches ihn jedoch auf ehrenvolle Weise freisprach. Im Jahre 1798 ging er als Gesandter nach Paris, blieb daselbst bis 1802, übernahm sodann die Führung der holländischen Flotte wieder und segelte mit derselben an die Küsten der Barberei, um hier einige Zwischigkeiten mit Tripolis auszugleichen. Als hierauf Ludwig Napoleon den holländischen Thron bestiegen hatte, wurde W. zum Admiral des Reiches, zum General en Chef der Land- und Seemacht und zum Grafen von Huesien erhoben, erhielt nach der Vereinigung Holland's mit Frankreich die Generalinspektion der Küsten, übernahm im Jahre 1811 den Oberbefehl über die Tereinflotte, erkrankte aber bald nachher, begab sich nach Paris und starb daselbst schon im folgenden Jahre.

Winter, Lucretia Wilhelmine van, eine geschätzte holländische Dichterin, 1722 zu Amsterdam geboren, hieß mit ihrem Familiennamen van Merken und verheirathete sich mit dem bekannten Dichter N. S. van Winter. Ihr wichtigstes Gedicht: „Die Vortheile der Widerwärtigkeit“, ihre Epoden „David“ und „Germanicus“, so wie ihre Tragödien sind reich an gelungenen Stellen, obgleich man ihnen Kraft und poetische Erhebung absprechen muß. Die Dichterin bleibt stets in der Sphäre einer eleganten Prosa. Sie starb 1789 zu Leiden. — Ihr Gemahl (geboren 1718 zu Amsterdam, gestorben 1795 zu Leyden), hatte sich dem Handelsstande gewidmet, ohne sich dadurch der Poesie entfremden zu lassen. Seine beschreibenden Gedichte: der „Amstelstrom“ u. die „Jahreszeiten“, so wie seine Tragödien: „Konzongo“ und „Kenzikof“ werden noch immer von den Holländern gerne gelesen.

Winter, Christian, einer der populärsten dänischen Lyriker der Neuzeit, wurde 1796 auf der Insel Lolland geboren. Sein Vater war Landpfarrer. Auf dem Tode desselben heirathete seine Mutter einen andern Landpfarrer, den hiesigen Bischof Rasmus Möller, welcher dem kleinen Christian in dem, als genialer Philosoph und geschätzter Dichter 1838 gestorbenen, Paul Möller einen geliebten Bruder brachte. Nach den gewöhnlichen Lehrjahren kamen die beiden jungen Leute als Studenten nach Kopenhagen. Seine ersten, für ein größeres Publikum bestimmten, Gedichte veröffentlichte W. seit 1823 einzeln in Zeitschriften und belletristischen Kalendern. Sie gehörten größtentheils der Gattung jener so beliebt gewordenen idyllischen Romane an, die er später unter dem Titel „Holzschnitte“ sammelte. Die Umgebungen seiner Kindheit, die milden Eindrücke der fruchtbar üppigen Natur jenes reizenden Eilandes, auf welchem seine Wiege stand, klingen hier und selbst noch in den Poesien des reifen Mannes durch. Inzwischen hatte er, wahrscheinlich mit widerstrebenden Gefühlen und wohl meist nur, um den Wünschen seiner Verwandten zu genügen, sein theologisches Examen gemacht. Sein Herz blieb der Poesie zugewandt, mit welcher er sich jetzt immer ernster und ausschließlicher beschäftigte. Erst 1828 erschien seine erste Gedichtsammlung. Die eine Hälfte derselben bildeten die „Holzschnitte“ u. diese waren es auch vorzüglich, welche seinen Ruf begründeten. Es fehlten in denselben, neben der einfachen u. ergreifenden Diktion, die kleine Romanezabel, das epische Element, welches das dänische Publikum fast immer von seinen Lyrikern verlangt. Eine um diese Zeit ihm zugefallene, nicht unbedeutende Erbschaft machte es W. möglich, ein paar Jahre nach Deutschland, der Schweiz und Italien zu reisen. Er studirte dabei eifrig die deutsche und italienische Sprache und Literatur. Nach der Rückkehr gab er 1832 eine neue, mit vielen reicheren und schöneren Erzeugnissen seines Dichtergeistes vermehrte Sammlung seiner Poesien heraus, welche im Jahre 1847 die vierte Auflage erlebte. Als die Dichter, welche auf W. den größten Einfluß geübt haben, müssen besonders Göthe, Dehlenschläger und Uhland genannt werden. Sein angeborenes Zartgefühl und sein reiner Geschmack wurden durch das Studium dieser großen Meister befruchtet und entwickelt, so daß er es wurde, der in

er neuern dänischen Dichterschule vorzüglich die dichte, reine Diktion der Lyrik aufgestellt hat. Dem prosaischen Leben gegenüber hatte er sich wohl ein freies, unabhängiges Dichterleben so schön geträumt, daß er nie zu dem Entschlusse kommen konnte, sich um eine Anstellung zu bewerben. Er fuhr fort, nach der Rückkehr in sein Vaterland ungebunden für seine Muse und seine Studien zu leben. Aber selbst sehr produktive Schriftsteller können, wenn sie ihr Talent nicht zur Nüchternheit herabwürdigen wollen, schwerlich durch literarische Thätigkeit ihre materielle Existenz sichern. W. war mittellos, denn die obengedachte Erbschaft hatten seine Reisen ausgezehrt, von welchen er wohl um viele Erfahrungen u. Erlebnisse reicher, aber um sein ganzes Vermögen ärmer heimgekommen. Dieser Uebelstand wirkte allmählig an seiner sehr empfindlichen Natur, trübte sein Gemüth u. seine heftigesfrische. Eine finstere Melancholie und ein bitterer Lebensüberdruß wurden in seinen Gesängen immer mehr und mehr sichtbar; die frühere, heitere Sorglosigkeit, welche in den „Holzschnitten“ sich so lieblich abespiegelt, war verschwunden und das Publikum wunderte sich oder nahm es übel, daß der Dichter nicht der Liebe geblieben. Obgleich seine Lage nicht unbekannt war, dachte doch Niemand daran, dem, der so Viele erheitert und gerührt hatte, eine heitere Zukunft zu bestreiten und W. mußte sich lange durch Uebersetzungen aus dem Deutschen ernähren. Erst 1839 nahm der edle, leider kurz nachher verstorbene, Minister Kantschewitz sich seiner väterlich an und verschaffte ihm von der Regierung eine kleine Pension. Endlich schien doch W.'s Zukunft sich aufklären zu wollen, denn er wurde 1841 für die mecklenburgische Prinzessin, mit welcher der jetzige dänische König, damals Kronprinz, sich verehelichte, als Lehrer der dänischen Sprache erwählt. Diese angenehme und einträgliche Stellung war indes nur von kurzer Dauer. Während aber die ursprüngliche Eigenthümlichkeit des Dichters unter dem Drucke des Lebens sich zu verlieren anfing; während die unbesiegbare melancholische Melancholie in immer feineren, glatten Formen seiner Lyrik einen Anflug von Blästrbeit mittheilte, neigte sich im Stillen die gesündere Kraft seiner Natur in eine rein epischen Richtung hin und er trat jetzt mit entschiedenem Glücke in der epischen Skizze auf. Er besaß, neben dem Glanze und Reize der Schildernden Sprache, die seltene Gabe, sich kurz und bündig auszudrücken. Kein dänischer Dichter, mit Ausnahme von Dehlenschläger, hat es wohl, so wie er, vermocht, mit wenigen Repliken, mit wenigen hingeworfenen Pinselstrichen lebendige Gestalten bestimmten Umrissen zu zeichnen. Doch schien seine Phantasie nicht schöpferisch und kombinatorisch genug, um ein Weltleben im Roman oder im Drama ergründend zu fesseln und darzustellen. Dagegen besaß sie, als applikativ, eine Wärme und malende Kraft, die in der Novelle oder skizzenhaften Erzählung von großer Wirkung werden mußte. Die neue Phase seines Dichterlebens zeigte sich erst in den „Dichtungen“ von 1843 und zwar in einer versifizirten Erzählung „Die römische Oesterie“. Stoff und Handlung dieser Skizze, welche mit Recht als Kernstück eines modernen socialen Epos betrachtet werden kann, sind einfach und wenig komplizirt, aber die glänzende Eleganz des Styles, die Frische der Gefühle in der Darstellung, die lebensgetreue Schilderung italienischer Natur, der kräftig, aber ungeschmeichelt dargestellte Charakter jenes begabten, halb Räuber-, halb Störteufels, ziehen im höchsten Grade das Interesse des Lesers an. Die hier erwähnten Vorzüge finden sich nicht weniger in den Novellen W.'s. Seine Prosa hebt sich durch lebensvolle Grazie, animirte Affecte und malende Kraft fast über Alles, was bis jetzt die dänische Novellenliteratur hervorgebracht hat. Im Jahre 1849 gab W. eine treffliche, kernige Uebersetzung des „Reineke Fuchs“ in den jenen nachgeahmten Mittelreimen des ehrwürdigen Originals heraus, heirathete in dem letzten Gegenstand seiner poetischen Neigungen, eine geistreiche Frau aus wohlhabender Familie und lebt noch immer als Privatmann in Kopenhagen. — B. L. Müller im „Nordischen Telegraphen“ 1850.

**Bittengemot** (Versammlung auserlesener Urtheiler, weiser, in angelsächsischen Reiche, in Britannien, die Versammlung edler Mä





theilen. Die ärgsten Gewaltthaten gegen die anderen Bevölkerungen gingen von den serbischen Beamten aus, welche noch unter der Regierung des Patriarchen Rajsich installiert waren; in Bucovar steigerte sich der Haß zu einem Angriffe mit bewaffneter Hand gegen die Deutschen. Das Militär, das vor der Hand die einzige Exekutionsmacht der Regierung ausmacht, nahm für die unterdrückte Nationalität Partei; General Mayerhofer ließ es seine erste Sorge seyn, das serbische National-Comité aufzulösen und jede Fortsetzung desselben bei Strafe zu verbieten. Im Januar 1850 mußte das Standrecht verkündet werden, um den serbischen Räubereien mit Energie entgegenzutreten zu können. Unter solchen Umständen eröffnen sich für die deutsche Colonisation in der W., die in den Wünschen der österreichischen Regierung liegt, keine günstigen Ausichten.

**Wolfart**, Karl Christian, Arzt und Professor der Medizin zu Berlin, war den 2. Mai 1778 zu Hanau geboren, studirte in Göttingen und Gießen und ward 1800 Professor der Medizin am gymnasio superiori seiner Vaterstadt, Mitglied des Collegii medici u. Brunnenarzt zu Wilhelmsbad. Von da wanderte er sich 1804 nach Warschau als praktischer Arzt und 1805 an die österreichische Gränze als Commissär bei den Quarantaineanstalten gegen das gelbe Fieber. Hierauf lebte er wieder in seiner Vaterstadt als Arzt, bis er 1810 einem Rufe nach Berlin an die neuerrichtete Universität folgte. Hier machte er sich sehr bald als denkender und eifriger Beförderer des thierischen Magnetismus bekannt, den er auch, nachdem er sich in den Kriegsjahren durch seine Thätigkeit in den Lazarethen sehr ausgezeichnet hatte, in einem eigens dazu errichteten Institute, unter großer Theilnahme des Berliner Publikums, ganz im Geiste und nach der Art Mesmer's ausübte. Endlich kam dieses Institut durch einen ärgerlichen Vorfall in Abnahme, so daß W. von jetzt an in ziemlicher Zurückgezogenheit lebte, bis er am 28. Mai 1832 starb. Von seinen schriftstellerischen Productionen erregten das meiste Aufsehen: *Der Mesmerismus, oder System des thierischen Magnetismus* (Berlin 1815), wovon der I. Theil Mesmer's Theorie, wozu der Herausgeber das Manuscript von dem alten, damals in Mörsburg in Schwaben lebenden, Mesmer selbst erhalten hatte, der II. Theil aber W.'s Anmerkungen dazu enthält; ferner gab er *Asklapieion* oder *Jahrbücher des Lebensmagnetismus* (Leipzig 1818—1822, 5 Bde.), nachdem er dasselbe in Verbindung mit Augustin 1811—1814 hatte erscheinen lassen, heraus; außerdem *Grundzüge der Semiotik* (1817); *Nosologische Therapie* (I. Theil, 1826) u. a. m.

**Wolfram**, Johann, ein beliebter Componist der neuesten Zeit, ward den 21. Juli 1789 zu Dobrzan in Böhmen geboren, besuchte 1800—1805 das Gymnasium zu Pilsen, wo er sich bereits in Claviercompositionen versuchte und studirte darauf in Prag die Rechte, wo er die Musik fortwährend zu seiner Lieblingsbeschäftigung machte und einzelne Compositionen herausgab. Da aber seine Eltern durch Unglücksfälle ihr Vermögen verloren hatten, mußte er sich in der Musik eine Erwerbsquelle eröffnen und begab sich daher 1811 nach Wien, wo er durch Moscheles' Empfehlung als Musiklehrer in den angesehensten Häusern wirkte, bis er 1813 Syndikus zu Theusing in Böhmen wurde. Auch hier schrieb er verschiedene werthvolle Compositionen; doch ward er erst bekannter, als er, durch eine äußerlich günstigere Lage (er war kurz nach einander Magistratsrath zu Graupen, dann zu Teplitz und 1824 Bürgermeister zu Teplitz geworden) gehoben, mit um so größerem Eifer der Musik sich widmen konnte und, nachdem er mehre Lieder, einige Posen und die Oper „Alfred“ componirt hatte, Gehe's Oper: „Die zauberte Rose“ hatte erscheinen lassen, welche 1826 zuerst in Dresden unter W.'s eigener Direction aufgeführt wurde und die Unterhandlung mit ihm wegen der Kapellmeisterstelle veranlaßte, welche er aber selbst abbrach, weil er gehört hatte, daß Hummel mit ihm rivalisirte. Er blieb daher auf seinem Posten als Bürgermeister, den er jetzt noch verwaltet und lieferte rasch hinter einander eine Anzahl Opern, von denen besonders „der Bergmönch“ durch die harmoniereiche und liebliche Musik sich eines dauernden Beifalles erfreut hat.

\* **Wordsworth, William**, starb den 23. April 1850.

**Wogna, Eduard**, Graf von, geboren 18. März 1795, trat sehr früh in Kriegsdienste u. nach dem Feldzuge des Jahres 1812, in dem sich sein Regiment in dem aktiven Hülfscorps des Fürsten Schwarzenberg befand, zog ihn der Fürst sein Hauptquartier und gebrauchte ihn bis zum Jahre 1815 vorzüglich zur Begleitung seiner Correspondenz in ausländischen Sprachen. 1817 trat W. zur diplomatischen Laufbahn über und wurde der Gesandtschaft des trefflichen Grafen Fiquelmont (eines Mannes, dem die besser unterrichtete Zeitgeschichte noch für die Abhilfe gerecht zu werden hat, die ihm die Gegenwart auf so brutale Weise anzuhan) zugetheilt. Als Graf Fiquelmont später als Botschafter nach Petersburg sendet wurde, folgte ihm der noch sehr junge Graf W. auf dem Gesandtschaftsposten zu Stockholm. In der langen Zeit, die W. auf demselben zubrachte, hatte sich die Liebe des Volkes, sowie das Wohlwollen des Hofes in seltenem Grade erworben. Graf Fiquelmont wurde bekanntlich von seinem Gesandtschaftsposten in Petersburg abgerufen, als die damalige gefährliche Krankheit des Fürsten Meternich Veranlassung gab, auf einen Ersatzmann an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten zu denken. Auch zu Petersburg ersetzte W. als außerordentlicher Gesandter den Botschafter Grafen Fiquelmont und nach der Art, wie er am dortigen Hofe u. mal von der kaiserlichen Familie aufgenommen worden, würde seine nachträgliche Ernennung zum Botschafter nicht haben auf sich warten lassen, wenn nicht das dortige Klima seinem leidenden Zustande schon damals eine gefährliche Wendung gegeben hätte. Als später der Posten zu Brüssel erledigt wurde, ward er dem Grafen übertragen und, wie überall, so ist er auch dort ein Gegenstand des allgemeinen Wohlwollens selbst unter den höchst kritischen Umständen der letzten zwei Jahre geworden. Das geistige Feld, auf dem er sich bewegte, war ein umfassendes er selbst durch seine vielfachen Kenntnisse auf einen thätigen Antheil hingewiesen. Ein seltenes Sprachtalent kam ihm dabei zu Hülfe. Niemand vermöchte zu sagen, Polnisch, Deutsch, Französisch, Englisch, Italienisch seine Muttersprache gewesen, gut sprach u. schrieb er jede u. kaum minder geklärt war ihm das Schwedische worden, das er fast wie ein Eingeborener des skandinavischen Landes sprach. Seinem eigenen Streben lag philosophische, wie theologische Spekulation nicht fern u. nach den Seiten hin forschte er unablässig. Wie es Eklektikern der Wissenschaft und nentlich Autobiographen oft geht, so umfaßte auch W. oft zu viele verschiedene Dinge: einmal u. verlor sich daher in der Wissenschaft zuweilen in Systeme u. im Leben in Projekten. Aber überall war sein Streben das eines höchst begabten Geistes und eines edeln, uneigennütigen und großmüthigen Herzens. Der Umgang mit literarischen oder künstlerischen Potenzen war für ihn immer das angenehmste Bedürfnis und so gehörte Bergelius in Schweden, Horace Bernet während seines Aufenthaltes zu Petersburg zu seinen vertrauteren Freunden. Für den Hochmuth seiner Naturen war die seine viel zu vornehm. Er schätzte am Menschen nur die Vorzüge des Geistes und Herzens und war weit entfernt, auf seine Geburts- und Standesverhältnisse irgend einen ungebührlichen Accent zu legen, wie er denn auch seine Frau im Kreise einer bürgerlichen Familie in Schweden gesucht hatte. Ausgerüstet, war W. einer jener geschulten und ihrer Aufgabe gewachsenen Männer der vormärzlichen Diplomatie, denen, nebst der Einsicht in die Geschäfte, die die Kenntnisse ihrer Föhrung nicht abgesprochen werden kann. Die gegenwärtige gewaltige Uebergangsperiode hätte daher an ihm einen eben so umsichtigen, ehrlichen Mitarbeiter gefunden, wenn ihn nicht der Tod zu Anfang des Jahres 1850 zu Brüssel im vollen Mannesalter hingerafft hätte.

**Brissberg, Heinrich August**, ein geschickter u. berühmter Anatom, ward am 20. Juni 1739 geboren, studirte u. promovirte in Göttingen und erhielt daselbst, nachdem er eine Reise nach Frankreich und den Niederlanden gemacht hatte, die Professur der Anatomie, die er bis zu seinem Tode, den 29. März 1808, bekleidete. — W. ist der Verfasser sehr geschätzter Schriften, in denen er vorzüglich die Neurologie

bryologie bearbeitet hat. Wir erwähnen in dieser Hinsicht seine: „*Observ. anatomicae de quinto pare nervor. encephal.*“ 1777; „*Observ. anat. de nervis viscerum abdominal.*“; „*Comment. anat. de nervis brachii.*“ 1785; „*Descript. anat. embryonis.*“ (1764) und seine „*Observ. de structura ovi.*“

\* **Württemberg.** Neueste Geschichte. Das Königreich W. galt lange Zeit für eines der bestverwalteten Länder Deutschlands und wurde in manchen Beziehungen als Musterstaat angesehen. Die Regierung war schonend in ihren Formen, für die materielle Wohlfahrt besorgt, suchte durch zweckmäßige Verordnungen und Einrichtungen das Land zu heben, hielt strenge Ordnung im Finanzwesen; das Volk seinerseits zeigte politisch gereiften Sinn und übte in besonnener Selbstbeherrschung seine Rechte mit Mäßigung aus. Diese Verhältnisse haben sich seit den Märztagen des Revolutionsjahres 1848 sehr geändert, namentlich, was die Stellung des Volkes und seiner Vertreter zur Regierung betrifft, so sehr, daß eine vor Kurzem dem Könige überreichte Adresse sagen konnte: „Der ganze Zustand des Landes in politischer und materieller Beziehung bedarf einer ungesäumten und durchgreifenden Hülfe; absonderlich ist es die krankhafte Stimmung der Gemüther aller Parteien, welchen die Beruhigung durch einen entschlossenen Arzt schon lange abgeht. Das Fieber der Revolution wirkt in W., wie in keinem andern deutschen Lande, noch fort in seinen traurigen Folgen für den gutgesinnten Theil, wie es fortwüthet in den Köpfen böswilliger oder überspannter und irreführender Menschen. Wie kein anderes deutsches Land, hat W. den wahren Halt, den Anker der Verfassung und des Gesetzes verloren. Während in dem benachbarten Baden doch endlich Ruhe, Ordnung, Handel und Wandel wieder eingeführt sind, wird bei uns mit Dokumenten von unabsehbarer Tragweite und bestrittener Geltung, als da sind: Grundrechte, Reichsverfassung, Parlamentsprotokolle; mit Dingen, aus welchen man alles Beliebig ableiten und fordern kann, als da sind: Zeitbewußtseyn, Märzerrungenschaften, Volkssouveränität und Volkswille, eine Wesenheit des Bestehenden und bisher Gegoltenen um die andere angefochten, ein Paragroph unseres alten Grundgesetzes um den andern interpretirt, umgangen und derogirt. Dies ist das Werk der compacten Majorität einer unglücklich und unter falschen Voraussetzungen gewählten Landesversammlung, welche, die Berechtigung des monarchischen Prinzips durchaus verkennend, sich als eine konstituierende Nationalversammlung gebärdet, während die Anhänger der Demokratie auf dem Lande, zu welchen leider auch viele, zumal jüngere Beamte offen oder versteckt gehören (es gibt nämlich in W., wie aller Orten, Beamte, die mit der einen Hand den vom Staate ihnen bezahlten Gehalt einstreichen, mit der andern gegen eben diesen Staat wühlen), die loyalen Bürger, den Besitzenden und den Freund von Recht und Ordnung auf jede Weise terrorisiren, höhnen, verdächtigen und aus seiner Geltung und Stellung verdrängen oder zu verdrängen suchen.“ Kann man sich auf dieses Aktenstück, welches von den Conservativen, demnach von einem Parteistandpunkte ausging und von einem subjektiven und einseitigen Charakter wohl schwerlich ganz frei seyn kann, auch nur mit Vorsicht berufen, so ist doch so viel gewiß, daß seine Angaben und Klagen, neben manchem vielleicht Uebertriebe- nen, sehr viel Wahres u. Wohlbegründetes enthalten, wie dies jeder Unparteiische aus der nachfolgenden chronologischen Zusammenstellung der neuesten Ereignisse in W. abnehmen wird. Wer sich darüber wundern möchte, wie ein solch großer Umschlag habe erfolgen können, dem geben wir zu bedenken, daß es auch in W., trotz des Nimbus, mit welchem die Regierung sich zu umgeben wußte, gar manche saule Flecken gab, in welchen die Unzufriedenheit Wurzeln schlagen konnte. So ward unter anderen die Ungleichmäßigkeit der Besteuerung, welche den Adel, den Staatspensionär, den Rentner und andere Verzehr glimpflich durchließ, während zumeist auf der ärmern Classe der Druck der Abgaben lastete, schmerzlich gefühlt. Auch die bedeutenden Gemeindefkosten, die Armensteuer u. dergl. hatte fast ausschließlich nur der Bürger und Bauer zu tragen. Das vielgerühmte Finanzwesen im Grunde Nichts weiter, als jene hinausgeschraubte Geldwirtschaft,

## Württemberg.

wie sie in neuerer Zeit, zum Verderben der Staaten, gang und gäbe gewor-  
Das Ministerium glaubte, seine hohe Aufgabe gelöst zu haben, wenn nur  
Landeskassen voll waren; dies galt ihm als das Beweismittel des öffentli-  
 Wohlstandes, nicht die Wohlhabenheit der Bürger. Um nur ein Beispiel a-  
 führen, ließ es ungehindert in einer einzigen Straße Stuttgart's dreizehn  
 wirthschaften erheben und begünstigte so das, den Wohlstand so vieler Fami-  
 untergrabende, die Zahl der Trunkenbolde vermehrende Kneipenwesen — war-  
 weil der Bierverbrauch dem Staate grosse Summen abwarf. Die Angriffe  
 Bureaokratie auf die kirchlichen Rechte der Katholiken trugen auch nicht dazu  
 die Zahl der Rißmuthigen zu vermindern. Diese Bureaokratie und der Sch-  
 onstitutionalismus waren die Hauptgebrechen der vormärzlichen Zeit, in die  
 ich mit allen übrigen deutschen Staaten theilte und gegen welche die, längst  
 im Jahre 1848 schon rege gewordenen, Bestrebungen nach freier Presse, dem  
 insrechte, dem öffentlichen und mündlichen Gerichtsverfahren, der Gleichheit  
 dem Gesetze, der Religionsfreiheit, der Ablösung der Grundlasten immer  
 aufkommen konnten. Fassen wir zu diesen tief gefühlten Mängeln des öffentli-  
 lebens noch die Zusammensetzung W.s in's Auge, welches ein, aus vielen ehe-  
 ligen fürstlichen, gräflichen und reichsfreiherrlichen Besitzungen, aus Abte-  
 Stiftern und Reichsstädten muskivisch gebildeter Staat ist, ohne gemeinsame  
 wichtige und landschaftliche Grundlage, mit Gegensätzen, so groß, als sie irg-  
 in anderer der rein deutschen Staaten in sich hat, so daß der Unterschied zwis-  
 inem Altwürttemberger oder einem Oberschwaben oder einem Franken um  
 Jahr geringer ist, als zwischen dem Altbayern und Pfälzer, dem Altpreußen  
 Rheinländer — berücksichtigen wir ferner die confessionelle Trennung, welche  
 rotefanatische Unterschwaben dem katholischen Oberschwaben gegenüberstellt, d-  
 le eigenthümlichen socialen und volkwirthschaftlichen Verhältnisse des Landes,  
 Menge kleiner Landstädte, angefüllt mit kümmerlich sich nährenden Handwerk-  
 le Zerstückelung des Grundbesitzes, die Uebervölkerung, welche die Wahl ein-  
 als Auskommen sichernden, Berufes so sehr erschweren und an vielen Orten  
 B. ein ländliches, überall aber ein städtisches Proletariat hervorrufen; beherzt  
 ihr endlich, daß der ökonomische Verfall stets mit dem sittlichen Hand in H-  
 eht: so dürfen wir uns nicht so hoch darüber wundern, daß die Revolution a-  
 r W. Boden genug fand, um ihren Samen auszusäen und daß selber plöz-  
 r vollen Aehren stand, als ihn die Pariser Katastrophe mit ihrem glühen-  
 rauche berührte. Die Menge Derer, welche bei einem Umsturze Nichts verlie-  
 runten oder Nichts verlieren zu können glaubten, zeigte sich über Erwarten gr-  
 e bildete, besonders in den kleinen Städten, neben der aufgeregten Jugend,  
 :queme Werkzeug in den Händen verkommener Advokaten, Literaten, Schnell-  
 Schulmeister und ehrgeiziger Beamten; sie füllte die Volksvereine an; sie un-  
 schnete, was ihr von Adressen und Petitionen vorgelegt wurde; sie ließ sich  
 :tag zu Tag tiefer in den politischen Wahnsinn hinabsteigern; sie schwächerte  
 jnedies meist jaghafte, unorganisirte, mit dem Winde segelnde Bourgeoisie  
 die Bewegung nahm in den Grundlagen, auf die sie gestützt war, bald et-  
 emalich communisticchen Charakter an. Das Proletariat wurde ins Spiel gezo-  
 nd fing an, sich der Politik zu bemächtigen. Unter Republik dachten sich  
 kele nur die Herrschaft der Besitzlosen über die Besitzenden, Gütertheilung, T-  
 ng der Schuldbücher, unentgeltliche Aufhebung der Grundlasten. Alles dies  
 mmen macht es erklärlich, daß in der Märzbewegung das Gefühl bedrohlich  
 merer, unhaltbarer Zustände aus den verschiedensten Beweggründen sich sch-  
 llgemein geltend machte; daß sich die öffentliche Meinung zunächst mit einer  
 on verzwieselnder Hingebung der deutschen Nationalversammlung zuwendete,  
 r eine Rettung vom Verderben, ein Wegräumen aller sozialen und politische-  
 Rißstände, eine, Allen nur nebelhaft vor schwebende Neugestaltung der Di-  
 kanzeln erwartete und, als dieses Unmögliche nicht geleistet wurde, der R-  
 mer Versammlung alle Schuld an Allem, was jeden drückte, zuschob

noch von einem Siege der radikalen Partei im Lande und im Reiche das Heil hoffte. — Geraume Zeit vor der Pariser Februarrevolution fand man in Stuttgart bei Gelegenheit einer Verhaftung schon eine Menge revolutionärer Schriften, die aus der Schweiz von dort lebenden deutschen Republikanern eingeschmuggelt waren: Aufforderungen zu offener Empörung. Die Einberufung der Beurlaubten war die Folge. Als jener Sturm in Frankreich losbrach, waren die Stände eben vertagt und der ständische Ausschuss übernahm es daher, die Vorlegung der Volkswünsche an den König zu vermitteln. Er faßte eine Adresse ab, worin er unter anderen folgende Bitten stellte: Volksbewaffnung, Pressfreiheit, Versammlungsrecht, Veränderung der Organisation des Bundes und Ablösung der Grundlasten. In Folge derselben wurde durch Verordnung vom 1. März Pressfreiheit ertheilt u. zugleich die Zusage gegeben, daß auch die übrigen Wünsche des Volkes Berücksichtigung finden würden, und zwar noch im Laufe des gegenwärtigen Landtages. Das Geschenk der Pressfreiheit erregte allgemeinen Jubel. Der „Beobachter“, damals das Organ der liberalen Opposition, der wohl am Meisten von der Strenge der Censur hatte leiden müssen, feierte den neuen Zustand dadurch, daß er, ungeachtet des vorgerückten Semesters, sein Blatt mit der Bezeichnung No. 1 erscheinen ließ. Anfangs mißbrauchte kein Journal aus irgend eine Art die neue Freiheit, sondern alle befeichtigten sich eines zwar kräftigen und freisinnigen, aber ruhigen u. besonnenen Tones. Leider trat in dieser Haltung später ein gewaltiger Umschlag ein. Auch die Bürgerschaft Stuttgart's beschloß eine Petition an die Regierung, in welcher, nebst den in der Adresse des ständischen Ausschusses schon ausgedrückten Wünschen, auch der nach Einführung von Schwurgerichten sich bemerklich machte. Als Antwort darauf wendete am 3. März der König sich in einer herrlichen, würdig-kraftvoll abgefaßten Proklamation an sein Volk, demselben zurufend, was er für es gethan während der Kriegs- und Friedensjahre u. dann versprechend: er wolle den bald versammelten Ständen möglichste Reformvorschläge aller Art vorlegen und er zweifle nicht, daß diese in kürzester Frist eingeführt und so alle billigen Wünsche befriedigt werden könnten. Aber, während der Kern der Bevölkerung sich dem durch die erwähnte Proklamation hervorgerufenen freudigen Eindrücke überließ und einem an Verbesserungen der öffentlichen Zustände reichen Zeitpunkte entgegenzuehen glaubte, traten bereits einige nicht undeutliche Anzeichen der beginnenden Wühlerei hervor. In den Straßen der Hauptstadt wurden Drohbriefe umhergestreut gefunden; man kommt Versuchen, den Pöbel zu Mißbilligungserweisungen gegen einzelne Stadtverordnete zu reizen, auf die Spur und auf dem Lande brachen an mehreren Orten Bauernaufstände aus. Helle Haufen sengen und brennen im Hohenlohe'schen, an der Jart, Sulm, Kocher und am Neckar. Die bewaffnete Macht muß gegen diese Horden zu Hülfe gerufen werden. Gleichzeitig ward die Bevölkerung durch das falsche Gerücht, als seien schwäbische Freischaren in Baden eingefallen, alarmirt. Der Schrecken verbreitete sich durch ganz Süddeutschland, bis in das Innere von Bayern und es begann an manchen Orten ein Flüchten und Rennen, als stünde der Feind schon auf Schußweite vor den Thoren, — ein Beweis, welch' geringes Vertrauen die Leute auf die deutsche Wehrverfassung setzten! — In ganz Deutschland hatte bald nach dem Umschwunge der Dinge die öffentliche Meinung sich dahin erklärt, daß die Männer, welche die Träger der bisherigen Richtung der Regierungen gewesen waren, nicht mit aufrichtigem Herzen dem neuen Systeme dienen könnten. Ueberall sah man die Fürsten, ob auch zuweilen erst nach langem Zögern, ein, daß die Unvollständigkeit ihrer Råthe nur zu geeignet sei, durch Beibehaltung derselben den gegründeten Zweifel zu erregen, ob auch die Fürsten von der Unhaltbarkeit der bisherigen Regierungsgrundsätze völlig überzeugt und entschlossen seien, von nun an den Rechten und Wünschen des Volkes Rechnung zu tragen und hinfort dasselbe nicht mehr den Interessen einzelner privilegirter Stände zu opfern. In W. erhob Ansehung zuerst der „Beobachter“ seine Stimme, indem er, die neue Pressfreiheit benützend, die Entfernung des bisherigen Ministeriums

erlangte u. nur darin erst eine sichere Bürgschaft für Erfüllung der Volkswünsche ist. Auch den Ministern selbst mußte ihr Rücktritt wünschenswerth erscheinen, da es mit ihrer eigenen Ueberzeugung doch nicht wohl vereinbar war, jetzt plötzlich eine, der bisherigen völlig entgegengesetzte, Richtung zu verfolgen. So überraschte es denn keineswegs, als man am 6. März die Nachricht vernahm, der Minister des Innern v. Schlayer, der der Finanzen v. Gättner, der der Justiz v. Brieser u. der der auswärtigen Angelegenheiten Graf Veroldingen seien um ihre Entlassung eingekommen. Desto überraschender aber waren die Namen, welche att der Abgetretenen auftauchten: die Herren v. Linden, v. Barmbüler, Dezenberger und Hefele sollten jetzt die Zügel der Regierung übernehmen, so hieß es. Ganz Stuttgart kam in Bewegung bei dieser Kunde; auf den Gassen sammelten sich Gruppen aus allen Ständen und die Bürgerschaft vereinte sich im Bürgerhause, um fernere Schritte zu berathen. Es schien dies kein Ministerium des Fortschrittes, sondern des offenbaren Rückschrittes. Solch' ein Ministerium war unter den gegenwärtigen Verhältnissen geradezu eine Unmöglichkeit. Aber schon am Abende desselben Tages vernahm man mit nicht geringer Freude, der König, ein wahrer Freund des Thrones inzwischen von der durchgängig herrschenden Missimmung unterrichtet hatten, habe die Ernennung der neuen Minister wieder zurückgenommen und das bisherige Ministerium bleibe vorläufig, bis zur Zusammenkunft der Kammern, noch auf seinem Platze. Allein schon nach wenigen Tagen, am 10. März, verbreitete sich wiederholt die Nachricht von einem neuen Ministerium. Der König hatte den wahrhaft hochherzigen Entschluß gefaßt, sich seine Athme aus den Führern jenes Theiles der Opposition zu wählen, welcher gerade die Schrocksten dem frühern Regierungssysteme gegenüber gestanden. Die in ganz Deutschland gefeierten Namen: Paul Pfizer, Verfasser des berühmten Briefwechsels zweier Deutschen, früher ein allgemein geachtetes Ständemitglied, den letzten Jahren aber als persona ingrata am Eintritte in die Kammer verwehrt; Duvernoy, ebenfalls als Führer der Opposition bekannt, dann Kaufmann Goppelt aus Heilbronn, ein wegen seiner Rechtllichkeit, Gewandtheit und Freisinnigkeit geehrtes Kammermitglied, waren mit der Leitung des Ministeriums betraut und da diese erklärten, nur unter der Bedingung, daß auch der Abgeordnete Römer, das Haupt der bisherigen entschiedenen Kammeropposition, mit ihnen eintrete, sich dieser schwierigen Aufgabe unterziehen zu wollen, so ward auch dieser auch dazu erwählt. Demnach gestaltete sich das neue Ministerium in folgender Weise: Abgeordneter und früherer Advokat Duvernoy, Inneres; Abgeordneter v. früherer Advokat Römer, Justiz; Stadtrath Paul Pfizer, Kultus und Schulangelegenheiten; Abgeordneter und Kaufmann Goppelt, Finanzen; dann: früherer Minister Graf Veroldingen Auswärtiges und Graf Sonthheim Krieg. Uhländ wurde zum Bundestagsgesandten ernannt. Der König erwarb sich durch die Wahl der neuen Räte den wärmsten Dank des Landes und, um diesen auch durch eine äußere Fundgebung darzutun, zogen am 12. März über 6000 Stuttgarter Bürger, alle in ihren Festkleidern, blasende Musikchöre voran, zum Schlosse u. brachten dem Monarchen, welcher mit seiner Familie als ob auf einem Altan erschien, ein nicht enden wollendes „Lebehoch“. — In ähnlicher Weise, wie das alte Ministerium, fühlten auch die bisherigen Kammern, daß sie unter dem Einbrude des allgemeinen Mißtrauens arbeiteten, welcher sich Alles knüpfte, was unter der frühern Regierung geschaffen worden war. Sie ben daher nur einen Beweis richtigen Tactes, als sie am 16. März selbst ihre Auflösung beantragten, die schon am 28. desselben Monats erfolgte, nachdem die Kammern einige Tage zuvor noch das Volksbewaffnungsgesetz angenommen und das Gesetz über Aufgebot der Landwehr genehmigt hatten. — Am 3. April wurde das Gesetz, die Volksversammlungen betreffend, veröffentlicht und demnach allen Staatsbürgern das Recht eingeräumt, zu Besprechung allgemeiner Angelegenheiten ohne polizeiliche Erlaubniß, jedoch unter Beobachtung der zur Aufrechterhaltung der Gesetze und der bürgerlichen Ordnung bestehenden Vorschriften, öffent-

Majorität gewann. Auch in Heilbronn versuchte der Literat Kaiser, ein verdorbener Apotheker, die Republik zur Ausführung zu bringen; er ward zuletzt wegen offener Aufreizung zu Tumulten vor Gericht gefordert. In Ulm befreite das Volk den Kandidaten der Theologie Schifferling, der wegen republikanischer Ausrufe verhaftet worden war, eben so den deutschkatholischen Pfarrer Albrecht. Schifferling ward ein solenner Fadelzug, dem wadern, vor den Märztagen schon für ein freies Volksthum und Ein Deutschland thätigen Hasler aber ein Charivari gebracht! Während dieser Beunruhigungen wurden in W. direkte Wahlen gesetzlich und diese zuerst für die deutsche Nationalversammlung angewendet, gesetzlich die Ablösung der Grundlasten, — kurz, die Regierung schritt in der Handhabung praktischer Freiheit näher zum Ziele. Aehnlich, wie zu Köln u. Münster, bildeten sich im Lande katholische Wahlcomités, um Vertreter in das Parlament nach Frankfurt zu bringen. Das württembergische Militär rückte nach einigen Zögerungen in den badischen Seckreis ein u. trug wesentlich zur schnellen Dämpfung der dortigen republikanischen Schilderhebung bei. Prinz Friedrich von Württemberg wurde zum Befehlshaber des achten deutschen Armeekorps ernannt. — Hatte der April schon mancherlei Krawalle mit sich gebracht, so fehlten diese auch im darauffolgenden Monate nicht. Am 3. Mai brach zu Heilbronn ein Tumult aus und es mußte zur Herstellung der Ruhe ein Regiment Infanterie von Stuttgart dorthin entsendet werden. Auch in Nagold und im Göppingen u. Kirchheimer Bezirke fanden Eigenthum verletzende, wilde Unruhen statt, die nur durch Militärgewalt gedämpft werden konnten. — Diese Ausschreitungen veranlaßten das Ministerium, anzuordnen, daß künftighin die Gemeinde des Ortes, an welchem solche Ruhestörungen stattfänden, zu deren Bewältigung die Truppen beigezogen werden müßten, die Kosten der Hülfeleistung zu tragen und zwar jedem Soldaten 24 Kreuzer auf den Tag zu zahlen hätten. Weiter erließ das Ministerium eine Veröffentlichung, betreffend die Berufung eines Ausschusses zur Vorberathung der in der Gesetzgebung, wie im Organismus der Verwaltung vorzunehmenden Aenderungen, welcher am 15. Juni in Stuttgart zusammentreten und aus 18 Mitgliedern bestehen sollte. Der Minister des königlichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten, Generallieutenant Graf v. Beroldingen, ward in den Ruhestand versetzt und seine Stelle vorläufig dem Direktor des geheimen Staats- und Hausarchives, Legationsrath v. Roser, übertragen. Zum großen Bedauern aller Vaterlandsfreunde schied aus Gesundheitsrückichten einige Zeit später (Juni) auch Paul Pfizer aus dem Ministerium, dessen Seele er war; ihn ersetzte v. Schmidlin. Die Stelle des ebenfalls austretenden Kriegsministers Grafen Sonthausen erhielt der Adjutant des Königs v. Rüpplin. Die Entfernung Sonthausen's, als eines Mannes, der dem Volke eben so wenig, als der Zeit entsprechen, hatte schon an 21. Mai der vaterländische Verein in Hall verlangt. Gleiches Begehren stellten andere Städte an den König. Zugleich ward die Volkssouveränität als die einzig gültige erklärt und die Aufforderung öffentlich ausgesprochen, die deutschen Fürsten sollten von den Reichthümern, die sie 33 Friedensjahre hindurch gesammelt hätten, einige Opfer auf den Altar des Vaterlandes legen. — Daß Russland unter den deutschen Volksstämmen wenig Sympathie findet, ist eine offenkundige Sache. In Stuttgart bethätigte sich dieses damals in auffallender Weise. Kaiser Nikolaus, dessen Tochter, die Großfürstin Olga, mit dem Thronfolger W. vermählt ist, sendete den Armen der Residenzstadt 3000 Gulden. Da faßte am 27. Mai der Arbeiterverein in Stuttgart den Beschluß, von jenem Geschenke schlechterdings Nichts annehmen zu wollen. Von den Studenten in Tübingen wurden am 5. Juni Demonstrationen gegen das Gesetz über das Verbindlichwerden laut, welches für zu beschränkend galt. Das Gesetz ward verbrannt und dem Rektor eine Katzenmufft gebracht. Zu einer sonderbaren Volksversammlung kam es in diesen Tagen in Cannstadt. Dort sollten am 13. zwei Raubverurtheilte hingerichtet werden. Kurz vor der für die Exekution festgesetzten Zeit Commissär mit der Weisung an, die Execution zu verschieben. Die

Volkmenge, die es übel aufnehmen mochte, um ein so interessantes Schauspiel gekommen zu seyn, zerstörte hierauf das Schaffot, verbrannte die Trümmer oder warf sie in's Wasser und ließ dabei — Hecker hoch leben, vermuthlich in der Voraussetzung, daß eine revolutionäre Regierung weniger karg mit solchen Spektakelstücken seyn würde. — Ungleich bedenklicher aber, als dies Alles, war der Geist der Insubordination, welcher allmählig unter den Soldaten um sich griff und fund gab, daß auch das Militär von dem Taumel der Zeit erfaßt worden sei. Nachdem in der Hauptstadt selbst am 12. Juni Widersegligkeiten von Seite einiger Soldaten gegen ihre Offiziere vorgekommen, ereigneten sich am 14. zu Heilbronn ungleich bedeutendere Ausschweifungen. Obermann Hartmann vom 8. Regiment hatte nämlich eine Petition entworfen, worin die Wünsche und Beschwerden des Regiments vorgetragen waren. Der Oberst läßt ihn dafür in Arrest bringen. Soldaten und Bürger versammeln sich sofort vor der Kaserne, begehren die Freilassung und diese erfolgt ohne weitere Ruhestörung. Am 15. werden die in Weinsberg gefangen gehaltenen fünf Anführer des frühern Bauernaufstandes durch Militär und Volk gemeinschaftlich befreit, verpflegt, 15 Gulden für sie gesammelt u. sie unter Zusauchern in ihre Heimath entlassen. Am 18. verweigert das 8. Regiment den befohlenen Abzug von Heilbronn, kehrt aber beim Heranrücken des 4. Regiments, das sechs Geschütze mit sich führt, zum Gehorsame zurück. Am 21. bricht in Ludwigsburg ein neuer Militärtumult aus. Der früher befreite Obermann Hartmann war wegen Erzesen vor dem Palais des Prinzen Friedrich in Stuttgart abermals verhaftet worden. Das 8. Regiment will ihn wiederholt befreien. Gegen 7 Uhr Abends versammeln sich viele Soldaten dieses Regiments in den Alleen und vor der Kaserne des 7. Regiments, in welcher Hartmann gefangen sitzt. Mehre Civilisten gesellen sich zu ihnen. Die vielfachen Bemühungen ihrer Offiziere, sie zu beruhigen, sind fruchtlos. Der Oberst des 7. Regiments entgeht mit Mühe einer Mißhandlung durch die Civilisten. Er eilt in die Kaserne; die Mannschaft seines Regiments besetzt schnell die Eingänge, meist nur mit Säbeln bewaffnet. Da erfolgt ein Sturm gegen das Hauptthor, von Soldaten des 8. Regiments und einzelnen Civilisten ausgeführt. Diese werden mit Kraft zurückgeworfen, wobei es nicht ohne Verwundungen abgeht. Jetzt sammelt sich eine große Menschenmenge in der Poststraße. Die Bürgerwehr u. die Truppen greifen zu den Waffen; General v. Miller eilt mit einer Batterie von vier Geschützen herbei. Als seiner Aufforderung, aus einander zu gehen, nicht Folge geleistet wird, läßt er das 7. Regiment aus der Kaserne vordringen und mit den Bajonetten die Straßen räumen. Zugleich prozt die Batterie ab. Die Soldaten des 8. Regiments sammeln sich in ihrer Kaserne, wo sie, wie alle Truppen der Garnison, bis 12 Uhr Nachts unter'm Gewehr bleiben. Eine weitere Ruhestörung ist nicht mehr vorgefallen. Des andern Tages ward das 8. Regiment in Schloßhose desarmirt; am 23. aber erhielt es seine Waffen wieder, nachdem etwa 60 der Reuterer auf den Hohenasperg abgeführt worden. Militärerzesse entgegengelegter Richtung fanden am 27. Juni zu Ulm statt. Im Gasthause zum „Schiff“ daselbst ward, um einen demokratischen Verein zu bilden, eine Volksversammlung abgehalten. Da drangen, als eben Schiffsterling die Adresse vorlas, zwanzig Reiter in den Saal, hieben unter dem Geschrei „Schiffsterling heraus!“ auf die Anwesenden mit blanker Waffe ein, zertrümmerten die Hauseinrichtung und jagten Alles in die Flucht. Der Sohn eines Bäckermeisters erhielt bei diesem Vorfalle eine tödtliche Kopfwunde. Am folgenden Tage blieben die Reiter in die Kaserne consignirt; eine neue Volksversammlung Behufs der Beschwerdeführung ward abgehalten und eine Deputation an den König beschloffen. Die Wähler konnten übrigens aus diesem Beispiele lernen, wozu die Untergrabung der Disziplin unter dem Heere führt. Dieselbe zügellose Horde, welche heute unter wildem Gefange Hecker und die Republik hochleben läßt, haut morgen auf die Wehrlosen ein, mit welchen sie in jenen Ruf brüderlich eingestimmt, — die über einmal aus den Schranken der Ordnung gerissene Horde wascht heute lachend



an Reiterfäbel das Blut der Bürger ab, mit welchen sie vielleicht noch gestern Fremde den rothen Wein getrunken. — Dies in Kürze die Ereignisse im Juni 1848, welche offenbar den Stempel der Anarchie trugen. Weil wir eben erst vom Militär sprachen, wollen wir auch nicht unerwähnt lassen, daß, nachdem am 16. das Tragen der deutschen Kokarde geboten worden war, am 22. ein ein Korpsbefehl erschien, welchem gemäß die Soldaten in Zukunft nicht mehr mit „Er“, sondern mit „Sie“ angeredet werden sollten. — Noch Ende Juni wurde die Anzahl Württemberger, welche unter Hecker's Freischaar dienten und bisher durch den Bruchsal gefangen saßen, auf den Hohenasperg gebracht. Dies schreckte aber die Bauern in der Gegend von Riedlingen nicht ab, auf ihren Rücken ein Hecker zu tragen. Bei Allem dem war aber der Kern des Landvolkes, der fleißig und rechtschaffene Theil desselben, eben so der brave und arbeitssame Städterger den tollsten Wühlereien immer noch Nichts weniger, als geneigt. Aber die Massen dieser Leute, welche auf Aekern, Weingärten und Wiesen, oder in ihren Werkstätten so viel zu thun hatten, daß sie keine Zeit zur Theilnahme bei Versammlungen und Volksversammlungen fanden, wurden in der Regel nicht gehört. Es war in W. wie aller Orten; die Bessergesinnten, namentlich auf dem Lande, hielt sich von der politischen Arena entfernt und überließ den Schreibern das Feld, welche nicht ermangelten, die Aufregung nach Kräften zu unterhalten. Die Conservativen kamen zu keinem recht festen, geschlossenen Auftreten diesem Treiben gegenüber. Man fürchtete die beschimpfenden Schlagwörter und donnernden Deklamationen der Anarchisten. Was Alles damals von völlig unberufenen Menschen in die Welt hinausgeschickt wurde, übersteigt jede Vorstellung. Das Volk konnte unter seiner Souveränität bald nichts Anderes mehr verstehen, als daß es ein Wort sei, mit dessen Hilfe das Gegentheil von dem gemacht, was das Volk wirklich wollte. Der einfache Landmann mußte ganz irre werden an dem Gange der Dinge. Er kam an einem Markttage in die Stadt, dort da schwere Klagen über Nahrungs- und Gewerbslosigkeit und fand gleichwohl schon am Morgen die Wirthshäuser besetzt, und zwar gerade von solchen, die am lautesten klagten. Seine Söhne wurden zum Militärdienste einberufen, wenn in die Städte, aus deren Mitte Nichts als Jeremiaden über Stockung und Mangel ertönten und doch war in diesen Städten Geld genug flüßig, um die Soldaten trunken zu machen und sie zu Reutereien zu verleiten. Das Alles ging über die Fassung des Landvolkes und es ist kein Wunder, wenn es unter solchen Umständen dem ganzen „neuen Wesen“ mißtraute. Dabei merkte es auch gar wohl, daß, je mehr es in den Städten, bei allen Klagen über die schlechte Zeit, desto mehr von den öffentlichen Lasten auf Diejenigen sich wälgen sah, welche durch Arbeit und Sparsamkeit Etwas vor sich gebracht; es rechnete, daß die militärischen Ausrüstungen und Spaziergänge kosteten, welche durch die Verordnungen veranlaßt wurden und es war ihm ein bitterer Gedanke, daß es am Ende die Zechen werde bezahlen müssen, die der Uebermuth Anderer schuldig geworden. — Am 1. Juli wurde zu Stuttgart in einer Volkspetition die Hoffnung ausgesprochen, daß für ganz Deutschland ein allgemeines Strafgesetzbuch und in Württemberg eine gemeinsame Strafprozeßordnung, namentlich für das Verfahren vor den Geschworenengerichten, ferner ein allgemeines bürgerliches Gesetzbuch und ein allgemeiner bürgerlicher Prozeß eingeführt würden. Am 9. haben die Abgeordneten und Bürgerausschuß von Stuttgart dem Minister Römer das Ehrenrecht verliehen. An jenem Tage auch wurde die Eisenbahn von Bietigheim nach Heilbronn zur allgemeinen Benützung eröffnet. Unterm 10. erfolgte eine königliche Verordnungs-Erlassung, gemäß welcher der König zum Besten der außerordentlichen Verhältnisse in Anspruch genommenen Staatskasse an seiner Civilkassa für die Jahre 1848—49 einen Geldbetrag von 200,000 fl. nachließ. Prinz Friedrich wurde auf seinen Gehalt als Generalleutnant mit 4500 fl. Die Regierungskommission in Stuttgart erklärte, daß sie fünf Procente ihrer Befolgung aufgeben werde, und die jetzigen Minister schon bei ihrem Amtsantritte mehr

## Württemberg.

früher üblichen Gehalte abgelassen hatten. Am 13. begab sich der Monarch Frankfurt, um dem Reichsverweser einen Besuch abzustatten. Die Wahl des Herzogs Johann zu dieser hohen Würde wurde dieser Tage in Stuttgart, in Crailsheim, Ehingen, Wangen, Ellwangen u. s. w. festlich begangen. Sie fand im ganzen Lande den freudigsten Anklang. Die damaligen Sympathien für Oesterreich, dessen Fürsten zuletzt die deutsche Krone getragen haben, beruhten nicht allein auf der Natürlichkeit des Volkes und auf mannigfachen Berührungen, womit die Schwaben auch durch äussere Verhältnisse der Gegenwart und der Vergangenheit (Boroderösterreich) mit dem Kaiserstaate zusammenhingen, sondern ebenso wohl auf der Meinung, die man von dem Hause Habsburg-Lothringen hegte. Insbesondere war die Gestimmung dem Erzherzoge Johann günstig, dessen Mäandlichkeit, Freisinn und Entschiedenheit gegen das Mißbräuchliche der alten Zustände nicht von gestern stammte. — Das Regierungsblatt vom 15. Juli enthielt folgende, von den Ministerien der Justiz und des Innern ausgehende Verordnung: „Wilhelm von Gottes Gnaden König von Württemberg. Nach Ansicht der Statuten des demokratischen Kreisvereins in Stuttgart; in Erwägung, daß der Zweck dieses Vereines, in communisticcher Richtung den Staat umzugestalten und ihm eine entsprechende Form zu geben, welche selbst in der demokratischen Republik nur annähernd erreicht wird, die Grundlagen der öffentlichen Ordnung bedroht; in Erwägung, daß dieser Verein mit einem Centralcomité in Verbindung steht, welches sich schon ursprünglich als Gegensatz gegen die deutsche Nationalversammlung erklärt und dadurch, sowie durch öffentliche Aufforderung zur Ausföhrung gegen die Beschlüsse dieser Versammlung u. zur eigenmächtigen Bildung einer neuen Vertretung seine verderbliche Tendenz hinreichend kundgegeben hat; in Anbetracht, daß durch die, von einem solchen Vereine unterhaltene, Aufregung unter dem Volke die Rückkehr des allgemeinen Vertrauens, ohne welches eine Verbesserung der gedrückten Verhältnisse u. Gewerbsverhältnisse nicht möglich ist, nie erwartet werden kann, — verordnen Wir wie folgt: Der demokratische Kreisverein in Stuttgart ist aufgelöst, die fernere Theilnahme an demselben verboten und, wofern sie nicht in ein schwereres Verbrechen übergeht, an den Stiftern oder Vorstehern mit Kreisgefängniß bis zu einem Jahre, an den übrigen Genossen mit Gefängniß bis zu vier Wochen oder mit Geldbussse von 50 bis 200 fl. zu bestrafen. Angehörige eines andern Staates, welche sich der Theilnahme schuldig machen, sind nach erkandener Strafe aus dem Lande zu weisen.“ Von den übrigen Verfügungen der Regierung, welche in diese Zeit fallen, erwähnen wir die Abschaffung der Stockstreiche bei der Armee, die Bildung einer Centralstelle zur Pflege des Handels und der Gewerbe, bestehend aus einem Vorstande, einem Referenten, einem Sekretär und 24 Abgeordneten der Gewerbevereine des Landes u. mit umfassenden Befugnissen ausgestattet; endlich die königliche Verordnung vom 25. Juli, durch welche das mündliche und öffentliche Anklageverfahren vorläufig in Preßprozessen eingeföhrt ward. Unter den Motiven zu diesem Erlasse hieß es: es sei derselbe erfolgt, da sich die Ueberzeugung festgestellt habe, daß die Gemeinsamkeit des Gerichtsverfahrens in Strafsachen, obwohl eine Nationalangelegenheit, sich in naher Zeit nicht verwirklichen werde, dagegen eine rasche Beseitigung der hauptsächlichsten Mängel des bestehenden Strafverfahrens, besonders in Preßprozessen, als unabweisliches Bedürfniß erscheine, weshalb denn für diese zunächst die Verordnung erfolge, indem die verheißene Einführung der Schwurgerichte im Allgemeinen Vorbereitungen und Einrichtungen erfordere, welche eine alsbaldige Herstellung derselben unthunlich machen. — Am 18. Juli brachen die württembergischen Truppen, welche bisher einen Theil des Beobachtungskorps bei Freiburg in Baden gebildet hatten, aus ihren Cantonirungen auf, um neue Quartiere zwischen Tuttlingen und Rottweil, also auf württembergischem Boden, zu beziehen. Tags vorher fanden noch unangenehme Auftritte in Freiburg statt. Das Militär war dort schon seit längerer Zeit durch Aushängen von Hederbildern mit den schmähdlichsten Unterschriften und Spottgedichten auf die Württemberger gereizt

worden. Endlich kam es zum Ausbruche, wobei der Laden eines Antiquars, welcher sich dieser Verhöhnung am meisten schuldig gemacht, durch die Soldaten demolirt wurde. Solche Folgen können nicht ausbleiben, wenn die Behörden nicht Kraft genug haben, dergleichen Heterereien zu unterdrücken. Jeder, der Gesetz und Ordnung liebt, wird die Lynchjustiz mißbilligen; aber von der Seite, welche bei dieser Gelegenheit wieder ein gewaltiges Geschrei über Militärerzesse erhob, hatte man hiezu gar wenig Recht, da die gewaltthätigsten Demonstrationen dieser Partei von ihren Anhängern laut gebilliget und von der wählerischen Presse offen in Schutz genommen wurden. — Am 23. wurde der in jüngster Zeit Ulm vielbewegende Redakteur des „Erzählers an der Donau“, B. Schiffterling, zu Stuttgart verhaftet und wegen Beleidigung des Königs u. Presvergehen in Criminaluntersuchung gestellt. Schiffterling war bisher auch Vorstand des sogenannten „Arbeitervereins“ in Ulm. Ein anderer Koryphäe dieses Vereines, Commissionär Rauffmann, befand sich gleichzeitig wegen Unterschlagung von anvertrauten Geldern bei dem Ulmer Oberamtsgerichte in Haft und Untersuchung; ein Literat Hauber aus Herrenberg aber, der ebenfalls als „Wähler“ Geschäfte machte, ward mittelst Schub in seine Heimath befördert. Es war gut, daß die Behörden endlich mit einiger Thatkraft gegen das anarchische, wahrer Freiheit verderbliche Treiben derartiger Leute einschritten. — Der 24. Julius war für Schwaben in so fern nicht unwichtig, als an diesem Tage sämmtliche politische Vereine W. s. zu Tübingen eine Versammlung hielten. Es erschienen von 42 derselben je drei Abgeordnete aus allen Theilen des Landes. Die Göppinger Versammlung im April war es, die den ersten Anstoß zur Gründung von vaterländischen Vereinen in W. gab, als deren nächste Aufgabe, neben der allgemeinen Bestimmung, für politische Belehrung und Hebung des Volkes zu wirken, die Wahrung der Volksinteressen bei den Wahlen für die deutsche Nationalversammlung und für den württembergischen Landtag bezeichnet wurde. Während der Zeit dieser schnell auf einander folgenden Wahlen entwickelte besonders der „vaterländische Hauptverein“ in Stuttgart, in welchem die bisherige liberale Opposition, die freisinnigen Männer aus dem Beamten-, Handels- und Gelehrtenstande hauptsächlich das Wort führten, eine große Thätigkeit. Bald aber stellte sich das seltsame Schauspiel dar, daß der vaterländische Verein der Hauptstadt, anstatt an der Spitze der Bewegung zu stehen, den Vereinen des Landes gegenüber fast allen Einfluß verlor. Die gemäßigten Fortschreitenden wurden auch hier von den Sturmlaufenden überholt. Später bildete sich im Vereine selbst eine mehr und mehr von den ursprünglichen Tendenzen desselben abweichende Fraktion; es erfolgte eine Spaltung und aus den getrennten Hälften entstanden der „vaterländische Verein“, dessen Mitglieder sich um das Gustav Pfizer'sche Programm für Aufrechterhaltung der constitutionellen Monarchie scharten, und der „Volksverein“, welcher auf Seite des R. Römer'schen Programms stand, welches die Frage: „ob in der Republik oder in der constitutionellen Monarchie die Verbesserung des Staatslebens sich verwirklichen soll?“ als eine offene betrachtet. Die Nachrichten von den Zerwürfnissen in Stuttgart erregten das ganze Land. Mag es immerhin eine Nothwendigkeit gewesen seyn, daß die, ihrer Grundverschiedenheit nach unverträglich, politischen Elemente sich, sobald sie im Bewußtseyn davon gelangt, abschieden, — bedauert wurde dieses Ereigniß von Vielen, da die Spaltung, von der Hauptstadt begonnen, durch das ganze Land ging und die Klust weiter und weiter ward. Das Bedürfnis, wieder zu vereinigen, so weit wenigstens zu vereinbaren, daß W. in seinen vaterländischen Vereinen eine Gesamtstimme führen könnte, war wohl bei den Befestigten und Besonnenen allgemein. Darum wurde es mit Freude begrüßt, als zu dem Tübingen Tage alle vaterländischen Vereine eingeladen wurden. Die Vereinigung war bereits angebahnt; es war eine Fassung für einen Antrag, welchen man gethan haben, welche die Frage: ob das Römer'sche oder das Pfizer'sche Programm ein leitendes Prinzip für die Wirksamkeit des zu wählenden Centralvereins sein sollte? beschäftigte. Da scheiterte die Vereinbarung daran, daß:

Bereine in ihren Beschlüssen, welche den Abgeordneten zur Instruktion dienten, festgesetzt hatten: „daß nur aus solchen Vereinen, welche das Römer'sche Programm annehmen, der Centralausschuß gebildet werden solle“. So wurde denn von der Versammlung durch überwiegende Mehrheit ein Amendement zu jenem Artikel angenommen, welches die Ausscheidung der Stuttgarter Abgeordneten vom Pfizer'schen Programme zur Folge hatte. Die übrigen Vereine der Minorität blieben und nahmen Theil an der Wahl des Centralausschusses. Die Lager des Radikalismus und des Liberalismus standen von da an schroffer, als je, einander gegenüber. Den 26. reiste der König zum Gebrauche einer Rolkenkur nach Meran ab und für die Dauer seiner Abwesenheit übernahm der Kronprinz die Leitung der Regierungsgeschäfte. — Am 1. August langte ein Befehl des Reichsministeriums in Stuttgart an, nach welchem W. sofort 5000 Mann für den Schleswig-holsteinischen Krieg mobil zu machen. Von der französischen Regierung wurden der württembergischen aus dem Straßburger Arsenal 10 000 Musketen — ursprünglich Steingewehre, dann in Perkussionsgewehre umgewandelt — käuflich überlassen. Nach ihrer Ankunft in Ludwigsburg vertheilte man sie an die einzelnen Gemeinden. Damals wurden auch durch einen nach W. geschickten bayerischen Bevollmächtigten die Unterhandlungen in Betreff der Eisenbahnverbindung zwischen beiden Nachbarstaaten wieder aufgenommen. Ferner erfolgte zu dieser Zeit die Aufhebung der bisherigen geheimen Kriegskanzlei und die dießfälligen Geschäfte wurden vom Könige an sein geheimes Cabinet bleibend überwiesen. — Am 6. August wurde auf dem Cannstädter Wafen die Feierlichkeit der Huldigung der Stuttgarter Garnison für den Reichsverweser vorschriftsmäßig durch den Chef des Kriegsdepartements, Generalmajor v. Ruppelin, vorgenommen, wobei auch ein Theil der Stuttgarter Bürgerwehr in Uniform erschien. Ebenso hatte sich eine zahllose Menschenmenge aus Stuttgart, Cannstadt, Eßlingen u. Umgegend eingefunden. Eine reitende Batterie aus Ludwigsburg verherrlichte den Akt durch drei Kanonensalven. Das Hurrah und Hoch auf den Reichsverweser wollte kein Ende nehmen. Sämmtliche Truppen hatten die dreifarbigte Kokarde über der württembergischen aufgesteckt und die Standarten waren am Kranze mit breiten dreifarbigten Bändern umwunden. Auch in Ulm rückte die ganze Besatzung — Württemberger, Bayern und Oesterreicher, etwa 3000 Mann stark — auf dem sogenannten Boden aus, um dem Reichsverweser zu huldigen. Die Handlung ging in einfacher, aber würdiger Weise, ganz der Vorschrift des Reichskriegsministers entsprechend, vor sich. In Kerlingen bei Neresheim fand an demselben Tage eine große Bauernversammlung statt. Folgende Petitionen wurden gestellt: 1) Wohlfeilere Staatsregierung, Verminderung der Beamten, Herabsetzung der Besoldungen, besonders der hohen Beamten, Erschwerung der Pensionirung, Aufhebung der Diäten, Vereinfachung der Geschäfte, unabhängige Stellung der Gemeinden, Herabsetzung der Civilliste und der Apanagen, sowie der Advokatentaren; 2) Festsetzung der Zehentablösungsmodalität; 3) Aufhebung der Kammer der Standesherrn und Verathung wichtiger Gesetze durch unmittelbar gewählte Abgeordnete. — Am 7. August fanden in Cannstadt unruhige Auftritte wegen eines verdächtigen Mannes, Schriftsetzer Benz aus Ulm, statt. Arbeitslos trieb sich dieser umher, spielte den überspannten Freiheitsmann und Anhänger Hecker's, soll aber, wie ihm die Volksmeinung Schuld gab, dabei die Leute ausgeholt und verathen haben. Als er verhaftet wurde, entstand ein Auflauf. Nach dem „Beobachter“ wollte ihn die gereizte Menge mit dem Wagen, worin er transportirt wurde, von der Neckarbrücke in den Fluß stürzen. Nachts gingen Reiterstreifwachen von Stuttgart nach der Gegend von Cannstadt; es war aber kein weiteres militärisches Einschreiten nöthig, da Alles wieder zur Ordnung zurückgeführt war. — Unterm 18. meldete der Schwäbische Merkur aus Stuttgart, daß die Untersuchung gegen die, bei dem bewaffneten Aufstand in Baden theilgenommenen und auf dem Hohenasperg verwahrten Württemberger, an der Zahl — durch höchste Entschließung abergefchlagen worden

sei. Dies geschah, nachdem Baden für seine, bei dem republikanischen Putsch compromittirten, Angehörigen eine bedingte Amnestie ausgesprochen hatte. — Am 24. ward zu Stuttgart eine interessante militärische Feier begangen. Die Bürgerwehr der Hauptstadt hatte sich vollständig organisiert u. trat an diesem Tage zum ersten Male in Masse unter Waffen. Dies wurde durch die Ueberreichung und Weihe der Fahnen veranlaßt, die von den dortigen Damen aller Stände verfertigt und der Bürgerwehr zum Geschenke gemacht waren. Die Feier, welche in Gegenwart der zu Stuttgart anwesenden Mitglieder der königlichen Familie stattfand, äusserte durch den Empfang und die herzliche Begrüßung derselben die Anerkennung für die seit Anfang März ohne Rückhalt geäußerte Anschließung an die neue Bewegung und für die Bereitwilligkeit, womit W. sogleich und unbedingt sich allen Erfordernissen untergeordnet hatte, welche das allgemeine Wohl Deutschlands und die Erschaffung einer kräftigen Centralgewalt geboten. In der Rede, welche bei der erwähnten Gelegenheit gehalten wurde; in einem vorgetragenen Gedichte, in den gesungenen Liedern war der Gedanke der Gesammtheit Deutschlands neben dem Bewußtseyn der lange erstrebten und endlich errungenen Rechte vorherrschend. Tags darauf marschirten die nach Schleswig bestimmten württembergischen Truppen von Stuttgart ab. — In den ersten Tagen des Septembers herrschte politische Stille im Lande Württemberg, aber diese wurde plötzlich durch eine so allgemeine Aufregung unterbrochen, wie sie in den Märztagen kaum heftiger war. Veranlassung dazu gaben die Beschlüsse der deutschen Nationalversammlung über den Waffenstillstand von Malmö. Bekanntlich wurde die Ausführung desselben vom Parlamente in der Sitzung des 5. Septembers siktirt und man konnte bei der Kunde von diesem Ereignisse nicht voraussehen, daß die nämliche Versammlung nicht volle zwei Wochen später (16. September) einen ganz entgegengesetzten, die Vollziehung des Waffenstillstandes genehmigenden, Beschluß fassen würde. Die Württemberger folgten dem ersten Eindrucke und dieser war so mächtig, daß selbst alle inneren Angelegenheiten darüber vergessen wurden. Leute aller Stände sammelten sich in den verschiedenen Vereinen. Die zwei Klubs, in welche sich die constitutionelle Partei vor einiger Zeit gespalten hatte, vereinigten sich sogleich wieder bei der allgemeinen deutschen Sache. Es ward eine gemeinsame Adresse beider an die Reichsversammlung beschloffen und die Abfassung derselben dem Kanzler v. Wächter, dem langjährigen Präsidenten der Kammer, übertragen. „Die Würde der Reichsversammlung herabgesetzt, die Centralbehörde der Nation in der Behandlung ihres Gesandten beschimpft, die Ehre Deutschlands und deutscher Waffen niedergetreten, — eher ein ehrenvoller Untergang, als Schmach nach innen und aussen.“ Dies war der Inhalt der Adresse und der Rede Wächter's. Die Adresse wurde in der, am 8. September gehaltenen, allgemeinen Versammlung durch Zuruf angenommen; ebenso der Vorschlag, daß der Vorstand der Vereine sie im Namen sämtlicher Einwohner Stuttgart's unterfertige, damit kein Zeitverlust durch die Unterzeichnung der Einzelnen stattfinde und die Adresse noch an demselben Abende nach Frankfurt gesendet werden könne. In der Versammlung sah man die Theilnahme aller Stände und Parteien; man bemerkte dort Beamte wie Bürger, die früher zum alten Systeme gehörten hatten. Auch bei dem Militär zeigte sich eine entschiedene Stimmung; empfanden gleich tief die den deutschen Waffen widerfahrne Beschimpfung. Auf dem Lande war die Aufregung ebenso groß, oder noch größer, als in Stuttgart. Die Bewegung, einmal wieder hervorgerufen, wogt in immer mächtigeren Wellenschlägen durch die ganze Bevölkerung hin. Ueberall Volksversammlungen. Die in Heilbronn den 10. September abgehaltene erachtet einen constituirenden Landtag für nöthig und stellt den Antrag, die württembergischen Abgeordneten bei der Reichsversammlung, Mathy und Fallati, abzuberufen, weil sie gegen die Siktirung des Truppenrückzuges aus Schweswig und Holstein gestimmt. Sie endet mit dem Konflikte zwischen einigen Fremden u. der Polizei, wobei unbedeutende Verwundungen vorkamen. Der politische Verein in Ulm an die Stadtregierung an, gleich der bei rückhaltlose Anerkennung

tralgewalt auszusprechen. Die große Volksversammlung zu Eßlingen am 17. September, von 7—8000 Theilnehmern besucht, verlangt, daß die demnächst sich versammelnden Stände bloß ein neues Wahlgesetz nach allgemeinem Stimmrechte erlassen und dann auseinander gehen sollen, um einer Constituante Platz zu machen. Dabei werden Hedern und der Republik stürmische Hoch gebracht und es fehlt nicht an Demagogen, die unter rauschendem Beifalle offen den Umsturz predigen. Nicht lange darnach finden in Heilbronn und Lübingen Excesse statt, bei welchen abermals die bereits stereotyp gewordenen Rufe „Heder und Republik“ gehört werden. Am 21. ist Volksversammlung zu Reutlingen, republikanischer Tendenz; 10,000 Menschen wohnen ihr bei. Und wie an schreienden, fehlte es W. auch nicht an schreibenden Agitatoren; nicht an Blättern, welche geschäftig in die Flamme bliesen. Die Paulskirche ward von denselben nach dem 16. September natürlich als verbleichter Stern behandelt, welcher der „neuen Macht“ weichen müsse. Die Kölnische Zeitung und nach ihr die Deutsche, machten damals dem Ministerium nicht mit Unrecht Vorwürfe, daß es dem Umwühlen des ganzen Landes Nichts als Worte entgegenseze. — Unter solchen Bewegungen wurde am 20. der Landtag im Namen des abwesenden Königes durch den Minister Duxerov eröffnet. Wie die Thronrede erklärte, war die weitere Verzögerung wegen der Dringlichkeit der Bedürfnisse in der Gesetzgebung und im Staatshaushalte mit zu vielen Nachtheilen verbunden, als daß man das vollständige Werk der Reichsversammlung hätte abwarten können, dessen Beendigung ohnehin vielleicht nicht einmal in nächster Zukunft zu erwarten sei. Von den Deputirten, welche zugleich Mitglieder des Frankfurter Reichstages waren, hatten sich fast alle zur Eröffnung eingefunden, so auch der Minister Römer. Bei dieser bot die Kammer einen ganz neuen Anblick auch im Aeußern dar. Die Uniformen und Mäntel waren verschwunden; mit Ausnahme der Geistlichen erschienen alle Abgeordneten im gleichförmigen und bürgerlichen schwarzen Frack, ein neugewähltes Mitglied sogar im Wehrmannsrocke, mit dem Taschenmesser an der Seite. Von denjenigen, die man als massenhafte ministerielle Kernschar in jeder Versammlung sonst bleibend zu erblicken pflegte, sah man fast Niemand; die meisten Mitglieder waren in Stuttgart unbekannt und von den Landbewohnern aus ihrer Mitte ernannt worden. Die Regierung hatte sich aller Einwirkung auf die Wahlen enthalten. Als die Hauptpunkte der von dem Minister vorgelesenen Thronrede waren folgende aufgestellt: Von der königlichen Regierung wird unumwunden anerkannt, daß die Nationalversammlung beschließt und die provisorische Centralgewalt bestimmt. Die Beschlüsse der Nationalversammlung erheischen wesentliche Abänderungen der württembergischen Landesverfassung, ein neues Wahlgesetz ist somit erforderlich. Hieraus folgt, daß die Kammer nicht nach der bisherigen Dauer bestehen kann. Somit erklärte die Thronrede, daß die Regierung den, nach einem neuen Wahlgesetz berufenen, Ständen weiter auf solche Veränderungen bezügliche Gesetzentwürfe nach Verkündigung der Beschlüsse der Nationalversammlung vorlegen und das Budget nur auf ein Jahr einreichen werde. Hinsichtlich desselben könnten noch nicht alle möglichen Ersparnisse schon jetzt angegeben werden. Die Maßregeln zur Erschaffung der Centralgewalt, sowie andere, auf den jetzigen Veränderungen begründete, Verhältnisse haben neue Lasten zur Folge gehabt; hiezu kommen die Ausfälle in den Einkünften der Staatsdomänen, die sich aus der Abschaffung der Feudallasten ergeben. Eine Steuererhöhung sei deshalb nothwendig. Die Gewerbe selbst werde man nicht belasten, sondern die Lasten denjenigen überweisen, die sie am leichtesten tragen können. Nun folgte in der Thronrede die Ankündigung eines Gesetzes, welches die Befreiung von Grund und Boden vervollständigte, eines Gesetzes über die Bannrechte, weiterhin von Gesetzen über gleiche Corporationslasten und Staatssteuern, über Zugdienste, über ein verändertes Strafverfahren mit Geschworenen, über die Einschränkung der bewaffneten Macht bei Unruhen, über die größere Selbstständigkeit der Gemeinden. Die Rede schloß mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß ein aufrichtiges Zusammenwirken der Stände und

Regierung die heftige Ungebuld beruhigen und durch die Begründung des eigenen Wohlles zugleich das der ganzen Nation fördern werde; hierin einten sich die Wünsche des Königes und des Volkes. Die Antwortadresse, welche der Fürst von Hohenlohe-Langenburg im Namen der ersten Kammer vortrug, hob vorzugsweise die unumwundene Anerkennung der Beschlüsse der Reichsversammlung und die gehoffte Mitwirkung W. S. auf größere Einheit und Kraft des deutschen Vaterlandes hervor, wobei König und Volk in ihren Bestrebungen unzertrennlich seien, wie alle bisherigen öffentlichen Aeußerungen ein Beweis der hier herrschenden Gesinnung. — Noch vor der versaffungsmäßigen Eidesleistung hatten 42 Abgeordnete einen Protest des Inhaltes eingereicht: sie würden den Eid nur unter ausdrücklichen Voraussetzung ablegen, daß das, mit Einsetzung der Centralgewalt thatsächlich und rechtlich bestehende, Verhältniß der Einzelstaaten zum deutschen Gesamtvaterlande mit der württembergischen Verfassung, auf welche der Eid lautete, keineswegs als in Widerspruch stehend angesehen werden könne, daß dasselbe vielmehr einen wesentlichen Bestandtheil unserer öffentlichen Rechte bilde.“ Dem Vortrage des ständischen Ausschusses trug das Ministerium des Innern auf, den vorstehenden folgende Erklärung mitzutheilen: „Da in Folge der königlichen Verordnung vom 12. April dieses Jahres, betreffend die Wahl zur deutschen Nationalversammlung, und durch das Gesetz vom 28. Juni l. J. über die Einführung einer provisorischen Centralgewalt für Deutschland wesentliche Aenderungen in unserem öffentlichen Rechte herbeigeführt worden sind, so betrachtet es die Regierung Sr. Maj. des Königs als sich von selbst verstehend, „daß der Ständebeid nur in Anerkennung jener Aenderungen abzulegen und die Hinweisung auf das früher abgelegene Gelübde auch bloß in dem angeführten Sinne zu nehmen sei.“ — Am 1. kam der König aus Meran zurück. Die Kammer der Abgeordneten beschäftigte sich mit der Wahl ihrer Commissionen. Noch immer herrschte in Stuttgart und der Umgegend große Bewegung. Einige Banner Bürgerwehr waren aufgestellt gestellt. Beim Militär fanden starke Einberufungen der Beurlaubten statt. Ausforschungen wurden bei verschiedenen Personen vorgenommen. Das Ministerium mannte sich endlich zu energischeren Maßnahmen gegenüber den Aufrührplanen. Der „Schwäbische Merkur“ vom 24. September brachte folgende Bekanntmachung: Es ist der württembergischen Regierung die Nachricht zugegangen, daß das neueste frankfurter Attentat (blutiger Strassenkampf daselbst am 18. September, Ermordung Richnowsky's und Querswalb's) nicht vereinzelt sei, sondern mit verabredeten Ueberrhebungen ähnlicher Art in W., Baden, Hessen 2c. im Zusammenhange stehe. In Baden ist dieser Plan bereits verwirklicht worden. Denn Struwe ist mit einer Schaar deutscher und italienischer Flüchtlinge im Seekreife eingerückt; er plündert Postwägen, öffentliche Kassen und verkündigt an denjenigen Orten, nach welche er zieht, gegen Solche, die sich ihm nicht anschließen, das Standrecht. Bereits hat die deutsche Centralgewalt die nöthigen militärischen Maßregeln ergriffen und es ist an die württembergische Regierung das Ansuchen gerichtet worden, sich ihnen anzuschließen. In Betracht nicht nur der Vorfälle in Frankfurt und Baden, sondern auch in Betracht der drohenden Zustände in Württemberg selbst, welche durch eine anarchische Partei herbeigeführt worden sind, hat die Staatsregierung den Beschluß gefaßt, ohne Verzug alle diejenigen Maßregeln zu treffen, welche zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung, sowie zum Schutze der persönlichen Freiheit und des gefährdeten Eigenthums nothwendig sind. Sie rechnet dabei auf den Beistand aller wohlgesinnten Staatsbürger und fordert sie hiemit auf, sich um sie zu schaaren und thatkräftig zu zeigen, daß das württembergische Volk nicht gemeint sei, die Errungenschaften der neuern Zeit durch Aufwiegler gefährden zu lassen. Rüge das Unheil, welches ein Bürgerkrieg, wenn er ausbricht, notwendig in seinem Gefolge hat, auf diejenigen zurückfallen, die ihn veranlassen. Die Regierung ist gerüstet!“ Der rechtliche Bürger konnte mit Freuden sagen, daß die Staatsgewalt dem Lande Ruhe verschaffe. Die Pläne der Aufrührer lagen offen zu Tage und es war kein Zweifel, daß der Schlag ge-

Nationalversammlung zu Frankfurt auf einem weitverzweigten wornach gleichzeitig auch anderwärts „gehandelt“ werden sollte nannten Volksversammlung in Cannstadt ging man so weit, zu einer „bewaffneten Völkerwanderung“ nach Frankfurt aufzuforsuchen setzten dort auch eine Sturmpetition an die Kammer die constitutionelle Monarchie als Kriegszustand zwischen Fürsten und der jetzigen Ständeversammlung gesagt war, sie stehe nicht auf dem Boden der Volkssouveränität. Man ließ das Vaterland zu Entwicklung der Errungenschaften des Frühjahres gelangen; eine Verblendung herrschte; Wähler und meist in ihren Vermögensvermögen Leute, zum Theil Bagabunden, wollten die ganze Gesellschaft hineinziehen. Wenn gegenwärtig die Reaction in Deutschland macht, so haben es diese Menschen auf ihrem Gewissen, welche Verblendungen die materiellen Interessen so schwer bedrohten, daß der Gewerbsmann, den Besitzenden überhaupt endlich dahin brachte um jeden Preis herbeiwünschte, selbst um den Preis der Freier Schritt am 22. zur Präsidentenwahl; Murschel, der nach als der Repräsentant der Mittelklassen gelten konnte, erhielt die Stimmenmehrheit und ward auch vom Könige bestätigt. Die Zulassungen, worunter die eines Deutschkatholiken (Scherr), wurde letzterem, weil die Verfassung nur die Zulassung von katholischen, lutherischen und reformirten Mitgliedern bestimmte. Das Commissionsgutachten zur Zulassung entschieden und dadurch jenen Verfassungsparagraphen ungültig erklärt. Es wurde bei dieser Gelegenheit sogar die das Zeitbewußtseyn hebe die Verfassungsurkunde auf. Minister erklärte daß die Staatsregierung die Ansichten der Kommission nicht jedoch diese Angelegenheit der Kammer, wie das auch dem contenten entspreche. Denn keine gesetzgebende Versammlung könne dulden irgendwie auf ihre Zusammensetzung und innere Politik worüber von ihr selbstständig zu entscheiden sei. Gegen die Hauptaufgabe legte er übrigens eine feierliche Protestation an; die habe vollkommene Gültigkeit, so lange die Nationalversammlung, gesetz gegeben habe. Die Kammer ihrerseits ließ den Verfassungsurkunde stehen, nahm aber Umgang von seiner Anordnung. Scherr erhielt 23 Stimmen zugelassen. — Vom Reichsminister des Innern für württembergischen Staatsministerium des Innern die Mittheilung visirische Centralgewalt den Abgeordneten der deutschen Reichsversammlung Gustav v. Keller, zum Reichskommissär für den ganzen westlichen deutschen Bundesstaaten ernannt habe, mit dem Auftrag der Reichsgewalt alle, zur Herstellung der Ruhe und Ordnung der Gesetze erforderlichen, Maßregeln zu ergreifen, nöthigenfalls requiriren, den Belagerungszustand zu erklären, das Standrecht kurz, in Allem nach seinem besten Wissen und Gewissen zu handhaben allgemeine Wohlfahrt und Sicherheit in Deutschland erheische. Die württembergische Staatsministerium sei ersucht, sämtliche Behörden und Behörden ungehäumt anzuweisen, den Verfügungen des genannten Kommissars Folge zu leisten und ihn in Durchführung aller von ihm gegebenen Aufträge kräftigste zu unterstützen. Die Einschreitung der Reichsgewalt an der staatlichen Ordnung Festhaltenden sehr erwünscht, den Anarchisten, die Bundesgenossen der Frankfurter Septembrirevolver, als je. In Ulm fand man den 26. September, am Borstentage des Königes, an verschiedenen Orten gedruckte Plakate, in denen „Gott und die Republik!“ angeschlagen, in welchen die schändlichen gegen die deutschen Fürsten enthalten waren. Zugleich ward die Reichsgewalt aufgefordert, gegen W. und Baden nicht zu Felde zu ziehen



er erheben sich wie ein Mann für die Republik. Abends versammelte sich eine Rasse Handwerksburschen und Sassenjungen auf dem Marktplatz, ein gellendes Heulen und „Hecker hoch!“ ertönen lassend. Georg Rau, ein bankerotter Glasbrücker von Gaildorf, welcher bisher in den demokratischen Volksversammlungen als große Wort gesprochen, warf nun völlig die Maske ab und pflanzte offen die Fahne der Empörung auf. Nach der zu Kottweil, einer an der babilischen Schwarzalbbgränze gelegenen Stadt von etwa 5000 Einwohnern, am 24. September abgehaltenen Volksversammlung, in welcher die Republik proklamirt ward, brach folgenden Tages eine Schaar von etwa 500 Mann gegen Stuttgart auf. Der weck Rau's war, mit bewaffneter Macht zu dem am 28. beginnenden Volksfeste in Cannstadt einzutreffen und auch dort die Republik auszurufen. Die von ihm überall verbreitete Proklamation sprach dies unverholen aus, denn in Punkt 6. war es verfügt: „Alle wehrhafte Mannschaft des ganzen Landes setzt sich in Bewegung nach Stuttgart (Cannstadt ist davon bekanntlich nur eine kleine Stunde entfernt) zu einem großen Volkstage auf die Mitte dieser Woche, um die Volksouveränität zur Geltung zu bringen.“ Einige Oberndorfer und Schramberger Bürgerwehrlinien schlossen sich Rau's Freischaar an. Dieselbe war aber am 26. noch nicht über Balingen hinaus gekommen. In Stuttgart hatte man die umfassendsten Maßregeln getroffen. Befehle und Commissarien gingen nach allen Seiten ab. Am 27. marschirte ein Bataillon Fußsoldaten und zwei Schwadronen Reiterei nach der Gegend von Tübingen ab. Die einberufenen Beurlaubten stellten sich zahlreich unter die Fahne. Die von gewisser Seite freudig verbreitete Nachricht, die Bauern würden ihre Söhne nicht ablassen, erwies sich als unbegründet. Das laienhafteste Volksfest ging ganz ruhig ab. Die aufgestellte impotente Militärmacht, die niederschlagenden Nachrichten aus dem babilischen Oberlande (Struwe war gefangen, seine Schaar zerstreut), sowie der strömende Regen verhinderten jede etwa beabsichtigte Demonstration. Die republikanische Heerfahrt nahm ein klägliches Ende. Die zugezogenen Bürgerwehren schlichen sich, ohne eine Waffe gezückt zu haben, in aller Stille nach Hause. Rau verschwand bei Balingen, man wußte nicht, wo in. Am 28. Abends stellte er sich in Oberndorf freiwillig zur Haft und wurde darauf auf den Hohenasperg gebracht, wohin auch einige andere der Stuttgarter Demagogen, G. Werner und Gastwirth Dallinger, geführt wurden. Der sogenannte Maler Simon war flüchtigen Fußes, ebenso der Dr. Theobald Kerner aus Weinsberg. — Am 27. September, seinem Geburtstage, hielt der König zum ersten Male eine Musterung über die Stuttgarter Bürgerwehr, berief dann die Offiziere und hielt an dieselben eine Anrede, worin er für die Dpfer dankte, welche als Corps seiner Organisation und dem Dienste gebracht habe — Dpfer, welche den Entschluß bezeugten, für Recht u. Gesetz einzustehen. Er freute sich der neuen gesetzlichen Freiheiten und werde zur Herstellung eines einigen Deutschlands als Seinige thun. Durch diese denkwürdigen Worte gab der König den Bürgern der Residenz eine willkommene Gelegenheit, ihre Anhänglichkeit an das Fürstenhaus zu erweisen zu können und selbe legten bei diesem Anlasse eine Gesinnung an den Tag, welche wenigstens in diesem Augenblicke die Erwartungen übertraf. So war nach den drückenden Schwüle der vergangenen Wochen wieder eine reinere Stimmung in der politischen Atmosphäre eingetreten. Die Demokraten — wir verstehen dieses Wort, ein für allemal gesagt — nicht in seiner ursprünglichen edlern Bedeutung, sondern in dem Sinne, welchen es in der öffentlichen Meinung allmählig durch das Gebaren derjenigen erlangte, die mittelst der von ihnen aufgeschickten Bewegungen nicht das Volk, sondern die rohen Massen, den Adels- und Proletariat zur Herrschaft bringen wollten — die Demokraten und ihre Anführer hatten allenthalben in Süddeutschland empfindliche Niederlagen erlitten; sie waren im offenen Felde und auf den Barrikaden geschlagen; sie hatten sich mit dem schändlichsten Verbrechen besudelt und ihre Anführer waren zum Theil hingerichtet, flüchtig, oder durch eigene Schuld, selbst bei ihrer Parthei verrathen. Durch die Rückkehr des Königs nach Stuttgart;

lich eingetretene kräftigere Auftreten der Regierung, gestützt von dem moralischen Gewichte des Rückhaltes an der Centralgewalt, war den Gesezen wieder mehr Schutz und Achtung verliehen. Seit die Windsbraut im Februar den Thron Ludwig Philipp's mit Gedankenschnelle zertrümmert; seit auch Deutschland von dem Orkane ergriffen war, der die alte Welt in allen ihren Fugen erbeben ließ, erblickten wir die stürmisch aufgewühlten Zustände in fortwährender Ebbe und Fluth. Der Waffenstillstand von Malmö, noch mehr wohl seine geschickte Ausbeutung, hatte über W. eine volle Springfluth gebracht. Doch, eben so schnell, als die drohende Welle, hoch angeschwollen, heranbrauste, eben so schnell verlief sie sich und es trat tiefe Ebbe ein. Aber die Wiederkehr der Fluth konnte nicht ausbleiben, denn der Sturm, welcher über die Völker hereingebrochen, hatte sich noch nicht gelegt; er war nur momentan von den Gränzen des Schwabenlandes zurückgewichen, um später mit neuer Wuth zu entbrennen. — Was die Kammer betrifft, so zeigte sich bald, daß in ihr die Grundsätze der Linken, um nicht zu sagen „äußersten Linken“, mächtig vertreten waren. Die später zum Uebergewichte gelangten Centren bildeten den Stützpunkt des Ministeriums. Die Rechte war sowohl durch die Zahl ihrer Mitglieder, als auch durch die Macht der herrschenden Verhältnisse ohne Einfluß. Die Wahlen der Commissionen fielen im Ganzen so unglücklich aus, daß z. B. in der Commission für geistliche Angelegenheiten nur ein einziger Theologe, Dr. Strauß, saß. Am 26. machte die Kammer der Abgeordneten die Debatte der Adresse, welche sich sonst viele Tage lange hinzog, in Einer Sitzung ab und war, entgegengesetzt der früher üblichen geheimen Berathung, in einer öffentlichen. Frühere Adressen priesen die bestehenden Zustände und den immer steigenden Wohlstand; die jetzige sprach sehr nachdrücklich von der Noth des Volkes und von der gerechten Erwartung schleuniger Befriedigung. Der hastigen Ungebuld der Einen setzte sie zugleich die jähe Verblendung Anderer entgegen, welche so viel des Alten wie möglich, in die neue Zeit hineinrollen möchten. Sie drang auf nothwendige Ersparnisse und hob besonders die Erwartung einer bleibenden und wesentlichen Verminderung, sowohl der Civilliste als auch der Apanagen, hervor. Der Entwurf der Adresse verlangte die unbedingte Unterwerfung unter die Beschlüsse der Nationalversammlung, auch für den Fall, daß dieselben mit den Ansichten und Interessen der einzelnen Regierungen nicht übereinstimmen, sprach aber auch die Erwartung aus, daß die Nationalversammlung ihre Arbeiten über die Grundrechte jetzt schnell vollende. Endlich äusserte sie die Ueberzeugung, daß die nothwendige Umbildung der württembergischen Verfassung nach den in Frankfurt zu promulgirenden Grundrechten einer Versammlung zustehe, die nicht nach dem jetzt bestehenden Wahlgeseze ernannt sei. Die Adresse ward einstimmig angenommen; die Uebergebung geschah am 30. und zwar diesmal zum ersten Male im Thronsaale. Der König entgegnete der Deputation: er sei der festen Ansicht, daß die innere Gesetzgebung W. u. dessen Verfassung mit den Grundsätzen im Einklange stehen müßten, welche die Nationalversammlung aussprechen werde u. fügte den Wunsch hinzu, daß diese Grundsätze stets auf die wahren Interessen des gemeinschaftlichen Vaterlandes gestützt seyn möchten. So der September, in welchen auch noch die Niederlegung einer Militär-Organisations-Commission zur Erhöhung des Contingents und zur Erzielung von Ersparungen, deren Vorsitzender General Bangold war, dann die Erneuerung des Pferdeausfuhrverbotes, veranlaßt von den starken Ankäufen von Pferden durch rheinbayerische Händler, fielen. — Am 1. Oktober wurde zu Ulm eine Volksversammlung abgehalten, welche ziemlich ruhig vorüber ging. Im Verhältnisse der dasigen, 20,000 Seelen betragenden, Bevölkerung war selbe nicht stark besucht. Höchstens 2- bis 3000 Menschen umstanden die Rednerbühne. Die rothen Fahnen und Hutfedern, diese Schrecken erregenden Blutzzeichen, welche bei den Versammlungen zu Esslingen, Cannstadt, Reutlingen und Ravensburg, so wie bei der Ueberhebung in Rotweil so häufig zu sehen waren, kamen diesmal nicht zum Vorschein. In der Sitzung der Abgeordneten-Kammer vom 4. Oktober erhielt

**Ministerium, dessen Stellung, dem Geiste der Kammer gegenüber, bisher**

fcher erschienen war, ein stillschweigendes Vertrauensvotum. Die Truppenversendungen, besonders nach Hall, wo die revolutionäre Partei ihren eigenen Führern in die Haare gerathen war, hatte Anlaß zu allerlei Interpellationen gegeben, denen die Minister (Rüpplin, Duvernoy und Römer) mit Energie antworteten, daß sie in diesem, wie in jedem ähnlichen, Falle das Gesetz schützen, die Anarchie bekämpfen würden. Auch David Strauß stellte sich auf die Seite der politischen Besonnenheit, ebenso Renzel. Nicht eine Stimme erklärte sich zuletzt gegen den Uebergang zur Tagesordnung. Sonst boten diese und die zunächst folgenden Sitzungen geringes Interesse. Die Debatte war meist eine allgemeine und zwar eine nutzlose, verwirrte, in beständigen Wiederholungen sich bewegende. Man vernahm die Reden einer Menge von Leuten, die sonst zurückzustehen pflegten (die Frankfurter Deputirten waren abwesend): Reden, wie sie bei Volksversammlungen und in Wirthshäusern am Orte seyn mögen, die sich aber für die Verhandlungen von Repräsentanten nicht eignen. Der Präsident mußte sogar einem Abgeordneten ein Verfahren bestimmt untersagen, als dieser auf eine Weise in die Debatte eintrat, wie sie in der Trinkstube gewöhnlich seyn mag. Das unerquickliche und erfolglose Wesen der politischen Glaubensbekenntnisse kam wieder in Gang. Die republikanische Bestimmung wurde von mehreren Mitgliedern als die ihrige ausgesprochen, jedoch mit solchen Vorbehalten, daß sie vorerst auf eine Art von Utopien verwiesen blieb. Römer schnitt dieses Paradies mit republikanischer Bestimmung ab, indem er erklärte, jeder möge offen das Bisth erheben; die Regierung könne nicht gestatten, daß die Entscheidung über die Frage „ob Republik oder Monarchie?“ herbeigeführt werde; sie sei nicht so schwach, daß sie sich außer Besitz setzen lasse. Versuch zur Einführung der Republik sei Bürgerkrieg. Es handele sich aber nicht einmal um Republik oder Monarchie, sondern um die Art und Weise, wie die Eigenthumsverhältnisse gestaltet werden sollen im Sinne gewisser Leute. Er führte hiebei die Stelle aus Rau's Zeitschrift (die Sonne) an, wo es hieß: die demokratische Republik sei nur die Einleitung zu einer noch bessern (der socialen). Das Budget wurde auf 11,903,466 fl. 18 kr. berechnet, zur Deckung des durch die Zeiterenignisse veranlaßten Ausfalles eine Einkommensteuer i. eine erhöhte Kapitalsteuer festgesetzt, endlich eine Art Zwangsanlehen in Aussicht gestellt, indem auf eine Steuerquote von 33 fl. 33 kr. als Anlehen 20 fl. und so fort im Verhältnisse zum Steigen der Steuer erhoben werden sollte. — Artillerie-leutenant Hauff, welcher am 10. September der Volksversammlung in Heilbronn beigewohnt und bei einem dem Heder dargebrachten Hoch mit angestoßen hatte, ward am 9. Oktober aus dem Militärverbande entlassen. — In Ulm fanden seit längerer Zeit Reibungen zwischen den dort in Garnison liegenden österreichischen Artilleristen u. der württembergischen Infanterie statt, veranlaßt durch gegenseitige Hfersüchteleien. Am 16. Oktober kam es bei einem Lanze in dem, auf bayerischer Donaufeite gelegenen, Schießhause zwischen beiden Theilen zu groben Erzeßen. Die Gegner machten von ihren Waffen Gebrauch und es fielen einige bedeutende Berwundungen vor. Hierüber entstand unter der württembergischen Garnison und den zu dieser haltenden Festungsarbeitern, welche länger schon mit den Oesterreichern in Spannung lebten, große Aufregung, so daß den 17. Abends die in der Stadt befindlichen Oesterreicher überall verfolgt und in den Wirthshäusern, in welche sie sich geflüchtet hatten, förmlich belagert wurden. Durch Reiterabtheilungen und Infanteriepatrouillen mußten sie umgeben und zur Stadt hinaus auf die Wilhelmshurg, wo sie kasernirt waren, begleitet werden. Die Bürgerschaft theilte sich in keiner Weise an diesen Soldatenhändeln. Am 18. ward in der genannten Stadt der erste Proceß öffentlich verhandelt und der Redakteur des „würtembergischen Beobachters“, Karl Ignaz Schabet von Friedrichshafen, wegen Aufreizung zum Hochverrathe und der Majestätsbeleidigung schuldig erkannt und zu einjähriger Festungsstrafe verurtheilt. Der Angeklagte hatte die Strafe entzogen, indem er über den See nach der benachbarten Schwabenmünster war. Am 22. wurde die Fahnenweihe der Ulmer Bürgerwehr im al

Civilliste und Apanagen einbringe, damit noch in dem gegenwärtigen Finanzjahre eine Erleichterung eintreten könne. Die Civilliste war durch ein Gesetz von 1820 für die Regierungszeit des jetzigen Königes in einer Art Vertrag auf 850,000 fl. bleibend festgesetzt worden, wogegen die Krone das Kammergut als Fideikommiss aufgab und dem Staate überließ. Hiegegen aber wurde jetzt eingewendet, jenes Kammergut sei zugleich zur Unterhaltung der Regierung rechtlich bestimmt, also kein eigentliches Familiengut gewesen und habe zum Theil einen Ursprung, auf welchen man sich nicht berufen könne, wenn man den Rechtsboden festhalten wolle. Man machte geltend, die finanziellen Verhältnisse wären solcher Art, daß eine Erhaltung der alten Civilliste (von welcher übrigens, wie wir wissen, der König bereits 200,000 fl. zeitweise nachgelassen hatte) eben so unmöglich sei, wie die Weiterzahlung der bisherigen Apanagen, Kadelgelber, Wittthümer u. s. w., die seit 1808 für jedes Jahr durchschnittlich über 300,000 fl. betragen. Hinsichtlich der Apanagen komme ein anderes Mißverhältniß hinzu; sie beruhten nämlich auf den sogenannten Donativen, d. h. Summen, welche die alten Stände den Mitgliedern des herzoglichen Hauses unter der Bedingung ausgesetzt hätten, daß sie protestantisch blieben. Die Beibehaltung einer solchen Grundlage wäre gegenwärtig eine Beleidigung beinahe für die Hälfte der Staatsbürger, die katholisch sei. Weiter wurde hervorgehoben: das Einkommen des Fürsten müsse sich nach dem des Landes richten und die jetzigen Zeitverhältnisse müssen in dieser Hinsicht Allen Opfer auferlegen, so daß Niemand, der aus der Staatskasse sein Eigenthum erhalte, eine Ausnahme für sich auf Kosten der Steuerpflichtigen in solcher Weise in Anspruch nehmen könne, wie der Beamtenstand während der Theuerung des vergangenen Jahres seine damalige Mehrheit benützt habe, um sich eine Theuerungszulage zu verschaffen. Diese Frage schien eine Ministerkrise hervorzurufen zu wollen. Es handelte sich um die Form. Wie verlautete, war der König entschlossen, eine bleibende Verminderung der Civilliste freiwillig zuzugestehen, allein er betrachtete den Anspruch auf eine, für Lebenszeit durch ein Gesetz ihm zugesandene, Summe als einen auf dem Rechte begründeten, der nicht durch ein anderes Gesetz, sondern nur durch eine freiwillige Verzichtleistung aufgehoben werden könne. Römer hegte eine ähnliche Ansicht, nach dem Standpunkte, den er in Behauptung der gesetzlichen Form stets festhielt. Er erklärte, daß er keinen derartigen Gesetzentwurf einbringen, sondern sein Ministerium abgeben werde und die übrigen Minister gleicher Ansicht seien. Dies erregte Bestürzung, sogar beim „Beobachter“, jetzt das Organ der äußersten Linken, denn diese war nicht im Stande, ein Ministerium aus ihrer Mitte, ein Ministerium der Minorität, zu bilden und festzuhalten. Man schlug als Ausgleichungsmittel vor: die Kammer zu bestimmen, statt auf dem bekannten Beschlusse zu bestehen, dem Könige eine Petition zu überreichen und in derselben um freiwillige Verzichtleistung auf einen Theil der Civilliste zu bitten. Hievon versprach man sich bei der bekannten Gesinnung des Monarchen einen günstigen Erfolg. Die Standesherrn berieten unterm 21. November die in Rede stehende Sache und verwarfen — mit dem Beisatze, daß der Weg, welcher hier zur Erleichterung des Volkes eingeschlagen worden sei, ihrem Rechtsfinne, wie ihren Empfindungen, widerstrebe — die Beschlüsse der Abgeordnetenversammlung. Letztere nahm in ihrer Sitzung vom 16. zwei allgemeine deutsche Fragen vor. Herr stellte den Antrag: Die Kammer wolle beschließen, der Regierung ungesäumt die dringliche Bitte vorzulegen, bei der Centralgewalt dahin zu wirken, daß dieselbe die Sache der konstituierenden Versammlung in Preußen (dort hatte eben der bekannte Konflikt zwischen der Regierung und dem Berliner Reichstage stattgefunden) zu der ihrigen mache; daß sie das Volk den Tendenzen eines Ministeriums gegenüber schütze, welches dem Vertrauen des Volkes nicht genüge; daß sie das Volk vor einem drohenden Militärdespotismus bewahre; daß sie demselben beweiße, Preußen werde in einer aufrichtigen Unterordnung unter die Centralgewalt die sicherste Garantie seiner Freiheit finden. Bei der Abstimmung waren 72 für den Antrag gegen 2. Hierauf trug Seeger auf

eine Adresse der Kammer an die Nationalversammlung hinsichtlich der Erschießung Robert Blum's an: Verletzung der Reichsgesetze durch einen österreichischen Feldherrn, offene Ausföhnung gegen das Reichsgesetz, ohne Rücksicht auf die Mahnung der Reichsminister, Gefahr der deutschen Einheit, des Einbrechens jägelloser Gewalt und der Entfesselung aller Leidenschaften, des Unterganges der Ordnung der Dinge sei bevorstehend, im Falle nicht die Reichsgewalt das Steuer mit fester Hand ergreife. Dies war der Inhalt der Adresse, welche mit 63 gegen 11 Stimmen angenommen wurde. Der Spruch des Wiener Kriegesgerichtes hatte Aufregung und Haß wieder in Ueberfülle hervorgerufen. In Stuttgart, Eßlingen, Tübingen und in mehreren anderen Orten wurden Lobtänze für den „Martyrer der Freiheit“ begangen. Deutschland verehrte im Jahre 1848 gar sonderbare Heilige. In einer Zeit, welche von dem extremsten Parteigeiste beherrscht wurde, war das nicht zu verwundern. In Ulm hielten die Deutschkatholiken, deren Vorkämpfer Einer der Entseelte bekanntlich gewesen, in der ihnen zum Gebrauche überlassenen Dreifaltigkeitssäle einen Trauergottesdienst, welchem von Seite des, der äußersten Linken angehörenden, Volksvereines eine andere Trauerfeier mit Reden, Aufforderungen und Beiträgen für die Hinterbliebenen u. dgl. folgte. Unter der dadurch veranlaßten Erbitterung hatten die dort in Besatzung liegenden österreichischen Krüskrieger viel zu leiden. In den Schenken wurden dieselben gereizt, auf der StraÙe vom Pöbel insultirt, während doch jeder halbwegs Vernünftige hätte einsehen sollen, daß diese Leute weder an der unheilvollen Reise Blum's nach Wien und seiner dasigen Betheiligung am Kampfe, noch an seiner sofortigen handrechtlichen Behandlung irgendwie Schuld trugen. Ein Oesterreicher drückte hierüber in einem Ulmer Lokalblatte seine gerechte Entrüstung aus. — Der vaterländische Verein zu Ludwigsburg vergaß sich in seiner Parteibesessenheit so weit, an Dr. Strauß, Abgeordneten für Ludwigsburg, eine von 90 Personen unterschriebene Mißtrauensadresse wegen seiner, jenen Männern begreiflicher Weise mißliebigen, Abstimmung in der Blum'schen Angelegenheit abgehen zu lassen. Strauß hatte nämlich den österreichischen Feldherrn den leidenschaftlichen Anklagen gegenüber insofern zu rechtfertigen gesucht, daß Blum seine Eigenschaft als Reichstagsabgeordneter dadurch verwirkt habe, daß er als Freischärler auftrat. Auch äußerte er sich in der Kammer nicht eben beifällig über den Götzenbildendienst, den man mit dem „einem unseligen Verhängnisse Erlegenen“ trieb. Auf die Ludwigsburger Adresse antwortete er mit scharfen Waffen, wies den Verein in seine Schranken zurück u. vertrat kräftig das Recht seiner persönlichen Ueberzeugung gegen den Terrorismus jenes Klubs. Nur schade, daß in unseren Tagen solcher Muth zu den seltenen Erscheinungen gehört! Wenn zweihundert sogenannte „Gutgesinnte“ einem frechen Demagogen gegenüber zaghaft schweigen, jeder auf den Muth des andern vergebens hoffend und wartend, liegt darin nicht ein Theil der Calamität unserer Zeit? — In der Kammer fanden nunmehr Verhandlungen über die Ergänzung des Ablösungsgesetzes statt, welche sich ziemlich in die Länge zogen. Der Gesetzentwurf über Zehntablösung enthielt allein 64 Paragraphen. Da die feudale Besteuerung mit dem ganzen Staatshaushalte eng verflochten war, so folgte daraus die Nothwendigkeit, eine Masse von Einzelheiten zu behandeln. Hinsichtlich der Berechtigten vertrat die Kammer nicht ganz mit Billigkeit. Der, durch das Gesetz vom 14. April festgesetzte, Ablösungspreis wurde damals allgemein als niedrig angesehen, wie dies auch wirklich der Fall ist. Nichtsdestoweniger setzte die Kammer diesen Preis auf indirektem Wege noch mehr herab, indem sie den Berechtigten einen Theil der Ablösungskosten zuwies. Nach der Erledigung der Zehntablösung ward über einen Gesetzentwurf berathen, welcher die Zugiehung der, bisher hinsichtlich der Gemeindefasten steuerfreien, Güter zu diesen Lasten betraf. In dieser Hinsicht steuerfrei waren bisher, ausser den Domänen, Güter von Adelligen und einzelnen Plebejern, von denen das auf solche Weise eximite unbewegliche Eigenthum erworben war. Die Theilnahme an allen Vorthellen, welche die Gemeinde ~~hatten~~ <sup>hat</sup> ~~blut~~, ohne daß ein Antheil an deren Lasten getragen wird, widerstrebte ja

der ungern Zahl der Verurtheilungen und wegen der, von  
schworenem veranlaßten, Geschäfts- und Zeitverschümnis war in dem  
der Grundsat eines Censur angenommen, da es entweder nothwendig  
schworenem für ihre Verschümnis eine Entschädigung zu zahlen, oder  
bestimmtem Einkommen als Geschworene zu nehmen. Die Ueber-  
gütung von Seite der Staatskasse sei aber für jetzt unmöglich. U-  
zember erließ das Ministerium des Innern eine Verfügung, wornach  
ner 1849 an die von der Post abzurechnenden Expeditionengebühren  
an keinem Orte B. S. mehr als 20 Prozent des Preises, zu welchem  
von dem Verleger abgegeben wird, betragen durften. Die Verfen-  
ungen blieb aber noch immer von der Eisenbahn ausgeschlossen und,  
das ungleich langsamere Medium der Postwagen gewiesen. Am 1  
erste Kammer ihren Beitritt zu dem frühern Beschlusse der zweiten  
einer Landeskasse und über einen, von der Regierung noch auf  
hierüber einzubringenden, Gesetzentwurf an. Dagegen führten die  
welche die Ständeherrn mit dem Jagdgesetze vornahmen, einen  
den beiden Kammern herbei. Die erste Kammer bestimmte nämlich,  
jenigen Jagdberechtigungen ohne Entschädigung aufzuheben seien, die  
auf öffentlichem oder grundherrlichem Rechte beruhen, daß aber die Jagd  
privatrechtlicher Natur durch Ablösung getilgt werden müßten. Ein  
sentliche Veränderung in dem Gesetzentwurfe betraf das Aufsichtswesen  
den über die Uebung der Jagd. Dies wurde indirekt dadurch in  
daß man den Gemeinden nur auf ihrem besondern Eigenthume die  
Art übertragen und die Verpachtung der Jagd gestatten wollte, wo  
Recht ohnedem von selbst verstand. Dieser Beschluß der ersten  
allen Groll wieder auf, der sich in früherer Zeit gegen dieselbe ange  
ein Groll, den man bei der Nachgiebigkeit im März bis jetzt gern  
Ueber die vorliegenden Verhältnisse war kein anderes Resultat zu  
daß die zweite Kammer auf ihren früheren Beschlüssen beharren wü  
mit der großen Majorität von 68 gegen 13 geschah. Die äusserste  
den Beschluß der ersten Kammer mit einer gewissen Befriedigung an  
ihre neue Gelegenheit, jene in den Augen des Volkes als den Gemein

sammenberufung einer solchen zu drängen. Mit dieser Sitzung war die Thätigkeit der Kammer für das Jahr 1848 beendet, indem Ferien bis zum 4. Jänner eintreten. Sie machte sich auch noch durch einen Zwischenfall denkwürdig, welchen der Abgeordnete Dr. Strauß zum Ausschelden aus der Kammer veranlaßt. Einige scharfe Bemerkungen, welche ihm im Laufe der Debatten über die Verurteilung eines constituirenden Landtages entschlüpft waren und die er nicht zurücknehmen wollte, hatten ihm einen Ordnungsruf von Seite des Präsidenten zugezogen. Strauß verließ hierauf den Saal, um, wie er bald darauf dem Präsidenten zeigte, nicht wiederzukehren. Er fügte bei, die Absicht auszutreten seit geraumer Zeit gehegt zu haben. Längst war des selbstständigen Denkers unabhängige Stellung inmitten des Redestromes der Parteien den Radikalen ein Aergerniß und wurden in Mißtrauenserklärungen und Zeitungsangriffen alle Hebel angelegt, um den unbequemen Gast aus dem Ständesaale zu drücken. Er setzte dem eine Zeitlang jene heitere Ruhe entgegen, die ihm seine große geistige Ueberlegenheit gegen Selbst den Sturm überwand er, den sein freimüthiges Bekenntniß wider Blum erregt hatte. Da er aber jenem Agitator die Märtyrerkrone angetastet, war ein Blasphemie, die dem kühnen Verfasser des Lebens Jesu nicht verziehen werden konnte. Die Gütlichkeit Christi hatte er anzweifeln dürfen, — das war in der Ordnung; man trug ihn im Triumph bei den Parlamentswahlen und hängte Trauerflöte aus, als das Landvolk um Ludwigsburg einen Gläubigern, als Strauß nach Frankfurt schickte. Aber an Robert Blum zweifeln — das war nun immermehr erlaubt. Im ersten Jahre der Freiheit sah sich der freie Denker zu Ausschelden aus der Volksvertretung genöthiget. Sein, in der öffentlichen Meinung aufgerichtetes, Standbild ward vom Biedestal geworfen, bespuht, mit Füßen getreten. Strauß gab im Schwäbischen Merkur eine Erklärung an seine Wähler über seinen Austritt aus der Kammer. Es hieß darin: „Als ich im Frühjahr Ihre Wahl annahm, welche mich durch die Feierlichkeit, die Ihr Wohlwollen für mich derselben gab, jetzt in der Erinnerung doppelt beschämt, da hatte, wie Sie von meiner Fähigkeit, so ich von dem Kreise meiner künftigen Wirksamkeit sanguinische Hoffnungen, welche sich, wie gewöhnlich, nicht erfüllen sollten. Ich freute mich, in eine Kammer einzutreten, welche, wie ich mir vorstellte, auf der Grundlage dessen, was der deutschen Nation von Seiten der Rationalversammlung gegeben werden würde und im Anschlusse an ein, aus dem Vertrauen des Volk hervorgegangenes Ministerium, unsere Verhältnisse neu gestalten, die Früchte der französisch-deutschen Revolution im friedlichen Wege der Reform auch unserem eignen Vaterlande zuführen würde. Allein, wie in ganz Deutschland, so gibt auch in W. und zeigten sich bald auch in der Kammer nicht Wenige, denen die Revolution des März nur als ein halber Schritt erscheint, die jedes Versuch friedlicher Umbildung als eines eiteln Flickwerkes spotten u. einen zweiten grünlischen Umsturz als das einzige Heilmittel in Aussicht stellen; demnach auch unser jetziges Ministerium zwar gern aufkommen sahen, weil es doch wenigstens A sagt noch lieber jedoch es wieder forthätten, weil es in ihrem Sinne nicht auch sagen will. Daher wurden die Arbeiten der Kammer von Anfang an bei jeder Gelegenheit durch Interpellationen unterbrochen; das Ministerium sollte sich wegen jedes unzulässigen Briefes, der von einem politischen Gefangenen einließ, wegen jedes Wirthshausgeredes über Truppenbewegungen und Einberufungen verantworten. In der Regel gelang dies zwar so gut, daß am Ende die Interpellanten selbst sich genöthiget sahen, dem Ministerium ihr Compliment zu machen; doch die Schreie ließen nicht ab, bei nächster Gelegenheit wieder zu kommen. Auch mit der Rationalversammlung in Frankfurt war man von dieser Seite immer weniger zufrieden, je mehr in ihr die gemäßigtere Partei die Oberhand bekam. Daher wurde in unserem Ständesaale auch die große Politik zur Hand genommen: die Verhältnisse an der Spree und Donau zu bestimmen, wozu man am Main sich zu versahnte, wurden am Resenbache wiederholte Versuche gemacht. Nach der ersten Unterwerfungserklärung in der Antwortadresse erst Bitten, dann No

Drummen an Capital zu entziehen: man mußte durch Württemberg  
des Zinsfußes den Ausfall noch um Hunderttausende vermehren.  
genug, die Befreiung der Privat- und Staatsdomänen von den  
vom nächsten Staatsjahre an aufhören zu lassen: man mußte, um  
heftigen Wege der Gesetzgebung zu bleiben, dem Gesetze rückwärts  
zum 1. Juli des nun bald abgelaufenen Jahres geben. Um solchen  
Uebermaß zu verhindern, sahen ich und meine Gesinnungsgenossen  
wohl meist vergeblich, genöthiget, uns an die Ritter- und Prä-  
schließen. Man hat mir dies zum Vorwurfe gemacht, unerachtet es  
liegt, daß ich mit den Vorrechten und Sonderinteressen dieser  
Sympathien haben kann, sondern nur nothgedrungen sie und  
suchte, weil der moderirenden Elemente unter den bürgerlichen  
wenige waren und diese täglich mehr zusammenschmelzen. Jede Ne-  
wahl, fast jede folgende Abstimmung zeigt die steigende Majorität  
welche ohne Hemmschuh den Abhang hinunterjagen möchte, in der  
Absicht, den alten Staatswagen umzuwerfen und zu zertrümmern  
Passagieren dabei gehen wie es wolle; einer Richtung, die mit  
Muthwillen über jedes Loch jubelte, das ihr in den bisherigen  
Stößen gelungen war, ohne zu bedenken, auf welchem Boden dem  
Rechtes und der Achtung vor dem Rechte, ein künftiger Staat be-  
solle. Auf solche Weise meistens fruchtlos mit der Minorität  
gleichsam nur meine Verwahrung gegen die zu Stande kommende  
Protokoll zu geben — das war eine Stellung, aus der ich aus-  
glaubte.“ — Das Jahr 1848 schloß mit der Verkündung der  
im Regierungsblatte, mit welcher die württembergische Regierung a  
Deutschland voranging. Dieses Neujahrsgeschenk wurde von der  
Menge mit Jubel, von Denjenigen, welchen sich schon damals die  
Zeit und Unzulänglichkeit dieses Produktes der Reichsversammlung  
stellte, mit Gleichgültigkeit aufgenommen. Nur wer es nicht weiß  
Freiheit viel weniger in der Befugniß zum Thun, als in dem Red  
gesetzliche Zumuthungen abzuweisen, wird behaupten, daß diese un-  
rechte uns mehr Freiheit geben, als dem Nordamerikaner die einzige



werden könne. Eine Revision sei deshalb unstatthaft. Der König habe einem freiem Entschlusse wegen der ungünstigen Finanzlage 200,000 fl. für jetzt nachlassen. Er behalte sich die jährliche Erneuerung dieses Nachlasses vor. Die Vorkasse der Apanagen war in der Mittheilung der Minister für die jetzt lebenden Mitglieder der königlichen Familie zurückgewiesen und nur für künftige Fälle zu behalten, weil eine solche ohne Rechtsverletzung nicht bewirkt werden könne. Hi auf legte Römer, den Grundrechten gemäß, einen Gesetzentwurf über Abschaffung der Körperstrafen vor, soweit dieselben noch im Strafgesetzbuche für einzelne Fälle bestimmt waren (Erpressung, Gaunerei, Disziplinarvergehen von Befangenen Arbeits- und Zuchthäusern u.). Uebann begann die Berathung über das Budget. Die Commission hatte einen Bericht vorausgeschickt, der voll von Würfen gegen die frühere Regierung war. — Das Defizit ward zu drei Millionen berechnet, in Betracht der durch die Zeitverhältnisse herbeigeführten Mehrausgaben und Einnahmsminderungen eben noch nicht schreckenerregend. Die Staatsschuld betrug zu dieser Zeit 43,011,118 fl. und hatte sich seit dem Juni vorigen Jahres um fast 8 Millionen vermehrt. Römer vertrat die frühere Regierung sehr nachdrücklich gegen den Vorwurf, als sei „lieberlich“ von ihr wirtschaftet worden. Die Linke gestiel sich während des ganzen, viele Sitzungen in Anspruch nehmenden, Verlaufes der Budgetverhandlungen in dem Verfahren den Etats der Ministerien wo immer möglich zu streichen und vergaudete die Zeit nicht selten mit Kritzeleien über die geringfügigsten Summen. Er wählte sich bei der ländlichen Bevölkerung durch bewirkte Ersparnisse in Ansehung der Steuern und in keinem Lande war damals so viel von Civilisten, Apanagen Pensionen und Befolgungen die Rede, wie in W. Die Kammer verwendete in ihrem lächerlichen Sparsiebet ganze Sitzungen, von denen jede 600 fl. an Diktandkosten, zu einem kleinlichen Gezänke über viel geringere Summen, über die Frage ob die Verwaltung des Irrenhauses ihren Milchbedarf von Andern kaufen, oder selber Kühe halten solle und Aehnliches. Hinwieder wurden durch Anträge von anderer Art, wie z. B. für Unterstützung der Armen, des Gewerbandes, Landwanderungen, für Straßenbau, Flussbau u. dgl. dem Budget Verschwendung in dem Maße zugemuthet, als befände sich der öffentliche Schatz durchaus nicht in Verlegenheit. In der Sitzung vom 9. wurde der Beschluß gefaßt, daß das Staatssekretariat vom 1. Juni an aufzuhören habe. Diese Stelle war den Liberalen schon langem ein Stein des Anstoßes gewesen, sowohl wegen ihrer hohen Ausstattung wie auch wegen ihrer Wirksamkeit, die entweder für nutzlos, oder für schädlich konstitutionellen Systeme erklärt wurde, — ersteres weil die direkt an den König angebrachten Eingaben dennoch ihren Weg durch die betreffenden Ministerien nehmen müssen, das zweite weil der direkte Verkehr zwischen den Ministern und dem Regenten dadurch beseitigt werden konnte. — In der Nacht vom 17. zum 18. Jänner wurden zu Ulm die Militärs, welche an dem, gegen eine Denkartensammlung im Schiff gemachten, gewaltthätigen Angriffe (s. o.) Theil genommen, in Folge des vom Könige bekämpften kriegsgerichtlichen Spruches theilweise auf die Festung Hohenasperg, theils in die Militärstrafanstalt und das Zuchthaus abgeführt. Einer der Reiter, gegen den Anzeigen vorlag, daß er die Waffe gegen den König gebraucht, war mit sechsjähriger Zuchthausstrafe belegt worden. Der Oberlieutenant v. Minkwitz, einer sächsischen Familie entstammend, welcher das Regiment commandirte, erhielt, ausser der Entlassung ohne Abschied, sei Monate, der Lieutenant v. Gaisberg zwei Monate Festungshaft. Das Militärtribunalgericht, welches das Urtheil sprach, veröffentlichte später eine attemmaßige Beschreibung des Vorfalles, nach welcher sich die Sache kurz so verhielt: Oberlieutenant v. Minkwitz hatte einige Unteroffiziere veranlaßt, sich in die Volkshauskammer im Schiff zu begeben, um Diejenigen zu verhaften, welche die königliche Reden führen würden. Vorzüglich hatte man es dabei auf den König abgesehen. Diese Unteroffiziere in ihrem Vorhaben zu un-

wurde ein Wachtmeister mit 20 Reitern in einem nahen Verstecke aufgestellt, um auf ein gegebenes Zeichen in das Wirthshaus zu eilen. Das Zeichen kam nicht, die Soldaten waren aufgereizt und so zogen sie denn mit blanken Säbeln nach dem Wirthshause, wo es schon unter der Thüre zum Handgemenge kam. — Die demokratischen Volksvereine W. s. hatten inzwischen einen Landesauschuß gebildet, welcher als ihr gemeinsames Organ in Stuttgart seinen Sitz hatte. Derselbe machte sich um diese Zeit bemerlich durch die Bekanntmachungen der Erklärungen der Volksvereine von Buchau, Schorndorf, Böblingen, Mergelkettlen, Galm, Ravensburg, Murrhardt, Weil, Gaisburg, Ultingen, Grünmetzketten, Gmünd u. Kupferzell, welche insgemein feierlich gegen den Beschluß der Nationalversammlung vom 13. Jänner, der Oesterreich abschneiden wollte vom übrigen Deutschland, sowie gegen die Schöpfung eines erblichen Kaiserthums protestirten. Diese sämtlichen Erklärungen wurden durch den Landesauschuß dem Märzvereine in Frankfurt übergeben. Im Widerspiele mit den demokratischen sprachen sich die konstitutionell-monarchischen Vereine in W. für die Uebertragung der deutschen Krone an Preußen aus. — Durch Kriegsministerial-Erlaß wurde befohlen, daß sämtliche Gesuche um Erlaubniß zur Stellung von Ersatzmännern im Militärdienste vom 15. Jänner an zurückzuweisen seien, weil nach den deutschen Grundgesetzen die Stellvertretung nicht mehr stattfinden dürfe. Am 27. Jänner erschien das Gesetz, wodurch die körperliche Züchtigung, so weit sie noch bei den Truppen anwendbar war, z. B. bei Kameradendiebstahl und ähnlichen, eine niedrige Bestrafung verrathenden, Verbrechen abgeschafft wurde. Durch Corpssbefehl war die Prügelstrafe schon seit dem Mai v. J. vorläufig aufgehoben. Am 29. wurde von der Kammer die Forterhebung der Steuern bis zum 30. Mai bewilliget, so wie zur Verbesserung der Schullehrergehalte über die geforderten 30,000 fl. noch eine Summe von 20,000 fl. — Am Schlusse der Sitzung der Kammer der Abgeordneten vom 12. Februar erklärte Reyscher, daß er in der morgenden Sitzung einen Antrag in Betreff des Verhältnisses der Nationalversammlung zu den einzelnen Regierungen stellen werde, unter Bezugnahme auf die preussische Circularnote und die österreichische Note. Seeger und Andere unterstützten die Dringlichkeit. Minister Römer sprach: „Ich will nur bemerken, daß die Stellung der württembergischen Regierung hinsichtlich dieser Frage eine höchst einfache, eine klare ist. Die Regierung hat von Anfang an erklärt, daß sie sich den Beschlüssen der deutschen Nationalversammlung und Centralgewalt unterwerfe und darauf wird sie, trotz der preussischen Circularnote und auch trotz der österreichischen Note, beharren; sie wird weder Preußen, noch Oesterreich bei der Oberhauptsfrage begünstigen, sondern bloß Rücksicht nehmen auf das Interesse Deutschlands. Daß aber die württembergische Regierung das größte Gewicht darauf legt, daß das Verfassungswerk von Deutschland auf eine deutsche Weise zu Stande komme, daß insbesondere Oesterreich bei Deutschland bleibe, daß somit ein ganzes Deutschland zu Stande komme, ist allerdings richtig und diese Politik wird die württembergische Regierung, so viel an ihr ist, hinsichtlich der Oberhauptsfrage allerdings befolgen.“ Am 14. wurde der erwähnte Antrag Reyscher's, nach welchem die Kammer zu Protokoll erklären sollte: daß sie sich gegen die Trennung Oesterreichs von Deutschland (somit indirekt gegen das preussische Kaiserthum) und für das ausschließliche Recht der Reichsversammlung zur Constituirung Deutschlands entscheide, mit überwiegender Mehrheit (61 gegen 12) angenommen. Von einer angeblichen Neigung der gemäßigten Partei zum preussischen Kaiserthume, welche einige Vereine nach ihrer besondern Meinung voraussetzten, war in der zweiten Kammer keine Spur zu bemerken und, wenn anders selbe nach ihrer damaligen Zusammensetzung als Ausdruck der öffentlichen Meinung gelten konnte, so waren diese Verhandlungen geeignet, im übrigen Deutschland die Täuschungen zu entfernen, welchen man, nach den Äußerungen von Vereinen und Zeitungen zu Gunsten des preussischen Kaiserthums, über die wirkliche Gesinnung des württembergischen Volkes hingegenben mochte. So viel ist ausgemacht, daß das Volk, als solches, im Decem-

schritte gegen den gewählten deutschen Kaiser war und der demokratisch und republikanisch gefürnte Theil desselben zumal war gegen jedes fürstliche Oberhaupt und mochte an der Spitze Deutschlands nur einen, aus dem Volke hervorgegangenen, Präsidenten sehen. In Oberschwaben war die Begeisterung stärker, als irgendwo im Lande, denn dort schienen die Sympathien für Oesterreich nach der vorübergehenden Erschütterung durch die Wiener Vorgänge wieder in ihrer alten Stärke zurückgekehrt zu seyn. Die erste Kammer faßte in der Sache nachstehenden Beschluß: „Die Kammer der Standesherrn, die hohe Wichtigkeit des gegenwärtigen Zeitpunktes für das ganze deutsche Vaterland in vollem Maße erkennend, glaubt sich verpflichtet, auch ihrerseits über die Frage der künftigen Gestaltung Deutschlands sich auszusprechen zu müssen und erklärt hiemit: 1) daß sie die Erhaltung Oesterreichs im deutschen Reichsverbande als unumgänglich nothwendig für die Wohlfahrt, Einigkeit und Kräftigung Deutschlands erachte und jede Art Ausscheidung desselben als eine unheilvolle Zerstückelung des deutschen Vaterlandes ansehen müsse; 2) daß sie nur in der freien Vereinbarung der Nationalversammlung mit den deutschen Fürsten über die künftige deutsche Reichsverfassung eine sichere Bürgschaft für den kräftigen und rechtlichen Bestand derselben erkennen könne.“ Die Regierung erließ eine erläuternde Mittheilung an das Reichsministerium, worin sie die Ausschließung Oesterreichs für eine Selbstverkümmelung Deutschlands bezeichnet und aussprach, daß, nachdem Oesterreich erklärt habe, sich in keinem Falle einer erblichen Reichsgewalt unterordnen zu wollen, dieser Gedanke aufgegeben werden müsse. — Den fortwährenden demokratischen Wählerreien gegen das Ministerium antwortete dieses im „Schwäbischen Merkur“ durch nachstehende halboffizielle Erklärung: „Als die jetzigen Vorstände des Departements der Justiz, des Innern und der Finanzen im März 1848, auf ausdrückliches Verlangen ihrer damaligen politischen Genossen, von denen jetzt mehre an der Spitze der demokratischen Bewegung stehen, in's Ministerium traten, wußten die letzteren, daß von den Ministern nicht nur der Verfassung, sondern auch dem Könige ein Eid der Treue zu schwören sei. Ein Mann von Ehre hält an seinem Worte fest, so lange er dessen nicht entbunden ist; und so lange das jetzige Ministerium nicht die Ueberzeugung gewonnen hat, daß die Mehrheit des württembergischen Volkes mit dem gegenwärtigen Regierungssysteme nicht einverstanden sei, oder daß in einer, durch aristokratische Elemente nicht getrübbten, Monarchie das Wohl des Volkes nicht erzielt werden könne, glaubt es nicht freiwillig zurücktreten zu dürfen.“ — Am 24. Februar, dem Jahrestage der französischen Revolution, fand in Ulm eine Generalversammlung der Abgeordneten der württembergischen Volksvereine statt, an welcher sich auch mehre demokratische Vereine Bayerns durch Absendung von Deputirten beteiligten. Es waren 144 Vereine vertreten, denn wie ein Reg hatten sich diese demokratischen Klubs über das alte Schwaben ausgebreitet. Alle diese Vereine standen, wie wir bereits angedeutet, unter der Protektion eines in Stuttgart residirenden sogenannten Landeswächters, an dessen Spitze zur Zeit der Redakteur des „Beobachters“, A. Weisker, und der Rechtskonsulent Beyer, Landtagsabgeordneter, standen. Während im September des Vorjahres diese Volksvereine zum großen Theile noch eine konstitutionelle Haltung bewahrten und bei ihrer damaligen Generalversammlung in Langstatt die Frage der Republik nur als eine offene behandelt wissen wollten, hatten dieselben den Winter über bedeutende Fortschritte gemacht und die Versammlung zu Ulm legte klar an den Tag, daß sie von konstitutioneller Monarchie „auf reiner demokratischer Grundlage“ Nichts mehr wissen wollten, sondern entschieden auf die Republik für ganz Deutschland, wie für seine einzelnen Stämme loszutreten. Dies wird aus Folgendem Jedem ersichtlich werden. Gemäß den, damals ganz Deutschland bewegenden, Fragen über die Gestaltung der Reichsverfassung hatte der Landesauschuß den Volksvereinen auf dem Ulmer Tage eine Liste von 14 Punkten zur Abstimmung vorgelegt u. diese wurden nun dahin beantwortet: „Wir sind mit allen seinen deutschen Provinzen in den neuen deutschen Reich“

hatten sich die Tonangeber der Kammer bereits in den Gedanken der unbedingten Anerkennung verrannt, daß selbst die Gefahr, zu der Reichsverfassung die dem württembergischen Volke verhasste Dargeingabe des preussischen Erbkaisers mit hinnehmen zu müssen, nicht mehr abschreckte. Vergebens machten einige Stimmen darauf aufmerksam, daß es sich zu Frankfurt in dem Augenblicke immer nicht um Großdeutschland, sondern nur um Kleindeutschland handele. Nach dem Vorgange der Kammer wurde überall im Lande die Agitation für die unbedingte Anerkennung der Reichsverfassung ergriffen. In Stuttgart fand am 18. April zu diesem Zwecke eine große Volksversammlung statt, wobei die Redner (Stadtschultheiß Gutbrod, Regierungsrath Hölber und Prokurator Seeger) vom Balkone des Rathhauses aus zu den Hörern und Theilnehmern — etwa 7000 an der Zahl — sprachen. Ein tausendstimmiges Hoch der deutschen Verfassung, begleitet von Arndt's: „Das ganze Deutschland soll es seyn!“ schloß die Feierlichkeit. Die Menge drängte sich zum Unterschreiben der die Wünsche der Versammlung ausdrückenden Adresse. Ähnliches geschah in den anderen Städten des Landes. Die radikale Demokratie hatte die Reichsverfassung, ungeachtet sie dieselbe haßte und verachtete, zum Bannerzeichen gemacht, in der Meinung, darin einen Zunder gefunden zu haben, das erlöschende Feuer der Revolution wieder anzufachen. Die Dinge nahmen eine bedenkliche Wendung, als die Abneigung des Königs gegen die unbedingte Unterordnung im Volke bekannt wurde. Römer, welcher durch seine, den Ständen bisher gemachten, Zusagen gebunden war, gab dem Monarchen die Erklärung, daß er seine Entlassung einreiche, im Falle die Reichsgesetze nicht in ihrem ganzen Umfange anerkannt würden. Mit ihm waren die übrigen Kronrathes desselben Entschlusses. Am 19. erhielten die Minister ein Memoire des Königs, worin die Gründe dargelegt waren, weshalb Se. Majestät nicht die Anerkennung der Reichsverfassung aussprechen könne; der Standpunkt der Vereinbarung war statt der Unterordnung in diesem Aktenstücke ausgesprochen. Hierauf verfaßte der Ministerrath eine Beantwortung, welche am 21. zugleich mit der Entlassung eingereicht wurde. Es ergab sich die Schwierigkeit, eine neue Regierung zu bilden. In der That war auch ein Bruch mit Römer unter den obwaltenden Umständen eine gewagte Sache, da er die gefährliche Folge haben konnte, die gemäßigtere Partei, als deren voller Ausdruck das bisherige Ministerium anzusehen war, zu veranlassen, mit den weiter links stehenden Volksvereinen sich zu allüren. Denn, so sehr man auf dieser Seite einer socialen Umwälzung abgeneigt war, eben so sehr verabscheute man die Rückkehr zu den überwundenen politischen Zuständen bürokratischer Bevormundung. Mittlerweile machte in Stuttgart die Beunruhigung reißende Fortschritte. Schon am 20. währte eine lebhafteste Bewegung bis tief in die Nacht fort; gegen Abend wogten die Straßen von Volk, worunter zahlreiche Bürgerwehrmänner in Uniform. Deputationen vom Lande, meist Bürgerwehroffiziere, durch ihre Schärpen kennbar, welche hieher gesandt waren, um die Handlungsweise der dortigen Bevölkerung mit der Hauptstadt in Einklang zu setzen, bezeugten, daß die Aufregung sich nicht auf letztere beschränkte. Die verschiedenen Vereine hielten Versammlungen bis tief in die Nacht hinein; unter dem mancherlei Adressen an die Krone machte sich besonders die des aus den angesehensten Einwohnern bestehenden Schützenkorps auffällig, weil ein bestimmtes Auftreten desselben für eine entschieden liberale Sache unter solchen Umständen nicht erwartet wurde. Auch die Bürgerwehroffiziere beschloßen eine Demonstration, die freilich aufgehört hatte, gesetzlich zu seyn, sobald ein Deliberiren der bewaffneten Nacht, als solcher, dabei bezweckt ward. Wahrcheinlich aus diesem Grunde legte der Bürgerwehrcorpscommandant v. Alberti seine Stelle nieder. Die Bataillone riefen die Anerkennung der Reichsverfassung nach Verlesung einer kurzen, hierüber abgefaßten, Erklärung aus. Die demokratischen Elemente traten in ihrer vollen Kraft hervor und sprachen es offen und deutlich den Anhängern des Königthums und des Rechtszustandes aus, daß das deutsche Bürgerthum sich nicht eher zufrieden geben werde, als bis die „Gottesgnadenherrschaft“ von der Republik den Todes-

oh erhalten habe. Die Kammer war natürlich in gleicher Weise aufgeregt. Ob-  
 leich auf den 22. ein Sonntag fiel, ließ der Präsident der zweiten Kammer den-  
 noch eine Sitzung ansetzen, in welcher das bereits erwähnte Memoire des Königs  
 an die Minister, nebst der Antwort, die derselbe einer vor ihm erschienenen Kam-  
 merdeputation mündlich gegeben, mitgetheilt wurde. Letztere hatte gelautet:  
 Meine Herren! ich danke Ihnen, daß Sie mir Gelegenheit geben, mich in dieser  
 Angelegenheit offen auszusprechen zu können. Sie kennen meine Freimüthigkeit und  
 Offenheit, die ich in meinen Regierungsangelegenheiten immer an den Tag gelegt  
 habe. Ich werde es auch in diesem Falle thun. Ich muß mich auf den Boden  
 der Thatsachen stellen. Die Reichsversammlung hat eine Verfassung gefestigt,  
 die ist aber noch nicht vollendet. Der König von Preußen hat die deutsche Reichsver-  
 fassung noch nicht anerkannt, er hat die Kaiserkrone abgelehnt; nach heute erhalte-  
 nen Nachrichten hat Camphausen mit Bagern über die Aenderungen der Verfassung  
 verhandelt; was soll ich also schon jetzt anerkennen, was noch gar nicht existirt?  
 Lassen Sie mir Zeit. Ich versichere Sie, daß ich die ganze Reichsverfassung mit  
 Ausnahme der Oberhauptsfrage anerkenne. Dem Hause Hohenzollern un-  
 erwerse ich mich nicht. Ich bin dieses meinem Lande, meiner Familie und  
 mir selbst schuldig. Würden aber alle Fürsten von Deutschland es thun, so würde  
 auch ich dieses Opfer für Deutschland bringen, aber mit gebrochenem Herzen. Ich  
 kann durch Ihre Erklärungen, durch Aufruhr im Lande dazu genöthiget werden.  
 Wenn Sie sich auf den Boden der Revolution stellen und mich zwingen, mein  
 Wort zu geben, so ist es kein freies. Das erkennen Sie selbst an und können  
 es auch nicht wollen; denn ein erzwungenes Wort wäre für mich nicht bindend.  
 Ich könnte es ja widerrufen, wenn mein Wille wieder frei wäre. Die deutsche  
 Verfassung werde ich in meinem Lande durchführen, wie ich die Grundrechte zu-  
 erst eingeführt habe. Ich gebe Ihnen mein Wort, aber dem Hause Hohenzollern  
 unterwerse ich mich nicht, mein Gewissen und meine Ueberzeugung lassen es nicht  
 zu. Dem Kaiser von Oesterreich, wenn er gewählt worden wäre (da ich die Ueber-  
 zeugung habe, daß es für W. vortheilhaft gewesen wäre), würde ich mich unter-  
 werfen haben. Ich bin mit meinem Ministerium nicht uneins, ich bin mit ihm  
 in diesen Augenblick ganz zufrieden. Eine Meinungsverschiedenheit herrscht zwi-  
 schen uns nicht; nur über die Zeit meiner Erklärung bin ich mit ihm nicht einig.  
 Ich vertraue auf den guten Sinn meines Volkes. Der Kern des Volkes ist gut-  
 gesinnt. Die Aufregung ist durch die Vereine, welche auch eine Märzerrungen-  
 schaft sind, künstlich hervorgerufen. Wollen Sie mich zwingen: ich muß es dar-  
 auf ankommen lassen, Sie kennen meinen Muth. Es ist nicht um meinetwillen;  
 ich habe nur noch wenige Jahre zu leben, aber mein Vaterland, mein Haus,  
 meine Familie legt mir diese Pflicht auf. Ich würde es sehr bedauern, wenn ge-  
 rade jetzt in dieser wichtigen Sache die Stände mit der Regierung nicht Hand in  
 Hand gingen.“ Nachdem einige Mitglieder der Deputation Bemerkungen gemacht  
 hatten und der Präsident beifügte: daß gerade die Zeit es sei, die so außerordent-  
 lich dränge, so daß jede weitere Zögerung in Anerkennung der deutschen Reichs-  
 verfassung die Folgen haben könnte, daß Niemand mehr im Stande wäre, Ruhe  
 und Ordnung im Lande zu erhalten, — erwiederte der König: „Wir wollen  
 leben, ich muß es darauf ankommen lassen. Ich habe nach meiner Ueberzeugung,  
 nach meinem Gewissen gesprochen.“ Die Besinnung der Kammer wurde durch  
 diese Worte des Königs durchaus nicht geändert. Die Stärke der Linken, dem  
 linken Centrum gegenüber, hatte unter der Lage zugenommen. Stockmayer  
 stellte den Antrag: Die Kammer möge sich dahin aussprechen, daß die Reichsver-  
 fassung als Gesetz in W. bestehe; daß jeder württembergische Staatsbürger, Civil u.  
 Militär, zum Schutze und zur Befolgung derselben eben so verpflichtet sei, wie in  
 Bezug auf die Landesverfassung; jeder Angriff auf dieselbe sei ein Verbrechen  
 (Hochverrath); Civil- und Militärbeamte seien nicht zum Gehorsam  
 verpflichtet, welche dahin gingen. Vergebens warnten Römer  
 und vor dem Verlassen der Bahn des Gesetzes. Der Antrag war

gen 23 Stimmen angenommen und der Umstand, daß Mitglieder aus den verschiedensten Ständen (Ritterschaft und Prälaten), so wie andere dafür stimmten, welche sonst derjenigen Partei fern standen, wozu der Antragsteller gehörte, — dieser Umstand erwies die allgemeine Erregtheit. Außerhalb der Kammer, in den Straßen der Stadt, fiel diese um so mehr in die Augen, als heute ein Sonntag war. Es fand sich wieder eine Menge Leute vom Lande ein. Gutunterrichtete behaupteten, daß die Abgeordneten Zuzüge von Heilbronn und anderen Orten nach Stuttgart nur mit Mühe verhindert hätten. Das Landvolk schien noch weit furchtbarer aufgeregter, als die Städte, eine Folge der rastlosen Bearbeitung von Seite der Volksredner und der radikalen Presse, welche auch diese Classe endlich in den Taumel mit hineingezogen hatten. Während dieses in der Hauptstadt geschah, fanden gleichzeitig auch in den übrigen Städten, namentlich in Ulm, lebhaftere Demonstrationen zu Gunsten der Reichsversammlung statt. Dort versammelte sich am 21. die gesammte Bürgerwehr und es wurde eine entschiedene Erklärung mit zahlreichen Unterschriften bedeckt. Tags darauf ließen die städtischen Behörden mittelst Gestaffelte eine bringende Bitte an den König abgehen und Abends wurde auf dem Judenhofe eine große Volksversammlung gehalten, in welcher entschiedene Resolutionen angenommen wurden. Selbst am Militär schien die Bewegung nicht ganz spurlos vorüber gehen zu wollen u. die Soldaten lasen mit Begierde die Ansprache des Landesauschusses. In der gesammten württembergischen Presse fand nur Eine Stimme den Muth in sich, für den König und sein Recht zu kämpfen, die „Ulmer Chronik“. — Unter solchen Umständen mußte die zum Monarchen stehende kleine Schaar sich sehr entmuthiget fühlen; selbst Prinz Friedrich, der energische Rathgeber des Hofes, welcher in der Absicht, die Krise durch Waffengewalt zu bereinigen, die württembergischen Soldaten aus Baden zurückberufen und Oesterreich u. Bayern um Hülfe angegangen. Aber dadurch, daß ein großer Theil der gemäßigten Partei, der Kern des Volkes, welcher von der Bollgewalt der Nationalversammlung die Herstellung der lange ersehnten Einheit Deutschlands und mit dieser des Rechtes und der Ordnung hoffte, der Bewegung für die Reichsversammlung sich angeschlossen hatte, war jene eine nachhaltige, kaum noch zu bewältigende geworden. Der König verließ in der Nacht vom 22. auf den 23. seine Residenz in Stuttgart und begab sich nach Ludwigsburg; seine Reise dahin glich beinahe einer Flucht. Ihm folgten Prinz Friedrich, Graf Reipperg mit seiner Gemahlin, Freiherr v. Hügel, früher Gesandter. Die Truppen hatten den Befehl erhalten, beim ersten Auslaufe, der in Stuttgart entstehe, still und geräuschlos hinter der Kasernen ab und nach Ludwigsburg zu marschiren. Ludwigsburg sollte nämlich die Besten für den König u. sein Haus bilden. Am 23. brachte ein Extrablatt zum „Schwäbischen Merkur“ einen Anruf des Königs an die Württemberger, welcher ganz im Sinne der oben mitgetheilten Antwort an die Kammerdeputation abgefaßt war. Die Proklamation fand bei den Abgeordneten so wenig Anklang, daß man dem Präsidenten nicht einmal gestattete, sie in der Sitzung zu verlesen. Zwerger sagte: „Dieses sogenannte Aktenstück existirt für uns nicht, kein Minister vertritt es. Wir wissen nicht einmal, von wem es ausgeht. Aber wir müssen wissen, ob noch eine Regierung besteht, oder nicht. Die Minister haben seit Tagen erklärt, daß sie ihre Entlassung geben. Es scheint, die Minister sind außer Aktivität gesetzt. Wir müssen dem Zustande der Ungewißheit ein Ende machen. Das Land muß regiert werden. Die Kammer soll eine Commission von 15 Mitgliedern niederlegen, welche fortwährend berathet und Anträge stellt; dann soll die Kammer eine Ansprache an das Volk erlassen und die Lage des Vaterlandes schildern.“ Die von dem Redner beantragte Commission wurde auch alsbald durch Wahl in's Leben berufen. Gleich nach ihrem Zusammentritte beschloß selbe, den Vorschlag an die Minister zu stellen, daß diese im Laufe des morgigen Tages sich zum Könige begeben, ihr Gesuch wiederholen und jedenfalls, wenn ein Entschluß nicht erfolgte, sich als entlassen betrachten möchten. Die Minister waren in der Versammlung der Commission gegenwärtig und gaben ihre Uebereinstimmung mit die-

ser Entschließung zu erkennen. In der Abend Sitzung vom 23. stellte Scherr den Antrag: die Kammer selbst solle sich permanent erklären, ein Manifest an das Volk solle von ihr erlassen werden, eine provisorische Regierung sei einzusetzen, bis eine gesetzmäßige wieder bestehe, Civil- und Militärbeamte seien auf die Reichsverfassung zu beeidigen. Es entstand eine lärmende Verwirrung im Saale mit einem peinlichen Streite über Förmlichkeiten, der bei der drohenden Lage um so mehr zu beklagen war. Scherr aber zieht seinen Antrag für heute zurück, um weitere Uneinigkeit zu verhüten. Schnitzer sagt im Namen der Commission: Morgen bringen wir ihn selber. Zahlreich laufen heute Abend Adressen von Gemeinden bei der Kammer ein; eine derselben spricht bereits offen von Gewalt. Auf vielen Punkten des Landes rüstete man sich, um bewaffnete Züge nach Stuttgart vorzubereiten, im Falle ein Kampf dort ausbrechen sollte. Selbst in Ludwigsburg, vor den Augen des Königes, unterschrieb die Bürgerwehr die Adresse für die Reichsverfassung und erklärte, sie mit „Gut und Blut“ verteidigen zu wollen. In der Hauptstadt gab sich die Steigerung der Erregtheit Abends durch sonst ungewohnte Maueranschläge zu erkennen; einer derselben forderte bereits die Truppen auf, gegen die Reichsverfassung mit den Bürgern nicht zu kämpfen. Endlich, nachdem die Bewegung durch ganz W. auf dem höchsten Punkte anzukommen drohte, entschloß sich der König zur Nachgiebigkeit. Der Ministerrath hatte sich am 24. April nach Ludwigsburg begeben, von wo derselbe vor der Abend Sitzung der Kammer zurückkehrte, nachstehende Erklärung mitbringend: „Se. Maj. der König von Württemberg nimmt in Uebereinstimmung mit seinem Ministerrath die deutsche Reichsverfassung, einschließlic des Kapitels über die Reichsoberhauptfrage und der im Sinne dieser Verfassung zu verwirklichenden Lösung derselben, sammt dem Reichswahlgesetze unter der sich von selbst ver- stehenden Voraussetzung an, daß dieselbe in Deutschland in Wirksamkeit trete. Zugleich soll der württembergische Bevollmächtigte dahin instruiert werden, zu erklären, daß die württembergische Regierung Nichts dagegen einzuwenden habe, wenn Se. Maj. der König von Preußen, welcher das Erbkaiferthum nicht annehmen will, unter den vorliegenden Umständen sich für jetzt mit Zustimmung der deutschen Nationalversammlung an die Spitze Deutschlands stelle.“ Nur die „sich von selbst ver- stehende Voraussetzung“ war noch der Haken, welchen halbmöglichst aus der königlichen Erklärung zu tilgen aber das Ministerium der Bedenken äussernden Kammer, oder vielmehr dem permanenten Fünfzehnerauschuß zusicherte. Inzwischen hatten die Zuzüge aus allen Theilen des Landes unausgesetzt stattge- und bis zum Morgen des 25. April waren im Ganzen die Abgeordneten der Ortsvorstände von mehr als hundert Gemeinden in Stuttgart eingetroffen, ihr Verlangen unumwundener, unverweilter Anerkennung der Reichsverfassung u. des Verbleibens des Ministeriums Römer im Amte auszubringen. Die Stadt war so belebt, wie man sie langeher nicht gesehen. Daß die Minister nochmals um Könige nach Ludwigsburg gefahren, um ihn zur Entfernung der Anstöß- enden „Voraussetzung“ aus seiner Erklärung zu bewegen, war bekannt und die Spannung auf das Resultat ihrer Audienz, welches in der auf 4 Uhr Nachmitt- ags angesetzten Kammer Sitzung bekannt gemacht werden sollte, eine ganz unge-öhnliche. Gegen 11 Uhr kehrten die Minister von Ludwigsburg zurück. Die Zeit bis 4 Uhr konnte kaum erwartet werden. Die Straffen, welche zum Stände- hause führen, füllten sich gleich nach Tisch und um 3 Uhr schon war nicht mehr zu demselben zu gelangen. Die Abgeordneten selbst konnten sich kaum Platz ma- chen und mußten vielfach durch die Thüren der mit dem Ständehause ein Biered- enden Höfe und Häuser den Eingang zu suchen sich bequemen. Die Galerien des Sitzungs- saales waren überfüllt. Die Minister erschienen und die Sitzung ward eröffnet. Ernst und Stille ruhte erst über der Versammlung. Als aber der Reichsrath des Fünfzehnerauschusses Namens desselben die Reichsverfassung des Königs, die Reichsverfassung unumwunden, ohne Vor- aussetzung, anzuerkennen und somit völlige Einigun- g

dem Ministerium aussprach, herrschte Freude und Entzücken im ganzen Hause. Eine Adresse an die Nationalversammlung, die Staatsdiener und alle Staatsangehörigen auf die Reichsverfassung verpflichten zu lassen, und eine Bitte an die Regierung, die politischen Angeklagten zur Feier des Tages amnestiren zu wollen, wurden fast einstimmig angenommen, sonst kein anderer Gegenstand beraten und die Sitzung unter donnerndem tausendstimmigem Hoch auf das Reich, den König, das Ministerium und die Ständeversammlung geschlossen. Der König hatte seinen Entschluß, wie er sich den Ministern gegenüber ausdrückte, freilich nur mit „gebrochenem Herzen“ gefaßt, sein Ansehen war durch diese Vorgänge tief erschüttert worden, — aber, was bekümmerte man sich damals um die Gefühle der Fürsten, um die Würde der Krone? Genossen doch die Württemberger den stolzen Triumph, die ersten unter allen deutschen Völkern zu seyn, welche den Widerstand des Senats gegen die Frankfurter Beschlüsse, und zwar einen sehr entschiedenen Widerstand, siegreich niedergekämpft hatten! — Die Stimmung des Königs in Beziehung auf den ihm angethanen Zwang war bezeichnend ausgedrückt in seiner Erwiederung auf die Dankrede der städtischen Deputation von Stuttgart, welche ihm in Ludwigsburg ihre Aufwartung machte. „Sie sind mir keinen Dank schuldig,“ sagte er, „ich habe nur dem Drange der Umstände nachgegeben. Gott verleihe, daß es zum Segen für Württemberg reichen möge!“ — In Folge der aus Stuttgart eintreffenden Nachrichten legte sich auch auf dem Lande allmählig die Aufregung wieder. Es war aber auch hohe Zeit, denn W. stand am Rande einer Revolution. Gleichwohl blieben die Zustände nach wie vor im Allgemeinen höchst zerrüttete. Das Zeitblatt „die Laterne“ schilderte dieselben in einem Artikel aus dem Unterlande, 29. April, folgender Weise: „Wenn sich in der verfloffenen Woche aus Anlaß der Ministerkrisis, neben den allezeit zum Losschlagen bereiten unteren Volksklassen, vorzugsweise auch die Bürgerschaft des ganzen Landes erhob, so geschah dies bei Manchen weniger in Anerkennung der Vorzüge der Reichsverfassung, welche in ihrem Zusammenhange noch gar Wenige im Volke gelesen haben mögen, als vielmehr in dem immer mächtiger werdenden Drange nach Ruhe und Frieden um jeden Preis. Seit einem Jahre waren die Bande der Ordnung gelockert, die Achtung vor dem Gesetze schwand mehr und mehr, die Gesetze wurden kaum noch der Form nach gehandhabt. In jedem Orte, in Stadt und Dorf befand sich eine, wenn auch kleine, Schaar von Heckerburschen, die das Banner der Freiheit als Schild aushängte und sich „Volksverein“ nannten, nach der die Besitzenden sich immer ängstlich umsahen, ihr halb freiwillig, halb gezwungen Concessionen machten und der selbst die Behörden nirgends kräftig und entschieden entgegen zu treten wagten. Man glaubte immer nachsichtiger seyn und durch die Finger sehen zu müssen. Fanden da und dort auch Excesse der größten Art statt, so entschuldigten sich die Behörden mit Nichtwissen, mit dem Mangel einer amtlichen Anzeige, oder es hieß, man dürfe die aufgeregte Menge durch Einschreiten nicht noch mehr reizen. Die Ortsvorsteher in den kleinen Städten und Dörfern wagten es nicht mehr, Zucht und Ordnung in ihren Gemeinden aufrecht zu halten; viele verweigerten geradezu die Justiz und sagten natü u. offen: wie man von ihnen in jetziger Zeit noch verlangen könne, gegen Diesen oder Jenen aufzutreten, der doch den größten „Anhang“ im Orte habe. Ging man einen Bezugsbeamten um Hilfeleistung, Exekution oder sonstige Unterstützung in seinem guten Rechte an, so machte derselbe ein bedenkliches Gesicht, sprach von der Bösartigkeit der Leute, sagte zwar Hülfe zu und erließ — ut aliquid fecisso videretur — irgend einen nichtsagenden Befehl. Damit war aber auch Alles gethan und es eine kräftige Hülfsvollstreckung war seit Monaten nicht zu denken. Man sah es dem Beamten an, wie sauer ihm geschah, ernstliche Maßregeln zu ergreifen und drang, um es mit ihm nicht zu verderben, nicht weiter in ihn. Alles suchte und suchte nach Popularität und buhlte um Volksgunst und so konnte man es auch Beamten nicht verdenken, wenn er sich durch ein nachsichtiges Regiment dem en Pöbel geneigt zu machen und dadurch seinen Posten zu erhalten suchte.“



„Laissez faire et laissez passer“ wurde fortan der Grundsatz und das Ministerium war zufrieden, wenn nur die Ruhe nirgends gestört wurde. Aber diese Ruhe war nur eine scheinbare, unter deren Decke Zucht, und Gesetzlosigkeit ihr ungestörtes Spiel trieben. Man schwieg und hoffte im Stillen auf ein baldiges Erstarren der Regierung, auf die Zeit, wo das Ministerium, nach Erledigung der höheren politischen Fragen, seine Blicke auf die Zustände im Lande richten und der wahren Ordnung wieder aufhelfen werde. Es fragt sich nun, ob sich die Regierung durch die Vorgänge der jüngsten Zeit gekräftigt fühlt und ob das Ministerium Römer, ungeachtet der Rücksichten, die es — wenn auch wider Willen — den Volksvereinen quasi schuldig geworden, den Muth hat, der der Regierung offenbar feindseligen Richtung dieser Vereine entgegenzuwirken. Wir sehen bei dieser Frage von dem politischen Treiben ganz ab, sondern meinen vorzugsweise den, durch diese Vereine genährten und nun durch ihr neuliches siegreiches Auftreten sehr erstarkten, Geist der Misachtung gegen die noch zu Recht bestehenden Gesetze, den Geist der Anbormüdigkeit, Widersehllichkeit und Brutalität.“ Dieser Geist erhielt sich auch nach der Anerkennung der Reichsverfassung und wie wenig die jetzt herrschende Partei der Regierung zusehen wollte, ihn zu bannen, erwies sich bald durch ein auffallendes Beispiel. Als nämlich das Staatsministerium mit Rücksicht auf eine neue Aufregung, welche durch die bekanntgewordene Auflösung der Kammern in Preußen und Hannover entstehen konnte, eine öffentliche Ansprache an das Volk erließ, worin dieses ermahnt wurde, am Gesetz und Recht festzuhalten, da ein Eingehen auf die Pläne des Umsturzes Alles in Zerrüttung bringen würde, — begabte das republikanische Organ der Bewegungspartei, der „Beobachter“, dieser Proklamation mit bitterem Tadel. Er prophezeite dem Ministerium, dem eben noch die Kammern und das Land ihr Vertrauen ausgedrückt, seine Mahnungen würden leicht die entgegengesetzte Wirkung aussern; die demokratische Partei werde ihren siegreichen Gang fortgehen, das Ministerium aber werde sich dem Andrängen entgegengesetzter Parteien preisgeben, sich immer mehr vereinamen, verbluten, den eigenen Untergang bereiten. Im Wesentlichen war das derselbe triumphirende Todesgesang, den damals auch die Linke in Frankfurt über dem in seinen Führern völlig schweigsam gewordenen Centrum anstimmte. — Die zweite Kammer trat am 27. April den Anträgen des Abgeordneten Stockmayer, „das in den Händen des Prinzen Friedrich gelegene Corpscommando endgültig aufzulösen und mit dem Kriegsministerium zu vereinigen“, und des Abgeordneten Scherr, „Auskunft über die Theilnehmung des Prinzen bei der willkürlichen Heimberufung der in Baden stehenden württembergischen Truppen zu verlangen“, bei. Die deutsche Wechselordnung wurde, den Beschlüssen der ersten Kammer gemäß, am 28. auch von der zweiten Kammer gebilliget. Am 2. Mai verhandelte die Abgeordnetenkammer in Folge eines Berichtes der wieder zusammengetretenen permanenten Commission (Fünfzehnerauschuss) über eine der Regierung vorzutragende Bitte: die bewilligte Landwehr, ohne Vermehrung des Offizierstandes, schleunigst einzuberufen und einzubüben, auch einige zusätzliche Bestimmungen zu dem Bürgerwehrgesetze einzubringen, wodurch die Dienstpflicht in derselben bis zum 18. Jahr verab auszudehnt werde und in Erwägung zu ziehen, ob diese Mannschaft nicht in besondere Abtheilungen eingereiht, sowie durch hiezu zeitweise bestellte Offiziere kriegstüchtig ausgebildet werden könne, um eintretenden Falles im Felddienste verwendet zu werden. Diese Vorschläge waren hauptsächlich auf die Befürchtung begründet, daß W. bei seiner in der deutschen Sache eingenommenen Stellung durch die Gefahr eines militärischen Angriffes, oder der Einführung des Belagerungsstandes von Aussen bedroht sei. Römer erklärte, die Ausrüstung besonderer Streitkräfte sei nicht nothwendig, indem man eine bewaffnete Reaktion von Aussen her nicht zu befürchten habe. Der Kriegsminister bemerkte: wolle die Kammer, daß jene, mit großer Mehrheit (durch Aufstehen) beschlossene Maßregeln in's Leben treten, so dürfe sie in Bezug auf Bewilligung von [redacted] nicht markiren. In den Sitzungen vom 4. und 5. Mai war Gegenstand [redacted] ung der von

der Regierung vorgelegte Gesetzentwurf über Aufhebung des zwischen dem u. dem kaiserlichen Hause Paris bestehenden Lehensverbandes hinsichtlich ländlichen Posten. Der aus neun Artikeln bestehende Entwurf wurde ohne Aenderungen angenommen. Darnach sollte der bezeichnete Lehensverband auf des 19. Mai 1849 ein Ende nehmen. Schnitzer hatte, aus Anlaß in Frankfurt zum Unheile Deutschlands hervorgerufenen Krise, eine in die Kammer gebracht: die Staatsregierung möge 1) die Reichsgewalt über dem Lande, wo sich das Volk für die Reichsverfassung erheben sollte, dulden; 2) der Reichsgewalt zur Durchführung dieses Widerspruchs die Macht W. S. zur Verfügung zu stellen und endlich 3) in Verbindung Reichsgewalt den Durchmarsch der bayerischen und überhaupt anderer, alptruppen, nach der Pfalz zu verhindern. Darauf entstand eine Art Conseil über das Verhalten W. S. bei dem jetzigen Stande der Angelegenheiten, wozu mer auf Interpellationen Erklärungen gab, deren wesentlicher Inhalt war: die württembergische Regierung sei nicht in dem Falle, auf einzuschreiten, sondern die Centralgewalt allein habe hier zu handeln; die in ihrem eigenen Interesse Nichts versäumen, um die Einführung der Reichsverfassung zu reguliren. Zwei Bataillone württembergische Truppen sei in Frankfurt beordert, um dort zur Verfügung der Reichsgewalt gestellt zu werden. Die preussische Regierung habe in ihrer Note ihre Politik klar ausgesprochen habe erklärt, daß sie mit Gewalt der Waffen Aufstände in einzelnen Staaten niederhalten, einen Fürstentag einberufen und eine Verfassung einrichten werde. Um diese Erklärung könne sich die württembergische Regierung kümmern; für sie bestünden nur die Anordnungen der Centralgewalt. Weitere Anfragen machte Römer die Mittheilung hinsichtlich der mit jenen zusammenhängenden Aufforderungen an die einzelnen Regierungen: W. S. habe dings eine solche erhalten, um einen Gesandten an einen Congress zu schicken allein die Regierung habe das Ansuchen abgelehnt. Jene Note werde von W. S. anerkannt und die Regierung behalte sich hinsichtlich ihrer nächsten Handlungsweise die Hände frei. Endlich erfolgte noch eine Erklärung über die Haltung W. S. gegen die Centralgewalt, sofern die Reichsverammlung selbst die weitere Ereignisse in Frage gestellt werden sollte. Früher hatte sich die Regierung zu Nichts verpflichtet, im Falle ein Rumpsparlament durch Sprengung der Reichsverammlung entstehen sollte. Jetzt erklärte Römer: Die Nationalversammlung habe die Vollmacht vom Volke, nicht von den Regierungen; würden die Mitglieder den letzteren zurückgerufen und hätten sie dennoch den Muth zu bleiben dies kein Rumpsparlament. — Der König hielt dieser Tage die gewöhnliche Inspektionsmusterung über die in Stuttgart garnisonirenden Infanterieregimenter er von den Truppen mit einem kaiserlichen, nicht kaiserlichen Hockgen wurde, welches darthat, daß seit den Ludwigsburger Ereignissen die erschütterte Disciplin im Militär wieder erstarkt war und am besten die gegen Blättern ausgestreuten Verläumdungen widerlegte, als ob der württembergische Soldat mit seinem Eide und seinen Vorgesetzten in Zwiespalt gerathen. Unter dem Ausdruck dieser allgemeinen Gesinnung verschwanden die Augen Einzelner, wie solche z. B. am 6. Mai in Stuttgart vorkamen, die betrunkenen Soldaten Hecker hoch leben ließen. Die Aufrechterhaltung der treue bei dem Militär war um so mehr von hoher Wichtigkeit, als eben benachbarten Baden und der bayerischen Pfalz die Empörung in hellemporloberte, welche das mit Brandstoffen angefüllte W. leicht erreichte. — Die zweite Kammer faßte am 14. Mai den Beschluß der Freikassirung von Millionen Papiergeld ohne Bank, oder, mit anderen Worten, ohne die Umwechslung in baar Geld. Während dieser Verhandlung eine allgemeine Bewegung unter den Abgeordneten stattfand, die sich nicht zu dem Ende beendete, waren angelangt,

zur Berichterstattung über die Lage des Vaterlandes. In der Sitzung vom 16. wurde an das Ministerium die Frage gestellt: ob die Regierung von der Centralgewalt zur Einschreitung in Baden aufgefordert worden sei? Römer bejahte dies; es solle namentlich geschehen, um wieder in den Besitz der Reichsfestung Rastatt zu kommen. Die Regierung werde aber so lange nicht in die Angelegenheiten Badens sich einmischen, als dort nicht der Versuch zur Einführung der republikanischen Staatsform gemacht werde. In diesem Falle aber müsse zum Schutze der Reichsverfassung und der konstitutionellen Monarchie Waffengewalt angewendet werden. Bis dahin werde das Ministerium sich begnügen, zum Schutze der Gränzen ein Truppenkorps zu versammeln. Er hoffe übrigens, daß die badische Bewegung sich nicht nach W. verbreiten werde, obwohl es nicht an Zeichen fehle, daß hier Aehnliches bezweckt werde. Bereits seien Plakate angeschlagen worden, um die Soldaten zu verführen. Diese Erklärung wurde von den Abgeordneten mit Beifall aufgenommen; die Regierung und Kammermehrheit waren somit einig. Als am 18. die Sache abermals berathen wurde, ließ sich Römer für den Fall, daß die Centralgewalt dennoch die Einschreitung befehlen sollte, vernehmen: Die Verordnungen der Centralgewalt würden von der Regierung nicht nur formell, sondern auch materiell vor der Ausführung geprüft werden. Wenn eine Verordnung der Art ihr nicht verfassungsmäßig scheine, so werde sie sich alsbald um Entscheidung an die Rationalversammlung wenden. Daß Römer hienit das Parlament über die Centralgewalt stellte, mag zwar ebenfalls mit Beifall gehört worden seyn, kann aber nur als ein beklagenswerther Irrthum eines sonst tüchtigen Mannes betrachtet werden. In der nämlichen Sitzung ward auch die Verteidigung der Stände und der Staatsbürger, insbesondere der Staatsdiener und des Heeres, auf die Reichsverfassung beschlossen. Römer wünschte früher dieselbe verschoben, bis die Reichsverfassung wirklich faktische Gültigkeit erlangt haben würde, gestand aber jetzt selbst, der Drang der Zeiten habe die Frage in ein anderes Verhältniß gebracht. Im Allgemeinen war er gegen die Leistung der politischen und der Diensteide, behauptend, bei Männern von Ehre genüge das bloße Wort und bei anderen sei auch der Eid keine Garantie. — Inzwischen war es an der badisch-württembergischen Gränze bereits zu Collisionen gekommen, welche den Eilmuth der republikanischen Partei offen darlegten. Einige badische Truppen, Dragoner und Artillerie, hatten sich, von den Insurgenten versprengt, auf württembergisches Gebiet geflüchtet. Sie fanden aber dort dieselbe Aufnahme, wie im eigenen Lande. „Volksverräther!“ riefen ihnen überall die aufgestandenen Gemeinden zu. Rirgends bot sich ihnen ein wirkliches, schützendes Obdach. Einer der Offiziere, Großmann, der sich aus Verzweiflung in Fürfeld erschossen hatte, wurde noch als Leiche von den badischen Bauern mißhandelt. Die übrigen, bei denen sich der Kriegsminister und Prinz Friedrich von Baden fanden, kamen im traurigsten Aufzuge, an ihre todtmüden Säule angewachsen, vom Quersfeldeinreiten über und über mit Roth bedeckt, von Anstrengungen und Entbehrungen aufgerieben, nach Heilbronn. Aber auch hier gönnte man ihnen die ersehnte Ruhe nicht. Mitten auf der Brücke trat ihnen die Bevölkerung entgegen und wies sie zurück. Mit herabhängenden Armen, einer hinter dem andern, wandten sie um. Der junge Prinz Friedrich hatte Thränen in den Augen. Mitleidlos trieb man die Unglücklichen ihrem Tode entgegen, denn die Verfolger hatten beschlossen, die Offiziere sämmtlich niederzuschießen. Glücklicher Weise kam ein württembergischer Regierungscommissär dazu und nahm selbst der Vorstand des demokratischen Vereines von Heilbronn, Ruoff, sich der Bedrängten an und so brachte man endlich nach langem Hin- und Herverhandeln die flüchtigen Offiziere auf den Eisenbahnhof und von dort nach Ludwigsburg. Die Mannschaft wurde vorläufig auf der Gränze einquartirt; die Kanonen aber, welche sie mit sich geführt hatte, ließ man von den Freischaaren nach Baden zurückschleppen. In Neckheim nöthigte das „Volk“ den dorthin geflüchteten Markgrafen von Baden, schleunig wieder abzureisen, was er auch zum Bedauern

Tag steigt die Noth des Volkes und noch haben wir Nichts von Erleichterung gespürt. Wir verlangen daher: unverzügliche Einberufung einer verfassungsmäßigen Landesversammlung. Jeder Bürger, sei er reich oder arm, soll wählbar sein (kein Censur). Von dieser Versammlung verlangen wir endliche Erfüllung der Zusagen, mit denen wir Jahr und Tag abgespeist worden sind. Namentlich unentgeltliche Abschaffung der Steuern und Erlass des Ausfalles in den Staatseinnahmen durch eine reine, mäßig ansteigende Einkommensteuer. Umfassende Verminderung der Ausgaben durch Vereinfachung des Staatshaushaltes. Aufhebung der Abschaffung der Pensionen. An die Stelle des Beamtenheeres in der Provinz endlich vom Volke gewählte Bezirks- und Kreisräthe und unbedingte Verantwortlichkeit der Gemeindeverwaltung. An der Stelle des stehenden Heeres Volksbewaffnung, insbesondere Wahl der Offiziere bis zum Hauptmann, Soldaten und Aufhebung der Militärgerichtsbarkeit." Diese Beschlüsse offenbar weit über die Gränze, welche Kammer und Regierung bisher offenbart hatten, und selbst über die Reichsverfassung hinaus, wenn auch die Parteiführer mittelbaren bewaffneten Erhebung aufzurufen in dem Augenblicke noch wagten. Es ward eine große Deputation gewählt, die Beschlüsse zu bringen. Selbe wünschte, in dem Saale der Abgeordneten zu erscheinen, um die Beschlüsse selbst zu überreichen. Der Präsident der Kammer erklärte ihr aber, ein Paragraph der Verfassung stehe diesem Verlangen entgegen. Die Minister Goppelt und Dubernoy protestirten gegen ein solches Verfahren. Schnitzer erinnerte zwar, die Sache sei dringend, sei die Geduld ausgegangen. Indessen erfolgten so viele Widersprüche, daß er zuletzt seinen Antrag zurückzog, worauf die Kammer die Anordnung im Besonderen genehmigte, d. h. die Deputation nicht zuzulassen sondern zur Thüre überzugehen. Auch bei dem Ministerium erreichte die Abordnung kein Gehör. Der Kaiser trug in der Audienz die Forderungen des Volkes vor. Er antwortete, die Regierung könne nicht versprechen, Baden zu helfen. Die Einwohnerzahl der anerkennenden und nichtanerkennenden Staaten einander: 4 Millionen gegen 30. Der Feind sei zu stark (Mehrere Stimmen: Ungarn!). Preußen, meinte er ferner, werde W. in Ruhe lassen, und Nichts als die Reichsverfassung wolle. (Mehrere Stimmen: „Sachsen!“). Weiter sah Römer keine Gefahr in der jetzigen Aufstellung der württembergischen Truppen. So lange er Minister sei, werden sie nicht in Baden einrücken. Die Reutlinger Volksversammlung finde er nicht die Majorität des württembergischen Volkes vertreten; er lege überhaupt kein Gewicht auf die Wille einer Volksversammlung. Das Ende war, daß der Minister die Deputation die Beschlüsse der Kammer in dieser Sache verwies. Diese ließen auch nicht auf sich warten, denn schon in der Sitzung vom 31. Mai verwarf die Kammer die Reutlinger Begehren gänzlich. Mit der Kammer stimmten auch die übrigen Gemeinden im Lande überein, von welchen die Erklärung der Reutlinger Forderungen und für das Ministerium so zahlreich einliefen diese der „Schwäbische Merkur“ nicht sämmtliche zum Abdruck bringen. Unter dem Proletariate aber, namentlich in den badischen Grenzbezirken Abweisung der angeblichen Volkswünsche eine Aufregung und eine Bewegung hervor, welche leicht eine gewaltsame Bewegung veranlassen konnten, Sturm, in welchem die Parteiführer selbst der Massen nicht mehr Herr vermochten. Von der Hauptstadt zwar war Nichts zu befürchten und Haltung zeigte sich der „Beobachter“ so wenig zufrieden, daß er sie ein reaktionäres Sodom nannte; dagegen hegte man nicht mit Unrecht die Besorgnis, daß vom Lande aus Jubrang nach der Stadt geschehen würde. Die That das Möglichste, um dem Ausbruche einer Empörung vorzubeugen. Oberbefehlshaber der Bürgerwehr in Stuttgart wurde eine, von der Sta-

abhängige, Stellung angewiesen; das noch anwesende Linienmilitär ihm unterordnet und Oberregierungsrath Cammerer ihm als Bevollmächtigter der Regierung beigegeben. Ebenso wurden die Befehlshaber der Truppen zur Verkündigung des Standrechtes in dringenden Fällen ermächtigt. Die vaterländischen Vereine von Stuttgart und von Esslingen erklärten sich entschieden gegen die Reutinger Beschlüsse und die Unteroffiziere und Soldaten des 4. Regiments sprachen in einer Weise öffentlich aus, welche wünschen ließ, daß das ganze Heer solche Annahmen theilen möchte. Denn auch in der Armee fing jetzt hier und da der Geist der Unbotmäßigkeit wieder an Wurzel zu fassen und unausgesetzte Versuche, militärischen Gehorsam zu untergraben, blieben nicht ganz ohne Erfolg. Die Soldaten sahen, wie ihre Standesgenossen in Baden, die Offiziere ab- und einließen, nach der Laune des Tages und der Stunde und wie dort Gemeine sogar den Landesauschuß berufen wurden, von dem aus sie an ihre „Kameraden übrigen Deutschland“ einen Aufruf erließen, es zu machen wie sie: „hiernach ist ihr es stehen oder braten.“ Den Soldatenverlockungen in W. kam überdies noch der Umstand zu Hülfe, daß die Rekruten eintrafen, welche den Weingelagen den noch mehr erhitzen Beschwörungen leichter zum Opfer wurden, während die besagten Bürger allen Muth und Eifer verloren, da eben der letzte Akt ihrer Hoffnungen, die Nationalversammlung, in Trümmern ging und die Bedingungen, welche eine billige u. rasche Vereinbarung versprochen hatten, zeigten, sie unter sich so schwer einig wurden, als mit dem constituirenden Parlamente. In dieser Zeit Meinungsäusserungen von einzelnen Militärs, die um bedenklicher schienen, als sie nicht in Wirtshäusern durch das bekannte Mittel Zutrinkens hervorgerufen worden waren. An der Spitze der Reutlinger Delegation bei ihrem Zuge nach der Kammer sah man Soldaten in Uniform. In öffentlichen Blättern erschienen beinahe jeden Tag Erklärungen mit zahlreichen Unterschriften, die darauf hinausgingen, daß die Soldaten an der Reichsverfassung halten und nie gegen das Volk, das sich für die Freiheit erhebe, nie gegen badische und pfälzische Brüder kämpfen würden. An dem Volksbankette, welches in den ersten Tagen des Juni zu Ulm gehalten wurde, theilnahmen sich, der Abmahnungen von Seiten ihrer Oberen, die Soldaten in Masse und ungehorsam von ihnen traten sogar als Redner auf. Eine Insubordination unteroffizieren kam übrigens doch nicht vor, wie auch die Soldaten in Wirtshäusern bei Volksversammlungen sich geduldet haben mochten. Um das Weitergreifen der Unordnung zu verhindern, ließ die Regierung beim Militär das Standrecht verkündigen. Unterm 2. Juni meldeten Stuttgarter Blätter die Verhaftung Fickler's, des Mitgliedes der provisorischen Regierung in Baden. Der Grund sollte darin gelegen haben, daß er mit einer bedeutenden Summe nach Stuttgart gekommen sei und Versuche gemacht habe, die Soldaten zu bestechen. Er wurde zuerst zur Stadtdirektion und von da alsbald auf die Feste Hohenasperg gebracht. Demwegs rief er mehrmal aus dem Wagen: „Bürger, macht bekannt, daß Fickler verhaftet worden ist!“ Es zeigte sich aber keine besondere Aufregung u. auch die Kammer beruhigte sich bei den Erklärungen Römer's. In Kornwestheim Ludwigsburg wurde ein zweites Mitglied des badischen Landesauschusses, Krumpholtz, gefangen genommen. Die provisorische Regierung Baden's erließ bei der Verhaftung Fickler's eine Proklamation an das württembergische Volk, in welcher dieser Akt als eine Kriegserklärung gegen Baden, gegen die Sache bezeichnet und ausgesprochen ward, daß man dafür Gemüthsruhe und den Waffen in der Hand verlangen, der württembergischen Regierung die Forderungen entgegenhalten und „die Rebellen mit den Kronen“ vernichten werde, die württembergischen und in erster Linie gegen seine eigene Regierung zu kämpfen. Das württembergische Volk aufgefordert wurde. Wie diese Proklamation von allen württembergischen Behörden aufgenommen wurde, läßt sich wohl denken, doch bedauert man, daß nicht sofort nach der Verhaftung Fickler's eine offizielle Erklärung von der Regierung herausgegeben worden war. — Kaum war sie die

jeigte und jetzt vovenus die Frage der transportirten Seite! Ein Ort der Kern der trefflich eingeübten Stuttigarter Bürgerwehr dem Militär treulich zur Seite stand und es verschlug eben nicht viel, wenn auch Theil dieser Wehrmacht sich mit Worten (Adressen), nicht mit Thaten genannte Reichsversammlung erklärte. Eben so hielten der vaterländisch in Stuttgart, der Stadtrath und Bürgerausschuß, die Mehrheit der Kammer bei der Regierung aus. Um so tadelnswerther aber war es Kammer in diesen kritischen Momenten sich gänzlich aufgelöst und verlassen hatte. General v. Miller verlegte sein Hauptquartier in und verlegte Truppen dahin; auch der König war dort anwesend. Hauptstadt gegen jeden Handstreich gesichert, dagegen blieb in den Agitation freiere Hand. Mehrere Städte neigten sich der neu gebildeten regentschaft zu, am entschiedensten Heilbronn, wo die Bürgerwehr Comment, unter Waffen eine belliberende Volksversammlung der Regentschaft, der „verrätherischen Regierungen gegenüber“ zur Vertheidigung Das Ministerium sandte deshalb ein ansehnliches Truppenkorps da Stadt in Belagerungsstand zu erklären und die Bürger zu entwaffnen kanntlich machte die noch immer als vollständige Nationalvertretung Frankfurter Minorität in Stuttgart die klüglichen Erfahrungen und der schändlichsten Behandlung, von dem Ministerium Admer mit Waffensprengt. Die widerrechtlich eingefetzte Reichsregentschaft und das Reichsversammlung zog nach Baden. Es genügt, diese Begebenheiten hier berührt zu haben, da dieselben in dem vorliegenden Werke bereits dargestellt sind (s. Kumpfsparlament, Suppl. I, S. 11) gelangte in seinem Kampfe mit den Uebergriffen der Regentschaft zu dem, daß er, nebst ihr, auch die Centralgewalt in Frankfurt nicht mehr als den damaligen Kammerverhandlungen ging hervor, daß er einem Preußen allmählig geneigter wurde. Um diesen Zweck zu erreichen, stens das Ministerium nicht nöthig gehabt, seinen Landesherren zu gegen seine Ueberzeugung zu zwingen. General v. Miller rückt Siege über die Reichsversammlung wieder an die badische Gränze, bringen von Freischaaeren zu hindern. Die Haltung des Militärs

demokraten die größten Excesse gegen richterliche Beamte und die mit Waffen zwungene Befreiung von Untersuchungsgefangenen zu Schulden kommen. In Ulm suchten die Demokratenführer Albrecht und Seeger den Ausmarsch der gegen die Aufständischen befehligten Truppen zu verhindern. In Göppingen wurde ein beurlaubter Soldat, welcher auf Volksversammlungen eine Rolle gespielt, gewaltsam den Händen der Obrigkeit entrissen. In Reutlingen u. Tübingen faßten die Bürgerwehren Beschlüsse, welche eine offene Auflehnung gegen Regierung und Stände bezüglich ihres Verhältnisses zum Rumpsparlamente enthielten. In Heilbronn wurde der frühere Reichstagsabgeordnete Hentges, welcher zur Mäßigung rief, schwer insultirt. Von dort zog auch ein Theil der Bürgerwehr zum Kampfe aus, besann sich aber bald eines Bessern und kehrte zu seinen Heibern heim. In Tübingen bildete sich eine Freischaar nach Baden, darunter 100 Studenten. In Blaubeuren rüstete man. Aus Kirchheim rückten am 19. Juni 100 Mann Bürgerwehr der Nationalversammlung zu Hülfe; dieses kleine Heer war wohl das einzige einer Regentenschaft, welche es auf sich genommen, der ganzen bewaffneten Macht Deutschlands zu befehlen. Die Pressefreiheit u. das Vereinsrecht wurden seit den Märztagen in keinem andern deutschen Lande so sehr u. so strafsüßig zu Ungunsten der bestehenden Regierung ausgebeutet, wie in W. Wenn man die „Ulmer Schnellpost“, den „Beobachter“, den „Eulenspiegel“, das „Redaktionspfeiff“ u. dgl. las, so konnte man sich nur wundern, daß fast nie ein von der Staatsgewalt angeregter Proceß vorkam. Anbelangend das Vereinsrecht, so war von dem Märzvereine und dessen Anhängern ein Vereinsneß über das ganze Land ausgebreitet worden und die Thätigkeit des an der Spitze stehenden Landesauschusses steigerte sich nach der badischen Schildehebung zum Außerordentlichen. Schon vorher standen die Demokraten Badens und W.s in Verbindung mit einander. Den Demokraten lag Alles daran, W. mit in die badische Bewegung zu ziehen. Becker, Advokat, Mitglied der württembergischen Kammer der Abgeordneten und seit dem 6. Juni Mitregent von Deutschland, spielte damals unter andern für diesen Zweck Agitirenden die hervorragendste Rolle. Er hatte als Vorstand des Landesauschusses in Stuttgart die Offenburger Versammlung besucht und war mit der fliegenden Partei nach Rastatt und Karlsruhe gezogen. Hiernauf wurde die große Volksversammlung nach Reutlingen ausgeschrieben. Neben gemeinsamen revolutionären Beschlüssen, welche von Eingeweihten in Beiseyn der Danner Fidler und Hoff dort gefaßt wurden, war, wie wir wissen, der Hauptgegenstand der Berathung ein mit Baden und der Pfalz einzugehendes Schutz- u. Trugbündniß. Das auf Veranlassung der württembergischen Demokraten nach Stuttgart sich überhebende Rumpsparlament trat seiner großen Mehrheit nach als Vertretung der Reutlinger Versammlung in die Dienste der badischen Republik. Man sieht nun auch aus Allem dem, daß in W. ein starker Bruchtheil der Bevölkerung vor Ungebuld brannte, sich der badischen Revolution mit Haut und Haar anzuschreiben und war's auch nur, um das erträumte Ideal als süddeutsche Winkelpublik herzustellen, so war die Volksstimmung im Allgemeinen von derjenigen, welche dem Umsturze in Baden vorausging und denselben begleitete, doch spezifisch verschieden. Die große Mehrheit des Schwabenvolkes war für jetzt von vornherein entschlossen und blieb es auch, trotz der Verlegung des Rumpsparlaments nach Stuttgart, sich der badischen Confusion nicht anzuschließen und es ist unbegreiflich, wie selbst württembergische Reichstagsabgeordnete sich über die Stimmung ihres eigenen Landes dergestalt täuschen konnten, daß sie der Frankfurter Linken für Verbesserungen, wie Bogt sie offen ausgesprochen und denen das Ministerium R. d. B. nimmer befallen konnte, in W. einen günstigen Boden verhießen mochten. Die eigentliche Bewegung in W. war entschieden für die Reichsverfassung und hatte ihr nächstes Ziel zur Befriedigung des Stammes erreicht; die badische Bewegung war aber entschieden und durchaus gegen die Reichsverfassung. Wie konnte man nun glauben, das württembergische Volk würde sich aus einer, ebenfalls vollbrachten, reinen Bewegung Hals über Kopf in eine andere, v

fremde, ja der deutschen Sache feindliche und unreine stürzen lassen? Weil die Nationalversammlung mit der gemäßigten freisinnigen Partei in W. gebrochen, verlor die heftige der äußersten Linken an Einfluß. All' ihr Lärmen von Tribünen und in der Presse war vergeblich. Der Kern des württembergischen Volkes behauptete mitten im Sturme der Zeitereignisse die dem schwäbischen Nationalcharakter eigene Bedachtsamkeit. Was sich weiter in der Volksgesinnung damals bemerklich machte, das war der fortdauernde Widerwille gegen Preußen. — Der Regierung mußte daran gelegen seyn, sich bestimmt über die Ereignisse der Parliamentsprengung auszusprechen, hinsichtlich deren eine Menge falscher Angaben im Umlaufe waren, welche durch Gerüchte, wie durch die Presse verbreitet wurden. Hiezu gab ihr der Antrag Schoder's in der Kammer, das Ministerium wegen jener Vorfälle in Anklagestand zu versetzen, gute Gelegenheit. Der hauptsächlichste Inhalt der Erklärung Römer's war folgender: Die württembergische Regierung habe sich nicht angemast, die Reichsversammlung auflösen zu wollen, sie habe allein verhindert, daß dieselbe ihre Sitzungen in W. fortsetze. Die Leidenschaftlichkeit, womit diese Maßregel betrachtet werde, rühre daher, daß die württembergische Regierung sich auf einem andern Standpunkte, als die Regentenschaft und die Nationalversammlung, befinde. Es sei der ersten zugemüthet worden, den größten Theil des Linienmilitärs nach Rastatt zu schicken, dadurch das Land von Truppen zu entblößen und so Krawallen die beste Gelegenheit zu bieten. Weiter habe man eine allgemeine Aushebung vom 18. bis zum 40. Jahre beschlossen, um Baden zu unterstützen. Man täusche sich sehr, wenn man die Meinung begte, daß im Lande auch nur 1000 Bürger und Bauern mit einer solchen Maßregel zufrieden seyn würden, wie groß auch das Geschrei in Versammlungen und in den Blättern seyn möge. Endlich sei die Phrase von Frankfurt her auch hier eingeführt worden, „das Ministerium vor den Richterstuhl der Geschichte zu laden“, als ob ein überlegendes Volk, wie die Schwaben sind, zu solchen äußersten Schritten sich anders, als durch Verweisung, jemals bestimmen ließe. Davon sei man aber noch weit entfernt. Goppelt erklärte das Verfahren der Nationalversammlung für einen Selbstmord. Dies war auch der Fall und sie konnte deshalb nicht im Lande bleiben, weil sie sich in württembergische Parteintriquen hineinreißeln ließ. Die Kammer beruhigte sich bei der wiederholt abgegebenen Erklärung der Minister, daß über die Art und Weise der Ausführung der Maßnahmen (das Militär war brutalen Vorgehens gegen einzelne Parlamentsmitglieder beschuldigt) Untersuchung eingeleitet und bereits im Gange sei und daß das Ergebnis derselben seiner Zeit den Ständen werde mitgetheilt werden. In der Sitzung vom 25. Juni beschäftigte sich die Kammer mit dem Gesetzentwurfe über die Geschworenengerichte, welcher eine ihrer letzten Arbeiten bildete. Am 30. Juni fand endlich die Hauptabstimmung der Ständeversammlung über das Finanzgesetz (Budgetbewilligung) statt. Es war gewiß auch nicht mehr zu bald, daß nach dreivierteljähriger Berathung der einzelnen Einnahmen- und Ausgabenpositionen das Ganze zur Beabschiedung gebracht wurde. Allein die linke Seite und das linke Centrum der Versammlung hatten das Wahlgesetz über die Einberufung einer neuen Ständeversammlung Behufs der Revision der Verfassung im Regierungsblatte noch nicht gelesen und darum sollte die Endabstimmung über die Annahme oder Verwerfung des Finanzgesetzes bis zu jenem Zeitpunkte vertagt werden. Am 28. lief ein Rescript des Geheimenrathes ein, nach welchem der König dem Wahlgesetze die Sanction erteilt hatte. Die Linke suchte aber gleichwohl die Abstimmung noch einmal zu hintertreiben und der Abgeordnete Schoder wollte die Verlaugung aus dem Grunde durchsetzen, weil das Wahlgesetz noch nicht öffentlich verkündigt sei und solches, selbst wenn es sich schon in der Druckerei befinde, wieder zurückgenommen werden könnte, wie dies in Sachsen geschehen. Der Führer des linken Centrums, Abgeordneter v. Zwergern, beruhigte sich erst, nachdem Staatsrath Duvernoy die Versicherung erteilt hatte, daß das Finanz- und Wahlgesetz nächster Tage in einer Nummer des Regierungsblattes erscheinen würden, worauf die Kammer das



lnanzgesetz und die verlängerte Wirksamkeit desselben bis zum 31. Dezember 1849 it 58 gegen 25 Stimmen annahm. — An der badischen Gränze dauerte mitt- weile die Agitation noch immer fort. Die Durchreise von Reichstagsabgeord- nten und der Reichsregentschaft hatte in vielen Oberamtsstädtdchen die Exaltirten ermocht, das Gut und Blut, welches sie so oft versprochen, daran zu wagen, „die Reichsverfassung in W. und in Baden durchführen zu helfen.“ An ersterem hat- ten diese Leute meist nicht viel zu verlieren und um das letzte zu schonen, streng- ten sie ihre Beine über Gebühr an. Oberndorf, Nagold, Freudenstadt, Horb- elten Freischaarencontingente, welche aber theils an der Gränze wieder umkehr- ten, „weil Nichts zu machen sei“, theils auch, weil sie zu den Compromittirtesten hörten, denen der Asperg nicht mehr in unnahbarer Ferne winkte, wirklich den badischen Boden, da wo die Preußen noch nicht standen, aussuchten. Man könnte diese unblutigen Putschversuche für komisch halten, wenn sie nicht einen Beweis von der tiefen sittlichen Zerrüttung unserer Zeit geliefert hätten, die mehr u. mehr an den Tag kam. Alle die revolutionären Umtriebe datirten sich von der Neut- nger Volksversammlung und den daselbst von den Volksführern gefaßten geheim- en Beschlüssen her, welche den Umsturz der bestehenden Ordnung der Dinge auf ewaltsamem Wege bezweckten. Bereits aber war eine Untersuchung eingeleitet, welche die hervorragenden Parteihäupter mit ernsten Folgen bedrohte. — Einfälle badischer Freischärler kamen bei Freudenstadt und an einigen anderen Stellen vor, wurden aber gebührend abgewiesen. Am 29. Juni begab sich der König mit dem Prinzen Friedrich selbst in's Hauptquartier der Truppen im Schwarzwalde. — Das am 2. Juli ausgegebene Regierungsblatt brachte das erwartete Gesetz, be- zehend die Wahlordnung und Einberufung einer Versammlung von Volksver- tretern zur Berathung einer Revision der Verfassung. Bald darauf erschien auch das Gesetz, belangend die Ausgabe von drei Millionen Gulden Staatspapier- geld, in Abschnitten bis zu 2 fl. abwärts. Alle Staatsklassen mußten es im dennwerthe annehmen. — In Freudenstadt waren am 3. Juli 5000 Preußen ingerückt; der Durchmarsch von 15,000 nach dem Badischen war angefangt. — In der Kammer Sitzung vom 5. Juli wurde das Ministerium von dem Abgeordneten Ködinger interpellirt wegen der zwei württembergischen Bataillone, welche unter dem Commando des Reichsgenerals v. Neudecker in Baden standen und bei Gernsbach gegen die sogenannten Insurgenten gekämpft hätten, was ganz gegen die, immer ausgesprochene, Nichtintervention in die badischen Angelegen- eiten sei. Ködinger verlas den Plan zur Expedition nach Württemberg, welchen Struve dem badischen Kriegsministerium zur Genehmigung vorgelegt hatte (diese Papiere waren in dem Treffen bei Gernsbach von dem Reichsheere rbeutet worden) und fügte bei: er nehme keinen Anstand zu erklären, daß das Benehmen der sogenannten provisorischen Regierung in Baden die württembergische Regierung vollkommen berechti- ge, sich in einen förmlichen feindlichen Zustand gegen dieselbe zu versetzen. Er erinnere nur an die mancherlei Gränzverletzungen;erner daran, daß die badische Regierung das württembergische Volk zu offener Rebellion gegen seine gesetzliche Regierung aufgefordert, daß dieselbe Einflüsse nach B. geschickt habe, um die Soldaten zu bestechen und das Volk aufzuwiegen. Das me beiden Bataillone betreffe, so sünden sie unter dem Befehle eines ~~höchsten~~ Generals und zwar seit längerer Zeit, schon ehe die Bewegung in Baden auf- ge- rochen. Die provisorische badische Regierung, vorgebend, sie erwarte die Durchführung der Reichsverfassung, habe die Maske abgeworfen, sei auf ~~den~~ ~~Wald~~ ~~Stadt~~ losgegangen und habe dieses Reichsland mit Krieg überzogen. ~~Es~~ ~~um~~ hätten die württembergischen Bataillone gegen Baden ~~operirt~~, ~~gegen~~ ~~an~~ ~~der~~ Reichsverfassung entschieden feindseliges Land. Die Kammer ging ~~wie~~ ~~zu~~ ~~der~~ ~~Ordnung~~ über. In den nachfolgenden Sitzungen wurde die ~~Verordnung~~ ~~der~~ ~~Re-~~ ~~gentur~~ ~~wurfes~~, betreffend das Verfahren beim Aufgebote der ~~hannoverschen~~ ~~Trup-~~ ~~pen~~ ~~Zusammenrottungen~~ und Aufruhr, sowie die ~~hannoverschen~~ ~~Trup-~~ ~~pen~~ für den durch den Aufruhr veranlaßten Schaden ~~angewandt~~. Die ~~Trup-~~

wollte in dieser Haftbarmachung einen Verstoß gegen allgemeine Recht und gegen die Billigkeit finden. Das Ministerium erwiederte: jeder Citonoffe sei verpflichtet, das Möglichste zur Aufrechterhaltung der OrSicherheit in der Gemeinde zu thun; falls irgend ein Verschulden oder lässigkeit vor, so müsse er durch Vergütung des Schadens in's Mittel allenthalben den Gemeindegossen Gelegenheit gegeben sei, rechtzeitig nung zu steuern. Der Entwurf wurde mit großer Stimmenmehrheit an — Mit der Bekanntmachung der Einberufung des Revisionslandtages auch die Wahlagitationen wieder. Die Radikalen nannten sich in gew scheidenheit ausschließlich die „Volkspartei“ und es fehlte nicht viel, da stitutionellen als Volksverräther gebrandmarkt wurden. Maueranschlag die Wähler auf, die „Volkspartei“ in ihrem gewöhnlichen Lokale zu be sich über die Männer der „Volkspartei“ zu besprechen. Ein Stuttger der „Volkspartei“ nannte schon die Namen dieser Volksebeglücker; leide terlagen zur Zeit manche derselben gerichtlicher Verfolgung wegen. Ho was übrigens ein unzweifelhaftes Zeichen ihrer Besinnungstüchtigkeit: könnte man ausrufen: „O du an Ansprachen deiner Vertreter reiches netes Land Württemberg!“ Kaum hatte sich die Fluth von Ansprache vertriebenen Nationalversammlung gelegt, so war schon wieder ein laß da, der den verschiedenen politischen Parteien Stoff zu Proklamati Dem „Beobachter“, welchem es nicht gefallen wollte, daß der con Wahlverein die Staatsräthe Römer, Duvernoy und Goppelt vorschlug, der „Schwäbische Merkur“: „Säumen wir nicht, den vernünftigen England, Frankreich und Belgien nachzuahmen; gebet das schändliche auf, als müsse das Ministerium in gewissem Sinne als Gegner der R unng betrachtet werden; gewöhnt euch vielmehr daran, die aus der M Volksvortreter hervorgegangenen, auf die Mehrheit sich stützenden Mi als die natürlichen Führer und Leiter ihrer Partei in der Kammer a — Am 14 Juli begann die Kammer die Berathung des Gesegenturfe lich der weitem Ausbildung der Bürgerwehr. Nach der We Opposition sollte die Bürgerwehr nicht nur die Ordnung und Ruhe i aufrecht erhalten, sondern auch bei Vertheidigung des Vaterlandes ge Feinde mitwirken und eine dem entsprechende umfassende Organisations Vom Ministertische aus und von der rechten Seite des Hauses wurde sichts vielfach bekämpft. Die Bürgerwehr, machten die Gegner geltend, Wesen nach zunächst auf die Gemeinden beschränkt, eine Mobilisirung wodurch das stehende Heer und die Landwehr ersetzt werde, unausführ fehlte an der Vereinigung der nöthigen Kräfte eines Heeres, an guten an den verschiedenen Waffengattungen, an der Disciplin, an dem nö ministrationsapparate, vor Allem aber an dem guten Willen des Vo welches für einen in der Art ausgedehnten Bürgerwehrdienst, name dem Lande, durchaus nicht eingenommen sei. Schoder erkannte Einwürfen die Abneigung der Ministeriellen gegen die Volksbewaff ein Zeichen, daß man bereits im Stadium der Reaction sei. In d vom 20. nahm die Kammer auf die Wendung der Ereignisse in Schles stein — die großen Verluste vor Friedericia waren eben bekannt geword laß, einstimmig ihr Vertrauen zur Regierung auszusprechen: „Letztere u zugsweise im Vereine mit den deutschen Regierungen, die am Kriege ge mark Theil genommen, mit allen Kräften dahin wirken, daß nicht durch Vorschreiten eines der Einzelstaaten die Ehre Deutschlands und das bundene Interesse von Schleswig-Holstein durch einen Waffenstillstand den preisgegeben werde. Die Verhältnisse waren aber leider bereits s worden, daß Preußen den kleineren deutschen Königreichen in diese men Einfluß mehr gestattete. Die Aufhebung des, hinsichtlich der P zwischen dem Staate und dem Hause Paris bestehenden Lebensverb

treffend, welche nach den Kammerbeschlüssen schon am 30. Juni hätte eintreten sollen, ward in der Sitzung vom 23. Juli an die Stände das Ansinnen gestellt, daß der Regierung die Bestimmung des Vollzugstermins überlassen werden wolle, indem dieses die zur Uebernahme der Postverwaltung erforderlichen Vorbereitungen eben sowohl, als die eingeleiteten Verhandlungen mit dem Fürsten Erblandpostmeister wünschenswerth machten. Die Ständeversammlung ging auf dieses Ansinnen ein, sprach jedoch die Erwartung aus, daß die Sache in möglichster Zeitkürze ihre Erledigung finde. Am 28. kam der vom Ministerium eingebrachte Gesetzentwurf, belangend die Berichtigung unwahrer Zeitungsartikel, zur Berathung. Die Regierung ging von den Grundsätzen aus: Der Staat, indem er in sorgfältiger Achtung der Freiheit der Gedankenäußerung jedem Bürger überläßt, welchen Gebrauch er von der Presse machen will, sei um so mehr schuldig, den durch schlechten Gebrauch der Presse gestifteten Schaden durch repressivne Maßregeln aufzuheben. Es sei ein dringendes Bedürfnis, dem Einzelnen, wie der Gesellschaft, Schutz gegen Angriffe und die Verbreitung unwahrer Behauptungen zu gewähren. Wer öffentlich vor dem großen Publikum angegriffen werde, habe das natürliche Recht der Vertheidigung, um die nachtheilige Meinung, welche bei seinen Mitbürgern über ihn hervorgerufen wurde, aufzuheben. Dieser gerechten Forderung geschehe durch das Strafverfahren lange nicht vollständig Genüge, vielmehr solle ihr durch den Gesetzentwurf entsprochen werden. Derselbe legte den Herausgebern von Zeitschriften die Verbindlichkeit auf, die Widerlegungen und Berichtigungen der in ihren Blättern Angegriffenen unentgeltlich und ohne allen Zusatz aufzunehmen und zwar unter Androhung einer Geldbuße von 15 bis 50 fl. im Weigerungsfalle. Rödinger, Tafel u. a. traten mit allerlei Sophismen gegen den Gesetzentwurf auf, welcher jedoch in seinen wesentlichen Theilen die Zustimmung der Versammlung erhielt. Am 1. August traf die Reichsversammlung den längst erwarteten Gesetzentwurf über die Aufhebung der befreiten Gerichtsstände. Der §. 43 der Grundrechte des deutschen Volkes sollte nach demselben durchgeführt werden, mit Ausnahme des Gerichtsstandes der Königin, des Kronprinzen und dessen Gemahlin und der in häuslicher Verbindung mit den königlichen Eltern lebenden Prinzen und Prinzessinnen; dann mit Ausnahme der zum Dienststande gehörigen Militärpersonen, welchen gegenüber die Militärgerichtsbarkeit bis zur Revision der militärischen Strafgesetze bestehen blieb. Der Gesetzentwurf wurde angenommen. — Um diese Zeit wurden die Resultate der Wahlen für den Revisionslandtag bekannt. Mehr als zwei Drittel derselben waren unter den Auspicien der rastlosen Volkvereine, denen das neue Wahlgesetz eben so sehr in die Hand arbeitete, wie die gewohnte politische Gleichgültigkeit, Trägheit und Sorglosigkeit der Konstitutionellen zu Stande gekommen. So hatte z. B. der Weisklinger Wahl das Versehen des neuen Wahlgesetzes, welches keine bestimmte Anzahl Wahlberechtigter zur Gültigkeit einer Wahl nöthig machte, großen Vorschub geleistet. Sie trieben ihre Stimmgeber vollzählig in die Wahlschlacht, während die sogenannten Wohlgefinnten hübsch zu Hause blieben und sich weit mehr angelegen seyn ließen, ihr Getreide einzuschauern, als Abgeordnete ihrer Richtung in die Kammer zu bringen, und so war denn die Wahl gegen den besonnenen Fortschritt und für die radikale Candidatur ausgefallen. Es befanden sich Leute unter den Erkorenen, die offenbar zu der Partei gehörten, welcher die fortwährende Agitation und Aufregung zur Gewaltthätigkeit als das wesentliche Element der politischen Freiheit galt. Staatsrath Duvernoy erlag in einem Bezirke, den er 18 Jahre mit Ehren vertreten, gegen Rödinger. Schoder, Becher, der flüchtige Reichsregent, und andere Mitglieder der äußersten Linken standen wieder auf der Liste der Abgeordneten. Auch Heilbronn wählte einen Flüchtling, den radikalen Buchdrucker Ruoff. Die Volkvereine jubelten über ihren Erfolg. Es war eine Kammer gewählt, die in ihrem Bestande ein Misstrauensvotum des Landes dem Ministerium bot, mochte dieselbe die Bevölkerung wirklich repräsentiren. Die Minister beschloßen in Folge dieser Wahlergebnisse einstimmig, a

König nahm jedoch das Entlassungsgeſuch nicht an. — In der Sitzung der Stände-  
 verſammlung vom 6. Auguſt kam Schoder's Antrag, die Miniſter wegen Ver-  
 treibung der Nationalverſammlung in Anklageſtand zu ſetzen, zur Verhandlung,  
 wurde aber mit 58 gegen 17 Stimmen verworfen. Kotter und Mack wiejen  
 in der Debatte auf die Folgen des Verfahrens, wie der Auſchuß der Volksver-  
 eine, dieſe ſelbſt, die Lokalpreſſe — ſämmtliche von der Linken geleitet, jenes Er-  
 eigniß ausbeuteten, um die Regierung in jeder nur möglichen Weiſe zu ſchmähen  
 oder, nach Schoder's früherem Ausdrude, „dieſes Gewaltminiſterium vor Deutſch-  
 land zu brandmarken“. Am 11. Auguſt wurde endlich der in W. beſpielloſe lange  
 Landtag geſchloſſen, nachdem derſelbe, ſeit dem 19. September 1848 verſammelt,  
 ſeine Aufgabe „die geſetzliche Begründung der Volksrechte, welche aus den Ver-  
 änderungen des März hervorgingen“, gelöſt. Die Kammer hatte, abgesehen von  
 den mancherlei Ungehörigkeiten, welche ſich meiſt die äußerſte Linke zu Schul-  
 den kommen ließ, im Ganzen eine nicht unwürdige Haltung gezeigt u. mit Fleiß  
 und Ausdauer die Maſſe ihrer Arbeiten erlediget, ſo daß ſie in 200 Sitzungen  
 über nicht weniger als 167 Commissionsberichte Beſchlüſſe faßte und gegen 40  
 neue Geſetze zu Stande brachte. Sie hatte die Aufhebung der Lebensrechte be-  
 werkſtelliget, die Einführung des Inſtitutes der Schwurgerichte, die Freiheit und  
 ſelbſtändige Verwaltung der Gemeinden, die Gleichheit Aller vor dem Geſetze  
 durch Aufhebung des erimierten Gerichtsſtandes, das Aufhören des alten Jagdun-  
 welenſ, eine gleichmäßigere Verteilung der Staatslaſten, Abſchaffung der Patri-  
 monialgerichte, Verbesserung des Strafgeſetzbuches nach den Forderungen der Hu-  
 manität, ferner die nähere Durchführung der Volksbewaffnung, die Sicherung des  
 Volkes gegen Exzeſſe der bewaffneten Macht und anderſeits die Feſtſtellung der  
 Formen zur Sicherung gegen Aufruhr, die Belaftung der Apanagen, Beſoldungen  
 und Penſionen, damit kein Stand unter dem Drucke der gegenwärtigen Lage ein  
 bevorzugter bliebe, ſowie noch manches Andere, wofür das Land ſeinen Abgeordne-  
 ten die Anerkennung nicht wohl verſagen konnte. Die wenigſt dankenswerthe  
 ihrer Gaben war zweifelsohne das neue Wahlgeſetz. Dieſes, wie es aus den Be-  
 ratungen der Kammer hervorging, hatte zwar das eine der von der Regierung  
 aufgeſtellten Prinzipien beibehalten, nach welchem jeder 25 Jahre alte württem-  
 bergiſche Staatsbürger, welcher zu der direkten Steuer beiträgt, als wahlberechtiget  
 erklärt iſt, und eben ſo die vorgeschlagene Eidesformel der Abgeordneten zum Re-  
 viſionslandtage, welche dahin gerichtet war, das Wohl des Königes und des Va-  
 terlandes gewiſſenhaft zu wahren und mitzuwirken zu einer deutſchen Reichsver-  
 faſſung und einer den Grundrechten des deutſchen Volkes entſprechenden Aenderung  
 der Landesverfaſſung, — dagegen waren alle ſonſtigen conſervativen Beſtimmun-  
 gen, welche das Miniſterium in den Entwurf eingebracht, aus dem Geſetze weg-  
 geblieben. Die Folgen dieſer radikalen Verſchneidung wurden dem Landtage noch  
 vor ſeinem Auseinandergehen augenſällig. Verhandlungen über die allgemeinen  
 deutſchen Intereſſen unterbrochen oft die laufenden Geſchäfte und es machte ſich  
 hiebei auch in der Kammer die heftige Aufregung der Parteien bemerklich. Die  
 Majorität erwarb ſich in dieſer ſitzlichen Sache durch ihr Handinhandgehen mit dem  
 freiſinnigen Miniſterium jedenfalls das große Verdienſt, W. vor dem Unglücke des  
 Nachbarlandes bewahrt und die organiſirten Kräfte für die Zukunft wirksam er-  
 halten zu haben. Inmitten der politiſchen Stürme war die württembergiſche  
 Ständeverſammlung die einzige, welche dem Schickſale anderer deutſcher Volksver-  
 tretungen, die vertagt, aufgelöſt oder gar gewaltsam zerſprengt wurden, entging;  
 ihr allein war es vergönnt, bis zum letzten Athemzuge an der in Frankfurt be-  
 ſchloſſenen Reichsverfaſſung halten zu können und ſo wenigſtens äußerlich der  
 Ehre zu genügen, nachdem ein weiteres Feſthalten an jener Reichsverfaſſung bei  
 den neuen Phafen, in welche Deutſchlands Conſtituirung gedrängt worden, doch  
 1-  
 Erſte nicht denkbar war. — Nach dem Schluſſe des Landtages ſtellte ſich der  
 ordnete Schnizer, welcher der gegen ihn eingeleiteten Unterſuchung nicht  
 ſehen wollte, auf dem Hohenasperg ein, dagegen entzog ſich ſein College

Dr. Scherr der ihm drohenden Verhaftung durch die Flucht. Staatsrath Römer trat eine Erholungsreise an den Bodensee an und traf in Lindau mit dem bayerischen Minister von der Pfordten zusammen, was zu den mannichfaltigsten Vermuthungen und Gerüchten Anlaß gab. Diese wurden in der „Württembergischen Zeitung“, dem Organe des Ministeriums, unterm 25. August folgendermaßen berichtet: „Bayerische und nach ihnen württembergische Blätter berichten von einem „kleinen bayerisch-württembergischen Ministerkongresse“ in Lindau, dem auch zwei höhere österreichische Generale beigewohnt haben sollen. Die Thatsache eines Zusammentreffens des Staatsrathes Römer mit dem bayerischen Staatsminister v. d. Pfordten ist allerdings richtig. Wenn man dagegen in bayerischen Blättern noch weiter wissen will, daß es sich bei dieser Zusammenkunft „um ein „süddeutsches Bündniß, dem protestantischen Norden gegenüber“, gehandelt habe, so sehen wir uns veranlaßt, gegen diese, in dieser Zusammenstellung und an diesem Orte dem Norden gegebene, etwas versängliche Bezeichnung sogleich zu protestiren, da vielleicht jede andere weit eher gepaßt hätte, als gerade diese. Protestantismus und Katholizismus haben mit der deutschen Frage an und für sich lediglich Nichts zu thun und es ist wohl auf jeder Seite streng zu rügen, wenn konfessionelle Uebergewichts- oder gar Eroberungsgelüste da und dort in der Presse, besonders in der sogenannten „gläubigen“, durchblicken. Die Deutschen sollten doch endlich einmal gerade in diesem Punkte durch Schaben klug geworden seyn und diese Geister ruhen lassen. Die Politik werde vom Geiste der Sittlichkeit, der Religion getragen, aber sie hüte sich um's Himmels willen, je wieder theologisch, dogmatisch, konfessionell zu werden!“ — Bald darauf hatte Römer einen neuen Kampf in der Presse zu bestehen. Preußen bemühte sich, seit der Gründung seines bekannten Dreikönigsbündnisses, welchem fast alle Staaten Nord- und Mitteldeutschlands zugetreten waren, auch die beiden süddeutschen Königreiche hereinanzuziehen und daß dieses bei W. nicht gelang, was man alle Schuld diesem Staatsmanne bei. Preussische Blätter, insbesondere aber die „Deutsche Zeitung“, machten ihn zum Gegenstande fortgesetzter, zum Theil gemeiner Angriffe. Römer ließ dagegen in der „Württembergischen Zeitung“ vom 2. September eine ausführliche Erklärung erscheinen, in welcher er sich mit dankenswerther Offenheit über das Verhältniß W.s zu Oesterreich und Preußen aussprach. Die Hauptausstellung in der Frankfurter, wie in der Berliner Verfassung war ihm noch immer die Entfernung Oesterreichs aus dem Bundesbunde: eine Entfernung, gegen welche die Sympathien Süddeutschlands, wie seine materiellen Interessen sprächen. Der preussische Entwurf biete, neben dem unausführbaren Wahlgesetze, eine Aufrechterhaltung der Vorrechte des hohen und niedern Adels, wonach W. in der ersten Kammer die Standesherren, in der zweiten die Vertreter des ritterschaftlichen Adels behalten müßte, während es weder in Preußen, noch in Oesterreich so unvolksthümlich zusammengesetzte legislative Versammlungen gäbe. Außerdem bestche im Volke das Bedenken: da man in Berlin heute dieses, morgen jenes Gesetz ändere, könnte es an einem schönen Morgen auch der Reichsverfassung so ergehen, wenn bloß der, von der preussischen Macht umgebene, König von Preußen an der Spitze stehe und ein mächtiger Widerpart, Oesterreich, im Bunde nicht vorhanden sei. Er (Römer) halte ein solches Mißtrauen für unbegründet, allein es bestche und sei durch die Vorgänge in Baden und Schleswig nicht verändert worden. Die Erklärung schloß mit den Worten: „Hiernach sind noch mehrfache Hindernisse aus dem Wege zu räumen, ehe W. eine definitive Erklärung über seinen Beitritt zu der Dreikönigsverfassung geben kann. Daß diese in kürzester Frist erfolge, ist durch die Umstände geboten. Da jedoch Oesterreich gerade jetzt in die Lage gekommen ist, sich bestimmt und endgültig auszusprechen, so liegt ein kurzer Verzug in der Natur der Verhältnisse. Röge der Ausspruch bald und befrledigend gethan und mögen dabei nicht nur die Interessen der Dynastien, sondern auch die der Völker berücksichtigt werden. Röge insbesondere der ritterliche König von Preußen, daß das Zustandekommen eines ganzen, großen Deutschlands hauptsächlich

sagte er, sei nicht mehr zu verwirklichen, es sei so tief in die Schwärze eingedrungen, daß nur seine vollständige Befriedigung Ruhe schaffen den Schlund der Revolution sicher und dauerhaft schließen könne. © den Regierungen, Ruhe und Frieden für den Augenblick auf der Distanz stellen, so würde, wenn jener dringendste Volkswunsch die Erfüllung der Vulkan in der Tiefe fortzögen, seine Ausbrüche würden nicht a mit ganz anderer Gewalt und Wuth, als wir bisher gesehen, sich ü land ergießen. Die Regierungen sowohl, als das Volk, dürften d pfindliche Opfer für die Erreichung der deutschen Einheit nicht scheu bei Lösung der Aufgabe die größten Schwierigkeiten darbieten, sei f verkennen. Noch ständen sich die beiden deutschen Großmächte riva über; W. und Bayern hielten sich unentschieden. Zu einem fest müsse man aber nothwendig endlich kommen. „Wir sind,“ schloß „weder vorzugsweise preussisch, noch vorzugsweise österreichisch gest Deutſche und wollen es seyn und bleiben. Wir wollen die Einheit Volkes mit einheitlicher Exekutivgewalt, eine von dem Volke gewäl sammlung, verantwortliches Ministerium, gemeinschaftliche Vertretun und gemeinsames Zollgebiet. Wenn Oesterreich hiezu die Hand bi will, so wollen wir diese Hand freudig ergreifen und uns Glück u das deutsche Volk ganz und ungetrennt auch im engern Bunde bi könnte u. wollte aber Oesterreich jenen Anforderungen nicht entsprechen, noch länger mit einer bestimmten Erklärung, so bliebe nach unserer Ueberg Wahl übrig, mit Preußen, Hannover u. Sachsen wegen des Beitrittes Bunde in Unterhandlungen zu treten und den von ihnen in Uni Reichstag zu beschicken.“ — Im Ministerium trat Mitte Septem änderung ein, die aber nicht im Mindesten in's politische Gewicht f nisterium des Kirchen- und Schulwesens, welches bisher vom L rath Schmidlin, wie früher von Paul Pfizer verwaltet wurde, sonderes Ministerium auf und ward mit dem des Innern verein rath Duvernoy erhielt zu diesem Zwecke einen Adjunkten in de v. Köstlin. Die in diese Zeit fallenden Gemeinberathswahlen in E über Erwarten günstig für die conservative Partei aus. Auch

## Württemberg.

viele politische Angeschuldigte aus Heilbronn, Reutlingen, Nagold, Riechheim und anderen Orten ihrer Aburtheilung. — Die Artilleristen gewehr in Reutlingen hatten bei ihrem heurigen Freischießen einen Feind der Scheibe, während vor einem Jahre Windischgrätz und der König darauf waren. Aura popularis! — Ende Septembers ging in der bei einer Note der württembergischen Regierung nach Berlin ab, welche den Beitritt Oesterreichs und Bayerns zum Dreikönigsbunde als den Hauptgegenstand, der W.s Anchluss unmöglich mache. Zugleich bemerkte sie, dass die Verfassungsentwurf der drei Königreiche Bestimmungen enthalte, welchen nicht Befreiung würden, nicht zustimmen könnten, wie z. B. den Gesetzen über die Wahlen zum Reichstage, die in Aussicht gestellte Aufhebung der Adelsvorrechte, die Verhältnisse des Fürstencollegiums etc. Bestimmungen angemessen abgeändert, Bayern und Oesterreich sich an würde, wie sich von selbst versteht, auch W.s Beitritt keinem weite unterliegen. Die ministerielle „Württembergische Zeitung“ warnte in einem Redaktionsartikel vor der Lockung, die in dem Worte „Reichstag“ für den Württemberger sei dieses Wort ein großer Ragnet, nur verfiere unter einem allgemeinen deutschen, keinen Dreiviertelsreichstag. Kochen nicht unbedeutendes moralisches Gewicht in die Waagschale des ganzen Landes werfen. Dagegen wurde in einer zu Cannstadt abgehaltenen Versammlung von Abgeordneten der vaterländischen (liberal monarchischen) Vereinigung an die Regierung um Beitritt zu dem engern Bunde beschlossenen Reichstag versprochen. Die Bedenken gegen den Beitritt in Beziehung bekämpfte in einem klaren Vortrage der badische Zollverein in Stuttgart, Assessor Dr. Weindel, in dem er hervorhob, dass er sich noch länger von dem engern Bunde fernhalte, später, wenn es der Fall sein sollte beizutreten, annehmen müsse, was in Zollsachen bisher bestanden, dass es alsdann die materiellen Interessen Süddeutschlands geltend mache, was es in dem engern Bunde um so mehr mit Aussicht auf Erfolg, da in denselben Zollfragen nicht mehr, wie im Zollvereine, blos mit Mehrheit, sondern mit Stimmenmehrheit entschieden werden. Am Schluss der Versammlung wurde eine Aeusserung des Staatsrathes Römer mitgetheilt, dass der Anschluss an Preußen in Aussicht gestellt habe, für den Fall, dass Preußen alles Eingehen auf den Bundesstaat und auf eine Volksvereinigung zuweisen. In dem war dies nur cum grano salis zu verstehen, denn die Dreikönigsverfassung, so lange ihre von ihm oft hervorgehobenen Vortheile zu Preußen hinneigte, in der letzten Zeit verstärkt, allein einflussreicher Theil der Conservativen, besonders in Oberschwaben weit davon entfernt, sich ihr anzuschließen. Bei den Radikalen fand noch weniger Boden und bei dem griechischen Theile des Volkes war die Abneigung durch das standrechtliche Verfahren in Baden nur gesteigert worden. Das Dreikönigsbündniß hatte demnach in Württemberg keine Aussicht. — Zu den bestehenden Schwierigkeiten trat jetzt auch noch die Forderung der Zerwürfnisse im Lager der Altliberalen, von dem Zweck aus auf Anklage der Minister sich herablassend und unter diesen Umständen vorruffend, hatten die Beseitigung des Ministeriums Römer als ein Ziel, das man schon seit längerer Zeit für möglich ansah. In der Hoffnung einer gleichförmigen Regierung aus Mitgliedern des linken Theils der Kammer und im Lande durch ihre Persönlichkeit von dem Reichstag nicht eintreten konnte, so fiel jene Aufgabe früheren Ministern zu, welchen Römer wegen seiner Vergangenheit keine Gelegenheit bot. Am 28. Oktober wurde die offizielle Liste des neuen Ministeriums bekanntgegeben. Inneres v. Schlayer, Finanzen v. Herdegen, Cultus und auswärtige Angelegenheiten v. Spittler, Wächter, Justiz v. Hänlein,

getretene Ministerium mit eben so heftigen Vorwürfen heimfuchte, als er dem neuen Ministerium hoffte. Der Fürst schloß mit den Worten: **„Nur gerechten Forderungen auch jetzt wieder nicht Rechnung getragen, ich es Niemanden in unserem Oberlande verargen, wenn er seinen Blick voll dahin wendet, wo, wenn auch nicht mehr, ja vielleicht weniger als in W., doch eine Macht vorhanden ist, die nach Außen schützt und nach Innen eine materielle Wohlfahrt in Aussicht stellt, wie die älteren Ränder Schwabens auf dem Lande und in den ehemaligen freien deutschen Reichstheilen derselben aus den Jahren vor 1806 noch erinnern.“** Das „Deutsche Reich“, das mit für die Interessen der Katholiken kämpft, bemerkte darüber hier ausgesprochene Drohung eines Anschlusses an Oesterreich ist ein Beweis, das von den entgegengesetzten Seiten dazu benützt wird, schwache Köpfe zu verwirren.“ — Das am 13. November erschienene Regierungsblatt berief die verfassungsverwandelnde Versammlung auf den 1. Dezember 1849 ein, wodurch die bisherigen Zweifel in den Journalen endlich gelöst wurden. Zugleich enthielt es ein königliches Verordnungsblatt, in welcher die Abänderung des vorerwähnten Ständeeides bestimmt ward. Es sei diese Formel in einer Zeit entstanden, in welcher das Zustandekommen einer deutschen Reichsverfassung als gesichert angenommen worden; diese Voraussetzung sei nicht eingetreten und es bestünde deshalb keine Aussicht auf eine zur Anerkennung gelangte Reichsverfassung nicht; darum könne die Beachtung eines künftigen, noch unbekanntes, Zustandes vernünftiger nicht beschworen werden und dürfe man nicht in zweideutigen Worten mit Spielchen, weil dadurch das religiöse Gefühl des Volkes aufs Tiefste verletzt und das Rechtsbewußtsein irre geleitet werde. Dagegen ward folgende Eidesformel ausgesprochen: **„Ich schwöre, als Mitglied der zur Revision der Verfassung berufenen Versammlung das Wohl des Königs u. Vaterlandes gewissenhaft zu wahren und alle Nebenrückichten, nach freier eigener Ueberzeugung, mitzuwirken zu einer Grundrechte des deutschen Volkes entsprechenden Aenderung der Landesverfassung.“** Der ständische größere Ausschuss erhob alsbald seine Bedenken gegen diese Verordnungsformel. Zwar nicht dieser selbst galt seine Einsprache, wohl aber den Vorwürfen zu derselben, welche, aussprechend, „daß die deutsche Reichsversammlung zu Stande gekommen, weil solche zwischen den deutschen Regierungen und dem Volke noch nicht abgeschlossen sei,“ der Ansicht Raum gäben, daß hierdurch das Vereinbarungsrecht geltend gemacht werden wolle, ein Recht, welches die Regierung niemals anerkannt, vielmehr ausgesprochen hätte, daß die deutsche Reichsversammlung das allein befugte Organ zur Errichtung des deutschen Reichsverwerkes sei. Ueber das Stimmverhältniß im Ausschusse ist zu bemerken, die Minorität der radikalen Partei angehörte, welche gegen die Aenderung des Eides überhaupt Protest einlegen wollte. Es erfolgte darauf ein Rescript des kaiserlichen Geheimen Rathes, durch welches aber der ständische Ausschuss nicht gehoben erachtete, weshalb er beschloß, dasselbe zur Kenntniß der Landesvertretung zu bringen und dieser das Weitere zu überlassen. **Rechtsberathen** 37 Mitglieder der verfassungsverwandelnden Versammlung in besondrer Aufmerksamkeitsgegenstand eine Eingabe, worin sie die erwähnte Verordnungsformel als „verfassungswidrig“ erklärten und deren Zurücknahme „als gesetzliches Recht des Landes“ in Anspruch nahmen. Man fand unter den beigesetzten Namen die von Moritz v. Köbinger, Schöber, Schnitzer, Adolf und Ludwig Seeger, Tafel, &c. Auf diese Eingabe ging dem Abgeordneten Köbinger eine Mitteilung der Kanzlei des kaiserlichen Geheimen Rathes zu, wonach das Ministerium die Eingabe als unbefugt betrachtete und daher eine Antwort auf dieselbe, „ganz eben von ihrer materiellen Unrichtigkeit, schon aus formellen Gründen nicht abzugeben.“ So begannen also die Konflikte zwischen der Regierung und den Landtagen noch vor Eröffnung des letztern. Auch mit der katholischen Kirche kam wieder Spannungen ein. Der Bischof von Rottenburg hatte seiner Geistesherren befohlen, keine gemischte Ehe einzusegnen, wenn nicht das Versprechen &



tholischer Kindererziehung abgelegt würde. Darauf verfügte auf Antrag der versammelten protestantischen Synode das Ministerium des Kirchenwesens, wo der katholische Geistliche sich weigere, der protestantische Geistliche die Dispensation von den Bestimmungen des Religionsediktes vom Jahre 1811 theilt werde. — Am 1. Dezember geschah die Eröffnung des Landtages durch den dazu beauftragten königlichen Commissär, Minister v. Schlayer. Der Direktor des Ministeriums verlas den Eid, wie er nach der mehrerwähnten Erklärung modifizirt worden war und sämtliche Volksvertreter leisteten auch die, welche eben noch Verwahrungen dagegen eingelegt hatten. Der Landtag wurde in einer Erklärung dieser Partei durch ihr Organ damit gerechtfertigt, den vollständigen Eid abzulegen gehindert, denjenigen Theil des Eides, welchen die Regierung anerkannte, um ihrer Pflicht als Abgeordnete zu kommen, ablegen müßten, da sonst eine Auflösung oder eine Neuwahl zu erwarten sei, wodurch der Eintritt der „Volkspartei“ in die Versammlung unmöglich würde. Letztere Voraussetzung war sicherlich gegrißelt, dann aber auch die frühere Erklärung ein nutzloser Schritt. Schlayer hielt hierauf folgende Rede: „Hochzuverehrende Herren! Se. Majestät der König hat mir den ehrenvollen Auftrag zu ertheilen geruht, die gegenwärtige Versammlung der Volksvertreter in Höchst Ihrem Namen zu eröffnen. Zu meinem Bedauern kann ich Ihnen noch nicht Glück wünschen zu einer definitiven Ordnung der deutschen Verfassungsangelegenheit, wie sie dem Wunsche des deutschen Volkes nach nationaler Einigung entspräche. Eben so wenig gestattet die gegenwärtige Lage des Landes einen befriedigenden zu nennen. Wohl ist unter der göttlichen Vorsehung der drohende Sturm offener Empörung von dem Lande abgewendet und wir vor großem Elende und noch größerer Schmach bewahrt worden. Aber verbergen können und dürfen wir uns nicht, daß in dieser Zeit der Aufregung u. Parteilung der Geist der Irreligiosität u. Sittenverderbnis tief eingedrungen, daß das Ansehen der Gesetze sehr gelitten hat, daß die Begriffe von Recht und Ehre vielfach in Verwirrung gekommen sind, daß der allgemeine Credit zum schmerzlichen Nachtheile von Gewerbe und Handel gesunken und daß überhaupt das Land in eine, auch für seine materiellen Interessen sehr nachtheilige, Lage gerathen ist. Besonders mißlich stellt sich dieses in dem Zustande unserer Finanzen heraus, da die ordentlichen Staatseinnahmen zur Deckung der ordentlichen Staatsausgaben um einige Millionen unzureichend geworden sind. Die Regierung wird ihnen darüber, sobald die dafür getroffenen Vorbereitungen vollendet seyn werden, die nöthigen Vorlagen machen. Zunächst werden die Verbesserungen an dem Gebäude der Staatsverfassung Ihre Thätigkeit in Anspruch nehmen. Die Klugheit macht es räthlich, sich hier auf das Nothwendige, auf das klar erkannte Bedürfnis zu beschränken, wenn man nicht Gefahr laufen will, bei der Durchführung der einzelnen Abänderungen mit den Hülfsmitteln des Landes, mit den Sitten und Gewohnheiten, den Wünschen und Bedürfnissen des Volkes in Zwiespalt zu gerathen. Als vorzugsweise dringend betrachtet die Regierung die Vollziehung der Grundrechte des deutschen Volkes eine neue Gründung der Landesvertretung, des wichtigsten Theiles einer jeden Repräsentativverfassung. Auch vorhandene wichtige Bestimmungen der Verfassung werden einer Revision unterstellt werden. Se. Majestät der König haben beim Antritte Ihrer Regierung Ihre erste Sorge seyn lassen, durch freien Vertrag mit dem Volke die Verfassung des Staates in freisinnigem Geiste zu ordnen. Auch jetzt sind Höchst dieselben bereit, zu Abänderungen dieses Vertrages, wie die Erfahrung und veränderte Verhältnisse es als geboten oder wünschenswerth geeignet haben, die Hand zu bieten und die einzige Richtschnur Sr. Königl. Maj. wird hiebei das wahre, wohlverstandene Wohl des Landes seyn. Dieses wahre Wohl des Landes, meine hochzuverehrenden Herren, wie verschieden auch die Ansichten über den richtigen Weg seyn mögen, ist das gemeinsame Ziel unserer gegenseitigen Bestrebungen seyn, wenn das Ge-

arbeiten ein erfreuliches, ein dem Lande segensvolles werden soll. bezugung hievon stets unsere gemeinschaftlichen Beratungen durch ein vor dem Geiste reiner Vaterlandsliebe jede andere Rücksicht zu man wisse Besonnenheit und Mäßigung, wenn erfahrene Beachtung r Vergangenheit Ihre Beschlüsse lenkt, dann wird diese Versammlung, so wichtige Aufgabe zu Theil geworden ist, einen würdigen Platz in e einnehmen; dann wird Ihre Thätigkeit zum Heile des Königes und jereichen. Mit diesem Wunsche, mit dieser Hoffnung erkläre ich den n Landtag für eröffnet.“ In der nächsten Sitzung (4 Uhr Abends) rsammlung die Wahl ihrer Präsidenten vor. Schoder, resignirter th, jetzt, wie früher, Abgeordneter des Oberamtsbezirkes Besigheim, d der Rationalversammlung und Vicepräsident der letztern, während Kumparlament in Stuttgart tagte, erhielt von 59 Stimmen 39 und räsident; die Wahl zum Vicepräsidenten fiel auf Röddinger, Abge- Oberamtsbezirkes Dehringen, früher ebenfalls Mitglied der Rational- s. Einer königlichen Befähigung bedarfen die Wahlen diesmal nicht. war, wie die Deputirten ihre Sitze bei der Eröffnung des Landtages. Die äußerste Rechte blieb gänzlich unbesezt; auf der zweiten Abtheil- hten saßen nicht viele, unter ihnen die zwei abgetretenen Minister d v. Rüpplin; die meisten Mitglieder der frühern Mehrheit und sich anschließenden Neugewählten nahmen das rechte Centrum ziemlich ; auf dem ebenfalls ziemlich stark gedrängten linken Centrum saßen zeller, auf der Linken Tafel, Röddinger, Schoder, Fürst Wald- ; die äußerste Linke war gefüllt und von den älteren Mitgliedern chweickhard und Schützer, die übrigen waren neugewählt. Man ich bereits vorhersehen, daß die eigentliche Leitung der Mehrheit der imfallen werde. Die große Uebersahl der radikalen Partei eröffnete t auf ein verträgliches Auskommen, nicht bloß mit der Regierung, mit der, kaum ein Drittel betragenden, Minorität der Versammlung. n auch gleich die ersten Sitzungen unerquickliche Resultate. Es zeigte offe Verbissenheit im Schooße der Kammer selbst; besonders gegen teten sich die Hiebe; alle alten längst besprochenen Handlungen setzner wurden wieder hervorgezogen, die Commissionswahlen schlossen ihn aus, im Vorbergrunde das ewig wiederholte und unbewegliche Verlangen ig an den Zuständen, wie sie wohl im April möglich erschienen waren, und Alles der Politik. So begann die Adressenberatung, die Schlei- eröffnet und bei der deutschen Frage überfluthete der Strom der De- lle Ufer; aber ein fester Grund, ein praktischer Gedanke wollte sich zen; der Streit schien in's Unendliche gehen zu wollen. Die erste i zu einer auffallenden gereizten Scene gab am 4. der von Rohl ge- z, die Regierung um Ertheilung einer Amnestie wegen politischer Ver- ichen. Bei der Begründung des Antrages gab Rohl eine Darlegung n Lage Deutschlands während des vergangenen Mai und Junius in lnerkennung der Reichsverfassung. Es ist unnötig, den vorgebrachten i zu folgen; wir bemerken nur, daß Rohl aus der damals allgemein Rechtsansicht eine Begründung der Amnestie herleitete und zwar um die Regierung (Römer u. s. w.) selbst eine Amnestie bedürfte, indem verübte Sprengung mit Zuchthaus verpönt sei. Diese Aeußerung rief e Erklärung Römer's hervor, in welcher er den Angriff Rohl's einen ichen“ nannte. Hierüber rief der Präsident Schoder Römer zur ber nun erhoben sich die Freunde Römer's, v. Zwerger an der Spitze, rte, daß alle jetzigen Abgeordneten, welche in der frühern Kammer stimmt hätten, den Ordnungsruf als zugleich gegen sie erlassen annähmen. vierten Sitzung am 7. Dez. wurde ein Theil des Entwurfes der Si- on, betreffend den 9. Abschnitt der Verfassungsurkunde, eingebracht

wesentliche Inhalt desselben war: Die Ständeversammlung theilt sich in zwei die erste Kammer besteht aus den volljährigen Prinzen des kön. Hauses, aus ten Abgeordneten, von welchen 32 von den zu 16 Wahlbezirken vereinigten bezirken des Landes, 4 durch die protestantische Geistlichkeit, 2 durch die 1 durch den Senat der Landesuniversität, 3 durch die Centralstelle für schaft, 3 durch die Centralstelle für Handel und Gewerbe zu ernennen Wahl geschieht auf 9 Jahre; alle 3 Jahre tritt der dritte Theil der gew glieder aus; einer der beiden von einem Wahlbezirke aufzustellenden 2 ist aus der Mitte der höchstbesteuerten Wähler des Bezirkes zu nehmen. Kammer besteht aus 64 Mitgliedern; die Wahl ist auf 6 Jahre, alle tritt die Hälfte aus; die Hälfte der Wahlmänner jeder Gemeinde 4 Höchstbesteuerten zu bestehen: die Bedingung der Wahlfähigkeit für mern ist der Besitz des Staatsbürgerrechtes, der Wohnsitz in W., Le direkten Steuer und Unbescholtenheit; ausserdem müssen die gewählten der ersten Kammer das 40ste die Mitglieder der zweiten Kammer das zurückgelegt haben; zur Ausübung des Wahlrechtes sind dieselben allgeme schaftsten erforderlich, welche für die Wahlfähigkeit vorgeschrieben sind, r Ausnahme, daß das Alter der Volljährigkeit genügt. — Der Adressen ihn die Commission der Mehrheit vorlegte, war in gemäßigtem Tone gef daß aber den Bestrebungen der Partei darin Etwas vergeben war. W eitelte Reichsversammlung belangt, so war der Wunsch ausgesprochen, daß der Rationalvertretung nach Lösung „der wiedereröffneten Oberhaupt ganz Deutschland zur Ausführung gelange. Die Regierung möge da den anerkannten Grundsätzen im übrigen Deutschland Geltung zu verfe keiner andern Regelung der deutschen Frage sich anschließen. Ruhe un lasse sich zwar auf eine Zeit lange erzwingen, aber nicht auf die Dauer Wege sich sichern. Schließlich hieß es weiter: „Wir vermögen nicht Regierung Sw. Maj. einseitig versuchte Abänderung des Gesetzes übi nung der Reichsversammlung für verfassungsmäßig zu erkennen.“ Hin politischen Prozesse war eine allgemeine Amnestie beantragt, welche die e und sich immer weiter ausdehnenden Untersuchungen niederschlagen sollte. Römer geleitete Minderheit reichte dagegen einen Adressentwurf ein, we gens wegen eines Vorschlages hinsichtlich der Konstitution Deutschlands Zustimmung aller Conservativen erlangte. Römer neigte sich in letzter; mehr zu Preußen hin und hatte im Entwürfe das Verlangen nach einer Deutschlands auch ohne Oesterreich einfließen lassen, falls dieser S seine Gesamtverfassung sich am Beitritte gehindert finde. Zimmerm sogleich dagegen auf: die Richtung der Mehrheit sei eine großdeutsche (Frankfurter Ausdruck), der Adressentwurf der Minderheit aber bezeuge ei ßen freundliche Gesinnung.“ Die Regierung stand dieser Richtung eben Der Minister des Aeußern nahm einen, von beiden Parteien verschiede ein, nämlich den der Vereinbarung mit den Regierungen hinsichtlich der de gelegenheit. Er forderte die Kammer auf, das Vereinbarungsprinzip be zusprechen. Er bezeichnete übrigens den Minoritätsentwurf für praktisch Entwurf der Majorität durchaus an der Reichsversammlung festhalten wol allein durchsetzen müßte. Die württembergische Regierung könne für Anderes thun, als die übrigen Regierungen auf die Nothwendigkeit der Deutschlands aufmerksam machen. Sie habe dies gethan mit Beifügen Vorschläge. Sie wolle ein Volkshaus mit einer möglichst starken Re ohne Beeinträchtigung der Eigenthümlichkeit der Stämme. Indeß blick Rede des Ministers und seinem Tone nichts weniger, als große Hoffnu linke Seite wies durch Wohl und Röbinger die vom Ministertisch Anerkennung der Vereinbarung bestimmt zurück; die hauptsächlichste E der von ihr vertretenen Geltung der Reichsversammlung wurde, außer der en Deduction, darin gesucht, daß eine Durchführung der Einheit bei 1

ung mit 38 Reglerungen unmöglich sei. In der Sitzung vom 12. Dezember die Kammer mit der Regierung in den entschiedensten Konflikt und zwar nicht in die Mehrheit, sondern die ganze Versammlung, höchstens mit Ausnahme von zwei Mitgliedern. Der Minister des Auswärtigen sprach im Verlaufe der Diskussion aus, daß die erste Kammer noch nicht aufgehört habe. Sogleich entstand eine unruhige Bewegung in der Versammlung. Keyser (rechtes Centrum) testirte im Namen des Landes gegen diese Behauptung. Des Ministers Aeußung siehe im Widerspruche mit Artikel I. des Gesetzes vom 1. Juli (Wahlgesetz). Die Kammer der Standesherrn habe sich aufgelöst, ein rechtsgültiges Gesetz habe sie aufgehoben. Bei diesen Worten erhob sich unter lautem Beifalle die zweite Kammer. v. Schlayer trat der Behauptung seines Collegen bei: er glaube, dieselbe auf dem Rechte begründet sei. Den jetzigen Ständen sei es vorzuziehen, sich mit der Regierung zu vereinbaren. Eine zweite Kammer sei noch nicht konstituiert, er halte bis zur Vereinbarung an der Verfassung von 1819. Schließlich gab er den Protest der Kammer zurück und mit ihm erhoben sich die übrigen Mitglieder. Die Versammlung beschloß hierauf, die Sitzung auszusetzen und die konstitutionelle Kommission mit der alsbaldigen Verathung über die Erklärung der Kammer zu beauftragen. Der von selber formulirte Antrag lautete: „Die zur Revision der Landesverfassung einberufene Versammlung von Volksvertretern möge der Staatsregierung in einer besonders zu entwerfenden Adresse erklären: 1) die durch die Verfassung von 1819 festgesetzte Landesvertretung ist nach den angeführten Befehlsbestimmungen für immer aufgehoben; 2) die nach dem Gesetze vom 1. Juli gewählte, beziehungsweise im Falle der Auflösung nach demselben Gesetze zu erneuernde Landesversammlung ist die einzige Vertretung des Landes bis durch Vereinbarung zwischen der Regierung und der Landesversammlung eine neue Landesvertretung zu Stande gekommen seyn wird; 3) ein Ministerium, welches unternehmen sollte, gegen die klaren Bestimmungen der Grundrechte und des, einen Theil des württembergischen Verfassungsrechtes bildenden, Gesetzes vom 1. Juli d. J. zu verstoßen, würde eines offensbaren Verfassungs- und Gesetzbruches sich schuldig machen. Dem Antrage folgte der Entwurf einer feierlichen Verwahrung gegen die Ernung des Gesamtsministeriums. Minister v. Schlayer erklärte bei der darauf folgenden Diskussion die Sache für ein Mißverständnis, indem nicht davon die Rede seyn könne, daß die Regierung die frühere Kammer der Standesherrn wieder abberufen gedenke. Sie betrachte die Standesvorrechte als abgeschafft, aber nicht die erste Kammer nicht. Schließlich ließ noch das Ministerium durch Schlayer erklären: daß es, wenn es mit dieser und im Falle der Auflösung noch mit einer zweiten, nach dem Gesetze vom 1. Juli gewählten, Versammlung nichts Definitives zu thun könne, mit Auscheidung der durch die Grundrechte abgeschafften Elemente die erste Kammer wieder einberufen werde. Der Justizminister gab jedoch später eine abgeordnete Erklärung, wonach er den Gegenstand mehr in's Ungewisse zu versetzen versuchte. Die Versammlung nahm den Commissionsantrag und die Adresse mit 6 Stimmen an. So war durch diesen Zwischenfall die Eintracht unter den Parteien plötzlich hergestellt. Die Aussicht, in nicht gar ferne Zeit der Standesbesorrechtung, der Volksvertretung auch durch eine Standesherrnkammer Platz machen zu müssen, bewirkte, daß Rechte und Linke für den Augenblick sich versöhnten, um den gemeinsamen Gegner zu bekämpfen. In dem berechtigten Interesse der Fernhaltung der alten verrosteten Einrichtungen, in dem Widerspruche mit den kundgewordenen Ansichten der Minister, in dem festen Entschlusse, nicht die Kammer der Standesherrn sich gefallen lassen zu wollen, bot die Landesversammlung wirklich große Momente. Allein es war nichts Nachhaltiges in dieser Entscheidung und bald zeigten sich wieder die kleinlichen Beschuldigungen und Streitigkeiten. — Am 14. nahm die Landesversammlung in der fortgesetzten Adresse gegen 23 Stimmen den Satz an: daß die Regierung an der in der deutschen Reichsverfassung festhalten und keiner andern Verfassung sich anschließen solle. Die Kammer verlangte also von

g etwas Unmögliches! Dadurch ward der eingetretene Miß vollendet. Die Wahlen aber standen in Aussicht bei der, durch die eben berichteten aufgeregten, Stimmung des Landes? Es war vom Ministerium sehr wichtig gewesen, auf eine Restauration der ersten Kammer zu deuten, ob keinen unpopulärern Namen im Volke. Von der Reichsverfassung ist der größte Theil wenig mehr; handelte es sich bloß darum, so hätte die Kammer eben dem Maße leichtes Spiel gehabt, als jetzt ihre Lage kritisch und verwundbar im Volke getroffen worden. Minister Schlayer deutet die Möglichkeit hin, daß fremde Truppen einrücken; 60,000 Mann ständen in Aussicht. Indes glaubte Niemand an den Ausbruch von allgemeinen Unruhen. In der Sitzung vom 15. wurde der Antrag auf vollständige Amnestie und darauf die Adresse zum Beschluß der Majorität angenommen, nach einer Verhandlung, wobei die, einige Zeit zurückgehaltene, gegenseitige Gereiztheit zum Vorschein kam. Die Verhandlungen wie die: „daß der Boden der Freiheit mit Blut gedüngt werden konnte auch von den Gemäßigteren nur mit Unwillen gehört werden. Die Meinungen der Mehrheit wurde offen erklärt, eine Auflösung sei wünschenswert, jetzt keine Verständigung mehr eintreten könne. Die Milderheit (v. Zorn) richtete Angriffe auf Herrn v. Schlayer wegen seiner frühern Verweigerung. Römmer rief zur Veröhnung, sagend: „Es ist mir aufgefallen, daß beide Parteien Drohungen austauschten, oder Worte, die Drohungen sehr ähnlich sind. Dies ist geeignet von beiden Seiten. Werden einerseits Revolutionen in Aussicht so erlaube ich mir zu bemerken, daß im Augenblicke die Lage eine solche ist, welche die Regierung Drohungen mit Erfolg entgegenzutreten könne. Auf der andern Seite ist es ungewöhnlich, 60,000 Oesterreicher in Aussicht zu stellen. Dies überzeugt, daß für W. ein solches Ereigniß noch schwächer wäre, als die erste. Ist die Regierung nicht im Stande sich selbst zu schützen, so ist die Sache verloren. Das Einrücken von Oesterreichern oder Preußen würde W. mehr als seine Selbstständigkeit vernichten“ (Beifall). Wir bemerken noch, daß der Minister im Anfange der Sitzung bei dem Paragraphen über Finanzen das Defizit auf 3,200 000 Gulden berechnete, übrigens aber die Versicherung gab, daß selbes nicht durch Steuererhöhung, sondern durch außerordentliche Anleihe mittel gedeckt werden solle. Der Minister des Cultus gab im Verlaufe der Sitzung die Beschlüsse der katholischen Kirchenversammlung in Stuttgart bekannt. Er debattirte das für die Katholiken sehr erfreuliche Versprechen der Aufhebung des Verfalls der katholischen Kirchenrathes. Am 17. brachte der Kriegsminister einen Beschlusse des Reichstages über die Refraktirung von 1850 ein. Früher hatte der abwesende Minister ein kön. Rescript eingesandt, welches die schleunige Erledigung des Refraktirungsantrages über Verlängerung des Steueretats bis zum letzten Juni 1850 anordnete. — In diesen Tagen setzte das Ministerium auch, von dem Landtage und der ersten Kammer gebrängt, das von der vorigen Kammer beschlossene Gesetz über die Ablösung des Landtags'chen Postlehens und die Uebernahme der Post durch den Staat in Aussicht. Die Regierung hatte dies dem Reichsministerium angezeigt, welches die Refraktirung im Regierungsblatte für wirkungslos erklärte. Gleichzeitig wurde die Refraktirung gegen eine Caution von 1000 fl. von Hobenasperg entlassen. — Die Beschlüsse der Kammer am 19. erwiesen neuerdings, wie jede Verständigung zwischen der Regierung und der Volksvertretung bereits unmöglich geworden. Die Regierung hat sich geirrt, statt der begehrten Verlängerung des Steueretats bis zum letzten Juni, eine solche nur bis zum letzten Februar zu. v. Schlayer sprach in der Debatte die bezeichnenden Worte: „Eine Steuerverweigerung fürchte ich nicht, würde nur die Versammlung selbst vernichten. Am allerwenigsten hätte die Regierung dabei zu befürchten. Dieser wäre eine Verweigerung der Steuern über, als eine Verlängerung auf nur zwei Monate, wozu die Versammlung berechtigt ist.“ Eine Aeußerung des Abgeordneten von Reutlingen: „Der Landtag die Steuern verweigere, dürfte Niemand Steuer bezahlen, ohne sich selbst schuldig zu machen, — rief zunächst in Reutlingen und in anderen Gegenden Demonstrationen hervor. Die Bürgervereine daselbst erklärten

25 ihre Mitglieder für den Fall einer Kammerauflösung nicht allein selbst zu zahlen, sondern auch ihre Mitbürger zu Entschlüssen auffordern würden, da sie hierin das einzige Mittel sähen, die Unruhmüßigkeit, neue Gewerbestockung, die Fortdauer der Entwerthung der Gegend, besonders der Acker- und Weinbauern, so wie das Unglück einer Dürre durch fremde Truppen und unsäglichen Jammer vom Lande ferne zu halten. Nun auch viele der Politisch-aufgeregten wieder nüchtern geworden, sich hinwieder deutlich wahrnehmen, wie unter einem Theile des Landvolkes, denjenigen Gegenden, die im Jahre 1848 ruhig geblieben waren, namentlich die fortgesetzten Einwirkungen der fast durchaus social-republikanischen Partei der politische Enthusiasmus um sich griff. Dochte aber gleichwohl die Partei extensiv verloren haben, intensiv hatte sie an Kraft gewonnen. Im Jahre 1848 handelte es sich bei ihr nie um die Reichsverfassung, welche nur den Ausschluß abgeben mußte, sondern um die Republik. Im gegenwärtigen Augenblicke sieht sie ihre Hoffnungen nicht auf ein deutsches Parlament, nicht auf den Reichstag, sondern sie harret des Tages, wo es in Frankreich wieder eine Revolution gäbe. Den Besseren unter ihnen war ihre Sache zu einer Art Kultus geworden, während die Rohen und Frechen in bitterem Grolle sich verspekten. Man ließ diese Menschen in dem Ausdrucke zusammenstimmen: „Das nächste Mal eifern wir es anders an!“ so konnte über den Sinn, welchen sie damit meinten, kein Zweifel seyn. — In der Morgen Sitzung vom 22. erlangte die Kammer das einigige Zugeständniß, welches ihr von dieser Kammer zu Theil wurde, die Rekrutirung für das nächste Jahr, nicht aber, ohne daß wiederum von beiden Seiten gereizte Worte gefallen wären. Der Regierung ward vorgeschlagen, sie sei absolutistisch, sie betrachte das stehende Heer als ein Mittel, die Bewegung des Volkes zu hindern. Gegen diese Behauptung trat der Kriegsausschuss auf, indem er an die Beeidigung des Heeres auf die Verfassung erinnerte. In der Abend Sitzung wurde zuerst die königliche Genehmigung des Beschlusses über die Verlegung des Steueretats bis zum letzten Februar und des Rekrutirungsbeschlusses gegeben; alsdann erschienen die Minister und v. Schlayer verlas das Verordnungsdekret. Ausgesprochen war darin, daß die Neuwahl nach dem Wahlgesetz vom 1. Juli geschehen solle. Schönerer schloß die fruchtlose Sitzung mit einer Rede, worin er auf die düstere Zukunft des nächsten Jahres hinwies, aber, gerechte Wünsche ließen sich wohl auf kurze Zeit, aber nicht auf die Zukunft drängen, sobald „die Säthe des Volkes gesund sind.“ — So hatte die Kammer den Vorgängen der letzten Woche kommen müssen. Ein gedeihliches Fortgehen zwischen einer so schroffen Regierung und einer so schroffen Kammer war nicht denkbar. Von beiden Parteien der Versammlung war die Auflösung herbeigewünscht worden. Die Maßregel ließ sich schon deshalb nicht länger verschleppen, die Mehrheit durch ihre Kommission die Entwerfung einer besondern Vorlage über die Umbildung der Verfassung beabsichtigte. Eine Arbeit hierüber von v. Schlayer war schon fertig und gedruckt und wäre ohne Zweifel angenommen worden. Die Kammer hatte die Minderheit die Ansicht geltend zu machen gesucht, daß eine Reform der ganzen Verfassung unzumuthbar sei, so lange die allgemeinen Verhältnisse nicht geregelt seien. Drei Wochen nur war dieser Landtag, nach einem Wahlmodus auf der breitesten demokratischen Grundlage, verhalten. Nur zwei Gesetze und zwar vergänglichem Inhaltes (Steuerbewilligung und Krutenaushebung) verdankten ihm ihr Daseyn. Seine Antwortadresse fand einmal Aufnahme. In der Geschichte der ständischen Vertretung von Württemberg ist diese Versammlung als der „vergebliche Landtag vom Dezember des Jahres 1848“ bezeichnet. Er mahnt und damit an den vergeblichen Landtag von 1833. Er wird er diesen, an positiven Resultaten gleichwarmen Landtag, dem Vaul die Motion das Ende brachte, an Bedeutung nicht erreichen. Die Kammer hatte voraus wenig Vertrauen auf ein gedeihliches Werk. Die Regierung hatte die Kammer nicht zu der Meinung zu bringen, daß sie dem B

fönne, wenn sie bei den veränderten Verhältnissen in ganz Deutschland vor Phantom, wie die Frankfurter Reichsverfassung, doch einmal ablese und Ministerium Hand in Hand gehe, sich über Formfragen hinwegsetze und das materielle Wohl des Landes ernstlich in's Auge fasse. Aber auch die Minorität war nichts weniger, als Regierungspartei. Das Oktoberministerium in der Landesversammlung gar keinen Anhang, denn die paar Mitglieder, es stimmten, sind nicht in Betracht zu ziehen. Die Minorität war viel die Partei des abgetretenen Märzministeriums anzusehen und die Häupter kamen in Hauptfragen nicht mit dem Ministerium überein. Sie waren dem Dreikönigsbündnisse zugethan und standen somit im Widerspruche mit dem großdeutschen Politik Schlayer's. Unter diesen Umständen mußte an das Volk appellirt und diesem die Entscheidung überlassen werden, wer Recht habe: die Männer des 28. Oktobers, oder die aufgelöste Versammlung. Ein königliches Manifest setzte das Benehmen der Regierung und des Landtages, wie die Bedeutung der neuen Wahlen aus einander und rechnete auf die „erprobte Liebe und Anhänglichkeit“ des Volkes, wie auf das Gelingen der Wahl „solcher Volkstreuer, welche fest auf dem Boden des Rechtes stehen, die Rechte des Königs und des Landes mit gleicher Treue zu wahren bestrebt sind und einen offenen, unparteiischen Sinn für das Wohl des Landes bethätigen.“ Auch die Abgeordneten der Minorität, Barchet, Dörtenbach, Frisch, Geigle, Hud, Merck, Müllen, Mutschel, Pantlen, Reyscher, Römer, Waller, Wieland und Zwergern richteten eine öffentliche Ansprache an ihre Mitbürger, gleichsam einen Rückblick auf ihre Thätigkeit in der aufgelösten Kammer, mit der Rechtfertigung, einen Bruch mit der Regierung zu vermeiden gesucht zu haben, ohne dem Volke Etwas zu vergeben. Sie schlossen mit den Worten: „Unsere Landesverfassung muß eine, den Grundrechten des deutschen Volkes entsprechende Abänderung erhalten und die Verfassung Deutschlands muß so festgestellt werden, daß fortan nicht bloß die Fürsten, sondern auch die Völker bei Ordnung der deutschen Angelegenheiten nach Innen und nach Außen ein entscheidendes Wort mitzusprechen haben, wenn nicht das Vertrauen auf die Regierungen gänzlich verschwinden und der Verarmung, der Gesetz- u. Einnahmlosigkeit und der Schmach und Schande jeder Art Thür und Thor geöffnet werden soll. Die gerechten Forderungen des Volkes nach Einheit, Freiheit, Recht, Wohlstand und Ehre können vielleicht eine Zeit lange gewaltsam niedergehalten werden; allein sie werden sich früher oder später Bahn brechen, dann aber zur Verderben derjenigen, welche aus Selbstsucht nur Opfer verlangt, nicht selbst abzugeben gebracht haben.“ — Später folgte noch eine Ansprache von 34 Mitglieder der Majorität der aufgelösten Landesversammlung, an deren Schluß es hieß: „Wir verhehlen dem Ministerium nicht, daß es sich mit dem Grundgesetze des Landes in Widerspruch gesetzt habe und daß sogar die Grundrechte gefährdet erscheinen wenn die Regierung die Befugniß in Anspruch nehme, mit anderen deutschen Regierungen eine Reichsverfassung, welche auch über Abänderung der Grundrechte entscheiden solle, zu entwerfen. Und welche Antworten erhielten wir hierauf von Ministerische! Das klarste Recht des Volkes und seiner Vertretung wurde gestritten, das Einschreiten fremder Gewalt wurde in Aussicht gestellt, der Reich nach erklärten sämtliche Minister, daß sie keine erheblichen Aenderungen in Staatsverwaltung und Ersparnisse im Staatshaushalte vorzuschlagen wissen; umwunden wurde behauptet, daß die Kammer der Standesherrn noch bestehe und daß, wenn man sich veranlaßt gesehen haben werde, diese und etwa noch eine zweite, nach dem gleichen Wahlverfahren zu Stande gekommene, Landesversammlung aufzulösen, die Regierung sich an das Gesetz vom 1. Juli d. J. nicht mehr binden erachten und unter Ausscheidung der Bevorzurechtigten zur Einberufung beider Kammern zurückkehren werde, obgleich durch die Artikel 1 und 2 des Gesetzes vom 1. Juli mit den klaren Worten solches für unzulässig erklärt. Nach der fast einmüthigen Ansicht der Versammlung hatte eben damit die Regierung sich vom Boden des Gesetzes vollständig entfernt und auf den Boden

hatsachen treten zu wollen erklärt. Es war undenkbar, daß wir mit diesem Verium, wenn wir nicht unserem Eide untreu werden wollten, das Werk der sungsänderung zum Heile des Volkes zu Stande bringen können. So kam uflösung der Versammlung uns nicht unerwartet und wird das Volk nicht ischt haben, da das Ministerium entweder selbst abtreten, oder aber von dem : der Krone durch Auflösung der Versammlung an das Volk zu appelliren uch machen mußte.“ — Fürst Waldburg-Zeil gab am 23. Dezember hm im Jahre 1847 verliehene Großkreuz des Ordens der württembergischen in die Hände des Königs zurück, worauf der Name des Fürsten auf icken Befehl aus der Liste der Großkreuze des Kronordens gestrichen und l sein Schreiben vom 23. Dezember, als sein früheres, auf den Empfang Ordens bezügliches, Dankschreiben veröffentlicht wurde. Bald darauf machte rsk bekannt, daß ihm aus Gesundheitsrückichten die Wiederannahme einer unmöglich sei. Er wolle, fügte er bei, sein Benehmen seit dem März in einer größern Denkschrift darlegen. Vorläufig erschien im „Beobachter“ Erklärung des Fürsten, in welcher er angab: einer seiner Freunde habe ihn telbar vor der Auflösung der Landesversammlung in höherem Auftrage of- in Kenntniß gesetzt, daß man die Fäden einer von ihm (dem Fürsten) aus- den hochverrätherischen Intrigue in Händen habe. Gleichsam als Antwort f habe er das Großkreuz zurückgegeben und verlange nun den gerichtlichen is seines Verbrechens. Diese Erklärung gab zu mancherlei unangenehmen erungen Anlaß, die sich geraume Zeit in den Journalen fortpflanzten. — Formel „von Gottes Gnaden“, welche nach den Märztagen dem Volksfow- tsprinzipie weichen mußte, ward in dieser Zeit der Umkehr für alle könig- Verfügungen und Erlasse wieder eingeführt. — Mehr von sich zu reden,

ist die Auflösung der Revidirenden, machte in den letzten Tagen des Jahres das Verbot, welches das, an die Stelle des Reichsverwesers in Frankfurt ene, Interim gegen den Vollzug des Gesetzes über Aufhebung des Lari'schen ehens in W. auf Grund des dem Fürsten durch Artikel 17 der Bundesakte rkeiftesten Rechtes erlassen hatte. Die Nichtbeachtung der früheren Inhibi- waren vom Ministerium gleichzeitig mit der Publikation des erwähnten es in der Art in Frankfurt erläutert worden, daß es schon seit der Auflösung Rationalversammlung die provisorische Centralgewalt nicht mehr anerkannt

Das war mehr, als die Erklärung Römer's in der Kammer. Aber dem se des Interims fügte sich das Ministerium und schob die Uebernahme ossten vorerst auf zwei Monate hinaus. So stand es jetzt mit dieser selbstam idelten Rechtsfrage, welche die württembergische Landesvertretung mit dem erte, oder, wenn man will, mit dem Säbel des Gesetzes zu entscheiden ver- hatte. Im Lande machte die Sache keinen erfreulichen Eindruck und in den ern entspann sich eine unerquickliche Polemik für und wider Laris. In Bes- der von Preußen beabsichtigten Zusammenberufung des Erfurter Reichstages auch die württembergische Regierung, wie es von Seite Oesterreich's und rn's bereits geschehen, der zu befürchtenden nachtheiligen Folgen wegen Ber- ung ein. Dagegen erließen die vaterländischen Vereine (so namentlich der garter und der Tübinger) Erklärungen, daß sie allein in dem Beitritte zu von Preußen angebahnten Einigungswerke die Rettung Deutschland's erblick-

Die Demonstrationen in diesem Sinne mehrten sich von Tag zu Tag und ging sogar von 160 Notabeln des Landes eine öffentliche Einladung zu einer, ieser Angelegenheit in Blochingen abzuhaltenden, allgemeinen Versammlung. : fand am 13. Jänner 1850 wirklich statt und war von nah und fern zahl- besichtigt. Von Tübingen waren einige der angesehensten Professoren da, von gart die Hauptpersonen unter den Anhängern des Märzministeriums und von a selbst Goppelt u. Duvernoy. Die Frage, ob man sich in einer Ein- : an die Regierung, oder in einer öffentlichen Erklärung an das Publikum wen- solle, hatte ein vorberethender Ausschuß schon im letztern Sinne entschieden:



dieser hatte auch, da es nicht angeht, einer Volksversammlung die Absicht Staatschrift zu überlassen, den Entwurf mitgebracht. Duvernoy, zum erwählt, verlas von der Emporkirche herab die Erklärung, welche, ohne durch Zuzug angenommen wurde. Hinsichtlich der etwaigen Bedenken gegen einzelne Bestimmungen der Verfassung vom 28. Mai ging die Erklärung in der Ansicht aus, daß sie Gegenstand der parlamentarischen Berathung in Erfurt sein können, nicht aber als Bedingungen des Anschlusses geltend zu machen seien, weil sie, in diesem Stadium vorgebracht, den Anschluß unmöglich machen würden. Außer der Erklärung wurde beschlossen, eine kleine gemeinschaftliche Schrift herauszugeben und vertheilen zu lassen, zur Belehrung des Volkes über das Wesen des von Preußen geleiteten Bundesstaates, namentlich auch, um den Irrthum zu widerlegen, der von mehr als einer Seite geistlich verbreitet werde, als ob der Bundesstaat so viel sei, als preussisch werden. Die demokratische Partei hielt sich ferne und in Opposition. Der Landesauschuß erließ eine Ansprache an die Männer der Volkspartei, worin er von der Thätigkeit für den Anschluß an den Bundesstaat abmahnte; auch der Stuttgarter Bürgerverein veröffentlichte eine Erklärung gegen die Blochinger Beschlüsse; eben so trat Ulm gegen Blochingen und gegen Unterwerfung unter die preussische Hegemonie auf. Als „das einzige und untrügliche Mittel, dem weitem Ausfuchgreifen Preußens zu begegnen“ bezeichnete diese Erklärung, welche großes Vertrauen auf Oesterreich ausdrückte, die dortige neue Organisation des Staates ein staunenswerthes Werk nannte, „die Herstellung einer, dem großen Verlangen des Volkes entsprechenden, Verfassung Deutschlands,“ zu welchem Zwecke in möglichst kurzer Frist Abgeordnete der gesammten deutschen Nation berufen werden sollten. In ganz Oberschwaben, in Stadt und Dorf, erhoben sich Stimmen gegen die Bewegung für den preussischen Bundesstaat. Es cirkulirten Adressen an das Ministerium, in welchen ein ganzes Deutschland mit Oesterreich und Preußen verlangt und gegen die Gründung eines Reiches im Reiche feierliche Verwahrung eingelegt wurde. Den Schritten der Blochinger Beschlüsse, den politischen Adjutanten der Gothaer Partei, konnte Nichts unerwünschter kommen, als die gleichzeitig durch telegraphische Depeschen nach Frankfurt und von da nach Stuttgart gelangte Nachricht von dem Verhalten des Königs von Preußen bei der Forderung einer „erblichen Pairie“, unter Anerkennung der aus Artikel 14 der Bundesakte ihren Ursprung schöpfenden Ansprüche der Häuser der standesherrlichen Familien auf vorzugsweise Berechtigung zur Präsentation. Wer die württembergischen Verhältnisse nur einigermaßen kennt, weiß auch, daß gerade die privilegierte Stellung der Standesherrn in der Volkvertretung eine der vorzüglichsten Beschwerden schon lange vor der Märzbewegung des Jahres 1848 gewesen ist. Der Vorgang Preußens in erneuerter Anerkennung solcher politischen Vorzugsrechte mußte demnach den Eifer für den Anschluß an das preussische Bündniß merklich abkühlen und gab den Gegnern in der höchsten Sphäre, sowie in den mittleren u. niederen Klassen neue Waffen in die Hand. Die württembergische Regierung war so weit entfernt, auf die Wünsche der Blochinger Versammlung einzugehen, daß sie eben dazumal eine Einigung mit Oesterreich, Bayern, Hannover und Sachsen über einen, das ganze Deutschland umfassenden, Verfassungsentwurf einging, ein Schritt, welcher dem preussischen Sonderbunde direkt entgegen gerichtet war. — In Ehlingen fand am 21. Jänner die erste Geschworenensitzung über Vergehen und Verbrechen statt, für das Land ein Ereigniß, das man lange ersehnt hatte. — Mit Beginn des Februars brachte die Anordnung der Wahlen für den neuen Revisionslandtag wieder Leben und Rührigkeit in die Parteien; unter welchen seit Auslösung der letzten Landesversammlung hinsichtlich der inneren politischen Zustände eine gewisse Ruhe eingetreten war. Die preussische Partei, den größten Theil der vormärzlichen Liberalen in ihren Reihen zählend, stand hinsichtlich der Wahlen nur der Volkspartei gegenüber, denn sie verschmähte keinen liberal monarchisch-constitutionellen Kandidaten, wenn ein solcher auch in der deutschen Frage eine abweichende Ansicht hatte.

Nur die Volkspartei ganz exclusiv und empfahl nur ihre unbedingten An-  
 s w ü r d i g e Repräsentanten des souveränen Volkes. Im Anblicke der Zu-  
 k u n f t welcher diese Partei in den Wahlbezirken auftrat, nahm es sich son-  
 d e r, wenn der „Beobachter“ sich fortwährend ereiferte, daß von Seiten  
 R e i c h t u m s Einfluß auf die nachgesetzten Beamten geübt würde, um mini-  
 a n d i d a t e n in die Versammlung zu bringen. Die radikale Partei hätte  
 z u n e h m e n sollen, das Volk werde keiner Belehrung von Seite der miß-  
 B u r e a u k r a t e n, denen sie längst allen und jeden Einfluß auf dasselbe zu-  
 s t r e b t e, zugänglich seyn, eine solche vielmehr geradezu abweisen und nur  
 l e i d b e g l ü c k e n d e Lehre der Volksmänner glauben. In dem Augenblicke  
 d e r w ü r t t e m b e r g i s c h e n Regierung die Vorschläge des österreichischen Cabinets  
 a l l g e m e i n e deutsche Zoll- u. Handelsvereinigung zu. Sie gaben in den Blättern  
 d e r P o l e m i k für und gegen O e s t e r r e i c h, für und gegen P r e u ß e n neuen  
 d e r R e u t l i n g e r G e w e r b v e r e i n sprach sich förmlich für Losagung vom preu-  
 z o l l v e r e i n e aus. Die „Württembergische Zeitung,“ jezt unbedingt der  
 p r e u ß i s c h e n Bundesstaats angehörig, setzte sich dagegen. Dieser lokale  
 a t i n z w e i t e r Linie gegenüber der Stellung, welche der, ganz Deutschland  
 b e, Verein zum Schutze deutscher Arbeit in Frankfurt angenommen. Die-  
 s e t e sich für die angebotene Zolleinigung. Hinwieder rieth Paul Pfizer  
 z u m A n s c h l u s s e an Preußen und suchte den Württembergern darzutun,  
 s i c h v o n d e r p r e u ß i s c h e n P a t r i e zu trübe Vorstellungen machten. Auch  
 l t e r k l ä r t e sich wiederholt für einen Bundesstaat unter Preußen. Fürst v.  
 u r g z e i l dagegen erblickte in einer Ansprache an seine oberschwäbischen  
 t e i n e i n e r T h e i l u n g W. s z w i s c h e n P r e u ß e n und O e s t e r r e i c h das einzige  
 m i t t e l d e r m a t e r i e l l e n W o h l f a h r t d e s L a n d e s. Dieses Durcheinander der  
 p o l e m i k ließ die widersprechenden Eindrücke ahnen, unter welchen demnächst  
 t a g e s w a h l e n vor sich gehen würden. Entschiedenem Vortheil hatte davon  
 k r a t i s c h e Partei, welche wohlorganisiert und fest geschlossen, wie immer,  
 s d e r g e t h e i l t e n, z e r s p l i t t e r t e n, sich selbst zerreißenden Meinungen um so  
 i n d e r O b e r h a n d e r l a n g e n konnte. Dieser Seite mußte schon darum die größte  
 t a n g e h ö r e n, weil auf derselben die thätigeren energischeren Wähler, geführt  
 v o n m ü d l i c h e n Leitern, standen! Bei a l l g e m e i n e m S t i m m r e c h t e und wo  
 u n d d u r c h G r u p p e n g e w ä h l t w i r d, welche bestimmte, gleichartige Inte-  
 r e s s e n d u r c h ihre Lebensbedingung vertreten, sind die Wähler Nichts, als  
 u n t e r d e r W a h l i n t r i g u e d e r l e b e n d i g s t e n und r ü h r i g s t e n W ä h l e r. Bei die-  
 s e m g i b t n i c h t d a s V o l k i n s e i n e m g u t e n K e r n e, sondern die von Dema-  
 g o g e n g e f ü h r t e M e n g e d e n A u s s c h l a g. Die menschliche Dummheit spielt in allen  
 e i n e g r o ß e R o l l e, ganz vorzüglich aber unter der Herrschaft des allgem-  
 e i n e m r e c h t e s. Den Beweis hierüber lieferte jezt auch W. wieder; die Wah-  
 l e n jezt abermals demokratisch aus. Selbst die Stimme der Kirche war nicht  
 g e n u g, das betäubende Unisono der Radikalen zu überdönen. Es war  
 g e b l i e b e n, daß der Bischof von Rottenburg und, nach seinem Beispielen,  
 e r k a t o l i s c h e G e i s t l i c h k e i t i n a l l e n L a n d e s k i r c h e n h a t t e e i n e A n s p r a c h e und e i n  
 e r l e s e n l a s s e n, wodurch die Gläubigen zur Theilnahme an den Wahlen  
 u n d S t i m m g e b u n g i m S i n n e d e r R e g i e r u n g e r m a h n t w u r d e n, da sie sich  
 : G o t t, K ö n i g und V a t e r l a n d und d e r e i g e n e n F a m i l i e v e r s t ä n d i g t e n und  
 V e r a n t w o r t u n g a u f i h r e G e w i s s e n l a d e n w ü r d e n. Die Demokraten verles-  
 e n m e h r e n O r t e n, wo der Hirtenbrief des Bischofes, oder das protestantische  
 b e b e t v o r g e l e s e n w u r d e, unter Lärmen und Geschrei die Kirchen und dabei  
 u n d S c h u l k n a b e n und selbst Lehrer sollen dazu mit aufgehetzt haben. Recht  
 l i c h l e g t e n die Demagogen durch diesen Streich ihren glühenden Haß wider  
 s i e a n d e n T a g. Sie wissen, daß ihr Werk vor dem Urtheile des Christen-  
 t h u m s n i c h t b e s t e h t; sie können es der Geislichkeit nicht vergeben, daß diese  
 u n d a n g e g e n d e n A u s f ü h r Z e u g n i s s a b g e l e g t. Darum wurden die Gemein-  
 d e n m i t M i t t e l n g e g e n d i e G e i s t l i c h e n a u s g e h e t z t, mißtrauisch gemacht, vor-

Kirche abgezogen, während man anderseits versuchte, mit biblischen fromm klingender Rede die revolutionären Gedanken den Einfältigen zu machen. — Der „Beobachter“ rief nach Bekanntwerdung der Wahlen an der Spitze seines Blattes aus: Das Volk hat gesiegt — d. h. die Wahlen haben gesiegt. Das Ministerium Schlayer bekam unter den 64 Stimmen einzigen entschiedenen Anhänger. Die Partei des engeren Links hatte mehre ihrer bedeutendsten Mitglieder, die noch das letzte Mal hervorgingen, diesmal auf dem Wahlplatze gelassen. Duvernoy, G. A. Schel fehlten. Die Führer der Demokratenpartei wurden alle wieder ernannt, Schnitzer, Hölder, Seeger, Fezer, Stodmeyer, Rheinwald, Süßer, M. Mohl, Rödinger, Tafel u. s. w. Aalen zeichnete sich besonders mehren dortigen Wahlzetteln, welche den Namen „Moriz Mohl aus enthielten, war „Moriz Mohl“ blutroth, „aus Stuttgart“ schwarz. Bemerkenswerth ist noch, daß in vielen Wahlorten Stimmen auf den gegeben wurden. Vom ritterchaftlichen und standesherrlichen Adel wurde gewählt. Der „Württembergische Staatsanzeiger“ sagte in einem Art. neuesten Wahlergebnisse: „Nicht die gegenwärtige Regierung hat ein Verurtheilung erlitten, sondern das moderne Wahlgesetz, die unselige Erbschaft, welche das Ministerium von dem Märzministerium angenommen hatte. Das Wahlgesetz alle und jede Regierung unmöglich macht, ist jetzt zur offenkundigen greiflichen Thatsache geworden. Als die letzte Versammlung aufgelöst wurde weil sie auf dem besten Wege war, unser Land in den Abgrund zu welchem Baden's Volk seine Unabhängigkeit und Selbstständigkeit, wele lange Zeit, begrub, war dieser Akt nicht nur nicht eine Beleidigung sondern vielmehr ein Ausruf an seine Rechte zu Gunsten seiner Interessen. Das Volk hat geantwortet und zwar so, daß man ihm in dieser Allgemeinen Frage mehr vorlegen wird! Die Regierung hat die Geduld gehabt, es so lange zu vertreten, bis es im Begriffe steht in das größte Unrecht zu gehen; sie wird auch jetzt noch die letzte Geduld bewahren, diese Kammer um den Versuch zu machen, ob eine Vereinbarung irgendwie möglich ist, sich aber das Unwahrscheinliche des Gelingens eines solchen Versuchs hehlen und wird denen die Schadenfreude nicht lange gönnen, welche über triumphiren, sie zu Gewaltmaßregeln gezwungen zu haben.“ Dies des ministeriellen Organs war deutlich genug! Sie lieferte den allerbesten Beweis, daß die materielle Macht sich wieder in den Händen der Regierung befand. Mit der Parliaments- und Landtagsoberherrlichkeit war es zu dem württembergischen Ministerium genos kein Vertrauen im Lande und doch dem Volkswillen (war's aber auch wirklich der Volkswille?), welche die Landesversammlung mit Demokraten bevölkert hatte, ten, ohne befürchten zu müssen, daß sich das Volk seiner Vertreter annehmen, ja daß es zu Gunsten desselben auch nur eine moralische Unterstützung machen werde. — Am 22. Februar gelang es dem seit einiger Zeit Hohenasperg in Haft befindlichen Reichstagsabgeordneten Rösler vor der Festung zu entweichen. Da er der Verführung preussischer Soldaten a. R. beunruhigt war, so wäre sein Loos in Preußen, an welche er geliefert werden sollte, ein hartes gewesen. — Die Geschworenen in Ulm erließen zu dieser Zeit in einem Prozesse wegen Majestätsbeleidigung ein Urtheil, der von sich reden machte. Sie sprachen aus: Der Angeklagte, am 28. Mai v. Js. in Gegenwart einiger Personen gesagt zu haben, daß der König und sein Minister Römer seien die größten Spitzbuben, — ist nicht in der Absicht geschehen, die Ehre des Königs anzugreifen. Die Behauptung mußte der Gerichtshof auf Freisprechung erkennen. Solche Aussprüche, welche sich öfter wiederholen, wären leider geeignet, dem jungen Institute in tiefe Wunden zu schlagen, welches, sicher die schätzenswertheste aller Institutionen, ja nicht mißbraucht werden sollte, um irgend einer Partei

schaffen Siege zu verhelfen. — Am 5. März erfolgte von Seiten der württembergischen Regierung, nach vorheriger Berathung in vollem geheimen Rathe, die Ratifikation des Münchener Vertrages vom 27. Februar (die deutsche Einigungsbetreffend). — Die seit Langem besprochene Amnestirung politisch Angelegter erfolgte jetzt, zwar nicht im Sinne der Radikalen, welche alle Comproten ohne Ausnahme straflos erklärt wissen wollten, aber doch in solcher Ausdehnung, daß sie mehre Tausende umfaßte. Einige Hunderte blieben noch in Anstalt. Hinsichtlich der letzteren äußerte sich der Staatsanzeiger: „Weber mit Rücksicht einer höhern Gerechtigkeit, noch mit der Sorge für das Staatswohl: an der Spitze der verbrecherischen Bewegung stehend, des verbrecherischen es und der verwerflichen Mittel wohl bewußt, die gedankenlose, durch Ausbruch Verbesserung ihrer Lage leicht bethörte, Menge als ihr Werkzeug mißbrauchten, welches sie — der Fall war nicht selten — auf die Seite warfen, wann ihnen, daß sie mit ihren Plänen nicht durchbringen und daß es Zeit sei, sich zurückzuziehen; ferner gegen die Hauptanführer der wider die Regierung gerichteten auszüglichen Bewaffneter; gegen Solche, welche Soldaten zum Treubruche zu suchen suchten, durch die Presse zum Hochverrathe und Auftruhre aufreizten; diejenigen, welche im Auftruhre wider die ihnen vorgesezte Obrigkeit bis zur Uebertretung an Sachen oder Personen, oder zum Bruche des Land- und Hausfriedens schritten; gegen Solche, die mit den revolutionären Regierungen in Baden und Elsaß in genauer Verbindung standen, um die Revolution nach W. zu übertragen oder welche von Baden her bewaffnet in W. einfielen; gegen manche deren, die durch ihr Handeln ausser der allgemeinen Bürgerpflicht noch eine besondere Pflicht der Treue verletzten. Insbesondere verlangte die militärische Disziplin die Fortsetzung des Verfahrens wegen der in Untersuchung verwickelten Personen. Endlich war die Regierung hinsichtlich derjenigen württembergischen Bürger, welche in Raftatt gefangen fassen und ausgeliefert wurden, durch die Bedingung der Auslieferung verlangte und gegebene Zusage, dieselben nach dem gesetzlichen Verfahren unterziehen zu wollen, gebunden.“ — Am 15. wurde der Landtag eröffnet u. zwar vom Könige in Person, zum ersten Male seit dem 22. Jänner 1848. Die, besonders durch ihre scharfe Sprache gegen das Dreikönigsbündniß merkwürdige Thronrede lautete: „Meine Herren Abgeordnete! Die Lage von ganz Deutschland und die inneren Verhältnisse W. machen es zur höchsten Pflicht, Mich mit der größten Offenheit auszusprechen. Deutschland hat seit den Märzereignissen des Jahres 1848 nicht aufgehört, der Spielball der Parteien und des Ehrgeizes zu seyn. Der deutsche Einheitsstaat ist ein Traum und das gefährlichste aller Traumbilder, eben sowohl unter dem deutschen, als dem europäischen Gesichtspunkte. Alle Wege, welche man nach diesem veränderten Ziele bereits eingeschlagen hat und noch einschlagen möchte, werden nur zum Gegentheile, d. h. zur Spaltung und Auflösung der Einheit führen. Die wahre Stärke und Eintracht, die wahre Kultur und Freiheit der Nation beruht im letzten Grunde auf der Erhaltung und Pflege der Eigenheit und Selbstständigkeit ihrer Hauptstämme. Eine jede gewaltsame Veränderung der letzteren, eine jede absolute Unterordnung des einen Hauptstammes dem andern, würde der Anfang unserer innern Auflösung und das Grab der nationalen Existenz seyn. Für die rechte, für die dauerhafte Einigkeit des Gesamtvaterlandes gibt es nur eine einzige politisch mögliche und praktisch durchführbare Verfassungsform, es ist die föderative. Glücklicherweise ist diese eine der weit größern Stärke und Kraftentwicklung im Innern und nach Außen fähig, als die bisherige Bundesverfassung sie gewährte. Daß man diese Freiheit zuerst in Frankfurt und nachmals in Berlin verlor, hat die gegenwärtige Spaltung und Verwirrung unserer Zustände ganz allein herbeigeführt. Unparteiische Geschichte wird es einst nicht verschweigen, welche Zwänge und Leidenschaften das Bündniß vom 26. Mai gestiftet hat. Die U

die Einigkeit der Nation haben Nichts mit ihm gemein, auf die W kann es keinen Anspruch machen; es ist ein künstlicher Sonderbu den politischen Selbstmord der Gesamtheit berechnet und eben i Mitte von den drei größten Landmächten ohne Aussicht auf Besan gen der Gefahr. Die Durchführung dieses Bündnisses würde nicht seyn, ohne einen offenen Bundesbruch und ohne eine wissenschaftl jener feierlichen Traktate, worauf unsere Stellung und unsere i gegen Europa, sowie das politische Gleichgewicht Europa's überhar richtiger Würdigung der Gefahren, sowohl im Innern als nach Au chen das Bündniß vom 26. Mai unausbleiblich führen müßte, u nehmer desselben auf ihm beharren würden, sowie insbesondere, u soweit ich dies vermag, der Gesamtnation das kostbarste Pfand il künftigen Ruhe, ich meine die Einigkeit aller ihrer Bruderstämme habe Ich durch Mein Ministerium mit den Regierungen von Bajer Verhandlungen zum Behufe einer Verständigung über einen Entr Gesamtvaterland begreifenden, Verfassung angeknüpft. Ich habe di nügthung, Ihnen heute mittheilen zu können, daß diese Verhandlu abhätigten Zweck erreicht haben und daß sich die Regierung de Oesterreich mit dem Resultate derselben einverstanden erklärt hat. S fassungsentwurf der drei königlichen Regierungen zur Kenntniß des sischen Kabinetts und der anderen — an dem Bündnisse vom 26. I theiligten, Bundesregierungen gebracht seyn wird, wird Mein Mini die erforderliche Vorlage davon machen. Ich gebe mich gern der, daß dieser von uns unternommene Versuch zur allgemeinen politisd riellen Einigkeit und zur Befriedigung Ihrer gerechten und zeitgem ungen den von Mir lebhaft gewünschten Erfolg haben möge. Was mer die Vorsehung in dieser schweren Frage uns und unseren Nachb den haben mag: Ich darf mir das Zeugniß geben, daß ich von jeh sten Eintocht von Oesterreich und Preußen die wahre Bedingung u schaftlichen Wohlfahrt und die einzige Bürgschaft unseres innern unserer nationalen Selbstständigkeit erkannt und demgemäß in der Krise unseres Gesamtvaterlandes alle Meine Schritte, sowie diej Regierung bemessen und eingerichtet habe. Was in den Stürmer allein Kraft und Dauer und Heil gewährt, das ist die Wahr Rechtes, das ist das Festhalten an dem Positiven, an dem geschich nen, welches sich nicht leicht ablaugnen läßt und sich immer wied geltend zu machen weiß. Ich und die mit Mir in dieser Frage verbu ungen, wir wollen der Nation ihr Anrecht auf die Vertretung de bewahren, wir wollen keinen politischen Neubau mit der Zerreißung Rechtes, sondern die zeitgemäße Neugestaltung des bisherigen Bun len die gerechten Forderungen Preußens mit den Gesamtinteresser in Einklang bringen; wir wollen aber unsere Partikularinteressen a des Vaterlandes nicht dieser oder jener spezifischen Macht, sondern Gesamtheit zum Opfer bringen; wir wollen weder Oesterreicher, sondern durch und mit W. Deutsche seyn und bleiben. — Meine I Ihnen zur Prüfung diejenigen Gesetzentwürfe vorlegen, über weld schiebung im Interesse des Landes vorzugsweise dringend erscheint, pfehle Ich Ihrer sorgfältigen Beachtung diejenigen Vorschläge, weld beider künftigen Kammern zum Gegenstande haben. Ich halte in nung mit Meiner Regierung den Censur von unbeweglichem unt eighume für die allein zeitgemäße und einzig wesentliche Grundlic ührenden Versammlung und Ich bin überzeugt, daß der Parte urtheil nicht ferner das Grundeigenthum mit der Person seiner verwechseln werden; daß man es vielmehr immer allgem r legitimen Vertretung des Besten oder der Ste

welchen beiden der materielle Staat beruht, eine der ersten Bürgerpflichten aller gesellschaftlichen Ordnung zu suchen ist. Sie wissen, Ich habe vor mehr als dreißig Jahren die Bahn der constitutionellen Staatsordnung zu einer Zeit betreten, als ein solches Unternehmen mit Schwierigkeiten und Gefahren aller Art im Innern und nach Außen verknüpft war. Meine Regierung war nie eine absolute, noch reaktionäre. Ich habe stets den Umständen und den Zeiten Rechnung getragen; und so oft neue Regeln der Führung anzunehmen, neue Wege zum Besten des Gemeinwohlens einzuschlagen sind, werden Sie Mich jedesmal bereit und geneigt finden, die neuen gesellschaftlichen Thatsachen zum Besten unseres Volkes zu lenken. Allein, Ich sage es Ihnen mit Meinem gewohnten Freimuth, fordern Sie von mir keine Unmöglichkeiten, wie man solche seit zwei Jahren nur zu oft von den Regierungen, zum höchsten Nachtheile des Volkes, verlangt hat; fordern Sie Nichts von Mir, was mit den unmittelbar constitutiven Wahrheiten der Gesellschaft, wie sie sich im Staate darstellt, unvereinbar ist; Ich würde es Ihnen, eingebend meiner höheren Regentpflichten, nicht bewilligen können. Es gibt noch etwas Höheres, als das geschriebene constitutionelle Gesetz: es ist das moralische Band der Gesellschaft. Ich kenne meine Pflicht in dieser Beziehung vollkommen; Ich werde nicht erlauben, daß die Anarchie das Steuer ergreift und die Umsturzpartei, wenn sie ihr Haupt erhöbe, würde es nur allzubald erfahren, daß sie in W. weder Wurzel, noch Kraft, noch Anhang hat.“ — Was die Thronrede in Bezug auf das preussische Bündniß sagte, stimmte mit der Gesinnung der Mehrheit der Versammlung überein. Bei der Stelle, wo es hieß, die Selbstständigkeit O. S. dürfe nicht einer speziellischen Macht, weder Preußen noch Oesterreich, sondern der Gesamtheit zum Opfer gebracht werden, machte sich der Beifall allgemein merklich. Auch den Ansichten des Volkes war diese Haltung der Thronrede günstig. Die Versuche, für die preussische Suprematie zu wirken, hatten zu Nichts führt, als daß sie eine Spaltung unter den liberal Conservativen hervorriefen; Vorgänge in Berlin dahin gewirkt, die Möglichkeit eines Gelingens solcher Mühungen gänzlich zu vereiteln. Auch die Sprache der Thronrede über die innern Angelegenheiten machte guten Eindruck, weil das Volk sah, daß der Fürst Scepter mit fester Hand hielt. Eine, seit einigen Wochen circulirende, Adresse Conservativliberalen an den König, welche diesen aufforderte, ein starkes Regiment zu bilden und dem Wohle des Landes unverrückt und kräftig vorzusehen, d. seit der Thronrede viel mehr Anklang und die Zahl der Beitrittserklärungen in wenigen Tagen von 7000 auf 20,000. Natürlich wurden diese „Fanatischer Ruhe“ von der radikalen Presse auf's heftigste angefeindet und vom „Beobachter“ als Hochverräther erklärt, die Adresse selbst mit dem Ehrentitel „Salzgefäße“ bezeichnet. (Es ist dieselbe Adresse, welche wir gleich im Eingange des liegenden Artikels angezeiget haben.) — Die Kammer Sitzung vom 16. war nur weit bemerkenswerth, daß beinahe das nämliche Zahlenverhältniß der Parteien, während der letzten Session, sich bei der Wahl des Präsidenten und Vicepräsidenten herausstellte. Beide waren nicht zweifelhaft; zum ersten wurde Schoder, zum letzten Ködinger ernannt. Die linke Seite zählte 44, die conservative Partei 11 Stimmen. Da sich in der Lage der Versammlung Nichts verändert hatte, so auch die Haltung der Antrittsrede des Präsidenten von derjenigen nicht sehr verschieden, die derselbe in der vorigen Session bei der nämlichen Gelegenheit vorgetragen, d. h. er forderte die Versammlung zur Entschiedenheit in Festhaltung erworbener Freiheit, aber zur Mäßigung auf. Indem er darauf hinwies, daß die größeren Staaten die Lösung der deutschen Frage verhindern hätten und die Umbildung der inneren Verhältnisse der Boden sei, wo jetzt der Parteihass schweben müsse, schien er anzudeuten, daß seine Partei nicht länger an der Anerkennung der Reichsverfassung durch die württembergische Regierung für jetzt festhalten habe. Die Commissionswahlen fielen so ganz im Sinne der linken Mehrheit aus, daß nur ein Mitglied der Partei Ködinger in die verschiedenen Ausschüsse gelangte. In der Sitzung vom 18. hielt der Minister des Innern es

Vortrag, betreffend die Art der Verhandlung der Verfassungsänderung, worauf hinausging, sich zunächst über die leitenden Grundsätze zu verständigen zu suchen. Es sollen aus der Versammlung Commissäre aufgestellt werden, welche mit Commissären der Regierung zusammenzutreten hätten. Endliche Beschluß stünde der ganzen Versammlung zu. Dieser Vorschlag war scharf gerechnet. Man gewann dadurch Zeit und, wenn man sich nicht verständigte, hatte man es, je nach der Lage der Verhältnisse, in der Hand, die Versammlung wieder einzuberufen. Sofort bestieg der Finanzminister die Tribüne und verlas die Forterhebung der bisherigen Steuern für den Rest des laufenden Etatsjahrs. Es wurde hiebei auf ein bedeutendes Deficit hingewiesen, sowie auf die Verpfändlichkeit der Contribuenten bei Bezahlung der Steuer. Weiter hielt der Finanzminister einen Vortrag über die Verausgabung von drei Millionen Papier. Das fragliche Gesetz soll zurückgenommen und es sollen verzinsliche Staatsscheine im Betrage von drei Millionen in drei Serien von 5, 6, 7 Jahren den Grundstock ausgegeben, die eingehenden Ablösungsgelder zur Tilgung der Kassenscheine verwendet werden. Weiterer Gegenstand der Tagesordnung war die Frage: ob die Thronrede beantwortet werden solle? Probst war gegen eine Wortadresse aus Rücksicht auf Zeit, Kosten und auf die Nothwendigkeit, neuen Eifer zu vermeiden. Sein Antrag wurde, nach längerer Debatte, mit großer Mehrheit angenommen. Nur einige der Conservativen wünschten eine Erklärung in Betreff auf die Haltung der Thronrede hinsichtlich Preußens, damit es nicht scheine, sei die Kammer demselben feindlich gesinnt (Goppelt und Reyscher), allein diese Ansicht vereinigte nur wenige Stimmen. In der Sitzung vom 20. wiederholte Wohl seine Vorlage über Umbildung der Verfassung, welche er auf dem gen Landtage einbrachte. Der Druck des Entwurfes wurde mit großer Mehrheit (44 gegen 6) beschlossen. Bei dieser Gelegenheit äusserte Fezer: die Verbreitung durch den Druck sei um so nothwendiger, da die Abgeordneten verdächtigt wurden, als wollten sie die Sache des Volkes aufgeben. R. (äußerste Rechte) brachte einen Antrag auf Herabsetzung der Tagelder (auf ein, welcher durch die Armut des Volkes motivirt war. In der Sitzung folgenden Tages zog die Kammer eine Angelegenheit, die der Verfassungsarbeit durchaus fremd war, in den Bereich ihrer Thätigkeit, indem sie einstimmig an Antrag von Hud (Oberjustizrath in Ulm und conservativ) den Beschluß: „daß noch in dieser Session die Einführung der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im Civilverfahren erlerigt werden solle.“ Ueber die Sache waren die Mitglieder des Landes längst einig. Eine weitere solche, der eigentlichen Aufgabe der Versammlung fern liegende, Sache ward am 23. vorgenommen, nämlich die Verbesserung der Lage von solchen Volksschullehrern, die unter 300 fl. Besoldung erhalten, Standes, für welchen allerdings im Zeitlichen schlecht gesorgt wurde und deshalb halb und wegen anderer Verhältnisse (Abhängigkeit von der Geistesfreiheit u. s. w.) sehr unzufrieden ist und besonders bei den letzten zwei Wahlen auf dem Lande agitirt hatte. Reck, Rektor des Schullehrerseminars in Eßlingen, von welcher der Antrag ausging, legte dar, daß zwei Drittel der württembergischen Schulen in kläglichen Verhältnissen sich befänden, indem sie unter 300 fl. Einkommen, „zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel“ hätten. Man beschloß die Ernennung einer besondern Schulkommission. In der Abend Sitzung ging von der Thronrede der Antrag aus, die der Regierung zu ertheilende Bewilligung der Steuererhöhung nur bis zum 30. April zu verlängern. Und der Antrag wurde angenommen. Was voraus gesehen und gesagt wurde, daß nämlich dem herben Urtheile der Thronrede über die Behandlung der deutschen Sache von Seite Preußens — entsprechende Wiederhall nicht ausbleiben werde, traf jetzt ein. Am 24. März hielt der am württembergischen Hofe beglaubigte preussische Gesandte sein in der Form abgefaßtes Abberufungsschreiben. In demselben wurden ausserdem die dieser, begreifliches und beabsichtigtes Aufsehen erregenden, Maß-

Stellen besagter Thronrede angefaßt. Herr v. Sydow verließ Stuttgart  
 ster Eile. Gleichzeitig erhielt der württembergische Gesandte in Berlin,  
 v. Hügel, eine Note, welche ihm den Abbruch aller diplomatischen Ver-  
 schreibungen anzeigte. Schon eine Stunde darauf antwortete Herr v. Hügel auf  
 schreiben: dasselbe sei in einer solchen Form gestellt, daß er gar keine be-  
 Instruktionen einzuholen brauche, sondern hiemit auf eigene Hand seine  
 erlange. Selbe wurden ihm auch ohne Verzug zugefertigt und er reiste  
 von Berlin ab. Dieses Zerwürfniß beschäftigte natürlich die öffentliche  
 in hohem Grade und die Presse fiel über dasselbe, als eine willkommenen  
 gierig her. Besonders in den nord- und kleindeutschen Blättern wurde  
 Verdacht gemacht und sie blieben in ihrer Polemik nicht bei der Gegenwart  
 naheliegenden Beziehungen stehen, sondern gingen auch in die Vergangen-  
 heit, die Geschichte mißdeutend und herabwürdigend. Kaum hatte eine oder  
 ere der unparteiischeren Zeitungen ein Wort der Anerkennung für die rück-  
 Offenheit, womit der König aufgetreten war, — ein König, der hier ein-  
 selbe Recht in Anspruch nahm, welches jeder Abgeordnete in jeder Kammer,  
 gesetzmäßig in seinem Klub unter dem lauten Beifalle der Partei allfönd-  
 übt; ein König, der da, wo es sich um seine, seines Hauses, seines Lan-  
 amte Zukunft handelte, einmal sprechen wollte, wie es ihm um's Herz  
 Die Berliner Blätter ziehen den König sogar des Undankes an Preußen,  
 seine Stellung bisher immer noch behauptet, statt die von Preußen ihm  
 adhte anzunehmen. Nach dem Wiener „Lloyd“ wäre der Unmuth des Königes  
 seine bekannte Aeußerung, sich keinem Hohenzollern unterwerfen zu wollen,  
 übers daburch veranlaßt worden, daß ihm preussische Staatsmänner angefohlen,  
 den Thron zu verzichten. — In der Kammer Sitzung vom 25. schien der, schon  
 Beginn des Landtages und noch mehr seit der knappen Steuerbewilligung  
 dem Ministerium und den Ständen kassende, Riß abermals erweitert wer-  
 zu sollen, als der Verfassungsausschuß vorschlug, statt der von der Regierung vor-  
 blagene Commissäre, welche mit der Regierung auf vertraulichem Wege über  
 Verfassungsrevision sich vorläufig berathen sollten (s. oben), die Verfassungs-  
 mission der Landesversammlung treten zu lassen. Minister v. Schlayer er-  
 te, daß die Regierung den Antrag als eine Verwerfung ihres verständlichen  
 schlagens betrachte, weil dies keine vertrauliche, sondern eine offizielle Art der  
 handlung sei. Nach einer langen und zum Theil gereizten Debatte beschloß  
 n mit 57 gegen 7 Stimmen die Annahme des Vermittelungsantrages Rey-  
 er's, dahin gehend, daß man auf den Regierungsvorschlag sich einlassen und  
 missionäre für die Verfassungsrevision wählen wolle; selbe sollten aber mit dem  
 fassungsausschusse der Kammer in fester Verbindung bleiben und nach deren  
 schlüssen sich richten. Dabei wurde dem Verfassungsausschusse die Berichterstat-  
 g über das Resultat des Zusammentrittes der Commissäre mit der Regierung  
 getragen und endlich die Voraussetzung ausgesprochen, daß diesen Commissären  
 der Regierung so schnell als möglich Mittheilungen über die Revision würden  
 nach werden. Das Ministerium erklärte sich nach einigem Zögern hiemit ein-  
 standen, doch seien seine Mittheilungen nicht als bestimmte Vorlagen, sondern  
 als allgemeiner Leitfaden aufzufassen. In der nächstfolgenden Versammlung  
 die Tagesordnung Verhandlung über den Kapff'schen Antrag, Herabsetzung  
 Diäten der Abgeordneten betreffend; selber wurde mit 48 gegen 15 Stimmen  
 worfen. Am 27. legten die Minister die Papiere über den Münchener Vertrag  
 r. Auf eine Anfrage über die Eisenbahnverhältnisse mit Baden und Bayern  
 läte der Finanzminister: mit Bayern finde eine Unterhandlung statt, welche  
 folg verspreche. Die darauf folgende Verhandlung wegen der Papiergeldfrage  
 te zum Resultate, daß die Kammer gegen eine Minderheit von 17 Stimmen  
 r. von der Regierung verfügte Einstellung des Papiergeldes guthieß. Schließlich  
 achte der Finanzminister die Vorlage des Finanzetates vom 1. Juli 1849 bis  
 33 ein. Im Staatsbedarfe findet sich nach diesem Dokumente ein Deficit 4

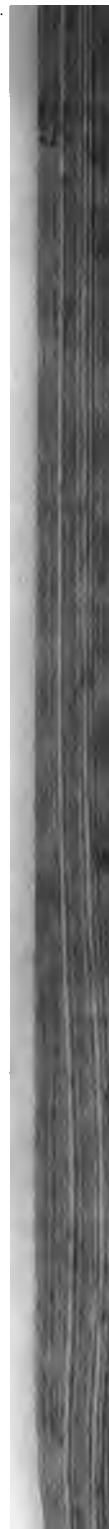


Man wünscht sollte, eine Verbindung der Friedländer mit Lindau herzustellen, verpflichtet sich die württembergische einer solchen Zweigbahn in der Richtung von Rottenflatten und der bayerischen Regierung die Anwendung zu räumen. Art. 20. Der gegenwärtige Vertrag soll wirkungslos betrachtet werden, wenn derselbe, in Abänderungen, bei der vorbehaltenen Zustimmung der Landesversammlung erleiden sollte, welche dem einen oder andern Theile überlassen würde. Art. 21. Der Vollzug des Vertrages in welchem diejenigen Bestimmungen des gegenwärtigen Vertrages, welche die Zustimmung der Landesversammlung erhalten haben werden. — Um

1851  
in  
der  
Landesversammlung

und beschäftigte sich mit dem Entwurfe, die Frage zu prüfen: ob die Landesversammlung am 30. Juni 1851, oder, nach dem Beschlusse vom 1852 zu verwilligen? Die Landesversammlung und die Regierung waren noch nicht beendigt.

Nach dem Berichte der Verfassungs-Commission und der Landesregierungs-Commissäre ab. Daraus ergab sich die Hoffnung der Ausgleichung und der Bericht sprach sich für die Annahme der Landesregierungs-Commissäre. Es finde sich sowohl Meinungsverschiedenheit über den Inhalt der Landesänderung, wie über die Grundsätze. Die Landesregierungs-Commissäre sind hinsichtlich für die alleinige Vornahme der dringendsten und beabsichtigten nur über den die Repräsentation betreffend zu unterhandeln. Die andere Revision oder sollte der Landesvertretung überlassen bleiben. Die Landesregierungs-Commissäre sind gegen für dieselbe die Umarbeitung der ganzen Landesverfassung in Anspruch, für welchen Zweck die Landesversammlung berufen ist, sich hierüber zu äußern, hätten die Landesregierungs-Commissäre die Ablehnung des Verlangens ausgesprochen, aber auch keine Zustimmung gegeben. Die Besprechungen über Landesvertretung und die Wahrscheinlichkeit einer Verständigung noch weniger erhellen. B. über eine Frage drei Vorschläge gemacht, sind worden seien. Die Papiergeldfrage kam in dieser Sitzung zur Sprache und das Resultat war: daß 500,000 fl., das Sechshunderttausend Scheine, als Einlösungsfonds bei der Staats- und Stadtverwaltung hinterlegt werden sollten und daß die Landesregierung von wenigstens 100 fl., die übrigen Landesstellen von wenigstens 100 fl., die übrigen Landesstellen von wenigstens 100 fl. gegen baar anzunehmen haben. In der Landesversammlung, dem Antrage der Landesregierungs-Commissäre, den dreijährigen Steueretat, anstatt eines dreijährigen, worauf die Landesregierungs-Commissäre wiederholte zur Begründung seiner Forderung die Landesregierungs-Commissäre in seinem Departement nur durch eine Bewilligung hergestellt werden könne; er fügte hinzu, die Landesregierungs-Commissäre der Bewilligung auf kürzere Zeit durch Staatsverordnungen genommen und an weiteren Arbeiten verhindert werden. In der Debatte suchte er seine Forderung noch durch den Antrag die Landesregierungs-Commissäre eine neuen Landesversammlung zur Befestigung der Landesregierungs-Commissäre nötigen Kosten veranlassen würde. Die Landesregierungs-Commissäre fand den oben erwähnten Beschluß mit 58 gegen 3 Stimmen angenommen (auf der äußersten Rechten) hatte mit dem 1. Mai brachte die Landesregierungs-Commissäre ihre Vorlagen hinsichtlich der Landesregierungs-Commissäre. S. Schlayer begann seinen Vortrag, wie die Landesregierungs-Commissäre mit der Aeußerung des Bedauerns, daß die Landesregierungs-Commissäre den Besprechungen nicht erfüllt seien. Er sprach



die Ansicht über die Nothwendigkeit eines Zweikammersystems und eine andere Wahlart für die erste Kammer, als für die zweite, aus, indem größerer Kapitalbesitz oder ein entsprechender Wirkungskreis, nebst indirekter Wahl, die Grundlage der Zusammensetzung bilden müsse. Die zweite Kammer sei nicht durch die untersten Volksklassen, sondern durch die Mittelklassen zu wählen und nicht jeder Tagelöhner, der nur einen Kreuzer Steuer zahle, dürfe auf die Zusammensetzung derselben einwirken. Offenbar in Bezug auf das jetzt geltende Wahlgesetz nannte der Minister eine solche Einrichtung eine widersinnige; die Regierung, welche daraus hervorgegangen sei, werde niemals ihre Zusicherungen halten können. Die direkte, unbeschränkte Wahl bilde eine Calamität und veranlasse einen steten Kampf der Staatsgewalt mit der Anarchie. Der von häufigen Aeußerungen des Mißfallens begleitete Vortrag schloß mit den Worten: die Regierung sei sich bewußt, im Interesse des Landes ihre Pflicht gethan zu haben, indem sie das Staatswohl für die einzige Richtschnur betrachten werde. Alsdann erfolgte die Vorlage des Gesetzentwurfes über die Gestalt der Landesvertretung, welchem wir Folgendes entnehmen: Art. 1. Die erste Kammer besteht 1) aus den volljährigen Prinzen des königlichen Hauses; 2) aus 43 gewählten Mitgliedern. Die Wahl geschieht auf neun Jahre. Alle drei Jahre tritt der dritte Theil der gewählten Mitglieder aus. Die erstmals austretenden zwei Dritttheile werden durch das Loos bestimmt. Art. 2. Je drei Oberamtsbezirke bilden zum Behufe der Wahl zweier Mitglieder der ersten Kammer einen Wahlbezirk. Die Wahl wird von 50 Wählern vorgenommen, von welchen die eine Hälfte aus jedem Oberamtsbezirke diejenigen, in demselben wohnhaften, fünf und zwanzig Staatsbürger begreift, welche in dem der Wahl vorausgegangenen Finanzjahre die höchste direkte Staatssteuer aus Grundeigenthum, Gebäuden, Gewerbe, Kapitalien, Besoldungen und anderem Einkommen bezahlt haben und im laufenden Finanzjahre zu der direkten Staatssteuer beitragen; die andere Hälfte aber von den drei Amtsversammlungen des Wahlbezirktes je zu gleichen Theilen aus den, in dem betreffenden Oberamtsbezirke wohnhaften, Staatsbürgern gewählt wird. Einer der beiden aus einem Wahlbezirk aufzustellenden Abgeordneten ist aus der Mitte der höchstbesteuerten Wähler des Bezirktes zu nehmen. Art. 3. Neben den Wahlbezirken der Oberämter bildet die Stadt Stuttgart für die Wahl eines Mitgliedes der ersten Kammer einen besondern Wahlbezirk. Das Wählercollegium besteht aus 60, in dem Gemeindebezirk wohnhaften Staatsbürgern, von welchen die eine Hälfte vom Gemeinderath gewählt wird und die andere Hälfte die im Art. 2 bezeichneten Höchstbesteuerten begreift. Art. 4. In der zweiten Kammer hört die besondere Vertretung des ritterschaftlichen Adels auf und es fallen somit die 13 ritterschaftlichen Abgeordneten hinweg. In allem Uebrigen bleibt die Zusammensetzung der zweiten Kammer unverändert. Die weiteren Bestimmungen im Gesetzentwurfe betrafen das Alter der Abgeordneten (40 Jahre für die erste Kammer, 30 für die zweite), Wählbarkeit der Beamten, jedoch mit Ausnahme ihres Distriktes, zweite Wahl nach Beförderungen und überhaupt nach Amtsernennungen, Vertagung, Auflösung und Frist einer neuen Berufung nach 5 bis 6 Monaten in solchem Falle, Wahl der Präsidenten und Vicepräsidenten, Geschäftsordnung und andere Angelegenheiten, welche Paragraphen von Verfassungsurkunden bilden. — Am 8. Mai verhandelte die Kammer über einen immer wiederkehrenden Gegenstand, über die Verbesserung der Lage der Volksschullehrer auf dem Lande. Mitglieder der Mehrheit sprachen sehr pathetisch über die vorliegende Frage (z. B. Riede), offenbar mit Rücksicht auf die ländliche Bevölkerung, auf welche gerade die Schullehrer im Verlaufe des letzten Jahres einen überwiegenden Einfluß erlangt hatten. Der Beschluß fiel nach dem Antrage dahin aus, daß der Gehalt von Volksschullehrern unter 300 fl. auf diese Summe erhöht, der betreffende Bedarf (64,500 fl.) von der Staatskassa, nicht von den Gemeinden, geliefert und die Finanzcommission beauftragt werde, die Mittel zur Deckung jener Summe anzugeben. Bei dieser Gelegenheit wurde weiter über eine Form in der Abfassung von Gesetzen, Verordnungen u. s. w. be-

schlossen, welche in den letzten Jahren zur Parteifrage geworden ist, nämlich die Befügung „von Gottes Gnaden“ nach dem Namen des Regenten. Säcklin machte den Antrag, daß eine Fassung des betreffenden Gesetzesentwurfes der Regierung überwiesen werden möchte, bei welcher die Formel ausgelassen war. Der Antrag ward ohne weitere Verhandlung angenommen. — In der Sitzung vom 13. kamen Angelegenheiten zur Sprache, welche die Rechte der Versammlung betrafen. Obgleich die Forterhebung der Steuern nur bis zum 1. Mai bewilligt war, hatte die Regierung noch keinen Gesetzesentwurf über die Verlängerung der Frist eingebracht. Fezer stellte deshalb den Antrag: Die Verfassungscommission zu einem Gutachten über die Maßregeln aufzufordern, welche die Landesversammlung zu ergreifen habe, weil seit dem 1. Mai Steuern erhoben würden. Der §. 109 der Verfassung bestimme, daß keine Steuern, direkte wie indirekte, ohne Bewilligung der Stände erhoben werden dürften. Somit befinde sich die Kammer in der Lage, daß sie die Rechte des Landes wahren müsse. Ein Streit konnte in diesem Falle nicht statthaben; über die Annahme des Vorschlages fand sich Einstimmigkeit zur Wahrung des Rechtes der Versammlung. Hieran reihte sich der Fall, daß ein Abgeordneter, Seeger, wegen eines Zeitungsartikels in seinem Blatte (Ulmer Schnellpost) zu einer, übrigens verdienten, Strafe von sechs Wochen Festungsarrest und 50 fl. durch das Schwurgericht verurtheilt war. Der Gerichtshof hatte die Ausführung des Urtheiles gegen eine Kaution eingeklagt; indes brachte Rößlinger den Antrag ein, zu untersuchen, ob nicht die Kautionsforderung verfassungswidrig sei und die Versammlung hat somit zu entscheiden, ob „die Ergriffung auf freier That“, wie sie in den Grundrechten als Ursache der Verhaftung aufgestellt ist, auf einen verantwortlichen Zeitungsredakteur angewendet werden kann, der zugleich als Abgeordneter auf den Bänken der Mehrheit sitzt. Hierauf folgte die allgemeine Berathung über die Einführung der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im Civilverfahren. Der im Einzelnen durchgeführte Plan von Hud ging von der Ansicht aus, daß eine plötzliche Umbildung der ganzen Gerichtsordnung nach jenem Principe unmöglich sei, weil die bestehende Organisation sich nicht, ohne gänzliche Verwirrung des Rechtsganges, auf einmal beseitigen lasse. Dem Principe war auch die Commission in der Hauptsache beigetreten; die äußerste Linke dagegen (Probst und Pfesfer) erklärte das ganze bisherige Gerichtsverfahren für durchaus unhaltbar und dem Gemeinwesen schädlich; sie verlangte einen ganz neuen Aufbau, der alsdann auch sogleich durchzuführen wäre und eine Vorlage in diesem Sinne von der Regierung. Der Justizminister, welcher nebst anderen höheren Justizbeamten mit der Commission öfter verkehrt hatte, erklärte Oeffentlichkeit und Mündlichkeit allerdings für ein Postulat, sprach aber in solcher Weise, daß er eine Abweichung von den Ansichten Hud's und der Commission kund gab. Die Vorschläge derselben über Umbildung des Verfahrens schienen ihm zu weit zu gehen, denn er nahm ruhige Zeiten für die Umänderung in Anspruch; namentlich aber war er wegen der bestehenden Einrichtung gegen die Einführung jenes Verfahrens bei den Gerichten erster Instanz (Oberamtsgerichte), während er dasselbe bei den Gerichten zweiter und dritter Instanz für ausführbar hielt. Hierbei stand er nicht allein, denn auch ein Abgeordneter der Linken (Sattler, Justizrath in Ellwangen) gestand ihm die Schwierigkeit des ersten Punktes in der Ausführung zu. Der Justizminister sprach jedoch diese Ansicht nicht als die der Regierung, sondern als seine eigene aus; die bestimmte Aeußerung des Ministeriums stellte er erst dann in Aussicht, wenn die Versammlung ihren Entwurf vorlege. Er wünschte vorerst ein Gutachten des Obertribunals einzuholen. Reyscher stellte demnach den Antrag, die Verhandlung bis zur Einreichung des letztern zu verschieben, konnte jedoch nicht durchbringen. Die äußerste Linke zählte diesmal nur drei Stimmen. Dagegen wurde mit überwiegender Mehrheit beschloffen: die einzelnen Paragraphen der betreffenden Vorlage in den nächsten Sitzungen zu berathen, mit Ausnahme des vorhergesehenen Falles einer Mittheilung von Seite der Verfassungscommission über den Entwurf der Regierung hinsichtlich der

Volkvertretung. Hud schloß die Verhandlung mit einer Rede, welche den, sonst für seine Partei ungewöhnlichen, Beifall der Mehrheit erhielt. Man erlange, sagte er, kein Resultat mit dem Grundsatz, plötzlich etwas Ganzes zu schaffen. Dies sei vielmehr die Rede der Reaktion. Noch nie sei ein Rechtsgebäude auf solche Weise errichtet worden. Behaupte man, Alles sei faul und mache nicht den Anfang im Einzelnen, so komme man zu Nichts. Gegen die Ansicht des Ministers über die Unausführbarkeit der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit in erster Instanz wandte er ein, daß der Thatbestand auch in diesem Falle sich sogleich bestimmter herstellen lasse. Andererseits ward der Einwurf gemacht, daß der Schwerpunkt des ganzen Prozesses dadurch an die zweite Instanz ausschließlich geworfen würde. Die ganze Verhandlung wurde übrigens den Rechtsgelehrten überlassen; diejenigen Mitglieder der Mehrheit, welche sonst das hauptsächlichste Wort für dieselbe führten, hielten sich zurück. Am 15. erledigte die Landesversammlung die Paragraphen des ersten Abschnittes allgemeiner Art nach dem Entwurfe der Commission, entsprach jedoch mit wesentlichen Abänderungen denjenigen Vorschlägen nicht, welche die praktischen Rechtsgelehrten dieses Ausschusses nach ihrer Erfahrung vorbrachten und die auch der Hauptsache nach den Anträgen von Hud entsprachen, auf dessen Arbeiten die ganze Reform beruht, wenn sie wirklich in's Leben tritt. Die Paragraphen beantragten die Nothwendigkeit wenigstens einer mündlichen und öffentlichen Verhandlung in jeder Instanz vor der Entscheidung, die Vollmacht des Vorsitzenden zur Erhaltung der Ordnung unter Zuhörern u. Parteien, die Abkürzung des Verfahrens in Verfassung der Schriftsätze, die Beseitigung von Formen, unter welchen eine Hinzuziehung der Prozesse bisher möglich wurde, die Festsetzung derjenigen Theile des Verfahrens, durch welche die, zur Entscheidung wichtigen, Momente für die schnelle Uebersicht zusammengebrängt werden können u. s. w. Bei der Verhandlung über diese Vorschläge machte Römer geltend, daß die Heimlichkeit bei Privatsachen in solchen Fällen zulässig sei, wenn beide Parteien übereinstimmen; der Civilprozeß unterscheide sich wesentlich von dem Criminalprozeß durch den Grundsatz, daß ersterer auch vor dem Staatsgerichte seinen Charakter einer Privatangelegenheit nicht verliere. Es herrscht kein Zweifel, daß beide Theile, besonders in Handelsangelegenheiten, durch Veröffentlichung ihrer streitigen Beziehungen sich schaden können; indeß ein klar ausgesprochener Paragraph der Grundrechte widerstreitet jener Auffassung und dieselbe, auch von Hud bekämpft, wurde nicht beachtet. Hinsichtlich der Abkürzung des Verfahrens ward vorgeschlagen, daß jeder Schriftsatz von einem Advokaten unterzeichnet seyn müsse, welcher die Verantwortlichkeit desselben übernehme. Wer die Unklarheit und deshalb die verwirrte Weitschweifigkeit des eigentlichen Volkes, besonders auf dem Lande, kennt, mußte die Zweckmäßigkeit dieses Vorschlages einsehen, auch waren beinahe alle Rechtsgelehrten, zu welcher Partei sie gehören mochten, dieser Ansicht. Indes widersprecht derselbe der Voraussetzung der Demokraten: daß Jedermann seine Sache selbst führen solle, wenn er dazu Lust habe und Seeger konnte somit die Streichung des betreffenden Paragraphen durchsetzen. Vergebens widersetzten sich richterliche Beamte der linken Seite, welche die Rechtskenntniß des Volkes und Erfahrung kennen. Desterlein gestand ein: der Vorschlag der Commission sei zwar nicht populär, aber zweckmäßig, das Interesse der Sache müsse hier allein den Ausschlag geben; eine „Bevormundung“ durch Advokaten hinsichtlich des Volkes sei in diesem Punkte nicht vorhanden. Probst berief sich auf seine zwölfjährige Erfahrung; im entgegengegesetzten Falle werde eine Bevormundung des Richters an die Stelle der vermeinten Bevormundung durch Advokaten treten. Seeger drang mit 38 gegen 15 Stimmen durch. Im Falle die Regierung bestimmt, wären die Richter zu bedauern, welche die nutzlos weilläufigen, verwirrten u. unvollständigen Schriftsätze der Landbewohner prüfen müssen, ebenso, wie die Parteien, welche nach den weiteren Bestimmungen bei dieser Art von Volkserziehung ihr Recht zum Prozeßführen zuletzt verlieren, wenn sie bei solchem Verfahren beharren. Hieran reihte sich ein zweiter Beschluß über Ausdehnung der

ompetenz der Gemeinderäthe in Bagatellsachen. Seeger schlug vor, dieselbe bis auf Prozesse von 50 fl. Werth zu erweitern und dadurch den Gerichten erster Instanz einen Theil ihrer Geschäfte abzunehmen. Hud wandte vergebens ein: der Staat dürfe nicht auf die Gemeinden eine Last abladen, die zur Uebernahme derselben nicht eingerichtet seien; ohnedies sei die Justiz allein Sache des Staates. D mer hob hervor: so lange man nicht eine allgemein verständliche deutsche Gesetzgebung, sondern ein Privatrecht mit mannigfachen Ergänzungen und Contrarissen besitze, könne nur davon die Rede seyn, Juristen als Richter einzusetzen.

Zw ergern verwies aus eigener Geschäftserfahrung auf die Unmöglichkeit, daß Gemeinderäthe bei ihrem anderweitigen Bereiche einen Theil der Justizpflege übernehmen. Die demokratische Partei entschied, mit Ausnahme der meisten zu ihr gehörigen Juristen, die Annahme von Seeger's Antrag, wobei auch Kapff von der meisten Rechten mitstimmte. Weitere Vorschläge der Commission über Fristrechnungen, Verlegung von Tagfahrten, Eidesanträge und andere in der erwähnten Richtung wurden übrigens angenommen. Der Justizminister und ein Regierungskommissär waren gegenwärtig, beteiligten sich aber nicht an jenen Hauptpunkten der Verhandlung. Am 16. fuhr die Kammer in der Berathung der einzelnen Artikel des Commissionseurwurfs über die Einführung des öffentlichen und öffentlichen Verfahrens in Civilsachen fort. Sie bestimmte über die Zahl der hochentagete bei Gerichten erster Instanz für öffentliche Verhandlung, über Vorzug von Beweismitteln, über Vereinfachung des Verfahrens bei Santsachen und Einsetzung eines Ausschusses der Gläubiger durch dieselben, über die Abschaffung des Institutes der Prokuratoren (privilegirten Advokaten der Obergerichte), über die Vertheilung der Armenprozesse, welche letztere für ihr Privilegium zu Ehren hatten, unter alle Advokaten bei festgesetztem Turnus und über einige Angelegenheiten geringerer Bedeutung. Eine längere Verhandlung: ob nach dem sogenannten Beweisdekrete in erster Instanz, dem bisherigen Verfahren gemäß, die Vorbringung neuer Beweisgründe abgeschnitten sei, oder ob für letztern Fall noch eine besondere Sitzung angesagt werden könne, führte zu keinem Resultate. Rechtslehrte, Abgeordnete der linken Seite, machten auf den Grund ihrer Geschäftsrnntniß Einwürfe gegen die Möglichkeit, daß eine zweite öffentliche Verhandlung stattfinden; die Einsetzung einer solchen würde die Geschäfte der Oberamtsgerichte der Art anhäufen, daß die Erledigung derselben zur Unmöglichkeit würde. Ohne ma sei die Ansetzung einer zweiten Tagfahrt nutzlos. Die linke Seite schien sich doch zur Annahme der entgegengefesten Ansicht zu neigen und der Meinung zu sein, daß man in der vorgeschlagenen Weise nur ein öffentliches Schlußverfahren halte, hinsichtlich dessen, als einer halben Maßregel, die Ansicht nach der Erfahrung feststeht, welche durch den Strafprozeß unmittelbar vor der Einführung der Schwurgerichte sich über ein solches gebildet hat. Da die Festsetzung dieses Rechtsurdsatzes auf eine große Zahl der Paragraphen Bezug hat, wurde diese Frage r Commission wiederum überwiesen. Der Justizminister nahm nur einmal das wort hinsichtlich der Abschaffung des Institutes der Prokuratoren. Er wiederlte, daß die Regierung sich erst nach Vorlegung des ganzen Entwurfs aussprechen werde und gab seine Meinung nur mit dem Wunsche kund, daß die von ihm aufgestellten Gesichtspunkte bei der Abstimmung beachtet würden. Seine einzige erwahrung ging übrigens nur auf eine Belastung der Staatskaffe; mit den Anhten der Versammlung über Abschaffung des Institutes war er einverstanden. Während der Verhandlung war der Finanzminister eingetreten und erhielt das wort, als die erwähnte Streitfrage an die Commission zurückgewiesen war. Er gte drei Gesetzeswürfe als Ergänzung des Finanzetates vor: über Regulirung r Einkommen- u. Capitalsteuer, über Veränderung in der Erhebung der Brannsteinksteuer und Veränderungen des Sportelabgabengesetzes. In der Einkommensteuer war eine dreifache Scala festgesetzt, mit einem zuletzt beträchtlich hohen Anblage; eine ähnliche Stufenfolge nach den Verwandtschaftsgraden war bei Abaden von Erbschaften bestimmt; endlich war eine neue Abgabe für diejenigen

Militärverpflichtigen vorgeschlagen, welche untauglich zum Dienste sind. Ferner brachte der Finanzminister den Gesetzentwurf über die Verlängerung der Steuererhebung auf zwei Monate ein, hinsichtlich dessen die Kammer bereits eine Maßnahme erteilt hatte und dessen Ausbleiben zu Vermuthungen über anderweitige Absichten Anlaß gegeben. Er entschuldigte sich mit der Unmöglichkeit, die drei erstere Gesetzentwürfe vollständig ausgearbeitet früher einzureichen, mit denen der vierte eingebracht werden sollte. Steuern seien während der Zwischenzeit nicht eingetrieben, sondern nur die freiwillig bezahlten angenommen worden. Schweidhardt hatte die Interpellation gestellt, wie sich die Regierung beim Zollcongress in Kassel verhalten werde und weshalb sie die Sachverständigen in der Centralstelle für Gewerbe und Handel nicht um Rath gefragt habe, so daß es scheinbar beabsichtige allein auf bürokratischem Wege die Sache abzumachen? er besfragte ferner die Minister über den Stand der Verhandlungen hinsichtlich des Eisenbahnwesens. Dieser antwortete: in Kassel finde sich kein außerordentlicher Congress der Zollvereinsstaaten, sondern nur ein solcher, wie er von drei zu drei Jahren gehalten werde. Die Instruktionen der Bevollmächtigten seien abhängig von den Anträgen, welche die verschiedenen Staaten stellten; es könne somit noch keine Berathung hierüber stattgefunden haben. Eine Denkschrift, als Erwiderung auf einen Antrag Preussens von 1847, sei der Centralstelle in den letzten Tagen bereits mitgetheilt und die Regierung hege die Absicht, dieselbe bei Berathung über Gegenstände des allgemeinen Handels zu theiligen. Der Minister gab die Besantwortung an, wie dies in Bezug auf das Reuner-Collegium geschehen werde und fügte hinsichtlich der Anfrage über das Eisenbahnwesen schließlich hinzu: „Der Vertrag Bayern sei bereits abgeschlossen und beiderseits ratificirt, mit vorbehaltener Zustimmung der Landesversammlungen.“ Der „Schwäbische Merkur“ von diesem Tage enthielt den Nachtrag zu dem Gesetze über Ausgebung des Papiergeldes wie ihn die Kammer bestimmt hatte, mit Unterschrift des Königes und Minister; die Regierung hatte also ihre Einsprache gegen den Betrag Einlösungsfonds zu einem Sechstheil der Summe aufgegeben, vielleicht die anderen Streitigkeiten zu vermeiden. Am 17. Mai früh wurde so lange u. mit so großer Spannung erwartete Bericht der Verfassungscommission von M. Mohl gedruckt ausgegeben; er ist 70 Quartseiten stark, wovon 30 Seiten Text und 40 Seiten Beilagen. Das umfangreiche Werk enthält gemeinen jene Darlegung über die unfehlbare Vortrefflichkeit des allgemeinen Wahlrechtes, die man seit zwei Jahren unzählige Male lesen konnte. In demselben lauten die Anträge der Mehrheit der Commission: „Die Landesversammlung möge beschließen: I. In Erwägung, daß eine vollständige Revision der Verfassung dem Lande wiederholt und auf's Feierlichste zugesichert worden ist; in Erwägung namentlich, daß die gegenwärtige, aus Einer Kammer bestehende, Landesversammlung in Gemäßheit des Schlusssatzes des Artikels 8 des Einführungsgesetzes zu den deutschen Grundrechten und der Artikel 2 und 22 des Gesetzes vom 1. Juli vor. 38. nicht bloß zur Berabschiedung derjenigen Abänderungen der Landesversammlung berufen worden ist, welche in Folge der Abschaffung der Standesvertretung hinsichtlich der Volksvertretung nothwendig sind, sondern auch zur Berabschiedung aller derjenigen Verfassungsänderungen, welche durch die deutschen Grundgesetze geboten werden, oder sich sonst als zweckmäßig erwiesen haben, auszusprechen: die Landesversammlung zwar einzelne Abschnitte der Verfassung vorläufig berechnen könne, daß sie aber auf dem „Abschlusse einer neuen Verfassung“, wie ihn das Gesetz vom 1. Juli vor. 38. vorschreibe, zu beharren für ihre Pflicht erachte einen solchen Abschluß nur im Ganzen vorzunehmen vermöge. II. Auf eine Einberathung des von der Regierung eingebrachten Gesetzentwurfes, betreffend die Abänderung der Bestimmungen der Verfassung über die Zusammensetzung der beiden Kammern nicht einzugehen u. denselben, als in seinen wesentlichen Bestimmungen dem Rechte und dem Wohle des Volkes unvereinbar, schon jetzt bestimmt zu verwerfen. III. In Beziehung auf die Bildung der künftigen Landesvertretung

Aussprechen: 1) daß die Landesversammlung im Grundsätze entschieden dem  
 Merksysteme den Vorzug gebe; daß sie aber, um eine Vereinbarung mit der Re-  
 über einen Abschluß des neuen Verfassungswerkes zu ermöglichen, auf das  
 Merksystem, unter der Voraussetzung a) einer durchgreifenden, den Grund-  
 und dem Gesetze vom 1. Juli vor. Js. entsprechenden Revision der Ver-  
 durch gegenwärtige Landesversammlung und b) einer freisinnigen Wahlart  
 Kammern, einzugehen bereit sei; 2) daß die Landesversammlung in Be-  
 auf die Bildung der beiden Kammern von folgenden Grundsätzen aus-  
 in Betreff der ersten Kammer: a) daß dieselbe ausschließlich aus ge-  
 Vertretern des Volkes bestehe, ohne daß dabei ein Vorrecht der Geburt,  
 undes oder Berufes stattfindet; b) daß die Wählbarkeit an keine anderen  
 ungen geknüpft werde, als die zur zweiten Kammer, mit Ausnahme des  
 Lebensalters; c) daß für die erste Kammer ein mittelbares Wahl-  
 ungenommen werde und zwar entweder aa) in der Art, daß die Wahl für  
 durch Wahlmänner geschehe, welche von sämmtlichen, zur Wahl eines Mit-  
 zur zweiten Kammer berechtigten, Staatsbürgern gewählt werden, oder bb)  
 Weise, daß die Wahl der Mitglieder der ersten Kammer neuzubildenden  
 Vertretungen übertragen würde, welche selbst aus den Wahlen sämmtlicher,  
 Inahme an den gemeindebürgerlichen Wahlen berechtigten, Einwohner des  
 hervorgingen und periodisch erneuert würden; d) daß für die erste  
 eine längere Wahlperiode und theilweise Erneuerung bestimmt werde;  
 e) daß für die Wahlen zu derselben geheime Abstimmung festgesetzt werde;  
 Betreff der zweiten Kammer: daß für dieselbe sowohl in Absicht auf ihre  
 Ansetzung, als in Absicht auf das Wahl- und Wählbarkeitsrecht und das  
 Fahren die Bestimmungen des Gesetzes vom 1. Juli vor. Js. zu Grunde  
 werden. IV. In Anwendung des, der Landesversammlung nach den deutlichen  
 Ghten und nach dem Gesetze vom 1. Juli vor. Js. zustehenden, Rechtes  
 vorschluges und in Betracht, daß ein den erteilten Verheißungen und  
 Bestimmungen entsprechender vollständiger Entwurf einer revidirten  
 der Landesversammlung bis jetzt weder vorgelegt, noch zugesichert wor-  
 daß es daher Pflicht der Volksvertretung ist, zu Herstellung einer solchen  
 jedes gesetzliche Mittel zu ergreifen: die Verfassungscommission mit  
 Fung eines vollständigen Entwurfes einer neuen Verfassung und Vor-  
 desselben an die Versammlung im Ganzen oder in einzelnen Abschnitten zu  
 en, insbesondere derselben anzugeben, sich zunächst der Bearbeitung eines  
 es der, an die Stelle des Abschnittes IX. der Verfassung zu setzenden, Be-  
 gen über die Bildung der Rechtsverhältnisse der Landesvertretung nach  
 der oben unter III. aufgestellten Grundsätze zu widmen und denselben  
 Berathung und Beschlußfassung der Landesversammlung zu unterstellen,  
 ese, unabhängig von den Vorlagen der Regierung, sobald als möglich in  
 Hab gesetzt werde, die ihr durch das Gesetz zugewiesene nächste u. wichtigste  
 , wenigstens so viel an ihr liegt, zu erfüllen. V. Vorstehende Beschlüsse  
 rntniß des k. Gesamtministeriums zu bringen. — In der Sitzung vom 18.  
 Landesversammlung hinsichtlich des öffentlichen Verfahrens, dem ersten  
 Konsberichte entgegen, welcher vorzugsweise Abkürzung und deshalb eine  
 Strenge des formellen Rechtes im Auge hatte, Beschlüsse, die dahin zielen,  
 erster Instanz bei der öffentlichen Verhandlung die Parteien nicht unbe-  
 nöthiget seyn sollen, alle ihre Beweisgründe vorzubringen, daß aber der  
 the Theil alsdann die Kosten tragen soll, welche durch das Vorbringen  
 Thatsachen erwachsen. Die Verhandlungen sollen in einem kurzen einleitenden  
 Vortrage des betreffenden richterlichen Beamten u. mindestens zwei Vorträgen  
 Partei bestehen, wobei der Beklagte oder Nebenbeklagte das letzte Wort er-  
 Das Erkenntniß, in heimlicher Berathung gefaßt, soll sofort öffentlich  
 get werden, oder, wenn dieses nicht thunlich ist, nach Ansetzung  
 tzt innerhalb acht Tagen. Der Entwurf war hienit bis auf ein

## Württemberg.

eblichen Paragraphen über Vernehmung von Zeugen ausserhalb des Reichsgebietes, welcher auf einen Einwurf des Regierungskommissärs, Obedtribunalpräsidenten, der Commission zurückgegeben wurde. Sonst zeigte sich in der Kammer eine merkliche Aufregung, veranlaßt durch Erklärungen, welche Tags vorher der Minister des Auswärtigen über die Stellung W. hinsichtlich der allgemeinen deutschen Angelegenheiten gegeben. Der Abgeordnete Schott hatte nämlich den Minister interpellirt: ob W. den Einfluß auswärtiger Mächte, welche, nur zum Schein konstitutionell, unter dem Rechte der Otkroyirung stehen, auf die Umbildung der Verfassung gestatte? Der Minister weigerte sich auf Erklärungen über schwedische Unterhandlungen einzugehen, nahm übrigens den Standpunkt vor 1848 dadurch wieder ein, daß er äusserte: die Staatsregierung nehme, grundgesetzlich verpflichtet, den deutschen Bund als fortexistirend an, wodurch Rechte und Verpflichtungen für dieselbe feststünden. Schott verlas als Entgegnung die Erklärung Preußens vom 3. Mai und legte Verwahrung gegen das Verfahren ein, welches die Grundlage des württembergischen Staates gefährde. Der Minister erwiederte, die preussische Regierung habe den Bund nicht für aufgehoben, sondern nur zum Organe des Bundes für aufgelöst erklärt. Es wurde sogleich der Antrag gestellt, die Antwort des Ministers der Verfassungskommission zur Prüfung zu übermitteln und mit Ausnahme nur einer Stimme von allen Abgeordneten bejaht. — Am 21. Mai fand die erste Fahrt auf der Eisenbahn von Ulm nach Friedrichshafen statt, nachdem diese in ihrer gesammten Länge über Erbach und Biberach bis zum Schwabenmeere vollendet war. Alle Arbeitskräfte werden nunmehr auf die Bahnstrecke Ulm-Geislingen verwendet, so daß mit Verlässigkeit auch binnen Kurzem ausgebaut seyn wird, worauf mit dem 1. Julius l. J. die Bahnlinie von Heilbronn am Neckar bis zum Bodensee in Betrieb kommen wird. Am 21. begann in der Landesversammlung die Discussion über die Verfassungsfrage unter großem Menschenzudrange u. in einer, wenn auch nicht aufreizend, doch ziemlich sarkastischen Weise. Die Minister, welche heute sämmtliche erste waren offenbar von dem Mohl'schen Commissionsberichte sehr unangenehm. Der größere Theil der Sitzung wurde durch eine von ihnen angeregte oder Formfrage ausgefüllt und die allgemeine Discussion über die materielle der Sache konnte daher kaum die ersten Anfänge nehmen, denn für die Majoritätsanträge sprachen nur zwei Redner, Pfähler und Zimmermann, für die Minoritätsanträge gleichfalls zwei, v. Zwergern und Goppelt und von den Ministern einer, v. Wächter-Spittler. Was die Vorfrage betrifft, darüber der Minister v. Schlayer, der sie in Anregung gebracht, eine Rede und es betraf solche zunächst die dem Berichte angehängten Beilagen, dann aber auch zwei Stellen des Berichtes selbst. Die Beilagen des Berichtes bestehen nämlich größtentheils in den „Berichten“ der Commission der Landesversammlung an die Verfassungskommission über jede einzelne der sechs Besprechungen mit den Regierungskommissären und diese Berichte sind in Protokollform abgefaßt, wobei jede Aeußerung mit dem Namen des Redners aufgeführt ist. Daß diese Berichte den Druck veröffentlicht wurde, was die Minister in diesen vertraulichen Besprechungen gesagt, nannte v. Schlayer nicht nur eine Ueberschreitung der Befugnisse, sondern auch eine Ueberschreitung der Befugnisse und er erklärte, daß er die Protokolle nicht als richtig, sondern nur als ein partielles Werk ansehen könne. Die Besprechungen seien in den Protokollen bloß aus dem Munde der Minister mitgetheilt, ohne daß Schnellschreiber zugegen gewesen, oder die Darstellungen der andern Partei zur Anerkennung vorgelegt worden wäre. Weiterhin sagte v. Schlayer gesprochen, daß die Regierungskommissäre, welche denen der Landesversammlung gegenüber gestanden, sich gegen diese wie Abgeordnete zweier Völker, die sich in der Sprache nicht gegenseitig verständigen, verhielten; sie (die Regierungskommissäre) seien als homines barbari einer civilisirten Nation gegenüber dargestellt. v. Schlayer schwerte sich über die Anwendung der bekannten Formel „*Tout va bien*“ auf die Haltung der Regierung gegen das allgemeine Stimmvolk.



Der Herr Spittler beklagte sich insbesondere, daß Aeußerungen von ihm in  
 Protokollen aus allem Zusammenhange gerissen wären, weshalb er sie nicht  
 lesen könne. Die Minister der Finanzen, des Auswärtigen und der Justiz  
 schloß sich der Erklärung Schlayer's an und nur der Kriegsminister schwieg.  
 Majorität trat gegen diese Erklärung mit Heftigkeit auf. Pfeiffer stellte  
 Antrag: ehe man auf die allgemeine Discussion eingehe, möge die Versamm-  
 lung klären, daß die Commissäre die Discretion und ihre Befugnisse nicht über-  
 schritten hätten. Schott schloß auch die ganze Verfassungscommission ein, die  
 sich angeordnet habe und die Abgeordneten Schnizer, Gopf u. Kraus  
 noch weiter und wollten den Commissären nicht blos eine Indemnitätsbill  
 sondern auch noch den Dank der Versammlung votiren, daß sie den Pro-  
 ceduren eine solche Vollständigkeit und Durchsichtigkeit gegeben. Letzterer Antrag  
 wurde beschloffen erhoben, da die Verhandlungen nicht geheim bleiben, sondern  
 zu ihrer Beendigung vertraulich seyn sollten. Alsdann legte die Rinder-  
 Kamer's ihre Ansicht dar durch v. Zwergern und Goppelt. Diese  
 hält an dem Plane Römer's während des Ministeriums fest, bevor  
 die Wahlgesetze denselben vereitelte, dem die damalige Regierung nach  
 vorhergehenden Erklärungen sich fügen mußte. Derselbe besteht in einer mit-  
 telbaren Wahl für die zweite Kammer durch alle Steuerpflichtigen; die erste Kam-  
 mer würde von den Höchsteuerten in größerer Zahl, als nach dem Plane der  
 Regierung und von den Gemeinderäthen, statt der Oberamtsversammlungen nach  
 Schlayer's Vorlage, ernannt werden. Der Beziehung der Prälaten, des  
 Bischofs, des katholischen Landesbischofes und katholischer Prälaten würde die  
 Regierung nicht bestimmen und stünde somit der Regierung entgegen. Der Mi-  
 nister des Aeußern gab übrigens eine Aeußerung, nach welcher die Anträge der  
 Römer's „ein Terrain böden“, welches geeignet sei, zum Ziele zu führen;  
 aber müßte die Regierung von vielen ihrer Ansprüche absehen. Die  
 Sitzung am 22. Mai führte noch zu keinem Resultate hinsichtlich der allge-  
 meinern Berathung über die Vorlagen der Regierung, veranlaßte jedoch bereits  
 heftige Austritte zwischen Mitgliedern der Mehrheit und der Regierung,  
 die Euzigkeit der äußersten Linken und eine dadurch hervorgerufene äh-  
 nliche Stimmung bei den Ministern erwies, während die Rinderkammer mit Römer  
 Kamer auf eine Verständigung hinwirkte und deshalb ausgleichend bei solchen  
 Gelegenheiten aufzutreten suchte. Zuerst ward die Verlängerung der Steuerbewilligung  
 bis 1. Julius nach dem Vorschlage der Regierung verhandelt, dem endlich  
 die Mehrheit durch ihre Commission beigetreten war, weil ein kürzerer Termin  
 nicht sei und weil eine Bewilligung bis 1. Juni für eine bloße Chifane auf  
 die Kammer gehalten würde. Die Kammer fügte hinzu: eine Verwerfung des Regierungs-  
 Antrages werde in solcher Weise betrachtet werden, als wolle die Kammer alles  
 mit der Regierung abbrechen und somit das Verfassungswerk aufgeben.  
 Beschworeniger wollten mehre Abgeordnete der Mehrheit auch diesem unbedeu-  
 tenden Zugeständnisse sich nicht fügen. Pfeiffer verlangte schon jetzt eine Steuer-  
 Bewilligung; er hege zu dem Ministerium kein Vertrauen; indem er sich auf die,  
 in den vorigen Landtag erklärten, Absichten desselben über Zusammenberufung des  
 Landtages berief, nannte er die Regierung eine revolutionäre und  
 mit Rücksicht auf einen Beschluß der aufgelösten Landesversammlung von  
 der Mehrheitlichen Absichten der Minister. Zuerst trat der Justizminister in  
 Aufregung gegen diese Beschuldigung auf; dann erklärte v. Schlayer: in  
 dieser Weise, wie Pfeiffer sich benehme, könnten die Verhandlungen nicht fortgeführt  
 werden; er sei erkant, daß Niemand jenen Redner zur Ordnung gerufen habe.  
 Der Präsident Schoder erwiderte mit kalter Ruhe, indem er auf einen Beschluß  
 der aufgelösten Versammlung hinwies: die Ausdrücke seien stark gewesen, da aber  
 die Vorlage der Regierung eine eben so starke Sprache sprachlich der Wirk-  
 samkeit des allgemeinen Stimmrechtes vorherrschend (der Minister hat sich nicht bedauert,  
 diejenige Partei die Oberhand gewinne, welche den Willen des Volkes

## Württemberg.

Blide nicht auf; er stellte sogar Aeußerungen von Struve und Vorparlamente mit denjenigen zusammen, welche von Seiten der Rinderheit fielen (der deutsche Bund sei eine Leiche). Auf die allgemeine Verhandlung geschlossen. Huch redete im Sinne Römer's für die Ausgleichung. Es sei — sagte er — gerathen, seine zu verständigen; könne dies nicht stattfinden, so werde etwas Aussen vorgeschrieben werden, während wir im erstern Falle nach aller Kräftiger dastehen würden. Man müsse deshalb die Mitte halten. Dies nicht, so werde die Regierung der Mehrheit und diese jener die en, das Land aber werde sich über beide zu beklagen haben und beide Ausganges beschuldigen. Minister v. Wächter-Spittler sucht seiner Erklärungen über das Fortbestehen des deutschen Bundes und Freiheit einer Einwirkung von Aussen zu mildern. Er erklärte: Die Ges der deutschen Staaten könne die unvermeidliche Folge des Fortbestehen Wahlgesetzes, die Fortdauer eines fieberhaften Zustandes nicht dulden nicht dulden, daß Brennstoff in einem kleinen Staate sich ansammle, u Besamtheit bedrohe. Er verwies ferner auf die Beschlüsse in Erfurt, ammlung, die nicht geeignet sei, Sympathie bei irgend einer Partei der vergischen Landesversammlung zu erregen, fügte jedoch hinzu: es sei nicht die Rebe, daß die Regierungen allein über dergleichen allgemeine Frage men sollten, sondern auch Vertreter der deutschen Nation. Bestimmter u trat v. Schlayer auf. Die Regierung, sagte er, habe niemals e Ultimatum abzugeben; sie habe fünf verschiedene Vorschläge gestellt, sie Bereitwilligkeit erwiesen, auf Veränderungen einzugehen, die nicht auf : Grenzen lägen, auf welchen sie mit Entschiedenheit beharre. Dies sei: meine direkte Wahlart. Die Regierung werde einwilligen, daß alle Steuer en das Wahlrecht üben, aber in mittelbarer Weise mit einem Censur. leg der Verständigung sei durch eine in der Debatte hingeworfene Ansicht it's mit zwei Klassen geboten. Eine zweite Wahlart bestehe darin, daß al uerten die Wahlmänner ernennen würden, von denen die Wahl des Abge r ausginge; bei letzterem wäre ein mäßiger Censur erforderlich. Dadurch b der Minister auf denselben Boden, den die Rinderheit Römer's einr ngegen ließ sich aus den Reden von Leitern der Mehrheit nicht schließen, m hier einen Vergleich wollte. Huch beantragte sogar, daß die weitere ndlung durch eine Erklärung an die Krone gekündigt würde: die Versam me sich nicht weiter mit der jetzigen Regierung einlassen. Nach dem S : allgemeinen Verhandlung nahmen Reyscher für die Rinderheit und A e die Mehrheit der Commission noch einmal das Wort. Reyscher legte seine Partei, Ausgleichung mit Festhaltung an den Grundrechten, dar t die Gegenvorschläge gegen die Anträge der Regierung in der Form von 2 nents eingebracht werden sollen; die Abbrechung der Ausgleichungsversud ch den heutigen Erklärungen v. Schlayer's um so weniger am Orte. Zur iftigung dieser Ansicht wies er auf die Vergangenheit. 1817 habe man angen können, als man 1819 erlangte, weil man sich hinsichtlich des nmer-systems mit der Krone nicht einigen konnte; 1819 sei noch mehr er rden, als man später bekommen haben würde und die Bedeutung des di wohnenen habe sich ungeachtet der Verkümmernngen erwiesen im Jahre : as Vorparlament z. B. sei vorzugsweise durch Deputirte süddeutscher Kan bildet worden. Wohl beharrte dagegen auf dem Antrage der Commission, rmalige zusammenhängende Gegenvorlage der Regierung entgegenzuhalten u m Volke alle diejenigen Veränderungen darzulegen, welche die linke Seite geannte Volkspartei) beabsichtige. Er bemühte, um diesem Plane mehr ang zu verschaffen, vorzugsweise die Aeußerungen des Ministers holl über das Fortbestehen des deutschen Bundes und stellte die r andrechte durch denselben in Aussicht. Er wiederholte, daß die

die Bildung einer zweiten Kammer das äußerste Zugeständniß gegenüber sei und schloß mit den Worten: „Wir dürfen nicht um die Forderungen des Volkes aufrecht zu erhalten und uns durch Auflösung oder Bajonnette vertreibt.“ Nach wurde endlich am 24. Mai der erste Beschluß über das Besammlung in Revision der Verfassung einstimmig dahin gefaßt: „Abchnitte der letztern vorläufig berathen werden können schluß nur im Ganzen vorzunehmen sei. (Nach dem Artikel vorschläge.) In der folgenden Sitzung (25.) verwarf die trag der Römer'schen Partei: „auf die Verathung d lagen einzugehen, jedoch mit dem Vorbehalte, daß Geg dem Endbeschlusse über das ganze Verfassungswerk nicht mit 41 gegen 15 Stimmen. Dagegen wurde mit 44 geg nommen: „auf eine Einzelberathung des von der Regierung entwurfes, betreffend die Abänderungen der Bestimmung die Zusammensetzung der beiden Kammern nicht eingehen u seinen wesentlichen Bestimmungen mit den Rechten und l unvereinbar, schon jetzt bestimmt abzulehnen. (Artikel vorschläge.) Die längst erschöpfte Debatte bot der Haupt hörungen; die Versammlung war von diesem Thema sich Abgeordneter in Betreff seiner Abstimmung bereits entschloß wohl, als die Leiter der einzelnen Parteien, hatten nichts zubringen u. nahmen an der Verhandlung, mit Ausnahme ter der Commission, die gewissermaßen der Form wegen sr lichen Antheil mehr. Desto regeres Leben brachte ein in in die Sitzung vom 27. Der Präsident zeigte an, daß l schreibend ein bei der Regierung eingereichter Protest gegen ihre Ausschließung aus der Volksvertre den er unter fortwährendem „Hört! hört!“ verlas. Die auf die staats- und völkerrechtlichen Gewährschaften des akte und der entsprechenden Bestimmungen der Wiener G hauptung, daß durch die Aufhebung des Bundestags am Bundesrecht, sondern nur die Form geändert worden sei sehr beifender Weise auf das „positive, historische Re Thronrede und ihre „constitutiven Grundlagen der Gef sofort feierlich gegen den Regierungsentwurf und den sie aus der Volksvertretung ausgeschlossen werden so ihren Refkurs bei dem demnächst zu constituirenden t organe an. Die Verlesung der Namen der Unterze Reysher: Die Camera obscura der Standesherrere melt. Um eine ernstliche Prüfung des Aktenstückes Niemand in diesem Hause kann ein Gewicht dar eine große Bedeutung für die staatsrechtliche Comm blicke über die Behauptung der Regierung, daß der ten hat. Wir gehen hinter 1848 zurück. Die P wir ein Wort zu sprechen haben wegen ihrer Be darauf angelegt, uns auf die linke Seite d ben. (Donnernder Beifall.) Römer: Dieses klärung gegen das ganze württembergische Volk. verschieden sind, in dieser Frage gehen wir f Aktenstück enthält Vorwürfe, ja schwere Beleidig führt eine beleidigende Sprache gegen die Ratic ministertum. Eine solche Sprache hätte keine Jahre zu führen gewagt. Jetzt wagen sie es, den man wieder einsetzen will. Das Aktenstü

zusammen, worüber die staatsrechtliche Commission zu berichten hat und  
 selben darum auch vorzulegen. Ich frage aber das Ministerium: ob es in  
 Sache bereits einen Schritt gethan hat? v. Schlayer: Ich sehe nicht  
 erklären, daß das Ministerium in dieser Sache mit beiden  
 Eien im Hause einig ist. (Bravo!) Die Jahre 1848 und 1849 dür-  
 cht vergebens da gewesen seyn. Die Kammer der Standesherrn, welche  
 Ihren Posten verlassen hat, darf kein Recht auf Existenz mehr geltend machen.  
 Einem weitem Schritte, außer der Vorlage des Altensüdes an die Landesver-  
 lung, war das Ministerium bisher nicht veranlaßt. R. Mohl: Das sind  
 Folgen der Regierungspolitik, der Verzögerung des Verfassungswerkes, der Be-  
 lung, daß der Bund bestehe. Die Standesherrn haben ganz consequente  
 rungen aus der Politik und den Erklärungen des Ministeriums gezogen.  
 Gegenstand enthält eine schwere Anklage der Regierung und deshalb bin ich  
 die Verweisung an die staatsrechtliche Commission. v. Schlayer meint im  
 Rathelle, die maßlosen Forderungen des Adels mit den maßlosen Forderungen  
 Demokratie vergleichen zu dürfen. v. Wächter-Spittler erklärt sich zur  
 Ebernahme der Verantwortlichkeit der Regierungspolitik bereit und wiederholt,  
 daß die deutsche Bundesakte zu Recht bestehe, nur mit Ausnahme des Art.  
 14, gegen dessen Inhalt gesetzgeberische Thatfachen sprechen, wie die landesgesetz-  
 liche Einführung der Grundrechte, wodurch die Standesvorrechte aufge-  
 hoben seien. A. Seeger: Wir können ruhig den Fehdehandschuh aufheben, der  
 uns von einer verrotteten Kaste hingeworfen worden ist. Ich fürchte sie nicht,  
 diese Kaste, die im März und April landes- und heimathflüchtig davon gerannt  
 ist und sich noch erinnern wird, an wen sie sich damals wandte um Schutz ihrer  
 Person und ihres Eigenthumes. Von Gewicht ist auch mir in dieser Frage nur  
 das Verhalten der Regierung, des vorigen und des jetzigen Ministeriums, von  
 welchen das letztere durch noch größere Verzögerung, durch die Behauptung, daß  
 der alte Bund, daß die Kammer der Standesherrn bestehe, bei weitem die größte  
 Schuld hat. Es rächt sich jede Schuld auf Erden! Consequent sind die Stan-  
 desherren; die Regierung ist es nicht; sie muß entweder das neue Gesetz anerken-  
 nen, oder das alte unbedingt herstellen. Aber die Schuld wird sich rächen auch an  
 der Aristokratie! Sie wird es bereuen, mit solchen Forderungen hervorgetreten zu  
 sein. Sie wird es vielleicht in nächster Zukunft zu bereuen haben, denn es wird  
 sich fragen, ob ihre Berufung auf das Ausland nicht einen Landesverrath  
 enthält. Römer verwahrt sich gegen die Aeußerung über das vorige Ministerium.  
 Graf mahnt zum Frieden, da jetzt Alles zusammenhalten müsse, um die Todten  
 zu begraben. Zimmermann mahnt an die Zeit, wo die klugen Männer der  
 Reaction mit feinem Lächeln zusahen, wie die Parteien sich bekämpften. Mohl:  
 Der Minister des Auswärtigen sagt, die Grundrechte seien landesgesetzlich einge-  
 führt. Wir wissen, wie es damit ist. Aber auch ihre landesgesetzliche Geltung  
 ist gar Nichts, wenn der Bundestag existirt. Das hat man am Postgesetze ge-  
 sehen. Die Regierung also durch ihre Anerkennung des Bundestages  
 trägt die Schuld, wenn die Grundrechte fallen, die Schuld, daß der Adel solche  
 Rechte wieder geltend macht. Diese Kaste hat gezeigt, daß sie unverbesser-  
 lich ist. Die Versammlung beschließt einstimmig die Verweisung des Gegenstan-  
 des an die staatsrechtliche und Verfassungs-Commission. Hierauf wurde die  
 Verfassungsfrage erledigt, dadurch daß der Artikel III. der Commissionsvorschlüge  
 (S. oben) mit großer Mehrheit angenommen wurde, ausgenommen den Satz  
 1b), welchen die Landesversammlung mit 46 gegen 12 Stimmen ablehnte.  
 Am 30. Mai wurde der Bericht der Verfassungs-Commission der Landes-  
 versammlung, betreffend die Aeußerung des Departementschefs der auswär-  
 tigen Angelegenheiten über die Fortdauer des deutschen Bundes und  
 der Bundesakte (Berichterstatter Reyscher, Correferent Pfeifer) und  
 enthält folgende Anträge: 1) Das Gesamtministerium zu ersuchen, die  
 Versammlung unverzüglich darüber aufzuklären, ob dasselbe die A

## Württemberg.

entscheß der auswärtigen Angelegenheiten in fraglicher Sache und als hervorgehenden Rechte und Verbindlichkeiten der Bundesglieder in ihrem Umfange theile und deren Folgen auf seine Gesamtverantwortung und andernfalls aber der Landesversammlung darüber die Beruhigung zu geben in seinem Innern herrschende Zwiespalt und die Gefahr, welche aus der auswärtigen Geschäfte in einem, den Volksrechten gefährlichen, und schließlich, Sinne sofort beseitigt sei. 2) Gegen das Gesamtministerium in Erwartung auszusprechen, daß einer Rückkehr zum deutschen Bund und einer andern Verlesung der Rechte des deutschen Volkes und des württembergischen insbesondere von seiner Seite kein Vorschub geleistet, vielmehr abgewendet werde, um in Verbindung mit den anderen deutschen Regierungen die Verfassungswerk durch Wiederberufung einer Nationalversammlung zu bringen. 3) Ueber den Protest einiger vormaligen Standesherrn in Verlesung der Verfassung überzugehen. — So die Verhandlungen über die Verfassungsrevision, wie man sieht, ein eigener Unstern beherrscht. Nachdem das Märzministerium dem Lande einen annehmbaren Entwurf zugebracht und denselben vollständig bearbeitet seinen Nachfolgern im Amte hinterlassen, die beste Zeit abgelaufen, ging das Oktoberministerium in seinen Anforderungen beinahe hinter das Jahr 1848 zurück. Auf der andern Seite macht die Demokratie Ansprüche, die für das Jahr 1848 als nicht zu weit greifend betrachtet werden, im Jahr 1850 aber keinesfalls auf Gewährung hoffen können. Die Bildung einer Vermittlungspartei, bestehend aus den gemäßigter gesinnten Mitgliedern der Kammer und den Anhängern des früheren Märzministeriums, welche bereits im Verlaufe der Regierung eine Einigung mit der Landesversammlung hätte erlangen können, ward durch die mehrerwähnten Aeußerungen des Ministers des Innern in Betreff des Fortbestehens des deutschen Bundes plötzlich gestört, diese Behauptungen selbst die Römische Partei in schroffe Opposition gegen die Regierung versetzten. Die Einmüthigkeit, welche hinsichtlich des Protestes der Standesherrn zwischen der Kammer und dem Ministerium sich herausstellte, dauerte nicht einmal die Sitzung, in welcher diese Angelegenheit zur Sprache kam, indem die Linke alsbald wieder mit ihren Anfeindungen hervortrat, auf die Verwerfung der Reichsverfassung, die Paris'sche Postfrage, die Erklärung über die Fortdauer des deutschen Bundes verweisend und dem Ministerium die allerhöchste Verantwortung zuschiebend. — Im Anfange der Sitzung vom 31. Mai wurde ein königliches Rescript verlesen, woraus erhellt, daß die Regierung mit der Kammer über Verfassungsfragen vorerst nicht mehr verhandeln will. Dasselbe betraf die Kammerbeschlüsse über die Bewilligung der Steuern auf zwei Jahre und es ergab sich, daß die Staatsregierung auf ihrer Forderung einer dreijährigen Finanzperiode beharre, welche der Verfassung von 1819 gemäß sei; sie fordere die Kammer auf, ihre nächste Zeit der Staatsberathung zu widmen, da es in den letzten Rathungen über die Verfassungsrevision so weit gekommen sei, daß die Deputirten sich nicht weiter dabei betheiligen könnten. Dies kann man nicht anders, als ein einleitender Schritt zur Auflösung oder wenigstens Vertagung des Reichstages seyn, denn es läßt sich vorhersehen, daß die Versammlung weder ein dreijähriges Budget bewilligen, noch den Finanzzetat vorzugsweise jetzt berathen wird: sie wird ohne Zweifel, da sie noch vorerst zusammenbleibt, die Initiative über die Revision der Verfassung ergreifen. — In dem Augenblicke, da wir diesen Artikel schreiben, tritt eben in Frankfurt die von Oesterreich einberufene Bundesplenarversammlung zusammen, welche für das erlöschende Interim ein neues Centralorgan für Deutschland schaffen soll. Für W. wohnt diesem Congresse als Bevollmächtigter Herr Reinhard bei. In Berlin hinwieder hatten kurz vorher die der „Union“ (wie das Bündniß vom 26. Mai 1849, das ehemalige „Dreikönigsbündniß“, genannt wird) beigetretenen Fürsten u. freien Städte ihre Berathungen gehalten. Wohl dürften, den umlaufenden Nachrichten zufolge, Preußen u. die anderen deutschen Souveräne sich auch in Frankfurt vertreten lassen und die Revision

mit berathen. Unterdeffen, heißt es, würde man die Erfurter  
lassen und diese hätten demnach, eben so, wie die Beschlüsse des  
Reichstages, kaum mehr eine andere Zukunft, als die das Festhalten  
ung versprechen kann. Die klugen Leute wollen behaupten, darin  
Lump der Staatsmänner, daß sie alle Leidenschaften sich hätten ver-  
stoben, alle Hoffnungen sich so lange hätten nähren lassen, bis die  
völlig nachgelassen und nur das Bedürfnis der Ordnung den  
geworden sei. An diesem Ziele angelangt, griffen die geschickte  
nach den im Jahre 1848 weggeworfenen Bausteinen und nach den  
alten Modellen. Wird aber das Haus, wenn sie es ganz wie  
veralteten, morschen Materiale aufführen wollen, auch von Bestand se-  
höher Rectur, Württembergische Zeitung, Staatsanzeiger, Die  
eine Zeitung (nach dieser zumeist die Landtagsverhandlungen) und  
he Blätter.

Bamberg, Johann Wilhelm, ein geschätzter Bildhauer, war geb.  
1777, wo auch sein Vater Carl in der Bildhauerkunst sich auszeichnete.  
dem künstlerischen Berufe seines Vaters, empfing in der Werkst-  
selben ersten Unterricht, begab sich auf Reisen in das südliche De-  
vollkommnete sich vorzüglich zu München unter der Leitung des P-  
1797 kehrte er nach Bamberg zurück, wo er sich später mit einer  
Architekten Konrad Fink vermählte. Ungeachtet er viele Kunst-  
und von seiner Frau das ansehnliche Vermögen von 11,000 Gul-  
den hatte, mußte er in seinen späteren Lebensjahren aus Mangel an  
Befähigungen höchst kümmerlich leben, bis er, von darben der Armuth bedr-  
das bayerische Versorgungshaus in Bamberg aufgenommen wurde, wo er b-  
auf dem kümmerlichem Ertrage über seine brodblos gewordene Kunst am 20-  
des 1846 im 71. Lebensjahre starb. Seine vorzüglichsten Werke sind:

in den Parkanlagen zu Strösendorf und Wonsfurt in Franken; die  
4 Jahreszeiten im Garten zu Orefenstein; der heilige Florian  
Marctip-lase zu Lichtenfels; das kolossale Wappen und alle Verzierungen  
Residenz des Herzogs zu Coburg; der Hochaltar und Tabernakel in der  
Kirche zu Bamberg — nun nach Kemnath versetzt —; der hölzerne Des-  
Basrelief an der Kirche zu Stäbig; ein elfenbeinerner Christus am Kr-  
ben ehe-maligen Dompfost von Hutten; mehre gelungene Grabmäler, wie  
Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen, des jungen Grafen von Balent  
mit dem Schmetterlinge vorstellend; das alabastrerne Grabmal für F-  
Genius von G-ittenberg in der Gegend von Weiffendorf; für den berühmten Leib-  
Abalbert von Markus; für den Kreiskommissär Freiherrn von Stengel  
Höchst gelungen und großartig producirt sich sein Cruzifix mit Maria und  
nes in der Mitte des weitausgedehnten Gottesackers zu Bamberg. Die  
büste in Albrecht Dürer's wurde wegen ihrer Vortrefflichkeit öfter in Onys-  
bildet und war für den Bamberger Kunstverein bestimmt, welcher auch  
Robelle von Urania, Terpsichore und Apollo bronzirt verlossen  
Geniale Sohn, an der Kunstakademie in München gebildet, be-  
und ist ein sehr geschätzter und vielbeschäftigter Bildhauer in  
Lebensjahren.

n Selencia, ein peripatetischer Philosoph des ersten Jahrhunderts n. Chr. in  
 nach Christo, lehrte Anfangs in seiner Vaterstadt, dann in Alexandria in Alexan-  
 , endlich in Rom, wo er sich die Gunst des Kaisers Augustus & Augustus  
 seinen Schülern befand sich auch Strabo, (s. d.) welcher denselben vor denselben  
 ft. Auch erwähnt seiner Julian in seiner Oratio de matre deum als eines  
 seinem Commentare zu Aristot. l. de coelo bezeichnet ihn als einen  
 der zwar in einigen, aber nicht bedeutenden, Punkten von Aristoteles  
 risten desselben sind nicht vorhanden.  
 los, aus Chalcedon in Thracien, wird von Diogenes Laertius als einer von ihm  
 einer der letzten Pythagoräer genannt, welche Aristoreus (der vor ihm von ihm  
 Mufft unterrichtet wurde) noch gesehen habe und welche zugleich & dieselbe Schü-  
 lers nichts Schriftliches von seiner Hand.  
 he gehalten wird. Sie ist eine Emanationslehre und der Name derselben heißt: Sinto-  
 der Götter. In dieser religiösen Anschauung tritt der merkwürdige Zug  
 es zwar ein Urwesen, aus welchem andere hohe Gottheiten emaniren,  
 und gedacht, aber alle nicht verehrt wurden, weil sie sich um die Erde  
 in Geschichte gar nicht kümmern. Nur der Eid wird von ihnen geschworen.  
 ter, welche der Erde vorstehen und deren Glücksgüter vertheilen. So betete  
 vorzüglich den Jafsu, den Meeresgott und Schützer des Fischfanges.  
 ahrt, zwei Glücksgötter und den Kriegsgott an. Durch eine Reihe von  
 tionen stammen die Japaner unmittelbar von der Gottheit und von den  
 tern, namentlich ihre Herrscher. Si nämlich, der Weltgeist und die Götter  
 Chaos die 5 Elemente und aus diesen wieder den Ten Dsin Sili Dai (die  
 Geschlechter der himmlischen Götter), indessen mit zunehmender  
 nishvolle Art jedes der folgenden Geschlechter, die letzten Götter  
 schkeit, emaniren. Sie herrschten unendliche Zeit. Die ersten 3 Götter  
 keine Göttinnen, die vier darauffolgenden aber hatten deren, die  
 selben Kinder zu zeugen, bis Ijanagi und seine Gemahlin Ijanami, die  
 ren aller Menschen, die in der Provinz Iffa lebten, dem Beispiele eines  
 e Dsi Singo Dai (5 Geschlechter irdischer Götter) entsprangen, die  
 st unter diesen Ten Sio Dai Dsin (des himmlischen erbaiserlichen Geschlechtes  
 großer Gott), der Urabnherr der Kaiser und des Volkes, der Schutgott des  
 und Awa se Djuno Nitotto, von dem die menschlichen Kaiser (Mikaddo)  
 men. Die Lehren der F. beschränken sich auf dieses Erdendaseyn und fordern  
 daß alle ihre Befenner rechtschaffen und tugendhaft leben. Dies konnte nur  
 nicht genügen und später trennten sich die Befenner derselben in 2 Secten  
 Juris, fast nur Priester, die Strenggläubigen der alten Lehre und die  
 welche ihre Ueberzeugungen durch die Lehren anderer Religionssecten  
 haben. Nach ihnen lebte die Seele Amidas, des Gottes der Buddhareligi-  
 Ten Sio Dai Dsin, und den Kamis (öffentlich verehrt) gehörte  
 alle unterhimmlischen Dinge, die Himmel selbst aber den Seelen. Gleich  
 dem Tode kommt die Seele des Guten in die überhimmlische Flur (Jafsu-  
 Kara), den höchsten der 33 Himmel, und die Strafe der Bösen besteht dar-

das in nicht gelangen können. Die Idee eines Teufels gibt es nicht. kein dem Menschen nütliches Thier und genießen sein Fleisch nicht und läßt sich in folgenden Punkten zusammenfassen: Herzensreinigkeit, Reinigung von allem Verunreinigenden, Feier der Feste und Tempeltage, des heiligen Orts Ise und Kastelung des Leibes. Zur Herzensreinigung erfordert: den Befehlen der Natur und Obrigkeit unbedingt zu folgen, lutes, des Fleisshessens und der Leichen zu enthalten. Durch Besuch feiert man die heiligen Tage; äussere Reinlichkeit und ein andächt sind nothwendig und der Rest des Tages ist der Freude geweiht. sind entweder Monats-, oder Jahresfeste. Der ersteren sind 3, der letzter nämlich: Neujahr, der 3. Tag des 3., der 5. des 5., der 7. des 7. des 9. Monats. Diese Tage sind eigentlich unglückliche und damit bitter die Menschen von Unheil bewahren mögen, hat man gerade auf diese Feste gelegt. — Auch Wallfahrten gibt es, namentlich nach Ise.

**J.**

Hein, Julius Konrad von, Dr. der Philosophie, geboren zu Würzburg 1771, seit 1797 Kammerassessor zu Ansbach, seit 1810 Finanzdirektor selbst, seit 1811 Schulden-Liquidations-Commissär in Augsburg, seit 1815 über Finanzrath zu München, seit 1815 Ritter des bayerischen Civilverdienstord und Mitglied der Münchener Akademie der Wissenschaften, starb 1826 zu Würzburg. Neben mehren mathematischen und physikalischen Schriften hat J. eine „Ueber Magnetismus und Electricität als identische Urkräfte“, München 1812 verfaßt. Besonders aber hat er die öffentliche Aufmerksamkeit erregt durch seine Schrift „Die Akademie der Wissenschaften und ihre Gegner“, München 1822. Die Schrift stützt sich nämlich auf einen unphilosophischen Ausfall, welchen ein Abgeordneter der bayerischen Ständeversammlung gegen die Akademie der Wissenschaften in München gemacht hatte, indem derselbe die Philosophie, gleich allen anderen, rein speculativen, als praktischen Wissenschaften, zu sehr aus dem finanziellen Gesichtspunkte betrachtete. Es macht daher gerade J. um so mehr Ehre, jenen Ausfall nachgewiesen zu haben, als er selbst ein angesehenener Geschäftsmann war und gerade dem Finanzfache angehörte.

Deoman ist in England ein Freigutsbesitzer; dann vorzüglich der zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheitsmassregeln in die Liste der Deomanry einzureisende freiwillige leichte Reiter. — In England, dessen Einrichtungen gegen die Willkür oder wachsende Uebermacht den Behörden das Vorbehaltrecht zu erhalten, wird es nicht gebuldet, daß die Sicherheitsbehörden sich mit der öffentlichen Solde stehenden Macht umgeben, sondern der Bürger ist zu diesen Dienstleistungen verpflichtet, welche sich jedoch dazu meistens freiwillig zu melden pflegen. Da bei den Dritten der Bürger die höchste Achtung gegen den Bürger zu haben ist, so werden Excesse jeder Art durch die Deomanry leichter abgehoben, als durch Militärgewalt, welche nicht selten verspottet wird, während man den Deomanry achtet, dieser aber sich in seinem Benehmen auch nicht die geringste Unbilligkeit erlauben wird.

Jung, Thomas, ein berühmter Forscher über Hieroglyphen, ward den 1773 zu Milverton in Somersetshire in einer Quäkerfamilie geboren, besuchte eine Schule zu Bristol und seit 1782 zu Compton, wo er ausserordentliche Schritte machte, aber wegen Tränklichkeit einige Zeit im Studiren nach London kam, worauf er mehre Jahre abwechselnd in London und auf dem Lande



## Jadol — Sagori.

Dam zum jüdischen Glauben über.) Unter dem Titel: „De medicis et medicis“ (Leiden 1642, Fol.) hat J. ein sehr nützliches Werk geschrieben, worin die wichtigsten Beobachtungen der Alten in einer schicklichen Ordnung aufgeführt und erklärt sind; eine andere seiner Schriften: „Praxis medica“ (Leiden 1643, Fol.) ist voll eigener trefflicher Erfahrungen über verschiedene Fälle.

**Jadol** oder **Jadokki**, ein jüdischer Weiser, Schüler von Antigonus Sokrates, lebte im 3ten Jahrhundert v. Chr. und wurde von den Sadducäern verworfen und dadurch die Sekte der Sadducäer begründet. So berichten die Talmudisten; weiter ist jedoch Nichts von ihm bekannt.

**Baffaria-Inseln**. — **Island Chaffarinas** — die, liegen von der Küste von Marokko nur 9 Leguas und von der Küste von Marokko vom Cap Aqua, wenig mehr als 4 Leguas ab. Die Entfernung von Marokko beträgt etwa 20 Leguas. Die nördlichste Insel der Gruppe besteht aus einem Lande, auf welchem vortreffliches Zimmerholz wächst; die zweite ist minder hoch und die drittste ist niedriger und flacher. Die Lage der Inseln ist im Allgemeinen so, daß sie bilden somit eine natürliche Röhre mit dem schönsten Untergrunde, der den größten Schiffen gegen jeden Wind, namentlich aber gegen die heftig wehenden Nord- und Ostwinde, gegen welche sonst auf der Küste kein Schutz zu finden ist, Zuflucht gewährt.

**Sagori** oder **Sagori**, ein freier Distrikt in Albanien, zwei Stunden nördlich von Janina, 44 Dörfer mit etwa 24,000 Seelen umfassend. Das Land ist ein hübsches, sehr malerisch und bildet ein großes, mit einem Amphitheater, in welchem sich, soweit es das gebirgige Terrain erlaubt, sehr fruchtbare Wiesen, Getreidefelder und einige Weingärten finden. Zahlreiche Hüter sind auf den Bergen und das Maulthier ist in jedem Hause unentbehrlich. Die Häuser in den Dörfern sind sämmtlich von Stein. Die Bewohner, welche in 10 bis 12 Dörfern wohnen auch Walachen — sind, von Jugend an in ihrem Felsenlande an ein hartes Leben gewöhnt, mäßig, arbeitsam und fleißig und treiben außer der Landwirtschaft Seidenbau und Wollwebererei.

Die Frauen besorgen diese Arbeiten meist, denn die jüngeren Männer gehen, gleich den Savoyarden und Auvergnaten, ihr Unterkommen in der Fremde zu suchen. Man findet den Sagorier nicht bloß im ganzen türkischen Reiche, sondern auch in Wien und in Russland. Er greift nach allen Geschäften und scheint allen fast gleiche Geschicklichkeit zu haben. Die im Lande zurückgelassenen Familien sind ein Capitano an der Spitze einer Schar Balkaren, denn allein können sie sich nicht gegen die Klephten, welche von den Bergen herabsteigen und die Dörfer plündern würden, vertheidigen. — Der Bezirk von J. bildet die ächteste Republik, die man sich denken kann. Hier gibt es keine Aristokratie, keinen erblichen Rang, es herrscht die vollkommenste Gleichheit. Jedes Dorf ernannt einen Capitano und diese wählen den Chodscha-Baschi, der sie in Janina repräsentirt. Die kleine Republik hält alle Jahre zwei Generalversammlungen; bei jeder Versammlung jedes Dorf seine Abgeordneten, um über die allgemeinen Angelegenheiten zu berathschlagen und einen neuen Chodscha-Baschi zu ernennen, wenn der alte nicht zufrieden ist. Diese Versammlungen bestehen aus 100 Mann, die alle in einem Hause erscheinen. Man zahlt die Abgaben an die Türkei nur durch einen Schutzmann. Die Kirchen haben ihre Dome und allenthalben sieht man Glockenthürme sich in die Lüfte erheben. Manchmal schon wollten die Osmanen in die Republik eingreifen, aber es waren immer nur vorübergehende Expeditionen. Die Freiheit hat hier Wunder gethan, der stiefmütterlichen Natur, die den türkischen Despotismus gegenüber. Sie schuf das wilde Felsenland in einen fruchtbareren Dase um und errichtete sich mitten im Bereiche der Zwillinge ein sicheres Asyl. Für den Volksunterricht ist in J. besser gesorgt, als in dem reichen und großen Staate. Jedes Dorf hat seine hellenische

umher zerstreut. Zu Stamnel, einem Kloster der Via Paras  
Ruinen, welche die von Dobona seyn sollen. Sie sind zuverl  
mächtige Steine, über einander gehäuft, bilden an der Seite 1  
Mauer von etwa anderthalb Metres Höhe, die auf vorspringenden,  
Felsen aufliegt. Der Tempel mochte etwa 6 Metres Breite u. 1  
haben. Eine Erinnerung an das alte berühmte Orakel daselbst h  
im Volke erhalten, welches behauptet, daß man aus den Seiten  
den Namen Tomaros führenden, Berges Schläge wie Kano  
wenn dem Lande ein Unglück bevorstehe. Naigades, die ehem  
von J., ist vor ungefähr 30 Jahren durch die Kephthen zerstört w  
noch eine prächtige Kirche aufrecht. Auch zeigt man hier eine W  
ganzen Distrikte. Der Biko zu Monadenbi bietet eines der  
auch schauerlichsten Naturschauspiele dar, nämlich die durch einen  
der Natur bewirkte Trennung zweier Berge, wodurch ein schaud  
von 6000 Fuß Tiefe und mindestens vier Meilen Länge entstand.  
Mitte der Höhe, am Eingange in die Schlucht von Monadenbi  
ster von Biko, zu welchem ein höchst beschwerlicher, über Abgrü  
Felspfad emporführt. In diese Bildniß hatten zur Zeit der Uno  
Pascha's Tode die reichen Einwohner von J. und Jantina ihre  
Jetzt ist nur noch eine kleine Kirche hier, die aus dem 6. oder  
stammen soll und wohnt man noch, wie ehemals, die Karren br  
Panagia sie heile. Ein Kaluger (Mönch) versteht den Dienst  
auch wohnen einige arme Klosterfrauen hier, welche, um ihr Leben  
Zeuge weben. Etwa drei Stunden von Brabetto befinden sich  
Naturmerkwürdigkeit, auf einem hohen steilen Felsberge drei Seen,  
ganz unergründlich seyn soll; sie sind sämmtlich ohne Fische. —  
in der „Revue de l'Orient“, 1846.

Zajonczek, Joseph, Fürst von, Vicekönig von Polen, u  
miniec in einer armen adelichen Familie geboren, trat frühzeitig  
ward 1784 Oberlieutenant und 1793 Oberst, focht 1794 tapfer  
ward zum Generalmajor ernannt u. flüchtete nach dem Falle Polen

## Sambecari — Zapolya.

Im Kriege gegen Oesterreich (1809) commandirte und im Feldzuge gegen Rußland (1812) eine Wund aber bei dem Uebergange über die Beresina so stark verwundet, daß dieser ihm abzuliegen bleiben mußte. Hier geriet er in die Hände der Franzosen, ward aber bald wieder freigelassen und 1815 zum Generalmajor ernannt, während der Kaiser über die Armee erhielt. Die Freude der russischen Regierung sehr, da er sich der russischen Regierung sehr verbunden zeigte. Kaiser Alexander in den polnischen Fürstenthümern gegen ihn aus, ohne daß er jedoch eine andere Stellung erhielt. Kaiser Nikolaus bestätigte ihn am 25. März 1826 zum Generalmajor; er starb bereits den 28. Juli 1826 zu Warschau. Nachher lernten die Polen seine Mäßigkeit erkennen.

**Sambecari, Francesco**, Graf von, geboren 1717 in einer der vornehmsten Familien dieser Stadt u. trat, nachdem er die mathematischen Studien, als Offizier in die spanische Marine trat, ward aber bei einem Seetreffen genommen und schmachtete drei Jahre als Sklave in Konstantinopel. Nachdem er von dort wieder freigelassen worden, wandte er sich nach Kleinasien, Afrika und die Hauptstädte Europa's und Indiens, wo er sich besonders mit der Luftschiffahrt beschäftigte. Er machte glückliche Fahrten, bei welcher er bei Uries in's Meer stieg, um die glückliche Versuche und glaubte endlich durch Verfertigung einer Vorrichtung zum Steigen oder Sinken des Ballons, den unheimlichen Luftströmungen zu begeben, die Kunst gefunden zu haben, die Luft zu regieren. Als er aber am 21. September 1783 seinem neuesten Luftballon machen wollte, blieb er daran hängen, fing Feuer und fiel im Sturze seinen Tod.

**Zanardo oder Zanardus, Michael**, ein italienischer Mitglied des Dominikanerordens und, gleich anderen Scholastikern ein eifriger Anhänger und Vertheidiger der Lehren des heiligen Thomas (s. d.), wie aus seinen nachgenannten Schriften ersichtlich ist: *De physica et metaphysica; Quaestiones et dubiae de physica auscultatione etc.* Vgl. Morhof, Polyhist. I.

**Zapolya**, ein altes ungarisches Geschlecht, das die ungarische Krone besaß und in mehreren Gliedern die obersten Reichsberühmtesten davon sind: 1) **Stephan** von Z., welcher frühzeitig in Ungarn und Kronverwahrer war, für seine ausgezeichnete Tapferkeit und Spannschaft Trentschin erhielt, 1485 im Kriege gegen Despoten Statthalter von Oesterreich ward, darauf von seinem Bruder die Würde eines Palatin von Ungarn erbt, nach des Königs Wahl Ladislaus von Polen durchsetzte, den Bruder desselben ihn in's Feld zog, 1492 in einer bedeutenden Schlacht begriffen stand, gegen die Türken zu ziehen, als er im J. 1514 sein Sohn, 2) **Johann** von Z., den 21. Juli 1487 geboren, seine Tapferkeit bei der Dämpfung der Bauernunruhen so sehr, daß der Adel ihm Hoffnung machte, den Thron von Ungarn zu besteigen. Da er sich aber dadurch zurückgezogen hatte, ward er zurückgesetzt und erhielt nach dem Tode nur die Würde eines Wolwoden von Siebenbürgen, als er an der Schlacht bei Mohacz (1526) betheiligte. Da er nicht geblieben war, so ward er jetzt von einer Partei in Siebenbürgen gekrönt. Die Gegenpartei setzte ihn

Ferdinand von Oesterreich entgegen, der am 28. Oktober 1527 in Ofen gekrönt wurde und von welchem J. bei Tokay (1528) eine solche Niederlage erlitt, daß er zuerst nach Polen flüchtete und, als ihm da keine Unterstützung wurde, den Sultan Soliman II. (s. d.) um Hülfe anrief, mit dem Versprechen, ihm tributbar zu werden. Durch denselben wurde er auch wieder in Ungarn eingesetzt. Der, nach dem Abzuge der Türken neu begonnene, Krieg mit Oesterreich wurde zwar 1535 durch den Frieden von Waizen beendet, in welchem J. als König anerkannt wurde, nach seinem Tode aber Ungarn an Oesterreich fallen, während seine Nachkommen Siebenbürgen und Troppau erhalten sollten; dies führte aber die Türken aufs Neue nach Ungarn u. J. mußte ihren Abzug durch schwere Opfer erkaufen. Er starb am 22. Juli 1540 und hinterließ das Reich in großer Verwirrung (s. Ungarn).

**Zappi**, Giovanni Battista Felice, ein bekannter italienischer Dichter, 1667 zu Imola geboren, erhielt zu Bologna eine vortreffliche Erziehung u. widmete sich zu Rom der Jurisprudenz, ohne den schönen Wissenschaften, für welche er eine große Vorliebe hegte, untreu zu werden. Innocenz XII., der sein Verdienst zu würdigen wußte, ernannte ihn zum Assessor bei dem Agriculturtribunal und zum Fiskal des Straßentribunals. Diese einträglichen Stellen ließen ihm Muße genug zu poetischen Versuchen und zum Umgange mit den gelehrtesten Männern seiner Zeit. Er stiftete die bekannte Akademie der Arkadier zu Rom, als deren Mitglied er den Namen Tirsi Leucasio führte. Er starb am 30. Juli 1719. Seine Gedichte (Sonette, Canzonen, Idyllen, Canzonette, Cantaten und vermischte Poesien) sind Meisterstücke eines reinen, geglätteten, eleganten Stils u. gleiten ohne die geringste Härte dahin; Poesie darf man aber in ihnen nicht suchen; denn Gefühl und Begeisterung scheinen dem Dichter gänzlich fremd gewesen zu seyn. — Seine Gemahlin, Faustina Maratti, eine Tochter des berühmten Malers Carlo Maratti, ist ebenfalls als Dichterin bekannt und wurde unter dem Namen Aglaura Tibonia in die Akademie der Arkadier aufgenommen. Sie nahm die Gedichte ihres Gemahls zum Muster, steht ihm aber an Anmuth und Leichtigkeit weit nach. Rime di G. P. F. Zappi e di Faustina Maratti sua consorte (Venedig 1748 oder 1757, 2 Vol. 12.).

**Zedlitz**, Karl Abraham, Freiherr von, königlich preussischer Staatsminister, 1731 in Schlessen geboren, trat 1757 seine öffentliche Laufbahn beim Kammergerichte in Breslau an. Vielsache Kenntnisse, verbunden mit einem seltenen Scharfblicke und einer ununterbrochenen Thätigkeit, ließen ihn in neun Jahren die verschiedenen amtlichen Stellungen bis zu der hohen Würde eines Präsidenten der schlessischen Oberamtsregierung, des Oberconsistoriums und des Pupillencollegiums durchlaufen. Am 18. November 1770 ernannte ihn Friedrich der Große zu seinem wirklichen geheimen Staats- und Justizminister und Präsidenten des geheimen Obergerichts. Zugleich wurde ihm die Spezialaufsicht über die Justizverwaltung in Preußen, Ostpreußen, Mark, Pommern und Magdeburg, Pommern, Halberstadt, Minden u. a. übertragen. Ferner leitete er in Verbindung mit dem Großkanzler des Criminaldepartement sämtlicher königlichen Lande. Im Jahre 1771 vertauschte er diesen wichtigen Wirkungskreis mit dem Portefeuille des geistlichen Departements, dem Obergericht der Universitäten u. a. Er gab diese Stellung im Jahre 1788 auf und der bekannte Herr von Wöllner trat an seine Stelle. Dagegen übernahm dieser thätige Minister wieder das Departement der Justizsachen verschiedener Provinzen und noch in demselben Jahre schmückte ihn der Monarch mit dem höchsten königlichen Orden. Doch schon am 3. Dezember 1789 zog er sich auf seine Güter in Schlessen zurück, wo er im Jahre 1791 zu Kapdorf bei Schweidnitz gestorben ist. — Auf eine glänzende Weise trat namentlich in dem Urtheile über die Prozesse seine Freimüthigkeit und Rechtlichkeit hervor und sie war selbst dem großen Monarchen, der in dieser Angelegenheit aus Vorliebe für die Oesterreicher ungerecht und hart mit den in dieser Sache arbeitenden Ministern und Beamten verfuhr, so einleuchtend, daß ihm selbst sein Widerspruch und der Schutz

den er den bekräftigten Räten angebeihen ließ, keinen Abbruch in der Gnade des ihn erkennenden Monarchen that. — 3. war auch Schriftsteller und hat namentlich über die Wäber von Charlottenbrunn eine Schrift herausgegeben.

**Zeitrden**, die, eine arabische Dynastie in Nordafrika, stammten von Jussuf Ibn Zeiri (Seiri), welchen der fatimittische Chalif Moes-Lebbin-Allah zum Statthalter Afrika's machte, während er selbst zur Eroberung Aegypten's auszog (969 n. Chr.). Die Nachkommen desselben mußten sich Anfangs unter scheinbarer Abhängigkeit von den Fatimiten in ihrer Macht zu erhalten, machten sich aber nach und nach ganz unabhängig und traten sogar zur Partei der Sunniten über. Doch wurden sie durch beständige Kriege mit den Morabitzen sehr geschwächt und Roger II. von Sizilien machte endlich ihrer Herrschaft durch Eroberung eines großen Theiles Nordafrika ein Ende (1148).

\* **Zeitrechnung**. Bei allen Begebnissen kommen die beiden Momente: Ort und Zeit eines jeden Begebnisses, nothwendig in Betracht. Ohne diese Rücksicht auf Ort und Zeit müßte bei einer Reihe von Begebenheiten, vor Allen aber bei der langen Reihe von Begebenheiten, welche uns die allgemeine Weltgeschichte vorführt, große Verwirrenheit, Unverständlichkeit, Verwechslung und eine wahrhaft chaotische Verwirrung entstehen. Der Ort der geschichtlichen Begebnisse ist die Erde, der Wohnsitz des Menschengeschlechtes. Die Wissenschaft, welche uns die Erde im Allgemeinen und deren einzelne Theile in ihren verschiedenen Beziehungen kennen lehrt, ist die Erdbeschreibung oder Geographie, eine unabhängige, an und für sich höchst wichtige und interessante Wissenschaft, in Beziehung auf die Geschichte aber eine unentbehrliche Hülfswissenschaft. Dieselbe wird bei dem Studium der Geschichte vorausgesetzt und hier nur dann auf das Einzelne besonders hingewiesen, wenn dieses durch einen speziellen Zweck der Geschichte-Darstellung geboten ist. Die Lehre von der Eintheilung und Berechnung der Zeit heißt Chronologie, Zeitrechnung, ratio temporum. Kann, wie eben gesagt, die Geographie selbstständig u. von einer andern Disziplin, namentlich von der Geschichte, unabhängig aufgefaßt werden, so ist dieses nicht in gleicher Weise mit der Chronologie der Fall. Diese kann nur in stets unmittelbarer Verbindung mit Begebenheiten gedacht werden, weil die Zeit nur an Dem, was in der Zeit ist, d. i. an den Erscheinungen, an den Begebenheiten wahrnehmbar ist, ohne diese dagegen allen unsern Sinnen entschwänden würde, ja selbst nicht einmal irgendwie geistig wahrnehmbar gedacht werden kann: ohne Begebenheiten verschwimmt und verflüchtigt sich die Zeit in die gränzen- und formlose, daher unwahrnehmbare, Unendlichkeit. Fragen wir nun nach der ersten und ursprünglichsten Erscheinung in der Zeit, nach der ersten und ältesten Begebenheit, vermöge welcher die Zeit dem Menschen wahrnehmbar wurde, vermöge welcher daher eine Messung und Berechnung der Zeit für den Menschen möglich wurde, so bemerken wir als solche die regelmäßige Umdrehung der Erde um ihre Achse, oder vielmehr die Folge dieser Umdrehung, nämlich den regelmäßigen Wechsel von Tag und Nacht. Das Zählen der verfloffenen Tage und Nächte ist die erste, natürlichste und einfachste Berechnung der Zeit. Ein Tag und Eine Nacht ist das allererste, man muß sagen des gottgeschaffene Zeitmaß. Und so zählt gleichsam Gott selbst im Buche Genesis (I. 5, 8, 13, 19, 23, 31 und II. 2.) seine sieben auf einander folgenden Tage, die sieben ersten der beginnenden, d. i. der aus der unendlichen Ewigkeit abgegränzten Zeit: „Und es ward aus Abend und Morgen Ein Tag . . . der zweite Tag . . . der dritte Tag“ u. s. w. Und dann heißt es wieder Genesis I. 14: Und Gott sprach: „Es sollen Lichter werden am Firmament des Himmels und sollen scheiden Tag und Nacht und sollen seyn zu Zeichen und zu Zeiten und zu Tagen und zu Jahren“; d. h. wie Allio liest kurz dazu bemerkt: „sie seien zum Maße der Zeiten, der Tage und Jahre.“ Hiernach wäre also die erste Anweisung über die Art und Weise, wie man und zu berechnen, zugleich der älteste, von Gott selbst vor dem Menschengeschlechtes vorbereitete und von Seiner Weisheit u

vom Jahre 622 n. Chr. und zwar in Mondjahren zu 354 Tagen Jahr, u. zu 355 Tagen für die Schaltjahre, deren 11 in je einem Jahre, also 11 Schaltjahre auf je 19 gemeine Jahre treffen. Diese Jahre sind in 12 astronomisch richtig berechnete Monate von 29 Tagen und 44 Minuten eingetheilt, wobei freilich die 3 Stunden des vollständiger Mondwechsel noch länger dauert, unbeachtet davon hat das mahomedanische Jahr astronomisch richtig 354 Tage und 11 Minuten, wieder mit Aufferachtlassung von 36 Minuten ergeben die Zahl von 10,631 Tagen, dormalen 10,631 Jahren und 11 Schaltjahren herausstellt. Die 36 verlassigten 18 Minuten werden nach 2400 Jahren nach eine Correction mittelst eines besondern Schaltjahres. Diese mahomedanische Aera heißt mit einem arabischen Wort oder Einsamkeit bedeutet, Hebschra. Das Jahr fällt in das, seit dem 16. November 1849 angefangene, Hebschra.

J. B. v., Präsident der Regierung der Pfalz und bayerischer Minister in außerordentlichen Dienste (s. Suppl. II., S. 193) ist Anfangs 1849 in ersterer Eigenschaft in den Ruhestand versetzt worden.

Dr. Stz. in der kroatischen Militärgränze, Ottomaner Regiment, am adriatischen Meer, l. Freistadt und Sitz eines katholischen Bischofs, mit schöner Kathedrale, theologischem Seminar, bischöflichem Lyceum, Freihafen, Handel und 3100 Einwohnern.

**Demobotos**, einer der berühmtesten alten Grammatiker, stammte aus Ephesus, lebte um 290 v. Chr., war der Schüler des als Dichter und Grammatiker berühmten Philetas, unter Ptolemäus Lagi Vorksteher der alexandrinischen Bibliothek und der erste, der in Alexandrien eine grammatische Schule gründete. Vorzügliches Verdienst erwarb er sich dadurch, daß er zuerst die Homerischen Gesänge zu ordnen und den Text derselben zu berichtigen suchte. Leider sind auch jetzt noch seine, in den Schollen angegebenen, Lesarten noch lange nicht genug benützt worden. Ist J. aber schon als erster alexandrinischer Grammatiker für die Literaturgeschichte wichtig, so ist er es auch als vorzüglichster Gegner der Aristarchischen Schule.

**Jenetti**, Christian Friedrich, ein nicht talentloser deutscher didaktischer Dichter aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, den 11. Januar 1717 zu Tangermünde in der Mark Brandenburg geboren, widmete sich, nachdem er in seiner Vaterstadt die nöthigen Vorstudien beendigt hatte, auf der Universität Leipzig der Jurisprudenz, ohne die Collegien über Philosophie, Mathematik u. schöne Wissenschaften zu versäumen. Zum Gerichtshalter zu Kloster Neundorf ernannt (1738), erfüllte er sein beschwerliches Amt mit so viel Umsicht und mit so angelegentlichem Fleiße, daß seine Gesundheit dadurch unwiederherstellbar untergraben wurde. Er starb am 7. Oktober 1744 in der Blüthe seiner Jahre. — J. war einer der ersten, welche mit Haller zu wetteifern suchten. Seine didaktischen Gedichte sind für jene Zeit gedankenreich; auch fehlt es seinem Style nicht an Würde und Lebhaftigkeit, aber Phantasie und poetische Begeisterung sind ihm fremde Dinge. Seine Schäfergedichte und seine kleineren lyrischen Versuche sind völlig unbedeutend. C. F. Jenetti, „Versuch in moralischen Schäfergedichten, nebst dessen Gedanken von der Natur und Kunst in dieser Art von Poesie (Hamburg und Leipzig 1748, 8.).“

**Zeugniß** (testimonium) ist eine Aussage oder ein Bericht, welchen Andere von dem abfragen, was sie entweder selbst wahrgenommen, oder doch als von Jemandem wahrgenommen gehört haben. Im ersten Falle ist derjenige, welcher das Zeugniß ablegt, ein unmittelbarer oder Augenzeuge (testis immediatus), im zweiten ein mittelbarer oder Döhrenzeuge (testis medi-

auritus). Doch ist derjenige, welcher bezeugt, was er gehört hat (z. B. daß es gedonneret), eben sowohl ein unmittelbarer Zeuge, als derjenige, welcher bezeugt, was er gesehen hat (z. B. daß es geblitzt). Der sogenannte Ohrenzeuge heißt nur darum so, weil er nicht selbst wahrgenommen, sondern bloß gehört hat, was ein Anderer wahrgenommen. Er erzählt also nur einem Andern nach, sein Bericht ist abhängig von einem fremden Berichte, so daß vielleicht eine ganze Reihe von mittelbaren Zeugen durchlaufen werden muß, ehe man auf den ersten oder ursprünglichen, als einen unmittelbaren, kommt, oder daß auch dieser gar nicht bekannt ist, sondern sich in's Dunkle verliert. In der Regel ist also der unmittelbare Zeuge besser, als der mittelbare, obwohl dieser in Ermangelung jenes auch nicht ganz verwerflich ist. Der Ausspruch des Plautus: *Pluris est testis oculus unus, quam aurili decem*, behält daher in den meisten Fällen seine Richtigkeit, wenn er gleich, wie alle empirischen Regeln, Ausnahmen zuläßt. Denn es bleibt doch immer möglich, daß die Aussage des Ohrenzeugen richtiger sei, als die des Augenzeugen, wenn dieser etwa ein besonderes Interesse hätte, die Wahrheit zu verschweigen oder gar zu verdrehen. Daher sagt Quinctilian ganz richtig: *Scientia in testibus et religio quaesita*. Denn ohne die erste (Kenntniß der Sache) kann und ohne die zweite (Gewissenhaftigkeit) will der Zeuge die Wahrheit nicht sagen, wenigstens nicht rein und ganz. Davon hängt also die Tüchtigkeit (*dexteritas*) sowohl, als auch die Aufrichtigkeit (*sinceritas*) des Zeugen ab. — Die Geschichte oder die ganze Erfahrung, wiesern sie nicht eigent, sondern fremde ist, beruht also auf Zeugnissen. Alle Zeugnisse können sich auch nur auf Thatsachen (*res in facto positae*) beziehen, d. h. auf Dinge, welche in Raum und Zeit waren und noch sind, geschahen oder eben geschehen. *Verum nicht wahrheiten* hingegen (mathematische, philosophische, moralische, religiöse Lehrsätze) können eigentlich nicht bezeugt werden und bedürfen keines Zeugnisses, weil man sich auch ohne dasselbe von ihrer Gültigkeit überzeugen kann und weil selbst Millionen von Zeugnissen diese Gültigkeit nicht beweisen könnten. Man würde also nur blind an dieselben glauben, wenn man sie um eines bloßen Zeugnisses willen gelten ließe. Ist nun ein thatsächliches Zeugniß so beschaffen, daß ihm jeder Besonnene und Unparteiische vertrauen kann, so heißt es u. der Zeuge selbst glaubwürdig (*testis fide dignus, testimonium f. dignum*) oder beide haben Glaubwürdigkeit. Indessen geben doch glaubwürdige Zeugnisse, streng genommen, noch keine volle Gewißheit, sondern bloße Wahrscheinlichkeit, die aber, wenn viele verständige und ehrliche Männer dasselbe bezeugen, der Gewißheit beinahe gleichkommt, weil man vernünftiger Weise nicht voraussetzen kann, daß sie sich alle auf dieselbe Weise getäuscht, oder gar mit einander berebet haben sollten, in diesem gegebenen Falle ein falsches Zeugniß abzulegen. Daß ein solches Zeugniß, wissentlich abgelegt, um Andere zu betrügen, eine Schändlichkeit sei, mag es übrigens ein gerichtliches oder ein außergerichtliches seyn, versteht sich von selbst.

Ziela, der Schauplatz der Schlacht in Pontus (47 v. Chr.), welche Julius Cäsar nach Rom mit den berühmten Worten: „*Veni, vidi, vici*“ anzeigte. Es galt die Besiegung des Königes von Pontus, Pharnakes, welcher, wie sein Vater Mithridates, ganz Kleinasien zu überschwemmen drohte und den großen Kampf zwischen Cäsar und Pompejus sich zu Nutzen gemacht hatte, um diesen Plan in's Werk zu setzen. Domitius Calvinus, Cäsar's Befehlshaber in diesen Gegenden, war bereits von ihm geschlagen worden, was Cäsar, der diese Truppen an sich ziehen wollte, sehr in Verlegenheit setzte und ihn nöthigte, selbst gegen Pharnakes zu ziehen. mD.

Zimmermann, Joseph Ignaz, gelehrter Jesuit, geboren 1737 im Dorfe Schenkon im Canton Luzern, wurde von seinem Vater, einem wohlhabenden Landmanne, nebst dem jüngern Bruder der Klosterschule des Benediktinerstiftes Muri übergeben und vollendete seine Gymnasialstudien zu Luzern. Schon frühe trat er daselbst in den Jesuitenorden und bildete sich in ihm zum trefflichen Lehrer aus.

Im Jahre 1765 zum Priester geweiht, wurde er 1766 als Scholastiker nach Solothurn geschickt, um am dasigen Collegium Rhetorik zu lehren. Als er nach einigen Jahren von hier als Professor nach München berufen wurde, folgte ihm die anhänglichste Liebe seiner Schüler und die Verehrung der ganzen Stadt und bei seiner baldigen Rückkehr nach Solothurn wurde er mit allgemeinem Jubel empfangen. Nach der Aufhebung des Jesuitenordens wirkte er längere Zeit als Professor in Luzern. Von ihm bezeugt sein dankbarer Schüler, der ehrwürdige Bischof Sailer, daß er seinem Unterrichte vorzüglich viel zu verdanken habe, da J. in seinen Schülern beim Erklären der alten Klassiker das Gefühl des Edeln u. Schönen zu beleben wußte. J. leitete einen freundschaftlichen Verein und Briefwechsel zwischen seinen Schülern in München und Solothurn, den er unter dem Titel „Briefe für Knaben von einer kleinen Sittenakademie“ (Soloth. 1772) in Druck gab. Durch seine Leistungen in den öffentlichen Prüfungen gewann er das Publikum für einen verbesserten Jugendunterricht. In Luzern machte er die Wöchter- schule im Kloster der Ursulinerinnen zu einer Muster- schule, die vielfach bewundert und nachgeahmt wurde. Für dieselbe schrieb er: „Die junge Haushälterin“, 3 Bände und „Die Kostochter“, zwei der besten weiblichen Unterrichtsbücher jener Zeit, die in neuen Ausgaben in den letzten Jahren wieder aufgelegt wurden. Für seine Schüler verfaßte er eine lateinische Sprachlehre (Luzern 1794) und mehre Schauspiele, die zur Schlussfeier des Schuljahres aufgeführt wurden. Diese nehmen den Stoff meistens aus der Schweizergeschichte und zeichnen sich durch sittliche Haltung, treffliche Charakterzeichnungen und den für sein Vaterland, für Religion und Tugend glühenden Geist des Verfassers aus, der in ihnen weht. Wir heben unter ihnen hervor: „Wilhelm Tell,“ Trauerspiel in fünf Aufzügen (Basel 1777); „Der verlorene Sohn“ (Augsburg 1787); „Erlach's Tod“ (ebend. 1790); „Benoni oder Verbrechen und Gnade“ (ebend. 1793). Aber nicht nur erwarb sich J. als Lehrer und Schriftsteller große Verdienste um die Beförderung wissenschaftlicher Bildung in der katholischen Schweiz, besonders um die Pflege deutscher Sprache und Literatur; er wirkte auch als Priester und Ordensmann mit reichem Segen. Sein lebenswürdiger Charakter, seine Herzensgüte waren weit bekannt und wie zu Sellert nahmen Unglückliche aus weiter Ferne zu seinem Rathe, zu seiner Hülfe ihre Zuflucht. Sagt doch ein protestantischer Geistlicher, dem er freundlich seine Dienste leistete, in einem Reiseberichte von ihm, dem Jesuiten: es sei unmöglich, diesen Mann, wenn man ihn sehe oder höre, nicht so gleich zu lieben. Fortdauernde Kränklichkeit und zunehmende Nervenschwäche zwangen J., die Entlassung von seiner Professur zu nehmen. Er lebte nur noch wenige Jahre bei seinem Bruder, der Pfarrer in Merischwandten war, in stiller Zurückgezogenheit und starb daselbst 9. Januar 1797.

Zircb, im Bepřimer Komitate Ungarns, alte u. berühmte Eisenerzgrube, im Batonyer Walde gelegen, mit sehr schöner Kirche, großen Gartenanlagen, einer Meierei, einem Gestüte. Das Kloster wurde 1198 gestiftet. mD.

Zöpf, Heinrich Matthäus, Professor des Staatsrechts an der Universität Heidelberg, wurde geboren in Bamberg am 6. April 1807 als der Sohn eines Oberappellationsrathes. In seiner Vaterstadt vollendete er mit Auszeichnung 1823 die Gymnasialstudien, hörte im Wintersemester 1824 am dortigen Lyceum Philosophie und begab sich hierauf an die Universität Würzburg, um der Rechtswissenschaft sich zu widmen. 1827 erwarb er sich dort die juristische Doktorwürde und schrieb als Inauguraldissertation: „Vergleichung der römischen Tutel und Curatel mit der heutigen Vormundschaft über Unmündige und Minderjährige“ (Bamberg 1828). Schon im nächsten Jahre trat er als Privatdocent in Heidelberg auf und habilitirte sich durch seine Abhandlung: „De tutela mulierum germ.“ (Heidelb. 1828). Zum außerordentlichen Professor der Rechte 1839 befördert, erhielt in demselben Jahre die wichtige staatswissenschaftliche Schrift: „Die spanische Successionsfrage“ (Heidelb. 1839), welche gleichzeitig in das Englische, Französische und Spanische übersetzt ward, dagegen besonders von Radowiz in der



Augsburger Allgemeinen Zeitung in mehreren Artikeln heftig bekämpft wurde. Als lohnende Anerkennung wurde Z. zum Ritter des spanischen Isabellen-Ordens erhoben und 1842 geschah auch seine Ernennung zum ordentlichen Professor des Staatsrechtes. In Mitte der sturmvollem Aufregung 1849 und der gefahrvollem Krise des badiſchen Staatsbeſtandes führte er mit Umſicht und Feſtigkeit an der Rupertina das Prorektorat und wählte zum Gegenſtande der akademiſchen Rede die zeitgemäße hiſtoriſche Epiſode: „Die Hauptmannſchaft des Gög von Seelichingen im großen Bauernkriege 1525.“ Im Anfange des Jahres 1850 wählte ihn die Univerſität Heidelberg zum Abgeordneten für die erſte badiſche Kammer. Seine drei Hauptwerke, wodurch er ſich als einen der ſcharffinnigſten und gelehrteſten Staatsrechtslehrer in Deutſchland bewährt hat, ſind: „Grundsätze des allgemeinen und konſtitutionell-monarchiſchen Staatsrechtes mit Rückſicht auf das gemeingültige Recht in Deutſchland“ (Heidelb. 1839, 1. Aufl., ſeitdem öfter und vermehrt aufgelegt); „Deutſche Rechts- und Staatsgeſchichte“ (2 Bde., Heidelb. 1834—36, 1. Aufl., 1844—47, 3. Aufl.); „Das alte Bamberger Recht als Quelle der Carolina, aus ungedruckten Handſchriften zum erſtenmale herausgegeben“ (Heidelberg 1839). Außerdem mehrere publiciſtiſche Gelegenheitsſchriften: „Kritiſche Beleuchtung der aktienmäßigen Darſtellung gegen Hofmann in Darmſtadt“ (1829); „Die Regierungs-Vormundſchaft im Verhältniß zur Landesverfaſſung in Beziehung auf Braunſchweig“ (Heidelb. 1830); „Ueber akademiſche Gerichtsbarkeit und Studenten-Vereine“ (1832); „Ueber die Anklage höherer Staatsbeamten“ (1832); „Die Eröffnung der legitimen Thronfolge als rechtliche Folge des Mißbrauchs der Staatsgewalt, mit Rückſicht auf Braunſchweig“ (1833); „Ueber die eheliche Abſtammung des hochfürſtlichen Hauſes Löwenſtein-Beutheim und beſſen Nachfolgerecht in den Stammländern des Hauſes Wittelsbach“ (1833); „Ueber die Rechtmäßigkeit und Zweckmäßigkeit der Todesſtrafe und deren Abſchaffung“ (1839); „Die peinliche Gerichtsordnung Kaiſers Karl V. nebst der Bamberger und Brandenburger Halsgerichtsordnung, zum erſtenmal vollſtändig nach den Handſchriften herausgegeben“ (1842); „Bundesreform, deutſches Parlament und Bundesgericht“ (1848); „Conſtitutionelle Monarchie u. Volksſouveränität“ (1848). Mehrere zerſtreute Aufſätze in verſchiedenen Zeiſchriften, den Heidelberger Jahrbüchern und in dem von ihm redigirten „Mikroſkosmos, einer polemischen Zeiſchrift für Staatskunſt und Staatsrechtswiſſenſchaft“ (Heidelb. 1832—33, 3 Thele.).

**Zolleinigung**, die öſterreichiſch-deutſche. Der Umſchwung in den politiſchen Verhältniſſen macht ſich nirgends ſühlbarer, als in der deutſchen Einheitsfrage, die von allen denen, welche ſich durch die Parteiwirren den Blick nicht ganz haben trüben laſſen, als die eigentliche Lebensfrage Deutſchlands betrachtet wird. Nachdem das deutſche Parlament, von dem Vertrauen und der Liebe der Nation getragen, mit der Herſtellung eines ganzen Deutſchlands geſcheitert iſt, ſind wir mit der Kabinetſpolitik auf dem Punkte angekommen, wo ein nachhaltiger Bruch zwiſchen Nord- und Süddeutſchland immer wahrſcheinlicher wird. Wie dieſe unermefliche Gefahr auf dem politiſchen Wege umgangen werden kann, iſt nicht abzusehen. Die Zerklüftung der Parteien hat den Partikularismus großgezogen, nur in der unfruchtbarſten Reaation iſt man einig und ſieht eben ſo entſchloſſen den alten Bundestag wie die Reichsverfaſſung, das Interim wie die Dreikönigſverfaſſung zurück. Ob es jemals dahin gekommen wäre, wenn die ſouveränen Geſetzgeber von 1848, ſtatt ſich mit der Sisyphos-Arbeit der politiſchen Konſtituirung abzumühen und die ſterilſten Felder der doktrinären Staatskunſt am fleißigſten anzubauen, die materielle Einigung in Handel, Gewerben und Verkehr vorangeſtellt und energiſch durchgeführt hätten, iſt eine müßige Frage. Aber, was damals verſäumt wurde, läßt ſich noch heute nachholen, der Weg der materiellen Einigung iſt offen wie früher, wenn es auch traurig zu denken iſt, daß die Zerſchmelzung der deutſchen Zollgebiete in eines, die ſich als Folge der ſtaatlichen Einigung ganz von ſelbſt ergeben haben würde, jetzt das einzig Erreichbare iſt. Die politiſche Debatte iſt matt geworden, ſie wird bis zur Unhörbarkeit einſchlafen, wenn den

en der Nation ein neues Feld sich öffnet, auf dem freilich Einkünfte auch  
 ausbleiben werden, das aber nichts desto weniger für Jahre den Lummel-  
 für die zahlreichsten Classen der Nation abgeben wird. Auf denselben Erfolg  
 die Gründer des deutschen Zollvereins nach der Aufregung des Jahres 1830  
 und sich nicht verrechnet. Den rein staatsmännischen Gedanken, der zur  
 größern Zolleinigung in Deutschland führte, spricht sowohl die Note aus,  
 err von Herzfeldt am 15. August 1832 in Karlsbad einreichte, worin es  
 „daß man das Volk durch materielle Befriedigung von seinen liebgeworde-  
 denen abziehen müsse,“ als eine Denkschrift des Bremer Bürgermeisters Jo-  
 h. Schmidt, worin angerathen wird, „durch die, an die Grenzen verlegten, Ein-  
 equellen der Staaten; den süddeutschen Ständen das Steuerverweigerungsrecht  
 rathstren“. Dieselbe Rücksicht, die idealen Wünsche durch materielle Befrie-  
 g zum Schweigen zu bringen, tritt jetzt in demselben Grade bringender auf,  
 die Erhebung von 1848 die Bewegung von 1830 an Intensivität und Aus-  
 ng übertrifft. In dem Wunsche, die Revolution auf diesem Wege zu schlie-  
 werden sich alle Regierungen begegnen; für Oesterreich tritt noch eine andere  
 er bringende Rücksicht hinzu. Der Staatshaushalt Oesterreichs muß neu  
 baut werden. Die Finanzen sind ein Abhängiges, die Blüthe des Staats-  
 kaltes kann dauernd sich nur stützen auf die Blüthe des Volkshaushaltes.  
 die Zahlengröße der Staatsschuld, nicht die vorübergehende Bedrängnis des  
 es ist entscheidend, sondern das Verhältnis jener zu der Größe und den  
 quellen des Reichs, zu den allgemeinen Bedingungen seiner Wohlfahrt. In  
 ht der Finanzen ist dann die Zollreform ein Moment von der höchsten  
 gkeit, das im engsten Zusammenhange mit der ganzen Finanzkraft des Staa-  
 ht. Bei dem Prohibitivsystem, das in Oesterreich herrscht, können die Fi-  
 eines Staates nie recht gedeihen, sie lasten ausfugend und drückend auf  
 ruzen Consumo, mittelbar auch auf der heimischen Produktion, ohne doch für  
 es wahrhaft wohlthätiger Sporn zur raschern Entfaltung zu dienen. So  
 in solches Zollsystem herrscht, bleibt alle Anstrengung zur völligen Aufhülfe  
 ranzen vergebliche Arbeit, wie viel im Einzelnen auch angebahnt werden  
 Die unabweisliche Finanz- und Zollreform führt in Beziehung auf die  
 u einem System, das dem des Zollvereins sich annähert. Das Hinderniß  
 schlusses fällt damit hinweg, diesem selbst reden mächtige Vortheile für den  
 das Wort, Ersparung von Ausgaben, Vermehrung der Einnahmen.  
 n hat kein solches Interesse an dem Zustandekommen eines großen deutschen  
 ebundes. Dieser norddeutsche Staat ist entstanden durch Militärdespotie  
 r undbeschränktes bureaukratisches System und beruht noch heute auf beiden,  
 tens nach der Meinung der Gewalthaber. Die zusammenhängende östliche,  
 em Binnenmeere der Ostsee abdachende, Ländermasse ist der Hauptfache nach  
 Verbaustaat, der sich bei der Entwicklung großartigerer Verhältnisse u. eines  
 ndels, der in Deutschland und zwar an der Donau seine Basis erhalten  
 nicht wohlbefinden kann, da er an seinen ökonomischen Verhältnissen mit  
 elt festhält. In Berlin gilt die Ueberzeugung, daß die preussische Macht  
 lange in alter Blüthe fortbauere, als der Beamtenstaat von keinem freien  
 chen Bürgerthum gestört wird. Darum hat Preußen den Zollverein sich  
 weiter entwickeln lassen, darum das Rheinland an dem freien Ausströmen  
 Kräfte in die offene See verhindert, darum die Vereinigung mit dem Steuer-  
 nachlässig betrieben, darum den Elbhandel in Fesseln geschlagen — Alles  
 in einen Gesichtspunkte, damit der Schwerpunkt in Berlin und im Osten  
 Obht Preußen diese alte Politik auf, so kann die Veranlassung dazu nur  
 kene Furcht vor der Demokratie entstehen, die in Preußen allerdings nicht  
 t, als in anderen deutschen Staaten, ja, die alle Motive zu den  
 schen Befestigung liefert. Um die Frage zu vereinfachen, sehen  
 von den durch die Zoll- und Steuerbefestigung entstandenen  
 d' erörtern die natürlichen : österröichsch , deutschen

mittler des in den letzten Jahren sich auf 8 Mill.  
 en Handels, erhoben sich wieder aus dem Schutt  
 Maceoniens mit den über Salonichi eingeführten  
 krönung geht von Pesth durch das Theißgebiet u.  
 emeswar, Kronstadt, Hermannstadt nach der Kol-  
 onaumündung verdreifachte der walachische Hafen  
 20,000, der moldauische Hafen Galacz auf 30,000,  
 onen, und der Verkehr dieser Städte nahm in  
 er stieg von 25 Mill. fl. im Jahre 1845 auf  
 der Donaumündung jährlich aus, und ein-  
 s auf 60 Mill. Doch steht Odessa, ob-  
 aufgewachsen, als Hauptmarkt auf dem  
 in Waarenverkehr erreichte 1847 die  
 sche Pontushandel, einschließlic der  
 ißrubel; der ganze Waarenverkehr  
 300 Mill. fl. dar, der zum Drittel  
 aische Schiffe Theil nehmen. — Das  
 auf Verboten und Prohibitivzöllen. Die  
 heußert in der Vertheuerung der Produktion  
 : Unnatur der ökonomischen Verhältnisse, in Roth  
 Weniger. Das Verbot hat Capitale u. Arbeits-  
 und Oesterreich dadurch unfähig zurückgehalten  
 n Reichthümer. — Von einem wirklichen Schutz  
 diesem System Nichts zu spüren gewesen. Nur  
 der Blüthe, welche blos einen mäßigen Schutz ge-  
 tigen Naturbedingungen ganz aus sich selbst ent-  
 Schiffahrt. Zur Zeit als die Baumwollengarne  
 erreichte der Schleichhandel mit denselben eine be-  
 reichische Fabriken unterstützten die Einschwarzung  
 d Geweßen durch falsche Bestätigung. Es ward  
 15 fl., neuerdings auf 10 fl., der Zoll von roher  
 abgesetzt u. der Erfolg war auffallend. Im Jahre  
 0,670 Ctr. welche Baumwollengarne verzollt wor-  
 zwar auf 25,658 Ctr., 1836 auf 64,168 Ctr.,  
 en, daß die österreichische Spinneret selbst in Folge  
 der Verbrauch der rohen Baumwolle, der 1831  
 Ctr., 1836 297,985 Ctr. betrug, 1846 aber  
 rfachen Verbrauch von 1831 überbot. Der Ge-  
 Baumwolle war von 108,022 Ctr. in 1831 auf  
 ; die österreichische Baumwollspinneret überflügelte  
 vereins, wo umgekehrt wieder der Schutzzoll zu niedrig  
 er zur Anlage von großen Spinnereien hinreichend  
 prohibition schützt also nur die Schmuggelgeschäfte  
 rnehmungsgelbst. Die Arbeit wird nicht entwickelt,  
 herangebildet, Alles erlahmt unter diesem System.  
 Erägen, die kenntnisreichen, tüchtigen Unternehmer,  
 st stellen möchten, unter den listigen und betrüger-  
 pitals tritt schrankenlos hervor auf Kosten nicht  
 des Staates. Fabriken werden zum Schein mög-  
 elegt, wie in Böhmen an der sächsischen und in  
 ue, bequem für den Schmuggelverkehr, und viel-  
 ftes bereitet, um dann taufendmal mehr  
 als als inländisches Produkt zu verkaufen.  
 id in allerlei Gestalt betrieben  
 legalen Weges, indem z. B.

französischer Shawls als Mustershawls und als solche gesetzlich zollfrei ein-  
 die aber nicht zum Muster dienen, sondern mit denen ein förmlicher Ha-  
 trieben wird. Welche Besetzlichkeit, Unsitlichkeit, welch' eine ganze Re-  
 von moralischem Elende muß sich an ein solches System knüpfen! Aber ma-  
 es sich bequem und wirft dann alle Schuld hiervon auf die mangelhafte  
 sation der Finanzwache. Diese Finanzwache ist allerdings ein Krebsgesch-  
 Staats u. es ist noch sehr milde geurtheilt, wenn die „Denkschrift der bi-  
 Industriellen, die Zoll- und Handelsvereinigung mit Deutschland betreffen-  
 „Ein großes Verbrechen des österreichischen Prohibitivsystems ist weiter  
 Demoralisation unserer Douane. Die abhängige, wenig gesicherte Stell-  
 schlechte Befoldung der Finanzwache machte häufig die Noth zum Recht, d-  
 ausserer suchte sich durch Mißbrauch seines Amtes den Abgang dessen u-  
 fen, was ihm bei seinem angestregten Dienste zum anständigen Unterh-  
 und so geschah es, daß von diesen die Zollbefraudation offen und in Ein-  
 fange begünstigt wurde, von dem man in anderen Ländern keine Ahnung  
 Mit der Reform in diesem Zweige müßte zuerst begonnen werden; nur durch  
 bessere Befoldung der Douane und die hiedurch ermöglichte strengere Auswahl  
 Bediensteten kann dem Schmuggel ein starker Hemmschuh angelegt werden. Hi-  
 bei leuchtet uns der deutsche Zollverein mit einem nachzuahmenden Beispiele an.“ —  
 Es gibt auch Ausfuhrzölle und von manchen Artikeln ist der Verkauf  
 außer Landes gänzlich untersagt. Zu solchen Rohstoffen, deren Ausfuhr der ö-  
 herige Zolltarif verbietet, gehören nur folgende wenige Gegenstände: Eisen  
 rohes Eisen (d. i. alles Eisen, welches von den Schmelzöfen ohne eine Ferrum-  
 nung oder Vermischung erzeugt wird), Haberlumpen, Makulaturpapier, Müll  
 von Spielfarten und überhaupt alle Abfälle von Papier und Pappe; Gold-  
 Silberstufen, Gold in Klumpen und Stangen, ausgebranntes und ausgegessenes  
 Fadengold, alles Bruchgold und Goldspäne, ditto alles derartige Silber, zum  
 spinnen bestimmte Seidencocons. Um solche Rohstoffe ausführen zu dürfen,  
 durfte es bisher einer Bewilligung höchsten Orts. Von Blei ist zwar nach dem  
 letzten österreichischen Zolltarif die Ausfuhr gestattet, aber dasselbe, so wie Eisen  
 außer Handel gesetzt, d. h. es gehört bisher zu jenen Waaren, welche nicht zum  
 Handel, sondern nur zum unmittelbaren Gebrauche derjenigen Personen, denen die  
 Bewilligung ertheilt wird (wegen sehr hohen Zoll natürlich), aus dem Ausland  
 oder aus einem Zollauschusse bezogen werden dürfen. In liberaler Behandlung  
 der Waarendurchfuhr ist Oesterreich dem Zollvereine voran. Beide Handelsgebiete  
 befinden sich hierbei allerdings in verschiedener Lage, der Zollverein erhält im Tran-  
 sit durch Oesterreich höchstens 250,000 Ctr. Waaren jährlich, während Oesterreich  
 im Transit durch den Zollverein weit mehr als das Doppelte, nämlich etwa  
 650,000 Ctr. Waaren erhält, darunter die wichtigsten Fabrikmaterialien: Baum-  
 wolle und Baumwollengarn und wichtige Verzehrungsgegenstände, wie Kaffee  
 Zucker. — Die Gesamtbevölkerung Oesterreichs beträgt 37,127,000. Die ö-  
 reichisch-deutschen Bundeslande haben 3544 □ Meilen mit 12,070,664 Einwohn-  
 nern (Zählung von 1846), sie stehen mit den polnischen und mit den italienischen  
 Provinzen in einer Zolllinie. Auch Ungarn und Siebenbürgen (sammt der Mi-  
 litärgränze) gehören bis jetzt in Betreff des Verkehrs mit dem Auslande zu dem  
 österreichischen Zollgebiet, nur bei dem innern Verkehr trennt eine Zwischenlinie  
 mit mächtigen Tariffäden diese Provinzen von den übrigen, im Zollverbande ge-  
 genen, Theilen der Monarchie. Der große Zollverein, mit Einschluß der Provin-  
 zen Preußen und Posen, von welcher letztern gegenwärtig nur noch etwa pro-  
 Künstheile als außerdeutsch zu betrachten sind, umfaßt 8248 □ Meilen mit  
 29,461,612 Einwohnern, also doppelt soviel als Oesterreich und die norddeutschen  
 Küstenstaaten zusammengenommen. Die norddeutschen Küstenstaaten außerhalb des  
 Zollvereins bilden drei Gruppen. Die Weserstaaten (Hannover, Oldenburg,  
 Schaumburg-Lippe und Bremen) enthalten 812 □ Meilen mit 2,125,615 Ein-  
 wohnern; die Elbstaaten (Hamburg, die drei Herzogthümer und Lüneburg)

en mit 1,077,632 Einwohnern; die Ostseestaaten (Lübeck und die beiden übrigen) 297 □ Meilen 662,467 Einwohnern; zusammen die Küstenstaaten 1 Meilen mit 3,865,714 Einwohnern. Wir sehen also, daß der große Zollverein schon jetzt  $\frac{2}{3}$  des ganzen deutschen Volkes umfaßt, daß die übrigen Bundesländer etwa  $\frac{1}{3}$ , die Küstenstaaten noch nicht  $\frac{1}{2}$  und der un- an befindliche hannoversch-sachsenburgische Steuerverein etwa  $\frac{1}{3}$  des ganzen Volkes begreift. Als im Jahre 1835 der Zollverein in seiner jetzigen im Wesentlichen vollendet war und Oesterreich auf seiner ganzen, 300 langen, Gränze gegen Deutschland ein einziges handels-politisches Gebiet über hatte, glaubte man in Preußen, daß der Zeitpunkt gekommen sei, erreicht die, bis dahin den einzelnen Bundesländern gegenüber festgehaltene, Entfernung in seinen Zoll- und Handelsrichtungen aufgeben könnte. Man dachte dabei weder eine völlige Uebereinstimmung der Tarife, noch weniger Gemeinschaftlichkeit der Zollvereine im Auge, sondern eine wechselseitige Erleichterung derjenigen Beschränkungen, welche für die aneinander gränzenden Länder durch gegenseitigen Zollentrichtungen erwachsen und eine, unter dieser Voraussetzung so genügender zu gewöhnliche, Mitwirkung zum Schutze der beiderseitigen Interessen. In diesem Sinne wurde die Sache im Herbst 1835 in Töplitz u. im Jahre 1836 in Wien zwischen preussischen und österreichischen Staatsmännern vertraulich besprochen. Preussischer Seits knüpfte man den von Oesterreich ebenen Wunsch um Abschließung eines Zollkartells an. Man machte darauf aufmerksam, daß der Zollverein die Anwendung von Maßregeln zum Schutze österreichischen Zolltraden seinen Angehörigen gegenüber nur unter der Bedingung rechtfertigen könne, wenn Oesterreich sein Zollsystem in dem Sinne annehme, daß ein gesetzlicher Handel nach seinem Zollgebiete möglich werde und zeichnete als die hinielenden Anordnungen die gegenseitige Zollfreiheit der wichtigsten Roh-Produkte beim Eingange und Ausgange, die Aufhebung der österreichischen Einfuhrverbote von Manufakturwaaren und deren Ersatz durch andere Schutzzölle, sei es für die gesammte österreichische Einfuhr, sei es in Rücksicht auf die Erzeugnisse des Zollvereins, endlich eine Annäherung der österreichischen Tarife hinsichtlich der eigentlichen Finanzzölle. Ein Resultat wurde nicht erzielt. Man hielt in Wien die Zollbefreiung vereinsländischer Produkte nicht für möglich, so lange dieselben Produkte bei dem Uebergange aus dem Zollverein in das österreichische Zollgebiet einer Eingangsabgabe unterlägen; man war zwar von der Unhaltbarkeit des Prohibitivsystems überzeugt, aber man dachte die mit denselben verflochtenen wichtigen und mächtigen Interessen nur mit Schonung behandeln zu dürfen; am ersten wäre man mit der später auch eil erfolgten Annäherung in den Finanzzöllen einverstanden gewesen. Zehn später gab die Einziehung Krakau's in die österreichische Zollgränze der hiesigen Regierung Veranlassung, auf jene Abänderungen zurückzukommen. Der Vertrag war nicht viel günstiger, als damals, man verständigte sich über einige bedeutende Erleichterungen des Gränzverkehrs. — Der deutsche Bund hat in den Jahren seines Bestehens für die Zolleinigung Nichts gethan. Die Bundesversammlung hat endlich unterm 19. Mai 1848, um zu der nothwendigen Freiheit des innern Verkehrs und zu einem großen einheitlichen deutschen Zoll- und Zollsystem in möglichst kurzer Frist zu gelangen, an die sämmtlichen, hiesig durch verschiedene Zollsysteme getrennten, 6 Staaten und Staatenvereine, Oesterreich, Preußen und die mit ihm im großen deutschen Zollvereine verbundenen Staaten; Hannover und die mit ihm im Steuerverein verbundenen Staaten, mit welchem Schleswig, Lauenburg und Gutin im Zollverbande an die beiden Großherzogthümer Mecklenburg und an die 3 freien Hansestädte eine Aufforderung ergeben lassen, sofort sachverständige Männer nachzuweisen, welche über ein gemeinschaftliches Handels- und Zollsystem zu berathen und die geeigneten Vorschläge zur Ausführung zu machen. Das badische Parlament, wie die österreichische Reichsversammlung

beide mit der Zollfrage beschäftigt. §. 33. der Frankfurter Verfassung „Das deutsche Reich soll ein Zoll- und Handelsgebiet bilden, umgeben von gemeinschaftlicher Zollgränze, mit Wegfall aller Binnengränzzölle. Die Ausgrenzung einzelner Orte und Gebietstheile aus der Zolllinie bleibt der Reichsgewalt vorbehalten. Der Reichsgewalt bleibt es ferner vorbehalten, auch nicht zum Reich gehörige Länder und Landestheile mittelst besonderer Verträge dem deutschen Zollgebiet anzuschließen.“ Buchstäblich gleichlautend ist der §. 33. in dem Entwurf der Verfassungsentwürfe. Der §. 7. der österreichischen Reichsverfassung vom 1849 lautet: „Das ganze Reich ist ein Zoll- und Handelsgebiet. Vornehmlich dürfen unter keinem Titel eingeführt werden und wo solche zwischen Gebietstheilen des Reiches gegenwärtig bestehen, hat deren Aufhebung so weit möglich zu erfolgen. Die Aussonderung einzelner Orte und Gebietstheile als Zollgebiete und der Einfluß fremder Gebiete in dasselbe bleibt der Reichsgewalt vorbehalten.“ Das österreichische Handelsministerium beschäftigte sich am 26. October 1849 mit der Zollfrage, die Wiener Zeitung vom 26. October 1849 enthält die Resultate dieser Berathung in Vorschlägen für die Zolleinigung. Diese Vorschläge bei welchen als leitender Gedanke festgehalten werden soll, daß die Zolleinigung kein wesentliches Interesse der drei großen deutschen Handelsgebiete, Zollverein und Steuerverein — verletzen dürfe, werden mit der Begründung eingeleitet, daß man in Oesterreich entschlossen sei, die Ausfuhrverbote durch kräftige Einfuhrzölle zu ersetzen, die Einfuhr durch kräftige Einfuhrzölle zu unterwerfen und bei dem Ueberwachen der Zolllinie auf jede Weise zu erleichtern, die Zollbefreiung bedeutend zu erweitern, die Zölle unter 1 kr. nicht zu erheben, die Gegenstände des täglichen Lebens und des täglichen Bedarfs zu befreien und überhaupt thunlich an den Tarif des Zollvereins sich anzunähern. Der Zollverein soll durch eine Reform seines Tarifs, in dem von seinen Industriellen gewünschten Sinne, auf halbem Wege entgegenkommen und es soll das, auf diese Weise durch beiderseitige Reformen vorbereitete Einigungswerk, nach Maßgabe eines zwischen den beteiligten Regierungen, nach Vernehmung der consultativen Körperschaften und unter Mitwirkung der legislativen Gewalten, vertragmäßig festzustellenden Plans, allmählig und zwar nach folgenden Grundzügen ins Leben treten. In der ersten Periode beschäftigt man sich auf beiden Seiten vorzüglich mit der innern Reform und zwar in dem Sinne möglichster Annäherung der beiderseitigen Tariffsätze. Namentlich werden in Oesterreich die Zölle auf Roh- und Färbestoffe für die Industrie ermäßigt oder erlassen, die Verbote und Prohibitivzölle durch kräftige Einfuhrzölle ersetzt und die Zollschranken im Innern aufgehoben; gleichzeitig tritt der gegenseitige zollfreie Austausch aller einheimischen Roherzeugnisse und Nahrungsmittel, sowie, unter Voraussetzung gleichmäßigen Schutzes an den Gränzen der beiderseitigen Zollgebiete, der rohen Metalle ein; der Gränzverkehr wird überhaupt möglichst erleichtert und es wird für die gegenseitige Durchfuhr Zollfreiheit bewilligt. Daneben werden Conventionen über gemeinsames Münz-, Maß- und Gewichtsystem, Handels-, Wechsel- und Seerecht, Gewerbe- und Heimathgesetzgebung, Flußschiffahrts-, Post-, Eisenbahn- und Telegraphenwesen vorbereitet und abgeschlossen. In der zweiten Periode werden die beiderseitigen Zölle von Manufacturerzeugnissen für die gegenseitigen Einfuhren auf  $\frac{1}{2}$  des tarifmäßigen Satzes ermäßigt und es erfolgt eine durchgreifende Erleichterung in der beiderseitigen Gränzverwaltung. Die dritte Periode bringt eine weitere Herabsetzung der Zölle auf die Hälfte des tarifmäßigen Satzes, eine Annäherung in den Finanzzöllen und gemeinsame Bestimmungen für die Seeschiffahrt und etwaige Differenzialzölle. In der vierten Periode endlich sollen die Zölle der Manufacturwaaren für die gegenseitigen Erzeugnisse, so weit thunlich, ganz aufgehoben, denfalls aber auf  $\frac{1}{2}$  der Tariffsätze ermäßigt und es soll gleichzeitig das gemeinsame Schifffahrtssystem ausgebildet, wo möglich ein Schifffahrtsgesetz für ganz Deutschland erlassen und die gemeinsame auswärtige Vertretung und Handelspolitik ange-

Der letzte entscheidende Schritt: der Uebergang zur völligen Zoll-  
 it Feststellung eines allgemeinen österreichisch-deutschen Zolltarifs,  
 einem neuen Vertrag, im Einverständnisse mit den legislativen Ge-  
 walten. In einer Denkschrift, die das Datum des 30. Dezember  
 hat, hat die österreichische Regierung ihre Vorschläge näher entwickelt. Diese  
 ist eine offizielle Ansprache an die Regierung, sie ist aber zugleich ver-  
 den und braucht in der That das öffentliche Urtheil nicht zu scheuen.  
 nnäherung im Zollwesen, sagt der Handelsminister Bruck, kann  
 Bedürfnis der Völker, dem drängenden Anliegen der Industrie und  
 nicht mehr genügen. Oesterreich will sich in Zoll und Handel an  
 nd vollständig anschließen. An seiner Aufrichtigkeit wird Niemand zweie-  
 te gründliche Reform seines ganzen Zolltarifs nachdrücklich in Angriff  
 . Aber auch die beiden anderen handelspolitischen Gruppen, die West-  
 und Norddeutschen, sind einer Reform ihrer Zoll- und Handels-  
 bedürftig. „In der That, der Tarif des Zollvereins, lediglich aus  
 18 herkommend und für das erste Decennium seines Bestehens bei  
 unentwickelten Gewerbs-Verhältnissen noch ausreichend, genügt in  
 heit nicht mehr den heutigen Bedürfnissen der in sich reicher ent-  
 en Industrie. Hierüber kann der genaue Beobachter aller Vorgänge,  
 gen im Zollvereine seit den letzten 6 Jahren sich unmöglich täuschen,  
 ht die vielfachen, wohl motivirten Beschwerden der Vereins-Industri-  
 . Der, von dem allgemeinen deutschen Verein zum Schutze vater-  
 eit auf Grund vielseitiger Erhebungen ausgearbeitete, Entwurf eines  
 tarifs beruht fast durchgehends auf den nämlichen Prinzipien und  
 neuen Untertheilung, wie der neue österreichische Tarifentwurf. Die  
 id sich hier aber schon begegnet und haben, wie von selbst, zu einer  
 ebereinstimmung geführt. In dem Vereinstarife sind Waaren allzu-  
 Berthes, z. B. Baumwollensfabrikate, in einen Zollsatz zusammenge-  
 Interesse der Einfachheit ist oft das des Zollschutzes ganz geopfert  
 ie der neue österreichische, so wird auch der Zollvereinstarif sich einer  
 immerhin möglichst runden und einfachen, Specialisirung zu befleißigen  
 estens für den jetzigen Standpunkt der Entfaltung der deutschen In-  
 en die Tariffsätze des Zollvereins zu wenig mit Rücksicht auf den  
 der Waaren abgestuft und von den verschiedensten Seiten haben sich  
 r erhoben, daß auch im Zollvereine den neuen Bedürfnissen der In-  
 uls bisher, Rechnung getragen werden möge. Was die niederdeutsche  
 : an der Nord- und Ostsee betrifft, so hat sie allerdings ihre eigen-  
 unsche, doch sind diese mehr negativer als positiver Art, sie gehen we-  
 lilderung der bloßen Finanzzölle, zumal von Colonialwaaren, Ver-  
 Zollverwaltung, der Controle, Aufhebung der Durchfuhr- u. Fluß-  
 , ein liberales, ausgedehntes Freilagersystem, theilweise auf Schutz  
 t und des direkten Handels. Auch diesen Verhältnissen ist nach  
 utgegen zu kommen und die österreichische Regierung hat ihre Absicht  
 einzelnen neuen Milderungen des Tarifs, so wie in der ganzen  
 Zollreform kund gethan. Der Uebergang in das neue Verhältniß  
 eschehen, um nicht Erschütterungen im Volks- und Staatshaushalte  
 Anfangs hat Oesterreich einen dreifach abgestuften Uebergang in  
 acht, um allen Interessen die sorgsamste Beobachtung und Schonung  
 lassen. Allein die kaiserliche Regierung hat sich mit Vergnügen  
 ein etwas rascherer und einfacherer Gang nicht bloß der Wunsch  
 ist, sondern auch in Oesterreich mehr Anklang, als die hinausjög-  
 ig, zu finden scheint. Sie stimmt daher bereitwillig einer Abkürzung  
 es in der Weise zu, daß zwischen die erste Periode der bloßen Gleich-  
 Systems und gegenseitiger Verkehrsvereinfachungen und ~~\_\_\_\_\_~~  
 ode der völligen Zolleinigung bloß eine einzige, in

andigung über die geeigneten, dahin führenden Wege und Maßregeln, sowohl  
 Das möglichst gleiche Zolltariffsystem gegen das allen gemeinsame Ausland,  
 was die gleichartigen, zweckmäßigen, gleich strengen und korrekten Erhebungs-  
 men betrifft, tritt binnen kürzester Zeit eine allgemeine Zollkonferenz zusammen,  
 welcher Oesterreich und die verschiedenen deutschen Handelsgruppen ihre Be-  
 währtesten und Stellvertreter mit genügender Vollmacht absenden. 3) Außer  
 allgemein leitenden Zwecke liegen dieser Zollkonferenz noch folgende Auf-  
 zu erfüllen ob: a) Sofort alle thunlichen, wechselseitigen Erleichterungen im  
 u. s. w. Verkehr, bei der Ein-, Aus- und Durchfuhr, so wie in der Gränzbewachung  
 zu führen. b) Die Fluß- und Seeschiffahrt nach übereinstimmenden Grundsätzen  
 ein, die gleiche Behandlung der Schiffe auf den Flüssen und in den beider-  
 gen Häfen. c) Erleichterungen im gegenseitigen Austausch der eigenen Er-  
 gnisse anzubahnen, indem bei solchen, welche durch einen eigenen Gränzzoll ge-  
 das allgemeine Ausland und die fremde Konkurrenz zu schützen sind und die  
 , daß eine ziemlich großen Ausbildung erfahren, allmählig bis zur völligen  
 streckt im Innern vorgegangen werden kann. Alle einheimische Rohzeug-  
 fe, Nahrungsstoffe und verschiedene Halbfabrikate werden dagegen dem zollfreien  
 Austausch sofort übergeben bei der Ein- und Ausfuhr. Hinsichtlich der Halb-  
 fabrikate und Fabrikate eigener Erzeugung, welchen freier Zugang anfänglich unter  
 Begleit- und Ursprungszeugnissen gegenseitig gewährt werden wird, müssen je-  
 doch die schützenden Zölle auf die gleichartigen Waaren des Auslandes festgesetzt  
 werden. Auf solche Weise kann stufenartig bis zur völligen Ausbildung eines  
 einheitlichen freien Handelsgebietes für alle einheimischen Erzeugnisse vertrag-  
 mäßig vorgeschritten werden, wobei vorläufig noch jeder Theil sein eigenes Finanz-  
 wesen behält. d) Eine Verständigung auch über die, einer gemeinsamen Handels-  
 und Schifffahrtspolitik nach aussen zum Grunde zu legenden Prinzipien, so wie  
 über den Modus einer gemeinsamen commerciellen Vertretung im Auslande, eines  
 gemeinschaftlichen Abschlusses von Handelsverträgen. e) Eine weitere Vereinbar-  
 ung in Bezug auf Post-, Eisenbahn- u. Telegraphenwesen, Dampfschiffahrtslinien  
 u. s. w. einzuleiten. f) Endlich Vorbereitung und Erzielung eines allgemeinen  
 österreichisch-deutschen Zolltariffs. 4) Der genannten Zollkonferenz wird die Befugniß  
 eingeräumt, Behufs der geeigneten Durchführung ihrer Aufgaben Specialkommis-  
 sionen zu ernennen, Erhebungen zu veranstalten, gutachtlichen Beirath einzuholen  
 und Sachverständige zu vernehmen. Zum Schluß bleibt nur noch die eine wich-  
 ige Frage zu erörtern übrig: In wessen Hände denn die Anbahnung und die  
 geeignete Leitung des ganzen Vollzugs des Zolleinigungswerkes sogleich gelegt  
 werden könne und solle? Die einfache natürliche Antwort wird durch die Bundes-  
 Verhältnisse selbst angedeutet. In keine anderen Hände nämlich, als in die der  
 als deutsches Centralorgan bestellten Bundeskommission, deren Competenz in dieser  
 so wichtigen Frage unzweifelhaft aus dem Bundesrechte hervorgeht. Diese Com-  
 petenz ist jedoch nicht nur im Rechte, sie ist auch in der Zweckmäßigkeit, ja, in  
 der Natur und Nothwendigkeit der Dinge begründet. Die geeigneten Maßregeln  
 zur Anbahnung und Herbeiführung der handelspolitischen Einigung, als einer all-  
 gemeinen deutschen Angelegenheit, müssen lediglich von dem Centralorgan ausgehen,  
 auch können sie Niemand zweckmäßiger, als seiner Obhut, anvertraut werden. Die  
 österreichischen Industriellen haben sich größten Theils für den Anschluß ausge-  
 prochen. Die Wiener Handelskammer sammelt erst Materialien aller Art, ehe  
 sie ihr gewichtiges Urtheil abgibt. Es ist erfreulich, daß gerade Böhmen, dessen  
 Industrie so wichtig ist, günstig gestimmt erscheint. Selbst die Tschechen machen  
 davon keine Ausnahme; die „Union“, dieses Organ der tschechischen Partei in  
 Böhmen, ist mit der österreichisch-deutschen J. ganz einverstanden. — Der Verkehr  
 zwischen Oesterreich und den Staaten des Zollvereins ist schon jetzt sehr bedeutend.  
 Der Gesamtwerth der österreichischen Ein- und Ausfuhr über die Gränzen  
 des Zollvereins ist beinahe  $\frac{1}{2}$  des Totalwerthes des österreichischen Verkehrs  
 für 1846 in Gulden C. M. also angegehen:



	Einfuhr.	Ausfuhr.
Natur- u. landwirthschaftliche Erzeugnisse	8,827,262	11,470,825
Fabrikationsstoffe und Halbfabrikate	23,841,884	14,463,837
Ganzfabrikate	4,893,101	11,096,047
	37,562,247	37,030,709.

Während sich in Oesterreich die Stimmung günstig ausspricht, so fehlt es im vereine nicht an Warnungen vor dem Abschluß. Die klein-deutsche Presse eine gewisse Angst zur Schau, daß Oesterreich es nicht ehrlich meine, die Vorschläge des Ministeriums nur eine neue Hemmung des politischen Einigwerkes werden zu sollen bestimmt seien. Die preussische Regierung selbst hat entgegenkommen der österreichischen kalt aufgenommen, ja, neuerdings die preussische Hälfte der Bundeskommission sich in Beziehung der Zolleinigung schläge incompetent erklärt. — Die größte Thätigkeit entwickelt im Zollgebiet Verein zum Schutze deutscher Arbeiter, an dessen Spitze Christ. Degenkolz Fürst Hohenlohe stehen und der seine Mitglieder nach Hunderttausenden. Anfänglich wirkte dieser Verein vorzugsweise in Oesterreich, theils durch die theils durch mündliche Vorträge seiner bekanntesten Mitglieder in den Kreis Industriellen, jetzt strebt er die Vorurtheile zu besiegen, die im Innern des vereins gegen den Abschluß künstlich erregt werden. War dies von ein Anhängern der Schutzzölle bestehenden, Verein zu erwarten, so entstand eine Bewunderung, als auch die Freihändler im gleichen Sinne sich auf Sie begrüßen die österreichischen Vorschläge mit Freuden; von den bedeutendsten Männern dieser Partei sind förmliche Erklärungen zu Gunsten der Ein ausföhrlichen Zuschriften an die österreichischen Mitglieder der Bundeskommission gerichtet worden.

Zugspitz, der Gipfel des riesigen Wettersteingebirges und der geographische Punkt von Bayern, 9099 Pariser Fuß über der Meeresfläche, findet sich im zweiten Zuge jener vier großen Kalkgebirgszüge, die das südliche Deutschland begränzen, und zeigt sich mithin als eine Fortsetzung der mächtigen Felsenmassen, welche die Diablerets, das Oldenhorn, die Gemmihörner, die Rhätikonfette u. s. w. bilden. Der ganze Stock, welcher der 3. heißt, besteht aus ungeheuren Kalkfelsen von weißgrauer Farbe, die in dreijackigen, riesigen Köpfen in die Höhe starren, was einen überraschenden Kontrast mit dem ihnen zu Füßen liegenden üppig grünen Loisach- und Partnachthale bildet. Der 3. ist der natürliche Gränzstein zwischen dem Königreiche Bayern und dem Lande Tyrol. Gegen Westen fällt er auf die niedere Thörlswand ab, und hier bespült seinen Fuß der wildromantische Eissee. Gegen Süden hilft er das hohe Felsenthal, Geisenthal genannt, mitbilden. Nach Osten geht er in die Reinthalerschroffen und Höllenthalspitzen über. Gegen Norden endlich fällt er steilgerade in das Höllenthal hinab. Bloss an der Westseite ist er, etwa bis gegen die Mitte seiner Höhe, mit Nadelholz bewachsen; an allen anderen Seiten ist er nur kahle Felsen, die an der Nordseite, gegen das Höllenthal hinab, mit Schnee bedeckt sind. Auch an der Südostseite bedecken ihn ungeheuere Eichen, welche gemeinlich unter dem Namen Plattacher zusammengefaßt werden. Der 3. galt wegen seiner fast senkrechten Wände lange Zeit für unersteigbar, bis im September 1834 der Maurermeister Simon Rasch aus Partentkirchen mit seinem Sohne und ein gewisser Johann Barth das kühne Wagemuth unternahm und auch glücklich als die Ersten den Gipfel erreichten.

Zuiderburg, berühmte medizinisch-chirurgische Heilanstalt beim Haag in Holland, gegründet von dem um die leidende Menschheit hochverdienten Professor Dr. P. Hendriksz. Nachdem derselbe 1831 von seiner Reise in Deutschland zurückgekehrt, wohin er von Staats wegen als Präsident einer mit dem Studium der damals in Berlin ausgebrochenen Cholera beauftragten Gouvernements-Kommission beordert war, und nachdem seinerseits vergeblich wiederholte Vorstellungen über die Nothwendigkeit einer gründlichen Reform des Universitäts- und des Schulwesens

wie im Königreiche der Niederlande an die Staatsbehörde gestiftet worden waren, zog er sich von seinem Lehrstuhle an der Universität Oröningen zurück und abdrückte sich in J., einem Landgute in der unmittelbaren Nähe des Haags, um dort sich einen eigenen Wirkungskreis zu schaffen, eine Privatheilanstalt zu gründen und einer rein konsultativen Praxis zu leben. Bald war die daselbst von ihm hervorgerufene Anstalt zu einer Entwicklungskstufe gediehen, welche die erfreulichsten Resultate lieferte. Die schwierigsten Krankheitsfälle von nah und fern wurden unter seiner Leitung geheilt. In kurzer Zeit beschränkte sich der Wirkungskreis nicht mehr auf die einzelnen Provinzen Holland's und auf dessen Kolonien, sondern dehnte sich auch aus bis in die heutigen Nachbarländer und über reich's Nordgränze. Eine kräftige Unterstützung fand Professor Hendriksz in dem Sohne Dr. W. Hendriksz, dem jetzigen Direktor jenes schönen Institutes. Er hatte in Berlin, als Schüler eines Hufeland, Gräse, Rust, Dieffenbach, und anderer gelehrten medizinischen Notabilitäten eine gründliche Ausbildung genossen. Er vereinigte in sich, gegen das Herkommen in Holland, die Gynäkologie und Chirurgie noch als völlig getrennte Wissenschaften behandelt. Das ganze Gebiet der Heilkunst, die Kenntnisse des Augenarstes mit Inbegriff und seinem Eifer, seiner Ausdauer, seinem Wissen gelang es, ein würdiger Schüler seines Vaters zu werden. — Das schöne, ausgebreitete, mit Wald, Gärten u. Teichen reich versehene Landgut J. besteht aus einem Hauptgebäude mit Flügel- und Nebengebäuden. Die einzelnen Zimmer münden sämmtlich in eine hellleuchtige, heizbare Korridore, welche im Winter den Hauskranken als Spaziergasse dienen. Das Gebäude, ursprünglich klösterlicher Bestimmung, ist in jüngerer Zeit in neuem geschmackvollen Style aufgeführt worden. Ein Theil der Zimmer sind für einzelne, andere sind dagegen für klinisch zusammengelagerte, noch andere für Augenkranke bestimmt und danach besonders eingerichtet. Für mittellose, die unentgeltlich aufgenommen werden, besteht ein abgesondertes Gebäude. Das Babehaus ist im elegantesten gothischen Style aufgeführt und für alle Arten von Wäbern geeignet. Eine große Herde der Anstalt ist ferner das sehr übersichtlich angeordnete, reichhaltige und vielbesuchte pathologisch-anatomische Museum, eines der schönsten in Europa. Für den geselligen Verkehr der Kranken unter sich, die, je nach ihren socialen und persönlichen Verhältnissen, in drei verschiedenen Sälen speisen, ist in jeder Hinsicht gesorgt. Eine reiche Bibliothek, einige Instrumente aus der berühmten Fortepianofabrik von Erard und Lesebvre in Köln, gesellschaftliche Spiele mancherlei Art bieten ihnen hinreichende Erholung.

**Burchsprallung** nennt man überhaupt die Veränderung der Richtung, welche bewegte Körper vermöge der Elasticität leiden, wenn sie an Hindernisse stoßen u. dadurch abgehalten werden, ihre Bewegung in der vorigen Richtung fortzusetzen. Bei der J. ist als Hauptbedingung erforderlich, daß entweder der bewegte Körper elastisch, oder das Hinderniß, an welches er stößt, oder endlich beide elastisch sind. Wenn, stoßen völlig unelastische Massen aneinander, so wird keine J. erfolgen und wenn das Hinderniß unbeweglich ist, so wird nach dem geraden Stöße die Geschwindigkeit und die Bewegung gänzlich aufgehoben. Stößt ein elastischer Körper auf einen harten, unbeweglichen, senkrecht, so wird die J. in entgegengesetzter Richtung mit eben derselben Geschwindigkeit erfolgen, mit welcher der elastische Körper anstieß. Dasselbe findet auch Statt, wenn der ruhende unbewegliche Körper elastisch und der bewegte unelastisch ist. Stößt aber ein elastischer Körper auf einen ruhenden, unbeweglichen, unelastischen, oder auch umgekehrt ein unelastischer auf einen ruhenden, unbeweglichen, elastischen Körper in einer schiefen Richtung, so wird die J. wieder in der entgegengesetzten schiefen Richtung erfolgen, weil der Burchsprallungswinkel Reflexionswinkel dem Einfallswinkel gleich ist. Wenn ein harter Körper auf einen weichen, unbeweglichen stößt, so wird er nicht nur nach seiner vorigen Richtung in den weichen ein und sehr bald mehr und mehr durch den Widerstand der zusammengedrückt

weichen Körpers vermindert, bis er nach und nach seine Kraft gänzlich verloren hat.

**Zwang** (*coactio*), ist die Nöthigung zu einem Thun oder Leiden, welches der eigenen Neigung entgegen ist. Das Erzwungene steht daher dem Freiwilligen entgegen. Wer in einem Gefängnisse eingeschlossen ist, unterliegt eben sowohl einem *Z.e.* als wer genöthigt wird, sich von einem Orte zum andern hinzubegeben. Dort ist das Bleiben (als ein Leiden), hier das Gehen (als ein Thun) erzwungen. Es gibt aber verschiedene Arten des Zwanges. Der *Z.* ist blos psychologisch, wenn Jemand nur durch Drohungen, mechanisch aber, wenn Jemand durch äussere Gewalt genöthigt wird. Dieser *Z.* ist in der Regel stärker, als jener. Doch läßt sich auch ein solcher Grad des psychologischen *Z.s* denken, daß er auf furchtvolle Gemüther viel stärker wirkt, als eine nicht sehr große äussere Gewalt. Daher wird auch mit Recht zwischen dem widerstehlichen oder überwindlichen und dem unwiderstehlichen oder unüberwindlichen *Z.e.* (*coactio vincibilis et invincibilis*) unterschieden. Streng genommen, ist der psychologische *Z.* stets widerstehlich nach dem Grundsatz: *Qui potest mori, non potest cogi.* Es ist aber hier noch ein sehr wichtiger Unterschied in Ansehung des *Z.es* zu bemerken, nämlich der zwischen dem rechtlichen oder rechtmäßigen und dem widerrechtlichen oder unrechtmäßigen *Z.e.* (*coactio justa et injusta*). Jener dient zum Schutze des Rechtes selbst. Denn, wem die Vernunft ein Recht erteilt, dem erteilt sie natürlich die Befugniß, dieses Recht in seinem ganzen Umfange auszuüben, folglich auch jedes Hinderniß dieser Ausübung zu entfernen. Rührt nun dieses Hinderniß von der willkürlichen Gewalt eines Andern her, so verletzt dieser jenes Recht; die Gewalt, mit welcher er den Berechtigten an der Ausübung seines Rechtes hindern, ihn zu irgend einem Thun oder Lassen gegen seine Neigung nöthigen, oder überhaupt in dessen Freiheitskreis oder Rechtsgebiet eingreifen will, ist demnach ein widerrechtlicher *Z.* Die Gewalt aber, welche dieser entgegengesetzt wird, um das Hinderniß zu entfernen oder das Recht zu schützen, ist ein rechtlicher *Z.* Die Befugniß zu demselben liegt daher schon in dem Rechte selbst, wiewohl es ein strenges oder eigentliches (äusserlich vollkommenes) Recht ist, das daher auch selbst ein *Z.s* Recht heißt. Denn die Vernunft würde sich in ihrer Rechtsgesetzgebung selbst widersprechen, wenn sie einem vernünftigen Wesen Rechte geben und ihm doch zugleich die Befugniß entziehen wollte, das zu thun, was zur vollständigen Ausübung des Rechtes gehört, also: der willkürlichen Gewalt zu widerstehen, die uns daran hindern, oder unser Recht verletzen will. Daher heißen auch die aus solchen Rechten hervorgehenden Pflichten *Z.s*-Pflichten, weil man deren Erfüllung nicht blos auf den guten Willen Anderer ankommen zu lassen braucht, sondern im Weigerungsfalle sie erzwingen darf. So darf die Herausgabe eines anvertrauten Gutes erzwungen werden, wenn der Depositar es nicht freiwillig herausgibt. Deshalb kann man auch mit Thomasius die Rechtslehre als eine Wissenschaft vom Erzwingbaren (d. h. von dem, was sich nach Rechtsgesetzen erzwingen läßt), betrachten.

## Neueste Einläufe.

### A.

Albrecht der Jagellone, König von Polen, war der dritte Sohn Kasimir des Jag. und der Elisabeth, Tochter Kaiser Albrechts. Seine Erziehung genoss er gleichzeitig mit seinen Brüdern unter Leitung des berühmten polnischen Geschichtschreibers Johann Rugos; und des Italieners Pallmach, welcher Polen eine Zufluchtsstätte gefunden. Nach dem Tode seines Vaters im Jahre 92 wurde A. auf dem Reichstage zu Petrikau als König von Polen ausgerufen. Der litthauische Adel hatte kurz zuvor, ganz gegen die Artikel der jagellonischen Union, den jüngern Bruder Alexander zum Großfürsten von Litthauen gewählt. Entstanden hierdurch Zwistigkeiten unter den Brüdern; doch die Nothwendigkeit einerseitsiger Einigung gegen die drohenden Tataren und den Czaren von Rossland brachte beide Monarchen zur wiederholten Bekräftigung der Union, welchem Anlasse auch der älteste Bruder Wladislaw, König von Ungarn und Böhmen, trat, um sich gegen die Angriffe der Türken sicher zu stellen. Die drei Brüdern trafen in Lubocza in Ungarn zusammen, vorgeblich den Tod ihres Vaters Wladislaw des Barmherzigen an den Türken zu rächen und ihre Macht zu dämpfen, eigentlich aber, um dem Wojewoden Stephan die Moldau und Wallachei zu entreißen. Er rückte mit zahlreicher Kriegsheere in der Wallachei ein, führte jedoch den Krieg ohne Erfolg. Später, als Friedrich, Heerführer der Kreuzritter, sich weigerte, ihm als dem Könige von Polen zu huldigen, zog A. gegen ihn, starb aber während dieses Feldzuges in Thorn, von einer schweren Krankheit überfallen, im Jahre 1500.

K-r.

Alexander der Jagellone, König von Polen, war der vierte Sohn Kasimir des Jagellonen. Gleich nach dessen Tode erhoben die litthauischen Großen den eben anwesenden A. auf den Fürstenthron, um die Macht Litthauens, durch die Union geschwächt worden war, wieder zu vergrößern. Zwei Jahre später, im Jahre 1494, vermählte sich A., um die Freundschaft des Czaren Ivan Iliewitsch zu gewinnen, mit dessen Tochter Helena; er traute ihm aber nicht zu und da überdies der Tataren Anführer Menli-Otrey mit einem Einfälle in den drohte, bequämte sich endlich A., wie auch der litthauische Adel, zur Bekräftigung der Union mit Polen. Dieses neue Bündniß wurde 1499 auf dem Reichstage zu Wilna geschlossen, mit dem Bemerkten, daß die Wahl der Großen von Litthauen nur mit Bestimmung der polnischen Großen geschehen dürfe, ebenso daß ohne den litthauischen Adel kein König von Polen gewählt werden dürfe. Im folgenden Jahre 1500 starb Albrecht, König von Polen, und nach dessen feierlicher Beerdigung in Krakau berief Friedrich, der Bruder Albrechts und A.s, Cardinal und Erzbischof von Gnesen, den A. zur neuen Königswahl nach Petrikau, von A., König von Polen.

und in Krakau vom Bruder gekrönt wurde. Hierauf begab sich A. wieder nach Lithauen, später nach Marienburg, um die Hulbigung des Großmeisters des deutschen Ordens zu empfangen, welcher jedoch, dieser auszuweichen, kurz vorher nach Deutschland gereist war. Während eines neuen Einfalles der Tataren in Lithauen im Jahre 1505 rief A., schon auf dem Sterbebette, den Landsturm zusammen, dessen Oberbefehl er dem tapfern aber sehr ehrgeizigen Oliniski anvertraute. Dieser besiegte die Tataren bei Klecko, und auf diese Nachricht erhob der sterbende A. nochmals die Hände wie zur Dankagung und gab seinen Geist auf. A. war von hoher, kräftiger Gestalt, aber schwach am Geiste; am häufigsten fertigte er Andere durch Schweigen ab. Freigebig bis zur Verschwendung, verpfändete er, was er nicht näher versenkte, so daß nach seinem Tode fast alle fürstlichen und Krongüter in Privat Händen sich befanden. Auch verschwendete er viel auf den Hofstaat, an italienische Sänger und Musiker. Auf den Rath des Peter Wapowski legte er in den Karpathen Silberbergwerke an, die jedoch wenig ergiebig waren. Eben so wurde unter ihm die erste polnische Gesezsammlung unter Aufsicht des Primas Koski in Krakau gedruckt. Bei seinem Tode entstand ein Streit, ob der König in Polen oder in Lithauen begraben werden sollte; sein Nachfolger Sigismund entschied sich für das letztere, und so liegt A., der einzige unter den polnischen Königen, in Wilna in der Kathedralekirche begraben, neben den Gebeinen seines Bruders, des heiligen Kasimirs, Patrons von Lithauen.

K—r.

**Alexota**, Kolonie in der Gegend von Marienpol, am linken Ufer des Niemen, gegenüber der St. Kowno, die es durch seine reizende Lage beherrscht. Hier geschah der Uebergang von Napoleons Kriegsheer im Juni 1812 und noch wird der Hügel gezeigt, von welchem aus Napoleon diesem Zuge von 200,000 Mann auf drei über den Niemen geschlagenen Brücken zusah.

K—r.

**Altembas**, ein Goldstoff, dessen in alten polnischen Geschichtswerken häufig Erwähnung geschieht. Der Name entstand aus dem türkischen Worte Altyn. Dieser Stoff unterscheidet sich von den gewöhnlichen Goldstoffen dadurch, daß bei ihm das Gold auf seidenen Grund genäht wurde, während bei jenen die Seide auf Goldgrund genähet ist.

K—r.

**Andruszow**, Flecken im Gubernium Smolensk, berühmt in Folge des Waffentillstandes zwischen Rußland und Polen im Jahre 1667, der auf 13 Jahre geschlossen wurde und auf dem Polen der Ansprüche auf Smolensk, Rjow u. a., wie auch der Gegend jenseits des Dniepr ganz sich begeben mußte.

K—r.

**Angerburg** (polnisch Wengoburg) Stadt in Ostpreußen im Regierungsbezirk Gumbinnen, am Fluße Angrab. Hier bilden die beiden Sprachen, die polnische und lithauische, die Grenze.

K—r.

**Ankwis**, Hofmarschall des Stanislaw August, letzten Königs von Polen Gehast vom Volke, wurde er im nächsten Jahre nach der dritten Theilung Polens, während des Aufstandes in Warschau im April 1794 zugleich mit dreien seiner Mitangesehuldigten, Peter Dzarowski, Joseph Zabiello und Bischof Kossatowski hingerichtet.

K—r.

**Anna Aldona**, Gemahlin des polnischen Königs Kasimirs des Großen, war die Tochter des lithauischen Großfürsten Gedymin, und ließ sich an ihrem Vermählungstage am 25. Juni 1325 in Krakau vom Bischofe Rantler zweiermal taufen. Sie starb im Jahre 1339 und hinterließ zwei Töchter, Elisabeth und Kunigunde, welche an deutsche Prinzen verheiratet wurden.

K—r.

**Anna**, Gemahlin des Polenkönigs Wladislaus Jagello, war die Tochter des cylessischen Grafen Wilhelm und Enkelin Kasimirs des Großen. Wladislaus vermählte sich mit ihr im Jahre 1400, nach dem Tode Hedwigs, auf Belangen der polnischen Großen, vertrat sich aber schlecht mit ihr, denn sie war nicht schön von Aeufferem und das Gegentheil von seiner ersten Gemahlin. Er starb 1416 und hinterließ eine Tochter Hedwig, die später einen Markgrafen von Brandenburg heirathete.

K—r.

**Anna**, genannt die Jagellone, Gemahlin des Königs Stephan De

tory, war die Tochter Sigismund des Jagellonen und der Dona Esforzia, mithin Schwester August des Jagellonen. — Schon von Kindheit an war sie berühmt ihrer Tugend und Frömmigkeit wegen. Manches Mißgeschick mußte sie erdulden. Doch hatte dies auf ihr erbauliches Leben keinen Einfluß: weder das ausgelassene Treiben am Hofe ihres Bruders, noch die plötzliche Armuth, in die sie nach dessen Tode gerieth, als leichtsinnige Weiber und Hofleute nicht bloß die königlichen Schätze, sondern auch ihr Eigenthum raubten, so daß sie davon nur einen silbernen Trinkbecher behielt, den sie scherzweise Sierotka, die Waife, nannte und bis an ihr Ende sehr werth hielt. Die Reichstände setzten ihr endlich, gerührt von ihrer Armuth, einen Jahresgehalt von zweitausend polnischen Gulden (333½ rhn.) monatlich aus, so wie das Einkommen von fünf Kronländern; endlich wollten sie A. auf dem Throne sehen und bestimmen, daß sie Gemahlin desjenigen werden solle, der zum Könige von Polen gewählt wird. Die Wahl fiel auf Stephan Batory, der zugleich mit ihr im Jahre 1576 gekrönt wurde und bis 1586, wo er starb, ein sehr glückliches Leben mit ihr führte. A. überlebte drei Könige, ihren Vater, Bruder und Gemahl, und als neuen König schlug sie ihren Neffen, Sigismund, Sohn des Schwedenkönigs Johann und ihrer Schwester Katharina, vor, der auch auf dem Reichstage gewählt wurde. Sie starb 1596 in Warschau, im 73. Lebensjahre, tief betrauert vom Könige Sigismund, wie vom ganzen Volke, das mit ihr den letzten Schimmer der Jagellonen schwinden sah. K—r.

Anna, Gemahlin des Polenkönigs Sigismund Basa, war die Tochter des österreichischen Erzherzogs Karl und Entelin des Kaisers Ferdinand I. Im Jahre 1582 vermählt, starb sie schon 1598, nachdem sie einen Sohn, Blabius, aus Basa, hinterlassen.

K—r.

Anna, Prinzessin von Schweden, war die Tochter Johann III., Königs von Schweden und Katharina von Polen, also die Schwester Sigismund Basa's. Als dieser zum Könige von Polen gewählt wurde, begleitete sie ihn dahin und blieb bis zu ihrem Ende in Polen. Die letzten Jahre ihres Lebens verlebte sie entfernt vom Hofe in Straßburg (polnisch Brodnica) in Westpreußen. Sie war eine eifrige Protestantin, jedoch sehr mildthätig. Mit besonderem Wohlwollen besetzte sie sich auf Botanik, sammelte selbst Kräuter, trocknete sie und legte eine Pflanzensammlung (herbarium) an. Auf ihre Veranlassung wurde das erste größere botanische Werk: „Ueber die Natur und den Gebrauch der Pflanzen,“ in Krakau bei Stalski im Jahre 1613 gedruckt, das von Sirenius geschrieben war, doch der Herausgeber des hinterlassenen Werkes, Johannakt, Professor der Medicin an der Universität in Krakau, versichert, daß es der schwedischen Prinzessin eigenes Werk sei. Sie verblieb im jungfräulichen Stande und starb im Jahre 1625 in Straßburg, 60 Jahre alt. Da zu der Zeit diese Gegend durch den Krieg mit den Schweden beunruhigt wurde, ward ihr Leichnam ohne feierliche Beerdigung in der protestantischen Kirche still beigesetzt; erst ihr Bruderssohn Blabiolaus veranstaltete ihr im Jahre 1634 ein feierliches Leichenbegängniß, wozu er mehrere protestantische Großen, so Christoph Radziwill, Bosenowden von Wilna, Key, Stadthauptmann von Lublin, Golbenstern, Landeshauptmann u. a. einlud, die ihre Gebeine unter großem Pompe von Straßburg nach Thorn brachten und dort beisetzen. Ihre Pflanzensammlung kam später in die Hände der Familie Radziwill und die Reste sollen noch Ueberreste davon vorhanden seyn, die wie Reliquien aufbewahrt werden.

K—r.

Anna, Prinzessin von Polen, war die Tochter Königs Sigismund Basa und der Erzherzogin Konstantia von Oesterreich. Im Jahre 1638 begleitete sie ihren Bruder, den König Blabiolaus, und die Königin Cäcilie auf einer Reise nach Wien, vermählte sich 1642 mit Philipp Wilhelm, Pfalzgrafen am Rhein aus der Linie Neuenburg und starb 1651.

K—r.

Antonin, prächtiges Jagdschloß der Fürsten Radziwill im W. des Großherzogthums Posen, eine Meile von Ostrowo. Der Ba

Männern trefflich vorgetragen, entgegenwallten. Die neun Jahre, welche  
 : seinem Dorfe, das man ihn oft „Sternenitz“ nennen hörte, verbrachte, zählte  
 : den schönsten seines Lebens. Der Beruf ward nie vernachlässigt, pastoraler  
 : und Klugheit vielfach bewährt, Wissenschaften und Künste treu gepflegt, mit  
 : und fernem geistvollen Priestern derselben mündlich und schriftlich unablässig  
 hrt, daneben im Pfarrhose Gastfreundschaft in der lieblichsten Weise ausgeübt.  
 diesem Zeitraume begann A. vornehmlich seine Thätigkeit als belletrischer  
 iststeller, als Erzähler und Geschichtsfreund. Seine Beiträge zu den Alpen-  
 gehören zu den vorzüglichsten dieses Almanachs. — Als berühmteste Werke  
 „Gertrud von Wart“, welche ehrwürdige Frau bei ihrem Gatten, einem der  
 der Albrecht's I., bis zum dritten, seine Leiden endenden, Abende unter dem  
 : worauf der Königsräuber geflochten worden war, weilte und dann, nach  
 l wankend, in einem bekannten Frauenkloster Ruhe für ihre übrigen Lebens-  
 suchte. A. behandelte den Stoff wahrhaft ergreifend und lieferte zugleich ein  
 Sittengemälde, so, daß dieser historische Roman nicht nur drei starke Auf-  
 erlebte und zweimal in's Französische übergetragen ward, sondern auch in  
 idischer und englischer Sprache erschien. Ein weiterer Verdienst erwarb sich  
 durch die Uebersetzung und Herausgabe von „Johann Heinrich Meyr's  
 kfallen eines Schweizergesandten während seiner Reise nach Jerusalem und dem Liba-  
 , ein Buch, das um seiner Originalität und seines anziehenden Inhalts  
 i viel Glück machte. Hierauf folgte ein Halbroman „Wendelgarde von  
 au“, der uns gleichfalls in's Mittelalter einführt und eine Galerie von oft  
 ntimental aufgefaßten Gemälden enthält. Auch als Erbauungsschriftsteller hat  
 h Ruf erworben. Belebte Darstellung und tiefes religiöses Gefühl sind ihm  
 rühmen und dabei ist er einfach, mild, baar jeder Unzulänglichkeiten, wie er  
 zu wiederholten Malen sich ausserte: „nur mein Kopf ist protestantisch, mein  
 aber katholisch“. — Als dem Kanton Bern durch die Wiener Congreßakte  
 ößere Hälfte des ehemaligen Bisthums Basel zuviel, entstand im reformirten  
 e desselben der Wunsch, daß ihm, wie den katholischen Jurassern, eine Vor-  
 anstalt für ihre, den Studien sich widmende, Söhne in Biel zu Theil  
 :hte. Da dachte der geistvolle Bern'sche Schultheiß v. Müllinen an  
 :tellig gebildeten und im Erziehungssache wohl geübten Pfarrer A. und  
 ihm die Rectorstelle an dem neu zu schaffenden Gymnasium an, zugleich ihn  
 end, einen Lehrplan für dasselbe zu entwerfen. Nach reiflichem Ueberlegen  
 : A. dem Rufe und siedelte im Jahre 1817 nach Biel über, wo der sinnige  
 rfreund auf einer kleinen Strecke Alles beisammen fand, was in der ganzen  
 :itz in größerem Maßstabe aus einander liegt. Das Gymnasium wurde in  
 ersten Jahren stark besucht, nicht bloß von Landeskindern, sondern selbst von  
 schen, Franzosen, Engländern und Italienern, der begeisterte Rector erregte  
 ifterung, insbesondere wenn er mit den Jünglingen auf nahe Schlachtfelder  
 andere classische Punkten zog. Schon im ersten Jahre nach seiner Ankunft  
 iel ward dem Rector auch die erste dasige deutsche Pfarrstelle übertragen wor-  
 ind der Ruf folgte ihm in's Grab, daß er mit seinen Collegen — er hatte  
 end 32 Jahren nur zwei — in dem schönsten Einvernehmen gestanden. Im-  
 chwieriger ward für A. die Stellung in Biel, das, wie die angrenzenden  
 r, durch den Anschluß an Frankreich noch ungleich verborbener geworden war,  
 sowohl durch die Contrebande, als durch die vielen Deutschen, die, sich der  
 :ription und anderen Verpflichtungen in ihren Heimathsländern entziehend,  
 esse Thäler gesüchtet waren. Ja, als das revolutionäre Prinzip allmählig in  
 Gymnasium selbst einschlich und alle Disziplin auslöschte, was insbesondere seit  
 der Fall war, wollte A. die Rectorstelle nicht mehr behalten und erhielt  
 :hewollte Entlassung. Auch noch später wurde A. in das Leben  
 : in Biel und der Umgegend der Radikalismus vornehmlich  
 : Nachdem sich A. von dem Gymnasium zurückgezogen  
 :ante, der Kunst und Wissenschaft, so wie seinen

kannten, deren er in Deutschland, Frankreich, Holland, England, Schweden und Italien eine Menge besaß. Viele dieser Bekanntheiten hatte er in Gais gemacht, welchen Mollenkuroort er fast ein halbes Jahrhundert lange jährlich besuchte und daselbst stets nicht bloß als ein feiner Gesellschaftler, sondern als einer der liebenswürdigsten Männer, denen man begegnen konnte, galt. Einen großen Theil seiner Freunde sah A. zu den Schatten der Väter hinabsteigen; das Schwere aber war für ihn, von zehn Kindern, die er bei zweimaliger Verheirathung bekommen, nur eines ihn überleben zu sehen: ein seines trefflichen Vaters würdiger Sohn. A.'s Tod erfolgte zu Biel den 28. März 1850.

**Arciszewski**, Christoph, gehört unter diejenigen Polen, die sich fern von ihrem Vaterlande berühmt gemacht haben. Unter Sigismund Wasa war er schon im polnischen Heere angesehen, aber seines protestantischen Glaubens wegen angefeindet, begab er sich in Dienste der damals immer mächtiger werdenden Republik Holland. Die Holländer hatten zu der Zeit eben Brasilien von den Portugiesen erobert und überzeugt von der Gewandtheit, Kühnheit und Bildung A., wählten sie ihn zum Statthalter von Brasilien. Er legte fast alle heute noch dort befindlichen Festungen an, wie Rio-Janeiro, Baza, Pernambuco u. a. — Zahlreiche Siege über die Spanier erwarben ihm einen solchen Ruhm, daß ihm die Holländer aus Dankbarkeit eine große Denkmünze mit lateinischer Inschrift schlagen ließen. Die Liebe zum Vaterlande führte ihn jedoch unter Wladislaus Wasa wieder nach Polen zurück, wo er 1655 zu Lissa starb. Gerade am Tage seiner Beerdigung machten die Schweden einen Einfall in die Stadt und brannten den Theil von Lissa nieder, in welchem die protestantische Kirche stand, so daß die in ihr beigesetzten Gebeine des Kriegshelden bald zu Asche verbrannt wurden. K.—r.

**Arnheim** war Anführer der Hülfsstruppen, welche Wallenstein auf Befehl Kaiser Ferdinand's II. dem Polenkönige Sigismund Wasa gegen Gustaph Adolph in der Absicht sendete, um ihn von zu zeitiger Einmischung in die deutschen Angelegenheiten abzuhalten. A. verband sich deshalb mit dem polnischen Kronfeldhern Koniecpolski im Jahre 1629 in der Gegend von Graudenz und nahm am weiteren Verlaufe des Krieges Antheil. Aber sein Benehmen zeigte, daß er die geheime Instruction hatte, den Krieg in die Länge zu ziehen; deshalb verflachte ihn der polnische König bei Wallenstein, der ihn abberief und an seine Stelle den Herzog von Sachsen-Lauenburg schickte. Später mußte Polen große Summen für diese Hülfsstruppen zahlen, welche nur geringe Kriegsvortheile errangen und große Verwüstungen im Lande anrichteten. K.—r.

**Arvalische Brüder** war ein, angeblich von Romulus gestiftetes, Collegium römischer Priester, aus 12 Mitgliedern bestehend, welche zum Abzeichen ein Aehrenkranz, mit weißer Binde gebunden, trugen und jährlich die öffentlichen Feiern der Arvalen oder Flurumzüge in den letzten Tagen des Mai hielten und die Ceres und andere Götter um Gunst und Schutz für die Saaten tanzend u. s. w. beteten. Außer diesen Ambarvalien gab es aber noch andere, welche jährlich den Einwohnern der Dörfer gehalten und wobei gewöhnlich zum Sühnopfer ein Schwein, ein Schaf und ein Stier (daher suovetaurilia genannt), oder Junge, dreimal herumgeführt wurden. — Die Sitte des Flurumzugs herrscht an einigen Gegenden Deutschlands, so in der Nähe von Leipzig am Pfingsttage.

**Arr**, P. Idephons von, gelehrter Benediktiner, St. Gallen, 3. Oktober 1755 im Städtchen Olten im Canton Solothurn, trat fröhlich in die berühmte Benediktinerstift St. Gallen und ward Professor an der Klosterschule Archivar des Stiftes. In den Zwistigkeiten und Unruhen, welche die letzten des schwachen Abtes Beda Angehen († 1796) trübten, drang er auf energische Maßregeln gegen die aufrührerischen Unterthanen, auf sparsamere Haltung und strengere Klosterordnung im Innern und wurde 1788 auf die Abtei als Statthalter Ebringen im Breisgau verwiesen, wo er längere Zeit verweilte. Auch später, als die schweizerische Revolution 1798 die Abtei aus ihrem Gotteshause vertrieb u. sie sich nach Deutschland schickte, war



P. Stephans wieder Pfarrer von Obtingen, dessen Chronik (abgedruckt in der „Säbdeutschen Kirchenzeitung“ 1843) er verfaßte u. in's Pfarrarchiv niederlegte. Als die Hoffnung auf die Wiederherstellung seines Stiftes ausgegeben werden mußte, übernahm er die Stelle des Unterbibliothekars an der ehemaligen Stiftsbibliothek und 1813 des Regens des neuerrichteten Priesterseminars zu St. Gallen, wurde 1824 Oberbibliothekar, geistlicher Rath und Domcapitular des Doppelbisthums Chur, St. Gallen und starb 16. Oktober 1833 zu St. Gallen während des Gebetlätens am festlichen Morgen des St. Gallustages. — A. war ein fleißiger Geschichtsforscher, besonders über die Zeit des Mittelalters und hat sich darin große Verdienste erworben; er war ein kenntnißreicher, gefälliger Bibliothekar, der ganz in seiner Bibliothek lebte und aus ihren seltenen, kostbaren Handschriften reiche wissenschaftliche Schätze zu Tage förderte; er war ein frommer Priester, der in verschiedenen Kreisen segensreich wirkte. Zu Berg Monumenta Germaniae ließ er die, für die ältere deutsche Geschichte so merkwürdigen, Annales Sangallenses und Scriptorum rerum Sangallensium. Seine „Geschichte des Cantons St. Gallen“ (3 Bde., St. Gallen 1810—13) ist ein vorzügliches Werk und besonders für die mittelalterliche Kirchen- und Klostergeschichte, sowie durch urkundliche Aufhellung der ältesten Leibeigenschaftsverhältnisse wichtig. Seine „Verichtigungen u. Zusätze“ dazu erschienen 1830; die „Reimchronik des Appenzellerkrieges bis 1405, von einem Augenzeugen verfaßt,“ St. Gallen 1813; die „Geschichte der Landgrafschaft Buchsgau,“ 1819; die „Geschichte der Stadt Olten,“ Solothurn 1846. L.

Attheke (griechisch, von ἀ-θεία, Stellung, Sehung), Unbeständigkeit, Haltungs- oder Charakterlosigkeit, daher auch Treulosigkeit; folglich verschieden von Atthesmie (von ἀ und ἑσμός, das Band, auch das Gesetz) welches Gesetzmäßigkeit oder Zügellosigkeit bedeutet. Die letztere kann freilich eine Folge der ersten seyn und ist es auch sehr oft. Aber beide sind doch im Begriffe selbst verschieden. — Nimmt man diese Ausdrücke nicht praktisch, sondern bloß theoretisch, so würde A. den Zustand des Zweifels bezeichnen, wo man nicht setzen oder behaupten kann, wegen des Gleichgewichts der Gründe für und wider — welchen Zustand die alten Septiker auch Aphasia nannten. — Atthesmie aber wäre Mangel der Bündigkeit im Beweisen oder des Zusammenhangs der Gedanken überhaupt, also Inconsequenz.

Aufeinanderfolge (successio) ist dasjenige Zeitverhältniß der Dinge, vermöge dessen sie nicht zugleich sind, sondern eines dem andern vorhergeht, mithin auch dieses jenem nachfolgt. Die Theile der Zeit selbst können nicht anders, als in diesem Verhältniß gedacht werden und darum wird es auch auf die Dinge in der Zeit übertragen. Besonders müssen wir, wenn wir uns eine Reihe von Bestimmungen als Ursachen und Wirkungen denken, die Ursache als das Vorhergehende (prius) und die Wirkung als das Nachfolgende (posterius) denken, obgleich beide als nächste Glieder der Reihe so stetig (continuo) auf einander folgen, daß es uns oft scheint, als wären sie gleichzeitig, wie wenn der Blitz uns nahe ist, daß wir in demselben Augenblick auch den Donner hören. Dem ist aber nicht so, sondern die zwei Momente schließen sich nur so dicht an einander, daß wir die Succession nicht bemerken. So ist es auch mit unseren Gedanken, die, indem sie den andern erregt, oft so schnell auf einander folgen, daß wir uns der Succession nicht bewußt werden. In der Gedankenwelt aber kann sich jenes Verhältniß umkehren, so daß wir z. B. erst die Wirkung und dann die Ursache denken. So wird derjenige, welcher einen Donner hört, ohne den Blitz gesehen zu haben, erst nachher an diesen denken. Dieser Gedanke kann sich wieder so schnell an den andern anschließen, daß wir kein Bewußtseyn von der A. haben. Wir können aber auch nicht von der A. derselben in Ansehung ihres Daseyns sprechen, wenn sie auch zugleich wären, so könnten wir sie doch erst nachher wahrnehmen, wie zwei Sterne, die hinter einander aufgehen. Eben so ist es auch nicht von der bloßen A. oder dem Zusammentreffen der Dinge auf einen ursächlichen Zusammenhang derselben schließen. Denn sie

lern zwischen zwei Entgegengesetzten. Es muß aber dabei vorausgesetzt werden, daß der Gegensatz ein unmittelbarer oder contradictorischer sei, daß sich also Entgegengesetzten wie A und Nicht-A. verhalten. Dann heißt es mit Re "Es gibt kein Drittes" (non tertium datur). Darum heißt auch dieser Satz Grundsatz der A. des Dritten oder Mittlern (principium exclusi tertii s. moe).  
 Wollte man aber diesen Grundsatz auch auf den mittelbaren oder bloß contrö Gegensatz beziehen, so würde er falsch angewendet werden, weil es hier wohl Drittes geben kann. So gibt es zwischen gut und nicht gut, oder roth und r wth, zwar kein Drittes, wohl aber zwischen gut und böß (was weder gut i wth) oder roth und grün (was keins von beiden, wie gelb oder blau). W man also den Satz der A. auch auf solche Gegensätze beziehen, so müßte i ihn schlechweg so ausdrücken: „Entgegengesetzte schließen sich wechselseitig a (opposita mutuo se excludunt). Denn dies findet bei allen wirklichen Gegensä statt (s. Gegensatz). A. S. Sätze (propositiones exclusivae) aber heißen Si in w welchen so geurtheilt wird, daß man irgend Etwas ausschließt oder ihm denkt. Da dies auf doppelte Weise geschehen kann, so gibt es auch zweierlei i Sätze: 1) solche, worin Etwas mit A. anderer, ihm ähnlicher, Dinge behau wird, 3. B. Gott allein ist untrüglich, wo in Gedanken alle denkenden i sen ohne Unterschied ausgeschlossen werden; Casus ist ein bloßer Sprad lehrer, wo alle andere Gelehrsamkeit ausgeschlossen wird. Solche Sätze hei A. S. Sätze im engern Sinne. 2) Solche, worin Etwas mit A. eines Th vom Ganzen behauptet wird, 3. B. Casus hat Glück, ausßer im Spiele; der A ist schön, nur nicht in Ansehung der Füße. Da eine solche A. auch eine E nahme heißt, so nennt man dergleichen auch Ausnahmesätze. Die Ausnah sätze heißen also A. S. Sätze im weitern Sinne. Uebrigens liegt bei sol Sätzen immer ein Gegensatz zu Grunde. Wenn man sie daher in zwei Sätze löst, in dem man den bloß angedeuteten Gegensatz förmlich ausdrückt, so er sich allemal ein bejahender und ein verneinender Satz. So würde sich der z angeführte A. S. Satz in die beiden Sätze auflösen: Gott ist untrüglich — anderes Wesen ist untrüglich.

Welling, Francesco Maria, geboren 14. August 1788 in Neapel, er als vielbeschäftigter Architekt lebte, soll schon in seiner Jugend ur poetische Talente gezeigt haben, wodurch er sich aber in den ernst nicht fördern ließ. Er widmete sich der Rechtswissenschaft und wenn i wie thätig und mit welchem Erfolge er sich praktisch mit dieser besd wundert man sich doppelt über seine glänzende Wirksamkeit im geleh Neben der Archäologie im engern Sinne war es besonders die Kunt te ihn frühe schon anzog, wie denn seine erste gelehrte Produktion, te 1804 erschienene Erläuterung einer unedirten Münze der Ariadne, in Kaisers Zeno, diesem Fache angehört. Als Jüngling besuchte A. 9 schaft des gelehrten spanischen Jesuiten, Pater Adres und lernte bei genheit Zoëga, Marini und d'Agincourt kennen, die würdigen Reprä der Gelehrsamkeit und des Fortschrittes dreier Nationen. Nach Neapel get, ward er durch den, unter Joseph Bonaparte's und Murat's Regier anten und vielbeschäftigten Ricciardi, nachmaligen Justiz- und Cultimin te di Camaldoli, im Staatsdienste angestellt, übernahm an der Unto Lehrstuhl der griechischen Literatur und leitete von 1809—15 die Erz Murat'schen Kinder. Nach dem Sturze Murat's trat er in das p Unvolatensleben zurück, in welchem er eine ausgebreitete Clientel erlangt; ligen Vermögensverhältnissen den Grund legte. Seine Thätigkeit an Zeit mehrte sich: nach 1820 wurde ihm das Fach der politischen Defone gen, dann lehrte er Institutionen, endlich las er Pandekten. Er w der juristischen Fakultät, beklebete das Rektorat und ward Mitglied des Rathes für den öffentlichen Unterricht. Solcher Art waren seine Verhältnisse. Sein erspriesslichstes Wirken aber war den Kunst.

fi a B. glänzte lange und nach Verdienst unter den ersten Namen italienischer Stegreisdichter. Erst im Jahre 1813 ließ sie sich, des Reisens müde, in ihrer Vaterstadt nieder, wo sie von ihrem kleinen Vermögen bis an ihren Tod (1820) lebte. Ihre Gedichte sind jedoch nicht vollständig im Druck erschienen.

**Bardini**, Salustio Antonio, ein ausgezeichnete florentinischer Gelehrter, der seinem Vaterlande durch seine praktischen Kenntnisse unendlich viel genügt hat, wurde den 10. April 1677 zu Siena geboren. Seine Studien der Theologie und Jurisprudenz machte er bei den Jesuiten mit so vielem Erfolge, daß er 1705 Baccalaureus der Rechte, 1713 Erzpriester und zehn Jahre später Archidiaconus wurde. Seine Mildbätigkeit und Vaterlandsliebe wird allenthalben gerühmt. Seine bedeutende Bibliothek stand Allen offen und als Vorsteher der Academia fisico-critica wirkte er erfolgreich zur Wiederbelebung der Naturwissenschaften. Das größte Verdienst erwarb er sich um sein Vaterland durch seinen „Discorso economico“, in welchem er ganz neue und treffliche Ansichten über Staatswirthschaft eben so scharfsinnig, als freimüthig niederlegte. Dies Werk bewirkte, daß die Maremma di Siena, die größte, aber gänzlich vernachlässigte Provinz von Toskana, endlich ihrem traurigen Ruin durch Befolgung seiner Grundsätze entzissen wurde. — B. starb den 8. Juni 1706 zu Siena.

**Barbara Zapolia**, erste Gemahlin Sigismund des Jagellonen, war die Tochter des walachischen Wojewoden Stephan Zapoli. Sigismund vermählte sich mit ihr 1512, doch starb sie schon 1515, kurz nach seiner Rückkehr vom Wiener Kongress. Die damaligen Geschichtschreiber schildern B. als wahres Muster einer Königin; gottesfürchtig, sehr freigebig gegen die Armen, huldreich gegen die Untergebenen, war sie eine zärtlich liebende Gattin und dabei schön von Aeußeren. Sigismund, der sie sehr betrauerte, ließ ihr über der Gruft im Krakauer Dome ein Denkmal aus Quadersteinen im italienischen Style errichten. In Niemcewicz „Gedenkbücher über das frühere Polen“ sind zwei interessante Briefe B. an Sigismund und seine Antwort darauf bald nach der Beschreibung der Wiener Fürstenversammlung 1515, doch läßt er unerwähnt, wie er zu den Briefen gekommen, eben so, in welcher Sprache sie ursprünglich geschrieben sind, wahrscheinlich in lateinischer, da diese zu der Zeit als Sprache der Gebildeten und fast alleinige Schriftsprache nur in Anwendung war.

K-r.

**Barbara**, Radziwill, war die Tochter des berühmten Helben Georg Radziwill, der zugleich mit Konstantin Ostrogski den Siegesruhm Schlacht bei Orsza theilte, wo die Russen gänzlich geschlagen wurden. B. war ihren Vater sehr früh und wurde an den schon an Jahren vorgeschrittenen Grafen Wojewoden von Trock, vermählt. Im 20. Lebensjahre wurde sie schon Witwe und lebte in Wilna bei ihrer Mutter, wo sie August (Sigismund II.), der bei Lebzeiten seines Vaters den Titel König von Polen trug, kennen lernte. dem Tode seiner ersten Gemahlin Elisabeth lebte er nur für B. und um öfters ungestört bei ihr weilen zu können, ließ er einen geheimen Gang aus dem lichen Schlosse bis zum Palaste ihrer Mutter einrichten, dessen Ueberreste noch zu sehen sind. Ohne Hoffnung, daß seine Eltern je in diese Heirat willigen werden, vermählte er sich heimlich mit ihr und der Hausgefilich Mutter traute sie. Als die Nachricht vom Tode seines Vaters Sigismund nach Wilna kam, ließ August sogleich in allen Kirchen feierlichen Trauerdienst abhalten; den in Wilna anwesenden lithauischen Senatoren entdeckte. Ehebündniß, ihnen zugleich anempfehlend, daß sie bei der Fürstin Radziwill öffentlich und feierlich um die Tochter für ihn anhalten sollten. Nachdem geschehen, begab sich der König mit seiner Gemahlin auf den Weg nach Krakau, doch ließ er sie einige Meilen vor der Stadt zurück, um ihre Ankunft erst bereiten, da besonders seine Mutter Bona ihr nicht günstig gestimmt war. wußte bald die polnischen Großen, welche sich ohnehin schon beleidigt fühlten, August einen so wichtigen Schritt ohne ihr Wissen gethan, dahin zu bringen, sie auf dem Reichstage zu Petrikau den König öffentlich baten und bekräftigten.

seiner Gemahlin von sich zu lassen. August war jedoch unbeweglich. Ihm zur Seite standen Maciejowski, Bischof von Krakau und der Großkronfeldherr Johann Lornowski; zur Partei der Königin Bona gehörte vor Allen ihr Liebling Peter Krmita, Wojewode von Krakau, und der reiche Andreas Gorka, Wojewode von Posen. Nachdem in einer öffentlichen Sitzung einer der Gesandten, Peter Dorosynski, sich gegen die Ehe des Königs ereifert hatte, ließ er sich und mit ihm alle übrigen Gesandten auf die Kniee nieder, den König ansehend, diese Ehe als nichtig anzusehen u. sähe er darin eine Sünde, so nähmen sie diese auf ihr Gewissen. Diese Rede, in Gornickus Chronik aufbewahrt, enthält trotz der damals gewöhnlichen Weitschweifigkeit ungemein schöne Stellen, unter andern diese, die auch Hellinski in seiner Tragödie: „Barbara Radziwillowna“ wörtlich wiedergab: „Mag die ganze Welt wissen, daß Sigismund August, König von Polen, so sehr seine Unterthanen geliebt hat, daß er alle Freuden und Vergnügungen, zuletzt sogar die Thronen seiner ihm theuren Gattin ihnen geopfert hat“. Geduldig hörte der junge Monarch diesen Beschuldigungen zu, dann sich vom Throne erhebend, sprach er mit Nachdruck: „Was geschehen ist, kann nicht geändert werden, Euch aber ziemt es nicht, mich von meiner Pflicht abzuhalten, eher solltet Ihr mich dazu anfeuern.

Wenn ich meiner Gemahlin untreu würde, was würdet Ihr dann noch von mir zu erwarten haben? Ich habe ihr vor Gott geschworen und dieser mein Glaube ist mir heiliger, als alle Königreiche der Erde“. Die Standhaftigkeit des Königs überwand die erbittertesten Gegner. Selbst Krmita huldigte nach dem zweiten Reichstage 1550 der Königin und die von allen Anhängern nun verlassene Bona mußte B. als ihre Schwiegertochter anerkennen. Am 13. November 1550 wurde sie in Krakau im Beiseyn des Senats und der dazu berufenen Lebensfürsten feierlichst zur Königin gekrönt. Doch schon zu der Zeit fing eine für die Ärzte unbegreifliche Krebsartige Krankheit an, sie heimzusuchen, die sich allmählich so verschlimmerte, daß sie den 6. April 1551 ihren Geist aufgab, nachdem sie zuvor noch ihren trostlosen Gemahl angefleht, in seiner Betrübniß das Reich nicht zu vergebessen und für Nachkommen durch nochmalige Heirath Sorge zu tragen. Die Gebeine B. s ließ August nach Wilna bringen und sie in der Schloßkapelle des hl. Kasimir neben seiner ersten Gemahlin Elisabeth von Oesterreich mit königlichem Pompe beisetzen. Von da ab ging er nur schwarz gekleidet, ließ auch alle seine Zimmer schwarz ausschlagen. Das ganze Volk theilte die Trauer des Königs und unter demselben war die Meinung allgemein verbreitet, als habe Bona durch einen gebungenen italienischen Arzt ihrer Schwiegertochter ein langsam tödtendes Gift beibringen lassen. K—r.

1777 Bartolini, Lorenzo, einer der berühmtesten toskanischen Künstler, geboren zu Savignano bei Vernio von armen Landleuten, verbrachte seine Jugend und ohne jene Aufmunterung, die in günstigeren Lebenslagen das Talent weckt und fördert. Aber sein Genius, die äußeren Hindernisse besiegend, bald Bahn. Die Zeit, in welche seine Ausbildung fiel, war die Blüthe um 20 Jahre ältern Canova; in seiner Heimath Toskana fand er unter eben kein Muster irgend welcher Bedeutung. Bereits von frühe an mußte er gewisse auf die Naturbetrachtung hingewiesen worden seyn, denn die Re- selben bilden das überwiegend charakteristische Element seiner Kunst. Er nach Aehnlichkeit mit den Meistern der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, illich die Natürlichkeit zu erreichen, mit welcher jene das Naturstudium mit dem n zu vermitteln suchten. Seine Richtung war die naturalistische mit allen orjügen und Schwächen; Schönheitsfann und Feinheit des Gefühls ließen a häufig die Klippen vermeiden, welche von derselben ungetrennt sind, aber s fehlte viel daran, daß er Werke geschaffen hätte, deren Gesamtheit in reiner und ungetrübtet gewesen wäre. Er vertiefte sich lieber in die Natur, aber die Furcht vor dem sogenannten Ideal, in- charakterloses Verwischen des Individuellen sah, ging bei ihm so w- so selbstständig dünkte, oft in Gefahr gerieth, die künstlerische t

## Batoni — Belcour.

verlieren und bloßer Copist zu werden, wo er schaffen sollte. Daher kommt es, wir auch in fast allen seinen besten Werken auf unschöne Theile stoßen. Eine vollendet gebliebene kolossale Statue von Napoleon, durchaus abweichend von dem alten Typus, welchen die Darstellungen Canova's und Thorwaldsen's und die älteren Kaiserporträts accreditirt haben, ist in Hinsicht der kräftigen und scharfen Individualisirung sehr bemerkenswerth. Daß übrigens die Eigenthümlichkeit seiner Richtung ihn weniger für das Monumentale geeignet machte, begreift sich leicht. So gehört die Colossalstatue der Königin von Etrurien auf der Piazza reale in Lucca, ungeachtet ihrer Verdienste, keineswegs zu seinen interessantesten Arbeiten. Doch wäre zu wünschen gewesen, daß Florenz eines seiner Momente ihm übertragen hätte: das des Dante für Sta. Croce, in welches er gewiß ganz anderes Feuer und andern Geist hinein gelegt haben würde, als Ricci's genielose, nicht über den Mittelschlag sich erhebende Arbeit zeigt. Man kann das Bedauern nicht unterdrücken, daß B., regellos und launisch arbeitend, Vieles halbvollendet ließ und die Vollendung günstiger Stimmung auffarend, die Sachen verschleppte, so daß bei seinem Tode sein Atelier mit halbfertigen Werken gefüllt gewesen seyn muß, zu denen das, seit mindestens 20 Jahren begonnene, große Demidoff'sche Denkmal gehörte. An Auszeichnung mancher Art hat es ihm nicht gefehlt; von seinen Landesleuten gefeiert, mehr noch von englischen und französischen Autoren, denen seine Richtung besonders zusagte, war er Lehrer der Skulptur an der heimathlichen Akademie der Künste und als das Jahr 1848 Toskana eine Repräsentation aussandte, wurde B. zum Senator oder lebenslänglichen Mitgliede der 1. Klasse ernannt. Er verheiratete sich erst in späteren Jahren und starb zu Florenz den 20. Januar 1850. Seine irdischen Reste ruhen in der Lukas-Kapelle bei der Kirche der Annunciata, dem altherkömmlichen Begräbnißorte der Mitglieder der florentinischen Akademie.

**Batoni**, Pompeo Girolamo, der beste unter den neueren Malern der Campagna, geboren zu Lucca 1708, verdankte das Meiste seinem eigenen Genie und unermüdblichen Fleiße, womit er die Natur, die Antike und die Werke großer Meister, namentlich Raphael's und Correggio's, studirte. Der Einfluß des letzteren auf B. ist besonders in der meisterhaft gearbeiteten, lebensgroßen *Ragazzo* sichtbar. Dieses Bild befindet sich nebst mehreren anderen seiner Arbeiten in der Dresdener Galerie und ist durch unzählige Copien bekannt. B.'s Zeichnung ist correct, sein Ausdruck gut, sein Colorit warm und sanft, die Pinselführung kräftig und markig; er liebt breite Mäße und ist Meister im Hellbunzel. Als Maler war B. einfach, fromm, zu Zeiten launisch, doch immer rechtlich.

**Baturin** (eigentlich Batoryn), Stadt am Flusse Sem im Gouvernement Czernigow. Sie trägt den Namen von ihrem Gründer, dem polnischen Magnaten Stephan Batory, und wurde in der Geschichte berühmt, als nach dem Abzuge der Kosaken von der polnischen u. der Unterwerfung unter die russische Oberherrschaft die Atamanen (Heerführer) derselben hier ihre Residenz anlegten. Hier starb noch Mazepa, bevor er dem Czaren Peter untreu wurde und mit Karl XII. ein Bündniß schloß. In demselben Jahre (1708) wurde B. vom russischen Heere eingenommen und fast alle Einwohner niedergehauen.

**Bekiesz**, ungarischer Anführer, anfangs erklärter Gegner Stephan Batorins, später sein getreuester Anhänger; als solcher befehligte er in den Kriegen zwischen Rußland das ungarische Fußvolk und als er in Lithauen zum großen Stephan starb, wurde er auf einem Hügel in der Gegend von Wilna begraben. Seitdem wird dieser Hügel der Bekiesz's Berg genannt.

**Belcour** (spr. Belkur) war einer von denjenigen Franzosen, welche im Dienste der Consöderirten zu Bar getreten waren. Von den Russen gefangen genommen, wurde er nach Sibirien verbannt. Als er später nach Bar zurückkehrte, beschrieb er seine Leiden und Erlebnisse in einem Werke, welches Gress, doch ohne Namen des Verfassers, erschien. Später war B. Anführer des polnischen Infanterie-Regiments Dzialowski.

**Werdyczew**, Stadt in Polhynien, fünf Meilen südlich von Zitomierz, 24 Meilen von Kiew. Sie ist fast ganz von Holz gebaut, zählt etwa 12,000 Einwohner, unter denen ein großer Theil Juden, besitzt mehrere griechische und eine katholische Kirche. Berühmt sind die hiesigen Jahrmärkte auf Pferde und ukrainisches Hornvieh, das in zahlloser Menge hierher getrieben wird. K—r.

**Werescezko**, Stadt in Polhynien im Dubinschen Kreise, am Flusse Styr, nahe an der gallizischen Gränze, nur drei Meilen von Brody. Hier wurden die Kosaken und Tataren unter Anführung des Chmielnicki und Chan Ciren vom Polenkönige Kasimir Wasa 1651 gänzlich geschlagen und zerstreut. K—r.

**Wethune**, Marquis de, war mehrmals Gesandter Ludwigs XIV. an den Hof Johann Sobieskis und in den meisten Angelegenheiten zeigte er sich als ein geschickter und thätiger Diplomat. Er hatte auch leichteren Verkehr mit dem kaiserlichen Hofe, da er mit der Familie Sobieskis verwandt und seine Gemahlin die Schwester der Königin von Polen war. Er war es, der im Jahre 1678, um die Streitkräfte des gegen Frankreich kämpfenden Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg zu schwächen, den König von Polen berebete, das schwedische Heer, das aus Liefland in Brandenburg einfallen sollte, durch Litthauen ziehen zu lassen. Sobieski zog dadurch einen Feind auf sich, der ihm in vieler Hinsicht schadete.

Im Jahre 1679 Unruhen im österreichischen Ungarn ausbrachen (der größte Theil Ungarns war damals in der Macht der Türken), unterstützte W. die aufständigen Magnaten mit Geld und geheimen Agenten gegen den Kaiser Leopold, und ersah den Grafen Tekelley. Außerdem brachte er den König Johann auf seine Forderungen vor, den Ungarn Hülfsstruppen zu schicken, die von Frankreich erhalten und besoldet werden sollten. Schon waren 10,000 bewaffnete Polen bei der Carpathen versammelt und eine solche Hülfsmacht würde Ungarn wenig genützt haben, als Intriguen der Königin Maria Kasimira, in Folge ihrer angelegten persönlichen Beileidigung und ihre nun um so größere Abneigung gegen den französischen Thron Alles vereitelten. Sie veranlaßte ihren Mann, die Truppen zurückzuziehen, so daß dieses zweite von W. sein angelegte Unternehmen so mißlang, als das erste. Nach Frankreich zurückberufen, zeigte er sich später wieder in Polen, aber diesmal nur als Privatmann und Berater des Königs, den er auf seinen Reisen und Feldzügen begleitete. Im J. 1680 war er mit dem kaiserlichen Gesandten Grafen Thun in Streit gerathen; dabei zu gewaltsamen Ausritten und W. forderte den Grafen zum Zweikampfe heraus. Dieser nahm die Herausforderung an, aber König Johann verhinderte, so lange den Streit beizulegen, als sie sich an seinem Hofe befanden. Kaiser Leopold davon Kunde bekam, drang er so lange in den König, bis W. von Polen entfernt wurde. Er wurde dann von Ludwig XIV. als Gesandter nach Wien geschickt, wo er auch starb. K—r.

**Wirkowski**, Fabian, Dominikanermönch, war der berühmteste der polnischen Prediger nach Peter Skarga. Seine Ausbildung erhielt er auf der Universität Krakau, erlangte während der zweiten Hälfte der Regierung Königs Sigismund Wasa so bedeutenden Ruf, daß dieser ihn zum Kanzelredner seines Sohnes Wladislaus berief. W. machte mit Wladislaus alle Feldzüge mit, ertrug gelassen die Schwere des Krieges und mit immer gleichem Eifer spendete er dem Soldaten, wie dem gemeinen Soldaten das geistige Labfal. Erst im 70. Lebensjahre kehrte er, als seine Körperkräfte schon geschwächt waren, in sein Kloster und in die Arme der Brüder zurück, wo er als Prior im Jahre 1636 unter Wladislaus starb. Er war in den alten Sprachen sehr bewandert. Alle seine Predigten waren von einem tief ergreifenden religiösen Geiste durchdrungen; ohne äußere Pracht, aber voll Kraft und Feuer; viele derselben haben sich in unserer Zeit erhalten. W. hielt vielen berühmten Männern Trauerreden. K—r.

**Wojtowicki**, Karl Chodjewicz, Peter Skarga u. a. Dicht., Albert (vergl. Bd. II., S. 309), wurde

Freiburg, wo sein Vater reformirter Pfarrer war, 1797 geboren und studirte in Bern und Göttingen Theologie.

**Bobowski**, Adalbert, bekannt unter dem Namen Hali-Bey, war Dragoman (Dolmetscher) am türkischen Hofe Sultan Mahomed's IV. Er war der Sohn eines russischen Wojewoden, wurde aber noch im Kindesalter von den Taren geraubt und um's Jahr 1625 nach Konstantinopel gebracht. Hier erwarb er sich durch seine natürlichen Anlagen bald das Zutrauen seines neuen Herrn der ihn in das Serail des Sultans zur Erziehung übergab und da B. eine besondere Leichtigkeit in der Erlernung von Sprachen zeigte, bildete er sich zum Dolmetscher am türkischen Hofe aus. Er sprach geläufig in achtzehn, sowohl morgenländischen als europäischen Sprachen. Von den letzteren übersezte und sprach er am fertigsten französisch, englisch und deutsch. Er schrieb viele Werke die nicht ohne Wichtigkeit sind, denn er lernte die Türken, besonders ihre Beziehungen zu anderen Völkern so genau kennen, wie es Anderen nicht möglich war. Seine Werke sind jedoch meist nur ungedruckt u. im Originale zu uns gekommen, da in der Türkei Buchdruckereien damals noch fehlten. So arbeitete er eine türkische Grammatik mit Wörterbuch aus, übersezte den Katechismus der anglikanischen Lehre in's Türkische, schrieb eine Sammlung von Mustern türkisch-französischer Reden und übersezte das damals sehr verbreitete u. allgemein geleimte Werk von Comenius: „Janua linguarum“, welches die Hauptsprachen Europa's mit einander vergleicht, ebenfalls in's Türkische. Die Originale der letzten beiden Werke sind in der kgl. Bibliothek in Paris aufbewahrt. Auch übersezte B. die ganze hl. Schrift in's Türkische, welche Uebersetzung in der Bibliothek in Leyden zu finden ist. Erzogen in der Lehre Mahomed's, bekannte er sich durch sein ganzes Leben zu derselben, doch mehr aus Gewohnheit, als aus Ueberzeugung; sogar diejenigen, die ihn näher kannten, hatten seinen Türkenglauben sehr in Verdacht. Alle Zeitgenossen achteten die Biederkeit seines Charakters und, wenn auch seinen Monarchen treu, war er den Christen immer sehr zugethan. Mahomed IV. schätzte ihn hoch und zeichnete ihn vielfältig aus. Er starb im Jahre 1672. K—r.

**Bobruisk**, eine vom Kaiser Alexander von Rußland angelegte Festung in Kreise und Gubernium Minsk, 18 Meilen von diesem und 15 Meilen von Mihilow, an der Beresina. Als Napoleon im Jahre 1812 in Lithauen einrückte und das russische Heer sich gegen Moskau zurückzog, wurde B. von der Division Dombrowski's besetzt, aber nicht belagert. K—r.

**Bochnia**, Kreisstadt in Galizien, 5 Meilen östlich von Tarnowo, an der Hauptstraße von Lemberg nach Wien. Sie hat mehrere Kirchen und etwa 3000 Einwohner. Hier befindet sich ein Oberbergamt und Berggericht und die in der Nähe liegenden Salzbergwerke sind nächst denen in Wieliczka die bedeutendsten in Galizien. Man bringt das Salz aus dem Stollen, der sich 1000 Klafter in der Länge, 75 in die Breite und 120 in die Tiefe ausdehnt und so ergiebig ist, daß durch 300 Arbeiter jährlich 250,000 Centner Steinsalz gewonnen werden. K—r.

**Bogusfal**, Erzbischof von Posen, lebte im 13. Jahrhunderte und schrieb eine Geschichte Posen's in lateinischer Sprache, die bis zum Jahre 1229 reicht. Er starb 1253. K—r.

**Boguslawski**, Adalbert, berühmter dramatischer Künstler, in der Wojwodtschaft Posen um's Jahr 1760 geboren. Er begab sich zuerst in Kriegsdienst und wurde in das lithauische Garderegiment des Fürsten Czartorjowski eingereiht. Nach einem ihm geschenehen Unrecht Seitens der Vorgesetzten verließ er den Soldatenstand und legte sich mit Eifer auf die dramatische Kunst, der er in Posen eigentlich erst die Bahn brach. Im Jahre 1788 zeigte er sich zum ersten Male auf der Bühne zu Warschau, war bald Liebling des Publikums und gefiel besonders in komischen Rollen. 1790 wurde er Direktor des Warschauer Theaters und gab während des vierjährigen Reichstages nicht nur sehr besuchte Vorstellungen, sondern vermehrte auch die bis dahin sehr geringe Anzahl polnischer Theaterstücke durch verschiedene Originaldramen, wie durch Uebersetzungen französischer u. deutscher

**Bühnenwerke.** In den unruhigen Jahren 1793 und 1794 ging das Warschauer Theater ein und B. rettete am Tage der Erfürmung von Prag durch Suwarow kaum die nothwendigsten Garderobestücke, die er mit Mühe bis Krakau brachte; von hier ging er mit einem Theile seiner frühern Gesellschaft nach Lemberg, wo er viele Schwierigkeiten zu überwinden hatte, ehe es zur ersten öffentlichen Vorstellung kam. Im Jahre 1799 begab er sich wieder zurück nach Warschau, aber ungünstige Verhältnisse, vielleicht auch schlechte Verwaltung, nöthigten ihn bald, das ganze Unternehmen aufzugeben und nur selten trat er im Lustspiel wieder auf. Er starb 1829 in Warschau. In der letzten Zeit beschäftigte er sich mit Herausgabe seiner theatralischen Werke. Unter den Originalen sind bemerkenswerth: „die Krakauer“, ein sehr beliebtes Zeitgemälde, und „die modernen Krämpfe“. Seine Uebersetzungen haben wenig literarischen Werth, aber mehr Interesse bieten die jedem Bande beigegebenen Biographien u. Portraits der besten damaligen Schauspieler und Schauspielerinnen, wie der Truskolaska, des Dwinski, Swiezawski, Czajkowski u. A. Alle diese Lebensbeschreibungen, mit vielen politischen Ereignissen verknüpft, vervollständigen das Bild damaliger Sitten und Zustände und haben in den Augen des Geschichtsforschers einen unbestreitbaren Werth. K—r.

**Bohomolec, Franz,** aus der Gesellschaft der Jesuiten, lebte in Warschau und war der erste polnische Lustspieldichter. Um sich diesen scheinbaren Gegensatz zu erklären, ist es nöthig, sich in die Epoche zu versetzen, in der er lebte u. wirkte. Es war dies in den letzten Jahren der Regierung August's III. von Sachsen und Polen und in den ersten Stanislaus August's, zu der Zeit, als die Gemüther sich zu regen anfangen u. Alles sich beeiferte, auch im Gebiete der schönen Künste hinter anderen Völkern nicht zurückzubleiben. Das Theater erschien, u. nicht ohne Grund, als das Mittel, auf die Gemüther am meisten einzuwirken und ihrer Belebung eine vortheilhafte Wendung zu geben. Fast alle Gelehrten jener Zeit ergriffen diese Triebfeder; da aber die Gelehrsamkeit meist nur im geistlichen Stande zu finden war, so ist es erklärlich, wenn die meisten in den Wissenschaften, Künsten und in der Literatur berühmten Namen diesem Stande angehören. Ausser den beiden Bischöfen Naruszewicz und Prasiński, als den berühmtesten Gelehrten damaliger Zeit, gehörten noch dieser Epoche an und zwar der Gesellschaft Jesu: der Astronom Boczobut, Geograph Byrwick, Moralist Piramowicz, Literat Pliskowski; dem Piaristenorden: der Mathematiker Ustrzycki, Physiker Dżinski, Naturalist Ladowski, Geschichtschreiber Skrowski, Advokat Strzetuski, Grammatiker Kopyzynski; außerdem Dmochowski, Krajewski, Jezierski, Literaten, von den Weltgeistlichen besonders Hugo Kollontaj, Albertrandi, Alterthumsforscher, Kluk und Jundził, Naturalisten u. A. Die ersten dramatischen Werke, welche B. herausgab, waren für die subirende Jugend geschrieben und es kamen keine weiblichen Rollen darin vor. Die erste Sammlung derselben erschien noch unter August III. im Jahre 1750. Später, als nach der Thronbesteigung Stanislaus August's die theatralischen Vorstellungen häufiger und besucht wurden, schrieb B. eine neue Sammlung mit weiblichen Rollen, so: die Trunkenbolde, der gute Hausherr, der Ceremoniant, Staruszkiewicz, der Verschwenker, die jungen Alten, die Ehe aus dem Kalender, die von 1767—70 in der Buchdruckerei der Jesuiten in Warschau einzeln, jedoch unter Verschweigung seines Namens, erschienen. Aber B. beschränkte sich nicht blos auf das dramatische Gebiet. Thätig für Alles, was die geistige Bildung in seinem Vaterlande irgendwie fördern konnte, gab er die erste periodische Zeitschrift in polnischer Sprache, den Monitor, heraus, den er nach dem Muster des „eng- lischen Zuschauer's“ schrieb und durch 20 Jahre, von 1764—84 redigirte. Von ihm sind auch die Biographien des Johann Zamojst und Geyg Dabrowski, ebenso die polnische Uebersetzung der berühmten Sammlung von Dabrowski, die Briefe der Missionäre aller Zeiten. Endlich ergänzte er in späteren Jahren seine Werke mit älteren polnischen Geschichtswerken, wie das von Dielski, Strykowski u. A. war



von offenem und sanftem Charakter, leutselig und bescheiden im Umgange, aber streng gegen sich selbst. Er starb 1790 zu Warschau. K—r.

**Boleslaus Chrobry** (der Tapfere), König von Polen, war der Sohn Miecyslaus I. und der erste polnische Monarch, welcher den Titel König führte. Im Jahre 997 erkaufte er die Gebeine des heiligen Adalbert, der inmitten seiner Befehrungsversuche von den heidnischen Preußen erschlagen wurde, für eine große Summe und brachte sie nach Trzemeszno, von da nach Gnesen, wo er sie in der Domkirche feierlich beisetzen ließ. Im Jahre 1001 empfing er in Gnesen den Kaiser Otto III., welcher dahin zum Grabe des heil. Bischofs Adalbert gewallfahrtet war. Später führte B. mit glücklichem Erfolge Krieg mit den Russen und dem deutschen Kaiser Heinrich II., obgleich es scheint, als wäre er nur als Lehensherr des deutschen Reichs Betreffs der Lausitz und Schlesiens angesehen worden. Im Jahre 1024 nahm er den Titel eines Königs von Polen an u. wurde in Gnesen feierlich zum Könige gesalbt und gekrönt. Im folgenden Jahre starb er, den Thron seinem einzigen Sohne Miecyslaus II. hinterlassend; er liegt in der Domkirche in Posen begraben. Den Beinamen Chrobry, der Tapfere, erhielt er für seine zahlreichen Siege in fast allen Schlachten. Einige Geschichtsschreiber nennen ihn B. den Großen. K—r.

**Boleslaus**, der Kühne, König von Polen, war der Sohn Kasimir's (mit dem Beinamen der Mönch), bestieg schon im 17. Lebensjahre den Thron, im Jahre 1058, und war eben so, wie B. der Tapfere, ein glücklicher Feldherr. Im Jahre 1076 eroberte er Kijow von den Russen und im folgenden Jahre wurde er gekrönt. Als er aber im Jahre 1078, von Zorn entbraunt, mit eigener Hand den heil. Stanislaus, Bischof von Krakau, ermordete, floh er, vom Papst Gregor VII. in den Bann gethan und von den Untertanen gefaßt, nach Ungarn; sein späterer Aufenthalt ist unbekannt, eben so die Umstände seines Todes. Zum ewigen Andenken an die allgemeine Trauer und zur Sühnung dieses Verbrechens unternahm seitdem jeder neugekrönte König eine Prozession im Busgewande zur Kapelle des heil. Stanislaus auf dem Felsen bei Krakau, dem Orte, wo die grauenhafte That stattfand, und keiner von den in Krakau gekrönten Königen vernachlässigte diese Wallfahrt. K—r.

**Boleslaus**, Krzywousty (Krummund), König von Polen, war der Sohn Königs Wladislaus Hermann und bestieg, erst 15 Jahre alt, 1102 den Thron. Er führte mit demselben glücklichen Erfolge, wie seine Vorgänger, Krieg, so mit Kaiser Heinrich IV., mit den Böhmen und Russen, die er besiegte und so sein Reich von allen äußeren Feinden befreite. Aber kurz vor seinem Tode im Jahre 1136 beging er die unverzeihliche Schwäche, das erst ausblühende u. mächtig werdende Polen unter seine vier Söhne zu vertheilen, was erst Feindseligkeiten unter den Brüdern, dann den allmählichen Verfall des Reichs zur Folge hatte. Wladislaus erhielt Schlessen mit Krakau, Boleslaus Masowien, Miecyslaus Großpolen, Heinrich Sandomir und Lublin. Von da bis zu Wladislaus Lokjetek, d. i. fast zweihundert Jahre, gab es kein einiges Königreich und selbst auch keinen eigentlichen König von Polen. In Folge verschiedener Theilungen u. Verträge zwischen den Brüdern und ihren Nachkommen entstanden besondere Fürstenthümer, wie Kleinpolen mit der Hauptstadt Krakau, Großpolen mit Posen, Schlessen mit Breslau, Masowien mit Plock, Pommern mit Danzig u. s. w. B. liegt in der Domkirche in Plock begraben. K—r.

**Boleslaus**, der Krause, zweiter Sohn Königs Boleslaus Krummund, war Herzog von Masowien von 1136—73. Er liegt im Dome zu Krakau begraben. K—r.

**Boleslaus**, der Schamhafte, der Sohn Leszek des Weisen, war Herzog von Krakau von 1227—79. Seine Gemahlin war die h. Kunigunde, Tochter des ungarischen Königs Bela IV. Er liegt in Krakau in der Franziska-Kirche begraben. K—r.

, Königin von Polen, war die Tochter des Galeas Sforza,

## Bornslawski — Braun.

Herzog von Mailand, und der Isabella von Arragonien. Nachdem Sigismund Jagellone seine erste Gemahlin Barbara Zapolla durch den Tod verlor, erbte er auf den Rath Kaiser Maximilian's um die Hand B., welche im Jahre 1518 in Italien deshalb weilenden polnischen Gesandten nach Krakau kam, zu Hochzeitsfeierlichkeiten stattfanden. B. war herrschsüchtig, besaß einen besondern Hang zu Intriguen und unerfülllichen Geiz. Sie beherrschte den König ganz, seine bis dahin lobenswerthe Regierung bald dem Volke misstliebig wurde. Alle Aemter vergab sie nach ihrem Gutdünken und wer ein solches erhielt, mußte bei ihr loskaufen. Auf ähnliche Art wußte sie die Privatbesitzungen der Aemter an sich zu bringen und als sie nach dessen Tode über ihren Sohn ihre Herrschaft nicht in gleichem Maße ausüben konnte, beschloß sie, Polen zu verlassen und nach Italien zurückzukehren. Zu der Zeit besaß sie das größte Vermögen in Europa, denn ausser einer großen Menge der kostbarsten Kleinodien nahm sie ungeheure Schätze von Gold und Silber aus Polen mit und, in Spanien angekommen, verborgte sie an den König von Spanien, Philipp II., 430,000 Gulden, welche Summe nie mehr zurückgezahlt werden konnte. In Niemcewicz' "Denkwürdiger über das frühere Polen" sind unter den Briefen August des Jagellonen auch die Gespräche angeführt, welche der König mit seiner Mutter führte, bevor sie nach Italien abreiste. Ausserdem sind in einem andern Werke die Schwierigkeiten dargestellt, die sie vor und bei ihrer Abreise zu bestehen sahen, und ihre Gespräche mit Peter Boratynski und dem Bischof Zbrzydowski zu sehen, um ihren Charakter. B. war in ihrer Jugend schön u. von sehr einnehmendem Aussehen, aber im spätern Alter um so häßlicher. Sie starb 1550 um die Zeit ihrer Entfernung von Polen. Die von ihr ausgeführten Schätze fielen zum Theil dem Sohne und ihren Töchtern zu, doch die an Spanien verborgte Summe ist für immer verloren. Daß B. Ursache des Todes ihrer Schwiegermutter, Katarina Radziwill gewesen, ist geschichtlich nicht erwiesen, aber schon diese im Allgemeinen verbreitete Meinung gibt eine Vorstellung von dem, was man ihr zuschreiben konnte. Eben so entstand bald nach ihrer Abreise aus Polen das lateinische Epigramm:

Ut Parcae parcunt,  
Ut luci lumine lucent,  
Ut bellum bellum,  
Sic Bona bona fuit.

**Bornslawski**, der Zwerg. Polen war immer reich an Zwergen. Im Mittelalter bei andern Völkern der Zwerggehirne häufig Erwähnung geschieht, waren solche in Polen bis zu Stanislaus August fast in jedem vornehmen Hause zu finden. Einer der berühmtesten war B., im Gefolge der Hofdame Hunyady in Warschau, die mit ihm in's Ausland reiste und an verschiedenen Höfen aufhielt, wo er überall seiner ungewöhnlichen Kleinheit wegen bewundert wurde. Er erreichte nicht die Höhe von 28 Zoll, war dabei von ebenmäßiger Gestalt, sehr angenehm im Umgange und äusserst witzig im Antworten. Doch schon 1788 reiste er nach England nieder, wo er seine Biographie in französischer Sprache schreiben ließ unter Andern, daß von sechs Geschwistern nur er, ein Bruder u. eine Schwester Zwerggehirne waren, die übrigen drei Brüder aber die gewöhnliche Menschenhöhe erreichten. Seine Schwester war sogar noch zwei Zoll kleiner, als er, und starb schon im 20. Jahre. B. dagegen erlebte ein seltenes Alter, nämlich fast 10 Jahre und starb erst 1837 in England.

**Braclaw**, Kreisstadt im Subernium Podolien am Flusse Bohem in der alten Ebene, fast ganz aus Holz gebaut. Ehemals war es eine bedeutende Stadt, die Spuren alter, von den Tataren zerstörter Mauern und Wälle, die in der Umgegend bis eine halbe Meile von B. zu sehen, sind heute noch zu sehen. Hier war auch das polnische Lager unter Joseph Poniatowski vor dem russischen Heere im Jahre 1792 aufgeschlagen.

**Braun**, David, aus Preußen gebürtig, lebte von 1664 bis 1737

und ist der Verfasser des Werkes, das in lateinischer Sprache unter dem Titel: *De scriptorum Poloniae et Prussiae* im Jahre 1723 in Köln erschien. K—r.

**Brudno**, Dorf bei Warschau auf der Seite Praga's gelegen. Zwischen dieser Vorstadt u. B. wurde im Juli 1656 die entscheidende Schlacht geliefert, in welcher persönlich kämpften auf der einen Seite: Karl Gustav, König von Schweden, mit seinem Verbündeten, Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, auf der andern Kasimir Wasa, König von Polen. Der Kurfürst befehligte den rechten Flügel seiner Hülfstruppen u. der König von Schweden auf dem linken mit gewohnter Tapferkeit kämpfend, wäre bald in die Hände der polnischen Reiterei gefallen. Die Schlacht dauerte drei Tage, die Verbündeten siegten und besetzten Warschau. Als später Karl XII. von Schweden im Jahre 1702 seinen Einzug in Warschau gehalten, begab er sich auf den Schauplatz dieses dreitägigen Kampfes, dessen Einzelheiten er sich vergegenwärtigte. Am 4. November 1794 bei der Erstürmung der Schanzen von Praga durch Suwarow stand auf demselben Platze dessen Reserve, aus Reiterei und Artillerie bestehend. K—r.

**Brudzewski**, auch bekannt unter dem Namen Albert von Brudzewa, berühmter polnischer Mathematiker aus dem 15. Jahrhunderte. Bis 1494 war er Professor an der Universität in Krakau, dann wurde er zum Sekretär des lithauischen Großfürsten und nachherigen Polenkönigs Alexander des Jagellonen berufen. Er starb im Jahre 1497. Die meisten von seinen Schülern erlangten bedeutenden Ruf als Mathematiker, so: Jakob von Kobylin, Bernhard Wapowski, Nikolaus Szabek, Martin v. Dikusz, vor allen Andern aber der unsterbliche Nikolaus Kopernikus. K—r.

**Brzeze** (lithauisch), Kreisstadt im Gubernium Grodno, am Einflusse des Muzawec in den Bug, 25 Meilen von Warschau, 30 von Grodno, mit erster Stadt durch eine Hauptstrasse verbunden. Unter den 8000 Einwohnern sind mehrere Juden. Die Stadt ist von zwei Armen des Muzawec umgeben, schlecht u. fast nur aus Holz gebaut, die Kirchen ausgenommen, deren sie mehre zählt. Früher besaß sie ein festes Schloß auf einem Hügel, so wie einen Palast der Polenkönige mit schönen Gärten. Berühmt war B. im 16. Jahrhunderte; es besaß zu jener Zeit mehre Druckereien; eine wurde von Nikolaus Radziwill zugleich mit einer Kirche und Schule für die böhmischen Brüder angelegt und in derselben die berühmte Radziwill'sche Bibel mit großen Kosten des Herausgebers gedruckt. Während der Regierung Königs Sigismund Wasa wurden hier mehre Versammlungen von Bischöfen der römischen und griechischen Kirche behufs einer Vereinbarung gehalten. Unter Kasimir Wasa hielt B. die Belagerung durch den Schweden Karl Gustav und den Siebenbürger Fürsten Rakoczy aus; als es sich endlich ergeben mußte, fertigte der König von Schweden, erstaunt über die theilhafte Lage, selbst den Plan zur halbigen Wiederbefestigung. Derselbe befindet sich in den zu Puffendorf's Werke: „*De rebus gestis Caroli Gustavi*“ gehörigen Zeichnungen, er kam jedoch nicht in Ausführung. Erst in der neuern Zeit schickte die russische Regierung, B. wieder zu besetzen. K—r.

**Buczacz**, Stadt in Galizien im Stanislawower Kreise, am Flusse Strypa. Hier schlossen, bei einem Einfalle der Türken, im Jahre 1672, die Gesandten des Königs Michael Wisniowicki einen Polen demüthigenden Vergleich mit der türkischen Pforte. K—r.

**Buonviso** wurde als päpstlicher Legat zu Anfang des Jahres 1673 nach Polen geschickt, um dort die gegen einander anstürmenden Parteien zu versöhnen und zwar auf der einen Seite den schwachen König Michael Wisniowicki, auf der andern die polnischen Magnaten, besonders den Feldherren Johann Sobieski. Die besondere Absicht seiner Sendung war, daß die ottomanische Pforte, diese gefährliche Feindin der Christenheit, solche Streitigkeiten nicht benützen und Herrschaft über Polen ausdehnen sollte. B. nahm sich eifrig seiner Mission an und brachte es wenigstens dahin, daß die Gemüther auf eine Weile befänstigt wurden. Sobieski konnte nun wieder an der Spitze des Kriegsheeres stehen,

er den glänzenden Sieg über die Türken bei Chocim verschaffte. So besiegte auch der plötzliche Tod des schwachen Königs Michael alle Fehrwürfnisse, deren alleinige Ursache dessen Unfähigkeit zur Regierung war. B. beschrieb in italienischer Sprache diese seine Mission nach Warschau und Niemcewicz gibt uns Auszüge davon in seinen Lebensbüchern. K—r.

Buzko, Stadt im heutigen Königreiche Polen, im Stopnider Bezirke, etwa 20 Meilen von Krakau. Es befinden sich hier Mineralbäder, die seit mehreren Jahren sehr besucht, gegen verschiedene, besonders strophulöse Krankheiten mit Erfolg angewendet werden. K—r.

Buzan, Georg, ein geborener Mecklenburger, war Leibdiener des Königs Stanislaus August von Polen und begleitete seinen Herrn, als dieser am 3. November 1772 in finsterner Nacht von den sich verkrast gehaltenen Confderritten in der Honigkrasse in Warschau angegriffen wurde. Während einige der Hofleute den Aufstauerern nur schwachen Widerstand leisteten, andere gar die Flucht ergriffen, hielt B. in der Nähe des Königs tapfer stehend aus, fiel aber doch als Opfer seiner Treue. Nachdem August sich glücklich gerettet, ließ er aus Dankbarkeit dem treuen Diener ein Denkmal setzen. Es steht in Warschau auf dem evangelischen Kirchhofe, zu welcher Religion sich B. bekannte und hat die Form eines Obeliskens, auf welchem außer einer lateinischen Inschrift auch B.'s Bildniß in Basrelief zu sehen ist. K—r.

C.

Cäcilie Renate, Königin von Polen, war die Tochter Kaisers Ferdi-  
 and II., wurde am 12. September 1637 mit König Blaslaus Basa zu  
 Warschau vermählt und den folgenden Tag feierlich gekrönt. Im folgenden Jahre  
 begleitete sie ihren Gemahl nach Baden bei Wien, wo er, um seine Gesundheit  
 herzustellen, Bäder brauchte; eine Beschreibung dieser Reise hat uns Jakob  
 B. Vater des Königs Johann hinterlassen. Im Jahre 1640 gebar C. zur  
 Freude des Königs ihm einen Sohn und Nachfolger, Sigismund. Als  
 sie mit ihrem Gemahl in Wilna sich aufhielt, fiel sie in Folge eines ihr  
 Jagd durch ein wildes Thier verursachten Schreckens in eine schwere Krank-  
 heit und starb kurz darauf im Wochenbette nach der Geburt eines todtten Kindes  
 im 33. Jahre. Obwohl nicht von anziehendem Aeußeren, hatte sie sich durch  
 Anstundth und Herzengüte die Liebe ihrer Unterthanen erworben. Ihre  
 Leiche wurde nach Krakau gebracht und dort in der Gruft der polnischen  
 Könige beigesetzt. K—r.

Canaletto, ein italienischer Maler, kam unter Stanislaus August nach  
 Warschau, wo er auf dessen Befehl verschiedene Ansichten der polnischen Haupt-  
 stadt malte. Seine Gemälde waren lange Zeit eine Zierde des königlichen Schloß-  
 es, besonders das von Warschau vom vorthellhaftesten Punkte, d. i. von der Seite  
 des Pragens aus darstellend, wurde im großen Formate des Originals lithographirt  
 und durch sehr verbreitet. Diese in vieler Hinsicht geschichtlich werthvolle Zeich-  
 nung zeigt außer der Hauptansicht der Stadt den am Weichselufer stehenden und  
 die Aufnahme der Gegend beschäftigten Maler C. selbst, neben ihm den König  
 und die ganze Hofstaate; in einiger Entfernung davon sieht man die königliche  
 Hofschafft, Carosse und Fuhrwerke, alles den Stempel der Zeit und Ortlichkeit  
 tragend.

Caspatt, Karl Friedrich, Arzt und Schriftsteller, geboren  
 in Regensburg, Sohn eines praktischen Arztes, besuchte die  
 Universität, kam 1820 auf das Gymnasium in München, 1823

## Cecora — Chencin.

In Wien, widmete sich daselbst und später in Würzburg dem Studium der Medizin und wurde an letzterer Hochschule 1829 zum Dr. Med. promovirt. Nach längerem Aufenthalte in Heidelberg und Wien kehrte er nach Regensburg zurück und ließ sich 1831 daselbst als praktischer Arzt nieder. 1832 ging er nach Genève, um die Cholera zu beobachten, besuchte dann die Schweiz und begab sich nach Brüssel, woselbst er großen Ruf in Behandlung der Cholera erwarb und im Jahre 1833 ein Choleraspital im Auftrage der Regierung errichtete. E. blieb mehrere Jahre in Brüssel als praktischer Arzt, brachte das Jahr 1837 in Paris zu, kehrte dann in das Vaterland zurück. 1838 wurde er Gerichtsarzt und Mitglied des Kreismedizinalauschusses in Ansbach, 1843 aber an Henke's (s. d.) Stelle Professor der medizinischen Klinik und Direktor des Krankenhauses in Erlangen. Leider entwickelte sich hier sein Lungenleiden immer mehr; längerer Aufenthalt in Italien, sowie der Volkengebrauch 1849 in Kreuth konnten demselben nicht weh thun. Er starb den 10. März 1850, zu früh für die Wissenschaft, zu deren eifrigem Pflégern er gehörte. — Die vorzüglichsten seiner Schriften sind: „Darstellung der kritische Beleuchtung des Wesens und der bis jetzt aufgefundenen Behandlungsarten der ostindischen Brechruhr,“ Regensburg 1831; „Die Krankheiten des Kindesalters und ihre Heilung,“ Erlangen 1839, 2 Bde.; „Die spezielle Pathologie und Therapie, vom klinischen Standpunkte aus bearbeitet,“ 4 Bde., 1841—1848, 2. Aufl., 1843—1848. Auch gründete E. den „Jahresbericht über die Fortschritte der gesammten Medizin in allen Ländern“, Erlangen 1842, welcher, von E. herausgegeben, forterscheint.

**Cecora**, Kolonie in Bessarabien am Flusse Pruth, gegenüber von dem polnischen Moldau, 8 Meilen von Jassy und 15 Meilen von Bender, berühmt durch die Niederlage und den Tod des polnischen Heerführers Jolkiewski im Jahre 1620, den die Türken während seines unglücklichen Rückzuges aus der Ukraine an der polnischen Gränze überfielen, ihn tödteten und sein Heer in die Flucht schlugen.

**Cellarus**, Andreas, gab in lateinischer Sprache eine geographische Beschreibung Polens und Lithauens im 17. Jahrhundert heraus unter dem Titel „Regni Poloniae et magni Ducatus Lithuaniae descriptio,“ Amsterdam 1659. Die Arbeit ist mit großer Genauigkeit ausgeführt u. Swencki hat sie später zu seinem „Ueber das alte Polen“ benutzt. Auch sind den Beschreibungen die Ansichten der wichtigsten Städte beigelegt, leider nur in kleinem Formate.

**Charfo**, so hieß der Anführer der Heibamaken, welche zu Anfang der Regierung Stanislaus August's im Jahre 1765 in den Ukraine Wojewodschaften plünderten und mehre Monate ihr Unwesen trieben.

**Charnasse**, de, französischer Baron, kam 1629 in einer wichtigen Angelegenheit als Gesandter nach Polen. Als nämlich während des 30jährigen Krieges der Cardinal Richelieu mit Gustav Adolph ein Bündniß gegen Oesterreich eingegangen war, suchte der Schwedenkönig in einen Krieg mit Sigismund Wasilja von Polen verwickelt; E. erhielt nun den Auftrag, erst diese beiden mit einander zu söhnen. Im Lager Gustav's in Ostpreußen angekommen, unterstützten ihn die englische und brandenburgische Gesandte, in deren Interesse es ebenfalls lag, Gustav bald freie Hand habe, um in Deutschland thätig seyn zu können. Die Vermittlung zwischen beiden Theilen war jedoch eine höchst schwierige u. E. mußte sich mehrmals aus einem Lager in's andere begeben, brachte es aber endlich dahin, daß ein Waffenstillstand auf sechs Jahre zwischen Gustav Adolph und Sigismund geschlossen und von beiden unterzeichnet wurde. Trotz der für die schwedischen günstigen Umstände erhielten sich die Schweden im Besitze der eroberten und ihnen besetzten Städte Lieflands und der Küstengegenden Preußens. Von E. Zeitgenossen wird E. seiner Umsicht und Gelehrsamkeit wegen gerühmt.

**Chencin**, Stadt im heutigen Königreich Polen, im Kieler Bezirke, 17 Meilen von Kielce u. 17 Meilen von Krakau, mit den Ueberresten eines alten Schlosses. Ganz in der Nähe befinden sich Marmorscheiben, auch Bleigüß.

ren hier berühmte Silber- und Zafarbergwerke. Die in Warschau errichtete  
Landsknecht wurde auf Befehl des Königs Wladislaus Wasa aus hiesigem  
: gefertigt.

K--r.

Janielewski, Bogdan, Sproßling eines vornehmen kosakischen Stammes,  
: einen traurigen Ruhm in Polens Geschichte, denn er war die erste und  
: Veranlassung der langen Kette von traurigen Ereignissen während der  
: Reg des polnischen Königs Kasimir Wasa. Bis dahin bildete das unter  
: Herrschaft stehende kriegerische Volk der Kosaken, auf beiden Seiten des  
: wohnend, eine Barmherzigkeit gegen die Tataren und Türken und als solche  
: mehrmals den Polen die größten Dienste geleistet. Verschiedene von pol-  
: Beamten an den Kosaken verübte Gewaltthätigkeiten hatten dieselben jedoch  
: der Sigismund und Wladislaus Wasa so aufgeregt, daß sie nur durch  
: Gewalt zum Verbleiben unter polnischem Scepter gezwungen werden konn-  
: stellte sich endlich in Folge einer ihm zugefügten Beleidigung an die  
: Unter immer kriegslustigen Landsleute, verband sich noch mit den Russen  
: und schlug die gegen ihn heranziehenden Polen im Jahre 1648 bei  
: (Bilawce) in Polhymien-dergehalt, daß König Kasimir Wasa, um einen  
: ernen Feind im eignen Lande los zu werden, ihn, den Aufwiegler, zum  
: Verfäher bestätigte, sogar ihm durch Gesandte den Feldherrnstab überschickte.  
: Undete letztere und gebedete sich nicht bloß als unumschränkter Kosaken-  
: sondern auch als Beherrscher der Ukraine, Podoliens und Polhymtens. Der  
: stellte sich aufs Neue und nach mehren erfolglosen Treffen gelang es ihm,  
: den Kosaken verbündeten Tatarenchan zu bestechen. E., von diesem ver-  
: tötet nun selbst um Frieden, leistet sogar dem Könige öffentlich Abbitte u.  
: in diesem als Feldherr der Kosaken nochmals bestätigt. Aber es vergeht  
: , so wiegelt E. die Tataren und Russen wieder gegen Polen auf u. alle  
: igen für die Erhaltung des Friedens waren umsonst. Kasimir an der  
: ings Heeres schlägt E. und seine Verbündeten unter Chan Strey bei Be-  
: im Jahre 1651 gänzlich, doch hatte auch dieser Sieg keine bleibenden  
: E. empörte sich nach dem Rückzuge des polnischen Heeres noch mehr  
: Aber mit seinen Kosaken allein zu schwach, um Polen dauernden Wider-  
: Osten zu können, begab er sich 1654 unter russische Oberherrschaft und  
: 57.

K--r.

Preptowicz, Joachim, war Reichskanzler von Lithauen unter Stanis-  
: gust und hatte sich bei Bildung des Vereins der Gelehrten in Polen be-  
: ausgezeichnet. Außerdem hat er lyrische Gedichte in polnischer Sprache  
: en, die aber nicht besonders gedruckt, sondern in einzelnen Sammlungen,  
: in den Werken Kaprinski's, dessen besonderer Freund er war, ent-  
: End.

K--r.

Proscinski, Stanislaus, polnischer Dichter, lebte zu Ende des 17.  
: derts und war Sekretär des Fürsten Jakob Sobieski. Er hinterließ viele  
: , unter denen die Lobgesänge der Heldenthaten Johann Sobieski's die  
: besten sind. Er starb im hohen Alter im Jahre 1717.

K--r.

Rowowski, Kaspar, Kanonikus in Sandomir, gab im Jahre 1616 ein  
: des Werk heraus unter dem Titel: *Alloquias Ostroensia*, das Verant-  
: diplomatischen Streitigkeiten zwischen dem englischen und polnischen Hofe  
: Es befreitet u. a. der damals in England herrschenden Familie Stuart  
: Hte auf den Thron, da sie durch Kehelei und Verfolgung der rechtgläubigen  
: sich nicht bloß des Fürstentitels, sondern auch des christlichen Namens  
: ig gemacht hätte, nennt sie alle, besonders den regierenden König Jakob I.  
: ipen u. s. w. Deshalb wurde Johann Dickenson vom Könige von Eng-  
: S außerordentlicher Gesandter an den polnischen Hof geschickt, der  
: en Rede an den König Sigismund Wasa die Beschwerde Jakob's  
: th verlangte, daß das Werk nicht bloß verboten, sondern öffentlich  
: unter verbrannt werden sollte. Ihm antwortete Hierauf der poln

kanzler Kryski, und aus politischen Rücksichten für England wurde wenigstens theilweise diesem Verlangen Genüge geleistet. Beide Reden, in lateinischer Sprache gehalten, sind von Niemcewicz übersetzt und in seinen Gedendbüchern aufbewahrt. K—r.

**Conföderation in Polen.** Dieser Ausdruck, der durch die letzten zweihundert Jahre der Geschichte Polens häufig wiederkehrt, hat eine ganz andere Bedeutung als in anderen Ländern. Gewöhnlich bedeutet C. einen Bund zum gemeinsamen Vortheile verschiedener Völker, Länder oder Städte, wie der Hansestädte, der deutschen Fürsten, nordamerikanischen Freistaaten u. s. w. In altem Polen dagegen, wo der Adel nur seinem persönlichen Interesse lebte, verknüpfte das Band der C. immer nur die einzelnen freien Edelleute, von denen jeder sich so unabhängig ansah, wie ein erblicher Fürst. Oft verband sich der Adel nicht zum Schutze des Königs oder des Landes, sondern gegen denselben oder gegen die Anführer im Kriege. Die öftere Wiederkehr solcher Bündnisse wurde durch Gewohnheit gerechtfertigt und die C. zuletzt als ein Vorrecht des Adels angesehen. Außer der einen C. von Tyszowice im Jahre 1656, wo sich der Adel zum Schutze des rechtmäßigen Königs Kasimir Wasa gegen die Feinde des Landes verband, waren fast alle übrigen C. en gegen den eigenen König und meist zum Nachtheile Polens gerichtet, wie die C. in Olinitany gegen Sigismund Jagello, die in Jendzejowice (unter Zebrydowski's Leitung) gegen Sigismund Wasa, die unter Jzromski 1662 und Georg Lubomirski 1664 gegen Kasimir Wasa, die unter Leduchowski 1716 gegen August II., endlich die C. en in Radom, Bar und Targowiz gegen Stanislaus August. Das letzte Nationalbündniß, die Insurrektion unter Radzinski Sobieski, kann nicht mehr dazu gerechnet werden, weil das aristokratisch-abtliche Element dabei mangelte, dann auch des gemeinsamen Zieles wegen, das das ganze Volk erstrebte. K—r.

**Constantia**, Königin von Polen, war die zweite Tochter des Erzherzogs Carl von Oesterreich und eine Enkelin Kaiser Ferdinand's I. Als Sigismund Wasa, König von Polen, seine erste Gemahlin Anna, Erzherzogin von Oesterreich und ältere Schwester der C. verlor, entschloß er sich, diese zu heirathen, wodurch die polnischen Großen, besonders der Reichskanzler Johann Zamojski, widersetzten sich dieser Verbindung, die erst nach dem Tode Zamojski's 1605 zu Stande kam. C. gebar eine Tochter Anna und vier Söhne: Kasimir, der nach dem Tode seines Stiefbruders Wladislaus zum Könige von Polen gewählt wurde, Albert, der sich dem geistlichen Stande widmete und später zum Cardinal erhoben wurde, Paul, späterer Bischof von Breslau und Alexander, der jung starb. C. starb im Jahre 1630 und wurde von ihrem Gemahl sehr betrauert, der ihr auch bald darnach folgte. K—r.

**Conté**, Nicolas Jacques, Künstler, Mathematiker u. Chemiker, geboren zu St. Genery bei Seez am 14. August 1755, fühlte sich schon frühzeitig von der Malerei und Mechanik angezogen, übergab das Modell einer von ihm erfundenen hydraulischen Maschine der Academie der Wissenschaften zur Prüfung, welche für ihn ehrenvoll ausfiel, ließ sich sodann in Paris nieder, machte 1793 im Verein mit mehreren Physikern und Chemikern über die Zerlegung des Wassers durch Oxygen Versuche im Großen und seine rastlosen Bemühungen dabei ließen das Unternehmen gelingen. Auf einen Gouvernementsbefehl mußte er diese Versuche zu Mathon wiederholen und der glückliche Erfolg derselben leitete auf den Gedanken, sich der Luftballons zur Vertheidigung der Republik zu bedienen. Er ward Director des aërostatischen Instituts und bald commandirender Chef der Aëronauten bei der Armee, erfand unterdessen eine treffliche Art von Blei- und Zeichenstiften, gründete darin eine große Manufaktur, die noch jetzt fast ganz Frankreich damit versieht, erhielt den Ruf zur ägyptischen Expedition, stellte bei seiner Ankunft in Alexandria auf dem daselbst befindlichen Pharos binnen 2 Tagen Defen zu glühenden Kugeln her, wodurch man englische Schiffe in gehöriger Entfernung halten wollte, errichtete in Kahira die nöthigen Werkstätten für die Bedürfnisse an Waffen, gründete Windmühlen, Maschinen für die Münze, für die orientalische Druckerei, für die

rsabrikation; stellte zugleich verschiedene Gießereien her, vervollkommnete die Aderei, verschaffte die mathematischen Instrumente für die Ingenieure, Bergungsgläser für die Naturforscher, Stifte für die Zeichner: kurz, Alles, was er Expedition in solchem Lande nothwendig war. Selbst einen Telegraphen etc. er, ungeachtet der unendlichen Schwierigkeiten, wie sie ihm hieselbst entgegenstellte. Er starb zu Paris am 6. Dezember 1806.

Corvus, Curicius, (Heinrich Eberwein) ein neuerer lateinischer Dichter und berühmter Botaniker, geboren 1486 zu Simtshausen in Oberhessen, ward in der Abtei Wetter als armer Bauernknabe erzogen und zeigte schon in seinem Jahre große Anlagen zur Dichtkunst, studirte zu Erfurt, ward darauf Lehrersessel und später zu Erfurt, wo er mit Coban Hesse in einem freundschaftlichen Verhältnisse lebte und mit diesem eine Sammlung von lateinischen Hirtengebichten zusammenstellte, über die er 1517 in Leipzig Vorlesungen hielt und die er 1518 herausgab. Von nun an wählte er als Brodstudium die Medicin unter Sturm, ward auch von großem Eifer für Luther's Lehren ergriffen und wie er schon früher gegen verschiedene Mißbräuche sich in bitteren Satyren ergossen hatte, so schickte ihm dasür jetzt reichlicher Stoff dar; er hielt sogar Vorlesungen über die Pöbel und begleitete Luther nach Worms. Hierauf ging er nach Itzho, studirte noch in Ferrara unter dem berühmten Leonicensus, wo er Doktor ward und im Jahre 1524 als Stadtarzt nach Braunschweig; aber bald wegen ungezügelter Meinungen angefeindet, ging er von da nach Embden, bis er endlich als Professor der Medicin an die neue Universität Marburg berufen ward, womit seine eigentliche Wirksamkeit erst begann. Er zeigte zuerst das Interesse der Astrologie in Anwendung auf die Medicin, lehrte den Gebrauch der Planeten, legte den ersten botanischen Garten in Marburg an und machte darauf aufmerksam, daß man die Botanik nicht allein aus Dioskorides studiren müsse. Mehrere Menge Anfeindungen veranlaßten ihn 1534, den Ruf als Stadtarzt u. Lehrer am Gymnasium zu Bremen einzunehmen, wo er schon 1535 starb und in der Kirche begraben ward. Ein ziemlich abstoßender Charakter und die scharfen Urtheile, welche er in reichem Maße austreute, mögen wohl Manches zu den Unlichkeiten beigetragen haben, die ihn trafen. Als Dichter ist er seinem Zeitgenossen Coban Hesse, was die Schärfe und Kürze des Ausdrucks, den Geschmack, den Witz und die Leichtigkeit der Wendungen betrifft, überlegen, obwohl er nicht die Berühmtheit erlangt hat, wie jener. Doch haben Wieland und Lessing die gerechte Anerkennung wiederfahren lassen, letzterer bespricht ihn sogar häufig. Als Botaniker zeichnet ihn sein Botanilogicon, Köln 1551 aus. Seine Gedichte wurden zuletzt herausgegeben von W. Kahler, Leipzig 1744, nebst seinem Leben. — Sein Sohn, Valerius C., einer der berühmtesten Botaniker seiner Zeit, geboren 1513, ward 1527 mit seinem Vater zu Marburg inscribirt, studirte, nachdem er 1531 Baccalaureus der Medicin in Wittenberg und fastete in Leipzig den Plan, durch genauere Untersuchung der Kräuter und Metalle die Arzneikunde zu bereichern. Seine Kenntnisse und sein Eifer, mit welchem er neue Verbindungen in Norddeutschland zu entdecken suchte, ließen ihn die schönsten Früchte erndten und 1540 erschien in Wittenberg sein Dispensatorium, das erste Werk dieser Art, das bald in ganz Deutschland ein unentbehrliches Handbuch für Apotheker ward. 1542 trat er seine Reise nach Süden an, machte die Bekanntschaft von C. Gesner, durchwanderte verdrossenheit die Winkel der Alpen und Oberapenninen, erreichte Rom krank und daselbst den 25. September 1544, wo er in der Kirche St. Maria dell' Armentara begraben ward. Seine bekannt gewordenen Schriften gab C. Gesner 1562 in Marburg heraus.

Coriolanus, (eigentlich Leberer) Christophano, An Hofe des Königs von Rom, um das Jahr 1560 zu Nürnberg, begab sich nach Venedig, um durch seine trefflichen Holzschnitte hohen Ruf zu erwerben. Er hat unter andern eine Kupferplatte von dem Werke des Aristoteles zu Basari, die Anatomie nach Lysian zu dem Werke des



in Landbau und wendete sich nach seiner Rückkehr bei eigenen Gütern an. Er ward als gebildeter Landwirth von Karl II., König von Sicilien, veranlaßt, sein Werk: *De re rustica*, libri XII., zu schreiben, das auch nach der Erstfindung des zuerst gedruckten Werke ist. Das lateinische, erschien zuerst zu Augsburg 1471, dann zu Straßburg. In Landbau, die Schriften des Cato, Varro, Palladius und eigene Erfahrung und verbesserte Vorschläge wurden daher äußerst geschätzt, vielfältig vertheilt. Er staltete 1474 eine sehr schöne Ausgabe; *De re rusticae scriptores*, 1755; auf; in's Italienische von Benvenuti, von Sansonius 1605; in's Französische, zuletzt 1602. Nach ihm hat

Museo  
X. 175  
175

ein lateinischer Dichter des 6. Jahrhunderts  
ein Gedichte: 1) *De laudibus Justiniani* in Hexametern auf den Kaiser Justinian in Sprache u. voll der niedrigsten Schmeichelei des damaligen Hoflebens in Konstantinopel; es ist ein ähnliches Gedichtes und einem kurzen Panegyricus Justin's, Anastasius, zuerst erschienen Antwerpen und steht im 2. Bande der *Panegyrici veteres* von Jäger, 1771, s. *de bellis Cybicis* libb. VII., eine Darstellung des Krieges in Afrika (550 n. Chr.) gegen die Vandalen, die von Pet. Mazzuchelli in Mailand herausgegeben worden ist. 2) *De mathematicis*, ein rühmter Mathematiker, war zuerst Professor an der Universität am Lyzeum in Krzemieniec in Polhymien. Von ihm erschienen: *Geometrie des Euklides*, Wilna 1807. K—r.

3) *Janusz*, berühmter polnischer Maler unter August II. Nach seiner Rückkehr von der Universität in Krakau beendet, begab er sich nach Italien, wo er sich in der Schule des großen Caracciolo, des großen Lehrers Carlo Maratti ganz in sich aufnahm. Er beschäftigte er sich, seinem Hange zur Erdmüdigkeit folgend, mit der Malerei und in ganz Polen, Lithauen, der Ukraine, selbst in Rußland, wo er noch viele Kirchen Gemälde von seiner Hand. Fast alle Kirchen in Wilna geschmückt, so der Dom, die Kathedrale u. s. w. Er starb im Jahre 1788 in Warschau im 83. Lebensjahre. K—r.

4) *Orjol*, Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements, gehörte von 1637 bis zum Andruszower Vertrage 1667 es unter Kasimir Basa mit der umliegenden Gegend an die Polen. K—r.

5) *Ornawitz*, Hauptstadt der Gubawina am Flusse Pruth, eine meist griechischer Religion, unter denen viele Handwerker, Goldarbeiter. Die Juden treiben bedeutenden Handel. Hier ist die wallachische. K—r.

6) *Orscha*, eine bedeutende, aber geschichtlich merkwürdige Stadt im Warzawischen Weichselufer. Früher wohnten hier auf dem nahen Ufer noch Ueberreste zu sehen sind, die masowischen Fürsten, die Warschau verlegten. Das Schloß hatte drei Thürme, die Aussicht war; um dasselbe lagen die Weinberge. Die Stadt war im blühenden Zustande bis 1556, wo sie durch deren Niederlage bei Warzaw gänzlich vernichtet wurde. K—r.

Zajonczi am 8. Juni begab er sich mit seinem Corps nach Lithauen und nahm an der Schlacht bei Wilna am 12. August thätigen Antheil. Ende Oktober vereinigte er sich mit Suwarow in der Gegend von Warschau und trug bei der Erstürmung der Festung Praga den 4. November das meiste zum Siege Suwarow's bei, indem er mit dem rechten Flügel zuerst die Verschanzungen der Feinde angriff und eroberte. Später machte er ebenfalls unter Suwarow den Feldzug in Italien im Jahre 1799 mit.

\* **Disteli, Martin** (vergleiche Band III., Seite 571), starb als Oberlieutenant und Zeichnungslehrer an der höhern Lehranstalt in Solothurn den 18. März 1844.

**Ditmar**, oder wie Andere schreiben, **Tytmar**, Bischof von Merseburg, schrieb die älteste deutsch-slavische Chronik. Er stammte aus adeligem Geschlecht und wurde im Jahre 967 geboren. Im Kloster zu Quedlinburg erzogen, erhielt er seine weitere Ausbildung im Collegium zum hl. Johannes in Magdeburg und wurde 1002 zum Priester geweiht. Unter dem Erzbischofe Tagino nahm er an dem Kriegszuge der Deutschen gegen Boleslaus Chrobry von Polen Theil. Er starb 1018. Sein historisches Werk, Chronicon, ist in lateinischer Sprache geschrieben und enthält Begebenheiten von 908—1018, deren Augenzeuge er in den letzten 20 Jahren war. Von den zwei gut erhaltenen Manuscripten dieses Werkes befindet sich eines in der kgl. Bibliothek zu Dresden, das zweite mit einigen Zusätzen von fremder Hand versehen, in der Bibliothek zu Brüssel. Das erste erschien gedruckt im Jahre 1580 in Frankfurt am Main. Das zweite gab Leibniz 1703 in Hannover heraus. Die letztere Ausgabe ist die bessere und wurde in die Sammlung: Monumenta Germaniae historica (Hamburg 1830) aufgenommen. Die beste deutsche Uebersetzung ist die von Ursinus (Dresden 1790).

**Dobrzyna**, Stadt an der Weichsel im heutigen Königreich Polen im Pommernschen Bezirke, ehemals Hauptstadt des Dobrzynyer Landes, um das die Könige von Polen mit dem deutschen Ritterorden so lange stritten. In der Nähe der Stadt sind reichhaltige Steinkohlengruben.

\* **Dörnberg, Wilhelm Kaspar**, Freiherr von, geboren 14. April 1768 auf einem seiner Familie gehörigen Schlosse, in dem zwischen Hersfeld und Jiegenhain gelegenen kurhessischen Dorfe Hausen, trat sehr jung in hessische Militärdienste. Schon in seinem 15. Jahre finden wir ihn als Fähnrich und im Jahre 1785 bereits als Premierlieutenant im Regiment Garde, welches unter des Landgrafen Wilhelm IX. eigener Anführung 1792 den Feldzug in Lothringen und in der Champagne mitmachte. Bei der Belagerung von Frankfurt in demselben Jahre war es das erste Bataillon dieser Garde, bei welchem Dörnberg stand, welches unter dem Befehle des Obersten v. Benning beim Sturm allen anderen vorbrang und die Stadt zuerst besetzte. Wohl in der Folge dieser Waffenthat ward Dörnberg zum Stabskapitän befördert. Als solcher verließ er 1796 die hessischen Dienste und begab sich nach Preußen, wo er 1806, nach der unglücklichen Schlacht von Jena, mit dem Blücher'schen Corps bei Lübeck gefangen wurde. Alsbald nach seiner Freilassung reiste er nach Hessen, um sich zu überzeugen, was für einen Eindruck die Besetzung des Landes durch die Franzosen auf die Bevölkerung gemacht habe und da er fand, daß die Erbitterung gegen Frankreich sehr groß war und daß das zahlreiche frühere Militär, welches noch alles im Lande lebte, vor Begierde brannte, die durch die gebotene Niederlegung der Waffen erlittene Demüthigung zu rächen, so faßte er schon damals den Plan, diese Gelegenheit sobald als möglich herbeizuführen. Er brachte zunächst seine Familie zu Verwandten nach Wietorf unweit Lüneburg, ging dann nach Hamburg, um dem Fürsten Wittgenstein, welcher von Preußen nach England geschickt wurde und dort eine Expedition nach Norddeutschland negociiren sollte, Vorschläge in dieser Hinsicht zu machen. Dörnberg verlangte nur Waffen und so viel Truppen, um an der Weser bis Speyer zu liegen und daselbst den ersten Aufstand unterstützen zu können. Nachdem er

die Zustimmung des Kurfürsten von Hessen, der damals in Schleswig weilend seinen Plane eingeholt hatte, begab er sich mit Wittgenstein nach London. Die Regierung war nicht abgeneigt, der Expedition diese Richtung zu geben. Dörnberg hatte bereits mehre Unterredungen mit Lord Chatham, der diese anzuordnen sollte; doch gab man endlich dem König von Schweden nach, welcher bestand, daß dieses Hülfscorps nach Stralsund geschickt würde. Craigh versprach nun zwar noch eine zweite Expedition auszurüsten, allein unter der thätigsten Unterstützung des russischen Gesandten, sowie des hannoverschen Königs, Grafen von Münster, ja selbst des Prinzen von Wales, kam es nicht zu Stande, bis der Friede von Tilsit der Sache ein Ende machte und Dörnberg als Kurfürst von Wittgenstein unverrichteter Sache nach Deutschland zurückkehrte. Inzwischen hatte der König von Westphalen alle Unterthanen des Reiches bei Verlust ihrer Güter zurückberufen und da die preussische Anwesenheit des Tilsiter Friedens wesentlich vermindert werden mußte, so nahm Dörnberg die jetzt Major war, seinen Abschied, ließ seine Familie in Wittorf und in Haulen, als Maire dieses Dorfes, still und unbeobachtet, für die künftigen Pläne wirken zu können. Dem Jugendbunde war er zwar nicht beigetreten, er gegen geheime Verbindungen, in welchen er ein willenloses Werkzeug der Hand unbekannter Oberen zu werden befürchtete, eine entschiedene Abneigung; doch hatte er seinen verbündeten Freunden versprochen nach Kräften da zu wirken, daß insbesondere in Hessen „der deutsche Geist unter der Fremdherrschaft gepflegt und erhalten werde.“ — Die Zeit der Zurückgezogenheit war in kurzer Dauer. Als Mitglied der hessischen Ritterschaft ward er veranlaßt, zugleich mit dieser ganzen Körperschaft dem Könige von Westphalen vorzutreten und nachdem sich der Kriegsminister Mörzio die Nachweisung über seine Kriegsdienste hatte einliefern lassen, ward ihm im December 1807 das Patent als Bataillonschef der Garde-Grenadiere zugesandt, mit dem Auftrag, diese Abtheilung zu organisiren. Ueber diesen entscheidenden Schritt er sich folgendermaßen: „So war ich also, ehe ich mich recht befinnen konnte, in westphälischen Diensten; denn an ein Ablehnen war nicht zu denken, da ich im höchsten Grade verdächtig zu machen. Der erste Augenblick war mir einleuchtend; nur der Gedanke, nur noch besser für unsern Zweck wirken zu können, ließ mich wieder etwas mit meiner Stellung aus. Doch war mir diese Abtheilung so werthvoll und ich kam in tausend verwickelte Verhältnisse mit meinen Bekannten und Bekannten, die oft ganz anderer Ansichten waren als ich.“ — Am 1. Febr. 1808 ward er als Großmajor nach Braunschweig geschickt, um das dritte Linienregiment zu errichten und als König Hieronymus im Aufbruch die Truppen gemustert hatte, ernannte er ihn zum Obersten mit dem Auftrage, in Wolfenbüttel das gelehrte Jägercorps zu errichten. Diese Jäger, meist Förstersöhne, tüchtige angehende Förster, schienen vorzugsweise geeignet, sie zum Kern einer tüchtigen organisirten Aufstandes zu machen; auch ward D. bei dem nahe bevorstehenden Ende des Krieges mit Oesterreich von Scharnhorst, Gneisenau und anderen durch die damaligen Bewegung zu verdoppelter Thätigkeit angeregt. Der Hauptmann von Lüchow (später General in Ologau) war die Hauptmittelsperson u. a. v. Schepeler aus Minden wurde von Scharnhorst mit Empfehlungen nach Hessen bestimmt. Der Hauptplan bestand darin: Bei dem Beginne des Krieges mit Oesterreich sofort einen sorgfältig vorbereiteten Aufstand in Westphalen ausbrechen zu lassen. Die Preußen wollten durch die Wegnahme der Festung, die Ratt und Hirschfeld unternehmen sollten, den Westphalen ein Beispiel geben und durch die Expedition von Schill die Hand bieten. Es wurde auch die Oesterreicher Unterstützung zugesagt und namentlich das Herzogs Ferdinand dazu bestimmt, durch Sachsen vorzurücken; daß die Preußen gegen Polen verwendet. D. s. jüngerer Bruder, Friedrich, ein tüchtiger, gegenwärtig Oberst in braunschweigischen Diensten, war auch

Polizei, über vier Monate lange von allen Eingeweihten glückt.  
Schon im Januar 1809 glaubte sich D. entdeckt, als v. d. G.  
Chef Oberst v. Bongars in Marburg eintraf und den Befehl  
Jägerbataillon, in welchem der größte Theil der Mannschaft  
Jäger gewonnen waren, alsbald nach Spanien aufbrechen sollte.  
war D. insgeheim, daß er sein Bataillon nur bis Mainz  
das Commando der Garde-Jäger zu Kassel übernehmen soll  
war jedoch nur noch weit bedenklicher und man beschloß das  
schlagen, da der Krieg mit Oesterreich unvermeidlich schien.  
schworenen Jägeroffiziere, der nachherige hannoversche General  
sogleich nach Homberg und hatte bereits in zwanzig bis drei  
Tag des Ausbruches ansagen lassen, als D. in Erfahrung brach  
jösische Divisionen im Anmarsche seien. Auf diese Nachricht gal  
führte seine Jäger nach Mainz und fuhr dann mit Bongars  
wobei er nichts Anderes glauben konnte, als daß man ihn be  
stellen beabsichtige. Doch ward ihm wirklich der Oberbefehl ül  
anvertraut und es gelang ihm sogar, die gelehrten Jäger wieder  
indem er vorstellte, daß dem Lande durch die Entziehung aller  
männer ein zu großer Nachtheil erwachse. Endlich, gegen Mitte  
sich das Gerücht, daß die Feindseligkeiten mit den Oesterreichern  
und der Befehl zum Ausmarsch der westphälischen Truppen ließ  
sich warten. Die Unternehmung auf Magdeburg war zwar nicht  
war noch in Bereitschaft und Bothmer, der zur Berathung in  
Führern nach Berlin geschickt war, brachte ermutigende Nachricht  
des 20. Aprils versammelte demnach D. die in Kassel anwesenden  
bestimmte den Ausbruch auf die Nacht vom 21. auf den 22.  
Rollen. In dieser Nacht sollte der König sammt allen franzi  
festgenommen und in das Castell gesetzt werden, dessen Commar  
ständniß war. Da einer der Ritterschworenen, Hauptmann v.  
Abend die Schloßwache bezog, so war das Gelingen kaum zweifel  
sollte in Homberg, Gudensberg, Wolfshagen, Hofgeismar und M  
auna beainnen. damit am 22 April bei Tagesanbruch die Infan

trigen tausend waffenfähigen Männern, sie waren aber nicht ordentlich bewaffnet, nur die Förster und Jäger hatten Gewehre und wenn auch die Mehrzahl aus alten Leuten bestand, so konnten sie doch ohne Waffen unmöglich einen Zusammenstoß mit gerüsteten Truppen aushalten. Es kam demnach Alles darauf an, ob das westphälische Militär treu bleiben werde. D. machte zunächst den Versuch, eine Abtheilung Offiziere, welche zufällig gegen Homberg vorrückten, zum Abfalle zu bewegen. Der Anführer derselben, Oberst v. Marschal, war eben so überrascht als betroffen dieses Anstimmens; er wagte weder den Versuch zu setzen, noch auch ihm zu folgen, sondern er zog sich zurück mit dem Versprechen, neutral zu bleiben — ein Verfahren, das ihm natürlich die Ungnade des Königs zuzog. Eben so wenig wollte es dem jüngsten Bruder D.s, Ludwig Wilhelm, der bei einer andern Abtheilung der Kürassiere stand, diese den Insurgenten zuzuführen und auch die gegenwärtigen Jäger konnten sich nicht bewegen, bevor ein Schlag geschehen war. D. beschloß sich also, einen solchen zu wagen. Die Sturmglocken ertönten in der Gegend und am 22. April bewegten sich gegen 8000 Mann auf der Straße nach Kassel, welche etwa zwei Stunden von dieser Stadt, wo sie sich über eine Höhe zieht, mit einer Batterie Artillerie und mit Cavalerie (Kürassiere und französischen Lanciers) besetzt war. Man versuchte die Kanonen im Sturm zu nehmen, als aber ein wohlgerichtetes Kartätschenschloß in den wehrlosen Colonnen die Glieder niederriß, lödte sich Alles in wilder Flucht auf. Noch einmal versuchte D. die Flüchtigen in einem Wäldchen zu sammeln, aber gegen die ansprengende Cavalerie war jeder fernere Widerstand unmöglich. Die Landleute wurden nach Belieben entlassen und die Offiziere reiteten sich in's Ausland. D. kehrte nach Koblenz zurück, wechselte dort die Kleidung und entkam nach mancherlei Fährlichkeiten zum Kurfürsten nach Prag, ging von da zum Erzherzog Karl nach Budweis und schloß sich auf dessen Rath dem Herzog von Braunschweig an, den er auf dem bekannnten Zuge durch Norddeutschland begleitete. Nachher trat er in englische Dienste und wirkte unablässig für die Befreiung Deutschlands vom französischen Joch. Als englischer General erschien er 1812 in der russischen Armee. Nach dem Siege an der Beresina folgte er den Trümmern der großen Armee und kam am 5. März nach Berlin. Demnach erhielt er den Oberbefehl über drei fliegende Bataillone unter den Generalen Lettenborn, v. Czernitschew und v. Bentendorf. Als französischer General Morand Lüneburg den Engländern den Franzosen ausgehändigt hatte u. hundert Bürger erschossen werden sollten, rettete D. durch einen glänzenden Sieg über Morand dieselben und bekam die ganze feindliche Division in die Gewalt. Nach angestrenzter Kriegsarbeit im Jahre 1814 socht er 1815 bei Wagram, von niederländischer Reiterei im Stiche gelassen, mit großer Tapferkeit einen ehrenvollen Handgemenge. Bei Waterloo ward er in ähnlichem Reiterkampfe die Brust getroffen, doch genas er vollständig. Er ward darauf nach drei wundenjährligen Feldzügen hannoverscher Gesandter in Petersburg. Sein letztes Erscheinen im Felde fand 1828 gegen die Türken statt. Seit dem Jahre 1837 er in Zurückgezogenheit, durch körperliche Leiden vielfach heimgefußt, aber im höchsten Alter von Allen geliebt und verehrt. Er starb am 19. März zu Berlin im fast vollendeten 82. Jahre. Arnbt hat ihn in zwei Liedern gefeiert.

Dogiel, Matthias, aus Litthauen gebürtig, Ränch aus dem Orden der Katholiken, gab eine Sammlung aller öffentlichen Aktenstücke des Königreichs Polen heraus, unter dem Titel: Codex diplomaticus regni Poloniae etc. Das Werk besteht aus sechs große Folioabände enthalten, von denen drei in der Zeit von 1758 bis 1800 erschienen. Die andern drei wurden bis zur letzten Theilung Polens in die Bibliothek Königs Stanislaus August, jedoch nur im Manuskript, aufbewahrt und vom Bischof Naruszewicz zu seiner berühmten Geschichte Polens benutzt.

Dolabella, Thomas, Italiener von Geburt, war berühmter Maler und Architekt durch Basa und hat viele Werke von seiner Hand besonders in Venedig hinterlassen. Später, unter Bladislaw Basa, malte er mit f

tpôteur im Canton Neuchâtel, ging nach Bollenburg seiner philosophischen theologischen Studien als Hauslehrer nach Litthauen, wo er 10 Jahre lange

Seine theologischen Studien führten ihn von den Hebräern zu den alten ptern und nun suchte er die Spuren der Völker, durch welche die ägyptische mg mit der aus Thracien und Kleinasien kommenden asiatischen zusam- stieß. Dieses erweckte in ihm den Entschluß, den Orient zu bereisen den Schauplatz so vieler Völkerwanderungen zu studiren. Da Krieg und Pest, i jenen Gegenden wütheten, seine Reise verzögerten, bemühte er die Zwischem um an der Universität Berlin, vorzüglich von Leopold v. Buch angeleitet, dem Studium der Geologie zu widmen und von dieser Zeit an verband er inen Forschungen die Spuren der Geschichte des Erdballs mit jenen der Ge- te der Menschheit. Nachdem er auf einer Reise durch Schweden und Dänemark denkmäler des Nordens besucht, kam sein längst gehegter Plan zur Ausführung. Jahre 1831 verreihte er nach dem Kaukasus, den er während vier Jahren wanderte. Ganz allein leistete er mehr, als eine ganze Expedition vermocht

Man erkant, wenn man den Reichthum der Bemerkungen, Dokumente, nungen, Sammlungen überblickt, den er von dieser Reise mitgebracht hatte.

Werk in 5 Bänden: „Reise um den Kaukasus, zu den Tscherkesen und Ab- i, nach Colchis, Georgien, Armenien und der Krim“ erschöpft diesen Schatz keineswegs, machte aber den Verfasser zu einer europäischen Berühmtheit. geographische Gesellschaft von Paris erkannte ihm den ersten Preis zu; die zische Gesellschaft in London, deren corresp. Mitglied er 1845 wurde, schickte in Dankschreiben für die Bereicherung, welche die historische und geographische nschaft durch ihn gewonnen; Kaiser Nikolaus von Rußland ehrte ihn mit dem Islausorden und einem reichen Geldgeschenke. D. aber kehrte nach Neuchâtel und hielt seit 1839 öffentliche Vorlesungen über Archäologie. Im Jahre wurde für ihn ein Lehrstuhl der Archäologie an der neuen Akademie von hatel errichtet, den er bis zu der, in Folge der Revolution vom Februar 1848 der Losreisung von Preußen erfolgten, Aufhebung der Akademie innehielt. Er 24. April 1850 an Fieberanfällen, deren er sich durch seine Reise zu- en. Außer dem großen Werke über den Kaukasus schrieb er mehrere interessante ndlungen in das „Annuaire de Géographie“ und eine Darstellung der Schlacht Grandson. Der Tod überraschte ihn im Augenblicke, als er die Herausgabe Werkes über die Alterthümer und Denkmäler des Cantons Neuchâtel vorbe- z, zu dem er die Zeichnungen selbst verfertigt hatte. Mit ihm starb einer der sterne der ehemaligen Akademie von Neuchâtel, die nach kurzer, herrlicher e von der Revolution zerstört wurde und deren Berühmtheiten theils, wie h und Rattile, ausgewandert, theils gestorben sind.

L. Dänaburg, starke Festung und Hauptstadt des gleichnamigen Kreises im Gu- um Witepsk am rechten Ufer der Düna, mit starkem Fort jenseits des Flusses. polnischer Herrschaft war die Stadt unbedeutend und besaß nur eine leicht ehmende Burg. Erst 1809 wurde D. auf Befehl Kaiser Alexanders zugleich obrüst besetzt, aber kaum waren die äußeren Festungswerke und das gegen- Gende Fort beendet, als Napoleon 1812 beim Eindringen in Rußland die Besetze und sämtliche Festungswerke schleifen ließ. Die heutige Festung, lben Seiten der Düna, mit schönen Gebäuden im Innern, wurde nach dem e Congresse zu bauen angefangen. Die hölzernen Vorstädte, etwa einen enschuß weit von den Wällen entfernt, sind der Sitz der städtischen Behör- ke auch vieler Kaufleute und Handwerker.

K—r. Duodo, Pietro, kam als Gesandter der venetianischen Republik nach War- zum Könige Sigismund Basa, im Jahre 1592. Nach seiner Rückkehr schrieb italienischer Sprache die Erlebnisse auf dieser Reise nieder und es sind darin eschreibungen polnischer Sitten, der Lebensweise des Warschauer sonderem Interesse.

Tras os Montes und 1814 zum Obersten in der englischen Armee und zum Kommandanten des Prinzregenten besördert, aber, von Beresford verfolgt, als ältester Brigadegeneral aus portugiesischen Kriegsdiensten entlassen, blieb jedoch mit der Erlaubnis des Prinzregenten in Portugal. Auf Anstiften seiner Feinde wurde er die angebliche Verschwörung des Generals Freyre d'Andrade verwickelt und eingekerkert, ungeachtet ihm nur 2 Personen von allen Angeklagten bekannt waren. In seinen Papieren fand man jedoch Nichts, als 2 ihm auf Schleichwegen zuzugeworfene, anonyme Briefe. Dessenungeachtet ward er verurtheilt das Land zu verlassen. Eine Abschrift seiner Prozessakten, die Herausgabe seiner Papiere: Tagebuch, Freimaurercertificate u. c., Alles ward ihm verweigert. Nach seiner zurückgekehrten, hatte er nicht nur seine Anstellung bei dem Prinzregenten sondern er wurde auch des Landes verwiesen. Er wählte nun (1819) zu seinem Aufenthalte und wendete sich von da an den König von Portugal, worauf ihm von dem portugiesischen Gesandten unter den schmeichlichsten Bedingungen die Versicherung erteilt ward, daß der König von der Falschheit seiner Ange und von seiner Unschuld völlig überzeugt sei. 1821 ging er nach Brasilien, wo er in den Kriegen von 1822—25 als Brigadegeneral der Republikantia thätig war.

Erhout, Gerbrant van den, ein niederländischer Maler, geboren 1621 in Amsterdam, ist der ausgezeichneteste Schüler Rembrandt's. Anfangs malte er Porträts aber nur Historienstücke, die sich durch reiche Composition und außerordentliche Gesichtszüge auszeichnen. Sein Colorit ist eben so frisch und lebhaft als das Rembrandt's, der Pinsel gewandt und markig; doch hat er auch die Feinheit eines Meisters im Costume und in der Zeichnung. Kenner halten seinen „Johannes im Tempel“ und einen „Simeon mit dem Jesuskinde auf dem Arme“ für vorzüglichste Gemälde. Er starb 1674.

Erbe, Sigot b', ein berühmter Insurgentenchef in der Vendée, geboren 1720 in Dresden, diente eine Zeit lange in der sächsischen Armee, begab sich aber, nicht schnell genug avancirte, nach Frankreich und trat in das Reiterregiment ein. Indes glaubte er sich auch hier zurückgesetzt und zog sich zurück. Im Jahre 1793 die Unruhen in der Vendée ausbrachen und glücklichen Erfolg zu versprechen schienen, stellte er sich nebst Bonchamp (s. d.) an die Spitze des Aufstandes. Nachdem er, mit diesem vereint, die Republikaner zu wiederholten Malen geschlagen hatte, operirte er selbstständig eine Zeit lange mit ziemlichem Erfolg und wurde deshalb zum Generalissimus der großen Armee von der Vendée erwählt. Anfangs war ihm das Glück günstig; er schlug im August den General le Comte und bald darauf Santerre bei Beaulieu. Doch Uneinigkeit unter den verschiedenen Anführern machte das ganze Unternehmen scheitern. Die Republikaner, frisch verstärkt, benützten diesen Umstand und gewannen die entscheidende Schlacht bei Chollet, den 17. Oktober 1793. E., bedeutend verwundet, flüchtete sich nach Lège und später auf die Insel Noirmoutier. Dem Tode nahe, wurde er bei Eroberung der Insel durch den General Thumeau gefangen, verurtheilt und, da er zu schwach war, um zum Tode zu gehen, sitzend in seinem Lehnstuhle erschossen.

Eleonore, Königin von Polen, war die Tochter Kaiser Ferdinand's III. und dessen Gemahlin Eleonore, aus dem Fürstenhause Gonzaga, und wurde im Februar 1670 mit König Michael Wisntowleki in Czestochau vermählt. Nach dessen Tode 1673 zog sie sich nach Tirol zurück, wo sie in Innsbruck bis 1678 von ihrem Jahrgelohnte lebte und dann eine zweite Ehe mit dem ihr schon früher zugethanen Herzoge Karl von Lothringen einging. Sie überlebte auch diesen und starb 1697.

Elisabeth Piastowna war die Tochter des polnischen Königs Blaslaw I. Loksetel und wurde 1330 mit Karober, König von Ungarn, vermählt. Ihr Sohn Ludwig wurde nach dem Tode ihres Bruders Kasimir des Großen 1320 König von Polen gewählt.

Elisabeth, Königin von Polen, war die Tochter des K—r.

Sandomir, Otto Pilecki. Nachdem Wladislaw Jagello seine erste Gemahlin wig 1399 durch den Tod verloren, vermählte er sich wieder auf den Wunsch polnischen Großen mit E., der Wittwe des Grafen Granowski, im Jahre sie starb aber schon 1420.

Elisabeth, Gemahlin des Polenkönigs Kasimir des Jagellonen, Tochter Kaiser Albrechts von Oesterreich. Im Jahre 1434 vermählt, sechs Söhne (von denen vier Könige von Polen waren) und fünf Töchter später an die Herzöge von Bayern, Brandenburg, Pommern, Mecklenburg und Preußen verheirathet wurden. Sie überlebte ihren Gemahl, drei Söhne und vier Töchter und starb während der Regierung ihres vierten Sohnes Alexander im Jahre 1505.

Elisabeth, Gemahlin August des Jagellonen, Königs von Polen, Tochter Ferdinand's, Königs von Ungarn u. Böhmen, spätem Kaisers von Oesterreich. Sie starb schon im zweiten Jahre ihrer Ehe erst 19 Jahre alt im Jahre 1545, wo sie auch begraben liegt.

Eller, Johann Theodor, ein bekannter Arzt, 1689 zu Plöbkau in der Provinz Anhalt-Bernburg geboren, wurde 1735 Leibarzt des Königs Wilhelm von Preußen, bekleidete diese Stelle unter Friedrich dem Großen bis 1762, später Geheimrath und Direktor des Ober-Medizinal-Collegiums und starb 1782. Er war ein sehr fruchtbarer ärztlicher Schriftsteller. Ausser den zahlreichen Schriften, die er als Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften hat, erwähnen wir vorzüglich seine „Physiologia et pathologia medica“ seine „Observationes de cognoscendis et curandis morbis“, die in mehreren Sprachen erschienen sind und sich früher eines großen Beifalles zu erfreuen haben.

Enenkl, Johann (auch Jans der Enenkl — Johannes Nepos nannte), einer der ältesten österreichischen Dichter, welche in deutscher Sprache gesungen haben, um 1190 zu Wien geboren, stammte aus freiherrlichem Geschlechte und starb um das Jahr 1250 als Domherr in seiner Vaterstadt. Sein „Buch von Oesterreich und Steyer“ (herausgegeben von Megiser 1618, n. 1740, 8., am besten in A. Rauch's, Script. rer. Aust., Wien 1793, 4.) in markomannisch-fränkischen Reimen geschriebene Chronik, reicht vom Jahre 1246 bis zum Jahre 1246 und scheint theils aus Urkunden, theils aus Volksagen geschöpft zu seyn. Auch haben wir von ihm eine abwechselnd in Prosa und in Versen geschriebene „Universalchronik“ von Erschaffung der Welt bis zur Regierung Kaiser Friedrich II., welche aber noch nicht vollständig gedruckt ist. Ein anderer Faas, ein gelehrter Benedictiner zu Heresheim, welcher eine Ausgabe veranstaltete, gab in seinem „Philosophischen Versuche über die Universalchronik“ (1793, 8.) einige Proben.

Engelbrechtsen, Cornelis, ein trefflicher niederländischer Historiker geboren 1468 zu Leyden, bildete sich nach van Eyk und war einer der besten niederländischen Maler, welche in Del malten. Seine Gemälde zeichnen sich durch eine correcte Zeichnung, gewandten Pinsel und ein lebhaftes Colorit aus, die aber durch die Bilderverfälscher vernichtet und nur wenige, unter ihnen die Altarblätter: eine Kreuzigung und eine Abnahme vom Kreuze darstellend, erhalten sind. Die letzteren werden auf dem Rathhause zu Leyden aufbewahrt. In der Wiener Galerie besitzt ein kostbares Altarblatt von ihm. Er starb 1533 zu Leyden — Sein Sohn, Cornelis E., gewöhnlich Cornelis Kunst genannt, geboren 1544, gehört ebenfalls unter die besseren Künstler der niederländischen Schule.

Engelshall, Joseph Friedrich, ein vorzüglicher Kunstkritiker, in Marburg geboren und seit 1788 Professor der Philosophie und schönen Wissenschaften in Basel, besetzte durch die Schriften Winkelmann's u. Lessing's sein Urtheil über die Werke der Malerei und bildenden Künste und hätte, von ungünstigen Umständen weniger gehindert, vielleicht Bedeutendes geleistet. Seine „Kleine Geschichte der Kunst“ (Göttingen 1805, 2 Theile, 8.) enthalten vortreffliche Aufsätze über die Kunst; die Biographie: „J. H. Tischbein, als Mensch und



argestellt“ (Münch. 1797, 8.) gehört zu den besten Schriften, welche die deutsche Literatur in dieser Gattung aufzuweisen hat; auch seine Gedichte (Leipzig 1788, ) zeichnen sich größtentheils durch Zartheit der Empfindung und correcte Sprache aus. Er starb am 18. Mai 1797 zu Warburg.

**Engeström, Graf**, war schwedischer Gesandter am polnischen Hofe unter Stanislaus August von 1788—92 und machte sich in Polen allgemein beliebt. Später wurde er Gesandter in Berlin und London, zuletzt Reichskanzler (Ministerpräsident) am schwedischen Hofe. Gegen das Ende seines Lebens zog er sich auf seine Güter Janowice im Großherzogthum Posen zurück, wo er 1827 starb. Er hinterließ eine bis jetzt noch ungedruckte Denkschrift, in der seine vierjährige Thätigkeit in Warschau und die politischen Ereignisse während dieser Zeit ausführlich beschrieben sind. K—r.

**Entdeckungswesen.** Die Länder- und Völkerkunde, welcher in neuerer Zeit von allen gebildeten Nationen Europa's so große und erfolgreiche Aufmerksamkeit widmet wird, ist unstreitig die Wissenschaft, deren Begründung, als solche, am langsamsten vorgeschritten und durch zahlreiche, der Natur der Sache nach aber nothwendige, Irrthümer am längsten aufgehalten worden ist. Die Ursachen liegen nicht fern. Jahrhunderte waren nöthig, um nur die nöthigsten Erfindungen für die ersten Bedürfnisse zu machen und eben weil diese gering genug waren, richtete sich der Blick nicht nach Aussen hin, um etwas Vermisstes dort zu suchen. Selbst die Kriege waren nur kleine Befehdungen benachbarter Völker, sie konnten keine Resultate für Erdkunde gewähren, wie die Heerzüge späterer Zeit, und überdies dürfte wohl ein Einzelner nicht Verus in sich fühlen, zu sehen, was auſſer dem Bereiche der nächsten Umgebung lag; der Schwierigkeiten nicht zu gedenken, welche einem solchen Unternehmen entgegenstellen mußten. Erst als sich das Bedürfnis vermehrte, festere Staatsformen entstanden und gegenseitige Verührung den Bebenkreis vergrößerten, als ferner das Anwachsen der Völker und die Kühnheit einzelner Eroberungskriege herbeiführte, begann als nothwendige Folge ein obwohl geringes geographisches Wissen. Freilich konnte dieses nur oberflächlich und oft irthümlich seyn; denn theils wurde es nur durch Zufall u. nebenbei erworben, theils waren mathematische, physikalische und astronomische Begriffe, welche ein nothwendiges Bedingniß einer auf Wahrheit beruhenden geographischen Kenntniß sind, entweder gar nicht vorhanden, oder doch unbedeutend genug. Mit dem durch steigende Cultur sich immer mehr verbreitenden und vervielfachenden Handel, so wie auch das Entstehen der Schifffahrt, die freilich jetzt noch Küstenschifffahrt blieb, wurden die Fortschritte bemerklicher; doch, wie die ersten Entdeckungen geschahen, wissen wir nicht, denn zu der Zeit, wo die sichere Geschichte der Entdeckungen beginnt, waren die asiatischen, afrikanischen u. selbst einige der europäischen Küsten bereits bekannt. Die Phönizier waren die ersten, welche, nach Handelszweck strebend, unbekannte Länder entdeckten; sie gelangten bis zu den Säulen des Herkules (Spanien), besuchten die canarischen und azorischen Inseln, Guinea, die Nordseeküste, England und beschifften das indische Meer, doch bleibt es noch zweifelhaft, ob sie Amerika (Atlantis) kannten. Im Innern Asiens u. Afrika's waren sie wohl bekannt. Kein anderes Volk unternahm so kühne Züge, daher sind weder bei den Aegyptern, noch bei den Juden wichtigere Spuren einer besondern geographischen Kenntniß zu entdecken. Bei den Griechen ist Herodot der erste, welcher hellere Ansichten verbreitete, als die waren, welche wir in Homer's Gesängen finden. Wahrscheinlich durchzog er als Handelsmann die Gegenden am schwarzen Meere, das südliche Rußland, drang in das Innere Asiens, besuchte Aegypten, Spanien, vielleicht auch England und einen Theil der nordafrikanischen Küste (Cyrene). Doch erscheinen seine Angaben oft sehr irrihümlich, da er nur einige mathematische und astronomische Kenntnisse besaß. Dasselbe gilt von den Griechen Hanno's und des Skylax. Hippokrates, der Arzt, erforschte die Gegenden u. die übrigen Gegenden des mittelländischen Meeres, besuchte überdies die Küsten und einige Striche am schwarzen Meere. Durch Xenophon u. Auf-

klärungen über Persien und Armenien gegeben. Wichtiger indes war die Reise des Pytheas von Marseille, welcher 280 v. Chr. Britannien besuchte und von hier aus nach Thule gelangte: vielleicht Island oder Norwegen, wenn nicht die Hebriden oder ein Theil Schottlands darunter zu verstehen sind. Er war übrigens der Erste, welcher in seinem „Periplus der Erde“ für deren Beschreibung astronomische Beobachtungen benützte. Zu gleicher Zeit entdeckten ägyptische Schiffe Dekan und Malabar. Die Irrthümer, welche bisher noch über Asien geherrscht hatten, waren durch die Heerzüge Alexander's größtentheils berichtigt worden. Von Alexandrien aus, welches der Mittelpunkt der Gelehrsamkeit und Sammelort der Bücher geworden war, wurden nun die vorhandenen Materialien, zu einem Ganzen verarbeitet, bekannt; besonders erwarben sich Eratosthenes um das Jahr 260 v. Chr. und Hipparch von Nicäa dadurch große Verdienste, daß sie das Vorhandene planmäßig zusammenstellten und auf historischen, mathematischen u. astronomischen Grundlagen bearbeiteten; Eratosthenes soll sogar eine wirkliche Gradmessung aufgestellt haben. In dieser Periode war von den Römern, welche sich noch mit der Eroberung Italiens zu beschäftigen hatten, für Entdeckungen wenig gethan worden. Erst unter den Kaisern, wo die erobernden Heere überall vordrangen, wurde über bis dahin unbekante Länder helleres Licht verbreitet; Gallien, Germanien, Britannien wurden durchzogen und beschrieben, der Kaukasus und Arabien näher bekannt. Mela, Plinius, Strabo, Tacitus und vor Allen Ptolemäus legten die Resultate in äußerst schätzbaren, doch bei Weitem nicht fehlerfreien Werken nieder. Eine ganz veränderte Gestalt erhielt die Länder- und Völkerkunde durch die großen Heerzüge germanischer Völker, sowie durch die gleichzeitigen und späteren Bewegungen im Orient. Die ersten Reisen von Bedeutung sind die des Armeniers Moses von Chorene im 6. Jahrhundert, welcher Palästina, Griechenland, Italien und das östliche Asien durchreiste, ferner des ägyptischen Königs Kosmas in Aethiopien. Bald wanderten auch Pilgrime zum heiligen Grabe und brachten Notizen über das heilige Land zurück; Persien, China, Hindostan, sogar Tibet fing an, durch Feldzüge der Araber bekannt zu werden; den Norden Europa's durchzogen fromme Missionäre und durch die Seerzüge der Normannen im 9. Jahrhundert ward Island, Grönland und ein Theil Nordamerika's (Wieland) entdeckt. Dther und Wulfstan, zwei Normänner, untersuchten auf Alfrede des Großen Befehl das weiße Meer und den finnischen Meerbusen. Im 12. und 13. Jahrhundert drangen Missionäre und Gesandtschaften bis weit in Asien vor; hierher gehören: die Reise des Moses Petachia aus Regensburg in Asien (1187), die des Dominikaners Bonaventura Burchard aus Westphalen in Palästina (1240), des Franziskaners Carpini in der Tatarei (1246), des Dominikaners Ascelin ebendahin (1247); ferner die obwohl etwas fabelhaften Reisen des französischen Kapuziners Rubruk durch Armenien, Persien und die Tatarei (1253—55), die beiden wichtigen Reisen der beiden Venetianer Nicolas und Matthias Paoli (Polo) an den Hof des Tatarenchans Hüpilai (1260—95), die Reise des Armeniers Heron in Asien (1305), des englischen Ritters Johann Mandeville ebenfalls in Erdtheile, welche in dieser Zeit vorzugsweise bereist und erforscht wurden; von Afrika, was nicht höchstens von einem kleinen Theile der Nordküste, erfahren wir in dieser Periode Nichts. Die Schifffahrt, welche bisher nur unbedeutende Resultate gegeben hatte, versprach durch die unterdessen gemachte Erfindung des Compasses (wahrscheinlich zu Anfange des 14. Jahrhunderts) von großer Wichtigkeit zu werden. Die Italiener, besonders die Venetianer, Genueser und Bisaner hatten den Handel über Konstantinopel bis weit in das Innere Asiens gänzlich in ihrer Gewalt u. kein anderes Volk konnte die Concurrenz mit ihnen aushalten. Dies weckte den Neid anderer Nationen und rief Versuche mannigfaltiger Art in's Leben. Nicht dem Bestreben, neue Handelsquellen aufzufinden, belebte, besonders Anfangs, nicht die Religionseifer den aufstrebenden Entdeckungsgeist. Die neue Epoche der Entdeckungen beginnt durch das jugendlich emporblühende Portugal und nächst durch Spanien. Ihnen folgten bald England, Rußland, Holland u. Däne-

narr. Diese Periode beginnt mit Don Henrique, dem dritten Sohne Johann's I. von Portugal. Auf Veranlassung dieses umsichtigen und emporstrebenden Mannes wurden seit 1416 die erfolgreichsten Expeditionen unternommen. Gegenstand derselben war ein fast fabelhaft gewordener Erdtheil, Afrika, und man kann sagen, daß er jetzt von Neuem entdeckt wurde. Die erste Expedition (1416 oder 1417)ehrte bei dem Cap Bojador wieder um und durch die zweite unter Joao Gonsalves und Cristao Baz Teixeira (1418) wurde ebenfalls nur durch Zufall Porto Santo und (1419) Madaira entdeckt. 1432 aber öffnete Gillanes durch Umschiffung des Cap Bojador den Weg nach Guinea; in derselben Zeit wurden die Azoren gefunden, deren eine, Santa Maria, von Gonzalo Cabral 1432 zuerst bereitet wurde; Gillanes Alfonso Gonsalves und Cristao untersuchten die Küsten von Guinea; Diniz Fernandez, ein Bürger von Lissabon, entdeckte das Capo Verde, Lanzarote 1450 den Senegal; 1447 gelangt Cristao zum Rio Grande, 1456 fand Katamoko die Inseln westlich von Capo Verde, sowie Mayo und St. Jago und 1462 Pedro de Cintra das Cap Sierra Leone. Diese Wiederentdeckung der Westküste Afrika's wird den Portugiesen von den Franzosen streitig gemacht, welche behaupten, daß schon 1364 zwei Schiffe von Dieppe die Sierra Leone und Goldküste entdeckt hätten. 1471 wurden durch Joao de Santarem und Pero Escoparte Goldküste, die Insel Fernao do Po durch ihren Entdecker gleiches Namens benannt; 1472 fand man die Inseln St. Thomé, do Principe und Annobon. Zehn Jahre später wurde durch Sequeira das Cap St. Katharina entdeckt. Diego Cao und Martin Behaim von Nürnberg entdeckten 1484 das Reich Kongo und den Strom Zaire und drangen bis zum Capo do Padrão vor. Unterdessen gelangte Pietro nach Benin und 1486 fand Diaz das merkwürdige, seit Jahrhunderten unbekannt gebliebene Vorgebirge, welches elf Jahre später (den 20. November 1497) Vasco de Gama umsegelte, das Vorgebirge der guten Hoffnung, ein großes Ereigniß, welches den Handelsweg nach Indien zu Lande zerstörte und mit dem, am 2. Oktober 1492 von Spanien aus erfolgten, Entdeckung Amerika's durch Columbus den politischen und geistigen Verhältnissen in Europa eine ganz andere Richtung anwies. Dem Entdeckungsgenies hatte sich mit diesen beiden Entdeckungen ein weites Feld eröffnet; über den Ocean hin schweifste nun der Blick des Abenteurers, wie des Handelsherrn und des frommen Priesters. Kaum hatte Columbus die Bahn in den vierten Welttheil gezeigt, so begann eine ununterbrochene Reihe von Entdeckungen und Reisen. Amerigo Vesputci machte sich 1497 um die Erforschung des Busens von Baria verdient; der Engländer Sebastian Cabot entdeckte Labrador, Neufundland, der Russe Wassiliewitsch 1499 Sibirien; Cabral im Jahre 1500 Brasilien u. 1512 wurde Florida durch Ponce de Leon entdeckt. Endlich im Jahre 1519 geschah die erste Erdumschiffung, begonnen durch Fernando Magellan, vollendet von dessen Gefährten Cano. Jener segelte längs der Küste Amerika's hinab, hierauf durch die seitdem nach ihm bekannte Meerenge, welche das alte Land von Amerika vom Feuerlande trennt, in den großen Ocean, fortwährend in westlicher Richtung; doch auf einer der philippinischen Inseln wurde er getödtet und Cano segelte um das Vorgebirge der guten Hoffnung nach Europa zurück. Diesen folgten 1577—80 der Engländer Franz Drake; 1586—88 Cavendish; der Holländer Olivier von Noort (1598—1601); Jöns von Spielbergen, ein Deutscher in holländischen Diensten (1614—17); die Holländer Schouten und Jakob le Maire (1615—17) und Jakob P. Hermitte (1623—26). Auf diesen zahlreichen Fahrten wurden eine Menge Inseln entdeckt, die West- und Ostküsten Amerika's, die Molukken, Neuguinea, China und Japan erforscht und durch die kerkische, eine nordwestliche Fahrt nach Indien zu finden, eine genauere Kenntniß der nördlichen Länderstrecken vorbereitet. Die Engländer vorzüglich sind es, welche in den Gang der Entdeckungen am thätigsten eingriffen. Davis entdeckte 1667 den Eingang in die Bai zwischen der Westküste von Grönland und der Ostküste von Nordamerika; Baffin drang 1626 weiter nördlich und entdeckte die Inseln und den Lancasterfund. Jetzt beginnt auch das Streben, das Innere

ergie so aus, daß er als der größte Chirurg seiner  
 ber beschrieb er die Operation der Hasenscharte, der  
 mittes vorzüglich genau, empfahl die Operation des  
 er überhaupt in seinen „Opera chirurg.“ (Padua  
 ap von Erfahrungen niedergelegt hat. Als Anatom  
 der vergleichenden Anatomie und es wird ihm auch  
 r Venenklappen zugeschrieben. Um die Universität  
 Erbauung eines Theaters verdient. Er starb

in Geburtsorte Hilden bei Köln, wo er  
 studirte zu Köln u. Lausanne, wo vor-  
 sein Lehrer war, machte hierauf eine  
 in seiner Kunst noch mehr aus-  
 späterhin in Bern nieder; wo er  
 Ludwig XIII. ihn zum Gesandtschafts-  
 er Gicht 1634. — F. ist einer der vor-  
 wird unter die Gründer der Chirurgie in  
 Chirurgie viele Verbesserungen vorgenommen  
 aber der Instrumente und Maschinen, hat er sich  
 Kopfwunden, der Schußwunden, der Knochenbrüche  
 orben. Er hat mancherlei geschrieben; eine seiner  
 vom heißen und kalten Brande (Köln 1593 u. später),  
 Wunden, Basel 1615; seine „Observationes chi-  
 „Opera omnia“, Erfurt 1646.

ausgezeichneter Biograph des vorigen Jahrhunderts,  
 irradi im Großherzogthume Toskana geboren, machte  
 phie, Mathematik und Naturwissenschaft. unter der  
 und verlegte sich dann, seinem Gönner, dem Jansen-  
 er gefallen, auf die Theologie. Seine ersten Arbeiten  
 her Erbauungsbücher in seine Muttersprache; da er  
 geschriebene Werke in Rom das meiste Glück machten,  
 ementis XII.“ (Rom 1760, 4.) als einen Versuch,  
 igkeit mit Beifall aufgenommen wurde und ihm die  
 eri Corsini und des Papstes Benedikt XIV. erwarb.  
 n Camilla Rospigliosi bestimmte ihn, eine Zeit lange  
 er zu betreiben; später wandte er sich der schönen  
 en als Jansenist verfolgt, begab er sich 1767 nach  
 Großherzoge Leopold zum Prior an der Lorenzokirche  
 iner Reise nach Frankreich und England zurückgekome-  
 rdingen ernannt. Als er jedoch mit den wirklichen  
 nt blieb, machte er eine zweite Reise nach Wien,  
 e nach seiner Heimkehr ganz seinen literarischen Stu-  
 iftregung bis zu seinem Tode (21. September 1803)  
 icken Werken nennen wir, ausser dem von ihm ge-  
 i“ (Pisa 1771—96, 102 Bde., 8.) als die vorzüg-  
 n doctrina excellentium, qui seculis XVII et XVIII.  
 1778—1805, 20 Bde., 8.; dazu gehören die „Lot-  
 i“, Florenz 1743—75, 2 Bde., 8., welche er aus-  
 ausgab; „C. Medicis magnifici vita.“ Pisa 1784,  
 smi Medicej“, 1788—89, 2 Bde., 4.; „Vita Leo-  
 „Elogj d' illustri Italiani“, Pisa 1786, 2 Bde., 8.,  
 Italiens sehr wichtig sind.  
 par (vgl. Band IV., S. 93), f. russisch, ~~...~~,  
 u Brzesc in Litthauen, wo er eine ~~...~~

**Falimir** (polnisch, Falimirz), Stephan, ist der Herausgeber eines der ältesten medizinischen Werke in polnischer Sprache, das sich bis jetzt erhalten hat. Es erschien 1534 in Krakau bei Florian Ungler in 4. K-r.

**Falk**, Jeremias, lebte von 1610—1660 in Polen und zeichnete sich unter Wladislaus und Kasimir Wasa als berühmter Kupferstecher besonders aus. Er war gleich geschickt im Graviren wie im Zeichnen. Man zählt gegen neunzig Werke, die fast in ganz Europa verbreitet, von seiner Hand gestochen und mit seiner Unterschrift: „Falk polonus“, versehen sind. K-r.

**Fantucci**, Marco, Graf von, ein verdienter Staatsmann und Gelehrter Italiens, 1745 zu Ravenna geboren, erhielt zu Rom bei seinem Oheim, dem Cardinal Gastani, eine so sorgfältige und vortreffliche Erziehung, daß er nach der Zurückkunft in seine Vaterstadt auf die ersten Staatsämter Anspruch machen konnte, welche er auch erhielt. Er suchte den schiffbaren Kanal bei seiner Vaterstadt für den Verkehr brauchbarer zu machen, erfand 1784 eine für das Gebiet von Ravenna sehr nützliche hydraulische Maschine und gab sich sehr viele Mühe, die Austrocknung der Moräste, als einziges Mittel, die häufigen epidemischen Krankheiten zu verhüten, in's Werk zu setzen; aber Vorurtheile, Eigennutz und Dummheit standen der Ausübung seiner, stets das allgemeine Wohl berücksichtigenden, Pläne nur zu oft im Wege. Er starb am 10. Januar 1806 zu Ravenna. Unter seinen Schriften sind zu nennen: „De' monumenti Ravennati,“ 6 Bde., 4.; „De gente Honestia,“ Cesena 1786, Fol. und die „Memorie di vario argomento,“ Venedig 1804, 4., welche manche treffliche Aufsätze im Fache der Staatswissenschaften enthalten.

**Farinelli** (mit seinem wirklichen Namen Carlo Broschi), ein berühmter italienischer Sänger, den 24. Januar 1705 zu Neapel geboren, erhielt den ersten Unterricht in der Musik von seinem Vater und wurde, nachdem man ihn, um sein Glück zu begründen, zum Castraten gemacht hatte, in die Schule des berühmten Meisters Porpora geschickt. In seinem siebenzehnten Jahre trat er in dem Theater Aliberti zu Rom als erster Sänger auf und übertraf bald die berühmtesten Sänger Italiens durch seine wirklich zaubernde Stimme. Zu Wien ward von Kaiser Karl VI. reichlich beschenkt und zu London, wohin er 1734 mit Porpora's Theatergesellschaft gegangen war, erntete er großen Beifall, trotz seiner ausgezeichneten Nebenbuhlers Caffarelli. Nach Spanien berufen, um den kranken König Philipp V. durch seinen Gesang zu erheitern, machte er sich bald Hofe unentbehrlich; besonders erhielt er unter Ferdinand VI. durch die Königin sein Gemach eingeschlossen, gestattete er kaum der Königin Zutritt und wies sich hartnäckig, frische Wäsche anzulegen und sich den Bart abnehmen zu lassen. Er bewirkte durch eine Arie, was Niemand vermochte und seitdem stieg er so in der Gunst des Monarchen, daß von ihm fast die ganze Regierung von Spanien abhing; sogar die übrigen Cabinette Europa's bedienten sich seiner, um einen Milienvertrag Ferdinand's mit Frankreich zu hintertreiben. Doch mußte die Lobe des allmächtigen Sängers eingestehen, daß er seinen Einfluß nie mißbrauchte um sich zu bereichern oder Unwürdigen zu Ehrenstellen zu verhelfen. Auf dessen Antrieb wurde ein italienisches Schauspiel in dem Palaste Buen Retiro in dessen Leitung er übernahm und an welchem er die berühmtesten Künstler seiner Vaterlandes anstellte. Nach dem Tode seines Gönners verließ er Spanien und zog sich 1762 nach Bologna zurück, wo er sich ein geschmackvolles Landhaus baute und nur der Musik und der Cultur seines Gartens lebte. Er ermunterte seinen Sohn Martin, seine Geschichte der Musik zu schreiben und sammelte mit großen Wohlthaten überschüttete, innigst betrauert, starb F. den 15. Juli 1782.

**Faust**, Bernhard Christoph, bekannt als ärztlicher Volkschriftsteller, ward zu Rotenburg 1755 geboren. Er besuchte die Schule zu Kassel, die Medizin zu Göttingen, wurde 1777 zu Rinteln promovirt, ließ sich hierauf

Arzt in seiner Vaterstadt nieder und gelangte später als Leibarzt nach **Z**  
 — Als Schriftsteller ist er mit einer Menge von Schriften ausgetreten,  
 theils an das Volk gerichtet, die Ausschweifungen des Geschlechtsstri  
 Unterdrückung der Blattern durch Absperrung der Kranken und Verbre  
 Vaccine, die Erleichterung des Gebärakts durch passende Vorrichtungen,  
 richtung der Kriegslazarethe und die den Verwundeten zu leistende Hilfe,  
 hütung der Kinderpest zc. betreffen. Am bekanntesten hat er sich durch  
 vielen Auflagen erschienenen, in mehre Sprachen übersezt und in Sch  
 geführten „Gesundheits-Catechismus“ gemacht, so daß ihm das Verdienst  
 zusprechen ist, auf die körperlichen Leiden seiner Nebenmenschen in einer, a  
 gefühlvollen Herzen entspringenden, einbringlichen Sprache aufmerksam  
 die Theilnahme Mancher erweckt und dadurch viel zur ihrer Abhülfe b  
 zu haben.

Favier, ein bekannter Diplomat und politischer Schriftsteller Frank  
 — Anfange des vorigen Jahrhunderts geboren, folgte noch sehr jung sein  
 in der Stelle eines Generalsekretärs der Stände von Languedoc, welche  
 für ein überliches Leben bald zu verkaufen zwang. Die Noth führte ihn  
 Studium der Geschichte und Politik; in kurzer Zeit hatte er sich mit H  
 ungewöhnlichen Gedächtnisses eine ausgebreitete Kenntniß der Friede  
 Kenntnisse, Rechte und Ansprüche der Kabinete Europa's erworben, wel  
 Sekretär des Gesandten de la Chastardie zu Turin praktisch anzuwend  
 Tüchtigkeit mit seltenem Scharfblicke durchgeführte Ausarbeitungen über höch  
 Gegenstände erwarben ihm die Freundschaft des Ministers d'Argenson, w  
 mit der damaligen Politik Frankreichs gegen die übrigen europäischen M  
 kennt machte und ihm dadurch Veranlassung zu seiner ausgezeichneten,  
 von den Diplomaten geschätzten, Schrift über den Vertrag mit Oesterrei  
 „Raisons contre le traité de 1756“, gab. Der Verfasser zog sich dabi  
 Freundschaft zu und verlor, als sein Gönner aufhörte Minister zu seyn, d  
 Stellung, wiewohl nur zur Rettung des Scheines, denn unter dem M  
 Hofseul wurde er mit mehren geheimen Missionen nach Spanien und  
 beauftragt. Da er aber im Verborgenen stets dem Könige gegen die  
 gting zuerst nach England und dann nach Holland, wo er mit dem  
 tändig von Preußen in nähere Verhältnisse trat, welche seine Verhal  
 tene fördrer zu Hamburg zur Folge hatten und ihn in die Bastille füh  
 er erst nach mehren Jahren entlassen wurde. Bei dem Regierun  
 1773 erhielt er eine Pension von 2000 Thln., mit welcher er  
 un regelmäßigeres Leben führte, als in seiner Jugend und sich lit  
 taten widmete. Er starb zu Paris am 2. April 1784. Der größte  
 ydriften wurde unter dem Titel: „Politique de tous les cabinets de  
 les règnes de Louis XV. et de Louis XVI.“ (1793, n. Aufl. P  
 8.) von Segur gesammelt.

Feltz, Rhynvis, ein berühmter holländischer Dichter u. Kritiker b  
 7. Februar 1753 zu Zwoll in Oberhesseln geboren, zeigte schon fr  
 Anlagen für die Poesie und lebte auch, nachdem er seine juristis  
 Leyden vollendet hatte, ganz den Musen. Als Bürgermeister sei  
 und Einnehmer des Admiraltätscollegiums daselbst gewann er in  
 Zeit zu poetischen Arbeiten. In seinen späteren Jahren zog er  
 Geschäften zurück und starb am 8. Februar 1824 zu Zwoll. F. b  
 n Ausländern, vorzüglich aber nach Deutschen. Die sentimentalen  
 und „Ferdinand en Constantia“ (1785), mit welchen er seine  
 in begann, verrathen einen allzugroßen Einfluß von Göthe's B  
 tten bewegen bei seinen nicht sehr sentimentalen Landsleuten  
 Später wandte sich F., seinen Irrthum einsehend, zur did  
 der Poesie. Die beiden Lehrgedichte „Hot Graf“ (Amst. 1792,  
 RA.

Onderdom“ (Amsterdam 1802), werden, nebst den die Oden „an Gott“ u. „an die Vorsehung“ u. dem „Lobgedicht auf den Seehelden Ruyter“ als seine vorzüglichsten Werke gerühmt. Seine Trauerspiele „Thirza“ (1784), „Johanna Gray“ (1791), „Ines de Castro“ (1793) und „Mucius Cordus“ (1795) erheben sich nicht über die Mittelmäßigkeit und der Versuch, die Kantische Philosophie in an eine Dame gerichteten poetischen Episteln zu widerlegen („Brieven aan Sophie over den geest van de Kantiaan'sche Wysbegeerte“, Amst. 1806, 8.) ist völlig geschmacklos. In seinen „Brieven over verscheiden Onderwerpen“ (Amst. 1784—94, 6 Bde., 8.) suchte er durch eine populäre Darstellung den guten Geschmack, von welchem er freilich selbst keinen klaren Begriff hatte, zu verbreiten. F. ist ein durch Reinheit und Leichtigkeit ansprechender Dichter, aber ohne tiefere Begeisterung und er hebt sich nur höchst selten über das Gewöhnliche.

Felinski, *Loyś*, polnischer Dichter, gebürtig aus Lutz in Polhynien, kam noch als Jüngling mit dem berühmten Thadäus Czacki nach Warschau, wo er sich zuerst nur mit Uebersetzung französischer Werke in's Polnische beschäftigte. Nach der letzten Theilung Polens kehrte er in seine Heimath zurück und erst 1818 erschien eine Ausgabe seiner Werke, der Uebersetzungen von Delille's: *L'homme des champs*, Crébillon's *Rhadamiste*, Alfieri's *Virginia* u. a., kurz vor seinem Tode erschien noch sein berühmtes geschichtliches Drama: *Barbara Radziwillówna*. Er starb 1820, nachdem er kurz zuvor auf Verwendung des Fürsten Czartoryski zum Rektor am Lyceum in Krzemieniec ernannt worden war und wurde von seinen Zeitgenossen allgemein betrauert.

Ferd - ed - Din Attar, einer der vorzüglichsten und fruchtbarsten mystischen Dichter der Perser, ward zu Kerkeni bei Nischapur 1216 n. Chr. geboren u. trieb Anfangs das Geschäft seines Vaters, eines Spezereihändlers (Attar), ging aber in seinem 29. Jahre in ein Kloster, las hier alle mystischen Werke, welche er aufstreifen konnte und verfaßte eine große Zahl Werke, in denen sich die höchste Mystik der Soffi's offenbart. Unter diesen sind vorzüglich merkwürdig: „*Pendnâmeh*“ (Rathbuch), eine Moral in Sprüchen (französisch von Sylvestre de Sacy in den Fundgruben des Orients, 2 Bde.); „*Mantiket-Tair*“ (Vögelgespräche), in welchen in der Form der Fabel, indem nämlich ein Reichstag der Vögel sich versammelt und nach langen Debatten eine Deputation an den Vogelgreis Simurg abendet, von welcher nur drei Vögel an den Ort ihrer Bestimmung anlangen, mit aller Gluth der morgenländischen Phantasie das vergebliche Streben der Menschen, zum (innern) Anschauen des Höchsten zu gelangen (das eigentliche Wejen der Mystik) geschildert wird. Er ward als hundertjähriger Greis von einem Mongolen niedergehauen. Vergl. Hammer's „Geschichte der schönen Redekünste Persiens“, S. 140 ff., wo sich bedeutende Auszüge finden.

Fermor, russischer General, war Anführer des Heeres, das die Kaiserin Elisabeth 1757 gegen Friedrich den Großen schickte. Er nahm Ost- und Westpreußen in Besitz und rückte dann mit 50,000 Mann in der Neumark ein. Seine Kosaken- und Tatarenregimenter hausten furchtbar in Brandenburg u. Pommern, plünderten, brannten und mordeten, so daß Friedrich, um sein Land von ihnen zu säubern, an der Spitze eines kleinen, aber trefflichen Heeres ihnen entgegenzitt. Am 24. August kam es bei Küstrin zur Schlacht, nach welcher sich die Russen, durch bedeutenden Verlust geschwächt, bis an die Weichsel zurückziehen mußten. Im Jahre 1759 drangen sie wieder bis Brandenburg vor, aber diesmal ließ F. die Kaiserin bitten, einen andern Feldherrn an seine Stelle zu setzen, da er sich dem Kriegshelden Friedrich gegenüber nicht gewachsen fühle — ein schönes, aber in der Geschichte außerordentlich seltenes Beispiel von Bescheidenheit und Selbstkenntniß.

Finkenstein, schönes Schloß in Ostpreußen, 5 Meilen von Marienwerder, in welchem Napoleon 1807 nach der Schlacht bei Eylau zwei Monate sich aufhielt und von hier aus seine weiteren Pläne leitete. Hier empfing er auch Befehle von Persien.

**Hirschhausen**, Stadt in Ostpreußen im Regierungsbezirk Königsberg an der Straße nach Pillau, am frischen Haff gelegen. Hier wurde im J. 997 der heil. Adalbert von den heidnischen Preußen getödtet. K—r.

**Flotte**, Paul Louis François René de, 1817 zu Landernau im französi. Departement Finistère geboren, widmete sich, wie so viele seiner bretagne'schen Landsleute, dem Seebienste und trat 1828 in die Militärschule von La Fleche, die er 1831 verließ, um seine Marinestudien im Collegium Vendome zu vollenden. Mit einem günstigen Zeugnisse über seine Reise versehen, trat er in die Marineschule von Brest, fand als Schüler der zweiten Klasse Aufnahme und machte als solcher zwei Reisen auf der Fregatte Astrée. 1835 verließ er die erste Klasse der Schüler und wurde der wissenschaftlichen Expedition des Admirals Dupetit-Thouars zuge-theilt. Er machte die Reise auf der Fregatte Venus und entwarf im Auftrage seines Vorgesetzten Pläne von den Häfen Acapulco und Balparaiso. Als der durch seinen schaudervollen Tod auf der Paris-Versailler-Eisenbahn bekannte Dumont D'Urville seine Reise nach den Eisregionen des Südpols ausführte, erhielt de Flotte eine Anstellung auf der Korvette La Zélée. Während dieser Expedition ernannte ihn die Regierung zum Schiffsführer. 1840 kam er nach Frankreich zurück, um sich sogleich wieder auf der Brig Le Hussard einzuschiffen, an deren Bord sich eine Commission befand, die den Zustand der Sklaven auf den Antillen untersuchen u. darüber berichten sollte. 1843 nahm er an einer neuen Fahrt nach den Antillen auf der Fregatte Didon Theil, 1844 kehrte er nach Frankreich zurück. Er war erst 25 Jahre alt und zählte bereits 10 Dienstjahre und war bei 11 Expeditionen gewesen. Mit seiner Ernennung zum Schiffslieutenant im Jahre 1846 schließt seine militärische Laufbahn. Während seines Aufenthaltes auf dem festen Lande beschäftigte er sich mit wissenschaftlichen Arbeiten, namentlich mit einem Projekt zur Vervollkommenung der archimedischen Schraube bei den Kriegsdampfschiffen der Marine. Seine Denkschriften über diesen Gegenstand wurden von den Behörden berücksichtigt und F. mit der Leitung der Versuche mit Schrauben im Hafen von Brest beauftragt. Als das für diese Versuche festgesetzte Jahr abgelaufen war, wurde F. nach Paris berufen, um seine wissenschaftlichen Arbeiten fortzusetzen. Seit seiner letzten Rückkehr nach Frankreich hatte er die socialistischen Ideen in sich aufgenommen, an der Februarrevolution nahm er den thätigsten Antheil. In dem Klub des Conservatoriums und im Volksklub führte er das Präsidium, seine Mäßigung wurde selbst von reaktionären Zeitungen anerkannt. Er meldete sich in Finistère als Kandidat für die Nationalversammlung, allein sein socialistisches Programm erschreckte die Wähler. Ein Anderer wurde ihm vorgezogen. Am 19. Mai 1848 wurde er gefangen gesetzt, weil er an den Unruhen vom 15. Theil genommen haben sollte, jedoch am 5. Juni wieder entlassen. Ein Ministerialbeamter denuncirte ihn aufs Neue, daß er ein Redner des Klubs Blanqui gewesen sei und am 28. Juni wurde er abermals verhaftet. Die Ausnahmegesetze kamen gegen ihn zur Ausführung; ohne daß man ihn vor den ordentlichen Richter gestellt hätte, transportirte man ihn auf die Pontons von L'Orient und von da nach Belle Île. Von dem Tage seiner Verhaftung an verlangte er einen Kriegsrath und Richter, allein immer vergebens, worauf er am 13. Dezember 1849 seinen Abschied als Schiffslieutenant einreichte. Einen Monat später wurde er seiner Haft entlassen. Das socialistische Comité stellte ihn als Kandidat für Paris auf; unter den verbündeten politischen Parteien stieß sein Name auf Opposition, da der Juniaufstand zu fürchtbare Erinnerungen hinterlassen hatte, um es nicht bedenklich erscheinen zu lassen, einen angeblich dabei Betheiligten auf die Wahlliste der Partei zu bringen. F. gewann indessen viele der Widerstrebenden durch seine Erklärung, daß in seiner Wahl keine Demonstration für den Juniaufstand verstanden werde, daß sein Name vielmehr bedeute: Gerechtigkeit und Protest gegen die Willkür in der Vergangenheit, wie in der Zukunft. Die Soldaten stimmten in Menge für ihn, auf den militärischen Wahlzetteln sein Name beinahe sechstausend Mal. Die Gesamtzahl der auf



Stimmen betrug 127,005, während der nächste der konservativen Ka F. Foy, nur 125,908 Stimmen auf sich vereinigte.

Franklin, Sir John, einer der kühnsten Reisenden unserer Zeit, Spilsoy in der Grafschaft Lincoln geboren, trat schon in seinem 14. Jah Marine. Seine erste Schlacht war die von Kopenhagen, an der er auf nienschiffe Polyphem Theil nahm. Zwei Jahre später, 1803, begleitete Dheim, Kapitän Flinders, auf einer Entdeckungsbreise nach den Küsten holland und erwarb unter der Leitung dieses erfahrenen Mannes eine nützlichsten Kenntnisse. Nach der Rückkehr von Neuholland segelte er mit Dance nach Canton. Auf der Rückreise fiel jenes denkwürdige Gefed Strasse von Malakka vor, auf das die Engländer mit Stolz blicken. zösische Kriegsflotte, unter Admiral Linois, griff die englische Chinaflott diese, aus lauter schwerbeladenen Kauffahrern und einem Ostindienfahrer bestie die Franzosen in die Flucht. In der Schlacht bei Trafalgar kämpfte F. Bellerophon, der sich gegen das Linienschiff l'Aigle von 74 Kanonen schl vierzig Offizieren und Midshipmen blieben nur sechs unverwundet, dar 1814 war er auf dem Bedford, einem Schiffe des Geschwaders, das, vor von Clarence befehligt, die verbündeten Monarchen nach Frankreich üt in demselben Jahre zeichnete er sich bei dem Angriffe Sir Pulteney W gegen die amerikanischen Kanonenboote aus, deren Wegnahme eines der sten Ereignisse dieses Krieges ist. 1818 wurde der Plan gefaßt, eine A pedition zur Aufsuchung einer nordwestlichen Durchfahrt von dem at Meere nach dem stillen Ocean auszurüsten, welche die fünfte dieser Er war. Der erste Versuch geschah im Jahre 1553 durch Willoughby und lor, welche ausgesandt wurden, um sich zu vergewissern, ob es eine n Durchfahrt gebe, oder ob man China von Norden her erreichen könne. W erreichte Novajembla, aber er erfor mit seiner ganzen Mannschaft. U lief in das weiße Meer ein und eröffnete so eine Verbindung mit Rusl Jahre 1607 wurde Kapitän Hudson ausgesandt, um die nordwestliche I zu suchen, erreichte den 81. Breitegrad und mußte hier des Eises weg umkehren. 1773 wurde dieser Versuch wiederholt von Kapitän Phipps ungefähr so weit wagte, wie Kapitän Hudson; 1778 erreichte Kapitän Eiskap vom stillen Meere aus. Der Befehl über die Expedition von 18 dem Kapitän Buchan übergeben; F. erhielt durch die Verwendung seines Sir Joseph Banks das Kommando über das Schiff Trent. Die Auf, dahin gestellt, daß die Expedition den Nordpol erreichen und dann durc ringstraße in das stille Meer fahren sollte. F. war vorgeschrieben, bis des Polarmeeres zu Lande vorzubringen. In demselben Jahre machte Parry seine Fahrt nach der Davisstraße; alle drei Expeditionen standen ander in einer gewissen Verbindung und man hoffte durch sie den Bewe stellen, daß vom Kupferminenflusse bis zur Repulsebay ununterbrochenes F. machte sich Anfang Septembers 1819 von der Hudsonsbar nach Cu house auf den Weg und fuhr von da den Hillfluß aufwärts. Die Boot an Keinen gezogen und bei Stromschnellen und Klippen über das zwische Land getragen werden, nachdem die Ladung herausgenommen war. Ka Reisenden, zum Theil bei der heftigsten Kälte und in drei Pfund schwerer schuhen, einen Weg von 163 deutschen Meilen zurückgelegt hatten, erre im Juli 1820 den Kupferminenfluß. F. besuhr die Eesfüße in einer Au von 120 Meilen, bereicherte die Erbkunde durch Berichtigung der bisherigen ten Karten und machte mehre interessante naturhistorische Entdeckungen. Rückwege hatte er mit unbeschreiblichen Beschwerden zu kämpfen. Di den schützten nicht gegen die Kälte, der Wind trieb den Schnee in l Morgens häufig ganz eingefroren und von drei Fuß hoher Schneela waren, während auf den Decken der Schnee einen Zoll hoch lag. A schlagen, so bestand das erste Geschäft im Aufstauen der g

Schuhe; war aber das Feuer nicht ausreichend, um die Schuhe zu trocknen, so riefen die Reisenden diese nicht ausziehen, weil sie am andern Morgen so hart gefroren gewesen wären, daß man sie nicht hätte anlegen können. Die Erlegung eines Kanarienvogels oder eines Rebhuhns war ein Glücksfall; trat ein solcher nicht ein, so mußte man sich von Steinflechten nähren. Endlich wurde diese Noth so groß, daß die Reisenden ihre Schuhe verzehren mußten: ein Stück versenktes Leder galt für einen Lederbissen, verfaulte Thierhäute, die sich hin und wieder unter dem Schnee vorfanden, wurden begierig verzehrt. Die Entbehrungen und Mühen machten Alle so schwach gemacht, daß, wenn ein Theil sich setzte oder niederlegte, die Uebrigen stehen bleiben mußten, um jenen von der Erde aufzuhelfen. Mit gewisser Noth wurde das Fort Enterprise an den Quellen des Kupferminnenflusses errichtet, das nur ein dürftiges Obdach gewährte, bis die Indianer Lebensmittel brachten. Auch jetzt hatte F. noch viele Beschwerden zu erdulden, ehe er 1822 nach England wieder erreichte. In dem Jahre von Buchan's und F.'s Fahrt hatte der Kapitän Ross eine nordwestliche Durchfahrt versucht und war durch den Lancaster-Sund gefegelt. Kapitän Parry hatte 1819 den 110° w. L. erreicht, von 1821-1823 die Küste nordwärts von der Hudsonsbay untersucht, 1824 die Prinzregent-Einfahrt erforscht. Da keine dieser Expeditionen die Frage über die nordwestliche Durchfahrt gelöst hatte, die Hoffnung auf die Existenz einer solchen aber durch theilweise Resultate reger, denn früher, geworden war, so entschloß sich die Regierung zur Ausrüstung neuer Unternehmungen. Kapitän F. hatte sich inzwischen ein Jahr nach seiner Rückkehr mit einer jungen Dame verheirathet, die ihm noch ein von ihr herausgegebenes Gedicht: „The arctic expedition“ theuer geworden war. 1825 erhielt er den Befehl, sich zu einer neuen Fahrt nach den Polarmeer bereiten zu halten. Seine Gattin stiftete ihm eine Flagge, die er nicht ehe wechsellösen sollte, bis er die Küsten des Polarmeeres erreicht habe. Seine Aufgabe war wieder eine Landreise, Kapitän Beechey war für die Seereise bestimmt und sollte aus dem stillen Meere durch die Behringsstraße nach Kopelew's Sund vordringen, um mit F. an einem Punkte der Küste des Polarmeeres zusammenzutreffen und auf solche Weise die ganze Nordküste des amerikanischen Festlandes zu bestimmen. F. suchte das Polarmeer nach sechsmonatlicher Reise, pflanzte die Flagge seiner Gattin auf der Barryinsel auf und kehrte dann nach dem Bärensee zurück, wo er die Interquartiere bezog. Im folgenden Jahre trennte er seine Mannschaft in zwei Theilungen, deren eine er selbst, die andere Dr. Richardson übernahm. An dem Punkte des Mackenzie, dem F. den Namen Parling point beilegte, schieden die Gefährten, F. wandte sich von dort westlich, Richardson östlich. F. erforschte eine Strecke von 75 Meilen, ohne an dieser unwirthbaren Küste einen Hafen zu entdecken, wo ein Schiff Schutz finden könnte. Richardson ging 100 deutsche Meilen von der Mündung des Mackenzie östlich, beide erforschten die nach ihnen benannten Franklins- und Richardsonsküste genau und entwarfen zuverlässige Karten. Die naturhistorische Ausbeute, welche beide machten, ist nicht bedeutend. Beechey hatte inzwischen mit einem Theile seiner Mannschaft das Eiskap umschifft und die nach ihm benannte Küste erforscht, war aber dann durch Naturhindernisse beim weitem Fortschreiten gehemmt worden. Er war dem äußersten, von Franklin entdeckten Punkte bis auf 52 deutsche Meilen nahe gekommen. Beide würden sich aber wohl bei gegenseitigem weitem Vordringen doch verfehlt haben, da sie die Örten ihrer Entdeckung in verschiedenen Zeiten erreichten, indem F.'s Marsch ohne jene Schuld sich verzögerte. Die Entbehrungen, denen der kühne Polarreisende auf dieser zweiten Reise unterworfen war, ließen sich mit jener der ersten nicht vergleichen, obgleich sie schlimm genug waren, um minder abgehärtete Männer zuschrecken. Am Ende des zweiten Jahres trat ein empfindlicher Mangel ein, alle Thiere, Wölfe und Füchse ausgenommen, südwärts gewandert waren. Im März 1827 verbesserte sich die Lage der Reisenden wieder, Jagd und Fischerei gaben nun wieder Ausbeute. Gegen Ende des Jahres 1827 war F. nach England gelangt. In demselben Jahre unternahm es Kapitän Parry, den

und Schlitten über das Eis zu erreichen und kam bis ungefähr  $82^{\circ} 40'$ , aber umkehren, weil sich das Eis südwärts in Bewegung setzte. In den Jahren 1829 bis 1833 segelte Kapitän Ross Prinzregents-Einfahrt hinauf und überzeugte sich, daß es zwischen dem Polarmeere und dem atlantischen Ocean südlich von Barrowsstraße keine Verbindung gebe. Die vierjährige Abwesenheit des Kapitäns gab zu Befürchtungen für seine Person Anlaß, weshalb im Jahre 1833 Kapitän George Back, einer der Begleiter Ross's, zur Auffindung des Vermißten abgewandert wurde. Mit 16 Bootsteuten, Fischern und Zimmerleuten verließ Back am 1. August 1833 das am großen Eislavensee gelegene Fort Resolution, wohin er im Winter zurückkehrte. Ende Dezembers sank der Wärmemesser auf  $-87^{\circ}$  Fahrenheit herab; in der Hütte konnte man ihn, ungeachtet des fortwährend in derselben unterhaltenen großen Feuers, nicht über  $11^{\circ}$  unter Null bei dem eintretenden Mangel brachte ein gränzenloses Elend hervor: von Back's pässlichen Gefährten unterlagen 7, von seinen Indianern 9. Am 25. April erhielt er Nachricht, daß Ross in Sicherheit sei, brach aber doch am 7. Juni mit seinen übrig gebliebenen neun Europäern nach dem Ufer des Polarmeeres auf der nördlichsten Gegend, wohin er vorzudringen vermochte, ist das Vorgebirge Richardson unter  $68^{\circ} 46'$  nördlicher Breite und  $96^{\circ} 20'$  westlicher Länge. Im Jahre 1835 setzte er seine Nachforschungen im Eismeer mit großer Beharrlichkeit fort, blieb vom August 1836 bis zum August 1837 im Eise stecken und langte am Ende des letztern Jahres auf dem königlichen Fahrzeuge „das Entsetzen“ im traurigen Zustande in Lough Scilly auf Irland an. — F. ärztete von seiner Person Aufopferung manche Ehren. Die Universität zu Oxford ernannte ihn zum Doktor der Rechte, die geographische Gesellschaft zu Paris erkannte ihm ihre goldene Denkmünze zu, der König von England verlieh ihm die Ritterwürde. Während die oben erwähnten Reisen von Ross und Back stattfanden, zu denen noch die, von der Hudsonsbai-Gesellschaft im Jahre 1836 veranstaltete, Reise George Simpson, Thomas Simpson und P. W. Dease sügen müssen, die Winnipegsee bis zur Landspitze Barrow ging, verweilte F. theils in England theils in auswärtigen Stationen, z. B. im Mittelmeer. Einen sehr vortheilhaften Antrag, die Leitung des australischen Ansiedelungsvereines zu übernehmen, lehnte er ab, weil er dadurch dem brittischen Seedienst entzogen worden wäre. Im Jahre 1844 beschloß die Regierung eine neue Nordpolerpedition auszurüsten und F. den Oberbefehl über dieselbe an. Alle beteiligten Behörden und namentlich die königliche Gesellschaft der Wissenschaften stimmten für eine Landexpedition, abgesehen davon, daß Sir John Barrow setzte durch seine Autorität durch, daß die Seereise entschieden wurde. F. erhielt die beiden Schiffe Erebus und Terror unter seinem eigenen Befehl, letzteres unter Kapitän Crozier, zusammen mit einer Besatzung von 125 Matrosen. Am 8. Mai 1845 gab der Seeminister Graf Haddington den Reisenden ein Abschiedsfecht, zu dem die Kapitäne Barry und Bells, ferner der bekannte Reisende und Mitglied der Hudsonsbai-Gesellschaft P. Barrow, Kapitän Beauford, Vorstand des hydrographischen Departements u. a. geladen waren. Am 19. Mai liefen die beiden Schiffe von Greenhithe in der Themse. Die Ausrüstung war auf das sorgfältigste bestellt, selbst an die Mitnahme von 200 zinnernen Cylinderkapseln hatte man gedacht, um darin Papiere über zu werfen, die in sechs Sprachen geschriebene Angaben über die Längengrade und andere Beobachtungen enthalten sollten. Schiffer, die solche Kapseln etwa gefunden waren ersucht, diese Notizen der brittischen Admiralität zuzusenden. Eine Kapsel brachte ein Kapitän Paterson, der sich mit 30 Matrosen von den Davisstraße geschickerten Schiffen Jane u. Prince of Wales auf ein dänisches Schiff gerettet hatte, im Herbst des Jahres 1849 nach dem nordschottischen Hafen Aberdeen u. es fand sich darin ein Schreiben Ross's an die Admiralität vom 30. Juni 1845. Etwas später, am 16. August 1845, erhielt die Admiralität von dem Nordpolfahrer den Bericht. Laut seines Schreibens befand er sich damals an der Nordküste von Grönland oberhalb von Gilberts-Sund u. wollte entweder dort überwintern, oder an denarkt

Inseln. Dies ist die letzte zuverlässige Nachricht, die man von Sir John F. erhalten hat. Das Jahr 1846 verstrich, ohne daß man sich ernstlich beunruhigte, da ein längeres Ausbleiben von Nordpolfahrern zu den gewöhnlichen Dingen gehört, F. auch eine mehrjährige Reise beschloß und sich mit Lebensmitteln auf 4 Jahre versehen hätte. Als indessen auch die gute Jahreszeit des Jahres 1847 verlief und von allen, nach und nach heimkehrenden, Wallfischfängern nicht ein einziger von F. Etwas zu sagen wußte, mußte der Gedanke entstehen, daß der Expedition ein Unfall zugefallen seyn könne. Die Presse forderte energisch Hülfeleistung; mehre Freunde und ehemalige Reisegefährten F.'s, Dr. King, Dr. Richardson, machten Vorschläge; die Regierung beschloß gleichzeitig zwei Expeditionen abgehen zu lassen, eine zu Lande und die andere zur See. Alle königlichen Schiffe, die jene hohen Breiten berühren würden, erhielten Auftrag, Erkundigungen nach den Vermissten anzustellen; für die Wallfischfahrer, die F. und seine Begleiter auffanden, wurden Belohnungen ausgesetzt, denen Lady F. aus eigenen Mitteln 2000 Pf. St. hinzusetzte. Die Landexpedition wurde unter den Befehl von Rae und Sir John Richardson gestellt, die Seerepediton der Leitung von Sir James Ross übergeben. Dieser letztere erhielt die Schiffe *Enterprice* und *Investigator*, das erste von 470, das letztere von 420 Tonnen, beide so stark gebaut, als Holz und Eisen bei geübter Berücksichtigung ihrer Segelkraft sie machen konnten. Die Schiffe wurden mit magnetischen und meteorologischen Instrumenten, auch mit den neu erfundenen Aneroidbarometern reichlich versehen und nahmen Lebensmittel auf drei Jahre ein. Jedes Schiff nahm eine mit einer Schraube ausgerüstete Barkasse mit. Diese Boote waren so gut gebaut, daß man sie leicht in die Mitte der Schiffe bringen konnte und die tragbare Dampfmaschine nahm wenig Raum ein und konnte in sehr kurzer Zeit ein- und ausgeschifft werden. Das Resultat mehrer Proben ergab eine Schnelligkeit von sieben Knoten in der Stunde, die Anwendung der Barkassen sollte in der Erforschung offener Meere bei Windstille und im Schleppen der Schiffe bestehen. Am 12. Mai, einem Freitag, der bekanntlich bei den Matrosen der Bälter für einen Unglückstag gilt, stach Sir James Ross in die See. Ehe man Nachricht über ihn erhielt, lief das Schiff *Herald*, Kapitän Kellett, aus der Dehringsstraße kommend, in Mazatlan ein, mit einer nicht unbedeutenden Sammlung naturhistorischer Merkwürdigkeiten aus den Polarmeeren, namentlich mit Mammothknochen, aber ohne eine Nachricht von F. Der Northstar (Nordstern) berichtete unterm 19. Juli 1849 an die Admiralität, daß es ihm unmöglich gewesen sei, durch die Eisberge der Melvillebai weiter vorzubringen; alle Versuche, sich einen Durchgang zu bahnen, seien erfolglos gewesen. Am 4. Oktober 1849 lief von der *True Love*, Kapitän Parker und von *Advice*, Kapitän Benny, eine Angabe ein, die eine positive Nachricht über F. und Ross zu enthalten schien. Kapitän Parker lief in die Pondsbai ein, wo er einen Besuch von Eskimos erhielt, welche aufgefodert eine Zeichnung mit Menschen und Schiffen hervorbrachten und erläuterten. Der Wortführer berichtete, das zwei Schiffe während vier Jahren westlich von der Prinzregentstraße und zwei andere östlich derselben ein Jahr lange vom Eise festgehalten würden. Die beiden Schiffe, welche die längste Zeit dort zugebracht, hätten den Versuch gemacht, jenseits des Rennellsvorsgebirgs vorzubringen, was ihnen nicht gelungen wäre und sie gezwungen hätte, am Eingang der Prinzregentstraße zu überwintern. Seitdem war das Eis nicht gewichen. Dieser Eingedreene wollte mit seinen Gefährten die Schiffe besteigen und die Mannschaft im März 1849 wohl aufgefunden haben. Bei dieser Nachricht versuchte Kapitän Parker die Prinzregentstraße zu gewinnen, oder wenigstens den Lancasterfjord zu untersuchen, um den Zustand des Landes auszukundschaften. Am 22. Juli brach er in Begleitung des *Advice* zu dieser Untersuchungsfahrt auf. Die *True Love* hatte 45 Tonnen Thran, der *Advice* deren 140 an Bord. Dieser werthvollen Ladung unerschrocken glaubten die beiden Wallfischfahrer sich diesem Unternehmen nicht zu widersetzen zu dürfen. Am 5. August zur Crokersbai gelangt, stießen sie auf ein Ufer, welches die Admiralitätsdurchfahrt unzugänglich machte. Da im Befehl

ser zu erblicken war, sahen sie sich zur Rückkehr genöthigt. Längs des Eise-  
 ernd, luden sie ein Faß eingesalzenes Fleisch und dreißig Sack Kohlen an  
 setzten beim Kap Hay, die auf Anempfehlung der Admiralität mitgenom-  
 Brieffschaften, Walzen und andere Geräthe ab. Nachdem sie eine hohe Star-  
 Zeichen für vorübergehende Schiffe aufgerichtet hatten, kehrten sie am 17.  
 wieder zu ihrem Wallfischfange zurück. Was Sir James Ross betrifft, so e-  
 sich diese Nachrichten als unrichtig. Zu Anfang des Novembers 1849 ließ  
 Kapitän nach einer sehr schlimmen Fahrt in den Hafen von Scarborough in  
 schire zurück. Ueber die Fahrt theilen die englischen Blätter folgendes mit: 2  
 Stunde ihrer Ankunft im Leopoldshafen an ließen beide Schiffe Morgen  
 Abends Raketen steigen und brannten blausarbige Feuer. Vom 11. Sei  
 1848 bis zum 15. August 1849 waren sie fast eingefroren. Während der  
 und langweiligen Wintertage gingen die Matrosen mittelst Fallen auf den  
 fang. Sie fingen über hundert dieser Thiere, die sie wieder in Freiheit  
 nachdem sie ihnen Halsbänder von Bärenhaut umgebunden, auf welchen die  
 der Schiffe und Kapitäne der Entreprise und des Investigators standen und  
 und Breite ihres augenblicklichen Standes. Sir James Ross, mehre Offizir  
 Matrosen machten zur Entdeckung F. S eine Fußreise, auf der sie fürchterlich  
 Ihr Zug dauerte 39 Tage; 32 Tage mußten sie auf warme Speisen verzichten  
 Trümmer der Fury von Barry's Expedition wurden im guten Zustande ge-  
 Erbsen, Mehl und andere Vorräthe waren unbeschädigt, das Schiffsbrod al-  
 genießbar geworden. Auf dieser Reise hatten die kühnen Unternehmer nicht sel-  
 zu den Hüften Schnee; viele von ihnen, die nicht weiter kommen konnten,  
 im erbärmlichen Zustand auf Schlitten nachgeschleppt werden. Mehre Bäre  
 den geschossen: einer, ein prachtvolles Thier, hielt gegen dreißig Mann St-  
 entfernte sich erst nach einer starken Verwundung. Interessante Beobach-  
 wurden mit den kleinen Fischen angestellt, die sich in zahlloser Menge  
 Zeichen auf dem Eise eingefroren finden, die mit dem Eise wie Glas zert  
 aber bei wärmerer Temperatur und Thauwetter wieder lebendig und munte  
 den. Das Herz dieser kleinen Thiere ist von ungefirbarem Thran umgebe  
 erklärt die merkwürdige Erscheinung. Mehre Exemplare der immer grünen  
 die, sich kaum über den Boden erhebend die einzige Vegetation der arktisch  
 gion bildet, hub man mit der Erde aus um sie nach England zu schaffen  
 am 15. August endlich Thauwetter eintrat, setzte sich die Eismasse, ein Fe-  
 mehr als 10 deutsche Meilen im Umfang, in Bewegung und trieb 23 Tage  
 täglich mehre Meilen weit längs der Secküste des Lancastersunds vorwärts, wo  
 ganz hülflose Schiffsvolk in jedem Augenblicke an verborgenen Klippen ob-  
 bergen zu scheitern fürchten mußte. Da, gegenüber der Pondsbaai, zerstellte wi-  
 ein Wunder das ungeheuerere Eisfeld auf einmal in unzählige Bruchstücke u  
 Schiffe waren gerettet. Von Sir John F. u. Crozier hatten beide Schiffe kein  
 aufgefunden. Ziemlich zu derselben Zeit, als Ross zurückkehrte, langte auch R-  
 son von seiner Landexpedition wieder in England an. Er zog im Jahre  
 am Mackenzie ostwärts bis zum Kupferminensfluß und legte an verschiedenen  
 ten der Küste Lebensmittel nieder. Er sah die See gegen Norden, so wi  
 Auge reichte, völlig offen, bis er an die Delpin- und Simonstrasse ka  
 durch Eis gesperrt waren. Sein Gefährte Dr. Rae fuhr mit einer außer  
 Mannschaft den Kupferminensfluß hinab, um so viel als möglich nordwärts  
 bringen; zwischen den Inseln Bollaßon und Viktoria, wo Sir J. Richardson  
 daß eine Oeffnung sich befinde, da die Ebbe und Fluth ostwärts und west  
 durch die Dease- und Delpinstrasse sich ergießt. Diese Strasse hatte F.  
 Kap Walter her aller Wahrscheinlichkeit eingeschlagen, aber die kürzeste Entse  
 beträgt 80 deutsche Meilen und als Rae eben die interessanteste Gegend er-  
 wurde er, wie Richardson, durch das Eis zur Umkehr gezwungen. Beide  
 keine Spur von F. Im Januar 1850 kam auch von dem Plover, diesem  
 hiffe, das F. suchte, Nachricht. Der Plover hatte seine Boote bis zur Mä-

Madenzie vorgeschickt, aber keine Spur von Sir John F. gefunden. Anmittel-  
 nach der Rückkehr von Ross und Richardson bildete die Admiralität aus der  
 klargesten kundigen Seeoffizieren eine Commission, um einen neuen Plan  
 abermaligen Aufsuchung der Vermissten zu entwerfen. Die Mitglieder wa-  
 ren: die Nordpolfahrer Barry, Baid und Beechey nebst dem Hydrographen der  
 Admiralität Sir J. Bradfort. Zu der von dieser Commission beschlossenen Expe-  
 dition wurden die wohlausgerüsteten Schiffe Entrepise und Investigator unter den  
 Capitänen Collinson und M. Clure bestimmt. Am 10. Januar 1850 fuhren beide  
 von Woolwich ab und wurden von den Dampfsern Monkey und Lightning bis  
 zum Meer hinaus bugfirt. Die Lords der Admiralität und die edle Lady F. hat-  
 ten zuletzt noch beide Schiffe besucht und Tausende von Zuschauern riefen den  
 Nordpolfahrern ein Lebewohl. Zu den neuen Mitteln, welche diese Expedition  
 anzuwenden bringen will, gehören kleine Luftballons, die man in der Polar-  
 gegend an langen Seilen in die Höhe lassen wird, um den Vertikalen bei Tage  
 mittelst herabhängender farbiger Papierstücke, bei Nacht mittelst Lampen Signale  
 zu geben. Außer dieser Expedition wird eine zweite abgehen, unter dem Com-  
 mando des Capitänen Austin, aus zwei Segelschiffen und den, einer Londoner Ge-  
 sellschaft gehörenden, Schraubendampfschiffen Free Trade u. Eider bestehend. Auch  
 der James Ross ist bereit, eine nochmalige Fahrt zu unternehmen und hat dem  
 Vorsitzenden der Subsongesellschaft, Sir H. Baily, seine Dienste zu diesem Ende  
 angeboten. Die Gesellschaft will 500 Pfund Sterling beisteuern und man zweifelt  
 nicht, daß die zu dem Unternehmen noch nöthigen 2500 Pfund sich schnell  
 durch Privatsubscription aufbringen lassen. Lady F. befindet sich gegenwärtig in  
 New-York und geht damit um, eine Privaterpedition auf ihre Kosten auszu-  
 rüsten, falls die von den vereinigten Staaten mehrfach projektirte Expedi-  
 tion nicht zu Stande kommen sollte. Früher hatten sich zwei tüchtige See-  
 zügere zu Fahrten erboten, Lynch und Wilkes, welcher letztere die be-  
 rühmte Expedition nach den antarktischen Regionen befehligte. Die große Anzahl  
 erprobter Wallfischjäger, die Nordamerika besitzt, läßt eine von dort ausgehende  
 Expedition sehr wünschenswerth erscheinen. Die Instruktionen der zweiten, unter Ka-  
 pitän Austin stehenden, Ausrüstung sind noch nicht im Einzelnen bekannt gewor-  
 den. Nach Zeitungsnachrichten wird dieselbe ostwärts in der Richtung der Davis-  
 See, Lancasterfund, segeln u. jene Gegend bis an die Melvilleinsel durchsuchen.  
 Die Entrepise und der Investigator sollen unter ihrem neuen Befehlshaber Col-  
 linson nicht von Osten, sondern von Westen her die verloren gegangene Expedition  
 suchen, durch die Behringsstraße gehen und, wenn sie können, nach dem Westen  
 der Melvilleinsel gelangen. Man schließt nämlich, da während der letzten Expe-  
 dition unter Sir James Ross, der in der Barrowstraße bis Kap Boumy gelangte,  
 keine Spur von dem Erebus und Terror aufzufinden war, so hatten diese Schiffe  
 eine weite Fahrt westwärts gemacht und wären jetzt, wenn überhaupt noch erhal-  
 ten, in einer Länge von mindestens 110° W. eingefroren. Diese, dem Capitän  
 Collinson vorgeschriebene, Fahrt ist furchtbaren Schwierigkeiten ausgesetzt, wenn  
 überhaupt möglich. Die Entfernung zwischen dem Eiskap und dem westlichen  
 Ufer der Melvilleinsel ist fast 180 deutsche Meilen und der ganze Strich, aus-  
 genommen von der Behringsstraße bis zum Madenzie- und Kupferminnenfuß, ist nie  
 besucht worden. Gerade dieser Raum, den man Jahrhunderte lange aufsuchte, ist  
 noch unentdeckt; sendet man eine Expedition von der Behringsstraße nach der  
 Melvilleinsel, so nimmt man als ausgemacht an, daß eine Durchfahrt für Schiffe  
 durch die unentdeckten Meere vorhanden sei. Sollte dem also seyn und der In-  
 vestigator und die Entrepise nach dem Westufer der Melvilleinsel gelangen, so ist  
 das Problem der nordwestlichen Durchfahrt gelöst. Die Lösung der dringenden  
 Aufgabe, die Rettung Sir John F.s, wird hauptsächlich der zweiten Expedition  
 unter Austin zusallen, die mithin eine unerläßliche Zugabe zu der von Westen vor-  
 gehenden ist. — Die Fahrt Sir John F.s ist zweifelsohne die letzte Entdeckungs-  
 reise nach den Polargegenden. Die englische Presse bringt seit Jahren die

daß diese höchst gefährlichen, furchtbar ermattenden und kostspieligen Expeditionen aufhören; die Admiralität hat sich jetzt mit den gegen dieselben vorgebrachten Argumenten einverstanden erklärt. Hinsichtlich einer nordwestlichen Durchfahrt von dem atlantischen nach dem stillen Meer ist weiter Nichts zu erforschen. Alle Gründe, die gegen fernere Fahrten sprechen, faßt die „Times“ in folgenden, eben so bedenklichen, als wahren Worten zusammen: „Die Anstrengungen unserer Helden der Nordpolfahrt, Parry, Franklin und der beiden Ross, schienen die wahre Natur dieser hohen Breitengrade hinreichend erforscht und dargelegt zu haben. Der absolute Widerstand, welchen die ungeheueren Felder des Polarkreises jedem regelmäßigen Handelsverkehr, ja sogar der zufälligen Passage eines einzelnen Schiffes, selbst bei fast übermenschlicher Anstrengung und Entbehrung auf Seite seiner Mannschaft entgegenzusetzen, verbietet die Annahme, daß die Polargegenden praktisch nutzbar gemacht werden können. Ein paar Wallfische werden allerdings von den waghalsigeren der Wallfischjäger erjagt; aber was weiter? Die Antwort liegt in dem Berichte des Kapitäns Penny von der *Advice*, welcher sehr zu seiner Ehre bei Aufsuchung Sir John Ross bis Navy Board Inlet im Lancasterfund vorgebrungen. Er landete auf einem der Wollaston-Eilande u. was fand er da? „Wir hörten,“ erzählt er, „bei unserer Landung ein halbes Duzend Eisgänse auf. Zahlreiche Nester dieses Vogels waren vorhanden, aber die Inhaber wahrscheinlich südwärts geflogen. Zwei Rothgänse (*anser bernicla*) und ein einziges Paar Eißvögel (*sterna arctica*) verteidigten, als ich mich näherte, muthig u. mit großem Geschrei ihre weichbefiederte Brut. Dies waren die einzigen Vögel, mit Ausnahme eines einsamen Raben (*corvus corax*).“ Also berichtet ein Augenzeuge. Geht man noch weiter hinaus, wie man wirklich gethan hat, so findet man Nichts mehr, als eine unabsehbare Einöde von Eisbergen, deren Eintönigkeit bloß von dem Krachen des sich belebenden Eises unterbrochen wird und wo der kühne Seefahrer höchstens die Befriedigung hat, seinen Namen in einen Granitfelsen einzugrahen, bis zu welchem der Eskimo auf seinen Sommerwanderungen nicht vordringt. — So ist es klar genug, daß für alle Zwecke des Handels und Verkehrs die Polargegend den Menschen ein versiegeltes Buch bleiben muß, bis vielleicht irgend eine ungeheurere Veränderung in der Temperatur und den meteorologischen Verhältnissen der Erdfugel eintritt. Dampf und Eisenbahnen sind hier machtlos, der elektromagnetische Telegraph und die Druckerpresse vermögen da Nichts; die Wunder der neueren Civilisation erlahmen vor dem ewigen Eis und Schnee. Wollen wir ostwärts nach Indien gehen, so haben wir jetzt den kurzen Ueberlandweg über den Isthmus von Suez, welcher jedenfalls vor der nordwestlichen Durchfahrt den Vorzug verdient, selbst wenn wir unter dem Polareis ein ungeheures Feuer anschüren und es zu einem sommerlichen Meere schmelzen könnten. Was die Reise nach China betrifft. Noch ein paar Jahre, vielleicht ein paar Monate und der Isthmus von Panama wird durchschnitten seyn. Und in wissenschaftlicher Hinsicht — ist da noch ein Punkt unerforscht von hinreichender Wichtigkeit, daß es sich der Mühe lohnte, weitere Expeditionen nach jenen unbekannten Gegenden zu entsenden und das Leben unserer Seefahrer aufs Spiel zu setzen? Sir James Ross hat bereits den magnetischen Pol erreicht. Kapitan Barry gelangte im Juli 1827 in Booten und Schlitten bis 82° 40' nördl. Br. So ist demnach der menschliche Unternehmungsg Geist bis auf 400 oder 500 englische Meilen vom mathematischen Nordpol vorgebrungen und in dieser Richtung nur noch unzugängliche Eisfelder.

Fredro, Maximilian, Kastellan von Lemberg, später Wojewode von Podolien, lebte unter den drei polnischen Königen aus der Familie Wasa und nur kurze Zeit unter Johann Sobieski. Er hinterließ nur ein Werk in polnischer Sprache unter dem Titel: „Sprüchwörter oder Ermahnungen“, das zu Ende des 17ten Jahrhunderts in Krakau erschien und später durch verschiedene Abdrücke in Wien und Warschau sehr verbreitet wurde. Seine übrigen Werke sind in lateinischer Sprache geschrieben, in der er sich mit solcher Faßlichkeit und Gewandtheit

abdrückte, daß ihn seine Zeitgenossen den polnischen Lactus nannten. Wir haben noch von ihm: „De gestarum sub Henrico Valerio“ und „Axiomata belli“. Er stand im Rufe großer Sittenreinheit und starb im Jahre 1679. K—r.

Friedrich, aus der Familie der Jagellonen, polnischer Prinz, war der sechste Sohn Königs Kasimir des Jagellonen. Er widmete sich dem geistlichen Stande, wurde Bischof von Krakau und als solcher rief er nach dem Tode seines Vaters auf dem Reichstage zu Petrikau im Jahre 1492 seinen Bruder Albrecht zum Könige von Polen aus. Nach dem Tode des Jbigniew Olesnicki wurde er Erzbischof von Gnesen und bald darauf vom Papste zum Cardinal erhoben. Nach dem Tode Albrecht's im Jahre 1501 krönte er seinen zweiten Bruder Alexander zu Krakau als König von Polen und starb im Jahre 1503. K—r.

## G.

Gastano (auch Caetano), Cardinal, wurde als päpstlicher Legat von Clemens VIII. zum Polenkönige Sigismund Basa gesandt, um ihn zu einem Bündnisse mit Ungarn und Oesterreich gegen die Türken zu bewegen, welches letztere schon schwer von diesen bedroht war. Er kam 1595 nach Krakau und bestreute so viel, daß wenigstens ein Theil leichter polnischer Reiterei als Hülfstruppen dem Könige Rudolph nach Ungarn zu Hülfe geschickt wurden. Den Aufenthalt des Cardinals in Polen beschrieb sein Sekretär Paulo Mucante in italienischer Sprache; eine polnische Uebersetzung davon befindet sich in Niemcewicz's Gesambüchern. K—r.

Gallatin, Albert, 1761 zu Genf geboren, wohin sich seine, zum Protestantismus übergetretenen, Vorfahren kurz nach der sogenannten Reformation aus Savoyen übergesiedelt, dort den neuen Glauben angenommen und immer eine geachtbürgerliche Stellung behauptet hatten. Er verlor früh Vater u. Mutter, erhielt eine so sorgfältige Erziehung, daß er schon im 19. Jahre seines Alters grad wurde. Man bot dem feurigen Jünglinge Anstellungen in Deutschland, er schlug sie aus, um in den Reihen der Nordamerikaner für die Unabhängigkeit der dreizehn Colonien mitzukämpfen. Kaum war er in Boston im Julius 1780 angekommen und getreten, als er auch schon als Soldat nach Maine eilte u. sich in kurzem der Weise auszeichnete, daß man ihm den Befehl des Forts Passamaquoddy ergab. Nach dem Frieden kehrte er zu ruhigen Beschäftigungen zurück. Schon wurde G. zum Professor der französischen Literatur an der berühmten Harvard-Universität ernannt, kaufte bald nachher Ländereien in Virginien, um dort eine höhere Niederlassung zu gründen, zog aber, da die Indianer durch ihre Ueberzahl Bedenken der Ansiedelung unmöglich machten, nach Pennsylvanien, wo Monongasela sich eifrig der Landwirthschaft hingab. Seine politische Laufbahn begann 1789, als seine Mitbürger ihn zu der Convention abordneten, welche die Verfassung für Pennsylvanien zu entwerfen hatte. Er hielt zur streng republikanischen Partei, wurde 1793 in den Senat der Vereinigten Staaten gewählt, nicht zugelassen, weil er noch nicht die erforderliche Zeit Bürger gewesen. Die Verhandlungen über G.'s Wahl sind dadurch merkwürdig, daß während derselben zum ersten Mal die Thüren dieser Corporation dem Publikum geöffnet wurden. In Pennsylvanien herrschte damals allgemeine Gährung; viele Bauern weigerten sich, die Brandsteuer zu bezahlen und die Unzufriedenheit steigerte sich bis zu den sogenannten Whiskey-Insurrection, der westlichen Insurrection. G. berief unter sehr kritischen Umständen eine Versammlung von Deputirten aus allen westlichen Bezirken Pennsylvaniens, drang mit seinen Anträgen durch und half sehr dazu, das Land zu beruhigen. Für die hohe Achtung, welche er schon da



mals genos, gibt es kein besseres Zeugniß, als daß 1794 Mitglieder  
 teien, ohne Ausnahme, ihn in die Legislatur wählten und daß er a  
 Tage von einem andern Bezirke zum Congressmitgliede ernannt wurde.  
 daß er im Congress und wurde 1801 von seinem Freunde Jefferson z  
 der Schatzkammer ernannt. So war denn der weiland junge und g  
 lustige Abenteurer aus Genf amerikanischer Finanzminister und als si  
 seinem Adoptivlande die erheblichsten Dienste geleistet. Als 1809 Je  
 ferson ihm das Ministerium des Auswärtigen antrug, zog er es vor,  
 die Finanzen zu verwalten. Als Congressredner gehörte er zu den co  
 Washington und die meisten seiner Reden werden noch jetzt als parl  
 Musterwerke studirt. Im Jahre 1813 erbot Rußland sich zur Vermittel  
 England und Nordamerika; G. ging als außerordentlicher Gesandter i  
 burg; in London wurde indessen die russische Vermittelung abgelehnt,  
 unmittelbar mit den Vereinigten Staaten unterhandeln. Anfangs  
 Besprechungen in Gothenburg stattfinden; doch zog man Gent ve  
 kanntlich auch der Friede abgeschlossen wurde, welchen G. mit unterz  
 Schon 1815 ging er nach London und unterhandelte dort, nebst  
 Clay, mit England über einen Handelsvertrag und von 1816—18  
 amerikanischer Gesandter in Paris. Als ihm nach seiner Rückkehr ein  
 angetragen wurde, schlug er dasselbe aus und gleich nachher auch die  
 Vicepräsidenten der Union; wohl aber ging er 1826 wieder in einer  
 lichen Sendung nach England. Seitdem begleitete er keine Staatsämter  
 lebte in New-York vorzugsweise den Wissenschaften. Aber an öffent  
 zeichnungen und ausgedehnter Wirksamkeit fehlte es dem unermüdblichen M  
 Man wählte ihn 1830 zum Präsidenten des Rathes der New-Yorker  
 als eifriger Freihändler aus Adam Smith's Schule wirkte er bei l  
 delconvention in Philadelphia, wurde Präsident der Nationalbank und  
 1839. Um die amerikanische Geschichte hat sich G. unläugbare Verdi  
 ben; er war Präsident der historischen und der ethnologischen Gesellsch  
 tere, welche ihre Sitzungen häufig in seinem Hause hielt, hat er gegri  
 Schriftsteller war er äußerst thätig und seine Denkschriften über die N  
 und über die Streitfrage wegen Oregon werden als Meisterwerke  
 sinn und Klarheit gerühmt; seine Schriften über den Krieg mit N  
 auf die öffentliche Meinung großen Einfluß geübt. In gelehrter Hin  
 seine amerikanologischen Studien hervorgehoben werden, welchen er in  
 Jahrzehnten seines Lebens mit großem Eifer oblag. Vielleicht ist  
 so tief und so gründlich in die Sprachen der Indianer gedrungen un  
 amerikanischer Archäolog war er ausgezeichnet. Wir finden in sein  
 über die Sprachen von Mexiko, Centralamerika, Yucatan, über das A  
 System, die Kalender und Astronomie Mexiko's, über die Halbcivilisat  
 Mexikaner, endlich in seiner Einleitung zu Hale's Studien über Nor  
 — Werke die im ersten und zweiten Theil der Verhandlungen der e  
 Gesellschaft gedruckt sind — einen flüssigen Geist und eine Klarheit, wi  
 Alexander Humboldt auszeichnen. G.'s letzte Arbeit war eine Abhandl  
 Sprache und die Civilisation der Indianerstämme im Süden und N  
 zum 88. Jahre blieb er rüstig und munter und sah mit Ruhe und  
 auf eine lange, ehrenvolle Laufbahn zurück. Die Amerikaner rühmte  
 G. Lebenszeiten seinen geraden, ehrenvollen und loyalen Charakter,  
 Besen im Verkehr, seinen Familieninn und die Standhaftigkeit, mi  
 nen Freunden zugethan war. Wenige Männer, die in einer so stür  
 bt haben, sind von ihren Gegnern so hoch geachtet worden, als G.  
 und lebendig, namentlich war er ausgezeichnet als Erzähler und  
 in Gedächtniß ihn nicht im Stiche gelassen. Am wenigsten kar  
 ug. „Ein Mann“ — pflegte er zu sagen — „der so lange, r  
 eines Staates verwaltet hat, darf nicht reich sterben.“ Se

folgte den 12. August 1849 zu Ostria bei New-York, auf dem Gute seines Schwiegersohnes.

**Samrat**, Peter, war Bischof von Krakau unter Sigismund dem Jag., einer der Vertrauten der Königin Bona und als solcher von seinem Zeitgenossen Stanislaw Gorski in dessen Briefen an Dantiskus häufig erwähnt. Seinem Einflusse wird der Tod der Katharina Weigel, Frau eines Krakauer Goldarbeiters, die als Ketzerin im Jahre 1539 auf dem Ringe zu Krakau öffentlich verbrannt wurde, zugeschrieben. Starowolski bemerkt in seiner Geschichte der Bischöfe von Krakau, daß G., um seine früheren Sünden abzubüßen, gegen das Ende seines Lebens sehr mildthätig wurde, sogar ganze Wagen voll Kleidungsstücke überall mit sich führte, die er an die Nothleidenden austheilte. K—r.

**Sawinski**, Johann, polnischer Dichter aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts unter Kasimir Wasa. Seine Idyllen erschienen zuerst 1668 und seitdem sind sie in verschiedenen Sammlungen gedruckt und oft vervielfältigt worden. Er schrieb in der Weise, wie die Idyllendichter Symonowicz (Bendoncki) und Zimorowicz. K—r.

**Sedymin**, Großfürst von Lithauen, kam um 1315 auf den Thron. In den ersten Jahren seiner Regierung führte er Krieg mit den Kreuzrittern, denen Samotigien wegnahm. Später wandte er sich südlich und eroberte nach und nach die Städte: Wlodimir, Luda, Zytomir, zuletzt die alte Ruffenhauptstadt Kiew, welcher er einen Verwandten, Windowe, zum Statthalter einsetzte, der schon griechischen Christenthume bekehrt war. Im Jahre 1320 legte G. auf den des heidnischen Oberpriesters Ledesko die Stadt Wilna an. Um auch ihn zur Annahme des christlichen Glaubens zu bewegen, zu dem sich schon die meisten Unterthanen bekannten, schickte Pappst Johann XXII. im Jahre 1324 einen Missionär zu ihm, dessen Bemühungen jedoch fruchtlos blieben. Aber G. Feind der Christen, denn er knüpfte Verwandtschaften mit christlichen an, indem er eine Tochter Aldona mit dem Prinzen Kasimir und eine Danemilla mit dem masowischen Fürsten Waclaw (Wenzel) vermählte. Belagerung der Feste Friedburg im Jahre 1328 verlor er sein Leben und wurde das mächtige Lithauen unter seine sechs Söhne getheilt. K—r.

**Schröber**, A. Fr. Sind wir auch zur Zeit nicht in der Lage, eine vollständige und näher auf seine Lebensschicksale eingehende Biographie G.'s zu geben, muß dies einer zweiten Auflage dieses Werkes und vielleicht einer bessern Überlassen bleiben: so wollen wir doch, um einerseits die Verpflichtung, die wissenschaftliche Deutschland diesem Manne schuldet, abzutragen, seine literarische und politische Wirksamkeit, so wie seine ehemalige und jetzige Stellung zur Kirche schildern. — G. ist ein kindlich frommes Gemüth, er hat sich ein bestecktes Herz gewahrt und ist sicher alle Irrgänge des modernen Unglaubens durchwandert, ohne an Sitte und Geist Schaden zu leiden. G. war noch als er noch Professor und Bibliothekar zu Stuttgart war, ein Geistesverwandter von D. Strauß; er hat sich durch seine literarischen Arbeiten auf dem Gebiete der Kirchengeschichte nur zu deutlich als solchen legitimirt und die hegel'sche Abergläubigkeit hat deshalb in ihm einen Mann ihrer Farbe zu entdecken gefunden und ihn jubelnd begrüßt. Doch, sei es, daß G. tiefer in diese Schule zu dringen Gelegenheit hatte, oder daß sein natürlich gesunder Sinn leicht durch die wolke irdischer Befangenheit zur Wahrheit drang: genug, G. hat sich bald von der hegel'schen Schule getrennt, wie er auch nie mit ihr enge Bande schlang, wie dies seine Werke Gustav Adolph's eclatant kundgibt, wo er schon angefangen, mit lobenswerther Freimüthigkeit den Augiasstall deutscher Geschichtsschreibung zu reinigen. G. leb, als er einmal auf die Straße der unparteiischen Geschichtsforschung getreten, nicht auf halbem Wege stehen; muthig schritt er vorwärts, nur die Wahrheit, die reine Wahrheit zu erforschen, denn es war ja auch in seiner Natur das Streben nach Wahrheit im Heiligsten des Menschen mächtig erwacht und auch in der Religion sich gewiß werden. Die zweite Auflage seines G

Abolpß bekundete schon den bedeutenden Schritt, den G. in wenigen Jahren der Wahrheit näher gethan und ließ seine ehemaligen religiösen Gegner das Freudigkeithaben ahnen. In diese Zeit fällt seine Berufung auf die Universität Freiburg, wo er als Professor der Geschichte angestellt wurde. Hier entstand endlich sein neuestes und vielleicht bestes Werk, nämlich seine „Geschichte der ost- und westfränkischen Karolinger vom Tode Ludwigs des Frommen an“, 2 Bände, Freiburg 1848, ein Buch, wo er bereits offen in eine freundliche Stellung zum Katholizismus tritt und freimüthig seine Sehnsucht nach Wiedervereinigung der katholischen und protestantischen Kirche ausspricht. Die Vermittelungsvorschläge, die G. zu diesem Behufe gemacht, sind anerkennungswerther Natur, allein die katholische Kirche wird sie nie eingehen und eingehen können und muß also geduldig der Lage harren, wo die Sturmfluth des Unglaubens alle protestantischen Staats- und Landeskirchen niederreißt und die in ihnen Betenden sich in die Arche des neuen Bundes retten, die triumphirend auf den tobenden Wassern schiffet. — Als die deutsche Nationalversammlung in Frankfurt zusammentrat, beehrte auch G. das Vertrauen der Nation mit einem Mandat als Abgeordneter zu derselben und er hat in der That diesem Vertrauen entsprochen. In Frankfurt saß er mitten unter den Mitgliedern der groß-deutsch-katholischen Partei und hat unerschrocken gar oft für Wahrheit u. Recht das Wort genommen gegenüber den Männern der Revolution, die, nach unserer Ansicht, Deutschland zu Grabe tragen. Hoffen wir, daß bald die Stunde schlägt, wo G., gleich wie Hurter, dem Katholizismus ein treuer, starker Sohn wird! — Außer den schon angeführten literarischen Arbeiten G.'s erwähnen wir noch eine Ausgabe der Werke des Giordano Bruno, eine Uebersetzung der jüdischen Geschichte von Flavius Josephus u. endlich eine „Untersuchung über Alter, Ursprung, Zweck der Dekretalen des falschen Isidorus“, Freiburg bei Wagner. J. Huber.

**Gilli.** Von ihm erschien im Jahre 1801 in Berlin eine große Karte des damaligen Südpreußens, d. i. Großpolens (das heutige Großherzogthum Posen) und des Herzogthums Warschau. Sie gehört wie die ähnlichen derartigen Arbeiten, z. B. von Liffjanich, Meyer u. Tector über andere Theile des ehemaligen Polens zu den ersten ausführlichen topographischen Werken jener Zeit. K—r.

\* **Girard**, P. Gregor (vergl. Band XI., S. 659), starb nach langem, schmerzlichem Krankenlager den 7. März 1850 zu Freiburg in der Schweiz. Es soll ihm ein Denkmal gesetzt werden.

**Golluchowo**, alterthümliches Schloß im Großherzogthum Posen im Pleßner Kreise, zwei Meilen von Kalisch, 1507 zu Anfang der Regierung Sigismund des Jag. vom General Großpolens, Raphael von Leszczyn gebaut. Es hat ein auffallendes charakteristisches Ansehen und trotz der Sorglosigkeit der späteren Besitzer hat es sich bis jetzt wenigstens äußerlich gut erhalten. K—r.

**Somolka**, Nikolaus, polnischer Musiker und Componist, lebte unter Kosmir dem Jagellonen und hinterließ verschiedene musikalische Werke, meist religiösen Inhalts, unter denen die Compositionen der Kirchenpsalmen die besten sind. K—r.

**Gonta**, Kosakenhauptmann in Diensten des Wojewoden Potocki. Als im Jahre 1768 die Rarer Conföderirten den Krieg über ganz Polen ausgebreitet hatten und die Ukrainer Bauern diese Gelegenheit benutzten, den polnischen Adel und die katholische Geistlichkeit zu überfallen und zu morden, wurde G. mit einer Kosakenabtheilung nach der Ukraine geschickt, um die Stadt Human zu besetzen u. zu vertheidigen, die schon von den heranstürmenden Bauern und den mit ihnen verbündeten Heidamaken unter Zelezniak bedroht war. Hierher, als dem einzigen befestigten Orte der Ukraine, hatte sich ein großer Theil des Adels, der Geistlichkeit, wie auch vermögende Bürger, Kaufleute und Juden mit ihren Familien geflüchtet. Aber geradezu gegen den Befehl seines Herrn verband sich G., bestochen von Zelezniak, mit diesem und den aufrührerischen Bauern, denen er treulofer Weise die Stadt mit allen Einwohnern und Flüchtlingen überließ. Es begann nun ein furchtbares Gemetzel und Gemorde, das unter dem Namen des Blutbades von Human bekannt ist, in welchem 15,000 Menschen auf die grau-

nste Art um's Leben kamen. Doch diese barbarische That blieb nicht ungestraft, der an den mordlustigen Heibamaken, noch am Verräther G. Während die sich vom Blut tiefenden Mörder sich einer wilden Trunkenheit überließen, zog in die Richtung von Human gegen die Conspödirten eine russische Heeresabtheilung. Der Anführer Guriew wußte durch Schlaueit die Vornehmsten der Heibamaken zu gewinnen, lud sie dann zugleich mit Zelezniak und G. zu einem Banquet ein, wo er sie betrunken machte, dann entwaffnete und dem in der Nähe gegen die Conspödirten kämpfenden General Kawer Branicki übergab. Zelezniak und die übrigen Heibamaken wurden nach Rußland ausgeliefert, G. aber vom Kriegsgericht nach damaliger Sitte verurtheilt, in Riewen geschnitten, d. h. bei bendigem Leibe geschunden und dann geviertheilt zu werden, welches Urtheil auch ihm bei Mohilew in Serbien vollzogen wurde. K—r.

**Goplo, See**, der zur Hälfte im Königreiche Polen, zur Hälfte im Großherzogthume Posen gelegen, sich in einem schmalen Striche sechs Meilen in die Länge und höchstens eine Meile in die Breite erstreckt. Sein nördliches Ende bedeckt den Ausfluß der Neße. K—r.

**Gorka**, eine der bedeutendsten polnischen Familien älterer Zeit. Sie wohnte in dem damaligen Großpolen (dem heutigen Großherzogthum Posen) und ihre Angehörigen bekleideten dort die höchsten Würden. Einer von ihnen, Stanislaus G. ihm den in Polen zum Könige gewählten Heinrich von Wales im Jahre 1572 auf seinen Gütern in Kurnik bei Posen mit königl. Pracht auf, bewirthete und schenkte reichlich sowohl Heinrich selbst, wie auch die mit ihm angekommenen ausländischen Prinzen und Herren, ihre zahlreiche Dienerschaft nicht ausgenommen. K—r.

**Gornicki, Lukas Starost** (Landshauptmann) von Lyocin, war aus dem rakausschen gebürtig und einer der besten polnischen Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, gleich berühmt als Dichter und Geschichtsschreiber. Er lebte unter den besten beiden Jagellonen und unter Stephan Batory. Nachdem er seine Studien in Krakau beendigt, ging er, wie es damals Sitte war, ins Ausland, um sich an andern Universitäten weiter auszubilden. In's Vaterland zurückgekehrt, nahm er den Reichskanzler und Bischof von Krakau, Kasimir Maciejowski zu sich, dessen Haus eine Schule der besten Frömmigkeit und Rechtschaffenheit war. Als dieser starb, blieb G. bei dessen Nachfolger, dem geistreichen und höchst wichtigen ebrzydowski, der ihn dem Könige August dem Jagellonen als Sekretär empfahl. Von dieser Zeit an erschienen alle Verordnungen, Aktenstücke und öffentlichen Schriften (früher in lateinischer Sprache geschrieben) in polnischer Sprache. Nach dem Tode August's 1572 zog sich G. auf seine Güter in Poblachien (Unterwalen) zurück, wo er ganz seiner literarischen Thätigkeit lebte. In seinem Dialoge zwischen einem Polen und Italiener stellte er alle in Polen sich eingeschlichenen Mißbräuche, die er in seiner Stellung am Hofe am besten beurtheilen konnte, trefflich dar; derselbe erschien jedoch erst nach seinem Tode im Jahre 1618. Von seinen geschichtlichen Werken ist die ausführliche Geschichte der polnischen Krone von 1538—1572 das wichtigste; außerdem schrieb er: Gespräch eines Diebes mit dem Teufel; der Weg zur wahren Freiheit; neue polnische Schreibweise und Orthographie; über Wohlthaten; der polnische Hölbling, letzteres in der von Livius häufig gebrauchten Weise, nämlich in der Form eines Gespräches mehrerer Freunde unter einander. Auch hinterließ er eine polnische Uebersetzung von Seneca's Tragödie: Troas. K—r.

**Gorzki, Stanislaus**, Kanonikus in Krakau, lebte unter den letzten Jagellonen und hat sich um die polnische Geschichte sehr verdient gemacht. Er war zuerst Professor an der Universität in Krakau, kam dann als Sekretär an den Hof des Bischofs und Reichskanzlers Peter Tomicki, später an den Hof König Sigismund's, wo er auch der Königin Bona alle lateinischen Briefe schreiben ließ. In seiner letzten Stellung als Kanonikus in Krakau blieb er bis zu sehr

nicht nach Ehrenstellen und Titeln strebend, sondern sich ausschließlich der Sammlung aller geschichtlichen Werke und Schriften seiner Zeit hingebend. Seiner unermüdblichen Thätigkeit verdanken wir die große Sammlung von merkwürdigen Begebenheiten während Sigismund's Regierungszeit unter dem Titel: *Epistolae legationis* etc., welche auch Briefe von verschiedenen Monarchen, Gesandten, wie Reden, Privatschreiben berühmter Männer u. s. w. aus der Zeit von 1506 bis 1548 enthält, 26 Bände stark und meist von ihm eigenhändig geschrieben ist. Diese Sammlung wurde später durch verschiedene merkwürdige Zufälle zerstreut und viele Bände kamen sogar ins Ausland, so einzelne nach Upsala in Schweden, nach Dresden, Breslau, Paris, Rom, Wien u. s. w. G. bemühte sich noch bei Lebzeiten, diese Sammlung durch Abschriften zu vervielfältigen. Die von ihm geschriebenen Memoiren bilden einen nicht geringen Theil derselben, so die Beschreibung des wallachischen Krieges und der Sieg des Großkronfeldherrn Tarnowski bei Obertyn im Jahre 1531, des bekannten Aufstandes in Lemberg im Jahre 1537, auch viele geheime Züge aus dem Leben Sigismund's und der Königin Bona. In den Briefen G.'s an Dantiscus, Bischof von Ermeland, liest man, wie die Königin Bona den altersschwachen Sigismund beherrschte, wie weit ihre Vertraulichkeit mit Gemrat, dem Bischofe von Krakau, und ihr Haß gegen ihre Schwiegertochter Elisabeth von Oesterreich ging, dann auch ihr Bestreben, die Union Lithauens mit Polen zu verzögern, damit sich nicht die Abgaben auf ihren bedeutenden Gütern in Großpolen mehren möchten, ihre ersten Sendungen bedeutender Summen ins Ausland noch bei Lebzeiten ihres Gemahls, dann das falkt unangenehme Verhältniß zu ihrem Sohne, dem jungen Könige August, der seinerseits in Wilna sich aufhaltend, nur den Vergnügungen nachlebte und große Summen verschwendete, während das Volk hart gedrückt ist und an vielen Orten sogar die Pest schrecklich wüthet. Diese Briefe schildern in lebhaften Zügen jene in der Geschichte Polens so merkwürdige Epoche; aber zu bedauern ist, daß nur eine geringe Anzahl derselben sich erhalten hat.

K—r.

Gosiewski (auch Goniewski), Alexander, war polnischer Gesandter unter Sigismund Wasa am Hofe des Czaren Dimitri, dessen Gemahlin Marina Mniskel er 1606 nach Moskau begleitete. Dann von Zelkiewski an die Spitze einer dem Czaren Wladislaus Sigmuntowicz nach Moskau gesendeten polnischen Heeresabtheilung gestellt, damit dieser sich auf dem Throne behaupten könne, wurde G. nach langem und kräftigen Widerstande von den Russen gefangen und erst nach mehren Jahren, gegen einige russische Offiziere ausgelöst, kehrte er nach Polen zurück. Später kämpfte er noch mit Erfolg gegen die Schweden. — G. Christoph, dessen Sohn, wurde als Gesandter vom König Wladislaus Wasa 1639 nach Paris geschickt, um den zwei Jahre vom Cardinal Richelieu unrechtmäßig verfolgten und gefangenen Prinzen Kasimir, Bruder des Königs, zu befreien. G.'s feierlicher Einzug in Paris, wie auch sein Empfang bei Ludwig XIII. sind in Niemcewicz Memoiren über das frühere Polen beschrieben.

K—r.

Gostyn, Stadt im Großherzogthum Posen im Kröbener Kreise, 4 Meilen von Lissa und 5 Meilen von Rawicz. Hier war während des siebenjährigen Krieges im Jahre 1761 eine Schlacht zwischen Preußen und Russen. Als Friedrich der Große erfahren, daß letztere hier eine große Menge Lebensmittel aufgehäuft hatten, schickte er den General Platen mit 6000 Mann aus Schlessen dahin, um selbe wegzunehmen, was dieser auch that, nachdem er die Russen vor der Stadt geschlagen und zerstreut hatte.

K—r.

Gostynin, Stadt im Königreiche Polen im Bezirke gleichen Namens, zwischen Kutno und Plock. In dem schon zerstörten Schlosse bei der Stadt wurden der Czar Wasilj Schuisloi und zwei seiner Brüder von 1610 ab gefangen gehalten. Der Czar und einer der Brüder starben in der Gefangenschaft, der andere wurde später wieder in Freiheit gesetzt.

K—r.

Grabowski. Zwei polnische Generale dieses Namens starben den Heldentod für ihr Vaterland: Paul G. im Jahre 1794 die Schanzen Praga's gegen Su-

parow vertheidigend und Michael G. bei der Erkrümung von Smolensk im Jahre 1812. K—r.

**Grawendal**, Dorf in Kurland im Mitauer Kreise, wo im Jahre 1812 eine Schlacht zwischen den Russen und Preußen unter den Generalen Essen und York lattsand. K—r.

**Grochowski**, Stanislaus, polnischer Dichter aus dem 17. Jahrhundert, trat in den geistlichen Stand und wurde im Jahre 1634 Erzbischof von Lemberg. Nach seinem Tode 1644 wurde ihm in der Carmeliterkirche in Krakau ein Denkmal gesetzt. Seine Gedichte, meist religiösen Inhalts, erschienen später in Krakau, unter denselben befindet sich eine freie Bearbeitung der vier Bücher von der Racholge Christi von Thomas von Kempis. K—r.

**Grochowski**, polnischer General unter Stanislaus August, diente zuerst im preussischen Heere, machte dann als polnischer Major den Krieg 1792 mit, wurde nach dem Aufstande Kosciuszko's den 24. März 1794 in Krakau zum General in Polhynien ernannt, von wo er mit 6000 Mann bei Dubienko über den Bug, bei Rakowo über die Weichsel setzte und sich mit Kosciuszko in der Gegend von Opatowo verband. Am 6. Juni in der Schlacht bei Szegelocin den linken Flügel des Polenheeres gegen die Preußen befehlend, fiel er zugleich mit dem General Bobzicki. K—r.

**Grutnius**, Andreas, lebte unter August dem Jagellonen und war Hausarzt des Wojewoden von Krakau, Andreas Lenczynski. Er war von Geburt ein Böhme und hinterließ verschiedene medizinische Werke in lateinischer Sprache. K—r.

**Grzempski**, Stanislaus, war Professor an der Universität in Krakau unter den letzten beiden Jagellonen. In den alten Sprachen sehr bewandert, gab er mehre philosophische Werke in lateinischer Sprache heraus. Von dem in polnischer Sprache geschriebenen erschien das älteste mathematische 1566 in Krakau n. 12. unter dem Titel: Geometrie, d. i. Vermessungskunst. Er starb im Jahre 1572. K—r.

**Schlaff**, Karl, wurde in Pommern geboren und war in seiner Jugend Bürtlerlehrling. Schon früh fühlte er eine feste Sehnsucht in die Ferne. Die Poesie verhalf ihm dazu. Durch ein Gedicht erweckte er im Jahre 1821 die Aufmerksamkeit des verstorbenen Königs von Preußen, welcher seinen Wunsch erfüllte und ihn in einem Seminar zum Missionär ausbilden ließ. 1826 ging G. nach Holland, um sich in den Sprachen zu vervollkommen. Nachdem dies geschehen, reiste er nach Java, wo er seinen ersten Wirkungskreis fand. Auf dieser Insel faßte er den kühnen Plan, mit dem zweischneidigen Schwerte des Wortes, mit dem Hammer, der Berge ebnet und Felsen zerschmettert, in das gewaltige Riesenreich zu dringen, welches bisher auf der einen Seite durchs Meer, auf der andern durch die berühmte Mauer von der übrigen Welt abge sondert war. China, dieses unermessliche Land, dessen Bevölkerung so groß, daß der dritte Mensch auf Erden ein Chinese ist; China, welches Jahrtausende lange dem Einflusse alles Fremden widerstand: China und seine Bekehrung zum Christenthume schwebte als ein hohes, aber erreichbares Ziel dem kühnen Sendboten vor. Er überwand alle Schwierigkeiten, welche sich ihm entgegen stellten, er erlernte die chinesische Sprache, die 10,000 Lautzeichen (Buchstaben) und darunter Vokale mit zwölflei Aussprache und Bedeutung hat, so gelaufig, daß die Chinesen seine fremde Abstammung nicht glauben wollen und er einige heilige Schriften in classisches Chinesisch übertragen hat. Er fügte sich den Gewohnheiten, Ansichten und Gebräuchen des Landes und begann müthig sein schweres Werk. Aber seine Wirksamkeit war dennoch sehr beschränkt, bis ihm durch ein weltgeschichtliches Ereigniß eine weiteres Feld eröffnet wurde. Als die Engländer im Jahre 1842 Canton hart bedrängten, trat eine Versammlung der ersten Staatsbeamten zusammen, um sich über Annahme oder Ablehnung der englischen Friedensbedingungen zu berathen. G. besand sich auch darin und hörte zu, wie ein goldblitzender Mandarin eine fünfständige gegen den Frieden hielt. Nach dem Ende derselben trat er auf und fragte

man ihn je als einen Feind China's erkannt hätte? Ein einstimmiges „Nein“ war die Antwort. So werdet Ihr auch meinen heutigen Behauptungen Glauben schenken! sprach G. und malte mit Kreide eine große Hieroglyphe an eine Tafel deren Sinn er also erklärte: „Entweder gänzliche Zerrümmung Eures Reiches oder allmählicher Untergang Eurer Nationalität, oder Annahme der Friedensbedingungen.“ — Er siegte; ein alter Mandarin rief gerührt das Wort „Friede“ aus und umarmte G., indem er ihm den schönen Namen „Friedensstifter“ gab. Bald darauf wurde auf dem Schiffe „Cornwallis“ der Vertrag geschlossen und der deutsche Missionär hatte jetzt freiere Hand. Er, der, beiläufig gesagt, jetzt 25 ostasiatische Sprachen versteht, erlernte von gestrandeten Matrosen auch die japanische und suchte nach Japan zu kommen, wurde aber mit Kanonendonner abgewiesen und kehrte wieder nach dem gastlichen China zurück. Er theilte einem Freunde unter anderen Folgendes über die Verhältnisse des Riesenreiches mit. Der Kaiser der unbeschränkte Gebieter, der hohe Vater und gleichsam der Gott der Chinesen er wurde bis auf die neueste Zeit für unüberwindlich und unfehlbar gehalten. Die Frauen sind noch nicht emanzipirt und stehen fast ausser dem Gesetze; denn hat eine vor einigen Jahren verstorbene Kaiserin alle Schwierigkeiten zu umgehen und Theil an der Regierung zu nehmen gewußt. Wenn ihr Gemahl aus der Reichsversammlung zurück kam, sprach sie mit bezauberndem Lächeln zu ihm: „Du gleich ich nur eine geringe Magd bin, so habe ich doch das hohe Glück, in deiner Nähe zu leben und lese von deiner erhabenen Stirne viele hohe Gedanken. Sieh, ich habe einige aufgezeichnet, hier liegt das Papier, du brauchst nur zu zeichnen und Millionen deiner Kinder segnen dich!“ Wer könnte einer solchen Bitte aus dem Munde einer reizenden Tatarin widerstehen? Der Kaiser gewöhnlich und verschrieb auf diese Weise einmal zwei Millionen Rupien als Wasserbeschädigte, obgleich er sonst sehr geizig war. Nach dem Tode dieser gezeichneten Frau hat Lau=Lo=Kwang nie wieder gelacht. Schon regt sich in China ein niegeahnter Freiheitsdrang, schon tauchen in Volksversammlungen republikanische und socialistische Ideen auf, schon spricht das Volk von seinen Rechten im Gegensatz zu seinen Pflichten und proklamirt insbesondere die allgemeinen Menschenrechte. Welche Umwandlungen scheinen auch dem Reiche der Mitte vorzustehen, welches Jahrtausende lange einer Mumie gleich! G. wurde gefragt in der Bibel wohl so recht eigentlich für die Chinesen geschrieben und ihrem Kreise ganz angemessen sei? und er antwortete: „Das vierte Gebot — Ehre Vater und Mutter etc.“ — denn es war und ist das Grundgesetz des ganzen Reiches und seine Verheißung ist recht sichtbar bei dem Volke der Chinesen in Erfüllung gegangen. Wir schließen unsere Mittheilung über G., indem wir bemerken, er im Laufe dieses Sommers (1850) nach Berlin, Königsberg, Danzig, Schweden, Rußland, Süddeutschland, Griechenland und Konstantinopel und am 1. Oktober wieder in China eintreffen will. Er protestirt auch unter dem Namen Missionär, sondern will mehr ein Vermittler zwischen dem Occident jenem Riesenlande, zwischen Europa und Ost=Asien seyn.

**Suhrau**, sehr alte Stadt in Schlessien, im Regierungsbezirke Breslauer der Warsch, bis heute noch mit Mauern und Thürmen umgeben. Auf die katholische Kirche bezieht sich das im Codex diplomaticus von Vogiel enthaltene die Stiftung derselben betreffende Aktienstück aus dem Jahre 1067, unterschrieben von Raphael, Heerführer der Kreuzritter, Ladislaus, König von Polen, Bischof von Posen und Berthold, Bürgermeister der Stadt.

**Sura**, Stadt im Königreiche Polen am linken Ufer der Weichsel, 6 Meilen von Warschau. Hier schlug der General Sokolnicki die Oesterreicher im Jahre 1794 u. eroberte die am andern Weichselufer von diesen aufgeworfenen Schanzen.

**Surzno**, Stadt in Westpreußen im Regierungsbezirke Marienwerder der polnischen Gränze gelegen. Hier wurden die Polen 1629 kurz vor dem Ausbruch des Krieges zwischen Sigismund Wasa und Gustaph Adolph vom General Wrangel geschlagen. In Folge dieser Niederlage, nach

Sabziabz — Hedwig.

es beinahe Feinde leicht gewesen wäre, ganz Masowien und selbst nehmen, mußte eine neue Abgabe, die Rauchfangsteuer bestimmt auf den nächsten Reichstage bestätigt wurde.



Sabziabz (russisch Sabziabz), Stadt in Kleinrußland, t  
berühmt am Flusse Psoł, merkwürdig wegen des im Jahre 1658  
Vertrages zwischen Georg Wychowski Anführer der Kosaken und I  
Polen Königs Kasimir Wasa, nach welchem den meist der griechis  
Einwohnern der Ukraine Religionsfreiheit gewährt, dann  
Häusern von Braclaw, Kijow und Czernigow ein Großfürst  
gebildet werden sollte, das mit Polen verbunden, dieselben Red  
haben sollte. Doch erhielt sich dieser Vertrag nicht, er wurde  
Reichstage zu Warschau verworfen.

Salicz (bei den Russen Galicz), sehr alte Stadt in Gal  
Bezirk am rechten Ufer des Dniester, 10 Meilen südlich von L  
Überresten eines alten Bergschlosses. Schon im Jahre 1100 :  
Geschichtsschreiber Bogusfal, der damalige Fürst von Kijow, Swi  
Halitias an, den auch mehre seiner Nachfolger trugen, bis J  
von Ungarn kam, die sich auch den veränderten Titel rex Ga  
Jahre 1246 wurde Daniel, Fürst von Kijow, Beherrscher vo  
und führte den Titel: rex Russias et Galliciae. Dessen  
Eroberungen bis über einen Theil Wolhyniens aus und nar  
Ruthenorum. Er verlegte seine Residenz von S. na  
daher schreibt sich der Verfall der Stadt. In der Mitte de  
kam S. zugleich mit Lemberg unter Kasimir dem Großen a  
200 Jahre verblieb u. bei der ersten Theilung Polens 1773  
Landstriche, dem der Name Galizien gegeben wurde, an Oest  
ammerstein (polnisch Czarne), Stadt in Westpreußen,  
Karlenwerder nahe der Pommer'schen Gränze. Im Jahr  
schwedischen Truppen, welche aus Deutschland Gustav I  
von den Polen unter dem Großkronfeldherrn Koniecpolski  
genommen.

Hedwig, Königin von Polen, war die Tochter Ludwig  
Ungarn u. Polen und der böhmischen Herzogin Margareth. In  
wurde sie mit Wilhelm von Oesterreich, zu dem sie eine zärtliche  
hatte, verlobt. Nach dem Tode ihres Vaters einstimmig von den  
nigin gewählt, wurde sie mit lautem Jubel in Krakau empfangen  
im 15. Jahre, besaß sie nach dem Urtheile aller Geschichtsschreiber  
ungefähr 15. Jahre, besaß sie nach dem Urtheile aller Geschichtsschreiber  
den böhmischen Schönheit, die besten Geistes- und Herzensanlagen  
versprochen worden um ihre Hand, vor allen Jagello, Großfürst von Li  
Volle, sein Reich mit der Krone Polens zu vereinigen und  
der Krone zu lassen, wenn S. seine Gemahlin würde. Diese  
Vergrößerung Polens, wie auch, daß die öfteren und der Ra  
heillichen Kriege zwischen Polen und Lithauen auf einmal  
bann die Möglichkeit, ganz Lithauen bald zum Christenth  
schickte sich der deutsche Ritterorden fast vergebliche Mühe gab, zu  
den Bitten der polnischen Großen siegen endlich über die zärtli  
Wilhelm, der ihr auch nach Krakau gefolgt war, aber  
galo's im Februar 1386 abzureisen gezwungen wurde und.



Jagello, der zuvor in der hl. Taufe den Namen Wladislaus erhalten hatte und bald darauf mit ihr zugleich feierlich gekrönt wurde. Sie begleitete ihren Gemahl auf seinen Reisen nach Großpolen und Lithauen und besonders hier nahm sie sich mit ihm zugleich des Befehrungswerkes ihrer neuen Unterthanen sehr eifrig an. Während Jagello später wieder in Lithauen beschäftigt war, eroberte sie von den Ungarn die früher eingenommenen Bergschlöffer Jaroslaw, Przemysl, Halicz, Lemberg, an der Spitze ihres Heeres wieder. Auch ließ sie die von Kasimir dem Großen gegründete Universität in Krakau mit sehr reichen Stiftungen versehen, so daß sie erst als eigentliche Gründerin derselben betrachtet wird. Sie war eine wohlthätige Mutter der Armen und führte ein so gottseliges Leben, daß sie nach ihrem Tode von ihren Unterthanen wie eine Heilige verehrt wurde. Sie starb in J. 1399 nach einer zwölfjährigen Ehe mit Jagello im 28. Lebensjahre. K—r.

**Heidamaken.** So nannten sich die am Dnieper wohnenden Kosaken, welche unter August III. von 1750 — 61 in die Wojewodschaften von Kijow und Braclaw einfielen, plünderten und Alles verwüsteten, die sich später unter ihrem Anführer Jezemiat mit den russischen Bauern verbanden und mit Hülfe des Beräthers Sontia das schreckliche Blutbad in Human 1768 anstifteten. Fawer Dornicki, Großkronfeldherr von Polen, unterstützt von russischen Truppen, dämpfte den Aufstand u. alle gefangenen H. wurden zu einem grausamen Tode verurtheilt. K—r.

**Heidenstein, Reinhold,** war Sekretär am polnischen Hofe und schrieb eine Geschichte Polens in lateinischer Sprache vom Tode August des Jagellonen bis zur Thronbesteigung Sigismund Wasa's. Sein Sohn Johann H., Schlosshauptmann von Danzig, setzte dieselbe bis zum Jahre 1603 fort. Sie erschien 1672 in Frankfurt a. M. unter dem Titel: *De rerum polonicarum ab excessu Sigismundi Augusti.* K—r.

**Heiligenbeil, Stadt** in Ostpreußen im Regierungsbezirk Königsberg, in der Nähe des frischen Hafens, hat seinen Namen von dem Weile, mit welchem die hl. Eiche der heidnischen Preußen niedergehauen und das hier lange Zeit aufbewahrt wurde. K—r.

**Heilsberg, Stadt** im früheren Ermeland, der heutigen Provinz Ostpreußen, 10 Meilen südlich von Königsberg an der Alle mit 8000 Einwohnern, die größtentheils katholisch sind. Früher war H. die Residenz der Bischöfe von Ermeland, von denen mehre geschichtliche Berühmtheit erlangten, wie im 16. Jahrhundert Dantiscus, Vertrauter des Kaisers Karl V., Hofius, der zum Cardinal ernannt, auf dem Concil zu Trient den Vorsitz führte, Kromer, Geschichtsschreiber u. später Ignaz Kraski. Im Jahre 1703 überwinterte hier Karl XII. und am 10. März 1807, also einige Tage vor der Schlacht bei Friedland, fand hier ein blutiges Gefecht statt zwischen den Franzosen und Russen. K—r.

**Heinrich (Piast), Fürst** von Sandomir und Lublin, war der vierte Sohn des Polenkönigs Boleslaus Krzywousty (Krummund) und erhielt 1139 nach des Vaters Tode bei der Theilung des Reiches den größeren Theil Kleinpolens. Er gehörte zu den wenigen polnischen Heerführern, die sich den Kreuzzügen nach dem gelobten Lande anschlossen. Im Jahre 1154 war er einer der tapfersten Kämpfer gegen die Türken unter Baluin III. Nach Polen zurückgekehrt, fiel er in einer Schlacht gegen die Preußen im Jahre 1173. K—r.

**Heinrich, der Bärtige, Herzog** von Schlessen, stammte aus der Linie der schlessischen Piasten und war Gemahl der heil. Hedwig, Schutzpatronin von Schlessen. Er starb 1238. K—r.

**Heinrich, der Fromme, Herzog** von Schlessen, Sohn H. des Bärtigen und der heil. Hedwig, fiel in der entscheidenden Schlacht gegen die Tataren bei Liegnitz im Jahre 1241. K—r.

**Heinrich, Probus (der Rechtschaffene), Herzog** von Schlessen und Krakau, war kurze Zeit und zwar von 1290 — 1292 König von Polen. Er gehörte unter die Zahl der zu der Zeit als deutsche Dichter berühmt gewordenen Minnesänger und viele seiner Gedichte haben sich bis jetzt erhalten. K—r.

**Pela**, vier Meilen lange, aber sehr schmale Halbinsel, zu Westpreußen gehörig, welche das puziger Wied von der Ostsee trennt. An ihrem äußersten Ende liegt das Dorf H. mit einem Leuchthurme. K—r.

**Selena**, Königin von Polen, war die Tochter des Czaren Iwan Wasiljewicz I. und wurde 1494 mit Alexander dem Jagellonen, Großfürsten von Lithauen vermählt, der 1501 seinem Bruder Albrecht auf dem polnischen Königs-throne nachfolgte. S. blieb durch ihr ganzes Leben der griechischen Kirche und den russischen Gebräuchen zugethan, weshalb sie besonders nach dem Tode ihres Gemahls von den Polen manche Bitterkeit erfuhr, die auch ihren Tod beschleunigten. Sie starb 1513 zu Wilna. K—r.

**Serberstein**, Sigismund, Baron von, war 1558 österreichischer Gesandter des Kaisers Ferdinand I. am Hofe des Czaren Iwan Wasiljewicz (des Grausamen) und hielt sich auch einige Zeit beim polnischen Könige August dem Jag. auf. Von ihm erschienen später in lateinischer Sprache zwei Werke: Beschreibung des ehemaligen Lithauens und Memoiren über den Hof von Moskau. Beide Werke sind mit Abbildungen geziert; in dem ersteren finden wir Beschreibungen und Zeichnungen mancher merkwürdigen, jetzt seltenen, oder schon ganz ausgerotteten Thiergattungen, wie des Auerochsen, Bisamochsen, Büffels u. a. K—r.

**Soloweczyn**, Stadt im Kreise und Gubernium Mohilew, von diesem 5 M. südlich. Hier erfocht 1708 Karl XII. seinen letzten Sieg über die Russen. K—r.

**Sorodeczna**, Stadt im Gubernium Grodno in Rußland, bei welcher im J. 1812 zwischen den Russen unter General Tormasow und den verbündeten Oesterreichern u. Sachsen unter Fürst Schwarzenberg ein Treffen geliefert wurde. K—r.

**Sorodlo**, Stadt im heutigen Königreiche Polen im Kreise Grubieszow, zwei Meilen von letzterer Stadt am linken Ufer des Bug. Hier wurde unter Blasius Jagello im Jahre 1412 der erste Reichstag des vereinigten Polens und Lithauens abgehalten. K—r.

**Portig**, Karl Anton (f. Ordensname: Johann Nepomuk), königlich bayerischer geistlicher Rath und Domkapitular in München, geboren zu Pleiskain in der Oberpfalz am 3. März 1774, Sohn eines pfalz-sulzbachischen Rathes und Pflugesommissärs, studirte am Gymnasium zu Amberg, Philosophie am adeligen Collegium zu Neuburg a/D., besuchte 1792—93 juristische Vorlesungen an der Universität Ingolstadt; als 20jähriger Jüngling trat er zu Andechs in den Benediktinerorden und versah seit 1799 die Stelle eines Kaplans am adeligen Frauenstifte Ronnberg im Salzburgischen. 1802 begleitete S. die Lehrstelle der Logik und Metaphysik im Kloster Andechs, bis er, in Anerkennung seiner fruchtbaren Lehrthätigkeit, 1804 den Ruf nach Salzburg erhielt als Professor der Ethik und des Naturrechtes. In dieser Stellung blieb er kaum ein Jahr lange, indem er dem ehrenvollen Antrage als Professor am Lyceum zu Amberg an die Stelle des verstorbenen Dogmatikers Dobmaner den Vorzug gab. 1813 übernahm er die Pfarrei zu Windischeschenbach, welches zwar in dem bayerischen Obermainkreise lag, aber noch zur Diözese Regensburg gehörte. Nachdem er auf diese Pfarrei frei resignirt, trat er an der Universität Landshut 1821 als Professor der Theologie auf, erhielt die theologische Doktorwürde, Titel und Charakter eines k. b. geistlichen Rathes und lehrte, nach Abgang des berühmten Professors J. M. Sailer, christliche Moral, allgemeine Religionslehre und Pädagogik. Auch hielt er, wie sein Vorgänger Sailer, die Predigten bei dem Universitäts-Gottesdienste. 1824/25 ward er zum Rektor Magnificus gewählt. Mit der Landshuter Hochschule überstellte er 1826 nach München als ordentlicher Professor der Moralthologie, Patriistik u. Kirchengeschichte. Im J. 1827 zum Domkapitular in der Erzbischofsdiözese München ernannt, ward er bald darauf Mitglied des obersten Kirchen- und Schulrathes im Ministerium des Innern und 1841 mit dem Ritterkreuze des k. bayerischen Verdienstordens des hl. Michael beehrt. Seine vielseitige wissenschaftliche Bildung befähigte ihn 1841 zum ordentlichen Mitgliede der Akademie der Wissenschaften. Dem erzbischöflichen Consistorium, als Ehegerichte erster Instanz, stand er



Theils der lithauischen Heeresmacht und kämpfte mehrmals gegen die Russen, aber ohne bedeutenden Erfolg. Zuletzt zog er sich mit dem Reste der lithauischen Truppen nach Warschau zurück, wo er bei der Vertheidigung der Schanzen von Praga während des Sturmes durch Suwarow am 4. November fiel. Er ist auch als Dichter bekannt und hinterließ einige Werke, die in verschiedenen Sammlungen zerstreut sind.

K—r.

**Johanići (Janicki), Gabriel**, berühmter Arzt unter Sigismund Waja und Professor der Medicin an der Universität in Krakau, gab 1616 eine Beschreibung der um Krakau wachsenden Pflanzen in lateinischer Sprache heraus, das erste derartige Werk, was in Polen erschien. Ihm verdanken wir auch die Veröffentlichung des auf Veranlassung der schwedischen Prinzessin Anna (s. d.) von Sirenius geschriebenen großen botanischen Werkes: „Ueber die Natur u. den Gebrauch der Pflanzen.“

K—r.

**Johannes von Dufka, der Selige**, war aus Dufka in den Karpaten gebürtig. Zuerst trat er in den Orden der Franziskaner, später in den der Bernhardiner und war weit und breit berühmt seiner Frömmigkeit wegen. Auf seine Veranlassung sollen auch verschiedene Wunder geschehen seyn. Er starb in Lemberg und liegt dort in der Andreaskirche begraben.

K—r.

**Johann Kanty, der Heilige**, Doktor an der Universität zu Krakau, wurde im Jahre 1412 zu Kanty im Oswiecimer Herzogthume (im heutigen Galizien) geboren. In seiner Jugend machte er eine Pilgerreise nach dem hl. Lande und später vier andere nach Rom. Auf einer derselben wurde er von Räubern angefallen, die ihn zwangen, Alles herzugeben, was er bei sich trug. Nachdem sie sich schon entfernt hatten, fand er bei sich noch ein Geldstück, von dem er zuvor nichts gewußt; deshalb beunruhigt, lief er den Räubern nach und bat sie um Verzeihung, daß er sich geirrt und noch etwas bei sich behalten habe. Große Bewunderung und eine unbeschreibliche Angst ergriff diese bei seinem Anblick, sie fielen ihm zu Füßen, wollten nun gar nichts annehmen u. versprachen, ihr Leben zu bessern. Ungemein mildthätig gegen die Armen, gab er diesen oft die eigne Fußbekleidung und legte den Rest des Weges barfuß zurück. Er starb im Jahre 1473 in Krakau und liegt dort in der Kirche der heil. Anna begraben. Von Papst Clemens VIII. den Heiligen beigezählt, feiert die katholische Kirche sein Andenken den 23. Oktober.

K—r.

**Johann Albert Wasa, polnischer Prinz**, war der Sohn des Königs Sigismund Wasa und der Erzherzogin Constantia von Oesterreich. Er widmete sich dem geistlichen Stande, wurde später Bischof und starb als Cardinal u. Erzbischof von Krakau im Jahre 1634.

K—r.

**Jonston, Johann**, im 17. Jahrhunderte berühmter Arzt und Naturalist, war aus Samter in der Wojewodschaft Posen gebürtig und stammte aus einer alten schottischen Familie, die aber schon lange in Polen ansässig war. Seinen ersten Unterricht erhielt er auf dem Gymnasium zu Thorn, machte dann eine Reise nach Schottland und kam nach seiner Rückkehr als Lehrer an das Gymnasium zu Lissa. Im Jahre 1628 machte er seine zweite wissenschaftliche Reise durch ganz Europa, nahm von den ihm angebotenen Lehrstühlen an deutschen, holländischen und englischen Universitäten, wo er überall sich aufhielt, keinen an, sondern kehrte nach Polen zurück. Hier schrieb er in lateinischer Sprache ein Werk über Naturgeschichte, das ihm die hohe Achtung aller Gelehrten erwarb. Im Jahre 1632 begab er sich mit zweien seiner Schüler, Boguslaus Leszczyński und Wladislaus Dorohostajski nach Holland, von da nach Paris, wo er seine Naturgeschichte in's Französische übersezte. Nachdem er noch die Alpen und ganz Italien mit seinen Schülern besucht, kehrte er 1634 nach Polen zurück und blieb in Lissa, Freund, Rathgeber und Arzt des Boguslaus Leszczyński. Während der letzten Jahre seines Lebens wohnte er auf seinen Landgütern bei Liegnitz in Schlesien, wo er auch 1675 starb. J. konnte sich in fünfzehn Sprachen gelaufig ausdrücken; seine zahlreichen Werke über fast alle Zweige der Wissenschaften sind jedoch nur in latein-

in der Sprache geschrieben. Ueber Naturgeschichte schrieb er viele Bände, die in Amsterdam, Frankfurt a. M. und anderen Orten mit Abbildungen von Merian erschienen und in verschiedene Sprachen übersetzt sind. K—r.

Josephine Maria, Königin von Polen, war die Tochter Kaiser Joseph I. von Oesterreich. Im Jahre 1720 wurde sie mit August, Prinzen von Sachsen, vermählt, den sie nach dem Tode seines Vaters August II. vermählte, sich um die polnische Königskrone zu bewerben. Nachdem Stanislaus Leszczyński von den Russen gezwungen war, Warschau zu verlassen, kam J. mit ihrem Gemahl nach Polen und beide wurden in Krakau zugleich gekrönt. So oft dann August III. nach Polen reiste, begleitete sie ihn. Nur 1756, als Friedrich der Große in Sachsen einfiel und August zuerst sich auf die Festung Königstein, dann nach Warschau flüchten mußte, blieb J. allein in Dresden. Zuerst wurde sie mit aller Achtung behandelt, als sie aber mehre für Friedrich sehr wichtige Dokumente nicht herausgeben wollte, ließ er diese mit Gewalt holen. Dieser Zug Friedrich's verdroß alle europäischen Höfe und warf die Königin aufs Krankenlager, beschleunigte sogar ihren Tod, der nach mehren Monaten erfolgte. Sie starb im Jahre 1757 in Dresden und liegt dort begraben, ein Muster wahrer Frömmigkeit und großer Milthätigkeit gegen die Armen. K—r.

Judith, die erste Königin von Polen, war die Tochter Gieyza's, Königs von Ungarn. Sie lebte zu Anfang des 11. Jahrhunderts und wurde Gemahlin Boleslaus Chrobry's (des Tapfern), ersten Königs von Polen. Von den älteren Geschichtsschreibern wird sie als eine schöne, verständige Frau von sanftem Charakter dargestellt, die, eine wahre Königin der Armen, Wittwen und Waisen, unzählige Wohlthaten diesen gesendet haben soll. Sie starb im Jahre 1017 und liegt in der Domkirche in Gnesen begraben. K—r.

Judith, Gemahlin des Polenkönigs Wladislaus Hermann, war die Tochter Bratislaw's, Königs von Böhmen. Da sie lange kinderlos blieb, schickte sie auf den Rath des heil. Lambert reiche Geschenke in's Kloster des heil. Aebdignus nach Narbonne in Frankreich und ihre Bitten wurden erhört, sie gebar einen Sohn, den nachherigen Polenkönig Boleslaus Krzywousty (Krummunt). Zum Danke dafür erbaute sie neben dem Schlosse in Krakau eine Kirche zum heil. Aebdignus, die sie mit reichen Stiftungen versah. K—r.

Jungingen, Ulrich von, war Großmeister des deutschen Ritterordens während des zwischen diesem und dem Polenkönige Wladislaus Jagello ausgebrochenen Krieges. In der Schlacht bei Tanneberg (Grunwald) fiel er, an der Spitze seines Heeres kämpfend, im Jahre 1410. K—r.



Kahlen Berge, die, bilden eine zwei Meilen lange Bergkette im heutigen Königreiche Polen, im Opatower und Konster Bezirke. Auf den höchsten Endpunkten derselben wurden zwei Klöster errichtet, das eine westliche zur heil. Katharina 1900 Fuß hoch und das andere östliche zum heil. Kreuze 1800 Fuß hoch. Ein rauhes und kaltes Klima herrscht auf diesen Bergen, auf denen sich auch zahlreiche Quellen befinden. Am Abhange eines derselben wurde eine alte kolossale Bildsäule gefunden, die noch aus vorchristlicher Zeit herkommen und einen heidnischen Gott darstellen soll. K—r.

Kallmach Buonacorsti, Italiener von Geburt, war der Rathgeber u. Vertraute Albert des Jagellonen, Königs von Polen. Vom polnischen Adel wurde er besonders deshalb gefaßt, weil er, der monarchischen Regierungsform zugethan, in diesem Sinne seinen Einfluß auf den König ausübte. Auch ist er der Verfasser

fer der Biographie Gregor's von Sanofa (Sanoceus), die in Krakau in lateinischer Sprache erschien. K—r.

**Kaniow**, Stadt im Boguslawer Kreise des Guberniums Kijow, am rechten Ufer des Dniepr. Hier war im Jahre 1787 eine Zusammenkunft der Kaiserin Katharina von Rußland mit König Stanislaus August von Polen auf einem Fahrzeuge im Dniepr; eine Beschreibung davon ist in den Memoiren des Grafen Louis Philipp Segur, Gesandten Ludwig XVI. am russischen Hofe u. Augenzeugen dieser Verhandlung, zu finden. K—r.

**Karlinski**, Kaspar, zeichnete sich durch tapfere Bertheidigung des Bergschlosses Olstyn (Olstein) bei Krakau aus. Als nämlich nach dem Tode Stephan Batory's ein Theil der Polen unter Zamojski und mit ihm K. für Sigismund Wasa, ein anderer für Maximilian, Erzherzog von Oesterreich, stimmte und letzterer mit einem Kriegsheere in Polen einrückte, forderte er auch K., der die Burg Olstyn besetzt hatte, auf, sich zu ergeben. Dieser vertheidigte sich jedoch auf's Tapferste u. als sein jüngstes Kind, das sich mit der Wärterin ausser dem Schlosse befand, auf Maximilian's Befehl vor den zum Sturme sich anschickenden Hülfs- truppen hergetrieben wurde, siegte die Vaterlandsliebe über das Vaterherz, selbst dann noch ließ K. alle Kanonen abfeuern und erkaufte die Rettung der ihm anvertrauten Burg mit dem Tode seines letzten Kindes. Dies geschah im Jahre 1588, kurz vor der Schlacht bei Pittsch (Wyohn), wo Maximilian von Zamojski geschlagen und gefangen genommen wurde. K—r.

**Karl** Ferdinand Wasa, polnischer Prinz, war der vierte Sohn Königs Sigismund Wasa und der Erzherzogin Constantia von Oesterreich, widmete sich wie sein älterer Bruder Johann Albert dem geistlichen Stande und wurde Bischof von Breslau und Ploß. Nach dem Tode seines Bruders, des Königs Wladislaus, im Jahre 1648 bewarb er sich auch kurze Zeit um die polnische Krone, wgleich mit seinem Bruder Kasimir, verzichtete aber zu Gunsten desselben wieder darauf und starb im Jahre 1655. K—r.

**Karl**, Herzog von Sachsen und Polen, war der dritte Sohn Königs August III. und der Erzherzogin Josephine von Oesterreich. In näheren Beziehungen mit Polen, als seine Brüder stehend, wurde er nach der Verbannung Ernst Johann Biron's Herzog von Kurland, als welcher er sich die Liebe seiner neuen Untertanen zu erwerben wußte. Nach dem Tode der Kaiserin Elisabeth 1762 rief jedoch ihr Nachfolger Peter III. den rechtmäßigen Herzog von Kurland wieder zurück und als die Nachfolgerin Peter's, Katharina II., für dessen Wiedereinstellung die Waffen ergriff, mußte K. dem Einflusse und der Gewalt Rußlands weichen. Er zog sich nach Dresden zurück, nachdem er sich zuvor noch in Polen mit Franziska Krasinska, Tochter des Starosten von Neustadt, vermählt hatte. Diese Ehe wurde jedoch von der regierenden sächsischen Familie nicht anerkannt u. Franziska mußte meist einsam und verborgen leben. Sie starb 1796 auf dem Schlosse Elsterwerda in Sachsen und wenige Monate darauf folgte ihr K. aus Gram über ihren Tod nach. K—r.

**Karpinski**, Franz, beliebter polnischer Dichter und Schriftsteller aus den Zeiten Stanislaus Augusts, wurde im Dorfe Holowkowo, einige Meilen von Stanislawow, in der Wojewodschaft Rothrußland, von adeligen, aber armen Eltern geboren. Nachdem er seine Studien in Lemberg beendet, machte er während des Krieges gegen die Conföderirten in Polen eine Reise nach Wien. Später durch verschiedene seiner Gedichte schon rühmlich bekannt, erhielt er eine Stelle als Sekretär des Fürsten Adam Czartoryjski, Generals von Podolien, bald darauf eine noch einträglichere Stellung bei der Fürstin Sanguszko als Erzieher ihres Enkels, Roman Sanguszko, wo er aber trotz ihres bringenden Vittens und selbst der Vorstellungen des Königs Stanislaus nur ein Jahr blieb und sich dann zu seinen Verwandten nach Rothrußland (dem heutigen Galizien) zurückzog. Dort schrieb er auch die Elegie: „Rückkehr auf's Land“ und bald erschien eine Sammlung seiner besten Werke unter dem Titel: Zabawki, Erleichterungen in Gedicht und Prosa

Warschau 1790), enthaltend Hymnen, geistliche Lieder, unter denen eine Uebersetzung von David's Psalter, die Tragödie: Judith, Königin von Polen u. a. In allen seinen Gedichten ist Erhabenheit der Gedanken mit Natürlichkeit u. Einfachheit des Ausdrucks verbunden. Seine sämmtlichen Werke sind in verschiedenen Sammlungen erschienen: 1806 in Warschau, 1826 in Breslau bei Korn, 1836 in Leipzig bei Breitkopf, Vieles wurde in andere Sprachen übersetzt. Nachdem K. noch seine Lebensbeschreibung hinterlassen, starb er im Jahre 1825, im 84. Jahre seines Lebens. K—r.

Karpowicz, Michael, war einer der berühmtesten Kanzelredner unter Stanislaus August. Seine Erziehung genoss er in der Schule der Jesuiten in lithauisch Brzesc und schon im 17. Jahre wurde er in die Gesellschaft der geistlichen Missionäre in Warschau aufgenommen, wo er bald sein Predigtamt antrat und in kurzem so berühmt wurde, daß Mlodziejewski, Bischof von Posen seine Predigten rufen ließ. Auf Befehl seiner Obern begab er sich nach Krakau, wo er Domprediger und zugleich Professor der Theologie an der dortigen Universität wurde; dann an das Seminarium in Wilna versetzt, lehrte er Kirchengeschichte, die gleichfalls durch den Druck veröffentlicht wurde. Ausserdem trug K. durch zwölf Jahre in der Universität in Wilna Theologie und kanonisches Recht vor. Durch seine Predigten erlangte er solche Berühmtheit, daß er zu allen großen Festen u. Festschmelzen zugezogen wurde, um desto öfter seinen ausgezeichneten Vortrag zu hören. Später erhielt er eine Pfarrei in Breny, wo er sehr thätig für das Wohl des ihm untergebenen Landvolkes arbeitete. Die letzten Schicksale Polens und die Theilung desselben übten auf ihn einen solchen Einfluß aus, daß er in eine lange und schwere Krankheit fiel. Nach seiner Genesung wurde er 1796 zum Bischofe einer neuerrichteten Diözese von Wigern ernannt, welche aus kleineren Theilen vieler anderen zusammengesetzt wurde. Mit unermüdblichem Eifer suchte K. in einem neuen Bisthume Ordnung herzustellen, doch bald erlag er den zu großen Anstrengungen und starb 1805. K—r.

Kasimir (polnisch Kazimierz), Stadt im Königreiche Posen, im Koniner Kreise, 2 Meilen von der Gränze des Großherzogthums Posen. Hier wurde Patkul, ein geborner Schwede, zuletzt russischer Gesandter am sächsischen Hofe, auf Befehl Karl XII. im Jahre 1707 hingerichtet. K—r.

Kastellan wurde im alten Polen derjenige genannt, dem die Vertheidigung einer Burg (castellum) anvertraut war; späterhin nannte man dieses Amt Starostei und so übersetzt auch Alexander Bronikowski K. mit Pfalzgraf und Starost mit Burggraf. In späterer Zeit waren die K. in den Wojewodschaften Vertreter der Wojewoden. Zuletzt hatten sie jedoch kein öffentliches Amt zu bekleiden, sondern führten nur den Titel K., mit dem das Privilegium verbunden war, zugleich mit den Wojewoden und Bischöfen im Senate, das ist in der ersten, gesetzgebenden Kammer, zu sitzen. Vor der ersten Theilung Polens waren 82 K. in Polen, bei der Einrichtung des Herzogthums Warschau wurden 10 neue ernannt, doch legte dann dieser Titel keine Verpflichtung mehr auf. K—r.

Katharina, die Jagellone, Königin von Schweden, war die Tochter Sigismund des Jagellonen und der Bona Sforzia, Herzogin von Mailand. Nach dem Tode ihres Vaters und der Abreise ihrer Mutter nach Italien wurde sie mit Erich XIV., Könige von Schweden und dem letzten dieses Namens, Nachfolger Gustav Wasa's, verlobt und 1562 mit ihm vermählt. Ungegründeter Verdacht und Eifersucht gegen seinen Stiefbruder Johann brachte diesen wie auch die Königin selbst in den Kerker, aus dem sie erst 1567 befreit wurde. Im folgenden Jahre wurde Erich wegen seiner fortwährend zunehmenden Grausamkeit gegen den Abel und die Unterthanen vom Throne gestossen, den nun Johann einnahm. K. buldete Alles mit gleicher Sanftmuth und starb 1583, nachdem sie zwei Kinder hinterlassen, Anna u. Sigismund, den nachherigen König von Polen. K—r.

Katharina, Leszczyńska, Königin von Polen, war die Tochter des Wojewoden Dyalinski und wurde mit dem Starosten von Adelnau, Stanislaus

zähreichem Gefolge auf dem Reichstage zu Wilna im Jahre 1773 unterzeichnet wurde, nach welchem der nördliche Theil Dänas zu Polen geschlagen, der südliche Theil aber unter dem Namen ein besonderes Herzogthum bilden, das als polnisches Lehen männlichen Nachkommen verliehen werden sollte. Noch in demselben Jahre die Befestigung dieses Vertrages in Riga und hier legte K. v. Lithauischen Großen die Abzeichen seiner Großmeisterwürde unter die Hände des vom Könige August gesandten Statthalter Radziwill nieder, worauf Liefland ausschließlich dem Könige aber diesem und der Familie K. Huldigung leisteten. Den Vorher das Augsburger Glaubensbekenntnis angenommen, war gestattet, nur sollten keine Ausländer zu Beamtenstellen zugelassen werden. Am 1. August 1773 schlug K. seinen Wohnsitz in Mielau, der Hauptstadt des Herzogthums auf und als nach dem Tode des Königs August und der Thronbesteigung Heinrichs von Wales der neu erwählte König Stephan 1795 durch Lithauen gegen die Russen zog, leistete K. diesem Könige Angesichts des polnischen Heeres den Lehnseid. Er ließ das Herzogthum Kurland seinem Sohne Friedrich K.

Radziwill, Bischof, zeichnete sich mehrfach auf dem polnischen Reichstage zu Warschau durch seine glänzenden Reden aus. Er vertheidigte die Ansicht gegenüber zuerst die Ansicht, daß ein Abgeordneter nicht nur dem ihm gegebene Instruktion nie genau befolgen könne, da er nicht nur ein Mitglied eines Kreises, sondern des ganzen Landes sei und die Interessen aller Stände, am Orte der wahren nationalen Bildung und der Bedürfnisse des Landes besser beurtheilen könne, als seine Wahlkreise. Diese feurige und durchgreifende Rede K.'s überzeugte die Versammlung und erhielt stürmischen Beifall. Eben so überzeugend sprach er am 27. Januar 1792, als Felix Potocki, General der Russen, in ihrem Ungehorsam gegen die Krone beharrten und sich schriftlich vertheidigten; in Folge dieser ihres Amtes entsetzt und die mit der Feldherrnwürde verbundene



Auffandes in Warschau im Jahre 1794. Er war aus Posen gebürtig und von Profession ein Schuhmacher. In Warschau lange Zeit anständig, wurde er von den Bürgern allgemein geachtet und zum Magistratsmitgliede gewählt. Sobald hierher die Kunde von der Insurrection durch Kosciusko und dessen schon errungenen Vortheilen kam, wurde K. die Seele der geheimen Verbindungen zwischen der polnischen Besatzung und den Einwohnern der Hauptstadt. Während des schon am 17. und 18. April erfolgten Auffandes war er ungemein thätig, wurde bald zum Anführer gewählt und erhielt nach dem ersten Siege der Polen und der Einsetzung der provisorischen Regierung den Rang als Major mit dem Auftrage, ein neues Freischaarenregiment zu bilden. Ganz den Pflichten seines neuen Berufes sich widmend, nahm er keinen Antheil an den ungeselichen Schritten, die sich damals die Bevölkerung von Warschau zweimal zu Schulden kommen ließ, indem sie ihrer Rache mehre verhaftete Männer, wie den Marschall Ankowicz, Bischof Kossakowski, Peter Dzarowski und Joseph Jabiello opferte, sondern gab vielfache Beweise von Achtung und Ergebung gegen seine Vorgesetzten. Als nach mehren Monaten die Sache Polens durch die Gefangennehmung Kosciusko's einen gewaltigen Stoß erlitt, wurde K. in geheimer Mission nach Posen geschickt, jedoch hier erkannt, festgehalten und auf Requisition des Feldmarschalls Surorow nach Warschau, welches dieser unterdeß schon eingenommen, transportirt. Auf Befehl der Kaiserin Katharina wurde er dann mit den Mitgliedern der provisorischen Regierung: Jaczewski, Ignaz Potocki, Thaddeus Koskowsk, Kaufmann Kopylas und Oberst Sokolnick nach Petersburg abgeführt und dort in der Citadelle gefangen gesetzt. Erst nach zwei Jahren erfolgte bei der Thronbesteigung Paul I. eine allgemeine Amnestie, die auch K. in Freiheit setzte. Er begab sich jetzt nach Wilna und erst später nach Warschau, wo er sein früheres Handwerk wieder betrieb und im Jahre 1820 starb. Einige Jahre später erschienen seine Memoiren (ohne Druckort), in denen er zuerst sein langes Verhör in Petersburg und seine Antworten in demselben ausführlich beschreibt, dann alle seine Erlebnisse vom ersten Augenblicke des Auffandes in Warschau bis zu seiner Freilassung erzählt. Ungewöhnliche Einfachheit der Gedanken, wie auch der Darstellung und des Styles sind die Vorzüge dieses Werckens und zugleich Beweis, daß dasselbe von K. selbst geschrieben ist. Er zeigt sich darin als ein Mann von biederm, offenem und religiösem Charakter, geneigt zu kühnen Unternehmungen, die er auch auszuführen versteht; aber, ohne höhere Bildung und Einsicht in die politischen Verhältnisse, hätte er keine geschichtliche Berühmtheit erlangt, wären ihm die Umstände nicht gar so günstig dabei gewesen.

K—r.

**Kimbar**, Joseph, war Abgeordneter des Ujiter Kreises auf dem Theilungs-Reichstage in Grodno im Jahre 1793 und einer von denjenigen, die sich am heftigsten der letzten und gänzlichen Theilung Polens widersetzen.

K—r.

**Kiryllica**. Mit diesem Namen bezeichnete man eine altslawische Sammlung, in welcher vom 10. Jahrhunderte an die geistlichen Werke aller slawischen Sprachen verzeichnet wurden. Diese Sammlung, wie auch die Art und Weise der Schrift und Anordnung des Werkes soll dem heil. Cyrillus, dem ersten Apokel des heil. Glaubens in diesen Gegenden ihre Entstehung verdanken und führt deshalb den Namen K.

K—r.

**Klaffice**, Dorf im Gubernium Witepst im Drysiner Kreise. Hier fand im Jahre 1812 ein Treffen statt zwischen dem französischen Marschall Dubinot und dem Grafen, später Fürsten von Wittgenstein.

K—r.

**Kiszow**, Dorf im heutigen Königreiche Polen im Stopnickr Kreise, eine Meile nördlich von Pincowo, berühmt durch die Schlacht, die hier im Juli 1702 stattfand zwischen August II., König von Polen und Sachsen, und Karl XII. von Schweden. Die vereinigten Polen und Sachsen standen links von K. Die Mitte bildeten Sachsen und den rechten Flügel Polen unter Anführung der Generale Wentowski und Rzewuski. Wie sehr auch die polnischen Geschichtschreiber das tragen dieser beiden Anführer zu beschönigen wissen, eine Abneigung gegen

Trunke ergebenen Frau, die ihm seine Lebenstage verbitterte und im Tode in der größten Armuth zurückließ, so daß er die letzten Tage im Armenhospitale zubringen mußte, wo er auch 1608 im 57. Unter seinen zahlreichen lateinischen Werken ist besonders hervorzuhellen, eine sehr bilbreiche Beschreibung von Rothrusland, dem (Lemberg) gewidmet. Eine neuere Ausgabe seiner polnischen Werke (aller) erschien unlängst bei Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Kauf, Christoph, polnischer Naturforscher unter Stanislaus Leszczyński in Pobjasien gebürtig, widmete sich dem Gelehrtenstande 1761 in die Gesellschaft der Wissenschaften in Warschau. Einige Jahre später wurde ihm eine der einträglichsten Proprietäten verliehen, die er ablehnte und zog die sehr dürftige in seiner Vaterstadt zu leben und in der Nähe von Siemiatycze der Fürstin Jablonowska, die eine große Bibliothek und naturgeschichtliche Sammlung besaß und immer einen großen Kreis von Gelehrten um sich zu haben. K. war meist in der freien Natur zu finden. Er suchte Sträucher, Pflanzen auf und beschrieb sie. Er legte auch eine Sammlung von Vögeln an, die er sorgfältig ausstufte, eben so von Insekten u. s. w. Auf seinen Berufsreisen fiel er oft auf jeden merkwürdigen Gegenstand, den er schon von weitem erblickte, zu beschreiben, oder mitzunehmen. Eine sehr bedeutende, wohlgeordnete Sammlung schenkte er an das naturhistorische Cabinet in Siemiatycze. Ein botanisches Werk erschien in Warschau 1777 in drei Bänden. Darin sind auch Abhandlungen über Gärten, Wälder, Ackerbau, Wiesen u. s. w. Bald darauf 1779 erschien ein zoologisches Werk mit Abbildungen und 1781 ein Werk über Mineralien. Auf den Reichscollegium gab er 1785 seine Botanik für Schulen heraus, die den Kenntniß der Pflanzen zugänglich zu machen, erschien im folgenden Jahre ein Pflanzenwörterbuch, in welchem eine große Anzahl wildwachsender Pflanzen in alphabetischer Ordnung beschrieben sind. K. hat auch viele Karten von Polen, die schwer von geographischen

dem historischen Atlas von Kruse ist der Ort angegeben, eben so bei Selewel, aber in den neueren Werken dieser Art fehlt er. K—r.

**Knapski, Gregor**, von lateinischen Schriftstellern Cnapius genannt, war berühmter Philolog im 17. Jahrhundert. Gebürtig aus dem Städtchen Grodek in der Wojewodschaft Masowien, erzogen in einer Anstalt der Jesuiten, trat er später in den Orden derselben und wurde bald Lehrer der Grammatik und mathematischen Wissenschaften. Auch beschäftigte er sich viel mit Casuistik, d. i. mit Lösung verschiedener theologischer Streitfragen, auf die er immer die treffendsten Antworten hatte. Er starb 1638 in hohem Alter. Ein bleibendes Denkmal hat er sich gesetzt durch die Ausarbeitung des großen polnisch-lateinisch-griechischen Wörterbuchs, das zuerst 1621 in Krakau erschien; eine zweite von ihm selbst verbesserte Auflage kam erst nach seinem Tode 1643 heraus. Auch wurde das Werk in neuerer Zeit noch in verschiedenen Ausgaben mehrfach gedruckt; so erschienen in einer späteren Ausgabe (Posen 1755) als letzter Theil des Werkes seine gesammelten polnischen Sprichwörter vollständig unter dem Titel: *Idiotismi polonici*. K—r.

**Aniazyn, Franz**, polnischer Dichter unter Stanislaus August, gebürtig aus Wejstrusland der damaligen Wojewodschaft Witepsk, widmete sich dem geistlichen Stande und trat in den Jesuitenorden, kehrte jedoch, als dieser 1773 aufgehoben wurde, in den Civilstand zurück. Er besaß eine gründliche Kenntniß der alten Sprachen u. Literatur, arbeitete mit mehren anderen Gelehrten an einer poetischen Uebertragung der Gedichte des Horatius in's Polnische, deren größerer Theil sein Werk ist und gab selbst lateinische Gedichte heraus unter dem Titel: „*Francisci Kniazyni carmina*“ (Warschau 1781). Später vom Fürsten Adam Czartoryski zum Sekretär berufen, bereicherte er die polnische Literatur mit vielen Gedichten, die er zuerst in drei Bänden in Warschau 1787 herausgab. Eine neuere vollständige Ausgabe seiner Werke erschien 1828 in sechs Bänden, in der sich auch einige Tragödien und viele Uebersetzungen, des Horatius Anakreon, Lafontaine's Metastasio u. a. befinden. Die traurigen Ereignisse in seinem Vaterlande verfehlten ihn allmählich in melancholische Stimmung; nach der letzten Theilung Polens wurde er ganz wahnsinnig und nur selten hatte er lichte Augenblicke, starb aber erst 1807 im 57. Lebensjahre. K—r.

**Kniszyn, Stadt** im Bezirke und Kreise Dyalystok, zwei Meilen von der Gränze des heutigen Königreichs Polen. Hier war früher ein Palast der polnischen Könige mit großem, von Kanälen durchschnittenen Park und Thiergarten. K. war der Lieblingsaufenthalt Königs August des Jagellonen, der auch im Jahre 1572 hier starb. K—r.

**Kobierzycki, Stanislaus**, polnischer Geschichtschreiber aus dem 17. Jahrhunderte, der mehre geschichtliche Werke in lateinischer Sprache hinterließ, unter welchen die wichtigsten sind: Geschichte des Königs Wladislaus Wasa von Polen und Beschreibung der Belagerung von Czestochau durch die Schweden. K. schrieb ein sehr schönes fließendes Latein. K—r.

**Kobryn, Kreisstadt** im Subernium Grodno am Flusse Muchawec, sechs Meilen westlich von Brzesc. Als im Jahre 1812 ein Theil der sächsischen Truppen von den Russen verfolgt wurde, flüchteten die Sachsen unter dem General Plenzel in die Stadt, um sich hier zu vertheidigen, doch wurde dieselbe von den Russen erfürmt und fast ganz ein Raub der Flammen. Seitdem ist sie wieder ganz aufgebaut. K—r.

**Kochanowski, Johann**, der berühmteste polnische Dichter aus dem 16. Jahrhunderte, war gebürtig aus Siezynn in der Wojewodschaft Sandomit. Seine Mutter, die sich die Erziehung ihrer sechs Söhne sehr angelegen seyn ließ und in ihm ungewöhnliches Talent erblickte, ließ ihn studiren und schickte ihn zur weitem Ausbildung nach Deutschland und Frankreich, wo er sich durch sieben Jahre dem Studium der Philosophie wie auch der alten und neueren Sprachen widmete. In seinem besondern Hange zur Poesie nachgebend, besuchte er später

en, um 10,000 Ruyien gebüßt wurde. Auch so ist der Diamant, mit dem des großen brasilianischen Juwels in der Krone von Portugal, der größte Edelstein, so groß wie ein halbes Hühnerrei. Der sogenannte Pitt-Diamant des Reichs wiegt kaum 130 Karat, und der große Diamant auf dem des russischen Zepfers 200 Karat. Der Nominalwerth des in Kollontaj'schnittenen „Lichtberges“, der nun als Siegesbeute im brittischen Schatz zwei Millionen Pfund Sterling.

Jalowicz, Adalbert, polnischer Geschichtsschreiber aus dem 17. Jahrh. war gebürtig aus Komno, in der Wojewodschaft Trock. Im 18. Jahre in den Orden der Jesuiten, wurde bald Lehrer der alten Sprachen, Philo- und Theologie und starb 1677 als Rektor des Collegiums in Wilna im 28. Jahre. Auf seinen öfteren Reisen in's Ausland besuchte er alle die Bibliotheken und hat uns dadurch so manchen Schatz entdeckt, der sonst in geblieben wäre. Den größten Theil seiner geschichtlichen Werke schrieb in lateinischer Sprache. Sein bestes Werk ist die „Historia lithuana“ (1. Thl. 1650, 2. Thl. Antwerpen 1669). Selbst Schloßer benutzte sie zu seinen und übersehte sie in's Deutsche, als die einzige und beste Quelle der polnischen Geschichte. Ausserdem schrieb er: „Commentarius rerum germanicarum a rebus rebellionis russicae (Königsberg 1653).“

Kokenhausen (Kokenhuza), Dorf im Rigaer Kreise des Guberniums Lief- und Wenden, rechts am Ufer der Düna, 17 Meilen östlich von Riga. Hier befinden sich die Ueberreste eines alten Bergschlosses, das im Kriege mit den Schweden durch Abolph an bis zu Carl XII. mehrmals erobert wurde.

Kollontaj, Hugo, berühmter polnischer Gelehrter und Politiker unter Stanislaus August, gebürtig aus der Wojewodschaft Sandomir, erhielt seine Ausbildung zuerst in Puzgow, dann auf der Universität in Krakau und widmete sich dem juridischen Stande. Um Theologie und kanonisches Recht gründlich zu studiren machte er eine Reise nach Rom. Nach seiner Rückkehr wurde er in die Reihe der Gelehrten zur Hebung des Volksunterrichts aufgenommen und erhielt von der Regierung den Auftrag, einen Plan zur Verbesserung aller öffentlichen Schulen und der Universität in Krakau auszuarbeiten, welchem schwierigen Geschäfte er mit dem größten Eifer hingab und das er auch zur größten Zufriedenheit beendete.

Der Unterricht wurde nun nach dem einstimmig von ihm angenommenen Plan in der Landessprache erteilt und 1780 begann unter großen Festlichkeiten ein eingerichtete Lehrkursus an der Universität in Krakau, zu deren Rektor im Jahre 1782 berufen wurde. Aber schon nach drei Jahren legte er sein Amt nieder und nun begann seine politische Thätigkeit. Er wurde Stellvertreter des Kanzlers während der damals oft gehaltenen Reichstage und hat das zur Ausarbeitung der Verfassung vom 3. Mai 1791 beigetragen. Doch wurde diese durch die Conföderation von Targowitz umgestürzt und K. mußte mit anderen Patrioten flüchten. Er begab sich nach Sachsen, wo er bis zum Ausbruche der Aufstände unter Kosciuszko 1794 blieb. Nach Warschau zurückgekehrt, wurde er Mitglied der provisorischen Regierung und erhielt die Abtheilung der Finanzen und Diplomatie. Erst am Tage der Erstürmung Praga's durch Suwowski ließ er Warschau, um sich nach Galizien zu begeben, wurde aber von den Österreichern angehalten und nach der Festung Olmütz in Mähren abgeführt, wo er ein Jahr gefangen saß. Auf Verwendungs Kaiser Alexander's erl. 1803 seit gesetzt, sein confiscirtes Vermögen erhielt er jedoch nicht wieder zurück. Er gab er sich nach Polhynien, 1807 wurde ihm die Rückkehr nach Warschau gestattet, doch nicht lange darauf Moskau als Aufenthaltsort angewiesen, wo er in einer mäßigen Pension lebte. Nach dem Wiener Traktat 1809 durfte er wieder in Polen u. erhielt durch Einfluß Königs Friedrich August von Sachsen einen Theil seines Vermögens wieder. Er starb in Warschau im Jahre 1812. Er hinterließ einen reichen Nachlass an literarischen Lebens hat K. eine Menge Werke hinterlassen. Seine wichtigsten politischen Schriften, die seiner Liebe zum Vaterlande und

drohenden Untergange desselben ihre Entstehung verdanken, ist besonders zu erwähnen: Die letzte Warnung für Polen (Warschau 1790), wovon auch bald eine Uebersetzung erschien. Außerdem: Gesammelte Reden und Predigten Hugo Ł. (Warschau 1791); Betrachtungen über das Herzogthum Warschau mit dem Wahlsprüche: nil desperandum (Kraukau 1808), ein philosophisches Werk unter dem Titel: Pphhisch moralische Ordnung (Kraukau 1810). Von geschichtlichen Werken schrieb er: „Geschichte meiner Zeit“, eine Geschichte Polens und eine Geschichte der Geschichte. Alle seine Werke, in polnischer Sprache geschrieben, zeichnen sich durch kernigen Styl, klare Darstellung und Reinheit der Sprache aus. K—r.

**Komarzewski**, Michael, war Generaladjutant des Königs Stanislaus August von Polen und mehrmals Gesandter an den Hof der russischen Kaiserin Katharina II., bis in Folge hieraus entstandener Schwierigkeiten für ihn und der Abneigung des Fürstenhauses Czartoryski gegen den König er Polen verließ und den letzten Theil seines Lebens in Frankreich zubrachte. Hier gab er auch in französischer Sprache heraus: Coup d'oeil sur les derniers evenements en Pologne. Obgleich das Werk mit einer gewissen Parteilichkeit und zwar zu Gunsten des letzten Polenkönigs geschrieben ist, hat es in sofern geschichtlichen Werth, als es verschiedene Fakta, unter andern die Verhandlungen des Ministerrathes während des kurzen Krieges 1792, nach welchem sich König Stanislaus der Kaiserin Katharina unterwarf, enthält. K—r.

**Konarski**, Stanislaus, einer der berühmtesten unter den Männern, die sich um Polen verdient gemacht haben. Er wurde um 1700 geboren und war der Sohn des Kastellans von Zawichost, Georg K. Seinen ersten Unterricht erhielt er im Kloster der Piaristen in Petrikau, in deren Orden er auch im 17. Jahre trat. Als er wenige Jahre nachher zum Professor der Literatur an das Piaristen-Collegium in Warschau berufen wurde und seine Gelehrsamkeit, wie auch sein Rednertalent allgemeine Bewunderung fanden, schickte ihn sein Oheim Johann Carlo, Bischof von Posen, auf seine Kosten nach Rom, wo er vier Jahre blieb und während der letzten zwei Jahre berühmte Sprach- und Geschichtsvorträge im Collegium Nazarenum des Piaristen-Ordens hielt. Nachdem er die wichtigsten Städte Italiens besucht, ging er nach Frankreich u. kehrte nach anderthalbjährigen Aufenthalt daselbst mit einem reichen Schatze von Erfahrungen und Kenntnissen nach Polen zurück. Als König Stanislaus Leszczyński den Thron verlor und flüchten mußte, begleitete ihn K. und nach seiner zweiten Rückkehr aus Frankreich widmete er sich ausschließlich dem Wohle seines Vaterlandes, der Hebung der Volksbildung, der Beseitigung politischer Vorurtheile, der Verbesserung des verdorbenen Geschmacks in der Literatur; dem Mangel einer geordneten Gesesammlung half er ab durch die Ausarbeitung seiner „Volumina legum“, die 1736 in sechs Foliobänden erschienen. Zum Provinzial des Piaristenordens berufen, richtete er besonders sein Augenmerk auf die Schulen dieses Ordens, besetzte die Lehrstühle nur mit den Fähigsten, die er überall herauszufinden mußte und damit an solchen kein Mangel sei, schickte er viele talentvolle Jünglinge ins Ausland und unterhielt diese theils durch die vom Könige Ludwig XV. von Frankreich ihm angelegte Pension, theils durch freiwillige Beiträge. Zuletzt errichtete er nach dem Muster des Collegium Nazarenum in Rom das Collegium nobilium in Warschau, wozu er 1743 selbst den ersten Grundstein legte. Das erste Gebäude brannte zwar nieder, doch bald stand mit Hülfe freiwilliger Beiträge ein neues, in welchem er 1753 ein Convict für 60 Zöglinge einrichtete und den Unterricht nach einem von ihm entworfenen Systeme ertheilen ließ, ja selbst vielfach sich mit Unterricht beschäftigte. Zwei ähnliche Convicte errichtete er in Lemberg und Wilna. Den größten Dienst jedoch hat er seinem Vaterlande erwiesen durch die unermüdete Bekämpfung des „liberum veto“ auf den Reichstagen; in einer 1760 von ihm deshalb verfaßten Schrift weist er nach, wie zwecklos, sogar nachtheilig für Polen die bisherigen Reichstage waren und obgleich er augenblicklich den polnischen Adel, der seine Vorrechte dabei gefährdet sah, ganz gegen sich erbitterte, ließ er

in seinem Vorhaben nicht nach und brachte es endlich dahin, daß dieses vererbte liberum veto abgeschafft wurde. Im Jahre 1769 erschien sein Werk: „Ueber die Religion rechtschaffener Leute gegenüber den Deisten“. Seine Feinde klagten ihn nun wegen Verbreitung verdächtiger Grundsätze in Rom an, aber K., statt sich zu vertheidigen, schickte dem Papste Clemens XIV. die lateinische Uebersetzung seines Werkes und erhielt von ihm ein eigenhändiges Belobungsschreiben mit der Aufforderung, noch mehr zur Förderung des Glaubens in seinem Vaterlande beizutragen. Mehrere ihm angetragene Bisthümer und Ehrenstellen schlug er aus und lieb bis an's Ende seines Lebens in der ihm lieb gewordenen Stellung, in welcher er für die Volksbildung am meisten thätig seyn konnte. Er starb 1773 in Warschau im 73. Lebensjahre. König Stanislaus August ließ ihm zu Ehren eine Medaille prägen mit der Inschrift: Sapere auro (dem, der klug zu seyn sich dreifachte). K—r.

Koniecpolski, Stanislaus, war einer der ausgezeichnetsten Feldherren des alten Polens unter Sigismund und Wladislaus Basa. Schon von Jugend auf dem Kriegshandwerke ergeben, kämpfte er unter seinen tapfern Vorgängern Jamoski und Jolkiewski. Während der Niederlage der Polen bei Secora fiel er in die Hände der Türken, doch nach dem Chocimer Vertrage wieder freigelassen, kämpfte er mit gesteigertem Muth in den späteren Kriegen. Als während der letzten Regierungsjahre Sigismund Basa's Polen schon innerlich geschwächt war und dem siegreichen Eindringen Gustav Adolph's kaum mehr zu widerstehen vermochte, erhielt es an K. einen tapfern Vertheidiger und der vierjährige Krieg mit den Schweden von 1625—29, während welchem er dem berühmtesten Kriegselden seiner Zeit mit einem kleinen und wenig disciplinirten Heere die Stirne bot und ihn wenigstens von weiterem Vordringen abhielt, hat ihm ein nicht geringes Verdienst gebracht. Zwar erhielt er während der zweiten Hälfte des Krieges österreichische Hülfstruppen, doch die Uneinigkeit der verbündeten Feldherren ließ ihn zu keiner entscheidenden Unternehmung gegen die Schweden kommen, so daß er bei Botock in seiner Abwesenheit eine Schlacht, in der er aber von den Schweden unter dem General Wrangel besiegt wurde. Nach dem im Jahre 1629 auf sechs Jahre geschlossenen Waffenstillstande begab sich K. nach der Ukraine, harte dort die Gränze Polens gegen die Tataren und unterdrückte die schon unter Wladislaus öfter vorkommenden Aufstände der Kosaken. Er starb im Jahre 1646. K—r.

Kontski, Martin, einer von den wenigen polnischen Feldherren, welche den Kriegsrühm während der traurigen Epoche ihres Vaterlandes zu erhalten wußten. Er war unter König Johann Sobieski General der Artillerie und zeichnete sich zuerst im Jahre 1676 bei der Vertheidigung des verschanzten Lagers von Jurawno aus, später half er den Sieg Johann Sobieski's über die Türken vor Wien, wie auch bei Gran im Jahre 1683 erkämpfen. Sein bedeutendes Feldherrntalent zeigte sich besonders während des schwierigen unglücklichen Rückzuges des Polenheeres aus der Moldau, wo er unter Jablonowski die Infanterie anführte. Er starb in den ersten Jahren der Regierung August II. K—r.

Kopezynski, Dnuphrius, berühmter polnischer Grammatiker unter Stanislaus August, war gebürtig aus Czerniejewo in der damaligen Wojewodschaft lwow. Seinen ersten Unterricht erhielt er in der Schule der Klarissen, in deren Neben er auch im 17. Jahre in Boboliniec trat. Schon im 21. Jahre wurde ihm die Leitung und Aufsicht über die dem Lehrstande sich widmende Jugend anvertraut; später begleitete er den jungen Anton Wisloki auf einer Reise ins Ausland und zurückgekehrt, wurde er Lehrer der Grammatik und Rhetorik in dem längst von Komarski gegründeten Convict in Warschau. Im J. 1775 wurde er Mitglied des Vereins der Gelehrten und, nachdem er die über 200,000 Bände umfassende Jaluksische Bibliothek geordnet, erhielt er vom Präses des Reiches Botock, den Auftrag, eine polnische Grammatik zu schreiben, an der (von ihm als polnischer Sprache) lange Zeit mit unermüdblichem Fleiße arbeitete.

hinterließ er verschiedene Gedichte in latein. Sprache.

**Kopee, Joseph**, Major der lithauischen Kavallerie, gehd-  
lungsvertrage zu Grodno 1792 zu den 15,000 Polen, die  
treten mußten. Im folgenden Jahre nahm er am Aufstand  
Theil und wurde Brigadier, fiel aber in der Schlacht bei Rac-  
wundet in die Hände der Russen. Nach Kamtschatka verbannt,  
Czaren Paul I. Thronbesteigung zurückkehren und schrieb dar-  
besonders seinen Aufenthalt in Kamtschatka nieder. Das Werk  
Beslau und enthält vieles geschichtlich und geographisch Wert-  
volle über Rußland und besonders Kamtschatka betreffend.

**Kordecki, August**, war Prior des besetzten Pauli-  
schen Berge bei Czestochau, in welchem er, von den immer n  
Schweden im Dezember 1655 aufgefordert, sich zu ergeben, an  
Klostergeistlichen und 130 Mann Besatzung sich tapfer vertheid-  
angriffe der Schweden unter dem General Wöller zurückschlug,  
verrätherische Sache davonziehen mußten.

**Korsun, Stadt** im Gubernium Kijow im czerkasser Krei-  
lich von Kijew. Hier wurden 1648 die polnischen Feldherren  
und Kalinowski vom Kosakenanführer Chmielniki und dem n  
Tatarenchan gänzlich geschlagen und gefangen genommen.

**Kossakowski, Simon** und **Joseph**, spielten eine bedeut-  
liche Rolle während der letzten Regierungszeit Stanislaus II  
Simon K., welcher zuerst in den Reihen der Barer Conföderirten  
kämpfend, sich rühmlich auszeichnete, trat plötzlich 1792 zugleich  
schen Magnaten auf die Seite seiner Gegner und schloß sich der  
föderation an, die dem Könige, dem Reichstage und fast dem  
ankündigte. Er wurde dazu von seinem Bruder Joseph, Bi-  
überredet, der im Einverständnisse mit Rußland handelte und  
geheim hielt. Simon K. zog nun nach ausgebrochenem Krie-  
der Kaiserin Katharina II. an der Spitze einer russischen Di-  
eigenen Landsleute, besetzte Wilna und später zugleich mit den  
Nach Abschaffung der Konstitution vom 3 Mai wurde er Bi-

war auch hier eine bedeutende Gewehrfabrik; jetzt befinden sich in der Nähe große Hammerwerke. K—r.

Kozłowski, polnischer Musiker und Componist, machte sich im vorigen Jahrhundert berühmt durch zahlreiche Werke, besonders von Orchester- und Kirchenmusik. Er hielt sich lange Zeit in Petersburg auf. Sein bestes musikalisches Werk ist ein großes Requiem zum Begräbniß des letzten Polenkönigs Stanislaus August, nächst dem von Mozart die beste und bedeutendste Composition dieser Art. K—r.

Kozmin, Stadt im heutigen Großherzogthume Posen, im Krotoschiner Kreise, ist sehr alten Ursprunges und hatte ein Schloß von besonders merkwürdiger gothischer Bauart, welches in neuerer Zeit umgebaut und zu einem Inquisitionat u. Arbeitshaufe eingerichtet wurde. K—r.

Krasieczyn heißt ein aus früherer Zeit noch gut erhaltenes Schloß in Galizien, das Sycin Krasicki, Kastellan von Brzemyśl, nicht weit von dieser Stadt im Jahre 1592 zu bauen anfang und das sein Sohn Martin, Wojewode von Bobolien 1603 endete. Eine Beschreibung dieses großartigen Gebäudes befindet sich in Cellarius Werke: Regni Poloniae et magni Ducatus Lithuaniae descriptio (Amsterd. 1659) und eine Abbildung in den bei Piller in Lemberg erschienenen Ansichten von Galizien. K—r.

Krasinski, Johann (Crassinus), Geograph und Geschichtsschreiber unter Sigismund Wasa, wurde in seiner Jugend von seinem Oheim, dem Bischofe von Krakau, nach Italien gesandt, wo er seine weitere Ausbildung auf der Universität in Bologna unter dem damals berühmten Sigonius erhielt. Nach Polen zurückgekehrt, trat er in den geistlichen Stand, wurde Canonikus und später Secretär des Königs Stephan Batory. Er ist der Verfasser des jetzt seltenen geographischen Werkes in lateinischer Sprache: Johannis Crassinii Polonia, das in Bologna 1574 in 12. erschien; auch hinterließ er ein historisches Werk in lateinischer Sprache und zwar über den Krieg der Kiefländer mit Rußland. Er starb im Jahre 1612. K—r.

Krasinski, Adam, Bischof von Kamieniec in Podolien, war einer von den polnischen Senatoren, die auf dem Reichstage 1767 in Warschau den Forderungen des russischen Gesandten, Fürsten Repnin, sich widersetzten; nur durch schnelle Flucht entging er dem Gefängnisse und dem Schicksale, das mehre andere Senatoren traf. Später unterstützte er als Diplomat die Conföderation von Bar, besonders am österreichischen Hofe unter Maria Theresia. Nach der ersten Theilung Polens kehrte er nach Warschau zurück und war als Mitglied der Commission zur Ausarbeitung neuer Regierungsverordnungen, die unter dem Namen der Constitution vom 3. Mai 1791 beständig wurden, wie auch auf dem 4jährigen Reichstage zu Warschau besonders thätig. Er starb im J. 1795. K—r.

Krasinska, Franziska, war die Tochter Stanislaus Krasinski's, Starosten von Neustadt. Als August III., König von Sachsen und Polen, während des siebenjährigen Krieges mit seiner Familie in Warschau sich aufhielt, entspann sich ein zärtliches Verhältniß zwischen ihr und seinem dritten Sohne Karl, der sich auch im Jahre 1759 insgeheim mit ihr trauen ließ. Doch war diese Ehe keine glückliche, denn sie wurde seitens seiner Verwandten nicht anerkannt. Franziska mußte im Verborgenen leben, hielt sich abwechselnd in den Klöstern zu Warschau, Czestochowa und Oppeln auf, endlich ließ sie ihr Gemahl nach Dresden kommen und bewohnte mit ihr meist das Schloß Eisterwerda. Gerechter in Bezug auf sie bewiesen sich die polnischen Stände, welche im Jahre 1776 nach Augusts Tode seinen Söhnen als polnischen Prinzen ein gewisses Einkommen bestimmend, auch sie als polnische Prinzessin anerkannten. Sie starb 1796 in Eisterwerda und hinterließ eine Tochter, die später mit einem Herzoge von Carignan vermählt wurde. Untröstlich über den Tod der geliebten Gattin folgte ihr Karl in einigen Monaten nach. K—r.

Krasnystaw, Kreisstadt im heutigen Königreiche Polen, 5 Meil



von Lublin, am linken Ufer des Flusses Wieprz. Die Stadt war früher mit einer Festungsmauer umgeben. Kasimir der Große ließ hier einen großen Teich graben, der lange Zeit unter dem Namen krasny staw (schöner Teich) bekannt war und von dem auch die Stadt ihren Namen erhalten hat. In dem diefigen vor wenig Jahren erst niedergerissenen Schlosse wurde der Erzherzog Maximilian von Oesterreich, der als Mitbewerber um die polnische Krone gegen Sigismund Basa gezogen war, aber von Johann Zamojski bei Byczyn geschlagen und gefangen genommen wurde, einige Zeit festgehalten u. erst nach der Thronbesteigung Sigismund's freigelassen.

K—r.

**Kraffowski**, der Zwerg, aus adeligem Stamme, ging nach Frankreich an den Hof Franz II. und wurde bald der Liebling dessen Mutter, Katharina von Medicis. Lange Zeit schon am französischen Hofe lebend, wollte er noch einmal seine Heimath wiedersehen und kam zu der Zeit nach Polen, als König August, der letzte aus der Familie der Jagellonen, schon auf dem Todtenbette lag und die polnischen Großen an eine Königswahl denken mußten. K. lobte ihnen die Pracht und Bildung des französischen Hofes, die Tugenden des Königs und noch mehr die seines Bruders Heinrich, Herzogs von Anjou, auf den er die Blicke der Polen bei der bevorstehenden Wahl zu lenken suchte, deshalb schrieb er an seine Gönnerin Katharina und durch ihre Vermittelung gelangte ihr Sohn Heinrich nach dem Aussterben der jagellonischen Linie auf den polnischen Königsthron. Die weiteren Schicksale K.'s sind unbekannt.

K—r.

**Krempak** heißt die höchste Spitze in den Karpathen. Sie liegt auf der Seite von Galizien im Sanderer Bezirke und führt auch noch den Namen der Lomniger Spitze.

K—r.

**Kreuzheil** (Krzysztopor), so hieß das berühmte Schloß der Familie Ossolinski im heutigen Königreiche Polen, 4 Meilen westlich von Sandomir, nach dem Wappen, das diese Familie führte. Der Bau, 1644 von Christoph Ossolinski im italienischen Style und mit ungeheurer Pracht vollendet, dauerte 30 Jahre und kostete 30 Millionen polnische Gulden (6 Mill. Thaler); sogar die Strippen in den Ställen waren von Marmor. Es zählte so viel innere Höfe als Jahreszeiten, so viel Zimmer als Wochen und so viel Fenster als Tage im Jahre, war außerdem stark besetzt, von einem breiten Graben und fünf Bastionen umgeben. Heute sind nur noch die Ruinen davon vorhanden.

K—r.

**Kromer**, Martin, berühmter polnischer Geschichtschreiber, lebte unter August dem Jagellonen. Von bürgerlichen Eltern in Biecz, in der damaligen Wojewodschaft Krakau geboren, zeigte er früh viel Talent und wurde, nachdem er die Universität in Krakau beendet, auf Kosten des dortigen Erzbischofs Johann Ghejenski zur weiteren Ausbildung in's Ausland geschickt. Dem geistlichen Stande sich widmend, besuchte er zuerst Deutschland, dann Italien und hielt sich besonders in Bologna und Rom auf. Nach Polen zurückgekehrt, berief ihn König Sigismund an seinen Hof und ernannte ihn später zum Sekretär seines Sohnes August, den er nach Wilna begleitete. Im Jahre 1552 wurde K. mit seinen beiden Brüdern in den Adelsstand erhoben und ihm die Durchsicht und Regulirung aller öffentlichen Aktenstücke übertragen. Während dieser mühsamen und schwierigen Arbeit schrieb er seine berühmte Geschichte Polens in lateinischer Sprache (beimisch von Heinrich Pantaleon, Basel 1562), wofür ihm auf dem Reichstage zu Baschau öffentliche Anerkennung zu Theil wurde. Vom Könige August als Gesandter an verschiedene Höfe geschickt, wurde er überall seiner Geistesanlagen, hohen Bildung und Beredsamkeit wegen hoch geachtet, besonders vom Papste Paul V. und den Kaisern Karl V. und Ferdinand I. Mit dem Cardinal Hofbus stand er in sehr freundschaftlichen Verhältnissen, wovon viele hinterlassene Briefe Zeugniß geben, wurde im Jahre 1579 dessen Nachfolger als Bischof von Ermland. Er errichtete ein Jungfrauenkloster zur Erziehung für Mädchen in Heilsberg und vermehrte auch die dortige Bibliothek ansehnlich. Er starb im J. 1580 im 77. Lebensjahre und hinterließ eine Menge ausgezeichneteter Schriften meist in

lateinischer Sprache. Außer seiner Geschichte Polens, die bis in's Jahr 1506 reicht und zuerst in Basel 1555 unter dem Titel: „De origine et gestis Polonorum“ erschien, schrieb er ein geographisches Werk: „Polonia sive de situ, populis, moribus“ etc. (Basel 1568); einen römisch-katholischen Katechismus, der in drei Sprachen, lateinisch, polnisch und deutsch, erschien; Beschreibung des Aufstandes in Danzig; Leben des Stanislaus Drzechowski (Orichovius); viele theologische Werke, wie auch zahlreiche Gedichte in lateinischer Sprache. K—r.

Krotoszyn (Krotoschin), Kreisstadt im Großherzogthume Posen, eine Meile von der schlesischen Gränze und 6 Meilen westlich von Kalisch, mit 6000 Einwohnern, unter denen der dritte Theil Juden. K. ist die Hauptstadt des gleichnamigen Fürstenthums, das außer vielen andern Besitzungen dem Fürsten Thurn und Taxis gehört, hat mehre Kirchen und ein Realgymnasium. K—r.

Krupczyce, Dorf im Kobryner Kreise des Guberniums Grobno, am Flusse Toscianina, an der Straße von Brzesc nach Kobryn. Hier fand den 18. Sept. 1794 ein Treffen zwischen den Russen und Polen unter den Generalen Suwarow und Sierakowski statt. K—r.

Krupa, Dorf im heutigen Königreiche Polen, im Krassnower Bezirke, war einst Eigenthum der bedeutenden Familie Zborowski. In der Nähe auf einem Berge sieht man noch die gut erhaltenen Reste des Bergschlosses K., das von Samuel Zborowski, dem erklärten Gegner Johann Zamojstis und des Königs Stephan Batory in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts erbaut wurde und das feste Schloß in ganz Polen war. Später kam es an die Familie Onoinski, von denen einer, Samuel, im schwedischen Kriege es mit Karl Gustav hielt, aber deshalb von seinen Landsleuten im eigenen Schlosse belagert und überwunden wurde. K—r.

Kruswica (Kruschwitz), jetzt unbedeutendes Städtchen im Großherzogthume Posen, Regierungsbezirke Bromberg und Kreise Inowracław am Goplosee. Es ist die älteste Stadt Polens, von der uns die Sage erzählt, daß der letzte der in vorchristlicher Zeit hier residirenden Herzoge, Popiel, alle seine Verwandten vergiften ließ und zur Strafe dafür (ähnlich der Sage vom Bischofe Hatto) von den Mäusen gefressen wurde, deren er sich auch nicht erwehren konnte, als er auf den Schloßthurm im Goplosee flüchtete. Dieser Thurm steht heute noch und ist ebenfalls unter dem Namen des Mäusethurmes (wysza wieza) bekannt. In der uralten Kirche liegen mehre polnische Herzoge begraben. Eine Ansicht, wie auch ein topographischer Plan des mehrmals eroberten Schlosses aus dem Jahre 1655, von welchem nur der sechsseitige Thurm erhalten ist, befindet sich in Puffendorf's geschichtlichem Atlas. K—r.

Krzemieniec, Kreisstadt im Gubernium Wolhynien, wurde berühmt durch das von Thadäus Czacki hier angelegte Lyceum, welches von der studirenden Jugend aus Wolhynien, Podolien und der Ukraine zahlreich besucht, aber 1832 nach Kijow verlegt wurde. Auf einem nahen Bergschlosse stehen die Ueberreste eines alten, den lithauischen Großfürsten ehemals gehörigen, Bergschlosses. Unter den 6000 Einwohnern sind die größere Hälfte Juden. K—r.

Krzyż, Andreas, Erzbischof von Gnesen, war lateinischer Dichter und Schriftsteller unter Sigismund dem Jagellonen. Nachdem er die Universität in Krakau beendet, schickte ihn sein Bruder, Nikolaus K., Dombischof in Krakau, zur weiteren Ausbildung nach Paris, von da ging er nach Bologna, kehrte 1506 nach Polen zurück, trat in den geistlichen Stand und zog bald durch mehre politische Schriften die Aufmerksamkeit des Königs Sigismund auf sich. Im J. 1512 holte er dessen zukünftige Gemahlin, Barbara Zapolla, zugleich mit dem Posener Bischofe Lubranski aus Ungarn ab und führte sie Sigismund zu, schrieb auch zu dessen Vermählungsfeier ein Epithalamion. Drei Jahre darauf begleitete er den König auf den berühmten Fürstentag nach Wien im Jahre 1515, erhielt nach der Rückkehr mehre Propsteien und Kanonikate u. wurde später zum Bischofe von Przemyśl ernannt. Im J. 1524 kam er als Gesandter zu Ludwig, dem König

Sigismunds, Könige von Ungarn und Böhmen, ihm zum Kriege mit den Türken anzurathen, in welchem aber Ludwig Krone und Leben verlor. 1535 wurde K. auf Verwendung Sigismund's Erzbischof von Gnesen u. als solcher Primas von Polen, doch starb er schon 1537, allgemein betrauert. Viele talentvolle Jünglinge unterstützte er oder schickte sie auf seine Kosten in's Ausland; einer derselben, Clemens Janicki, hat ihn in seinen Elegien besungen. K.'s Schriften und Gedichte in lateinischer Sprache erschienen später in Krakau. K—r.

Kudak, ehemals berühmte Festung in der Ukraine, am rechten Ufer des Dniepr, in der Gegend des heutigen Katharinoslaw. Sie wurde auf Befehl des Großkronfeldhern, Stanislaus Koniecpolski, von dem berühmten französischen Ingenieur Beauplan angelegt, 1637 beendet und war zum Sammelplatz für die Kosaken bestimmt. Während des Aufstandes derselben unter Chmielnicki wurde sie von ihnen im Jahre 1648 zerstört. K—r.

Kulczynski, Georg, machte sich während der Belagerung von Wien durch die Türken dadurch berühmt, daß er, während Kara Mustapha im Jahre 1683 Wien schon ganz eingeschlossen hatte, sich mit Depeschen an den Herzog von Lothringen durch das türkische Lager hindurchschleichen mußte, um an den Ort seiner Bestimmung zu gelangen. Nachdem er seine Mission ausgerichtet, mußte er denselben Weg wieder zurückkehren, was ihm jedoch erst nach vielen Hindernissen und Gefahren glücklich gelang. Als Belohnung dafür verlangte er vom Kaiser nur die Erlaubniß, ein Kaffeehaus nach türkischer Art anzulegen, die ihm auch gewährt wurde und wodurch er zu noch größerer Berühmtheit kam. K—r.

Kunigunde, die Heilige, war die Tochter Bela's, Königs von Ungarn und der Maria, Tochter des griechischen Kaisers Alexius. Mit der hl. Salomea, der Schwester des Polenherzogs Boleslaus des Schamhaften bekannt, wurde sie dessen Gemahlin, aber beide legten bei der Vermählung das Gelübde der Keuschheit ab. Sie führte eine sehr strenge Lebensweise, geißelte sich oft, fastete ihren Leib und war im Dienste der Armen und Kranken glücklich. Ausfähige und mit Geschwüren behaftete verband sie selbst und zum Beispiele Anderer küßte sie sogar dieselben. Sie ging meist barfuß und als ihr Beichtvater ihr Schuhe zu tragen befahl, trug sie zwar dieselben, schnitt aber zuvor die Sohlen heraus; die deshalb ihr auferlegte Buße, auf öffentlichem Plage auf der Erde mit diesen Schuhen zu sitzen, verrichtete sie demüthig, doch ließ sie sich vom Barfußgehen nicht abbringen. Auf den Rath des heil. Hyacinthus trug sie zur Canonisation des heil. Bischofs Stanislaus viel bei, wusch selbst die mit Erlaubniß des Papstes ausgegrabene Gebeine desselben und küßte sie. Ihrem wunderbaren Vorgefühle schreibt man auch die Entdeckung der reichen Salzlager in Bochnia zu. Nach 40jährigem jungfräulichen Leben mit ihrem Gemahle trat sie nach dessen Tode 1279 mit Erlaubniß Brandota's, Bischofs von Krakau, ins Kloster der heil. Clara, zum großen Bedauern der Polen, die sich vergeblich bemühten, sie als Nachfolgerin ihres Gemahls auf dem Throne zu sehen. Später begab sie sich nach Soncs, wo ein neues Kloster desselben Ordens errichtet wurde und als beim Einfalle der Tataren in Polen 1287 Leszek Czarny, der Nachfolger Boleslaus, nach Ungarn flüchtete, mußte K. im Schlosse Wien in den Karpathen Schutz suchen. Sie starb 1292 im 70. Lebensjahre und auf ihre Veranlassung sind mehrfache Wunder geschehen. Die Kirche feiert ihr Andenken den 24. Juli. K—r.

Kuzma, von mehren Geschichtschreibern auch Kosinski genannt, gehörte zu denjenigen Conöderirten, welche sich unter Leitung des Strawinski verschworen hatten, den Polenkönig Stanislaus August lebendig oder todt nach Czenstochau zu bringen. Als Bauern verkleidet, kamen sie auf Heuwagen sitzend den 2. November 1771 nach Warschau und als in der folgenden Nacht der König von seinem Onkel, dem Fürsten Jarotoryski, heimkehrte, überfielen sie ihn; sein Gefolge flüchtete, nur sein Leibdiener Buzau blieb bei der Vertheidigung seines Herrn ~~toht auf~~ dem Plage. Schon hatten sie ihre Beute durch die Stadt und Vorstädte als Alarm geschlagen wurde und ganz Warschau in Bewegung kam,

den König zu suchen. Die Nähe der sie verfolgenden Kosaken und polnischen Uhlanen, nöthigte sie endlich, sich zu zerstreuen und K. war in der Nähe des Bielaner Waldes mit seinem Gefangenen allein. Stanislaus benützte den günstigen Augenblick, ihm Vorstellungen von der Thorheit dieses Unternehmens zu machen; seine Bitten und Ueberredungen, wie auch die Versicherung, daß er ihm nicht bloß Alles vergeben, sondern auch noch belohnen wolle, wenn er ihn freilasse, halfen endlich und so brachte K. den leicht verwundeten König in eine Mühle bei Marymont, wo sich dieser erst erholte und dann in seiner Begleitung nach Warschau zurückkehrte. Nur zwei von den Theilnehmern an dieser Verschwörung, Lusakki und Gymbulski, wurden gefangen und hingerichtet, ihr Anführer Strawinski und alle Uebrigen entkamen durch die Flucht. K. wurde auch gefangen gesetzt und sollte das Loos der beiden Mitschuldigen theilen, aber Stanislaus kam am Tage ihrer Verurtheilung aufs Gericht und bat sich die Person K.'s zu seiner Disposition aus, dem er ein ansehnliches Jahrgehalt aussetzte, ihn jedoch nach Italien verwies, wo er auch starb. K—r.

## L.

**Labiau**, Stadt in Ostpreußen, im Regierungsbezirk Königsberg an der Deine, nicht weit von ihrem Ausflusse ins kurische Haff. Hier verbindet der Friedrichskanal die Deine mit der Silge und dadurch mit dem Riemem. L. zählt 5000 Einwohner, meist protestantischen Glaubens, und treibt ziemlich starken Handel, welcher durch die zweifache Kommunikation, durch den Friedrichskanal mit dem Riemem, und durch die Deine und den Pregel mit dem 6 Meilen östlich gelegenen Königsberg begünstigt wird. K—r.

**Labischin**, Stadt im Großherzogthume Posen, Regierungsbezirk Bromberg, an der Neze, 3 Meilen südlich von Bromberg. Hier fand im September 1794 ein Gesecht der Preußen mit den Polen unter den Generalen Szejnuly und Dombrowski statt, und von den Einwohnern hiesiger Gegend wird seitdem der bei der Stadt liegende Hügel der Szejnuler Berg genannt. K—r.

**Landkrone** (polnisch Lancorona), Stadt in Galizien im Wadowitzer Bezirke, 5 Meilen südlich von Krakau. In der Nähe der Stadt steht man auf einem hohen Berge die Ruinen des ehemals berühmten festen Schlosses gleichen Namens, von dem Gränder der meisten Burgen in Polen, dem Könige Kasimir dem Großen erbaut. Das Schloß kam später durch Eroberung in verschiedene Hände; während der Streitigkeiten Stephan Batory's mit den Oestreichern um die Krone Polens wurde es von letzteren eingenommen, später diente es dem Nikolaus Zebrydowski als Anhaltspunkt, von wo aus er den Aufstand gegen Sigismund Wasa leitete und ausführte; im Jahr 1655 während der Kriege mit Karl Gustav wurde es vom schwedischen General Douglas erobert. Später in den Händen der Russen, wurde es diesen von den Barer Konsöderirten unter Anführung des Grafen Beniewski wieder abgenommen, denen es als Hauptvertheidigungspunkt diente, bis die Oestreicher unter General Haddik bei der ersten Theilung Polens ganz Galizien und somit auch das Schloß L. besetzten. Seitdem kam es in Verfall und die abgetragenen Mauern wurden zu Neubauten in der Stadt L. als Material benützt. Eine Ansicht der Ruine des Schlosses findet sich in Willer's Ansichten von Galizien. K—r.

**Lastk**, Johann, Erzbischof von Gnesen, lebte unter der Regierung Alexanders und Sigismund des Jagelonen und wurde als Gesandter an verschiedene Höfe, unter andern auch nach Rom geschickt. Unter seinem Namen erschien auf Befehl Alexanders des Jagelonen die erste Gesehsammlung für Polen, im Jahre 1505 hat Haller in Krakau mit gothischen Buchstaben in Folio gedruckt. Später wurde

Sammlung von Stanislaus Konarski in dessen größeres Werk: Volumina legum aufgenommen. K—r.

**Lauenburg**, kleine Stadt in Pommern, im Ködliner Regierungsbezirke am Flusse Leba, 7 Meilen westlich von Danzig. Von dem alten Schlosse erhielt die ganze Gegend den Namen des Herzogthums L. Dieses, wie auch das daran-grenzende Herzogthum Bütow erhielten seit 1460 pommer'sche Herzöge als pol-nisches Lehen, und erst nach dem Aussterben der Stettin-Pommerschen Dynastie mit dem Tode des Herzogs Boguslaw im Jahr 1637 fielen beide Herzogthümer an Polen zurück. Im Jahre 1658 kam L. nochmals als Lehen an den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, bei welchem Hause es verblieb, nachdem die Lehenshoheit mit der ersten Theilung Polens aufgehört hatte. K—r.

**Lazinski**, polnischer General, gehört zu denjenigen Offizieren, die mit ihren Mannschaften nach der zweiten Theilung Polens dem russischen Heere einverleibt wurden. Als er Nachricht von dem Aufstande unter Kosciuszko erhielt, schlug er sich mit seiner Brigade durch die Wolbau und Galizien durch und schloß sich diesem in der Gegend von Polaniec an, gleichzeitig mit Wyszkowski, der sich durch Boll-hynien durchgeschlagen, um sich mit Kosciuszko zu verbinden. Zum General er-hoben, kämpfte L. größtentheils mit Erfolg, und als die Insurrectionsarmee aus-einandergesprengt war, entkam er mit Wyszkowski nach Frankreich, von wo ihm die allgemeine Amnestie Paul I. bei seiner Thronbesteigung nach Polen zurückzu-fahren gestattete. K—r.

\* **Lech**, allgemein als Gründer der polnischen Dynastie angesehen, lebte lange Zeit vor Einführung des Christenthums unter den slavischen, in der Hälfte des sechsten Jahrhunderts, die auch in frühern Zeiten nach ihm Lechiten genannt wurden.

**Lenczyka**, Hauptstadt im Bezirke gleichen Namens, im heutigen Königreiche Polen an der Bura, 14 Meilen östlich von Kalisch und 22 Meilen westlich von Warschau, zählt heute nur noch 5000 Einwohner, unter denen die Hälfte Juden. In früheren Zeiten erlangte L. als Hauptstadt der Wojewodschaft gleichen Na-mens einige Berühmtheit, besonders als sie von Kasimir dem Großen besetzt und mit einem Bergschlosse versehen wurde. Während des Krieges mit Karl Gustav von Schweden litt die Stadt viel, besonders als sie im Jahre 1656 von den Schweden erobert wurde, und erst in neuerer Zeit von 1796 bis 1806 unter preußi-scher Regierung gewann sie durch Ansiedelung vieler deutscher Tuchmacher. K—r.

**Leszek**. 1) L. mit dem Beinamen Biały (der Weiße), Herzog von Krakau, war ein Sohn des Herzogs Kasimir des Gerechten und Enkel des Polenkönigs Bo-leslaus Krzywouchy (Krummmund). Nach dem Tode seines Vaters fiel ihm das Herzogthum Krakau zu; er regierte von 1205 bis 1227 und liegt in Krakau be-graben. — 2) L. mit dem Beinamen Czarny (der Schwarze), gleichfalls Herzog von Krakau, war ein Sohn Kasimirs, Herzogs von Kujawien. Er wurde zum Nachfolger Boleslaus des Schamhaften ernannt, regierte von 1279 bis 1289 und liegt in Krakau begraben. K—r.

**Leszna**, Dorf im Gubernium Mohylew, von dieser Stadt 6 Meilen südlich, von Propojsk eine Meile nördlich, berühmt durch die hier gelieferte Schlacht zwis-schen den Russen und Schweden im Jahr 1708, in welcher der Czar Peter der Große den schwedischen General Löwenhaupt gänzlich besiegte. Von da an began-nen die Niederlagen Karls XII., deren er sich nicht mehr erwehren konnte. K—r.

**Lewartow** auch Lubartow, jetzt unbedeutende Stadt im heutigen König-reiche Polen, am Flusse Wieprz, 5 Meilen nördlich von Lublin. Es gehörte che-mals der berühmten polnischen Familie Firlej, und war zu der Zeit (im 16ten Jahrhundert) berühmt durch zahlreich besuchte Schulen, wie auch durch bedeutende Fabriken. K—r.

**Lerycki**, Franz, Bernhardinermönch, war in der Hälfte des 17. Jahrhun-derts Maler berühmt. Gebürtig aus Krakau, lernte er die Malerei in Italien, kehrte nach Polen zurück, und schon ein eheliches Leben führend, trennte er sich von seiner Frau, trat, nachdem auch diese das Ordenskleid genommen

hatte, in den Bernhardinerorden und hinterließ viele geschätzte Werke seiner Hand. Im Auftrage Jędrzejowski's des Jüngeren fertigte er vier ausgezeichnete Gemälde in die Kapelle der sogenannten Jędrzejowski'schen Kalvaria bei Landskrone, welche jetzt noch von Künstlern bewundert werden. Eben so berühmt sind seine großen Gemälde auf Leinwand, die sich in der Bernhardiner und mehren andern Kirchen in Krakau befinden. Von hier ging L. in das Bernhardinerkloster zu Grobno, wo er auch im Jahre 1667 starb.

K—r.

Liebau (polnisch Liebawa, auch Lypawa), Stadt in Kurland an der Ostsee, 15 Meilen nördlich von Memel, liegt auf einer Landzunge zwischen dem Meere und dem Liebauer See, der sich nördlich mit jenem verbindet, so daß die Stadt von drei Seiten mit Wasser umgeben ist. Als Hafen und Handelsplatz ist sie ziemlich wichtig und hier geschieht die Hauptausfuhr der Erzeugnisse Kurlands. Die Stadt zählt 6000 Einwohner, worunter der dritte Theil Juden, hat eine atholische und drei protestantische Kirchen. Im Sommer sind die hiesigen See- aber zahlreich besucht.

K—r.

Lisowski, Alexander, zeichnete sich als Abgeordneter auf dem vierjährigen Reichstage in Warschau, wie auch als einer der ersten Beförderer des polnischen Aufstandes unter Kosciuszko im Jahre 1794 aus. Nach dem Sturze der Insurrektion und der letzten Theilung Polens veröffentlichte er eine Gedenschrift über die Thätigkeit der provisorischen Regierung während des Aufstandes; doch ist das Werk ziemlich selten, da es nur in geringer Anzahl von Exemplaren verbreitet wurde. Es spricht sich darin eine große Abneigung gegen Hugo Kollontaj aus; doch abgesehen davon ist das Buch geschichtlicherseits von Wichtigkeit. Nach der Errichtung des Herzogthums Warschau war L. als Mitglied des Staatsrath wieder thätig; später wurde er im neuen Königreiche Polen unter Czar Alexander in den olnischen Senat aufgenommen und starb 1820.

K—r.

Lisowski, Joseph, polnischer Dichter und Schriftsteller unter dem letzten König Stanislaus August. Er schrieb in Versen und in Prosa, beschäftigte sich aber mehr mit Uebersetzungen fremder Werke in's Polnische. So finden wir in der Auswahl polnischer Dichter von Moskowi von ihm eine poetische Uebersetzung von Virgils Ibyllen, die beste in polnischer Sprache. In verschiedenen literarischen Zeitschriften gab er Bruchstücke aus Torquato Tasso's befreitem Jerusalem im Versmaße des Originals heraus, auch erschien von ihm eine Uebersetzung des französischen Dramas von Harleville: Les chateaux en Espagne, unter dem Titel: Zamki na lodzie (die Burgen auf dem Eise). In der von 1803—1806 in Warschau erschienenen Sammlung von Erzählungen und Romanen befindet sich ein großer Theil von L. meist aus dem Französischen übersezt. In seinen letzten Lebensjahren erhielt er das Amt eines Schulrevisors im neuen Königreiche Polen. Er zeichnete sich durch Scharfsinn, wie auch durch Sanftheit seines Charakters aus und starb im Jahre 1828.

K—r.

Lipomani, Hieronymus, kam als Gesandter der Republik Venedig an den polnischen Hof während der Regierung Stephan Batory's; nach der Rückkehr in sein Vaterland überreichte er dem Senate zu Venedig eine geographische und statistische Beschreibung des damaligen Polens, die mit Sorgfalt verfaßt und deshalb von Wichtigkeit ist.

K—r.

Lipowiec, alterthümliches Schloß in der vormaligen Republik Krakau, 2 Meilen von der schlesischen Grenze und 5 Meilen von der Stadt Krakau entfernt. Auf einem Bergfelsen erbaut und noch wohl erhalten, gewährt es einen malerisch schönen Anblick; eine Abbildung davon findet sich in den (bei Friedlein daselbst) erschienenen Ansichten von Krakau und der Umgegend. Das Schloß war früher Eigenthum der Bischöfe von Krakau und diente öfter zum Gefängniß für Uebersetzer kirchlicher Verordnungen. So wurde auch unter der Regierung August des Jagellonen auf Befehl des Bischofs Maciejowski ein Schüler Zwingli's, Stanlar, hier gefangen gehalten.

K—r.

\* Lipp, Joseph von (nachträgliche Notizen). Zur Zeit, da er im Tsh-

aus Conviktsvorsteher, ein treuer, zuverlässiger Freund der Jugend, i  
Gegen in diesem Berufe wirkend, bis er im Herbst 1834 auf sein  
diesem Theile seines Amtes enthoben wurde. Schon ein paar J  
Enthebung vom Convikts-Vorsteheramte war er mit der Führung der  
Rektorats betraut worden. Viel freier konnte er nun dem Lehr  
Wissenschaft leben. So wirkte er, hochgeachtet und geliebt als 2  
Vorstand der Lehranstalt, noch bis zum Frühjahr des Jahres 1845  
gewiß in den lieb gewordenen Verhältnissen des Lehrberufes noch  
verblieben. — Da fügte sich's aber, wohl auch für ihn selber ge  
daß die Ehinger Pfarrgemeinde aus Liebe und Anhänglichkeit gegen  
Mann, der 20 Jahre in ihrer Mitte gewohnt, ihn veranlaßte, um die  
Stadtpfarrstelle sich zu bewerben. Er folgte diesem Rufe wie einem A  
unmöglich ahnend, daß dieser Wechsel der Verhältnisse die Einleitun  
zu einer noch ganz andern Wendung seines Lebensschicksals, zu  
Würde. Mit der Stadtpfarrstelle war noch das Dekanatamt des Le  
bunden. Mit neu erwachender, ungetheilter Liebe widmete er sich  
seelsorgerlichen Berufe und ebenso mit regem Eifer und Ernst den  
des Landkapitels, wo ihm nicht minder Liebe und Vertrauen entgegen  
das Ungewohnte der neuen Verhältnisse wußte er sich schnell zu fin  
ige Bildung und Erfahrung, Festigkeit und Entschiedenheit des Char  
schlichter Sinn, aufrichtige Herzensgüte und Bereitwilligkeit, wo  
Liebes und Gefälliges zu erweisen und mit Rath und That zu helfen  
sich auch in den verschiedenen Stellungen seines amtlichen Wirkens.  
näher kennen, waren Zeugen der Pünktlichkeit und Gewissenhaftig  
keits unverdrossen und rüstig im Berufe thätig war; mit einem zu  
vollen Benehmen, in welchem Milde und Kraft gepaart war, verbe  
lich eine musterhafte Ordnungsliebe, die edle Kunst, in keinem C  
bleiben und soviel nur möglich mit allem Tagewerk auf dem Lauf  
— Uebrigens zeigte er bei aller Würde des Benehmens keinesweg  
selligen und finstern Sinn, sondern nahm gerne auch an Landesgen  
kreisen theilern und freundschaftlichen Antheil. Die Ferienzeiten, d  
früheren Jahren an der Lehranstalt zu Statten kamen, benützte er

Jahrest dem verehrten und geliebten Oberhirten zu bringen drohte, bei dessen Scheiden aus dem Orte langjähriger Bittsamkeit manche Thräne floss. Seine Abreise nach Rottenburg traf mit der Nachricht vom Ausbruche der Revolution in Frankreich und ihrem weiterwüthenden Siege zusammen.

**Lissa.** Unter diesem Namen erschien auf Befehl des Kaisers Joseph II. die erste Landkarte von Galizien, im Jahr 1780 in dem großen Formate von 9 Bogen. Sie ist zwar weniger sauber als genau gezeichnet, aber eine später erspiene, zweite und verbesserte Auflage nähert sich schon in der Ausführung den heutigen Werken dieser Art.

**Lissa, Anna Dorothea,** eine Polin, zeichnete sich um 1760 als Malerin rühmlich aus und Lelewel erwähnt ihrer in einem geschichtlichen Bilde unter dem Titel: Zehn Jahrhunderte des früheren Polens.

**Lissa,** zum Unterschiede von dem schlesischen Städtchen gleichen Namens auch polnisch-Lissa genannt, Stadt im Großherzogthum Posen, im Fraukräuter Kreise, hat noch Ueberreste alter Wälle und Festungsgräben, ist gut gebaut und zählt gegen 9000 Einwohner, unter denen fast die Hälfte Juden. Es sind hier zwei evangelische Kirchen, eine katholische, eine Synagoge, verschiedene Fabriken und um die Stadt viele Windmühlen. Das Schloß im nördlichen Theile der Stadt wurde von der in der polnischen Geschichte berühmten Familie Leszczyński in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erbaut, auch von ihr die später in das zahlreiche besuchte Gymnasium erweiterte Schule gegründet. Nach dem Aussterben dieser Familie kam L. in den Besitz der Fürsten Sulkowski. Die Stadt, welche ihren Ursprung der Ansiedelung eingewandelter Hussiten und Protestanten im 16. Jahrhunderte verdankt, wurde von verschiedenen Unglücksfällen heimgesucht. In der Mitte des 17. Jahrhunderts stand sie in ihrer Blüthe und hatte schon zahlreiche Schulen; als aber im Jahre 1656 im Kriege mit Karl Gustav die Einwohner es mit den Schweden hielten, wurde die Stadt von den Polen fast ganz vergebrennt. Ein ähnliches Schicksal traf sie im Kriege mit Karl XII., als sie, beschuldigt in schwedischen, sächsischen und russischen Händen im Jahr 1707 vom russischen Drift Schulz eingekerkert und so verwüstet wurde, daß nur eine Mühle übrig blieb.

**Lissa, Alexander,** war Anführer der leichten Kavallerie, die unter S. und B. von dem Großfürsten Chodkewicz während des Krieges mit dem Kaiser Michael Fedorowicz nach Art der Kosakenregimenter eingerichtet wurde und in den Unkosten des Feindes lebte. Tausende von jungen Leuten meldeten sich an, in der Hoffnung auf zahlreiche Beute; mit diesen durchzog L. die russischen Gebiete und machte sich durch seine Grausamkeiten, wie auch durch seine Unberücksichtigung, indem er überall Verwüstung und Noth um sich verbreitete. Er schon zwei Jahre später, im Jahre 1614, plötzlich starb, übernahmen seine Nachfolger die Anführung der nach ihm benannten Lissowskischen Reiterei und leiteten auch die Art und Weise seiner Kriegsführung bei. Die außerordentliche Kühnheit, mit welcher sie sich oft in die augenscheinlichste Gefahr stürzten, waren den Beinamen der Verlorenen. Als im Jahre 1619 Betlehem Gabor, von Siebenbürgen, die Ungarn gegen Kaiser Ferdinand II. aufreizte, fast ganz schon eingenommen hatte und seine Streifzüge sogar bis vor Wien ausdehnte, schickte der dem österreichischen Kaiserhause zugethane König Sigismund von Polen die Lissowskischen Truppen gegen Gabor zu Hilfe. Ihr Anführer, Johann Lissowsk, überschritt die Karpathen, schlug einen von Gabors Anführern, Stephan Batory, gänzlich und nahm den bei Michalince versammelten Adel Siebenbürgens gefangen. Schon wurden in Ofen Vorbereitungen zur Krönung Gabors, als der Kaiser Königs von Ungarn getroffen, als der Schrecken der heranziehenden Lissowskischen Reiterei die Siebenbürgen zur Flucht und ihren Fürsten zu Unterhandlungen mit dem Kaiser Ferdinand nöthigte. Als Sigismund, vom polnischen Senat beauftragt, diese Hilfstruppen aus Ungarn abberief, schickte er sie durch Schlessen nach Wien dem Kaiser Ferdinand gegen die kaiserlichen Hussiten in Böhmen



führung des Hieronymus Kleczkowski, später des Stanislaus Rusimowski zu Hilfe, obwohl sie eben so viel Schaden durch Verwüfung des Landes anrichteten, als sie durch Ueberwindung der Feinde Nutzen stifteten. Zuletzt sehen wir sie im Jahre 1632 unter Wallenstein in der berühmten Schlacht bei Lützen, seitdem aber sind sie aus der Geschichte verschwunden. K—r.

Lissowskische Truppen, L. Reiterei, siehe Lissowski. K—r.

Lomza, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirkes im heutigen Königreiche Polen am linken Ufer der Narwa auf einer Anhöhe. Die Stadt ist jetzt unbedeutend, war aber ehemals sehr blühend und Zeugen ihres ehemaligen Umfangs sind die Ueberreste alter Mauern, die sich bis eine halbe Meile davon erstrecken. K—r.

Lowicz, Stadt im heutigen Königreiche Polen, im Sochaczewer Bezirke, am Flusse Bzura, 12 Meilen westlich von Warschau. Ehemals war hier ein festes Schloß, das dem jedesmaligen Primas von Polen gehörte; jetzt sind nur noch wenige Ueberreste davon auf einem von Sümpfen umgebenen Berge bei der Stadt vorhanden. L. ist sehr alten Ursprunges, davon zeugen verschiedene Denkmäler in der Kirche des ehemaligen Jesuitenkollegiums. Jetzt hat die Stadt nur 3000 Einwohner. K—r.

Lozinski, polnischer Edelmann, erntete einen traurigen Ruhm in Polens Geschichte. Als während des Reichstages im Jahre 1673 in Warschau die inneren Zerwürfnisse zwischen dem Könige Michael Wisniowiecki einerseits und dem Primas Brazmowski und Großkronfeldherrn Johann Sobieski andererseits immer größer wurden, und der König nach dem in Buczacj mit den Türken geschlossenen schimpflichen Vertrage seine letzten Anhänger verloren hatte, trat L. vor die versammelten Stände und eröffnete ihnen, daß er Beweise von Sobieski's treulosem Verrath und dessen Bündnisse mit den Türken vorlegen könne. Eine solche Anklage gegen den durch viele Siege schon ausgezeichneten Feldherrn erbitterte sogar viele seiner Gegner, sie wurde verworfen, L. festgenommen und verhört; es ergab sich nun, daß die Beschuldigung erdichtet und er sich dazu durch bedeutende Versprechungen mehrerer Großen habe verleiten lassen. Der Verläumder wurde zum Tode verurtheilt, aber ein Glück für ihn war es, daß Sobieski zugleich Reichsmarschall war und die Vollstreckung des Urtheils über Begnadigung in seinen Händen lag; er schenkte ihm das Leben und die Freiheit. K—r.

Lubienicki, Stanislaus, lebte im 17. Jahrhundert unter der Regierung der drei Polenkönige aus der Familie Wasa, und war zugleich mit seiner Familie ein eifriger Anhänger des Arianismus. Während der Unruhen in Polen unter Kasimir Wasa begab er sich nach Dänemark, von da nach Hamburg, wurde jedoch überall von protestantischen und kalvinischen Theologen verfolgt und kam im Jahr 1675, zugleich mit seiner Frau und seinen Töchtern vergiftet. Er schrieb viele Werke in polnischer, lateinischer, wie auch in deutscher Sprache, von denen die besten zwei, in Holland erschienenen, in lateinischer Sprache sind; das eine enthält die Geschichte des Protestantismus und Arianismus in Polen, das andere eine Geschichte aller vom Anfange der Astronomie an bis dahin bekannten Planeten. K—r.

Lubinski, Stanislaus, Bischof von Plock, lebte unter Sigismund III. Wladislaus Wasa und hinterließ in lateinischer Sprache werthvolle Memoiren über die Begebenheiten damaliger Zeit. Sie erschienen in den Niederlanden im Jahr 1643 in Folio, unter dem Titel: Stanislai Lubieniski opera historica etc. — 2) L., Wladislaus, Erzbischof von Gnesen, lebte unter August II. und III. von Sachsen und Polen, und ist der Verfasser des ersten allgemeinen geographischen Werkes in polnischer Sprache, welches in Breslau im Jahre 1740 in Folio unter dem Titel erschien: Die Erde in allen ihren Theilen. K—r.

Lud., Kreisstadt im Subernium Polhynien, am Flusse Stry, 6 Meilen nördlich von Beresteczko und der galizischen Gränze; ist zugleich Residenz des katholischen Bischofes von Polhynien, hat mehre katholische Kirchen und Klöster, und griechische Kirchen. Außer den der Geklichkeit gehörigen und einigen öf-

lichen Gebäuden ist die Stadt nur von Holz gebaut und zum größeren Theile von Juden bewohnt. Bei der Stadt auf einem Hügel stehen die Ueberreste eines Bergschlosses, in welchem 1429 eine Zusammenkunft folgender Monarchen stattfand: des deutschen Kaisers Sigismund mit seiner Gemahlin, des polnischen Königs Wladislaus Jagello, des litthauischen Großfürsten Witold, wie auch mehrerer Landten des griechischen Kaisers Johann Paläologus. K—r.

\* Lubomirski. 1) Georg, Großkronfeldherr unter Kasimir Wasa, erwarb während des Einfalles der Schweden unter Karl Gustav im Jahre 1655 bedeutenden Ruhm. Als nämlich fast alle Polen zu diesen übergingen und ihren König Kasimir treulos verließen, der dann sein Heil in der Flucht nach Schlessien suchte, blieb L. allein seinem Monarchen treu, bewog ihn aus seiner Verbannung zurückzukehren und den Krieg mit den Schweden in eigener Person fortzusetzen. So kämpfte er unter dessen Leitung 1656 bei der Wiedereinnahme von Warschau, das die Schweden schon besetzt hatten, wie auch in der unglücklichen Schlacht bei Praga. Als 1657 Georg Rakocz, Fürst von Siebenbürgen, Karl Gustavs Verbündeter, in Polen einfiel, nöthigte L. zugleich mit dem Feldherrn Czarniecki diesen zur Umkehr, schloß ihn in Bobolken ein und zwang ihn zu einer ähntlichen Capitulation. Später befehligte er die polnischen Truppen bei der Eroberung der Städte Krakau und Thorn. Im Jahre 1660 nach der Erneuerung des Krieges mit dem Czaren Alexei erkämpfte er über diesen einen bedeutenden Sieg bei Lubnowo in Wolhynien, so daß das russische Heer unter Scheremetiew die Waffen strecken mußte. Hier war aber schon das Ende seines Ruhmes. In demselben Jahre 1661 der König Kasimir und seine Gemahlin Maria Sophia zur Umgehung eines Interregnums das Projekt der baldigen Wahl eines Confolgers dem Reichstage vorlegten, stand L., von republikanischen Vorurtheilen genommen, an der Spitze der Opposition. Das Zerwürfniß zwischen ihm und dem Könige und besonders der Königin wurde immer größer; verrätherischer Umtriebe angeklagt, wurde er seines Vermögens und seiner Würden verlustig erklärt und zum Tode verurtheilt, dem er sich jedoch durch die Flucht nach Schlessien entzogen. Hier verschaffte ihm der Ruf seines Namens bald bedeutenden Anhang, so daß er dem Könige den offenen Krieg erklärte, im Jahre 1665, gerade zu der Zeit, da Polen in einen heftigen Krieg mit Rußland verwickelt war. Diesen mußte der König aufgeben, um gegen die Auführer zu ziehen, und alle in demselben erzielten Vortheile gingen wieder verloren. Aber auch nicht glücklich ging es dem Könige im Kampfe gegen L., zu dem ein Theil des polnischen Abels überging, daß er mehrmals seinen Monarchen besiegte, besonders am 13. Juli 1666 bei Oranienburg an der Rege, in der Nähe von Inowraolaw, wo der Kern des polnischen Heeres und der Rest der Czarniecki'schen Truppen von der Hand ihrer eigenen Mitbrüder fielen. Ähnlich wie Czarniecki leistete auch L. dem Könige zweimal Abbitte, weigerte sich jedoch seine kriegerische drohende Stellung zu verlassen. Endlich zog er sich, der Rache des Hofes nicht traugend, nach Breslau zurück, wo er bald darauf im Jahre 1667 eines plötzlichen Todes starb. Unerwiesen ist der Verdacht, als habe L. im Verstandniß mit dem Kurfürsten von Brandenburg nach der polnischen Krone getrachtet, aber so viel ist gewiß, daß er nach so großen Verdiensten um das Land, die schwerste Wunde beibrachte, indem er das von Zbrzydowski unter Sigismund Wasa gegebene traurige Beispiel erneuerte, welches noch schlimmere Folgen jenes nach sich zog und zu dem Verluste von Smolensk, Kiew und der ganzen Ukraine jenseits des Dniepr im Vertrage zu Andrusjow führte. — 2) L., Stanislaus, Sohn des Vorigen, bekannt als polnischer Dichter und Schriftsteller, der Verfasser verschiedener Schriften in lateinischer und polnischer Sprache. Seine besten Werke sind: Gespräche des Artaxerxes mit Evander, moralisch-politischen Inhalts (Warschau 1683), und die polnische Uebersetzung von Quarini's: stor sado (Thorn 1695). Er war wegen seiner Bildung, Sanftmuth und Charakters und seiner Frömmigkeit allgemein geachtet und starb im Jahre 1700. — L., Hieronymus, Verwandter und Zeitgenosse des Vorigen, betra

gerische Laufbahn und eilte im Jahre 1683 während des österreichisch-türkischen Krieges dem Kaiser Leopold mit mehren auf eigene Kosten errichteten Reiterregimentern nach vor Ankunft des Königs Johann Sobieski zu Hilfe. In der Schlacht bei Wien kämpfte er mit seiner Mannschaft auf dem linken Flügel des christlichen Heeres unter dem Oberbefehl des Herzogs von Lothringen. Gleich thätig war er im weitem Verlaufe des Krieges auf ungarischem Boden. Im Jahre 1702 wurde er nach Potoki zum Großkronfeldherrn ernannt und nahm zugleich mit dem Felzhauptmann Sieniawski an der unglücklichen Schlacht bei Kiszow gegen Karl XII. Theil. Er starb im Jahre 1706. K—r.

Ludgarda war die Tochter Heinrichs, eines Herzogs von Windau, und erste Gemahlin des Przemyslaw, Herzogs von Großpolen. Von ihrem Gemahl der Untreue beschuldigt, wurde sie auf seinen Befehl im Jahre 1293 zwischen Beuten erküßt. Diesen wenig bekannten historischen Stoff benutzte Ludwig Kropinski zu einer Tragödie, die gleichfalls den Namen L. führt. K—r.

Luskasi, Valentin, war einer von denjenigen Barer Conföderirten, welche in der Nacht am 2. November 1771 unter Anführung des Strawinski den König Stanislaus August aus Warschau entführten und, an der weitem Ausführung ihres Vorhabens gehindert, durch eilige Flucht sich zu retten suchten. Weniger glücklich als ihr Anführer und die Uebrigen war L., welcher mit Joseph Czubalski zugleich gefangen, verurtheilt und hingerichtet wurde. Seine Ehegattin, welche in Warschau wohnend, ganz unschuldig in der Sache war, wurde dafür, daß sie den Aufenthaltsort ihres Mannes nicht angeben konnte oder wollte, verurtheilt, denselben auf's Schaffot zu begleiten und ganz in der Nähe Zeugin seines Todes zu seyn. In Folge dessen verfiel sie in ein hitziges Fieber und starb wenige Tage darauf. K—r.

Luskina, Stephan, aus dem Jesuitenorden, studirte auf der Universität in Wilna und begab sich später nach Lüneville in Lothringen zu Stanislaus Łyszczyński, wo er vier Jahre, bis an dessen Tod, verblieb. Nach Warschau und in sein Kloster zurückgekehrt, verwaltete er das Amt eines Professors der Mathematik im dasigen Jesuiten-Collegium. Nach der Aufhebung des Ordens im Jahr 1773 übertrug der König Stanislaus August dem in fremden Sprachen und in den Wissenschaften sehr bewanderten L. die Redaction der Warschauer Zeitung, die er durch 18 Jahre wöchentlich zweimal im Quartformat herausgab. Nach dem Ausbruche der französischen Revolution entstanden noch andere politische Zeitschriften in Warschau, gegen die er öfters zu Felde zog, besonders gegen die von Rosowski und Niemcewicz redigirte polnische Nationalzeitung, welche der Fortschrittspartei huldigte. K—r.

Łyszczyński, polnischer Edelmann aus der Wojewodschaft Brzesca (in Kruien) lebte unter der Regierung Johann Sobieskis und fiel als unglückliches Opfer des Fanatismus der damaligen Geistlichkeit und des polnischen Gerichtsverfahrens. Im Jahre 1689 wurde er von einem unredlichen und ihm übelwollenden Schöner wegen offener Verläugnung des Daseins Gottes angeklagt. Der damalige Bischof von Posen, Witwicki, unterstützte die Anklage und brachte sie vor den da versammelten Reichstag in Warschau. Die ganze Schuld L.'s bestand aber darin, daß er bei Durchlesung eines kalvinisch-theologischen Werkes, in welchem auf ein ganz unlogische und verkehrte Art das Dasein Gottes zu beweisen versucht wurde, gleichsam zum Spott des Verfassers an den Rand geschrieben hatte: Ergo non est Deus. Diese übelgeedeutete Bemerkung gereichte ihm zum Verderben. Der Reichstag, gleich sehr vom fanatischen Eifer fortgerissen, ließ ihn gefangen nehmen und sprach das Urtheil über ihn aus. Umsonst betief sich L. auf das Gesetz, welches die Gefangennehmung eines Edelmannes verbietet, von dessen Schuld man nicht vorher überzeugt ist; man antwortete ihm, daß in religiösen Angelegenheiten und bei einer solchen Gotteslästerung alle bürgerlichen Gesetze und Privilegien schweigen müssen. Er wurde verurtheilt, zugleich mit der Schrift, in welcher er Gott gelästert, auf dem Scheiterhaufen lebendig verbrannt zu werden. Der König Johann

lobieski mit einem so grausamen Urtheile nicht einverstanden, suchte ihn zu retten, der bei der großen Beschränktheit der königlichen Macht in Polen, besonders was öffentliche Aussprüche anbetraf, konnte er nur so viel bewirken, daß die Todesart in Hinrichtung mit dem Beile gemildert wurde. Der damalige Papst Innocenz XI. rigte streng das Verfahren des Bischofs von Posen, aber noch mehr als dieser, so es der Reichstag und besonders die Richter, die sich einer solchen Grausamkeit kundig machten. K—r.

## M.

**Maclejowice**, kleine Stadt im heutigen Königreiche Polen, im Lukower Berke, bei welcher zwischen dem Dorfe Dronne und dem Schlosse Bodzancze im Jahre 1794, den 10. Oktober, die letzte entscheidende Schlacht zwischen den Russen in Polen unter Kosciuszko stattfand; letztere wurden gänzlich geschlagen und ihre Anführer gefangen genommen. K—r.

**Malczewski**, Anton, ein sehr jung gestorbener polnischer Dichter, ist der erfasser des wegen seines poetischen Reichthums vielfach gepriesenen romantischen Ebdichtes: „Marya,“ das zuerst im Jahre 1820 in Warschau erschien und seitdem unzähligen Ausgaben vervielfältigt wurde. Es hat die Entführung und Tödtung des Fräuleins Komorowska auf Befehl eines stolzen Ukrainischen Magnaten zum Gegenstande, nur der Ausdruck ist zu gewählt, darum hart und selbst unvermeidlich. K r.

**Madalinski**, polnischer General, war zuerst Garde-Uhlanen-Offizier in der genannten großpolnischen Brigade und wurde nach beendigtem Kriege 1792 zum Major ernannt. Nach der Besetzung Großpolens durch die Preußen im Jahre '93 kam er mit seiner Truppenabtheilung in die Gegend von Ostrolenka an der arva, und in Kurzem erschien der Befehl, daß alle polnischen Regimente um die Hälfte der Mannschaft vermindert werden sollten; diesem widersetzte sich jedoch M., schied sich vom Oberbefehl des Kronfeldherrn Dzarowski los, stellte sich an die Spitze der Brigade und führte sie, von dem sich vorbereitenden Aufstande unter Kosciuszko von unterrichtet, in der Richtung nach Bloch. Von russischen Truppen verfolgt, zog er in der Gegend von Radzanow über die neupreußische Gränze, setzte hier einen Marsch fort und vereinigte sich bei Krakau mit Kosciuszko, während dieser den die Insurrektion in's Werk setzte. Somit gab M. das erste Zeichen zum Aufstande, und französische Geschichtschreiber, besonders Ferrand, bezeichnen ihn, obwohl mit Unrecht, als die Seele desselben. Zum General erhoben, war er in den Schlachten bei Raclawice und Syczekocin, wie auch bei der Vertheidigung des verlassenen Lagers von Praga thätig, und seine persönliche Tapferkeit ersetzte einigermaßen den Mangel an Kriegserfahrung und Feldherrntalent. Nachdem die Preußen in Russen Warschau verlassen hatten, wurde M. zugleich mit Dombrowski nach Großpolen gesandt, um hier den Aufstand zu verbreiten, und obwohl einen höhern Rang als Dombrowski bekleidend, bestiegte er seine Eigenliebe und stellte sich unter den Befehl dieses mit mehr kriegerischem Talent begabten Feldherrn. Nach einigen unglücklichen Gefechten mit den Preußen unter Szejmly begaben sie sich nach Warschau zurück, nachdem sie die Nachricht von dem unglücklichen Ausgange der Schlacht bei Maclejowice und der Gefangennehmung Kosciuszko's erhalten hatten. Nach der Erstürmung Pragas und der Einnahme Warschaws durch Sumarow in den ersten Tagen des Monats November zogen sie sich unter Anführung Wawrzeczkis auf der Straße nach Krakau zurück, wo sie Zeugen der gänzlischen Auflösung des russischen Heeres waren. M. wurde auf dem Wege von hier nach Galizien von russischen Truppen gefangen, zuerst nach Ologau und dann nach der Festung

Jahre seines Lebens, selbst an's Krankenlager gefesselt die ganze schwierige Leitung der Pfarrei, und hoffte diese ruhmvolle wichtige Erbschaft, an der er mit ganzer Seele hing, ihm als Nachfolger hinterlassen zu können. Wirklich wurde nach Buarins Tode (1843) M. vom Bischofe zum Pfarrer von Genf erwählt. Da protestirte die protestantische Regierung von Genf gegen die Wahl. Sie gab dem Gewählten das ehrenvolle Zeugniß der Umsicht, Milde, Ruhe, Mäßigung, sie sprach mit aller Hochachtung von seiner Persönlichkeit und seinem Wirken; aber seine Festigkeit und Energie fürchtend, nahm sie zum Vorwande, M. sei nicht aus dem Kanton Genf gebürtig, und der katholische Pfarrer von Genf sollte Kantonsbürger seyn. Als aber M. auf Befehl des Bischofs, der seine Rechte nicht preisgeben wollte, fest an seiner Stelle blieb, und das Entziehen des Gehaltes von Seite der Regierung durch freiwillige Beiträge der katholischen Gemeinde ersetzt wurde, griff die Regierung zu Gewaltmaßregeln und ließ M. (15. Juni 1844) durch die Polizei an die Gränze des Kantons führen. Auch unter diesen schwierigen Umständen blieb dem unbillig Gefrankten seine ruhige kräftige Haltung. Während er in seinem guten Rechte nur der Gewalt wich, beruhigte er in einem Abschiedschreiben die ihm sehr anhängliche, aufgeregte katholische Gemeinde und mahnte sie, sich in Gehuld zu fügen. Nach seiner Rückkehr nach Freiburg wurde er 1844 von dem ihn hochschätzenden Bischof Jenni zum Direktor des Seminars ernannt und dem heiligen Stuhle zu seinem Nachfolger empfohlen, und nach dem Tode des Bischofs erhob ihn 1846 Papst Gregor XVI. in den schwierigsten Zeitumständen auf den bischöflichen Stuhl von Lausanne und Genf. Der Tag seiner Congregation war ein Tag des Jubels für die ganze Diöcese. Besonders seine ehemaligen Pfarrkinder von Genf suchten ihm ihre Liebe und Verehrung zu beweisen: aber auch die radikale Partei in Freiburg, die damals von der sogenannten Sonderbundsregierung streng im Zaume gehalten wurde, machte ihm zu Ehren öffentliche Demonstrationen, und die radikale Presse der Schweiz sprach sich sehr günstig über die Wahl aus, da M. kein Jesuitenfreund und von seiner Umsicht und weisen Mäßigung nur Gutes zu erwarten sei. Doch der Bischof ging unbeeinträchtigt und fest seine strengkirchliche Bahn. Schon vor der Consecration machte er, gleich seinem Vorgänger, eine Wallfahrt nach Einsiedeln, um sich dem Schutze der Mutter der Gnaden anzubefehlen. Dann erledigte er den Streit um die Pfarrwahl von Genf, der seit seiner Vertreibung noch nicht geschlichtet war, und bewies in den Unterhandlungen mit der Regierung, die ihn so schmähtlich verbannt hatte, eine Mäßigung, die ihn bald zum Ziele führte. Bald trat die Katastrophe des Sonderbundskrieges und der gewaltsame Umsturz der konservativen Regierungen der katholischen Kantone ein. In Freiburg besonders kam eine Verbindung junger Männer an ihre Stelle, die auf die eidgenössischen Bajonnette trotzend, des Volkswillens spotteten und mit roher Gewaltthätigkeit das katholische Element im Volk zu vernichten und Alles zu radikalistren strebten. Dem Bischof, dem man es nicht verzeihen konnte, daß er die Fahnen der katholischen Truppen geweiht und bei der Einnahme von Freiburg (Nov. 1847) vielen Jesuiten durch Aufnahme in seine Wohnung und durch Verhelfen zur Flucht das Leben gerettet, machte die Regierung die Zumuthungen, daß er seine Erlasse, seine Hirtenbriefe, seine Predigten der Censur des Staates unterwerfe, daß er diesem die Verwaltung des Kirchengutes, die Ernennungen der theologischen Professoren und Pfarrer überlasse, ohne das Recht zu haben, die geringste Einwendung zu machen, daß er zu all den Klösteraufhebungen und Gewaltmaßregeln gegen die Freiheit der Kirche ein devotes Stillschweigen beobachte. Aber der kräftige Bischof schwieg nicht, obschon er die Gefahr, die ihm drohte, sich nicht verhehlte, er konnte nicht schweigen und wahrte in ruhiger, würdiger Sprache seine Rechte. Auf die Konferenzen der Diözesanstände, auf ein drohendes Ultimatum des Staatsrathes von Freiburg antwortete er mit edelm Muthe: „Wir können nicht.“ Da wurde er in der Nacht des 25. Octobers 1848 um zwei Uhr nach Mitternacht plötzlich aus dem Schlafe geweckt, und ihm fünf Minuten Zeit gegeben, sich zur Abreise aus Freiburg zu rücken. Ein Offizier erklärte ihm,

der Staatsrath habe seine Deportation aus dem Kantone beschlossen u. der Bischof, dem es nicht einmal vergönnt wurde, einige Worte an seinen weinenden Sekretär und seinen Bedienten zu richten, antwortete: „Ich weiche der Gewalt, ich werde ihnen folgen“. Er wurde nach Lausanne im Kanton Waadt transportirt und im Zimmer eines Gasthofes eingeschlossen, während eine wüthende Menge diesen stets umlagert hielt und mit Verwünschungen ihm den Tod drohte. Mehrere Wochen war er im Staatsgefängnisse des Schlosses Chillon am Genfersee eingeschlossen und wurde nur entlassen, um aus seiner Didoese verbannt zu werden. Pius IX., der selbst verbannt, dem Bischofe ein anerkennendes Breve übersandte, erhob für ihn bei den schweizerischen Bundesbehörden seine Stimme, Petitionen über Petitionen aus der ganzen Didoese gingen für ihn ein, die schweizerischen Bischöfe baten für ihn; Alles vergebens, noch hat der verbannte Bischof gegen die tyrannische Willkür der Freiburger Regierung keine Gerechtigkeit, nicht einmal eine gerichtliche Untersuchung erlangen können. Frankreich hat ihn gastfreundlich aufgenommen; er wohnt im Schlosse zu Dyonne an der Gränze seiner Didoese, die er noch immer durch seine Generavikarien leitet, deren Oldubige sich immer mehr nach der Rückkehr des geliebten Oberhirten sehnen. Ausser dem heiligen Vater, von dem Bischof M. im Sommer 1849 in Gaeta sich der gütigsten Aufnahme zu erfreuen hatte, haben ihm die katholischen Vereine Deutschlands, haben ihm die Koryphäen der französischen Kämpfer für die Freiheit der Kirche in ehrenvollen Zuschriften ihre Erfurcht u. Theilnahme bezeugt. Bischof M. ist ein Prälat von hoher Frömmigkeit, von lebhaftem Geiste und festem Charakter. Er wird vom Volke angebetet. Seine Persönlichkeit ist sehr einnehmend, sein Benehmen voll Demuth und fast etwas furchtsam; aber aus einem Blide seines geistreichen Auges, aus dem gehörenden Tone seiner Stimme leuchtet die Energie seines Charakters hervor. Gewiß ist ihm noch eine wichtige, segensreiche Zukunft zum Besten der katholischen Kirche in der Schweiz beschieden.

—L.—

Martinus, Gallus, der älteste Geschichtschreiber Polens, welcher noch vor Kadubek und zwar zu Anfang des 12. Jahrhunderts schrieb. Einige spätere Schriftsteller behaupten, er sei ein Franzose gewesen, was schon der Name Gallus andeute; andere, daß er ein Pole war und in Kujawien seinen Wohnsitz hatte. Von der unter seinem Namen uns gekommenen Chronik erschien der erste Theil in Rom, der zweite in Polen. Dieselbe ist weniger geschichtlichen Inhalts, als sehr eine Biographie des zu seiner Zeit lebenden Königs Boleslaus Krzywousty; sie ist in lateinischer Sprache und in einem besondern zwischen Poesie und Prosa die Mitte haltenden Style geschrieben. Wie fast alle vor Erfindung der Buchdruckerkunst geschriebenen Werke unterlag sie auch manchen Fälschereien und Theilen von fremder Hand; gleichwohl kannten dieselbe Dlugosz und Sarnicki. Sie wurde von Lengrich im Jahre 1749 zuerst im Druck veröffentlicht; später erschienen mehrere andere Ausgaben, die letzte 1824 in Warschau von Vincenz Bandke in Auftrage der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften. Eine polnische Uebersetzung besorgte Kownacki.

K—r.

Martin, Lwomczyk (der Lemberger), berühmter polnischer Musiker und Organist im 16. Jahrhunderte, lebte am Hofe des Königs August des Jagellonen. Als der erste Virtuose und Componist unter seinen Zeitgenossen, wie eines Zientzki, Brandt, Embon, war er jedoch nie aus Polen herausgekommen und hatte sich nur in Krakau ausgebildet. Er setzte alle Kirchenhymnen in Musik und ließ zu vielen seiner Compositionen dichtete er den Text; unter diesen zeichnete sich die Hymne zu seinem Patron, dem heil. M., ganz besonders aus.

K—r.

Martinus, Polonus (der Pole, polnisch Marcie Polak), berühmter Prediger und Kirchengeschichtschreiber aus dem 13. Jahrhunderte; einige neuere Schriftsteller nennen ihn auch M. von Strepa. Er war gebürtig aus Troppan, ein heutigem österrheinisches Schlesien, das damals zu Polen gehörte, trat in Prag in den Dominikanerorden und wurde in geistlichen Angelegenheiten nach Rom geschickt, wo er von 1243 an seinen bleibenden Aufenthalt nahm. Papp Clemens V.

ernannte ihn zu seinem Kaplan und apostolischen Pönitentiarius und Nikolaus III. ertheilte ihm 1278 die Weihe zum Erzbischof von Gnesen, doch schon unterweges erkrankte er und starb plötzlich zu Bologna, wo ihm auch ein Denkmal mit lateinischer Inschrift errichtet wurde. Er schrieb eine große Anzahl von Werken in lateinischer Sprache, meist kirchengeschichtlichen Inhalts. In einem derselben, wo er das Leben der Päpste beschreibt, findet sich jene wunderliche, fabelhafte und wahrscheinlich von fremder Hand untergeschobene Erzählung von der Päpstin Johanna, die unter dem Namen Johann VIII. regiert haben soll. K—r.

Martin, von Dikusz, berühmter polnischer Mathematiker, lebte zu Ende des 15. Jahrhunderts und war in ganz Europa bekannt unter dem Namen Martinus ab Ileo, von seiner Geburtsstadt Dikusz in der Wojewodschaft Krakau. Er war ein Schüler des Astronomen Adalbert Brudzewski an der Universität in Krakau, zugleich mit dem später berühmten Copernikus, Jakob v. Kobylin und Nikolaus Szadef. Seine bedeutendste Arbeit war die Ausführung des Projektes einer Verbesserung des Kalenders. Als nämlich im Jahre 1515 Papst Leo X. in Folge der Unzulänglichkeit des bisherigen Kalenders mehre Akademien und unter anderen die damals in mathematischen Wissenschaften blühende in Krakau aufforderte, ihre Vorschläge zur Verbesserung und Umgestaltung des Kalenders nach Rom zu senden, übernahm M. die Ausarbeitung desselben und sein Werk wurde in Rom zur größten Zufriedenheit des päpstlichen Stuhles angenommen. Die späteren zahlreichen und verwickelten politischen Angelegenheiten hinderten Leo X. an der Einführung des allgemein gewünschten verbesserten Kalenders, welche erst 65 Jahre später unter Gregor XIII. zu Stande kam. Dieser berief deshalb die Gelehrten verschiedener Völker im Jahre 1572 nach Rom, welche die von M. vorgeschlagenen Verbesserungen einstimmig annahmen und bestätigten. K—r.

Martin, von Urzendowo, polnischer Botaniker unter August dem Jäger stammte aus Urzendowo in der Wojewodschaft Lublin. Zuerst war er Hofarzt dem Großkronsfürstlichen Johann Tarnowski und bei dessen Sohne Christoph, späterem Alter trat er in den geistlichen Stand u. wurde Kanonikus im Collo zu Sandomir. Sein bedeutendstes, jetzt schon seltenes, botanisches Werk ist die 1595 in Krakau unter dem Titel: Herbarz polski Doktora Marcina z Urzedy medyka Jana Tarnowskiego. In seiner Vorrede dazu sagt er ausdrücklich die Ungenauigkeit der von seinen Zeitgenossen Stephan Falimir und Hieron Spiczynski erschienenen botanischen Werke Veranlassung zur Herausgabe des gegen wurde, in welchem er ihnen beweist, daß sie aus schlechten Quellen gehoben und zwar aus den Panalecta medicinalia des Italieners Silvaticus und Hortus Sylvaticus des Augsburger Doktors Johann Kubus, welche Autor auch oft nicht verstanden und deshalb falsch ausgelegt hätten. Weiter bespricht sich M. über die Geringschätzung der Botanik in Polen, wie über die Unachtsamkeit selbst vieler Aerzte mit derselben und schlägt vor, deshalb eine Behörde einzurichten, welche besonders über die unberufenen Empiristen zu handeln habe. H

Maryna Mniszeł, russische Kaiserin, war die Tochter des Wojewoden Sandomir, Georg Mniszeł und wurde am Hofe ihrer Eltern in Wolhynien geboren. Zu der Zeit fand sich dort ein Abenteurer ein, welcher sich für den beglaubten Sohn des Czaren Iwan, Dimitri, ausgab, zuerst die niederen Dienste verrichtete, sich aber bald die Achtung des Wojewoden und seiner Tochter erwarb. Er suchte zu einer Einigung, nach welcher Mniszeł dem vermeintlichen Dimitri den russischen Thron verhelfen und dieser dafür seine Tochter ehelichen und zur Kaiserin erheben sollte. Es gelang ihm auch wirklich, mit Geld und Hülfstruppen Mniszeł unterstützt, ohne großen Kampf des Thrones sich zu bemächtigen; der große Theil der Russen erkannte ihn als ächten Dimitri an und als dessen Sohn Boris plötzlich starb, wurde er im Jahre 1605 als solcher ausgerufen; seine Gattin Iwan's, Martha, erkannte ihn als ihren Sohn an. Einige

füllte Dimitri sein Versprechen und schickte eine zahlreiche Gesandtschaft kam an den Wojewoden Kniszet, für ihn um die Hand seiner Tochter zu bitten. Diese reiste in Begleitung ihres Vaters den Gesandten nach nach, wurde hier im Mai 1606 von Dimitri mit großem Pompe emmit ihm vermählt und feierlich getront. Doch bald darauf brach die rung unter Wasilj Schuskoj gegen den neuen Czaren aus; er wurde n seiner Anhänger zugleich hingerichtet, nur M. und ihr Vater blieben

Wasilj, zum Czaren ausgerufen, hielt sie jedoch in Jaroslaw gefangen als ein zweiter Dimitri austrat, der ebenfalls viele Anhänger um sich wurden sie freigelassen. M. erklärte, um wieder auf den Thron zu ge diesen für ihren Gemahl, aber nicht lange darauf wurde er von seinen n umgebracht. Von russischen Wojaren gefangen genommen, wurde sie : Kosakenanführer Zarucki wieder befreit; doch nach der Thronbesteigung n Michael Fedorowicz Romanow wurde sie zugleich mit Zarucki wieder dieser hingerichtet, sie aber mit ihrem zweijährigen Kinde in's Wasser wo sie unter dem Eise ertrank, im Jahre 1612.

K—r.

bcagni, Paul, ein berühmter italienischer Anatom, ward 1752 zu Co rem Dorfe bei Siena im Toskanischen, geboren, studirte nach genossenem errichte an der Universtität zu Siena Medizin, beschäftigte sich aber vor nter der Leitung seines Lehrers mit Anatomie, dessen Stelle er auch 1774 i 22. Jahre erhielt. Von jetzt an warf er sich mit allem Jugendfeuer Bahn der Entdeckungen und so war es vorzüglich das lymphatische Sys s sich als etwas noch wenig Bekanntes seinem Forschungsgeiste darbot effen genauerer Untersuchung die kgl. Akademie der Wissenschaften zu Pa mehre Preise ausgesetzt hatte. Dieses erforschte er nimmehr mit solchem iasß er fast zu allen Jahreszeiten ganze Tage und einen Theil der Nächte Präparirsaale zubrachte, bis er endlich sein großes Werk: „Vasorum orum corporis humani historia et iconographia“ (Siena 1787, Fol., Kupfertafeln) an's Licht treten lassen konnte, das durch seine splenbide ng, so wie durch seine herrlichen, vom Bologneser Cyro Sankti ausge Kupfertafeln ein anatomisches Prachtwerk darstellt, welches mit dem größ ill aufgenommen wurde und seinem Verfasser in seinem Vaterlande zu Insehen verhalf. Er gewann zugleich durch dasselbe im Jahre 1791 den Pariser Akademie ausgesetzten Preis von 1200 Fr. und wurde zu einem wärtigen Mitglieder ernannt. Nachdem M. lange in Siena verweilt urde er 1800 an der Universtität Pisa und ein Jahr nachher als Lehrer omie, Physiologie und Chemie an's Spital St. Maria nuova nach Flo: pt. Sein Tod erfolgte 1815. — Außer dem schon angeführten Werke er mehren kleineren Schriften und Aufsätzen in Journalen erschien noch nach seinem Tode eine „Anatomie für Bildhauer und Maler“ (in Folio Kupfertafeln, Florenz 1816) und 1823 sein von Automachi, Napoleon's rausgegebenes großes Prachtwerk: P. Mascagni Anatomia universa 44 neis accuratissime repraesentata etc.“ (Pisa 1826 u. f., 4.).

vor, Dr. Matthias, rühmlich bekannter medizinischer Schriftsteller, ge 75 zu Cudrafin, einem Städtchen im Canton Waadt, ward 1805 Arzt ibrarzt am Kantonspital zu Lausanne, später auch Honorarprofessor der an der Akademie und Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften und Vereine den 4. März 1847 zu Lausanne. M. hat sich durch seine gemeinnützige, de Thätigkeit und durch seine glücklichen Operationen in seinem Vater ie durch seinen literarischen Fleiß und seine wichtigen Erfindungen trurgie in der Ferne einen Namen erworben. Sein Hauptverdienst ist infachung der Verbandlehre, die er in den Schriften: „Essai sur la li-Lausanne 1822; Essai sur les ligatures on masse“, Paris 1826 und système de deligature chirurgicale“, Lausanne 1832, 2. Aufl. 1833; und die auch in Deutschland Eingang gefunden hat. Weitere



hnung verdienen auch noch seine Schriften: „Sur le cathétérisme simple“, Paris 1835, 2. Auflage 1836; „Essai sur l'anthropo-taxidermie“, 1838; „La chirurgie populaire“, ebd. 1841; „La chirurgie simplifiée“, 2 Bände, 1841; „Tachytomie chirurgicale“, Lausanne 1843; „Excentricités chirurgicales“, ebd. 1844; „La médecine et la chirurgie populaire“, ebd. 1846; „Les bains sans baignoire“, Paris 1846; „Nouvelle méthode de traitement des fractures“, Lausanne 1847. Mehrere dieser Schriften wurden von Akademien mit Preisen gekrönt, viele sind in's Deutsche übersetzt.

Melszyn, ehemals berühmtes Schloß in Galizien im Bocknischen am linken Ufer des Flusses Dunajec, gegenüber der Stadt Zaskuczyn, von etwa 4 Meilen westlich, von welchem heute nur noch die Ruinen übrig sind, steht auf einem steilen Felsen, welchen der Dunajec von zwei Seiten in den Lauf einschließt; eine Ansicht davon findet sich in Piller's Ansichten von Galizien. Das Schloß war eines der ältesten in Polen und unter König Kasimir d. 3. im Eigenthum des berühmten Spytel v. Melszyn; später kam es in die Hände der Familien Tarnowski, Tarlow u. Lancoronski und wurde erst während des Krieges mit den Baren Conöderitten zerstört.

Memnius (eigentlich Claudius de Mesmes, Graf d'Avaur), von der französischen Regierung 1635 als Gesandter nach Polen geschickt, um eine Verlängerung des zwischen Polen und Schweden geschlossenen Waffenstillstandes zu bewirken, die auch nach vielen Hindernissen zu Stumdorf in Posen zu Stande kam. Sein Sekretär, Charles Ogier, hinterließ eine Beschreibung dieser Verhandlungen in französischer Sprache.

Menciński, Adalbert, Jesuit und Märtyrer für den heiligen Vater, wurde im Jahre 1601 von einer geachteten adeligen Familie geboren. Er verlor frühzeitig seinen Vater, übergab ihn seine Mutter dem Jesuitencollegium in Lublin zur Erziehung. Dort hörte er von dem glorreichen Märtyrer, dem katholischen Missionäre in Japan, was in ihm ein heftiges Verlangen nach sich gleichfalls zum Missionär auszubilden und für die Verbreitung des Christen Glaubens in Japan sein Leben zu opfern. Seine Mutter nahm ihn nicht in seine Meinung, seine Erzieher hätten ihm ein solches Vorhaben eingeschloßt, schickte ihn in ein Collegium nach Krakau. Drei Jahre später, als ihm nach ihrem Tode ein bedeutendes Vermögen zufließte, nach Rom. Von Mucius Vitellius, dem General der Jesuiten, in Rom aufgenommen, legte er hier sein Noviziat ab und kehrte dann wieder nach Krakau zurück. Nach erlangter Großjährigkeit vermachte er sein ganzes Vermögen dem Jesuitencollegium in Krakau und behielt nur so viel, als ihm zur Unterhaltung in Rom und von da nach Japan nöthig war. In Rom angekommen, wurde er Priester geweiht; doch viele Hindernisse traten seiner Weiterreise nach Japan entgegen, selbst der General des Ordens rieth ihm davon ab und stellte ihm vor, daß er in seinem Vaterlande ein großes Feld zur Ausrottung des Unglaubens der verschiedenen Sekten habe; doch ließ sich M. von seinem Vorhaben nicht abbringen. Nachdem er endlich die Erlaubniß zu einer so weiten und gefährlichen Reise erhalten und zugleich mit mehreren anderen jungen Ordensgeistlichen von Lissabon angekommen war, um sich dort einzuschiffen, erteilte ihn ein General mit dem Befehle sich unverzüglich wieder nach Rom zu begeben, folgend, kehrte er dahin zurück u. erhielt die Weisung, nach Polen zu gehen, indem dort seine Anwesenheit nöthig sei zur Beilegung eines Streites zwischen dem Collegium zu Krakau und seinen Verwandten, welche je nach der Schlechtheit beschuldigten, M.'s Vermächtniß an dasselbe als ungültig um den Besitz dieses Vermögens heftig stritten. Die Ehre d. Vaterlands, daß M. selbst das Vermächtniß als ein freiwilliges anerkennen sollte, was er denn auch trotz der verschiedenen von seinen Verwandten vorgebrachten Mittel, dies zu hintertreiben, in Krakau feierlich bekannt machte, und nachdem er von dem General des Ordens beisegelegt hatte, reiste er v

er da bald weiter, schiffte sich in Sissabon mit mehren andern Geistlichen dens ein, erkrankte auf der langen und gefahrvollen Reise zur See, kam Jahre 1633 glücklich nach Indien, wo er zu seiner großen Freude viele Ordensbrüder und eine große Anzahl neubekehrter Indianer antraf. Er ste viele dieser Neubekehrten und hielt öfters Predigten in portugiescher

Im Jahre 1635 schiffte er sich wieder ein und kam nach Malacca; von er reisend wurde er von den Holländern gefangen genommen, mußte viel n dulden und wurde zuletzt gezwungen, ihnen das Vieh zu hüten. Hier seine Bekanntschaft mit der Arzneikunde sehr zu statten, die ihm auch us der Gefangenschaft verhalf. Er begab sich hierauf nach Cochinchina da nach Macao. Hier traf er mehre Japanesen, mit denen er sich aus- beschäftigte, um ihre Sprache zu lernen. Endlich erreichte er die Phi- und auf Veranlassung des dortigen Provinzials der Jesuiten, wie auch lischen Statthalters wurde er zu seiner größten Freude nach Japan einge- Zuvor schrieb er noch in der Erwartung eines baldigen kühnen Todes schlechtsbrief an seine Schwester und einen andern an seine Ordensbrüder zium zu Kratau. In japanesischer Kleidung mit noch einigen spanischen ugleichschen Geistlichen dort angekommen wurde er am 16. August 1642 mit diesen angehalten, untersucht und in Ketten gefangen nach der Stadt h gebracht. Hier verhöret, bezeugten alle, daß sie Missionäre der Gesell- su und hierhergekommen seien, um das Christenthum zu predigen. Hier- en sie ins Gefängniß abgeführt und durch sieben Monate wurden vergeb- chredlichsten Martern versucht, um sie von ihrem Vorhaben und von der n Religion abzubringen. Endlich verurtheilte sie der Statthalter der Provinz en des Kaisers von Japan zum grausamsten Martertode, während dessen nmig Gott priesen, daß er sie für würdig befunden zu seinen Auserwähl- ehören und um seines Bekenntnisses wegen den Tod zu leiden, welcher ndern am fünften, bei M. erst am siebenten Tage nach den ausgesuch- ualen am 3. März 1643 erfolgte.

K—r.

ndog, auch Mendolf und Mendogas genannt, der Sohn Ryngalds, pffürst von Litthauen in der Mitte des 13. Jahrhunderts und noch dem ume ergeben. Mit dem deutschen Orden und den russischen Fürsten (die risten waren, aber sich zur morgenländischen Kirche bekannten) in einen Krieg verwickelt, befreite er sich von demselben durch das Versprechen, sich bischofe von Rügen taufen zu lassen. Diese feierliche Handlung geschah e 1254 auf freiem Felde bei der St. Nowogrodel und zugleich mit M. n sechshundert der litthauischen Großen die heilige Taufe. Der Dominik- ch Wit wurde zum Bischofe von Litthauen ernannt, doch erhielt sich die Christ- gion dort nicht, indem das gemeine Volk derselben ganz abgeneigt war; selbst her nur aus politischen Rücksichten das Christenthum angenommen, wurde iränzig. Er starb im Jahre 1264, von den Seinigen ermordet. K—r.

reez, Stadt im Gubernium Wilna, im Kreise Trock am rechten Ufer des 8 Meilen nördlich von Grobno, mit mehren katholischen Kirchen. M. Lieblingsaufenthalt des Polenkönigs Wladislaus Wasa, der nahen Wälder n denen er zu jagen pflegte und hier starb er auch im Jahre 1648. K—r. ferich, Kreisstadt im Großherzogthum Posen an der Odra, 15 Meilen von Posen. Vor mehren Jahren durch Brand verwüstet ist M. wieder igebaut, zählt 6000 Einwohner und hat mehre Kirchen und eine Realschule. Stadt befinden sich die Ruinen eines alten Schlosses. K—r.

yer, Ursula, Hofdame der Königin Konstantia von Polen, stammte aus nehmen bayerischen Familie und kam im Gefolge der Königin 1605 nach Sie fand in hoher Achtung sowohl bei der Königin, wie auch bei Su- sa selbst und die Erziehung der königlichen Kinder wurde ihr ansehn- e Frömmigkeit ergeben, war sie dem Jesuitenorden zugethan, and- t großen Einfluß ausübte, in Folge dessen sie selbst vom Papste u

eine goldene Rose zum Andenken, wie auch ein eigenhändiges Schreiben erhielt, in welchem ihrer Tugenden und Vorzüge belobigende Erwähnung geschieht. Bis zu ihrem Tode blieb sie im jungfräulichen Stande, obgleich selbst fürstliche Personen sich um ihre Hand bewarben. Sie pflegte die Königin wie auch den König in ihrer letzten Krankheit und nach dem Zeugnisse des damals anwesenden litthauischen Reichskanzlers Albert Radziwill besorgte sie während der letzten Stunden des Königs die öffentlichen Angelegenheiten und vollstreckte seinen letzten Willen. Nach seinem Tode im Jahre 1632 lebte sie in Warschau ganz der Frömmigkeit und guten Werken und wurde die besondere Beschützerin des dortigen Jesuiten-Collegiums; dem zu Wilna übermachte sie die vom Papst zum Geschenk erhaltene goldene Rose; auch stiftete sie mehre Klöster, die sie reichlich ausstattete, so das Kloster der Karmeliterinnen zu Warschau, das jetzt in eine Wohlthätigkeitsanstalt verwandelt ist. Sie starb im Jahre 1635.

K-r.

Miaszkowski, Kaspar, polnischer Dichter unter Sigismund Wasa, gab im Jahre 1612 eine Gedicht-Sammlung heraus, deren erster Theil nur geistliche, der zweite aber Gedichte verschiedenen Inhalts enthält. Außerdem erschien von ihm ein Werk unter dem Titel: Der slavische Hercules. Nach dem Urtheile des Erzbischofs Woronicz übertreffen seine geistlichen Gedichte weit die seiner Zeitgenossen, wie des Grochowski, Bialoblocki und Anderer.

K-r.

Michalow (Michelau), kleine Kolonie am Flusse Drewenz in der Nähe von Straßburg, Regierungsbezirk Marienwerder in Westpreußen. Schon in alten Zeiten stand hier das Schloß M., von dem auch der Name des Landes M. herrührt, um welches vielfache Kämpfe und Streitigkeiten zwischen der Krone Polens und dem deutschen Orden entstanden waren. Zum Andenken an diese historische Wichtigkeit wurde bei der Einrichtung des Herzogthums Warschau aus diesem Landestheile der Kreis M. gebildet.

K-r.

Miechow, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirkes im heutigen Königreich Polen, 6 Meilen nördlich von Krakau. Jara (Gryff), welcher mit dem Herzog Heinrich von Sandomir eine fromme Pilgersfahrt nach Jerusalem unternahm, erfuhr nach seiner Rückkehr die Stadt durch Gründung der Kirche und des Klosters sogenannten Wächter des heiligen Grabes im Jahre 1153. In demselben und zu demselben Zwecke gründete Herzog Heinrich in Jagode an der Nid-Kloster für die Tempelherren zu Miechow. Jenes erhielt bedeutende Vorrechte nur Bischöfe oder andere hochgestellte Geistliche waren Prioren desselben. Es erhielt auch das Privilegium der Verleihung von Orden, die in den sogenannten goldenen Ketten des Gottesgrabes an rothem, schwarz eingefasstem Bande bestanden, mit dem Tode des letzten Primas im Jahre 1830 aufhörte. Im Jahre 1794 wurden das Kloster und die Kirche, beide mit Blei bedeckt, durch Zufall einer der Flammen, doch wurden sie später mit größerer Pracht wieder aufgebaut.

Miechowski, Matthias, allgemein bekannt unter dem Namen Miodziński (lateinisch Mathias a Miechov), war polnischer Geschichtschreiber und Hofe Sigismund des Jag. Er erhielt den Namen M. von seiner Geburt. Nachdem er sich als Arzt und Physiker berühmt gemacht, entsagte er demselben und trat in den geistlichen Stand und als Kanonikus am Dome zu Krakau. Er widmete er sich ganz milden Stiftungen, besonders von Schulen und Bibliotheken in verschiedenen Klöstern in Polen. Er schrieb auch verschiedene Werke, von denen das bekannteste seine Chronik von Polen in lateinischer Sprache ist, welche im Jahre 1521 zu Krakau mit Bildnissen der polnischen Monarchen in Holz erschienen. Sie ist eine Vereinfachung des ähnlichen Werkes von Dlugosz, welches damals noch im Manuskript befand und welches M. vom Jahre 1480 bis 1513 fortsetzte. Er starb im Jahre 1513.

Mieczyslaw, 1) M. I., Großherzog von Polen, führte die christliche Religion in seinem Reiche ein und von da ab erst beginnt die Geschichte Polens eine Bestimmtheit zu erlangen. Die ersten bestimmten Nachrichten von Polen sind von seinem Zeitgenossen, dem Erzbischofe von Magdeburg, Dittmar oder

zu verdanken, welcher in lateinischer Sprache die damaligen Ereignisse, wie auch die Verhältnisse Polens zu den Deutschen beschrieb. Aus dieser ältesten sicheren Quelle (älter noch als des Martinus Gallus) wissen wir, daß im Jahre 964 M. unter der Bedingung ein Christ zu werden, die Hand der Tochter des böhmischen Herzogs Boleslaus, Dombrowka (Dubrawka), erhielt. Er ließ sich im Jahre 965 vom Bischof Jordan taufen, befahl auch seinen Unterthanen ebenfalls die christliche Religion anzunehmen und die heidnischen Altäre niederzureißen. Es soll die Zerstörung der heidnischen Götzenbilder im ganzen Reiche an einem Tage und zwar am 7. März geschehen seyn und zum Andenken daran ist der in Polen und Schlesien an manchen Orten heute noch bestehende Gebrauch, am Sonntage der Wittfaste einen Götzen ins Wasser zu werfen, entstanden. M. herrschte über Großpolen, Masowien, Kleinpolen, ganz Schlesien, einen Theil der Lausitz, Neumark und Pommern. Die Annahme des Christenthums und die Verwandtschaft mit dem Böhmenherzoge brachten ihn in nähere Verbindung mit dem Abendlande. Mehrmals unterstützte er den deutschen Kaiser Otto II. gegen die heidnischen Slaven im heutigen Brandenburg und Mecklenburg; auch erschien er am Hofe Otto III. in Quedlinburg mit zahlreichem Gefolge und machte diesem ein bisher in Deutschland noch unbekanntes Thier, ein Kameel, zum Geschenke. Auch verkehrte er mit dem römischen Stuhle und bat den Papst Benedikt VI. um Ertheilung des Königtums, was ihm dieser jedoch abschlug, nachdem er den Herzog von Ungarn damit beehrt hatte. Ursache zu der abschlägigen Antwort des Papstes soll die nach dem Tode der Dombrowka im Jahre 977 gegen alles kirchliche Recht eingegangene zweite Ehe mit einer Nonne aus dem Kloster Calvo, Namens Oda, Tochter des brandenburgischen Markgrafen Dietrich gewesen seyn. M. starb im Jahre 999 und liegt in der Domkirche zu Posen begraben, die also zu der Zeit schon gegründet war. Er hinterließ drei Söhne, von denen der älteste Boleslaus ihm in der Regierung nachfolgte. — 2) M., der Faulle (gnusny) König von Polen, war der Sohn und Nachfolger Boleslaus des Tapfern und erhielt seinen Beinamen von der Unfähigkeit zu regieren und von seiner gänglichen Unthätigkeit überhaupt. Seine Gemahlin war Mira, die Tochter eines rheinischen Pfalzgrafen. M. regierte von 1025 bis 1034 und liegt in der Domkirche zu Posen begraben. — 3) M., der Alte (stary) Herzog von Großpolen, so genannt wegen seines ernsten und männlichen Benehmens, das er sich in seiner Jugend schon angeeignet hatte. Er war der dritte Sohn des Polenkönigs Boleslaus Przymysly, dem bei der Theilung des Reiches Großpolen als Antheil zufiel. Während seiner ganzen Regierungszeit führte er Krieg mit seinen Brüdern, auch mit seinem Schwiegersohne, Leszek Biały, um den Besitz von Krakau. M. starb im Jahre 1202 in hohem Alter und hinterließ das Reich seinem Sohne Wladislaus mit dem Beinamen Lastonogi (Langbein); er liegt, der älteste unter den polnischen Fürsten, in Kalisch begraben. K—r.

**Rintst**, 1) ist das größte von allen ehemals polnisch-russischen Gubernien, sich in der Gestalt eines länglichen Dreiecks von Norden nach Süden erstreckt, von den Gubernien Grodno und Wilna westlich, Witepst und Mohylew östlich und Wolhynien südlich eingeschlossen ist. Das Land ist im Süden zu beiden Seiten der Wprypeß sumpfig, sonst überall stark bewaldet und deshalb von den Gubernien am wenigsten bevölkert. Auf 1700 Quadratmeilen zählt es nur 30.000 Einwohner, mithin auf eine Quadratmeile nur 650. Davon sind 10.000 Russen griechisch-russischen Bekenntnisses, 50.000 altgläubige Russen, 10.000 Polen und 150.000 Juden. Außer der Hauptstadt gleiches Namens die wichtigsten Städte: Bobrujsk, Sluck, Njeswiz und Pinsk. — 2) M., die ehemalige Hauptstadt des Guberniums an der Swislocza, einem Nebenflusse der Beresina, mit 15.000 Einwohnern, unter denen die größere Hälfte Juden. Die Stadt hat sich in der letzten Zeit sehr gehoben, der Ring mit dem höchsten Theile derselben ist regelmäßig gebaut und die meisten Straßen gehen von diesem Punkte aus. In derselben befinden sich hier 9 katholische und griechische Kirchen, mehrere Römisch-katholische, ein großer öffentlicher Garten, Theater u. s. w.

zwei Jahre einjährig und 1791 zum General einer Brigade ernannt, da antheilte M. alle Erlebnisse mit Dumouriez, unter dem Feldzuge in Belgien bewohnte. Als dieser aber in der Revolution von 1791 wieder herzustellen, mit den Oesterreichern in trat, zog M. nach dessen Anleitung mit einer Division nach errichtete ein Lager bei der Festung Lille und ging selbst mit einer seiner Leute in die Stadt, um sich mit dem hier kommandirenden zu unterreden, der ihn jedoch, von Dumouriez Plane schon unternehmen und nach Paris abführen ließ. Hier wurde M. nach dem zum Tode verurtheilt und den 22. Mai 1793 im 42. Lebensjahre!

Mir, Stadt im Nowogroder Kreise des Suberniums Guberniums südwestlich von Minsk. Ehemals war hier ein besetztes Schloß auch zwei für die Polen unglückliche Treffen mit den Russen: 1792, das andere 1812 unter Napoleon; in letzteren waren Generäle Platon und Koznietki.

Mirer, Johann Peter, erster Bischof von St. Gallen, geboren 1778 im Dorfe Obersaxen im Kanton Graubünden. Ein rechtschaffener, wohlhabender Landeute. Nachdem er in den Benedictiner und Pfäfers seine Gymnasialstudien vollendet, bezog er die Universität Dillingen und widmete sich in einem längeren Aufenthalte theologischen Studien. Schon 1799 ward ihm die Stelle des Generalschreibers von Freiberg anvertraut, womit sich günstige Ausfertigung am Hofe zu Dresden zu eröffnen schienen. Die Vorsehung lenkte anders und führte ihn, wenn auch nach manchen Zwischenfällen wieder in's Vaterland zurück. Während der Ferienzeit zu Haus zweimal in Mitte des Landsturmes gegen die Franzosen; die ersten in dem in englischem Sold errichteten Regimente von Saltragen wurde, schlug er aus, weil er unter allen Umständen Stande zu widmen fest entschlossen war. Da die Schweiz und die Schweiz für diese Lebensbahn nur höchst trübe Ausfertigungen darbieten, richtete er sich nach entfernten Zonen und in der Absicht, in Amerika als

n, den jungen Grafen von Travers aus Graubünden, an das Lyzeum zu  
 nsburg, verweilte dort drei Jahre und führte dann seinen Zögling nebst dem  
 en von Thurn-Balsarina an die Universität Würzburg, wo M. besonders  
 sophische und juristische Kollegien hörte und mit dem Doktordiplom der Philoso-  
 beehrt wurde. Nebenbei machte er mit seinen beiden Cleven Bildungsreisen  
 Deutschland, die Schweiz, Ungarn und Böhmen; ließ sich aber, nachdem er  
 bernommene Aufgabe erfüllt, durch ehrenvolle Rufe, die an ihn ergingen,  
 Deutschland nicht fesseln und übernahm die bescheidene, mühselige Kaplanei und  
 arschule seines Heimathortes Oberfaren. Im Jahre 1810 wurde er als Pro-  
 der Rechtswissenschaften an die Kantonschule nach Chur berufen, 1815 kehrte  
 ieder zu seiner Kaplanei in Oberfaren zurück und widmete sich neben der  
 arschule einer kleinen Privaterziehungsanstalt, 1820 folgte er als Präsekt  
 em katholischen Gymnasium einem Rufe nach St. Gallen, wo ihm neben dem  
 ng der Anstalt zugleich der Religionsunterricht und die persönliche Aufsicht  
 Zöglinge im Conviktaleben anvertraut war. Als Lehrer, als Erzieher hat M.  
 oielem Segen gewirkt. Die angesehensten Staatsmänner Graubündens ver-  
 em ihm großen Theils ihre Bildung; die auch in weitern Kreisen bekannten  
 Defak Greith in St. Gallen und Bischof Henni in Milwaukee (Nordamerika),  
 besonderen Zöglinge, ihre ganze Lebensrichtung. Sein Verlangen nach seeli-  
 cher Wirksamkeit führte M. 1829 auf die Pfarrei Sargans. Auch dorthin  
 ihm das allgemeine Zutrauen vorausgegangen. In der ersten Versammlung  
 Landkapitels Sargans wählten ihn seine Amtsbrüder zum Defak, die Kurie  
 trug ihm das bischöfliche Commissariat. Die katholische Erziehungsbehörde  
 nnte ihn zum Schulinspektor des Bezirkes. Die Erörterungen über die Auf-  
 ig des Doppelbisthums Chur und St. Gallen, die schon 1828 ihren Anfang  
 nmen, führten 1833 nach dem Tode des Fürstbischofs Carl Rudolph von  
 l-Schauenstein wirklich zur Trennung, in die auch der heilige Stuhl im  
 1836 einwilligte. Von Rom aus wurde damals M. der Diözese provisorisch  
 apostolischer Vikar vorsezt. Nur aus priesterlicher Pflichttreue nahm er die  
 ere Bürde auf sich und hoffte in wenigen Monaten die Diözese einem neuen  
 hofe übergeben und zu seiner ihm liebgewordenen Pfarrei zurückkehren zu kön-  
 Eine höhere Hand hat es anders gefügt. Die Unterhandlungen über die  
 chtung des Bisthums St. Gallen zogen sich sehr in die Länge, bis endlich  
 November 1845 das Jawort des großen Rathes den letzten Stein des Anstos-  
 auf die Seite hob. Allgemein war die Freude und groß der Jubel, als im  
 ber 1846 in St. Gallen ein Schreiben von Rom anlangte, welches die An-  
 : enthielt, daß Pius IX. in der Person des verehrten apostolischen Vikars M.  
 ersten Bischof von St. Gallen erwählt habe. Zehn lange Jahre oberhirtlicher  
 ung dienten der Wahl zur Unterlage. Vieles im kirchlichen Leben der Katho-  
 : hatte sich während dieser Zeit gehoben, alle Differenzen und Schroffheiten  
 en sich ausgeglichen, die kirchliche Disciplin lehrte zurück, die, Geistlichkeit  
 te sich in ihrem Wirkungskreise unterstützt, gegenüber den Staatsbehörden wal-  
 Friede und Eintracht, so daß diese M. mit dem Ehrenbürgerrecht des Kan-  
 : beehrten. Mit großer Feierlichkeit ward er 30. Juni 1847 in der alten  
 :kirche von St. Gallen consecrirt. Seither sind wenige Jahre verfloßen und  
 ist in der Diözese St. Gallen so Manches geschehen, das die weise, uner-  
 liche Hirtenforge des greisen Bischofs bezeichnet und ihn als würdigen Nach-  
 er des heiligen Gallus hinstellt. Seine trefflichen Hirtenbriefe und bischöflichen  
 esse besprechen in edler, volksthümlicher Weise, was unserer Zeit, was seiner  
 esse besonders Noth thut und lassen keinen Anlaß vorbeigehen, bei dem er die  
 änglichkeit an die katholische Kirche und ihr sichtbares Oberhaupt heben und  
 ligen kann. Seiner Leitung und dem Zusammenwirken vorzüglicher Männer  
 seiner nächsten Umgebung verdankt die Diözese die Errichtung eines angelei-  
 : Priesterseminars, die Reorganisation des katholischen Lyzeums, ~~an dem~~  
 an dem Männer, wie Domdekan Greith (s. d.) u. A

1849 beigefügten höhern Lehranstalt vereinigten und freiwillig Vorlesungen hielten, die Reorganisation des Lehrerseminars und der Volksschule im Sinne der katholischen Kirche, einen neuen Diözesankatechismus, ein treffliches Rituale und das merkwürdige, vom bischöflichen Sekretär Dehler bearbeitete Cantarium S. Galli. Ueberhaupt regt sich in der Diözese St. Gallen in den Konferenzen, in der sorgfältigen und literarischen Thätigkeit des Klerus, wie auch unter dem Volke, ein neues kirchliches Leben und der belebende Mittelpunkt desselben ist der würdige Bischof, den der Herr noch lange in seiner jugendlich-kraftigen Wirksamkeit in seinem hohen Amte erhalten möge. —L.—

**Mizler** der **Colof**, **Laurentius**, war polnischer Arzt in der Mitte des 18. Jahrhunderts und zugleich eifriger Sammler polnischer Geschichtswerke. König August III. ernannte ihn zu seinem Rathe und Hofarzte und Stanislaus August erhob ihn in den Adelsstand. Seine ersten Bemühungen waren der Errichtung eines medizinischen Collegiums gewidmet, das aber wegen öfterer Aushebung der Reichstage unter August III. nicht zu Stande kam. Nun nahm er sich vor, alle in lateinischer wie auch in anderen Sprachen erschienenen Werke über polnische Geschichte in einer großen Sammlung zu vereinigen, von welcher 4 große Bände in Folio im Jahre 1761 in Warschau erschienen. Die Sammlung umfaßt 30 Geschichtsschreiber, unter denen die wichtigsten: Kadlubek, Rugosz, Promer, Carnicki, Boguski, Michowita, Stryskowski, Staromolski, Karfinski, Swienicki, Cellarius, Beauplan, Connor, Pozyluski, Herberstein. M. besaß eine eigene Buchdruckerei in Warschau, durch welche er auch die von Jaluksi gesammelten Manuscripte zum Theil veröffentlichte. Auch gab M. eine periodische Zeitschrift heraus, um die Gelehrten anderer Nationen mit den Schätzen der Jaluksischen Bibliothek bekannt zu machen. Sie erschien zuerst deutsch unter dem Titel: Warschauer Bibliothek, später lateinisch als: Acta literaria regni Poloniae. M. starb im Jahre 1770. Der schon beendigte fünfte Band seiner historischen Sammlung ging wieder verloren, auch der zweite und dritte sind schon sehr selten. K—r.

**Mniszel** (**Mniszech**), **Georg**, Wojewode von Sandomir, welcher seinen nachherigen Schwiegersohne, dem vermeintlichen Czar Dimitri bei dessen Thronbesteigung behülftlich war, begleitete seine Tochter Maryna nach Moskau und war Zeuge ihres dortigen feierlichen Einzuges und ihrer Krönung zur Czarin, aber auch der später ausgebrochenen Verschwörung gegen Dimitri, wie dessen gewaltsamen Todes und der Ermordung vieler mit ihm nach Russland gekommenen Polen. Nur er und seine Tochter blieben auf Verwendung des Hauptes der Verschworenen Basilj Schujsskoj am Leben, nur wurden sie eine Zeit lang in Jaroslaw gefangen gehalten. Als nach ihrer Freilassung seine Tochter einen andern falschen Dimitri als ihren Gemahl anerkannte, nur um sich als Czarin auf dem Thron zu behaupten, blieb M. noch in Moskau, kehrte jedoch, nachdem sich auch Sigismund Wasa in die russischen Angelegenheiten gemischt, allein nach Polen zurück und war auf dem Reichstage zu Warschau im Jahre 1610, auf welchem die von dem Kronfeldhern Zolkiewski gefangenen beiden Brüder des Czaren Basilj Schujsskoj und er selbst dem Könige Sigismund vorgestellt wurden, gegenwärtig. Er überlebte seine Tochter, die 1612 eines gewaltsamen Todes starb (sie wurde mit ihrem zweijährigen Kinde ins Wasser geworfen und ertrank unter dem Gise) und zog sich später in die Einsamkeit zurück; deshalb ist uns sein Todesjahr unbekannt. K—r.

**Modrzewski**, **Andreas**, bekannt unter dem lateinischen Namen **Modrevius**, ist der Verfasser mehrerer politischen Schriften unter August dem Jagellonen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Sie erschienen in lateinischer Sprache und nur sein bedeutendstes Werk: *De republica emendanda*, wurde durch Cyprian Basilieus ins Polnische übersetzt (1577). Es ist in 5 Bücher getheilt, das fünfte welches von der Kirche handelte, wurde aber in den neueren Ausgaben wegen zu Angriffen des päpstlichen Stuhles weggelassen. M. bekannte sich nämlich otestantismus, zu dem er aus der Universität Wittenberg in Sachsen

übergetreten war. Nach Polen zurückgekehrt, wurde er zum Sekretär des noch jungen Prinzen August berufen, auf den er später nach dessen Thronbesteigung großen Einfluß ausübte. Dieser schickte ihn auch im Jahre 1556 als Gesandter auf das Concil zu Trident und als solcher legte er der Kirchenversammlung folgende Punkte zur Entscheidung vor: Die heilige Messe in der Landessprache zu lesen, die heilige Kommunion unter beiderlei Gestalten auszuthellen und den Geistlichen die Ehe frei zu geben, welche drei Punkte jedoch verworfen wurden. Längere Zeit stand er mit dem ebenso freisinnigen Stanislaus Orzechowski in freundschaftlichen Verhältnissen, später aber griffen sie sich in gegenseitigen Streitschriften heftig an. K—r.

**Robylew** (pobolisch), Kreisstadt im Gubernium Podolien, am linken Ufer des Dniestr und der Gränze von Bessarabien, 16 Meilen östlich von Kamieniec. Von allen Seiten mit hohen Bergen umgeben, hat es ein weit milderes Klima, als selbst südlicher liegende Gegenden; es gedeihen hier die schönsten Südfrüchte, mit denen die Griechen und Wallachen Handel treiben, auch die Seidenzucht ist in starkem Flor. M. zählt gegen 8000 Einwohner, die ausser vielen Juden der russischen Sprache und griechischen Kirche angehören. Hier hat auch der armianische Bischof seinen Sitz. K—r.

**Molodeczna**, Stadt im Kreise Wilejka des Guberniums Minsk, bei welcher Napoleon nach dem unglücklichen Feldzuge in Rußland auf seiner Rückkehr den Rest seiner Truppen verließ, die sich dann gänzlich auflösten. K—r.

**Moncypuski**, Johann (auch unter dem Namen Macinius bekannt), der Verfasser des ersten polnischen Wörterbuches, lebte im 16. Jahrhunderte und war aus der Wojewodschaft Sieradz gebürtig. In seinen jüngeren Jahren bereiste er Italien, Frankreich und Spanien; nach Polen zurückgekehrt, setzte ihm König Stephan Batory eine jährliche Pension aus. Seine Gewandtheit in der hebräischen, griechischen und lateinischen Sprache verschaffte ihm die Achtung und Freundschaft mehrerer ausgezeichnete Zeitgenossen, wie eines Scaliger, Sigonius, Johann Kochanowski u. a. Später von seinen Landsleuten wegen Vertheidigung der damals sich verbreitenden Neuerungen verfolgt, verfiel er in Wahnsinn und machte selbst seinem Leben ein Ende. Unter den verschiedensten Werken, die er hinterließ, ist das bedeutendste das in Königsberg im Jahre 1564 erschienene lateinisch-polnische Wörterbuch, welches nicht bloß das älteste dieser Art ist, indem es viel früher als das von Knapki erschien, sondern auch viele in damaliger Zeit schon weniger gebräuchliche Ausdrücke enthält. K—r.

\* **Montalembert**, Graf und Pair von Frankreich, Vorkämpfer und Führer der katholischen Partei daselbst, ausgezeichnet parlamentarischer Redner, auf wissenschaftlichem Gebiete eine Notabilität. Kurze biographische Notizen über diesen Mann haben wir bereits gegeben und es möge hies noch eine gebrängte Schilderung von M.'s Wirken als Staatsmann und Gelehrter treten, bis einst die Rehabilitation Vollständigeres zu liefern im Stande ist. Denn wir glauben, daß für die großen Männer, die die verschiedenen Jahrhunderte geboren, ein Conversations-Lexikon eine Walhallä sei, worin die Tüßten und Statuen dieser Männer aufgestellt werden mögen, damit die Mitwelt, die hier einkehrt, sie kennen und achten lerne, die Jugend sich daran begeistere. — Unstreitig ist M. einer der ersten Geister unserer Zeit, ein O'Connell in Frankreich, ein unerschrockener feuriger Redner, der, so oft er das Wort ergreift, die Herzen wunderbar zu entflammen versteht. Man lese die Reden, die er in Sachen der Unterrichtsfreiheit, in Sachen des Sonderbundkrieges, erst neulich für die römische Expedition und jüngst für die Wahlreform gehalten, man erwäge den Eindruck, den er jedesmal zu machen verstanden und der namentlich in der Rede für die römische Expedition die Kammer, so zu sagen, fanatisirte und man möge entscheiden, ob er den Lamartine's, Hugo's, Thiers' ic., die in Frankreich für Glanzpunkte der politischen Beredsamkeit gelten, nicht würdig zur Seite steht. — M. ist ein Schüler Görres', vielleicht der vorzüglichste unter den vielen und der einzige, dem das Schicksal mit Glück.



fen vergönnt hat; ein frommer Anhänger seiner Kirche, deren Sache zu führen er sich zur Lebensaufgabe gemacht zu haben scheint. — Gleich hoch, wie als parlamentarischer Redner, steht er als Gelehrter; wir verdanken ihm eine gediegene Biographie der heiligen Elisabeth, der Landgräfin von Thüringen, welches Buch in Deutschland in G. Görres „Jungfrau von Orleans“ ein Seitenstück hervorgehoben; außerdem besitzen wir von ihm eine „Geschichte des heiligen Bernard; ein Wort in Sache der Kölnerangelegenheiten; Du vandalisme et du catholicisme dans l'art; in Verbindung mit Lamenaïs, als dieser noch die Sache der Kirche vertrat und mit Lacordaire, Gerbet u. gab er die „L'arenia“ heraus, ein Journal, für dessen Gediegenheit schon die Namen der Mitarbeiter sprechen. In neuerer Zeit ist M. dem zerstörenden Radikalismus herzlich zu Leib gegangen, hat zu diesem Behufe einige Schriften herausgegeben, von deren Hofrath Dr. Bus eine ins Deutsche übertrug und es scheint, daß, wenn die Hydra in Paris neuerdings ihre Haupt siegreich erhöhe, auch M. eines ihrer prädestinirten Opfer wäre; eine Heldenthat, wie sie in Rom an Rossi, in Wien an Latour geübt worden, wäre in der socialistischen Partei nur ein weiterer Schritt zum Ziel. — Mäge indes der im kräftigsten Mannesalter stehende kühne M. nicht weichen, fortbauen an dem Damme gegen die Revolution; steht er doch, wie jeder, im Schutze der mächtigsten Hand, die nur wirkt, um freies Menschenbeginnen zu vernichten.

Joh. Huber.

**Montauer Spitze**, so heißt das spitzige Vorgebirge, zwei Meilen südlich von Marienburg, bei welchem sich die Weichsel in zwei Arme theilt, von denen der östliche kürzere unter dem Namen Bogat ins frische Haff mündet, der andere westliche, den Namen Weichsel beibehaltend, 6 Meilen nördlich beim Danziger Haupte sich nochmals theilt und östlich als Elbinger oder neue Weichsel ins frische Haff, westlich als Danziger Weichsel in die Ostsee sich ergießt. In den verschiedenen Kriegen zwischen Schweden und Polen wurden an beiden Punkten da, wo sich die Weichsel theilt, zwei feste Schanzen, die Montauer und Haupter Schanze angeleat, welche oft gegenseitig und mit verschiedenem Erfolge erobert wurde. K—r.

**Monti**, Marquis de, war französischer Gesandter am polnischen Hofe nach dem Tode August II. und der Instruktion seines Hofes gemäß lenkte er die Königswahl auf den schon einmal gewählten Stanislaus Leszczyński. Nachdem dieser unerkannt aus Frankreich nach Polen gereist war, und bei M. zwei Tage sich verborgen gehalten hatte, bevor er zur Freude der Polen sich öffentlich zeigte, wurde er einstimmig zum Könige gewählt. Doch nicht lange darauf mußte er der Uebermacht der Russen weichen und begab sich nach Danzig, wohin ihm M., wie auch der Primas des Reichs und viele andere Große folgten. Sich auf eine Belagerung der Stadt gefaßt machend, zog M. auf Frankreichs Kosten eine aus Einwohnern von Danzig und der Umgegend bestehende Streitmacht zur Verteidigung derselben zusammen; als sich jedoch die Stadt nicht halten konnte, machte er den Plan zu Stanislaus Flucht und erst als dieser in Sicherheit war, ergab sich Danzig der Gnade des Marschalls Munich, welcher den Marquis M. und den Primas Szembek als Geiseln verlangte, sich aber auf höchst ungebührliche Art gegen diese benahm. Auf Befehl der Czarin Anna wurde M. wieder freigelassen und kehrte nach Frankreich zurück.

K—r.

**Montluf** (Montluc), wurde von Karl IX. von Frankreich nach dem Tode August des Jagellonen nach Polen geschickt, um die Wahl zu Gunsten seines Bruders, Herzogs Heinrich zu betreiben. Sehr geschickt wußte er seine Sendung auszuführen, obwohl er auf große Hindernisse stieß, indem gerade während seiner Bemühungen, seinen Kandidaten Heinrich bei der polnischen Königswahl durchzubringen, aus Frankreich Nachrichten, Beschreibungen und Zeichnungen des grausamen Blutbades der Hugenotten in großer Menge eingingen, welche die Gemüther gegen die in Frankreich herrschende Familie gänzlich erbitterten. Doch verstand M. alle diese Schwierigkeiten zu beseitigen und noch kurz vor der Wahl hielt er den versammelten Senatoren eine geistreiche lateinische Rede zu Gunsten

Heinrichs, die seinen Bemühungen den Erfolg sicherte. Der französische Hof war zwar durch die erfolgte Wahl Heinrichs zum Könige von Polen zufrieden gestellt, aber nicht durch die Bedingungen, welche M. im Namen des neugewählten Königs eingehen mußte und die allgemein als die königliche Macht zu sehr beschränkend erschienen.

K—r.

Montwy, Kolonie im Inowraclawer Kreise des heutigen Großherzogthums Posen an der Neße, 1 Meile südlich von Inowraclaw. Hier fand den 13. Juli 1666 während des inneren Krieges zwischen Georg Lubomirski und dem Könige Kasimir Wasa jene unglückliche Schlacht statt, in welcher jener den eigenen König besiegte und die Blüthe der polnischen Streitmacht von Brudershand niedergemetzelt wurde.

K—r.

Morell, P. Gallus, Benediktiner in Einsiedeln, geboren 24. März 1803 im Städtchen Wyl im Kanton St. Gallen, trat 1819 in der berühmten Abtei Einsiedeln ins Noviziat des Benediktiner-Ordens und legte 14. Mai 1820 die feierlichen Ordensgelübde ab. Im Jahre 1826 zum Priester geweiht, wurde ihm eine Professorstelle am Klosterschulhaus anvertraut und er später zum Bibliothekar und Archivar befördert. Seit 1846 bekleidet er auch die wichtige Würde eines Subprioris im Kloster, seit mehreren Jahren die Stellen eines Rektors der erweiterten, in neuester Zeit auch mit einer theologischen Fakultät verbundenen höhern Lehranstalt in Einsiedeln und eines Erziehungsrates des Kantons Schwyz um dessen bessere Volksbildung er sich durch Bildung der Lehrer und Herausgabe guter Schulbücher, namentlich der „Geschichte der Schweiz für Schule und Volk“ (Luzern 1836), vielfach verdient gemacht hat. P. Gallus darf mit Recht zu den bedeutendsten jetzt lebenden Mitgliedern seines Ordens gezählt werden. Er ist die Seele des sich kräftig regenden wissenschaftlichen Lebens in seinem Stifte und als schweizerischer Geschichtsforscher und Dichter in der literarischen Welt rühmlich bekannt. Als gegen Ende des Jahres 1847 durch den Sonderbundskrieg die Gesellschaft Jesu aus der Schweiz vertrieben und so viele katholische Lehranstalten und Klosterschulen aufgehoben wurden, erhielt das Kollegium des Klosters Einsiedeln für die katholische Schweiz eine wichtige Bedeutung, als fast einzige von radikaler Staatsgewalt nicht berührte Pflanzschule katholischer Priester und Staatsmänner. Da war es der würdige Abt Heinrich Schmid, der durch den einsichtsvollen, unermüdblichen P. Rektor die Lehranstalt erweiterte und organisirte und zu einer Centralanstalt für die katholische Schweiz erhob, die dieser noch immer bei stets sich mehrendem Zusammenfluß der Studirenden leitet. Auch als Bibliothekar und Archivar hat P. Gallus große Verdienste. Von ihm ist eine Geschichte und Beschreibung der merkwürdigen Klosterbibliothek in dem in Leipzig erscheinenden *Serapeum*, die Mittheilung des für die Geschichte wichtigen Liber Heremii aus dem 13. Jahrhundert im schweizerischen Geschichtsfreund und der chronologisch geordneten „Regesten der Abtei Einsiedeln“ (Ghur 1848). Von seinen übrigen Schriften nennen wir noch: „Die lieblichen Gedichte: *Kremus sacra*. Die heilige Wüste zur Erinnerung an Einsiedeln für Gebildete“ (Luzern 1840) mit einer Beschreibung des berühmten Wallfahrtsortes, und „den Pilger.“ — *Sonntagsblatt zur Belebung religiösen Sinnes*“ (8 Jahrgänge, Einsiedeln 1842—49), den er gründete und der viele freundliche Gedichte von seiner Hand enthält. —L.—

Morfyn, 1) M., Andr e a s, polnischer Dichter in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, verwaltete verschiedene Staatsämter und war zuletzt Reichsschatzkanzler; auch wurde er als Gesandter an verschiedene Höfe, nach Frankreich, Deutschland und Rom geschickt. König Kasimir Wasa machte ihn zu seinem Testamentsvollstrecker; unter Johann Sobieski's Regierung ging er jedoch nach Frankreich, wo er bis zu seinem Tode blieb. Er gründete auch in Warschau die Kirche und das Kloster der barmherzigen Brüder und baute einen Palast, den später August II. erweiterte und verschönerte. Seine Gedichte enthalten meist Uebersetzungen von Werken älterer und neuerer Zeit; das beste davon ist der Eid von Corneille, welcher als Drama vor dem Könige Kasimir Wasa auf dem Warschauer Schlosse im

1661 zuerst gegeben wurde. — 2) M. Stanislaus, Bruder des Vorigen, auch polnischer Dichter, widmete sich dem Soldatenstande, zu dem er sich in fremden Ländern ausbildete. Später focht er rühmlich in den Schlachten von Lubnow, Choczim, Jurawno, Wien, Strygonia u. a.; zuletzt wurde er Wojewode von Masowien. Seine Gedichte stehen denen seines Bruders nicht nach, sind aber ebenfalls nur Uebersetzungen, von denen die besten Racine's Andromachus und Seneca's Hippolit sind. K—r.

Moskorzewski, Hieronymus, berühmter socinianischer Theolog unter der Regierung des Polenkönigs Sigismund Wasa. Er knüpfte ein freundschaftliches Verhältnis an mit Faustus Socinus, dessen Grundsätze er auch nach seinem Tode zu verbreiten suchte und diese Sekte als besondere Religionsgemeinschaft anerkannt und bestätigt wissen wollte. Seine dahin zielenden Bestrebungen begannen im Jahre 1595. Doch trotz der vielen Zusammenkünfte in Synoden, auf denen er in den meisten Städten Polens den Vortritt führte, war er weder im Stande seinen Anhängern Geltung zu verschaffen, noch eine Vereinigung der Socinianer mit den Protestanten zu bewirken. Später wohnte er auf seinem Gute in Czarnikau, wo er eine Kirche seines Bekenntnisses stiftete. Dort versammelten sich die Socinianer und erbauten sich an seinen Predigten. M. beschäftigte sich auch mit Chemie und Arzneikunst, besonders bei Augenkrankheiten. Er starb im Jahre 1625, von seinen Schülern und Anhängern hochgeachtet und hinterließ eine Menge theologischer Schriften in lateinischer und polnischer Sprache, in welchen er den Socinianismus den Angriffen eines Peter Starga und anderer katholischen Geistlichen gegenüber vertheidigte und die Grundsätze desselben anschaulich und eindringlich zu machen versuchte. K—r.

Moskowska, Anna Olympia, geborne Fürstin von Radziwill, gab kurz nach der letzten Theilung Polens mehre Werke im Romanenstyl heraus, wie: Meine Zerstreuungen; Astolba, Fürstin von Littauen u. s. w. K—r.

Mosajsk, Kreisstadt im Gubernium Moskau, von dieser Stadt 15 Meilen westlich am rechten Ufer der Moskwa. Hier zogen sich im Jahre 1610 die Reste des russischen Heeres zurück, nachdem Czar Basili Schujskoi von dem polnischen Feldherrn Jolkiewski bei Kluzyn (Klausen) gänzlich geschlagen und gefangen genommen worden war. Etwas weiter von der Stadt an der Moskwa fiel den 7. September 1812 die berühmte Schlacht zwischen den Russen unter Feldmarschall Kutusow und Napoleon mit seinen Verbündeten vor. Von den Russen wird sie die Schlacht bei Borodyno, von den Polen bei M., richtiger jedoch von den Franzosen die Schlacht an der Moskwa (s. d.) genannt. K—r.

Mscislaw, Kreisstadt im Gubernium Mohylew an der Bercha, 9 Meilen östlich von Mohylew, mit 5000 meist russisch-griechischen Einwohnern und vielen Juden. Ehemals war M. Hauptstadt einer polnischen Wojewodschaft und nur 4 Meilen von der russischen Gränze gelegen. Hier lehrte Karl XII. im Jahre 1708 auf seinem Marsche nach Moskau plötzlich um und zog sich wieder in die Ukraine zurück. K—r.

Mucante, Paul, war Sekretär und Ceremonienmeister des päpstlichen Legaten und Cardinals Gaetano, als dieser von Clemens VIII. im Jahre 1596 zum Polenkönige Sigismund Wasa gesandt wurde. Ihm haben wir die Beschreibung der Reise und des Aufenthaltes Gaetanos in Polen, welche ein treues Bild der damaligen polnischen Zustände gibt, zu verdanken. K—r.

Müglich, Johann Karl August Gregor, Priester des Bisthums Passau, geboren 1793 zu Königsbrück in der sächsischen Oberlausitz von protestantischen Eltern, besuchte nach dem frühen Tode seines Vaters, der Hofwinzer bei dem Grafen von Rebern war, die Stadtschule zu Königsbrück, wurde 1808 Copist in der Stadtschreiberei zu Bischofswerda, 1809 Famulus bei dem Stadtphysikus Dr. Hommojer in Baugen und besuchte zugleich das dortige Gymnasium. 1815 bezog er die Universität Leipzig, um die Theologie zu studiren, wurde aber noch vor endeter Studienzeit, während welcher er eine wissenschaftliche Reise in den Sü-

den Deutschlands und in die Schweiz unternommen hatte, Hofmeister bei dem damals 12jährigen Sohne des Grafen E. E. von Densel-Sternau. Ein längerer Aufenthalt der gräflichen Familie (welche ein Gut am Züricher See besaß) in der Schweiz führte auch M. wieder dorthin, wo ihm theils seine Stellung, theils seine Persönlichkeit die ausgebreitetsten Verbindungen verschaffte. Von 1819 an lebte er kurze Zeit bei den Kindern des Berner Patriciers Rodt-Grassenried zu Moutiers Grand-Bal im Juragebirge, wo er öfter den Bauernburschen Samuel Gobat sah, welcher in der Folge englisch-preussischer Bischof zu Jerusalem wurde. Aus diesem aristokratischen Hause ward M. durch Ischolle in einen gerade entgegengesetzten Menschenkreis, zu den Demokraten von Mollis im Glarnerlande geführt. Hier war er Direktor und Ober- und Unterlehrer der Honoratioren-Lehranstalt in Einer Person. Der blinde Dr. Blumer zu Mollis, ein Arzt und Schüler von Schelling, suchte Müglichs Berlangen wieder an die Naturphilosophie tiefer zu studiren; daher ging er im Spätherbst 1820 über Arbon, wo er den Libanonbefelger Mayr heimsuchte, auf die Hochschule nach Tübingen, um Eschenmayer zu hören. Inzwischen fing Schelling selbst wieder in Erlangen zu lesen an. Auf der Stelle pilgerte M. im Frühling 1821 dorthin, blieb zwei Jahre da und genoß oft Schellings, Pfaffs und Schuberts Umgang und nahm Theil an ihren Spaziergängen. Hier befreundete er sich auch mit A. Adler, Ch. Göhring, F. Hanser, Dr. W. H. Vensen, Dr. H. Leo und Graf Platen-Hallermünde. Erst im Frühjahr 1823, also über 29 Jahre alt, reiste M. wieder nach Sachsen, wo er zu Dresden seine theologische Candidaturprüfung bestand und nachher zu Baugen in das Predigerkollegium aufgenommen ward. Einer Schulkaplanstelle im Preussischen, die man ihm antrug, sog er den Ruf als Hauslehrer bei dem Appenzeller Kaufmann Carl Müller zu Genèva vor, um Italien zu sehen. So kam er auch zum dritten Male in die Schweiz. Auf einer Villa bei Santa Chiara zu Genèva verlebte er zwei glückliche Jahre. Hier sah er nicht nur die Minister Metternich und Russell, sondern auch viele bourbonische und habsburgische Häupter. Abbate Castelli, ein Schulgenosse des damaligen Erzbischofs L. Lambruschini, ward M.'s Lehrer im Italienischen. Hier lernte nun M. in der ältern Schwester seines Brinzipals auch seine nachmalige Gattin Catharina, geborne Müller und vermittelte Lanner von Herisau in Appenzell-Auserrhoden, eine Zwinglianerin, kennen. Im Herbst 1825 reiste er zu Schiff nach Neapel. Auf der eiltägigen Fahrt litt er mit einigen hundert angeworbenen Schweizern vor der Insel Ponza beinahe Schiffbruch. Nach überstandener Gefahr nöthigten ihn die Schweizeroffiziere (Trachler von Unterwalden, Müller, Mayer und Bayer), obwohl Katholiken, unfern der Insel Ischia am 26. Septem-ber eine Sonntagspredigt auf dem Schiff zu halten. Daß er zu Neapel alle Sehenswürdigkeiten in Augenschein genommen und Ausflüge auf den Vesuv, nach Pompeji, nach Salerno ic. gemacht hat, versteht sich von selbst. Unvergeßlich ist ihm Campaniens Flora geblieben. Von Neapel aus begab sich M. nach Rom, wo er viele teutsche Gelehrte, Künstler und Kaufleute traf. Das innere christliche Rom sah er fast gar nicht; sein Sinn ging nur auf Kunst und Alterthum. Triumphirend feierte er am 31. Oktober mit den Nordländern in der preussischen Capelle auf dem Capitolhügel das Reformationsfest, während es von Jubeljahrswallfahrern aus ganz Europa und noch weiter her in Rom wimmelte. Zu Florenz wurden die Kunstschatze und in Bologna die naturwissenschaftlichen Sammlungen, welche aber denen zu Paris nachsehen, gemustert. Hier besuchte M. auch den Sprachriesen Cardinal Rezzosanti, der damals noch Professor war. In Mailand, wohin M. dreimal gekommen ist, war allemal sein liebster Spazierort auf der Plattform des immer noch nicht ausgebauten Domes. Jetzt betrat er zum vierten Mal die Schweiz, wo er sich einige Tage im Hause seiner nachmaligen Schwiegereltern zu Herisau aufhielt, ehe er über Bamberg nach Jena wanderte. Sein Plan, sich dort wo möglich zu habilitiren, scheiterte an den Ränken eines Entels von Bieland, welcher den M. für hegelisch hielt und eine Nebenbuhlerei fürchtete. Im ~~1826~~ 1826 that M. einen seiner größten Mißgriffe. Anstatt sich in Leipzig #

wo er noch alte Freunde unter seinen ehemaligen Lehrern und Mitschülern hatte, ging er, gestützt auf ein Genehmigungsschreiben des preussischen Cultus-, Schul- und Medicinalministeriums nach Halle, warf sein Geld weg, bezahlte seinen Zübinger Doktorgrad hier noch einmal, damit er für Preußen Gültigkeit erhielt, disputirte sich vermeintlich in die philosophische Fakultät ein und bekam hernach die Erlaubniß zu Vorlesungen doch nicht. In Berlin erschien er antihegelisch und Hegel war Altensteins Abgott. Anstatt nun vergeblich nach Berlin zu reisen, oder seine Habilitation jetzt in Leipzig zu versuchen, ging M. zum fünften Male in die Schweiz und holte seine Braut heim. Er zog nun mit seiner Frau nach Dresden, lehrte dort in der Blochmann'schen Erziehungsanstalt und in der gräflich Büнау'schen Familie Geschichte und Literatur, bekam durch den geheimen Kriegsrath Erdmannsdorf einen Enkel des Grafen H. Bightum zur Erziehung, wohnte mit seinem Zögling in dem schönen Weindorfe Loschwitz und benützte die vorzügliche königliche Bibliothek, so wie L. Tieck's und Böttigers Bekanntschaft, um alle gewünschten Bücher zu bekommen. Während seines Aufenthaltes in Dresden bedurfte M., der nun seit Jahren schon wieder bibelgläubig war, um nicht in das entgegengegesetzte Extrem, in die Martin-Stephan'sche Muckeret, zu gerathen, eines andern Mentors als früher in Leipzig. Diesen fand er in dem ausgezeichneten Calvinistenpastor F. Girardet, einem Pommer. Logik und Ethik waren in den Kanzelreden dieses Mannes so meisterhaft mit einander verbunden, daß er jeden verständigen und gefühlvollen Hörer zur sittlichen Ueberzeugung zwang. Inzwischen hielt M. vergeblich zwei Gastpredigten in der Oberlausitz, um in eine Pfarrstelle zu kommen, die er selbst sich ausersuchen wollte. Allein der Kirchenrath schickte ihn nach Hundshübel und Reibhardtthal, ein Kirchspiel von 1500 Seelen im armen Obererzgebirge, „wohin er nicht gewollt hatte.“ Zischoffe schrieb ihm hierüber: „Nicht an Kirchenrath habe dies gethan, sondern Gottes Rath.“ Nur fünf Jahre blieb M. auf dieser Pfarre. Denn statt in seiner ausgearteten Gemeinde Laster und Mißbräuche (z. B. zwölf Concubinate, Klingelbeuteldieberei, Kirchenvermögensraub, Wegnehmen der Schulkinder zu Straftreibjagden an Schultagen u. s. w.) nur leise und nach und nach abzuschaffen und einige gute Gebräuche wieder herzustellen, wie einige „Kluge“ ihm gerathen hatten, begann er dieses Werk sogleich. Alsbald hatte er einen sittenlosen Club gegen sich, an dessen Spitze ein Freimaurer und vier andere Honoratioren standen. Jenes (das Abschaffen) verschrienen sie als Neuerung, Dieses (das Wiederherstellen) als Mittelalterlichkeit. Sie verwickelten ihn, der bisher noch mit keiner Justiz irgend etwas zu schaffen gehabt hatte, in eine Menge von Prozeffen. Zudem wurde M. als ein Kryptokatholik und Rigorist geschildert. Unterschriften gegen ihn durften in der Gemeinde gesammelt werden, während Solche, welche Unterschriften für M. sammelten, von dem Rechtspflegamte gestraft wurden. In öffentlichen Pasquillblättern, z. B. in Lehmann's „konstitutionellem Hochland“, in der Insel Rügen, einem Beiblatt zu Philipp's „konstitutioneller Bürgerzeitung“, in Gleich's „Eremiten“ zc., ließ die Censur ihn verleumden und verhöhnen. Als er Schutz begehrte, wies das Ministerium ihn auf den Rechtsweg. Als er für eine eben so öffentliche Entgegnung (unter der Aufschrift „Früchte des Constitutionalismus“) die Druckerklaubniß vom Censur nicht bekam und letztere nun vom Censur- und Cultusministerium verlangte, ward er durch dieses beschieden: „solche öffentliche Entgegnungen vertragen sich nicht mit seiner geistlichen Stellung“!! Wegen einer Antwortschrift an das Appellgericht in Zwickau, worin er das Cybenstocker Justizamt, zu dessen Bezirk seine Pfarre gehörte und welches ihn mit Invectiven überhäufen und ungestrast gerade verleumden durfte, etwas unsanft angetastet hatte, verurtheilte ihn dieser Gerichtshof zu dreitägigem Gefängniß. Der König hob jedoch das Urtheil auf. Nun versuchte das Cybenstock'sche Rechtspflegamt, ihn sogar durch den Amtsfrohn in einer Kutsche gefänglich nach Cybenstock holen zu lassen, weil er seinen Widersachern, die er in einer Aktenchrift nur wahrheitsgetreu gezeichnet hatte, keine Abbitte thun wollte und konnte. Diese gewaltsame Wegführung verhinderte jedoch M.'s Hausarzt, welcher

erufen, schnell herbeigeeilt war, nachdem der Büttel die Appellation N. 8 an den König nicht angenommen hatte. Dies geschah am St. Petrus Kettenfest 1836. Mittlerweile zog ihm das Rechtsplegamt seinen Pfarrgehalt für ungerechte Gerichts-  
 osten ein. Daß er unter solchen Verhältnissen am 4. September das Con-  
 stitutionsfest und am 31. Oktober das Reformationsfest nicht lobrednerisch mitfeiern  
 konnte, läßt sich leicht einsehen. Entschieden achtundfünfzig Sechzigstel der großen  
 vahren Gemeinde haben ihn und seine Gattin, welche schon am 15. September  
 835 vor Harm gekorben war, aus guten Gründen stets geliebt und geachtet.  
 Trotzdem brachte der Justizamtmann Herold, als Mitkircheninspektor, dem der  
 zwickauer Superintendent Lorenz fast Alles allein überließ, es endlich dahin, daß  
 N., der beharrlich nicht abtanzen wollte, wohl aber vierzehn Mal um Vergebung  
 angehalten hatte, durch ein Administrativdekret ohne Urtheil und Recht und ohne  
 als geringste Jahrgeld mit der Hinzufügung abgesetzt wurde, er dürfe nicht wieder  
 angestellt werden und im Königreiche nicht mehr predigen oder sonstige Amtshand-  
 ungen für einen andern Geistlichen verrichten. Seine Protestation war vergeblich.  
 Im Tage nach dem Christushimmelfahrtsfeste 1837 griff er traurig zum Wander-  
 kabe, betete noch knieend am Grabe seiner Gattin und schied, nun zu Fuß von  
 zwickau, von seinem armen Kirchspiel. Doch kamen Nachbarsleute ihm nachgela-  
 ren, um weinend noch einmal die Hand ihm zu drücken. Der Eine gedachte der  
 erfolgreichen Bittschriften, die er vielen Gemeindegliedern gemacht habe; ein Zwei-  
 ter erinnerte sich an die ihm geschenkten Pfarrgebühren; der Dritte an ein kleines  
 Darlehen oder an sonst eine große Wohlthat; ein Vierter an den blinden Jüng-  
 ling, den er in die Dresdener Blindenlehranstalt gebracht; ein Fünfter an die  
 liebevolle Sorge und Mühe für die Schulkinder und Confirmanden; ein Sechster  
 an die Kinder des verstorbenen Katholiken Dohauer, die er in Dresdener Erzieh-  
 ungsanstalten empfohlen, wo sie freilich dann katholisch gebildet wurden; ein Sie-  
 benter dankte noch für den christlichen Trost und Rath am Krankenbette, vom Al-  
 tar, von der Kanzel, auf dem Friedhof und wünschte ihm Gottes Lohn und Segen  
 dafür. Aber wohin jetzt? Unschlüssig oder doch erst halb entschlossen, besuchte er  
 einige alte Schulfreunde, dann schlug er in Altenburg das Romabenzeltchen auf.  
 Aber selbst bis hierher, in das Ausland, verfolgte ihn das Eybenstod'sche Rechts-  
 plegamt, indem es ihm noch angebliche „Strafgelder“ durch das Altenburger  
 Stadtgericht abverlangte, um nebenbei ihn auch in Altenburg wo möglich zu brand-  
 marken. Der König annullirte diese Blutgeldforderung. Bald aber machte der  
 Schauder, der den so hart Behandelten ob solcher Handlungsweise ergriffen hatte,  
 dem angeborenen heitern Humor wieder Platz. Er las nicht allein die Bibel und  
 Christusnachfolge, sondern auch neben strengwissenschaftlichen Studien den Aristo-  
 phanes, Plautus und A. und mit Schicksalsvorgängern konnte er sich auch trösten.  
 Durch die Beschuldigung, N. „neige sich zum Katholizismus hin,“ welche der  
 Dresdener Ministerialreferent nebst ähnlichen von dem eybenstoder Berichterstatter  
 abgeschrieben hatte und in dem Entsetzungsbekret wiederholte, war N. selbst erst auf die  
 katholische Kirche besonders aufmerksam gemacht worden. Seiner verfolgenden Schein-  
 kirche gegenüber, die ganz in den Krallen der weltlichen Macht blutete und gleich-  
 wohl einen Martyrer weder verlangte noch verdiente, fing er jetzt an, die katho-  
 lische Kirche, in der ja auch seine Voreltern einst gelebt hatten, gründlicher kennen  
 zu lernen. Dann schrieb er an den hochseligen Bischof Mauer mann, der ihm alle  
 möglichen Einwürfe gegen einen Religionswechsel zu bedenken gab, und nach eini-  
 ger Zeit an den ehrwürdigen J. Görres. Der antwortete: „Sind Sie fest im  
 Glauben, so thun Sie muthig den Schritt, es komme, was da wolle.“ An-  
 fangs Juli 1839 kaum in München angekommen, ward N. als Mitredakteur der  
 „Sion“ von Dr. F. Herbst nach Augsburg geschickt, wo er einen Kreis von lieben  
 Freunden fand. Hier hat er am 23. September 1839 öffentlich in der St. Mo-  
 ritz-Kirche den Eid auf das katholische Glaubensbekenntniß abgelegt. Leider glaubte  
 N. seinen Posten schon im Januar 1840 wieder verlassen zu müssen. Der  
 Sachverhalt steht nicht in einem lichtschonen Manuscript, welches ein M

cher „Capitular“ unter seinen Freunden und Gönnern zirkuliren ließ, wie ein  
 chener Correspondent in Rheinwald's Berliner Kirchenzeitung 1840 Nr. 51  
 geplaudert hat, sondern im „Gotteskästlein,“ welches M. 1840 zu Regens-  
 herausgab. Dieses blieb, gleich den „katholischen Stimmen“ frei von aller  
 Im Dom zu Regensburg ward M. am Pfingstmontag 1840 von dem jetz-  
 Herrn Erzbischof Urban gesirnt, wobei er den Firmnamen Gregorius angenom-  
 hat. Aus englischer Pressfreiheit gerieth er plötzlich zu Passau, wo er 1841  
 katholische Kirchenzeitung erscheinen ließ, unter russischen Presszwang,  
 welchem die Heiden, Juden, Türken, Phöthianer, Protestanten und Kirchengen-  
 allenfalls bis in den Himmel erhoben, aber ja nicht unsanft angetastet  
 durften: die katholische Kirche dagegen durfte sich nicht freimüthig verthei-  
 So verschieden war in demselben Bayern und unter demselben Minister Abel  
 Einige Alles Gute und Andere alles Uebel zuschreiben, das Censurverfab-  
 einen Kreisregierung von der andern. Aber M. harrete doch vom ersten  
 bis zum letzten Dezember 1841 aus. Während er nun der älteste Alummul-  
 Passauer Priesterseminar, dann von dem hochwürdigsten Bischof Dr. Hein-  
 stätter, nach eingeholter zweifacher Dispensation aus Rom am 25. 1841  
 1843 zum Priester geweiht, alsdann Frühmess- und Wallfahrts-Priester  
 bei Passau wurde, was er jetzt noch ist und wo er 1846 auch drei Monate  
 das Pfarramt provisorisch verwaltete, schleppten die Lyceumsprofessoren Dr.  
 berger, H. Ruchwurm, und F. Scharrer unter gleichem Censurdespotis-  
 Kirchenzeitung noch vier Jahre lang fort. Natürlich behielt M. nach seinem  
 tritt immer noch den Zutritt in die Spalten seines frühern Blattes. —  
 hat er Beiträge geliefert in mehr als 20 gelehrte Journale. Von seinen  
 digen Schriften nennen wir: Unterhaltungen der Kindwelt mit Gott 16.  
 1816; Religions-Zifferblätter, Neustadt a. d. D., 1820; Eines thut Not  
 Volksbildung in Teutschland, Erlangen 1822 (Doktorandenschrift für die  
 phische Fakultät in Tübingen); Geisterkarte von Teutschland, nebst Ge-  
 Nürnberg 1823; Dissertatio de historia Philosophiae disponenda, Hal-  
 Drei Predigten an Protestanten und Katholiken zu Land und Meer gehalten  
 zig 1830 (auf Ammon's Rath gedruckt); Christliches Lebenswohl an die  
 zu Hundshübel, nebst kurzem Umriss von M.'s Leben, Altenburg 1837; Kleine  
 Postille für das ganze Kirchenjahr, 2 Bdchn., Altenburg 1838 und 39; religiöse  
 Prophezeiungen Albrecht Hallers vor hundert Jahren mit Anmerkungen, Schön-  
 hausen 1840; Gotteskästlein, katholisch-kirchliche Monatschrift für Geistliche und  
 Weltliche, 12. Regensburg 1840; Blick auf die Heiligen unserer katholischen Kirche,  
 acht Predigten, Augsburg 1846; die Hegelweisheit und ihre Früchte, oder Knecht  
 Ruge mit seinen Genossen in den hallischen Jahrbüchern und in der Frankfurter  
 Paulskirche und anderswo; Briefe an den Pastor Fir, Regensburg 1849. Wahre  
 Gemüthsruhe hat M. nach seinem eigenen Geständnisse erst empfunden seit er ka-  
 tholisch ist. Und erst auf diesem Standpunkt ist seine Weltansicht eine wahrhaft  
 philosophische geworden.

Müller, Cölestine, Abt von Einsiedeln, geboren den 28. Dezember 1772  
 zu Schmerikon im Kanton St. Gallen, einem Dorfe am Zürichersee, von armen  
 Eltern (sein Vater war ein Schiffmacher), studirte an der Klosterschule in Einsie-  
 deln, trat daselbst in Noviziat des Benediktinerordens und legte 25. April 1790  
 die feierlichen Ordensgelübe ab. Obschon oft kränklich, machte er doch in den  
 Wissenschaften und der Musik bedeutende Fortschritte und wurde 11. September  
 1796 zum Priester geweiht. Die helvetische Revolution und der Einmarsch der  
 Franzosen in die Schweiz vertrieben den jungen Mann 1798 mit seinen übrigen  
 Mitbrüdern in's Exil, das er in verschiedenen Klöstern Bayerns und Oesterreichs  
 zubrachte. Nach der Rückkehr ins Kloster (1802) nahm er an den Verbesserungen  
 in der Klosterordnung thätigen Antheil und ward von seinen Obern außersehen,  
 ein Gymnasium in Einsiedeln zu gründen, wobei er freilich große Hindernisse fand.

| zum Jahre 1808 stand er an der Spitze der durch ihn neugegründeten Anstalt

viele mehr Männer, die jetzt noch des Klosters Zierde sind. Eine praktische Anleitung zur Verehrsamkeit, die er in Druck gab, sollte seinen Schülern bei-  
 als Leitfaden in einem gewöhnlich vernachlässigten Zweige der Rhetorik  
 Um das Jahr 1808 wurde M. Pfarrer in Einsiedeln und erhielt dadurch  
 eine schwierige Stelle, in welcher er mit Vorliebe für Spital- und Armenpflege  
 Die Schulen hob und selbst die Herausgabe einiger Schulbücher und des Ka-  
 talogs besorgte. Das Stift Einsiedeln besitzt beträchtliche Güter im Canton  
 Uri, welche ein Kapitular unter dem Titel Statthalter im Schlosse Sonnen-  
 walde. Diese Stelle, eine der ehrenvollsten des Stiftes, erhielt 1815  
 M. bald arbeitete er sich in das ihm neue Fach der Oekonomie ein und wirkte  
 nicht nur für das Kloster, sondern für die ganze Umgegend. Die Ruhe  
 verwendete er zu schriftstellerischen Arbeiten. So veröffentlichte er, als die  
 ersten einige in den Stürmen der Reformation 1524 hingerichtete Männer,  
 Balth, Vater und Sohn aus Thurgau, als Martyrer ihres Glaubens feiern  
 in einer Flugschrift den wahren historischen Verlauf des Zttingersturmes.  
 Dieses Aufsehen machten seine „Züge aus der Reformationsgeschichte der  
 Schweiz“ (Münster und Paderborn 1818), als Gegenbild der bei Anlaß der Re-  
 volutionen in der Schweiz erschienenen Panegyriken. Beide Schriften er-  
 anonym, die letztere mußte zum zweiten Male aufgelegt werden. Auch  
 M. die Geschichte von Einsiedeln während der Revolution und komponierte  
 kirchliche Konzerte. Im April 1825 starb Abt Konrad Lamer und am  
 nämlichen Monats wurde M. im ersten Statutium zu seinem Nach-  
 gewählt und am 21. August vom Fürstbischof Karl Rudolf von Chur kon-  
 mit unerwählter Thätigkeit wirkte er für die Verschönerung der Kirche  
 besonders der Marienkapelle von Einsiedeln, für Hebung der Kircheneinkünfte, für  
 Erung der Kloster- und Volksschule, für wissenschaftliche und praktische Bil-  
 der geistlichen Söhne, für segensreiche Wirksamkeit seines Klosters. Unter  
 M. die Einsiedeln empor, obgleich es besonders in den dreißiger Jahren viele  
 zu befehen hatte, unter ihm gestaltete sich ein reges wissenschaftliches Le-  
 seinem Gotteshause und ward dasselbe der Hauptstift der segensreichen Ge-  
 stift zur Verbreitung des Glaubens und der Erzbruderschaft des unbesiegt-  
 us Maria für Deutschland und die Schweiz, deren Annalen im Kloster über-  
 und gedruckt und von da aus sich über alle Länder deutscher Zunge verbreiteten.  
 e Jahre war er Generalabt der schweizerischen Benediktinerkongregation; mit Muth  
 Beharrlichkeit versocht er die Sache des schwergedrückten Frauenklosters Fahr  
 die Gewaltthaten der Regierung von Aargau. Im Innern des Stiftes  
 er streng auf klösterliche Ordnung und Zucht, auf Eintracht und Thätigkeit  
 gab in Allem selbst das hervorleuchtende Beispiel. Mit rührender Geduld  
 ig er die furchtbaren Schmerzen einer langwierigen Krankheit. Als er 26. März  
 3, mit den Sterbsakramenten versehen, ruhig und bei vollem Bewußtseyn ver-  
 b, berichteten die radikalen Zeitungen, daß der Ultramontanismus in der  
 zeit in ihm eine Hauptstütze verloren.

— L —

Müller, Laurentius, lebte im 16. Jahrhundert und war Hofrath des  
 ogs von Kurland. Er hinterließ ein in deutscher Sprache geschriebenes ge-  
 alisches Werk über Begebenheiten während der Regierung des polnischen Königs  
 Jan Batory unter dem Titel: Polnische, Liefländische, Moskowitzsche, Schwe-  
 : und andere Historien, so sich unter diesem jetzigen König zu Polen zuge-  
 n. Gedruckt zu Leipzig in Verlegung Hennings Großen Buchhändlers, Anno  
 K—r.



trat er in den Orden der Jesuiten zu, von dem er zur  
seiner ungewöhnlichen Talente in das berühmte Collegium zu  
geschickt wurde. Von seiner Reise aus Frankreich, Italien u.  
gekehrt, erhielt er einen Lehrstuhl im Warschauer Collegium;  
Liebling des Fürsten Adam Czartoryski und von diesem dem  
empfohlen. Der König zog ihn an seinen Hof und wies ihm  
eine Wohnung an; bald war N. des Königs täglicher Gast  
anlassung richtete Stanislaus die berühmten Donnerstags-Dine  
die berühmtesten polnischen Gelehrten, wie Chrysoström und  
Albertandi, Bohomolec, Dyrzycki, Byrwick, Lusina, Kra  
wurden, deren Seele aber eigentlich N. war, da er das Zutrau  
schaft des Königs in hohem Grade besaß und dessen unzert  
selbst auf allen seinen Reisen wurde. Nach der Aufhebung  
erhielt N. die Pfarrei von Niemcewicz in der Diözese Wilna,  
Coadjutor des Bischofs von Smolensk, zuletzt Bischof von Lud  
nowo in Gallizien, wovon auch ein Theil zu seiner Diözese geh  
im 63. Jahre. Von seinen zahlreichen, 14 Bände umfassenden  
größten Theil der Moskowskischen Ausgabe polnischer Werke  
nach und nach außer der von 1769 — 1777 von ihm redigirten  
schrift: „Angenehme und nützliche Unterhaltungen“; 1792 ein  
Tacitus; 1778 eine Sammlung seiner Gedichte, Satyren, Ibi  
setzungen des Horaz und Anakreon enthaltend; 1781 eine Lebe  
Carl Chodkiewicz, Großfeldherrn von Litthauen; von 1782 —  
Geschichte Polens, welche in 6 Follobänden bis zur Königin  
mit ihr beginnenden Dynastie der Jagellonen reicht; 1788 ein  
sen des Königs Stanislaus, und Laurika oder geschichtliche Be  
der Kaiserin Katharina neuerrichteten Königreichs Laurien, auch  
wie: Lancred und Qui de Blois, die aber nicht in obige  
halten sind.

Neße, die (polnisch Notec), ist einer der größeren Flä  
thume Polens, wird durch einen Ausfluß des Oglosee bei Pru  
Kafel schiffbar und ihren Lauf dann in westlicher Richtung ne

**Niesiedl, Kaspar, Jesuit**, lebte unter August II. und III. in Polen und war der Verfasser des großen und mühsamen heraldischen Werkes, welches die Wappen der Fürstlichen Familien so in Polen, wie im Großfürstenthum Moskau, in 4 Bänden in Folio, gesammelt von Kaspar N., Lemberg in der Druckerei der Jesuiten, 1743. Der fünfte unvollendete Band, welchen Stanislaus Czaplinski fortsetzte und mit Anhängen und Verbesserungen der vorhergehenden Bände versah, erschien nicht im Druck und soll sich noch in einer öffentlichen Bibliothek in Lemberg befinden. Der Unbath u. selbst die Verfolgung von Uebelgesinnten, die N. anstatt Anerkennung für seine mühevollen Leistungen zu Theil wurden, beschleunigten seinen Tod während der Herausgabe seines vierten Bandes im Jahre 1743. In späterer Zeit erst wurde das Werk als das beste und vollständigste dieser Art in Polen anerkannt, ausserdem wurde durch ein kaiserliches Dekret in Wien vom Jahre 1800 bestimmt, daß dasselbe als Beweismittel für den polnischen Adel zum Grunde gelegt werden solle. Seit mehren Jahren erscheint davon auf Veranstaltung des J. Dobrowicz eine neue Auflage in Leipzig. K—r.

**Njeswiz, Stadt im Suder Kreise des Guberniums Winsk, 5 Meilen westlich von Sudz**, mit einem Stücken von breiten Gräben umgebenen Schlosse, das die Residenz der Fürsten Radziwill, besonders der Lieblingsaufenthalt des durch Reichthum und Originalität ausgezeichneten Fürsten Karl Radziwill war. Hinter dem Schlosse ist ein großer englischer Garten von fast 4 Meilen Umfang, früher die Alba genannt, nach welchem die Verträge des Fürsten Karl den Namen der Alba erhielten. Das mit vier Bastionen versehene Schloß wurde mehrmals erobert; zuerst 1706 vom Schwedenkönige Karl XII., später von den Russen erobert gegen die Barer Konsöderirten (diesen hatte sich Fürst Karl ebenfalls angeschlossen), wurde es zugleich seiner schönsten Kostbarkeiten beraubt, besonders der bedeutenden Bibliothek, die nach Petersburg gebracht wurde. Im Jahre 1784 fand hier ein feierlicher Empfang des Königs Stanislaus durch denselben Fürsten statt, der seinem Monarchen u. A. das in mehren tausend Hülfsstruppen bestehende eigene Heer präsentierte. Während des kurzen Krieges des Königs Stanislaus mit der Kaiserin Katharina im Jahre 1792 wurde das Schloß gegen die Russen vertheidigt, mußte sich jedoch diesen ergeben. K—r.

**Nowograd Siewersk, Kreisstadt im Gubernium Czernigow an der Desna**, ehemals die Hauptstadt des zu Polen gehörigen Herzogthums Siewersk, das im Andruszower Vertrage 1667 mit an Rußland überging. Die Stadt zählt gegen 3000 Einwohner, die der russisch-griechischen Kirche angehören. K—r.

## D.

**Dbertyn, kleine Stadt in Galizien im Kreise Kolomyj**, bei welcher unter der Regierung Sigismund des Jagellonen im Jahre 1530 der Großkronfeldherr Jarnowski einen glänzenden Sieg über den wallachischen Wojewoden Peter errang. K—r.

**Döhinus, Bernhard**, war einer der ersten Anhänger und Vertheidiger des Protestantismus in Polen. In Italien geboren, zeichnete er sich dort zuerst durch seinen religiösen Eifer aus, wurde Kapuziner und sogar General dieses Ordens. Erst später trat er zum protestantischen Glauben über, heirathete eine Italienerin und kam, aus mehren Ländern verbannt, nach Polen, der Zufluchtsstätte fast aller damals verfolgten Andersgläubigen. Hier übte er, obwohl schon in hohem Alter, noch einen bedeutenden Einfluß auf die Gemüther der Polen aus, bis er im Jahre 1564 auf Verwendung des vom Papste Pius IV. nach Polen gesand-

D. mit dem günstigen Urtheil Einzelner werde begnügen müß Antwort lautete ähnlich wie die Münchener. Im März 1832 Pfarrer von Kolb in Würzburg und Professor Kirchmayr in Wü dropathischen Gesundheitsverein für ganz Deutschland, aus welchen vereine in Berlin, Bromberg, Dresden, Cassel, Lübeck, Zittau Diese ließen ihre Vereinsstatute drucken. Die neue Heiltsache, höchst einflußreich auf Menschen und Vieh dargestellt war, fand namentlich in München, wo das Ministerium die Heilmethode Gerichtsärzten zur Beachtung empfahl und wo der König D. zur Wasserheilkunst berechnigte, in Berlin, wo Hufeland die allgem des frischen Wassers als allgemeinen Heilmittels verdienstlich nan unterem 6. Mai 1835 schrieb: „Fahren Sie indessen auf dem rü Wege fort und seien Sie meiner fortdauernden Theilnahme v Ungarn, wo im Spätherbste des Jahres 1835 die herrschende S behauptet D. — einzig und allein nach seiner Anweisung mit S und beseitigt wurde. Um diese Zeit fing dann auch Prionitz in Wasserkur an u. behandelte 32 Cholerafranke mit bestem Erfolg. (das ist sein eigener Ausdruck) diese Anstalt fast in jedem seine alle Welt hinaus. 1831 übersandte D. seine neue Ausgabe Unterricht an den König von Preußen und erhielt dafür eine g Am 27. Juni 1836 erhielt er die förmliche königliche Autorisation und Ausübung der Wasserheillehre. Er selbst äußert sich hierüber erwähnten Selbstbiographie: „Möchte zu dieser königlichen Berec eine Unterstützung oder eine Schenkung, oder ein Vermächtniß gläubigen Wasserseele kommen, um damit einen gesegneten An machen zu können! Es hat mir zwar schon mancher meiner Z Wunsch geduffert, mich königlich belohnen zu können; allein heut nicht Heilkünstler, welche die Augen und Ohren, die Arme den ganzen Leib auf zeitlebens gesund machen, sondern Tonkünstl lerinnen mit fertigen Zungen und Fingern und Schauspieler und mit erkünstelieten Geberden, Stellungen und Bewegungen, w Stunden erathen. königlich. in kaiserlich auszeichnet und !

haltbaren Heilwasserdienste vom bayerischen Staate a) ein Geldgeschenk von 7 Gulden, b) einen festen Jahresgehalt von 1500 Gulden und c) für jedes seiner 7 Kinder bis zu ihrer Anstellung oder Versorgung ein Jahresgeschenk von 50 Gulden bekäme. Was hilft ihm und seiner Familie nach 50 Jahren ein Fest und vielleicht dazu ein todtes, eiskaltes, steinernes Denkmal? Auch die bescheidene Hoffnung ist nicht in Erfüllung gegangen. D. ist 1850 dahingefahren, ohne daß die in Politik verrocknete Welt weiter Notiz von ihm genommen hätte.

**Dgier, Charles**, Sekretär des vom französischen Hofe 1635 nach Polen entsandten Memmius (Claudius de Mesmes, Grafen d'Avour), um eine Vereinbarung des Waffenstillstandes zwischen Polen u. Schweden zu bewirken, hinterließ uns eine Beschreibung der hierüber in Stumborf in Westpreußen gepflogenen Verhandlungen in lateinischer Sprache, an welchen sich außer Frankreich auch Brandenburg und der Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg theilnahmen. Außer der politischen Theile dieser Verhandlungen enthält das Werk zugleich eine Beschreibung polnischer Städte und Landestheile, der Persönlichkeiten verschiedener Standen und anderer Merkwürdigkeiten. K—r.

**Djcow** (polnisch: ojcowski zamek, väterliches Schloß), alte feste Burg auf einem Felsen, nahe an der südlichen Gränze des heutigen Königreichs Polen im Krakauer Bezirke, zwei Meilen nordwestlich von Krakau, mit reizender Aussicht in die Gegend. Auf den das Schloß umgebenden Bergen besuchen die Reisenden noch zwei ungeheure Felsenhöhlen, von denen eine, die Königshöhle genannt, sehr merkwürdig ist. In dieser soll sich nämlich Bladislav Lokietek verhalten haben, als er von dem böhmischen Könige Wenzel verfolgt wurde. In dem Andenken daran gründete sein Sohn Kasimir der Große um 1530 auf dieser Stelle ein Schloß, dem er obigen Namen beilegte. Von Natur schon sehr stark geschützt, wurde diese später noch durch Anlegung zweier Reihen von Mauern verstärkt. Die Besitzer desselben waren in verschiedenen Zeiten die Familien Blazow, Lubienki, Bonowicz, zuletzt K. Jaluski, welcher im Jahre 1787 König Stanislaus August auf seiner Rückkehr von Kaniow hier aufnahm und dem bewirthete. K—r.

**Djolski, Simon**, polnischer Historiker und Heraldiker, lebte unter der Regierung Bladislav und Kasimir Wasa. Nachdem er in den Dominikanerorden getreten und in demselben zu verschiedenen Würden gelangt war, begleitete er als Prediger den Großkronfeldherrn Nikolaus Potocki in den Kriegszügen von 1637 und 1638; später war er Prior eines Dominikanerklosters im heutigen Galizien, 1649 wurde er zum Provinzial des Ordens erhoben und als solcher starb er im Jahre 1654. Er schrieb verschiedene Werke in lateinischer und polnischer Sprache, unter denen die wichtigsten: das Wappenbuch adeliger Familien unter dem Titel: Orbis polonus, welches das einzige in lateinischer Sprache, das am weitesten verbreitet ist und oft von Ausländern angeführt wird, dann: Russia terrena et liliis, oder geschichtlicher Abriss des Dominikanerordens in Kleinrusland. K—r.

**Dgierd**, Großfürst von Litthauen, lebte im 14. Jahrhunderte und war einer von den sechs Söhnen des Großfürsten Gedwynin. Dieser theilte bei seinem Tode sein Reich unter seine Söhne; doch bald kamen die übrigen Theile auch unter seine Herrschaft. Er regierte von 1330 bis 1381 und erfocht glänzende Siege über seine Nachbarn. Dem deutschen Orden nahm er Samotigien weg, den Russen die Länder von Rjow bis zum schwarzen Meere, wie auch im Norden mehrere Landestheile. Seine Gemahlin Juliane, Tochter des Herzogs von Witepsk, veranlaßte ihn zur Annahme des griechischen Christenthums, was er aus Furcht vor seinen Unterthanen heimlich that, obwohl er die Christen in seinem Reiche öffentlich begünstigte. In Witepsk erbaute er zwei griechische Kirchen und dem Woiwoden von Wilna, Peter Garkob, welcher durch seine Gemahlin zur katholischen Religion bekehrt worden war, erlaubte er, Franziskaner nach Wilna kommen

fen. Als diese später von den heidnischen Bewohnern von Wisna ergriffen wurden, bestrafte D. die Thäter sehr streng, ließ die Gebeine der Märtyrer ausgraben und öffentlich die freie Ausübung der christlichen Religion vornehmen. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, die ihm sechs Söhne hinterlassen hatte, vermählte er sich wieder mit Maria, Herzogin von Iwer, die ihm ebenfalls sechs Söhne gebar, von denen einer sein Nachfolger und der später Polenkönig Sigismund II. August war.

**Dikusz** (von lateinischen Geschichtschreibern Ileo genannt), Bezirkshauptmann der heutigen Königreiche Polen, 7 Meilen nordwestlich von Krakau, in einer fruchtbaren Gegend. Schon um 1370 wurde die Stadt berühmt durch die Entdeckung der Silberbergwerke in der Umgegend; Ludwig König von Ungarn und Polen verlieh ihr das Vorrecht, eigene Bergwerke bis eine Meile im Umkreise anzulegen, er sich nur 11 Mark Silber und eben so viel Blei ausbat. Später wurde eine Münze angelegt und gegen das Ende des 16. Jahrhunderts 600000000 Silber geprägt. Dieser blühende Zustand der Stadt hörte aber schon während des schwedischen Krieges mit Karl Gustav auf und die Bergwerke gingen ein. Die Schweden haben dieselben verschüttet und das Bett eines Flusses hingeführt.

**Dpalinski**, Christoph, polnischer Dichter unter Kasimir Wasa, aus dem berühmten Geschlechte der D. in Großpolen, wurde Wojewode von Lublin und legte die Schule in Sieradow a. d. Warthe an, zu welcher er Lehrer der Universität zu Krakau berief. Im J. 1645 wurde er zugleich mit dem Grafen von Ermeland, Waclaw Leszczyński vom Könige Wladislaus Wasa an den polnischen Hof gesandt, um dessen Vermählung mit Ludowike Marie von Frankreich zu Stande zu bringen, was auch in der Kapelle des Louvre in Paris geschah, wobei D. den König von Polen vorstellte und der Bischof von Breslau seinen Segen dazu gab. D. starb im Jahre 1655. Drei Jahre vor seinem Tode gab er 52 Satyren heraus, welche Ermahnungen und Vorschläge zur Verbesserung der Regierung und der Sitten in Polen enthielten; sie erschienen unter dem Namen und Angabe des Druckortes) in Krakau, eine zweite Auflage erschien in Venedig unter dem Titel: Juvenalis redivivus (mit dem Druckorte Venedig) erschien in Venedig, wollte durch Verschweigung des Namens der Erbitterung seiner Zeitgenossen besonders des polnischen Adels entgegen, wiewohl er die Nothwendigkeit der Reform der damaligen Verhältnisse einsah u. sie in seinem Werke darlegte.

**Dpec**, Balthasar, Akademiker in Krakau, gab im Jahre 1522 ein Werk in polnischer Sprache heraus: das Leben Jesu, aus dem lateinischen Original des hl. Bonaventura übersezt, welches er der Königin Elisabeth von Ungarn widmete. Es erschien in Krakau bei Hieronymus Wictor.

**Drlowski**, Stanislaus, polnischer Maler, gebürtig aus Warschau, diente zuerst im polnischen Heere unter dem Könige Stanislaus August. Erst nach der letzten Theilung Polens machte er sich durch seine Zeichnungen berühmt. An den Petersburger Hof berufen, blieb er dort bis zu seinem Tode im Jahre 1832. Von Natur mit bedeutendem Talent begabt, war er jedoch träge in der Ausbildung desselben. Die meisten seiner Werke ließ er unvollendet, viele nur in Skizzen, in denen man gleichwohl auf den ersten Anblick den Künstler erkennt. Zum Gegenstande seiner Arbeiten wählte er Scenen aus dem Soldatenleben, Thierzeichnungen, besonders Pferde, Kämpfe mit wilden Thieren, Räuber-Bauernscenen, alle voller Leben und Ausdruck. Zu den besten gehören: eine Mutter, ihr Kind vor den Angriffen eines Adlers vertheidigend, ein alter Soldat im Kampfe mit einem Wolfe, den sein Sohn angefallen. Geschichtlichen Werth haben: die Sitzung des polnischen Reichstages am 3. Mai 1791 bei der Veröffentlichung der Konstitution, der Kampf der Polen mit den Russen den 17. April 1794 in der Krakauer Vorstadt von Warschau, Ansichten von Bivouaks der verschiedenen polnischen Truppen während des Aufstandes unter Kosciuszko u. s. w.

Sammlung der in Armenien wohnenden Armenier, lieft

und Bobolien, besonders an der Gränze von Siebenbürgen und der Nieder, nachdem sie im 14. Jahrhundert von den kriegreichen Mahometen gedrückt, in Polen eine Zufluchtsstätte gefunden. Kaiser der Große ihnen sich anzubauen, gewährte ihnen auch völlige Religionsfreiheit. Bis ihnen sie in Bobolien in den Kreisen am Dniepr und in Galizien, besonders Bezirken von Kolonyj und Stanislawow, doch beträgt ihre Gesamtzahl noch etwa 10,000. Sie sind ein Handelsvolk und als solches waren zu Zeit im südlichen Polen berühmt, bis die Juden auch dort den Hauptplatz in sich rissen. Jetzt beschränkt sich ihr Handel meist nur auf Vieh. K—r.

Drzechowski (mit dem lateinischen Namen Orichovius), war einer der besten lateinischen Schriftsteller in Polen unter Sigismund dem Jagellonen. Er wurde im 14. Jahre zu seiner Auswanderung nach Wien geschickt; als aber Sultan Soliman mit seinem kriegreichen Heere vor Wien rückte, gegen den Willen seiner Eltern nach Wittenberg in Deutschland gebracht. Hier blieb er mehrere Jahre und befreundete sich mit Luther und Melancthon, deren Lehre er sich zuneigte; nach dem Wunsche seines Vaters kam er dann nach Italien, wo er in Bologna und Padua mehrere Jahre sich dem Studium der Philosophie und Beredsamkeit widmete und sich das Zutrauen des berühmten Contarini erwarb. Auf dessen Verwendung blieb er noch in Rom, um die Lehre Luther's und wurde wieder eifriger Katholik. Erst im 30. Jahre kehrte er nach Polen zurück und trat in den geistlichen Stand, aber nicht lange wurde er wegen Verbreitung einer Schrift gegen die Ehelosigkeit der Geistlichen und wegen lasterhaften Lebenswandels angeklagt; er rechtfertigte sich in einer Schrift, leistete auch einen feierlichen Eid mit dem Versprechen, sein Leben lang nicht lange darauf, im Jahre 1550 auf dem Reichstage in Breslau trat er in einer öffentlichen Rede wieder gegen die Ehelosigkeit der Geistlichen auf, welche einen großen Sturm gegen ihn hervorrief. Er versprach, eher zu heirathen, bis er nicht, sei es vom Papste oder von einem Concil, die Erlaubnis dazu habe. Aber von einigen Großen unterstützt, wartete er nicht so leicht auf, entsagte in Premysl allen Ansprüchen auf geistliche Pfründen und Aemter, kehrte zum weltlichen Stande und vermählte sich 1551 mit Magdalena, einem Fräulein von vornehmer Geburt und ungewöhnlichen Geistesgaben. Von seinem Bischöfe vor Gericht gefordert, achtete er weder dieser Vorurtheile, noch der Ausstoßung aus der Diözese und des über ihn ausgesprochenen Urtheils, sondern schrieb an den Papst Julius III. jenen bekannten Brief, in dem er von ihm die Bestätigung der geschlossenen Ehe nicht erbittet, sondern nur die Aufhebung fordert. In Folge dessen wurde er vor dem zweiten Reichstage in Petrikau im Jahre 1552 unter dem Voritze des Primas von Polen geladen und mit großem Eifer angehört. Er legte sein Glaubensbekenntniß schriftlich ab, hierauf wurde ihm Alles vergeben und der Bann zurückgenommen; nur in Betreff seiner Ehe ließ er sich nochmals und zwar binnen Jahresfrist nach Rom wenden. Die Erlaubnis derselben kam nicht, D. blieb bei seiner Lebensweise und trennte sich von seiner Gattin; nun schrieb er eine Menge lateinischer Werke und Schriften, welche mit großem Wohlgefallen gelesen wurden, denn er vertheidigte darin den Katholicismus den Neuerungen gegenüber mit solchem Scharfsinn und Scharfblick, daß es kaum möglich schien, wie er selbst gegen die Vorurtheile dieser Neuerungen so arg verstoßen und in seinem Ungehorsam gegen die Kirche verharren konnte. Seine Zeitgenossen, wie die Bischöfe Hostus und Kromer, achteten ihn wegen seiner großen Gelehrsamkeit wegen und ermahnten ihn immer mit der größten Instanz, von seinem Ungehorsam abzustehen; doch lebte er 15 Jahre mit seiner Ehe und als diese starb, soll er noch eine zweite Ehe eingegangen seyn. Später erkrankte er geisteschwach und gerieth endlich in Vergessenheit, so daß man selbst nicht genau weiß, wann und wo er gestorben ist; doch wird sein Todesjahr gewöhnlich als das Jahr 1567 angegeben. In den meisten seiner Werke sind die Worte Orichovius ruthenus oder Roxolanus, wegen seiner besondern Vorliebe

das russische Bekenntniß. Außer seinen zahlreichen theologischen und polemischen Schriften in lateinischer Sprache, die ihm des ausgezeichneten Styls wegen den Namen des polnischen Cicero erwarben, schrieb er noch: *Annales Poloniae Stanislai Orichovii*, die erst lange nach seinem Tode im Jahre 1611 erschienen, dann in polnischer Sprache: Lebensbeschreibung des Großkronfeldherrn Johann Lecznowski (erst 1773 erschienen), Briefe des Stanislaus D. an die neuen Evangelisten, welche wie auch viele seiner anderen Werke mit eigenen Lobeserhebungen überfüllt sind und darum einen weniger günstigen Eindruck auf den Leser zurücklassen.

K-r.

**Drzelsti**, Swientoslaw, lebte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und war Reichstagsmarschall während des Interregnums nach dem Tode August des Jagellonen. Er hinterließ uns Memoiren in lateinischer Sprache über die Begebenheiten in Polen während der Zeit des ersten Interregnums, der kurzen Regierung Heinrich's, wie auch des zweiten Interregnums bis zur Thronbesteigung Stephan Batory's. D. war Protestant und starb im Jahre 1617 unter Sigismund Basa.

K-r.

\* **Dziński**, Alois, Bruder des Ludwig D., polnischer Schriftsteller, trat in den geistlichen Stand, wurde zum Rektor der theologischen Fakultät in Wilna und nach der Verlegung derselben nach Petersburg zum Bischofe von Wolhynien ernannt, wo er im Jahre 1843 starb. Von seinen Werken ist ein umfangreiches Wörterbuch zum Verständnisse der polnischen Sprache, bis jetzt noch ungedruckt, wie auch eine Geschichte der Bischöfe von Wilna wichtig, außerdem die Lebensbeschreibungen des Peter Skarga und Thaddäus Gzacki.

K-r.

**Ostrog**, Kreisstadt im Gouvernement Wolhynien, 10 Meilen östlich von Dubno am Flusse Horyn mit 7000 Einwohnern, unter denen die größere Hälfte Juden. Bei der Stadt auf einem Berge sind die Ueberreste des alten Schloßes D., der Residenz der Fürsten Ostrogski, welche früher lange Zeit unabhängig über Galiz, Przemyśl, Wladimir und Dubno regierten, bis sie unter polnische Herrschaft kamen. Sie waren alle eifrige Anhänger des griechischen Bekenntnisses und auf ihre Veranlassung wurde auch in D. die erste altslawische Bibel gedruckt.

K-r.

**Ostrogski**, Konstantin, der berühmteste der Fürsten von Ostrog, lebte zu Ende des 15. und am Anfange des 16. Jahrhunderts unter Albrecht und Alexander dem Jagellonen. Als Anführer in den Kriegszügen des Ersteren gegen die Russen wurde er von Iwan Wasiljewicz gefangen genommen und nach vergeblichen Bemühungen, ihn als Anführer gegen die Polen für sich zu gewinnen, in Ketten gefangen gesetzt. Als die Tataren in Rußland einbrachen und das Land verwüsteten, versuchte der Czar nochmals ihn zur Annahme einer Feldherrnstelle zu bewegen, wozu sich D. diesmal auch bereit erklärte; nachdem er jedoch die Tataren geschlagen, floh er nach Polen, wo er vom Könige Sigismund zum Großfeldherrn von Litthauen erhoben wurde. Im J. 1511 besiegte er die Russen bei Orscha am Dniepr, später mehrmals die Tataren bei Wiszniowiec, Sluck und Pinsk. Als Belohnung der großen Verdienste um das Vaterland, das er von seinen mächtigen äußeren Feinden befreite, erhielt er von Sigismund die Wojewodschaft Wilna, wie auch die Erlaubniß, zwei feierliche Triumphzüge in Wilna und Krakau zu halten. Er starb im Jahre 1532, seine Nachkommen starben aber erst im 18. Jahrhunderte aus.

K-r.

**Ostrowna**, Dorf im Bezirke und Gubernium Witepsk, von dieser Stadt anderthalb Meilen westlich, bei welchem im Juli 1812 ein Gefecht zwischen der Vorhut Napoleons unter dem Oberbefehl Joachim, Königs von Neapel u. den Russen unter General Ostermann, nach welchem die Russen sich zurückziehen mußten und das französische Heer die Stadt Witepsk besetzte.

K-r.

**Ostrowski**, Theodor, Verfasser mehrerer berühmter juristischer Werke, lebte unter der Regierung des letzten Polenkönigs Stanislaus August. Er trat in den Norden in Warschau, hielt auch im dortigen Convikt berühmte Vorträge.

sonders über Kirchenrecht. Nach der letzten Theilung Polens ging er nach Lemberg und starb dort im Jahre 1802. Von ihm erschienen: Geschichte der polnischen Kirche u. des Kirchenrechts in drei Bänden (Warschau 1793); Englisches Criminalrecht von Blackstone in polnischer Uebersetzung (ebend. 1786) und Civilrecht des polnischen Volkes (ebend. 1784). Von letzterem erschien eine deutsche Uebersetzung (Berlin 1797). K—r.

**Dziwiecim**, Stadt in Galizien im Badowiger Bezirke, nicht weit vom Einflusse der Sola in die Weichsel u. der Gränze von Galizien, Krakau u. Schlessen. Es war die Hauptstadt des ehemaligen Herzogthums gleichen Namens, welches Johann von D. aus dem Pfaffenstamme dem Polenkönige Kasimir Jagello vererbte. K—r.

**Dziwiecimski**, Stanislaus und Anna, lebten im Schlosse Dbrzykon, im heutigen Galizien, und gaben ein in der Geschichte höchst seltenes Beispiel von zärtlicher Anhänglichkeit. In Stanislaus entbrannte eine heftige Liebe zu seiner blühenden Schwester Anna, welche auch nicht ohne Erwieberung blieb. Nach einem Kampfe mit sich selbst begab er sich nach Rom, um vom päpstlichen Stuhle die Erlaubniß zu dieser gegen die Vorschriften der Kirche verstoßenden Ehe erbitten, erhält endlich wirklich dieselbe und schickt einen Eilboten mit der freudigen Nachricht voraus zu seiner Schwester, die er, nach Hause zurückgekehrt, als todt findet, denn die übergroße Freude beim Empfange dieser unverhofften und ihm glaublichen Nachricht hatte sie getödtet. K—r.

**Dzwinowski**, Valerian, polnischer Dichter unter Sigismund Wasa, hinterließ mehre poetische Uebersetzungen in polnischer Sprache, wie Virgil's Gedicht im Landbau, Ovid's Metamorphosen u. s. w. K—r.

**Dzwinowski**, Erasmus, ist der Verfasser der Memoiren über August II. über seine Regierung in polnischer Sprache, welche die Zeit von 1696 — 1728 so bis fünf Jahre vor seinem Tode umfassen und erst in neuerer Zeit auf Veranlassung Eduard Raczyński's im Drucke erschienen sind. K—r.

**Dziński**, Kasimir, berühmter polnischer dramatischer Künstler unter Stanislaus August. Von adeliger Geburt, kämpfte er im Jahre 1768 unter den kaiserlichen Condöderirten; einige Jahre später kam er an den Hof des Primas von Venedig, mit dem er mehre große Reisen machte und Hamburg, Paris, Wien, Breslau und Prag besuchte. Als dieser im Jahre 1774 plötzlich starb, kehrte er bald nach Warschau zurück und wurde dort als Schauspieler beliebt und bald berühmt. Nach der Einnahme Warschaws 1794 ging er unter Boguslawski's Diktation mit nach Lemberg, wo er auch im Jahre 1799 starb. K—r.

**Dzortow**, bedeutende Fabrikstadt im heutigen Königreich Polen, 2 Meilen nördlich von Kenczyca. Bis zum Jahre 1831 waren hier über 400 Tuchfabriken, welche jährlich für 13 Millionen Thaler Tuch lieferten, das in alle Weltgegenden verschifft wurde. K—r.

## 9.

**Pacholowicz**, Stanislaus, polnischer Ingenieur und Zeichnerkünstler des 16. Jahrhunderts, war Sekretär des Königs Stephan Batory u. machte sich berühmt durch seine hinterlassenen Zeichnungen von Burgen und Schloßern, welche König Stephan im Kriege gegen den Czaren Iwanow im Jahre 1579 ererbte, wie auch einer Landkarte des ehemaligen Herzogthums Polock. Die Zeichnungen, bei welchen in lateinischer Sprache auch der Name des Zeichners angegeben ist („Delineavit S. Pacholowicz in ipsis castris, sculpsit Giovanni Battista Corroleris Romae anno 1580“) erschienen im Jahre 1839 in einer russ



Zeitschrift im Druck, wie auch eine neue Ausgabe davon mit Beschreibungen in polnischer Sprache bei Schletter in Breslau. Von den heute schon nicht mehr vorhandenen Burgen enthält die Sammlung die von Turowla, Sztyno, Rozian, Krošno, Susza und Sokola, die von Polock zugleich mit den ungarischen, lithauischen, polnischen und deutschen Truppen, mit deren Hülfe König Stephan dieselbe eroberte.

**Pachydermata**, Dickhäuter (nach Cuvier), **Multungula**, Vielhüser (nach Illiger), bilden eine Ordnung der Säugethiere und haben in ihrer Gestalt oft mehr oder weniger Aehnlichkeit mit dem Schweine. Zu dieser Ordnung gehören die riesenhaftesten, plumpten Landthiere. Sie besitzen Füße mit 2—5 Zehen, die mit Hufen versehen sind, d. h. die Zehen stecken in hornartigen Scheiden, wie in einem Schuh; die Knochen der Mittelhand und des Mittelfußes sind sehr kurz und getrennt. — Die Haut ist bei den meisten auffallend dick, rauh, mit Borsten, seltener mit Haaren besetzt, bei einigen fast kahl. Der Kopf ist verhältnismäßig groß, die Schnauze vorkühnend, die Nase zum Theil in einen Rüssel verlängert. Die Augen sind klein; die Ohren groß oder mittelmäßig, aufrecht, selten hängend. Der Zahnbau ist außerordentlich verschieden, der Hals sehr kurz, der Rumpf dick. Die Gliedmassen sind meistens dick, stämmig und von gleicher Höhe; die Zehen stehen entweder neben einander und treten dann alle auf, oder sind so von einander getrennt, daß nur die beiden mittleren auftreten und die seitlichen bloß Asterflauen bilden — der innere Bau zeigt ein plumpest, massenhaftes Knochengeriüst, die Anzahl der Rippenpaare schwankt zwischen 13 und 21; die Rippen sind sehr breit. Ein Schlüsselbein findet sich bei keiner Gattung, das Schulterblatt ist lang und schmal. Der Magen besteht zwar bei den meisten Dickhäutern aus mehreren Theilungen, aber die einmal genossenen Speisen werden nicht mehr, wie bei den Wiederkäuern, heraufgestoßen in den Mund und nochmal gefaut. Da diesen Thieren nur Pflanzenstoffe zur Nahrung dienen, die einer längern Verarbeitung bedürfen als thierische, so findet sich immer ein sehr weiter und langer Darm, er mißt z. B. beim Elephanten 60 Fuß und beim Schweine ist er 13mal so lang als der Körper. Was die geographische Verbreitung der Dickhäuter betrifft, kann man angeben, daß sie fast nur den heißen Gegenden angehören, über welche das Schwein allein hinausgeht, ohne jedoch in die Polarregion einzutreten. Die Zahl der Arten in dieser Ordnung beläuft sich bis jetzt auf 27, war jedoch vor der Sündfluth weit größer, als jetzt, wo wir gleichsam nur die Repräsentanten einer frühern abgerundeteren Gruppe besitzen. In Bezug auf Lebensweise kommen sie alle ziemlich miteinander überein; sie halten sich gerne in der Nähe des Wassers auf, zum Theil selbst in demselben, und befeuchten oft damit ihre Haut. Auch die ausgestorbenen Arten werden vorzugsweise in sumpfigen Gegenden gefunden. Gewöhnlich leben sie in größeren oder kleineren Herden beisammen. Wegen ihrer kurzen Mittelfußknochen können sie nicht galoppiren wie das Pferd, oder auf hohen Felsen herumspringen. Die Eintheilung der P. wurde von verschiedenen Naturforschern auch verschieden vorgenommen; als die natürlichste muß die von Wagner angegeben werden, nach welcher sie in 3 Familien zerfallen: 1) Eigentliche Dickhäuter (*Anisodactyla*), wozu die Gattungen: Elephant, Tapir, Nashorn und Klippseherd; 2) Paarzehner (*Zygodactyla*), hier die Gattungen: Schweine, Hirschseherd u.; 3) Nagelhüser (*Lamnungia*), mit einer einzigen Gattung: Klippseherd, Thiere, die mit dem Murmelthiere ziemlich Aehnlichkeit haben. Von fossilen (versteinerten) P. wurden in allen Zonen der Erde zahlreiche Ueberreste aufgefunden, theils in einzelnen Knochen, theils in vollkommen erhaltenen Exemplaren. (Siehe den Artikel *Mammuth* im Hauptwerke, Band V., S. 1072.)

C. Arendts.

**Palmöl** ist das aus den Früchten der guineischen Delpalme (*Elais guineensis* Jacq.), durch Auspressen und Auskochen erhaltene fette Del. Die Delpalme ist in Guinea und Guyana einheimisch, und wurde von da nach der Insel Java; und Brasilien verpflanzt. Das P. ist in den lederartigen, öligen Hüllen

er braun- und rothgefärbten Früchte enthalten, welche die Gestalt der Oliven haben; hat eine pomeranzgelbe Farbe und veilchendähnlichen Geruch; der Geschmack ist mild; es ist leichter als Wasser, schmilzt bei 29° C., brennt mit lebhafter Flamme, wird an der Luft leicht ranzig, verliert Farbe und Geruch, und besteht aus 69 Theilen Delstoff, 31 Talgstoff und einem orangefarbenen Farbstoff. Mit Kali (s. Kalium) gibt das P. eine weiche, mit Natron (s. d.) eine harte Seife (Balmseife, Palm soap), welche eine gelbe Farbe hat, aus gebleichtem Del aber farblos ist. Außerdem gebraucht man das P. zum Brennen in Lampen, das Bleiche zur Gewinnung von Delgas. aM.

**Panther- oder Pardeerfelle** sind die Felle des Panthers (s. d. Art. im Hauptwerk, VII. Bd., S. 1038), welche glatte, feine und kurze Haare haben und in Schönheit selbst die des Tigers übertreffen. Auf dem rothfahlen Grunde befinden sich geringelte oder auch hufeisensförmige Flecken, die hin und wieder wie zusammengeschlossen aussehen. Die Felle des kleinen Panthers oder der Unze (Felis Onca) haben längere Haare von grauer oder weißlicher Farbe. Häufig ergreift man unter dem Namen P. alle Felle, welche geringelte Flecken haben, und nennt dagegen alle anders gezeichneten (ohne Ringe) Tigerfelle. Als Haupt- und Handelsplatz für diese Pelzwerke ist Drenburg zu bezeichnen, wohin die Felle von russischen Handelsleuten gebracht und von da aus nach allen Ländern Europa's versendet werden. In neuerer Zeit wurde auch England ein Stapelplatz für Pelzwerke dieser Art, welche entweder paar- oder auch Stückweise verkauft werden. Der Gebrauch der P. zu Pferdebedecken, Schlittendecken, Verbrämungen an Winterkleidungen, zu Mützen u. ist bekannt. aM.

**Paprocki, Bartholomäus**, berühmter polnischer Schriftsteller und Heraldiker, lebte unter Sigismund Wasa. Aus Masowien stammend, studirte er auf der Universität in Krakau unter dem damals berühmten Valentin von Rawa. Von Geburt arm, vermählte er sich mit der reichen Wittve des Kastellans von Sierp, war aber mit ihr so unglücklich, daß er in's Ausland ging und erst nach ihrem Tode zurückkehrte. In Folge dieser häuslichen Streitigkeiten schrieb er in lateinischer und polnischer Sprache eine Menge Werke, die das weibliche Geschlecht und besonders die Fehler und Schwachheiten desselben zum Gegenstande haben; auch zog er sich durch mehre gegen die polnischen Großen gerichtete Schriften neue Verfolgungen zu, so, daß er im Jahre 1600 Polen zum zweiten Male verließ und in Böhmen eine Zufluchtsstätte suchte. Er kehrte 1608 zurück und starb in Lemberg im Jahre 1614. Das beste seiner Werke ist ein heraldisches; es erschien im Jahre 1584 in Krakau unter dem Titel: Die Wappen des polnischen Reichs. Vollständige Exemplare davon sind sehr selten, indem viele darin sich beizubigt fühlende Familien, auch Geistliche, Mitglieder des Krakauer Senats u. a. ganze Blätter herausrissen. K—r.

**Partany (Barkan)**, Dorf im nördlichen Ungarn, am linken Ufer der Donau gegenüber der Stadt Gran, berühmt durch eine unbedeutende Niederlage und einen bald darauf erfolgten glänzenden Sieg des Polenkönigs Johann Sobieski im Jahre 1683. Hier hatten nämlich die Türken nach dem Rückzuge von Wien ein Lager errichtet u. griffen den mit seiner Vorhut heranziehenden Sobieski an, daß er selbst in Lebensgefahr kam und erst durch das nachziehende Heer befreit wurde. Zwei Tage später, am 9. Oktober, schlug er die Türken gänzlich, eroberte das Lager und bald darauf kam auch die Festung Gran (Strigonium) in seine Gewalt. K—r.

**Partenay** war ein französischer Geschichtschreiber, welcher da, wo sich der jaden in der polnischen Geschichte verliert, denselben aufnahm und das Fehlende an derselben, nämlich vom Tode Johana Sobieski's an ergänzte. Sein Werk, das im Haag im Jahre 1733 unter dem Titel: „Histoire de Pologne sous le règne d'Auguste II.“ erschien, ist als eine jedoch weniger ausführliche Fortsetzung des Werkes von Cover zu betrachten. K—r.

**Pappel (Pasek)**, Johann, polnischer Edelmann, lebte in der zweiten

des 17. Jahrhunderts und wurde erst gegen das Ende seines Lebens berühmt durch seine Memoiren, welche ein getreues Bild des öffentlichen und Privatlebens damaliger Zeit in Polen sind. Sie erschienen in erneuerter Herausgabe auf Veranlassung Eduard Raczyński's in Posen. K—r.

**Passarge**, die, ein Fluß in Ostpreußen, entspringt in der Gegend von Hohenstein, nimmt ihren Lauf nördlich und geht eine Meile unterhalb Braunsberg ins frische Haff. Während des Waffenstillstandes zwischen den Russen und den Franzosen im Jahre 1807 trennte sie Napoleons Heer von dem russischen unter General Beningsen. K—r.

**Pastorius**, Joachim, bekannter lateinischer Schriftsteller in Polen unter Kasimir Wajsa. Im protestantischen Glauben erzogen, war er zuerst Doktor der Medizin und Lehrer am Gymnasium in Danzig. Später ging er zur katholischen Religion über, trat in den geistlichen Stand und wurde Probst und Offizial daselbst, dann aber zum Sekretär und Geschichtschreiber des Königs Kasimir Wajsa berufen. Im Jahre 1662 in den Adelsstand erhoben, schrieb er sich P. von Hüttenberg. Er starb im Jahre 1681 und hinterließ eine Menge sowohl literarischer als geschichtlicher Werke, alle in lateinischer Sprache. Das beste davon ist eine Geschichte Polens in der Art der römischen Geschichte von Florus geschrieben unter dem Titel: Florus Polonicus, die bis zum Jahre 1661 reicht. K—r.

\* **Peel**, Sir Robert, war den 5. Januar 1788 in Lancashire, dem Mittelpunkte des englischen Gewerbesleißes, geboren. Sein Vater gleichen Namens hatte schon vom Großvater das Geschäft des Baumwollspinnens übernommen und sich durch Klugheit und Thätigkeit ungeheure Reichthümer erworben. Er übertrat, nach der Weise der meisten Emporkömmlinge die alten Aristokraten, im Eifer für die Mißbräuche, in welchen damals ihre Vorzüge bestanden. Er ging so weit, daß er in einer Schrift die ungeheuren Schulden, in welche die Tories England stürzten, um einen fortwährenden Krieg gegen Frankreich zu führen, für einen Segen erklärte. Er bemühte sich mit Erfolg, seinem Sohne dieselben Grundsätze einzupflanzen. Nachdem er die häusliche Erziehung des Knaben selbst geleitet, brachte er ihn in die öffentliche Schule nach Harrow, wo so viele berühmte Männer aufblühten und neulich — ach, will die Thräne denn nimmer verstiegen! — Englands schönste Blüthe vor der Zeit abfiel vom Baume des Lebens. Der junge P. traf hier zusammen mit seinem Altersgenossen Byron (s. d.). Byron schreibt über ihn in seinem Tagebuche: „Peel, der Staatsmann und Redner, saß mit mir auf derselben Bank und wir beide waren stets obenan. Wir vertrugen uns gut, aber sein Bruder war mein Vertrauter. Wir alle, Lehrer und Schüler, hegten hohe Erwartungen von ihm und er hat sie nicht getäuscht. Er wußte viel mehr als ich, aber ich trug vielleicht besser vor. Er besaß mehr Gelehrsamkeit, ich hatte mehr allgemeine Bildung. Außerhalb der Schule saß ich stets in der Dinte, a niemals; in der Schule wußte er immer seine Lektion, ich selten.“ Mit vollendetem 16. Jahre verließ der junge P. Harrow und erlangte nach vierjährigem Aufenthalte zu Cambridge die höchsten Grade der Universität, zu gleicher Zeit in den alten Sprachen und in der Mathematik — eine Ehre, die vor ihm noch Keiner zu Theil geworden ist. Ein Freund P.'s erzählte uns, P. habe ihm in spätem Jahren gesagt: „Ich träume selten: dann glaube aber ich immer, noch in Cambridge zu seyn und die Treppe nach dem Prüfungsfaale hinaufzugehen.“ So bang klopfte das Herz des Jünglings von jenem Ehrgeize, der ihn durch das Leben begleitete. — Im folgenden Jahre 1809 ward er mündig und erhielt sogleich einen Sitz im Unterhause für Castel in Irland, wo es nur 12 Wähler gab, die stets nach dem Willen des Eigenthümers stimmten. Aber hätte die zahlreichste Wählerschaft einen würdigeren Vertreter ernennen können, als R. P.? Die verrotteten Flecken gaben den Parteien Gelegenheit, auftauchende junge Talente ins Parlament zu bringen. Das meinen die Vertheidiger des Alten in England, wenn sie sagen: „Unsere Verfassung hat Fehler, aber sie gleichen sich auf bewundernswürdige Weise aus!“ Auf den jungen P. setzten die Tories bald die größten Hoffnungen.

Er trat nicht mit großen Reden hervor, sondern begnügte sich, kurze, bescheidene Bemerkungen zu machen, wenn er eine Sache besser verstand; denn er hatte mehr Fleiß und Ausdauer, als Genie, wenn nicht diejenigen Recht haben, welche sagen, das Genie sei nichts Anderes, als eine erhabene Geduld. Er erwarb sich als Vertheidiger aller jener Mißbräuche, welche man damals in Einrichtungen des Landes nannte, den Beifall Lord Udon's und war auch ein Liebling Perceval's, der ihn zum Unter-Sekretär des Innern ernannte. Als Perceval 1812 ermordet war und bedeutende Veränderungen im Ministerium vorgingen, ward P. zum ersten Sekretär des Vice-Königs von Irland ernannt. Der Vice-König gab damals zu der Verwaltung nur den Namen her u. der wichtigste Posten des ersten Sekretärs pflegte dem ausgezeichnetsten jungen Manne in der Partei ertheilt zu werden. Schon regte sich in Irland unter den Katholiken das Verlangen, ihr Joch abzuschütteln. P. trat ihnen so starr und so schröck entgegen, daß er den heftigsten Unwillen gegen sich erregte. Er herrschte in Irland als Parteihaupt und Drangeman; die Irländer nannten ihn nur Orange-P. (ein Wortspiel, orange-pool heißt Pomeranzenschale) und O'Connell häufte auf P. solche Schmähungen, daß dieser, welcher ein reichbares Ehrgefühl besaß, ihm eine Herausforderung sandte. Der Zweikampf ward von Obrigkeit wegen verhindert. P. verursachte in Irland nicht mehr Leiden, als er erduldet. Er lernte das Uebel kennen, das er nachher durch zweckmäßigeres Mittel heilte. Eine bleibende Wohlthat verschaffte er dem unglücklichen Lande durch die Einrichtung der Constabler, die er später in London so trefflich ausbildete. P.'s großartige Wirksamkeit als Staatsmann begann nach dem Kriege. Während desselben war die ganze Thätigkeit der Nation nach Außen gespannt, die innere Verwaltung vernachlässigt, das ganze Staatswesen zerrüttet durch die 500 Millionen Pfund Sterling, um welche man seit dem Ausbruche der französischen Revolution die öffentlichen Schulden vermehrt hatte. P. war seinem ganzen Wesen nach der Mann, um eine aus den Fugen gegangene Welt wieder einzurichten. Er legte sein irisches Amt nieder, um den Vorsitz in dem großen Schatz-Ausschusse zu übernehmen. Er schlug in Folge der Berathungen dem Unterhause das Gesetz vor, welches seinen Namen führt. Das Parlament genehmigte es 1819. Kraft desselben übernahm der Staat alle eingegangenen Verpflichtungen baar im Golde zu bezahlen. Damit war das öffentliche Vertrauen wieder befestigt und dem neu sich entfaltenden Welthandel eine sichere Grundlage gegeben. Aber die Maßregel erforderte eben so viel Muth als Einsicht. Und so rein war sein Ruf, daß, obgleich das Vermögen seines Vaters durch jene Maßregeln um eine halbe Million Pfund Sterling gewachsen seyn soll, man dennoch dem Sohne keine Nebenabsichten beilegte. Im Jahre 1822 ließ Lord Liverpool ihn Minister des Innern werden; denn P. galt für einen solchen ausgemachten Tory, daß ihn Orford selbst zum Vertreter ernannte. Aber wir sind zu dem Augenblicke gekommen, wo in P. die Einflüsse der Jugend und seiner gesellschaftlichen Verhältnisse der reiferen Erkenntnis des Mannes nicht länger widerstehen konnten. Die Veränderung ist langsam und allmählich vor sich gegangen, der öffentlichen Meinung eher mit Widerstreben folgend, als mit Kühnheit vorangehend. Deshalb war er aber gerade am geeignetsten, die Maßregeln durchzuführen, gegen welche er sich am längsten und heftigsten gesträubt hatte. Seine Gegner nannten das: Er hat keine Grundsätze. Doch hat er stets nach seinen Ueberzeugungen gehandelt. Am 4. Februar 1829 brach er sein verschlossenes Schweigen — denn er war höchst vorsichtig und wußte sich in jene Undurchdringlichkeit zu hüllen, die dem Staatsmanne oft nothwendig ist, obgleich sie den Menschen kalt erscheinen läßt — und schrieb einen Brief an den Vice-Kanzler von Orford, um öffentlich seine Meinung auszusprechen, daß die katholische Frage im Sinne bürgerlicher Freiheit entschieden werden müsse. Er verzichtete auf seinen Sitz für Orford und unterlag bei der Neuwahl gegen Sir Robert Inglis. Er ward für Lannworth wieder gewählt, in dessen Nähe seine Güter liegen. Im Laufe des Jahres führte er mit dem Herosae von Wellington die Befreiung der Katholiken durch. Die ersten Monat

der Justrevolution hielt das Tory-Ministerium Stand, aber gegen Ende des Jahres mußte es dem Reform-Ministerium, den Grey, Melbourne u. Althorpe Platz machen, die nun den denkwürdigen Kampf gegen „Alt-England und die verrotteten Fleden“ begannen. Sir R. B. war der Führer der Opposition im Unterhause gegen die Reform-Bill und so eifrig socht er, daß selbst, als schon der Donner der Kanonen vom Tower und das Läuten der Glocken die Ankunft des Königs, der das widerstrebende Parlament aufzulösen kam, verkündeten, als schon der Usher vom schwarzen Stabe im Unterhause erschien, die getreuen Gemeinen von England vor den König zu laden, die Stimme des großen Toryführers immer noch durch den Lärm des Hauses drang, beschwörend, protestirend, drohend, bis endlich seine Freunde ihn auf seinen Sitz niederdrängten. Die Reform-Bill wurde durchgesetzt und es gut verstand Sir R. B. sie zu benützen, daß er innerhalb weniger Jahre seine Partei, die im ersten Reform-Parlamente kaum 80 Köpfe stark war, mit Aussicht auf Erfolg zur Abstimmung führen konnte. — Im Jahre 1834 verurteilte König Wilhelm IV. sogar, ein Ministerium nach seinem Herzen zu bilden. Sir R. B. ward durch Gilboten aus Stallen zurückgerufen, um die Zügel der Gewalt zu übernehmen. Der Wunsch eines Tory-Ministeriums mißglückte; Sir R. B. war aber für das Beginnen nicht verantwortlich. Endlich 1841 sah er sich an der Spitze der Regierung und einer Mehrheit im Parlamente, wie sie seit lange keinem Minister zu Gebote gestanden. Damals, auf der Höhe seiner Macht, haben wir öfters Gelegenheit gehabt, den großen Staatsmann zu beobachten, wie er im Unterhause herrschte, nicht wie einst Chatham, der jeden Widerstand niederknerte, sondern indem er alle Parteien durch Milde versöhnte, durch Geschicklichkeit lenkte. Niemand hatte eine größere Erfahrung in dieser Leiterschaft. Seine Beredsamkeit machte mehr Eindruck durch seinen Ton, als durch die Worte. Er sprach nicht einmal immer fließend, aber die Sicherheit verließ ihn nie. Die Fülle seiner Kenntnisse, welche er sich namentlich im Finanzwesen erworben hatte, unterstützten ihn bei den riesigen Berichten, mit denen er seine Finanzmaßregeln im Jahre 1842 einleitete. Er führte die Einkommensteuer ein und verfürzte sie durch Erleichterungen des Verzehres. Aber er konnte sich der Einsicht nicht verschließen, daß es für England und seine dichte Bevölkerung nicht länger rathsam sei, die Lebensmittel und namentlich das Brodkorn künstlich zu vertheuern. Zum zweiten Male verrieth er seine Partei, aber — an sein Vaterland! Im Jahre 1846 schaffte er die Korngesetze ab. Nur einem Theile seiner Partei vermochte er seine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit dieser Maßregel mitzutheilen, die Uebrigen verfolgten ihn mit einem unverföhnlichen Haffe. Die Protectionisten scharrten sich unter Lord G. Bentinck zusammen, welchen B., dem er auch Canning's, seines Verwandten, Untergang zuschrieb, mit Hohn, Spott und überschäumenden Vorwürfen, mit eben so vielen Schlangen, geißelte. B. sah sich bald genöthigt, zurück zu treten, noch im Jahre 1846. Er erklärte damals, daß er sich von der Herrschaft für immer zurückziehe. Die Dankbarkeit des englischen Volkes und seiner Königin folgte ihm in seinen vereinsamten Ruhestand. Seine früheren Freunde hatten ihn verlassen, seinen früheren Gegnern näherte er sich nicht persönlich. Aber er unterstützte sie in der Durchführung der von ihm eingeschlagenen freisinnigen Handelsgesetzgebung höchst wirksam, doch anspruchloser Weise. Seine Meinung ändern zu müssen, ist ein Unglück, kein Vergehen, aber er hat schwer dafür gebüßt. Eine großartige Genugthuung erhielt er nach dem Sturze des französischen Thrones 1848. Wenn der englische auch nicht einmal erschüttert wurde, wenn England bei den Unruhen, die überall auf dem Festlande ausbrachen, seine stolze Ruhe unblutig bewahrte, so verdankt es dieses Glück der weisen Voraussicht seines großen Staatsmannes, der mitten im bürgerlichen Frieden die Ursachen eines Bürgerkrieges hinwegräumte. — Zum ersten Male war B. in der Nacht des 28. Juni 1850 gegen das Ministerium in der Frage der auswärtigen Politik aufgetreten, aber nur ungerne und mit solcher Schonung, daß er von Lord Palmerston sagte: „Seine Rede machte uns stolz, einen solchen Mann zu besitzen.“

Wer hätte damals gedacht, daß ehe die nächste Sonne sank, das Unterhaus seinen Führer, England, ja, die Welt ihren größten Staatsmann, ihn selbst, Sir R. P., verloren haben sollte? Als er vom königlichen Schlosse kam, scheute sein Pferd und warf ihn über den Kopf mit solcher Gewalt zu Boden, daß er den Jügel bewußtlos in der Hand behielt. Das Pferd stürzte auf ihn, er ward sehr beschädigt, eine zerbrochene Rippe drang in die Lunge ein und nach großen Schmerzen gab er am Abende des dritten Tages (den 2. Juli) seinen Geist auf. Sein plötzlicher Verlust wird in jeder brittischen Wohnung fast wie ein Unglück, das die eigene Familie heimgesucht hat, empfunden und nicht minder in der ganzen gebildeten Welt beklagt. Die Errichtung eines Denkmals für ihn in der Westminsterabtei ist bereits im Parlamente beantragt. — Von seiner Gattin, einer Tochter des Generals John Floyd, mit der P. sich 1820 vermählte, hat er 5 Söhne und 2 Töchter. Der älteste Sohn, Sir Robert P., ist brittischer Gesandter bei der schweizerischen Eidgenossenschaft, und wird, um des Vaters Verdienste auch in den Nachkommen belohnt zu sehen, diesem ohne Zweifel in der Peerwürde folgen.

**Perkal**, **Parikal**, **Berrakal**, **Pattist**. **Mouslin**, ist ein dicht gewebtes Baumwollenzeug, welches früher aus Ostindien nach Europa kam, jetzt aber bei uns aller Orten fabricirt wird. Besonders liefert Sachsen schöne weiße, glatte P. in Stücken von 20 bis 30 Ellen Länge und  $\frac{1}{2}$  bis  $\frac{1}{3}$  Leipziger Ellen Breite. **Schnürl.-P.** heißt derjenige, welcher in der Kette in gewissen Abständen dickere Fäden enthält. Aus P. werden auch Halbtücher von verschiedener Größe gemacht. **Pattist-Mouslin** heißen die ganz feinen Sorten. M.

**Perfio**, rother Indigo, **Cudbeer**, ein von dem Engländer Cudberth Gordon erfundener und nach dem Namen seiner Mutter Cudbeer benannter Farbstoff. Er bildet ein rothes, unangenehm riechendes Pulver, ist im Wasser auflöslich und färbt dasselbe violett, durch Säuren wird die Farbe in Roth und durch Alkalien in Blau umgewandelt. Man färbt damit auf Wolle und Seide Lila und Blau, mit Zusatz von Weinslein erhält man röthliche Nuancen. Er wird aus einigen Flechtenarten (z. B. *Leconara tartarea*) bereitet, welche besonders auf Kalkstein in Schweden, dem nördlichen England und dann Schottland wachsen. Die vom anhängenden Schmutze durch Sieben befreiten Flechten werden gemahlen und mit Wasser und gesautem Urin (Amonial) zu einem dünnen Brei gemacht, der noch einen Zusatz von gekramtem Kalk erhält. Nach ungefähr 8 Tagen erzeugt sich eine lebhaft violette Farbe; man läßt die Masse trocknen und pulvert sie. Guter P. soll trocken, nicht sandig, von nicht zu starkem urinäsem Geruche und ponceaurother, ins violette spielender, Farbe seyn und kochend ein Stück ungeschwefeltes Wollzeug dunkel Lila färben. M.

**Petitti di Koreto**, Carlo Marione, geboren 21. Oktober 1790 in Piemont, trat in seinem 23. Jahre in den Staatsdienst, war Intendant der Provinz Asti und bekleidete andere Aemter, wurde 1831 vom König Karl Albert in den neuerrichteten Staatsrath berufen und nahm eifrigen Antheil an den legislativen Arbeiten, welche während der 18 Regierungsjahre dieses Monarchen im sardinischen Königreiche eine materielle wie geistige Entwicklung förderten. Hiezu hat P. namentlich im Fache des Finanzwesens und der Handelsgesetzgebung durch seine Arbeiten im Staatsrathe gewirkt. Als Schriftsteller ist seine Wirksamkeit ebenfalls nicht gering anzuschlagen. Das Gefängnißwesen nahm ihn mehre Jahre hindurch vorzugsweise in Anspruch und auch, nachdem er 1840 sein größeres Werk über Gefängnißreform herausgegeben hatte, fuhr er fort, sich mit diesem Gegenstande zu beschäftigen. Er war es, welcher die hinsichtlich der Wahl eines strengern oder mildern Systems aufgeworfenen Fragen, namentlich bei Gelegenheit der schon erwähnten Gelehrtencongresse, zur Entscheidung zu bringen suchte — eine Entscheidung, die indes in Italien, wo man sich namentlich aus psychiatrischen Gründen vor der vollständigen Isolirung vielfach fürchtet und wo zugleich die Angewöhnung des bisherigen halb barbarischen, halb schiefen Verfahrens nicht in den Weg legt, auf mancherlei Schwierigkeiten gestoßen ist. ?

hat P. durch gründliche Erörterung des Pönitentiar-systems unter den sowohl von Seite des Pönalrechts wie der Menschlichkeit in Betracht kommenden Gesichtspunkten theoretisch wie praktisch sehr vortheilhaft gewirkt, in seiner Heimath namentlich und in Toskana, während auch in andern Ländern der Anstos gegeben ist. So unter andern im sicilischen Reiche, wo z. B. bei Palermo ein großes Gefängniß nach verbessertem Systeme gebaut wird. P.'s Buch über die Eisenbahnen hat mancherlei Widerspruch erfahren, ist aber doch als das gediegenste und vollständigste Werk über diesen Gegenstand anerkannt. Neben den ökonomischen Betrachtungen finden bei ihm namentlich die politischen Gründe Berücksichtigung, welche mehrfach schon, so bei den Erörterungen über Handels- und Militärverbindungs-mittel zwischen Italien und Deutschland vor Ausbruch des lombardisch-venezianischen Aufstandes, nicht ohne Lebendigkeit in die erste Linie gestellt worden sind. Auch in seinem letzten ganz kurz vor seinem Tode erschienenen Buche „die Betrachtungen über die Nothwendigkeit einer Reform des Abgabewesens“, ist der politische Theil um so mehr zu beachten, als er sich auf die neuesten Verhältnisse bezieht, wie sie zum Theil seit den Kriegen sich gestaltet haben. P. war immer ein entschiedener Gegner eines italienischen Zollvereins, wie er vor einigen Jahren vielfach gewünscht wurde; er war es nicht minder aus ökonomischen als aus politischen Motiven. Aus ökonomischen, weil er sowohl von Seite Frankreichs Nothpressalien vorausah, als er andererseits den Gewinn beim Austausch mit den Produkten der übrigen Staaten der Halbinsel bei der vorherrschenden Aehnlichkeit dieser Produkte mit denen Piemonts nicht hoch anschlug. Aus politischen Gründen und diese waren bei ihm die überwiegenden, weil er bei der Constituirung eines solchen Zollvereins, nach dem Muster des deutschen, eine Steigerung des österreichischen Uebergewichtes fürchtete. Er machte sich ein Verdienst daraus, dazu mitgewillt zu haben, daß Piemont auf derartige Anträge nicht einging. P. gehörte der Theorie nach zu den Anhängern des constitutionellen Systems. Als aber zu Anfang des Jahres 1848 Regierungen wie Völker, beide Theile gleicherweise unvorbereitet, mit einem Sprunge vom Absolutismus zur Repräsentativverfassung übergingen, verkehrte er sich nicht die drohende Gefahr. Noch weniger täuschte er sich darüber, als der Krieg mit Oesterreich ausbrach, dessen unglücklichen Ausgang er ahnte. Er blieb damals politischer Thätigkeit fremd, war aber als politischer Schriftsteller einer der Vorkämpfer der gemäßigten Meinung gegen den andringenden Radikalismus. Diese seine Thätigkeit war besonders groß im Herbst 1848, als in Turin die demokratische Partei, mit welcher leider Gioberti, zum Ruin seines Rufes als Staatsmann, gemeinsame Sache machte, das Perrone-Vinelli'sche Ministerium stürzte, nachdem dieselbe Faktion in dem formlos zerfallenden Toskana mit leichter Mühe daselbe Experiment gemacht hatte. Damals griff Petitti die an Ehre wie an praktischem Talent bankerotte, an Worten hingegen feinerliche Livorneser Partei, welche in Florenz dominirte, in seinen Artikeln im Risorgimento mit der schärfsten und schlagendsten Polemik und unerbittlicher Logik an. Er kannte Toskana gut und hier war es, wo er sich niederzulassen dachte, als zunehmende Kränklichkeit ihn bestimmte, auf seinen Rücktritt aus dem Staatsdienst zu sinnen. Noch in den letzten Tagen des März verkündete er den Florentiner Freunden, daß er im Laufe des Sommers diesen Entschlus auszuführen gedenke. Aber er erlebte ihn nicht: am 10. April 1850 erlag er den asthmatischen Leiden, die ihn lange Zeit hindurch mit immer wachsender Heftigkeit gequält hatten.

Petriey, Sebastian, berühmter Arzt und Herausgeber vieler Schriften, lebte unter der Regierung des Polenkönigs Sigismund Wasa in Krakau, wo er als Doktor der Philosophie und Medizin an der Universität Vorträge hielt. Später ging er, unterstützt vom Bischofe von Krakau, dem Cardinal Maciejowski, auf die berühmtesten Akademien Italiens und der Niederlande, bereifte Frankreich und ganz Deutschland und nahm nach seiner Rückkehr in Krakau wieder einen Lehrstuhl ein, zugleich mit Johanicki, Sirenus und Urzandowski, bis er im Jahre 1603 die Stelle eines Hausarztes beim Cardinal Maciejowski übernahm, den er





hat P. durch gründliche Erörterung des Pönitentiaris Seite des Pönalrechts wie der Menschlichkeit in Ver- ten theoretisch wie praktisch sehr vorthellhaft gewir- lich und in Toskana, während auch in andern So unter andern im sicilischen Reiche, wo z. niff nach verbessertem Systeme gebaut wird. mancherlei Widerspruch erfahren, ist aber digste Werk über diesen Gegenstand aner- tungen finden bei ihm namentlich die mehrfach schon, so bei den Erörterun- mittel zwischen Italien und Deuis- schen Aufstandes, nicht ohne P. Auch in seinem letzten ganz fr- tungen über die Nothwendig- tische Theil um so mehr liberalen Dreißigerperiode Manches zu leiden, die zieht, wie sie zum Theil versagt, das Klostersgymnasium 1833 unterdrückt und entschiedener Gegner können Güter im Kanton Thurgau gewaltthätig von der vielfach gewünscht w- and das Kloster übernahm 1841 mit bedeutenden Opfern pressfallen voraus duktien der übr- 1847 der Sonderbundskrieg aus, kurz nachdem Abt P. in Produkte mit diese waren Feiern sein priesterliches Jubelfest gefeiert und ob schon der Ab- Zollverei- Klostergegner in der Beziehung dem Kloster St. Urban nicht den ge- Ueberge- von 500,000 Schweizerfranken aufgelegt. Abt P. war tiefbekümmert, Ther- zu allen Geldopfern bereit, um die drohende Aufhebung des Gotteshauses ab- fan- und schien sich der besten Gesundheit zu erfreuen, als in der Nacht des be- 29. Januar 1848 ein plöthlicher, heftiger Krankheitsanfall ihn ergriff, an dem er 29. Januar verschied. Er schloß die siebenhundertjährige Reihe von 43 Vor- führung des Gotteshauses auf würdige Weise. Nach seinem Tode wurde die Wahl eines neuen Abtes von der Regierung untersagt und bald darauf nach vielen Placereien, selbst unter dem Beileidbezeugen derselben das Kloster aufgehoben, weil der Kanton seines Vermögens zur Tilgung der Sonderbundskosten bedürfte. Es fiel mit Ehren und wohl durften die in einem würdig gehaltenen Schreiben protestirenden Kapitularen die Ueberzeugung aussprechen, daß das Gotteshaus kei- nen nur scheinbar begründeten Anlaß zu der Aufhebung gegeben. —L.—

**Phosphorsäure** (acidum phosphoricum, s. d. Art. Phosphor Bd. VIII. S. 216) kommt in allen 3 Naturreichen vor. Der Darstellung des Phosphors geht immer die der P. voraus; man erhält sie nämlich, indem weißgebrannte Knochen mit Schwefelsäure übergossen werden. Dies verbindet sich mit dem Kalk der Knochen zu unauslöslichem, schwefelsaurem Kalk (Gyps) und macht die P. frei, die nun von dem Wasser aufgenommen wird. Die P. wird hierauf von dem ent- standenen Gypse gesondert und letzterer noch einigemal mit reinem Wasser ausgw- jüst. Die Flüssigkeit, die außer der P. auch noch etwas schwefelsauren Kalk en- hält, wird in einer Porzellanschale so lange erhitzt, bis etwa  $\frac{1}{2}$  des Wassers ver- dunstet sind und dann so lange mit kohlensaurem Ammoniak versetzt, als noch ein Niederschlag, welcher der aufgelöst gewesene phosphorsaure Kalk ist, entsteht. Die mit Ammoniak verbundene Flüssigkeit wird von dem Niederschlag durch Filtriren getrennt und in einer Porzellanschale bis zum Trocknen verdunstet. Der trockne Rückstand wird hierauf in einer geräumigen Glasretorte so lange erhitzt, bis kein Dampf mehr erscheint und die Masse in der Retorte ruhig siefet. Der geflossene Rückstand stellt die reine P. dar, welche beim Erkalten erstarrt, an der Luft aber sehr bald Feuchtigkeit anzieht und zerfließt. Löst man einen Theil dieser trockenen P. in 3 Theilen Wassers auf, dann erhält man die flüssige P. (acid. phos-

Uebrigens läßt sich die P. auch noch auf verschiedene Art durch Drydation des Phosphors mit Salpetersäure. In reinem stark sauer, geruch- und farblos, nicht so ägend wie Schwefel; löst sich in Wasser und Weingeist auf und röthet das Geglüht gibt sie Phosphor. In neuerer Zeit kommt sie häufig vor, wenn Schwefelsäure zur Verletzung verwendet. Bitriol gemacht war, der aus arsenikhaltigem Schwefel erkennen eine solche Verunreinigung durch Schwefel. In Polen gelben Niederschlag (Schwefelarsenik) bewirkt. In der Medicin angewandt, dient auch zur Darstellung von Salzen. Als Heilmittel in der Lithographie. aM.

Polnischer Geschichtschreiber unter Wladislaus Wasa, begab sich zu den Studien in Krakau beendigt, auf die Universität in Prag. Nach Polen zurückgekehrt, trat er in den geistlichen Stand, wurde Bischof von Posen, Gostliki, und später des Königs Sigismund III. Nachdem er dann zu verschiedenen Aemtern und Würden gelangt, erhielt er 1627 das Bisthum Kamieniec und 1644 wurde er Bischof von Lublitz, wo er auch im Jahre 1649, seiner ausgezeichneten Gelehrsamkeit wegen hochgeachtet, im 70. Lebensjahre starb. Sein berühmtes Werk in lateinischer Sprache: *Chronika gestarum in Europa singularium* umfaßt den Zeitraum von 1592 bis 1648. In demselben dect er die Mängel des Königs Sigismund und anderer einflußreichen Personen, auch der Jesuiten auf; nur kommt darin manche Ungenauigkeit in Bezug auf entlegene Länder vor, aus denen er nicht immer die sichersten Nachrichten hatte. K—r.

Piekarski, Michael, polnischer Edelmann, machte sich durch versuchten Königsmord in Polen berühmt. Er lebte unter Sigismund Wasa und war Gutsbesitzer von Bienkowiec bei Sandomir. In seiner Jugend schon verfiel er in Folge einer Kopfwunde in Wahnsinn, der aber unschädlich war, so daß man ihn zuletzt nicht mehr beaufschäftigte. Zu seinem Unglück hörte er öftere Reden der damals sich gegen den König aufwiegeln den Anhänger Zebrydowski's und noch mehr als diese bestimmte ihn die Nachricht von der Ermordung Heinrichs IV. von Frankreich durch Ravailles, sich eben so wie dieser hervorzuithum. Nach mehreren vergeblichen Versuchen kam er an einem Sonntage den 15. November 1620 ins Schloß und brachte dem Könige Sigismund auf dem Wege zur Kirche mehre Wunden mit dem Tschekan, einer Art Streitkolben, bei, wurde aber bald ergriffen und nach damaliger grausamer Sitte auf die Folter gebracht. Troßdem, daß man sich von seinem Wahnsinn und seiner Unzurechnungsfähigkeit überzeugte, wurde er dennoch, nachdem man ihn des Adels, der bürgerlichen Ehre wie auch seines Vermögens verlustig erklärt, verurtheilt, mit glühenden Zangen gewickelt, geviertheilt und auf den Scheiterhaufen verbrannt zu werden. Seine Asche wurde dann in Geschütze geladen und in die Luft geschossen, sein Haus und Hof der Erde gleichgemacht und auf dieser Stelle eine warnende Inschrift auf Stein errichtet. K—r.

Pienionzek, Procop, aus Polen gebürtig, machte sich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts als Anführer der Malteserritter gegen die Mahomedaner in Asien und Afrika berühmt. Das mittelländische Meer reinigte er von Seeräubern, denen er viele Schiffe wegnahm. Als er die Nachricht vom Kriege des Polen-Königs Stephan Batory mit der Stadt Danzig bekam, eilte er nach Polen und that viel zur Eroberung Danzigs bei. König Stephan ernannte ihn zum Anführer einer neuerrichtenden polnischen Flotte, doch hinderte ihn der Tod an der Ausführung dieses Vorhabens. P. starb im Jahre 1600. K—r.

Pieniny, altes Schloß in Galizien im Sandeher Bezirke auf einer unerschütterlichen Anhöhe in den Karpathen. Hierher flüchtete sich im Jahre 1240 vor den eindringenden Tatarenhorden Boleslaus der Schamhafte, Herzog von Krakau, mit seiner Gemahlin, der heiligen Kunigunde. K—r.

Wiedlowa Scala, altes Schloß auf einem Felsen im sächsischen 1

heutigen Königreiches Polen im Ostuker Bezirke nicht weit von Diczow und der Gremy der ehemaligen Republik Krakau. Es wurde von Stanislaus Szafraniec, Wojewoden von Sandomir, im 16. Jahrhundert gebaut, von Michael Jezrzydowski, Wojewoden von Krakau, restaurirt und ist bis heute das besterhaltene aller Schlösser in Polen. Es enthält hundert Zimmer und Säle, wovon noch sechszig bewohnt werden, breite Gänge, unterirdische Gemächer und eine sehr schöne Kapelle. Als es noch besetzt war, besaß es Alles, was zu einer längeren Vertheidigung nöthig ist, ungeheure Borräthe von Lebensmitteln, eine Mühle, Schmiede und Werkstätten, selbst Obst und Gemüsegärten. Aus allen Theilen desselben hat man eine reizende Aussicht, besonders von der Seite, wo man den großen, nach unten zu immer dünner werdenden Felsen, die Herkuleskeule genannt, sehen kann. K-r. (An demselben Tage, da die Stadt Krakau 11 Straßen und 200 Häuser durch Brand verlor, nämlich am 18. Juni 1850, wurde auch das Schloß P. S. ein Raub der Flammen. — Zusatz der Redaktion.)

**Wilchowski**, David, polnischer Schriftsteller und Uebersetzer altklassischer Werke, lebte unter Stanislaus August, trat in den Jesuitenorden in Wilna und nahm sich eifrig der Ausbildung der litthauischen Jugend an. Auf seine Veranlassung wurde ein Convict und die erste öffentliche Bibliothek in Wilna gestiftet. Bald darauf in Angelegenheiten des Ordens nach Rom geschickt, machten dort seine gründlichen Kenntnisse, sein fließender lateinischer Styl und sein kluges Benehmen einen sehr günstigen Eindruck. Als nach seiner Rückkehr der Orden der Jesuiten aufgehoben wurde, erhielt er den Lehrstuhl der Literatur auf der Universität in Wilna, zugleich auch die Aufsicht über die Universitätsbuchdruckerei, in welcher unter seiner Leitung eine Menge der besten Lehr- und Unterhaltungsbücher erschienen. Zuletzt zum Suffragan der Diöcese Wilna erhoben, stiftete er, von Bekannten und Unbekannten mit ansehnlichen Summen unterstützt, sehr viel Gutes, legte besonders viele Ueberechtigkeiten bei und vermachte sein Vermögen einer Stiftung für unbemittelte Studierende zur Hälfte adeliger, zur Hälfte bürgerlicher Herkunft. Von ihm erschienen folgende Uebersetzungen ins Polnische: Callistus Kriege mit Katilina und Jugurtha (Wilna 1767 in der Druckerei der Jesuiten); Seneca, vom glückseligen Leben, von der Gemüthsruhe (1771 ebend.); dessen Briefe an Lucilius und von der Gnade (1782 ebend.) K-r.

**Pilica**, die, Fluß im heutigen Königreiche Polen, entspringt nicht weit von der Stadt gleichen Namens im Stopnicki Bezirke. Sie nimmt ihren Lauf nordöstlich, wird bei Tomaszowo schiffbar und ergießt sich bei Minszewo in die Warthe. K-r.

**Pimbrac** (eigentlich Gui du Faur Sieur de Pimbrac), französischer Geheimrath und Präsident des Pariser Parlaments; wurde von Karl IX. beauftragt, seinen Bruder, den neugewählten König von Polen, Heinrich von Valois, auf seiner Reise dahin zu begleiten. Sehr gewandt in der lateinischen Sprache antwortete er auf alle Reden im Namen Heinrichs und gab in Polen vielfache Beweise seiner Fähigkeiten, wie auch seiner Geistesgegenwart. Als Heinrich nach dem Tode seines Bruders Karl heimlich Polen verließ und nach Frankreich reichte, wurde P., der jenem vorauseilte, von den ihnen nachjagenden Polen unterwegs angehalten; doch wußte er sich wieder zu befreien und kam glücklich seinem Herrn nach Frankreich nach. Später wurde er nochmals nach Polen gesandt, um die Unterthanen in der Treue gegen ihren abwesenden König zu erhalten; aber er kam schon zu spät, indem in Polen eben einen neuen König, Stephan Batory von Ungarn, gewählt hatten. K-r.

**Pinsk**, Kreisstadt im Gubernium Minsk an der Pina. Wegen der Nähe vieler Flüsse und der niedrigen Lage des Landes wird die Gegend fast alle Frühjahre überschwemmt. Die Stadt war in früherer Zeit bedeutender und hatte 7 katholische Kirchen; jetzt zählt sie kaum 5000 Einwohner, unter denen ein großer Theil Juden. Die hiesigen Jahrmärkte sind sehr besucht. Berühmt ist P. in der Kirchengeschichte Polens dadurch, daß hier der Jesuit und Martyrer Andreas Bobola während seiner eifrigen Bekehrung der Dissidenten im Jahre 1657 von den Kosaken ermordet wurde. Von Papp Benedikt IV. den Heiligen beigezählt, wurde sein Leichnam nach Polock gebracht und hier beigelegt. K-r.

**Piramowicz, Gregor**, Jesuit, war einer der thätigsten Männer für die Hebung der Volksbildung in Polen. Aus Lemberg gebürtig, wo sein Vater Kaufmann war, besuchte er dort die Schule der Jesuiten, trat in ihren Orden und zeichnete sich bald so aus, daß er zum Lehrer der Rhetorik im dortigen Collegium und später mit Erlaubniß der Oberen von der Familie Potocki zum Erzieher ihrer Söhne Casetan, Paul und Johann berufen wurde, mit welchen er eine Reise nach Frankreich und Italien machte. Nach Lemberg zurückgekehrt, wurde er Lehrer der Philosophie und zugleich Domprediger; nach der Aufhebung des Jesuitenordens erhielt er die Pfarrei von Kurowo im Lubliner Bezirke, wo er eine Schule anlegte und sich außer seinen Amtspflichten ganz dem Jugendunterrichte hingab. Zum Sekretär der in Warschau sich gebildeten Unterrichtscommission berufen, erhielt er für seine Pfarrei einen Vikar und kehrte erst 1795 wieder ganz dahin zurück. Er starb in Kurowo im Jahre 1801 und liegt dort neben seiner Mutter begraben. Von seinen Werken sind für die Hebung des Volksschulwesens von besonderem Einfluß gewesen: Pflichten des Lehrers in Parochialschulen (Warschau 1787 und 1817) und Sittenlehren für das Volk (ebend. 800). In Bezug auf die Hebung der Bildung im Allgemeinen in Polen sind eine vor dem Könige Stanislaus August gehaltenen Reden und Vorträge (als Berichtserfasser der Unterrichts-Commission von 1779 — 1783) von besonderem Interesse.

K—r.

**Pistor**, war russischer General im Kriege gegen Polen im Jahre 1794 und Generalquartiermeister zuerst unter Igelskron, dann unter Ferren. Er hinterließ in französischer Sprache eine Beschreibung des Krieges von Anfang des Aufstandes unter Kosciuszko bis zur Belagerung von Warschau, während welcher er abwesend und nach der Ukraine geschickt wurde. Dem Werke sind beigelegt zwei Pläne, einer vom südlichen Theile Polens mit den Stellungen der russischen Armee, der andere von der Stadt Warschau mit Angabe der Punkte, wo die russische Garnison am Tage des Aufstandes, den 17. April, sich befand.

K—r.

**Platillas**, Platillos, eine Sorte Leinwand, die zu den gesuchtesten gehört. Im Handel unterscheidet man einfache, Bocadillos oder jaenersche Leinen, und P. rogales. Die schlesischen P. rogales sind  $\frac{1}{2}$  bis  $\frac{3}{4}$  breit und 60 Leipziger oder 36 $\frac{1}{2}$  spanische Ellen lang. Die böhmischen sind in Stücken von ähnlicher Breite und 58 böhmischer Ellen Länge. Sie gehen meist über Triest nach Italien, übrigens werden sie auch über Hamburg, Amsterdam und Cadix nach West-Indien versandt. Die englischen sind von geringerer Güte als die französischen und die deutschen und stehen deshalb auf den amerikanischen Märkten immer um mehrere Prozent niedriger im Preise.

am.

**Poczobut, Martin**, der berühmteste polnische Astronom, lebte unter dem letzten Polenkönige Stanislaus August, führte den Beinamen Oblanicki und kamme aus dem Familiengute P. bei Grobno. Im 17. Jahre trat er in den Orden der Jesuiten und endigte seine Studien auf der Akademie zu Wilna. Im Jahre 1754 wurde er nach Prag geschickt, um sich dort in der griechischen Sprache u. Mathematik weiter auszubilden, doch mußte er schon nach Ausbruch des siebenjährigen Krieges 1756 nach Wilna zurückkehren. Mehrere Jahre später machte er auf Kosten der Akademie und des litthauischen Kanzlers Michael Czartoryski eine Reise nach Deutschland, Italien und Frankreich, besuchte in Marseille den damals berühmten Astronomen Boscas, bei dem er längere Zeit blieb und ihn in seinen Forschungen unterstützte. Wegen Verfolgung der Jesuiten in Frankreich begab er sich nach Neapel und Rom und wurde dann von seinen Oberen nach Wilna zurückberufen, wo er durch vier Jahre öffentliche Vorträge über Mathematik und Astronomie hielt. Vom Könige Stanislaus August, wie auch von einer litthauischen Dame Elisabeth Buzynin unterstützt, welche allein 9000 Dukaten zur gänzlichen Umgestaltung des Observatoriums anwies, reiste er 1768 nach England, hielt sich sechs Monate in Greenwich auf, um nach dem Muster dieses das neue Observatorium einrichten zu können u. kehrte über Frankreich, wo er von

und Lacaille noch eine Zeit lang zurückgehalten wurde, und über Berlin zu Wilna zurück. Im Jahre 1773 stand das neue Gebäude mit Apparaten und Instrumenten aus England versehen, wozu P. noch 2000 Dukaten von seinem mögen hergegeben hatte und nun fing er seine astronomischen Beobachtungen an. In demselben Jahre wurde der Jesuitenorden aufgehoben und die Akademie in Wilna kam nun als Universität auch unter Leitung der Regierung. P. 1777 zum Rektor derselben ernannt, ihm auch als besonders thätigem Mitglied der Unterrichts-Commission die Aufsicht über die Schulen in ganz Litthauen übertragen. Der König Stanislaus August beschenkte ihn mit mehren Orden sogar ihm zu Ehren eine Medaille prägen. Als nach der letzten Theilung im Jahre 1795 Wilna und ein großer Theil Litthauens unter russische Herrschaft kam, mußte P. seinen ganzen Einfluß anwenden, um der Universität Schulen im Lande die Fonds zu erhalten, welche der Fürst Repnin als Gouverneur von Litthauen der Staatskasse überweisen wollte. Im Jahre 1808 legte er seine Aemter und Würden nieder, schlug ein ihm angebotenes Bisthum ab und zog sich in klösterliche Einsamkeit nach Dünaburg zurück, wo er 1810 im 80ten Lebensjahre starb. In den 40 Jahresberichten über seine astronomischen Thätigkeit ist manches Wichtige und Neuentdeckte enthalten, unter anderen genaue Bestimmungen über den nächsten von der Sonne und damals noch wenig bekannten Planeten, den Mercur, die der französische Astronom Lalande bei seinen Beobachtungen bemerkt.

**Podhajce**, Stadt in Galizien, im Bezirke Brzezan. Hier war ehemals ein Bergschloß, in dessen Nähe Johann Sobieski, damals noch Großkronfeldherr im Jahre 1667 einen entscheidenden Sieg über die Tataren und Kosaken unter Doroszenko davontrug.

**Podhorce**, berühmtes Schloß in Galizien, bei dem Dorfe gleichen Namens im Zloczower Bezirke, 3 Meilen nordwestlich von Brody. Von Poniepolsti erbaut, war es lange Zeit im Besitze dieser Familie, der ehemals 170 Städte und über 700 Dörfer angehörten. Im Schlosse finden sich eine Menge alter und merkwürdiger Manuscripte, Gemälde und Alterthümer, in der Rüstkammer schwedische Fahnen, türkische und tatarische Rosschweife, Feldherrnkränze, eine große Anzahl alter Rüstungen, Panzer u. s. w. Das Schloß ist jetzt Eigenthum der galizischen Familie Kzewuski.

**Polaniec**, Stadt im heutigen Königreiche Polen, im Bezirke Sandomir, eine Viertelmeile vom linken Ufer der Weichsel, nicht weit von der galizischen Gränze. Hier errichtete Kosciuszko nach dem Siege bei Raclawice im April 1794 ein Lager, um sich mit den aus Polhynien und der Ukraine ihm zuwendenden Truppen zu verbinden.

**Poninski**, Adam, polnischer Minister unter Stanislaus August, war einer von denen, die viel zum baldigen Untergange Polens beitrugen. Nachdem er sein Vermögen verschwendet, erhielt er von den Gesandten der benachbarten Mächte für die er zum Nachtheil seines Vaterlandes thätig war, bedeutende Unterstützungen. Im Jahre 1773 wurde er Reichsmarschall und verkündigte als solcher bei der ersten Theilung Polens, nachdem er zuvor den Reichstag oder wenigstens einen Theil desselben zu Gunsten der Theilung unzutreffen versucht hatte. Als in demselben Jahre der Jesuitenorden aufgehoben und ihm die Verwaltung des bedeutenden der Regierung zugefallenen Vermögens anvertraut wurde, verschwendete er einen ansehnlichen Theil desselben, so daß man bald genöthigt war, es gemäßigteren Händen anzuvertrauen. Lange erhielt sich P., besonders von Ausland unterstützt, in den höchsten Aemtern, als aber die Kaiserin Katharina die russischen Truppen aus Polen entfernen und gegen die Türken schicken mußte, wurde er vor Gericht geladen, außerdem in seiner Wohnung in Warschau bewacht. Sein Sohn war ihm behülflich zur Flucht, doch wurde er in der Gegend von Thorn wieder gefangen und nach Warschau zurückgebracht. Nachdem er durch verschiedene Intriguen und gegen Bürgerschaft seiner Freunde wieder freigelassen war, floh er mit

Das zweite Mal gefangen, wurde er im Jahre 1789 verurtheilt zum Verlust des Fürstentitels und des Adels, wie auch seines Namens, seines Vermögens und bürgerlichen Ehre, dann wurde er als Vaterlandsverrätther auf immer verbannt. Schon nach drei Jahren starb er im Auslande ganz verlassen und in Dürftigkeit. — 2) P., Adam Joseph, Sohn des Vorigen, war polnischer General während des Aufstandes unter Kosciuszko im Jahre 1794. Er wurde nach der Schlacht bei Raciejowice angeklagt, den General Kosciuszko abzuwecheln im Stiche gelassen zu haben, da sein Lager nur wenige Meilen vom Feinde entfernt war, doch in der bald darauf abgehaltenen Sitzung des Kriegsgerichts unter Zajoncze und Madalinski nach Vergleichung der Rapporten freigesprochen wurde. K—r.

Porter, Johanna, eine geschätzte englische Schriftstellerin, geboren 1776 in London, wo ihr Vater damals als Dragoneroffizier in Garnison lag, erhielt im frühen Tode des letzteren nebst ihrer jüngern Schwester eine treffliche Erziehung zu Edinburgh unter einem schottischen Hofmeister, Namens Fulton. Sie zog beide mit ihrer Mutter nach Ditton und später nach Essex in der Grafschaft Surrey, wo Mrs P., eine geistig sehr begabte Frau, im J. 1831 Johanna erlangte als Novellendichterin bald großen Ruhm. Ihre drei besten Werke sind ihr „Thaddeus of Warsaw“, den sie in ihrem 20. Jahre schrieb, die „Scottish Chiefs“ und „The Pastors Fireside“ (das Pfarrerverhaus). „Aus von Warschau“ gewann eine ungemeine Popularität; er ward in die schwedischen Sprachen übersetzt und Kosciuszko übersandte der Verfasserin einen Ring mit seinem Bildniß, General Gardiner, der englische Gesandte in Warschau, konnte sich nicht genug verwundern, daß solche lebendige, wahrheitsgemäße Schilderungen des Landes und Volkes von einer jungen Dame herrührten, niemals in Polen gewesen. Gleiches Glück machten die „schottischen Erzählungen“. Walter Scott gestand eines Tags vor Georg IV. im Bibliothekszimmer des Carlton-Palastes, dieser Roman der Mrs P. sei der Vater der Waverley-Romane. Mrs P. schrieb auch in Verbindung mit ihrer jüngern Schwester die „Tales round a Winter's Hearth“ (Erzählungen am Kamin) u. eben so sie unermüdetlich in Beiträgen für die periodischen Schriften ihrer Zeit. Topographische Skizze über Oberst Denman, den afrikanischen Reisenden, im „Edinburgh and Military Journal“ ward als eine der rührendsten Parentationen gewundert. Mrs P. war Stiftsfräulein des polnischen St. Joachimsordens, welchem sie für ihren Thaddeus von Warschau beehrt wurde. Sie starb den 1. Mai 1850 zu Bristol in dem Hause ihres Bruders des Dr. William Porter, eines geschickten Arztes. — Ein zweiter Bruder war der seit längerer Zeit verstorbene Robert Per P., ausgezeichnet als Maler und Militär; treffliche Schlachtkünste sind das Werk seines Pinsels und im Halbinselkrieg von 1807 mit Ehren; er war an Sir John Moore's Seite, als dieser bei Corunna gegenblick des Sieges fiel. Später war er britischer Consul in Venezuela. „Reisefkizzen aus Rußland und Aegypten“ haben ihm auch einen schriftstellerischen Namen gemacht. Er war mit einer russischen Erbin verheirathet und hatte eine Tochter, außer Dr. William P., der einzige überlebende Sprößling der Familie, hat sich in Rußland ihren Herd gegründet. — Die schon oben einigemal erwähnte jüngere Schwester, Anna Maria P., trat schon in ihrem 12. Jahre als Schriftstellerin auf; sie schrieb viele Novellen, welche Glück machten und unter The Hungarian Brothers, The Recluse of Norway und The Village of Idorpt die beliebtesten waren. Sie starb den 6. Juni 1832 zu Bristol, wie ihre ältere Schwester, in dem Hause ihres Bruders, Dr. William P., hatte.

Prewoloczna, Stadt im Gubernium Pultawa, am linken Ufer des Dniepr. Entstanden nach der Niederlage Karls XII. bei Pultawa in der Flucht nach der türkischen Gränze zu, an 12,000 Mann, der Rest türkischer Heeres, dem Czaren Peter dem Großen.

Ermelano und unter Johann Sobieski's Regierung zum 10ten Jahre 1688 wurde er Primas von Polen und als solcher gewählt 1697 auf Ludwig, Prinzen von Conti, der auch mit gewählt wurde. Als aber die Gegenpartei den Kurfürsten Augustus König ausrief und dieser mit einer Kriegsheere in Polen Prinz von Conti der Krone entsagen und Polen verlassen; und seine Partei erkannten 1698 August II. als König an. Dieser Krieges mit Karl XII., welcher August II. des polnisch und Stanislaus Leszcynski zum König erklärte, war oft Lage, in die er sich durch unentschiedenes Benehmen mehrmals So entzog er sich im Jahre 1705 der Wahl Leszcynski; jedoch von Karl genöthigt, ihm am folgenden Tage öffentlich zubringen und die Feierlichkeiten zur Krönung vorzubereiten, demselben Jahre in Danzig.

\* **Madziwill, Ursula**, geborne Fürstin Wisniowicka, des Michael R., Wojewoden von Wilna und Großfeldherrn ist als Verfasserin vieler dramatischer Werke in polnischer Sprache erschienen nach ihrem Tode auf Veranstaltung des späteren Jakob Tryczynski in Posen, aber nur in geringer Anzahl ohne Angabe des Jahres, ihren hinterlassenen Töchtern Theodora und Konstantia gewidmet.

**Rakow**, Stadt im heutigen Königreiche Polen, im Bezirk 10 Meilen südöstlich von Kielce. Sie war der Hauptstz der Schweden welche hier ihre Schulen und eine Druckerei hatten, bis sie aus Polen vertrieben wurden, weil sie es mit den Schweden gehalten.

**Raszyn**, Dorf, anderthalb Meilen südwestlich von Warschau die Schlacht, welche hier den 19. April 1809 zwischen dem Kaiser von Oesterreich u. dem Fürsten Joseph Poniatowski stattfand; das Heer des Letzteren wurde zurückgedrängt, jedoch nicht geflohen. Eine Einigung zwischen beiden Feldherren, nach welcher die Russen Warschau besetzten, Poniatowski aber sich über die Weichsel zurück nach Kawa. Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks im heutigen

en aus alten Zeiten umgeben, die jedoch nach und nach in Promenaden umwandelt werden. Im Jahre 1704 schlug hier Karl XII. von Schweden sein Hauptquartier auf.

K—r.

**Reifen** (polnisch Rydzyna), kleine Stadt im Großherzogthume Posen, im ländlichen Kreise an der schlesischen Gränze, ist der Sitz der fürstlichen Familie Roski, deren Schloß sich bei der Stadt erhebt. Es ist ein großes mit einem umgebenes Gebäude in Quadratform mit innerem Hofraum, welches von mehreren Bestkern, der Familie Leszczyński erbaut wurde.

K—r.

**Rej** (Nicolaus von, Naglowice), ist der älteste der besseren polnischen Schriftsteller in Versen und Prosa und kann gleichsam als Gründer der neuen Literatur angesehen werden. Er wurde im Jahre 1515 in Zurawno,

Dorfe am Dniepr in der Wojewodschaft Rothrußland geboren; von seinem Vater, einem schlichten Edelmann, nicht sehr zum Lernen angehalten blieb er bis zum Jünglingsalter ziemlich unwissend, bis er im 20. Jahre an den Hof des Königs Tenczynski, Wojewoden von Sandomir kam, bei dem er sich als Sekretär der polnischen Sprache nach und nach ausbildete und auch in der lateinischen Sprache große Fortschritte machte. Später vermählte er sich mit einer reichen Wittwe des Erzbischofs von Gnesen, nahm jedoch kein öffentliches Amt außer dem eines Reichstagsmitgliedes an und lebte meist auf seinen Landgütern, wurde seines Frohsinns und angeborenen Witzes wegen oft an den Hof berufen, und in einem Gespräch mit dem Jagellonen, der Königin Bona und dessen Nachfolger Sigismund, welcher ihm mehre Besitzungen schenkte. R. legte die nach seinem Namen benannte Stadt Rejowice in der Culmer Gegend, wie auch nicht weit von seinem Geburtsdorfe Naglowice im Kraukischen die Stadt Ora an und starb im Jahre 1588.

Sein bestes hinterlassenes Werk trägt die beiden Titel: Leben eines weisen Menschen und Spiegel, und erschien zuerst 1568 in drei Bänden mit dem Bildnisse des Verfassers, eine spätere Ausgabe davon in Wilna und die neueste und am weitesten verbreitetste in Warschau 1828. Die meisten Werke meist religiösen und moralischen Inhalts sind weniger verbreitet, den religiösen Neuerungen huldigte und dieselben davon nicht frei geblieben wie sein Katechismus, der Psalter David's, Leben und Thaten des Patriarchen Joseph, die Offenbarung Johann's u. a.

K—r.

**Rekleski**, Winzenz, polnischer Dichter, wurde im Jahre 1785 von adelichen Eltern in der Gegend von Kielce geboren. Nachdem er seine Studien an der Universität in Krakau beendigt, trat er in Dienste des neuerrichteten Herzogs von Warschau und machte die Feldzüge von 1809 und 1812 mit. Während dieser Zeit fiel er in eine damals im Lager herrschende ansteckende Krankheit und starb bald nach dem Einmarsche der polnischen Truppen in Moskau, im hohen Alter von 27 Jahren. Er hinterließ eine Sammlung von Gedichten, Idyllen unter dem Titel: Pienia wiejskie (ländliche Gesänge), die im Jahre 1815 in Krakau erschienen.

K—r.

**Reński**, schwedischer General, machte unter Karl XII. von 1701—1708 Feldzüge in Polen und Rußland mit; besonders zeichnete er sich aus in der Schlacht bei Fraustadt im Großherzogthume Posen an der schlesischen Gränze, in der er das aus Sachsen und Russen bestehende weit stärkere Heer unter dem Befehle des Prinzen von Anhalt-Schulenburg im Jahre 1706 schlug und so vernichtete, daß nur Wenige davon entkamen. Jetzt von Karl zum Feldmarschall ernannt, begleitete er ihn nach Sachsen, von da auf dem langen Marsche durch Preußen und Litthauen nach Westrußland und der Ukraine, bis er in der Schlacht bei Poltawa 1709 in russische Gefangenschaft gerieth. In Folge der Unterhandlungen des schwedischen Ministers Görz, welcher den Caren Peter den Großen zu überzeugen suchte, wurde R. noch vor den Friedensverhandlungen zwischen Schweden im Jahre 1717 freigelassen.

K—r.

**Rogalinökl**, Joseph, berühmter polnischer Gelehrter, lebte unter Stanislaus August und stammte aus einer alten adelichen Familie in Großpolen. Schon



im 15. Jahre trat er in den Orden der Jesuiten in Krakau, reiste später nach Paris, um sich in der Mathematik und Physik weiter auszubilden und nach Rom, um Theologie zu studiren. Nach Polen zurückgekehrt wurde er Professor der Experimentalphysik am Jesuitenkollegium in Posen. Der berühmte Mathematiker Euler besuchte ihn und sein Observatorium in Posen bei seiner Durchreise nach Petersburg und fand eine Menge mathematischer und astronomischer Instrumente und Apparate vor, welche R. meistens auf seine und seiner Familie Kosten angeschafft hatte. Außer den gewöhnlichen Unterrichtsstunden hielt er alle Donnerstage öffentliche und populäre Vorträge im Museum, in welchem er besonders die Handwerker mit dem Gebrauche mechanischer Instrumente bekannt machte. König Stanislaus August schenkte ihm einen kostbaren Ring und später den Orden des heiligen Stanislaus. Nach der Aufhebung des Jesuitenordens im Jahre 1773 wurde R. Prälat des Posener Domkapitels und setzte nicht bloß seine ausgezeichneten Vorträge fort, sondern machte sich noch berühmter durch schöne und besonders erbauliche Predigten. In seinem Testamente vermachte er sein ganzes Vermögen verarmten, sich des Bettelns schämenden Handwerkern. Er starb 1802 im 64. Lebensjahre. Von ihm erschien das erste Werk über Naturlehre in polnischer Sprache in 5 Bänden, mit vielen Zeichnungen und Figuren (Posen 1765), außerdem schrieb er ein Werk über Baukunst.

K—r.

**Nomowe oder Romnowe.** So hießen bei den heidnischen Preußen und Lithauern die großen geheiligten Eichen, welche dem Perkun und andern heidnischen Gottheiten als Tempel dienten. Hartknoch in seiner Geschichte von den alten Preußen und Lithauern erwähnt mehrer solcher Eichen; eine stand in Preußen am Flusse Frisching, 4 Meilen südlich von Königsberg, eine andere in Samotigien an der Mündung der Dubissa in den Niemen.

K—r.

**Rottmann, Karl,** geboren zu Handschuhsheim bei Heidelberg 1798, hatte keinen Meister in der Kunst, sondern beides sich selbst geschaffen: den Weg und das Ziel, zu welchem ihn der Weg führen sollte. Unter den Werken älterer und neuerer Kunst, bei denen er sich Rath's erholte für seine Ausbildung, standen oben an die Landschaften von N. Poussin und J. Koch. Die allgemein verbreitete Ansicht, daß sich der Landschaftsmaler nur der Natur hinzugeben, sie nur nachzubilden brauche, wo und wie er sie finde, um seine Aufgabe zu lösen, konnte ihm nicht genügen. Klar empfand er, daß seine Kunst das Recht der Selbstständigkeit habe, wie jede andere, ja wie die Dichtkunst, sobald sie sich nur denselben Bedingungen unterzöge. So wandte er neben dem Studium der Einzelheiten der Natur sein Hauptaugenmerk auf die Anordnung, den Bau eines Gemäldes, auf das rhythmische Steigen und Fallen der Linien und jede ihrer Bewegungen, auf das harmonische Verhältniß der Massen untereinander, so wie auf mannigfaltige Gegensätze und deren Vermittlung. Gegen die Gefahr aber, die ein überwiegendes Formenstudium mit sich bringt, nüchtern und kalt zu werden, war R. bewacht durch sein Herz, das an ein Seelenleben nicht nur in der Natur, sondern an jeder Stelle in der Natur glaubte und durch sein feines Gefühl, das überall den Punkt fand, an welchem die Seele sich kund gibt; ja er erkannte sehr bald in der Form nur das Mittel, das Eigenthümliche und Schöne in der Natur faßlicher und eindringlicher darzustellen. Ausgerüstet außerdem mit einem bewunderungswürdigen Farbensinn und großer Leichtigkeit des Schaffens, war er berufen, eine der ersten Rollen seines Faches einzunehmen und allgemeine Anerkennung ward ihm früh zu Theil. Allein es ward ihm dazu noch ein Glück beschieden, das nur wenige Landschaftsmaler erfahren haben und das nur denkbar ist, wo ein Freund der Kunst, wie König Ludwig von Bayern mit Scharfblick und Liebe über der vollen Entfaltung jener edlen aber pflegebedürftigen Kräfte wacht, die eine Zeit zu ihrer Freude und ihrem Ruhm und zur Erquickung von Mit- und Nachwelt aus ihrem Schooße gebiert. R. erhielt für seine Kunst eine Lebensaufgabe: nicht einzelne Scenen und Bilder der Natur ohne Bezug und Zusammenhang sollte er uns vorführen, sondern ganze Länder in ihren hervorragendsten Stellen und diese Län-

er waren die schönsten und durch ihre Geschichte bedeutendsten unseres Erdtheils: Italien und Griechenland. R. hatte bereits in einer Anzahl deutscher Landschaften, namentlich aus dem bayerischen Hochlande, sein Talent und seine eigenthümliche Richtung auf poetische Charakteristik bekundet, als er (1825) nach Italien ging und dort seinem Künstlercharakter Entscheidung und Vollendung gab. Zurückgekehrt aus Italien erhielt er von König Ludwig den Auftrag, 28 Ansichten aus jenem Lande und zwar in den Arkaden des königlichen Hofgartens, die als allgemeiner Spaziergang dienen, in Fresco zu malen. Ungeachtet der außerordentlichen Schwierigkeiten, welche die Frescomalerei gerade für den Landschaftsmaler hat, löste R. seine Aufgabe auf eine Weise, als ob diese Technik nur für ihn erfunden worden und wußte (unter Vermeidung ihrer Nachtheile) sich ihres Hauptvorteils, des Lichtes, mit so großer Geschicklichkeit zu bemächtigen, daß man fast bei diesen Bildern (namentlich von einiger Ferne) in die helle Luft selbst hinaus zu sehen glaubt. In wenig Jahren war das Werk vollendet und das Bild Italiens von dem engen Felsenthor der Chiusa zu den lieblichen Gründen um Perugia, der ehren Einsamkeit der Champagna und der Ruinen Roms bis zu den entzückenden Reeresbüchten und Inseln Neapels und den im unvergleichbarem Glanze schimmernden Gestaden Siciliens und Calabriens vor uns aufgerollt, jede oder fast jede Stelle in ihrem eigensten Charakter, in ihren sprechendsten Zügen wiedergegeben, ein Werk mannigfaltig in allen Theilen, übereinstimmend im Ganzen durch Größe und Einfachheit in Anordnung, Form und Farbe und durch das durchgehende feine Gefühl für Abstufungen und Gegensätze, durch die vorherrschende, sonst nur der Plastik eigene Ruhe und vor allem durch jene klassische Schlichtheit des Vortrags von der so leicht und so ganz irrthümlich jeder glaubt, sie sei leicht und müde auch ihm, wenn er wolle, zu Gebote. Es ist bekannt, daß König Ludwig selbst epigrammatische Distichen zu diesen Bildern dichtete, welche als Ueberschriften sie begleiten, ein dauerndes Denkmal seiner dem Künstler geschenkten Achtung und Liebe. Nach Italien, das so ziemlich die ganze Welt in Hoffnung oder Erinnerung als Heimath betrachtet, nimmt nach dem Gange unserer Bildung Griechenland die erste Stelle ein, das Land des Homer, Phidias, Themistokles, Plato und alles Großen in Kunst und Leben, woran die erwachende Phantastie und Begeisterung sich emporrichtet. Griechenland war nach seiner Befreiung in sehr nahe Verhältnisse zum bayerischen Regentenhause getreten. König Ludwig, gewohnt, die Denkmäler der Geschichte nicht nur den Historiographen, sondern lieber auch der Kunst in die Hände zu geben, beschloß zur Erinnerung und Feier jenes Ereignisses bei sich daheim ein Bild des Landes aufzustellen, dem er seinen Sohn als König gegeben und beauftragte R. mit der Arbeit. Und damit kein Zweifel erfolge, was Bayern und Griechenland in diese enge Verbindung gebracht, so wurden jene Stellen für die Bilderfolge ausgewählt, auf welche die Geschichte die ersten Strahlen des Ruhmes wirft, wo unsere Vorliebe für Hellas in früherer Jugend schon ihren Grund gefunden. R. war zu diesem Zwecke 1834 und 1835 in Griechenland, kehrte reich an Studien nach München zurück und begab sich alsbald an das Werk. 24 große Landschaften waren herzustellen, diesmal nicht a Fresco, sondern auch die Bestimmung für die Arkaden des Hofgartens erlitt eine Aenderung, da sich leider herausgestellt hatte, daß sie an diesem Orte vor frevelhafter Beschädigung nicht sicher seyn würden. Auf eigens zubereiteten Mauergründen, mit einem halb der Enkaustik, halb der Delmalerei angehörigen Bindemittel, führte R. diese Bilder aus, die einen Cyclus der historisch merkwürdigsten Punkte des alten Hellas bilden, von Athen, Sparta und Korinth zu Delos und Cleusis, von dem Gewässern bei Aegina zu der Ebene von Marathon und zu den Thermopylen. Zugleich tritt R. mit diesen Bildern auf eine neue Stufe der Entwicklung. Bei der Charakteristik der italienischen Landschaften hatte er sich (obendrein durch die Frescomalerei gezwungen) auf die einfachsten Mittel der Darstellung beschränkt; eine Wiederholung desselben Systems wäre dem lebendig schaffenden Geiste R. nicht verträglich gewesen, zumal da einzelne Stellen wie Tyrins, Cleusis u. ihm fast

gar keine malerischen Anhaltspunkte boten, während die erwählte Technik (der Öl- und Wachsmalerei) einen unbegrenzten Spielraum für die Farbenwirkung an die Hand gab. Wenn demnach R. früher vornehmlich durch die Form die Eigenthümlichkeit seines Gegenstandes hervorhob, so leistete er nun zwar keineswegs darauf Verzicht, aber er suchte ihre Wirkung wesentlich durch die Stimmung zu verstärken die er dem Bilde gab, und indem er diese Stimmung hauptsächlich von den meteorologischen Erscheinungen, von heiterem oder trübem Himmel, von Sonnen- oder Mondenschein, von Sturm oder Windstille, Abend, Morgen oder Mittag u. herleitete, und dazu die wunderbaren oft ungläublichen Luft- und Lichteffecte des Südens mit all ihrem unendlichem Farbenreichtum verwandte, ward er allmählich auf ein Gebiet der Landschaftsmalerei entrückt, wohin ihm nur die größte Virtuosität folgen konnte, der es leicht würde, wie ihm, die flüchtigsten Momente im Leben der Atmosphäre und ihre Wirkungen auf die Oberfläche der Erde mit ihren mannigfaltigen überraschenden, selbst unerklärlichen Contrasten aufzufassen und wiederzugeben. Nicht Griechenland allein, nein die Natur überhaupt sieht in dieser Bildersolge ihre seltensten Feierskenden verherrlicht, und die Kunst wird sie unter ihre schönsten Triumphe zählen, errungen im Wettstreit mit der Natur, theilweis freilich an den äußersten Gränzen des ihr angewiesenen Kampfplatzes. Um diese Werke mit der ganzen ihnen inwohnenden Kraft auf das Auge des Beschauers wirken zu lassen, erwiesen sich die gewöhnlichen Vorkehrungen bei Aufstellung von Gemälden als unzureichend, und ein eigener Saal mit besonders kunstreich konstruierter Beleuchtung von oben (wobei alles Licht nur die Bilder, keines den Beschauer trifft) ward, aus Auftrag des Königs, in der neuen Pinakothek dafür errichtet. Einer andern Stunde sei es vorbehalten, von dem Werthe und Inhalte dieser Werke ausführlich zu sprechen; nur das sei gesagt, daß Bilder von gleich erhabener Schönheit und poetischer Kraft, wie den „Meerbusen von Aulis“ und das „Schlachtfeld von Marathon“ die Landschaftsmalerei gewiß nicht aufzuweisen hat. R. hatte so eben das letzte dieser 24 Bilder aus Griechenland beendigt, und das Haus in welchem er sie (größtentheils) gemalt — weil es abgetragen wurde — verlassen, als er sich auf's Krankenbette legen mußte um nie mehr aufzustehen. Er vollendete in den ersten Tagen des Juli 1850. — Groß und unerreicht steht R. in seinen Kunstschöpfungen da; aber auch in den Beziehungen des Lebens nahm er die gleiche Höhe ein. Vielseitige Bildung, Empfänglichkeit für alles Gute und Schöne, theilnehmende Beachtung jedes ernstern Strebens, rücksichtsvolle Behandlung der Schwachen, Milde und Gleichmäßigkeit des Urtheils, Bereitwilligkeit zu fördern und zu helfen, gewannen und sicherten ihm die allgemeine Achtung und sein jugendwarmes, der Liebe und Freundschaft stets offenes Herz zog Jedem, der in seine Nähe kam, unwiderstehlich zu ihm hin. Mehr aber, als durch alles dieses, glänzt er durch die Biederkeit seines Charakters, durch die Offenheit seines Herzens, in dem nichts Verstecktes war, als etwa der Wunsch eine unerbitterte Freude zu bereiten, und durch die Treue seiner Liebe. Unter dem furchtbaren Toben eines Gewittersturmes ward seine entfesselte Hülle zum Friedhof gebracht; als er in die Erde gesenkt war, sprach der Maler A. Zeichlein aus tiefbewegtem Herzen und in schwungvoller Rede seinen und unser aller Schmerz aus um den Verlust, den mit uns die Kunst und das Vaterland erlitten, und heilige trostreiche Gefänge, wie sie den Lebenden so oft mit wehmüthiger Freude durchdrungen, rauschten über sein Grab, das sich unter den letzten Spenden der Liebe schloß.

**Rubinkowski**, Jakob, lebte unter Johann Sobieski in Polen und ist der Herausgeber des Werkes über den Feldzug des Königs Johann vor Wien und die Errettung dieser Stadt aus den Händen der Türken; es erschien 1739 in polnischer Sprache in Posen, in der Druckerei der Jesuiten. K—r.

**Rudowski**, Laurentius, war Dekan in Meseritz und schrieb eine Geschichte Polens vom Tode Wladislaus Wasa bis zum Vertrage von Oliva, also von 1648 bis 1660. Das Werk in lateinischer Sprache geschrieben kam im Na-

manuscript in verschiedene Hände, zuletzt in die Zaluski'sche Bibliothek nach Warschau, wo es Nigler erst im Jahre 1755 dem Drude übergab. K—r.

Rudomina, Andreas, lebte zu Anfang des 17. Jahrhunderts, trat in den Orden der Jesuiten und gehörte unter die Zahl derjenigen Verkündiger des heiligen Glaubens, deren Eifer sie bis nach Indien trieb. Er kam nach Goa und Macaum, von wo ihn seine Vorgesetzten nach China schickten und war einer der ersten Missionäre, welche in jenen Gegenden sich zeigten. Er ging in die Provinz Tonkin, erlernte in kurzer Zeit die chinesische Sprache und bekehrte viele dortige Einwohner zum Christenthume. Ein Lungenleiden machte seinen zahlreichen Bekehrungen und seinem Leben im Jahre 1621 ein Ende. K—r.

\*) Rugendas, Johann Moritz. Das Zeugniß seines Lehrers Adam: „Daß R. ein tüchtiger Genremaler und Landschaftszeichner sei,“ empfahl ihn nebst einigen andern zufälligen Umständen dem Herrn von Langsdorff, der mit den Vorbereitungen zu einer wissenschaftlichen Reise nach Brasilien beschäftigt war. R. nahm den Antrag an, als Zeichner und Maler mitzugehen. 1821 verließ die Gesellschaft Europa, aber gleich nach der Ankunft in Rio de Janeiro kamen Mißhelligkeiten vor, wodurch das Verhältniß zu Langsdorff sich löste. R. verfolgte nun seine künstlerischen Zwecke auf eigene Hand, bereiste das Innere von Brasilien und entwarf überall Zeichnungen nach der Natur, in seinem Lebensunterhalt von dem Gelde abhängig, das Porträtmalen und der Verkauf von Skizzen und kleinen Gemälden eintrug. Nach 4jährigem Aufenthalte in Brasilien kehrte er nach Europa zurück mit einem großen Reichthum von Skizzen, Studien und Zeichnungen nach der Natur. Er bot seine Rappe zum Verkauf aus, aber in Deutschland fand sich Niemand, der an die Herausgabe eines so weitschichtigen Werkes sein Geld hätte wagen mögen, und fürstliche Munificenz war nicht vorhanden, jedenfalls nicht für R. Endlich fand er in Frankreich einen Käufer an der Pariser Kunsthandlung Engelmann, doch erschien auch dieser die Sache so gewagt, daß der kostbarere Kupferstich durch Steindruck ersetzt wurde. Um die Arbeiten der Zeichner zu leiten, begab sich R. persönlich nach Paris, wo er über ein Jahr verweilte. Von den 100 lithographirten Tafeln des Werks sind mehre von ihm selbst ausgeführt und in einer Weise, die ihm den Beifall der größten französischen Maler verschafft hat. Sein Ruf war mit der Veröffentlichung der ersten Feste begründet, Maler und Naturforscher vereinigten sich in seinem Lobe. Freuten sich die Kunstgenossen der künstlerischen Auffassung und Darstellung des Landschaftscharakters, der fehlerlosen Composition der Genrebilder aus dem täglichen Leben des Tropenlandes, so nahm der Naturforscher mit Befriedigung wahr, daß hier eine künstlerische Leistung vorlag, die der wissenschaftlichen Forschung fördernd zur Seite trat und ihr gleichsam Fleisch und Blut verlieh. Des vielstimmigen Lobes sich freuend, verhehlte R. sich doch nicht, daß seine künstlerische Ausbildung noch Mäßen habe, daß es ihm namentlich an Übung und Festigkeit im Colorit fehle, und daß die eigenthümlich malerischen, aber doch zu fremdartigen Farbentöne der Tropenländer ihn in dieser Rücksicht eher noch weiter zurückgesetzt, als gefördert hätten. Der Wunsch, diesen Mängeln abzuhelpen, führte ihn nach Italien, wo er von 1827 — 1829 verweilte, theils in Rom, theils in Neapel, theils auf einer viermonatlichen Reise in Calabrien und Sicilien. Die Pariser Kunstausstellung von 1829 brachte von ihm eine große lithographische Ansicht eines brasilianischen Urwaldes, die durch die kräftige Handhabung der lithographischen Feder in Verbindung mit der Kreide Aufmerksamkeit erregte. Im Herbst desselben Jahres war er in München und blieb völlig unbeachtet — weil er noch kein großes Delbild aufzuweisen hatte. Für seinen Plan einer neuern größern Reise nach den Tropenländern war hier durchaus keine Förderung zu erwarten, dafür schien das wissenschaftliche Berlin ein günstigerer Ort zu seyn, auch abgesehen von den unbestimmten Versprechungen, die von dorthier gekommen waren. Die positiven Hoffnungen, die R. auf Berliner Gönner setzte, lösten sich bei seinem persönlichen Gehen in Nichts auf, getauscht und auch um materielle Mittel ärmer, an denen

haupt keinen Ueberfluß hatte, wanderte er nach Paris, um bei der französischen Regierung und bei Kunsthändlern anzufragen. Ueberall lautete der Bescheid verneinend, die rasch auf einander folgenden Ministerien waren einzig mit ihrem Fortbestehen beschäftigt, den Kunsthandel hatte die Julirevolution und was hinter ihr zu stehen schien, total entmuthigt. Nach neuem mehrmonatlichen Aufenthalte hatte R. nichts gewonnen, als Instruktionen und Rathschläge namhafter Gelehrten, wie sie ihm schon in Berlin durch Alexander von Humboldt und Andere zu Theil geworden waren. Obgleich seine Geldmittel so zusammengeschmolzen waren, daß nur eben noch das Nöthige für die Ueberfahrt nach Amerika blieb, entschloß er sich doch zur Ausführung seines großen Planes. Im Frühjahr 1831 schiffte er sich in Bordeaux ein und erreichte im Sommer nach einem kurzen Aufenthalte in Port au Prince Veracruz. Diese Reise sollte sich über beide Küsten Südamerikas erstrecken, von der Landenge von Panama bis abwärts zu den Egen der riesenhaften Patagonier. Sorgfältige, naturwissenschaftliche Studien waren vorgegangen, selbst geognostische, da es die Absicht des Malers war, die ganze Kette von Vulkanen, die sich von den nördlichen Gränzen Mittelamerikas bis nach der südlichsten Spitze des Welttheiles erstreckt, zur Darstellung zu bringen. In Mexiko verweilte er 3 Jahre und besuchte das ganze Land, den heißen Küstenstrich, wie das gemäßigte Hochland; die Riesenvulkane und die Gebirgs Ebenen. Von Mexiko wandte er sich 1834 nach Chili, wobei er Kalifornien berührte. In diesem so selten vom Fuß europäischer Reisenden berührten Gebiete verweilte er von 1834 — 1840, mächtig angezogen von den grotesken, gestaltungsreichen Bildungen der vulkanischen Berg- und Felsenatur, ihren mannigfachen Gebirgsarten, der eigenthümlichen Beleuchtung im Wechsel der Tages- und Jahreszeiten, bei Sonnen- und Mondschein. Von Chili machte er Ausflüge nach Aranco und Patagonien und in die Pampas von Buenos Ayres, dann nach einem Aufenthalte in Valparaiso wandte er sich 1841 nach Peru, wo er bis 1843 blieb, hauptsächlich mit der Erforschung und Abbildung altperuanischer Baureste beschäftigt. 1844 war er in Bolivia, um die Alterthümer von Tia Duanaco und Cusco zu zeichnen, kehrte 1845 nach Chili zurück, segelte von da um das Cap Horn nach den Falklandinseln, besuchte die patagonische Küste, desgleichen Laplata und Montevideo, um die Kriegszustände näher kennen zu lernen, ging den Perana hinauf bis Pefantú und über Uruguai zurück nach Rio. Nach Verlauf eines Jahres, das er in Rio und Fernambuco verlebte, ging er nach Europa unter Segel, landete im Frühjahr 1847 in Falmouth und kehrte von da über Paris nach München zurück. Seine ganze Abwesenheit hatte mithin 16½ Jahr gedauert. Während dieser Zeit gewann er seinen Lebensunterhalt wie früher auf der brasilianischen Reise durch Porträtmalen und den Verkauf von Skizzen. Deutsche und Franzosen waren seine besten Abnehmer, Engländer weniger, doch traten in diesen fremden, von der Civilisation nur streckenweise inniger berührten Ländern häufig lange Pausen ein, in denen der Verkauf stockte. Später besserte sich dies, als der Ruf des deutschen Malers sich über beide Seiten der Anden verbreitet hatte. In Lima und Cusco wurde ihm die freundlichste Aufnahme zu Theil, die angesehensten Häuser öffneten sich ihm, Frauen und Mädchen aus allen Städten saßen zu seinen Bildnissen, selbst die streng bewachten Nonnenklöster vergaßen die Regeln der Klausur, wenn er unter einem gern geglaubten Vorwande Eintritt begehrte. Die politischen Parteien bereiteten ihm mehrfach Gefahr, in den Cordilleren, die er viermal besuchte, wurde er durch einen Blitz beschädigt, woran er noch bei seiner Rückkehr nach Europa zu leiden hatte. Mühen hatte er überall und zu allen Zeiten zu bestehen, Schneestürme und Frost der Hochgebirge, Sonnenstich und Fiebergluth der Niederungen setzten seine kräftige Gesundheit wechselweise auf die Probe. Sehr häufig waren ihm nur wenige Augenblicke gegönnt, wenn er vom Pferde stieg, um, den Strahlen einer glühenden Sonne ausgesetzt, die interessantesten Punkte und Erscheinungen der Gegend zu zeichnen. R. brachte an 3000 Studien von seiner Reise zurück, für die wegen der großen Zahl kein Verleger sich finden konnte. Fast ge-

wann es den Anschein, als ob für seine Aufopferung Armuth der einzige Lohn seyn solle, denn die bayerische Regierung, der er seine Sammlung für ein Jahrgeld antrug, zögerte lange mit ihrer Entscheidung. Im Sommer von 1848 ist aber für den Künstler, den auch die königliche Akademie der Wissenschaften kräftig unterstützte, eine günstige Entscheidung gefallen, seine Sammlung ist in das Eigenthum des Staates übergetreten, und ihr Schöpfer genießt eine Jahresrente von 1200 fl. rheinisch. Die 3000 Studien sind theils Oelfstizen, theils Aquarellen, theils Bleistiftzeichnungen; bei der Wahl der einen oder andern Behandlungsart entschied nicht immer das Erforderniß des Gegenstandes, sondern auch die von Gefahren und Unbequemlichkeiten aller Art bedrängte Lage des Reisenden. Sein Gesichtspunkt ist nicht der sogenannte malerische, sondern das ethnographische Interesse, doch hat seine künstlerische Natur allem Dargestellten ihr Gepräge aufgedrückt, und so unterscheiden sich die Landschaften und Städte, Bildnisse, Figuren und Gruppen, Pflanzen und Thiere wesentlich von dem, was man in den artistischen Beilagen der Reisewerke zu sehen gewohnt ist. Seine Landschaften haben den großen Vorzug unverfälschter Treue, sie geben die Erscheinungen und Einbrüche des Augenblickes mit frischer Unmittelbarkeit wieder. Die Physiognomie der Landschaft mit ihrer menschlichen oder thierischen Staffage, oder ihren Kunstbentmalen zeigt sich immer in dem ihr entsprechendsten Licht. Das ganze Material ist in 20 Mappen geordnet, die landschaftlichen Abtheilungen in der Folge der Reisen; die Bevölkerungen nach Länder und Racen. Die drei ersten Mappen enthalten Mexiko mit allen seinen Terrainverschiedenheiten, der 4. Band bringt Bildnisse, Trachten und Sittengemälde aus diesen Landstrichen. In Chili sah sich der Maler aus schließlich auf die Darstellung landschaftlicher Natur beschränkt, welcher 3 weitere Bände gewidmet sind, das Littoral, die majestätischen Cordilleren, verschiedene Engpässe und den westlichen Abhang des Gebirges bis nach den Pampas umfassend. In den nächsten 2 Mappen folgen Zusätze, eine dritte größere umfaßt Bildnisse, Trachten und Sittenbilder, Ansichten aus dem Pampas und den Lapatastaaten, insbesondere Gegenstände aus dem Thierleben und der Menschenwelt, für die Ethnographen und Hippologen eine reiche Ausbeute, füllen 2 Mappen, eine 3. ist dem Leben des nie ganz überwundenen Volksstammes der Araucaner gewidmet. Peru sind mehre Bände bestimmt, unter denen nicht der uninteressanteste derjenige ist, welcher die Bilder aller Vicekönige Perus bringt, von dem ersten Conquistador Gonzalo Pizarro bis auf den letzten Vicekönig Grafen Laserna, woran sich die Bildnisse der berühmtesten Staatsmänner, Generale und Offiziere reihen. Ein eigener Band enthält die Alterthümer, die auf dem Wege von Lima durch das Gebirge nach Cusco und an den Titicaca-See und von da nach La Paz zerstreut sind. Aufgenommen sind mehre Tempel in abgestufter Pyramidenform, die Balläste bei Chorillos, die Festungswerke im Norden von Cusco, errichtet aus quadratisch geschnittenen Steinen, deren Zierden knopfsartige Erhöhungen bilden, der berühmte Sonnentempel auf einer Insel des Titicaca-Sees und die Denkmäler von Tiaguanoco in der Nähe von La Paz. Viele dieser merkwürdigen Denkmale tragen nach K. Ansichten Spuren, daß der Kunstperiode der Inca's eine frühere voranging, welche der Zerstörung unterlegen ist. 2 Bände füllen Landschaften aus Peru und Bolivien, von der Küste und den Hochlanden, mit Ansichten der höchsten Cordillerenhäupter Sorate und Illimani und des großen Landsees von Titicaca, mehre andere schildern das Treiben der Menschen. Der Aufenthalt auf dem Schiffe, das K. nach Europa zurückbrachte, wurde von ihm zu anziehenden physiognomischen Studien benutzt, die gleichfalls einen schönen Beitrag zur Völkertunde liefern. Seine Chinesen und Japanesen, seine Hindus und Malayen, seine Neuseeländer und Marquesasinsulaner sind in Form, Farbe und Ausdruck nach reiner Wahrheit aufgefaßt. Mit vorzüglichem Fleiß sind die Eingebornen von Fukaßiva behandelt, um deren vielgerühmte Geschicklichkeit und wunderlichen Geschmack im Bemalen ihres Körpers in ein recht helles Licht zu setzen. Diese ~~Manne~~ welche durch ihren Handelsverkehr nach Südamerika geführt werden, nehmen

eigenen Band ein. Das Werk R. scheint zum Anschluß an die sogenannten „Ver- einigten Sammlungen“ bestimmt zu seyn, wobei die wichtigsten Blätter wahr- scheinlich nach einander unter Glas aufgestellt werden sollen. Wünschenswerth ist, daß eine Auswahl der Sammlung mit erklärendem Texte in Druck herausgegeben werden möge. —

**Rugiero**, italienischer Abt, kam als Nuntius des Papstes Pius IV. nach Polen an den Hof August des Jagellonen. Nach Rom zurückgekehrt, übergab er dem Papste einen ausführlichen Bericht in italienischer Sprache über die damali- gen Zustände und Verhältnisse in Polen, welchen Niemcewicz ins Polnische über- setzt und in seine Memoiren über das alte Polen aufgenommen hat. K—r.

**Ryffinski**, Salomon (lateinisch gewöhnlich Pantherus genannt), berühm- ter lateinischer Dichter in Polen, lebte unter der Regierung Sigismund Wajsa's. Außer einer Menge poetischer Werke in lateinischer Sprache gab er 1614 eine poe- tische Uebersetzung von Davids Psalter in polnischer Sprache, wie auch 1629 in Lublin eine Sammlung polnischer Sprüchwörter heraus, welche noch reichhaltiger als die von Knapski ist. K—r.

**Rzozczynski**, Gabriel, Jesuit, lebte in Polen unter Johann Sobieski und August II. und ist der Verfasser eines Werkes über Naturgeschichte, das in Sandomir 1721 in Quartformat unter dem Titel: *Historia naturalis curiosa regni Poloniae etc.* erschien und sich, da es in lateinischer Sprache geschrieben ist, in ganz Europa verbreitete. K—r.

**Rzeszow**, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks in Galizien am linken Ufer der Wisloka, über welche eine steinerne Brücke führt. Die Stadt hat drei katho- lische Kirchen und über 6000 Einwohner. Auch ist hier ein altes, ehemals beses- sigt gewesenes Schloß von Georg Ludomirski erbaut, das jetzt zum Gerichtsges- bäude umgestaltet ist, ein Gymnasium und eine Mädchenerziehungsanstalt. Die hiesigen Juden sind meist Goldarbeiter und Pelschiermacher. K—r.

**Rzewuski**, 1) Wenzel, war der Sohn des polnischen Großkronfeldherrn Stanislaus R., lebte unter den letzten drei Königen von Polen und zeichnete sich durch seine Vaterlandsliebe, wie auch durch literarische Thätigkeit aus. Nachdem er sich im Auslande weiter ausgebildet, wurde er von August II. an dessen Hof berufen; nach August's Tode aber schloß er sich während der Streitigkeiten um die polnische Krone enger der Partei des Stanislaus Leszczyński an, besetzte auf eigene Kosten Kamienice und unterhielt zu dessen Vertheidigung 2000 Mann. Als jedoch August III. mit einem sächsischen Heere in Polen einrückte und sich mit Gewalt in den Besitz der Krone Polens setzte, mußte R. aus Polen fliehen. Später von Leszczyński selbst vom Eide der Treue entbunden, durfte er zurückkeh- ren, wurde auch 1752 zum Feldhauptmann ernannt. Nach dem Tode August's III. im Jahre 1763 während des sogenannten Pacifikationsreichstages verwaltete er das wichtige Amt des Reichstagsmarschalls und als der Tatarenzug in Polen einzufallen drohte, nöthigte er ihn durch ein Geschenk von 600,000 polnischen Gulden aus eigenem Vermögen, wieder abzugehen. Als Stanislaus August zur Regierung kam, zeigte sich seine patriotische Gesinnung deutlicher und ganz offen trat er gegen den russischen Gesandten Fürsten Repnin auf. Mit aristokratischen Vorurtheilen verband er Haß gegen die Dissidenten und als Repnin die Angele- genheiten derselben vor den Reichstag brachte, stand R. plötzlich mit seinem Sohne Sewerin und den Bischöfen Soltyk und Zaluski in der Opposition. Alle vier Senatoren wurden nun auf Repnins Befehl von russischen Soldaten gefangen ge- nommen und ins Innere Rußlands gebracht, von wo sie erst nach 4 Jahren, als 1772 Vorbereitungen zur ersten Theilung Polens gemacht wurden, zurück- kehren durften. R. starb 1779 im 74. Lebensjahre und hinterließ verschiedene poetische Werke, unter denen die bekanntesten sind: in lateinischer Sprache das Gedicht über die Unsterblichkeit der Seele, die Stimme der Völker an die Monar- chen und ein Gedicht auf den Tod der Königin Josephine, Gemahlin August's III.; in polnischer Sprache: Gedanken über die polnische Republik, sieben Vorträge

über Religion, poetische Unterhaltungen und mehrere Drama's: Zolkiewski, Blaslaus bei Warne, der Sonderling und der Jubringliche. — 2) S., Severin, Sohn des Vorigen, wurde zugleich mit seinem Vater auf dem Reichstage 1767 verhaftet und nach Rußland abgeführt. Nach seiner Rückkehr und nach dem Tode des Vaters wurde er Felzhauptmann, ging aber in seinen republikanisch-aristokratischen Vorurtheilen noch weiter als sein Vater und schrieb 1789 ein Werk über Thronfolge, welches von Hugo Kollontaj gründlich widerlegt wurde. Als er seine Gegner nicht überzeugen konnte, ging er so weit, daß er mit einigen Gleichgesinnten, wie Szczesny, Potodi, Branicki u. A. den Reichstag verließ und sich mit ihnen zur Kaiserin Katharina begab, um mit ihrer Hülfe die alten Freiheiten und Vorrechte des Adels in Polen sich nicht verkümmern zu lassen. Nachdem er einige Zeit in Jassy bei Fürst Potemkin verweilt und die Aufforderungen des Reichstages nach Warschau zurückzukehren unbeachtet gelassen, in Folge deren er seiner Aemter entsetzt wurde, verbündete er sich in Bargoutice mit seinen Anhängern gegen den König und den Reichstag und wenige Tage darauf schon zogen die Consöderirten mit dem russischen Heere gegen ihr Vaterland. Als aber die Kaiserin Katharina den Streitigkeiten ein Ende machte, ging er mit seiner Partei nach Bresch in Ostgalien; bald sah er sich auch von Rußland betrogen, als preussische Truppen in Großpolen einrückten und Katharina im Einverständnisse mit Friedrich Wilhelm die zweite Theilung Polens verkündete; er ging nun ins Ausland und starb in Wien während Napoleons Feldzuge nach Rußland. K—r.

## S.

Sals, von, altes freiherrliches, in einigen Zweigen gräfliches Geschlecht im Kanton Graubünden, dessen Stammvater Rudolph 1259 lebte und das sich in zehn verschiedene jetzt noch blühende Häuser theilt. — 1) S. Morschlins, Karl Alfes von, geboren 25. August 1728 im Schlosse Morschlins, konnte nicht viel mehr als ein einziges Jahr zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung auf der Universität Basel verwenden, die er noch dazu bereits im 16. Jahre bezog. Im Jahre 1746 Mitglied der Syndikatur, verwaltete er von 1749 an mehrmals die ersten Amtsstellen seines Hochgerichtes und repräsentirte dasselbe an Bundestagen und allgemeinen Ständeverfassungen. Im Jahre 1757 ward er Podesta in Trien und 1768 wurde ihm von Könige von Frankreich die Stelle seines Geschäftsträgers in Graubünden übertragen, die er dann auch unter allen Veränderungen des französischen Cabinets bis 1792, bis zu dem Augenblicke bekleidete, wo ihm von Dumourier, dem damaligen Minister des Auswärtigen, der bestimmte Auftrag erteilt wurde, den Freistaat Graubünden aufzufordern, sich an dem Kriege gegen Oesterreich zu betheiligen. S. antwortete: die Pflichten, die er seinem Vaterlande schuldig sei, erlaubten ihm nicht diesen Auftrag zu erfüllen und es bleibe ihm nichts übrig, als dem König um seine Entlassung zu bitten. Diese wurde ihm sofort auf die ehrenvollste Weise erteilt. Im Jahre 1771 übernahm er mit großen Kosten die philanthropische Erziehungsanstalt der Professoren Planta und Rejemann, verlegte sie in sein Schloß Morschlins und suchte sie auf jede mögliche Weise zu heben; sie ging aber besonders durch die Schuld des als Lehrer berufenen bekannten Dr. Bahrdt schon 1777 ein und S. verlor dadurch einen großen Theil seines Vermögens. Als Staatsmann übte er einen außerordentlichen Einfluß auf die Angelegenheiten seines Vaterlandes, zog sich aber auch dadurch den vollen Haß seiner Gegenpartei zu, die ihn in den Partekämpfen von 1794 zur Flucht zwang, auf Lebenszeit verbannte, vogelfrei erklärte und sein Vermögen confiscirte. Er starb in der Verbannung 6. Oktober 1800 zu Wien, wo er vor



angekommen war. Gründlichkeit, Scharfsinn, Klarheit charakterisiren seine literarischen Leistungen. Wir zeichnen darunter aus: „Fragmente der Staatsgeschichte des Thales Weltlin und der Grafschaften Cleven und Worms“, 4 Bände, Basel 1792; „Bildergallerie der Heimwehkranken, ein Lesebuch für Leidende“, 3 Bände, Zürich 1801; „Hinterlassene Schriften, während der Revolutionszeit geschrieben“, 2 Bände, Winterthur 1803—4“. Beide letztere gab 2) sein gleichnamiger Sohn heraus, der 1762 zu Morschlins geboren, auf dem Philantropin daselbst, an Universitäten und auf wissenschaftlichen Reisen gebildet und frühe zu Staatsämtern erhoben, aber auch in die Parteikämpfe Graubündens verwickelt wurde. Nach dem Tode seines Vaters heimgekehrt, ward er Landammann seines Hochgerichtes, 1801 Deputirter zur Kantontagsagung, 1803 Mitglied des Oberappellationsgerichtes und starb 16. Januar 1818 auf dem Schlosse Morschlins. Er hat sich durch seine „Beiträge zur natürlichen und ökonomischen Kenntniß des Königreichs beider Sizilien“, 2 Bde., Zürich 1790; „Reisen in verschiedene Provinzen des Königreiches Neapel“, ebend. 1793; „Streifenreisen durch den französischen Jura“, Winterthur 1805; „Alpina, eine Schrift der genauen Kenntniß der Alpen gewidmet,“ (mit J. R. Steinmüller herausgegeben), 4 Bde., Ebend. 1806—9“ u. a. als Naturforscher rühmlich bekannt gemacht. — 3) S. Seewis, Johann Oswald von, geboren 26. Dezember 1762 auf dem Schlosse Bodmar bei Malans, erhielt seine Jugendbildung in dem Militärinstitute des berühmten Pfefers in Colmar, unter dessen Leitung sich sein Dichtertalent zuerst entwickelte, und an der Akademie zu Lausanne. Frühe trat er als Offizier in das französische Garderegiment v. Salis-Samaden und genoss zu Versailles der besondern Gunst der unglücklichen Königin Maria Antoinette. Schon vor den Gräuelszenen der Revolution nahm er seinen Abschied aus der Garde und privatisirte einige Zeit, besonders mit dem Studium der französischen Literatur und dem Briefwechsel mit seinen vielen Freunden beschäftigt, unter denen besonders Bonstetten und Matthiesson zu nennen sind, in Paris und trat erst später wieder als Aide-de-Camp in die Armee des Generals Montesquiou, unter der er 1792 den Feldzug nach Savoyen mitmachte. Auf Urlaub in der Heimath vernahm er die Schreckenstage des 10. August und 2. September 1793, die Niedermezelung der Garde und die Abdankung der übrigen Schweizerregimenter. Aus stiller Zurückgezogenheit auf seinem Schlosse rissen ihn 1796 die Zeitereignisse. Weil er für die Verbindung Graubündens mit der Schweiz auftrat, mußte er 1798 mit seiner Familie aus dem Vaterlande flüchten, ward in Zürich und Bern gastfreundlich aufgenommen und zum Generalinspektor der helvetischen Truppen, zum Mitglied des Kassationsgerichtes und von General Massena zu seinem Generaladjutanten erwählt. Nach 1803 zog er sich in das wieder ruhige Graubünden zurück und lebte mit dem Range eines eidgenössischen Obersten (seit 1818) als Richter, Mitglied der Regierung, Bundeslandammann abwechselnd im Hochgerichte Maiensfeld und in Seewis, seit 1816 auch in Chur, wo er in mehre städtische Behörden gewählt wurde. Als Greis legte er alle seine Aemter nieder und blieb nur Mitglied des Erziehungsrathes. Er starb am 29. Januar 1834 auf seinem Schlosse Bodmar. Sein ältester Sohn, Johann Ulrich (geboren 1794, gestorben 14. März 1844) ein ausgezeichnete Staatsmann, vertritt mit seiner Familie zur katholischen Kirche und stand in Rodena in hohen Hof- und Staatsämtern. J. O. v. S. ist als elegischer Dichter rühmlich bekannt und in seinen „Gedichten“, die in Originalausgabe in Zürich 1790—1839 in vielen Auflagen erschienen, am meisten seinem Freunde Matthiesson verwandt, dem er zwar an Beredsamkeit der Schilderungen und im Technischen nachsteht, den er aber an Wahrheit und Natürlichkeit, an Einfachheit und Sinnigkeit übertrifft. — 4) S. Jizers, Rudolph Graf von, der „Bayard der österreichischen Landwehr“ genannt, ward den 29. Juni 1779 auf dem Schlosse Jizers geboren, trat durch das Beispiel des Vaters (Graf Simon v. S., gestorben 1827 zu Chigi als königlich-sizilianischer Feldmarschalllieutenant) aufgefordert, in früher Jugend in österreichische Dienste, machte schon die Feldzüge von 1799 und 1800 mit und stieg

nach und nach zum Feldmarschalllieutenant empor. Seinen ehrenden Beinamen verdiente er sich besonders an den blutigen Tagen von Ebersberg (3. Mai 1809), wo er der Uebermacht Massena's gegenüber Wunder der Tapferkeit that, die Adjutanten Schwind und Leo von Sedendorf in Kugelregen und Flammen an seiner Seite fallen sah und ohne auswärtige unglückliche Halbheit noch einen glänzenden Sieg errungen haben würde, und nach der Schlacht bei Wagram, wo er den österreichischen Waffen „das letzte Wort erhielt“ und die Stadt Znaim vor der Plünderung rettete. Auch an der Erhebung Oesterreichs in den Befreiungskriegen hatte S. großen Antheil. Er starb 31. März 1840 in Wien, mit Ehren und Würden überhäuft und mit vielen Orden geschmückt. — 5) S. Soglio, Johann Ulrich Graf von, Oberbefehlshaber der Truppenmacht der sieben verbündeten Kantone im schweizerischen Sonderbundskriege, ward 16. März 1790 zu Chur geboren. Im Jahre 1809 trat er als Adjutant des Obersten Pallizary in den eidgenössischen Stab, 1811 in bayerische Dienste zu den Chevaurlegers und ward 1813 Ordnungsoffizier des Fürsten Brede. In den Schlachten von Hanau, wo er sich bei Sprengung eines Carres hervorthat und eine schwere Kopfwunde erhielt, Brienne, Ronby, Bar-sur-Aube, Arcis u. zeichnete er sich durch persönliche Tapferkeit aus. Nach dem Friedensschlusse von 1815 trat er in die von der niederländischen Regierung neu gewordenen Schweizerregimenter und nach deren Abbankung 1828 als Oberst eines Kürassierregimentes in niederländische Dienste. In der belgischen Revolution (1830) bewies er aufs Neue seinen persönlichen Muth, reinigte die Häuser neben dem Palaste des Königs von den Insurgenten und drang mit zwei Pistolen in der Hand in das Versammlungszimmer mehrer Anführer, die er gefangen nahm. Als Holland seine Truppen verminderte, wurde er 1840 pensionirt und nach seiner Rückkehr in die Heimath 1841 zum eidgenössischen Obersten erhoben. Als solcher wurde er 1843 in den blutigen Walliser-Wirren als Oberkommandant der eidgenössischen Truppen vom Vororte Luzern in den Kanton Wallis abgeordnet und gab in der Folge sein wichtiges, geistreiches Schriftchen „Einige Blätter aus der Brieftasche eines eidgenössischen Offiziers, im Mai bis Juni 1844 im Wallis flüchtig ausgezeichnet“ heraus. Im Jahre 1846, da man schon den bevorstehenden Kampf zwischen den sieben verbündeten katholischen Kantonen und der Zwölfmehrsheit der Tagessatzung voraus sah, wurde er zum Oberbefehlshaber der Truppen des sogenannten Sonderbundes berufen und obschon Protestant, folgte er dem Rufe mit Freuden, indem er für Recht und Freiheit gegen den jede Selbstständigkeit bedrohenden Radikalismus einstehen wollte, nahm 1847 seine Entlassung aus dem eidgenössischen Dienste und erhielt im Oktober den Rang als Obergeneral. In der Katastrophe des Sonderbundkrieges (s. d.) unterlag nach kurzem Kampfe die kriegerische Tapferkeit des kühnen, begeisterten Reitergenerals, der durch den sonderbündischen Kriegsrath vielfach gehemmt war und im entscheidenden Augenblicke in den Schanzen von Gislikon (23. November) verwundet, das Gesecht nicht mehr leiten konnte, der überlegenen Taktik des bedächtigen Dufour (s. d.) und der Uebermacht, welche ihm dieser entgegenstellen konnte. S. hielt sich nach dem Sturze des Sonderbundes einige Zeit in Bergamo, später in Tirol auf. Er ist ein tüchtiger Militär, eine achtungswerthe, überzeugungstreue Persönlichkeit. Sein Bruder Daniel (geboren 1795) fiel als Major in den Aufständestagen von Neapel (15. Mai 1848) an der Spitze seines Regimentes. — L. —

Salomea, die Heilige, war die Tochter des Herzogs von Krakau, Leszel Bialy, und die Schwester Boleslaus des Schamhaften. Kaum vier Jahre alt, ward um sie der König von Ungarn für seinen Sohn Kolomann, sie wurde dahin geschickt und zugleich mit ihrem künftigen Gemahl erzogen. Als beide erwachsen waren, legten sie vor ihrer Vermählung das Gelübde der Keuschheit ab. Nach dem Tode ihres Gemahls kehrte sie mit großen Schätzen nach Polen zurück, kaufte bedeutende Besitzungen und legte in denselben Klöster an, welche sie reichlich ausstattete. So gründete sie in Zawichost ein Jungfrauenkloster des Ordens der heiligen Clara, in welchen sie selbst trat und das?

legen sich bestreite. Nur ein Jahr blieb er in dieser Stellung durch Stachelberg ersetzt.

**Salzmann, Joseph Anton**, Bischof von Basel, wari zu Luzern aus angesehenen bürgerlicher Familie geboren und erhielt die theologische Bildung an dem von Jesuiten geleiteten Vaterkoll. Schon 1799, als er kaum 19 Jahre alt war, vertritt die Stelle des Professors an der untersten Gymnasialklasse und 1801 definitiv Professor am Gymnasium von Luzern. Zwei Jahre darauf empfing er zu Konstanz die Priesterweihe und 1818 wurde ihm von der theologischen Fakultät des Kollegiums übertragen. Mit großer Würde der würdige Mann sein Lehramt und wirkte in ihm in seinen Freunden und Kollegen, Setzer, Widmer, Sägler (des Kollegiums, das damals in schöner Blüthe stand. Im Jahr 1820 mit Selbhaltung seiner Professorstelle zum Kanonikus am St. Peter gewählet und stieg nun schnell von Würde zu Würde. 1821 Jahre ernannte ihn der Fürstbischof von Basel zu seinem Koadjutor zum General-Propst und 4. August 1824 wurde er zum Bischof seines Stiftes erhoben. Schon lange unterhandelten mehrere katholische Kantone um kirchliche Vereinigung in einem neuen Bistum Basel mit der Residenz Solothurn und endlich 1828 kamen die Verhandlungen zu Abschlusse. Da wurde Propst S. vom heiligen Stuhle zum Bischof in Solothurn und zum Dekan des neuen Domkapitels und zum greisen Fürstbischofs am 31. August 1828 zum Administrator bestimmt. Am 10. Dezember versammelten sich die Domkapitularen zur Wahl des Bischofs und ihre Wahl fiel auf S., der diese Würde standhaft ablehnen suchte und nur den dringenden Vorstellungen des päpstlichen Nuntius nachgab. Im ersten Konsistorium nach der Krönung am 18. Mai 1829 erhielt der Bischof die päpstliche Bestätigung vom päpstlichen Nuntius, Petrus Corsini, Erzbischof von Larchino Weihe. Seither sind über zwanzig Jahre verfloßen, und wie ein Mann in dieser langen Zeit durchzukämpfen, welche schwere Aufgabe man hier sehen, bei dem weltlichen Umfange der weltlichen

milden, friedfertigen Bischof in die schwierigsten Verhältnisse. Ueberall suchte er den Weg der Vermittelung, den Weg der Güte einzuschlagen, die Regierungen von ihrem Unrechte zu überzeugen und ihre Ansprüche in die Schranken zurückzuweisen, ihre harten Maßregeln durch Vermittelung zu mildern und aufzuheben; allein in dem leidenschaftlichen Parteigetriebe wurde oft seine versöhnende Stimme überhört, wurden nur zu oft seine Protestationen ad acta gelegt, seine Warnungen nicht geachtet und die kirchlichen Maßregeln, die er ergriff, umgangen und in ihrer Wirksamkeit gehemmt. So geschah es ihm in der jüngst vergangenen Zeit mit der Protestation gegen die Aufhebung der Klöster, besonders der Abtei St. Urban, für die er sich in einem ergreifenden Schreiben an den großen Rath des Kantons Luzern verwandte, mit seinen Maßregeln gegen die widerrechtlichen Pfarrerabsetzungen im Kanton Luzern, mit seinem Ansuchen für Beibehaltung der theologischen Lehranstalt in Solothurn, mit seiner von ihm und allen schweizerischen Bischöfen der Bundesversammlung überreichten Petition für die Rückkehr des Bischofs Marilley (s. d.) in seine Diözese. Dennoch hat er auf seinem Wege des Friedens Vieles gewirkt, und wir können es nicht verhehlen, daß nur seine Umsicht und Milde, sein Grundsatz, daß sich der katholische Priester von allem Getriebe der Volkthil ferne zu halten habe und sein lebenswürdiger Charakter in mehreren Kantonen der Diözese Basel einen offenen Bruch zwischen Kirche und Staat verhindert hat. Wohl selten wird in unsern Tagen der Name eines hochstehenden Mannes von allen Confessionen und Parteien mit solcher Achtung genannt, wie der Name des ehrwürdigen Bischofs S. in der so aufgeregten und zerrissenen Schweiz. Von seinem Leben ist bei den jetzigen Verhältnissen die Fortexistenz des Bisthums Basel vielfach abhängig. — L. —

**Sandec**, 1) **Alt-S.**, Stadt in Galizien im Sandecer Bezirke am Flusse San, ist sehr alten Ursprunges und hat ein Schloß, das von der heiligen Kunigunde, Gemahlin des Herzogs Boleslaus des Schamhaften, erbaut worden ist. Von den drei katholischen Kirchen wurde die älteste den Protestanten eingeräumt. — 2) **Neu-S.**, Hauptstadt im Bezirke gleichen Namens in Galizien eine Meile von **Alt-S.** ebenfalls am Flusse San und am Fusse der Karpathen gelegen, zählt über 5000 Einwohner, hat ein Gymnasium und Clarissinenkloster mit Mädchenerziehungsanstalt. K—r.

**Sambor**, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks in Galizien, liegt in einer reizenden bergigen Gegend am Dniestr, zehn Meilen südwestlich von Lemberg. Die Stadt zählt 10,000 Einwohner, hat ein Gymnasium und viele Fabriken. Sie wurde im Jahre 1375 vom Polenkönige Wladislaus Jagello angelegt und erhielt den Namen von den vielen Wäldern, welche diese Gegend anfüllten. Später war hier der Lieblingsaufenthalt der Königin Bona, welche in diesen Wäldern zu jagen pflegte. K—r.

**Sanocki**, Gregor, bekannt unter dem lateinischen Namen Sanocenus, auch Gregor von Sanoca, war einer der gelehrtesten und für die Hebung der Bildung in Polen thätigsten Männer im 15. Jahrhundert. Mit seinem Vater machte er frühzeitig eine Reise nach Deutschland, wohin er später nochmals ging, um sich in den Sprachen, besonders in der deutschen zu vervollkommen. Nach fünf Jahren seiner Abwesenheit lehrte er nach Krakau zurück, wo er durch schöne Handschrift, wie durch besonderes Talent zur Musik und eine schöne Stimme die Aufmerksamkeit Aller auf sich zog, noch mehr aber als er, zum Professor der Akademie ernannt, öffentliche Vorträge hielt, in denen er Virgils Ibyllen und hierauf dessen *Georgica* erklärte. Von Larnowski, Woiwoden von Krakau zum Lehrer seiner Söhne berufen, ging er auf dessen Landgut, lehrte aber bald wieder mit seinen Schülern nach Krakau zurück, trat in den geistlichen Stand und machte dann eine Reise nach Florenz, wo sich der damalige Papst Eugen IV. aufhielt. Dieser wollte ihn an seinem Hofe behalten, doch zog es S. vor, in sein Vaterland zurückzukehren, wo er die Probstei von Wlaskyła erhielt. Nach dem Tode des Wladislaus Jagello, wurde er von dessen Sohne und Nachfolger Wladislaus

den Hof berufen und begleitete diesen nach Ofen zur Krönung, als ihn die Ungarn zu ihrem Könige wählten. Während des Krieges mit den Türken blieb er an Blasius Seite und in der unglücklichen Schlacht bei Barana war er Augenzeuge vom Tode des Königs. Hierauf begab er sich nach Ofen, kehrte aber erst später nach Polen zurück, wo er, 1453 zum Erzbischofe von Lemberg ernannt, durch seinen hellen Verstand und die vortrefflichsten Eigenschaften sich so auszeichnete, daß ihn die Ungarn und auch die Böhmen zu ihrem Erzbischofe haben wollten. Er starb 1477 im 75. Lebensjahre. Seine Biographie in lateinischer Sprache hinterließ uns Philipp Kalimach, Erzieher der Söhne Königs Kasimir des Jag.; sie ist im Manuscripte in der Universitätsbibliothek in Krakau aufbewahrt. Von den mannigfachen Werken, die S. schrieb, ist leider wenig zu uns gekommen. K—r.

**Sarnicki**, Stanislaus, polnischer Geschichtschreiber im 16. Jahrhundert, stammte aus einer angesehenen Familie Rothruslands. Seine Ausbildung erhielt er in Königsberg, wo er auch zur protestantischen Religion übertrat, dann Pastor und sogar Superintendent der Provinz Rothrusland wurde. Später jedoch kehrte er wieder in den Schooß der katholischen Kirche zurück und ließ sich in Lipöl in der Wojewodschaft Belzk nieder. König Stephan Batory übertrug ihm die Anfertigung von Jahrbüchern der polnischen Geschichte und Sigismund Wasa ernannte ihn im Jahre 1592 zum Landeshauptmann von Krasnostaw, wo er auch wenige Jahre darauf starb. Sein geschichtliches Werk in lateinischer Sprache geschrieben, erschien unter dem Titel: *Annales, sive de origine et robus gestis Polonorum etc.* zuerst in Krakau 1587, später wurde es in die Sammlung polnischer Geschichtschreiber (Leipzig 1712) aufgenommen. In demselben sucht S. die Abstammung der Polen nach dem chaldäischen Geschichtschreiber Berosus bis in die Zeiten nach der Sündfluth hinaus und zwar von Assaront, einem Urenkel Noa's, herzuleiten, welcher Stammvater der Sarmaten und folglich der spätern Slaven und Polen gewesen seyn soll. Die weitere Geschichte Polens, welche bis zu Stephan Batory reicht, ist für den Geschichtsforscher, besonders der genauen Angaben wegen, nicht ohne Wichtigkeit. K—r.

**Satanow**, Stadt im Gubernium Podolien im Proskurower Kreise am Flusse Zbrucz und der galizischen Gränze, zählt unter 7000 Einwohner, die größere Hälfte Juden, und ist mit einer Mauer wie auch noch mit Wällen und Bastionen aus früherer Zeit umgeben. In der Nähe steht ein ehemals sehr stark befestigt gewesenes Schloß, das gegen die Angriffe der Türken diente und der am Eingange befindlichen lateinischen Aufschrift nach im Jahre 1722 vom Feldherrn Steniamski erbaut wurde. Der sogenannte Trajanswall vor der Stadt zieht sich bis über die galizische Gränze. K—r.

**Sawa** zeichnete sich im Kriege der Barer Conföderirten aus und schwang sich vom einfachen Kosaken bis zum Anführer eines Armeekorps empor. Der in Jankrocym versammelte Adel wählte ihn zu seinem Marschall. Er war in einigen Gefechten und Schlachten mit den Russen glücklich, wurde jedoch später vom russischen General Weimarn bei Szrensk in der Wojewodschaft Plock schwer verwundet, gefangen und starb in den Händen des Siegers im Jahre 1769. K—r.

**Scheitlin**, Peter, Professor in St. Gallen, geboren daselbst 4. März 1799, einer achtbaren Bürgerfamilie entsprossen, wurde nach vollendeten theologischen Studien 1801 zum Predigamt ordinirt, 1803 Pfarrer des glarnerischen Bergdorfes Kerenzien und 1805 als Prediger an die St. Lorenzen-Kirche in St. Gallen versetzt. Durch Gesundheitsrückfichten und seine Vorliebe für Jugendbildung bewogen, widmete er sich später ganz dem Lehrerberufe und bekleidete die Professorstelle der Philosophie an der höhern Lehranstalt der Stadt St. Gallen viele Jahre bis zu seinem 17. Januar 1848 erfolgten Tode. Zugleich war er Kirchen- und Erziehungsrat und Dekan des städtischen Kapitels von St. Gallen. Aber in noch viel weiteren Kreisen entfaltete Sch. eine höchst segensreiche Thätigkeit. Man darf sagen, er war die Seele aller gemeinnützigen Unternehmungen, des wissenschaftlichen und religiösen Lebens im reformirten Theile des Kantons St. Gallen und wohl selten

ein Mann so nach allen Seiten angeregt und geholfen wie er. Sch. stiftete andern Ehrenmännern den Handwerker-Gesellen-Verein, um die Entfittlichung politische und communistische Phantaskereien unter diesen jungen Leuten zu litern und dafür achte Geistes- und Herzensbildung und schöne Geselligkeit r ihnen zu fördern und ertheilte nebst andern Professoren unentgeltlich Unterricht in verschiedenen Zweigen des Wissens und der Kunst. Ebenso war er Präsident der Prediger-Gesellschaft, des Künstlervereins, Mitglied der schweizerischen inländischen Gesellschaft, des Gesangvereins u. und in allen mit großer Aufopferung thätig. Wie in seinem Leben war in seinen vielen Schriften Beförderung Menschenbildung und Menschenwohl Sch.'s alleiniger Zweck. Sie berühren verschiedensten Seiten des menschlichen Wissens und Lebens und gehen alle, absehend von unfruchtbarer Spekulation, auf praktische Anwendung der Religion und Wissenschaft aufs Leben. Wir heben besonders hervor seine beiden Preisreden: „Ueber die Verebelung der Vergnügen der arbeitenden Klassen“, (Basel 1842) und „Ueber das Verhältniß der philosophischen Spekulation zu den Naturwissenschaften“ 1842, von denen die erste von der gemeinnützigen Gesellschaft in Basel, die zweite von der norwegischen Akademie der Wissenschaften zu Drontheim dem Preise gekrönt wurde. Unter seinen religiösen und religionsphilosophischen Schriften (er selbst bezeichnete seinen theologischen Standpunkt als einen mit Wittgenständen supernaturalen Rationalismus) verdienen ausgezeichnet zu werden: „Menschheit auf ihrem Schicksal, und Bildungs-gänge während der vier ersten tausende“, 2 Bde., St. Gallen 1827—29; „Biblische Vorträge“, ebend. 1827; „Religion, Natur und Kunst, vorzüglich in ihrer Verbindung, eine Reihe biblischer Vorträge“, 2. Aufl., ebend. 1842; unter seinen trefflichen, vielgelesenen Volks- und Jugendschriften: „Agathon, der Führer durchs Leben, für den Jünglinge“, ebend. 1842., 2. Aufl. 1843; „Agathe, der Führer durchs Leben für sinnige Jungfrauen“, ebend. 1843; „Iba, für liebende Mütter“, ebend. 1843; und die Erzählungen „Bankraz Tobler“, „Meister James Clifford“, „Lebensgeschichte des armen Mannes in Loggenburg“, „Friedrich der Thierquäler“, „Tholome Kelli, der Handwerker“; weiter sein origineller und scharfsinniger Versuch einer vollständigen Thierseelenkunde“, Stuttgart 1840, 2 Bde. und die einzige Schrift: „Das Elend der Tellus; ein Versuch, das Publikum in das Räthsel einzuführen“, St. Gallen 1842.“

—L.—

Schenkel, Daniel, Professor der Theologie an der Universität Basel, ward zu Unterhallau im Kanton Schaffhausen, wo sein Vater Pfarrer war, geboren und nach dem Tode desselben 1828 von einem Onkel in Basel erzogen.vollendete seine theologischen Studien in Basel, Bonn und Berlin und habilitirte sich 1837 als Privatdozent an der Universität Basel. Sein erster schriftstellerischer Versuch außer einigen Abhandlungen in den Studien und Kritiken ist eine Biographie seines Vaters, Johannes Sch., (Hamburg 1837), die von Professor eingeführt wurde. Durch eine gelehrte Dissertation: „de ecclesia Corinthi primaeva, factionibus turbata, et de Clementinorum origine argumento- (Basel 1838) erwarb er sich die Würde eines Licentiaten der Theologie. Nach dem ließ er seine Stimme in den politisch-religiösen Kämpfen der Gegenwart erklingen. Er redigirte einige Jahre die konservative Baseler Zeitung, schrieb 1839 eine Schrift gegen Dr. Strauß („Die Wissenschaft und die Kirche“), ebenso aber in die Hallischen Jahrbücher und eine eigene Schrift („Die konfessionellen Urkniffe in Schaffhausen und Fr. Hurters Uebertritt, Basel 1844“) gegen er, dessen Nachfolger er 1841 als Pfarrer am Münster in Schaffhausen wurde. Im Jahre 1843 trat er in den Kantonsrath, in dem er durch seine Rednergabe einen großen Einfluß hatte, 1845 erhielt er von der Universität Heidelberg das Doctorat in der Theologie, und im November 1849 wurde er an die Wette'sche Universität Professor der Theologie nach Basel berufen. Außer dem umfaßenden Werke: „Ueber den Wesen des Protestantismus, aus den Quellen des Neutestaments“, 3 Bände, Schaffhausen 1846—48, welches von 4

den Hof berufen und begleitete diesen nach Ofen zur Krönung, als ihn die Ungarn zu ihrem Könige wählten. Während des Krieges mit den Türken blieb er an Ladislaus Seite und in der unglücklichen Schlacht bei Warna war er Augenzeuge vom Tode des Königs. Hieraus begab er sich nach Ofen, kehrte aber erst später nach Polen zurück, wo er, 1453 zum Erzbischofe von Lemberg ernannt, durch seinen hellen Verstand und die vortrefflichsten Eigenschaften sich so auszeichnete, daß ihn die Ungarn und auch die Böhmen zu ihrem Erzbischofe haben wollten. Er starb 1477 im 75. Lebensjahre. Seine Biographie in lateinischer Sprache hinterließ uns Philipp Kalmach, Erzieher der Söhne Königs Kasimir des Jag.; sie ist im Manuskripte in der Universitätsbibliothek in Krakau aufbewahrt. Von den mannigfachen Werken, die S. schrieb, ist leider wenig zu uns gekommen. K—r.

**Sarnicki**, Stanislaus, polnischer Geschichtschreiber im 16. Jahrhundert, stammte aus einer angesehenen Familie Rothrußlands. Seine Ausbildung erhielt er in Königsberg, wo er auch zur protestantischen Religion übertrat, dann Pastor und sogar Superintendent der Provinz Rothrußland wurde. Später jedoch kehrte er wieder in den Schoß der katholischen Kirche zurück und ließ sich in Lipst in der Wojewodschaft Belz nieder. König Stephan Batory übertrug ihm die Anfertigung von Jahrbüchern der polnischen Geschichte und Sigismund Basa ernannte ihn im Jahre 1592 zum Landeshauptmann von Krassnoſtaw, wo er auch wenige Jahre darauf starb. Sein geschichtliches Werk in lateinischer Sprache geschrieben, erschien unter dem Titel: *Annales, sive de origine et rebus gestis Polonorum etc.* zuerst in Krakau 1587, später wurde es in die Sammlung polnischer Geschichtschreiber (Leipzig 1712) aufgenommen. In demselben sucht S. die Abstammung der Polen nach dem chaldäischen Geschichtschreiber Borossus bis in die Zeiten nach der Sündfluth hinauf und zwar von Assaront, einem Urenkel Noas, herzuleiten, welcher Stammvater der Sarmaten und folglich der spätern Slaven und Polen gewesen seyn soll. Die weitere Geschichte Polens, welche bis zu Stephan Batory reicht, ist für den Geschichtsforscher, besonders der genauen Angaben wegen, nicht ohne Wichtigkeit. K—r.

**Satanow**, Stadt im Gubernium Wodolien im Proskurower Kreise am Flusse Zbrucz und der gallizischen Gränze, zählt unter 7000 Einwohner, die größte Hälfte Juden, und ist mit einer Mauer wie auch noch mit Wällen und Bastionen aus früherer Zeit umgeben. In der Nähe steht ein ehemals sehr stark besetzt gewesenes Schloß, das gegen die Angriffe der Türken diente und der am Eingange befindlichen lateinischen Aufschrift nach im Jahre 1722 vom Feldherrn Sienawski erbaut wurde. Der sogenannte Trajanswall vor der Stadt zieht sich bis über die gallizische Gränze. K—r.

**Sawa** zeichnete sich im Kriege der Darer Conföderirten aus und schwang sich vom einfachen Kosaken bis zum Anführer eines Armeekorps empor. Der in Jankrocym versammelte Adel wählte ihn zu seinem Marschall. Er war in einigen Gefechten und Schlachten mit den Russen glücklich, wurde jedoch später vom russischen General Wejmar bei Szrensk in der Wojewodschaft Plock schwer verwundet, gefangen und starb in den Händen des Siegers im Jahre 1769. K—r.

**Scheitlin**, Peter, Professor in St. Gallen, geboren daselbst 4. März 1799, einer achtbaren Bürgerfamilie entsprossen, wurde nach vollendetem theologischen Studien 1801 zum Predigtamte ordiniert, 1803 Pfarrer des glarnerischen Bergdorfes Kerenzen und 1805 als Prediger an die St. Lorenzen-Kirche in St. Gallen versetzt. Durch Gesundheitsrückichten und seine Vorliebe für Jugendbildung benogen, widmete er sich später ganz dem Lehrerberufe und bekleidete die Professorstelle der Philosophie an der höhern Lehranstalt der Stadt St. Gallen viele Jahre bis zu seinem 17. Januar 1848 erfolgten Tode. Zugleich war er Kirchen- und Erziehungsrat und Dekan des städtischen Kapitels von St. Gallen. Aber in noch viel weiteren Kreisen entfaltete Sch. eine höchst segensreiche Thätigkeit. Man darf sagen, er war die Seele aller gemeinnützigen Unternehmungen, des wissenschaftlichen und religiösen Lebens im reformirten Theile des Kantons St. Gallen und wohl selten

hat ein Mann so nach allen Seiten angeregt und geholfen wie er. Sch. stiftete mit andern Ehrenmännern den Handwerksgefelln-Berein, um die Entfittlichung und politische und communistische Phantastereien unter diesen jungen Leuten zu verhüten und dafür ächte Geistes- und Herzensbildung und schöne Geselligkeit unter ihnen zu fördern und ertheilte nebst andern Professoren unentgeltlich Unterricht in verschiedenen Zweigen des Wissens und der Kunst. Ebenso war er Präsident der Prediger-Gesellschaft, des Künstlervereins, Mitglied der Schweizerisch-gemeinnützigen Gesellschaft, des Gesangvereins u. und in allen mit großer Aufopferung thätig. Wie in seinem Leben war in seinen vielen Schriften Beförderung von Menschenbildung und Menschenwohl Sch.'s alleiniger Zweck. Sie berühren die verschiedensten Seiten des menschlichen Wissens und Lebens und gehen alle, ganz absehend von unfruchtbarer Spekulation, auf praktische Anwendung der Religion und Wissenschaft aufs Leben. Wir heben besonders hervor seine beiden Preisschriften: „Ueber die Verebelung der Vergnügen der arbeitenden Klassen“, Basel 1840 und „Ueber das Verhältniß der philosophischen Spekulation zu den Naturwissenschaften“ 1842, von denen die erste von der gemeinnützigen Gesellschaft in Basel, die zweite von der norwegischen Akademie der Wissenschaften zu Drontheim mit dem Preise gekrönt wurde. Unter seinen religiösen und religionsphilosophischen Schriften (er selbst bezeichnete seinen theologischen Standpunkt als einen mit Mystik ringenden supernaturalen Rationalismus) verdienen ausgezeichnet zu werden: „Die Menschheit auf ihrem Schwertschicksal, und Bildungsgange während der vier ersten Jahrtausende“, 2 Bde., St. Gallen 1827—29; „Biblische Vorträge“, ebendas. 1833; „Religion, Natur und Kunst, vorzüglich in ihrer Verbindung, eine Reihe öffentlicher Vorträge“, 2. Aufl., ebend. 1842; unter seinen trefflichen, vielgelesenen Volks- und Jugendschriften: „Agathon, der Führer durchs Leben, für denkende Jünglinge“, ebend. 1842., 2. Aufl. 1843; „Agathe, der Führer durchs Leben für sinnige Jungfrauen“, ebend. 1843; „Iba, für liebende Mütter“, ebend. 1845 und die Erzählungen „Pankraz Tobler“, „Meister James Clifford“, „Lebensgeschichte des armen Mannes in Loggenburg“, „Friedrich der Thierquäler“, „Bartholome Kelli, der Handwerker“; weiter sein origineller und scharfsinniger „Versuch einer vollständigen Thierseelentunde“, Stuttgart 1840, 2 Bde. und die geistreiche Schrift: „Das Elend der Tellus; ein Versuch, das Publikum in das große Räthsel einzuführen“, St. Gallen 1842.“

— L. —  
 Schentel, Daniel, Professor der Theologie an der Universität Basel, war 1813 zu Unterhallaun im Kanton Schaffhausen, wo sein Vater Pfarrer war, geboren und nach dem Tode desselben 1828 von einem Onkel in Basel erzogen. Er vollendete seine theologischen Studien in Basel, Bonn und Berlin und habilitirte sich 1837 als Privatdozent an der Universität Basel. Sein erster literarischer Versuch außer einigen Abhandlungen in den Studien und Kritiken ist eine Biographie seines Vaters, Johannes Sch., (Hamburg 1837), die von der ersten Ausgabe eingeführt wurde. Durch eine gelehrte Dissertation: „de antiqua Corinthia primaeva, factionibus turbata, et de Clementinorum origine argumentaque“ (Basel 1838) erwarb er sich die Würde eines Licentiaten. In dieser Hinsicht ließ er seine Stimme in den politisch-religiösen Kämpfen der Schweiz erklingen. Er redigirte einige Jahre die konservative Baseler Zeitung, gab eine Schrift gegen Dr. Strauß („Die Wissenschaft und die Kirche“), sowie auch in die Hallischen Jahrbücher und eine eigene Schrift („Die im christlichen Zerwürfniß in Schaffhausen und Fr. Hurters Uebertritt, von Daniel Schentel“), Hurter, dessen Nachfolger er 1841 als Pfarrer am Münster in Schaffhausen war. Im Jahre 1843 trat er in den Kantonsrath, in dem er einen großen Einfluß hatte, 1845 erhielt er von der Universität Basel ein Doctor-Diplom der Theologie, und im November 1849 wurde er an die Universität Basel als öffentlicher Professor der Theologie nach Basel berufen. Außer den oben genannten Schriften: „Das Wesen des Protestantismus, aus den Quellen des Christenthums dargestellt“, 3 Bände, Schaffhausen 1846—48, welche von ihm



Artaud v. Montor. Mit Berücksichtigung anderer Quellen, „Morgenstunden im Staatsgefängnisse“, Eisleben 1844; „zwischen Kirche und Staat“. Nach den Lehrsätzen eines Jesuiten 1846; „Die Reformbewegung unserer Zeit und das Christen-  
 -en Freund des Fortschrittes“, Augsburg 1848. Er ist auch  
 'encyclopädie.

Ostrzeszow), Hauptstadt des gleichnamigen Kreises  
 Großherzogthums Posen an der schlesischen Gränze in  
 war ein vom König Kasimir dem Großen erbautes  
 robert und hart mitgenommen, zuletzt von den  
 ganz zerstört wurde, so daß nur eine feste  
 eben ist.

K—r.

„ist der Verfasser eines polnischen Geschichts-  
 , welches im Jahre 1763 in Warschau unter dem  
 onologique de l'histoire de Pologne (Deutsch übersezt

ist dies ein kurzer Abriss der polnischen Geschichte nach

et mit synchronistischen Tabellen versehen, welche außer den

ungen und ihren Familien (mit Angabe der gleichzeitig regierenden

,a in Europa), auch alle Bischöfe, Minister, hohe Beamten, Feldherren,

grte u. a. einflussreiche Personen von Mieczyslaw I. bis zum Tode Au-  
 gust II. enthält. S. kam mit dem Grafen Brühl, dem Minister und Günstlinge

August III. nach Warschau, wurde später, von 1765—1770 sächsischer Legations-  
 sekretär in London; zuletzt als Archivarius in Dresden in den Adelstand erhoben,

K—r.

\* Schmittbenner, Friedrich Jakob (vergl. Bd. IX., S. 212), geboren

1796 zu Oberdeis im Fürstenthume Wied, wo sein Vater Pfarrer war, erhielt

seine Vorbildung auf dem Gymnasium zu Idstein und bezog 1813 die Universität

Marburg um Medizin zu studiren, änderte aber bald seinen Entschluß und widmete

sich philosophischen, philologischen und theologischen Studien. Sein praktisches

Leben begann er als Theolog, als Pfarrer zu Dreifalt im Nassauischen; 1819

wurde er als Prorektor an das Gymnasium nach Dillenburg, 1827 in gleicher

Eigenschaft an das in Wiesbaden berufen; im folgenden Jahre erfolgte seine Be-  
 förderung zum Direktor des Schullehrerseminars in Idstein, ein Verhältniß dem

er indessen nur kurze Zeit angehörte, da er noch in demselben Jahre einem Rufe

als Professor der Geschichte nach Gießen folgte. Bald reichte er seinen Vorlesun-  
 gen, die ein bedeutendes Auditorium gewannen, Vorträge über Zweige der Staats-

wissenschaften an. In Folge der Organisation des Schulwesens 1832 wurde der

vielseitig gebildete Mann als Oberstudien- und Oberschulrath nach Darmstadt be-  
 rufen. Dieser neue Beruf mit seinem Aktenwesen sagte indessen dem geistreichen

Manne nicht zu, daher er mit dem Titel eines geheimen Regierungsrathes als

Professor der Staats- und Cameralwissenschaften nach Gießen zurückkehrte, ein

Verhältniß, das ihn bis zu seinem Ableben begleitete. In den Jahren 1836 und

1837 verwaltete er das Rektorat der Hochschule. Bald darauf wurde er zum Ab-  
 geordneten in die zweite Kammer der Stände gewählt, eine Wahl, welche sich

später wiederholte. Er war wohl das geistvollste Mitglied der ministeriellen Par-  
 tei. Seine ziemlich zahlreichen Schriften gehören dem Gebiete der Sprachkunde,

der Staatswissenschaften, der Geschichte und dem Schulwesen an. Zu bebauern

ist, daß er sein bedeutendstes Werk: „Zwölf Bücher vom Staate oder systematische  
 Encyclopädie der Staatswissenschaften“, nicht vollendete; denn es sind davon in

zwei Bänden nur einige Bücher erschienen, und es ist sehr zu bezweifeln, daß die  
 übrigen Bücher verfaßt sind. Anzuerkennen war die Treue, mit welcher er der  
 Hochschule zugethan blieb, die ihn zuerst berief; er schlug mehre ehrenvolle Po-  
 sitionen aus, z. B. die Berufung nach Leipzig als Nachfolger von Böllig, dessen  
 Lehrstuhl nachher von Professor Bülow eingenommen ward. — S. starb  
 längerem Leiden an einer Leberkrankheit zu Gießen den 19. Juni 1850.

**Schnabel**, Joseph Ignaz, berühmt als Musiker und Componist, geboren den 21. Mai 1761 zu Raumburg am Queis, wo sein Vater Cantor war, besuchte von 1779 an das katholische Gymnasium in Breslau sich der theologischen Laufbahn zu widmen und war nebenbei als Diakon der St. Vinzenzkirche thätig. Eine längere Zeit anhaltende Schwerhörlichkeitigte ihn, nach seiner Vaterstadt zurückzukehren, in deren Nähe er (zu zwei Jahre darauf, nachdem sich sein Uebel gehoben hatte, als Schullehrer Anstellung fand. In diesem Dorfe begann die Entwicklung und Aus seines musikalischen Talents, obgleich er eben nur Bauernknaben in sein T aufzunehmen Gelegenheit hatte. Mozart, den er bei Concerten in Holstein gelernt, ward bald sein ausschließliches Studium, ihm nachzuringen sein E Er componirte Vieles für die Kirche und zog dadurch die Aufmerksamkeit ganzen Umgegend auf sich. Doch sehnte er sich in dieser drückenden E nach einem glücklicheren Wirkungskreise, den er in Breslau fand, wohin Jahre 1797 als Organist an die St. Clarenkirche und als erster Violinist die St. Vinzenzkirche, einige Jahre später auch als erster Violinist der Theaterorchester angestellt wurde. Schon 1799 hörte man von S. mehrere zeichnete Messen und 1800 führte er zum ersten Male Haydn's Schöpfwerke welche sein eminentes Direktionstalent bewährte und alljährlich bis zu Tode von ihm zur Aufführung gebracht wurde. Mit dem 1. April 1805 seine Anstellung als Kapellmeister am Dome und 1810 übernahm er die T der drei damals in großem Rufe stehenden Winter-Concertvereine. Einige darauf begab er sich, höherem Auftrage zufolge, nach Berlin, um Zelter's träge und die Aufführungen der Singakademie kennen zu lernen. Nach Rückkehr wurde er Musiklehrer am katholischen Schullehrer-Seminar, und mit Berner zum königl. Musikdirektor an der Universität ernannt. In allen Wirkungskreisen hat S. bis an seinen Tod (er starb den 16. Juni 1831) eifrig als erfolgreich gewirkt. Seine Thätigkeit ward dabei durch eine Anspruchslosigkeit unterstützt, wie sie wenigen Künstlern und Componisten eigen zu seyn pflegt. war das Ansehen, welches er genoß; noch größer die Liebe, mit der man an hing. Seine zahlreichen Compositionen, namentlich seine Messen, die durch Einfachheit, würdigen Styl, ihren das fromme Gemüth ergreifenden und erhabenen Charakter als Muster gelten, haben seinem Namen die Unsterblichkeit gesichert. Sein Grab ziert ein ihm von seinen zahlreichen Schülern und Verehrern gestiftetes schönes Monument.

**Schnyder von Wartensee**, Faver, bekannter Componist, geboren zu Zern im April 1786 aus einer alten patrizischen Familie, erhielt seine Jugendbildung am Collegium seiner Vaterstadt. Da er nach dem Willen seines Vaters Staatsmann werden sollte, trat er als Supernumerarius in das Finanzbureau des Kantons Luzern und konnte erst nach überstandener lebensgefährlicher Krankheit, die ihn in Folge der sitzenden Lebensweise und seiner Abneigung gegen den Beruf ergriff, vom Vater erlangen, daß er sich ganz der Musik widmen dürfe. Er studirte nun seit 1810 in Zürich, seit 1811 in Baden bei Wien bei dem Meister Kienlen Compositionslehre und erwarb sich große Virtuosität im Klavierspielen. In Baden verlor er 1812 durch eine Feuersbrunst, die fast die Stadt verzehrte, seine ersten Compositionen, Gedichte ic. und kehrte nun Heimath zurück. Hier vermählte er sich und lebte mehrere Jahre in stiller Zurückgezogenheit auf seinem alten Schlosse Wartensee am Sempachersee und zog bei der Wiederkehr Napoleon's von Elba als Hauptmann zur Deckung der Schweizergränze in's Feld. Oekonomische Unfälle bewogen ihn 1816 zu einer Kunstreise, auf der er in Oberdun Pestalozzi kennen lernte und die Pestalozzi'sche Anstalt bei seinem Institute annahm. Hier componirte er seine „Der Friede“ und eine schöne Pastorale mit Klavierbegleitung „Pestalozzi's und Freuden“. In Frankfurt a. M., wohin er sich 1817 begab, erhielt er bald einen guten Klang in der musikalischen Welt, so daß sich sog

nerika Schüler um ihn sammelten, um seine eigenthümliche Methode im Studium der Harmonielehre und in der Structur der Melodie und Tonstücke kennen zu lernen. Im Jahre 1818 componirte er seine erste große Ouvertüre in C moll, unter seines Freundes Spöhr Leitung daselbst aufgeführt wurde, 1832 seine dramatische Oper „Fortunat“, 1835 seine schöne Symphonie „Erinnerung an Wagn“, 1838 zu dem großartigen Sängersfeste in Frankfurt, welches er als Präsident des Festkomite's leitete, das damals von mehr als tausend Personen aufgeführt wurde, 1840 sein Oratorium „Zeit und Ewigkeit“. Im Jahre 1839 machte er eine Reise nach Prag und Wien und seit 1844 bewohnt er sein von ihm auf einer Anhöhe bei Wierwaldbättersee gebautes, reizend gelegenes Landhaus „Rennwartensee“. S. hat außer dem bereits Angeführten viele Lieder und kleinere Musikstücke, Variationen und Symphonien u. a. m. componirt und ist auch als ausgezeichnete Virtuose auf der Harmonika bekannt. Das Universallexikon der Tonkunst nennt ihn einen der ersten Contrapunktisten unserer Zeit, der bei vielseitigen, gründlichen, wohl musikalischen, als wissenschaftlichen Kenntnissen die Ueberzeugung des Schönen u. Guten in sich trägt und daher nicht, wie so viele jetzt lebende Künstler, der Weltball wechselnder Moden wird. „Seine Musik, so fährt es fort, ist oft originell, aber aber klar, melodisch und von seltener Correctheit. Als Operncomponist bezieht er ein seltenes Treffen und Festhalten der verschiedenartigsten Charaktere, poetische Erhebung über das Gewöhnliche. Seine Arien athmen Gemüth und viele Zartheit, seine Chöre sind kräftig und von großer dramatischer Wirkung“. Hat sich auch als lyrischer Dichter und Humorist in Zeitschriften und Taschenbüchern bekannt gemacht. Die illustrierte Zeitschrift für die Schweiz enthält seine Autobiographie.

—L.—

Schweizer, Johann Alexander, namhafter protestantischer Theologe, am 18. Oct. 1808 zu Murten im Canton Freiburg geboren, wo sein als theologischer Schriftsteller und Dichter nicht unbekannter Vater, Johann Jakob S., damals Pfarrer am Progymnasium war. In Zürich und Berlin gebildet, ward er 1831 Prediger ordinirt, 1833—34 reformirter Vikar in Leipzig, dann außerordentlicher und 1840 ordentlicher Professor der Theologie an der Universität Zürich, 1843 zugleich erster Pfarrer am Grossmünster. Er ist auch seit mehreren Jahren Mitglied des Kirchen- und Erziehungs Rathes und sogar des Grossen Rathes des Cantons Zürich. S. ist einer der geistreichsten Schüler und Anhänger Herm. S. M. S., ein vorzüglicher Prediger, trefflicher Lehrer und als Schriftsteller in jedem Zweige der Theologie rühmlich bekannt. Wir heben unter seinen Werken hervor: „Christliche Predigten für denkende Verehrer Jesu“, 3 Bände, Leipzig 1834—41; „Schleiermacher's Wirksamkeit als Prediger“, Halle 1834; „Kritik und Eintheilung der praktischen Theologie“, Leipzig 1836; „Das Evangelium Johannes nach seinem innern Werthe und seine Bedeutung für das Leben“, ebendas. 1841; „Die Glaubenslehre der evangelisch-reformirten Kirche“, Leipzig 1844; „Homiletik der evangelisch-reformirten Kirche“, ebd. 1848. —L.—

Seklucyan, Johann, ist der erste Uebersetzer der heiligen Schrift in's Polnische. Aus Großpolen gebürtig, trat er in Posen in den geistlichen Stand, ging später zur protestantischen Religion über und nahm auf die Einladung Albrecht's, des ersten Herzogs von Preußen, im Jahre 1540 seinen Wohnsitz in Danzig. Hier arbeitete er an der polnischen Uebersetzung der Bibel für die Anhänger der neuen Lehre, welche daselbst im Jahre 1551 erschien, jetzt schon selten und deshalb von Bibliographen sehr gesucht ist. S. starb in Königsberg im Jahre 1578.

K—r.

Starczynski, Franz, polnischer Geschichtschreiber und Geograph, trat in den Orden der Piaristen, erhielt dann die Pfründe in Kozienice, später in Lublin, in Galizien und zuletzt die in Jaroslaw. Von hier wurde er nach Lublin, oder der kurz vorher nach Lemberg gebrachten berühmten Ossolinski'schen Bibliothek zugetheilt und starb daselbst im Jahre 1829. Von ihm erschienen: Geographisches Wörterbuch, Warschau 1782; Neue allgemeine Geographie in drei Bänden, Warschau 1782.

von 1791—1794; Geschichtliche und statistische Nachrichten über Jaroslaw, Lemberg 1826; Historisches Bild des Zeitalters Sigismund III., ebend. 1828. Auch gab S. in Lemberg eine periodische Schrift unter dem Titel: „Wissenschaftliche Zeitschrift“ heraus; außerdem sind von ihm eine Menge noch ungedruckter Werke in der Ossolinskischen Bibliothek in Lemberg aufbewahrt, von denen die wichtigsten: eine Geschichte Rothrusland's in 3 Bänden und ein historisch-statistisches Wörterbuch des Königreichs Galizien ebenfalls in 3 Bänden. K—r.

**Siemienowicz, Kasimir**, war der erste unter den Polen, welcher ein Werk über Artilleriewesen schrieb. Er lebte unter der Regierung Wladislaus Wasa's und wurde, als in mathematischen Wissenschaften sehr befähigt, nach Holland geschickt, wo er sich während des Krieges bald zum berühmtesten Artilleristen in ganz Europa ausbildete. Nach Polen zurückgekehrt, wurde er Artillerieobrist und schrieb in lateinischer Sprache ein Werk unter dem Titel: *Ars magna artilleriae*, das bald weit verbreitet und fast in alle Sprachen übersetzt wurde. K—r.

**Siemiawa**, Dorf in Galizien im Bezirke Przemysl, 3 Meilen nördlich von Jaroslaw. Hier verlebte der Fürst Adam Czartoryski, General von Podolien, seine letzten Tage in stiller Zurückgezogenheit zugleich mit seiner Gemahlin Isabelle, die ebenfalls hier starb. K—r.

**Siennik, Martin**, bekannter polnischer Arzt und Botaniker unter August dem Jagellonen. Er gab in Krakau 1568 ein botanisches Werk in polnischer Sprache heraus, das aber nur eine verbesserte Ausgabe des von Spiczynski 1542 erschienen zu seyn scheint; doch ist demselben ein Anhang über geheime Arzneimittel und ein Register in deutscher Sprache beigelegt. K—r.

**Sievers**, war Gesandter der Kaiserin Katharina II. am polnischen Hofe und führte den Vorsitz auf dem Theilungsvorparlament in Grodno im Jahre 1793 (zugleich mit dem preussischen Gesandten, Baron Buchholz), auf welchem die zweite Theilung Polens beschlossen wurde, nach welcher Podolien, die Ukraine, ein Theil Polhyniens und Litthauens an Rußland fiel, Preußen aber Großpolen bis an die Vjura und Pillica, wie auch die Städte Danzig und Thorn erhielt. K—r.

**Siewierz**, Stadt im heutigen Königreiche Polen, im Okscher Kreise, nahe an der schlesischen Gränze. Auf einer Insel im See steht das Schloß, welches früher die Residenz der Bischöfe von Krakau war und die auch deshalb den Titel: Herzog von S. führten. Hierher zog sich der Großkronfeldherr Stephan Czarniecki zurück, nachdem er die Stadt Krakau im Jahre 1655 den Schweden hatte überlassen müssen. K—r.

**Sirenski** (lateinisch Sironius genannt), war polnischer Botaniker unter Sigismund Wasa. Gebürtig aus Dwiecim, wurde er im Jahre 1590 Professor der Medizin an der Universität in Krakau und starb 1611 im 70. Lebensjahre. Sein lateinisches Werk erschien erst nach seinem Tode im Jahre 1613 von Gabriel Johannicki herausgegeben; in demselben richtete er seine Aufmerksamkeit besonders auf den medizinischen Gebrauch der Pflanzen. K—r.

**Słarga, Peter**, berühmter polnischer Kanzleirechner und theologischer Schriftsteller unter den Königen Stephan Batory und Sigismund Wasa. Er wurde im Jahre 1536 in Grobel in Masowien geboren; nachdem er den ersten Unterricht erhalten, bildete er sich auf der Universität in Krakau weiter aus und wurde dann als Vorsteher einer Lehranstalt nach Warschau berufen. Von hier begleitete er als Erzieher den Sohn des Andreas Tenczynski, Kastellans von Krakau, auf einer Reise nach Wien. Später trat er in den geistlichen Stand und mit bedeutendem Nebenralent ausgestattet, machte er sich bald durch seine Predigten berühmt. Im Jahre 1569 begab er sich nach Rom, um Theologie weiter zu studiren und trat dort in dem schon 30, in Polen erst 5 Jahre bestehenden Jesuitenorden, in welchen ihn Franz Borgia, General der Jesuiten, selbst aufnahm. Nach zwei abgelegten Probejahren wurde er Pönitentiarus im Vatican, kehrte aber bald darauf nach Polen zurück. Er ging nach Litthauen, wo er der weiteren Verbreitung des Protestantismus und Calvinismus wirksam entgegenarbeitete, wurde dann zum

Rektor des neuerrichteten Jesuitencollegiums in Polod ernannt; später gründete er noch zwei in Riga und Dorpat. Im Jahre 1584 ging er nach Krakau, wo er ebenfalls zwei Collegien stiftete und durch seine eifrigen und begeisterten Reden viele Anhänger der neuen Lehre zum katholischen Glauben zurückführte. Die neubekehrten Juden u. Tataren taufte er gewöhnlich unter den größten Feierlichkeiten und oft waren der König und die Königin selbst Taufpaten. Sein Ruf wurde von Jahr zu Jahr größer; vom Könige Sigismund, ja selbst vom Papste wurden ihm verschiedene Ehrenbezeugungen. Während der Synode in Brzesc in Litthauen, auf welcher die Bischöfe des russisch-griechischen und katholischen Bekenntnisses Behufs einer Einigung zusammentamen, zeichnete er sich besonders aus; mehre seiner Gegner überzeugte er, viele jedoch wurden seine erbittertsten Feinde. Zahlreiche milde Stiftungen: so in Krakau die Anstalt der barmherzigen Brüder, in Krakau und Warschau die zum heiligen Lazarus, auch noch eine besondere Anstalt zur Unterstützung Hülfbedürftiger unter dem Namen *mons pietatis* u. a. ewigen sein Andenken. S. starb im Jahre 1612 in Krakau in seinem 77. Lebensjahre. Von seinen Werken erschien: eine Sammlung seiner Predigten kurz vor seinem Tode, eine Kirchengeschichte und das Leben der Heiligen (1603). Unter seinen verschiedenen Schriften zur Bekehrung der Dissidenten sind besonders zu merken: Ueber die Einheit der Kirche, Ermahnungen an die Evangelischen, Beschämung der Arianer und Vertheidigung der Synode zu Brzesc. In seinen Predigten und Reden, wie auch in seinen Schriften zeigte sich S. gleich gewandt als Theologe, Philosoph, Historiker und Politiker. K—r.

**Skirniewice**, Stadt im heutigen Königreiche Polen, im Kreise Rawa, 10 Meilen südwestlich von Warschau, mit bedeutenden Tuchfabriken. Sie gehörte ehemals dem jetzmaligen Erzbischofe von Gnesen, der zugleich Primas von Polen war. Der nahe Wald war zum Thiergarten der polnischen Könige umgeschaffen und noch im 16. Jahrhunderte befanden sich hier Eleuthiere, Auerochsen u. a. u den Zeiten des Herzogthums Warschau, war S. Eigenthum des Marschall *Lawoust*, Fürsten von Gdmühl, von da fiel es an die russische Krone. K—r.

**Strzetuski**, polnischer Schriftsteller, lebte unter Stanislaus August und trieb verschiedene Werke meist politischen Inhalts, unter welchen das bedeutendste: Politisches Recht des polnischen Volkes (Warschau 1784), in welchem er ein neues Bild der damaligen Regierungsform in Polen, der Reichstage, des Senates, Reichsgerichts u. s. w., wie auch der Privilegien des Adels, der Geistlichkeit und des Bürgerstandes, der Dissidenten, Tataren und Juden gibt. Außer dem einen Kapitel über den Bauernstand, dessen Verhältnisse ziemlich dieselben geblieben sind, ist das Werk jetzt nur noch geschichtlichen Werth. K—r.

**Slawuta**, Stadt im Gubernium Wolhynien, im Jaslawer Kreise, am Flusse *Worn*, 4 Meilen nördlich von Jaslaw und eben so weit östlich von Ostrog. Sie ist Eigenthum der fürstlichen Familie *Sanguozko* und berühmt durch die hier befindliche große jüdische Buchdruckerei für ganz Polen. K—r.

**Slieszkowski**, Sebastian, gewandter polnischer Arzt und Verfasser medizinischer Werke, lebte unter Sigismund Wasa. Er stammte aus Wielun in der Wojewodschaft Sieradz und war zuerst Professor der Philosophie und Medizin an der Universität in Krakau, später Hofarzt des Königs Sigismund und zugleich dessen Sekretär. Von ihm erschienen: Ueber ärztliche Behandlung verschiedener Krankheiten (Krakau 1620); Medizinische Abhandlung über die Pest (Kalisch 1623) u. a. Er starb im Jahre 1649. K—r.

**Slowacki**, Eusebius, war Professor der polnischen Literatur an der Universität in Wilna in der Blüthezeit derselben, d. i. unter dem Rektorate des *Joseph Sniadecki* und starb daselbst im Jahre 1814. Seine Werke veröffentlichte *Joseph Zawadzki* im Jahre 1824 in 4 Bänden; die beiden ersten enthalten seine Vorlesungen über polnische Literatur in Wilna, der dritte Materialien zur polnischen Geschichte polnischer Schriftsteller und der vierte zwei Tragödien: *Herzogin von Polen* und *Menbog*, König von Litthauen; außerdem Ueber

Wirren und Parteikämpfen der Schweiz eine unglückliche Person, Wilhelm, ward geboren in Jbstein den 8. April 1789, zum tüchtigen Juristen und war ein vertrauter Schüler des Lehrers Almendingen. Später wurde er Criminalrichter in wegen politischer Umtriebe seiner Stelle entsetzt. Als er die Rechte einen ehrenvollen Ruf an die Universität Dorpat an dorthin eine diplomatische Anzeige der nassauischen Regierung und thätiges Werkzeug einer revolutionären Verbindung sei die russische Regierung und wies ihn an, das Reich zu vermahnte er sich in Frankfurt, eine förmliche Untersuchung zu kurze Zeit in Stuttgart und Straßburg auf, begab sich 1818: damals eine republikanische Propaganda für Deutschland bei eine Anstellung als Professor der Rechte in Basel. Hier war Follen u. Anderen zur Revolutionirung Deutschlands; etwas sinniger, klarer Rechtslehrer solches Ansehen, daß ihn die 1824 trotz drohender Notizen der großen Mächte und kaiserlichen Staatsrathes nicht entfernen wollte. In den Basler geber und Führer der Landschäfliker, mußte 1832 seine Præ ward mit dem Bürgerrechte von Liesal beehrt. Im Jahre Ruf an die Universität Zürich, 1834 als Professor des römischen Rechts an der Universität Bern. Dort bildete er durch dem Rathgeber und noch mehr durch seinen persönlichen Umradikale junge Rechtsschule, die bald als mächtige politische die Regierung und das System von Neuhaus (s. d.) festhielt. Noch vorher aber (1845) war S. wegen seiner Stelle entsetzt und aus dem Canton verbannt, nach dert und hatte, zum Landrath gewählt, in dieser Behörde und in Liesal öffentliche Vorlesungen gehalten. Schon Schule in Bern die Verbannung ihres Vaters und Leiters er als Professor zurückgerufen, obschon vorauszusehen war ergebene, moralisch sehr herabgekommene Mann für die

zu Jbslein, bildete sich nach dem Beispiele des Vaters zum Lehrer und Rektor des Gymnasiums zu Wezlar. In die Demagogen-Geschichten des Jahres 1830 verwickelt, flüchtete er zuerst nach England, dann in die Schweiz, wo sich ein Bürgerrecht im Kanton Zürich und ward 1834 Professor der Naturwissenschaften an der Universität Bern. Im Jahre 1836 wurde er wegen einer bitteren Polemik in Zeitungsblättern gegen die damalige Regierung zur Erlegung seiner Professur gezwungen und lebt seither abwechselnd in Zürich, Bern und Bern. Wie sein Bruder durch sein Auftreten im Volksleben und seine Schüler, wirkte L. S. durch seine gewandte, scharfe Feder, durch seine Polemik in Zeitungen und selbstständigen Schriften nachtheilig auf die politischen Verhältnisse der Schweiz. Doch wissen wir nicht, ob man ihm zu viel zutraut, wenn man ihn, wie es vielfach geschieht, als intellectuellen Urheber des aargauischen Antrags zur Ausweisung der Jesuiten, der Freischaren, des Sonderbundkrieges hinstellt. Nur zu sicher ist es hingegen, daß er in die Hand im Spiele hatte, aufstachelte und oft durch Mittelpersonen im Verborgenen Wichtiges erregte und leitete. Merkwürdig ist es, daß der heftige Reformator seit 1843, als ehemaliger Rektor zu Wezlar, vom Könige von Preußen eine Pension bezieht, oder wenigstens einige Jahre bezog. In seinen Schriften hundertirte pragmatische Erzählung der neueren kirchlichen Veränderungen, so der progressiven Usurpationen der römischen Kirche in der katholischen Schweiz“ (see 1833); „Die Bedeutung des Kampfes der liberalen katholischen Schweiz der römischen Kurie“ (Solothurn 1840); „Die Ereignisse im Kanton Wallis“ (Aarau 1844); „Pragmatische Erzählung der kirchlichen Ereignisse in der Schweiz von der helvetischen Revolution bis auf die Gegenwart“ (mit einem und Glück, Mannheim 1850, 3 Bände), greift S. die katholische Kirche ihre Institutionen mit Heftigkeit an und stellt sie als die Ursache alles Vortretens und alles politischen Unheils der Schweiz dar. Weiteren Ruf haben noch sein „Handbuch des schweizerischen Staatsrechtes“ (2 Bände, Zürich 1843) und die Schrift „Ueber Protestantismus und seine Gefahren“ (ebend. 1844) erlangt.

—L.—

Eniатын, Stadt in Gallizien, im Bezirke Kolomyj, am Flusse Pruth und Kränze der Bukowina. Unter 5000 Einwohnern befindet sich etwa der zehnte Theil Ormianer, welche hier eine Kirche haben. S. soll, wie Einige behaupten, die römische Colonie an Daciens Gränze, Notin-Dava genannt, gewesen seyn, worauf auch Ptolemaeus Erwähnung thut.

K—r.

Sолоницкі, Michael, polnischer General, wurde von adeligen Eltern in Wojewodschaft Posen geboren. Er bildete sich in der Militärschule in Warschau und trat im Jahre 1780 in das Ingenieurcorps, wurde 1787 Kapitän machte eine Reise in's Ausland, um sich in der Kriegskunst weiter zu vervollkommen. Nach seiner Rückkehr nach Polen machte er im Range eines Oberstleutnants den Feldzug gegen die Russen im Jahre 1792 mit; später errichtete er während des polnischen Aufstandes unter Kosciuszko auf eigene Kosten ein Scharfschützenregiment, mit dem er bei Radzimin und Kamionka vorthellhaft kämpfte und unter Dombrowski's Oberbefehl auch dem Feldzuge nach Großpolen beizwohnte. Bei der Einnahme Warschau's durch Suwarow von den Russen gefangen genommen, wurde er auf Befehl der Kaiserin Katharina nach Petersburg abgeführt, wo er in das Innere Russlands gebracht. Nach der Thronbesteigung Paul's I. in Rußland, ging er nach Frankreich, schloß sich dann der polnischen Legion unter Kosciuszko in Italien an, ging 1800 zur sogenannten Donaulegion unter Anier unter, die einen Theil des in diesem Jahre gegen die Oesterreicher unter Kraysfelden Erzherzog Johann so siegreichen Heeres des französischen Generals Moreau bildete und führte nach dem Frieden zu Luneville 1801 diese Legion nach Frankreich, wo sie sich den übrigen anschloß. Erst im Jahre 1806, als nach Napoleon's bei Jena die Franzosen in Polen einrückten und ein polnisches Heeresmacht sich bildete, kehrte S. in sein Vaterland zurück, wo

Abtheilung derselben in der Gegend von Danzig anführte. Im Jahre 1809 zeichnete er sich durch die Siege bei Grochowo und Gora gegen die Oesterreicher, wie auch durch die Erstürmung der Stadt Sandomir aus; doch mußte er die von den Oesterreichern belagerte Stadt, nachdem er sie lange und tapfer vertheidigt, jenen zuletzt überlassen und zog nach einer ehrenvollen Capitulation mit bewaffneter Mannschaft davon. Im Jahre 1810 wurde S. zum Divisionsgeneral ernannt und bald darauf von Napoleon nach Paris berufen, beschäftigte er sich mit verschiedenen Forschungen in Bezug auf Kriegsgeschichte, wurde auch zum Mitgliede der dortigen Akademie der Wissenschaften ernannt. 1812 begleitete er Napoleon auf dem Feldzuge nach Rußland und 1813 im sächsischen Kriege führte er eine Division polnischer Cavallerie an; diesen Theil seiner kriegerischen Laufbahn beschrieb er in französischer Sprache. Im März 1814 befehligte er während der Vertheidigung von Paris gegen die Verbündeten die bewaffneten Zöglinge der Pariser Militärschule; nach Napoleon's Abdankung kehrte er mit den polnischen Truppen nach Warschau zurück, befehligte in dem neuerrichteten Heere des Königreichs Polen unter dem Oberbefehl des Großfürsten Constantin seinen Rang bei und fand einen plötzlichen Tod im Jahre 1817, als während einer Parade vor dem Großfürsten auf dem sächsischen Plage in Warschau ein wildgewordenes Pferd ihn umrannte und auf der Stelle tödtete. S. war damals 58 Jahre alt.

K—r.

**Soldau** (polnisch Działdów), Stadt in Ostpreußen, im Regierungsbezirk Königsberg, nahe an der polnischen Gränze. Nicht weit von der Stadt zwischen den Dörfern Grünwald u. Lauenberg, fiel im Jahre 1410 die bekannte Schlacht vor, in welcher die deutschen Ritter unter Anführung des Großmeisters Ulrich v. Jungingen von dem polnischen und litthauischen Heere unter Vladislaus Jagello und Witold gänzlich geschlagen wurden und Ulrich selbst auf dem Kampflage blieb.

K—r.

**Solignac**, französischer Schriftsteller, hinterließ ein polnisches Geschichtswerk in französischer Sprache, das unter dem Titel: *Histoire générale de Pologne par le chevalier de Solignac* in Amsterdam 1751 in 5 Bänden in 8. erschien. Er lebte am Hofe des gewesenen Polenkönigs Stanislaus Leszczyński, der als Herzog von Lothringen seine Residenz in Lunéville aufgeschlagen hatte, auf dessen Wunsch er die einzelnen Theile der polnischen Geschichte (jedoch nur lateinischer Autoren) in ein Ganzes zusammenbrachte. Besonders der letzte Band, welcher die Geschichte der Regierung August des Jagellonen, des Interregnums nach seinem Tode und der kurzen Regierung Heinrichs von Valois enthält, ist sehr ausführlich und interessant.

K—r.

**Soltys**, Cajetan, Bischof von Krakau, zeichnete sich durch seinen Patriotismus, wie auch durch besonderen Eifer und Aufopferung für die katholische Sache in Polen aus. Als im Jahre 1767 der russische Gesandte Fürst Repnin Anträge zum Besten der Dissidenten in Polen machte, widersezte sich S. denselben mit großer Aufopferung, wurde aber auf Befehl Repnin's von russischen Soldaten in Warschau gefangen genommen und zugleich mit dem Bischofe Jaluksi, dem Kronfeldherrn Wenzel Rzewuski und dessen Sohn Sewerin nach Kasuga im Innern Rußland's abgeführt. Während der langen Reise wurde ihm oft die Freiheit angeboten, wenn er nur seine Meinung änderte; doch wies er wie auch seine Gefährten diese Anerbietungen muthig zurück und erst 4 Jahre später 1772, als die erste Theilung Polens vorbereitet wurde, erhielten sie die Erlaubniß, zurückzukehren. In Folge der längeren Gefangenschaft und des traurigen Looses seines Vaterlandes, fiel der Bischof S. in einen Zustand von Geisteschwäche, in welchem er bis zu seinem Tode im Jahre 1787 blieb.

K—r.

**Sonnenberg**, Ludwig von, schweizerischer General, geboren 1782 zu Luzern aus patrizischem Geschlechte, trat frühe in französische Kriegsdienste, machte den napoleonischen Krieg mit und gerieth bei Baylen in englische Gefangenschaft. Im Jahre 1812 kehrte er nach Luzern zurück, nahm 1814 Theil an dem Staatsstreich,



durch welchen die Mediationsregierung geführt wurde, und wurde Mitglied des Großen und Kleinen Rathes. Als eidgenössischer Oberlieutenant und Bevollmächtigter mußte er im nämlichen Jahre in den Tessiner Unruhen zu energischen Maßregeln Zuflucht nehmen, erwarb sich aber den Dank der Tagsatzung. Im Jahre 1815 wurde er eidgenössischer Oberst und Platzkommandant von Genf und verfaß diese schwierige Stellung mit Pflichteifer und solcher Humanität, daß diese Stadt ihn zum Danke mit dem Ehrenbürgerrechte beschenkte und sein Bildniß auf dem Rathhause aufstellte. Bei Errichtung der Schweizer-Regimenter in Neapel (1825) wurde er Oberst des zweiten Regimentes, erhielt später als Divisionsgeneral ein Kommando der Landtruppen und zeichnete sich zur Zeit der Cholera durch Unterstützung einer Empörung in Sizilien aus. Nach dem ersten Freischaareneinfall in den Kanton Luzern (Dezember 1844) verließ er auf Ansuchen der Regierung von Luzern diese glänzende Stellung, um das Oberkommando in seinem bedrohten Heimathskanton zu übernehmen, und bewährte durch das Zurückschlagen des zweiten Freischaareneinfalles (April 1845) seine militärische Tüchtigkeit. Er wurde 345 Regierungsrath und Militärinspektor und blieb es bis zum Falle Luzerns 2 Sonderbundskriege (November 1847). Von da lebte er zurückgezogen in seiner Mitte, den republikanischen Uebank und Parteilichkeit mit Gleichmuth ertragend, er starb 26. März 1850 an einem wiederholten Schlaganfall. Die Ehrenhaftigkeit seines Charakters erwarb ihm auch die Achtung der Bessern unter seinen Gegnern.

Sophie, Königin von Polen und vierte Gemahlin des Wladislaus Jagello, die Tochter des Herzogs von Kiew, Andreas Iwanowicz. Mit Jagello wurde im Jahre 1422 vermählt und 1424 in Krakau in Gegenwart des Kaisers Sigismund, des Dänenkönigs Erich und vieler Fürsten und Herzöge feierlich geweiht. Wegen ungewöhnlicher Fruchtbarkeit mit ihrem schon 75jährigen Gemahl fiel sie in den Verdacht des Ehebruchs, von welchem sie sich im Jahre 1427 durch einen Eid reinigen mußte. Nachdem sie ihren Gemahl im Jahre 1434 verloren, wurde sie während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Wladislaus als Regentin anerkannt. Sie überlebte diesen und starb unter der Regierung ihres zweiten Sohnes Kasimir im Jahre 1461. K—r.

Souches, de (gewöhnlich Suchefus genannt), von Geburt ein Belgier, war österreichischer General und im Jahre 1657 Anführer der österreichischen Hülfsstruppen, welche den Polen bei der Belagerung der von den Schweden besetzten Stadt Thorn behülflich seyn sollten. Seine Thätigkeit war jedoch eine sehr nachlässige und gezwungene, wie die fast aller österreichischen Anführer in diesem Kriege. Als nach der Einnahme von Thorn während der Abschiedsaudienz vor dem Könige eine lange lateinische Rede hielt, in welcher er seine und seiner Hülfsstruppen Anstrengungen und Verdienste auf übermäßige Weise herausstrich, machte einer der anwesenden Polen folgendes Epigramm, gleichsam als Antwort darauf:

Quid prope Thorunium dux auxiliaris egit  
Quaerite? Obsedit, sedit, edit, et id.

K—r.

Stachelberg, Graf, war außerordentlicher Gesandter der Czarin Katharina II. am polnischen Hofe und der Nachfolger Salberns. Er kam im Jahre 1773 nach Warschau und seine erste Aufgabe war, zugleich mit den Gesandten russens und Oesterreichs, Benoit und Rewicki, die erste Theilung Polens zustande zu bringen, nach welcher Rothrußland und Podgorze an Oesterreich, das aruziger Küstenland, das Kulmer Gebiet (der südliche Theil Westpreußens) und uwarowien an Preußen, und ganz Weißrußland an Rußland fallen sollte. Nachdem die Theilung vollzogen war, blieb S. in seinem Amte und spielte als Repräsentant des russischen Hofes eine mächtige Rolle in Warschau. Doch 1790 wurde er abberufen und als Gesandter nach Stockholm geschickt, wo sein stolzes Auftreten die Schweden erbitterte und seine abermalige Abberufung veranlaßte. Er starb in Petersburg und wurde zu Ende des Jahrhunderts während eines Aufenthaltes in Dresden.

theils in lateinischer Sprache geschriebener Werke, von denen eine Geschichte der Regierung König Sigismund I. (1606) und Beschreibung von Polen unter derselben Regierung (eine polnische Uebersetzung von Golembowski erschien in Wlaska 1765). Von polnischen er eine Sammlung seiner Predigten (1645) und eine Beschreibung Hofes (1647), welches letztere als besonders interessant zu lehte.

**Statorius, Peter** (auch unter dem polnischen Namen) war einer der ersten polnischen Grammatiker. Gebürtig aus Tlügen Herzogthum Luxemburg, kam er während der Regierung Ionen nach Polen und wurde von diesem seiner großen Umsicht wegen Gesandtschaften gebraucht. Er war Anhänger Calvins; der Socinianer in Krauau wurde er von jenen selbst zu einer schickt, blieb auch dort als Prediger und wurde später Pastor führte er auf den Synoden der Dissidenten in Pinczow und sitz und starb im Jahre 1668. Außer einigen theologischen Schriften und bedeutendes Werk eine polnische Grammatik in lateinischer Sprache erschien 1668 in Krauau unter dem Titel: Polonicae grammaticae gratiae qui ejus linguae elegantiam cito et facile adiscere possunt. **Strawinski, Stanislaus**, war Anführer derjenigen, welche sich verschworen hatten, in der Nacht vom 2. auf den 3. März 1771 den König Stanislaus August aus Warschau zu entführen, um die weitem Ausführung ihres Vorhabens gehindert, mußten sie sich suchen, was dem Anführer S. und auch fast allen Mitverschwörern zwei derselben, Lufascki und Cybulski wurden gefangen gebracht.

**Steiger, 1) Jakob Robert**, bekannt aus den neuesten Nachrichten, ward am 6. Juni 1801 zu Geuensien, einem Dörfchen im Kantons Aargau und sollte nach dem Willen seines Vaters, eines unbemittelten Logie Subtiren. Am Collegium von Luzern machte er seine Kenntnisse aber dann zur Medizin und bildete sich dafür an der Universität zu Gießen und in Gießen und Maria aus. Wodurch er 1802

Mitglied des Verfassungs Rathes und nach Einführung der in seinem Sinne geänderten Verfassung Grovrath und Regierungsrath. Seine ärztliche Praxis bewog ihn zwar bald aus dem Regierungsrathe zu treten; er blieb aber als Mitglied des großen Rathes, des Erziehungs Rathes, der Schuldirektion, der Bibliothekskommission, des Sanitätskollegiums u. s. w. stets in sehr einflussreicher Stellung und war vielfach das Organ jener, besonders in der Badenerkonferenz und dem Erziehungswesen gegen die katholische Kirche gerichteten Schläge, die 1841 auf ihre Urheber zurückfielen. In den Jahren 1833 bis 1838 war er auch fast regelmäßig Gesandter an der eidgenössischen Tagsatzung. Als 1841 auf so geräuschlose Weise durch die große Mehrheit des Volkes im Kanton Luzern eine Verfassungsrevision in acht demokratisch-katholischem Geiste beschlossen, als sie von Leu und Siegwart durchgeführt und die radikale Regierung gestürzt wurde; trat er mit heftiger Vereiztheit dagegen auf und gründete und redigirte längere Zeit die radikale Zeitung „der Eidgenosse.“ Aber alle seine Versuche, das Volk gegen die Regierung aufzuregen, wollten nichts fruchten. Da mußte die Verufung der Jesuiten an das Priesterseminar und die theologische Lehranstalt in Luzern den erwünschten Anlaß hergeben, um besonders die Bevölkerung der benachbarten reformirten Kantone aufzureizen. Es wurden die beiden Freischaarenzüge vom 8. Dezember 1844 und 1. April 1845 versucht, die so schwächlich für die Angreifenden ausfielen. Nach dem ersten ward St. einige Zeit in Verhaft gehalten. Im Januar 1845 erlangte er gegen Kaution seine Freiheit, floh aus dem Kanton und reiste nun in der Schweiz umher, um, da er die Kantonsregierungen zu einem widerrechtlichen Zuge nach Luzern nicht zu bewegen vermochte, Freischaaren zu einem bewaffneten Einfall in einen Heimathskanton zu werden. Es gelang ihm. In Langenthal im Kanton Bern konstituirte er mit andern Luzerner Flüchtlingen eigenmächtig eine provisorische Regierung des Kantons Luzern, an deren Spitze er sich stellte, drang dann mit Siegesproklamationen in der Tasche an der Spitze der Freischaaren bis an die Thore Luzerns und wurde (1. April) auf der regellosen Flucht derselben vom Landsturme gefangen und nach Luzern geführt. Da wurde gegen den Anführer der Horden, die mitten im Frieden einen räuberischen Einfall in den Heimathskanton bewerkstelligt, Namensverzeichnisse der angesehensten, von ihnen dem Tode geweihten Männer bei sich trugen und sich des Mordes und Brandes schuldig gemacht hatten, ein strengrechtliches Verfahren eingeleitet und er von den ordentlichen Gerichten zum Tode verurtheilt, vom großen Rathe aber begnadigt. Er sollte, um unschädlich gemacht zu werden, auf längere Zeit in einer sarbatischen Festung untergebracht und dann nach Amerika transportirt werden, als er in der Nacht des 20. Juni 1845 mit Hülfe von drei eibrückigen Landjägern aus dem Gefängnisse entfloh. Allgemeiner Jubel herrschte unter den Radikalen und auch St.'s politischen Gegnern kam seine Befreiung nicht unerwünscht. Sie waren mit der, wenn auch gewiß nicht ungerechten, Bestrafung des Mannes, der von radikalen Zeitungen hochtrabend „der edelste Eidgenosse“ genannt wurde, dessen Schicksal auch ausser der Schweiz vielfache Theilnahme erregte, in nicht geringer Verlegenheit. St. wurde in Zürich festlich empfangen, von verschiedenen Ortsgastien aus acht Kantonen mit dem Bürgerrechte beschenkt und ließ sich mit seiner Familie in der freundlichen Stadt Winterthur nieder, wo er sich als Arzt bald großes Zutrauen erwarb, aber auch an der gewaltthätigen Unterdrückung des sogenannten Sonderbundes von Seite der Tagsatzungsmehrheit arbeitete. Diese fand im Herbst 1847 mit Waffengewalt statt. Im Triumphe kehrte St. zurück und stand bald, zuerst als Statthalter, dann als Schultheiß an der Spitze des durch schweizerische Bajonette wieder eingeführten radikalen Regimentes. Er ist, gerade wie sein Vorgänger Siegwart, Polizeidirektor des Kantons und seit 1848 auch schweizerischer Nationalrath und von großem Einflusse in den obersten Behörden der Schweiz. An den tyrantischen Feindseligkeiten der Luzerner Regierung gegen die katholische Kirche und die Institute und den Spoliationen und ungerechten Strafbestimmungen gegen Mitglieder des frühern großen Rathes trägt er vielfach die Schuld. Wk 4

um „den edelsten Eidgenossen“ zu zeichnen, nur vorzuführen, daß bei seiner Verurtheilung zum Tode (1845) Abt und Konvent des Klosters St. Urban die ersten und kräftigsten Schritte zu seiner Begnadigung thaten und sich dafür an die schweizerischen Bischöfe wandten, deren zur Milde mahnende Stimmen im großen Rathe von Luzern vorzüglich seine Begnadigung bewirkten; daß St. dagegen von der Tagsatzung von Bern aus (1848) die Aufhebung des Klosters St. Urban als die Bedingung festsetzte, ohne deren Erfüllung er ungesäumt dem Kanton Luzern seine wichtigen (!) Dienste im Staatswesen entziehen werde. — St. ist auch als Schriftsteller aufgetreten. Er hat Mth. Mayer's Schrift: „Die Medizin und Chirurgie für das Volk“ (Winterthur 1846) aus dem Französischen übersetzt und viele politische Broschüren, unter denen wir besonders die vor dem Ausbruche des Sonderbundskrieges verfaßten „Briefe des Friedens an das Luzerner Volk“ (Winterthur 1847) hervorheben. — 2) St., Karl Gottlieb, bekannter Jugend- und Erbauungsschriftsteller, geboren 1807 zu Flawyl im Kanton St. Gallen, vollendete seine theologischen Studien in Tübingen, war 1832 Pfarrer zu Brunnadern, 1838 zu Balgach und 1841 zu Wattwyl in Toggenburg, auch St. Gallischer Kirchenrath und starb 11. Mai 1850 zu Stuttgart, wohin er sich seit einiger Zeit zurückgezogen. Unter seinen vielen Schriften verdienen die Vorzug: „Kleine Wochenpredigten über des Christen Stimmung und der Welt Ton.“ (2. Auflage, St. Gallen 1838), „Ruinen altschweizerischer Frömmigkeit“ (2 Bände, ebd. 1839), „Preilosen deutscher Sprüchwörter mit Variationen“ (ebd. 1843), in denen Gedankentiefthum und volkstümliche Lebensfrische mit tiefer Gemüthlichkeit und frommem Sinne verbunden sind. Seine Sammlung „Volks- und Jugendschriften“ (12 Bändchen ebd. 1840—48) ist im Gegensatz zu den romanhaften Jugend Erzählungen neuester Zeit aus dem Volksleben genommen und greift belehrend und eredelnd in's Volksleben ein. Durch seine Gedichte „des Schweizers Alphorn“ (St. Gallen 1834), seine „Agape,“ ein christliches Taschenbuch (ebd. 1842), sein „Gebetbuch in Liedern“ (ebd. 1846), hat sich St. auch als Dichter bekannt gemacht. Ebenso verdienen seine Erbauungsbücher: „Glück, Heil und Seligkeit“ (ebd. 1839), „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen“ (ebd. 1841), „Wecker und Warner für Jung und Alt“ (ebd. 1841), „Maria von Bethanien“ (ebd. 1843) und besonders „das Gebetbuch der Bibel oder die Gebete, die Gebetserhörungen der heiligen Schrift“ (2 Bände, ebd. 1847) und sein Krankenbuch für Tröstende und Leidende“ (ebd. 1841) rühmliche Erwähnung. Man findet in den Schriften des gemüthvollen, frommen Mannes manchen Anklang an das Wesen der katholischen Kirche; wir machen nur auf die schöne Deutung des katholischen Grußes: „Gelobt sei Jesus Christus!“ in den Ruinen altschweizerischer Frömmigkeit aufmerksam.

—L.—

Stolz, Isidor Alban, Dr. Theol., Professor an der Universität Freiburg, wurde 8. Februar 1808 zu Bühl im Badischen geboren und 1833 nach vollendeten theologischen Studien in Freiburg zum Priester geweiht. Viele Jahre als Vikar und Landpfarrer thätig, wurde er bei der Errichtung des theologischen Konvikts in Freiburg als Repetent an dasselbe berufen und 1845 zum Direktor erhoben. Seit 1847 ist er auch ordentlicher Professor der praktischen Theologie an der Universität. St. kennt den religiösen, den sittlichen und ökonomischen Zustand der unteren Volksklassen, wie Wenige, und es ist der Zweck seines Lebens, dem immermehr einreisenden Verberben einen kräftigen Damm entgegenzustellen, den er nur in der katholischen Kirche findet. Als Professor zeichnet er sich durch seine tief in's Leben eindringenden, geist- und gemüthvollen Vorträge und durch seine väterliche Zuneigung zu den Studierenden aus, die er auf liebevolle Weise zu gewinnen und für ihren künftigen heiligen Beruf zu begeistern weiß. Als katholischer Volkschriftsteller hat er sich besonders durch den „Kalender für Zeit und Ewigkeit 1843—48“ in ganz Deutschland rühmlich bekannt gemacht. Die ersten Hefen erschienen anonym in Bilingen, wurden bald in mehreren Auflagen in hiebigem Format wieder abgedruckt und fanden die allgemeinste Verbreitung.

die „Mirtur gegen Lobesangh“ (Jahrgang 1843) Verfasser von zwei Opern-Operntänze des Mittelalters, der in erster, vollständiger Gestalt in die Kunst eingeführt wird und die Herzen erheitert. Er ist das Merkwürdigste, was die Stufenleiter der menschlichen Lebensalter, bis in laune emble Satze in dem tiefsten Kern eingreift, so heben die ersten Bienen des Lebens den Honig aus dem geschliffenen Zierrathen“ (1845 und 1846) die Seele in ihrem Staube über die Erde empor, während die letzten Bienen „Sitz und Steh“ die letzten Gedanken des Menschen in den düstersten Farten ausmalen, aber bangt aus dem tiefsten Kreuze und die Erlösungsgnade Jesu Christi in der letzten Stunde zu empfangen. — zeichnet mit scharfen, markirten Zügen in einzelnen Personen, und ist außerordentlich an passenden Anspielungen, Gleichnissen und Symbolismen reich. — ist so gerne hört; daneben ist eine wahrhaft poetische Raum- und Farbenmalerei. — Bildungen zumeist seinem Landsmanne Hebel und dem schwäbischen Dichter des Gotthelf (A. Digijs) ähnlich. Sein Kalender mit 1200 Bildern vom 20. Jahrhundert fortgesetzt. St. hat auch eine gute Katechese, die dem von Strudi'schen Katechismus (3 Bde., Freiburg 1844—1847 u. s. m.) gefolgt. — L —

Strudi, Joseph (auch unter dem lateinischen Namen Strulus bekannt), berühmter polnischer Arzt, zugleich Schriftsteller und Dichter, lebte während der Regierung der letzten beiden Jagellonen, war aus der Stadt Posen gebürtig und empfing seine weitere Ausbildung auf der Akademie in Krakau. Im Jahre 1522 machte er eine Reise nach Italien und gab sich in Padua, der damals berühmtesten Universitäts, mit Eifer dem Studium der Medizin hin; nach vier Jahren wurde er zum Professor der Medizin dafelbst ernannt, hielt sich auf noch einige Jahre dort auf (zugleich mit Hofius, Kromer, Janidi, Drecherzki), wurde aber im Jahre 1550 von August dem Jagellonen nach Polen berufen, um seine, bei ihm verweilende kranke Schwester Isabella, Königin von Ungarn, wieder herzustellen. Nachdem ihm dies gelungen, begleitete er sie auf ihrer Rückreise nach Ungarn; in hier rief ihn Sultan Soliman II., welcher schwer erkrankt, trotz aller Anstrengungen seiner besten Aerzte keine Rettung fand, zu sich nach Konstantinopel. Nach diesen heilte S. glücklich und von ihm reichlich belehrt, lebte er dann in seine Vaterstadt Posen zurück. Philipp II., König von Spanien wünschte ihn an seinem Hofe zu haben, doch schlug S. das vortheilhafte Anerbieten aus und war in in seinem Vaterlande um so thätiger in der Hebung der Arzneikunst und im Dienste der Kranken, für die er sich besonders während der herrschenden Pest mit Gefahr seines Lebens aufopferte. König August ernannte ihn zu seinem Hofrathe und schätzte seine Verdienste hoch. S. starb 1568 in Posen im 58. Jahre seines Lebens und hinterließ eine Menge größtentheils medizinischer Werke in lateinischer Sprache, von denen viele in Krakau, andere im Auslande erschienen; ich schrieb er verschiedene lateinische Gedichte, die er seinen Gönnern, wie seinem Lehrer in der Arzneikunst, Cyprian von Lowica, dem Erzbischofe von Gnesen, Johann Laszi, dem Bischofe von Posen, Botulicki u. a. widmete. k—r.

Studach, J. Laurenz, apostolischer Vikar von Schweden und Norwegen, ward 1796 zu Altstätten, einem Städtchen im Kanton St. Gallen, geboren und erhielt seine Bildung an dem Lyzeum von St. Gallen und Konstanz und an den Universitäten Wien, Landshut und München. Im Jahre 1820 zum Priester geweiht, ward er als Professor der Poesie nach St. Gallen berufen, aber durch Insignen wieder verdrängt, bevor er seine Stelle antreten konnte. Er kehrte bald nach München zurück, ward der Familie des Herzogs von Leuchtenberg vortheilhaft bekannt und begab sich 1823 mit der jetzigen Königin von Schweden als Hofkaplan nach Stockholm. Seit 1833 ist er apostolischer Vikar von Schweden und Norwegen; 1838 wurde er von Papst Gregor XVI., der ihn sehr schätzte, zur Würde eines apostolischen Protonotars und päpstlichen Hausprälaten erhoben und ihm der Orden Gregors des Großen verliehen. — St. hat für die katholische Kirche im protestantischen Norden Europa's sehr Vieles gethan. Seit der Restauration der erste bleibende apostolische Vikar, hat er durch seine eifertige und

zu den Ihrigen zählten, trennte er sich bei den Berathungen vielfach, und nicht bloß in einzelnen Fragen, z. B. bei der Judenemanzipation, sondern auch in den Hauptgedanken. St. sah in dem zu entwerfenden Staatsgrundgesetz mehr eine Befestigung der Regierung als eine Freiheitsentwicklung, die liberale Partei wollte ihre Grundsätze zur Herrschaft bringen. Dieser Zwiespalt äusserte sich am schroffsten bei der Frage über die Bildung der beiden Kammern, wobei die Regierung und die liberale Partei einträchtig einen Entwurf versuchten, der die erste Kammer zu einem Schatten gemacht, in der zweiten Kammer dem demokratischen Element (nach damaliger Auffassung) das Uebergewicht gegeben haben würde. St. sprach für die Vertretung, die durch das Staatsgrundgesetz von 1833 später eingeführt worden ist und da die Regierung ihn zuletzt unterstützte, so trug seine Ansicht den Sieg davon. Trotzdem war er der ministeriellen, wie der Adelspartei ein mißliebiger Mann; jener, weil er ausgebehnte Pressfreiheit anstrebte, dieser, weil er Bertheilung der Staatsämter nach dem Verdienst, ohne Rücksicht auf Geburt forworte. Nach Beendigung der Verfassung wählte ihn die Stadt Osnabrück zu ihrem Administrationsbürgermeister, wodurch er zugleich Landrath der Provinziallandtschaft des Fürstenthums Osnabrück wurde. Mit der Thronbesteigung des Königs Ernst August begannen die bekannten Verfassungs-Conflikte. St.'s persönliche Betheiligung dabei war eine ausgezeichnete, in den gesetzlichen Korporationen, in den Versammlungen, die zum Theil außer Landes abgehalten wurden, in der Presse war er ein unermüdlicher Streiter für das Staatsgrundgesetz. Seine erste Schrift: „Bertheiligung des Staatsgrundgesetzes“, verdient die Auszeichnung, die ihr die Döttinger philosophische Fakultät durch die Ueberreichung eines Doktordiploms an den Verfasser zu Theil werden ließ. Andere Schriften St.'s enthalten die beiden ersten Bände des „hannoverschen Portfolio“, Stuttgart 1839. Als Vorstand des Osnabrücker Magistrats vollzog St. die Hulbigungsreverse, jedoch mit dem Vorbehalt, an solchen Schritten Theil zu nehmen, welche gesetzlich zulässig seien, die Anerkennung des Staatsgrundgesetzes zu bewirken. Diese Hulbigung wurde zurückgewiesen, der Magistrat mußte die Reverse ohne Vorbehalt unterschreiben, worauf er die Nothwendigkeit der Weigerung und die Erklärung, das Staatsgrundgesetz auch ferner noch vertheidigen zu wollen, nachlieferte. In Osnabrück, wie in vielen andern Orten wurde die Vornahme der Landtagswahlen verweigert, da aber dennoch die Kammern vollzählig wurden, so berief St. auf das Osterfest 1838 einen Kongress nach Bremen und setzte dort den Beschluß durch, daß man etwaige Wahlen antehmen und den Verfassungskampf in die Kammer selbst verlegen wolle. St. wurde von der Stadt Fürstenaue gewählt, aber die Regierung versagte ihm den Eintritt in die Kammer. Wiederholten Anträgen und Beschlüssen der zweiten Kammer wurde nie Folge gegeben, bald schützten die Regierungsbevollmächtigten Formfehler der Wahl vor, bald war von einer Kriminaluntersuchung die Rede, die über St. Schwebe. Dieser hatte, als die Steuerbewilligungsperiode der frühern Verfassung abließ, von drei auswärtigen Fakultäten Gutachten eingeholt, ob die Steuern fortantrichet werden dürften und war deshalb wie ferner wegen einer Aeußerung über eine Drohung des Königs, dem Grafen Münster dessen Gut Dernburg entziehen zu wollen, protollarisch vernommen worden. Von einer eigentlichen Kriminaluntersuchung wußte er selbst nichts, von der wegen des Strebens für das Staatsgrundgesetz gegen Magistratsmitglieder von Osnabrück eingeleiteten Anklage war er sogar ausgenommen, so daß er als Defensor auftreten konnte. Die Regierung nahm indessen das Vorhandenseyn einer Kriminaluntersuchung an, wogegen die Stände interm 31. Januar 1842 remonstrirten: „daß wegen der bereits eingetretenen Verahmung des angebeschuldigten Vergehens eine Kriminaluntersuchung im vorliegenden Falle überhaupt nicht möglich gewesen sei, daß daher auch eine Untersuchung wegen eines Kriminalverbrechens ohne völlige Freisprechung von der Beschuldigung wider den Dr. St. wirklich nicht stattgefunden habe.“ Die Regierung erwiderte durch Nachgiebigkeit der Stände, was sie wollte, der Haß gegen St. blieb unbelebt. Am 26. März 1843 geschah in Osnabrück ein Morbanfall g

lich abzusehen. Der König entschloß sich also kurz, nur die et  
behielt er sich vor, daß St. die dem Lande 1840 aufgedrungen  
zu Recht bestehend anerkenne. Daß St. dieses Zugeständniß ma  
sach zum Vorwurf gemacht worden, jedoch mit Unrecht. Die  
war ohne Mitwirkung der nach dem Gesetz von 1840 bestehenden  
nicht zu bewirken, schickte man diese Vertretung als unberechtigt  
zum Gesetz von 1833 zurück, so entstand Zeitverlust und Verwir  
nützerweise, da die Verfassung von 1833 so wenig genügte, a  
also jedenfalls ein provisorischer Zustand vorlag, der eben so g  
neuen als der alten Stände beseitigt werden konnte. Daß St.  
haltung des Zweikammersystems und für die jetzige Zusammen  
Kammer eifrig thätig war, vermögen wir eben so wenig zu tade  
Kammer war eine Verschmelzung der beiden frühern Kammern,  
gegen die nach rein demokratischen Grundsätzen (jedoch mit indire  
gewählte zweite Kammer gewiß nicht unnütz. Nach seinem Gesetz  
Kammer aus den königlichen Prinzen, 6 Mitgliedern des hohen  
Könige zu ernennenden Mitgliedern, dem von der ersten Kamme  
Kommissarius für das Schulen- und Rechnungswesen, 33 Abgeor  
Grundeigentümer, 10 Abgeordneten für Handel und Gewerbe,  
der Kirche und Schule, 4 Abgeordneten des Standes der Recht  
Verwaltung zeichnete sich durch außerordentliche Thätigkeit aus.  
der folgten: „die Aufhebung der scheußlichen Art. 22 des Will  
das (ungemein harte und stark an Louis Philipp erinnernde) Ge  
tung zum Ersatz des bei Ausläufen verursachten Schadens an  
Privateigenthum betreffend, nebst der illiberalen Bekannmachung  
von Bürgerwehren betreffend; die Aufhebung der erst in vorig  
vielen Kosten berathenen Prozeßordnung; das äußerst kurze; ja  
gesetz; das ein wesentliches Bedürfnis ausfüllende Gesetz über t  
verschollener Personen; verschiedene Abänderungen der im vorigen  
Gewerbeordnung; die Aufhebung des mittelalterlichen Unterschie  
und gelehrten Bank im Oberappellationsgericht; die Zurückführu

Aufhebung des Wildbiefstahles als peinliches Verbrechen und Qualifizierung desselben als bloß polizeiliches Vergehen; ein (höchst unbedeutendes) Gesetz über wärenden Vorstände; das (unverantwortlicher Weise von den Ständen der Regierung überlassen) Wahlgesetz. Die Aufhebung des Verbotes des Wanderns der Landwirthschaftsgejellen in der Schweiz und der Altkenversendung in Kriminalsachen ist nicht vom Ministerium St. her, sondern beruht auf Zurücknahme der betreffenden Bundesbeschlüsse, was vom Ministerium lediglih bekannt gemacht wurde. Gegen sind in den Abänderungen zum Landesverfassungsgesetze noch viele wesentliche innere Verbesserungen, z. B. (außer der schon früher bewilligten Freiheit der Presse und des Vereinsrechtes) Verbot aller Ausnahmegerichte; Zulassung zu allen Staats- und politischen Rechten ohne irgend eine Rücksicht auf das Glaubensbekenntniß; Aufhebung aller Real- und Personalbefreiungen von allgemeinen Staatssteuern ohne Entschädigung; Reinheit und Unabhängigkeit der Gerichte, sowie Unabsehbarkeit und Unversehrbarkeit der richterlichen Personen; Anschließung aller adeln, Klöster und sonstigen Güter an einen Gemeindeverband und Aufhebung der Real- und Personalbefreiungen von Gemeindelasten ohne Entschädigung; größere Selbstständigkeit der Gemeinden; Aufhebung der Mannstifter und Veräußerung des Vermögens derselben mit dem allgemeinen Klosterfond u. s. w. Völlig hat St. die an seinen Namen geknüpften Erwartungen durch seine deutsche Politik getäuscht. Seine Sympathien für den alten Bundestag sind von allem Anfang seines Ministeriums stark hervorgetreten, so unverhüllt ist der Partikularismus, bei keinem Staatsmanne zu Tage gekommen wie bei ihm. St. ist ein gelehrter, berechnender Jurist, der alles für ideell und gefährlich hält, was sich von der Hergebrachten und einer daran anknüpfenden gemäßigten Reform entfernt. Diese Reform ist für Hannover seiner Ansicht nach erreicht; für die deutschen Bundesländer will er auch eine Fortbildung des deutschen Bundes, aber nichts weiter, wenigstens einen Einheitsstaat, der ihm in seinem geliebten Hannover Vortheile machen dürfte. Die Furcht vor Centralisirung, Mißtrauen gegen Preußen, handelspolitische Bedenken, die vorzüglich der Aufhebung der für Hannover sehr unträglichen Flußzölle gelten und alles wirkt zusammen, St. zu einem starren Partikularisten zu machen. In dieser Richtung harmonirt er ganz mit dem König, daher haben sich auch alle Gerüchte von seiner Dienstentlassung bis zur Zeit nicht bestätigt.

**Suczawa**, Stadt in der Bukowina am Flusse gleichen Namens, auf einem hohen Berge ganz an der moldauischen Gränze. Die Stadt zählt über 6000 Einwohner unter denen viele Juden, welche bedeutenden Handel treiben. Es war ehemals die Residenz der früheren moldauischen Herzoge. K—r.

**Supraśl**, kleine Stadt im Bialostocker Kreise des heutigen Guberniums Grodno am Flusse gleichen Namens, 2 Meilen von Bialostok. Vor Aufhebung der griechisch-unirten Kirche in den polnisch-russischen Gubernien war hier ein berühmtes Basilianerkloster mit einer bedeutenden Druckeret, aus welcher besonders viele polnische Gebet- und Andachtsbücher hervorgingen. K—r.

**Surowiecki**, Laurentius, polnischer Schriftsteller, war Beamter im neu errichteten Herzogthum Warschau, wie auch in dem unter russischer Herrschaft errichteten Königreiche Polen. Er starb in Warschau im Jahre 1827 und hinterließ verschiedene Werke gemeinnützigen Inhalts, wie: Ueber die Landbewohner in Polen und ihre Emancipation; über den Verfall des Handels und der Städte in Polen; über Flüsse und die Schiffahrt im Herzogthume Warschau mit einer Flussgebietskarte der Weichsel u. A. K—r.

**Swiencicki**, Andreas, lebte unter Sigismund Wasa und hinterließ in lateinischer Sprache eine Beschreibung der Provinz Masowien, welche sein Sohn Sigismund nach seinem Tode in Warschau im Jahre 1634 in Quartformat unter dem Titel: „Topographia sive Mazowias descriptio“ herausgab. S. erhielt seine Ausbildung bei den Jesuiten und kam dann als Sekretär zu Stanislaus Lubieniski, dem Bischofe von Plock. Von seinem topographischen Werke erschienen mehrere Ausgaben.



Bürger, wobei derselbe verwundet wurde. Da  
 lichkeit mit St. hatte, so entstand die Vermut-  
 ten habe und nur durch einen Mißgriff der gedung-  
 geleitet sei. Alle Nachforschungen zur Entdeckung  
 Dagegen wurde jener Bürger, der sich geäußert  
 wieder zu erkennen, am 12. Mai Abends in  
 zwei Menschen mit geschwärzten Gesichtern  
 daß er für todt am Wege liegen blieb.  
 nach, der König, der durch sein „Pater  
 an durch die Geradheit seines Wesen  
 werden; St. galt aber nach wie vor  
 Bertheidiger der Volksrechte, ja w  
 König gegenüberstehende Macht  
 thigung zu Reformmaßregeln  
 lich abzusehen. Der König  
 behielt er sich vor, daß  
 zu Recht bestehend aner-  
 sach zum Vorwurf ge-  
 war ohne Mitwirkung  
 nicht zu bewirken

der Angef... Stephan Ba...  
 11 in Remberg, eine  
 K-r.  
 rtenwerder, eine Welle  
 den Dörfern Tzclama  
 den Schweden unter  
 eldherrn Koniecpoleki eine  
 wurde auch in dem nabellie-  
 vertrag auf 26 Jahre zwischen  
 die Gesandten Frankreichs, Eng-  
 andenburg anwesend waren. K-r.

1717 |  
 taten beige  
 Larn  
 11 Meilen  
 ltherrn J  
 Er hat 12  
 sich anschl  
 Amalt w  
 in Wille  
 nicht sich i  
 Remberg  
 von G  
 blind inn  
 sich sel.  
 185 Jelen  
 Larn  
 11 von S  
 erachtet  
 in Für  
 in 17

Z.

Soldau.  
 zum Gesetz von  
 nützerweise, d  
 also jedenfalls  
 neuen als  
 haltung  
 Kamme  
 Kamr  
 gege  
 ger  
 S

Rudolph, Schweizerischer Staatsmann und Dichter, geb.  
 zu Aarau, erhielt seine erste Bildung in der neuen Kantons-  
 schule in Aarau und am Karolinum in Zürich, wo er sich mit einigen W-  
 unter denen besonders der Dichter Fröblich, der Kupferstecher Amher-  
 freundschaftlichen Vereinigung von  
 den Jahren 1814—17 studirte er in Heidelberg und Göttingen die  
 an letzterer Universität die juristische Doktorwürde und ließ sich  
 als Advokat in Aarau nieder. An der Bre-  
 und Regierungänderung von 1830 nahm er regen Antheil und war  
 einflussreichsten Mitglieder des Verfassungsrathes. In den neuen Behör-  
 wurde er 1831 Mitglied des Großen Rathes und des Oberge-  
 welches Stellen er bis zu seinem Tode (8. Juli  
 1849) bekleidete. Oft vertrat er als Gesandter seinen Kanton an eidgenössischen  
 Tagungen und noch in der letzten Zeit im schweizerischen Nationalrathe. In  
 der bekannten soviel auf die Politik der Schweiz einwirkenden Zeitung „Der Schwei-  
 zerbote“, deren Redaktion Ischoffe in seine Hände niederlegte und die er mehre  
 Jahre fortführte, in den Rathsälen und Volksversammlungen trat er mit bereiter  
 Festigkeit, mit stürmischem Haß für die radikalen Ideen in die Schranken  
 und trug Vieles zu den Verfolgungen und zur Unterdrückung der Katholiken im  
 Aargau und der ganzen Schweiz bei. Indessen darf sein letztes Botum im Na-  
 tionalrathe hier auch nicht vergessen werden, in dem er mit Wärme sich gegen die  
 tyrannische Willkühr der radikalen Freiburger Regierung aussprach. Im Gegen-  
 zu seiner politischen Festigkeit zeichnet sich Z. als Dichter durch Innigkeit des Ge-  
 fühls, durch Zartheit der Empfindung, durch stille Begeisterung für alles Edle,  
 durch Fehlerlosigkeit und Glättung des Verses aus. Besonders gelungen sind seine  
 lieblichen, wenige Verse enthaltenden Naturbilder und die Uebersetzungen alter la-  
 teinischer, katholischer Kirchenlieder, für welche er, wie für altdeutsche Literatur  
 und Kunst, eine besondere Vorliebe hatte. Seine Gedichte erschienen zerstreut in  
 deutschen und schweizerischen Musenalmanachen und Zeitschriften und wurden von  
 ihm in den „Heimathlichen Bildern und Liedern“ gesammelt, welche von 1826  
 bis 1846 fünf vielfach vermehrte Auflagen erlebten.

— L. —

Larnogrod, Stadt im heutigen Königreiche Polen, im Kreise Jamosc ganz  
 an der gallizischen Gränze, 7 Meilen südwestlich von Jamosc. Hier kam im Jahre  
 1715 die Conföderation von Z. zu Stande, welche dem sächsischen Heere des Kö-  
 nigs August II. den Krieg ankündigte, der unter großer Verwüstung des Landes

orte, wo auf dem sogenannten Pacificationsreichstage die Streitig-  
urden.

Stadt in Galizien im Bezirke gleichen Namens am Flusse Seret,  
Lemberg. Sie wurde im Jahre 1534 von dem Großtrun-  
wolski gegründet, von dem sie auch ihren Namen erhielt.  
r, unter denen zwei Drittheile Juden, in deren Händen  
befindet. Die hiesigen Pferdewärkte sind berühmt.  
ch das dabei befindliche Schloß besetzt; jetzt sind  
getragen. Im ehemaligen Dominikanerkloster be-  
stigt der Jesuiten und ihrer Schulen nach ihrer  
Reihe. Der Bezirk von L. macht zugleich mit  
ische Pöbollen aus, welches bei der ersten Theilung  
zugleich mit der Wojewodschaft Rothrußland an Oester-  
1809 wurden beide Bezirke an Rußland abgetreten; doch  
ver an Oesterreich zurück.

Hauptstadt des gleichnamigen Bezirkes in Galizien 10 Meilen öst-  
Lemberg, wurde im Jahre 1330 von Spicimir, Castellan von Krakau,

et und war bis 1570 Eigenthum der Familie Larnowski; jetzt gehört es  
Fürstenfamilie Sanguszko. Die Stadt zählt 12,000 Einwohner, unter denen  
der dritte Theil Juden, und ist der Sitz eines römisch-katholischen Bischofs, hat  
ein Priesterseminar, eine Kreissschule und Mädchenerziehungsanstalt. In der Dom-  
kirche befinden sich die Grabmäler des Johann Larnowski und seines Sohnes aus  
rothem Marmor gehauen, wie auch die der fürstlichen Familie Ostrogski. In der  
Nähe der Stadt auf einem Berge steht die St. Martinskirche, ganz von Lärchen-  
baumholz erbaut.

Tekelly, Graf von, Emeryk, gab die eigentliche Veranlassung zu dem tür-  
kisch-österreichischen Kriege im Jahre 1683. Sein Vater Stephan T. nahm an  
dem Aufstande der Ungarn gegen Oesterreich Theil, fiel aber diesem in die Hände  
zugleich mit dem Grafen Serini und anderen ungarischen Magnaten. Emeryk,  
unterstützt durch Hilfstruppen des Siebenbürgenfürsten Abassi, setzte den Krieg  
gegen Kaiser Leopold fort und hat den Sultan Mahomed IV. um Hilfe, welcher  
zugleich mit seinem Bezer Kara Mustapha und einem türkischen Heere bis vor  
Wien zog. Nachdem König Johann Sobieski von Polen die Türken geschlagen  
und aus einem großen Theile Ungarns zurückgedrängt hatte, erhielt sich T. noch  
einige Zeit in Oberungarn; doch mußte er bald der österreichischen Uebermacht  
weichen und zog sich in die Türkei zurück, wo er auch im Jahre 1705 starb.

Tenczynski, Johann, polnischer Edelmann, lebte unter der Regierung Au-  
gust des Jag. und wurde von diesem im Jahre 1563 als Gesandter nach Stod-  
holm zum Könige Erich geschickt. Hier entspann sich bald eine zärtliche Neigung  
zwischen ihm und Erichs Tochter, der schwedischen Prinzessin Cäcilie. Trotz der  
Ungleichheit des Standes hatte der König schon seine Zustimmung zu dieser Ver-  
mählung gegeben, als T., der nach Polen zurückkehren mußte, auf der zweiten  
Reise nach Schweden von dänischen Seeräubern angefallen und gefangen genom-  
men wurde und bevor seine Befreiung am dänischen Hofe vermittelt wurde, war  
er vor Krankheit und Sehnsucht gestorben. Klemencicz verarbeitete diesen Stoff  
zu einem historischen Roman.

Tzetner, 1) Th., Johann Anton, katholischer Priester der schlesischen  
Kirche, später Anhänger der deutsch-katholischen Sekte, war am 15. Dezember  
1799 zu Breslau geboren, wo sein Vater das Gewerbe eines Schuhmachers betrieb.  
In der Elementarschule des dortigen Domstiftes erhielt er seinen ersten Unterricht  
und bezog 1818 die Universität, um sich der Theologie zu widmen. Die Schrift-  
ten und Vorträge Dereser's (s. d.) weckten und nährten in dem Jünglinge  
hochfliegende Pläne, der katholischen Kirche eine freiere, vom römischen Stuhle un-  
abhängige, nationale Bekalung zu erstreben. Die strenge Zucht und  
gelte Ordnung im Alumnate bekräftigte ihn nur noch mehr in seinen schu

das Heil Israels. Für aufgeklärt und liberal zu gelten, erachtete damals als einen Ehrenpunkt und bereits seit mehreren Jahren Dombehörde herausgegebene Diözesanblatt die vielfältigen an der Kirche bekräftigt und bespöttelt. Als nächste Frucht der Betrachtung eine am 29. November 1826 von 11 Diözesangeistlichen Alois Gilga an der Spitze, dem Fürstbischöfe eingereichte die Einführung eines allgemeinen Diözesangesangbuches, die Altnischen Sprache bei dem Gottesdienste und zeitgemäße Umänderung und Rituals begeherten. Allein der Fürstbischof Schimonsky gerte in einer Currende an die Diözesangeistlichkeit vom 18. Entschiedenheit alle diese Forderungen und untersagte dem Prosektuellem Anstifter derartiger Demonstrationen für die katholische Diözese die Vorlesungen über das Kirchenrecht, unter dem Vorwurfe nur von einem Doktor des kanonischen Rechtes gehalten werden zu dürfen, gleich zeigte sich die juridische Fakultät bereit, ihm den erforderten Theil zu theilen, jedoch der Bischof und die weltliche Behörde erkannte wegen angeblicher Formverletzung nicht als zu Recht bestehend an genöthigt, vom akademischen Lehramte abzutreten und 1830 die Pension anzunehmen. Nach einigen Jahren ward er Pfarrer in Glogau hier auf vielfältige Weise sich die Mißbilligung des Breslauer Bischofs er 1845 den kühnen Schritt wagte und öffentlich zur Deutschnation übertrat. Im November wurde von der kirchlichen Oberbehörden über ihn verhängt und verurtheilt. Die zur Rechtfertigung seiner Schriften sind, ganz abgesehen von der verfehlten dogmatischen Darstellung, schon in rein wissenschaftlicher Beziehung höchst beschränkte Produkte, so daß die Erwartung der Deutsch-Katholiken, die samkeit Th.s werde ihrer Sache einen Aufschwung verleihen, sich getäuscht sehen mußte. Die beiden betreffenden Piecen „Die reformatorischen Bestrebungen in der katholischen Kirche, zunächst an die Gemeinden zu Polznitz, Grüssau und Hundsfeld Altenburg 1845—46 und: das Seligkeitsdogma der römischen

sten Theiles letzte Abtheilung, das fünfte Buch Moses enthaltend“, Leipzig  
 (Diese beiden eregetischen Arbeiten sollten nach Dereser's Tode dessen bes-  
 es Bibelwerk fortsetzen.) Möchten die heilmsuchende Gnade Gottes und un-  
 ne, ernstere Studien den irgeleiteten Mann wieder in den Schooß der Kirche  
 jnend zurückführen und mit der bessern Ueberzeugung der Seelenfriede zurück-  
 t, wie es seinem Bruder Augustin begegnete, welcher nun eine Zierde des  
 ischen Clerus ist. — 2) Th., Augustin, jüngerer Bruder des Vorigen, ge-  
 am 11. April 1804, studirte auf der Hochschule in Breslau 1824 nächst  
 heologie Philologie und Kirchenrecht und theilte anfänglich ganz die reforma-  
 re Richtung seines Bruders. Das nicht geringes Aufsehen erregende Werk:  
 „Einführung der gezwungenen Ehelosigkeit bei den christlichen Geistlichen und  
 Folgen“, Altenburg 2 Bde. 1828, erschien zwar unter der gemeinschaftlichen  
 schaft der beiden Brüder, in Wahrheit aber verfaßte Augustin vorzugsweise  
 Schrift und der ältere Bruder beschränkte sich nur auf eine kurze Durchsicht.  
 wissenschaftliche Werth ist nur gering anzuschlagen, man vermißt tieferes Ein-  
 : in den Zusammenhang des Eölibatgesetzes mit den Grundlehren des Katho-  
 us; viele Zeugnisse sind ohne gehörige Kritik benützt, wohl aber verdiente  
 ühsame Fleiß in Zusammenstellung des reichhaltigen und umfassenden Mate-  
 einige Anerkennung. Seine Studien wendeten sich mit Vorliebe der kirchen-  
 icken Quellenforschung zu, er erwarb sich 1829 an der Hochschule in Halle  
 rlbische Doktorwürde und trat von dem preussischen Cultusministerium unter-  
 , eine größere wissenschaftliche Reise an, um in den in- und ausländischen  
 otheken die noch unebirten kanonischen Rechtsquellen kennen zu lernen. Be-  
 in Wien nahm seine freigeistige Glaubensrichtung eine merklliche Wendung  
 Besseren; in Paris wirkte der Umgang des geistreichen de Lamennais und  
 eumbliche Herablassung des Bischofes von Orleans, Drumauld de Bauregard,  
 hätig auf eine solidere religiöse Ueberzeugung, so daß diese heilsamen Umstim-  
 jen gleichsam die Vorläufen bildeten zu der religiösen Kritik, welche in Rom  
 ut und seine völlige Bekehrung bewirkte. Im März 1833 langte Th. in Rom  
 nd fand an dem Pater Kollmann aus der Gesellschaft Jesu jenen weisen und  
 renen Seelenarzt, welcher den Wankenden und Strauchelnden ganz wieder  
 der Kirche verjöhnte. Die Art und Weise seiner Sinnesänderung hat Th.  
 : selbst ganz ausführlich geschildert und in dem Vorworte rührend dargelegt,  
 es er unter dem Titel: „Acht Tage im Seminar zu St. Guseb in Rom“ seiner  
 jenen Schrift: „Geschichte der geistlichen Bildungsanstalten“, Mainz 1834  
 isgeschichte hatte. Es erschien die Geschichte seiner Bekehrung im Französischen:  
 vire de ma conversion“, Paris 1836. Er trat zugleich in die Congregation  
 eiligen Philipp von Neri und entfaltet seitdem in stiller thätlicher Zurück-  
 ehntheit eine rege wissenschaftliche Thätigkeit, wie die vielen trefflichen Werke  
 unden, welche bei unbeschränkter Benutzung der vatikanischen Bibliothek und  
 ömischen Archive wichtige Aufschlüsse für die Kirchengeschichte darbieten. „St.  
 an, ou le siège d'Orleans par Attila“, Paris 1832; „Ueber Ivos vermeint-  
 Defret“, Mainz 1832; „Recherches sur plusieurs collections inédites de  
 itales du moyen âge“, Paris 1832; „Sammlung einiger wichtigen offitel-  
 ktenstücke zur Geschichte der Emanzipation der Katholiken in England“, Mainz  
 ; „Disquisitiones criticae in praecipuas canonum & decretalium collectiones“,  
 1836; „Versuche und Bemühungen des heiligen Stuhles in den drei letzten  
 hundertern, die durch Kezerei und Schisma von ihm getrennten Völker des  
 ens wiederum mit der Kirche zu vereinigen, nach geheimen Staatspapieren“,  
 l. 1. Thl., auch unter dem speziellen Titel: „Schweben und seine Stellung  
 heiligen Stuhle“, Augsburg 1837; „Geschichte der Rückkehr der regierenden  
 er von Braunschweig und Sachsen in den Schooß der katholischen Kirche im  
 Jahrhundert und die Wiederherstellung der katholischen Religion in diesen  
 ten, nach und mit Originalschriften“, Einsiedeln 1843; „Schenkung  
 rger Bibliothek durch Maximilian I. an Papst Gregor XV. und ih

**Polen**, Igelström, zugleich mit dem General Denissow und einer Abgesandtschaft, um den polnischen Aufstand unter Kosciuszko zu unterdrücken, stieß er im April 1794 auf polnische Truppen unter Kosciuszko, wurde aber von diesem geschlagen. Hier zeichneten sich Kosciuszko (Kossyniory) das erste Mal aus. K—r.

**Polnisch**, eine Sprache, die aus Warschau, ist der Verfasser des ersten polnischen Wörterbuchs in andere Sprachen und zwar des Polnischen in die deutsche und umgekehrt. Es erschien im Jahre 1740 in Leipzig. Es ist für Ausländer das einzige Hilfsbuch zur Erlernung der polnischen Sprache. K—r.

**Polnische Krone** im Kreise Koniza am linken Ufer der Weichsel, von Bialostok. Hier war ehemals ein Ort, an dem während des Krieges mit Karl Gustav die Schweden in Polen tapfer vertheidigten und als sich dasselbe den Schweden ergab, schlug der polnische Anführer Dietrich Reje sich in die Luft vom Schlosse durch Pulver in die Luft. Später während des Krieges mit dem Kaiser XII. von Schweden im Jahre 1703 kam hier König August III. mit seinem Verbündeten, dem Caren Peter dem Großen, zu einer Verständigung über den weiteren Verlauf des Krieges zusammen und hier wurde ein polnisches Abgeordnetes für die dem Könige August treu gebliebenen Polen ernannt. K—r.

**Poszow**, Stadt im heutigen Königreiche Polen im Kreise Lubieszow, 3 Meilen von der galizischen Gränze. Hier kam im Jahre 1656 die bekannte Convention von L. zu Stande, die einzige in der polnischen Geschichte, die sich für die Erhaltung der Unabhängigkeit Polens und zum Schutze des rechtmäßigen Königs bildete. K—r.

## II.

**Uchanski**, Jakob, war Erzbischof von Gnesen und Primas von Polen zu der Zeit, als nach dem Tode des letzten Königs aus der Familie der Jagellonen Polen in ein Wahlreich umgewandelt wurde und während des Interregnums der Primas die höchste Würde im Staate einnahm, auch bei der Königswahl den Vorsitz führte. U. bekleidete dieses Amt bis nach der Thronbesteigung Stephan Batory's und starb im Jahre 1581. K—r.

**Umiaastowski**, Peter, berühmter polnischer Arzt, lebte unter der Regierung Stephanus's und war Professor der Medizin und Philosophie an der Universität in Krakau. Hier gab er auch im Jahre 1590 in Quartformat ein medizinisches Werk über die Pest heraus, das sehr geschätzt war und allgemein verbreitet wurde. K—r.

**Angler**, Florian, aus Bayern gebürtig, legte die erste Buchdruckerei in Krakau an, zugleich mit einem Schlesiener, Bietor, in welcher in den Jahren von 1520 bis 1530 die ersten polnischen Werke erschienen. K—r.

**Ukrzyski**, Andreas, lebte unter der Regierung Johann Sobieskis und war Probst von Przemysl, später Abt von Mogilno. Er ist der Verfasser mehrerer lateinischer Gedichte; auch übersetzte er die Geschichte der Kreuzzüge von Raimbourg, einem französischen Theologen, ins Polnische, welche Uebersetzung zuerst 1707 in Krakau, dann 1768 in Posen erschien. K—r.

## B.

**Banozzi, Bonifacius**, war Sekretär des Kardinals und päpstlichen Legaten Gaetano, der im Jahre 1596 von Clemens VIII. an den polnischen Hof zu Sigismund Wasa gesandt wurde, um ein Bündniß der europäischen Mächte gegen die Türken zu Stande zu bringen. B. wurde von dem in Krakau zurückgebliebenen Cardinal G. zum Reichskanzler und Großtronsfeldhern Johann Jamowski geschickt und beschrieb diese Reise von Krakau nach Belz und Jamosc, wo sich der Reichskanzler damals aufhielt, in italienischer Sprache, welches Werk in Rom in der Bibliothek der Fürsten Albani im Manuskripte zu finden ist. K—r.

**Vitello**, einer der ersten Gelehrten in Posen, lebte zu Anfang des 13. Jahrhunderts in Krakau. Sein Vater stammte aus Thüringen, war aber unter der Regierung Herzogs Boleslaus des Schamhaften nach Krakau gekommen und hatte dort eine Polin geheirathet. Von seinen Eltern nach Rom und Padua geschickt, wo sich B. besonders dem Studium der angewandten Mathematik hingab, machte er, aus den besten arabischen und italienischen Werken schöpfend, neue und wichtige Entdeckungen besonders im Gebiete der Optik, welche die Grundlage zu weiteren Forschungen in späterer Zeit bildeten. Er schrieb auch ein umfangreiches Werk darüber in lateinischer Sprache, welches er dem Guilelmo Marbell, Beichtvater des Papstes Clemens IV. im Jahre 1273 zurückließ und darauf nach Polen zurückkehrte. Dasselbe erschien zuerst im Jahre 1535 in Nürnberg, wo es der Mathematiker Konstler unter dem Titel: „Vitellionis perspectivae libri decem“ in Druck veröffentlichte; verbesserte Ausgaben davon erschienen in Nürnberg und Basel. K—r.

**Bitri**, war französischer Gesandter am polnischen Hofe unter Johann Sobieski und wandte im Auftrage Ludwig XIV. im Jahre 1683 Alles an, um den König von Polen von einem Bündnisse mit Oesterreich und der Unterstützung gegen die Türken abzubringen, was ihm jedoch nicht gelang. K—r.

**Borffer, Bänktradius**, letzter Fürst des berühmten Benediktinerstiftes St. Gallen, war der Sohn eines aus dem Städtchen Wyl im jetzigen Kanton St. Gallen gebürtigen Offiziers in neapolitanischen Diensten und im Jahre 1753 in Neapel geboren. In zarter Jugend kam er in die Heimath zurück und ward in der damals blühenden Klosterschule von St. Gallen erzogen, in der er sich große gelehrte Bildung erwarb. Schon 1771 trat er durch Ablegung der feierlichen Gelübde in den Orden des heiligen Benedikt und 1777 ward er zum Priester geweiht. Neben der Theologie und Philosophie widmete er sich auch dem Studium der Mathematik, Physik und Landwirthschaft und war längere Zeit Professor der Philosophie an der Klosterschule. Als unter Abt Beda Angehörn durch glänzende Hofhaltung und schlechte Verwaltung die Vermögensverhältnisse des Stiftes gerüttelt wurden und auch die innere Klosterzucht litt, stand B. an der Spitze jener Kapitularen, welche auf Einschränkung der großen Ausgaben, auf Einfachheit und strenge Beobachtung der Ordensregel drangen und sich deswegen nach Rom wandten. Er wurde nun 1788 als Statthalter in die dem Stifte gehörige Herrschaft Ebringen im Breisgau versetzt und befand sich daselbst, während 1793 unter den Unterthanen des fürstlichen Stiftes gefährliche Unruhen ausbrachen und der schwache Beda sich 1795 verleiten ließ, die Einkünfte und Rechte der Abtei aufreizenden Volksführern Preis zu geben, die dennoch auch dadurch nicht befriedigt, sondern nur zu neuen Forderungen und Unruhen angespornt wurden. Nach Beda's Tode wählte eine große Mehrheit des Kapitels den kräftigen B., den man vor Allen für geeignet hielt, das Stift zu retten, am 1. Juni 1796 zum Fürstaben. Nur die dringendsten Bitten vermochten ihn die Wahl anzunehmen; aber mit entschlossenem Ernst begann er die Regierung und that wichtige Schritte zur Verbesserung des Stifteshaushaltes und der Unterthanen-Verhältnisse. Doch schon 1798 mußte er der Empörung des Landes und dem Einrücken der die Schweiz umgestalt-

enden Franzosen nach Wehrerau im Borarlberg flüchten. Im Jahre 1799 kehrte er zwar im Gefolge der siegenden Oesterreicher nach St. Gallen zurück; allein nach wenigen Monaten mußte er vor den vorbringenden Franzosen wieder weichen. Als das helvetische Direktorium damals die alte, um religiöse und wissenschaftliche Bildung des südwestlichen Deutschlands so verdiente Abtei als aufgehoben erklärte und die neuen Kantonsbehörden der durch Napoleon's Machtspruch 1803 regenerirten Eidgenossenschaft das Aufhebungsbekret bestätigten, war Abt Pantradius nermüthlich, diesen Schlag der Vernichtung abzuwenden. Er machte Reisen nach Wien und Rom, er verwendete sich durch Abgesandte bei Napoleon, er erhob vor der Schweizerischen Tagsagung und später vor dem Wiener Kongreß seine Berechtigung fordernde Stimme, und da vor den diplomatischen Rücksichten und Winkeln seine Stimme ungehört verhallte, wandte er sich an seine ehemaligen Unterthanen, das katholische Volk des neuen Kantons St. Gallen, das noch 1814 einen letzten Versuch zur Wiederherstellung des Klosters machte. Die Regierung des Kantons glaubte ihn beschwichtigen zu müssen, sie gewann viele der ehemaligen Kapitularen für das Projekt, eine Art klösterlichen Domkapitels herzustellen und dem Abte die bischöfliche Würde oder eine reiche Pension an; aber er drang auf Wiederherstellung der alten Abtei, wenn auch ohne alle Hoheitsrechte und verworf alle Anträge, die ihm ein Verrath an seinem Orden und tausendjährigem Stifte zu seyn schienen. Ja er nahm keine Pension an und zog sich 1817 in die Abtei Muri im Kanton Aargau zurück, wo er noch zwölf Jahre in strenger, einfacher Lebensweise den Übungen der Frömmigkeit nach seiner Ordensregel lebte und erst den 9. Juli 1829 starb. Von seiner Pension, die er in seinem Testament dem Kanton St. Gallen nachzahlen verpflichtete, stiftete er für sich und die Abte von St. Gallen reiche Anniversarien in allen katholischen Hauptstädten der Schweiz. Vgl. seine Schrift: „Das Stift St. Gallen in dem neuerstandenen Kanton St. Gallen (1814) und seine Lebensgeschichte“ (St. Gallen 1830). —L.—

### W.

**Waga, Theodor**, lebte unter den letzten beiden Königen von Polen, trat in den Baristenorden und schrieb mehre Werke über polnische Geschichte und polnisches Recht, unter anderm eine Geschichte der polnischen Fürsten und Könige (1770 in Warschau erschienen), von welcher der bekannte Historiker Joachim Lelewel im J. 1815 eine neue Ausgabe veranstaltete. W. starb im J. 1801. K—r.

**Wanda**, Herzogin von Polen, lebte lange Zeit vor Einführung des Christenthums in ihrem Reiche und soll in Krakau regiert und das Gelübde der Keuschheit abgelegt haben. Als später der deutsche Fürst Rytiger um ihre Hand anhielt und die polnischen Stände diese Verbindung wünschten und zu Stande zu bringen suchten, sprang sie in die Weichsel und machte so ihrem Leben ein Ende. Ihr Leichnam wurde aufgesucht und unter einem großen Grabhügel beerdigt, der heute noch ihren Namen trägt und sich bei dem Dorfe Rogila, zwei Meilen östlich von Krakau befindet. K—r.

**Wargocki, Andreas**, polnischer Schriftsteller, lebte unter Sigismund Basa, trat in den geistlichen Stand und hinterließ viele Werke in polnischer Sprache, die jedoch meist nur Uebersetzungen von lateinischen Geschichtschreibern sind, z. B. Justinus': „Historiae Philippicae“, Julius Cäsars: „Commentarii de bello gallico et civili“, Valerius Maximus: „Libri novem factorum dictorumque mirabilium“, Quintus Curtius: „Historia Alexandri Magni“ u. a., welche in der Zeit von 1607—18 in Krakau erschienen sind. K—r.

**Warna**, geschichtlich berühmte Stadt durch die hier vorgefallene

Tode (15. Oktober 1843) noch nicht vollendet war. — **W.**, einer der jüngsten Kapitularen seines aufgehobenen Stiftes, dessen letzter Ordensmann P. Viktor Spillmann den 20. Januar 1849 starb, schließt die Reihe jener Gelehrten, die seit den Kotter und Utkhard in St. Gallens Zelle als Schriftsteller sich auszeichneten. Von seinen Schriften führen wir an; „Ansichten auf der neuesten Reise nach Rom“, St. Gallen 1821; „Geschichte des ehemaligen Stiftes und der Landschaft St. Gallen unter den zwei letzten Fürstbäben“, St. Gallen 1834; „Geschichte der Bibliothek von St. Gallen seit ihrer Gründung um das Jahr 830 bis auf 1841. Aus den Quellen bearbeitet für die tausendjährige Jubelfeier“, St. Gallen 1841.

—L.—

Welan (polnisch Welawa), Stadt in Ostpreußen, im Regierungsbezirke Königsberg, am Einflusse der Alle in den Pregel, hat gegen 3000 Einwohner, ist mit einer Mauer umgeben und mit einer langen Brücke über den Pregel versehen. Im J. 1657 während des schwedischen Krieges wurde hier ein Vertrag zwischen dem Polenkönige Kasimir Wasa und dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg geschlossen, nach welchem Preußen der bisherigen Lehnsvasallität an Polen entzogen wurde.

K—r.

Wesslowa, Katharina, war die Ehefrau eines Krakauer Goldarbeiters und Stadtrathes unter Sigismund dem Jagellonen; des Uebertrittes zum Judenthume angeklagt, wurde sie zum Scheiterhaufen verurtheilt und bald nachher auf dem Ringe in Krakau lebendig verbrannt. Augenzeugen versichern, daß diese Frau, schon im 80. Lebensjahre, nicht nur jeden Widerruf hartnäckig verweigerte, sondern in ihrer Verstocktheit verharrend, ohne das geringste Zeichen von Furcht den Scheiterhaufen bestieg.

K—r.

Wibmer, Joseph, verdienster katholischer Prälat und Schriftsteller, geboren den 15. August 1779 zu Waldbühl, einem bei dem Dorfe Hochdorf im Kanton Luzern gelegenen Bauernhofs, wurde von seinen Eltern, wohlhabenden, braven Landleuten, fromm erzogen und zuerst zu ländlichen Arbeiten angehalten. Auf seinen innigen Wunsch, studiren zu dürfen, übergaben sie ihn einem würdigen Kaplan in einem benachbarten Dorfe, der mehre Knaben auf den Besuch des Gymnasiums vorbereitete. Unter seiner Leitung, besonders aber später am Collegium von Luzern, machte **W.** ungemaine Fortschritte und zeichnete sich so sehr aus, daß sein Professor der Philosophie, der treffliche P. Emeram Geiger, ihn in kurzer Zeit nicht mehr als Schüler, sondern als Freund behandelte. Das damals herrschende Kant'sche System übte großen Einfluß auf ihn aus, der sich erst nach und nach verlor, als er (1802) auf der Universität Landshut ein begeisterter Schüler der Professoren Sailer und Zimmer wurde. Beiden, besonders aber dem Erstern, blieb **W.** sein ganzes Leben lang mit kindlicher Pietät ergeben, und auch Sailer zeigte ihm väterliche Zuneigung, besuchte ihn und Gügler später in der Schweiz fast alle zwei Jahre und übergab ihm, seinem Lieblingschüler, die Herausgabe seiner sämmtlichen Schriften. Im Jahre 1804 empfing **W.** zu Regensburg die Priesterweihe und hielt seine erste Predigt über die Verehrung Mariens in einer Landkirche bei Landshut, wo sein Freund, der nachmalige Bischof Schwäbl, als Vikar angestellt war. Im Oktober des nämlichen Jahres kehrte er in die Heimath zurück, war ganz kurze Zeit Vikar bei dem als Volksdichter bekannten Pfarrer Häfflinger zu Hochdorf und wurde noch im nämlichen Jahre ersucht, für den krank darniederliegenden Professor der Philosophie in Luzern Vorlesungen zu halten, und 1805 nach dessen Tode zum Nachfolger ernannt. Im Jahre 1816 wurden er und sein Freund Gügler mit Beibehaltung ihrer Lehrstellen auf Kanonikate am Collegiatstifte St. Leodegar befördert; 1819 erhielt **W.** auf sein Verlangen den Lehrtuhl der Moral u. Pastoral und 1829 zugleich die Würde eines nicht residirenden Domherrn des neuorganisirten Bisthums Basel. Lange Jahre war er der Mittelpunkt des kirchlichen Lebens nicht nur des Kantons Luzern, sondern eines großen Theiles der katholischen Schweiz. Er hatte Sailer's theologischer Richtung und Schule in der Schweiz Bahn gebrochen. Selnem Beispiele folgend und durch



## Wierzycki.

wendeten alljährlich viele Schweizertheologen nach Landsbüt und ver-  
Dazu hatte W. selbst fast die gesammte jüngere Geistlichkeit des Kan-  
und viele Schüler und Verehrer auch in andern Kantonen. Von  
Seinen wurde er um Rath gefragt, um Empfehlungen gebeten und besucht  
und Allen half er mit Rath und That, wie er immer konnte; sein Haus stand zur  
freigestigtesten Gastfreundschaft Jedem offen. Im Erziehungsraih und anderen Be-  
redeten war W. sonst noch vielfach zum Besten des Kantons thätig. Um so un-  
billiger war es nun, daß die 1831 in radikalem Sinne geänderte Regierung 1833  
den allgemein verehrten Mann trotz seiner nachdrücklichen Protestation von seiner  
Professorstelle auf ein Kanonikat an das Collegiatkloster Beromünster versetzte. An  
seiner Gelehrsamkeit und Berufsthätigkeit hatte man nichts auszusetzen; aber W.'s  
kirchliche Richtung und die Haltung des von ihm gebildeten Klerus mißfielen  
Einigen der neuen Staatsmänner, so daß sie mit allem Nachdruck auf seine Ent-  
fernung von der einflußreichen Stellung drangen. In Beromünster blieb W.  
nicht lange. Als 1841 besonders durch den Einfluß des Rathsherrn Leu und  
anderer Volksmänner eine Verfassungs- und Regierungsveränderung in katholisch-  
demokratischem Sinne zu Stande kam, ward W. mit Beibehaltung seines Kano-  
nikats wieder zum Erziehungsraih und Professor der Philosophie an seinem lieben  
Collegium in Luzern erwählt. Da ihn aber körperliche Beschwerden vielfach hin-  
derten, wurde er 1842 mit der wohlverdienten Würde eines Propstes am Stifte  
Beromünster beehrt und zog sich nun von der Lehranstalt in Luzern zurück. Im  
Jahre 1843 traf ihn ein Schlagfluß, der ihn fast gänzlich des Gedächtnisses be-  
raubte und den 10. Dezember 1844 starb er, mit den heiligen Sakramenten ver-  
sehen, nach langer Kränklichkeit in Beromünster. — W.'s Wissenschaftlichkeit war  
mehr kompilatorischer und eklektischer, als streng systematischer und kritischer Natur.  
Sehr bewandert in den Schriften älterer und neuerer Theologen und Philosophen,  
wußte er, obschon stets den Standpunkt seiner Jugendbildung festhaltend, auch die  
neuesten wichtigeren Erscheinungen in der Literatur zu würdigen und sich ihr  
Gutes anzueignen. Mit unermüdbarem Bienenfleiß und selbstständiger Auffassung  
und Verarbeitung verband er die Gabe, sich Anderen mitzutheilen, in hohem  
Grade, eine gründliche Logik, gewandte Dialektik und einen lebhaften Vortrag.  
Deshwegen wurde er auch als Prediger und Professor stets mit Interesse und  
Theilnahme gehört. Im Religiösen hielt er sich streng und fest an die Dogmen  
und Vorschriften der Kirche; in der Politik war er konservativ. In der Jesuiten-  
frage, welche den Kanton Luzern und die ganze Schweiz so sehr aufregte, stand er  
gegen die Jesuitenberufung, weil er die darauf folgenden Zwistigkeiten voraussah  
u. dem Frieden ein Opfer bringen wollte. Als Schriftsteller war W. in mannig-  
faltiger Weise thätig. Er gab seines Lehrers Sailer sämtliche Schriften heraus  
(40 Bände, Sulzbach 1830—41), eben so seiner Freunde und Collegen Geiger  
(8 Bände, Altdorf 1824—39) und Gögler (7 Bände, Luzern 1828—40). Er  
übersetzte mehre Schriften des heil. Augustin, den kurzen Inbegriff der Theologie  
des heil. Bonaventura, die Parallelen des Erasmus von Rotterdam, den Pan-  
theismus von Maret in's Deutsche und schrieb Biographien seines Lehrers P. S.  
Zimmer und seines Collegen F. Geiger: „Das Ödtliche in irdischer Entwicklung  
und Verherrlichung, nachgewiesen im Leben des seligen Nikolaus von Flüe“ (Lu-  
zern 1819); „Der katholische Seelsorger in gegenwärtiger Zeit“ (herausgegeben  
von Sailer, 2 Bände, München 1819—23); „Vorträge über Pastoraltheologie“  
(Sarmantorf 1840) und viele kleinere Schriften, Predigten und Abhandlungen  
in Zeitschriften.

—L—

Wierzycki, Nikolaus, Schatzmeister des Polentönigs Kasimir des Großen,  
stammte nach Dlugosz aus einer deutschen Familie am Rhein. Er war zuerst  
Bürgermeister in Krakau, wurde später in den Adelsstand erhoben und zum königlichen  
Rath ernannt. Als im Jahre 1363 zur Vermählungsfeier der Prinzessin  
Katharina Kasimir's, mit dem deutschen Kaiser Karl IV. mehre Könige,

ele Fürsten und Grose sich in Krakau versammelt hatten, gab auch W. den versammelten Gästen ein großes Mahl, zu dem er auffer dem Kaiser Karl IV. und dem Könige Kasimir, die Könige von Ungarn, Dänemark und Cyprien, wie auch die Grose einlud, die er dann alle mit reichen Geschenken, Kostbarkeiten, Gold und Silbergeschirren u. s. w. versah. K—r.

Witold, war einer von den Brüdern des Polenkönigs Wladislaus Jagello ihm mit diesem zugleich im Jahre 1386 in Krakau das Christenthum an und empfing in der heil. Taufe den Namen Alexander. Im Jahre 1392 überließ ihm Jagello die Regierung des Großfürstenthums Litthauen, 1410 bekämpfte er zugleich mit diesem die deutschen Ritter in der Schlacht bei Tannenberg und starb bald nach der Rückkehr von der Fürsterversammlung in Lued in Polhynien im Jahre 1429, auf welcher auffer Jagello auch der deutsche Kaiser Sigismund anwesend war. K—r.

Wladislaus. — 1) W., Hermann, polnischer Fürst, war der zweite Sohn des Polenkönigs Kasimir mit dem Beinamen der Röthch, und kam nach dem Tode seines Bruders Boleslaus dem Kühnen zur Regierung, als dieser nach der Ermordung des heil. Stanislaus aus Polen fliehen mußte. Wegen des vom Papste Gregor VII. in Folge dieser Gräueltat über ganz Polen ausgesprochenen Bannes weigerte es W. nicht, den Titel König zu führen. Er regierte von 1080 — 1102 und hinterließ das Reich seinem Sohne Boleslaus Krzywousty, der sich später in verschiedenen Kriegen ehrenvoll auszeichnete. In der Domkirche zu Plock, wo W. auch sein Sohn Boleslaus begraben liegt, ist ihnen ein gemeinschaftliches Denkmal errichtet worden. — 2) W., Herzog von Schlessen, war der älteste Sohn des Polenkönigs Boleslaus Krzywousty, welcher kurz vor seinem Tode das wichtige polnische Reich unter seine vier Söhne theilte, wobei dem ältesten, W. Pommern, Schlessen und die Stadt Krakau mit der Umgegend zufiel. Bald jedoch verlor er Pommern und Krakau und behielt nur Schlessen. Kurz vor seinem Tode 1159 theilte er dasselbe unter seine drei Söhne u. es entstanden die drei schlessischen Herzogthümer Glogau, Breslau und Oppeln. Diese zerfielen später wieder in mehrere Theile, bis sie nach und nach unter böhmische Oberherrschaft kamen. — 3) W., Laskonogi, Herzog von Großpolen, war der Sohn Miecyslaus des Alten, welcher als der Gründer der großpolnischen Dynastie angesehen wird. Er regierte von 1202—32 und liegt in Posen in der Domkirche begraben. K—r.

Wojnicz, Stadt in Galizien, im bochnischen Bezirke, 2 Meilen westlich von Arnau. Hier wurde im Jahre 1655 nach dem Einfälle der Schweden unter Carl Gustav eine für die Polen unglückliche Schlacht geliefert. K—r.

Wolmar, Kreisstadt im Rigaer Bezirke des Guberniums Liefland am Flusse Wajda, 10 Meilen nordöstlich von Riga. Hier nahm im Jahre 1601 während des Krieges zwischen Sigismund Wasa von Polen und Karl IX. von Schweden der russische Feldherr Jamoski 2000 Schweden zugleich mit ihrem Anführer Ponte la Gardie gefangen. K—r.

Bujek, Jakob, berühmter polnischer Theolog unter Sigismund Wasa, wurde von protestantischen Eltern in Masowien geboren; durch eifriges Lesen der Schriften des Bischofs Hofius überzeugte er sich jedoch von der Wahrheit des katholischen Glaubens und lehrte zu demselben zurück. Er studirte dann Theologie an den Universitäten in Krakau und Wien, begab sich darauf nach Rom, wo er in den Jesuitenorden trat und dort zugleich Lehrer der Mathematik wurde. Nach dem Rückkehr nach Polen war er Professor der Theologie am Collegium in Pultusk. König Stephan Batory übertrug ihm darauf die Erziehung seines Brudersohnes Sigismund, und um in Siebenbürgen dem katholischen Glauben wieder Eingang zu verschaffen, gründete er in Klausenburg ein Jesuitencollegium, dessen Leitung W. anvertraute, so wie auch dieser später allen Stiftungen des Ordens in Polen und Litthauen vorstand. Ueberall verkündigte er eifrig das Wort Gottes, daß während seiner Predigten die Zuhörer meist bis zu Thränen gerührt waren. Mit Faustus Socinus unterhielt er sich öfter und kritisierte ihn.

Glauben, und obgleich es ihm nicht gelang, diesen verstockten Ungläubigen selbst zu bekehren, so doch wenigstens viele seiner Anhänger. Seine Zeitgenossen gaben ihm den Beinamen des polnischen Hieronymus. Er starb in Krakau im Jahre 1597. W. hinterließ viele Werke theologischen Inhalts, welche in Krakau, Posen und Wilna erschienen sind. Vom Papst Gregor XIII. beauftragt, besorgte er eine Uebersetzung der ganzen heil. Schrift in's Polnische, an der er 15 Jahre arbeitete und die von der Synode in Petrikau im Jahre 1607 als rechtmäßig anerkannt und in Polen eingeführt wurde. Vom Papste Clemens VIII. erhielt W. deshalb ein Belobungsschreiben und bis heute werden alle neueren polnischen Uebersetzungen der heiligen Schrift nach der Ausgabe von W., als der von der Kirche bestätigten, revidirt.

K—r.

## 3.

Zaborowski. — 1) W., Stanislaus, der älteste polnische Grammatiker, aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Er war zuerst Soldat, widmete sich später dem geistlichen Stande und wurde Kanonikus und Dekan in Aniejewo an der Warthe. König Alexander Jagello ernannte ihn im Jahre 1505 zu seinem Schatzmeister. Weiteres über seine Person ist nicht bekannt. Im Jahre 1529 erschien sein grammatisches Werk in lateinischer Sprache (Krakau bei Scharfenberg) unter dem Titel: „*Rudimenta grammatices linguae poloniae*“, welchem eine Abhandlung über polnische Orthographie aus einem früher verfaßten Werke von Jakob Barfos; aus Juraw: „*Cognitio commodosa polonorum linguae in scripto servitio*“ beigegeben ist; letzteres ist in der Universitätsbibliothek in Krakau im Manuscript zu finden und erst in neuerer Zeit wurde es von Eduard Raczynski (Posen 1830) veröffentlicht. — 2) J., Ignaz, polnischer Mathematiker unter Stanislaus August, war aus der Wojewodschaft Rothrußland gebürtig, erhielt seine Ausbildung bei den Piaristen, in deren Orden er trat und wurde dann Professor der Mathematik in Warschau. Im Jahre 1786 gab er ein sehr nützlich Werk über praktische Geometrie heraus, in welchem besonders die Feldmesskunst mit genauen Erklärungen und vielen erläuternden Zeichnungen berücksichtigt ist; 1787 erschienen seine Logarithmen für Schulen; beide Werke erlebten mehre Auflagen. J. starb im Jahre 1803.

K—r.

Zacharias, mit dem Beinamen der Scholastiker, ein christlicher Philosoph, dessen Blüthezeit gewöhnlich in die erste Hälfte des 6. Jahrhunderts gesetzt wird, studirte zu Alexandrien Philosophie und zu Berytus Rechtsgelehrsamkeit, übte die letztere eine Zeit lang vor Gericht, ward aber zuletzt Bischof zu Mytilene auf der Insel Lesbos. Unter den Philosophen, welche er zu Alexandrien gehört hatte, befand sich auch der Neuplatoniker Ammonius Hermida, welcher gleich andern Philosophen seiner Schule die Ewigkeit der Welt behauptete. An dieser Behauptung nahm J. Anstoß, indem er sie mit dem Dogma der Welterschöpfung (diese als zeitliches Hervordringen gedacht) für unvereinbar hielt. Daher schrieb er ein Gespräch unter dem Titel: Ammonius, weil er darin eben diesen Philosophen zu widerlegen suchte. Dieses Gespräch, welches auch zugleich von der Unsterblichkeit der Seele handelt, hat so viel Ähnlichkeit in Stoff und Form mit dem Gespräche des Aeneas Sazaeus, betitelt Theophrast, daß Manche vermuthet haben, J. möchte Verfasser beider Gespräche seyn. Allein der Ausdruck im Gespräche Ammonius ist blühender und rednerischer, als im Gespräche Theophrast. Es ist daher wahrscheinlicher, daß diese beiden Gespräche verschiedene Verfasser haben. Uebrigens ist ihr Gehalt von keiner sonderlichen Bedeutung. S.

riae Scholast. Ammonius s. de mundi opificia contra philosophos. G.

et latin. una cum Origenis Philocalia, herausgegeben von Joh. Larinus, Paris 1618 und 1624, 4. Auch ist dieser Dialog in der Ausgabe des Dial. Theophrast von Barth zu finden. — Ein anderes mehr theologisch-polemisch als philosophisches Werk von Z. über die beiden Grundprinzipien der Manichäer findet man lateinisch übersetzt in Canisii lect. antiq. T. I. p. 425 ss.

**Zakroczym**, Stadt im heutigen Königreiche Polen, im Bezirke Plock, am rechten Ufer der Weichsel. Hier waren im Jahre 1794 während des polnischen Aufstandes unter Kosciuszko häufige Gefechte zwischen den Polen und Preußen und im September 1831 nach der Einnahme Warschau's durch die Russen im letzten polnischen Insurrektionskriege war Z. einige Zeit Sitz der provisorischen Regierung.

K—r.

**Zebrzydowski**, Nikolaus, veranlaßte am Anfange des 17. Jahrhunderts die erste gewaltsame Empörung gegenüber der königlichen Macht in Polen. Nachdem er den mächtigen Johann Herburt und J. Radziwill auf seine Seite gezogen, kam es (nach dem Mißlingen einer von der andern Partei versuchten friedlichen Verständigung) zu einem Treffen bei Guzow in der Gegend von Radom im Jahre 1607, in welchem der König Sigismund Wasa zugleich mit den Großkronsfürstlichen Chodkiewicz und Jolkiewski die Auführer besiegte. Z. leistete dem Könige Abbitte und wurde darauf mit allen seinen Anhängern begnadigt.

K—r.

**Zelezniak** hieß der Anführer der Halbarmen, welche während der durch die Conföderation von Bar hervorgerufenen Unruhen im Jahre 1768 in den Wojewodschaften Kiew und Braclaw raubten und plünderten und in Gemeinschaft mit den Ukrainer Bauern eine große Anzahl polnischer Edelleute, Geistlicher und Juden mordeten. In der Gegend von Human traf Z. mit dem Kosakenanführer Gonta zusammen, den er, gegen ihn geschickt, überredete, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen, in Folge welcher sie das schreckliche Blutbad in der Stadt Human anrichteten (s. Gonta). Wie dieser erhielt auch Z. seine verdiente Strafe; er wurde durch List gefangen genommen, nach Rußland abgeführt und dort hingerichtet.

K—r.

**Zeus**, von Tarsus, ein stoischer Philosoph, Schüler des Chrysyppus (s. d.) und auch dessen Nachfolger in der stoischen Schule, hat nach dem Zeugnisse des Diogenes Laertius (8, 35) nur wenig geschrieben, aber viele Schüler gehabt. Er scheint daher als mündlicher Lehrer der Philosophie berühmter gewesen zu seyn, denn als philosophischer Schriftsteller. Auch ist keine Schrift mehr von ihm übrig. Nach dem Zeugnisse des Kumenius (Eusob. praep. evang. XV., 18.) war er der erste Stoiker, welcher das von seinen Vorgängern einstimmig angenommene Dogma von der Weltverbrennung als eine zweifelhafte Hypothese betrachtete. Sonst weiß man nichts von ihm.

**Zielince**, Dorf im Zaslauer Kreise des Guberniums Polhynien, 2 Meilen südöstlich von Zaslau. Hier wurde im Juni 1792 eine Schlacht geliefert zwischen den Polen unter dem Fürsten Joseph Poniatowski und den Russen unter dem General Markow.

K—r.

**Zielinski**, Konstantin, Erzbischof von Lemberg, krönte im Jahre 1705 den Wojewoden von Posen, Stanislaus Leszczyński in der Pfarrkirche in Warschau zum Könige von Polen, zugleich mit seiner Gemahlin Katharina Opalinska, trotz des ausdrücklichen Verbotes des Papstes und der Drohung mit dem Banne demjenigen Geistlichen, welcher sich zur Krönung eines neuen Königs bewegen lassen sollte.

K—r.

**Zimorowicz**. — 1) Z., Simon, einer der besseren polnischen Dichter unter Sigismund Wasa, war der Sohn eines wohlhabenden Lemberger Bürgers und starb in der Blüthe seiner Jahre 1629 in Krakau, wo ihm in der Säulenhalle des Dominikanerklosters ein schönes Denkmal errichtet wurde. Er hinterließ eine Sammlung Idyllen in polnischer Sprache (älteste Ausgabe, Krakau 1663, siehe Warschau 1770, Leipzig 1778 u. a.). Außerdem übersetzte er die Idyllen des griechischen Dichters Moschus (Krakau 1662). — 2) Z., Barthol

## B.

Wach. 140	Weil. 151	Wettenhausen. 157	Wissen und Glanzen.
Wagner. 143	Weilhelm. 151	Wettingen. 157	Wohlflecht. 174
Waigen. 145	* Weingarten. 151	Wevelsburg. 158	Wolf. 174
Waldeck. 145	Weissenau. 151	Weyarn. 159	Wolfgang. 174
Waldeemar. 148	Weissenbach. 151	* Wien. 159	Wolfratshausen. 17
Walderbach. 149	Weissenburg. 153	Wilberg. 160	* Wolga. 176
Waltenried. 150	Weissenhohe. 153	Wilhelm (Prinz). 163	* Würzburg. 176
* Walther. 150	Welser. 153	Wilhelm (Name). 164	* Wunder. 185
Wasseraltingen. 150	Welb. 155	Wiltau. 164	Wurmlingen. 188
Wegscheider. 150	Weltenburg. 157	Windberg. 164	Wydenbrugh. 189
Weihenstephan. 151	Werden. 157	Windsheim. 165	

## D.

Danke. 190	Deziben. 190	Dorfsee. 192	Dünnan. 192
------------	--------------	--------------	-------------

## E.

Ecateras. 192	Ecker. 194	Egler. 195	Eipferhaus. 188
Eängerle. 192	Eetterflebt. 194	Eimmer. 195	Eombor. 198
Eällinger. 193	Eeune. 195	Eimmermann. 196	Ewiefaltan. 198
Eenetti. 193			

## N a c h t r ä g e.

## A.

* Abendberg. 201	Ajog. 203	* Arab. 204	Aepach. 207
* Abzreiter. 202	Amann. 203	Ariegler. 205	Aitl. 207
* Adach. 202	* Anderloni. 204	Ajam. 206	Au. 207
Allersbach. 202	Andreas. 204	Ajch. 207	Aviau. 208
Altomünster. 203			

## B.

Batthyany. 212	Benger. 219	Beharting. 225	* Boffnet. 229
Baxenburg. 213	Bernlieb. 220	Biger. 226	Bramflon. 230
Beaulieu. 214	Beromünster. 220	Bibhausen. 227	Breitenau. 231
* Belgien. 216	Besson. 220	Blasendorf. 227	Bromme. 232
Bellefimi. 217	* Bettinelli. 222	* Bologna. 227	Brumauld deBeaure 234
* Bem. 218	Beuerberg. 225	Bonalb. 228	
* Benedictiner. 218			

## C.

Caballero. 236	Carlsburg. 245	Chiquintira. 249	Corneliusmünster. 1
Canellas. 242	Ceneda. 245	Christgarten. 249	Cusfta. 251
Capfi. 243	Chelm. 245	Christie. 250	Cignis. 252
* Carlos. 244	Cheverus. 246	Colbaz. 251	Cjanab. 252

## D.

Dammers. 253	Deutinger. 255	Difsbodenberg. 256	Dreyer. 257
Darifen. 254	* Deutscher Orden. 255	* Dniepr. 256	Dumonlin. 258
* Dembtneft. 254	Diakovar. 255	Drey. 257	

## E.

* Egger. 258	Emmerig. 259	* Eß. 260	Eßeve. 261
Elliot. 258	Echard. 260	Eßerhag. 260	Ewigelbrecht. 262

\* Heilaplan. 268  
\* Ferrara. 264  
Sibius. 264

\* Flores. 265  
Förster. 265  
Forbes. 265

Fontains Abbey. 266  
Fouquier. 266  
Franz Joseph I. 268

Franzberger. 268  
Friedrich. 268  
Furter. 270

\* Gacta. 271  
Gambrians. 272  
\* Ganges. 272  
Garnier. 273  
Geisenfeld. 275

\* Gense. 275  
Gerländer. 275  
Gloriot. 276  
Göbheim. 280  
\* Götze. 281

Göckl. 282  
\* Götter. 284  
\* Goldsch. von Gaimens-  
feld. 284  
\* Goldsch. 285

Graf. 285  
Grafrath. 286  
Gronet de Beauport. 287  
Grünhain. 288  
Guttenzell. 288

Gaas (Nicolans). 289  
Gaas (Carl). 289  
Gagenbach. 290  
\* Hannover. 291  
\* Gang. 294  
Gedenkaller. 296  
Heiligensthal. 298  
Getrich. 298

Gelens. 296  
Gellersberg. 299  
Gendel-Schö. 299  
Gerrenalb. 300  
Gerz. 300  
Gerz. 303  
Gerz. 303

\* Gessen-Darmstadt. 305  
\* Gessen-Rassel. 307  
Gezel. 310  
\* Götig. 311  
Gocheber. 311  
Göker. 311  
Goffmann. 312

Gohens. 312  
\* Gohens. Halben-  
burg. Gohenshof. 314  
Gohens. 314  
Gomeyer. 315  
Gottin. 316

### als Social

Imhof. 317

\* Indersdorf. 318

Irvingianer. 318

\* Jfber. 321

Jamp. 323

\* Jeffery. 324

Jomiel. 325

Kaiser. 330  
Kaisersheim. 331  
Kalthoff. 334

\* Karmel. 332  
Kapenmatt. 332  
Kanzungen. 333

Kemp von Ungerey. 334  
Kirchheimster Thal. 334  
Klayta. 335

Kraibronn. 336  
Kübel. 336  
Kuhn. 337

\* Lamb. 337  
Lafant. 338  
Ledebur-Bisch. 339

Leibes. 340 \*  
\* Leoben. 340  
Lischner. 340

Linder. 341  
Lipp. 342  
\* Lorch. 343

\* Lunzville. 347  
Lwoff. 347

Marheineke. 348  
Marienberg. 349  
Maria-Kalm. 350  
\* Martinswand. 350

Mayr. 355  
Michelsen. 357  
Michelfeld. 357  
Michelsberg. 357

Montevilla. 357  
\* Moromon. 358  
Roy. 359  
Ruchar. 359

Rüchsmünster. 360  
Ruro. 360  
Rurcharbt. 363

Reusfetter. 364  
Reusfist. 365

Reven. 365

Rischke. 366

\* Nordpolerpeditionen.  
368

Darler. 367  
\* Dödenheim. 368  
\* Dehlenschläger. 368  
Dehringen. 368  
Deiberg. 369

\* Deisterreich. 370  
Deisterreicher. 373  
\* Dfen. 374  
Dlaf. 374  
\* Disten. 377

\* Dimig. 378  
Drfin. 378  
\* Demantisches Reich. 382  
Ditrag. 386  
Ditar. 387

Dralfsäure. 387  
Drarinsäure. 388  
Dynam. 388  
Dyl. 388



- |                  |                   |                   |                  |
|------------------|-------------------|-------------------|------------------|
| Pahl. 390        | Pérignon. 403     | Pflam. 415        | Pompignan. 425   |
| Paraklet. 392    | Periosteum. 403   | Philtrum. 416     | Portal. 426      |
| Paris. 392       | Permission. 404   | Phonolith. 417    | * Portugal. 427  |
| Pedriarias. 394  | Permofer. 405     | Phraates. 418     | Potschajew. 427  |
| Pehnenches. 394  | Perry. 405        | Picard. 420       | Pram. 427        |
| Peiresc. 396     | Perjan. 406       | * Piccini. 420    | Preller. 428     |
| Peikhoven. 397   | * Persien. 406    | Picus. 421        | * Breußen. 430   |
| Pellegrini. 398  | * Peruzzi. 408    | * Bindemonte. 422 | * Priestley. 441 |
| * Pelletan. 399  | Pesade. 409       | Pinto. 422        | Pringle. 441     |
| Penni. 399       | Pesello. 410      | Pittus. 423       | Probst. 442      |
| Pennypost. 399   | Pesne. 410        | Planketten. 424   | Procaccini. 442  |
| Penrose. 400     | Petershausen. 411 | Plattdeutsch. 424 | Proust. 443      |
| Penzel. 400      | Pether. 411       | Pleyer. 425       | Prudhon. 444     |
| Peregrinade. 402 | Petit-Radel. 412  | Plunkett. 425     | Bynne. 444       |
| Pereira. 402     | Petri. 412        | Pococke. 425      | Puget. 444       |
| Perger. 402      | Pfenfer. 414      |                   |                  |



- |                         |             |                           |             |
|-------------------------|-------------|---------------------------|-------------|
| * Quadrupelallianz. 445 | Quarin. 446 | Quatremère de Quincy. 446 | Quiros. 447 |
| Quarantania. 446        |             |                           |             |



- |                          |                     |                             |                          |
|--------------------------|---------------------|-----------------------------|--------------------------|
| Rab. 448                 | Regnault. 469       | Ribeyro. 485                | Robbe. 495               |
| Rabemader. 448           | Reichard. 469       | Ricardo. 486                | Robe. 497                |
| * Rabowiß. 448           | * Reichenau. 470    | Riccioli. 486               | Roebuck. 497             |
| Raigern. 448             | * Reichenstein. 471 | Richard. 487                | Roelas. 498              |
| Raimund von Sabunde. 448 | Reimerfon. 471      | Richard von St. Victor. 487 | Römische Philosophie 498 |
| Ramazzeni. 449           | Reisach. 471        | Richerand. 488              | Röffer. 500              |
| Ramillies. 449           | * Reising. 472      | Ridiger. 488                | Roppelt. 501             |
| Ramme. 449               | * Reiskunß. 473     | Riedel. 489                 | Rosenstein (Schloß). 1   |
| Ramond. 450              | Relatoriam. 479     | Riedkapelle. 489            | Rosenstein (Berg). 1     |
| Ramorino. 451            | Reuchthal. 479      | Riegg. 490                  | Rosse. 504               |
| Ramsau. 455              | Resewiß. 480        | Ringseis. 491               | Rost. 505                |
| Ranzau. 455              | * Rettig. 480       | Rittenhause. 492            | Rothenberg. 505          |
| Rapin. 456               | * Reusch. 481       | Rizzi. 493                  | Ruggeri. 506             |
| Ratisbonne. 456          | Reuß. 482           | Robert. 493                 | Rupprecht. 506           |
| Ray. 465                 | Reynolds. 483       | Robinet. 494                | Ruß. 507                 |
| Rebmann. 466             | Rheinsburger. 484   | Rochon. 494                 | Rußsch. 507              |
| * Reben. 466             | Ribalta. 484        |                             |                          |
|                          | * Ribeaupierre. 484 |                             |                          |



- |                       |                           |                    |                      |
|-----------------------|---------------------------|--------------------|----------------------|
| Sabatelli. 506        | Schmitz, Grollenburg. 537 | Seelmann. 556      | Sieber. 566          |
| Sachs. 509            | Schnaß. 540               | * Seericht. 557    | Siegen. 567          |
| * Sachsen. 512        | * Schnurrer. 540          | Seidendruck. 557   | Simurg. 567          |
| Sabl. 530             | Schöll. 544               | Seifengebirge. 558 | Sinclair. 568        |
| * Saïat. 530          | Schönenberg. 546          | Seligenporten. 558 | Sittichenbach. 568   |
| Salm. 531             | * Schönthal. 547          | Seligenthal. 558   | Sklavenriege. 568    |
| Sanchez. 532          | Schoner. 547              | Emitten. 558       | Söllingen. 569       |
| * Sanct Bernhard. 533 | Schorndorf. 548           | Sennfelder. 559    | Sofala. 570          |
| Sardinien. 533        | Schramm. 549              | Seon. 560          | Solitudo. 570        |
| Sarepta. 534          | Schubert. 549             | * Seuche. 560      | Southemer Höhle. 571 |
| Sarmizegethusa. 534   | Schülzburg. 549           | Severino. 561      | Soot. 572            |
| Scala. 535            | * Schumla. 550            | Seydelmann. 562    | Soran. 573           |
| * Schadow. 535        | * Schweben. 551           | Sgricci. 562       | Spath. 573           |
| Schamhaupten. 536     | * Seckenbof. 554          | Sharp. 562         | Sprenger. 574        |
| Scharfrichter. 536    | Seergeße. 555             | Shenrome. 563      | Stael-Helstein. 575  |
| ßenberger. 536        |                           | * Sicilien. 564    | Stanguelius. 577     |

77  
78  
d. 579

Stauſſ-Brüſſ'ſcher Proſ.  
jeſ. 579  
\* Stephenſon. 520  
Stibar. 620

Storr. 621  
\* Strauß. 622  
Sultze. 623  
Sulz. 627

Suzabaya. 623  
\* Sytheſtamm. 623  
Syrian. 623  
Spalla. 629

**T.**

jae. 629  
. 629  
930  
630  
631  
632  
633  
e. 635  
635  
636  
636  
l. 636  
gie. 637  
. 637  
ris. 637

Thanner. 638  
Themiſtos. 638  
\* Theon. 639  
Theonomie. 639  
Theoplaſt. 640  
Thévoigne de Méricourt.  
640  
Thraſyllus. 641  
Thraſymachus. 641  
Thron. 641  
\* Thüringen. 641  
Thürmer. 644  
Thulba. 645  
Thurneiſer zum Thurn.  
645

Tiedemann. 645  
Tieftrunk. 646  
Tiepola. 647  
\* Tiers ſtat. 647  
Tinctur der Philoſophen.  
648  
Tiraboſchi. 648  
\* Tirol. 649  
Tittel. 649  
Tittmann. 649  
Tittmoning. 652  
Toalbo. 652  
Torti. 652  
Treiben. 653  
Trepow. 653

Trenbuh. 653  
Trene. 657  
Trieſfeder. 658  
Trieſneder. 660  
Trieſglaw. 660  
\* Trollhätta. 660  
Tronchin. 660  
Tropendorf. 661  
Trügſchler. 662  
\* Tſchuwachen. 663  
Tubela. 663  
Türkheim. 663  
Tugendgenie. 664  
Tugendgeſetz. 664  
Tychſen. 668

**U.**

39  
henb. 670  
171  
672  
672  
jerzog). 673

Ulrich (Name). 673  
Ulug Beg. 673  
\* Ungarn. 674  
Union. 724  
Untverſalten. 767  
Unlingen. 768

\* Unſchuldige Kinder. 768  
Uraſch. 768  
Urawogda. 771  
Urban. 772  
Urſe. 772

Urſprung. 773  
Urſulaberg. 774  
Uſlofen. 774  
Uttenheim. 774  
Uttenweiler. 775

**V.**

b. 776  
776  
ri. 777  
re. 777  
s. 777  
ill. 777  
778  
78  
179  
r. 779  
779  
30  
ung. 780

Verbrecher-Colonien. 781  
Verdienſt. 781  
\* Vereinigte Staaten  
Nordamerika's. 781  
Verfall. 782  
Vergnügen. 782  
Verſehen. 783  
\* Verſör. 783  
Verlaſſung. 784  
\* Verona. 785  
Verrocchio. 785  
Verſchleimung. 785  
Verſärfungsrecht. 786

Verwahrtheit. 786  
Verzinnen. 786  
Vicq-b'Aggr. 787  
Vieſh. 787  
Villanne. 788  
Villers. 788  
Vinet. 789  
Viothl. 790  
Vitet. 790  
Vitrunga. 790  
Vithlypſki. 791  
Vogel. 791  
Vogelſchießen. 791

Voght. 791  
Volſthum. 792  
Voran. 792  
Vorherr. 792  
\* Vorſtellung. 793  
\* Vorurtheil. 794  
Vos. 795  
Voſtermans. 795  
Vonet. 795  
Vox populi, vox Dei.  
796  
Vuarin. 796  
Vukovar. 797

**W.**

797  
ber. 797  
l. 798  
99  
rch. 800  
tigfeit. 800  
mung. 801  
Anlichkeitsrech.  
801  
en. 802  
ei. 803  
che oder rumä.  
Literatur. 804  
rr (Könige). 808

Waldemar (der Falſche).  
809  
Waldenburg. 809  
Wandt. 811  
Wangen. 814  
Wapanachſi. 815  
Ward. 815  
Wartſchauſen. 823  
Watelet. 823  
Weeninf. 823  
Weigel. 824  
Weinhold. 824  
Weiſß (Chriſtian). 824  
Weiſß (Fr. Rud. v.). 825  
Weiſſenbach. 826

Wemding. 826  
Wendler. 827  
Weming-Jugenheim. 827  
Wepfer. 827  
Werber. 827  
Werthof. 828  
Weſſely. 828  
Wetterſtedt. 828  
Weyhern. 829  
Wichmann. 829  
Wibmer. 830  
Wiegler. 830  
\* Wien. 830  
Wiſenſelig. 844  
Williamov. 844

Winkell. 844  
Winkow. 845  
Winter (Seeſelb). 845  
Winter (Dichterin). 846  
Winter. 846  
Wittenagenot. 847  
Woiwobina. 848  
Wolfart. 850  
Wolfram. 850  
\* Wordsworth. 851  
Wynna. 851  
Wrisberg. 851  
\* Württemberg. 852  
Wurzer. 857



## X.

Xenarch von Seleucia. 938 | Xenophilos. 938 | Xintoo, ober Eintorelligon. 93

## Y.

Yelin. 939 | Yeman. 939 | Young. 939

## Z.

Zachias. 940	Zanardo. 943	Zengg. 949	Zöpsl. 951
Zacutus Rustanus. 940	Zapolya. 943	Zenodotos. 949	Zolleinigung. 951
Zadof. 941	Zappl. 944	Zernitz. 949	Zugsvitz. 962
Zaffarin-Inseln. 941	Zedlitz. 944	Zengnis. 949	Zuiderburg. 962
Zagori. 941	Zeiriden. 945	Ziela. 950	Zurückdrängung. 9
Zajonczek. 942	* Zeitrechnung. 945	Zimmermann. 950	Zwang. 964
Zambecari. 943	* Zenetti. 949	Zircs. 951	

## Neueste Einläufe.

## A.

Albrecht. 965	Anna (Gemahlin d. Vladislaus Jagello). 966	Antonin. 967	Aufeinanderfolge. 97
Alexander. 965	Anna (die Jagellone). 966	Apelmann. 968	Auffündigung. 97
Alerota. 966	Anna (Gemahlin des Sigismund Mafa). 967	Appenzeller. 968	* August der Jag 972
Altembas. 966	Anna (schwedische Prinzessin). 967	Archielewski. 970	Ausschließung. 97
Andruszow. 966	Anna (polnische Prinzessin). 967	Arnheim. 970	Avellino. 973
Angerburg. 966		Arwallische Brüder. 970	Avocatorien. 975
Anfwitz. 966		Arr. 970	Azais. 975
Anna Albona. 966		Atheste. 971	

## B.

Bacciarelli. 975	Bereńeczko. 979	Boleslaus (Chrobry). 982	Bornslawski. 983
Bambettini. 975	Bethune. 979	Boleslaus (der Kühne). 982	Braclaw. 983
Bambini. 976	Birfowski. 979	Boleslaus (der Kranke). 982	Braun. 983
Barbara Zapolla. 976	* Bigins. 979	Boleslaus (Krzyszowski). 982	Brudac. 984
Barbara. 976	Bobowski. 980	Boleslaus (der Schamhafte). 982	Brudzewski. 984
Bartolini. 977	Bobrusk. 980	Bona. 982	Brzesc. 984
Batoni. 978	Bochnia. 980		Buczacz. 984
Baturin. 978	Bogusal. 980		Buonviso. 984
Befiesz. 978	Boguslawski. 980		Busko. 985
Belcour. 978	Bohomoler. 981		Bazan. 985
Berbyzew. 979			

## C.

Cäcilie Renate. 985	Chencin. 986	Constantia. 988	Crescenzi. 990
Canaletto. 985	Chmielnicki. 987	Conté. 988	Cresconius Gerippus. 991
Canstatt. 985	Chrepowicz. 987	Corbas. 989	Czech. 991
Cecora. 986	Chroscinski. 987	Coriolano. 989	Czechowicz. 991
Cellarius. 986	Cichowski. 987	Coronarius. 990	Czernichow. 991
Charfo. 986	Conföderation in Polen. 988	Cortereal. 990	Czernowiec. 991
Charnaffe. 986		Crafft. 990	Czerst. 991

## D.

Dalrymple. 992	Dankelmann. 992	Darwin. 993	* Delbrück. 993
Danafil. 992	Darcet. 992	Dea bona. 993	Derselben. 993

994	Dolabella. 997	Dorothea. 998	Droschowski. 998
994	Dombrowla. 998	Drewicz. 998	Dubois de Montpérenx. 998
994	Domesnas. 998	Drey. 998	Dünaburg. 999
rg. 994	Dorochojczyk. 998	Drohobicz. 998	Duob. 999
197	Doroszenko. 998	Drohojewski. 998	

**E.**

00	Elisabeth (Tochter des Otto Pilecki). 1001	Eller. 1002	Engeström. 1003
1001	Elisabeth (Gemahlin Kaiserin v. Jagell.). 1002	Emenfl. 1002	Entdeckungsgreifen. 1003
101	Elisabeth (Gemahlin August v. Jagell.). 1002	Engelbrechtsen. 1002	Ernbtel. 1008
1001		Engelschall. 1002	Eitmüller. 1008
Plafowna.			

**F.**

Victor. 1008	Falk. 1010	Felth. 1011	Fischhausen. 1013
(Hier.). 1008	Fantucci. 1010	Felinski. 1012	Flotte. 1013
(Billh.). 1009	Farinelli. 1010	Ferd.-ed.-Dir. Mitar. 1012	Franklin. 1014
1009	Faup. 1010	Fermor. 1012	Fredro. 1020
009	Favler. 1011	Finkenstein. 1012	Friedrich. 1021
1010			

**G.**

1021	Galluchowo. 1024	Goffewski. 1026	Grochowski (General). 1027
1021	Gomolla. 1024	Goslyn. 1026	Grutkins. 1027
1023	Gonta. 1024	Goslyna. 1026	Grzempski. 1027
. 1023	Goplo. 1025	Grabowski. 1026	Güßlaf. 1027
1023	Gorka. 1025	Grawendal. 1027	Gühran. 1028
1023	Gornicki. 1025	Grochowski (Dichter). 1027	Gura. 1028
24	Goroff. 1025		Gurgao. 1028
1024			

**H.**

1029	Hellsberg. 1030	Heinrich (der Reichthafene). 1030	Horobczyna. 1031
029	Heinrich (Bischof). 1030	Hela. 1031	Horoblo. 1031
lein. 1029	Heinrich (der Wärtige). 1030	Helena. 1031	Hortig. 1031
1029	Heinrich (der Fromme). 1030	Herberstein. 1031	Humann. 1032
ca. 1030		Helowczyu. 1031	Hussowlan. 1032
n. 1030			
iff. 1030			

**I.**

als Sozial.

. 1033	Inowracław. 1033	Insterburg. 1033	Iwabella. 1033
--------	------------------	------------------	----------------

**Joh.**

iska. 1033	Janowicz. 1035	Johannes von Dulla. 1036	Judith (erste Königin von Polen). 1037
n. 1033	Janozki. 1035	Johann Kanty. 1036	Judith (Gemahlin des Blabisius Hermann). 1037
1034	Januzjewski. 1035	Johann Albert Wasa. 1036	Jungingen. 1037
iff. 1034	Jarzanski. 1035	Jonkon. 1036	
iff. 1034	Jasinski. 1035	Josephine Maria. 1037	
1034	Johandl. 1035		
1035			

**K.**

Berge. 1037	Karl Ferdinand Wasa. 1038	Karpinski. 1038	Katharina (v. Jagellone). 1039
. 1037	Karl (Herzog v. Sachsen und Polen). 1038	Karpowicz. 1038	Katharina Leszczynska. 1039
1038		Kasimir. 1038	
. 1038		Kapellan. 1038	

Kettler. 1040	Kobryn. 1043	Konieczpolski. 1047	Kraffowski. 1050
Kicinſki. 1040	Kochanowski (Johann). 1043	Kontski. 1047	Krempak. 1050
Kielce. 1040	Kochanowski (Peter). 1044	Kopczynski. 1047	Kreuzbeil. 1050
Kilinski. 1040	Kochanowski (Andreas). 1044	Kopec. 1048	Kromer. 1050
Kimbar. 1041	Kochowski. 1044	Kordecki. 1048	Krotoszyn. 1051
Kirylica. 1041	Ködelin. 1044	Korfun. 1048	Krupczyce. 1051
Klasice. 1041	Kohlschur. 1044	Kosjafowski. 1048	Krupc. 1051
Kliszow. 1041	Kojalowicz. 1045	Kozienice. 1048	Kruswica. 1051
Klonowicz. 1042	Kokenhausen. 1045	Kozłowski. 1049	Krzemieniec. 1051
Kluf. 1042	Kollontaj. 1045	Kozmin. 1049	Krzycki. 1051
Kluzyn. 1042	Komarzewski. 1046	Krajewski (Johann). 1049	Kubak. 1052
Knapaki. 1043	Konarski. 1046	Kraſiński (Adam). 1049	Kulczynski. 1052
Kulogzin. 1043		Kraſińska. 1049	Kunigunde. 1052
Kulczyn. 1043		Kraſnyſkaw. 1049	Kuzma. 1052
Kobierzycki. 1043			

## Q.

Łabian. 1053	Łeszna. 1054	Łisganić. 1057	Łubienicki. 1058
Łabiszcin. 1053	Łewartow. 1054	Łisiewska. 1057	Łubieński. 1058
Łandstrone. 1053	Łerycki. 1054	Łissa. 1057	Łud. 1058
Łasfi. 1053	Łeban. 1055	Łisowski. 1057	* Łubomirski. 1059
Łauenburg. 1054	Łinowski. 1055	Łisowskiſche Truppen. 1058	Łudgarba. 1060
Łazinski. 1054	Łipinski. 1055	Łomża. 1058	Łukasfi. 1060
* Łech. 1054	Łipomani. 1055	Łowicz. 1058	Łusina. 1060
Łenczyka. 1054	Łipowiec. 1055	Łojniſki. 1058	Łyszczynski. 1060
Łeszef. 1054	* Łipp. 1055		

## M.

Maciejowice. 1061	Maryna Mniszej. 1066	Mieczysław. 1070	Montkuł. 1076
Malczewski. 1061	Mascagni. 1067	Mines. 1071	Montwyp. 1077
Mabalinſki. 1061	Mayer. 1067	Mionczynski. 1072	Morrell. 1077
Magdeburgiſches Recht. 1062	Melſzyn. 1068	Mir. 1072	Morſzyn. 1077
Maria Kaſimira. 1062	Memmius. 1068	Mirer. 1072	Mosforzewski. 1078
Maria Lejſchneka. 1063	Mencinski. 1068	Migler. 1074	Moskowska. 1078
Marilley. 1063	Mendog. 1069	Mniszej. 1074	Mofajef. 1078
Martinus Gallus. 1065	Merecz. 1069	Mobrzewski. 1074	Mosciaw. 1078
Martin Zwocznyf. 1065	Mejeris. 1069	Mohlew. 1075	Mucante. 1078
Martinus Polonus. 1065	Meyer. 1069	Molobeczna. 1075	Müglisch. 1078
Martin v. Diuſz. 1066	Miafowski. 1070	Monczynski. 1075	Müller (Göleſin). 1083
Martin von Urjendow. 1066	Michalow. 1070	* Montalembert. 1075	Müller (Laurentius). 1083
	Miechow. 1070	Montauer Spitze. 1076	
	Miechowſki. 1070	Montf. 1076	

## N.

Nafel. 1084	Neçe. 1084	Nieſiecki. 1085	Nowogorod Siemci. 1085
Naruszewicz. 1084	Niemierow. 1084	Njewicz. 1085	

## O.

Obertyn. 1085	Ojcow. 1089	Orzechowski. 1091	Owiecimski. 1093
Ochinus. 1085	Okoſki. 1089	Orzelſki. 1092	Otwinowski (Valeri). 1093
Oſfenbein. 1086	Olgierb. 1089	* Orski. 1092	Otwinowski (Graz). 1093
O'Connot. 1087	Olfnez. 1090	Ortog. 1092	Owſinski. 1093
Ogto. 1087	Opalinski. 1090	Ortogski. 1092	Ozorkow. 1093
Odryfon. 1087	Opec. 1090	Ortowa. 1092	
* Oerfel. 1087	Orlowski. 1090	Ortowski. 1092	
Ogier. 1089	Ormaner. 1090	Owiecim. 1093	

## P.

1093	Paprocki. 1095	Pastorius. 1096	Petricy. 1100
1094	Parfany. 1095	* Peel. 1096	Pfänger. 1101
	Partenay. 1095	Perfal. 1099	Phosphorsäure. 1100
Barberſelle.	Paffel. 1095	Perſo. 1099	Piaſcki. 1103
	Paffarga. 1096	Petiti di Corſto. 1099	Piekarſki. 1103

zef. 1103  
p. 1103  
va Scala. 1103  
osk. 1104  
1104  
ic. 1104

Bisz. 1104  
Bramowicz. 1105  
Btkor. 1105  
Platilan. 1105  
Poczobut. 1105  
Pobhajce. 1106

Pobhorce. 1106  
Polaniec. 1106  
Poninsky. 1106  
Porter. 1107  
Prewoloczna. 1107  
Propojok. 1108

Prosk. 1108  
Przemysl. 1108  
Przybylski. 1108  
Pulaw. 1108  
Pulawy. 1108  
Pupiger Bied. 1108

R.

lein. 1109  
lce. 1109  
acher. 1109  
yce. 1109  
owski. 1109  
will. 1110  
1110

Raszyn. 1110  
Rawa. 1110  
Rawicz. 1110  
Reifen. 1111  
Rej. 1111  
Rellewski. 1111  
Rensfib. 1111

Rogalinski. 1111  
Romowe ob. Romnowe.  
1112  
Rottmann. 1112  
Rubinkowski. 1114  
Rubowski. 1114  
Rubomina. 1115

\* Rugendas. 1115  
Rugiero. 1118  
Ryński. 1118  
Rzanczynski. 1118  
Rzeszow. 1118  
Rzewuski. 1118

S.

1119  
za. 1121  
z. 1122  
ann. 1122  
. 1123  
r. 1123  
i. 1123  
li. 1124  
w. 1124  
1124  
in. 1124  
l. 1125  
. 1126  
erg. 1127  
t. 1127

\* Schmittgenner. 1127  
Schnabel. 1128  
Schuyder von Warten-  
see. 1128  
Schweizer. 1129  
Sefuchan. 1129  
Starzynski. 1129  
Stankowicz. 1130  
Stankawa. 1130  
Stanski. 1130  
Stewer. 1130  
Stewicz. 1130  
Strenski. 1130  
Starga. 1130  
Strawieck. 1131

Strzetuski. 1131  
Stawta. 1131  
Sleszowski. 1131  
Slowacki. 1131  
Smorgonka. 1132  
Smuglewicz. 1132  
Snell. 1132  
Sniatyn. 1133  
Sokolnicki. 1133  
Soldan. 1134  
Sollgnac. 1134  
Soltki. 1134  
Sonnenberg. 1134  
Sophie. 1135  
Souches. 1135

Stachelberg. 1135  
Starowolski. 1136  
Statorius. 1136  
Strawinski. 1136  
Steiger. 1136  
Stolz. 1138  
Strucki. 1139  
Studa. 1139  
Stäbe. 1140  
Suczawa. 1143  
Suwasl. 1143  
Szwedki. 1143  
Szwedki. 1143  
Szwedki. 1144  
Stym. 1144

T.

berg. 1144  
. 1144  
rob. 1144  
ol. 1145

Tarnow. 1145  
Tefely. 1145  
Tenczynski. 1145  
Tcheiner. 1145

Tiller. 1148  
Terespöl. 1148  
Tertor. 1148  
Tomicki. 1148

Tormassow. 1148  
Troc. 1149  
Tyloctn. 1149  
Tyzowce. 1149

U.

h. 1149

Umlaszowski. 1149

Ungler. 1149

Ustrzycki. 1149

V.

l. 1150

Vitello. 1150

Vitri. 1150

Vorher. 1150

W.

1151  
. 1151  
fi. 1151  
. 1151

Warszewicki. 1152  
Wassenberg. 1152  
Weidmann. 1152  
Welan. 1153

Wesłowa. 1153  
Widmer. 1153  
Wierzycki. 1154  
Witold. 1155

Wladislaw. 1155  
Wojnicz. 1155  
Wolmar. 1155  
Wujek. 1155

Z.

wski. 1156  
as. 1156  
ym. 1157

Zbrzybowicki. 1157  
Zelegniał. 1157  
Zielinsce. 1157

Zielinski. 1157  
Zeno. 1157  
Zimorowicz. 1157

Zinow. 1158  
Zurawno. 1158  
Zytomir. 1158

Im Verlage von G. J. Manz in Regensburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Bibliothek für die reifere christliche Jugend.** 10r Bb. Auch u. d. Titel: **Die Waise aus Moskau, oder die jugendliche Griecherin.** Eine Erzählung aus den Zeiten des letzten französischen Krieges. Nach dem Französischen von **N. della Torre.** Mit einem Stahlstiche. 8. geh. 48 kr. od. 12 gr.

Die früher erschienenen neun Bände: Geschichte der Maria Stuart. — Geschichte der Jungfrau von Orleans. — Die letzten Tage von Pompeji. — Saphira, die jüdische Jungfrau. — Marie, der Engel auf der Erde. — Fenelon, Erzbischof von Cambrai. — Ernestine. — Begebenheiten und Eroberungen des Ferd. Cortez. — Geschichte der Kreuzzüge kosten à 1 fl. od. 16 ggr.

**Buch, das, der Wahr- und Weissagungen.** Eine vollständige Sammlung aus den Schriften aller wichtigen Propheten und Seher der Gegenwart und Vergangenheit, namentlich aus jenen von Ailly, Bischof Müller, Peter Turrel, Richard Roussat, Theodatus Philipp Oltvarius, Bartholomäus Holzhauser, Hermann von Lehnin, Simon Speer, vom hl. Malachias, vom hl. Casarius, Abt Werdin, Hieronymus Botin, Cazotte, dem Eltschen Jungen, dem Bauer Jasper, Spielbähn, der Seherin von Marseille, Papst Gregor XVI., Lubwilla Ghemel, der Schwester Nativitas, Lenormand, einer alten Nonne, Martin, Cardinal Laroche, Chateaubriand, Lady Stanhope, der hl. Hildegard, von einem ehrwürdigen Bruder, einem Einsiedler, dem Mönche Hilarion, Amur Buharba, Göres, Nostradamus, Jadel, König Sigismund von Ungarn, Methodius, Nicc. u. mit Wahrsagungen über Jerusalem, Orval, über das Ende der Welt, über Oesterreich, Amerika, Frankreich, Italien, England, Rußland, Polen, Dänemark, der Schweiz, Deutschland, über die Seestädte, über das Jahr der Zerstreuung, der Sammlung und über das Jahr des Hammers, über das Aufeinanderfolgen der Weltreiche und über den Antichrist nebst auffallenden Vergleichen und eigenthümlichen Berechnungen. Auch u. d. Titel: **Kann es Prophezeiungen geben? Gibt es Prophezeiungen? Welche gibt es?** Mit vollständigen Erklärungen aller bisher bekannten und vieler bisher noch unbekanntem und ungedruckten Wahrsagungen nebst Biographien der wichtigsten Seher. 2te, vollkommen umgearbeitete u. vielfach verm. u. verb. Aufl. 2 Bde. gr. 8. geh. 2 fl. 30 kr. od. 1 Thlr. 12 gr.

**Gaume, J., Rom in seinen drei Gestalten, oder: das alte, das neue und das unterirdische Rom oder die Catacomben.** Aus eigener Anschauung geschildert. Mit den Plänen des dreifachen Roms. Aus dem Französischen. 1—3r Bb. Mit einem Plane der Stadt Rom. gr. 8. geh. à 1 fl. 48 kr. od. 1 Thlr. 3 gr.

— dasselbe. 4r Bb. Auch u. d. Titel: **Geschichte der Catacomben in Rom.** Mit einem Plane der Catacomben. gr. 8. geh. 2 fl. 15 kr. od. 1 Thlr. 9 gr.

**Sporckil, J., Geschichte der Deutschen von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage.** Mit 1 Stahlstiche u. mehr als 100 Holzschnitten. 1r u. 2r Bb. (1—168 Hest.) Per. 8. Velinp. 6 fl. 24 kr. od. 4 Thlr.

Wenn je eine Zeit ernste Mahnung an die Vergangenheit bedürfte, so ist es die unsrige, in welcher die ganze Verfassung, ja alle Geschicke des gemeinsamen deutschen Vaterlandes neu gestaltet werden sollen, leider aber jetzt im äußersten Grade bedroht sind. Es dürfte daher zu keiner Zeit das Erscheinen einer Geschichte der Deutschen so im rechten Augenblicke eintreten, als das dieser Geschichte, in welcher zwar den Großthaten der Altvordern die gebührende lebendige Schilderung geworden, aber auch klar nachgewiesen ist, wie vom Anfange an, bis herab in die Gegenwart die Keime der Uneinigkeit ausgeblühet und großgezogen worden sind. Es lehrt daher diese Geschichte der Deutschen: Nachsehern in gleichem Grade wie Vermeiden, hält sich vom Vergöttern gleich fern wie vom Verkehren, und darf daher ein Rationalwerk genannt werden, wie unsere Zeit es bedarf. —

**Triumph der Christkatholischen Religion.** Von der Geburt unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi bis zum Jahre 1829. Neu aufs Neue sorgfältig verb. und verm. Aufl. von C. E. Goldmann. 2 Bde. gr. 8. geh. 4 fl. od. 2 Thlr. 8 gr.

